Weber, Georg

Lehrbuch der Weltgeschichte mit besonderer Rücksicht auf Cultur, Literatur und Religionswesen und einem Abriß der deutschen Literaturgeschichte als Anhang ; für höhere Schulanstalten und zur Selbstbelehrung
Bd.: 1

1888

Lehrbuch der Weltgeschichte.

Erster Band.

Lehrbuch

der

Weltgeschichte

von

Georg Weber

Doctor der Philosophie und der Theologie, Commandeur des Zähringer Löwenordens.

Erster Band.

Zwanzigste Auflage

durchgängig revidirt, verbessert und fortgeführt.

Mit einem vollständigen Namen- und Sachregister

als Anhang dem ersten Bande beigegeben.

Leipzig

Verlag von Wilhelm Engelmann

1888.

Mein Leben und Bildungsgang.

Als Vorrede

zu der

zwanzigsten Auflage des Lehrbuchs der Weltgeschichte.

Den

Freunden und Gönnern des Buches

gewidmet.

Gerecht sein gegen jede aufrichtige Bestrebung
ist wahre Humanität.

Zwischen der neunzehnten und zwanzigsten Auflage dieses Lehrbuchs ist ein etwas längerer Zeitraum verflossen, als bei den früheren Auflagen der Fall war. Ich hatte gehofft der Universität Ruperto-Carola eine Jubiläumsausgabe darbieten zu können; so muß ich mich mit einer nachträglichen Huldigung begnügen. Wie groß auch immer die Zahl der Festschriften gewesen ist, durch welche Freunde und Angehörige der Alma-Mater am Neckar bei der fünften Säcularfeier ihren Gefühlen des Dankes und der Pietät Ausdruck gaben; wie viele Widmungen von Werken wissenschaftlicher Natur und von Gelegenheitsschriften verschiedenen Inhalts der Heidelberger Hochschule zu Theil geworden sind; ein Lehrbuch der Weltgeschichte, das hauptsächlich in der geistigen Atmosphäre der rheinpfälzischen Musenstadt seinen Ursprung und seine Geburtsstätte gehabt hat, wäre nicht ungeeignet gewesen, in der Zahl der Huldigungsgaben einen Platz zu finden. Allein die Zeit war noch nicht gekommen. Dem Buche selbst sollte jedoch daraus kein Schaden erwachsen. Ich gewann dadurch Zeit, eine um so sorgfältigere erneute Prüfung und Ergänzung des Werkes vorzunehmen. Das Buch ist in der 20. Auflage überall bis auf die neueste Zeit fortgesetzt, einer gründlichen Durchsicht und Ergänzung sind nicht nur die politischen, sondern namentlich auch die literarhistorischen Theile unterzogen worden; ganz neue Abschnitte über die scandinavische, russische, ungarische Literatur, die technischen Erfindungen der Neuzeit, die geographischen Entdeckungen, die deutsche Colonialpolitik sind hinzugekommen. Ich hatte ferner Gelegenheit, aus dem neuesten Band von Mommsens römischer Geschichte, sowie aus dem 6. Band der römischen Geschichte von Ihne, aus den nachgelassenen Schriften zur deutschen Geschichte von Nitzsch, aus den letzten Perioden der Ranke'schen Weltgeschichte, aus der deutschen Geschichte von Treitschke und anderen neueren Werken manche Frucht einzuheimsen, die der zwanzigsten Auflage des gegenwärtigen Lehrbuchs zu statten kam und die Summe meiner eigenen Kenntnisse vermehrte. Denn wie von dem alten Weltweisen gilt auch von mir der Spruch, daß mit dem Alter das Lernen nicht aufhöre. Wohl hat das Augenlicht eine Trübung erfahren, die mir das eigene Lesen unmöglich macht, aber der Geist ist noch willig und fähig, das Gedächtniß ist noch fest und treu und die Gedanken halten noch zusammen.

Die vorliegende zwanzigste Auflage wird wohl eine Auflage letzter Hand sein. Darum hielt ich es für zweckmäßig, den biographischen Abriß sammt den eingestreuten Bemerkungen über Tendenz, Methode und Charakter des Buches, welcher unter dem Titel: „Mein Leben und Bildungsgang" mehreren der früheren Auflagen als Vorrede vorangestellt war, in etwas veränderter und erweiterter Gestalt wieder zum Abdruck zu bringen. Ich wurde zu diesem Verfahren keineswegs durch das selbstgefällige Bestreben geführt, mit meiner eigenen Person an die Oeffentlichkeit zu treten oder ihr eine Wichtigkeit beizulegen; mir schwebt dabei der Gedanke vor der Seele, es könnte vielleicht das Lebensbild eines Mannes, der ohne alle äußeren Mittel und Protectionen nur durch beharrliche Willenskraft und andauernde Arbeit zu einer wenn auch nicht glänzenden, so doch geachteten bürgerlichen Lebensstellung gelangt ist, auf einen oder den andern jungen Mann, der sich in schwierigen oder beengten Verhältnissen bewegt, ermuthigend und stärkend einwirken, ich könnte somit dem Lehrberuf, dem ich meines Lebens Kraft und Regsamkeit gewidmet, auch auf diesem Wege dienen. Ein weiterer Beweggrund liegt in dem Wunsche, durch Darlegung meines Bildungs- und Studienganges nachzuweisen, daß ich mich nicht ohne die gehörige Vorbereitung und Uebung oder mit unzulänglichem Rüstzeug auf die Ringbahn der Historiographie begeben. Der Lebensabriß mag mein Lehrbrief sein, daß ich nach Handwerksregel mich geübt und herangebildet habe, und durch die Widmung möchte ich dem Dankgefühl Ausdruck geben für so manche Beweise von Theilnahme und wohlwollender Gesinnung, die mir im Laufe der Jahre und insonderheit bei dem im Jahre 1880 erfolgten Abschluß meiner großen „Allgemeinen Weltgeschichte" und bei meinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum von verschiedenen Seiten dargebracht wurden.

Es sind jetzt fünfundzwanzig Jahre verflossen, daß ich veranlaßt wurde, die „deutsche Nationalbibliothek; volksthümliche Bilder und Erzählungen aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart" durch ein Schriftchen: „Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens" zu eröffnen. Die Freundlichkeit des Herrn Verlegers und des späteren Eigenthümers der Sammlung hat mich in Stand gesetzt, aus dem „Leben und Bildungsgang des Verfassers", der Einleitung dieses Schriftchens so viel zu entnehmen, als für den gegenwärtigen Zweck mir angemessen scheinen möchte. Denn auch jene Arbeit war bis auf die Schlußworte aus meiner eigenen Feder geflossen, wenn sie gleich unter anderem Namen in die Oeffentlichkeit gelangt ist. Der damals und in späteren Abdrücken eingehaltene Ton der Objectivität kann daher in den folgenden Blättern wegfallen, schon aus dem Grunde, weil der biographische Lebensabriß mit Zusätzen und Erweiterungen von mehr allgemeinem didaktischen Inhalt bereichert werden soll, mehr aber noch, weil die subjective Form der Darstellung das erwachende Gemüthsleben frischer erscheinen läßt. Wer blickte nicht mit Liebe auf seine Jugend, auf die Jahre der Poesie und Idealität zurück? Wer verweilte nicht im Alter mit einem aus Lust und Wehmuth gemischten Gefühle bei den Tagen der Vergangenheit, bei den Personen, die einst in sein Dasein bestimmend eingegriffen und auf sein Schicksal und seinen Lebensgang Einfluß gehabt haben, auf die wechselvollen Lehr- und Wander-

jahre, die wie ein abgeschlossenes Bild durch einen breiten Rahmen von dem späteren werkthätigen Leben, den Meisterjahren getrennt sind?

Ich wurde am 10. Februar 1808 in Bergzabern, einem jetzt zur bayrischen Pfalz gehörigen Städtchen, geboren. Schon im dritten Jahre verlor ich meinen Vater, der, aus einem Birkenfeld'schen Dorf eingewandert, in Bergzabern ein geringes bürgerliches Gewerbe trieb, und wurde dann von der verwittweten Mutter in ärmlichen Verhältnissen, aber mit liebevollem Herzen erzogen. Als einziges Kind sollte ich die Stütze ihres Alters werden. Ich verlebte eine harte Jugend voll Arbeit und Entbehrung, voll Mühe und Sorgen, nur erheitert durch die mütterliche Liebe und die schöne Gegend, wo grüne Matten und waldige Höhen mit Rebhügeln und Ackerfluren abwechseln und der Hauch einer geschichtlichen Vergangenheit von den nahen Berggipfeln niederweht. Es war natürlich, daß unter solchen Umständen der Knabe früh einen ernsten Sinn sich aneignete und trotz eines weichen, empfindsamen Gemüthes und einer warmen Liebe zur Natur und Einsamkeit, die ihn durch's ganze Leben geleitet haben, sich bald an Selbstthätigkeit und praktisches Handeln gewöhnte. Während sich andere Knaben an muntern Spielen ergötzten, mußte ich mich zur Unterstützung der Mutter mancherlei beschwerlichen Arbeiten unterziehen und an Noth und Entsagung gewöhnen. Ich sammelte Holz für den Winter, ich las Aehren in der Erntezeit, ich suchte Beeren zum Verkauf in den ausgedehnten Wäldern der Umgegend, ich verrichtete leichtere Dienste um geringen Lohn. Ich unterzog mich um so williger und unverdrossener allen diesen Mühseligkeiten als mir die wackere Mutter mit ihrem Beispiel voranging. Sie hatte den Grundsatz, daß keine ehrliche Arbeit zur Schande gereichen könne, und daß jeder eigene Erwerb fremder Unterstützung vorzuziehen sei, ein Grundsatz, dem der Sohn sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist. Meine Mutter besaß einen heiteren, gehobenen Sinn und ein empfängliches Herz für alle Eindrücke. Sie hatte die Kriegsstürme der französischen Revolution mit angesehen, ein Bruder war unter den Streitern für „Freiheit und Gleichheit" in's Feld gezogen, um nie wieder in das elterliche Haus zurückzukehren; das weitläufige Schloßgebäude, einst der stille, friedliche Sommersitz der pfalzgräflichen Familie von Zweibrücken, war nebst den daran stoßenden Häusern der Hofbeamten und Hofdienerschaft von den republikanischen Eroberern verkauft und von einigen Bürgern, welche die geringe Kaufsumme in Geld oder Assignaten einzusetzen wagten, in Privatwohnungen umgewandelt worden; alle diese Erlebnisse hatten sich ihrer Seele tief eingeprägt; sie bildeten den bedeutsamen Hintergrund ihrer lebhaften Erzählungen, wenn sie bei spärlicher Oellampe im kleinen, durchwärmten Stübchen die Winterabende im traulichen Gespräche mit dem Sohn zubrachte, zugleich mit emsiger Hand ihre Näharbeiten fördernd, womit sie den Lebensunterhalt erwarb. Ich entsinne mich noch eines Liedes, das aus jener Zeit stammte und mit den Worten schloß: „Soldat muß Alles werden, es sei Herr oder Knecht." Ich habe es oft mit heller Stimme nachgesungen, wenn ich in dunkler Abendstunde über die Straße ging. Ein feinerer Sinn und ein verständiges, besonnenes Wesen erhoben meine Mutter über den Kreis, dem sie ihrer gesellschaftlichen Stellung und ihren ärmlichen

Vermögensverhältnissen nach angehörte. Sie kleidete sich sorgfältiger und setzte großen Werth darein, von den angeseheneren Familien mit Achtung und einer gewissen Auszeichnung behandelt zu werden, ein Bestreben, das nicht ohne Erfolg geblieben ist. Dabei war sie eine gottesfürchtige Frau, welcher Nichts über die Bibel ging. Alte Kirchenlieder mit den bekannten Melodien hatte sie noch aus der Schulzeit im Gedächtniß und stimmte manchmal bei der Arbeit dieselben an.

Alle diese Eigenschaften und Charakterzüge gingen auf den Sohn über. Auch ich hatte von der ersten Jugend an den regen Trieb, mich über die Sphäre emporzuheben, in welche Geburt und Verhältnisse mich gestellt hatten, und war daher bemüht, den dürftigen Unterricht der geringen Volksschule, der einzigen mir zugänglichen Bildungsanstalt, durch Privatlectüre zu ergänzen. Aber ohne Rath und Anleitung las ich Alles, was mir unter die Hände kam und die dürftige Leihbibliothek des Ortes dem Verlangenden darbot. Da unter den Büchern, deren ich habhaft werden konnte, sich viele Romane aus der Zeit der Romantik befanden, so füllte sich meine jugendliche Phantasie mit einer Welt von wunderbaren Gebilden und Traumgestalten, die den Sinn lange befangen hielten, bis in der Folge die Geschichte und das wirkliche Leben den Schleier zerrissen. Ebenso wurde mein Gemüths- und Gefühlsleben allzu mächtig angeregt und in eine fast krankhafte Sentimentalität geleitet. Aber wie wunderlich auch die Vorstellungen und Phantasiegebilde in dem jungen Kopfe sich gestalteten und wie empfindsam für alle Eindrücke mein Gemüth wurde; eine gute Folge hatte diese einseitige Ausbildung und Erregung einzelner Seelenkräfte durch unangemessene Lectüre: die Schwierigkeiten des wirklichen Lebens, die zwingenden Gewalten der Realität, die tausend Hindernisse, die sich dem Dürftigen in den Weg stellen, blieben mir verborgen. Meine Phantasie schweifte über die Grenzen der Gegenwart in das Reich der Ideale. Ohne Kenntniß der Welt und der menschlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, betrat ich mit einer Art Naivetät eine Laufbahn, von der mich jede praktische Einsicht hätte zurückhalten müssen, von der mich oft vernünftige Rathgeber abzulenken suchten. Mein weiches Herz machte mich empfänglich für jeden Beweis der Liebe und Theilnahme und verschaffte mir in der Folge manchen theuern Freund und Gönner. Für den Augenblick freilich hatte ich allerlei Anfechtungen und Spöttereien seitens meiner Altersgenossen zu erleiden, daß ich mich von der Heerde verlaufen, die durch Geburt und Vermögensverhältnisse gesetzten Schranken überspringen wollte. Gar Mancher trägt aus den Widerwärtigkeiten und den Entbehrungen der Jugend ein mürrisches Temperament, eine verbitterte Stimmung für das ganze Leben davon: dank den liebevollen Eindrücken im Mutterhause habe ich stets einen menschenfreundlichen Sinn, ein heiteres, wenn auch etwas elegisch angewehtes Gemüth bewahrt. Ich betrachtete die Verschiedenartigkeit der Geschicke, die Ungleichheit der Lebensstellungen als eine natürliche oder göttliche Weltordnung, in die sich der Einzelne fügen und finden müsse. Je aufrichtiger und williger dies geschieht, desto froher gestaltet sich ihm das Leben.

Es ist ein erhebendes Gefühl, wenn man nach siegreich überwundenem

Ringen um die Existenz auf die vergangenen Jahre der Noth und Armuth zurückblicken kann, wenn man mit Befriedigung sagen darf, daß man seines eigenen Schicksals Schmied gewesen. Dennoch hat Jeder Ursache, sein günstiges Geschick zu preisen, der seine Kindheit in einer gebildeten Familie, in einem wohlgeordneten Hause verlebt hat. Nicht deshalb, weil sein Leben reicher an frohen Stunden und Genüssen ist, denn auch die Jugend des Armen ist nicht leer an Freuden, an Frohsinn und Heiterkeit; sondern weil er besser gerüstet und vorbereitet in den Kampf um's Dasein eintritt, weil er aus dem Elternhause Güter und Gaben als Erbtheil in die Welt mitnimmt, die der Arme und Geringe stets entbehren oder sich mühsam erwerben muß. Alle jene socialen Künste und Kenntnisse, alle jene feineren conventionellen Umgangsformen, welche dem Sohne eines gebildeten Hauses den Eintritt in die Welt erleichtern, ihm die Thüren in die gesellschaftlichen Kreise öffnen, waren mir völlig unbekannt. Ich mußte mir Alles selbst zu eigen machen. Ich brachte nichts mit als eine empfängliche Naturanlage, einen angebornen Widerwillen gegen alles Gemeine, Ordinäre und Häßliche; alle übrigen Besitzthümer, die eine sorgfältigere Erziehung, ein manchfaltiger gehobener Unterricht verleihen, gingen mir ab. Wenn ich dennoch in reiferen Jahren nie unter diejenigen gerechnet ward, denen die „Zucht der Bildung" mangelte, so hatte ich es blos der Empfänglichkeit meiner Natur für alle feineren und edleren Eindrücke und Erscheinungen zu verdanken. Durch Aufmerken, Wahrnehmen und innerliches Aneignen habe ich die Sitten, Eigenschaften und Formen erworben, die als Kennzeichen der Bildung gelten. Auf diese Weise wird das Leben selbst die wirksamste Schule; und auch ich durfte sagen wie Prometheus bei Goethe: Hat nicht mich zum Manne geschmiedet die allmächtige Zeit und das ewige Schicksal?

So erreichte ich das siebenzehnte Jahr, ohne noch einen Beruf gewählt zu haben. Meine schöne Handschrift hatte mir einige Jahre vorher, noch ehe ich das schulpflichtige Alter zurückgelegt, Zutritt bei dem Dekan des Orts verschafft, der mich zu Schreiberdiensten gebrauchte und mir dafür einigen Unterricht im Latein ertheilte. Im Umgange mit dem gebildeten Manne und seiner Familie erlangte ich manche anregende Belehrung, und die bessere und gesundere Lectüre, wozu mir dieser die Anleitung und Hülfsmittel gewährte, gab meinem wißbegierigen Geiste eine höhere Richtung. Daneben ließ mich ein Pfarrvicar, der einige Knaben aus angeseheneren Familien im Französischen und einigen andern Fächern unterrichtete, unentgeltlich an seinen Lehrstunden Theil nehmen. Schon damals war die Geschichte meine Lieblingsbeschäftigung und die große Welt des Alterthums erfüllte mein jugendliches Herz mit Begeisterung. Da erwachte der Wunsch zum Studiren in meiner Seele mit solcher Stärke, daß er alle Schwierigkeiten, die bei meiner unbemittelten Lage einem derartigen Streben im Wege standen, überwand. Durch eigene Anstrengung, ohne einen Lehrer, erwarb ich mir innerhalb sechs Wintermonaten im Lateinischen und Griechischen die nöthigen Kenntnisse, um in das Gymnasium in Speyer eintreten zu können. Der letzte Sparpfennig war aufgewendet worden, um Lesebücher und Grammatiken anzuschaffen, die ich ohne Anleitung und Methode durch Auswendiglernen der Wörter,

Regeln und Paradigmen meinem Gedächtniß einprägte. Meine Nahrung bestand während der Zeit meistens in Kartoffeln, die ich mir selbst bereitete, da die Mutter häufig zum Nähen aus dem Hause ging. Vier Gulden in der Tasche verließ ich dann um Ostern 1825 schweren Herzens den heimathlichen Ort, um mich auf die neue Lebensreise zu begeben. Vielleicht geschah es aus Rücksicht für mein vorgerücktes Alter und für die Reife des Geistes, die ich in andern Gegenständen, namentlich im deutschen Aufsatze, bekundete, daß man mich in eine Klasse wies, für die mich meine mangelhafte sprachliche Vorbildung kaum befähigt hätte. Aber durch ernsten Fleiß arbeitete ich mich bald nach; an Entbehrung gewöhnt, hatte ich nur geringe Bedürfnisse, die ich theils durch Privatunterricht, theils durch das Wohlwollen einiger befreundeten Familien bestritt, bis mich ein Staats-Stipendium von den bittersten Nahrungssorgen befreite. So konnte ich im Herbst 1828, nach einem Aufenthalt von viertehalb Jahren, mit dem Gymnasial- und Lycealabsolutorium erster Note versehen, die Universität im zwanzigsten Jahre meines Alters beziehen. Vor meinem Abgange von Speyer machte ich eine Fußreise nach dem Geburtsort meines Vaters, dem Birkenfeld'schen Dorfe Bosen. Aus dem Nachlaß meines Großvaters, der um diese Zeit starb, war mir ein kleines Grundstück als Erbtheil zugefallen, für das mir ein dortiger Bauer 60 Thaler in baarem Gelde bezahlte. Mit dem größten Theil der Summe kaufte ich auf dem Heimweg in Zweibrücken Tuch zu einem Anzug, das ich auf dem Rücken in einem Reisesacke nach Hause trug. Dieser Anzug mußte für die ganze Studienzeit ausreichen. Bald nachher befiel mich ein Nervenfieber, welches ich mir wahrscheinlich durch öfteres Trinken kalten Wassers auf dem ermüdenden Heimweg zugezogen hatte. Doch genas ich bald wieder und konnte zu rechter Zeit die Reise nach der Universität antreten. Ich begab mich nach Erlangen in der Absicht, Theologie zu studiren. Aber ich änderte bald meinen Entschluß. Geschichte und alte Literatur, für die mich in Speyer mein Lehrer Anselm Feuerbach auf's Neue zu begeistern gewußt, waren die Fächer, denen ich mich bald ausschließlich widmete. Der befreundete Verkehr mit diesem geistreichen, kunstsinnigen Manne, der einige Jahre später als Professor der Archäologie nach Freiburg im Breisgau berufen wurde, gehört zu den schönsten Errungenschaften meines jugendlichen Lebens. Feuerbach, eine gemüth- und phantasiereiche Natur von poetischer Anlage und idealem Streben, fühlte sich fremd in einer Umgebung, die ihn wenig verstand; er nahm daher die warme Hingebung des schüchternen Jünglings theilnehmend entgegen und lohnte Vertrauen mit Vertrauen. Das treffliche Werk über den vaticanischen Apollo, mit dem Feuerbach damals beschäftigt war, öffnete seinem Verehrer zum erstenmal den Blick in die schöne Welt antiker Kunst, der ich in der Folge so manchen edlen Genuß zu verdanken hatte. Die Göttin des Glückes hatte dem trefflichen Manne in seinem Leben nur wenige ihrer goldenen Früchte zugetheilt und die holde Euphrosyne schlug nur selten ihren Sitz in seinem Gemüthe auf; aber ich habe ihm die Gefühle der Dankbarkeit und Liebe über das Grab hinaus treu bewahrt, und habe es stets als eine günstige Fügung des Geschickes angesehen, daß mir in späteren Jahren ein freundlicher Verkehr mit den nächsten Angehörigen des früh Dahingeschiedenen vergönnt war. Frau Henriette Feuerbach, geb. Heydenreich, Verfasserin des

literarhistorischen Charakterbildes „Uz und Cronegk“ (Leipzig 1866), ist die Bearbeiterin der unter Leitung und Mitwirkung von Georg Weber erschienenen „Oeser'schen Weltgeschichte für das weibliche Geschlecht“ in den drei letzten Auflagen. Sie war es, die den jungen Sohn ihres Gatten aus erster Ehe, den Historienmaler Anselm Feuerbach auf die Bahn führte, die ihn dereinst zu der Höhe der Kunst emportragen sollte. Aber auch ihn hat das herbe Geschick in ein frühes Grab gestürzt. Auch mit dem Mathematiker und Physiker Fr. M. Schwerd war ich in nähere Verbindung gekommen; diesem geistvollen und anregenden Manne verdanke ich das Meiste, was ich von diesen Wissenschaften in's spätere Leben hinübergerettet habe. Nun ist auch er zu seinen Vätern versammelt worden. Er hatte in seinem langen Leben mehr als irgend ein Sterblicher nach dem Himmel geschaut und den Schöpfer in seinen Werken zu erkennen gesucht; dennoch hat sich die Geistlichkeit von seiner Beerdigung fern gehalten, weil er nicht zur Beichte gegangen.

Das Studienjahr, das ich auf der Erlanger Universität zubrachte, gehörte zu den schwersten meines Lebens. Die kleine Geldsumme, die ich als meinen „Wechsel“ in der Tasche bei mir trug, war so gering, daß sie kaum zu den nothwendigsten Bedürfnissen hinreichte. Ich mußte mir den Luxus eines Frühstücks versagen, aß in der „Kneipe“ der Burschenschaft, an die ich mich anschloß, um 12 Kreuzer (34 Pf.) zu Mittag und stillte am Abend den Hunger mit einem Stück Schwarzbrod, das ich zu einem Seidel Erlanger Bier verzehrte. Doch war auch diese Zeit nicht freudenleer; die freundliche Lage der Stadt, die damals noch einen ganz ländlichen Charakter trug, der unbefangene Umgang mit befreundeten Studiengenossen, meistens Theologie Studirende aus nicht sehr bemittelten Familien, das harmlose gemüthliche Zusammenleben „mit wenig Witz und viel Behagen“ gewährten manche frohe Stunde; der sorglose Sinn der Jugend, der so leicht über dem Heute das Morgen vergißt, gibt sich gerne der Heiterkeit und dem Genusse des Augenblicks hin. Ich besuchte fleißig die philologischen und theologischen Vorlesungen bei Döderlein, Winer, Engelhardt u. A., ich hörte die Exegese der kleinen Propheten bei Rückert, unter dessen Leitung ich auch an einem Collegium über Sanscrit-Grammatik Theil nahm; ich las eifrig für mich griechische und lateinische Klassiker. Einen bedeutenden Einfluß hat der Erlanger Aufenthalt auf meinen Lebens- und Bildungsgang nicht geübt. Die meisten meiner Kameraden fanden nach einiger Zeit Anstellungen im Pfarrdienst, im Lehrfach, in Staatsämtern des bayerischen Königreiches; mich führte das Schicksal auf andere Lebenswege; so zerriß denn bald der Faden der Jugendfreundschaften, der sich in Speyer und Erlangen geknüpft hatte.

Als ein Jahr vorüber war kehrte ich, das Studentenränzchen auf dem Rücken, über die Frankenländer, über Heidelberg und Speyer in die Heimath zurück, mit sorgenvollem Herzen für die nächste Zukunft. Von der alternden kränklichen Mutter war keine Hülfe zu erwarten. Nur mühsam fristete sie mit dem kärglichen Ertrage von ihrer Hände Arbeit den eigenen Unterhalt; eine Großnichte, die das Schicksal in der Folge nach Frankreich verschlagen hat, wo sie noch zur Stunde in guten bürgerlichen Verhältnissen lebt, war ihr Stütze und Gehülfin. Aus jenen trüben kummervollen Herbsttagen steht noch eine

dunkle Episode vor meiner Erinnerung. Eines Tages kam jener Vicar, der mich einst in seine Lehrstunden aufgenommen hatte, aber bald nach einem anderen Städtchen versetzt worden war, nach Bergzabern und versammelte seine ehemaligen Schüler, so viele sich deren gerade in dem Orte befanden, um sich. Er erkundigte sich mit aufrichtiger Theilnahme nach ihren bisherigen Erlebnissen und künftigen Plänen. Als er von mir vernahm, wie schwierig und unsicher meine Lage und Zukunft sei, sprach er mit einiger Feierlichkeit: Vertraue auf Gott, Georg, er wird dich nicht verlassen. Bald nachher hörte ich, daß er sich in Straßburg in die Ill gestürzt habe. Er war nach Bergzabern gekommen, um noch einmal Worte der Liebe auszutauschen; das Gottvertrauen, das er mir so warm empfahl, war aus seiner eigenen Seele entschwunden. Elsässer von Geburt, war er nach Bayern übergesiedelt und hatte das Indigenat erhalten. Mangel an Beförderung und widrige Lebensschicksale hatten ihn muthlos gemacht. Er trug schon den verzweifelten Entschluß in sich, als er noch einmal wie ein Schatten an den Wenigen vorüberzog, die seinem Herzen näher gekommen waren. Mir ist diese Scene unvergeßlich geblieben. Ich habe in meinem Leben mehrmals die Erfahrung gemacht, daß in kritischen Momenten, wo die Zukunft sternenlos schien, sich eine unerwartete Hülfe einstellte. In jedem Menschendasein zeigen sich geheimnißvolle Kräfte, die sich aller Berechnung und Voraussicht entziehen, Wirkungen einer unbegreiflichen Vorsehung. Wie oft ist mir das alte Kirchenlied in Sinn gekommen:

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und auf ihn hoffet allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten,
In aller Noth und Traurigkeit.

Und auch diesmal sollte sich das Gottvertrauen bewähren, auf das mich der unglückliche Mann hingewiesen. Auf Anregung des Decans, bei dem ich einst Schreiberdienste versehen, wurde von einigen Beamten und wohlhabenden Bürgern eine kleine Summe zusammengeschossen, die mir die Fortsetzung der Studien ermöglichte. Ein Schulfreund, der sich nach Heidelberg begab, miethete mir ein kleines Zimmer neben dem seinigen um geringen Preis. In der Musenstadt am Neckar, wo, wie ich schon beim ersten Blick erkannte, „Alles einen großen Schnitt hat", hoffte ich wieder Gelegenheit zu Privatstunden zu finden, die ich in dem kleinen Erlangen mit seinen vielen dürftigen Studenten der Theologie nicht zu erhalten vermocht hatte.

So kam ich denn Anfangs November 1829 in Heidelberg an. Bei der Immatriculation wurde ich durch ein Versehen oder Ueberhören des Actuars als „Sorgweber" eingeschrieben, ein Fehler, den man fast als Ironie, als humoristischen Zufall des Schicksals auffassen könnte. In Heidelberg, wo ich mich meinem Vorhaben gemäß, dem Studium der Philologie und Geschichte zuwandte, fand ich besonders in K. F. Hermann den rechten Führer. Mit einem Umfange des Wissens, wie er sich selten in Einem Gelehrten vereint findet, verband Hermann eine anregende Lehrgabe, eine begeisterte und begeisternde Liebe für die Alterthumswissenschaften und ein warmes Herz voll Wohlwollen und Menschenliebe. Ich war nur Einer unter Hunderten, die in Hermann ihren Lehrer,

Führer und Freund verehrten; aber es hat einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht, als der verdiente Mann bei seinem Abgang nach Marburg in der Stunde des Scheidens mich mit den Worten entließ: „Sie gehören zu den schönsten Erinnerungen an Heidelberg". Und das Interesse, das er damals dem Studenten erwies, hat er dem Manne bewahrt bis zur Stunde, wo ihn in Göttingen ein allzufrüher Tod der Wissenschaft und den Freunden entriß. Ein brieflicher Verkehr und in der Folge wiederholte Besuche in der alten Musenstadt am Neckar hielten das geknüpfte Band fest. An dem Werke über die griechischen Staatsalterthümer, das in Heidelberg ausgearbeitet wurde, habe ich den regsten und innigsten Antheil genommen.

Nur durch wohlwollende Unterstützung einiger älteren Freunde und durch fortgesetzten Privatunterricht konnte ich den Aufenthalt auf der Universität bestreiten; es war mir daher höchst erwünscht, als ich durch Vermittelung Hermann's eine Hauslehrerstelle bei einer in Heidelberg wohnhaften englischen Familie aus Schottland erlangte, durch die ich in den Stand gesetzt war, nicht nur meinen eigenen Bedürfnissen zu genügen, sondern auch meiner Mutter ihr Alter zu erleichtern, und die mich doch nicht so sehr in Anspruch nahm, daß ich am Studium gehindert gewesen wäre. Freilich mußte ich dabei alle Kräfte anstrengen, um der zweifachen Aufgabe zu genügen. Hier wurde ich zuerst mit Gervinus bekannt, der vorher diese Stelle bekleidet hatte, sich dann aber bei der Universität habilitirte und seine erste Reise nach Italien antrat.

In dem englischen Hause lernte ich zum ersten Male kennen, wie es in einer wohlhäbigen gut geordneten Familie zugeht. Der Charakter der „Respectabilität", der in England von so großem Gewicht ist, wohnte der Familie im vollen Sinne des Wortes bei. Der Vater der drei Zöglinge, die ich zu unterrichten hatte — ein älterer Bruder war mit Gervinus nach Italien gegangen — war ein ehemaliger Seecapitän, der sich in Indien Vermögen erworben hatte; die Mutter stammte aus einem alten hochländischen Geschlechte, das in der schottischen Geschichte in verschiedenen Perioden eine hervorragende Rolle gespielt hat. Das Maß der Bildung und der Kenntnisse war nicht umfassend. Der Hausherr bewegte sich in den engen Kreisen herkömmlicher Schulbildung und verstand keine andere Sprache als die englische; doch hatte er das Gefühl, daß ihm Vieles mangelte und hegte Achtung vor Wissenschaft und Gelehrsamkeit. Auch die Mutter besaß nur ein bescheidenes Maß von Wissen, ein paar französische Worte und Redensarten gingen nicht über die dürftigste Conversationssprache hinaus; Deutsch haben sie während eines fünfjährigen Aufenthaltes in Heidelberg beide nicht gelernt. Aber sie war eine Frau von großer Schönheit und Anmuth, in ihrem Wesen und ihrer Haltung ganz Lady, ihr Lächeln war zauberisch, wenn sie einen günstigen Eindruck erwecken wollte, ihre Manieren und ihr Benehmen durchaus graziös. Sie war in ihrem achtzigsten Jahr, als ich sie in Heidelberg bei einem flüchtigen Besuche zum letzten Male sah, noch immer eine stattliche Dame. Auch von den Söhnen hatte keiner hervorragende Gaben. Wie der Vater in seiner Jugend, so gingen später alle vier nach Indien; denn in Schottland gilt bekanntlich als erste Lebensregel, you must make money. Dort fanden drei von ihnen einen frühen Tod. Die Tochter blieb

unverheirathet. Eine gutsituirte Familie von mittlerem Lebensalter ohne Beruf und bindende Beschäftigung findet in Heidelberg bald gesellschaftlichen Umgang, wenn sie sich darum bemüht. Der längere oder kürzere Aufenthalt ausgezeichneter Fremden aus allen Ländern in der reizenden und interessanten Neckarstadt erleichtert den geselligen Verkehr und führt Gleichgestellte zu einander. So war denn das englische Haus in der Vorstadt bald ein beliebter und belebter Ort gesellschaftlicher Unterhaltung. Auch einzelne Familien aus den Universitätskreisen waren nicht spröde oder zurückhaltend. Denn damals gab es noch keine englische Colonie von gemischter Physiognomie in Heidelberg. Auf dem britischen Namen lag noch etwas von dem Zauber und dem günstigen Vorurtheil, das in jedem Englishman einen Lord erblickte und in früheren Jahren ihm allenthalben Thür und Thor öffnete. Ich selbst freilich konnte mich nur wenig an den Soireen und Tanzunterhaltungen betheiligen; dazu fehlten mir die Zeit, der Sinn und die Eigenschaften und Manieren einer gesellschaftlichen Salonbildung. Dennoch lernte ich Manches, das mir in meinem weiteren Leben zu statten kam, und da in der Familie nur englisch gesprochen ward, so eignete ich mir diese Sprache in einiger Vollkommenheit an.

In diesem Verhältniß blieb ich vom Jahr 1830, wo die Julirevolution, die Cholera und die Polenauswanderung die deutsche und die Heidelberger Welt in gewaltiger Erregung hielten, bis zum Herbst 1833, meistens mit Privatstudien in den frühen Morgenstunden und tief in die Nacht hinein beschäftigt; doch besuchte ich auch einige Vorlesungen, besonders die geschichtlichen von Chr. Fr. Schlosser, mit dem ich von der Zeit an in nähere Verbindung kam, eine Verbindung, die auf meinen weiteren Bildungsgang bestimmend einwirkte. Diese drei Jahre in dem schönen Heidelberg gehörten zu den bedeutungsvollsten und inhaltreichsten meines Lebens. Nach außen waren sie still und einförmig; die Tage verstrichen zwischen Unterricht und Studium, nur wenig unterbrochen durch Spaziergänge in der freien Natur, durch kleine Reisen, durch körperliche Uebungen. Wirthshäuser wurden von mir nie besucht; geselligen Umgang ließen Studien und Unterrichtsstunden nur spärlich zu. Desto reicher und vielseitiger gestaltete sich das geistige Leben. Jetzt erst war ich in der Lage, mich dem Drang nach Wissenschaft, der bis dahin ungestillt geblieben, mit ganzer Energie hinzugeben. Ich las fast alle griechischen und römischen Klassiker in chronologischer Ordnung und machte es mir dabei zur Aufgabe, nach der Beendigung eines Buches oder eines größeren Abschnittes oder poetischen Stückes aus dem Gedächtnisse den Inhalt und Gedankengang niederzuschreiben und alles Neue und Merkwürdige sofort zu notiren. Dieses Verfahren hatte den doppelten Vortheil, daß ich mir einen Vorrath von geschichtlichem Material erwarb, der mir jederzeit zu Gebote stand, und sodann, daß ich mich gewöhnte, einen umfangreichen Stoff nach den Hauptmomenten in kurzer, präciser Sprache zusammenzufassen, einen ereignißvollen Zeitraum in großen Zügen zur übersichtlichen Anschauung zu bringen. Was ich damals bei den Griechen und Römern begonnen, habe ich dann an den italienischen, französischen, englischen und deutschen Historikern fortgesetzt. Gibbons groß-

artiges Werk habe ich in verschiedenen Perioden dreimal von Anfang bis zu Ende sorgfältig studirt und in zusammenhängende Auszüge gebracht. Diese Sammlungen, von denen ich mich nie trennte, waren mir in der Folge bei meinen universalhistorischen Arbeiten von manchem Nutzen. Im Jahre 1832 löste ich die akademische Preisfrage durch die lateinische Schrift: De Gytheo et rebus navalibus Lacedaemoniorum, eine Arbeit, die nach dem Urtheile der Facultät „von den genauen und umfassenden Studien des Autors das glänzendste Zeugniß ablegt". Als ich bald nachher mein Doctor-Examen machte, um bei meiner bevorstehenden Reise nach dem Auslande mit größerer Sicherheit auftreten zu können, ließ ich die gekrönte Schrift als Dissertation im Druck erscheinen, und es ist mir die Genugthuung geworden, daß noch bis in die neueste Zeit die gelehrte Alterthumsforschung davon Notiz genommen hat.

Im folgenden Jahre 1833 verließ ich Heidelberg, um mich mit meinen Zöglingen nach Genf zu begeben, wo die Familie auf längere Zeit ihren Aufenthalt zu nehmen gedachte. Wir durchwanderten zu Fuß die Thäler des Schwarzwaldes, besuchten die meisten Städte der deutschen Schweiz und verweilten einige Tage im Berner Oberlande und an den lieblichen Seen. Die Eindrücke, die das herrliche Alpenland mit seinen Gletschern, seinen Wasserfällen und seinen rauschenden Bergströmen auf mein Gemüth machte, hafteten mit unauslöschlicher Frische in meiner Seele. Ich habe seitdem noch viele Male das helvetische Bergland besucht, manche Höhe erklommen, manchen Paß überstiegen, aber auf keiner der späteren Reisen lag, wie auf jener ersten, der Schmelz idealer Verklärung. Nach einer vierwöchigen Wanderung erreichten wir Genf, wo wir nun ein ganzes Jahr verlebten. Auch dieser Aufenthalt hat mein geistiges Leben mit schönen Eindrücken und Erfahrungen bereichert. Nicht nur, daß mein lebendiger Natursinn sich weiden konnte an dem Anblick des herrlichen Sees, an dessen Ufern das anmuthige Wohnhaus lag, und an der reizenden Umgegend mit den zahlreichen Landhäusern und dem schimmernden Montblanc im Hintergrund: die berühmte Stadt mit ihrer alten Bildung, mit ihrer ehrsamen, wohlhabenden Bürgerschaft, mit ihren stolzen Erinnerungen an die große Reformationszeit war ganz geeignet, mich aus der idealen Welt des Alterthums in das geschichtliche Leben der Neuzeit würdig hinüberzuführen. Dort sammelte ich das Material zu der Schrift: „Der Calvinismus im Verhältniß zum Staat", und suchte durch eifriges Studium in den Geist des tiefbewegten sechszehnten Jahrhunderts einzudringen. Zugleich beschäftigte ich mich gründlich mit den Schriften des Genfer Naturschwärmers J. J. Rousseau, für den ich stets ein besonderes Interesse empfunden habe, und dem dieselbe Vaterstadt, die ihn früher verstoßen und verläugnet hatte, gerade damals ein Denkmal auf der freundlichen Rhoneinsel setzte. Auch mit dem Geschichtschreiber Sismondi, der in der Nähe von Genf ein Landhaus bewohnte, wurde ich bekannt. Schlosser hatte mir einen Empfehlungsbrief an denselben mitgegeben. Aber die Naturen und Interessen waren zu verschieden, als daß ein näheres, innigeres Verhältniß sich hätte bilden können. Die Romantik und ihre Träger und Bekenner haben mich nicht mehr zu begeistern vermocht. Ich hatte in meiner eigenen Jugend zu

tief von ihrem berauschenden Tranke gekostet, als daß ich nicht ihre Richtung und ihre Bestrebungen als krankhafte Erscheinungen hätte meiden sollen. In einer Zeit, deren ganzes Trachten auf die Befreiung von den Banden des Mittelalters, auf die Entfesselung der Menschheit von dem Banne der Ueberlieferung, der Vorurtheile, des Herkommens gerichtet war, konnte mir die Umkehr der Kunst und Wissenschaft zu den Gebilden und erträumten Idealen einer überwundenen Vergangenheit nur als ein Irrweg erscheinen. Doch habe ich niemals verkannt, daß die romantische Schule auf die deutsche Literatur, Poesie und Anschauungsweise erfolgreich eingewirkt hat, daß sie die Phantasie belebte, den Natursinn erweckte, die dürre Verstandesbildung der Aufklärungszeit zurückdrängte und den altdeutschen Studien einen mächtigen Impuls gab; und vor dem reichen historischen Wissen und dem ehrenwerthen Charakter des Verfassers der „Geschichte der italienischen Republiken des Mittelalters", der seinen Stammbaum von einer der politischen Flüchtlingsfamilien des Apenninenlandes herleitete, habe ich stets die größte Hochachtung empfunden.

In den heißen Sommertagen 1834 machte ich mit meinen Zöglingen eine reizende Fußtour nach Chamouny und zurück durch Unterwallis.

Im Herbst desselben Jahres wurde die längst projectirte Reise nach Italien unternommen, wo die Familie den Winter zuzubringen beabsichtigte. Wir fuhren im eigenen Wagen mit vier Pferden, die ein italienischer Vetturino stellte, am Südufer des Genfer Sees entlang, durch das Wallis über den Simplon nach dem Lago maggiore und von da aus nach Mailand, Verona und Venedig. Zu jener Zeit war eine italienische Reise noch eine ganz andere Sache als heut zu Tage. Der Vetturino hatte vertragsweise die Kosten für die Fahrt, Zehrung und Herberge übernommen; er fand dabei seine Rechnung und hatte, da er tageweise bezahlt ward, durchaus kein Interesse, die Reise zu beschleunigen. Wir machten kurze Tagefahrten, verweilten in jeder der bedeutenderen Städte des oberen und mittleren Italiens etliche Tage, um die Merkwürdigkeiten zu besichtigen und kamen erst nach etwa sechs Wochen über Florenz, Perugia und am Wasserfall von Terni vorüber in Rom an. Dafür war aber auch die Ausbeute um so reicher. Eine Fülle bildender Elemente aller Art strömte in die Seele ein und ein Schatz von historischen und künstlerischen Kenntnissen und Eindrücken, von Länder- und Völkerkunde wurde gewonnen. In Rom, wo wir sechs Wintermonate 1834 auf 1835 verbrachten, hatte ich die günstigste Gelegenheit, meine Studien über Kunst und Alterthum an der besten Quelle zu erfrischen und zu beleben. Es würde zu weit führen, wollte ich den einzelnen Spuren und Erlebnissen in jener Weltstadt folgen, wo die Kunstgeschichte ihren Brennpunkt und Sammelplatz hat, von wo aus das geschichtliche Leben Europa's in verschiedenen Epochen seine Impulse empfing, wo alle Jahrhunderte ihre Denkmale gesetzt haben. Nirgends gewinnt man einen so klaren und eindringlichen Begriff von dem geistigen Zusammenhang aller Menschengeschichte, als in der ewigen Stadt, wo die Geschicke der Welt so oft gesponnen und geleitet wurden, aber auch nirgends drängt sich so deutlich die Ueberzeugung auf, daß das pulsirende

Leben der Gegenwart keinen Bund mit jenem „Grab der Vergangenheit" schließen kann.

Italien lag damals wieder in seinem politischen Schlummer, aus dem es sich einige Jahre zuvor vergeblich zu erheben versucht hatte; man lebte in Rom nur der Kunst, den Studien des Alterthums und dem Genusse des südlichen Lebens; und nirgends läßt sich die äußere sturmbewegte Welt leichter vergessen, als in der Stadt des heiligen Petrus, die wie eine abgeschlossene Oase aus der Mitte der öden Campagna mächtig emporragt. Es herrschte damals ein geistig bewegtes Leben in Rom. Das Café greco in der Via Condotti war der Sammelplatz der Künstler und Fremden, die dort in allen Zungen ihre Erlebnisse mittheilten, ihre Erfahrungen und Ideen austauschten. Ich machte die Bekanntschaft mehrerer namhaften Künstler, wie Thorwaldsen, Martin Wagner, Reinhard u. A. Die „Beschreibung Roms", die damals von Bunsen, Gerhard, Kestner u. A. unternommen ward, führte die Tiberstadt mit ihren Denkmälern, Kirchen, Kunstschätzen, mit ihren heidnischen und christlichen Merkwürdigkeiten dem deutschen Besucher näher und spornte den Forschungstrieb und Beobachtungssinn. Alle diese reichen Bildungsmittel machte ich mir zu Nutze; ich durchstreifte Rom und die Umgebungen nach allen Richtungen, um von allen Oertlichkeiten und geschichtlich merkwürdigen Stätten eine richtige und klare Anschauung zu gewinnen; ich studirte die Kunstgeschichte aller Zeiten an den herrlichen Werken, welche der Vatican, das Capitol, die Kirchen und die mächtigen Paläste in so großer Fülle darbieten, dabei las ich eifrig die klassischen Schriften der italienischen Literatur, einen Dante, Tasso, Ariosto, einen Machiavelli, Davila, Guicciardini.

Nachdem ich noch Neapel und seine Umgebungen besucht, den Vesuv bestiegen, in Herculanum und Pompeji die Alte Welt in ihren wunderbaren Ueberresten, in ihrem großartigen kunstgeschmückten Stillleben geschaut, gleichsam das verkörperte Märchen vom Dornröschen, begab ich mich im Frühjahre 1835 immer noch in Begleitung meiner Zöglinge und ihrer Eltern über Pisa, Genua und Turin nach Paris, wo die angefangene Schrift über den Calvinismus vollendet wurde, welche dann im nächsten Jahr 1836 bei Mohr in Heidelberg im Druck erschien. Hatte ich mein Schriftchen über Gytheum meinen beiden ersten Lehrern, Hermann und Feuerbach, geweiht, so widmete ich dieses geschichtliche Werk dem Manne, der mir in dieser Bahn vorzugsweise Führer und Rather war, Chr. Fr. Schlosser. In Paris eröffnete sich für mich eine neue Periode geschichtlicher Studien. Wie ich in Rom und in den Städten Italiens über die Alte Welt, über die Entwickelung des städtischen Bürgerthums und der kirchlichen Hierarchie neue Ideen und Anschauungen in mich aufgenommen, wie in Genf die Reformationszeit mit ihren geistigen Kämpfen und freimachenden Principien meinem Verständnisse näher getreten war, so führte mich das großartige politische Leben, das in der französischen Hauptstadt dem Fremden auf jedem Schritte entgegentritt, in die neue Geschichte ein und brachte mir die großen Fragen der Gegenwart vor die Seele. Die gewaltige Zeit der Revolution und ihre Ursachen und Folgen verstehen zu lernen, war mein wichtigstes Anliegen während meines zehn-

monatlichen Aufenthaltes in Paris. Zu dem Zweck suchte ich mir zuerst das geistige Leben Frankreichs unter Ludwig XIV. klar zu machen, um die geschichtliche Entwickelung des achtzehnten Jahrhunderts in den Keimen und Wurzeln zu ergründen, verfolgte dann diesen geistigen Proceß an den Werken Voltaire's, Rousseau's, Montesquieu's und der Encyklopädisten und bemühte mich endlich, an der Hand von Thiers, Mignet und den Memoirenschriftstellern der Zeit eine tiefere Einsicht in die Erscheinungen und in den Gang der Revolution zu gewinnen. Nur wer in dieser gährenden Weltstadt einige Zeit gelebt und das französische Volk bis in die unteren Schichten kennen gelernt hat, wird diese welterschütternde Bewegung verstehen, wird den Schlüssel finden für manche Erscheinungen, die dem ferner stehenden Beobachter selbst bei dem redlichsten Forschungseifer unverständlich bleiben. In Paris war ich Augenzeuge des großen Attentats auf das Leben des Königs Louis Philipp mittelst der „Höllenmaschine" Fieschi's und der durch das blutige Ereigniß erzeugten politischen Aufregung.

Als ich noch in Paris weilte, wurde ich von dem Gemeinderath meiner Vaterstadt Bergzabern zum Vorstand einer neu zu begründenden Lateinschule vorgeschlagen und von der Regierung ernannt. Die Vorsehung hatte mich bisher so wunderbar geleitet, daß ich auch in dieser Berufung einen Wink des Schicksals erkannte und ihm Folge leistete. Gott vertrauen und seine Pflicht thun, war die mütterliche Lehre, die ich als werthvollstes Gut in die Fremde getragen und der ich in allen Perioden meines Lebens treu geblieben bin. Diesen Grundsatz im Herzen, trat ich die neue Stelle an, so wenig sie mir auch genügte. Ich bekleidete sie drittehalb Jahre zur größten Freude meiner bejahrten Mutter, die während dieser Zeit bei mir starb. „Mein Leben ist ein Pilgrimstand", lautete der Anfang des Grabliedes, das sie sich selbst gewählt; er bezeichnete ihr ganzes Erdenwallen. Es war ihr nicht vergönnt, die besseren Tage zu genießen, die ihr der Sohn so gern bereitet hätte, sie starb an der Schwelle zu der schöneren Zukunft.

Der Aufenthalt in Bergzabern war ein Stillleben, dem ich mich Anfangs mit Liebe hingab. Es war gleichsam ein Ausruhen von den gewaltigen Erlebnissen und Eindrücken der vorhergehenden Jahre und ein Sammeln für die nächste Zukunft. Hier machte ich auch die Bekanntschaft von Thiersch, der sich um das Schulwesen der Pfalz hohe Verdienste erwarb und als Prüfungs-Commissair mehrmals das Land bereiste. Es war ein interessanter Mann von idealen Bestrebungen, ein feuriger Apostel des Humanismus und von großer Gewandtheit der Rede. Aber das abgelegene Städtchen ohne literarische Anregung und wissenschaftliche Hülfsmittel konnte mich nicht lange befriedigen. Wie viele Beweise von Freundschaft und Theilnahme ich auch empfing; ich hatte mir höhere Aufgaben gestellt und eine reichere Welt kennen gelernt, als daß ich mein Leben in kleinstädtischen Verhältnissen hätte zerrinnen lassen mögen. Ich ging mit dem Gedanken um, mich der akademischen Laufbahn zuzuwenden, wozu mich Schlosser ermuthigt hatte; aber die Furcht vor den Entbehrungen, die dem Stande des unbemittelten Privatdocenten gewöhnlich anhaften, hielt mich ab, ein sicheres, wenn auch geringes Einkommen in die

Schanze zu schlagen. Ich hatte die Bitterkeit der Armuth zu tief und zu lange gekostet, als daß ich mich im dreißigsten Lebensjahre von Neuem einem ungewissen Schicksal hätte hingeben mögen. Auch war ich gewohnt, mehr zu ergreifen, was sich darbot, als selbst zu wählen und zu versuchen. Und auch diesmal war mir die Vorsehung gewogen, Heidelberg sollte mir abermals zur Heimath werden, kein theuererer Ort hätte sich mir zum weiteren Lebensgange öffnen können. Dort war kurz zuvor auf Anregung des hochverdienten Bürgermeisters Speyerer eine neue Lehranstalt unter dem Namen „Höhere Bürgerschule" gegründet worden. An diese wurde ich auf Empfehlung des Directors Louis, den ich schon während meines ersten Aufenthaltes in Heidelberg kennen gelernt hatte, als zweiter wissenschaftlich gebildeter Hauptlehrer berufen. Die Sehnsucht nach der geistigen Atmosphäre der Musenstadt am Neckar machte mir den Entschluß der Uebersiedelung leicht. Mit Neujahr 1839 verließ ich meinen Geburtsort, an den mich seit dem Tode der Mutter keine näheren Bande mehr fesselten, um die neue Stelle anzutreten. Noch in demselben Jahre begründete ich daselbst meinen eigenen Hausstand, indem ich mich verheirathete und einige Zeit nachher am schönen Neckarufer mir ein eigenes Haus zum dauernden Wohnsitz erbaute.

War mir schon in meinem bisherigen Lebensgange das Glück nicht ganz abhold gewesen, so war es mir besonders günstig bei meiner Ehe. Ich erwarb eine Frau, welche mit den trefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens und mit den Tugenden einer Hausfrau und Mutter die Liebe und Hingebung verband, die sie zur treuen Gefährtin bei allen Anliegen und Arbeiten des Mannes machten. Durch ihre rege und liebevolle Theilnahme und ihr feines Urtheil belebte und förderte sie meine literarische Thätigkeit und stärkte mein Selbstvertrauen. Mit dieser Verbindung trat ich in einen angesehenen Familienkreis ein, der den einsam und vaterlos herangewachsenen Mann wohlwollend in seine Reihen aufnahm und dem als Glied beigezählt zu werden stets mein Stolz gewesen ist. Und nicht blos in eine große angesehene Verwandtschaft, die theils in Heidelberg selbst, hauptsächlich aber in Frankfurt, in den sächsischen Städten Dresden und Leipzig und in England ihre Verzweigungen hatte, trat ich durch meine Heirath ein; auch in den gebildeten Kreisen der Universitätsstadt faßte ich jetzt festeren Fuß. Meine Schwiegermutter war vor fünf und zwanzig Jahren mit ihrem Manne Dr. Georg Becher und ihrem einzigen Töchterchen nach Heidelberg gezogen, wo sich derselbe, ein geschätzter Frankfurter Advocat, niederzulassen gedachte, um sich ausschließlich wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten zu widmen. Bald nach seiner Uebersiedelung war er gestorben, die Wittwe aber mit der jungen Tochter zurückgeblieben. Sie war eine Frau von großem Verstand und scharfer Urtheilskraft, deren hohe aufrechte Gestalt noch in späten Jahren Spuren ehemaliger Schönheit trug und die in ihrem ganzen Wesen und Auftreten einen vornehmen, Achtung gebietenden Eindruck machte. Wenn auch nicht von heiterem und hingebendem Temperamente war sie doch eine so distinguirte Erscheinung von schlagfertigem Witz und schnellem Geist, daß sie leicht in die ersten Gesellschaftskreise Eingang fand. Wie oft hat sie uns von

dem Leben und Treiben Alt-Heidelbergs erzählt, das an ihr vorübergegangen war! Sie hat im Daub'schen Hause, wo sie besonders viel verkehrte, die Creuzer-Günderode'sche Liebestragödie sich entwickeln und abspielen sehen; sie hat das Ehepaar J. Heinrich und Ernestine Voß häufig besucht in der gleich einem Kloster mit Garten und Mauer umgebenen thurmartigen Wohnung, wo der Idyllendichter und Uebersetzer des Homer in patriarchalischer Hausväterlichkeit und Abgeschlossenheit seine Tage verbrachte, in heiligem Zorne gegen Finsterlinge und Mystiker sich ereifernd und die verschwommene Romantik bekämpfend. Mit den Familien Schlosser, Thibaut, Abegg, Gmelin, Tiedemann u. A. stand sie in vertrautem Verkehr. Mit heiterem Humor erzählte sie, wie sie sich einst von Jean Paul, der in einer munteren Abendgesellschaft dem guten Rheinwein etwas reichlich zugesprochen hatte, auf den Wunsch anderer Gäste nach Hause hatte begleiten lassen, ihn aber an seinem Gasthofe verabschiedete. Im Thibaut'schen Hause, wo man die Tonkunst in ihrer Reinheit pflegte, gingen Mutter und Tochter fast täglich ein und aus. Aus solchen Erzählungen habe ich einen großen Theil der „Heidelberger Erinnerungen" geschöpft, von denen später die Rede sein wird.

In diesen Kreisen hatte meine Frau ihre Jugend verbracht und ihre Bildung ging weit über die gewöhnliche weibliche Sphäre. Waren doch in jenen Tagen des politischen Stilllebens Literatur und Künste die einzigen Götter, denen man Opfer darbrachte. Sie verstand Französisch und Englisch, jenes hatte sie von einer Erzieherin aus Genf, die mehrere Jahre in der Familie lebte, dieses während eines längeren Aufenthaltes in London bei Verwandten sich angeeignet. Ich lernte sie bald nach meiner Uebersiedelung nach Heidelberg in einer Abendgesellschaft kennen. Sie hatte sich kurz vorher einige Wochen in Mailand aufgehalten, wo ebenfalls eine ihr verwandte Familie, Mylius, ansässig war. Nun wünschte sie sich im Italienischen fortzubilden; und so wurde denn ein Tasso-Abend verabredet, der im Laufe der Zeit mit einer Verlobung schloß. Damals sagte ein Freund zu mir: Du bekommst eine Frau, über deren treffliche Eigenschaften nur eine Stimme herrscht; ich habe nur ein Bedenken, daß sie von zarter Gesundheit ist. Der mir diese Worte sagte, liegt schon bald vierzig Jahre im Grab und sie ist noch immer am Leben. Dank ihrer Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung ist sie durch die Jahre gewandelt und hat sich bis zur Stunde ihre Thätigkeit und ihren regen frischen Geist erhalten.

Mit der Begründung eines eigenen Hausstandes erlangte ich die äußere Unabhängigkeit, nach der ich so lange getrachtet und die für meine Natur das nothwendige Lebenselement war. Das geräumige Haus mit dem daranstoßenden Garten und Rebstücke, das wir zwei Jahre nach unserer Verheirathung am rechten Ufer des Neckars erbauten mit schönster Aussicht auf Schloß, Berge und Flußthal, machte es mir möglich, durch Aufnahme einiger Zöglinge oder junger Leute aus der Fremde, welche die deutsche Sprache erlernen und sich in einzelnen Wissenschaften ausbilden wollten, meine Einnahme zu vermehren, so daß wir unsern fünf Kindern, die in rascher Folge die Familie vergrößerten, eine gute Erziehung geben konnten. Als die Tochter heranwuchs und die

Erfolge meiner literarischen Arbeiten andere Einnahmequellen eröffneten, blieb das Haus auf die eigene Familie beschränkt, mit Einschluß der Mutter, die ihr neunzigstes Jahr in unserer Mitte erreichte, die Klarheit und Stärke des Geistes bis an ihr Ende bewahrend.

Die Beschäftigung mit der Wissenschaft war mir so sehr zum Bedürfniß, zur andern Natur geworden, daß sie durch die vermehrten praktischen Anliegen keine Unterbrechung erlitt. Und wenn gleich die Schule den größten Theil der Tagesstunden in Anspruch nahm, so fand ich bei eifriger und umsichtiger Benutzung und Eintheilung meiner freien Zeit doch noch Muße, meine Studien und literarischen Arbeiten fortzusetzen. Dank meiner eisernen Willenskraft und Ausdauer, meinem gesunden Körper und meiner Gewohnheit, mit energischer Consequenz auf ein bestimmtes Ziel loszugehen und alle zerstreuenden Nebenbeschäftigungen zu meiden, konnte ich beiden Aufgaben genügen und ich glaube behaupten zu dürfen, daß keine dabei zu kurz gekommen ist, keine durch die andere Schaden gelitten hat. Meine literarische Thätigkeit war ausschließlich auf das historische Gebiet und was sich naturgemäß an dasselbe anschließt, gerichtet. Und wo hätte ich einen geeigneteren Boden und eine anregendere Umgebung finden können, als in der schönen Musenstadt, wo die Geschichtschreibung mehrere ihrer Großmeister zählte; wo neben Schlosser noch Gervinus wirkte und einige Jahre später Häusser seine glänzende Laufbahn begann! Mit den beiden Ersten stand ich in ununterbrochenem freundschaftlichen Verkehr. An Schlosser's „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ nahm ich den innigsten Antheil. Nicht nur, daß ich bei der dritten Auflage die Correctur besorgte, ich fertigte auch ein Namen- und Sachregister zu derselben an; und als einige Jahre später der Plan auftauchte, eine neue verkürzte Ausgabe davon zu veranstalten, ein Plan, der jedoch nicht zur Ausführung kam, war ich von dem Verfasser ausersehen, diese Arbeit zu übernehmen. Noch besitze ich von der Hand des verehrten Altmeisters den Prospectus zu der beabsichtigten Umarbeitung mit den Grundzügen der Behandlung und den Gesichtspunkten, die dabei vorzugsweise in's Auge gefaßt werden sollten, und ich bewahre das Schriftstück als ein heiliges Vermächtniß und als Document des ehrenvollsten Vertrauens. Noch inniger waren meine Beziehungen zu Gervinus. Von den Tagen an, da derselbe nach seinem ruhmvollen Abgang von Göttingen zum zweiten Male sich dauernd in Heidelberg niederließ und auf dem hügeligen Neckarufer nicht gar fern von meiner eigenen Wohnung sich ein freundliches Asyl erbaute, bis zu dessen Hinscheiden am 18. März 1871 hat das freundschaftliche Verhältniß zwischen uns Beiden nie eine Störung oder Unterbrechung erlitten, wenn gleich in den letzten Jahren über die politischen Dinge Deutschlands eine Verschiedenheit der Ansichten eintrat, das idem sentire de republica, das so lange bestanden, ein Ende nahm. Und wer jemals diesem geistvollen Manne mit dem feinen ästhetischen Gefühl, mit dem angeborenen Sinn für alles Schöne und künstlerisch Vollendete, mit dem scharfen, treffenden Urtheil über Personen und Sachen näher getreten ist, der begreift leicht, wie belehrend und anregend ein solcher Verkehr für den um wenige Jahre jüngeren Mann sein mußte. Auch noch andere werthe Freunde

von wissenschaftlichem Ruf habe ich mir in den Universitätskreisen zu erwerben gewußt und gar manche Stunde heiterer Geselligkeit und interessanter Unterhaltung in ihrem Umgang verlebt. Und wahrlich, es waren nicht die geringsten unter den Professoren, die mich ihrer Freundschaft und ihres geselligen Umgangs würdigten. Manche glänzende Namen aus allen Reichen der Wissenschaft durfte ich zu meinen Freunden und Vertrauten zählen. Viele davon habe ich zu Grabe geleitet oder scheiden sehen müssen. Aber die jüngere Generation ist in ihrer wohlwollenden und freundschaftlichen Gesinnung gegen mich hinter der älteren nicht zurückgeblieben. Wie viele angenehme Erinnerungen knüpfen sich an die Spaziergänge, an denen ich mit einer Anzahl befreundeter Herren der Universität viele Jahre hindurch an den Samstag-Nachmittagen nach dem Speyerershof Theil nahm!

Mit diesen Aufzeichnungen meiner Erlebnisse habe ich die Grenzlinie, bis zu welcher ich meinen Lebens- und Bildungsgang in dem erwähnten Schriftchen geführt, bereits überschritten. Sie sollte nur die Jugendgeschichte bis zu der Zeit meines zweiten Einzuges nach Heidelberg umfassen. Denn von der Zeit an flossen die Jahre in gleichförmiger Thätigkeit dahin, ein stiller Bach von engen Ufern begrenzt, aus dem nur einige Denkzeichen und Marksteine hervorragen. Für eine Fortführung des biographischen Fadens bietet sich kein hinreichender Stoff. Ich will mich daher nur auf einzelne Momente aus meinem weiteren Lebensgange beschränken und daran einige Bemerkungen knüpfen, welche für die Beurtheilung meiner historischen Arbeiten und meiner pädagogischen und literarischen Thätigkeit von einigem Gewicht sein möchten, vielleicht auch noch einige Beiträge zu dem früher ausgesprochenen Zweck der Belehrung und Aufmunterung für Andere liefern könnten.

Der Anfang meines Schullebens war von schweren inneren Kämpfen und Stürmen durchzogen. Als ich in dem heißen Verlangen nach der geistigen Luft Heidelbergs mit raschem Entschluß der Berufung Folge leistete, hatte ich mir eine andere Vorstellung von dem Charakter der Anstalt gemacht, an der ich jetzt zu wirken bestimmt war. Ich mußte mich mit Lehrgegenständen befassen, die so tief unter meinen bisherigen Beschäftigungen standen, und von den alten Klassikern, an denen ich so lange meinen Geist genährt, Abschied nehmen. Wie oft gedachte ich der Worte Goethe's:

Was willst du dich das Stroh zu dreschen plagen?
Das Beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen.

Indessen, ich kam auch über diese Bitterkeiten hinaus. War ich doch von jeher gewohnt, den eigenen Willen unter die äußere Schickung zu beugen und als pflichtgetreuer Arbeiter mit rüstiger Kraft das mir auferlegte Werk zu verrichten. Die Unzufriedenheit mit Stand und Beruf rührt sehr häufig von dem Gefühl ungenügender Leistung oder innerer Trägheit her; man sucht dann lieber die Ursache des Mißmuths an dem äußeren unerfreulichen Geschäft, als in der eigenen Natur und entzieht sich dem schweren Kampfe der Selbstüber-

windung, indem man die Schuld auf das Schicksal wirft. Am lebhaftesten wird sich eine solche Stimmung an Orten regen, wo der Vergleich mit Bessergestellten nahe liegt. Dieser Anwandlung widerstrebte ich aus allen Kräften. Ich faßte die mir zu Theil gewordene Berufsstellung als eine Nothwendigkeit auf, in die ich mich zurechtfinden müßte. Und ich habe mich zurechtgefunden. Eine warme Liebe zu der heranwachsenden Jugend half mir die Beschwerden des Lehrstandes versüßen, und die natürliche Zuneigung und Pietät, welche die besseren und gutgearteten Schüler jedem gewissenhaften, lebensfrischen und wohlwollenden Lehrer darbringen, gewährte reichlichen Lohn für Mühe und Anstrengung. Ich gewann jedes Jahr mehr Interesse für die Anstalt; und wenn dieses Interesse zunächst nur ein persönliches war, ein angeborener Zug des Herzens für die Jugend, so dehnte es sich mit der Zeit auch auf die Lehrgegenstände, auf den Unterricht selbst aus, namentlich seitdem ich mich fast ausschließlich solchen Zweigen widmen konnte, denen meine Studien vorzugsweise zugekehrt waren, der Geschichte und deutschen Literatur. Ich konnte freilich auch hier „von dem Besten, was ich wußte", keinen Gebrauch machen, weil die großen Ideen, die höchsten menschlichen Anliegen, welche die Seele und das innere Triebwerk des geschichtlichen Lebens bilden, sich dem Verständnisse der Jugend entziehen; allein die Nothwendigkeit, die Weltbegebenheiten in klarer, faßlicher Gestalt darzustellen, die treibenden Kräfte und Principien in ihren ursprünglichen einfachen Begriffen zu fassen und in ihrer Entwickelung zu verfolgen, die mächtigen weltbewegenden Persönlichkeiten in ihren hervorragenden Charaktereigenthümlichkeiten vorzuführen, ist für Schüler und Lehrer eine so kräftigende Geistesgymnastik, daß auch für den gereifteren Historiker diese Arbeit nicht unfruchtbar bleibt. Ich habe aus meinen geschichtlichen Lehrstunden manche werthvolle Bereicherung meines eigenen Wissens davongetragen und über Methode, über Stoffvertheilung und Anordnung, über historischen Pragmatismus viele Erfahrung und klare Einsicht geschöpft. Und wenn auch nicht alle Saatkörner auf fruchtbaren Boden gefallen sind, bei der Liebe und Begeisterung, die ich stets für den Gegenstand empfunden, waren die geschichtlichen Unterrichtsstunden für mich selbst eine reiche Quelle innerer Freudigkeit und Erhebung. Denn „wo dein Herz ist, da ist dein Schatz". Mit der Zeit gewann ich der Schule noch ein weiteres Interesse, noch eine neue Seite für meine eigene Fortbildung ab. Bisher hatte ich Welt und Leben als Idealist angeschaut: die Trennung von Plato und Sophokles war mir vorgekommen wie eine Vertreibung aus dem Paradies. Jetzt wurde ich mit den Realitäten des Lebens vertraut, die socialen und politischen Zeitfragen, die ich bisher nur aus der Ferne geschaut, rückten nahe an mich heran, ich erkannte, daß die Welt ganz anders geworden war, als ich sie in meiner Jugend geschaut, daß anstatt des romantischen, poetischen Stilllebens, in das man in den zwanziger Jahren die deutsche Jugend und die ganze Nation zu versenken gesucht, ein aufgeregtes öffentliches Leben in alle Schichten der Gesellschaft gedrungen sei, die ganze Bevölkerung in scharfe Parteistellung gespalten habe. Einer solchen Erscheinung gegenüber war ein gemüthliches, beschauliches Dahinleben nicht mehr möglich; man war in die Mitte des handelnden Lebens gestellt und

mußte mitwirken am Webstuhle der Zeit. Ich sah ein, daß der Erziehung und dem Unterrichtswesen andere Aufgaben gesetzt seien, als in der ruhigen Vergangenheit, daß die Volksbildung in weitere Kreise dringen, daß der Bürgerstand, der zu einer regen Mitthätigkeit an dem öffentlichen Leben berufen ist, auch eine diesem Berufe entsprechende allgemeine Bildung sich erwerben, Einsicht in die menschlichen Dinge, in die wichtigen Zeitfragen besitzen müsse. Nun erhielt mein Schulamt in meinen Augen eine ganz andere Bedeutung. Galt es doch ein Geschlecht heranbilden zu helfen, das in Zukunft an der Gesetzgebung, Rechtspflege, Verwaltung mitwirken, von dem das Industrie- und Handelswesen seine Impulse empfangen, das der wichtigste Factor des öffentlichen, wirthschaftlichen und socialen Lebens sein würde! Dieser Aufgabe suchte ich nunmehr mit allen Kräften und Gaben, die mir der Schöpfer verliehen, zu dienen. Aber ich concentrirte meine Thätigkeit auf den Kreis, in dem ich mich fest und mit Sicherheit bewegen konnte. Die Vielgeschäftigkeit, das Streben, nach allen Seiten des so reichen und mannichfaltigen Daseins auszugreifen, allenthalben die Hand mit im Spiel zu haben und stets auf dem Markte zu stehen, war meiner Natur nicht angemessen. Ich hielt mich in der Regel von Versammlungen und öffentlichen demonstrativen Handlungen fern, weil ich weder Talent noch Neigung dafür besaß. Für die freudige Anerkennung, die ich mit neidlosem Herzen jeder derartigen Begabung bei Andern zollte, verlangte ich nur, daß man auch mich meine Wege gehen lasse, auch mir gestatte, in der mir entsprechenden Sphäre mich zu bewegen. Diese Sphäre glaube ich richtig erkannt und gewählt zu haben, und sie hat mir volle Beschäftigung und Befriedigung gewährt. Der Goethe'sche Ausspruch:

> Setzt auf meinen Leichenstein:
> Dieser ist ein Mensch gewesen,
> Und das heißt ein Kämpfer sein,

fand keine Anwendung auf meine Person, wenn darunter ein Kämpfer gegen andere Menschen verstanden wird. Wie ich selbst stets danach getrachtet habe, meine eigene Natur zu begreifen und auszuleben, so gönnte ich auch Andern die Freiheit der Selbstbestimmung. Der Spruch: Schau in Dich! galt mir als erste Lebensregel. Mein Kampf war nur auf die Beseitigung der Hindernisse und Schwierigkeiten gerichtet, welche sich der Erreichung meiner Ziele und Aufgaben in der Außenwelt entgegen stellten.

In meinen geschichtlichen Lehrstunden suchte ich die jugendlichen Herzen für die idealen Güter der Menschheit, für Vaterland, Recht und geordnete Freiheit zu entzünden, den warmen Hauch der Humanität über sie auszugießen, und zugleich durch Erweckung und Stärkung des Ehrgefühls, worin ich stets einen scharfen Sporn für edle Gesinnungen und Handlungen erblickt habe, eine Schranke gegen Gemeinheit und Niederträchtigkeit des Charakters aufzurichten; und um fortwährend einen Weg an das Elternhaus und die Bürgerschaft offen zu halten, benutzte ich jeden Jahresschluß, um in einer Schulrede und einem Programme praktische Fragen und Anliegen über Erziehung und Unterricht, über Ziele und Aufgaben der Schule, über Einrichtungen und Methode zur Sprache zu bringen. Von diesen Schulreden habe ich vier zusammen-

hängende „über das vaterländische Element in der deutschen Schule“ zur Verbreitung in weitere Kreise in den Buchhandel gegeben und sie in einer zweiten, theilweise veränderten Auflage der im Herbst 1865 in Heidelberg tagenden Versammlung von Philologen und Schulmännern gewidmet. Aus der Schule ist das „Lehrbuch der Weltgeschichte“ hervorgewachsen, bei dessen Anlage und Ausführung mir meine literarische Bestimmung, ich möchte sagen meine Mission zum klaren Bewußtsein gekommen ist.

Und was waren denn die Erfolge deiner vieljährigen Bemühung in diesem Geist und Sinn? so wird vielleicht mancher Leser im Stillen fragen. Ich habe darüber nicht ängstlich geforscht. Die Fortschritte der Menschheit lassen sich schwer im Einzelnen nachweisen und die Wirksamkeit des Lehrers wird durch anderweitige Einflüsse so vielfach durchkreuzt und paralysirt, daß es unmöglich zu ermitteln ist, wie viel von dieser oder jener Erscheinung auf Rechnung der Schule zu setzen sei. Aber ich habe den Glauben an den Fortschritt der Menschheit zum Besseren und Edleren stets in der Brust getragen und nicht muthlos das Haupt gesenkt, wenn da oder dort nicht die Früchte der Aussaat entsprachen. Aus der Geschichte habe ich gelernt, daß das Echte und Wahre nie ganz verloren geht, daß es oft nach jahrelangen Trübungen und Verkennungen wieder zur Geltung und zum Sieg kommt. Auch hat ja jedes höhere Streben für sich selbst Werth und trägt auch in sich selbst seinen Lohn.

So viel Zeit und Mühe auch die Schule in Anspruch nahm, so habe ich doch meine Studien und schriftstellerischen Arbeiten nicht unterbrochen. Die Concentration meiner Thätigkeit und die Gewöhnung an Arbeitsamkeit ließen es zu, daß ich meinem Trieb nach geistigem Schaffen und schriftlicher Mittheilung des errungenen Wissens Genüge thun konnte; zu äußeren Zerstreuungen fühlte ich keine Bedürfnisse; Erholung gewährten größere Spaziergänge und kürzere oder längere Reisen, die ich regelmäßig in den Herbstferien, meistens in Begleitung meiner heranwachsenden Kinder ausführte. Zu diesen gehörte auch eine Reise, die ich durch das Nahethal über den Hundsrück nach Trier und Coblenz unternahm, um den Meinigen die alte Heimath meines Vaters zu zeigen, zum großen Erstaunen der Verwandten, die seit vielen Jahren nichts mehr von dem Lebensschicksale des Vetters vernommen hatten. — Nur der Versammlung der Germanisten und Historiker in Frankfurt a. M. wohnte ich im Jahre 1846 bei, um einige der Koryphäen deutscher Wissenschaft persönlich kennen zu lernen; und in späteren Jahren besuchte ich mehrere Male die gemüthlichen Zusammenkünfte, welche einige Directoren und Lehrer badischer Mittelschulen in verschiedenen Städten des Landes veranstalteten. Bei dieser Gelegenheit schloß ich innige Freundschaft mit Dr. Otto Deimling, der einst Erzieher im Bunsen'schen Hause gewesen war und in der Folge in den neuorganisirten Ober-Schulrath berufen wurde, eine Freundschaft, die nach kurzer Dauer von rauher Todeshand zerrissen ward. Ich werde dem feinsinnigen Manne, dessen ideal angelegte Natur mir sehr sympathisch war, stets ein treues Andenken bewahren. Er starb wie ein pflichtgetreuer Soldat in seinem Dienste.

Dank der sorgfältigen Eintheilung meiner Thätigkeit war es mir möglich, in den acht und vierzig Jahren meines hiesigen Lebens manche schriftstellerische Arbeit in die Oeffentlichkeit zu bringen. Außer mehreren Abhandlungen und Recensionen in den „Heidelberger Jahrbüchern“, in den theologischen „Studien und Kritiken“ und in andern periodischen Schriften arbeitete ich eine Geschichte der englischen Reformation aus, die auf vier Bände berechnet, den Titel: „Geschichte der akatholischen Kirchen und Secten in Großbritannien“ führte, aber mit der Reformationsgeschichte in zwei Bänden abgeschlossen und auch unter diesem Titel in neuer Ausgabe publicirt ward (Leipzig 1845 und 1853). Damit verwandt war eine größere Arbeit über „Milton's prosaische Schriften“, in Raumer's historischem Taschenbuch, Jahrgang 1852 und 1853. Zwei Reisen nach England in den Jahren 1842 und 1851 hatten mir eine tiefere Kenntniß der Sitten, Lebensanschauungen und Nationaleigenthümlichkeiten dieses Volkes verschafft und die Begriffe und Eindrücke, die ich früher im Umgang mit Einzelnen empfangen, am vollen Leben berichtigt und vermehrt. Das Werk wurde in mehreren namhaften Zeitschriften eingehend und mit Anerkennung besprochen und hat dem Verfasser die Aufnahme in die historisch-theologische Gesellschaft in Leipzig und in zwei ausländische Akademien eingetragen. Aber durch meinen Beruf als Geschichtslehrer, durch meinen Studiengang und durch das ermunternde Vorbild Schlosser's auf umfassendere, mehr populäre Arbeiten hingewiesen, habe ich mich in den letzten vier Decennien fast ausschließlich der universalhistorischen Schriftstellerei gewidmet. Bei diesen Arbeiten bin ich mit Erfolgen erfreut worden, die meine Erwartungen weit überstiegen. Von dem gegenwärtigen „Lehrbuch der Weltgeschichte“ erschienen seit dem Jahr 1847 zwanzig starke Auflagen; von der „Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung“ seit 1850 neunzehn ebenso starke; und es gibt kaum ein europäisches Culturland, in dem nicht eins oder das andere oder beide übertragen wurden. Ich besitze eine ganze Sammlung von Uebersetzungen in fremden Sprachen, sogar in solchen, bei denen ich nicht einmal die Schriftzeichen zu lesen vermag. Viele Briefe von nah und fern, zum Theil mit Bemerkungen und Notizen, die von eingehendem Studium des Buches Zeugniß gaben, haben mich erfreut, ermuthigt und zu Dank verpflichtet. Zu diesen Erfolgen hat die umsichtige Thätigkeit des Verlegers, Dr. Wilhelm Engelmann in Leipzig, mit dem ich seit der ersten durch die Vermittelung von Gervinus geknüpften Verbindung bis zu seinem am 23. December 1878 erfolgten Tod stets in freundschaftlichem Verkehr gestanden, nicht wenig beigetragen. Daß er den Abschluß des größeren Werkes, auf den wir uns im Geiste so oft gefreut hatten, nicht mehr erlebte, hat mich mit tiefem Schmerz erfüllt. Die Sammelwerke, sowohl das „literarhistorische Lesebuch“, das in den Jahren 1851 und 1852 in fünf Bändchen erschien, als das „Lesebuch zur deutschen Literaturgeschichte“, vierte Auflage 1878, sollten als Ergänzung der literaturgeschichtlichen Abschnitte des „Lehrbuchs“ dienen.

Die Erfolge, die das Lehrbuch erzielte, gaben mir den Muth, das größere Werk, die „Allgemeine Weltgeschichte“ in Angriff zu nehmen, welches, im Jahre 1856 begonnen, nach vierundzwanzigjähriger ununterbrochener Arbeit

um Weihnachten 1880 in 15 Bänden vollendet der Oeffentlichkeit übergeben werden konnte. Meine Absicht war, eine ernste solide Geschichtskunde auf den Grundsätzen der Humanität und einer liberalen Weltanschauung aufgebaut in weitere Kreise zu tragen, den gebildeten Ständen Interesse einzuflößen und Belehrung darzubieten über die Thaten und Schicksale vergangener Zeiten und Geschlechter. Es war ein Wagstück für einen Mann, der dem fünfzigsten Lebensjahre nahe stand; aber Liebe zur Sache und Ausdauer bei der Arbeit half Alles überwinden. Ich bedurfte keiner äußeren Aufmunterung; ich trug den Sporn der Hingebung in der eigenen Seele, und der wurde nicht stumpf und nicht schlaff; denn mein Herz lenkte meine Feder. Wie schon der Titel verkündigte, hatte ich bei der Ausarbeitung die gebildeten Stände im Auge; doch habe ich die Grenzlinie nie zu niedrig gezogen; ich habe meiner Geschichtsdarstellung nach Form und Inhalt stets eine solche Fassung und Haltung zu geben gesucht, daß sie auch vor dem Urtheile des wissenschaftlichen Historikers zu bestehen vermöchte. Auch habe ich mich, gemäß meiner Natur und meinem Denkspruch: „Gerecht sein gegen jede aufrichtige Bestrebung ist wahre Humanität", von jedem schroffen Parteidoctrinarismus fern gehalten. Was ich vor vielen Jahren ausgesprochen, trifft noch heute zu: Bei Beurtheilung von Personen und Thatsachen habe ich mich stets in die Zeitverhältnisse zu versetzen gesucht, unter deren Einwirkung jene handelten, diese zur Erscheinung kamen, nicht aber den Maßstab des Urtheils aus den Parteistellungen der Gegenwart entnommen. Frei von confessioneller oder politischer Orthodoxie habe ich danach gestrebt, das welthistorische Leben aus einem höheren menschlichen oder philosophischen Gesichtspunkte zu begreifen und mit unbefangenem Sinn ohne vorgefaßte Meinung an die Erscheinungen heranzutreten. — Was insbesondere die religiösen und kirchlichen Dinge betrifft, sagte ich an einer andern Stelle, so war der Verfasser bemüht, sich auf einem möglichst unparteiischen, weitherzigen Standpunkt zu halten. Er ist weit entfernt, die alte Heidenwelt mit ihrer Lebensfreude, ihrer patriotischen Tugend und ihrer männlichen Kraft zu verdammen, weil ihr Blick mehr der Erde als dem Himmel zugekehrt war; ihm mangelt nicht der Sinn für den Wunder- und Aberglauben einer geistig armen Zeit, nicht die Empfänglichkeit für das beschauliche Gemüthsleben der Mystiker im Mittelalter, nicht das Verständniß der Kraft, die in dem Entsagungsprincip der Bettelorden gelegen, auch nicht die Würdigung der hohen Macht, die der Kirche und dem Papstthum innewohnte und die Kreuzzüge ins Leben rief, aber auch nicht die warme Theilnahme und Begeisterung für die Reformationskämpfe mit ihrer freimachenden Idee. Nirgends wird man den Verfasser von engem Confessionsglauben beherrscht finden; jedes reine Streben, jede echte Menschennatur hat vor seinen Augen gleiche Geltung; nur der menschenfeindliche Fanatismus und alle äußersten Richtungen, die der echten Menschenbildung hemmend und zerstörend entgegentreten, sind ihm zuwider, der engherzige Secten- und Symbolglauben und die kirchliche Ausschließlichkeit, die sich allein beseligende Kraft zulegt, der finstere Romanismus und sein feindlicher Bruder, der Pietismus; aber auch das eitle Trachten, sich von der kirchlichen Gemeinschaft abzulösen, und die wühlerische Gewalt, die den Boden der Religion und der menschlichen Gesellschaft untergräbt und

eine sittliche Barbarei herbeizuführen droht. Diesen Standpunkt habe ich bei der Ausarbeitung meiner geschichtlichen Werke niemals aus dem Auge verloren. Das Geschäft des Scheidens der Menschen in Gerechte und Ungerechte nach links und rechts oder, wie es im Evangelium heißt, in Schafe und Böcke habe ich nie geliebt und nie geübt.

Bei meiner schriftstellerischen Wirksamkeit ist mir stets die praktische Thätigkeit in der Schule zu Statten gekommen: der Schule habe ich es hauptsächlich zu verdanken, daß mir ein bestimmter und präciser Ausdruck zur andern Natur geworden ist, daß mir jede Unklarheit, jedes verschwommene halbdurchdachte Gerede widerstrebt, daß ich ein Feind bin aller schimmernden Phrasen, alles Schellengeklingels; der Schule und dem Verkehr mit der Jugend verdanke ich es ferner, daß ich bei meiner Betrachtung und Behandlung historischer Sachen und Personen eine gewisse Idealität bewahrt habe, daß ich mit einer gewissen Ehrfurcht vor der Würde des Gegenstandes an die Aufzeichnung der geschichtlichen Erscheinungen herantrete, die einst den Lebensinhalt vergangener Völker und Geschlechter gebildet haben; daß ich ein inneres Widerstreben empfinde, in die schlammigen Bäche der Unsittlichkeit hinabzusteigen und die Charakterbilder für einzelne Persönlichkeiten und Perioden in der Verworfenheit und im Laster zu suchen. Die Ansicht, daß es besser sei, die Jugend durch ideale Vorbilder für das Edle und Hohe zu begeistern, als ihr erst die Sünde zu malen und dann die Hölle und ihre Schrecken, hat so sehr mein ganzes Wesen erfaßt, daß die Wirkungen davon wohl auch in meiner Geschichtsdarstellung hervortreten werden.

Auch noch in einer anderen Beziehung wird man vielleicht die Erfahrungen der Schule wahrnehmen, in der Technik und formalen Verarbeitung des überreichen Materials, in der Vertheilung und Anordnung der historischen Grundstoffe. Jeder, der sich eingehender mit Geschichte beschäftigt hat, weiß, welche Schwierigkeiten diese Seite der Geschichtschreibung und Geschichtbehandlung dem Universalhistoriker darbietet. Vor Allem wird ihm das Mittelalter mit seinem staatlichen Klein- und Sonderleben, mit dem Vorherrschen des Individuellen und Eigenartigen, mit den centrifugalen Richtungen und Bestrebungen der dynastischen, communalen und corporativen Einzelglieder manche Verlegenheiten bereiten. Hier galt es, das Nacheinander mit dem Nebeneinander zu einem organischen Ganzen zu verbinden, eine solche Gliederung und Eintheilung zu treffen, daß das zersplitterte Einzelne sich in den Gesammtbegriff einfügte, daß das historische Leben, wie es im Laufe der Zeiten in der Wirklichkeit zur Erscheinung kam, auch in der Anordnung und Gruppirung, in der künstlerischen Technik, sich abspiegelte. In wie weit mir die Lösung der schwierigen Aufgabe gelungen ist, mögen kundige Leser beurtheilen. Die periodische Presse hat sich im Ganzen wohlwollend und anerkennend über das Werk ausgesprochen, anfangs aber nicht gerade in hervorragender Weise sich mit demselben beschäftigt. Zu einer eingehenden Kritik und Würdigung haben sich nur Wenige herbeigelassen. Für den einsam stehenden Schriftsteller, der keiner Schule oder Genossenschaft angehört, der sich niemals unter das Banner einer Kameradschaft gestellt oder sich unbedingt und prüfungslos einer religiösen oder politischen Parteiparole unterworfen hat, ist es nicht leicht, im Kampfspiel des

Lebens sich bemerklich zu machen. Mit dem naiven Vertrauen in die Menschen, mit dem ich meinen Lebensgang angetreten, habe ich auch die schriftstellerische Laufbahn verfolgt, des Glaubens lebend, daß aufrichtige Wahrheitsliebe, echte Ueberzeugungstreue und ernstes Studium schließlich doch zur Geltung und Anerkennung kommen würden. Lange mußte ich mich freilich mit dem Ruhme getröſten: Qui bene latuit, bene vixit und mich gefaßt machen, denjenigen beigezählt zu werden, die der römische Dichter als fruges consumere nati bezeichnet. Aber die zunehmende Verbreitung meiner Bücher und so manche Zeichen der Anerkennung und Theilnahme, die mir unter der Hand zugingen, überzeugten mich, daß mein Name doch nicht ganz unbekannt geblieben sei, daß ich nicht ganz umsonst gelebt habe. Man mochte in der Darstellung einige Spuren von dem natürlichen Pathos entdecken, das bei allen Dingen, die den inwendigen Menschen erfassen, unwillkürlich aus dem Herzen in die Feder ausströmt und einige Sympathie erzeugt.

Auch hatte die Gattung der Historiographie, der ich mich hauptsächlich widmete, damals nicht die Gunst der öffentlichen Meinung für sich. Die Universalgeschichte ist Jahrzehnte hindurch das Stiefkind in der Literatur gewesen; man schien ganz vergessen zu haben, welche Bedeutung für die Erkenntniß der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit ein Voltaire, Spittler, Johannes Müller, Schlosser in seinen früheren Arbeiten u. A. gehabt haben. Die Vorurtheile gegen diesen Zweig der Historiographie mochten nicht ganz unbegründet sein, wenn man bedenkt, daß die „Weltgeschichte" das große Feld ist, auf dem sich theils der historische Dilettantismus und die selbstgefällige Oberflächlichkeit breit machen, theils die politische oder religiöse Tendenz- und Parteischriftstellerei ihre flatternde Fahne aufpflanzt. Der Universalhistoriker, dem es mit der geschichtlichen Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit Ernst ist, sieht sich daher in die Nothwendigkeit versetzt, von vorn herein die Waffe der Selbstvertheidigung zu führen. Eine „Weltgeschichte" muß der Spiegel sein, in dem man die Summe des historischen Wissens der Zeit in deutlichen Umrissen erkennt: ein Werk, das nie zum Abschluß geführt werden kann, so lange der Forschungstrieb der Menschen neue Fundgruben entdeckt, das vielmehr von Zeit zu Zeit immer wieder auf's Neue geschaffen werden muß und immer andere Seiten, immer andere Anschauungen, immer geläutertere Urtheile darbieten wird. Sie muß der Schrein sein, in dem der echte Schatz, den die historische Wissenschaft zu Tage fördert, zu Jedermanns Einsicht niedergelegt wird und wobei neben der historischen Treue und Wahrhaftigkeit die richtige Auswahl, die zweckmäßige Anordnung, die kunstvolle Aufstellung einen wesentlichen Vorzug bilden. Zu einer solchen Behandlung drängt einerseits die zunehmende Volksbildung und das wachsende Interesse für Geschichte, andererseits die Mehrung des historischen Stoffes in der Wissenschaft wie im Leben. Die „Weltgeschichte" muß der großen Menge der Leser, welche das Studium der Geschichte nicht zu ihrem Lebensberuf wählen oder demselben den reichlichsten Theil ihrer Zeit widmen können, den verbindenden Faden an die Hand geben, um das Detail der Particulargeschichten, das sonst zusammenhanglos sich verlieren würde, an die richtige Stelle zu setzen; das Allgemeine wird also hier das Besondere nicht verdrängen, es wird vielmehr die Stätte bereiten, wo

es sicher untergebracht und bewahrt werden kann; die Weltgeschichte wird der Specialgeschichtschreibung nicht den Boden entziehen oder verkümmern, sie wird vielmehr das Interesse dafür wecken, sie wird das Verlangen zu weiterer Belehrung anregen, sie wird in dem Leser die Wißbegierde nach umfangreicherer Behandlung erzeugen. Ich spreche hier nicht eine Doctrin, nicht eine subjective Ansicht aus; ich habe in einer langen Lehrthätigkeit die bewährte Erfahrung gemacht, daß gerade die Weltgeschichte in ihren allgemeinen großartigen Umrissen häufig zum historischen Studium begeistert und den Sinn für umfassende Geschichtskenntniß geweckt hat. Mit solchen Aufgaben und Zielen, denke ich, wird die „Weltgeschichte" nicht länger verdammt sein, in der Vorhalle des Tempels zu weilen; sie wird vielmehr als „Philosophie der Geschichte", aber mit einer realeren und solideren Basis, als dieser philosophischen Disciplin früher gewöhnlich zu Grunde lag, den wahren Unterbau der historischen Bildung und zugleich den Maßstab des historischen Urtheils abgeben.

Diese Auffassung scheint immer mehr zur Geltung zu kommen; mehr und mehr wird wieder die universalhistorische Behandlung der Geschichte als ein ebenbürtiger Zweig der Historiographie anerkannt. Nicht ohne Befriedigung habe ich gelesen, daß der Verleger von Ranke's Weltgeschichte, deren Anfänge gleichzeitig mit dem Schlusse meiner eigenen „Allgemeinen Weltgeschichte" in die Oeffentlichkeit getreten sind, sich in seiner Ankündigung auf jenen Ausspruch berufen und ihn zur Empfehlung herbeigezogen hat. Mit diesem Werk des vor Kurzem verstorbenen Altmeisters wird die Universalgeschichtschreibung in den Adelstand erhoben, der Weltgeschichte wieder das Gepräge einer Königsarbeit aufgedrückt. Ich sehe der mächtigen Concurrenz ohne Neid und Besorgniß entgegen. Beide Werke haben verschiedene Zwecke und können daher ohne Beeinträchtigung des einen durch das andere ihren Lebensgang neben einander verfolgen. Die Ranke'sche „Weltgeschichte" wird in ihren monumentalen Umrissen, in ihrer eleganten, vornehmen Haltung und in ihren geistreichen Andeutungen nur für solche verständlich und nutzbringend sein, welche mit den nöthigen Vorkenntnissen, mit vorausgegangener Belehrung, mit einem festen Grundbau historischen Wissens an sie herantreten; und diese nothwendigen Voraussetzungen und Vorbedingungen bieten meine eigenen Geschichtsbücher in der umfassendsten Weise dar. Ein Heidelberger Professor der Medicin sagte vor einiger Zeit zu mir, er lese mit seiner Familie die Ranke'sche Weltgeschichte, und fügte hinzu: Aber ohne den Weber geht es nicht.

Wahrhaftigkeit, Unparteilichkeit und Gerechtigkeit sind in meinen Augen die Fundamentaltugenden des Historikers. Dabei soll er ein warmes Herz für Freiheit und Vaterland, für alle hohen und edlen Güter der Menschheit, für alle würdigen Lebenszwecke im Busen tragen. Von diesen Principien habe ich mich stets leiten lassen. Ich war stets bemüht, Licht und Schatten mit gerechter Hand und freiem Sinn zu vertheilen und den Grundsatz zu befolgen, nichts Wahres zu verschweigen und nichts Unwahres zu sagen. Wohl mag dem Historiker in manchen Fällen die skeptische Frage des römischen Landpflegers in Judäa: „Was ist Wahrheit?" schwer auf die Seele fallen; er muß sich aber abmühen und anstrengen, wie ein gewissenhafter Steuermann über die

sturmbewegten Fluthen der Parteileidenschaften zu segeln, den Blick unverrückt auf die leuchtenden Sterne, auf die idealen Güter der Menschheit gerichtet.

Die Palme des Historikers wird nur dem zu Theil werden, der den Lauf der Dinge und die Charaktere der Menschen mit dem Maßstabe der Gerechtigkeit mißt und zugleich die Gesetze künstlerischen Schaffens und Ordnens anwendet. Weder der einseitige Subjectivismus, der alle Erscheinungen im Spiegel bestimmter Doctrinen und Grundsätze anschaut, noch die farblose Weltbetrachtung, welche mit demselben Gleichmuth über Erdenglück und Menschenelend hinschreitet und die höchste Aufgabe des Historikers in dem nüchternen Eintragen und Verbuchen alles Geschehenen und Gewordenen erblickt, wird den Preis davon tragen. Der wahre Geschichtschreiber darf nicht wie der Goethe'sche Fischer kühl bis ans Herz hinan in das Meer des Weltlebens schauen, aber auch nicht mit dem Zorne und der Morosität eines Pessimisten nur auf die dunkeln Seiten und die Zeichen des Verfalls hinweisen. Der echte Historiker muß wie ein schöpferischer Künstler die Außendinge in seine Seele eindringen lassen und sie verklärt und veredelt zurückstrahlen. Die Geschichtschreibung ist zugleich Kunst und Wissenschaft: sie muß das wirkliche Leben treu und wahrhaft darstellen, dasselbe aber zugleich mit Künstlerhand und mit liebevoller Vertiefung in die reiche Menschenwelt schöpferisch neugestalten.

Hier und da, namentlich in den älteren Theilen der Geschichte, habe ich auch angedeutet oder durchblicken lassen, daß es über manche Dinge verschiedene Ansichten und Auffassungen gebe. Wenn ich aber nicht jede neue Entdeckung unserer hyperkritischen Zeit sofort mir aneignete und als echte Goldmünze unter die Leute brachte, so braucht man daraus nicht gerade auf Unkenntniß derselben zu schließen. Dem Alter wohnt in der Regel eine gewisse konservative Pietät für das Herkömmliche und Ueberlieferte bei; und so wenig ich dem Grundsatze beistimme, daß das ewig Gestrige, was immer war und immer wiederkehrt, auch heute und morgen gelten müsse, so sehr machte ich mir eine vorsichtige Zurückhaltung gegen gewagte Neuerungen zur Pflicht. Die historische Tradition, die man als fable convenue bezeichnet, hat auch ihre Berechtigung, wenn sie cum grano salis verstanden und angewendet wird. Der Lebensgarten der Weltgeschichte würde bald sehr öde und einförmig aussehen, wenn nur Kritik und Skepsis den Gärtnerdienst verrichteten.

Neben dem gewissenhaften Bestreben nach Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit in der Darstellung und Beurtheilung der geschichtlichen Begebenheiten legte ich auf zwei Dinge besonderen Werth: auf eine zweckmäßige und durchsichtige Anordnung und Stoffvertheilung, wobei neben der chronologischen Zeitfolge zugleich dem innern Verlauf und pragmatischen Zusammenhang der historischen Ereignisse Rechnung getragen werden sollte, und auf klaren, präcisen und lichtvollen Stil. Es ist ein bekannter Ausspruch, der Stil sei der Mensch. In der Ausdrucksweise und Redegestalt wird stets ein Abbild des inneren Wesens des Schriftstellers durchleuchten. Ich erkenne mit Freuden an, daß ich dem Fleiß und der Sorgfalt deutscher Geschichtsforscher sehr viel verdanke und war beflissen, was ich von Andern entlehnte, durch Anführungszeichen als geliehenes Gut kenntlich zu machen: aber Alles, was meine geschichtlichen

Werke in ihren Blättern tragen, ist mein volles Eigenthum; ich habe es mir durch mühsame Arbeit erworben und manche Stunde des nächtlichen Schlafes dafür in Kauf geben müssen. Vor Allem ist die Vertheilung und Anordnung des historischen Stoffes mein eigenstes Werk. Um mir den Blick völlig frei zu halten, habe ich es absichtlich vermieden, irgend eine andere Weltgeschichte, große oder kleine, zu Rathe zu ziehen. Durch eine fünfzigjährige Beschäftigung mit allen Theilen der Geschichte und durch die aus der steten Verbindung von Studium und praktischer Anwendung erlangte Erfahrung und Uebung glaubte ich berechtigt zu sein, meine eigenen Wege zu suchen. Grundriß und Aufbau nehme ich also für mich ausschließlich in Anspruch, für solides Material, das ich nach eigener Durchforschung der Quellen von allen Seiten zusammengesucht, fühle ich mich Andern verpflichtet.

Vierundzwanzig Jahre hindurch habe ich fast ausschließlich meine Muße und literarische Thätigkeit der Vollendung des großen Geschichtswerkes gewidmet, das, wie gesagt, um Weihnachten 1880 in 15 Bänden bis zur Gegenwart vollendet der Oeffentlichkeit übergeben werden konnte. Ein Register über alle Bände bearbeitete einer meiner Söhne, Dr. Friedrich Weber, der mir auch mehrfach durch Spezialuntersuchungen über einzelne Parthien der mittelalterlichen und neuesten Geschichte an die Hand ging. Die „Geschichte des Volkes Israel und der Entstehung des Christenthums von Dr. G. Weber und Dr. Heinr. Holtzmann, Professor der Theologie in Heidelberg", die in demselben Verlag von Wilhelm Engelmann (Leipzig 1867) erschien, enthält in der von mir selbst herrührenden „vortestamentlichen Zeit" nur eine Ueberarbeitung und Zusammenfassung der im ersten Band der Allgemeinen Weltgeschichte gegebenen Darstellungen, während der zweite stärkere Theil „Judenthum und Christenthum im Zeitalter der apokryphischen und neutestamentlichen Literatur" das Werk meines Schwiegersohnes und Mitarbeiters ist. Nur noch einmal ergriff ich in jenen Zeiten die Feder zu einer andern literarischen Arbeit: Als mein alter Lehrer Fr. Chr. Schlosser im September 1861 in's Grab sank, erging von der Brockhaus'schen Verlagshandlung die Aufforderung an mich, für die periodische Schrift „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart", einen biographischen Abriß über das Leben und die historiographischen Arbeiten des Verstorbenen anzufertigen, ein Auftrag, dem ich mich gerne unterzog. Mit dem kurzen Nekrolog (Jahrg. VI, S. 314 ff.) und mit der späteren Festschrift: „Fr. Ch. Schlosser der Historiker. Erinnerungsblätter aus seinem Leben und Wirken, zu seiner hundertjährigen Geburtstagsfeier. Leipzig 1876, Wilh. Engelmann", trug ich dem Manne, der so viele Jahre hindurch auf mein inneres Leben bedeutungsvoll eingewirkt, den letzten Dank ab und ich hatte die Genugthuung, daß die Freunde, vor Allem die treffliche Wittwe, die dem Gatten im nächsten Jahr in's Grab nachfolgen sollte, das Denkmal der Pietät freundlich aufgenommen und gewürdigt haben. Auch darf ich es mir zum Verdienste anrechnen, daß hauptsächlich auf meine Anregung die Heidelberger Universität bei Gelegenheit dieses Geburtstags-Jubiläums ein Gedächtnißfest in der schöngeschmückten Aula veranstaltete, bei welchem Professor Erdmannsdörffer, Schlosser's dritter Nachfolger auf dem akademischen Lehrstuhl der Geschichte, eine treffliche, auch durch den Druck

verbreitete Rede hielt über die Stellung und die Leistungen Schlosser's als Geschichtschreiber und Geschichtslehrer.

Mittlerweile hatte sich auch meine amtliche Stellung günstiger gestaltet. Es war nicht nach dem Sinne des „Großherzoglichen Ober-Studienraths" gewesen, daß die wenn auch untergeordnete Stelle in der für Viele so anziehenden Stadt Heidelberg einem „Ausländer" zu Theil ward. Allein dem Vorschlage des Gemeinderaths und des als Bürgermeister und Landtagsabgeordneter vielvermögenden Speyerer konnte man bei einer zum großen Theil aus städtischen Mitteln unterhaltenen Anstalt nicht wohl entgegentreten. Aber die Ungunst wollte sich lange nicht verlieren; und da ich es verschmähte, um irgend etwas zu bitten, so blieb ich in den Jahren, wo durch Petitioniren und Antichambriren der Geist des Servilismus genährt und großgezogen wurde, unbeachtet und unberücksichtigt. Als im Mai 1848 Director Louis, ein hochverdienter Schulmann, der mir stets Freundschaft bewiesen, plötzlich in den Reihen der Bürgerwehrmänner durch einen Schlaganfall dahingerafft wurde, übertrug man mir provisorisch die Leitung der Anstalt. Allein es lag keineswegs in der Absicht der Behörde, mich in der Stellung zu belassen. Vielmehr gab sich ein hochgestellter Beamter große Mühe, einen Mann unterzubringen, der ihm bei Kammerwahlen gute Dienste geleistet. Erst als der Magistrat sich zweimal zu meinen Gunsten aussprach und der abermals an die Spitze der städtischen Verwaltung getretene Bürgermeister Speyerer sich nachdrücklich für mich verwendete, wurde mir die Direction nebst dem Charakter eines Professors durch landesherrliche Signatur übertragen, aber, ein Zeichen der wenig günstigen büreaukratischen Gesinnung, die erhöhte Besoldung nicht, wie beantragt war, auf das vorausgegangene Provisorium ausgedehnt. Ich will die Zeit der Reaction, die dem Jahr 1849 auf dem Fuße folgte, mit Stillschweigen übergehen: so sehr ich mich von Allem fern gehalten habe, was nicht in meinem Wirkungskreis lag, so sehr ich meinem Denkspruch in meinen Schriften wie im Leben treu geblieben bin, dennoch hatte ich mich mancher Verdächtigung zu erwehren. Nur nach langem Sträuben ertheilte man mir die Erlaubniß, im Geschichtsunterricht mich meines eigenen kleineren Lehrbuches bedienen zu dürfen. Bei dem Erfolg meiner Schriften wäre es mir ein Leichtes gewesen, durch Aufgeben der Stelle den Ausfall in der Einnahme mit literarischen Arbeiten reichlich zu decken; aber ein solcher Schritt wäre mir wie ein Ausreißen vom Posten erschienen. Als mir auf die Empfehlung eines alten bewährten Freundes in einem andern deutschen Staat ein dem Range und der Besoldung nach höheres Schulamt angeboten ward, antwortete ich ablehnend. Was hätte mir auch die Annehmlichkeiten meines hiesigen Lebens ersetzen können und vor Allem die schöne Besitzung, wo ich jeden Tag in früher Morgenstunde eine einsame Wanderung durch Garten und Weinberg vorzunehmen pflegte, eine Gewohnheit, die ich bis zum heutigen Tage beibehalten habe! Bei diesem stillen Dahinleben, im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung in meinem Beruf und gehoben durch Studien und literarische Arbeiten

erlangte mein Geist eine Ruhe und Resignation, daß ich wenig von außen bedurfte. Mehr und mehr näherte sich meine Seelenstimmung der Grenze des stoischen Nil admirari, ohne doch jemals in thatenlose Blasirtheit überzugehen oder den männlichen Lebensmuth zu verlieren. Nichts ist geeigneter, über das Kleinliche und Philisterhafte der Welt hinwegzuführen als eingehende Beschäftigung mit der Geschichte und Nichts lehrt so die Wahrheit des Dichterspruches erkennen: „Rauch ist alles ird'sche Wesen; Wie des Dampfes Säule weht, Schwinden alle Erdengrößen; Nur die Götter bleiben stet.“ Erst als mit dem Sturze des Concordats unter dem Ministerium Lamey-Roggenbach ein frischer Lufthauch unser badisches Staatsleben durchzog, als in allen Zweigen des öffentlichen Lebens sich eine kräftige Reformthätigkeit regte, als die vaterländischen und nationalen Interessen wieder zur Geltung kamen und der deutsche Mann das gesenkte Haupt wieder muthiger und hoffnungsvoller aufrichtete, trat auch in meinem Leben nach dieser Seite hin eine günstigere Wendung ein. Mein Gehalt wurde mehrmals aufgebessert, ohne daß ich je mündlich oder schriftlich ein Ansuchen gestellt hätte; ich wurde mehrere Jahre hindurch als Examinator zu den Staatsprüfungen der Candidaten für das höhere Lehramt beigezogen; der Großherzog ernannte mich zum Ritter des Zähringer Löwenordens, eine in Lehrerkreisen seltene Auszeichnung; und was mich vor Allem mit großer Freude erfüllte, als ich im Jahre 1863 das früher erwähnte Schriftchen „Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens“ nach Karlsruhe einsandte, empfing ich ein von Sr. Königl. Hoheit eigenhändig unterzeichnetes Schreiben aus dem großh. Cabinet, worin mein Streben in ehrenvollster Weise gewürdigt und anerkannt wurde. „Die Kundgebung der Grundsätze,“ hieß es darin, „nach welchen Sie als Lehrer der Jugend die deutsche Geschichte zur Anwendung bringen, hat mich wahrhaft erfreut. Durch die fortgesetzte Hinweisung auf die hohen sittlichen Güter unseres Volkes wird Liebe zum Vaterland, Glaube an die Zukunft der Nation und damit der freudige Muth in der Jugend hervorgerufen, der ein gesundes Wachsthum zu ehrenhaftem männlichen Wollen ermöglicht.“ Es waren erhebende Worte, worin die vaterländische Gesinnung in edelster, echt fürstlicher Weise ihren Ausdruck gefunden. Die folgenden Jahre brachten noch mehrere erhebende und erfreuende Begebenheiten, deren ich noch in wenigen Worten gedenken möchte.

Am 16. Juli 1864 feierten wir unsere silberne Hochzeit, vier Wochen vor der Verheirathung unserer einzigen Tochter mit Professor Holtzmann, im Kreise unserer anwesenden Kinder und einiger näheren Freunde. Da sprach ich etwa folgende Worte: Man erzählt von Plato, er habe auf dem Sterbelager zu den Umstehenden gesagt, daß er den Göttern für drei Dinge zu danken habe, für's erste, daß sie ihn als Griechen hätten geboren werden lassen, zum andern, daß sie ihm Athen als Vaterstadt gegeben, zum dritten, daß sie ihn zu einer Zeit das Licht der Welt hätten erblicken lassen, wo man Wissenschaft und geistiges Leben ehre. Dasselbe kann ich mit den selbstverständlichen Veränderungen auch von mir sagen. Ich danke es meinem guten Geschicke, daß ich ein Deutscher geworden bin. Als ich zur Welt kam, war meine

Heimath ein Bestandtheil des Napoleonischen Kaiserreichs, selbst der erste Pariser Frieden ließ meine Vaterstadt noch bei Frankreich. Erst die Schlacht von Belle-Alliance wies mich an Deutschland, gab mir das Vaterland, dem ich durch Abstammung, Sprache und Gesinnung angehöre und mit Treue ergeben bin. Grenzbewohner sind, wie ein vorgeschobener Posten im Krieg, großen Gefahren ausgesetzt. Wäre meine Vaterstadt bei Frankreich geblieben, wer weiß, wohin mich mein Lebensgang geführt hätte. — Aber nicht minder habe ich dem Schicksale zu danken, daß es mir diese freundliche Musenstadt am Neckar, wenn auch nicht zum Geburtsort, so doch zur Bildungs- und Wohnstätte angewiesen hat. Heidelberg war mir immer eine Stadt des Glücks und Wohlergehens. Hier hat es sich gefügt, daß ich meine Studien, die ich lange Zeit mit Sorgen und Entbehrungen durchgeführt, in Muße vollenden konnte; und als ich nach meinen Lehr- und Wanderjahren durch ein Zusammentreffen von Umständen wieder unerwartet nach der freundlichen Stadt zurückgerufen ward, ist mir ein Glück zu Theil geworden, wie es meiner Natur entsprechend war. Dieses Glück wurde durch das Ereigniß begründet, dessen fünfundzwanzigjähriges Erinnerungsfest wir heute feiern. Es hat mir eine Frau gegeben, die mit der größten Hingebung und Treue ihr Leben ganz an das meine geknüpft hat; es hat mir Kinder gegeben, die den Eltern wenig Kummer und viel Freude bereitet haben; es hat einen Ehe- und Hausstand geschaffen, dem es nicht an Segen und Glück gefehlt hat. — Und endlich habe ich dem Lenker der Menschengeschicke meinen Dank dafür auszusprechen, daß mir vergönnt war, die reifen Jahre meines Lebens an einem Orte und in einer Zeit und Umgebung zu verbringen, wo geistige Interessen obwalten, wo das bescheidene Talent, das mir die Natur verliehen, gewürdigt wurde und eine günstige Stätte gefunden hat. Der geistigen Atmosphäre und der literarischen Beschäftigung, die mit meinem Berufsdasein wie mit meinem Haus- und Familienleben aufs innigste verflochten sind, verdanke ich einen nicht geringen Theil meines Lebensglückes; denn zum freudigen Schaffen gehören auch äußere Erfolge.

Ueber dreißig Jahre hatte ich mit rüstiger Kraft und fast ununterbrochener Gesundheit meinem doppelten Berufe obgelegen. Als ich aber in das fünfundsechzigste Lebensjahr getreten war, regte sich das Gefühl, daß ich eine so angestrengte Thätigkeit, wie ich sie seit vielen Jahren unverdrossen geübt, nicht länger in vollem Umfange fortsetzen könnte, daß ich entweder meine schriftstellerischen Arbeiten beschränken oder mein Schulamt aufgeben müßte. So reifte denn der Entschluß, um meine Entlassung nachzusuchen. Die Durchführung des umfassenden Geschichtswerks erschien mir als die wichtigere Lebensaufgabe. Durch ein Schreiben aus dem Staatsministerium vom 10. Juli 1872 wurde mir darauf mitgetheilt, daß der Großherzog geruht habe, mein Gesuch zu genehmigen und mich unter Anerkennung der langjährigen und treuen Dienste in Ruhestand zu versetzen, eine Anerkennung, welcher auch der Heidelberger Stadtrath in einer besonderen Zuschrift, die mir der Oberbürgermeister persönlich überreichte, Ausdruck gab.

So wurde ich denn in die Lage gesetzt, die Jahre, die vom Schicksal

meinem Leben noch zugemessen sein mögen, ausschließlich den schriftstellerischen Arbeiten zu widmen, mich in Muße einer Thätigkeit zu weihen, für die ich von jeher inneren Trieb und angeborene Neigung in meinem Herzen gefühlt habe. Mein letztes Schulprogramm schloß mit folgenden Worten: „So nehme ich nunmehr von der Stadt- und Schulgemeinde nicht ohne innere Bewegung Abschied. Ich war von jeher gewohnt, in alle Verhältnisse und persönliche Beziehungen, in welche mich meine Lebenswege führten, mein Herz hineinzutragen; da und dort mußte ich es wieder heraustragen, aber in der Schule ist es stets geblieben. In der Mitte der heranwachsenden Jugend habe ich mich immer heimisch gefühlt und die Schulstube war mir nie zur Last. Der frohe frische Lebenssinn, der sich in den heiteren jugendlichen Gesichtern ausprägt, wirkt wie Sonnenschein auf jedes empfängliche Gemüth, das nicht grämlich und mürrisch in die Menschenwelt schaut." — Daß in der Schulgemeinde diese Liebe und Hingebung gewürdigt ward, konnte ich aus dem Thun der Lehrer und Schüler entnehmen. Die ersteren erschienen nach dem Schlußact in meiner Behausung, um mir ihre Anerkennung und Theilnahme auszusprechen, wobei sie besonders hervorhoben, daß ich jedem Lehrer die zum fruchtbaren Wirken und Schaffen nothwendige Freiheit gegönnt, jeder Lehrkraft Raum und Gelegenheit zur selbständigen Entwickelung und Entfaltung gegeben. Die Schüler der beiden oberen Klassen überreichten mir durch eine zahlreiche Deputation einen silbernen, inwendig vergoldeten Becher „Ihrem scheidenden Director zum Andenken gewidmet" nebst einem Lorbeerkranz und sprachen dabei durch den Mund des ältesten Schülers die Versicherung aus, daß sie stets eingedenk sein würden der Lehren und Grundsätze, die ich in meinen Unterrichtsstunden ihnen vorgeführt.

Einige Zeit nachher ward mir eine andere Anerkennung zu Theil, wie kein Lehrer sie sich schöner wünschen kann. Am Schlusse des für mich so wichtigen Jahres wurde mir durch eine feierliche Deputation im Namen früherer Schüler ein silberner Tafelaufsatz edelster Arbeit überbracht mit der Aufschrift: „Dem Herrn Dr. Georg Weber gewidmet von seinen dankbaren Schülern der Jahre 1839—1866", ein wahres Kunstwerk in Gestalt einer hohen blatt- und blüthenreichen Pflanze, Fuß und Stengel umgeben von Wasservögeln und mit Wassergewächsen, künstlichen Blumen und federartigen Gräsern geziert. Der älteste der Deputation, Herr Stadtrath Karl Abel, ein um die Bildung und Wohlfahrt der Stadt Heidelberg hochverdienter Mann, der einst in den oberen Klassen der höheren Bürgerschule meinem Unterrichte in Geschichte und deutscher Literatur angewohnt, hob in einer gehaltreichen Ansprache hervor, wie meine Lehrstunden in den jugendlichen Seelen Empfänglichkeit und Verständniß für höhere ideale Güter, für Vaterlandsliebe und nationales Leben geweckt und auf Bestrebungen und Ziele hingewiesen, die nun im Umschwung der Zeiten zu so herrlicher Entfaltung gekommen. Zugleich wurde mir eine Adresse in prachtvollem Einband überreicht, eben so gediegen durch ihren Inhalt wie ausgezeichnet durch kalligraphische Vorzüge, in welcher 250 ehemalige Schüler durch ihre Namensunterschrift ihre zustimmende Gesinnung bezeugten.

Die Adresse lautet:

Hochgeehrter Herr Director Weber!

In dem Augenblick, in welchem wir vernehmen, daß Sie die Stelle der Bürgerschuldirection niederlegen, drängt es uns, der Stimmung Ausdruck zu geben, die diese Nachricht in uns erweckte.

Ist es doch vor Allem das Gefühl der Dankbarkeit für genossenen Unterricht, namentlich für den in der Weltgeschichte und der deutschen Literatur, welchen Sie uns in so anregender und geistreicher Weise ertheilten. Wir erachten nicht nur jenes Wissen für nützlich, welches zum äußeren Wohlsein dient, nein wir schätzen das Wissen als ein Bedürfniß zu einer idealen Auffassung unserer Lebensaufgabe so wie zur tieferen Bildung des Geistes. In diesem Sinne ist uns Ihr Literatur- und Geschichtsunterricht für unser ganzes ferneres Leben von größtem Werth.

Sie lehrten uns die Weltgeschichte als einen Schauplatz göttlicher Gerechtigkeit erkennen, Sie zeigten uns, wie, wenn der Gewalt auch oft das Recht, der Arglist die Redlichkeit, dem Frevel die Unschuld unterlag, doch eben so oft und unerwartet eine Riesenmacht gebrochen, ein Gewalthaber entwaffnet, ein Netz, das über einen ganzen Welttheil geworfen, zerrissen und die Frevler an der Menschheit hingerafft wurden. Sie zeigten uns ferner an der Hand der Geschichte, wie der Uebermuth, sowohl Einzelner als ganzer Völker, niedergeworfen und die Missethat heimgesucht wurde, so daß nur solchen Nationen der Segen freiheitlicher Entwickelung zu Theil wurde, bei welchen — oft erst nach schwerem Ringen — die Achtung der Gesetze, sowie der Sinn für Toleranz und Humanität zum Sieg gelangte.

Sie lehrten uns die früheren Schicksale unseres deutschen Volkes kennen und erweckten dadurch in uns die Vaterlandsliebe, denn zu wissen, was eine Nation Schönes und Rühmliches in ihrer Vergangenheit besitzt, hebt die Theilnahme an dem Wohl und Weh, ermuntert, das Erworbene zu schützen und das Verlorene wieder zu erlangen. War doch die Begeisterung, die 1870 durch das deutsche Volk ging, eine Frucht der Sehnsucht, die in jedem Einzelnen lebte, die Größe und Würde Deutschlands wiederhergestellt zu sehen und mit zu erleben!

Diese Sehnsucht haben Sie, hochverehrter Herr, geweckt und genährt, sowohl durch Ihre Werke, die in zahlreichen Ausgaben und mannigfaltigen Uebersetzungen weit verbreitet sind, als auch in engerem Kreise durch Ihren mündlichen Unterricht, den unter vielen Anderen auch die Unterzeichneten so glücklich waren zu genießen.

Es ist ein Gefühl des Stolzes, welches uns die Rückerinnerung erweckt, daß es uns vergönnt war, den Unterricht eines Mannes zu genießen, dessen Ruhm als Geschichtslehrer so allgemein anerkannt ist. —

Wenn Sie, hochgeehrter Herr Director, nun der Bürde des öffentlichen Amtes enthoben, mehr in Muße sich liebgewonnenen Studien und Arbeiten hingeben, so bitten wir, denen eine freundliche Rückerinnerung zu bewahren, die sich voll Dank und Hochachtung Ihre Schüler nennen und die keinen innigeren Wunsch hegen, als daß es Ihnen noch viele Jahre von der Vor-

sehung vergönnt sein möchte, nach mehr denn dreißigjähriger Wirksamkeit, in Ihrem reizend gelegenen Heim sich des Anblicks der herrlichen Natur zu erfreuen, in würdiger und wohlverdienter Ruhe zum Glück Ihrer Familie zu leben, die begonnenen Arbeiten, die Ihrem Namen bei der Nachwelt eine bleibende und dankbare Anerkennung sichern, fortzuführen und zu vollenden.

Wir bitten Sie, diese Wünsche, die wir unterzeichneten ehemaligen Schüler Ihnen aus aufrichtigem Herzen darbringen, mit Wohlwollen aufzunehmen und empfehlen uns Ihrem gütigen Andenken.

Heidelberg, im October 1872.

Mit meinem Abgang von der Schule beginnt ein neuer Lebensabschnitt. Die Tochter und die zwei ältesten Söhne waren seit mehreren Jahren verheirathet und hatten uns bereits mit Enkeln erfreut. Tochter und Schwiegersohn wohnten mit ihren Kindern in einem Stockwerk unseres Hauses und belebten unsere Einsamkeit, bis ein Ruf Holtzmanns an die Universität Straßburg alle in das Reichsland entführte. Der älteste Sohn war Professor der Mathematik am Polytechnicum in Zürich. Er hatte eine Jugendgefährtin als Gattin heimgeführt, die Tochter des Kirchenraths Dittenberger in Weimar und Enkelin der Daub'schen Familie, die drei Generationen hindurch mit unserem Hause auf's Innigste befreundet gewesen war. Ich und meine Frau besuchten sie fast jedes Jahr in der reizend gelegenen Wohnung mit dem Blick auf den See und die Alpen, oder empfingen sie in Heidelberg. Denn unser Haus war geräumig genug, alle Kinder und Enkel zu verschiedenen Jahreszeiten unter unserem Dache zu beherbergen. Seine spätere Berufung an die Universität Königsberg, dann an die polytechnische Hochschule in Berlin-Charlottenburg erschwerte den Verkehr und hatte zur Folge, daß die Besuche nur noch von einer Seite fortgesetzt wurden. Erst seine im Herbst 1884 erfolgte Uebersiedelung an die Universität Marburg führte uns wieder näher. Mein zweiter Sohn hatte sich als Kaufmann in Petersburg niedergelassen, wo er in glücklicher Häuslichkeit bei einträglichem Geschäfte viele Jahre lang lebte und gleichfalls fast jedes Jahr mit seiner Familie sich zum Besuch der Eltern nach der schönen Vaterstadt begab. Ein Jahr vor meinem Rücktritt von der Schule hatte ich eine Reise nach Petersburg unternommen, um ihn in seiner neuen Heimath und Umgebung an der Seite seiner liebenswürdigen jungen Frau zu begrüßen. Seitdem ist derselbe von dem deutschen Kaiser zum Viceconsul des Reichs ernannt worden, ein Ehrenamt, das vorher sein Schwiegervater Gustav Hauff bekleidet hatte. Der, wenn auch kurze, Aufenthalt in der großartigen Weltstadt an der Newa führte mir manche neue Anschauungen und Kenntnisse zu, die mir bei meinen historiographischen Arbeiten zu statten kamen. Nun ist auch er nach Deutschland zurückgekehrt und durch seine Niederlassung in Berlin uns wieder näher gerückt. Von meinen jüngsten Söhnen lebt der eine in Berlin in publicistischer und literarischer Thätigkeit, der andere als Kaufmann in London. Beide sind noch unverheirathet und können daher mit leichterem Gepäck und in kürzeren Pausen das Elternhaus besuchen.

Man hat oft die Erfahrung gemacht, daß eine veränderte Lebensweise bei älteren Leuten nachtheilig auf die Gesundheit einwirkt. Diese Erfahrung fand auch bei mir ihre volle Bestätigung. Obwohl ich meine gewohnten Spaziergänge nach wie vor regelmäßig fortsetzte, regte sich doch, in Folge des angestrengten Arbeitens am Schreibtisch, ein altes Unterleibsleiden, das eine verdüsterte hypochondrische Stimmung in mir erzeugte. Mein Schlaf, schon seit Jahren mangelhaft, nahm immer mehr ab und gestaltete sich zu einem Mittelzustand zwischen Wachen und Schlafen mit Traumgebilden ausgefüllt. Da entschloß ich mich denn im Frühjahr 1873 zu einer neuen italienischen Reise. Zehn Jahre früher war ich mit zweien meiner Söhne zum andernmal über den Gotthardt nach den Seen gewandert, hatte Mailand, Brescia und Venedig besucht und war von Padua und den Euganeischen Olivenwäldern nach dem Gardasee einlenkend durch Tirol und Bayern wieder in die Heimath zurückgekehrt. Jetzt aber reis'te ich in Begleitung meines Schwiegersohnes Holtzmann und eines uns beiden befreundeten Professors der Universität über München und Innsbruck auf der Brennerbahn nach Verona und Bologna. Von da richteten wir unsern Weg über die uralte Stadt Ravenna mit ihren Denkmälern aus der Uebergangszeit vom Alterthum ins Mittelalter nach dem Strande der Adria und lenkten dann von Ancona aus in die neue Hauptstadt des Königreichs, in die Roma capitale ein. Welche Wandlung war in dem Zeitraum von beinahe vierzig Jahren in der Tiberstadt und in der Halbinsel vorgegangen! Von der ersten Reise aus den dreißiger Jahren besitze ich noch das Paßbüchlein, worin der Einzug und Auszug in jeder Stadt so genau angegeben ist, daß es füglich als Grundlage eines Reisetagebuchs dienen könnte; und jetzt bekümmerte man sich weder um Paß noch Gepäck; wenn der Passagier nur sein Eisenbahnbillet vorzeigte, konnte er unbehelligt von Stadt zu Stadt dahinfahren. Hunderte von Straßen und Plätzen in der städtereichen Halbinsel führten die Namen des „Re galantuomo" Vittorio Emmanuele, des großen Ministers Cavour, auch des Revolutionshelden Garibaldi; in Rom selbst herrschte ein reges öffentliches Leben, ein lautes heiteres Volksgewühl; die Kunstschätze des Capitol waren Jedermann zugänglich. Nur der Vatican war in finsteres Schweigen und Grollen gehüllt. Die weltberühmten Osterfeste von ehedem mit der Girandola der Engelsburg, mit der Segenspendung des Papstes, mit den Speisungen und Waschungen der Pilger in den Räumen des Riesenpalastes und mit den ergreifenden Chorgesängen in der Peterskirche und der Sixtinischen Kapelle waren verschwunden oder nur in schwachen Schattenrissen zurückgeblieben; die edlen Kunstwerke waren so gut wie abgeschlossen. Mit Mühe erlangten wir die Erlaubniß zum Eintritt. Noch einmal warf ich einen Blick auf die Rafaelischen Meisterwerke, vor denen ich einst so viel geweilt, so viele erhebende Eindrücke in die Seele eingesogen. Aber wie der stolze Weltbau, so war auch meine eigene Gemüthsstimmung verdüstert. Der Anblick der Transfiguration des großen Rafael wirkte nicht wie sonst verklärend auf mein Herz und von dem vaticanischen Apollo strahlte kein Widerschein des stolzen göttlichen Siegesgefühls auf den Beschauenden hernieder. Der Froh-

muth und der leichte Lebenssinn, der einst den Jüngling in schweren Lagen emporgehoben, schien von dem Greise scheiden zu wollen.

Wir weilten nur zehn Tage in der ewigen Stadt; aber dank der kundigen Führung meines Schwiegersohnes, welcher einige Jahre zuvor in Begleitung meines ältesten Sohnes und eines Freundes Italien bereist und mit jugendlicher Kraft und Begeisterung alle Merkwürdigkeiten umsichtig und planvoll studirt hatte, war die geistige Ausbeute, die wir heimtrugen, doch sehr reich und nachhaltig. Die Erinnerungen der Jugend wurden an der farbenreichen Gegenwart aufgefrischt. Eine Tagfahrt nach Frascati und entlang den Ufern des Albaner-Sees und des Lago di Nemi führte mich in Gedanken in die Zeit zurück, wo ich mit einem werthen, nun längst verstorbenen Freunde zu Fuße jene reizende Landschaft durchwandert hatte. Im weltberühmten Vestatempel zu Tivoli über den herrlichen Wasserfällen des Anio nahmen wir an einem andern sonnigen Frühlingstag unser Mittagsmahl ein und riefen den Lieben in der Heimath Gruß und Lebehoch zu. Die einst so reiche und kunstgeschmückte Villa, wo Kaiser Hadrian zur Zeit des religiösen Syncretismus und des Keimens und Wachsens der jungen Christengemeinde so oft weilte, hat unserem geschichtskundigen Freunde in der Folge Anregung und Stoff zu einem trefflichen Culturgemälde jener gährenden Periode des geistigen Ringens geliefert. Mir selbst aber brachte diese italienische Reise das befriedigende Gefühl, daß mein Name auch über die Alpen gedrungen sei. Man hatte aus dem kleineren und größeren Lehrbuch eine combinirte Uebersetzung in drei Bänden veranstaltet, die bereits in vierter Auflage erschienen war; man hatte den Plan entworfen und mir mitgetheilt, die „Allgemeine Weltgeschichte“ zu übertragen als Gegenstück zu dem Werke von Cesare Cantù, ein Vorhaben, von dem ich abrieth, ehe das Ganze vollendet sei. Die Marchesa Pallavicino-Trivulzio ließ mir durch den Schriftsteller Pirazzi die Correspondenz ihres verstorbenen Gatten mit Manin nebst einigen biographischen Aufzeichnungen zustellen, damit ich Gelegenheit hätte, die patriotische Thätigkeit des Mailänder Edelmannes, der zur Gründung des italienischen Nationalvereins den ersten kräftigen Anstoß gegeben, eingehender zu würdigen. Diesem Wunsche kam ich mit Freuden nach, und ich hoffe, die Darstellung der geschichtlichen Vorgänge in der Halbinsel während der letzten Jahrzehnte trägt einige Spuren des Interesses und der Sympathie an sich, welche der Verfasser für das italienische Volk und seine Bestrebungen für Freiheit und nationale Einheit empfunden hat. Einige Zeit nachher übersandte mir die Marchesa auch den ersten Band der von ihr herausgegebenen Denkwürdigkeiten ihres verstorbenen Gatten, eine Aufmerksamkeit, die ich als ein Zeichen der Anerkennung dieser Gesinnung und Empfindung ansah. Ich gab meinem Dankgefühle in einem Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ in München Ausdruck, der die Ueberschrift trug „Ein italienischer Patriot“. Die Marchesa war damit so zufrieden, daß sie die zwei Nummern ins Italienische übersetzen und in einer eleganten Broschüre veröffentlichen ließ. Nun ist auch sie ihrem Gatten in die Gruft gefolgt. Kurz vor ihrem Hinscheiden konnte ich ihr noch einen zweiten Artikel gleichfalls in zwei Nummern zusenden mit der Ueberschrift „Zur Entstehung des italie-

nischen Einheitsstaats", in welchem in einigen Umrissen das Buch des Generals Francesco Carranno („Ricordanze storiche del Risorgimento Italiano" 1832—70), eines Freundes der Familie Pallavicino besprochen und der Gang des großen Befreiungswerkes angedeutet war. Auch dieser Darstellung ist die Ehre einer italienischen Uebersetzung in einer eigenen Broschüre zu Theil geworden.

Neapel zu sehen mußten wir diesmal aufgeben. Der Anfang der akademischen Vorlesungen, der im Anzug war, mahnte meine Gefährten an die Rückkehr, und auch mich riefen Druckarbeiten und Studien nach dem Neckarstrande. Von Civita vecchia aus, wo wir noch eine abendliche Ausfahrt in die See machten, reis'ten wir über die berüchtigten Maremmen nach Pisa, verweilten einige Tage in Genua und Turin und fuhren dann durch den Montcenis-Tunnel nach Genf. Eine herrliche Frühlingssonne bestrahlte die Stadt Calvins, die seit den Tagen, da ich dort zum ersten Male geweilt, eine ganz neue Gestalt angenommen hatte. Das einst so stille Landhaus war in eine elegante Straße eingefügt worden; nur der See und der Montblanc breiteten sich noch in der alten Majestät vor unsern Blicken aus. Nach einer genußreichen Fahrt längs des Ufers des herrlichen Leman über die klassischen Orte Coppet, Lausanne, Vevay verbrachten wir noch einen Nachmittag und einen Morgen in dem reizenden Winkel Montreux-Chillon und fuhren dann über die Städte der Schweiz der Heimath zu. Ich verblieb noch einige Tage in Zürich und folgte dann den Gefährten nach. Seit ich wieder Alpenluft geathmet, verflog der Druck, der sich auf meine Brust gelagert hatte. Mein Schlaf und meine Stimmung wurden besser und ich kam heiter und geheilt nach Hause. Im Laufe der nächsten Jahre kehrte wohl die hypochondrische Stimmung noch einige Male bei mir ein, doch in gelinderem Grade. Eine Brunnenkur in Bad Homburg, die mir der Arzt anrieth, hatte guten Erfolg, so daß ich sie seitdem jeden Sommer wiederholte.

Nun flossen die Tage zu Hause still und einförmig dahin, namentlich seit der Uebersiedelung der Familie Holtzmann nach Straßburg, aber erheitert und gehoben durch Freundesverkehr, durch Besuche und sommerliche Ausflüge. Noch einmal durchwanderte ich mit meinem ältesten Sohne einen Theil der südlichen Schweiz und ließ vom Dent du Jaman herab meinen Blick über den Lemanschen See schweifen, der in meinen Lebenserinnerungen eine so hervorragende Stelle einnimmt. Mehrere Male verbrachten wir die Pfingsttage in meinem Heimathort Bergzabern, wo sich auch die Straßburger Kinder und Enkel einstellten, und machten Fahrten nach der Madenburg, nach dem Trifels, nach der interessanten Ruine Alt-Dahn. In dem alten Städtchen Bergzabern mit den schönen Wäldern und Wiesen fand ich wenig verändert; nur die Menschen, mit denen ich einst meine Knabenjahre verlebt, sind fast sämmtlich heimgegangen. Aber wie still und einförmig auch noch ferner die Tage dahin fließen mögen; Langeweile kehrt nie bei uns ein. Haus und Garten bieten einen Aufenthaltsort, den ich mit keinem andern vertauschen möchte, und die Stunden am Schreibtisch sind mir stets genußreich und angenehm.

Das Schicksal hat mir auch noch das hohe Gut verliehen, daß alle meine Sinne kräftig und frisch geblieben sind. Meine Augen behielten bis in mein sieben und siebenzigstes Lebensjahr noch die Schärfe und das Feuer der Mannesjahre, so daß ich ohne Brille bei Tageshelle wie bei Lampenschein zu schreiben und den feinsten Druck zu lesen vermochte. Erst im Herbst 1884 fühlte ich die Spuren eines herannahenden grauen Staares, der mich nöthigte, beim Lesen fremde Hülfe zu gebrauchen, ein harter Schlag in mein sonst so arbeitsames Leben. Zum Glück habe ich noch ein Gedächtniß, das mich alle Erlebnisse von den ersten Erinnerungen an wie in einem klaren Bach beschauen läßt.

Diese Gedächtnißstärke machte mir es auch leicht, bei dem Herannahen des fünften Säcularfestes der Universität meine Erinnerungen und Erfahrungen niederzuschreiben und in einer Reihe von Artikeln in der Beilage zur Münchener „Allgemeinen Zeitung" als „Rückblick auf Heidelberg" zu veröffentlichen. Sie sind nicht im Stile der strengen Geschichtschreibung oder im Glorienschein von Nekrologen gehalten, sondern in der leichten Manier eines Beobachters, der bei der Abfassung der Eindrücke und Erlebnisse seiner Jugend und seines Mannesalters sich selbst wieder jugendlich angeweht fühlte und daher Scherz mit Ernst zu verbinden wagte. Sie wurden später, ergänzt und erweitert, unter dem Titel „Heidelberger Erinnerungen" der Stadt und Universität gewidmet und zu ihrem Ehrentage überreicht, ein pietätvolles Vermächtniß des Verfassers. Das Schriftchen wurde in öffentlichen Blättern wie in Privatbriefen an den Autor günstig beurtheilt, so daß wie bei der Abfassung so auch nach der Publication viele angenehme Eindrücke und erhebende Empfindungen in mein Herz einströmten.

Daß ich viele Freunde besitze, habe ich bei Gelegenheit der Vollendung meiner „Allgemeinen Weltgeschichte" mit freudiger Erhebung wahrgenommen. Nicht nur, daß mir von vielen Seiten mündlich und schriftlich Glückwünsche dargebracht wurden; einige befreundete Herren veranstalteten zur Feier des Abschlusses ein Abendfest in unserem Museum, an dem siebenzig Personen aus Universitätskreisen, aus dem Beamten- und Lehrerstand, aus der Geistlichkeit und aus der Bürgerschaft Theil nahmen und das in schönster Harmonie verlief, gemischt mit Ernst und Humor.

Und auch in meinem alten Heimathsort Bergzabern traf der Ausspruch nicht zu, daß die jüngere Generation „von Joseph nichts mehr wußte". Freunde und ehemalige Schüler brachten durch freiwillige Beiträge die Kosten zu einem Denkmal zusammen, bestehend aus einem Granitblocke mit der Inschrift: „Zu Ehren des Professors Dr. Georg Weber in Heidelberg. Geboren zu Bergzabern am 10. Februar 1808. Nach Vollendung seines großen Geschichtswerkes. Errichtet im Jahr 1882." Der Denkstein steht in der Mitte eines auf bewaldeter Höhe gelegenen Festplatzes unter einer Gruppe von Eichen, von wo aus das Auge mit Entzücken nach der Rheinebene und nach der reizenden Gebirgskette des Schwarzwaldes schweift. Wie fühlte sich mein Herz gehoben und dem Lenker meines Schicksals zu Danke verpflichtet, als

die warme und gemüthvolle Festrede des Decans Maurer „Weihende Ansprache", begleitet von Gratulationsbriefen, Gedichten und Begrüßungsschreiben, mir übersendet wurde und so manche schlummernde Gefühle und Erinnerungen wieder in meiner Seele wach rief! Ich selbst wohnte der Feier nicht bei; aber einige Wochen später gab mir der Besuch der ehemaligen Pflegetochter und Pflegerin meiner Mutter in Heidelberg Gelegenheit, sie bei ihrer Rückreise nach Dôle über Bergzabern zu führen und den Veranstaltern des Festes meinen aufrichtigen Dank auszusprechen. Das war ein schöner Junimorgen, als etwa zwölf bis fünfzehn Honoratioren der Stadt unter der Eichengruppe vor dem Denkstein das einstige Bergzaberner Kind mit trefflichem Rheinwein und Imbis bewirtheten und Decan Maurer mit einer herzlichen Ansprache den anwesenden Gast willkommen hieß. Diese Nachfeier war das Abendroth, das mein Alter verklärte. Bald darauf trat die Verdunkelung meiner Augen ein!

In den letzten Monaten des Jahres 1881 erhielt ich von dem Comité eines portugiesisch-brasilianischen Vereins, der den hundertjährigen Todestag des Ministers Pombal († 8. Mai 1782) durch eine Festschrift feiern wollte, die Einladung, mich durch einen Beitrag zu betheiligen. Es sollten aus allen Nationen Mitarbeiter beigezogen werden, die in ihren Schriften für die Ideen der Humanität und Geistesfreiheit gewirkt hatten. Die Einladung war so ehrenvoll, daß ich mich der Arbeit willig unterzog. Trug ich doch von jeher für den energischen portugiesischen Staatsmann eine hohe Bewunderung in meiner Seele. Ich verfaßte daher eine Abhandlung von mäßigem Umfang, der ich die Ueberschrift gab: „Der Minister Pombal. Ein Lebens- und Charakterbild aus der Zeit der Aufklärung." Die Arbeit wurde in deutscher Sprache abgedruckt und mit einer portugiesischen Uebersetzung begleitet. Ich kam durch die Schrift in Verbindung mit Dr. F. Corrêa-Barata, Professor an der Universität Coimbra, der die Herausgabe besorgte, eine Verbindung, welcher ich viele angenehme Eindrücke zu verdanken hatte und der ich stets in Liebe gedenken werde.

Am 26. März 1882 wurde von einigen Freunden die Feier meines fünfzigjährigen Doctor-Jubiläums veranstaltet. Bei dieser Gelegenheit empfing ich so viele Beweise von Aufmerksamkeit und Theilnahme, daß ich den Tag zu den glücklichsten meines Lebens zählen darf. Zur Erhöhung der Freude trug vor Allem die Anwesenheit von Söhnen, Tochter und Schwiegersohn bei, die zum Theil aus weiter Ferne herbeigeeilt waren und mich am Morgen des Festes überraschten. Die prachtvoll ausgestatteten Doctordiplome in elegantem Latein stellten in ihren Begründungen meine Leistungen und meine Persönlichkeit in das freundlichste Licht. Ich erkannte die liebevolle Absicht und freute mich darüber, sagte mir aber in Demuth, daß meine Verdienste weit geringer seien. Es sei mir gestattet, bei dieser Veranlassung den kurzen Bericht zu wiederholen, in dem die Heidelberger Zeitung vom 27. März der Feier gedachte:

„Unter freundlichster Theilnahme von nah und fern feierte gestern der Geschichtschreiber Professor Georg Weber in Heidelberg sein fünfzigjähriges

Doctorjubiläum. Am frühen Morgen wurde der Jubilar durch ein Quartett begrüßt. Zahlreiche Zuschriften in gebundener und ungebundener Rede, Telegramme, Blumenspenden, persönliche und briefliche Gratulationen zeugten von der Theilnahme, die dem seltenen Feste in den weitesten Kreisen entgegen gebracht wurde. Se. Kgl. Hoheit der Erbgroßherzog in Vertretung seines durchlauchtigsten Vaters zeichnete den Jubilar durch Verleihung des Commandeurkreuzes des Zähringer Löwen-Ordens aus, dessen Zusendung der Minister des Innern mit einer sehr verbindlichen Zuschrift begleitete. Die philosophische Facultät Heidelberg, bei welcher der Jubilar vor fünfzig Jahren promovirte, überreichte demselben durch eine Deputation, bestehend aus dem Decan Professor Stengel und den Professoren Wachsmuth und Winkelmann, ein kunstvoll ausgestattetes erneutes Diplom. Die theologische Facultät derselben Universität ernannte ihn zum Doctor honoris causa und überreichte durch eine Deputation, bestehend aus den Professoren Gaß und Hausrath, die Urkunde. Auch die philosophische Facultät der Universität Königsberg hatte ein Gratulationsschreiben gesandt. Ebenso die Gemeinde Neuenheim, wo der Gefeierte seinen Wohnsitz hat. Von Seiten der Stadt Heidelberg wurden dem Jubilar durch eine Deputation, bestehend aus dem Oberbürgermeister Bilabel und dem Stadtrath Fr. Wolff, Glückwünsche dargebracht."

Der Entschluß der Verlagshandlung meiner geschichtlichen Werke, von der „Allgemeinen Weltgeschichte" sofort nach ihrer Vollendung eine neue Auflage zu veranstalten, hat mich in die Lage gesetzt, auch noch ferner in der gewohnten Weise fortleben und fortwirken zu können, mein Ziel und meinen Lebenszweck zu verfolgen. Bereits liegen zwölf Bände der neuen Auflage vor. Ich hoffe, sie werden den Beweis liefern, daß ich nicht hinter der Zeit zurückgeblieben bin. Ich habe die letzten Jahre dazu verwendet, alle bedeutenderen Schriften, welche seit Beginn meiner Arbeit erschienen sind, zu studiren, und die Ergebnisse aus den neuen gesicherten Auffassungen bei der Revision zu verwerthen. Dabei habe ich jüngere Kräfte und Fachgelehrte zu Rathe gezogen und zugleich Fürsorge getroffen, daß im Falle meines Ablebens das Begonnene in demselben Geiste und nach derselben Methode zur Vollendung geführt werde. Und ich darf mit Genugthuung hervorheben, daß Gelehrte von bedeutendem Rufe und Namen, Spezialforscher auf den verschiedensten Gebieten der Geschichte und der Alterthumskunde ihre Mitwirkung gewährt haben. Welche innere Befriedigung diese fortdauernde Beschäftigung mit einem liebgewordenen Gegenstande mir gewährt, wird man begreifen. Ich habe es als eine günstige Fügung meines Geschickes betrachtet, daß ich im hohen Mannesalter noch einmal zu den Studien zurückkehren durfte, denen meine Jugendjahre gewidmet waren. Als ich nach einer fünfundzwanzigjährigen Unterbrechung die Revision der hellenischen Geschichte vornahm, kamen mir unwillkürlich die Goetheschen Worte in den Sinn: „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt." Ich dachte an die Zeiten zurück, da ich mit heißem Wissensverlangen mich in das Studium des klassischen Alterthums stürzte und die griechischen Schriftsteller

mit eifrigem, fast andächtigem Bemühen zu begreifen bestrebt war. Es überkam mich ein Gefühl, wie wenn man an eine längst entschwundene Jugendliebe zurückdenkt. Dieses erneute Vertiefen in die Geschichtswissenschaft unserer Tage ist auch der zwanzigsten Auflage des Lehrbuchs zu gute gekommen, wenn gleich hier der Raum nur geringere Zusätze und Erweiterungen gestattete. Und so mögen denn die Freunde und Gönner des Buches, denen ich die vorliegenden Herzensergießungen widmete, dem alten Bekannten auch in der verjüngten Gestalt ihre bisherige Gunst und Neigung bewahren!

Georg Weber.

Inhalt.

Erstes Buch.

Geschichte der alten Welt.

***

Zweites Buch.

A. Die Völkerwanderung und die Begründung des Monotheismus.

II. Die Völkerwanderung. S. 499—525.

III. Das byzantinische Reich. S. 525—546.

IV. Die Araber unter dem Einfluß des Islam. S. 547—568.

B. Das Mittelalter.

I. Das Zeitalter der Karolinger. S. 569—602.

VI. Geschichte der übrigen europäischen Staaten im Mittelalter.
S. 884—990.

Erstes Buch.

Geschichte der alten Welt.

Einleitung.

1. Die ersten Menschen.

§. 1. Das erste Buch Moses, die älteste Urkunde menschlicher Wissenschaft, gibt uns über die Schöpfungsgeschichte (Genesis) und über die Geschichte der ersten Menschengeschlechter im Allgemeinen folgenden Bericht: — Nachdem Gott im Anfang das Weltall erschaffen, den Himmel mit Sonne, Mond und Sternen geschmückt, die Erde mit Pflanzen und fruchtbaren Bäumen bekleidet und mit Thieren belebt hatte, schuf er nach seinem Ebenbilde den Menschen, die Krone der Schöpfung, und bestimmte ihn durch Verleihung der Vernunft und der Fähigkeit, sich die Sprache zu bilden, zum Herrn des Erdbodens. Rein und kräftig an Leib und Seele ging das erste Menschenpaar aus der Hand des Schöpfers hervor und lebte, ohne Erkenntniß des Guten und Bösen, in Einfalt und Kindlichkeit an seinem ursprünglichen Wohnorte, dem Paradiese (Eden), bis es von der Schlange, dem Versucher, verführt, von dem verbotenen Baume der Erkenntniß kostete und durch diese Uebertretung des göttlichen Gebots der unbewußten Schuldlosigkeit und des paradiesischen Zustandes verlustig ging. — Nunmehr mußten Adam und Eva und alle ihre Nachkommen unter Mühe und Arbeit ihr Leben zubringen; es erwachten die Leidenschaften und bösen Begierden, Kains Brudermord tränkte die Erde mit dem ersten vergossenen Blute; das friedliche Zusammenleben wurde gestört. Kain und seine Nachkommen wohnten fortan gen Morgen „im Lande der Verbannung", wo sie sich dem Städteleben zuwendeten und durch Erfindung der Tonkunst und Metallbereitung ihr Dasein mannichfaltiger gestalteten; indeß Seths Geschlecht in den bisherigen Sitzen dem gewohnten Hirtenleben, der Viehzucht und dem Ackerbaue treu blieb. Bei der zunehmenden Vermehrung der beiden Stammgeschlechter und ihrer Vermischung wurde die sittliche Verderbniß allgemein; die ungestümen Triebe einer wilden, ungebändigten Natur stürzten die jungen Geschlechter immer tiefer in die Verirrungen der Sünde, bis zuletzt eine große Wasserfluth, Sündfluth genannt, alle Menschen bis auf Noah und seine Familie von der Erde vertilgte. — Noahs Geschlecht mehrte sich indessen bald wieder so sehr, daß die jüngeren, von seinen drei Söhnen Sem, Ham und Japhet abstammenden Generationen sich über die benachbarten Länder verbreiten mußten, weil die Heimath sie nicht mehr zu fassen vermochte. Da kamen sie auf den Gedanken, „aus Ziegelsteinen und Erdharz als Mörtel" den Thurm von Babel zu bauen, dessen Spitze in den Himmel ragen und ihnen ein stetes Erkennungszeichen sein sollte. Dieses vermessene Beginnen vereitelte der Herr, indem er ihre Reden verwirrte und durch die Scheidung der Sprache eine Trennung herbeiführte.

Sie zogen aus nach allen Himmelsgegenden, bevölkerten die Länder der drei bekannten Erdtheile: Asien, Afrika und Europa; und bildeten nach Verschiedenheit der Sprachen verschiedene Völker und Nationen. — Sems Geschlecht, zu dem man alle dem semitischen Sprachstamme angehörenden Völker, als Hebräer, Chaldäer, Syrier, Araber, rechnet, behielt die ursprünglichen Wohnsitze in Asien, indeß Hams Nachkommen nach der hebräischen Tradition sich über Aegypten und Afrika verbreitet und Japhets Abkömmlinge Kleinasien und den größten Theil von Europa bevölkert haben sollen.

2. Menschenracen, Sprachstämme und Lebensweisen.

§. 2. Die Vergleichung der unter den Bewohnern des Erdbodens obwaltenden Verschiedenheiten führte zu der Annahme von drei oder fünf durch geistige Anlage, Kraft und Bildungsfähigkeit wie durch Körperbau, Kopf- und Gesichtsbildung und Hautfarbe verschiedenen Menschenstämmen (Racen): 1. Der zur Freiheit und Herrschaft berufene **kaukasische Stamm**, dem die Nationen indogermanischer Zunge, d. h. die Europäer (mit Ausnahme der Lappen und Finnen), Vorderasiaten, Inder und Nordafrikaner und die aus Europa eingewanderte Bevölkerung Amerika's angehören und der vermöge seiner Culturfähigkeit vorzugsweise Gegenstand der Geschichte (Historie) ist. Er ist ausgezeichnet durch Ebenmaß der Glieder und durch Schönheit der Körper- und Gesichtsbildung und enthält die mannichfachsten Uebergänge von der weißen Hautfarbe des blonden Nordeuropäers bis zum dunkelfarbigen schwarzbehaarten Südländer und Hindu. 2. Die afrikanische und durch den Sklavenhandel nach Amerika und Westindien verpflanzte **Negerrace** mit mehr oder weniger schwarzer Hautfarbe, schwarzkrausem wolligen Haar und vorstehendem Hinterhaupt. 3. Die **mongolische Race** in Ostasien und in den nördlichen Polargegenden der alten und neuen Welt (Mongolen; Hunnen; Hinterindier; Chinesen; Japanesen; Kalmücken; Finnen; Lappen; Eskimos u. a.) mit schlichtem schwarzen Haar, eingedrückter Nase, geradlinigen, weit auseinanderstehenden Augen, flachem Hinterhaupt und einer vom Gelben bis zum Lichtbraunen abwechselnden Hautfarbe. —

Neben diesen drei vorzugsweise den alten Erdtheilen angehörenden Stämmen nimmt man noch zwei untergeordnete Mittelracen an. 4. Die malayische (australische) mit schlichtem oder wenig gekräuseltem schwarzen Haar, schwarzbrauner, mehr oder minder dunkler Hautfarbe; als Uebergangsform von der kaukasischen zur äthiopischen oder Negerrace. Zu ihr gehören die Einwohner Neuhollands und der Inseln des stillen Oceans. 5. Der amerikanische Menschenstamm mit kupferbrauner Hautfarbe und dünnem struppigen Haar, welcher die noch übrigen Urbewohner Amerika's, die Mexicaner, Peruaner u. s. w. umfaßt und den Uebergang von der kaukasischen zur mongolischen Race bildet. —

Durch diese Racenverschiedenheit kamen viele Gelehrte zu dem Schluß, daß jeder Erdtheil oder jede größere Inselgruppe ihre eigenthümlichen, dem Lande selbst entstammten Einwohner (Autochthonen) habe und folglich die Abstammung von Einem Menschenpaare unhaltbar sei; Andere aber schlossen aus verschiedenen Gründen, namentlich aus der Aehnlichkeit des Lebensprocesses bei allen Stämmen, aus der Uebereinstimmung des innern Baues und Knochengerüstes und aus dem Umstande, daß alle Racen fruchtbare Vermischungen eingehen können (wie sich denn in Amerika Abkömmlinge von Europäern und Negern, Mulatten genannt, und von Europäern und Amerikanern, Mestizen u. dergl. m. vorfinden), daß die verschiedenen Menschenarten nur Varietäten Eines und desselben Urstammes seien und daß trotz der

aus der Einwirkung der Klimate, der Sitten, Gebräuche, Lebensart und anderer Umstände erklärbaren Verschiedenheit der einzelnen Racen die Abstammung von Einem Menschenpaare manche Wahrscheinlichkeit für sich habe. Eine vermittelnde Ansicht leugnet zwar die Abstammung von Einem Paare oder die Einheit des Ursprungs des Menschengeschlechts, hält aber an der Einheit der Art fest.

§. 3. Wie man die verschiedenen Bewohner des Erdbodens in die erwähnten fünf Menschenstämme eintheilte, so suchte der forschende und denkende Geist auch die verschiedenen Sprachen, deren Zahl man auf 2000 berechnet hat, auf einzelne **Sprachstämme** zurückzuführen und aus den in allen obwaltenden Aehnlichkeiten den Beweis für eine einzige allgemeine Ursprache zu entdecken oder die ursprüngliche Zusammengehörigkeit jetzt getrennter Volksstämme zu beweisen. 1. Dem kaukasischen Menschenstamme eigenthümlich sind folgende drei Sprachstämme: a. der **indogermanische** (indo-europäische, arische), zu dem man die vorderindische, die persische und alle europäischen Sprachen (mit Ausnahme der ungarischen, baskischen, finnischen und esthnischen) rechnet. b. Der **semitische**, den oben erwähnten semitischen Völkern, ferner den Abyssiniern, sowie auch den Phöniziern, Karthagern u. A. eigenthümliche Sprachstamm. c. Der **nordafrikanische**, das Altägyptische, Koptische und die meisten Sprachen der alten Bewohner Nordafrika's umfassende Sprachstamm. 2. Ein im nordöstlichen Asien und Europa weitverbreiteter, sowohl kaukasischen als mongolischen Völkern zugehörender Sprachstamm ist der **finnisch-tatarische** und **turanische**, dessen sich die zahlreichen Stämme der Finnen (zu welchen auch die Magyaren in Ungarn, sowie die Bewohner von Esthland und Livland gerechnet werden), der Tataren (wozu auch die osmanischen Türken, Kirgisen, Baschkiren u. A. gehören) und mehrere mongolische Völker (Tungusen, Kamtschadalen u. A.) bedienen. „Das bedeutendste gemeinsame Merkmal der turanischen Sprachen ist die Agglutination, d. h. ihre Bildung der Declination und Conjugation durch mechanische und trennbare Zusammensetzung, im Gegensatz zu der organischen Bildung der semitischen und besonders der arischen Sprachen.“ Die turanischen Idiome sind hauptsächlich nomadische Sprachen. 3. Im Südosten Asiens herrscht der den mongolischen Völkern eigenthümliche, aus einsilbigen Wörtern ohne Flexion bestehende **chinesisch-hinterindische** Sprachstamm in China, Hinterindien, Tübet u. a. O. und in Japan und dem ostasiatischen Archipel der **japanisch-kurilische**. 4. Die auf den Inseln des stillen Weltmeeres gesprochenen Sprachen werden zu dem **malayisch-polynesischen** Stamme gerechnet. 5. Die Sprachen und Sprachdialekte der kupferbraunen Race, deren Zahl sich auf 500 belaufen soll, haben trotz der großen Mannichfaltigkeit einen gleichartigen Urtypus und lassen sich daher ebenfalls unter einen gemeinschaftlichen Stamm, den **amerikanischen**, bringen. 6. Selbst die Sprachen der zahllosen **afrikanischen** Stämme hat der forschende Geist der Europäer zu ergründen und zu ordnen gesucht, wenn schon bei der Unbekanntschaft mit dem Innern des unzugänglichen Landes die Erfolge nur gering und die Grundlagen unsicher sein mußten. Erst in neuester Zeit ist man durch die sorgfältige Beobachtung europäischer Reisenden auch in diesem Erdtheil, der bisher als die Welt der babylonischen Sprachverwirrung gegolten, zu größerer Erkenntniß der heimischen Idiome gelangt. Man war erstaunt, unter den Negern der östlichen Länder eine Sprachfamilie, „die Zanzische“ (von Zanzibar) zu entdecken, die sich über den größten Theil Südafrika's verzweigt und an Mannichfaltigkeit und Schönheit der Formen den Cultursprachen Europa's gleich kommen soll. Als die ausgebildetste darunter wird die durch Wortreichthum ausgezeichnete Suaheli-Sprache angegeben, die von Aden bis Madagascar und zum Tanganika-See verstanden wird.

Im südlichen Amerika hatte vor der Einwanderung der Europäer der Guarany-Sprachstamm, der über die ganze Ostküste von Rio de la Plata bis zum Marañon sich ausdehnte, die größte Verbreitung; auf der Westküste herrschte die Sprache der Peruaner, die einst von dem aus Mexiko eingewanderten Toltekanischen Stamme der Incas ihre Cultur erhalten zu haben scheinen, und im Norden des Süd-Continents hatte die Karaibische Sprachfamilie mit mehr als zwanzig Mundarten eine große Ausdehnung über das Festland und die Inseln. — In

Yucatan, wo zur Zeit der spanischen Eroberung eine hohe Civilisation bestand, die noch heut zu Tage aus den Pyramidalgebäuden und Grabmonumenten ersichtlich ist, herrschte die Maya-Sprache, die den Spaniern als Vermittelungssprache diente, und über den ganzen Südwesten Nordamerika's erstreckte sich die formenreiche, gebildete Sprache der Mexikaner, jenes merkwürdigen Staates, den die Tolteken, die „Pelasger" der neuen Welt, zum Mittelpunkte ihres den Ostasiaten ähnlichen Culturlebens gemacht hatten, bis sie von den kräftigen Azteken nach dem Süden gedrängt wurden. Unter den wilden Völkerschaften im Innern des Landes sind die zu einem Bunde von zwölf Stämmen vereinigten Nadowessier oder Sioux am Missouri und obern Missisippi sowohl durch Volkszahl, als durch ihre an den gehäuften Kehllauten kenntliche Sprache, die sechs verbündeten Stämme der Mohawks (Irokesen) um den Ontario- und Erie-See und die Huronen in Canada, deren eigenthümliche, an Consonanten und Biegungen arme, an Mundarten reiche Sprache näher untersucht worden ist, am wichtigsten; und über den ganzen Norden, von den Hudsonsbay-Ländern bis zu den großen Seen herrschte der weitverbreitete Chippewäisch-delawarische oder Algonkisch-Mohiganische Hauptsprachstamm mit vielen Aesten, Zweigen und Mundarten, die aber stets die Verwandtschaft und gemeinsame Abkunft erkennen lassen; manche Idiome dieses ausgedehnten Stammes zeigen wenige oder keine Formen, andere, namentlich die südöstlichen Aeste sind reich an Flexionen. Bei den afrikanischen Sprachen war man, ehe die neuere Forschung in einzelnen Theilen nähere Aufklärung und zuverlässigere Kunde gebracht, zu folgenden Resultaten gekommen: Während die Berber-Stämme an der Nordküste von Afrika, auf den Höhen des Atlas, bis zum Saume der Wüste, und auf den canarischen und azorischen Inseln (Guanchen), so wie die Bewohner der Nil-Ufer und der Küstenländer des rothen Meeres Sprachen besitzen, die, wenn auch mit vielen fremdartigen Bestandtheilen gemischt und die Spuren der unzähligen Völkerzüge und Völkerbegegnungen an sich tragend, doch sämmtlich auf den ägyptisch-semitischen Hauptzweig der kaukasischen Sprachklasse hindeuten, nehmen die Bewohner der wenig bekannten Länder zwischen der Sahara und dem Gülbi-Strom, namentlich die sanften, mehr kupferfarbigen als schwarzhäutigen Fullahs oder Fellatas, sowohl durch die Beschaffenheit ihrer bildungsfähigen Sprache, als durch ihr ganzes Wesen, eine eigenthümliche, von den Kaukasiern und Negern gleich verschiedene Stellung ein. Die Sprachen der eigentlichen Negerstämme Mittelafrika's zerfallen in drei Hauptgruppen, in den Mandingo-Sprachstamm, dem die wilden Völkerschaften am Senegal und Gambia und in den Berggegenden ostwärts von der Sierra Leone angehören; in den Amina-Sprachstamm an der Goldküste und landeinwärts, der die wilden und verworfenen Fanten-Neger, die friedfertigen Aschanten und viele andere Nachbarstaaten umfaßt; und in den Congo-Sprachstamm, zu dem die durch den Sklavenhandel entsittlichten Bewohner von Loango, Congo, Angola u. A. gerechnet werden. Von der unter den südlichen und östlichen Negerstämmen herrschenden Zanzisprache ist oben die Rede gewesen. Im südlichen Afrika hat die Sprache der kräftigen dunkelbraunen Kaffern eine große Verbreitung. Sie wird geschildert als „eine volltönende, weiche und wohlklingende, die aus einfachen, selten mehr als zweisilbigen Wörtern gebildet ist. Durch die langsame, bedeutende Ausrede, durch den Reichthum an einfachen, offenen Selbstlautern bekömmt die Sprache ihren eigenthümlichen Wohlklang." Zwischen den Kaffern und dem von Europäern bewohnten Caplande wohnten die Hottentotten und Buschmänner (Bosjesmans), die Trümmer eines großen, ehemals weit ausgedehnten Volksstammes, mit eigenthümlichen, noch wenig erforschten Sprachidiomen.

§. 4. Nach der Verschiedenheit der Wohnsitze widmeten sich die Menschen auch verschiedenen Lebensweisen und Beschäftigungen. Die Bewohner der Steppen und Wüsten, wo sich nur hie und da fruchtbare Weideplätze finden, wählten ein Hirtenleben und zogen als wandernde Stämme mit ihren Zelten und Heerden umher, mit den Jahreszeiten den Aufenthaltsort wechselnd. Sie werden Nomaden genannt und ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht. Die Ansiedler wohlgelegener Meeresküsten entdeckten bei zunehmender Entwickelung und Bevölkerung bald die Vortheile ihrer Lage. Sie trieben Schiffahrt und Handel und erzielten Wohlstand und Reichthum, wodurch sie sich zum Bau schönerer und größerer Wohnhäuser und zur Anlegung von Städten aufgefordert fühlten, indeß die Bewohner unwirthlicher Gestade ihr freudenloses Leben mit dem Fischfang fristeten. Die in der Ebene wohnten, widmeten sich dem Ackerbau und den Künsten des Friedens, während die rauhen, abgehärteten Berg=

völker sich der Jagd ergaben und, von ungestümem Freiheitsdrang getrieben, an Kampf und Krieg Ergötzen fanden. — Ein mächtiger Hebel zur Bildung des Menschengeschlechts war der Handel und der dadurch herbeigeführte Völkerverkehr. Die Bewohner fruchtbarer Ebenen und wohlgelegener Stromgebiete trieben Land- und Binnenhandel, durch den sie ihren Ueberfluß andern Ländern zuführten und dafür fremde Natur- oder Kunst-Producte eintauschten. Die ausgedehnteste Gattung des Binnenhandels ist der in Asien und Afrika heimische Karavanenhandel, durch den große Waarenzüge aus weiter Ferne in die entlegensten Länder geschafft werden, und der häufig zur Anlegung von Handelsplätzen und Städten Veranlassung gab. Die Beschwerden und Gefahren der Handelszüge durch weite, oft von wilden Räubervölkern bewohnte und von Wüsten unterbrochene Landstrecken machten Verbindungen vieler Menschen zu gemeinschaftlichen Unternehmungen nothwendig. Zum Lasttragen bei dem Karavanenhandel bediente man sich besonders des Kamels, das man daher das „Schiff der Wüste" genannt hat, und zum Schutz und Geleite der nomadischen Steppenbewohner, deren Gebiet man durchschritt. Da die wandernden Kaufleute der Karavanen häufig berühmte Tempel mit ihren heiligen Straßen und dem daselbst waltenden Gottesfrieden als Ruhestätten und Niederlassungsorte wählten, so erhielt der Handel im Alterthum eine religiöse Weihe und trat unter den Schutz der Religion. Die Bewohner buchten- und hafenreicher Küstenländer trieben Seehandel, der im Alterthum wesentlich Küstenhandel war. Anfangs tauschte man Waare gegen Waare (Tauschhandel); erst später kam man auf den Gedanken, den edeln Metallen einen bestimmten Werth beizulegen und ausgeprägte Geldmünzen zu einem künstlichen, bequemen Tauschmittel umzuschaffen. — Die Bewohner des ebenen, wenig bevölkerten Landes schufen sich durch Zähmung der Thiere unentbehrliche Gehülfen der Arbeit in den Hausthieren und sicherten sich ihr Eigenthum, ihre Aecker, Hütten und Heerden durch Gesetze und Rechtsbestimmungen, daher man den Ackerbau als das „große Thor der Menschlichkeit" bezeichnen kann. Die Bewohner der Städte dagegen legten sich auf Gewerbe und Erfindungen zur Bereicherung und Verschönerung des Lebens und pflegten Künste und Wissenschaften, durch welche sich die Macht des menschlichen Geistes in seinen verschiedenen Kräften und Richtungen kund gab.

3. Staaten und Staatsformen.

§. 5. Mit der Zeit unterschieden sich die Völker in civilisirte (Culturvölker) und in uncivilisirte (Naturvölker), je nachdem Anlage und Verkehr die Ausbildung der geistigen Kräfte förderten oder Stumpfsinn und räumliche Abgeschiedenheit dieselbe hemmten. Die uncivilisirten Völker sind entweder wilde Horden unter der Obhut eines Häuptlings, in dessen Hand das Schicksal jedes Einzelnen ruht, oder wandernde Nomadengeschlechter unter der Leitung eines Oberhauptes, der als Stammvater die Rechte eines Fürsten und Richters übt und die Stammesgenossen der Gottheit gegenüber vertritt. Weder diese Nomadengeschlechter mit patriarchalischen Einrichtungen, noch die wilden Horden, die in Afrika's unbekannten Sandwüsten, in Asiens Hochgebirgen und in Amerika's Urwäldern hausen, finden einen Platz in der Geschichte. Diese befaßt sich nur mit den civilisirten Völkern, die durch Verfassung und Gesetze in Staaten und Reiche getheilt sind und durch Sitte und gegenseitige Uebereinkunft (Convenienz) zum friedlichen Verkehr, zur Gesellschaft, zu einem sittlichen Ganzen sich verbunden haben.

Nach der Verschiedenheit der Regierungsformen oder Verfassungen zerfallen die Staaten in monarchische und republikanische. Monarchie heißt ein Staat, wenn ein Einziger an der Spitze steht und das Regiment führt; dieser Einzige hat

nach dem räumlichen Umfange seines Gebietes bald den Titel Kaiser oder König, bald die Benennung Herzog oder Fürst u. dergl. — Republik oder Freistaat (Gemeinwesen) nennt man diejenige Staatsordnung, in welcher die Hoheit und Machtvollkommenheit (Souveränetät) der vollberechtigten männlichen Bevölkerung inwohnt und die Regierungsgewalt in die Hände einer gewählten Obrigkeit gelegt wird. Hierbei findet aber eine große Mannichfaltigkeit statt. Wird nämlich die Regierung blos von einigen durch Geburt (Adel) oder Reichthum ausgezeichneten Geschlechtern geführt, so belegt man eine solche Staatsverfassung mit dem Namen einer aristokratischen Republik, und wo dieses Vorrecht in die Hände einiger wenigen Familien oder Personen übergeht, da entsteht eine Oligarchie. Werden dagegen die verantwortlichen Leiter der Regierung von und aus dem Gesammtvolke gewählt, sei es in allgemeinen Versammlungen oder gemeindeweise, und besitzt das Volk das Recht der Gesetzgebung, so heißt eine solche Verfassungsform eine Demokratie oder demokratische Republik; üben aber dabei die unteren Klassen einen vorherrschenden Einfluß, so gestaltet sich die Demokratie zur Ochlokratie, zur Herrschaft der Masse. Jede dieser drei Verfassungsformen galt im Alterthum für gesetzlich, wenn das allgemeine Staatswohl und das Interesse des Ganzen als oberster Zweck aufgestellt war und die Regierungsgewalt Gesetz und Herkommen als über sich bestehend anerkannte; für entartet, wenn Unrechtmäßigkeit und Willkür das Recht des Stärkern an die Stelle des Hergebrachten setzte, das Privatinteresse zum Staatszweck erhob und dasselbe dem einzelnen Bürger als Gesetz aufdrängte. — Die monarchische Form ist entweder unbeschränkt (absolut), wenn der erbliche Regent mit seinen Räthen ohne Zuziehung des Volkes Gesetze einführt, Steuern auflegt und die Regierung und Rechtspflege einrichtet, oder beschränkt (gemischte Staatsform), wenn dies nur unter Mitwirkung der Vertreter (Repräsentanten) des Volks geschehen darf. Die beschränkte Monarchie, wobei der Regent unverantwortlich ist, sich aber mit verantwortlichen Großbeamten (Ministern) zu umgeben hat, kann doppelter Art sein, je nachdem das Gesammtvolk vertreten ist (Repräsentativ-Verfassung, constitutionelle Monarchie), oder die einzelnen Stände desselben (Ständeverfassung im engern alten Sinn). Tritt die Willkür des Herrschers an die Stelle des Gesetzes, so artet die absolute Monarchie in Despotie aus; ist bei der constitutionellen Monarchie die Volkssouveränetät ausdrücklich als Quelle der Regierungsmacht hingestellt, oder werden die Räthe der Krone durch die parlamentarische Mehrheit bestimmt, so nähert sich dieselbe der republikanischen Staatsform. — Wird eine unsichtbare Gottesmacht als Oberhaupt eines Volkes oder Staates verehrt, also daß die Vorsteher und Obrigkeiten nur die Vollzieher eines höheren Willens und Gebotes sind, so entsteht eine Theokratie mit hierarchischer Gliederung und Abstufung der Aemter.

§. 6. Die ältesten Culturstaaten hatten zum Theil die freiheitbeschränkende Einrichtung der Kasten. Darunter versteht man eine strenge Scheidung der Menschen nach Stand und Beruf, die in fester, geheiligter Ordnung vom Vater auf Sohn vererben, und wobei weder eine Vermischung noch ein Uebergang aus einer in die andere gestattet ist. Dabei unterschied man zwischen den höheren Kasten des Priester- und Kriegerstandes und den untern des gemeinen Volks. Je mehr sich ein Volk der patriarchalischen Herrschaft der Stammhäupter entzog, aus dem ursprünglichen Kriegsstand in friedliche Daseinsformen einlenkte und den Dienst der Götter zu seinem Hauptanliegen machte, desto höher stieg der geistliche Stand, der als Vermittler zwischen den Himmelsmächten und den Menschengeschlechtern galt, an Einfluß und Ansehen. Daher bildeten die Priester häufig die erste Kaste. Durch eine besondere Tracht, durch hierarchische Rangordnung, durch ein äußeres Ceremoniell von den andern Ständen geschieden, und hochgeehrt vom Volke als Kenner und Verkündiger der göttlichen Offenbarungen und Gesetze, als Vollbringer der mysteriösen Gebräuche und Religionshandlungen, deren richtige An-

wendung und Verrichtung sie allein verstanden, deren tieferen Sinn sie in heiligen Geheimlehren ihren Nachkommen und Schülern mittheilten, besaßen die Priester in manchen der alten Culturstaaten große Macht und Vorrechte, bis es der Kriegerkaste (dem Adel) gelang, sich dem Priesterstande als ebenbürtig zur Seite zu stellen und entweder mit demselben zu einer Theilung der Herrschaft übereinzukommen, oder denselben zu überwinden und eine weltliche Despotie auf die Schärfe des Schwertes zu gründen. So entstanden bevorzugte Stände, die, durch Vermögen, Bildung und Waffenübung vor dem übrigen Volke ausgezeichnet, einen höheren Rang einnahmen. Dem Adel gehörte gewöhnlich das monarchische Oberhaupt an, dessen Geschlecht oder Familie allen andern voranging und als Dynastie bezeichnet wird. Die dritte und vierte Kaste bildeten die untern Stände der Ackerleute und Handwerker. Befanden sich in einem dieser Staaten Hirten, so machten sie die niedrigste und verachtetste Kaste aus, theils wegen ihrer geringen Bildung, theils wegen der aus der Beschäftigung mit dem Kleinvieh ihnen anklebenden Unreinlichkeit. Am längsten und reinsten erhielt sich das Kastenwesen, das in der Regel eine Eroberung des Landes durch fremde Völker und eine Unterjochung der Eingebornen in uralter Zeit voraussetzt, in Indien. Auch in Aegypten fanden kastenartige Scheidungen nach Stand und Beschäftigung statt. In manchen Staaten waren die Kasten so schroff getrennt, daß die erbliche Scheidung durch keine Vermischung, durch keine Wechselheirathen durchbrochen werden durfte und sich sogar bis zur Vermeidung des äußeren Verkehrs ausdehnte.

4. Religionswesen und Cultusformen des Heidenthums.

§. 7. Nicht minder verschiedenartig und mannichfaltig als die Lebensweisen und Staatsformen gestalteten sich Religion und Cultus, die Form und das Spiegelbild der Geistes- und Seelenthätigkeit der einzelnen Völker. Ursprünglich im Gemüth und in der Empfindungswelt wurzelnd, hat die Religion ihren tiefsten Ursprung in dem dunkeln Bewußtsein, daß das Einzelleben zusammenhängt mit einer im Weltall waltenden Lebensmacht, in dem inneren Erbeben vor den äußeren Naturgewalten, in dem Gefühl der Abhängigkeit von höheren Mächten und der Unzulänglichkeit der menschlichen Kräfte in den Wechselfällen des Erdenlebens. Das Religionswesen ist daher nicht blos eine Seite des innern Lebens, es ist vielmehr die Totalität desselben, es ist der Gottesfunken, von dem alle geistigen Thätigkeiten ausgehen, der Boden, aus dem die einzelnen Geistesblüthen zum Lichte emporsteigen, und je näher ein Volk in seiner Gesammtentwickelung der Natur steht, je einfacher seine Lebensformen und Beschäftigungsarten sind, je beschränkter sein Gesichtskreis und seine Gedankenwelt erscheint, desto mehr fällt sein ganzes geistiges Sein mit der Religion zusammen, desto mehr sind seine religiösen Verrichtungen für die innere Welt eine ähnliche ausschließliche Werkthätigkeit, wie die Geschäfte des Tages für das physische Dasein, desto mehr wachsen die Religionsübungen mit den äußeren Berufspflichten zu einem festen Lebensbaume zusammen und verleihen den Werken der Hand durch den göttlichen Hauch eine höhere Weihe. In dieser Wechselbeziehung des praktischen und religiösen Lebens wurzelt zunächst das heidnische Religionswesen. Die Menschen verehrten die göttlichen Mächte, die sich im Kreis-

laufe des Naturlebens offenbarten und dem irdischen Dasein Richtung und Ziel verliehen, und indem sie diese vorzugsweise in der Sonne, der Licht und Leben spendenden Naturmacht, und in den Kräften, die im Wachsen und Absterben der Pflanzenwelt zur Erscheinung kommen, zu erkennen glaubten, faßten sie diese als persönliche, mit Bewußtsein und Willen begabte Wesen auf und dienten ihren selbstgeschaffenen Göttergestalten mit Religionsfesten und Cultusgebräuchen. Aber sowohl bei der Ausbildung der religiösen Vorstellungen als bei den Opfern und Religionsdiensten zeigte sich eine große Verschiedenheit zwischen den Völkern von höherer Naturanlage und Bildungsfähigkeit und den rohen, nur dem irdischen Dasein und der sinnlichen Empfindungswelt zugekehrten Stämmen. Denn während die Naturvölker in Afrika und Hochasien ihre einfachen, der sinnlichen Anschauung entnommenen Götterbegriffe in rohe Formen kleideten, die sie als Fetische unter der Gestalt von Thieren oder leblosen Dingen, selten im Menschenbilde verehrten, bildeten die Völker Vorderasiens, wo Sonne, Mond und Sterne in schönster Pracht leuchten, den Sterndienst (Sabäismus) aus und die zur Cultur sich emporarbeitenden Nationen suchten entweder das göttliche Wesen philosophisch zu begreifen, indem sie die Gottheit in den sichtbaren Dingen aufgehen ließen und sie als das Leben der Natur, als das in allen Erscheinungen wahrhaft Seiende auffaßten (Pantheismus), oder künstlerisch zu gestalten, indem sie die ganze äußere Natur vergötterten und die Götter als vollkommenere, höher begabte Menschen darstellten (Polytheismus, Anthropomorphismus). Dieselbe Verschiedenheit gab sich auch in dem äußeren Religionsdienst und in den Opfern kund. Während sich die rohen Naturvölker mit erlernten Zaubersprüchen und Gebetsformeln ihrem Fetisch nahten und sich durch geweihte Dinge, durch Amulete und Talismane, gegen die Macht feindseliger Geister zu sichern bestrebten, verknüpfte der cultivirte Mensch durch die heilige Dichtkunst sein inneres Leben mit der Götterwelt, schuf sich mit kunstfertiger Hand ein erhabenes Bild, worin der menschliche Organismus zum Ideal verklärt und als Gestalt und Ausdruck der Gottesnatur aufgestellt ward, und suchte durch Beobachtung der Himmelskörper und des Planetenlaufes und durch Erforschung der Natur und ihrer Gesetze seine Begriffe von dem Wesen der Gottheit und dem ewig wirkenden Geiste zu vervollkommnen und zu veredeln. Und während ferner die syrischen und phönizischen Stämme dem finsteren Wahnglauben huldigten, daß sie den Zorn der Gottheit durch Aufopferung geliebter Söhne und Töchter, die sie in die Arme eines glühenden Götzenbildes, des Feuergottes Moloch, legten, versöhnen oder durch sinnliche und wollüstige Gebräuche deren Gnade sich erwerben könnten, und wilde oder halbcivilisirte Völker Sklaven und Kriegsgefangene auf den Altären ihrer Nationalgötter schlachteten, schöpften die Griechen und die italischen Völkerschaften aus ihrem veredelten Cultus und Opferwesen erhöhten Lebensgenuß, indem sie ihren Göttern fröhliche Feste veranstalteten, wobei sie die dargebrachten Früchte und die geopferten Thiere, von der geringen Gabe der Erstlinge bis zu der großen Opferfeier von hundert Stieren (Hekatombe), im Freundeskreise verzehrten und sich zugleich der edlen Künste erfreuten, der Poesie, der Tonkunst und des festlichen Chorreigens, die an diesen Götterfesten zur Entfaltung kamen.

§. 8. In allen Religionssystemen des heidnischen Alterthums, die wir bei der Geschichte der einzelnen Völker in ihren Grundzügen und Eigenthümlichkeiten

näher kennen lernen werden, gibt sich das Streben kund, das Wesen der Gottheit, deren Dasein der Mensch sowohl in der Natur als in seinem Innern wahrnahm, zu erfassen und sich ihr durch Pflege und Ausbildung des göttlichen Theils in der Menschenseele mehr und mehr zu nähern. Die semitischen Völker, namentlich die Babylonier, strebten diesem Ziele nach durch Erforschung der äußern Natur, Beobachtung der Sonne und der Gestirne in ihren Bahnen und in ihrem Einfluß auf das Erden- und Menschenleben; die Inder versenkten sich in die Geheimnisse der Schöpfung und suchten das Verhältniß der Menschenseele zur Weltseele, der creatürlichen Welt zur Gottheit zu ergründen und in schwärmerischer Contemplation den im Innern schlummernden geistigen Keim zur Entfaltung zu bringen und dem Urquell alles Seins zuzuführen; die Aegypter vereinigten die beiden Richtungen zu einem der Landesbeschaffenheit und Volksnatur entsprechenden Systeme und verehrten dabei die ewige Gesetzmäßigkeit und Unwandelbarkeit des göttlichen Wesens in dem gleichbleibenden sichern Naturtrieb der Thiere; die Meder und Perser bildeten den Glauben, daß Heerschaaren von guten und bösen Geistern unter dem Lichtgott Ormuzd und dem Dämon der Finsterniß, Ahriman, um die Herrschaft über die Welt und den Menschen einen ewigen Kampf führten, zu einem ethischen System aus, indem sie lehrten, daß man dem Lichtgott in Reinheit der Seele dienen und das Böse in der Außenwelt wie in der eigenen Brust bekämpfen solle; die Griechen füllten das Weltall mit dem göttlichen Geiste und adelten den Menschen, indem sie die Götter nach seinem Bilde gestalteten und den menschlichen Organismus zum Ideal steigerten und zugleich durch die dichterischen Gebilde einer reichen Mythologie die göttlichen Wesen mit der Menschenwelt in lebendigen Verkehr setzten. Allen diesen Hauptrichtungen lag eine pantheistische Auffassung, eine Durchdringung, Belebung und Beseelung der Materie und alles Geschaffenen durch die Gottheit, durch den Weltgeist zu Grunde. Der Pantheismus ist das gemeinsame Kennzeichen alles heidnischen Religionswesens. Nicht als ob man eine Uebertragung dieser religiösen Anschauung von einem dieser Völker zum andern annehmen dürfte; mögen auch einzelne Vorstellungen und Formen entlehnt und verpflanzt worden sein, mag auch durch den Verkehr und die dichterische Geistesthätigkeit hie und da Fremdes und Eigenes sich zu einem Ganzen, zu einem Mythenkreis verbunden haben: die Religionssysteme mit ihrer Sagenwelt und ihren Cultusformen sind aus dem ureigenen Geiste dieser Völker durch freie Ideenschöpfung und Phantasiethätigkeit hervorgegangen, sie sind das Product ihres eigenen Suchens, Ringens und Wirkens, das Spiegelbild ihres eigenen Seelenlebens. Die Uebereinstimmung rührt von der Gleichheit der Menschennatur her und von der Unzulänglichkeit des Menschengeistes, den Urquell alles Seins und Lebens zu ergründen. Jede religiöse Anschauung, die nicht im Theismus wurzelt, führt nothwendig zum Pantheismus; denn die göttlichen Kräfte, sofern sie in ihrer Sonderung gefaßt werden, sind unendlich; ihre Vereinigung finden sie nur in der Einen schöpferischen Urkraft, die von Ewigkeit war, ist und sein wird, von der alles Leben und alle Kraft ausgeht. Die Auffassung eines einzigen persönlichen Gottes, der Himmel und Erde geschaffen, der das Weltall nach ewigen Gesetzen lenkt, und die Geschicke der Völker und Menschen nach unerforschlichem Rathschlusse bestimmt, erlangte und bewahrte nur ein einziges kleines Volk, die Israeliten, inmitten einer heidnischen

Umgebung. Bei ihnen überwand die Verehrung des lebendigen Jehova (Jahve, d. i. der Ewige) allen Götzendienst, so oft sich derselbe auch mit seinen sinnlichen und lüsternen Formen unter ihnen festzusetzen suchte, und im Bewußtsein dieses Vorzuges des „auserwählten Volkes" vor dem gesammten Heidenthum ruft der Verfasser der „Weisheit Salomo's" aus:

„Thöricht von Natur waren alle Menschen, die in Nichtkenntniß Gottes lebten und nicht aus dem sichtbaren Guten den, der da ist, zu ersehen vermochten, und nicht auf die Werke merkend, den Meister erkannten; sondern entweder das Feuer, oder den Wind, oder die schnelle Luft, oder den Kreis der Gestirne, oder das gewaltige Wasser, oder die Lichter des Himmels für die weltregierenden Götter ansahen. Wenn sie nämlich, von ihrer Schönheit ergötzt, sie für Götter hielten, so hätten sie sollen einsehen, wie viel besser ihr Gebieter ist; denn der Urheber der Schönheit schuf sie. Wenn sie aber die Kraft und Wirksamkeit bewunderten, so hätten sie daran merken sollen, wie viel mächtiger ihr Schöpfer ist. Denn aus der Größe und Schönheit der Geschöpfe wird vergleichungsweise der Urheber derselben erkannt."

5. Begriff, Quellen und Eintheilung der Geschichte.

§. 9. Die Geschichte handelt von der Entstehung, dem Wachsthum und dem Untergang der Staaten und Reiche und von dem Ursprung, der Kraftentfaltung und dem Verfall der Völker oder Nationen. Denn unter der Sonne ist Alles einem ewigen Wechsel unterworfen und die Geschicke der Völker gleichen denen des einzelnen Menschen. Jede Nation hat eine fröhliche Jugendzeit, wo alle Kräfte sich entwickeln; sie hat ein reifes Mannesalter, wo Größe nach Außen mit Blüthe im Innern verbunden ist; sie hat ein Greisenalter, wo die Kräfte schwinden, bis sie zuletzt einer mächtigeren erliegt oder weichen muß. In der ersten Periode bilden die Kriegsthaten den Hauptgegenstand der geschichtlichen Darstellung; in der zweiten die Staatsverfassungen, das Gerichtswesen und das Geistesleben, wie es in Kunst und Literatur zur Erscheinung kommt; in der dritten die Parteikämpfe, der bürgerliche Hader über die gesellschaftliche und rechtliche Stellung der Stände und die verwickelten Zustände einer verfeinerten und übergebildeten Welt. Dabei erlangt man die Lehre, daß Vaterlandsliebe (Patriotismus), Bürgertugend und Einfachheit der Sitten Reiche und Nationen groß machen, Selbstsucht (Egoismus) und die daraus hervorgehende Parteiung, Genußsucht und Verweichlichung sie zu Grunde richten.

§. 10. Da Reiche und Nationen bestanden, ehe die Schreibkunst in Anwendung kam, die Menschen Kriege führten und bürgerliche Einrichtungen trafen, ehe sie ihre Thaten aufzeichneten, so haben wir über die älteste Geschichte sehr dürftige, aus unzuverlässigen Quellen geschöpfte Nachrichten. Denn bald beruhen sie auf Dichtungen und Volksliedern, bald auf mündlicher Ueberlieferung (Tradition), die sich von Mund zu Mund fortpflanzte, aber durch die Uebertragung fremdartige und fabelhafte Zuthaten annahm; bald gründen sie sich auf geschichtliche Denkmale, als Grenzsteine, Grabhügel, Monumente, Trümmer uralter Bauwerke, Inschriften, Münzen, Geräthe, Waffen u. dgl. Daher ist die älteste von den Gebilden einer jugendkräftigen Phantasie durchzogene und ausgeschmückte Geschichte sagenhaft oder mythisch und mehr

für die epische Dichtkunst, die mit Vorliebe ihre Stoffe aus der Heroenzeit (Heldenalter) wählt, als für die Geschichtschreibung von Bedeutung. Diese wird erst zuverlässig, wo gleichzeitig oder doch dem Raum und der Zeit nach nicht allzufern lebende Schriftsteller uns berichten, was sie erlebt, erforscht oder durch Erzählung vernommen haben. Mit der Zunahme der Cultur gewinnt dann die Kenntniß der geschichtlichen Ereignisse immer mehr an Licht und Wahrheit, bis zuletzt die Ueberfülle schriftlicher Urkunden dem Forscher Schwierigkeiten anderer Art bereitet.

Uralte **epische Nationaldichtungen, Volkslieder** und **Volkssagen** wurden häufig von Geschichtsschreibern als Quellen für die älteste Geschichte benutzt; so von Livius bei der römischen Geschichte, von Paulus Diaconus und Jordanis (Jornandes) bei der Geschichte der Langobarden und Gothen, von Saxo Grammaticus in der dänischen Geschichte; aber in diesem Falle ist in der ältesten Geschichte auch immer Dichtung und geschichtliche Wahrheit so vermischt, daß eine Scheidung unmöglich erscheint; die Versuche einer erklärenden Deutung aber führen häufig auf Abwege, indem dabei Phantasie und vorgefaßte Meinung oft allzuthätig mitwirken. Aehnlich verhält es sich mit den **mythologischen Sagen** als geschichtlichen Quellen; die durch symbolische Deutungen daraus gewonnene historische Ausbeute ist höchst unsicher. — Wichtiger sind **Münzen** und **Inschriften**, namentlich für die specielle Geschichte, wie Landschaften, Städte, Inseln u. s. w. Ferner **Grabmäler** mit den sich häufig darin befindenden Sarkophagen, Geräthschaften, Waffen, Urnen u. dergl. Für die Geschichte der Kelten und Germanen sind in dieser Beziehung die sogenannten Hünengräber, die man im nördlichen Deutschland, sowie in den Niederlanden, England, Schottland, Frankreich u. a. O. vorfindet, von Wichtigkeit. Man versteht darunter alle aus der heidnischen Vorzeit stammenden Grabmäler, die theils in großer Menge und in Reihen geordnet, theils einzeln auf Anhöhen, in Wäldern und entlegenen Gegenden in höheren oder niedrigeren Erdaufwürfen von abgerundeter Form sich vorfinden, und häufig die Reste verbrannter Leichen oder unverbrannter Gerippe, sowie Urnen und andere Gefäße, Waffen und verschiedene Geräthe des häuslichen und öffentlichen Lebens von Stein, Horn und Metall enthalten. — Auf eine uralte eingeborne Bevölkerung lassen die Tausende von Jahren vor unserer Zeitrechnung entstandenen **Pfahlbauten** schließen, die man neuerdings an vielen Orten, namentlich in deutschen und helvetischen Seen tief unter dem Wasserspiegel aufgefunden hat. Ueber die Race dieses Urvolks, das bei seinen ältesten Bauten, wie die zahlreichen Funde von Geräthschaften ergeben, den Gebrauch des Metalls noch nicht kannte, und die Zeit der Entstehung der Pfahlbauten ist man freilich noch zu keinem sichern Resultate gekommen. Wollte man doch in diesen uralten Denkmälern eines vorgeschichtlichen Volkes, die in vorkeltischer Zeit zum Schutz gegen Thiere und feindliche Angriffe errichtet sein mochten, Zufluchtsstätten und Niederlassungen phönizischer und karthagischer Kaufleute erkennen.

§. 11. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst wurden die historischen Nachrichten, so wie alle Werke der Literatur blos geschrieben und als Handschriften (Manuscripte) in Bibliotheken aufbewahrt. Von diesen auf geglätteten und zubereiteten Thierhäuten (Pergament) oder auf Papyrus geschriebenen Manuscripten, die Jahrhunderte lang (manchmal verwischt und neubeschrieben, Palimpseste) im Staube der Klosterbibliotheken gelegen und deren Vervielfältigung durch Abschreiben sehr kostspielig und mühsam war, wurden später gedruckte Ausgaben veranstaltet, welche die Verbreitung der Geschichtskunde und die Erkenntniß der geistigen Erzeugnisse des Alterthums schnell förderten. Doch hat man auch jetzt noch handschriftliche Urkunden, von denen der Geschichtsforscher Einsicht nehmen muß, besonders wenn er die verwickelten Ereignisse und Zustände unserer Zeit darstellt. Diese bestehen in Briefen, Verträgen, Protocollen, Denkschriften u. dgl. und besonders in den Actenstücken der Diplomaten (Geschäftsführer der Fürsten und Regierungen) und werden in Archiven aufbewahrt. — Eine nach Jahren geordnete geschichtliche Zusammenstellung von Begebenheiten ohne innern Zusammenhang nennt man Annalen, Regesten oder Chroniken; die pragmatische Geschichte sucht die Verknüpfung von Ursachen und Wirkungen in den Begebenheiten, die Beweggründe (Motive) und Pläne der handelnden Persönlich-

Umgebung. Bei ihnen überwand die Verehrung des lebendigen Jehova (Jahve, d. i. der Ewige) allen Götzendienst, so oft sich derselbe auch mit seinen sinnlichen und lüsternen Formen unter ihnen festzusetzen suchte, und im Bewußtsein dieses Vorzuges des „auserwählten Volkes" vor dem gesammten Heidenthum ruft der Verfasser der „Weisheit Salomo's" aus:

„Thöricht von Natur waren alle Menschen, die in Nichtkenntniß Gottes lebten und nicht aus dem sichtbaren Guten den, der da ist, zu ersehen vermochten, und nicht auf die Werke merkend, den Meister erkannten; sondern entweder das Feuer, oder den Wind, oder die schnelle Luft, oder den Kreis der Gestirne, oder das gewaltige Wasser, oder die Lichter des Himmels für die weltregierenden Götter ansahen. Wenn sie nämlich, von ihrer Schönheit ergötzt, sie für Götter hielten, so hätten sie sollen einsehen, wie viel besser ihr Gebieter ist; denn der Urheber der Schönheit schuf sie. Wenn sie aber die Kraft und Wirksamkeit bewunderten, so hätten sie daran merken sollen, wie viel mächtiger ihr Schöpfer ist. Denn aus der Größe und Schönheit der Geschöpfe wird vergleichungsweise der Urheber derselben erkannt."

5. Begriff, Quellen und Eintheilung der Geschichte.

§. 9. Die Geschichte handelt von der Entstehung, dem Wachsthum und dem Untergang der Staaten und Reiche und von dem Ursprung, der Kraftentfaltung und dem Verfall der Völker oder Nationen. Denn unter der Sonne ist Alles einem ewigen Wechsel unterworfen und die Geschicke der Völker gleichen denen des einzelnen Menschen. Jede Nation hat eine fröhliche Jugendzeit, wo alle Kräfte sich entwickeln; sie hat ein reifes Mannesalter, wo Größe nach Außen mit Blüthe im Innern verbunden ist; sie hat ein Greisenalter, wo die Kräfte schwinden, bis sie zuletzt einer mächtigeren erliegt oder weichen muß. In der ersten Periode bilden die Kriegsthaten den Hauptgegenstand der geschichtlichen Darstellung; in der zweiten die Staatsverfassungen, das Gerichtswesen und das Geistesleben, wie es in Kunst und Literatur zur Erscheinung kommt; in der dritten die Parteikämpfe, der bürgerliche Hader über die gesellschaftliche und rechtliche Stellung der Stände und die verwickelten Zustände einer verfeinerten und übergebildeten Welt. Dabei erlangt man die Lehre, daß Vaterlandsliebe (Patriotismus), Bürgertugend und Einfachheit der Sitten Reiche und Nationen groß machen, Selbstsucht (Egoismus) und die daraus hervorgehende Parteiung, Genußsucht und Verweichlichung sie zu Grunde richten.

§. 10. Da Reiche und Nationen bestanden, ehe die Schreibkunst in Anwendung kam, die Menschen Kriege führten und bürgerliche Einrichtungen trafen, ehe sie ihre Thaten aufzeichneten, so haben wir über die älteste Geschichte sehr dürftige, aus unzuverlässigen Quellen geschöpfte Nachrichten. Denn bald beruhen sie auf Dichtungen und Volksliedern, bald auf mündlicher Ueberlieferung (Tradition), die sich von Mund zu Mund fortpflanzte, aber durch die Uebertragung fremdartige und fabelhafte Zuthaten annahm; bald gründen sie sich auf geschichtliche Denkmale, als Grenzsteine, Grabhügel, Monumente, Trümmer uralter Bauwerke, Inschriften, Münzen, Geräthe, Waffen u. dgl. Daher ist die älteste von den Gebilden einer jugendkräftigen Phantasie durchzogene und ausgeschmückte Geschichte sagenhaft oder mythisch und mehr

für die epische Dichtkunst, die mit Vorliebe ihre Stoffe aus der Heroenzeit (Heldenalter) wählt, als für die Geschichtschreibung von Bedeutung. Diese wird erst zuverlässig, wo gleichzeitig oder doch dem Raum und der Zeit nach nicht allzufern lebende Schriftsteller uns berichten, was sie erlebt, erforscht oder durch Erzählung vernommen haben. Mit der Zunahme der Cultur gewinnt dann die Kenntniß der geschichtlichen Ereignisse immer mehr an Licht und Wahrheit, bis zuletzt die Ueberfülle schriftlicher Urkunden dem Forscher Schwierigkeiten anderer Art bereitet.

Uralte **epische Nationaldichtungen**, **Volkslieder** und **Volkssagen** wurden häufig von Geschichtsschreibern als Quellen für die älteste Geschichte benutzt; so von Livius bei der römischen Geschichte, von Paulus Diaconus und Jordanis (Jornandes) bei der Geschichte der Langobarden und Gothen, von Saxo Grammaticus in der dänischen Geschichte; aber in diesem Falle ist in der ältesten Geschichte auch immer Dichtung und geschichtliche Wahrheit so vermischt, daß eine Scheidung unmöglich erscheint; die Versuche einer erklärenden Deutung aber führen häufig auf Abwege, indem dabei Phantasie und vorgefaßte Meinung oft allzuthätig mitwirken. Aehnlich verhält es sich mit den **mythologischen Sagen** als geschichtlichen Quellen; die durch symbolische Deutungen daraus gewonnene historische Ausbeute ist höchst unsicher. — Wichtiger sind **Münzen** und **Inschriften**, namentlich für die specielle Geschichte, wie Landschaften, Städte, Inseln u. s. w. Ferner **Grabmäler** mit den sich häufig darin befindenden Sarkophagen, Geräthschaften, Waffen, Urnen u. dergl. Für die Geschichte der Kelten und Germanen sind in dieser Beziehung die sogenannten Hünengräber, die man im nördlichen Deutschland, sowie in den Niederlanden, England, Schottland, Frankreich u. a. O. vorfindet, von Wichtigkeit. Man versteht darunter alle aus der heidnischen Vorzeit stammenden Grabmäler, die theils in großer Menge und in Reihen geordnet, theils einzeln auf Anhöhen, in Wäldern und entlegenen Gegenden in höheren oder niedrigeren Erdaufwürfen von abgerundeter Form sich vorfinden, und häufig die Reste verbrannter Leichen oder unverbrannter Gerippe, sowie Urnen und andere Gefäße, Waffen und verschiedene Geräthe des häuslichen und öffentlichen Lebens von Stein, Horn und Metall enthalten. — Auf eine uralte eingeborne Bevölkerung lassen die Tausende von Jahren vor unserer Zeitrechnung entstandenen **Pfahlbauten** schließen, die man neuerdings an vielen Orten, namentlich in deutschen und helvetischen Seen tief unter dem Wasserspiegel aufgefunden hat. Ueber die Race dieses Urvolks, das bei seinen ältesten Bauten, wie die zahlreichen Funde von Geräthschaften ergeben, den Gebrauch des Metalls noch nicht kannte, und die Zeit der Entstehung der Pfahlbauten ist man freilich noch zu keinem sichern Resultate gekommen. Wollte man doch in diesen uralten Denkmälern eines vorgeschichtlichen Volkes, die in vorkeltischer Zeit zum Schutz gegen Thiere und feindliche Angriffe errichtet sein mochten, Zufluchtsstätten und Niederlassungen phönizischer und karthagischer Kaufleute erkennen.

§. 11. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst wurden die historischen Nachrichten, so wie alle Werke der Literatur blos geschrieben und als Handschriften (Manuscripte) in Bibliotheken aufbewahrt. Von diesen auf geglätteten und zubereiteten Thierhäuten (Pergament) oder auf Papyrus geschriebenen Manuscripten, die Jahrhunderte lang (manchmal verwischt und neubeschrieben, Palimpseste) im Staube der Klosterbibliotheken gelegen und deren Vervielfältigung durch Abschreiben sehr kostspielig und mühsam war, wurden später gedruckte Ausgaben veranstaltet, welche die Verbreitung der Geschichtskunde und die Erkenntniß der geistigen Erzeugnisse des Alterthums schnell förderten. Doch hat man auch jetzt noch handschriftliche Urkunden, von denen der Geschichtsforscher Einsicht nehmen muß, besonders wenn er die verwickelten Ereignisse und Zustände unserer Zeit darstellt. Diese bestehen in Briefen, Verträgen, Protocollen, Denkschriften u. dgl. und besonders in den Actenstücken der Diplomaten (Geschäftsführer der Fürsten und Regierungen) und werden in Archiven aufbewahrt. — Eine nach Jahren geordnete geschichtliche Zusammenstellung von Begebenheiten ohne innern Zusammenhang nennt man Annalen, Regesten oder Chroniken; die pragmatische Geschichte sucht die Verknüpfung von Ursachen und Wirkungen in den Begebenheiten, die Beweggründe (Motive) und Pläne der handelnden Persönlich-

keiten und den inneren Gang und Zusammenhang der Erscheinungen und Thatsachen nachzuweisen.

Indessen genügt es nicht zu wissen, was geschehen ist, sondern man muß auch den Ort und das Land kennen, wo, und die Zeit, wann etwas geschehen ist. Jenes lernt man durch die Geographie oder Länderkunde und Topographie oder Ortskunde, dieses durch die Chronologie oder Zeitkunde. Nicht bei allen Völkern jedoch ist die Zeitrechnung (Aera) gleich: denn während die christlichen Nationen von der in die Regierungszeit des Kaisers Augustus fallenden Geburt Jesu an vorwärts und rückwärts zählen, rechnen die Juden von Erschaffung der Welt (über 5600 Jahre), die mohammedanischen Völker von der Flucht ihres Propheten (Hedschra 16. Juli 622). Die Griechen, die auch in ihrer Zeitrechnung sich nach Stämmen und Staaten unterschieden, und lange nach den Namen der höchsten Magistratspersonen oder Oberpriester die Jahre bezeichneten, zählten in späterer Zeit (etwa um 300 v. Chr. an) nach Olympiaden, deren Anfang man auf das Jahr 776 v. Chr. festsetzte; die Römer bezeichneten ihre Jahre nach den regierenden Consuln und nach Erbauung der Stadt (u. c. 753 v. Chr.); andere Völker nahmen andere Ausgangspunkte. Auch die Genealogie (Geschlechterkunde) kann als historische Hülfswissenschaft gelten, insofern sie durch tabellarische Darstellung der Geschlechtsfolgen den Zusammenhang fürstlicher Familien und Dynastien erläutert und veranschaulicht.

§. 12. Zur leichtern Uebersicht theilt man die Weltgeschichte in folgende Hauptzeitalter: I. **die alte Welt**, wo republikanische oder despotische Staatsformen und heidnischer Cultus vorherrschen. Diese findet ihr Ende durch die Völkerwanderung (im 5. Jahrh. n. Chr.), welche II. **das Mittelalter** herbeiführt mit den complicirten Zuständen des Feudalnexus, mit strenger Sonderung der drei Stände, Wehr-, Lehr- und Nähr-Stand (Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauer), und unter dem Einfluß der päpstlichen und priesterlichen Hierarchie. Dieser Einfluß wird gebrochen durch die Reformation (1517), nachdem zuvor die Entdeckung von Amerika (1492) und das Aufblühen der Künste und Wissenschaften den beschränkten Gesichtskreis des Mittelalters erweitert haben. Dadurch entsteht III. **die Neuzeit**, mit Hebung des Bürgerstandes und der auf stehende Heere gegründeten Fürstenmacht, bis das Streben nach Lösung der gebundenen Zustände, nach persönlicher Freiheit und Anerkennung der angebornen Menschenrechte und die Verfassungskämpfe, die in der französischen Revolution (1789) ihren Höhepunkt erreichen, IV. **die Neueste Zeit** einleiten, deren Haupt-Tendenz auf die Gleichstellung der Stände, auf die Betheiligung des Volks am öffentlichen Leben, auf Anerkennung der nationalen Eigenartigkeit im Staatswesen und auf die Begründung gemeingültiger Rechtsnormen als höchsten Staatsprincips gerichtet ist.

A. Morgenländische Völker.

§. 13. Geographischer Abriß von Asien. Mitten durch Asien zieht sich mit vielen Abwechselungen von Erhebungen und Senkungen ein unermeßliches, vom schwarzen Meer bis nach Korea sich erstreckendes und von Westen nach Osten sich fast fächerförmig erweiterndes Hochland, im Norden durch den Altai und andere Bergketten, im Süden durch das mythenreiche Wundergebirge des Himalaya von den umliegenden Tiefländern getrennt. Durch das Hindukhu-Gebirge (Paropamīsus) wird dieses Hochland in ein größeres, östliches, und in ein kleineres, westliches Plateau

geschieden. Es bildet die Kerngestalt Asiens, um die sich das Tiefland in fünf Hauptgruppen anschließt, zwischen welchen sich wieder mehrere kleinere vom großen Hochlande durch Gebirge getrennte und größtentheils als Halbinseln weit ins Meer hervortretende Hochländer erheben. Unter diesen sind die arabisch-syrische und die vorderindische Halbinsel am bedeutendsten. Die Gebirge Asiens, die den Süd-, Nord- und Ostrand des mittleren Hochlandes bilden, gruppiren sich um folgende Hauptsysteme: 1. Das ganz Klein-Asien in zwei Richtungen durchziehende Taurusgebirge mit dem mythenreichen Ararat. 2. Das bei den Alten unbestimmt und weit gedachte Imausgebirge, als dessen östliche Fortsetzung der Himalaya (Emodi-Berge) mit den Ursitzen der Menschheit in seinen an Hausthieren, Getreide, Gartenfrüchten und Obst reichen Abhängen, und als westliche der seit Alexanders Eroberungszug unter dem Namen des indischen Kaukasus bekannte Paropamisus (Hindukhu-Gebirge) angesehen ward. 3. Das Hochgebirge des Altai mit seinen Fortsetzungen nach Osten (Daurische Berge) und nach Westen (Muztag, Thian-Schangebirge). 4. Die auf der Grenzscheide von Asien und Europa im Nordosten des kaspischen Meeres sich hinziehenden Hyperboreischen Berge (Ural). 5. Der hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Kaukasus zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere. 6. Das Khingkan-Gebirge, wodurch das chinesische Tiefland von dem großen Hochlande getrennt wird. „In Asien," urtheilt der erfahrungsreiche Grieche Hippokrates, „gedeiht Alles weit schöner und größer; das Land ist milder als ein anderes, und die Völker sind sanfter und kräftiger, die Thiere wohlgenährt und fruchtbar, die Menschen voll, schön und groß, an Gestalt und Zügen wenig verschieden, an Sitten friedlicher und weniger streitbar als die Europäer; denn der Himmel ist gleichmäßiger und meidet die Gegensätze; häufiger Luftwechsel aber regt die Leidenschaften der Menschen auf und macht sie unbeständiger." — Nur der Süden und Westen Asiens, wo Culturstaaten mit fortschreitender Bildung und wechselnden Staatsformen sich entwickelten, Indien, Medien und Persien, die Staaten in Mesopotamien, Syrien, Klein-Asien u. a. sind Gegenstand der Geschichte; das stabile Chinesenreich im Osten dagegen und der von wandernden Nomadenstämmen (Skythen) bevölkerte Norden, wo nur Zustände von längerer oder kürzerer Dauer, theils wie in China, mit einem Anstrich äußerer Civilisation, theils, wie bei den Skythen und Sarmaten, in der nackten ursprünglichen Rohheit sich den Blicken des Forschers darbieten, haben keine Geschichte. Die Bewohner Aegyptens, obwohl zu Afrika gehörend, werden vermöge ihrer aus Asien stammenden oder doch damit verwandten Cultur und Einrichtungen den morgenländischen Völkern beigezählt.

I. Die Halbinsel **Klein-Asien** war von verschiedenen Völkerschaften thrakischen, syrischen phönizischen und unbekannten Ursprungs bewohnt und an ihren drei Küsten mit griechischen Colonien überdeckt, deren Gebiet sich oft weit ins Land hinein erstreckte und die großen Einfluß auf den Bildungsgang und die Lebenseinrichtungen der Urbewohner übten. Ihre weltgeschichtliche Bedeutung liegt in der vermittelnden Stellung zwischen Hochasien und Europa und der gegenseitigen Verpflanzung der Cultur. Das an Buchten und Vorgebirgen reiche, von Flüssen und waldbedeckten Bergen durchschnittene Land mit einem schönen gemäßigten Klima war für Handel und Schiffahrt sehr geeignet und an Ziegen- und Schafheerden, wie an Producten aller Art (Getreide, Wein, Oel, Südfrüchten, Rauchwerk, Wolle, Marmor und Metallen) reich und fruchtbar. — Das Hauptgebirg ist der weitverzweigte **Taurus**, von dem sich zwei nördliche Arme, der eine an die Südküste des schwarzen Meeres bis nach Kolchis, der andere durch Armenien längs der Südostküste des kaspischen Meeres ausdehnen, indeß ein südlicher Arm durch Kilikien („kilikische Pässe") nach dem Euphrat zu läuft und jenseit des Tigris unter verschiedenen Namen sich durch Medien, Parthien, Gedrosien u. a. L. erstreckt. Zu den bedeutendsten Höhen dieser Gebirgsketten mit schneebedeckten Gipfeln, unter denen sich grüne Alpenweiden und schöne Wälder von Eichen, Fichten und Platanen bis in die fruchtbaren Thäler niederziehen, gehören in Klein-Asien der Ida, der Olympos, der metallreiche Sipylos, der Tmolos, Messogis u. a. Hauptflüsse sind: 1) Zum Wassergebiet des schwarzen Meeres (Pontos Euxinos): Phasis, Halys, Parthenios und Sangarios; 2) des Marmormeers (Propontis): Rhyndakos (Lucullus' Sieg über Mithridates 73 v. Chr.), Granikos. Diese nordwärts gewendeten Flüsse „durchlaufen in der Mitte des Landes theils hohe felsige Gebiete, theils öde und

baumlose Flächen, die von tief eingerissenen Schluchten und an einander gedrängten vulkanischen Berghaufen und Seen unterbrochen werden, endlich äußerst fruchtbare und üppige Senkungen, deren Klima hier und dort durch die vulkanische Natur des Bodens besonders erhitzt wird"; 3) westlich zum ägäischen Meere gewendet: Scamander, Hermos, mit vielen Nebenflüssen, Kaystros, Mäandros. In ihnen sammeln sich die Gewässer, welche von den bis ans Meer reichenden Bergstufen herabrinnen. Diese Bergstufen „treten bald mit steilen Kalkfelsen und schroffen Vorbergen in die blaue, glänzende Fluth hinaus, bald nähern sie sich dem Strande nur in sanfteren Hügelformen; hier bleiben breitere, dort schmalere Küstenebenen frei, welche von üppiger Fruchtbarkeit und mit Oliven und Weinreben bedeckt sind"; 4) Südwärts nach dem inneren (lykischen) Meere: Glaukos, Xanthos, Kestros, Eurymĕdon (Seeschlacht, 469), Kalykadnos (Friedrich Barbarossa † 1190), Kydnos (Alexander), Saros. — Landschaften: 1) **Mysien**, mit dem Gebiete von Troja (Ilion) und den Ruinen des jüngeren, unter der macedonischen Herrschaft entstandenen Neu-Ilion, südlich vom alten, ein fruchtbares Land mit wasserreichem Ackerboden, breiten Wiesengründen und triftenreichen Waldungen am Gebirge; die wichtigsten Städte waren griechischen Ursprungs und gehörten dem äolischen Bunde an. 2) **Lydien**, vulkanisch, weinreich und fruchtbar, aber von häufigen Erdbeben heimgesucht. Das ursprünglich streitbare Volk wurde seit Kyros verweichlicht; reich durch Handel und Industrie, verfiel es in Wollust und Sittenlosigkeit, ergötzte sich an Flöten- und Bretspiel und erfand Wirthshäuser und Garküchen. Die Küstenstädte gehörten zum jonischen Bunde; im Innern des Landes sind zu merken: Sardes mit der hohen, auf steilen Felsen erbauten Burg, der Herrschersitz der lydischen Könige und dann der persischen Satrapen; Thyatīra mit Purpurfärberien, Apollonia, Magnesia am Sipylos (Schlacht 190); unter Tiberius zerstörte ein Erdbeben die meisten Städte. „Auf der Westküste mildert die Nähe des Meeres sowohl die Hitze des Sommers als die Kälte des Winters, und die Vereinigung von Berg und Meer, von Gebirgsluft und Seewind, die Verbindungen, welche der Hermos und Mäander ostwärts zum Hochlande öffnen, während westwärts eine ruhige See zu der Menge der nahen Eilande hinüberführt, machen diese Küstenlandschaften des ägäischen Meeres zum bevorzugten Culturgebiet Kleinasiens." Unzählige Hafenbuchten unterbrechen die steile Küste und vorliegende Inseln gewähren geräumige Rheden und Ankerplätze. 3) **Karien**, von einem rauhen, kriegerischen, durch Seeräuberei berüchtigten Volke bewohnt, das als Söldner in fremde Kriegsdienste trat und eine eidgenössische Verfassung mit einer gemeinschaftlichen, am Bundestempel bei Stratonikea abgehaltenen Tagsatzung besaß. Zu ihren bedeutendsten Städten gehörten: die von Marmor erbaute ehemalige Residenz der karischen Könige Mylăsa; ferner Magnesia am Mäander, Tralles, Alabanda (reich und üppig) u. a. 4) **Lykien**, ein gebirgiges Land, an dessen Küste mehrere griechische (dorische) Colonien lagen: Patara, Myra, Phasēlis; die Einwohner lebten in einer republikanischen Bundesverfassung, waren freiheitliebend, kriegerisch und tapfer, aber wie ihre Nachbarn der Seeräuberei ergeben; ihre bedeutendste Stadt war Xanthos im reizenden Thale gleichen Namens. Sie dienten dem bogenbewehrten Lichtgott Lykeios, den die Griechen als Apollon bezeichneten, und verehrten die Frauen so sehr, daß die Söhne ihre Abkunft nach der Mutter bezeichneten. „Ihre kühn und schön gelegenen Stadtburgen sind dicht umgeben von den Ruheplätzen der Todten, zu deren würdigem Andenken ganze Felsmassen in Gräberstraßen und Friedhöfe umgestaltet worden sind." 5) **Pamphylien**, ein gebirgiges, von wildströmenden Bergwassern durchschnittenes Land, von rauhen, dem Piratenleben ergebenen, aus „allerlei Volk" gemischten Bewohnern bevölkert, mit griechischen Colonien (Aspendos, argiv.). 6) **Kilikien**, theils eben, mit Getreidefeldern bedeckt, theils waldig, mit Cedern und Tannen (Schiffbauholz) bewachsen; die Bewohner waren kühne, verwegene Seeräuber mit festen Piratenkastellen. Die bedeutendsten Städte lagen an der Küste und waren griechischen Ursprungs, Selinus (wo Trajan starb), Seleukeia, Tarsos (Geburtsort des Apostels Paulus, mit einer hohen Schule), Issos (Schlacht 333). Von der argivischen Stadt Solö (später Pompejopolis) soll das Wort Solöcismus herkommen, weil sich die Einwohner im Umgang mit den Eingebornen einen schlechten Dialekt angewöhnt hatten. 7) und 8) Nördlich davon lag **Kappadokia** und **Klein-Armenien**, ein rauhes, gebirgiges, an Zinnober und Pferden reiches und von einem syrischen Volksstamm bewohntes Land, wo erst die Römer statt der früheren Burgen und offenen Flecken Städte anlegten, darunter Caesarēa (ehemals Mazaca), Tyana (Wunderthäter Appollonios), Melitēne in einer fruchtbaren Gegend; Nazianz (Gregorius), Nikopŏlis (von Pompejus erbaut) u. a. m.

Westlich davor 9) **Lykaonien**, mit der Stadt Iconium, und das von einem abgehärteten, räuberischen Bergvolk bewohnte **Isaurien**, dessen Einwohner als kühne Guerillakämpfer ihre Freiheit selbst gegen die Römer behaupteten und einst ihre Hauptstadt Isaura im Krieg gegen Perdikkas anzündeten und sich in den Flammen tödteten. 10) **Pisidien**, der Wohnort eines freien, tapfern, dem Piratenleben ergebenen Völkchens mit dem Städtchen Antiochia (Pisidia) und den angeblich lakedämonischen Pflanzstädten Selge und Sagalassos. 11) **Phrygien**, gebirgig und vulkanisch, aber fruchtbar und reich an Marmor, besonders bei der Stadt Synnäda, mit Kelänä, Apamēa, Kolossä (Paulus' Brief), der reichen Handelsstadt Laodikeia (durch das erwähnte Erdbeben zerstört), Doryläum u. a. 12) **Galatien**, im 3. Jahrhundert vor Chr. von einem keltischen Volksstamm nach langen Raubzügen besetzt und in drei Stämme und zwölf unabhängige, aber durch eine Tagsatzung verbundene Gaue (Tetrarchien) getheilt, über die Pompejus den König Dejotărus einsetzte. Die Galater waren tapfer, von hoher Gestalt und gefürchtete Miethtruppen. Städte: Pessinūs, mit einem berühmten Heiligthum der „Bergmutter" Kybele, Gordion uralte Residenz phrygischer Könige; (gordischer Knoten), Ankyra mit Karavanen-Handel; Schafheerden der Reichthum des Landes. 13) **Bithynien**, ein fruchtbares, durch Viehzucht wohlhabendes Land, an dessen Küste reiche griechische Handelsstädte sich befanden, wie Cius (Kios), Astăkos (megar., Hannibals Todesort), wo in der Nähe später die große und blühende Stadt Nikomedia angelegt wurde, Chalkēdon (Byzanz gegenüber, megar.), Herakleia u. a. Im Innern waren Prusa am Olymp, die regelmäßig im Viereck gebaute Stadt Nikäa, Bithynium u. a. merkwürdig. 14) **Paphlagonien**, mit der großen und geschmackvollen Stadt Amastris und der reichen griechischen Handelsstadt Sinōpe. 15) **Pontos**, der nordöstliche Küstenstrich am schwarzen Meer, von verschiedenen streitbaren Barbarenvölkern (darunter die stahlarbeitenden Chalўber) bewohnt, reich an Obst, Honig, Wolle und Mineralien; unter den Städten sind außer den griechischen Colonien Kerasūs und Trapĕzus, besonders zu merken Pharnakia, Amasīa (Vaterstadt des Geographen Strabo), Komāna Pontica mit einem berühmten Tempel und Orakel, wo sich viele „Begeisterte und Verzückte" befanden und Mädchen, „welche mit dem Leibe dienten", wie die Töchter Babylons; Neocäsarēa, Zela (bekannt durch Cäsars Sieg über Pharnakes), Sebastia u. a. Kleinasien war vorzugsweise der Sitz wollüstiger und unsittlicher Religionsculte mit unzüchtigen Gebräuchen (Priapuscult, Kybĕledienst u. a.). Im Dienste der Kriegsgöttin Ma bei den Syrern nicht weit von den Küsten des schwarzen Meeres, welche die Griechen als „stierreitende Artemis" oder Enyo bezeichnen, pflegten die Weiber in den Waffen der Männer zu erscheinen und ihre Jungfrauschaft für immer zu bewahren, während die Männer ihre Mannheit opferten. Diese heilige Opfersitte, die auch in Syrien und Phönizien heimisch war, scheint die Mythen von einem jungfräulichen Amazonenvolk erzeugt zu haben.

II. Die **Kaukasusländer, Sarmatia, Skythia**. 1) **Kolchis** galt für eine von einem zurückgebliebenen Ueberrest des Heeres des Sesostris gegründete ägyptische Colonie (daher die bei ihnen herrschende Sitte der Beschneidung), reich an Hanf, Flachs (Leinweberei), Schiffbauholz, Honig und Wachs; mit den Städten Dioskurias (später Sebastopolis), Archäopolis u. a. 2) **Iberien**, ein vom Fluß Kyros durchströmtes gesegnetes Land, dessen Bewohner, medisch-assyrischen Ursprungs, in vier Kasten getheilt waren. 3) **Albanien**, von einem friedfertigen, im Reiten und Bogenschießen geübten Volke bewohnt (den Vorfahren der Alanen); sie zerfielen in zwölf Horden und hatten die Sitte, dem Verstorbenen seine ganze Habe mit ins Grab zu geben. — 4) Das als **asiatisches Sarmatien** bekannte Land zwischen Don (Tanais) und Wolga (Rha) war von verschiedenen uncultivirten Völkern bewohnt, die den Gesammtnamen Sarmaten oder Sauromaten führten und mit den an der Küste angelegten griechischen Colonialstädten (Pityus, Sinda, Phanagoria, Tanais u. a.) Tauschhandel trieben, indem sie Pelzwerk und Sklaven gegen Wein und Kleidungsstücke eintauschten. Sie waren in viele Stämme getheilt und lebten meist nomadisch von den Heerden und der Jagd, welche in den Sümpfen auf Hirsche und Eber, in der Ebene auf Rehe und wilde Esel ging. Sie waren besonders reich an Pferden. — 5) Die großen, theils aus Gebirgsgegenden, theils aus Steppen und Grasebenen bestehenden und von den Flüssen Oxus (Amu) und Jaxartes (Sihon) durchschnittenen Länderstrecken ostwärts vom kaspischen Meere waren von wilden Nomadenvölkern, **Skythen**, bewohnt, die in Zelten oder bedeckten Wagen wohnten, als Reiter und Bogenschützen in den Kampf zogen und aus der abgezogenen Haut der erschlagenen Feinde Pferdegeschirr, aus ihrem Schädel Trinkgefäße berei-

teten. Sie standen unter einzelnen Stammhäuptern, denen ein König mit der unumschränktesten Gewalt übergeordnet war. Die Kriegsgefangenen wurden geblendet und zum Melken und Warten der Heerden gebraucht; wer nicht wenigstens einen Feind erschlagen, durfte bei Gelagen nicht aus dem im Kreise umgehenden Ehrenbecher trinken. Die wilden, streitlustigen Massageten, Saken u. A. wurden zu ihnen gerechnet. Der Oxus und das kaspische Meer vermittelten die Verbindung zwischen dem östlichen und westlichen Asien. „Vom kaspischen Meere aus wurden die Güter den Kyros (Kur) aufwärts gebracht, dann in vier Tagen auf Wagen über das Gebirge geführt, bis zu der Stelle, wo der Phasis schiffbar wurde, um endlich auf diesem Flusse nach der gleichnamigen Stadt gebracht zu werden."

III. **Serica** und **Indien**. Das unter dem Namen Serica (Seidenland) den Alten bekannte Ostland umfaßte einen Theil der kleinen Bucharei und des nordwestlichen China. Die Bewohner werden geschildert als ein friedliches, Ruhe und Gemächlichkeit liebendes Volk, das ungeachtet eines lebhaften Karavanenhandels mit dem Norden und Westen allen Umgang und Verkehr mit andern Völkern mied, große und reiche Städte bewohnte und die schönsten Seidenstoffe lieferte, Angaben, die noch jetzt auf die Chinesen passen. — Indien, schon in alter Zeit wegen seiner kostbaren Erzeugnisse Ziel und Mittelpunkt des Karavanen- und Seehandels, besitzt mit seiner Abwechselung von Küsten- und Binnenland, Hoch- und Tiefland die größte Mannichfaltigkeit in Klima, Erzeugnissen und Volksleben. Im Norden und im nördlichen Osten und Westen durch himmelhohe Gebirge, darunter der 40 Meilen lange Himalaya mit dem Dhawalagiri, in den südlichen Theilen vom Meere begrenzt, bildet Indien „einen geographisch, klimatisch und historisch abgeschlossenen Continent", von der Natur zur Entfaltung eines eigenthümlichen Culturlebens in seinem Innern bestimmt. Durch die nach Süden laufenden Senkungen entsteht zwischen dem riesenmäßigen Gebirge mit seinen Schneehöhen und der indischen Ebene ein Stufenland, durch das die auf dem Himalaya entspringenden größten Ströme sich ergießen (von der Nordseite desselben der **Indus**, Sutletsch und Brahmaputra, von der Südseite die Jamuna und der **Ganges**) und dem südwestlichen und südöstlichen Meere zufließen. Die Westgrenze bildet das Brahugebirge mit dem Hochlande von Kelat, die Ostgrenze das von der Natur reichbegabte Assam. — Das indische Tiefland zerfällt in das eigentliche **Hindustan** oder Indus- und Gangesgebiet, das vom Himalaya bis zu dem unwegsamen, dichtwaldigen und von wilden Thieren bewohnten Vindhjagebirge und vom westlichen bis zum östlichen Meere reicht, und in das tropische Tafelland **Dekhan**. — Das westliche Hindustan ist das Indus-(Sind-)Gebiet mit dem Fünfstromlande (Pendschab), dessen jetzt größtentheils mohammedanische Völker Nachkommen der alten Inder sind; das mittlere höchst fruchtbare Hindustan mit dem heiligen Flusse Ganges war der Hauptsitz der indischen Cultur, Religion, Industrie und Priestermacht. Hier befanden sich die bedeutendsten Städte des Landes, am Ganges die Hauptstädte uralter Königsdynastien Hastinapura und Pratisthana mit ihrer ehemaligen Pracht und Herrlichkeit und Benares, der Sitz indischer Weisheit, Cultur und Gelehrsamkeit; und an der Jamuna das alte Indraprastha, Delhi's Vorgängerin, die Krischnastadt Mathura und die alte Residenz Agra, nunmehr in Trümmern. Am Zusammenfluß der beiden Ströme liegt die Pilgerstadt Allahabad, einer der vielen Wallfahrtsorte des Landes. Das östliche Hindustan umfaßt das fruchtbare und menschenreiche Land Bihar voll altindischer Erinnerungen mit den Ruinen der einst blühenden Hauptstadt Palibothra am Zusammenfluß des Sona mit dem Ganges oberhalb des jetzigen Patna, und in seinem südlichen Theile das reichbewässerte, üppig fruchtbare, aber feuchte, heiße und erschlaffende Bengalen mit der Hauptstadt Calcutta. In dem Mündungsgebiete, welches die Ganga mit dem Brahmaputra vereinigt, aber schon wieder in viele Arme gespalten durchfließt, „bilden die Wassermassen heiße Sümpfe, in welchen die Vegetation so übermächtig, die Dschungeln des Bambusrohres so dick und undurchdringlich sind, daß dieser weite Landstrich dem Rhinoceros, dem Elephanten, dem Tiger, der hier in den morastigen Waldungen seine eigentliche Heimath hat, überlassen bleiben muß." Die Halbinsel Dekhan besteht aus dem innern durch Stromthäler und wilde Schluchten zerrissenen Hochlande, und dem an den Küsten hinziehenden fruchtbaren Tieflande. Jenes enthält 1) das fruchtbare Pandja mit dem Fluß Kavery, mit dem durch Perlenfischerei bekannten Vorgebirge Kumari (Comorin), mit Trümmern alter Städte und Tempel (Pagoden) und mit der ehemaligen Rajaresidenz Tonjore. 2) Das waldreiche gebirgige Gebiet von Mysore mit der berühmten Hauptstadt Tippo Sahibs und Hyder Ali's, Seringapatam; 3) das Gebiet des Flusses Kistna

(Krischna) mit dem alten Reiche Karnata, worin sich unweit der jetzigen Rajaresidenz Hyderabad die berühmten Diamantgruben von Gollonda und die Grottenwerke von Ellora befanden. 4) Das Gebiet des Godawery (Godavari), des nördlichsten und längsten Flusses in Dekhan, wo in Beran ein alter, priesterlich eingerichteter Brahmastaat war, an dessen nordöstlichem Küstengebiet Orissa am Maharada noch viele Tempel und Heiligthümer enthält. — Auf der Ostküste von Dekhan (Coromandel), wo jetzt die Europäer blühende Handelsniederlassungen (Madras, Pondichery u. a.) besitzen, befanden sich im Alterthume drei indische Königreiche, von deren einstiger Pracht noch die Trümmer der sieben Pagoden an der Westküste bei dem Dorfe Mahamalajapura Zeugniß geben, und die Westküste mit dem Ghatgebirge enthielt vier Brahmareiche, darunter das zerrissene Küstenland Kankara mit den berühmtesten Felsentempeln Indiens auf den Inseln Elephantine und Salsette unweit Bombay und das Küstenland Malabar und Kallicut (Kalikodu). Das südliche Indien mit der dazu gehörigen Zimmetinsel Ceylon (Taprobäne) war seiner hohen Fruchtbarkeit und seines herrlichen Klima's wegen schon in alter Zeit Ziel der Handelsreisen. Von der kleinen Insel Rameçvara reichen Korallenriffe, an denen das Meer sich in heftiger Brandung bricht, bis nach der Insel Ceylon hinüber. Die heilige Sage erblickt darin Spuren der Diamantbrücke, über welche das erste Menschenpaar gegangen sei, als es aus dem Paradiese, das man nach jener reizenden Insel verlegte, ausgetrieben worden.

IV. **Ariana.** Die Länder zwischen Indien und Persien vom arabischen Meere bis zum Paropamīsus (Hindukhu), in den heutigen Gebieten von Beludschistan und Afghanistan, und jenseit jenes Gebirges bis an die Küsten des kaspischen Meeres, waren größtentheils Bestandtheile der großen persischen Monarchie, wurden aber erst durch die Feldzüge Alexanders des Großen, der in allen diesen Ländern Städte mit seinem Namen (Alexandrīa) anlegte, den Europäern zugänglich und bekannt. Die einzelnen, großentheils aus Gebirgsgegenden und Sandwüsten bestehenden, aber doch von Karavanen durchzogenen Landschaften sind folgende: 1) Gedrosia, 2) Drangiāna am Hilmend (Erymanthus), 3) Arachosia ostwärts bis zum Indus mit der kürzesten Verbindungsstraße zwischen Indien und Persien (Sewestan, Kandahar und das südwestliche Kabulistan), 4) die freien, selbständigen Bewohner der südlichen Abhänge des Paropamisus (Peschaur, Kabul u. a.), die den Gesammtnamen Paropamisădä führten und erst von Alexander unterworfen wurden. 5) Das fruchtbare Gebirgsland Aria (südlich Khorasan und Seistan). 6) **Parthia**, das rauhe, gebirgige Mutterland des um 256 gegründeten parthischen Reichs. 7) **Karmania** (Kerman, Laristan und Moghistan) im Süden gebirgig und metallreich, mit der reichen und luxuriösen Hauptstadt Kerman (Carmana) und der kleinen Insel Ormus, die der Meerenge den Namen gab. — Nordwärts des Paropamisus bis zum kaspischen Meere an den Flüssen Oxus und Jaxartes lagen: 1) **Bactria** (Balkh), das gebirgige, aber fruchtbare Mutterland der Ormuzdlehre. Die Stadt Baktra (Balkh) ist heute ein unbedeutender Ort; „nur Trümmerhaufen bezeichnen den ehemaligen Umfang. Er liegt bereits in völlig flachem, aber wohl angebautem und dicht mit Dörfern bedecktem Lande; achtzehn größere Kanäle führen noch jetzt das Wasser von den Bergen in die emsig bestellten Fruchtfelder, die Wege und Grenzen der Aecker sind dicht mit Bäumen bepflanzt; überall ist das Rauschen des in den Leitungen herabrieselnden Wassers zu hören. Doch erreicht das Fruchtland auch hier den Oxus nicht, schon fünf bis sechs Meilen unterhalb der Stadt beginnt die Wüste." Die alten Baktrer galten als streitbare Männer, 30,000 Reiter vermochte das Land ins Feld zu schicken. 2) Sogdiāna (Bukhara und ein Theil von Turkestan), gebirgig, aber gut angebaut und reich an Städten, darunter das reizend gelegene **Samarkand**, 3) Margiāna (Theil von Turkmania) mit den Städten Antiochia Margiana (jetzt Merv), Nisäa (Herat) u. a. 4) **Hyrkanien**, die gebirgige Südostküste des kaspischen Sees, fruchtbar und waldig.

V. **Medien** und **Persien.** Das nördliche Medien (Klein-Medien) auf der Westküste des kaspischen Meeres mit dem Araxes, einem Nebenfluß des Kyros, als Nordgrenze, war rauh, gebirgig und von räuberischen Völkern bewohnt, das südliche (Groß-Medien) enthielt herrliche Weidetriften und war reich an Getreide und Früchten (Citronen, Pomeranzen). „Von einem Kreise mächtiger Hochgipfel eingeschlossen, ist dieses Gebiet mit seinen Naphtaquellen, seinen Bergweiden, seinen grünen Wiesen, seinen nackten Kämmen, seinen Schneefeldern das wildeste und zugleich lieblichste Alpenland West-Irans. Während der Schnee auf dem Rücken der Höhen hier und dort neun Monate lagert, herrscht in vielen Thälern ein ununterbrochener Frühling: in tieferen

Spalten gibt es sogar heiße Sommer." Die Bewohner waren anfangs kriegerisch und im Bogenschießen geübt, später verweichlicht. Die uralte Hauptstadt war **Ekbatăna** (jetzt Hamadan), der feste und reizende Herrscherſitz der medischen Könige, mit drei Burgen und von einem siebenfachen Mauergürtel umgeben. Die Brustwehren waren nach Herodot von verschiedenen Farben. — Südwestlich davon **Susiana** (Khusistan), eine große, mit Babylonien zusammenhängende, von den übrigen Nachbarländern dagegen durch hohe Gebirge getrennte heiße Ebene, an der Küste flach, sumpfig und wenig bekannt, von mehreren Nebenflüssen des Tigris durchströmt, darunter der durch sein gutes Wasser berühmte Choaspes; die Einwohner der Ebene waren friedliebende Ackerleute, die Bergbewohner dagegen räuberisch und unabhängig. **Susa** (Schußan), die Winterresidenz der medischen Könige, aus Ziegelsteinen und Erdpech erbaut; Seleukeia. — **Persis** (Fars, Farsistan), zwischen der karamanischen Wüste und dem persischen Meerbusen, ist in seinen nördlichen Theilen ein wildes Gebirgsland voll steiler Höhen und tiefer Schluchten, dazwischen auch weidenreiche Triften, besonders für Kameele; das mittlere Land an den Flüssen Araxes und Kyros war gemäßigt und bildete eine grüne, fruchtbare Ebene mit trefflichem Wein, wogegen der in eine Wüste auslaufende flache Süden sehr heiß und arm an Früchten und Bäumen (außer Palmen) war. Die südlichen Thäler des Araxes und Kyros sind durch die Seewinde so gemäßigt, daß daselbst ein ewiger Frühling herrscht, „daß Haine von Myrthen, Cypressen und Obstbäumen mit Weinreben und Blumenteppichen wechseln; nirgends gibt es schönere Rosen und üppigere Trauben als im Thale von Schiras." Unter den Städten waren am berühmtesten das von einer dreifachen Mauer umgebene **Persepŏlis** am Araxes und Pasargădä mit dem Grabmal des Kyros. Die Perser zerfielen in drei Stämme, in Nomaden, Ackerleute und Krieger.

VI. **Die Länder am Euphrat und Tigris.** 1) **Groß-Armenien**, fruchtbar an Getreide, Wein, Viehheerden; mit hohen Gebirgen, darunter der **Ararat** mit den Quellen des Euphrat; Städte: das stark befestigte **Artaxăta** am Araxes und das von Tigranes gegründete und mit weggeführten Griechen bevölkerte **Tigranocerta.** 2) **Babylonien**, die im Norden von der medischen Mauer begrenzte Ebene von braunem und fettem Boden zwischen dem ruhig fließenden Euphrat und dem stark brausenden Tigris, von einer Menge von Kanälen und Dämmen durchzogen; das Land war fruchtbar und enthielt künstliche Seen und außer Babylon mehrere blühende und reiche Städte, wie **Seleukeia** am Tigris, Vologesia, Apamēa, Terēdon (Handel mit Weihrauch und arabischen Waaren), Charax Spasinu u. a., unweit der medischen Mauer Kunaxa (Schlacht 400). 3) **Assyrien** hatte außer Ninive noch **Ktesiphon** am Ufer des Tigris, eine unter den parthischen Königen blühende und volkreiche Stadt; **Arbēla** (wo sich bei der Schlacht von **Gaugamēla** das Hauptquartier des Dareios befand), Apollonia, Artemita, Sittăke u. a. Im Norden und Osten erheben sich Hügelreihen, von Eichen- und Nußbaumwäldern beschattet; in den Thälern gedeihen Wein, Feigen, Oliven, Granatäpfel und Korn. — 4) **Mesopotamien**, eine fruchtbare Ebene mit weidereichen Triften; Städte: a) im westlichen District Osrhoēne: **Edessa**; Bathna (Markt für indische Waaren), **Karrä** (Niederlage des Crassus durch die Parther a. 53), Nicephorium, Circesium u. a.; b) im östlichen District Mygdonia: **Nisĭbis**, volkreiche Haupt- und Handelsstadt; Dara, starke Festung, Singăra, Haträ u. a. „Nachdem die beiden Flüsse die Bergketten Armeniens, welchen sie entströmen, durchbrochen haben, geht ihr Lauf durch ein ziemlich hoch liegendes Steppenland, dessen Einförmigkeit durch Felskämme, Hügelreihen, Seen und fruchtbare Strecken unterbrochen wird, während die Ufer der Flüsse mit Waldungen von Platanen und Cypressen besetzt und von Wiesen eingeschlossen sind. Mit der Abflachung des Bodens werden diese fruchtbaren Niederungen an den Flüssen breiter, aber das Land zwischen den Strömen wird desto öder und baumloser, und duldet nur Wanderhirten und Heerden von wilden Eseln, Straußen und Trappen als seine Bewohner." Wie Aegypten erhalten auch diese regenlosen Länder ihre befruchtende Bewässerung durch die jährliche Ueberschwemmung der beiden Ströme, die jedoch nicht so regelmäßig verläuft wie die des Nil. „Oft wirft der Tigris statt befruchtender Wasser verheerende Fluthen über die Ebene und verwandelt dieselbe bis zu dem sumpfigen Delta an seiner Mündung zu einem breiten wogenden See."

VII. **Syrien, Phönizien, Palästina.** Im Gegensatz zu den großen, einförmig gebildeten Gebieten von Mesopotamien zeigt das westliche Bergland Wechsel und Mannichfaltigkeit. Die schmale Küste drängte ihre Bewohner auf die See hinaus, die trefflichen Häfen, durch Buchten und Vorsprünge geschützt, begünstigten Schiffahrt und der Reichthum an Metallen und Holz war

dem Handel förderlich, der hier zuerst in seiner ganzen Großartigkeit dem Menschen aufgegangen ist; die üppige Fruchtbarkeit der tieferen Senkungen und Bergabhänge lud zur Bestellung des Ackers, zu Wein- und Obstbau ein, während die höher liegenden Thäler und Bergrücken zur Viehzucht sich eigneten und ein Hirtenleben, mit geringem Anbau verbunden, gestatteten. Zugleich gibt das syrische Küstenland „durch Meer und Bergluft, durch Seefahrt und Gebirgsleben den erschlaffenden Einflüssen der Sonne des Orients starke Gegengewichte, es verbindet die Elemente, welche Leben und Kraft der Bewohner frisch und straff zu erhalten pflegen. Zieht das Meer in die Ferne und bildet es auf seinen Wellen eine bewegliche, unternehmungslustige, thatkräftige Bevölkerung, so zwingt dagegen die starre Natur der Berge, die Geschlossenheit der Thäler zu einfacher, gleichbleibender Lebensweise, zum Festhalten des Hergebrachten und Ueberlieferten. Je näher diese Gegensätze einander sind, um so energischer müssen sie auf einander wirken, um so eindringender wird der Prozeß des geistigen Lebens sein". Das syrische Gebirgs- und Küstenland zerfällt in folgende Theile: 1) **Syrien**, westwärts vom Euphrat, ist im Norden gebirgig mit fruchtbaren Thälern, im Süden heiß und trocken; im Ganzen gut angebaut und von volkreichen Städten bedeckt, reich an herrlichen Südfrüchten; Hauptfluß ist der vom Libanon herabfließende **Orontes**. Es zerfiel in das nördliche Syrien und in das hohle Syrien (Kölesyrien), ein eigenthümliches Längenthal zwischen Libanon und Antilibanon. Unter den Städten sind zu bemerken: Samosăta am Euphrat (Geburtsort Lucians); Hieropolis mit einem prachtvollen Tempel; das auf einem von drei Seiten unzugänglichen Felsen erbaute feste Seleukeia; Thapsăkos, alte Handelsstadt am Euphrat; **Palmyra** (Thadmor) auf einer palmenreichen Oase in der syrischen Sandwüste; das von herrlichen Triften für Pferde und Elephanten umgebene Apameia am Orontes, gleich Laodikeia und den meisten Städten von den Seleukiden gegründet; **Emĕsa** mit seinem berühmten Sonnentempel (Schlacht 273 n. Chr.); **Antiochia**, von Seleukos Nikator in einer reizenden Gegend am südlichen Ufer des Orontes angelegt, $2^1/_2$ Meilen im Umfang; Daphne, ein von Cypressen- und Lorbeerhainen umgebener üppiger Lustort der sittenlosen syrischen Könige.] In Kölesyrien lagen: **Damaskos**, uralte Hauptstadt in einer reizenden Gegend am Fuße des Antilibanon, umgeben von Obst- und Orangenhainen, schon zur Zeit der Römer durch Waffenfabriken berühmt, Heliopolis (Baalbek), Sitz des Sonnencultus mit einem von Antoninus Pius erbauten herrlichen Tempel. — 2) **Phönizien** (Palmenland). Südwestlich von Syrien bis zum steilen Berge Karmel lag das Küstenland Phönizien am cederreichen **Libanon**, mit welchem weiter ostwärts der **Antilibanon** (mit dem höchsten Berge Hermon) parallel läuft. „Auf diesen Höhen wird die Luft reiner und kühler, Terrassen von Feigen- und Maulbeerbäumen wechseln mit Weinbeerpflanzungen, auf dem breiten Rücken der höheren Bergzüge erhebt sich der Wald der Cedern und noch vor dem höchsten Felsenkamm liegen grüne Abhänge, auf denen zahlreiche Heerden schwarzer Ziegen weiden, beunruhigt von Schakals, Bären und Löwen, welche in den öden Schluchten hausen." Unter den selbständigen, republikanisch regierten und in einem Städtebund vereinigten phönizischen Städten sind die bedeutendsten: Arădos, Tripolis, Byblos, Berȳtos, das betriebsame **Sidon**, das mächtige **Tyros**, Acca oder Ptolemais u. a. Neben den industriösen Phöniziern hausten in dem Libanon einige kriegerische Räuberstämme, die Ituräer, Sicarier (Dolchmänner), die Vorfahren der in den Kreuzzügen so gefürchteten Assassinen u. a. — 3) **Palästina**, südwärts von Syrien und Phönizien, ein gebirgiges, aber fruchtbares, an Schluchten und Höhlen reiches Land, durchströmt vom **Jordan** und durchschnitten von kahlen und felsigen Armen des Libanon und Antilibanon, die mehrere bemerkenswerthe Berghöhen bilden, namentlich den baumreichen, zerklüfteten, aber mit grasigen Triften abwechselnden Karmel, den isolirten kegelförmigen, waldbedeckten Tabor, den als Hauptsitz des „Höhendienstes" bekannten Garizim u. a. Die arabischen Dichter rühmen vom Libanon, „daß er auf seinem Haupte den Winter, in seinem Schooße den Herbst trage und daß zu seinen Füßen der Frühling schlummere." Unter den Seen ist das todte Meer (Asphalt-See), wo alle Vegetation erstirbt, wo die Erde selbst die fruchtbringende Kraft verloren hat, wo alle Pflanzen und Blüthen brandig und taub werden und in Asche zerstieben, und der See von Tiberias oder Genezareth besonders zu merken. Das an Wein, Palmen, Getreide, Südfrüchten, Oel, Honig u. a. sehr reiche Land zerfiel in vier Theile: 1) **Galiläa**, eine grasreiche Hochebene, die nur von einzelnen Berggipfeln, wie dem Tabor (7000') überragt wird, mit der Stadt Dan (auch Lais oder Lesem genannt, Hauptsitz des Stiercultus); Kapernaum am See Genezareth; Tiberias, Herodes' begünstigte Residenz; Emaus mit

warmen Bädern; Nazareth auf einem Hügel mitten in einem Bergkessel von weißen Kalkfelsen; Megiddo, alte Residenz kananitischer Könige. 2) **Samaria**, ein von Waldungen beschattetes fruchtbares Thalland, faßte hauptsächlich folgende Städte in sich: die von Salmanassar zerstörte, von Herodes wieder aufgebaute und Sebaste genannte Hauptstadt **Samaria**; Skythopolis, eine größtentheils von Heiden bewohnte Stadt; Jesreel (Strabela) in einer schönen Ebene, Residenz einiger israelitischen Könige; **Sichem** (Neapolis, Nablus) unweit des grünen Berges Garizim, der Hauptstätte des „Höhendienstes“. 3) **Judäa**, das Hauptland, im Süden von eingewanderten Idumäern bewohnt, eine Landschaft von ernstem Charakter, wo sich auf weiten Strecken nur einzelne Büsche von fahlen Oelbäumen oder durchsichtigen Gruppen weniger Palmen erheben, enthielt berühmte Städte: **Cäsarēa**, See- und Hafenstadt, von Herodes verschönert, später Sitz des römischen Statthalters; Joppe, alte See- und Hafenstadt; Lydda (Diospolis); Jericho, uralte Kananiterstadt in einer an Palmen, Balsamstauden und Datteln reichen Gegend, wo in der tropischen Atmosphäre zehn Monate im Jahre Trauben, Feigen und edle Südfrüchte gedeihen; Hebron, alte Priesterstadt mit Asylrecht; Bethlehem auf einer Anhöhe; **Jerusalem**, auf vier durch jähe Thäler von einander getrennten Hügeln erbaut und aus der Altstadt und der von Herodes Agrippa angelegten und zur Stadt gezogenen Neustadt bestehend. Jene zerfiel a) in die Oberstadt auf dem Hügel Zion, mit einer an 60 Thürme enthaltenden Mauer umgeben; b) in die Unterstadt auf dem halbmondförmigen Hügel Akra, mit einer eigenen Mauer und c) in den Tempelberg Morija; die Bevölkerung betrug vor der Zerstörung durch Titus gegen 150,000 Einwohner. Der Salomonische Tempel war mehr ausgezeichnet durch seine schimmernden Stoffe, sein kostbares Holz und den Glanz des Goldes, als durch architektonische Schönheit oder Größe; in der Nähe der durch das Thal Kidron von der Stadt getrennte Oelberg. 4) **Peräa**, jenseit des Jordans mit Cäsarea Paneas, Gadara, Rabbath Ammon (Philadelphia), Städten der Ammoniter; Rabbath Moab (Stadt der Moabiter), Pella u. a. Die Süd-Westküste bewohnte das alte streitbare Volk der **Philister**. Sie lebten unter Stammhäuptern oder Königen in fünf festen Orten, Gaza, Askalon, Asdod, Gath und Ekron und trieben Handel und Seeräuberei. Sie verehrten die zeugende Naturkraft, der das Wasser und die Fische geweiht waren. Askalon war der Hauptsitz des Dagoncultus, des Nationalgottes mit Menschenkopf und Fischleib. Im Süden von Palästina und Syrien erstreckt sich die Halbinsel **Arabien**, ein dem Continent von Afrika ähnliches Land, dessen Kern eine hohe und kahle Gebirgsplatte ist, „welche zwischen nackten Wüstenflächen, Sandebenen, Klippen und kahlen Gipfeln unter einem brennenden Himmel nicht allzuviele bewässerte Senkungen zeigt“, und dann, durch die Landenge Pelusium (Suez) und das rothe Meer davon getrennt, das afrikanische Thalland **Aegypten**.

§. 14. Orientalisches Wesen. Drei Dinge muß man bei Beurtheilung der morgenländischen Völker ins Auge fassen, das Religionswesen, die Staats- und Regierungsformen und das Privatleben. 1) Religionswesen. Was das Verhältniß des Menschen zum Schöpfer betrifft, so haben darüber die morgenländischen Völker am tiefsten und eifrigsten nachgedacht und sind zu Resultaten gelangt, über welche keine andere Nation hinausgekommen ist. Der Orient ist die Wiege aller Religionssysteme, vom strengsten, auf uralten Traditionen oder auf Offenbarung beruhenden Monotheismus bis zum vielgestaltigen Polytheismus und zum philosophischen Pantheismus. Der Kern der beiden letzteren Richtungen war der Sonnen- und Sterndienst oder der mysterienreiche Naturcultus; denn da das Urwesen oder die Urkraft, von der die Schöpfung ausgegangen und das Weltall in seinem geordneten Laufe erhalten wird, dem denkenden Geiste unerfaßlich ist, so sahen sich tiefsinnige Männer nach Symbolen um, unter denen sie diese Urkraft darstellen könnten, und verfielen daher theils auf die Licht und Leben spendende Sonne mit den himmlischen Gestirnen, theils auf die im Innern der Natur geheimnißvoll waltenden Kräfte. Aber trotz dieser ursprünglichen Aehnlichkeit gestalteten sich, bei der Unbestimmtheit der Urbegriffe, die polytheistischen und pantheistischen Religionsformen in allen Ländern verschieden, und da die Masse des Volks die sinnlichen Erscheinungen nicht unter einem Gesammtbegriffe zusammenzufassen vermochte, so mußte bei der Mannichfaltigkeit des Natur- und Menschenlebens die Zahl der übernatürlichen Kräfte und Mächte, die dann als individuelle Wesen gedacht und verehrt wurden, ins Unendliche zunehmen.

Ein so verschieden geartetes Religionswesen erforderte einen an Ceremonien und Symbolen reichen Cultus und einen zahlreichen Priesterstand als Träger und Deuter der in der Vielgestaltigkeit liegenden Einheit und des unter dem Symbol versinnbildlichten Begriffs, und beides sehen wir im Orient zur Vollkommenheit ausgebildet — mannichfache religiöse Gebräuche, die mit dem Natur- und Menschenleben in allen seinen Erscheinungen und Abwechselungen in Beziehung stehen, und einen durch den Besitz höherer Weisheit mächtigen Priesterstand, der, wenn er auch die weltliche Herrschaft an die waffengeübten Kriegergeschlechter und deren königliches Oberhaupt abgeben oder mit ihnen theilen mußte, doch stets einen großen Einfluß im Staats- und Volksleben zu bewahren verstand. Der Hang zu religiösen Betrachtungen und der Glaube, daß man sich durch Büßungen und Selbstpeinigungen (Kasteiung) der Gottheit nähere, gab dem im Orient wurzelnden Einsiedler-Anachoreten-Leben seine Entstehung. — Der Handel, der Haupthebel der Civilisation, stand im Morgenlande im innigsten Bunde mit Religion und Priesterthum, indem berühmte Tempel und Orakelstätten mit religiösen Festen als Standorte der Karavanenzüge, als Markt- und Stapelplätze der Waaren, als Versammlungsorte der Kaufleute zum Abschluß von Handelsgeschäften dienten. — 2) Die Regierungsformen des Orients lassen sich auf drei Hauptgattungen zurückführen, auf das bei den Nomaden heimische patriarchalische Regiment der Stammhäupter, auf die aristokratisch-hierarchische Herrschaft bevorzugter Stände in den Kastenstaaten und auf den unbeschränkten Despotismus in Militärmonarchien. Die letzte aus den beiden ersteren allmählich herausgebildete Staatsordnung, die den Gebieter mit der patriarchalischen Allgewalt der Nomadenhäupter und mit der religiösen Heiligkeit der Kastenkönige bekleidete, wurde mit der Zeit die allein herrschende; und bei der quietistischen Natur des Morgenländers fiel es nicht schwer, die Königsmacht auf solche Höhe zu rücken, daß der damit Bekleidete fast göttlicher Verehrung theilhaftig ward. Dem Herrn (Despoten) gegenüber erscheinen alle Staatsangehörige als Knechte und Sklaven ohne persönliche Rechte und ohne Eigenthum. Der König schaltet nach Willkür über Gut, Freiheit und Leben seiner Unterthanen; er gibt und nimmt, wie es ihm gefällt, und nur mit niedergeworfenem Körper darf man in seiner Nähe erscheinen. Wie die seligen Götter lebt der König in Freude und Genuß, umgeben von Dienern, die seinen Willen thun, seine Befehle vollstrecken und seinen Lüsten fröhnen, und umringt von allen Gütern und Schätzen, von aller Pracht und Herrlichkeit des Erdbodens, je nach seiner Naturanlage und Geistesrichtung bald auf Krieg und Eroberung sinnend, bald auf Luxus und Ueppigkeit und auf Befriedigung seiner Lüste, Begierden und Leidenschaften bedacht und häufiger in Furcht, Schrecken und Gewalt als in Gerechtigkeit und Milde die Kunst des Herrschens erblickend. Solche Staatsformen, worin Gesetze und Menschenrechte keine Geltung haben, worin nur Despotismus und Knechtschaft waltet, besitzen keine Lebenskraft und keine dauerhafte Culturfähigkeit, daher alle orientalischen Staaten eine Beute fremder Eroberer wurden, wobei ihre frühe Bildung entweder unterging oder in Stockung und Stillstand gerieth. Höhere Staatenbildungen, insbesondere alle Volksstaaten nahmen ihren Ursprung in Europa. Mit Recht kann also behauptet werden: „In Asien offenbart sich die religiöse Zeugungskraft, in Europa die politische; in der Religion folgen die europäischen Völker der Autorität asiatischer Religionsstifter, in der Politik zeigt sich die augenscheinliche Ueberlegenheit des europäischen Staats über das asiatische Reich." — 3) Privatleben. Die Natur des Orientalen ist mehr der beschaulichen Ruhe (Quietismus) und dem Genuß als der Thätigkeit zugewendet. Dies hatte zur Folge, daß die morgenländischen Völker nie zur Freiheit und Selbstbestimmung gelangten, sondern entweder einheimischen Gebietern stumm gehorchten oder unter dem Joche fremder Ueberwinder seufzten. Vermöge ihrer geistigen Fähigkeit erreichten sie rasch einen gewissen Grad von Cultur und politisch-militärischer Ausbildung, überließen sich dann aber dem thatlosen Genuß, bis sie allmählich in Schlaffheit und Verweichlichung versanken. Die dem Orient eigenthümliche Sitte der Vielweiberei (Polygamie), die das veredelnde Institut der Ehe schwächte und das Familienleben, die Quelle häuslicher Sittlichkeit und aufopfernder Thatkraft, untergrub, erhöhte die Erschlaffung, und entnervende Wollust und Sinnengenuß erstickten die männliche Rüstigkeit und kriegerische Tugend. Selbst die Kunst der Orientalen, so bewunderungswürdig auch die großartige Anlage ihrer Bauwerke und die Geduld und Ausdauer bei deren Ausführung

sein mögen, und so erstaunlich die technische Fertigkeit und glatte Bearbeitung des härtesten Materials bei ihren Bildhauerwerken bleibt, hat doch nie weder die harmonische Schönheit noch die Zweckmäßigkeit und Symmetrie freischaffender Nationen erreicht, und ihre Dichtungen, obwohl reich an Empfindung, Phantasie und reizenden Bildern, entbehren der handelnden Lebendigkeit und idealen Menschlichkeit, wodurch die Schöpfungen der Griechen als unerreichte Muster dastehen. — In den Wissenschaften, die meistens Sondergut des Priesterstandes blieben, kamen die morgenländischen Völker nicht über die Anfänge und ersten Elemente hinaus, mit Ausnahme der mit ihrem Religionswesen verbundenen Himmelskunde, und sogar die vielgepriesenen Erzeugnisse ihres Kunst- und Gewerbfleißes zeugen mehr von handwerksmäßiger, durch viele Uebung erlangter und durch Kasten- und Zunftzwang festgehaltener Fertigkeit, als daß sie freie Producte eines erfinderischen Geistes und kunstreicher Hände gewesen wären. Die Knechtschaft hing wie ein Bleigewicht an allen Lebensäußerungen des Morgenländers. Nur die Phönizier zeigten wenigstens auf dem Gebiete der Handelsthätigkeit und der Schiffahrtskunde ein schöpferisches Talent, wenn sie auch an staatenbildender Colonisationskraft hinter den Hellenen weit zurückblieben.

1. Chinesen.

§. 15. So wenig die Chinesen ihrer Natur nach geeignet sind, in das geschichtliche Leben einzuführen, an dem sie selbst keinen Theil haben, so werden sie doch mit Recht an den Eingang gestellt, einmal, weil im Großen und Allgemeinen die Entwickelung des Menschengeschlechts dem täglichen Laufe der Sonne gefolgt ist und somit aller Wahrscheinlichkeit nach die Völker des äußersten Ostens am frühesten aus dem Zustande halbwilder Naturvölker herausgetreten sind, und dann, weil die Chinesen vermöge ihres typischen Charakters und ihrer stagnirenden Bildung nicht in den vollen Strom der Weltgeschichte eingereiht werden können. Sie stehen in der Vorhalle, um nach kurzer Betrachtung ihres Wesens für immer ausgeschieden zu werden. — In dem unermeßlichen, jetzt von dem mongolischen Volksstamme der Mandschu beherrschten Kaiserreiche China lebt seit den ältesten Zeiten ein Volk mongolischer Abkunft, das schon Jahrtausende lang unverändert dieselbe Cultur und dieselben Einrichtungen besitzt. Von der Geschichte der Chinesen läßt sich jedoch wenig Zuverlässiges berichten, da sie ihre Königsgeschlechter in ein fabelhaftes Alterthum hinaufrücken und alle Begebenheiten mit selbstgefälliger Ruhmredigkeit entstellt haben. Nur was europäische Reisende über die Zustände und Einrichtungen melden, kann als sicher angenommen werden. Nach einer fabelhaften Urzeit, welcher die berühmten Gesetzgeber und Staatsordner Fo-hi, Yao, Schun und Yü angehörten, gründete
1100. der Kaiser Wuwang die Dynastie Tsche-u, die bis in die Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. den chinesischen Thron besaß. Als dieses Herrscherhaus entartete und das „himmlische Reich" von einer allgemeinen Auflösung bedroht war, stellte der
Schi-hoang-ti c. 230. kraftvolle, aber gewaltthätige Schi-hoang-ti mit despotischer Hand die alte Kaisermacht wieder her und ließ sogar die heiligen Bücher, welche Confucius aus alten Urkunden und Traditionen zusammengestellt hatte, vernichten, so daß sie in der Folge aus dem Gedächtniß und aus einzelnen erhaltenen Bruchstücken
Han-Dynastie v. 206 bis 263 n. Chr. wieder hergestellt werden mußten. Dies geschah durch die Han-Dynastie, unter welcher das chinesische Reich die größte Macht und Ausdehnung erlangte. Im 7. Jahrh. n. Chr. hatte China die letzte Blüthe unter Tai-tsong, dessen Tugend und Weisheit ihn zum gefeierten Liebling des Volkes machten. Nach dem Erlöschen seines Hauses, der Tang-Dynastie, begann im 10. Jahrh. die Zeit

des Verfalls. Die chinesische Geschichte bietet einen unerquicklichen Inhalt; die trockene Aufzählung äußerlicher Begebenheiten von ermüdender Gleichförmigkeit, die Darstellung von Empörungen, Dynastienwechsel und Hofgräueln werden durch keine Poesie gehoben, durch kein volksthümliches Element belebt, durch kein menschliches Interesse erwärmt. Darum zieht auch ein „schneidender Klageton" durch die ganze Geschichte.

§. 16. Das chinesische Reich und Volk hat das Ansehen einer in geordneten Staatsformen sich bewegenden, mit hoher äußerer Bildung ausgerüsteten Nation; aber diese häufig überschätzte Bildung streift nur die Oberfläche und ist, da sie nicht als das Resultat innerer Schöpferkraft und geistiger Regsamkeit, sondern als die Folge langjähriger äußerer Uebung und mechanischen Lernens gelten kann, auf die übrige Welt ohne allen Einfluß geblieben. Alles ist in China durch herkömmliche Gesetze, Formen und Gewohnheiten geordnet und geregelt; Freiheit und Selbstbestimmung, die Quelle aller echten Cultur, sind unbekannte Güter, daher auch kein Fortschritt in ihrer Ausbildung sich kund gibt. Dieser Mangel einer fortschreitenden Entwickelung beruht theils auf dem zähen, an dem Gewohnten und Ueberlieferten festhaltenden Charakter des Volks, theils rührt er daher, daß das Reich durch Gebirge, Meere und die hohe, meilenlange chinesische Mauer, welche Schi-hoang-ti um die Mitte des 3. Jahrhunderts wider die nördlichen Nomadenvölker errichten ließ, von dem Verkehr mit andern Nationen ausgeschlossen und allen Fremden der Zutritt in das Land hartnäckig versagt ist, theils hat er seinen Grund in der despotisch-patriarchalischen Regierungsweise. Denn der mit unumschränkter Herrschergewalt ausgerüstete, als „Sohn des Himmels" und „geheiligter Herr" göttlich verehrte Kaiser und ein in neun Rangstufen getheilter aristokratischer Gelehrtenstand (Mandarinen) halten das mit großer Verachtung und Härte behandelte Volk bei dem Herkömmlichen fest und entrücken ihm alles Neue. Da die Chinesen somit von den Erfahrungen fremder Nationen keinen Gebrauch machen konnten, so blieben sie, trotz ihrer frühen Bekanntschaft mit der Sternkunde, mit Compaß, Schießpulver und einer Art Bücherdruck, und trotz ihrer wunderbaren Emsigkeit und Thätigkeit doch hinter andern Völkern in der Bildung zurück, und selbst ihre Industrie und technische Fertigkeit kann sich mit der Gewerbthätigkeit und dem Kunstfleiße der westlichen Culturstaaten nicht messen, so berühmt sie auch von Alters her in Weberei und Schnitzwerk, in der Bereitung von feinem Porcellan, von Schreibpapier u. dgl. waren. Der Ackerbau, der unter der unmittelbaren Obhut des Kaisers steht, so daß dieser ein bestimmtes Stück Land selbst bebaut und bepflügt, ist die älteste und angesehenste, durch die Vorschriften des Confucius geheiligte Beschäftigung und bildet das ordnende und sittigende Element im chinesischen Staats- und Volksleben. Die eroberten Länder wurden durch Einführung und Pflege des Ackerbaues auf friedlichem Wege enger an das chinesische Reich geknüpft, als es durch kriegerische Mittel möglich gewesen wäre. Neben dem Ackerbau, dessen Blüthe sich in den weiten Getreide- und Reisfeldern und in den zahlreichen Gärten kund gibt, ist die Theecultur und die Seidebereitung der Stolz der Nation, die Quelle großer Einkünfte. Und wie der Kaiser als Schützer und Förderer des Ackerbaues gilt, so erfreut sich die Seidencultur der besondern Fürsorge der Kaiserin. In der Bereitung von Sei-

dengeweben und Wollenzeugen gingen die Chinesen den übrigen Völkern voran. Aber trotz aller äußern Civilisation, trotz aller mechanischen Kunstfertigkeit, wirthschaftlichen Thätigkeit und geistigen Verschmitztheit sind die Chinesen ein vertrockneter Ast am Lebensbaume der Völkergeschichte, „eine balsamirte Mumie mit Hieroglyphen bemalt und mit Seide umwunden". — Die chinesische Erziehung bezweckt nicht die Entwickelung der Geisteskräfte zu einem selbständigen Denken, sondern nur das Erlernen dessen, was die Vorfahren gewußt und geübt; daher wird auch nur der Verstand und die praktische Lebensklugheit geweckt und das Gedächtniß gestärkt, indeß Phantasie, Dichtkunst und alle höheren Regungen und Gefühle ohne Ausbildung und Pflege bleiben. „Die chinesischen Ideen halten sich in einer bescheidenen Mittelregion. Sie wagen sich weder auf die Höhe des Menschenlebens, noch in die Tiefen der Menschenforschung. Das chinesische Streben nach Vollkommenheit hatte daher bald eine Grenze erreicht, an welcher die Vervollkommnung selbstgefällig Halt machte und von da auf Jahrhunderte und Jahrtausende hin zum Stillstand ward." Der Unterricht besteht meist in mechanischem Auswendiglernen der von der Regierung vorgeschriebenen Schulbücher und befaßt sich, außer der Unterweisung in den unentbehrlichsten Lehrgegenständen, besonders mit der Anleitung zur Sittlichkeit, zur bürgerlichen Tugend, zum Gehorsam gegen die Eltern und den Kaiser, zur Beobachtung der Staatsgesetze und zu einem Leben der Ruhe und Ordnung, frei von allen Extremen. Auf die Musik, welche die Seele harmonisch stimmt und die Leidenschaften beschwichtigt, wird großer Werth gelegt. Die Studien der Amtleute und Richter sind genau vorgeschrieben und werden durch strenge Prüfungen, zum Theil unter dem Vorsitz des Kaisers, überwacht. Wie die Beamten eine scharf gegliederte, auf Gehorsam und Unterordnung beruhende Hierarchie bilden, so stehen auch die großen und kleinen Städte, die Flecken und Dörfer des weiten, übermäßig bevölkerten und mit zahllosen Ortschaften bedeckten Reiches in einem geregelten Rangverhältniß, so daß alles selbständige Gemeindeleben verbannt ist und der in strenger Centralisation gehaltene, durch Schreibermechanismus regierte und durch ein Heer von Aufsehern überwachte Staat einer Maschine mit in einander greifendem Räderwerk gleicht. Diese Erziehung, Lebensweise und Regierungsart machte die Chinesen feig und unkräftig; ein geknechtetes und kriechendes Sklavenvolk ohne Thatkraft, Ehrgefühl und geistigen Aufschwung, sind sie doch von dünkelhafter Selbstbewunderung und hochmüthiger Verachtung anderer Völker durchdrungen. Ihre Sprache, die nicht aus Buchstaben, sondern aus gewissen, einen bestimmten Begriff ausdrückenden Zeichen oder Bildern besteht, ist durch diese Zeichenschrift so schwierig und unbeholfen, daß zum bloßen Lesenlernen viele Jahre erforderlich sind. Als Begründer ihrer Literatur, sowie ihrer mit der patriarchalischen Staatsordnung aufs Innigste verbundenen Religion, worin nicht das Wesen und der Dienst der Gottheit, sondern die Pflichtenlehre und die Gebote der Menschenliebe die erste Stelle einnehmen, verehren die Chinesen den
Confucius 550—479. erwähnten alten Weisen **Confucius** (Kong-fu-tse), der die alten Lehren, Geschichten und Traditionen sammelte und ordnete und dadurch dem unbestimmten Herkommen Festigkeit und Halt gab.

Die Lehren des Confucius sind niedergelegt in den vier heiligen Büchern (King), die er theils selbst verfaßt, theils aus älteren Werken, Traditionen und Gewohnheiten zu=

sammengetragen hat, und die bei den Chinesen in höchster Verehrung stehen. Diese sind: 1) Y=king (religions= und naturphilosophischen Inhaltes); 2) Li=king (Buch der Gebräuche und Ceremonien); 3) Schi=king (Liederbuch), Sammlung altchinesischer Nationalgesänge voll Anmuth, Würde und Schönheit, aber ohne Schwung und edle Phantasie; 4) Schu=king, das Grundbuch der Gesetze, Sitten und Staatsweisheit. Diese King, besonders das letztere, enthalten außer der ältesten, in eine fabelhafte Vorzeit zurückgehenden Geschichte, und außer den Religionssatzungen auch Grundsätze über Regierungsweise und Staatsrecht und Nutzlehren für das bürgerliche Leben, bestehend in Klugheitsregeln, Denksprüchen u. dgl. Die Religion, die bei den Chinesen nur als Bewußtsein der staatlichen Rechtsgemeinschaft erscheint, „worin der Einzelne seine Selbsterhaltung als Glied des Ganzen hat", besteht theils aus einer Menge von Ceremonien und abergläubischen Satzungen, theils aus moralischen und philosophischen Lehren. Von einem unkörperlichen Wesen göttlicher Art haben die Chinesen nur dürftige Vorstellungen. Ihre Religion ist ein bloßes Moralsystem, „das sich auf den Grundsatz einer maßlosen Unterwürfigkeit der Kinder gegen ihre Eltern, der Weiber gegen ihre Männer, der Unterthanen gegen ihre Fürsten zurückführen läßt", und worin die Pflichten gegen die Mitmenschen und die Verehrung der Vorfahren besonders eingeschärft sind. Doch liegt in der Anschauung des Himmels (Thiën), den sie neben der Erde als die göttliche Naturwelt verehren, die Idee Gottes, die Idee der absoluten Einheit, der Weltordnung. Das höchste Princip, der Inbegriff der ewigen Naturordnung, der Vernunft und aller Gesetze wird als concrete, bewußte Einheit im Kaiser angeschaut. Er ist der Sohn des Himmels, der wirkliche Stellvertreter Gottes auf Erden und hat die Gesetze aufrecht zu erhalten, den Frieden zu sichern, Recht und Ordnung zu schirmen. Wenn in dem Y=king eine tiefere Gottesidee zu Tage tritt, wenn darin das große, räthselhafte Y als das „Ursprüngliche, Ewige, Eine gepriesen wird, das auch vor dem sichtbaren Himmel und vor der greifbaren Erde bestanden habe", aus welchem Himmel und Erde hervorgegangen, so blieb dies doch eine unausgebildete, wahrscheinlich der indischen Geistesschule entstammte Lehre. — Was die seltsame, einsilbige und weiche Sprache der Chinesen betrifft, welche in immer gleichem Wechsel der Tonerhebung und des Tonfalls halb gesungen, halb gesprochen wird, so hat sie eigentlich keine Grammatik, denn Declinationen und Conjugationen, die ganze Mannichfaltigkeit des Lautwandels und der Lautansätze, wodurch andere Sprachen einen so großen Reichthum von Beziehungen auszudrücken vermögen, sind ihr fremd, das gegenseitige Verhältniß der Wörter kann nur durch ihre Stellung und durch Partikeln bestimmt und angedeutet werden. „Der ganze chinesische Sprachschatz besteht aus 450 einsilbigen Wörtern, die vermittelst vier verschiedener Betonungen, mit welchen sie ausgesprochen werden, auf 1203 Wortlaute gebracht werden. Bei dieser erstaunlich geringen Anzahl kann es nicht anders sein, als daß dasselbe Wort, genau auf dieselbe Weise ausgesprochen, sehr verschiedene Bedeutungen hat; bei den allergebräuchlichsten steigt die Zahl der damit ausgedrückten Begriffe auf 30 bis 40."

2. Inder.

§. 17. Die Arier. Im tübetanischen Hochlande, in den Quellgebieten des Dschihun (Amu, Oxus) und Sihun (Sihon, Jaxartes) weidete in uralter Zeit ein wohlgestaltetes, bildungsfähiges Nomadenvolk, das sich selbst als „die Trefflichen", Arja (Arier), bezeichnete, seine Pferde und Rinderheerden. Als diese, dem allen Hirtenvölkern inwohnenden Wanderungstrieb folgend, ihre Heimath verließen, siedelte sich ein Theil von ihnen in den nordwärts vom Hindukhugebirge gelegenen und von den Alten Sogdiana, Baktrien, Hyrkanien und Arachosien genannten Landschaften an, ein anderer zog weiter, durchwanderte die südwestlichen Pässe dieses Gebirgs und bemächtigte sich des reichen und fruchtbaren Landes an den Ufern des Indus (Sindhu). Jene, auch Iranier oder nach ihrer heiligen Sprache Zend=Volk genannt, bildeten mit der

Zeit das dualistische Religionswesen und Culturleben aus, das dann ihre Ueberwinder, die stammverwandten Meder und Perser, von ihnen annahmen; diese, bei den übrigen Völkern der alten Welt nach dem Hauptflusse ihres Landes den Namen **Inder** oder **Hindu** führend, wurden die Schöpfer jenes ausgebildeten Religionssystems, jener eigenthümlichen Staats- und Rechtsformen, jener merkwürdigen Sanscritliteratur, die wir noch jetzt in ihren Resten und Ueberlieferungen bewundern. Die Urbevölkerung, dunkelfarbige Stämme von rohen Sitten und wilder Lebensweise, wurde von den arischen Einwanderern theils vertilgt oder in die Wälder zurückgedrängt, theils unterworfen und in das Verhältniß der Dienstbarkeit und Sklaverei gebracht. — Von den Jahren der Einwanderung in das Indusgebiet, die in das dritte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung gesetzt werden muß, bis in das 15. Jahrhundert lebten die Arja in dem Lande der fünf Ströme bis zum heiligen Fluß Sarasvati. In viele Stämme getheilt, führten sie unter der Leitung von Aeltesten, Geschlechtshäuptern und Königen ein seßhaftes Hirten- und Landleben, verehrten den Donner- und Regengott Indra, den Gott des Himmelsraumes, den „Umkreisenden", Varunas, den Feuer- und Lichtgeist Agni und die übrigen Naturmächte mit Liedern und Opfern (Somaopfer) und stählten die Manneskraft durch Kämpfe und Stammfehden. Von solchen uralten Liedern und Anrufungen, die bei den Götterfesten und Opfermahlen der Gestorbenen gesungen und durch mündliche Ueberlieferungen bewahrt und fortgepflanzt wurden, sind in den ältesten Theilen der **Veden** noch viele enthalten. Die Kastensonderung war noch nicht bekannt; jeder Familienvater konnte sich den Göttern mit Gebet und Opfern nähern, nur die feierlichen Opferhandlungen, welche die Könige für ihren Stamm darbrachten, wurden durch gewisse von der Gottheit bevorzugte und bei den Stammfürsten hochgeehrte Priesterfamilien verrichtet. In ihrer allmählichen Ausbreitung nach Süden mögen die Arier im 14. und 13. Jahrhundert bereits die Indusmündungen erreicht und an der südlichen Meeresküste Handelsverbindungen mit den Aegyptern und Phöniziern angeknüpft haben, wenn auch das Land Ophir, wo phönizische Seefahrer Edelsteine und Gold, Affen und Pfauen, Sandelholz und Elfenbein einluden, wohl nicht am untern Indus (Abhira) zu suchen sein dürfte, wie neuestens behauptet wird, sondern im südlichen Arabien.

Die Veden und das Sanscrit. Diese patriarchalischen Zustände mit dem naiven Naturdienst erkennt man aus den Hymnen des ältesten Theils der Veden, den Rigveda, einer Sammlung heiliger Lieder, mit welchen „die Vorväter der Inder, wohnend um die Ufer der fünf Ströme, für sich und ihre Heerden Gedeihen erfleht, die aufgehende Morgenröthe begrüßt, den Kampf des blitztragenden Gottes (Indra) mit der finstern Macht besungen und die Hülfe der Himmlischen gepriesen hatten, die in ihren Kämpfen sie rettete". Diese Lieder sind nach den Sängerfamilien geordnet, denen man sie zuschrieb; sie sind nicht durchweg religiöser Natur, manche gehören auch der weltlichen Poesie an und betreten selbst das Gebiet des Scherzes. Sowohl die Rigveda als die drei andern in der Folge hinzugekommenen Bücher wurden durch die Thätigkeit der Priester im Laufe der Zeit sehr erweitert und in drei große Abtheilungen gebracht, in die Samhita, die eigentliche Lieder- und Gebetsammlung, in die Brahmana, welche die ältesten Ritualschriften, Spracherklärungen, Legenden u. dgl. enthalten, und in die Sutra, worin die wichtigsten Satzungen der Glaubenslehre und die Opfer- und Religionsvorschriften niedergelegt sind. Das zweite und dritte Buch, die Samaveda und Jadschur (Jajur-) Veda, enthalten Liederverse, Opfersprüche und Gebetsformeln zu gottesdienstlichen Zwecken, und endlich die jüngste Sammlung, die Atharvaveda, kann als eine Ergänzung der Rigveda angesehen werden. Sie enthält vorzugsweise Sprüche, welche gegen verderbliche Wirkungen der göttlichen Gewalten, gegen Krankheit und schädliche Thiere schützen sollten,

Verwünschungen böser Feinde, Anrufungen heilsamer Kräfte u. dgl. Die Veda's sind in der heiligen (nunmehr todten) Sanscritsprache verfaßt, einem durch Wortreichthum, Wohllaut und Formbildung ausgezeichneten Idiom, das schon frühe Gegenstand grammatischer Forschungen in den Brahmanenschulen war. Die Declinationen und Conjugationen der Sanscritsprache sind ausgebildeter, reicher und mannichfaltiger als die griechischen und ihre Wohllautsregeln, Wortbildungen und Wortverbindungen zeugen von einer sprachlichen Kunstfertigkeit, die in Erstaunen setzt. Merkwürdig ist die Aehnlichkeit vieler indischen Wörter und Wortformen mit denen der griechischen, römischen und anderer Sprachen. Diese Aehnlichkeit erstreckt sich fast über den ganzen Wurzelschatz und grammatischen Organismus und läßt auf eine innere Verwandtschaft schließen.

§. 18. Die Arier am Ganges. a) Heroenalter. Eine zweite Entwickelungsstufe bildete die Eroberung des Tieflandes an der Jamuna und Ganga, die, etwa im 14. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung beginnend, eine Periode des Heldenthums voll kriegerischer Großthaten begründete, deren Erinnerung sich noch in den ältesten Sagen des Nationalepos, des Mahabharata und Ramajana, und in den Namen einiger Stammfürsten und Herrschergeschlechter erhalten hat. In dem schmalen Lande am Saum der Wüste, wo die heilige Sarasvati die Grenzscheide bildet zwischen dem Indus- und Gangesgebiet, wurden Jahrhunderte hindurch blutige Kämpfe geführt, ehe die Arier zum dauernden Besitz des gesegneten Landes kommen konnten. Nicht nur daß die schwarze Urbevölkerung erst nach heftiger Anstrengung durch die Gewalt des Schwertes bezwungen und theils ausgerottet, theils unterworfen, theils in zersprengten Ueberresten in die Berge und Wälder getrieben wurde, die späteren Züge der Arja drängten die früheren Ankömmlinge aus ihren schwer errungenen Wohnsitzen weiter nach Osten. Diese blutigen Eroberungskämpfe hatten eine gänzliche Umwandlung der Sitten und Lebensformen zur Folge. Statt der kleinen Fehden und Raubzüge um den Erwerb von Heerden oder Weideplätzen, wie sie am Indus vorkamen, wurden nun Eroberungszüge unternommen, Schlachten geliefert, kühne Kriegsthaten ausgeführt, die Stammhäupter wurden zu Heerkönigen, denen ein streitbarer Waffenadel zur Seite stand, die religiösen Naturgesänge der Veden wurden durch Kriegs- und Heldenlieder verdrängt, aus denen mit der Zeit das indische Epos sich herausbildete. Zugleich wurde durch die Unterwerfung der alten Bewohner der Grund zu dem strengen Kastenwesen gelegt. Nach Eroberung des Landes gründeten die arischen Stämme verschiedene Reiche. An der Jamuna siedelten sich die Matsja, Çurasena und das keulenbewehrte Hirtenvolk der Jadava an und bauten die Städte Indraprastha und Mathura; zwischen Jamuna und Ganga wohnten die Pantschala und der mit ihnen verbündete Heldenstamm der Kuru in ihrer Königsstadt Hastinapura; weiter ostwärts siedelten sich die Koçala um die glänzende Hauptstadt Ajodhja an; Varanasi (Benares) war der Sitz der Kaçi; am untern Ganges ließen sich die Magadha und Videha nieder. Pataliputra (Palibothra) am Einfluß der Çona in den Ganges wurde in der Folge eine hochgepriesene Stätte altindischer Cultur und Herrlichkeit.

Aus dieser Zeit der Eroberung stammen die Heldensagen und Kriegsgesänge, welche den Kern und ältesten Inhalt der beiden großen Epopöen, des Mahabharata und Ramajana, bilden. Lange durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt und erweitert, wurden sie endlich durch die ordnende Hand eines kunstsinnigen Sammlers in ein Ganzes zu- Das indische Epos.

sammengefaßt. Als ein solcher Ordner und Sammler wird für das Mahabharata Vjasa genannt, als Verfasser des Ramajana gilt Valmiki; beide gehören, wie Homer, dem Reich der Mythe an. Da aber jedes folgende Geschlecht neue Zusätze und Einschaltungen beifügte und sich bemühte, die überkommene Dichtung dem Geiste, der Culturstufe und der religiösen Anschauung seines Zeitalters anzupassen, so ist das indische Epos nicht nur dem Umfange nach unermeßlich angewachsen und durch Episoden und Zuthaten aus verschiedenen Jahrhunderten zu einer unförmlichen Masse geworden (das Mahabharata enthält 100,000 Doppelverse oder Slokas), sondern es hat auch in Sprache, Form und Darstellung viele Veränderungen erfahren und ist nicht selten in seinem innersten Wesen entstellt worden. Der ursprünglich kriegerische und heroische Charakter wurde unter den Händen der Brahmanen durch religiöse und priesterliche Gesichtspunkte verdrängt und durch Einschaltung von Religions= und Morallehren ins Endlose ausgedehnt. Wird doch im Mahabharata die Erzählung des „großen Krieges" durch das berühmte Gespräch Bhagavad-Gita (göttlicher Gesang) unterbrochen, worin Krischna dem Ardschuna achtzehn Gesänge hindurch im Angesicht der kämpfenden Heere über die tiefsinnigen Fragen der Religionsphilosophie und Pflichtenlehre theologische Unterweisung ertheilt. Auch viele andere Episoden und „indische Sagen", wie die durch vielfache Bearbeitungen in Deutschland so bekannte Erzählung „Nala und Damajanti", die idyllische Erzählung von der treuen Savitri u. a. sind in das Epos Mahabharata eingeflochten, dessen Kern und Hauptinhalt „die Sage vom großen Krieg" oder der Kampf zwischen den beiden verwandten Heldengeschlechtern der Kuru und Pandava bildet. Durjodhana, König von Hastinapura, das Haupt der Kuru, theilte anfangs das Reich mit den Pandusöhnen, seinen Verwandten unter denen Judhischthira und Ardschuna besonders hervortreten. Aber im Würfelspiel verliert Judhischthira an den Durjodhana sein Reich und alle seine Schätze, worauf die Pandusöhne in den Wald ziehen, wo sie dreizehn Jahre zu verweilen versprechen. Verleitet von dem schlauen Krischna, der späterhin besonders unter dem Namen des „Erwerbers von Kühen" (Govinda) gefeiert worden ist und von dessen Heldenthaten und Liebschaften mit den Hirtinnen die einer spätern Zeit angehörende Dichtung Gita Govinda in halb lyrischer, halb dramatischer Form handelt, brechen die Pandava jedoch ihren Eid und beginnen mit den Kuru den großen Krieg, in den bald alle arischen Stämme verflochten werden. Die Kuru, unter denen besonders der Heldengreis Bhischma und die poetische Figur des Karna hervorragen, sind anfangs im Vortheil, aber am Ende siegen die Gegner durch die List und den tückischen Verrath Krischna's, der Ardschuna's Wagen lenkt. — Während die ältesten Lieder Mahabharata kriegerischen Geist athmen, wo waffenfrohe Helden, „die nie im Kampf sich wandten und in der Brust getroffen sanken", ihre Kräfte gegen einander messen, treten im Ramajana die passiven Tugenden der Treue, des Gehorsams, der Eltern= und Gattenliebe in die erste Linie. Rama ist ein Tugendbild, in welchem die indische Sittenlehre ihren vollendeten Ausdruck findet, in dem die ritterlichen Waffenthaten geläutert und geweiht erscheinen durch die höheren Tugenden der Frömmigkeit, der Pflichttreue, der geduldigen Fügsamkeit in das Geschick, daher auch die Heldensagen des Ramajana offenbar einer spätern Zeit angehören. Rama, der tugendreiche Königssohn von Ajodhja, wird durch die Tücke seiner Stiefmutter seines Thronrechts beraubt und zieht mit seiner Gattin Sita, die ihn nicht verlassen will, in den Wald. Hier kämpft er gegen die Riesengeister (Rakschasa) und Unholde des Südens und reizt dadurch den Zorn des mächtigen Riesenkönigs Ravana auf Lanka (Ceylon). Aus Rache entführt dieser Rama's Weib Sita nach seiner Insel. Um sie wieder zu gewinnen, verbindet sich Rama mit den Affen oder Waldmenschen, worunter eben sowohl wie unter den, die frommen Werke der Büßer störenden Rakschasas die wilden Stämme der Urbevölkerung des Dekhan zu verstehen sind. Unterstützt von dem Affenkönig Hanuman setzt Rama auf einer aus Korallenfelsen erbauten Brücke nach Ceylon hinüber, erlegt nach einem furchtbaren Kampfe den Riesenkönig Ravana und befreit seine treue Sita. Mittlerweile sind die vierzehn Verbannungsjahre verflossen und Rama kehrt nach Ajodhja zurück und herrscht glücklich und weise, so daß seine Regierungszeit ein goldenes Zeitalter begründet. — Wie im Mahabharata die Eroberung der Gangesebene die geschichtliche Unterlage bildet, so im Ramajana die Verbreitung der Arja nach der südlichen Halbinsel. Denn daß darin uralte Sagen und Erinnerungen an die ersten Coloni=

sationsversuche des Dekhan und die damit verbundenen heftigen Kämpfe mit den wilden Urbewohnern enthalten seien, und daß von den heiligen Büßern und Weisen, welche Rama's Zug unterstützten und förderten und in der Folge an den Stätten, wo sein Fuß gewandelt, Wallfahrtsorte errichteten, die erste friedliche Verbreitung der arischen Religions- und Lebensformen ausgegangen und der Grund zu künftigen Reichen und Städten gelegt worden, ist wohl kaum zu bezweifeln. Sita bedeutet „Ackerfurche" und Rama „Pflugträger", wodurch die allegorische Beziehung klar bezeichnet wird.

§. 19. b) **Die Arier unter der Herrschaft der Brahmanen.** Diese Eroberungskämpfe scheinen die Volkskraft der Inder erschüttert und gebrochen zu haben. Darum fiel es dem Priesterstande nicht schwer, nach eingetretener Ruhe den geschwächten Kriegerstand aus seiner bisherigen Stellung zu verdrängen, zumal da das erschlaffende Klima und die hohe Fruchtbarkeit in den neuen Wohnsitzen am Ganges und der Jamuna ein ruhiges, der religiösen Beschauung und dem friedlichen Erwerb zugekehrtes Dasein mehr begünstigte als eine kriegerische Aufregung und ein waffenthätiges Leben. Diese Umstände, verbunden mit der mehr passiven Natur des Volkes, kamen dem Streben der **Brahmanen**, das ganze innere und äußere Leben der Nation unter ein priesterliches Gesetz zu beugen, fördernd entgegen. Sie verdrängten die alte Naturreligion durch die pantheistische Emanationslehre von **Brahma** als **Weltseele**, sie hemmten die freie Kraftentfaltung des Volkes durch eine streng abschließende, auf die göttliche Weltschöpfung oder vielmehr Weltwerdung zurückgeführte **Kastenordnung**, wobei sie sich selbst die erste Stelle zutheilten, und fesselten des Lebens Regsamkeit durch endlose Ceremonial- und Ritualgesetze, durch Opferdienst und Reinigungen; sie verliehen durch die beängstigende Lehre von den **Wiedergeburten** und **Höllenstrafen** dem Erdenleben einen düstern Anstrich und unterdrückten allen Lebensmuth und alle freudige Erhebung; sie stellten eine finstere **Ascetik** von Büßungen und Selbstpeinigungen, eine Ertödtung des Fleisches und aller Sinnenlust durch Versenkung in ein erträumtes Götterwesen als den sichersten Weg dar, die Seele von den Banden des Körpers zu befreien und aus dem jammervollen Erdenleben zur himmlischen Heimath zurückzubringen. Zugleich strengten sie ihren Geist an, durch einen gelehrten Formalismus und eine scholastische Gedankenthätigkeit voll spitzfindiger dialektischer Künste die neue Weltanschauung in ihrer großartigen Einseitigkeit zu ordnen und zu beherrschen.

Nach den Veda's gab es **drei reine Kasten**: 1) die **Brahmanen**, die aus Brahma's Mund, 2) die **Kschatrijas** (Krieger), die aus Brahma's Armen, 3) die **Vaisjas** (Ackerbau, Handel und Gewerbe treibende), die aus Brahma's Füßen hervorgegangen sind. Diese drei dürfen die heiligen Bücher (Veda's) lesen, dürfen an den Opfern Theil nehmen und sind Zweimalgeborne, d. i. Wiedergeborne. Die vierte Kaste, die Çudra (Sudra), die schwarzfarbigen unterworfenen Ureinwohner mit ganz verschiedener Sprache, aber dem brahmanischen Lebens- und Glaubenskreis angehörig, sind dienstbar und verachtet. Sie sind von der religiösen Volksgemeinschaft ausgeschlossen und erhalten nicht die Weihe der Wiedergeborenen durch den heiligen Gürtel. Knechte und Dienstboten werden aus ihnen genommen. Jetzt sind sie in Indien die eigentliche Gewerbe und Ackerbau treibende Kaste geworden. Die **Brahmanen** gelten als heilig und unverletzlich; sie können wegen keines Verbrechens körperlich bestraft werden, indeß eine ihnen zugefügte Beleidigung nie gesühnt werden kann und mit den härtesten zeitlichen und ewigen Strafen belegt ist. „Dem Brahmanen liegt die Bewahrung der Religion, das Lesen und Erklären der Veda's, die Verrichtung der Opfer, Gebete und Reinigungen, die Handhabung der Gesetze, Kasten

die Pflege der Wissenschaften und Künste, die Berathung der Könige ob, und in allem diesem soll er das Muster der Weisheit, Gerechtigkeit und Sitteneinheit sein. Dafür darf er auf dieselbe Verehrung wie die Gottheit Anspruch machen." — Die Kschatrijas, denen die Könige angehörten, bildeten den kriegsgeübten Adel, dem die Beschützung des Landes und die Führung der Waffen oblagen. Im Besitz großer Güter und von den Königen reich besoldet und mit Waffen und Kriegsbedarf versehen, führten sie ein sorgenfreies Dasein, erheitert durch Waffenübung, Jagd und Kriegsgesänge. Im Gegensatz zu den ahnenlosen Vaisjas bildeten die Priester und Krieger die beiden ersten Stände. — Außer diesen auf rechtmäßiger Abstammung in einer ebenbürtigen Ehe beruhenden, reinen Kasten gab es noch gemischte und unreine, welchen sowohl alle Abkömmlinge der wilden Urbewohner Indiens, die der brahmanischen Bildung unzugänglich blieben, als die Sprößlinge unerlaubter ehelichen Verbindungen beigezählt wurden, und deren Zahl sich mit der Zeit so sehr mehrte, daß heutzutage über vierzig erbliche Kasten neben einander bestehen. Für die niedrigste und verworfenste galten die Tschandala, deren Geschäft es war, das Aas fortzuschaffen und Verbrecher hinzurichten. Die Tschandala sind die unter dem Namen Parias bekannten Menschen, die in grenzenloser Verachtung leben. „Sie dürfen nie in Städten, Flecken oder Dörfern, noch in deren Nähe wohnen; was sie berühren, gilt für unrein, selbst Wasser, das nur durch ihren Schatten gelaufen ist; und für verunreinigt hält sich Jeder, der sie nur erblickt. Lassen sie sich auf Heerstraßen sehen, wenn Brahmanen vorüberziehen oder auch nur deren Gefolge, so werden sie verfolgt, zerstreut, getödtet wie wilde Thiere, damit man nicht dieselbe Luft mit ihnen einathme." Man hält dafür, daß unsere Zigeuner von ihnen abstammen. Hatte diese strenge Absonderung nach erblichen Ständen und Berufsarten einerseits die Erhaltung der Nationaleigenthümlichkeiten und die Hebung des Ackerbaues und Gewerbwesens zur Folge, so begünstigte sie andererseits die Knechtung des Volkes und die Unterdrückung der unteren Stände durch die oberen.

Indisches Religionswesen. Die Religion der Inder ist das Emanationssystem, wonach die ganze sichtbare und unsichtbare Welt aus der Gottheit hervorgeht und nach großen Zwischenräumen wieder in dieselbe zurückkehrt. Mittelpunkt ihrer Religion ist die Lehre von der Seelenwanderung (Metempsychose). Nach dieser Lehre ist die menschliche Seele nur zur Strafe, die sie in einem frühern Dasein (präexistirend) verschuldet, dem irdischen Körper zugesellt und ihr Streben und Ziel Wiedervereinigung mit der göttlichen Weltseele. Darum betrachtet der Inder das Leben auf Erden für eine Straf- und Prüfungszeit, die man nur durch einen heiligen Wandel, durch Gebet und Opfer, durch Büßungen und Reinigungen, oder „durch ein beschauliches, ascetisches Leben, das sich im Contempliren der Gottheit gefällt und von den Ansteckungen der befleckten Welt rein zu erhalten sucht", verkürzen könne. Verabsäumt der Mensch diese Selbstreinigung und sinkt durch Entfernung von der Gottheit immer tiefer ins Böse, so geht seine Seele, wenn sie „das abgenutzte Gewand ihres Leibes" ausgezogen hat, nach dem Urtheile der Todtenrichter, wieder in einen andern, oft niedrigeren (Thier-) Körper und muß die Wanderung von Neuem beginnen, indeß die Seele des Weisen, Helden oder Büßers ihren Gang nach Oben durch leuchtende Gestirne antritt und endlich mit dem geistigen Urwesen, von dem sie ausgegangen, wieder vereinigt wird. In den ältesten Zeiten, als die Inder noch im Lande der „fünf Ströme" weilten, verehrten sie die Mächte, die das Naturleben gestalten, den Indra, den Herrn des Himmels, der über Sonnenschein und Regen gebietet, mit der Morgenröthe und den wehenden Winden, Agni, die Feuerkraft mit den Lichtwesen, und Varuna, den Beherrscher des unendlichen Raumes und der Meeresfläche. Neben diesen natursymbolischen Wesen, denen die Inder das Somaopfer darbrachten und die das Naturleben in seiner dreifachen Erscheinung als Entstehen, Bestehen und Vergehen darstellten, wurde auch schon eine geheimnißvolle Gottheit, die als ein dem Opfer, dem religiösen Lied und Gebet inwohnender heiliger Geist gedacht ward, der über die Naturgötter Gewalt habe und sie zur Erhörung zwinge, mithin der Opferhandlung „Gedeihen" verleihe, unter dem Namen Brahma angerufen. Dieser Brahmabegriff nahm dann in der Folge, als sich die Inder in dem üppigen Gangeslande einem ruhigen und beschaulichen Leben hingaben, durch die schaffende Geistesthätigkeit der Brahmanen als Weltseele und Urquell alles Seins in dem indischen Religionswesen die erste Stelle ein, indeß Indra und die übrigen Naturgötter in den unter-

geordneten Rang von Welthütern eintraten. Im weiteren Verlauf ihrer religiösen Entwickelung kamen dann die Inder zu der Lehre von den Incarnationen, wonach der Urgeist Brahma, die ideale Welteinheit, zuerst in einer dreifachen Gestalt (Trimurti) als Brahma, Vischnu und Siva zur Erscheinung kommen und endlich Vischnu selbst von Zeit zu Zeit in Menschengestalt (als Rama, Krischna u. A.) auf Erden wandeln sollte, um die in Stocken und Verirrung gerathene Welt in Ordnung zu bringen und dem ewigen Recht und der heiligen Sitte wieder Geltung zu verschaffen.

Die drei höchsten Götter, Brahma, Vischnu, Siva, sind erst von späteren Philosophen in ein gewisses Verhältniß zu einander gebracht worden. Ursprünglich sind sie drei Grundwesen, die in verschiedenen Gegenden Indiens und von verschiedenen Stämmen als höchste Götter verehrt wurden. Auch später hielten sich die Secten an den einen oder andern als den höchsten. — Brahma bedeutet wörtlich: das Große, daher das schlechthin große, erhabene Wesen, in welchem ursprünglich Alles ist und zu dem Alles zurückkehrt. Es ist die ewig in sich vollendete Einheit der Welt und aller Wesen, die als reine Einheit nicht personificirt und nicht durch menschliche Begriffe bezeichnet werden kann. — Aus dieser abstracten Einheit, aus dem Neutrum Brahmă, das als solches immer die Substanz von Allem bildet, trat ein zweites, concretes Wesen heraus, ein treues Abbild des Urwesens, das Masculin Brahman. Dies ist die Urvernunft, welche die wirkliche Welt und das Menschengeschlecht geschaffen hat. Er hat die heiligen Bücher, die Vedas, die Gesetze des Manu u. s. w. den Menschen mitgetheilt. Dieser männliche Brahmă wird allein im Cultus verehrt, nicht aber jenes abstracte Urwesen, das als reine Einheit kein darstellbares Object sein kann. — Vischnu ist ebenfalls eine persönliche Offenbarung jenes Urgeistes; der Name bedeutet entweder der „Durchbringer" (v. vîç) oder der Beschützer, Erhalter (von der Wurzel vi und der Bildungssilbe snu, die wegen des Vocales in schnu übergeht). Er ist Erhalter, Erlöser und ewige Herstellung der sittlichen Weltordnung, indem er zum Heil der Menschheit mehrmals selbst Mensch wird und das Böse bekämpft. Den Verehrern des Vischnu galt er zugleich als Schöpfer, Erhalter und Zerstörer, d. i. Auflöser der alten und Hersteller einer neuen Ordnung. Der Cult dieses Gottes entstand in Bengalen und den Niederungen des Ganges, wo alle Fruchtbarkeit und aller Segen durch die Ueberschwemmungen des Stromes (wie in Aegypten) bedingt ist. Fast die ganze indische Literatur gehört den Vischnuiten an. Sie sind mild, verletzen und tödten kein Thier. Der Cultus des dritten Gottes, Siva, entstand in den gebirgigen Nordländern Indiens und hat sich von da aus über das ganze Land verbreitet. Er hat ursprünglich seinen Sitz auf Bergen, besonders auf dem Himalaja, und ist ein Berggott. Er heißt daher auch Herr der Berge und seine Gemahlin, Pârvati, die Berggeborene, auch Durga, die Schwerzugängliche. Zur Erscheinung kommt dieser Gott als Feuer. In dieser Anschauung liegt etwas Doppeltes: einmal das zerstörende und seinen Gegensatz verzehrende Element; andrerseits ist das Feuer und die Wärme das Princip des Lebens und der Zeugung. Danach stellt Siva die wilde Lebenskraft der Natur überhaupt vor und vereinigt in sich die zwei Seiten der Natur: die lebenzeugende und die zerstörende Seite, die ewig mit einander wechseln wie Sommer und Winter. Der Dienst des Siva bildete die eigentliche Volksreligion in Indien und hat einen rohen und wilden, orgiastischen Charakter; die Griechen stellten ihn mit dem Dionysoscult zusammen. Der großen Naturmacht, welche in Verbindung mit dem Feuer Alles erzeugt, wurden blutige Opfer, besonders auch Menschenopfer gebracht. Namentlich kommen häufig Selbstopferungen vor. Man stürzt sich in die Quelle des Ganges am Himalaja, um sich ganz dieser absoluten Macht hinzugeben. Das Hauptsymbol Siva's ist das Geschlechtsglied, der Phallus oder Lingam, doch scheint ihm dies erst später bei den südlichen Völkern beigelegt worden zu sein. Auch der Stier ist ein Symbol des Siva. Der Name Siva bedeutet als Adj. im Sanskrit „glücklich", ursprünglich wohl „glänzend". —

§. 20. c) **Das indische Staats- und Rechtsleben.** Nicht blos das religiöse Leben und das Gebiet des Glaubens brachten die Brahmanen unter ihr Gesetz und gaben ihm die eigenthümliche spiritualistische Prägung; auch das Staats- und Rechtswesen und das ganze bürgerliche Leben in allen seinen Aeußerungen suchten sie in den Kreis ihrer Anschauung zu bannen und mit ihren Vorschriften zu regeln. Zu dem Ende stellten sie ein angeblich von Manu her-

rührendes und auf göttlicher Eingebung beruhendes Gesetzbuch auf, das in allen indischen Staaten Geltung haben und vermittelst harter Strafbestimmungen und eines strengen, auf Beamten- und Polizeigewalt gegründeten königlichen Despotismus das Volk in Gehorsam und fügsamer Unterwürfigkeit halten sollte. Den der Kriegerkaste angehörenden Königen wird in Manu's Gesetzbuch die höchste Machtvollkommenheit beigelegt; für diesen dem Despotismus erwiesenen Beistand erlangten dann die Brahmanen allerlei Vorrechte; ihre Güter waren steuerfrei, sie bildeten den Rath des Königs und leiteten bei der Verwaltung und Rechtspflege seine Entschließungen. — Die indische Nation war nie durch ein gemeinsames Band verknüpft, sondern wie die einzelnen Kasten getrennt und ohne Gesammtinteresse neben einander bestanden, so zerfiel auch das indische Reich in eine Menge kleinerer und größerer Staaten ohne alle äußere Verbindung. Die einzelnen Reiche selbst bestanden wieder aus einer Menge unverbundener Dorf- und Stadtgemeinden, die nur behufs der Besteuerung und Ueberwachung lose in einem Bezirksverband vereinigt waren. Die Besteuerung war so drückend, daß sie einer Auspressung gleich kam. Nicht nur daß von allen Naturproducten und Bodenerzeugnissen eine bedeutende Abgabe erhoben wurde, auch der Handel und Verkehr wurden durch Zölle und Gefälle ausgebeutet und Handwerker und Tagelöhner mußten einen Tag im Monat unentgeltlich arbeiten. Daneben bestanden Kopfsteuern und sogenannte freiwillige Gaben. Diese politischen und socialen Zustände waren nicht geeignet, den Blick des indischen Volks auf das öffentliche Staatsleben zu richten; es wandte sich ab von der trostlosen Wirklichkeit, wo ein finsterer Despotismus, verbunden mit Steuerdruck, Rechtswillkür und Beamtenbrutalität, jede Lebensfreudigkeit niederdrückte, jede geistige Regung überwachte, und suchte sein Glück und Heil im Reiche des Glaubens und der Phantasie, in der Welt der Einbildung und Träume.

Manu's Gesetzbuch. Das Gesetzbuch des Manu, der bald als erster Mensch, bald als erster König, bald als erster Weiser und Priesterheiliger dargestellt wird, enthält: 1) die Vorschriften der Veden; 2) die „Gewohnheiten der Guten", d. h. das traditionelle Recht und die alten Rechtsgewohnheiten der einzelnen Landschaften, besonders des heiligen Landes an der Jamuna; 3) die Aussprüche und Lehren der Priester und Weisen der Vorzeit. „Mit einer Schöpfungssage beginnend, handelt das Werk über die Erziehung, geht dann über zu den Heirathsgesetzen, den häuslichen Pflichten, den Fasten und Reinigungen, der Gottesverehrung, der Regierung und Gesetzgebung, zur Handhabung der Gesetze, sodann zum Handel, zu den gemischten Kasten, zur Buße und Sühnung, und schließt endlich mit der Seelenwanderung und dem Leben nach dem Tode." Das Ganze zerfällt in 12 Bücher; die einzelnen Gesetze sind rhythmisch abgefaßt. In seiner jetzigen Gestalt gehört es dem 7. Jahrhundert v. Chr. an. — Königsmacht. In Manu's Gesetzen werden die Könige mit den Göttern verglichen. „Brahma schuf den König, indem er Theile von der Substanz der acht Welthüter nahm, welche der König nun in seiner Person vereinigt. Wie Indra das glänzende Firmament ist, so übertrifft der König an Glanz alle Sterbliche; wie Indra vier Monate lang Wasser vom Himmel gießt, soll er sein Volk mit Wohlthaten überschütten. Wie Surja (der Sonnengott) strahlt der König in alle Augen und Herzen, Niemand vermag ihm ins Auge zu sehen. Wie Surja durch seine Strahlen acht Monate lang die Feuchtigkeit aus der Erde zieht, so mag der König die gesetzmäßigen Steuern von seinen Unterthanen ziehen. Wie Vaju (der Wind) die Erde und alle Creaturen umfliegt und in sie eindringt, so soll die Macht des Königs überall hindringen. Wie Jama in der Unterwelt, ist der König der Herr der Gerechtigkeit; wie Jama, wenn die Zeit gekommen ist, Freunde und Feinde richtet, die, welche ihn verehren, und die, welche ihn verachten, so soll der König über seine Unterthanen richten. Wie Varuna, der Gott, welcher

die Welt begrenzt, am Ende die Schuldigen verstrickt und festhält, so soll der König die Verbrecher gefangen halten. Wie Agni ist der König das heilige Feuer; er soll mit seinem Zornesfeuer alle Verbrecher, ganze Familien mit Hab und Gut und Heerden vernichten, und unerbittlich gegen seine Minister sein. Wie die Menschen sich beim Anblick des Mondgottes (Tschandra) freuen, so erfreut sie das Angesicht des guten Herrschers; wie Kuvera Ueberfluß verbreitet, so segnet der günstige Blick des Königs mit Gütern."

§. 21. d) **Brahmaismus und Buddhismus.** In dem ruhigen und einförmigen Leben am Ganges versenkten sich die Brahmanen immer mehr in die Speculation über das Verhältniß der Welt zu Brahma. Sie rissen Geist und Materie, Körper und Seele aus einander, und indem sie nur dem Uebernatürlichen wahres Sein zuschrieben, nur in der Vertiefung in Brahma die Aufgabe des Lebens erblickten, geriethen sie zu phantastischen Lehren und Träumereien über die Nichtigkeit der Erscheinungswelt und den Alles erfüllenden göttlichen Lebensstrom. Sie stellten eine ruhige Contemplation und ein stilles Nachsinnen (Meditation) der Benutzung der geistigen und physischen Kräfte zum allgemeinen Menschenwohl weit voran und entzogen sich in dünkelhaftem Hochmuthe dem Verkehr mit den untern Volksklassen. Durch sklavische Beobachtung zahlloser Gebote, Vorschriften und Regeln über alle Vorkommnisse des Daseins, durch **Büßungen** und **Selbstpeinigungen**, durch äußere Werkheiligkeit ohne geistige Anstrengung und sittliche Erhebung, durch Reinigungen, durch Enthaltung von Fleischspeisen (da zufolge der Seelenwanderungslehre auch Menschenseelen in den Thieren wohnen könnten), durch Ertödtung der Sinnlichkeit und der fleischlichen Gelüste suchten die Brahmanen die Aufgabe ihres Lebens zu lösen und der ewigen Ruhe in Brahma's Schooß theilhaftig zu werden. So kam es, daß die Inder am Ganges dem wirklichen und thätigen Leben gänzlich entfremdet wurden, „daß die Welt der Phantasie ihr Vaterland, der Himmel ihre Heimath ward". — Die Speculation der Brahmanen erreichte endlich eine Höhe, die allem realen und praktischen Leben den Untergang drohte, als **Buddha**, der „Erweckte", ein Königssohn aus Kapilavastu an den Vorhöhen des Himalaja, der Stifter einer neuen Lehre wurde, die bald die größte Verbreitung fand und mächtig auf die Ansichten des Orients einwirkte. Buddha vernichtete mit einem gewaltigen Schlage das brahmanische Weltsystem, indem er den ganzen Götterhimmel mit Brahma leugnete, den Veden ihre heiligende Kraft absprach, an die Stelle der grausamen Ascetik, der Opfer und der Reinigungsgesetze eine Sittenlehre des Wohlwollens, der Barmherzigkeit und der Menschenliebe gegen alle Geschöpfe empfahl und die Kastenordnung mit dem Hochmuth der höheren Stände durch die Lehre von der Gleichheit aller Menschen durchbrach. Aber in den indischen Gedankenkreis gebannt, sah auch er nur in einem Ertödten aller Leidenschaften und Begierden, in einem thatenlosen Leben voll passiver Tugenden das Ziel des Erdendaseins. Buddha entsagte seinem hohen Stande, zog sich, in ein Bettlergewand gehüllt, in die Waldeinsamkeit zurück, wo er unter den härtesten Büßungen und Kasteiungen nach der ewigen Wahrheit forschte. Als ihm endlich die Erleuchtung kam, trat er als Lehrer und Religionsstifter auf; aber er lebte nicht, wie die Brahmanenweisen, in der Einsamkeit und Wüste, sondern er zog, von einigen Schülern begleitet, im Gangeslande umher und verkündete seine Lehre vom Weltschmerz und dessen Heilung. Er wandte sich nicht an die höheren Stände, wie die Brahmanen, sondern an alles Volk ohne Unterschied, an die

Buddha (Gautama) † 543 (497?).

„Zweimalgebornen" wie an die Sudra und Tschandala; er lehrte „ein Gesetz der Gnade für Alle" und zog dadurch die Niedrigen und Gedrückten, die durch ihn Erlösung von den Banden des Kastenzwanges und der Geburt erwarteten, mächtig an sich. Die Lehre von der Gleichheit aller Menschen, die Verheißung einer ewigen Ruhe, eines endlichen Aufgehens und Verwehens im Nirvâna, durch ein Leben voll Tugend und Menschenliebe, und die Befreiung von den phantastischen Systemen und der Werkheiligkeit der hochmüthigen Brahmanen machte einen gewaltigen Eindruck. Gläubige Jünger, gleich dem vergötterten Meister im gelben Bettlergewande umherziehend, verbreiteten seine Lehre mit raschem Erfolge über alles Land vom Himavat bis nach Ceylon, und große Gedächtnißhallen (Stupa's) mit klösterlichen Versammlungshäusern für die der Welt entsagenden Anhänger (Bhikschu) erhoben sich in zahlloser Menge. Die Brahmanen bemerkten die zunehmende Verbreitung der Buddhalehre mit Sorge. Sie suchten ihr entgegen zu wirken, indem sie ihr Religionssystem durch die Ausbildung der Lehre von den Incarnationen dem Volke und der wirklichen Welt wieder näher zu bringen suchten und das alte Volksepos in dem Sinne umgestalteten und durch das tiefsinnige Gespräch Bhagavad-Gita erweiterten. Auch auf die Entwickelung der indischen Kunst war der Buddhismus von dem größten Einfluß. Die kuppelförmigen Stupa', von den Europäern gewöhnlich Pagoden genannt, welche die Buddhisten als Gedenkhallen über den als Reliquien verehrten körperlichen Resten ihres Meisters aufrichteten, gaben den Brahmadienern die Anregung, auch ihren Göttern Tempel und Wohnungen zu bauen und mit Bildwerken und Symbolen zu schmücken. Daraus gingen die noch jetzt bewunderten Felsentempel und Grottenwerke von Ellora, Salsette, Elephante u. a. hervor. — Aber weder in der Kastenordnung, noch in der Ascetik, noch in dem ceremonienreichen Cultus und Opferdienst wollten die Brahmanen eine Aenderung gestatten; daher war ihr Bemühen, den Buddhismus zu verdrängen, erfolglos. Selbst mehrere Könige (vor allen Açoka) bekannten sich zu demselben. Endlich glückte es den Brahmanen, blutige Verfolgungen gegen ihre Widersacher hervorzurufen, die bald eine furchtbare Gestalt annahmen und die endliche Vertilgung der Buddhisten in Vorderindien bis auf wenige Reste zur Folge hatten. Von der Heftigkeit dieser Verfolgung, die im 6. Jahrh. n. Chr. ihren Höhepunkt erreicht zu haben scheint, gibt folgender Befehl eines Königs Zeugniß: „Von der Brück' an die Schneeberg' hin, wer die Buddhas so Greis wie Kind nicht erwürgt, soll erwürgt werden!" Die hier erwähnte Brücke ist die Meerenge von Ceylon und Dekhan und unter den Schneebergen sind die Höhen des Himalaja zu verstehen; die Verfolgung erstreckte sich also über das ganze indische Land. Aber was die Buddhalehre hier an Bekennern verlor, gewann sie bald in reichlichem Maße durch die große Verbreitung, die sie in Ceylon, Tibet, China und andern Ländern fand, nur daß sie mit der Verbreitung auch fremdartige Elemente in sich aufnahm und durch Anbequemung an fremde Religionsbegriffe allmählich der Entartung entgegenging, in der wir sie heute erblicken. Das Religionssystem der Buddhisten füllte sich gleichfalls mit zahllosen Heiligen und Götterwesen; ihre Dogmatik artete in eine wild abenteuerliche Mystik aus, ihre Religionsschriften vermehrten sich ins Unermeßliche, der Cultus gestaltete sich zu einem prunkvollen, aber gehaltlosen Ceremoniendienst und

Formelwesen mit Festgepränge, die Lehre von der Verdienstlichkeit eines ascetischen Priesterthums und eines unthätigen Bhikschulebens in den religiösen Versammlungshäusern (Vihara) gab einer herrschsüchtigen und mächtigen Hierarchie ihre Entstehung.

Nach Buddha's religionsphilosophischer Lehre entstand aus dem Leeren, dem Nirvana, d. i. dem Alles aus sich gebärenden und wieder in sich aufnehmenden ewigen Raume, die dreifache Welt, die gestaltlose ätherische, die geistige Gestaltenwelt und die materielle. Seine Lehre war, „daß die Schicksale dieses Lebens durch Thaten des früheren bedingt und fest geregelt seien, daß keine böse That ohne Strafe, wie keine gute ohne Lohn bleibe. Diesem Fatum, das den Menschen innerhalb des Kreises der Seelenwanderung beherrscht, kann sich derselbe nur dadurch entziehen, daß er seinen Willen eben auf den einzigen Gedanken der Befreiung aus diesem Kreislaufe richtet, dieser Richtung treu bleibt und mit beharrlichem Eifer blos verdienstlichen Handlungen nachstrebt, wodurch er dann zuletzt nach Abwerfung aller Leidenschaften, welche als die stärksten Fesseln im Gefängnisse des Kreislaufes angesehen werden, das erwünschte Ziel der gänzlichen Befreiung von der Wiedergeburt erreicht". Minderung der Leiden des Erdenlebens durch Handlungen der Tugend und Menschenliebe und Erlösung der Seele von den Qualen der Wiedergeburten durch die Rückkehr in das Nirvana ist daher Zweck und Ziel der Buddhalehre. Die zahlreichen Priester, ein beschauliches thatenloses Dasein als heilig und verdienstvoll erachtend, zogen sich vom praktischen Leben und dem Verkehr mit dem Volke zurück, gründeten, wie die christlichen Mönche, Orden und Ordenshäuser (Klöster) und suchten durch Enthaltsamkeit von allen Genüssen, durch Entsagung der Ehe (Cölibat), durch Entäußerung aller irdischen Habe und durch Beobachtung vieler abergläubischen Gebräuche, Gebetsformen (Rosenkranz) und Handlungen einer frommen Werkthätigkeit (Processionen, Bußübungen, Wallfahrten) in den Stand der Heiligkeit zu treten. Am zahlreichsten ist der buddhistische Priesterstand in Tibet, wo ihm die Hälfte der Einwohner und das göttlich verehrte geistliche und weltliche Oberhaupt Dalai-Lama angehört. — Es wurde Sitte, die Reliquien Buddha's in kostbare Kasten zu bergen und über denselben ein Monument (Stupa), gewöhnlich in der Form eines Cylinders mit einer Kuppel, zu errichten. Vom König Açoka von Magadha (um 250 v. Chr.) wird erzählt, daß er die acht Stupa, welche ursprünglich die Reliquien Buddha's enthielten (bis auf einen, der zu Ramagra stand), habe öffnen und diese sieben Reliquienhäuflein je in 12,000 Theile im Ganzen in 84,000 Theile habe theilen lassen. Nachdem die getheilten Reliquien dann wieder in Kasten von Gold, Silber, Krystall und Lazurstein geborgen worden, habe Açoka dieselben an die 84,000 Städte und Ortschaften seines Reiches vertheilt und über jeden Kasten einen Stupa errichten und bei jedem Stupa außerdem ein Kloster (Vihara) erbauen lassen. Aber auch an den Orten, welche Buddha durch seine Gegenwart verherrlicht, wo er gepredigt, gelehrt und Wunder verrichtet haben sollte, wurden Denkmale der Erinnerung und Verehrung erbaut, ja König Açoka soll auch den Ueberresten der vornehmsten Jünger Buddha's Stupa errichtet haben, wodurch dann der Reliquiendienst noch eine weitere Ausdehnung erhielt. An diese Monumente richtete sich die Andacht der Buddhisten. An den Wänden fast aller Stupa wurde Buddha dargestellt „in sitzender Stellung, mit gekreuzten Armen, in der Haltung der Ruhe und des Nachsinnens oder Lehrens. Inschriften, die Aussprüche Buddha's, die Hauptsätze seiner Lehre enthaltend, umgaben diese Bilder". Dieser Eifer, Buddha und seine Heiligen im Bilde zu verehren und sein Andenken durch Bauwerke zu verherrlichen, gab der indischen Baukunst und Plastik einen großen Aufschwung und regte die Brahmanen zur Nacheiferung an. Dadurch entstanden die großen Grottentempel zu Karli, Aganta, Ellora u. a. O. Die Tempelbauten und Höhlenwerke von Ellora (in der Mitte Vorderindiens), von Salsette (bei Bombay) und auf der Insel Elephante (Meerbusen von Bombay), wo Tempel, Wohnungen, Gänge mit Bildwerken und Inschriften über und neben einander stundenweit in Felsen eingemeißelt sind, sowie die thurmähnlichen Gedächtnißhallen der Buddhisten erregen noch jetzt das Erstaunen der Reisenden und zeugen von der hohen Macht des Priesterstandes und von der aufopfernden Kraftanstrengung des im Dienste der Religion arbeitenden Volkes. Besonders merkwürdig sind die heiligen Monumente von Ellora. „Die Werke von Ellora," heißt es in

Buddhismus.

Die Buddhapriester.

Kunstdenkmale.

neueren Berichten, „überragen an Kunstsinn, Vollendung der Zeichnung und Ausarbeitung alle anderen Denkmale dieser Art weit. Grotten, Tempel und Wohnungen sind eingehauen in einen felsigen Bergkranz, der sich in Halbmondgestalt über eine Stunde weit ausbreitet, und enthalten mit den Verzierungen und Sculpturen, die sie überdeckten, eine so endlose Fülle künstlicher und schwieriger Arbeit, daß sie nur in einer unübersehbaren Zeit von vielen tausend Händen, mit einem alle unsere Vorstellungen übersteigenden Maße von Ausdauer und Geduld haben vollendet werden können." Künstlerischen Werth haben jedoch weder diese Bauwerke, noch die Sculpturen der Inder. „Die Formen ihrer Architektur sind schwer, schwülstig, überladen und dabei ganz unbestimmt; es herrscht weder die geradlinige, noch die runde, weder die kuppelförmige, noch die rechtwinkelige Form vor, sondern fast überall ist ein bunter Wechsel anzutreffen; und was die Bildwerke angeht, so gibt sich in ihren Darstellungen eine große Weichheit kund, die sich in schwellender Fülle der Körperformen gefällt; diese weichliche Behandlung der fleischigen Theile ohne deutliche Bezeichnung des Knochenbaues und der Muskeln macht, besonders im Verhältniß zu der gewaltigen Größe der Körper, den Eindruck von Schlaffheit und machtloser Sinnlichkeit."

§. 22. Indiens späteres Culturleben. Als durch Alexanders des Großen Feldzug Indien der vorderasiatischen und griechischen Culturwelt näher rückte, war das indische Leben bereits zu seinem Abschluß gekommen, die schöpferische Thätigkeit erloschen. Der speculative und grübelnde Geist hatte eine Fülle von Systemen geschaffen und ins Leben eingeführt; nun ruhte er ermüdet aus und überließ den Nachkommen die wunderbaren Gebilde als feste Formen für das innere und äußere Dasein. Zwar erfuhren die religiösen Anschauungen im Laufe der Jahre noch manche Aenderungen; zwar wurden unter dem Einfluß des griechischen Geistes Wissenschaften und Künste bedeutend gefördert; zwar nahm Indien durch die Verbindung mit den Culturstaaten der alexandrinischen Zeit in Handel, Verkehr und Gewerbfleiß einen großartigen Aufschwung, aber die productive Kraft war erschöpft, die Grundformen des Lebens blieben unverändert bestehen. Es trat jene Stagnation, jener geistige Stillstand ein, der sich in allen orientalischen Reichen früher oder später kund gibt, der Fluch des Despotismus und Kastenzwanges. Was in der Literatur und Philosophie neu erzeugt ward, waren nur Ausführungen und Erweiterungen der alten Grundgedanken. Die Glaubens- und Cultusformen gingen immer weiter auseinander, die Sectenspaltungen mehrten sich in derselben Weise, wie die Kastensonderungen, und die Vielgötterei stieg auf eine solche Höhe bunter Mannichfaltigkeit, daß die ursprüngliche Einheit der Brahmawelt ganz verloren ging. Dieser Zeiten der Sectenspaltungen gehören die Purânas an, theologische und philosophische Belehrungen, rituelle und ascetische Vorschriften und Legenden, die in ihrer jetzigen Gestalt kaum über das 11. oder 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinausreichen, aber wohl aus älteren Schriften entlehnt worden sind. Dagegen wurden einzelne Wissenschaften eifrig gepflegt und gefördert. Die Grammatik erlangte frühzeitig eine hohe Ausbildung und wurde Hauptgegenstand des brahmanischen Unterrichts; die Astronomie kam unter dem Einfluß der Chaldäer und Griechen, die wahrscheinlich die Kenntniß des Thierkreises nach Indien brachten, zu großer Blüthe; die Heilkunde wurde Gegenstand eifriger Studien; die Algebra und das dekadische Zahlensystem haben in Indien ihre Heimath, von dort aus gelangten sie durch die Araber nach Europa. Für das geschichtliche Leben hatten die Brahmanen wenig Sinn, doch sind die Annalen der Buddhisten nicht ohne Werth. Auch in der Poesie haben

die Inder der spätern Zeit noch manches Herrliche zu Tage gefördert. Das Drama, das in Verbindung mit Tanz und Musik den Indern schon früher bekannt war, erlangte unter griechischem Einfluß eine hohe Vollkommenheit. Die blumenreiche, anmuthige Schicksalsfabel Sakuntala oder der „Erkennungsring" von dem Dichter Kalidasa aus dem 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erregte bei ihrem ersten Erscheinen in englischer Uebersetzung eine solche Bewunderung, daß sie bald in alle Sprachen des gebildeten Europa's übertragen wurde. Auch die Thierfabel und ihre Erweiterung zum Thierepos war schon in der macedonischen Zeit in Indien bekannt. Indische Fabel- und Märchen-Sammlungen fanden unter Vermittelung der Griechen, Perser und Araber ihren Weg nach Europa. Viele unserer bekanntesten Fabeln und eine große Anzahl der arabischen Märchen von 1001 Nacht stammen dem Inhalte nach aus dem Induslande. Der Tanz, „ein Bild des rastlos kreisenden, vorübergaukelnden Lebens der Welt", machte einen Bestandtheil des späteren Cultus aus. Er wurde besonders von öffentlichen Tänzerinnen, Bajaderen genannt, bei feierlichen Religionsfesten aufgeführt. — Industrie und Handel, welche die Brahmanen gering schätzten und ganz den Vaisja überließen, nahmen mit der Zeit einen bedeutenden Aufschwung, wobei die Kasteneinrichtung ihre einzige gute Wirkung zeigte. Ausgeschlossen von dem höheren geistigen Leben und frei von äußeren Störungen widmeten die Vaisja ihre ganze Thätigkeit den Arbeiten der Hand und überlieferten ihre erworbene Kunstfertigkeit ihren Nachkommen. Sie erfanden die Kunst, das Eisen in Stahl zu härten, und ihre Metallarbeiten in Erz, Gold und Silber erregten schon die Bewunderung der Griechen; die indischen Webereien in Baumwolle, Wolle und vielleicht auch in Seide waren im ganzen Alterthum geschätzt; auch in Bereitung der Edelsteine besaßen sie große Geschicklichkeit. Nicht minder schwungreich entwickelte sich der indische Land- und Seehandel, besonders durch den königlichen Despotismus, der zur Befriedigung seiner Prachtliebe und seines Luxus wie zur Erhöhung seiner Einkünfte durch Zölle den Verkehr bedeutend förderte. Handelsstraßen wurden angelegt, Stapelplätze gegründet, Hafenorte dem fremden Verkehr geöffnet. Große Güterwagen und Karavanen schafften sowohl die köstlichsten Erzeugnisse des Landes, Gold und Edelgestein, Sandelholz und Safran, Räucherwerk und Salböl und die Perlen des Meeres, als die Producte des Kunstfleißes, seidene Gewebe, purpurne Gewänder, Färbestoffe und metallne Werkzeuge in die entlegenen Städte oder an die Meeresküste zur weiteren Versendung; und Handelsgesellschaften mit Innungsrechten und ausgedehntem Geschäftsverkehr häuften große Reichthümer, wodurch sie nicht selten die Habsucht der Könige und Beamten reizten. — Aber was halfen dem indischen Volke alle Gaben der Natur und des Kunstfleißes? Geknechtet durch den Kastenzwang und den Despotismus, geängstigt durch die Furcht vor den Wiedergeburten und Höllenstrafen, gemartert durch die Büßungen und die Vorschriften einer todten Werkheiligkeit, zerrissen durch die Zerstückelung des Landes in eine Menge von Staaten und Völkerschaften ohne gemeinsames Band, entbehrte es des belebenden und erhebenden Gefühls der Freiheit und der Vaterlandsliebe. Feig und unkriegerisch wurde es die Beute aller Eroberer, die ihm den ehernen Fuß auf den Nacken setzten, und beugte sich in stumpfer Resignation unter jedes fremde

Joch. In hochmüthiger Verachtung gegen alles Ausländische bewahrte es mit jäher Hartnäckigkeit die überkommenen Einrichtungen und Satzungen der Vorfahren und sah in jedem Versuche, es von seinem Aberglauben und seinen grausamen Sitten zu befreien, nur feindliche Eingriffe in seine heiligen Rechte. Nicht einmal das alte Herkommen, das der Wittwe die tragische Pflicht auflegt, durch freiwilligen Flammentod dem verstorbenen Gatten in das Todtenreich zu folgen, konnte bis jetzt gänzlich beseitigt werden. Ausgestattet mit den schönsten Reizen der Natur und mit unerschöpflichen Reichthümern, galt Indien seit uralter Zeit für das Land der Wunder, daher es auch von jeher das Ziel großer Eroberungszüge und kühner Unternehmungen, das gelobte Reich der Sagen, Märchen und Dichtungen war.

3. Babylonier und Assyrier.

§. 23 a. In den fruchtbaren Gegenden, die der Euphrat und Tigris bewässert, und in dem grasreichen Stufenlande Mesopotamien (Mittelstromland) wohnten in der Urzeit Völker von unbekannter Herkunft, die man jetzt gewöhnlich mit dem Namen Sumerier oder Akkader bezeichnet. Sie waren die Väter der Sternkunde und die Erfinder der Keilschrift. Diese Urbevölkerung wurde unterjocht von dem semitischen Volke der Chaldäer, das von dem östlichen Hochlande Elam in das untere Stromgebiet des Euphrat (Sinear) vordrang, in das Culturleben der Sumerier eintrat und Jahrhunderte lang in dem Lande, das in der Folge von ihnen den Namen Chaldäa erhielt, seßhaft war. Zuerst war Sippara, an beiden Ufern des Euphrats, der Mittelpunkt des Staats und der Sitz der chaldäischen Weisheit, bis unter der Dynastie der Kassi die alte Tempelstadt Babylon den Vorrang gewann und zum glänzendsten Herrschersitz erhoben ward. Von Nimrod, der in der Genesis ein „gewaltiger Jäger vor dem Herrn" genannt und als Gründer und Herrscher von Babylon bezeichnet wird, ist in den Inschriften nicht die Rede, wohl aber ist der Name Sargon I. von sagenhaftem Glanz umgeben. Er wird nicht nur als Eroberer gefeiert, der weit nach Osten und Westen vorgedrungen sei, er soll auch seine semitischen Kriegsschaaren mit der Cultur der Sumerier bekannt gemacht haben. Es heißt, daß auf seinen Befehl die Hymnen und religiösen Gesänge und die magischen und astronomischen Tafeln des Urvolks in das semitische Idiom übersetzt und in einer von ihm gegründeten Bibliothek gesammelt worden seien. Von den Königen der Dynastie der Kassi rührte auch das ausgedehnte Kanalsystem her, wodurch die Fruchtbarkeit des Landes so sehr gehoben ward. In den Inschriften wird dieses Verdienst hauptsächlich dem König Hammurabi zugeschrieben. Unter den kleinen semitischen Reichen, die neben Babylon in dem Stromlande des Euphrat und Tigris bestanden, erlangte mit der Zeit das weiter nordwärts gelegene Assyrien ein entscheidendes Uebergewicht. In dem Sagenbericht der Genesis wird der babylonische König Nimrod auch als Herrscher von Assyrien bezeichnet, eine Angabe, aus der man wohl schließen darf, daß das assyrische Reich eine Colonie von Altbabylonien war, wofür auch die Uebereinstimmung in Schrift und Religion spricht. Der angebliche Gründer Assur ist nur eine Personification des Landes und Volkes. In den heimischen Urkunden wird ein König Tiglathpilesar verherrlicht, welcher von seiner Hauptstadt Kalach aus im 13. Jahrhundert siegreiche Feldzüge nach Norden, Osten und Süden unternommen und Armenien, Medien und Altbabylonien seiner Herrschaft unterworfen habe. Tiglath-

pilesar's Nachfolger vermochten aber das Reich nicht auf dieser Höhe zu erhalten; auch Babylon erlangte wieder seine Unabhängigkeit. Erst als die Assyrier die Stadt Ninive gewonnen, einen für den Verkehr zwischen dem östlichen und westlichen Asien günstig gelegenen Handelsplatz, und sie zum Mittelpunkte ihres Reiches machten, begann für Assyrien eine Zeit der Macht und Größe. Die Namen Ninus und Semiramis, die in der morgenländischen Sagengeschichte an die Spitze des Ninivitischen Reiches gestellt werden, sind nur allegorisch-mythologische Begriffswesen. Semiramis, die nach der Ermordung ihres Gatten Ninus die Regierung geführt haben soll, wird in der Mythe und Tradition als erobernde, heldenmüthige Frau geschildert, welche siegreich bis nach Indien vorgedrungen sei, Ninive und Babylon mit großartigen Bauten und Anlagen geschmückt und ihr Land mit Kunststraßen, Kanälen und Bauwerken aller Art versehen habe. Nach den Mythen war Semiramis der Inbegriff der hervortretendsten Eigenschaften des Morgenländers, männlicher Kühnheit, weiblicher Schönheit und wollüstiger mit Ueppigkeit und Grausamkeit gepaarter Liebesbegier. Auch die Sagengeschichte meldet, daß nach dem Tode der Semiramis unter ihrem Sohne Ninyas und dessen unfähigen und weichlichen Nachfolgern das alte assyrische Reich in Verfall gerathen, bis zu Anfang des 9. Jahrh. das entartete Geschlecht gestürzt und unter großen inneren Kämpfen der Thron von Ninive an ein neues Herrscherhaus gekommen sei. Die Fürsten dieses Hauses schmückten die Wände ihrer Paläste mit den Darstellungen und Beschreibungen ihrer Großthaten, deren Entzifferung durch sprachkundige Forscher unserer Zeit ein neues Licht in die assyrische Geschichte gebracht hat. Asur-nazir-habal begann die erfolgreichen Kriegszüge, welche Assyrien zu einer gebietenden Weltmacht erhoben. Wie die Inschriften zeugen, unterwarf er die Länder im Quellgebiete des Euphrat und Tigris und machte die Fürsten zinspflichtig. Er drang in Babylonien vor und unternahm Feldzüge in das Orontesthal und in das Gebiet des Libanon. Damit begannen die Eroberungszüge der Assyrier gegen die Phönizier und das Volk Israel, die wir später kennen lernen werden. Sein Sohn Salmanassar II. war sein würdiger Nachfolger auf der kriegerischen Laufbahn. Salmanassar II. 859–823. Die Monumente sprechen in ruhmredigem Selbstgefühl von den Siegen, die er in Armenien und Babylonien (Chaldäa) erfochten und von den Triumphen, die er über die syrischen Fürsten davongetragen, welche mit dem König von Damaskos Ben-hidri (Ben-hadad) einen Kriegsbund geschlossen hatten. Sechzehnmal habe er den Euphrat überschritten, und den besiegten Städten und Fürsten Tribut aufgelegt. Auch Hazael von Damaskos, der streitbare Nachfolger Ben-hidri's war unter den Ueberwundenen. Auf einem schwarzen Obelisken auf der Burgterrasse von Kalach sieht man Tribut bringende Personen abgebildet, unter denen man auch den Namen Jehu König von Israel entdeckt hat.

§. 23 b. **Assyriens Größe und Fall.** Das Ende der Regierung Salmanassars wurde durch eine Empörung beunruhigt, an deren Spitze sein eigener Sohn Asardaninpal stand. Mit Mühe überwältigte Samsi-Bin die Aufrührer und stellte die Machtfülle des Reiches wieder her, die auch sein Sohn Bin-nirar III. aufrecht erhielt. Aber unter den nächstfolgenden Königen hemmten innere Unruhen die auswärtigen Erfolge. Erst mit Tiglath-pilesar II. nahm das assyrische Reich einen neuen kriegerischen Aufschwung. Tiglath-pilesar II. 745–727. Er und seine Nachfolger begründeten die eigentliche Größe und Machtstellung Assyriens. Von dem iranischen Hochlande und Armenien bis nach Kleinasien, Syrien und Palästina beugte sich ganz Vorderasien ihrem Scepter. Wir werden später erfahren, wie der gewaltige Herrscher

die Fürsten von Damaskos, Hamath, Samarien mit der Gewalt des Schwertes unterwarf, die Völker zinspflichtig machte und viele Gefangene wegführte. Die hebräischen Königsbücher nennen ihn Phul, worunter wohl nur ein zweiter Name Tiglath-pilesars zu verstehen sein dürfte. Damaskos wurde belagert und erobert,
Salmanassar IV. sein letzter König Rezin getödtet. — Nach der kurzen Regierung des vierten
727–722. Sargon (Sarrukin) 722–705. Salmanassar bestieg Sargon II. den Thron Tiglath-pilesars, unstreitig der bedeutendste und kräftigste Fürst unter den assyrischen Machthabern, kein königlicher Prinz, sondern ein in den Waffen ergrauter Feldherr. Sargon war es, der das Reich Samarien mit Krieg heimsuchte und die Israeliten in die assyrische Gefangenschaft führte (§ 42), der Tyros mit harter Belagerung bedrängte (§ 33), die Philistäerstädte Gaza und Asdod unterwarf und Unterägypten bedrohte; er war es, der die Meder bezwang und Festungen in ihrem Lande anlegte, die unbotmäßigen Armenier schwer züchtigte, die aufrührerischen Babylonier und ihren Anführer Merodach-Baledan zum Gehorsam brachte und der nördlich von Ninive eine neue Residenz, die „Sargonstadt" gründete. Als er durch Mörderhand fiel, bestieg
Sanherib 705–681. Sanherib den Thron, dem Vater ähnlich an Thatkraft und Kriegslust, aber minder glücklich. Sein Feldzug gegen Juda und Aegypten nahm einen ungünstigen Verlauf (§ 43) und die Aufstände in Babylonien und Medien wurden nur mit Mühe unterdrückt. Um so größeren Ruhm erwarb er sich durch die Bauwerke, womit er die Hauptstadt Ninive schmückte. Von ihm rührte der „Südpalast" her, der großartigste unter den assyrischen Königsbauten. Und wie seine Regierung, so war auch sein Ende unglücklich und tragisch. „Als er anbetete im Hause Nisrochs seines Gottes", heißt es im 2. B. der Könige, „schlugen ihn Adramelech und Nergal Sarezer, die aus seinen Lenden hervorgegangen, mit dem Schwerte."
Asarhadon 681–668. Aber sein Sohn Asarhadon, bisher Statthalter in Babylonien, rächte des Vaters Tod an den unnatürlichen Brüdern, zwang sie zur Flucht außer Landes und herrschte dann im Geiste seiner beiden Vorgänger. Er setzte die Eroberungen in Vorderasien fort, bezwang den Aegypterkönig Tharako oder Tirrhaka, nannte sich König von Unter- und Oberägypten und von Anthiopien (Kusch). Assyrische Statthalter oder zinspflichtige Dynasten regierten das Nilland und begründeten die Herrschaft der sogenannten Dodekarchen (§. 29). Eine Gedenktafel in der Nähe von Beirut sollte diesen Sieg über Tarrako auf die Nachwelt bringen. Als Asarhadon alt und kränklich war, übergab er die Regierung seinem Sohne
Asurbanipal 668–625. Asurbanipal. Dieser Thronwechsel hatte in Aegypten Abfall und Aufstände zur Folge. Tarrako eroberte Memphis zurück und vertrieb die Unterkönige, welche Asarhadon eingesetzt hatte. Als aber die assyrischen Kriegsschaaren in das untere Nilland einrückten, floh der erschrockene Pharao nach Oberägypten. Doch auch dorthin zog der Großkönig von Ninive. Die hunderttorige Priesterstadt Theben mußte sich ergeben und erfuhr das härteste Kriegsloos. „Ihre Kinder wurden an allen Straßenecken zerschmettert", hören wir aus dem Propheten Nahum, „über ihre Vornehmen warf man das Loos, und all ihre Großen wurden in Fesseln geschlagen." Auch gegen Tyros und die Empörer in Elam und Babylonien sind die Waffen Asurbanipals siegreich. Die Götter, die vor ihm hergingen, heißt es in einer Inschrift, haben den König von Babylon in ein verzehrendes Feuer gestoßen und seinem Leben ein Ende gemacht. Es war Sammuges, Asurbanipals eigener ungetreuer Bruder, der sich an die Spitze der Aufständischen gestellt hatte und nun mit vielen seiner Anhänger ein schreckliches Ende nahm. Die Rebellen wurden in Gruben geworfen und ihre verstümmelten Leichen den Vögeln und Thieren

des Feldes zum Fraß ausgesetzt. Was sich retten konnte flüchtete nach Elam, das nun der Heerd der revolutionären Erhebung aller über die assyrische Zwingherrschaft empörten Völkerschaften ward. Aber wie tapfer auch die abgehärteten Bergstämme Susiana's für ihre Freiheit und Unabhängigkeit stritten, den Heerschaaren des schrecklichen Asurbanipals vermochten sie nicht zu widerstehen. Nach einem neunjährigen Kriege, während dessen 66 Städte in Flammen aufgingen, die Bilder der Götter und Könige und unermeßliche Schätze weggeführt und das Land in eine Wüstenei verwandelt wurden, unterwarf sich das freie Bergvolk und erkannte die Macht des Großkönigs von Ninive an. „Assyrien ist die erste erobernde Macht, der wir in der Weltgeschichte begegnen," urtheilt Ranke. „Das wirksamste Mittel, das es in Anwendung brachte, um die Unterwürfigkeit zu befestigen, bestand in der Wegführung der vornehmsten Einwohner aus den bezwungenen Landschaften nach Assyrien und der Ansiedelung von Assyriern in den neuerworbenen Gebieten. Es sollte doch scheinen, als ob dieses gewaltsame Regiment einen entsprechenden Erfolg hätte haben müssen. In Ninive besaß das assyrische Reich eine Capitale, in welcher alle Elemente des damaligen Völkerlebens sich begegneten und nothwendig einen gegenseitigen Einfluß ausübten." Aber die Grundlage war morsch und der Haß der unterjochten Völker gegen die eiserne Zwingherrschaft führte zu einem Verzweiflungskampf. Zwei Jahrzehnte nach Asurbanipals Tod nahte die letzte Stunde der assyrischen Großmacht. Wir haben über die Katastrophe keine sicheren Nachrichten. Nach den Angaben griechischer Schriftsteller vereinigten sich der Mederkönig Kyaxäres und der Chaldäer Nabopolassar zu einem Kriegsbund und zogen an der Spitze vieler empörten Völkerschaften gegen die Assyrer ins Feld. Asarradhon II., den Ktesias irrthümlich S a r d a n a p a l nennt, saß auf dem Throne Asurbanipals, als die Völkerfluth heranwogte. Mit großer Heeresmacht, wird dann gemeldet, rückten die Feinde auf die Hauptstadt Ninive los, wurden aber von dem angeblichen letzten König **Sardanapal**, der trotz seiner sprichwörtlich gewordenen Wollust, Schwelgerei und Ueppigkeit in diesem Todeskampfe großen Muth bewies, wiederholt zurückgeschlagen, bis der Strom in Folge einer Ueberschwemmung ein Stück der Mauer einriß und den Feinden einen Weg bahnte. Als Sardanapal an der Rettung verzweifelte, ließ er die Königsburg anzünden und verbrannte sich sammt seinen Weibern und Schätzen. Hierauf wurde N i n i v e von Grund aus z e r s t ö r t und das assyrische Reich unter die Sieger vertheilt. „Zerstört ist Ninive," rief damals der Prophet N a h u m aus, „und Alle, die von dir hören, klatschen in die Hände über dich, denn über wen erging nicht deine Bosheit beständig? Es schlafen deine Führer, es ruhen deine Gewaltigen; dein Volk ist zerstreut auf den Bergen und Niemand sammelt." „Wie ist sie zur Oede geworden," sagt ein Anderer (Zephanja), „zum Lager für Thiere! Wer an ihr vorüber geht, zischet und schwenket den Hut!" Die Sage von dem weibischen und weichlichen Wesen Sardanapals, unter dem Assyrien sein Ende fand, scheint, wie die Sage von dem männlichen Charakter der Semiramis, die das Reich gegründet, auf einer Vermischung mythisch-religiöser und geschichtlicher Traditionen zu beruhen. — Einzelne zerstreute Berichte des Alterthums machen eine fabelhafte Schilderung von der Größe und Pracht der ehemaligen Weltstadt Ninive, die alle Städte des Morgenlandes an Umfang, an Höhe und Breite der Mauern, an Zahl der Häuser und Paläste übertroffen haben soll; und die großartigen Ruinen von Prachtbauten und Kunstwerken mit reichen Sculpturen und Inschriften in Keilschrift, mit langen Opferzügen von schlanken Gestalten mit wohlgekräuselten Bärten und weibischen Gewändern in Basreliefs, mit geflügelten Wundergeschöpfen von hoher technischer Vollendung, welche durch neuere Aus-

Ninive zerstört 606 oder 605.

grabungen am rechten Tigrisufer gegenüber von Mosul bei den Dörfern Nimrud, Kujundschuck u. a. O. zu Tage gefördert wurden, beweisen die Richtigkeit dieser Angaben und geben Zeugniß von den Kriegsthaten, den Siegeszügen und der Königsmacht der alten Herrscher, wie von dem Kunstsinn, dem Luxus und der Bildung der Einwohner der assyrischen Hauptstadt.

Lage und Größe von Ninive nach den neuesten Ausgrabungen.

Man hat lange die Angaben der Alten von der Größe und dem Umfang der Stadt Ninive für fabelhafte Uebertreibung gehalten; aber die Ausgrabungen der neuesten Zeit, namentlich die erfolgreichen Entdeckungen Layards, haben die Richtigkeit dieser Angaben aufs Ueberzeugendste dargethan. Layard hält die Ruinen von Nimrud, Kujundschuck, Khorsabad und Karamles, die ein längliches Viereck bilden, für Theile einer und derselben Stadt; und da der durch diese Ueberreste begrenzte Raum so ziemlich dem Umfange entspricht, den Diodor der Stadt Ninive beilegt, auch mit den drei Tagereisen des Propheten Jonas übereinstimmt, so ist er geneigt, die Angaben des Alterthums über die Größe und Ausdehnung Ninive's für zuverlässig zu halten und stellt jede Uebertreibung in Abrede. Diese vier Ruinenhügel waren nach seiner Meinung Palastgebäude, wovon jeder den Mittelpunkt eines besonderen Viertels bildete, das in einem andern Zeitraume erbaut wurde und einen andern Namen hatte. „Jedes Viertel war zu einer Zeit eine königliche Residenz, von einer Mauer und Festungswerken umgeben, und enthielt außer den festen Wohnungen Jagdgründe und Gärten. Sie glichen den Paradiesen und Parks der späteren persischen Könige. Der Zwischenraum wurde von Privathäusern eingenommen, welche in der Mitte von Gärten, Baumfeldern und Kornland standen. Der älteste Theil war wahrscheinlich die Gegend am Einfluß des Zab in den Tigris, wo das heutige Dorf Nimrud steht. Spätere Könige erweiterten die Stadt durch neue Palastbauten; die von Khorsabad und Kujundschuck waren jedenfalls die neuesten. Die kleinen, aus getrockneten Backsteinen erbauten Privatwohnungen, welche die Zwischenräume ausfüllten, geriethen schnell in Verfall; das Material, aus dem sie erbaut waren, vermischte sich mit dem Boden, so daß nach Verlauf von wenigen Jahren keine Spur mehr vorhanden war; aber kaum fährt ein Ackersmann mit seinem Pfluge über den Boden, ohne die Spuren früherer Wohnungen aufzupflügen." Die Größe, fährt Layard fort, welche der Stadt Ninive zur Zeit ihres höchsten Wohlstandes beigelegt wird, kann man nicht für übertrieben halten, wenn man das Wesen der morgenländischen Städte in Betracht zieht. Sie haben in ihrer Bevölkerung nicht dasselbe Verhältniß, wie die europäischen Städte. Schon die Absonderung der Frauen in eigenen Frauenhäusern erforderte eine größere Anzahl von Wohnungen. Außer, daß bei den Häusern Gärten und pflugbares Land mit eingeschlossen waren, erfahren wir von Diodor und Curtius, daß sogar in dem eingeschlossenen Raume von Babylon Platz genug war, im Fall einer Belagerung hinreichend Getreide zum Unterhalt der Bevölkerung zu bauen, überdies noch Baumstücke und Gärten. Der Angabe des Jonas, daß viel Rindvieh sich in der Stadt befand, können wir entnehmen, daß auch hinreichend Weideland für dasselbe da war, und durch die Sculpturen erfahren wir, daß ein großer Theil der Bevölkerung in Zelten innerhalb der Mauer wohnte, — ein Gebrauch, der in Bagdad, Mosul und den andern benachbarten Städten noch vorherrscht; und für solche Lagerstellen ist ein viel größerer Raum erforderlich, als für Hütten und kleine Häuser. Die Städte Ispahan und Damaskos mit ihren Gärten und Vorstädten müssen während der Zeit ihres größten Glücks Ninive an Größe wenig nachgestanden haben.

§. 24. **Die Chaldäer.** Von nun an hatten die (Neu-) Babylonier (Chaldäer) das Uebergewicht, besonders unter Nabopolassars Sohn,

Nebukadnezar 604–561.

dem kriegerischen und gewaltthätigen **Nebukadnezar** (Nabuchodonosor), der

604.

den ägyptischen König Necho bei Karchemis (Circesium) am Euphrat schlug, die Inselstadt Tyros und das phönizische und syrische Land zinspflichtig machte und das Königreich Juda mit der Hauptstadt Jerusalem unter seine Botmäßigkeit brachte und die Einwohner zerstreute. Nachdem er alles Land vom Tigris bis zum Mittelmeere seiner Herrschaft unterworfen, erweiterte und verschönerte Nebukadnezar die Stadt Babylon und errichtete Königsburgen und Bauwerke, die mit den ägyptischen den Vergleich aushalten konnten. Behufs der Ueberschwemmung ließ er oberhalb Babylon ein großes Wasserbecken graben,

legte auf der Ostseite des Euphrat eine neue Stadt und einen Palast an und sicherte und schmückte das Ganze mit hohen Mauern und zahllosen Thürmen, Thoren und Tempeln. Auch die sogenannten „hängenden Gärten der Semiramis", eines der sieben Wunderwerke der Welt, wurden von Nebukadnezar seiner medischen Gemahlin zu Ehren auf hohen, kunstvollen Terrassen aufgeführt. Die herrlichen Bäume und schattigen Laubengänge sollten ihr ein Ersatz sein für die verlassene waldige Gebirgsheimath. Aber auch Babyloniens Herrlichkeit ging unter Nebukadnezars wollüstigen und weichlichen Nachfolgern bald vorüber. Böse Zeiten kamen über das Land, welche den Nachgebornen den Namen des großen Gewaltherrschers im verklärten Lichte erscheinen ließen. Ein Menschenalter später sind die Meder das herrschende Volk, auf welche dann die Perser folgen.

Von den chaldäischen Königen wurde Babylon mit wunderbaren Bauwerken versehen und zur „stolzen Zierde der Chaldäer, zum weltgepriesenen Orte" gemacht. Eine Ringmauer von 350′ Höhe und 37′ Dicke umgab die ganze, auf beiden Ufern des Euphrat aufgebaute Stadt, der man einen Umfang von neun oder gar zwölf deutschen Meilen beilegt. Die zwei königlichen Paläste auf den Ufern des Flusses und der hohe viereckige, mit Statuen, Bildwerken und Zierrath von Gold reich geschmückte Thurm des Sonnengottes Baal oder Belus, der zugleich als Sternwarte diente und in acht verjüngten Stockwerken pyramidalisch zu einer Höhe von 600 Fuß emporstieg, waren neben den erwähnten, im ganzen Alterthum gepriesenen hängenden Gärten die merkwürdigsten Werke. Zum Bauen bedienten sich die Babylonier gebrannter Ziegelsteine, die nicht wie die Granitsteine Aegyptenlands der Macht der Zeit auf Jahrtausende zu trotzen vermochten. Am ausgezeichnetsten waren die durch die Beschaffenheit des Landes hervorgerufenen Wasserbauten und Entwässerungsanstalten von wunderbarer Größe und Ausdehnung, als Brücken, Kanäle, Deiche, Dämme, Bassins u. a., die „Wasserbäche Babylons", an welchen einst die aus ihrer Heimath weggeführten Juden trauernd saßen und an Zion dachten. — Die Pracht des Hofes weckte den Gewerbfleiß, der daher auch hauptsächlich auf Gegenstände des Luxus verfiel, als feine Webereien und Färbereien, kostbare Teppiche u. dgl. Der Sonnen- und Sterndienst führte die babylonischen Priester (Chaldäer) auf astronomische Beobachtungen. Sie berechneten den Lauf der Sonne und theilten das Jahr nach den Zeichen des Thierkreises in zwölf Monate; sie bestimmten die Bahnen der Wandelsterne und weihten ihnen die sieben Tage der Woche; sie opferten „den Planetenhäusern und dem ganzen Heere des Himmels". Da sie aber damit astrologische Auslegungen verbanden, in den Constellationen des Himmels den Willen der Götter erkennen wollten, aus der Stunde der Geburt das Schicksal des Lebens vorherzusagen und aus der fortdauernd wechselnden Stellung der Sternbilder die passende Zeit zum Beginn jedes Geschäfts, jedes Unternehmens zu bestimmen sich vermaßen, so geriethen sie auf Irrwege und trieben sich später als Gaukler, Wahrsager, Traumdeuter und Zauberer in der Welt herum. Auch das erste feste System der Maß- und Gewichtseintheilung, sowie die Anfänge der Geometrie und Arzneikunde werden den Chaldäern zugeschrieben und gingen von ihnen zu den übrigen morgenländischen Völkern und sogar zu den Griechen über. Neben dem Sonnengott Bel (Baal), dem Herrn des Himmels und des Lichts, der das Weltall und den Menschen geschaffen und den Sternen ihre Bahnen gewiesen, verehrten die Babylonier als oberste weibliche Gottheit die Mondgöttin Mylitta, das Symbol der gebärenden Natur und der Fortpflanzung, und zwar durch einen höchst unzüchtigen Cultus, wobei die Töchter des Landes der Göttin ihre jungfräuliche Ehre einmal im Leben zum Opfer bringen mußten; wie denn überhaupt die Chaldäer wegen ihrer Unsittlichkeit, Wollust und Schwelgerei berüchtigt waren. Der durch die große Fruchtbarkeit des Bodens und den weitverbreiteten Handel erzeugte Reichthum trug viel zu dem Luxus und der Ueppigkeit der Babylonier bei. Sie salbten ihren Leib mit Myrrhen, trugen wollene Röcke und weiße Mäntel und lange, mit einer herabhängenden Binde umwundene Haare. Die Kasteneinrichtung

mußte frühe einem unumschränkten Despotismus weichen; doch blieb das Uebergewicht der Priester auch später noch so merklich, daß das ganze (sowohl das von Elam her eingewanderte, als das seit unvordenklicher Zeit in Babylonien seßhafte) Volk den Namen derselben, Chaldäer, führte. Es scheint demnach, daß sich in diesen priesterlichen Geschlechtern wie in dem Königshause der Stamm, welcher das Reich gegründet hatte, am reinsten, am wenigsten mit der nichtsemitischen Urbevölkerung des Landes vermischt erhalten habe. Die Würde der Priester erbte vom Vater auf den Sohn. Sie waren im Alleinbesitz der Himmelskunde und der Buchstabenschrift (Keilschrift), die sie in uralten Zeiten erfunden haben. Die Keilschrift bediente sich zur Bezeichnung der Laute zugespitzter Striche in verschiedenen Lagen.

Von Babylons jetzigem Zustande machen die Reisenden schreckliche Beschreibungen. „Gegenwärtig liegt dies herrliche Land unter der rohen, zerstörenden Türkenherrschaft fast unbenutzt da, der alte Gottesgarten ist zu einem weiten Raubfelde geworden; aber alte Trümmer von Weltstädten und Grenzwällen, der Kanalbau und die Bewässerungsanstalten bezeugen, welche Blüthe dereinst hier zu finden war.“ — „Mehr durch allmähliche Abnahme seiner Blüthe und Bevölkerung, nachdem es die eigenen Könige verloren hatte und fremden Herrschern dienen mußte, als durch feindliche Einnahme verfiel Babylon und sank die Herrlichkeit seiner Prachtgebäude in Schutt und Trümmer. Schon im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hausten, wie der heilige Hieronymus berichtet, wilde Thiere innerhalb der Ringmauern, als Erfüllung der Vorhersagung des Propheten (Jes. C. 13). Und auch heut zu Tage scheucht der Fußtritt des Menschen, der unter diesen Ruinen wandelt, wilde Thiere auf. Die Massen von Trümmern und Schutthaufen, die sich hier dem Blicke zeigen, sind entkleidet von den Spuren hoher Pracht, wie sie viele andere Reste vorweltlicher Denkmale noch an sich tragen, aber riesenhaft genug, dem forschenden Reisenden keinen Zweifel zu lassen, daß er sich an dem Orte befindet, wo einst das weltberühmte Babylon stand.“

4. Aegypter.

§. 25. Der Nil. Aegypten, von den Einwohnern Chem, „die schwarze Erde“ genannt, im Gegensatz zu der blendend hellen libyschen Wüste, die sich westlich in endloser Weite ausdehnt, ist das langgestreckte, fruchtbare Thalland, welches dem Nil sein Dasein verdankt. Ohne die Fluthen dieses Stromes würde der Wüstensand alles Wachsthum bis zur Küste des rothen Meeres mit seiner todbringenden Gewalt erstickt haben, daher nennt Herodot das untere Land ein „Geschenk des Nil“ und bei Homer führt Land und Fluß denselben Namen, Aigyptos. Dieser segenspendende Strom, über dessen Ursprung erst die neuesten Forschungen englischer Reisenden nähere Aufklärung verschafft haben, während die Eingebornen selbst denselben den „verborgenen“ (Hapi) nannten, ist der Ausfluß zweier gewaltigen, auf einem Hochplateau unter dem Aequator gelegenen Seen, denen man die Namen Victoria N'yanza (Ukerewe) und Albert N'yanza (Luta N'zige oder M'wutan) gegeben hat. Beide steigen während der Regenzeit über ihr gewöhnliches Niveau, der Ukerewe ergießt sein Wasser nach Norden durch eine Reihe von Abzugskanälen, die sich noch vor seinem Einfluß in den M'wutansee zum Nil vereinigen. Der Hauptstrom (Bahr el Abiad, der weiße Nil) fließt, in Gestalt eines Delta wie bei der Mündung, aus dem Ukerewesee, strebt gen Norden und durchschneidet den Albert N'yanza nur an dessen nordöstlichem Ende, um den Bahr el Ghazal, dessen Hauptarm (der Bahr el Djur) auf dem Gebirgslande im Westen des M'wutan entspringt, weiter nördlich von Westen her aufzunehmen. Noch weiter gen Norden, in Nubien fällt von östlicher Seite der sogenannte blaue Fluß (Bahr el Azrak) in den Nil, ein vergleichungsweise unbedeutender Nebenfluß, welcher im Sommer gar kein Wasser hat, da dasselbe in der brennenden Hitze verdunstet. — Der höher gelegene Theil der Nilquellenregion am blauen Ukerewe gehört zu den herrlichsten und gesundesten Gegenden der Erde. Dagegen berühren, wenn der Fluß das nubische Land erreicht hat, bald pflanzenlose Sandflächen seine Ufer, bald treten ihm felsige, meist kahle Bergketten hemmend in den Weg, bis er endlich bei den Palmenwäldern von Syene die Grenze Aegyptens erreicht. Nachdem sich hier die Fluthen zum letztenmal zwischen den reizend gelegenen Inseln Philä und

Elephantine brausend über die dunkeln, wild aufgethürmten Granitfelsen hinabgestürzt haben, ändert sich die Natur des Bodens. Der Abfall der felsigen Hochebene der Wüste bildet nun zwei hohe Thalwände, zwischen denen der Nil seine stillen Wasser in ruhiger Strömung dem Meere zuführt, im Osten von einem felsigen Urgebirge begleitet, welches das Flußthal von den Sanddünen des rothen Meeres trennt und edles Gestein, wie Basalt, Porphyr, Serpentin, in sich trägt; im Westen durch ein Gebirgsplateau gegen den goldgelben Flugsand der Wüste geschützt, der jedoch bisweilen von den heißen Südweststürmen bis an den Rand des Thales geführt wird. In dieser Vertiefung rollt der breite Strom seine schweigsamen Wogen in stiller Majestät langsam dahin, den Ufersand auf beiden Seiten, so weit sein befruchtendes Wasser durch Natur oder Menschenkunst geführt wird, in eine grüne Oase verwandelnd. Meist ohne Zuwachs durch andere Flüsse tränkt und erfrischt er in ruhiger Selbstgenügsamkeit das heiße Land, über das der wolkenlose, helle Himmel fast nie einen Regenguß herabsendet. Unterhalb Memphis theilt er seine Wasserfülle in zwei Haupt- und mehrere Nebenarme und erweitert das Thal zu einer ausgedehnteren Ebene, wo fruchtbare Gefilde mit grasreichen Fluren abwechseln und Palmen und Sykomorenwälder die Ufer schmücken, bis er, das Marschland und den Dünenstreif durchbrechend, seine Fluthen im Meere begräbt. Dies ist das Nildelta, das angeschwemmte Land, dessen erstaunliche Fruchtbarkeit Aegypten zur Kornkammer der alten Welt machte. Der „Bach Aegypten" bei dem Dorfe El Arisch, dem Rhinokolura der Alten, war von jeher die Grenze gegen Palästina, und eine Wüstenstraße der Seeküste entlang der einzige Verbindungsweg zwischen dem Nillande und den Culturvölkern Vorderasiens. Nach Westen hin hielten einige fruchtbare Oasen den Zugang für die Karavanenzüge offen, welche die heimischen Lastthiere, das Kameel, das Pferd, der Esel möglich machten. Die Fruchtbarkeit Aegyptens ist durch die jährlichen Nilüberschwemmungen bedingt. Wenn die periodischen Regengüsse der Tropenländer die Wasserfülle mehren und sie von den Reservoirs der beiden Seen nicht mehr umschlossen werden kann, so fängt um die Zeit der Sommersonnenwende der Strom an sich zu heben und steigt drei Monate lang, von Mitte Juni bis Mitte September. Schon im Juli überschreitet er seine Ufer; im August, wenn er seinem höchsten Wasserstande, etwa zwanzig Fuß über der gewöhnlichen Höhe, nahe ist, öffnet man die Dämme und leitet die Fluthen in die Kanäle, womit der Fleiß der Menschen schon in den ältesten Zeiten das höher gelegene Land durchschnitten hat, um die Bewässerung auch den entfernten Gegenden zuzuführen. In dieser Zeit gleicht das Land einem See, aus welchem die Städte und höher liegenden Orte wie Inseln hervorragen. Unzählige Barken beleben die Fluth und das ganze Volk feiert jauchzend und festlich geschmückt die Tage des Segens. Sind die tropischen Regengüsse vorüber, so kehrt der Strom allmählich wieder in seine Ufer zurück, an allen Stellen die treffliche Fruchterde, die er auf seinem Laufe durch die oberen Gebirgsländer weggeschwemmt, als schlammigen Niederschlag zurücklassend. Im October trocknet das Land ab, dann wird es bestellt und bedeckt sich rasch mit grünen Saaten, die ihm ein gartenähnliches Ansehen geben. Die Zeit des Wachsthums dauert bis Ende Februar; im März tritt die Ernte ein; dann folgen drei Monate der Dürre, während welcher der Nil seinen tiefsten Wasserstand hat. Die grünen Thalgewände würden bald ein Raub der Wüste werden, wenn nicht bereits im Juni der Leben schaffende Fluß seinen Kreislauf von Neuem anfinge.

§. 26. **Meroë** und **Ammonium**. Nach alten Sagen und Berichten bestand in **Nubien**, da wo der **weiße** und der **blaue Strom** sich zum **Nil** vereinigt haben, der dann in zahllosen Wasserfällen (**Katarakten**) sich über das querliegende Bergland ergießt, in dunkler Vorzeit ein **Culturstaat** mitten unter einer Bevölkerung von **Negern** und schlichthaarigen **Libyern**, die theils als wilde **Jägervölker**, theils als rohe **Fischer** (**Ichthyophagen**), theils als **höhlenbewohnende Hirten** (**Troglodyten**) ein uncivilisirtes Leben führten. Dieser Culturstaat, dem man eine **Kasteneinrichtung** zuschrieb, wobei die **Priester** die Herrschaft hatten, den König aus ihrer Mitte wählten und demselben, falls er sich ihrer Leitung zu entziehen suchte, in Folge von Orakelsprüchen mitunter Krone und Leben zu rauben unternahmen, führte den Namen **Meroë** und soll ein mit ausgedehntem **Handelswesen verbundener Priesterstaat** gewesen sein. Noch jetzt geben die Trümmer ehemaliger Tempelbauten so wie die Ueberreste von

Säulen, Denkmälern, Pyramiden, Sphinxen und Sculpturen aller Art, die im Thale von Sennaar, im jetzigen Districte Schendi u. a. O. in Menge gefunden werden, Zeugniß von der einstigen Macht und Herrlichkeit eines äthiopischen Staates, dessen Hauptstadt Meroë ein Mittelpunkt und Stapelplatz des Handels zwischen Nordafrika, Arabien, Babylonien und Indien gewesen sein mag. Aehnlich eingerichtete Priesterstaaten bestanden auch in anderen Gegenden des ägyptischen Landes und galten lange für Colonien von Meroë, so namentlich der Tempelstaat Ammonium (Ammonia) mit dem weltberühmten Orakel des Zeus Ammon (Amun) auf einer mit Palmen-, Oliven- und Dattelwäldern prangenden Oasen-Insel der libyschen Wüste, und die Priestercolonie am Berge Barkal, östlich vom Nil, mit den bei dem Dorfe Merawé befindlichen Pyramiden. In allen diesen Staaten, heißt es, stand ein der Priesterkaste verantwortlicher Priesterkönig (Pharao) als Stellvertreter des Sonnengottes an der Spitze des nach Kasten gesonderten Gemeinwesens (Hierokratie). Diese Ansicht der historischen Sage, daß Meroë der Ursitz der ägyptischen Cultur gewesen und daß selbst Theben, die hochgeehrte Metropole der oberen Nilbewohner, von Süden her ihre Bildung und Einrichtungen empfangen, ist durch neuere Forschungen als eine irrthümliche erfunden worden; sie hatte wohl ihren Grund in dem Hange der Menschen, den Ursprung und die Heimath aller hohen Güter, geistiger wie materieller Art, in geheimnißvolle Ferne zu rücken. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Cultur vom unteren Lande allmählich nach dem oberen gedrungen sei. Das ägyptische Wesen ist zu sehr von der Natur des Landes und Flusses bedingt, als daß man dessen Keime anderswo als im Nilthale selbst suchen dürfte. Meroë war ohne Zweifel eine Colonie von Theben. Selbst die vermittelnde Meinung, daß der alte Tempelstaat Theben von Meroë aus die Anfänge seines Culturlebens erhalten, dann aber den Mutterstaat überholt und seine höhere Bildung wieder nach Aethiopien getragen haben könne, ist unhaltbar.

§. 27. Eintheilung von Aegypten. Schon in sehr früher Zeit war das Nilland in Ober- und Unterägypten geschieden und das Nordland als das Land des Set oder Sutech, das Südland als das Land des Horus bezeichnet worden. Jede dieser Abtheilungen zerfiel wieder in 22 Districte oder Nomen. Als einer dieser Districte wird Nubien angesehen und dazu selbst Napata und Meroë gerechnet. Im Südlande, das bis in die Nähe von Memphis reichte, befinden sich die merkwürdigen und großartigen Ruinen von Theben auf beiden Ufern des Stromes, darunter der Tempelpalast von Karnak mit seinen riesenmäßigen Säulenmassen, Kolossen und Statuentrümmern von farbigem Sandstein, von schönem Marmor, von rothem und dunkelschwarzem Granit. Zu diesem führt von der Ruinengruppe von Luxor (dem zweiten großen Pharaonenpalast), den ganzen 6000 Fuß betragenden Weg hindurch, eine Allee von je zehn Fuß auseinander liegenden Sphinxkolossen, „die großartigste Verbindungsstraße, die Menschen je angelegt." Zu den Merkwürdigkeiten Ober-Aegyptens gehören ferner: die colossale Memnonssäule, eine Statue des alten Königs Amenophis, die früher bei Sonnenaufgang harmonische Töne von sich gegeben haben soll; die in schauerlicher Oede in kahle Felsenwände gehauenen vierzig Königsgräber mit ihren riesigen Gewölben und Hallen; die unterirdische Todtenstadt (Katakomben) mit ihren Grabkammern, ihren labyrinthischen Gängen und ihren Schätzen an alterthümlichen Geräthschaften, Zierrathen, Schmuckwerk, Mumien, Papyrusrollen u. dgl. In dem Thale der „Königsgräber", wo eine gigantische Natur ihr Schöpfungswerk im wilden Spiel der Elemente betrieben hat, erstirbt Alles und Tod ist das Losungswort in dieser stillen Region. Einen düsterern Platz als diesen konnten nimmer die Könige zu einer ewigen Ruhestätte sich ausersehen, hier scheint es wirklich, als ob die Thore der Unterwelt sich öffneten. — Stromabwärts in der Nähe der alten Hauptstadt Memphis begegnet man den Trümmern des Labyrinths, eines aus zahlreichen ineinander laufenden Irrgängen bestehenden Bauwerks, den Gruppen von Pyramiden, unter denen die vom König Cheops erbaute bei dem Dorfe Ghize durch ihre riesenhafte Masse und Höhe (über 450 pariser Fuß) besonders Bewunderung erregt, und dem See Möris, der zur Regelung der Nilüberschwemmungen gedient zu haben scheint. — Unterhalb Memphis verzweigt sich der Nil in verschiedene Arme und Mündungen, von welchen im Alterthum sieben

bekannt waren. Jetzt gibt es nur noch zwei Hauptarme, den von Rosette und den von Damiette. Die von ihnen und vom Meere eingeschlossene Landschaft führt von ihrer dreieckigen Gestalt den Namen Delta. Hier lagen außer der alten Hauptstadt Heliopŏlis, die aber später von Alexandrīa verdunkelt wurde, die geschichtlich merkwürdigen Orte Sais, Naukrătis und Busiris, die angebliche Residenz des fabelhaften Tyrannen und Fremdenmörders gleichen Namens.

Wie in Indien (§. 17) waren auch im Nillande die höheren Kasten ein geistig begabteres und an Körperbildung edleres Geschlecht des kaukasischen Menschenstammes, indeß die niederen warscheinlich einem Stamme angehörten, der einen Uebergang von dieser zur eigentlichen Negerrace machte. Die Aegypter haben in Religionsbegriffen, in manchen Kenntnissen (Meß- und Sternkunde), Einrichtungen und Gebräuchen so viele Aehnlichkeit mit einigen asiatischen Völkern, sowohl mit den semitischen Volksstämmen als mit den Indern, daß eine Einwirkung Asiens auf die Nilbewohner nicht wohl geleugnet werden kann. Diese Einwirkung kann indeß nur in den ältesten Zeiten, ehe noch die Bildung und das eigenthümliche Wesen Aegyptens fest begründet war, angenommen werden. Denn sowohl die Lage des von Gebirgen, Wüste und Meer begrenzten Landes, als der abgeschlossene, allem Fremden feindselige Volkscharakter widerstand ausländischen Einflüssen und Culturen. Die Aegypter selbst hielten sich für Autochthonen und nannten sich Retu; sie erscheinen auf den Abbildungen mit rothbrauner Farbe und werden unterschieden von drei andern Menschenstämmen, den Aamu mit semitischem Typus und fleischfarbigem Colorit, den Nehesu oder Negern und den Temehu, den Nordvölkern mit heller Farbe und blondem Barte.

Die ägyptische Geschichte schöpft man zum Theil aus den Fragmenten eines Geschichts- und Religionswerks, das ein ägyptischer Priester, **Manĕthos** im dritten Jahrhundert v. Chr. im Auftrag des Königs Ptolemäus Philadelphus aus Tempelurkunden bearbeitet hat, wobei er aber mit großer Unkenntniß und Ungenauigkeit verfahren ist, zum Theil aus griechischen und anderen Schriftstellern, besonders Herodot und Diodor, und zum Theil aus den mit Inschriften und Abbildungen versehenen Ueberresten des Alterthums, sowie aus den Berichten und Beschreibungen der Reisenden. Von Manethos' Geschichte der ägyptischen Könige, nach 30 Dynastien geordnet, hat man von Julius Africanus einen Auszug und von Eusebius ein Verzeichniß der Dynastien und der Könige. Doch sind die Namen vielfach entstellt und die Zahlen durch Abschreiber verändert worden. Eine ähnliche Königsliste aus alter Zeit besitzen wir im Turiner Königs-Papyrus, welcher aber nur aus Bruchstücken besteht. Die in den letzten Jahren aufgefundenen Königstafeln von Sakkara und Abydos geben nur die allgemein anerkannten Könige bis zur Zeit Setho's I. Die ägyptische Chronologie wird hauptsächlich durch die sog. Aera des Menophres (nach gewöhnlicher Annahme Menephthah I.) bestimmt, welche im J. 1322 v. Chr. (Julianischen Datums) ihren Anfang nahm. In diesem Jahr fiel der Aufgang des Sothisgestirns mit dem Anfange des bürgerlichen Jahrs zusammen, welches Ereigniß nur alle 1461 Jahre einmal eintrat, weil das bürgerliche Jahr aus 365 Tagen bestand, das mit der Sothis beginnende Jahr 365¼ Tage hatte. Eine gleiche Epoche des Zusammentreffens beider ägyptischen Jahre war 2782 v. Chr. 139 nach Chr.

§. 28. Die Pharaonen. Am Eingange des Delta, da, wo sich der Strom in mehrere Arme spaltet, bestand ein uralter Staat, dessen Mittelpunkt die Stadt **Memphis** war. Von **Menes**, dem angeblichen Gründer der Stadt, Menes ? 3000.
bis zum Einfall der Hyksos, eines fremden Hirtenvolkes, das von Osten her eindrang, wird eine Reihe von Königen erwähnt, die den Staat von Memphis mit großen Bauwerken geschmückt haben, namentlich längs des westlichen Felsengebirges, wo die Todtenkammern mit ihren Denkmalen und die Königsgräber mit ihren Pyramiden sich meilenweit ausdehnten. Die berühmtesten Königsnamen aus dem Pharaonengeschlecht in Memphis waren Chefren und **Cheops**, die Cheops ? 2500.
Erbauer der höchsten Pyramiden; Sesortosis, der zuerst seine Waffen nach Sesortosis ? 2300.
Süden trug und die Nubier zinspflichtig machte, wie eine an den obern

Amenhema III. (Möris) c. 2200. Katarakten des Nil aufgefundene Säule verkündet, und der dritte **Amenhema**, welcher behufs der Nilbewässerung den See **Möris** im Thale Fayum unweit Memphis angelegt haben soll, daher er auch in manchen Geschichtbüchern unter dem Namen **Möris** aufgeführt wird. Auch wird ihm der große und herrliche Wunderbau des **Labyrinths** zugeschrieben, eines Reichspalastes mit zahllosen Gemächern, Höfen und Vorhallen oberhalb und unterhalb der Erde, wo alle
c. 2100. Landschaften und Bezirke des Reiches einen gemeinsamen Mittelpunkt für feierliche Handlungen und Opfer finden sollten. Bald nach dem Tode des Amenhema-Möris, erzählten die Aegypter, fielen wandernde Stämme aus Syrien und dem nördlichen Arabien in das Nilland ein, unterjochten das Reich und herrschten hart und gewaltthätig über das zinspflichtige Volk. Ueber 500 Jahre dauerte diese Zwingherrschaft des Hirtenvolkes der **Hyksos**, bis endlich einigen Königen
1580. von Oberägypten (Theben) die Befreiung des Landes gelang. Lange trotzten die Hyksos in einem verschanzten, von Wasser und Sümpfen geschützten Lager an der östlichen Mündung des Nil den Angriffen der Feinde, bis König
Thutmosis c. 1580. **Thutmosis** ihren Abzug bewirkte. Der Ort, wo ihr Lager gestanden, wurde anfangs Avaris (Hebräerveste), später **Pelusium** (Philisterstadt) genannt. Von der Zeit an war **Theben** der Herrschersitz der Pharaonen. Thutmosis erbaute den **Königspalast von Karnak**, dessen zerbrochene Säulen und Mauerreste
Amenophis c. 1500. noch jetzt Bewunderung erregen. Einer seiner Nachfolger, **Amenophis**, verherrlichte seinen Namen durch siegreiche Kriegszüge nach Süden und Osten und durch Gründung des großen Palastes und Tempels von Luxor, südwestlich von Karnak
Sethos 1445–1396. auf einer aufgeworfenen Terrasse am Nilufer. Sein zweiter Nachfolger **Sethos** aus dem ruhmvollen Geschlechte der Ramessiden der 19. und 20. Dynastie führte die
Ramses (Sesostris) 1396–1328 (nach Anderen 1407–1341). Eroberungen weiter fort, wie man aus den Abbildungen eines von ihm herrührenden Tempels in Nubien ersieht; sein Sohn **Ramses der Große**, den die Griechen **Sesostris** nannten, war der berühmteste Kriegsheld unter allen Königen Aegyptenlands. Er machte die **Aethiopen** zinspflichtig und drang mit seinen Heeren und Streitwagen siegreich nach Syrien, Kleinasien und Mesopotamien vor. Noch viele Jahrhunderte nach seinem Tode haben Denksäulen und Inschriften in den bezwungenen Ländern Zeugniß abgelegt von seiner hohen Macht und Herrschergröße. Dabei hat er sein Reich mit Königspalästen und Tempelbauten geschmückt, deren einstige Pracht und Herrlichkeit sich noch jetzt aus den zerbrochenen Säulen und aus den großartigen Trümmern von Statuen und Bildnerwerk erkennen läßt. Ramses-Sesostris gestaltete sich zu einem halbmythischen Collectivnamen, auf welchen das Alterthum die Großthaten von Vater und Sohn während eines ganzen Jahrhunderts über-
Rhamsinit c. 1270. trug. Sein vierter Nachfolger war Ramses oder **Rhamsinit** der Reiche, der Erbauer des großen Schatzhauses, dessen Andenken sich durch das Märchen vom schlauen Dieb beim Volke erhalten hat. — Die vier Jahrhunderte der Pharaonenherrschaft in Theben war eine Zeit des Ruhmes und der Herrlichkeit für Aegypten. „Ueber die alten Grenzen des Landes hinaus waren die siegreichen Waffen der Pharaonen nach Nubien und Dongola bis zu den Negern, nach Libyen und Syrien in wiederholten Kriegszügen getragen worden, mehr als einmal hatte der Euphrat, einmal auch die Westküste Kleinasiens, die ägyptischen Heere erblickt. Keiner dieser Herrscher hatte es versäumt, seine Beute in den Tempeln Thebens dem Ammon darzubringen, keiner hatte es unterlassen, die Hauptstadt mit neuen Bauten zu schmücken." Das „hundertthorige" **Theben**, die Riesenstadt auf beiden Nilufern, mit den zahllosen Palästen und Tempeln, Denkmalen und

Todtenkammern war die Bewunderung des Alterthums, wie ihre Ruinen noch heut zu Tage das Erstaunen der Reisenden erregen. Aber die bewunderten Riesenwerke von Memphis und Theben sind zugleich die sprechenden Denkmale von der Knechtung des Volks und von dem Despotensinn der Herrscher. Nur mit niedergeworfenem Leibe durfte man sich der Majestät des Königs nahen, selbst Befehlshaber, Statthalter und Priester krochen im Staube vor dem Gebieter, an dessen Wink Leben und Tod jedes Unterthanen in jedem Augenblicke hing. Die Aegypter sind in der Erhöhung der Herrschermacht weiter gegangen, als irgend ein anderes Volk, sie haben ihren Königen göttliche Ehre erwiesen. „Wie im Anfang aller Dinge, nach der Lehre der Priester, die Götter über Aegypten herrschten, so herrschten danach die Pharaonen an der Stelle der Götter. Sie stammen nicht bloß von den Göttern, sie sind selbst Götter des Landes.“ Der König war das unbeschränkte Oberhaupt des Staats wie des Religionswesens und der Priesterschaft, die Quelle alles Rechts und aller Gesetzgebung; ein strenges Ceremoniel und ein glänzender, zahlreicher Hofstaat schloß ihn von jeder Berührung der Untergebenen ab.

§. 29. Aber auch Thebens Herrschermacht ging vorüber. Aethiopische Könige eroberten das Land und regierten einige Menschenalter über dasselbe. Tirrhaka oder Tarako, einer dieser Aethiopenkönige, führte den Krieg mit Syrien und Palästina, mit den streitbaren Assyriern am Euphrat und Tigris. Er wurde Tirrhaka c. 700.
von Asurbanipal, dem Großkönig von Ninive, besiegt und über Theben hinaus nach Süden gejagt (§ 236), worauf eine Anzahl einheimischer Dynasten als zinspflichtige Unterkönige der Assyrer in Unterägypten eingesetzt wurden. Diese Zeit wird als die Herrschaft der Zwölfe (Dodekarchie) bezeichnet. Die Vielherrschaft unter fremder Botmäßigkeit nahm ihr Ende durch **Psammetich** von Sais, der mit Hülfe ionischer und karischer Söldner seine Mitfürsten besiegte, das Land befreite Psammetich 670–616.
und sich die Alleinherrschaft erwarb. Er und seine Nachfolger schlugen ihren Sitz in Unterägypten auf und traten mit den Griechen und Phöniziern in Verbindung. Psammetich zog griechische Kriegsleute in das Land, beförderte ihre Ansiedelung in Unterägypten (Naukratis) und begünstigte die fremde Bildung und Kriegsweise auf Kosten der einheimischen. In Memphis entstand ein „Lager der Tyrier“. Erbittert über diese Neuerung, wanderten über 200,000 Aegypter aus der Priester- und Kriegerkaste nach Nubien aus und gründeten dort oberhalb Elephantine einen eigenen Staat unter der Oberhoheit des Königs von Meroë. Seitdem wurde das ägyptische Wesen durch fremde Einflüsse vielfach verändert und auch die ursprüngliche Vierzahl der Kasten um drei vermehrt (Hirten, Nilschiffer, Dolmetscher). — Psammetichs Sohn **Necho** schritt auf des Vaters Bahn fort. Necho 616–600.
Er beförderte Handel und Schifffahrt; er suchte durch Weiterführung des alten Kanals vom Mittelmeere nach dem arabischen Meerbusen dem Verkehr neue Wege zu schaffen; er legte den Grund zu einer Seemacht und ließ die Südspitze von Afrika umfahren. Auch erneuerte Necho die Kriegszüge der alten Pharaonen nach Asien. Schon waren Syrien und Palästina erobert und ein unermeßliches Heer mit zahllosen Streitwagen zog durch die syrische Wüste an die Grenze von Mesopotamien. Aber die große Niederlage der Aegypter bei Circesium (Karchemis) am Euphrat durch Nebukadnezar (§. 24) setzte den 604.
Eroberungsplänen ein Ziel. Unter Necho's zweitem Nachfolger Hophra, Hophra (Apries)
den die Griechen Apries nennen, ging das Gewonnene wieder verloren; und † 570.

als er einen unglücklichen Zug gegen die griechische Handelsstadt Kyrene in Nordafrika unternahm, empörten sich die ägyptischen Krieger, erzürnt über die Bevorzugung der ionischen und karischen Söldner, wider den König, erschlugen
Amasis 574–526. ihn und erhoben den streitbaren Feldherrn Amasis auf den Thron der Pharaonen. Allein die Hoffnungen der Aegypter auf Vertreibung der Fremdlinge gingen nicht in Erfüllung. Amasis trat in die Fußtapfen seiner Vorgänger; auch er beförderte die Niederlassung griechischer Handelsleute und Krieger und begünstigte hellenische Cultur, Sitten und Religionswesen. Reichthum, Luxus und Wohlleben schlugen in Unterägypten ihren Wohnsitz auf; der Handel stand in Blüthe; Sais konnte an Prachtwerken und Denkmalen der Kunst mit Memphis und Theben wetteifern. Aber die Tage der Herrlichkeit waren gezählt. Kaum war Amasis im Tempelhofe zu Sais zur ewigen Ruhe gebracht, so überzog der Perserkönig Kambyses das altberühmte Aegyptenland mit Krieg. Des Amasis
Psammenit 525. Sohn Psammenit verlor in der blutigen Schlacht von Pelusium (Suez) Sieg und Reich an die Perser, die nunmehr zwei Jahrhunderte über Aegypten regierten, ohne jedoch eine innere Verbindung mit Persien bewirken zu können. Denn so sehr auch Kambyses gegen die ägyptischen Sitten, Einrichtungen und Religionsgebräuche wüthete — die unterdrückte Nation beharrte bei den gewohnten Zuständen und in ihrem Abscheu gegen alles Fremde und gab durch wiederholte Aufstände, die jedoch stets mißlangen, den innern Groll gegen die Zwingherrschaft kund. Besonders bemühten sich die Aegypter um die Mitte des 5. Jahrhunderts, im Bunde mit den Libyern und unterstützt von den Athenern, das persische Joch abzuschütteln; und wenn sie auch zuletzt der Uebermacht erlagen, so war das Unternehmen doch glorreich. „Dies Streben nach Freiheit ist ruhmvoller für die Nation, als viele Thaten in den Zeiten ihrer Größe und Gewalt." Die Perser wurden später von den Griechen und Macedoniern verdrängt, diese mußten den Römern weichen, aber das ägyptische Volk blieb unvermischt, bewahrte seine uralten Sitten und Einrichtungen und diente in grollender Unterwürfigkeit den Einen wie den Andern. Ja noch heut zu Tage haben die christlichen Kopten, deren Sprache und Lebensweise noch auf die alten Urstämme zurückweisen, mit ihren mohammedanischen Herrschern nichts gemein.

§. 29 a. Die Königsgeschichte nach den Denkmälern. Bei dem hohen Interesse, das dem ägyptischen Lande in neuester Zeit mehr als je zugekehrt ist, dürfte es manchem Leser erwünscht sein, die obigen geschichtlichen Umrisse durch eine genauere Angabe der ägyptischen Dynastien und Könige ergänzt zu sehen. Wir fügen daher nachstehende Ausführungen hinzu, die wir der Güte des Herrn Prof. August Eisenlohr verdanken, welcher an der Heidelberger Universität über ägyptische Sprache und Alterthumskunde Vorlesungen hält und in den Jahren 1869 und 1870 das Nilland mit seinen Denkmälern durchforscht hat:

„a. Das alte Reich (4455—1706 v. Chr.). Die Bewohner des Landes Aegypten, dessen Benennung wahrscheinlich aus Ei ka ptah, Haus der Herrlichkeit des Ptah, einem Beinamen von Memphis, herrührt, glaubten, daß bei ihnen zuerst Götter herrschten, dann Heroen, Halbgötter und Manen. Der erste historische König ist Mena, von den Griechen Menes genannt. Er soll aus der Stadt This in der Nähe von Abydos hervorgegangen sein. Er veränderte den Lauf des Nils, welcher früher längs der libyschen Berge floß, und gründete auf dessen linker Seite die Stadt Memphis (ägyptisch Men-nefer, guter Ruheplatz), welches unter den früheren Dynastien Residenz

war, bis später Theben an seine Stelle trat. Menes soll von einem Krokodil getödtet worden sein. Seinem Nachfolger Athothis, der ein Arzt war, werden schon anatomische Bücher zugeschrieben, einem Könige, den Manetho Uenephês nennt, die Erbauung einer Pyramide bei Kokhome. Sein Nachfolger Usaphais (ägyptisch Hesepti) gilt für den Verfasser eines Capitels des ägyptischen Todtenbuchs. —

Unter einem König der zweiten Dynastie Kaiechôs soll die Verehrung der heiligen Thiere, insbesondere des Apis und Mnevis, eingeführt worden sein, was darum nicht unwahrscheinlich ist, weil sich in der Nähe der ältesten Pyramiden eine Menge von Stiergräbern finden, wie die Stufenpyramide von Sakkara wohl selbst ein solches war. — Der zweite König der dritten Dynastie Tosorthros (ägyptisch Djasart Imhotep) war berühmt wegen seiner medicinischen Kenntnisse, weshalb er den Beinamen Asclepius (ägyptisch Imhotep) erhielt. Er erfand auch die Kunst, mit behauenen Steinen zu arbeiten. — Aus den Zeiten des Huni und Snefru (3700 v. Chr.) ist uns ein Manuscript erhalten, welches Vorschriften für den Umgang mit Menschen enthält. Die Könige der vierten Dynastie (seit 3686 v. Chr.) sind durch die Pyramiden bei Gizeh bekannt, welche drei Könige aus dieser Dynastie zu Urhebern haben. Wie schon Herodot berichtet und wie die im Innern der Pyramiden und in den umliegenden Gräbern gefundenen Namen bezeugen, sind dieselben von Cheops (Chufu), Chephren (Schafra) und Mykerinos (Menkaura) errichtet worden. Die höchste nördliche hat Cheops erbaut. Diese Pyramiden stehen indeß nicht vereinzelt, sondern gehören zu einem Complex von über 60 Pyramiden, welche sich auf dem westlichen Ufer des Nil gegenüber Kairo bis in das Fayum fortsetzen. Jede hatte ihren eigenen Namen: so hieß die des Cheops die erlauchte, die des Chefren die große, die des Mykerinos die obere. Rings um die Pyramiden waren die Gräber der Großen des Reichs, in welchen die Besitzthümer und die Beschäftigung der Verstorbenen in anschaulicher Weise dargestellt sind. Nach der Erzählung des Herodot stellte Cheops 100,000 Mann zur Arbeit an, welche sich alle drei Monate ablösten; zu den Vorbereitungen waren zehn Jahre, zur Ausführung weitere zwanzig Jahre erforderlich. Wohl durch diese Zwangsarbeiten machte sich Cheops bei seinen Unterthanen verhaßt, er kam in den Ruf der Gottlosigkeit, doch fühlte er danach Reue und verfaßte ein heiliges Buch. Auch wird er schon als Besieger asiatischer Völkerschaften genannt. Der König Chephren war wahrscheinlich der Gemahl der Tochter des Cheops und schon damals die weibliche Erbfolge eingeführt, von welcher die ägyptische Geschichte viele Beispiele aufweist. Unter Chephren war die Kunst in hoher Blüthe, wie die von ihm erhaltenen Bilder beweisen. Erst der König Menkaura eröffnete wieder die Heiligthümer, stellte die Opfer her und gab dem unterworfenen Volke die Freiheit zurück. Bei dem Oeffnen seiner Pyramide wurde sein Sarkophag darin aufgefunden. Von einem späteren Könige, welchen Herodot Asychis nennt, wird erzählt, daß er die östlichen Propyläen in Memphis erbaute und Anlehen einführte, bei welchen man die Mumie des eigenen Vaters versetzte. Er erbaute sich eine Pyramide aus Ziegelstein, wie wir eine solche noch in der Nähe von Dashur sehen. — Ein berühmter König der sechsten Dynastie war Pepi (Phiops) seit 3114 v. Chr. Er unternahm mit einem Heer von nubischen Truppen glückliche Feldzüge gegen die Amu, Harusch a und Tachuba, zum Theil auch zur See. Diese Völkerschaften hatten ohne Zweifel ihre Sitze in Syrien und Palästina. Der Anführer der Truppen war ein gewisser Una, welcher unter drei aufeinander folgenden Königen hohe Aemter bekleidete. Dadurch wird es unwahrscheinlich, daß einer derselben Pepi, wie in den Listen berichtet wird, nicht weniger als 100 Jahre alt geworden sei. Unter Pepi's Nachfolgern wird auch eine Königin aufgeführt, Namens Nitokris, die durch ihre Schönheit berühmt war und für die Erbauerin der dritten Pyramide gehalten wurde, jedoch mit Unrecht. — Unter der sechsten Dynastie war das Reich noch einheitlich. In der Folge zerfiel es aber in mehrere gleichzeitige Regierungen, von welchen die eine in Unterägypten mit der Hauptstadt Memphis, die andere in Oberägypten ansässig war. So scheinen die achte und elfte mit der neunten und zehnten Königsfamilie gleichzeitig regiert zu haben. Die elfte Dynastie, deren Glieder fast alle Entef heißen, und deren Gräber in Theben aufgefunden worden, haben sicher dort regiert. Am Ende der elften Dynastie scheint ein gewisser Mentuhotep die beiden Reiche wieder vereinigt zu haben. Jedenfalls besaß der Gründer der zwölften Dynastie Amenhema I. (2800 v. Chr.) ganz Aegypten und dehnte seine Herrschaft sogar nach Nubien aus. Er begann wahrscheinlich den Bau des großen Ammontempels in Theben. Seine Pyramide hieß Ka nefer (gute Hoheit). Noch zu seinen Lebzeiten wurde sein Sohn Osortasen I. zum Mitregenten angenommen. Der König zog sich in das Innere seines Palastes zurück und begnügte sich damit, seinem Sohne gute Rathschläge zu ertheilen.

4*

Osortasen I. errichtete einen Obelisken zu Heliopolis, einen andern in Fayum und wahrscheinlich auch Tempel in den genannten Orten. Unter ihm und seinen nächsten Nachfolgern entstanden die prächtigen Grabgrotten von Benihassan, welche den hohen künstlerischen Sinn dieser Epoche bekunden. In denselben ist das ganze Leben der Zeit in anschaulichen Bildern dargestellt. Wir sehen dort Landbau, Jagd, Fischfang, alle Arten Gewerbe: Glasbläser, Töpfer, Flachsbereiter, Bäcker, Goldschmiede, selbst Akrobaten. In einem dieser Gräber ist auch die Ankunft einer Anzahl von Nomaden geschildert, welche einem Gouverneur Chnumhotep Schminke aus ihrem Lande bringen. Der semitische Typus der Gesichter ließ glauben, daß wir hier eine Darstellung der Einwanderung der Israeliten hätten, welche aber erst 900 Jahre später stattfand. **Osortasen** III. (2691 v. Chr.) führte während seiner langen achtunddreißigjährigen Regierung Feldzüge gegen die Neger in Nubien, er errichtete bei Semne und Kumme Grenzfestungen. Unter ihm wurden die Steinbrüche im Thal Hamamat ausgebeutet. Sein Nachfolger **Amenhema** III. wendete sein Hauptaugenmerk dem Fayum zu, wo er einen See anlegte, welcher das Ueberschwemmungswasser des Nil aufnahm und über das umliegende Land verbreitete (Moerissee). Er erbaute das Labyrinth und seine Pyramide. Unter ihm waren die Türkisminen auf der Halbinsel Sinai in Betrieb. —

Zwischen der zwölften und achtzehnten Dynastie geschahen die Einfälle der Hyksos, der Hirtenkönige (Hak-schasu Fürst der Nomaden) in Aegypten. Es gab damals wahrscheinlich wieder mehrere gleichzeitige Regierungen. Die dreizehnte Dynastie, welche zu Theben herrschte, führte fast durchgängig den Namen Sebakhotep (vom Krokodil sebak herrührend). Ihre Herrschaft erstreckte sich tief bis nach Aethiopien hinein. Der Einfall der Hyksos scheint im Beginn der vierzehnten Dynastie erfolgt zu sein. Sie kamen aus Arabien, eroberten Memphis und gründeten in der Grenzstadt Avaris (Pelusium) eine Festung gegen die Einfälle der östlichen Völker. Sie verehrten den eselsköpfigen Gott Sutech. Die Einwanderung der Israeliten und die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern fällt in die Zeit dieser Hirtenkönige. Nach Josephus dauerte die Herrschaft der Hyksos 511 Jahre. Von dem ersten König der achtzehnten Dynastie Ahmes (1700 v. Chr.) wurde ihre Festung Avaris erobert und sie selbst aus dem Lande vertrieben. —

§. 29b. **Das neue Reich** (seit 1706 v. Chr.). Nach Besiegung der Hyksos errichtete Ahmes (Amosis) Heiligthümer zu Memphis und Theben. Seine Frau Nefertari war eine schöne Aethiopierin. Der Nachfolger des Ahmes, **Amenophis** I., machte einen Kriegszug gegen Aethiopien (Kusch) und gegen ein im Osten Aegyptens gelegenes Land. Seine Gemahlin hieß Aahhotep (aah, der Mond, kommt auch im Namen Ahmes vor, woraus auf eine Verehrung des Mondes zu schließen). Auch **Thothmes** I. (1668 bis 1647 v. Chr.) kämpfte glücklich gegen die Aethiopier. Dann machte er einen Feldzug gegen die Retennu, worunter ein in Syrien wohnendes Volk zu verstehen ist. Er kam bis nach Mesopotamien (Naharina). Von diesen Kriegszügen berichten uns die Inschriften im Grabe des Schiffsführers Ahmes zu El Kab. Ein großer Theil des Ammontempels in Theben verdankt ihm seine Entstehung, auch zwei Obelisken daselbst. — Neben den folgenden Königen **Thothmes** II. und **Thothmes** III. spielt die Schwester und Frau des ersten, Hatasu, später Ramake genannt, eine einflußreiche Rolle. Sie scheint nach Thothmes' II. Tode allein regiert zu haben, indem sie die Vormundschaft über den jungen Thothmes III. übernahm. Von ihr rührt der größte Obelisk zu Karnak her, welcher mit Gold überzogen war. Ebenso baute sie einen Tempel zu Deir el bahri wahrscheinlich für den Todtencult ihrer Familie. Sie schickte eine Flotte nach Arabien, um dort Spezereien, Giraffen 2c. zu holen. Die Herrschaft **Thothmes'** III. (1625 bis 1577 v. Chr.) war eine der thatenreichsten. An der Außenwand des Sanctuariums zu Karnak sind die Tribute aufgezählt, welche er von seinen verschiedenen Expeditionen heimbrachte. Von seinem 22. bis zu seinem 40. Regierungsjahre machte er eine Reihe von Feldzügen. Sie richteten sich hauptsächlich gegen die Retennu, gegen die Ramenen (Armenier?), die Zahi und die Cheta, im Süden gegen die Bewohner des Sudan. Von diesen Feldzügen brachte er unzählige Beute mit an edlen Metallen, Geräthschaften, Thieren und Menschen. Die gefangenen Feinde stellte er an, um am großen Ammonstempel zu Theben zu arbeiten. Aus den erhaltenen Bildern, welche das Verfertigen von Ziegeln aus Nilschlamm und die Erbauung einer Mauer unter der Leitung von Aufsehern darstellen, können wir uns von der Beschäftigung der Hebräer, die unter dem Namen Apriu zu ähnlichen Arbeiten verwandt wurden, einen richtigen Begriff machen. Unter Thothmes III. sind eine große Anzahl von Monumenten entstanden: der Tempel zu Amada in Nubien, welcher dem Ra gewidmet war, ein dem widderköpfigen Gott Chnum geweihter Tempel auf der Insel Elephantine, ein Tempel des Gottes Sebak zu Ombos, des Gottes Mentu

zu Hermonthis 2c. In dem Ammonstempel zu Karnak errichtete er einen großen Saal mit 56 Säulen; auch der kleine Tempel in Medinet Abu ist sein Werk. Den Reichthum der von ihm gemachten Beute schildern die Gräber jener Zeit. Auch in Memphis und Heliopolis führte er Bauten auf. Die Aufgabe der Nachfolger Thothmes' III. bestand darin, das große von ihm gegründete Reich zu erhalten und die zinspflichtig gewordenen Völkerschaften, welche Aufstände versuchten, niederzudrücken. So kämpfte sein Sohn Amenophis II. in Mesopotamien, eroberte die Festungen Nenii (Ninive?) und Akerti, er kämpfte auch gegen die Retennu und nahm in der Stadt Tachis sieben Könige gefangen, von welchen er sechs in Theben aufhing und den siebenten nach Nubien brachte, wo er an der Stadtmauer von Napata aufgeknüpft wurde. Von Thothmes IV. rührt eine zwischen den Tatzen der Sphinx bei Gizeh befindliche Tafel her, auf welcher die Sphinx dem Könige reichen Tribut und ein langes Leben verspricht. Dieß führte zu der Meinung, daß die Sphinx, welche ein colossales Bild des Gottes Harmachis (Sonnengott) darstellt, von Thothmes IV. erbaut sei. Sie stammt aber aus viel früherer Zeit und ist älter als Cheops. Auch dieser König kämpfte mit Glück gegen die Aethiopier.

Auf großen Scarabäen (ägyptischer Schmuck in Käferform) lesen wir, daß das Gebiet seines Nachfolgers Amenophis III. (1546—1529) von Mesopotamien bis nach Kari (Stadt im Süden Aegyptens) reichte. Dieser König ist als großer Löwenjäger bekannt, im Zeitraum von zehn Jahren soll er eigenhändig mehr als hundert Löwen erlegt haben. Im Lande Abha (im Sudan) machte er eine zahlreiche Beute von Gefangenen. Auch er hinterließ eine ganze Reihe von Monumenten. So erbaute er den Tempel des Ammon zu Luqsor, in welchem der große Reichthum des Königs und die Menge der ihm gebrachten Tribute an Pferden, Silber, Eisen und Elfenbein geschildert wird. Auch auf dem linken Ufer von Theben baute er einen großen Tempel, von welchem nur die zwei am Eingang befindlich gewesenen sogenannten Colosse des Memnon, von den Arabern Schamma und Tamma genannt, übrig sind. Der nördliche davon war seit dem Jahre 27 v. Chr. in Folge eines Erdbebens zertrümmert und ließ bei der Bestrahlung der in seinem Gemäuer befindlichen Thautropfen durch die Morgensonne einen Ton vernehmen, der von vielen Zeitgenossen bestätigt wird. Das Wunder verlor sich, als Septimius Severus den zerstörten Coloß wieder herstellen ließ. — Amenophis III. errichtete zu Elephantine dem Chnum einen Tempel, in Soleb in Nubien einen solchen für sein eigenes Ebenbild. Die Menge seiner Bauten bezeugen die Inschriften in den Steinbrüchen von Tura bei Kairo. Er war in dem westlichen Thale der Königsgräber beerdigt, wo noch heut zu Tage sein zerbrochener Sarkophag und im anstoßenden Zimmer der vom Kopfe getrennte Leichnam des Königs liegt. Sein Sohn Amenophis IV. (seit 1509 v. Chr.) brachte eine große Revolution in die religiösen Anschauungen seiner Zeit. An die Stelle des seither als höchster Gott verehrten Ammon setzte er den Gott Aten (strahlende Sonne). Er verwandelte seinen eigenen Namen Amenophis in Chu-en-aten, Glanz der Sonne, und gründete eine neue Residenz zu Amarna, wo sich die Gräber aus jener Zeit befinden. In denselben sind Abbildungen von königlichen Auffahrten, bei welchen die Sonne, deren Strahlen händeförmig auslaufen, den König bescheint, dabei prächtige Paläste mit Gärten und Fischweihern. Mit Sorgfalt ließ dieser König die Namenszüge seiner Vorgänger, ganz besonders den Namen Ammon austilgen. Er scheint ziemlich mächtig gewesen zu sein, da er bis nach Aethiopien hinein Bauten ausführen ließ. Auch in Theben errichtete er dem Gott Harmachis einen Obelisken und ein Heiligthum. Ihm folgte in der Regierung einer seiner Minister Namens Aj. Schon er beschränkte den ausschließlichen Cultus des Aten-Ra. Nach dem Interregnum von vier solchen illegitimen Königen kam König Horus (ägyptisch Horemheb) zur Regierung. Er gehört unzweifelhaft der früheren Königsfamilie an und hatte nichts Eiligeres zu thun, als sämmtliche Bauten der Sonnenanbeter zu zerstören und ihre Namen auszukratzen. Aus den Trümmern führte er neue Werke aus für die Triade von Theben, den Ammon, Mut und Chonsu. In einer Höhle bei Silsilis wird sein Triumph über die Aethiopier geschildert. —

§. 29c. Die Ramessiden 1464—1110 v. Chr. Neunzehnte und zwanzigste Dynastie. Unter den folgenden Königen bildeten sich gegen die Aegypter Bündnisse auswärtiger Völker. Das mächtigste derselben war das Volk der Cheta. Darunter haben wir die Hethiter der Bibel zu verstehen, welche zur Zeit der Einwanderung Abrahams Palästina bewohnten, deren Gebiet sich aber noch weit nordwärts erstreckt zu haben scheint. Ihnen schloß sich eine ganze Reihe kleinerer Völkerschaften an.

Von Ramses I. (1464—1458) wissen wir, daß er dem Hor-Min in Behni in Nubien ein

Heiligthum errichtete und dort ein Gefängniß für weibliche und männliche Sklaven anlegte. Auch führte er Krieg mit den asiatischen Völkern und schloß einen Friedensvertrag mit dem Könige der Cheta Saplel ab. Sein Sohn Sethos I. (ägypt. Seti) baute den großen Saal des Tempels in Karnak und schmückte die Wände der Nordseite desselben mit Scenen aus seinen Kriegen, die noch heute dort zu sehen sind. Zunächst kämpfte er gegen die Remenen und die Ruten und vernichtete die Schasu, welche „die Stadt Pithom bis zum Lande Kanaan bewohnen". Er erobert eine Reihe asiatischer Festungen, welchen er ägyptische Namen giebt, und macht das Volk der Charu (Syrer) tributpflichtig. Als er nach Aegypten zurückkehrt, ist sein Wagen mit den Körpern der assyrischen Könige beladen. Er wird von den ägyptischen Großen im Triumph empfangen. Die gemachte Beute bringt er den Göttern von Theben dar. — Ein anderer Feldzug war gegen die Cheta gerichtet. Diese hatten die Festung Kedesch am Flusse Arunat inne, deren Lage im Gebiet der Amari (Amoriter?) nicht gesichert ist. Sethos belagerte diese Festung und nahm sie ein. Auch schlug er ihre Reiterei in einem Wagenkampf und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an. — Die eroberten Länder nahm der König in Verwaltung. In Folge davon fanden die religiösen Anschauungen derselben, die Verehrung des Gottes Bal und der Astarte, Eingang in Aegypten. Auch gegen Süden nach Aethiopien dehnten sich die Kriegszüge dieses Königs aus. Er setzte dort einen Statthalter ein unter dem Titel eines Fürsten von Kusch. — Prächtige Tempel erbaute er zu Abydos, Qurnah und Karnak. Sein Grab, welches Belzoni 1816 auffand, ist das schönste von allen Königsgräbern und heute noch durch die Frische seiner Farben und den Reichthum der Darstellungen ausgezeichnet. Sein Alabaster-Sarkophag ist in London. Auffallend ist, daß in seinem Grabe sein Name Seti, den Gott Sutech enthaltend, in Osirei verwandelt ist. — Noch ist von diesem König zu erwähnen, daß er einen Brunnen in der Wüste graben ließ, der Pacht einen Grottentempel weihte, der noch in der Griechenzeit als „Höhle der Artemis" erwähnt wird, und wahrscheinlich der Urheber eines Kanals war, welcher den Nil mit dem rothen Meere verband.

Sein Sohn Ramses II. (1407—1341 v. Chr.), der Sesostris des Herodot, ist der größte und berühmteste König von Aegypten. Er kam sehr jung zur Regierung; anfangs führte er einen Krieg gegen die Aethiopier, als sich aber im fünften Jahre seiner Regierung ein Bündniß der asiatischen Völkerschaften unter der Führung der Cheta gegen ihn gebildet hatte, zog er denselben entgegen. Bei der Festung Kadesch kam es zu einer Schlacht, in welcher sich der König durch bewundernswerthe Tapferkeit auszeichnete. Ueber die Stellung des Feindes getäuscht, hatte er den größeren Theil seiner Armee entfernt, als er unversehens von dem Gegner, der hinter Kadesch verborgen war, angegriffen wurde. Indem er sich selbst muthig ins Kampfgewühl stürzte, entschied er den Sieg mit der gänzlichen Vernichtung und Unterwerfung der Feinde. Diese Großthat des Königs wurde durch Bild und Schrift an den Wänden der Tempel verherrlicht und begeisterte den Dichter Pentaur zu einer poetischen Bearbeitung. — Noch hatten aber die Kämpfe gegen die Cheta ihr Ende nicht erreicht. Im achten Regierungsjahre des Königs wurden Salem (Jerusalem), Maram und Tabor genommen. Auch Ascalon fiel in seine Hände. Erst im Jahre 21 des Königs kam ein Friedensvertrag mit den Cheta zu Stande, welcher uns auf einer Stele (oben abgerundete steinerne Tafel) erhalten ist. Ramses II. dehnte seine Kriegszüge jedenfalls über Beirut hin aus. An den Felsen des Hundsflusses sind noch die Tafeln zu sehen, welche von seinen Siegen berichteten und schon von Herodot bemerkt wurden. Der König heirathete eine Tochter des Königs der Cheta, welche einen ägyptischen Namen annahm. Er führte auch Krieg gegen die Neger im Süden und die Libyer. Unter ihm wurden die Goldminen in Aethiopien bearbeitet. Da dieselben sich in der Wüste befanden', so war es nothwendig, auf dem Wege dahin Brunnen anzulegen. — Ein eigenthümlicher Zug seiner Politik war die Versetzung von Kriegsgefangenen von Süden nach Norden und umgekehrt. Er gründete drei Städte in Nubien, die Stadt des Ptah, des Ammon und des Ra. Bei Abusimbel legte er eine Stadt an nach seinem eigenen Namen (Pi-Ramses) und ließ einen prachtvollen Tempel in den Felsen hauen, vor welchem vier colossale Sitzbilder des Königs sind. Der Kanal zwischen dem Nil und dem rothen Meere wurde durch mehrere Städte befestigt, wie Pithom und Ramses, an deren Erbauung nach der Erzählung der Bibel die Israeliten beschäftigt wurden. Unter ihm wurde wahrscheinlich Moses geboren, welcher einen ganz ägyptischen Namen hat. Während der langen Regierung Ramses' II. sind eine Menge von Bauten aufgeführt worden. Wir finden Erinnerungen an ihn vom Gebel Barkal bis zu den Küsten des Mittelmeeres. Außer den oben berührten Bauwerken in Nubien vollendete er den von seinem Vater begonnenen Tempel zu Abydos und baute unfern von demselben einen neuen aus blendend

weißem Kalkstein. Seine Hauptwerke liegen aber in dem Bereich von Theben. Von ihm rührt der nördliche Theil des Tempels von Luqsor her und die zwei Obelisken vor demselben, von welchem der eine nach Paris gebracht worden ist. Zu Karnak erweiterte er den großen Tempel des Ammon; auf dem gegenüber liegenden Ufer vollendete er den Tempel Sethos I. zu Ournah und führte das sogenannte Ramesseum auf, welches Diodor für das Grab des Osymandyas hielt und das durch seine Pracht die Bewunderung des Alterthums erregte. Dasselbe ist mit Begebenheiten aus seinen Kriegen und mit astronomischen Darstellungen geschmückt. — Der König soll von seinen drei Frauen über 160 Kinder gehabt haben. Sein Lieblingssohn Scha em Djam, dem er große Ehrenstellen übertrug, wurde nach seinem frühzeitigen Tode im Apisgrab zu Saqara beigesetzt. Er selbst starb erst nach sechsundsechzigjähriger Regierung. —

Menephtah I. (1341—1321 v. Chr.) war der dreizehnte Sohn des verstorbenen Königs. Seine zwölf älteren Brüder sind wohl zum Theil in den vielen Kriegen gefallen, welche Ramses geführt hat. Auch Menephtah hatte eine Reihe von Kämpfen zu bestehen, besonders gegen die Libyer und deren Bundesgenossen, unter welchen sich auch die Scharbana befanden, die man für die Vorfahren der Sardinier hält. Die Feinde wurden geschlagen und eine große Beute gemacht. Auch die Frauen des Königs der Libyer geriethen in Gefangenschaft. — Menephtah ließ sehr wenig Bauten ausführen wahrscheinlich wegen der Unruhen, welche unter seiner Regierung ausbrachen. Er ist nämlich der König, unter welchem aller Wahrscheinlichkeit nach die Israeliten ihren Auszug nach vierhundertunddreißigjährigem Aufenthalte in Aegypten (1750—1321) bewerkstelligten. Man bezieht auf diesen Auszug die von Josephus dem Manetho entnommene Geschichte von Unreinen und Aussätzigen, welche zu Zwangsarbeiten in den Bergwerken bestimmt waren, welchen man aber später die von den Hyksos ehemals besessene Stadt Avaris zum Wohnsitz anwies. Nach Wiederaufbau dieser Stadt hätte ein Priester unter ihnen mit Namen Osarsiph (bedeutet: Kind des Osiris) mit Hülfe von aus Palästina zurückgerufenen Hyksos sich gegen den König empört und ihn genöthigt, aus Aegypten zu fliehen. Die Sieger hätten dann das Land verwüstet und dreizehn Jahre lang beherrscht. Erst von dem Sohn des Königs seien sie vertrieben worden. — Menephtah I. ist endlich dadurch bekannt, daß auf ihn die Aera des Menophres bezogen wird, in welcher (1322 v. Chr.) das ägyptische Wandeljahr mit dem festen Jahre zusammenfiel. — Nach dem Tode des Menephtah scheint Aegypten der Anarchie verfallen zu sein. Eine einheimische Quelle sagt darüber: „Das Land war dem Belieben von Jedermann überlassen, es war kein Oberhaupt lange Jahre hindurch, das Land gehörte den Häuptlingen der Ortschaften, von welchen einer seinen Nebenbuhler tödtete. Da erhob sich ein Syrer (wahrscheinlich Siptah) und machte sich zum Herrn des ganzen Landes, er versammelte seine Genossen, plünderte die Schätze und machte die Götter den Menschen ähnlich, er hob alle Opfer auf und ließ die Götterbilder umstürzen." Erst als Setinecht zur Regierung kam, wurde wieder Ordnung eingeführt und die Religion wiederhergestellt. Der Sohn und Nachfolger desselben war Ramses III. (seit 1288 v. Chr.), der Begründer der zwanzigsten Dynastie. Er führte Krieg zu Wasser und Land. Auf den Wänden seines Palastes und des Tempels zu Medinet Abu sind seine Thaten geschildert. Zunächst befreite er das Land, welches bei seinem Regierungsantritt einen Anblick der Verwüstung bot, von den Einfällen der benachbarten Völker. Er bekämpfte namentlich die Temehu, Libu und Maschuascha. Gegen die Djakkaro und Scharbana führte er einen Seekrieg. Die Tüchtigsten aus den unterworfenen Völkerschaften machte er zu Offizieren und Schiffscapitänen. Den Handel belebte er, indem er Schiffe nach auswärtigen Ländern sandte, um die Erzeugnisse derselben zu holen. — Die Nachkommen Ramses' III. führen alle den Namen bis zu dem dreizehnten. Die Macht der Dynastie nahm aber allmählich sehr ab, während das Ansehen der Hohenpriester zu Theben stieg. Sie bauten sich freilich noch prachtvolle Gräber, aber darauf scheint ihre Thätigkeit beschränkt gewesen zu sein. Aus der Zeit Ramses' XII. ist eine artige Geschichte erhalten, in welcher erzählt wird wie die Tochter eines Königs von Bachtan, deren Schwester an Ramses verheirathet war, erkrankte und durch die Sendung eines ägyptischen Arztes geheilt werden sollte. Als derselbe aber nichts ausrichtete, schickte man das in einem Tempelchen ruhende Bild des Gottes Chonsu von Theben. Dieses bewirkte denn alsbald die Genesung und wurde im Triumph nach Theben zurückgebracht. —

§. 29 d. Die späteren Könige bis zum Ende der einheimischen Herrscher. Mit der einundzwanzigsten Dynastie (1110 v. Chr.) bestiegen die Hohenpriester von Theben den königlichen Thron. Während diese ihren Sitz in Theben hatten, scheinen andere Könige in Unterägypten, namentlich in Tanis geherrscht zu haben. Im Jahre 980 v. Chr. kamen dann Könige

zur Regierung, welche aus Bubastis stammten und dort auch regierten. Diese scheinen assyrischen Ursprungs gewesen zu sein, wie die Namen Nimrod, Tiglath u. s. w. beweisen. Der bekannteste derselben ist Scheschonk I. (von 980—959 v. Chr.). In der Bibel wird derselbe Sisak genannt. Jerobeam, der sich gegen Salomo aufgelehnt hatte, war vor demselben zum ägyptischen Könige Sisak geflohen. Als Salomo gestorben war, kehrte Jerobeam aus Aegypten zurück, brachte das Volk der zehn Stämme zum Abfall vom rechtmäßigen Könige Rehabeam und gründete ein neues Reich zu Samaria. Als darauf der König Rehabeam die Städte seines Reiches befestigte, rückte Scheschonk aus Aegypten gegen ihn heran mit 1200 Wagen und 6000 Reitern. Er nahm die befestigten Städte, eroberte auch Jerusalem und kehrte mit der gemachten Beute nach Aegypten zurück. An der Südwand des Tempels von Karnak ist Scheschonk dargestellt, mit seinem Schwerte eine Anzahl von Feinden erschlagend. Nicht weniger als 130 Städte- und Völkernamen sind dabei aufgeführt, darunter auch das Königreich Juda. Unter den folgenden Königen beginnen die Einfälle assyrischer und äthiopischer Herrscher, welche sich abwechselnd der Regierung bemächtigten. In Aegypten selbst waren in allen größeren Städten eine Menge unbedeutender Regierungen entstanden, welche dem eindringenden Feind keinen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen vermochten. — Die Aethiopier, welche lange Zeit unter ägyptischer Oberherrschaft gestanden hatten und von einem ägyptischen Prinzen als Statthalter waren regiert worden, machten sich nun unabhängig und bemächtigten sich sogar eines großen Theiles von Aegypten, wo sie eine neue Dynastie begründeten. Der erste Herrscher aus diesem Hause ist Schabak (um 715 v. Chr.), welchen der König Hosea von Samarien um Hülfe ansprach, als er von Salmanassar angegriffen wurde. Auch dem König von Gaza kam er zu Hülfe, als ihn Sargon besiegte und gefangen nahm. Das Siegel dieses Königs mit dem eines assyrischen Herrschers verbunden ist zu Ninive aufgefunden worden und hat vermuthlich einem Friedensvertrage zwischen beiden Mächten angehört. Als der zweite Nachfolger des Schabak, Tirhaka, in Aegypten herrschte, machte Esarhaddon (um 672 v. Chr.) einen Kriegszug nach Aegypten. Er schlug das Heer Tirhaka's, eroberte das ganze Land und trieb den König nach Aethiopien zurück. Nach assyrischem Vorbild theilte er das Land in 20 Provinzen und setzte über jede einen König. Der Hauptkönig war Necho in Memphis, daneben Petubast in Tanis, Sesonk in Busiris. Einzelnen Orten gab er auch assyrische Namen. Auf der Rückkehr aus Aegypten ließ Esarhaddon die Geschichte seiner Eroberung am Hundsflusse (bei Beirut) in die Felsen eingraben, dicht neben den Siegestafeln Ramses' II. Während einer Krankheit des Esarhaddon fiel Tirhaka von Neuem in Aegypten ein. Esarhaddon's Nachfolger Assurbanipal zog ihm entgegen. In einer großen Schlacht im Delta wurde Tirhaka's Armee vernichtet. Er selbst floh von Memphis nach Theben und als ihn auch dort das assyrische Heer aufsuchte, kehrte er nach Aethiopien zurück. — Sobald aber Assurbanipal Aegypten verlassen hatte, bildete sich eine Verschwörung, welche Tirhaka zurückrufen wollte. An der Spitze derselben stand König Necho. Das Complott wurde aber entdeckt und König Necho in Ketten nach Assyrien geschickt, die aufrührerischen Städte bezwungen und die Rädelsführer hingerichtet. Als sich nun doch Tirhaka Thebens bemächtigte und sogar gegen Memphis vordrang, verzieh der assyrische König dem Necho und schickte ihn mit einer Armee nach Aegypten. Er wurde in Sais zum König wieder eingesetzt. — Der Sohn dieses Necho war wahrscheinlich Psammetich I. Nach Tirhaka's Tod wurde Ammonmerirut (assyrisch Urta mani) König von Oberägypten. Er kam aus der Stadt Noph (Napata in Nubien?) und zog über Elephantine nach Theben. Dort empfing ihn als König der Prophet Senhur. In Memphis lagen die Feinde. Sie wurden aber von Ammonmerirut vertrieben und noch weit nördlich verfolgt. Assurbanipal rückte nun durch die arabische Wüste nach Aegypten, vernichtete die Armee des Urtamani und trieb ihn nach Theben. Darauf nahm der assyrische König Theben ein, plünderte die Stadt und brachte große Schätze daraus, unter andern zwei Granitobelisken, nach Ninive.

Noch wird uns berichtet, wie ein anderer äthiopischer König Pianchi die zahlreichen Fürsten von Unterägypten zur Unterwerfung brachte. Erst Psammetich I. (665—611) machte der Vielherrschaft ägyptischer Könige ein Ende. Mit ihm kam die Linie von Sais in den Besitz des ganzen Landes. Nach Erzählung des Herodot erlangte er den Sieg durch die Mitwirkung auswärtiger Söldner, der Jonier und Karier. Doch hatte er durch die Beiziehung fremder Truppen die Eifersucht der einheimischen derart erregt, daß dieselben in der Anzahl von 200,000 Mann nach Aethiopien auswanderten. Vergeblich suchte sie der König davon abzuhalten. — Ohne Erfolg war ein Feldzug gegen die Philister. — Zu Sais, Theben und Philä führte Psammetich

Bauten auf und eröffnete in dem Grabe der Apisstiere bei Memphis eine neue Abtheilung. — Sein Sohn Necho (611 v. Chr.) ließ den Kanal zwischen dem Nil und dem rothen Meere wieder aufgraben. Das Werk wurde aber nicht zu Ende geführt, weil eine große Zahl der dabei beschäftigten Arbeiter starb. Durch phönizische Schiffsleute ließ er dann die Südspitze von Afrika umschiffen. Im dritten Jahre kehrten dieselben über die Säulen des Herkules nach Aegypten zurück. — Auf einem Zuge nach dem Euphrat stellte sich ihm der König Josias von Jerusalem entgegen. Er schlug denselben bei Megiddo, nahm seinen Nachfolger Joahas gefangen und setzte dessen Bruder Jojakim zum König ein. Bei einem neuen Feldzug des Königs gegen Babylon traf Necho bei Karkemisch mit der feindlichen Armee unter Nebucadnezar zusammen. Necho wurde geschlagen und sein Heer vernichtet. Die Bauten des Königs in seiner Residenz Saïs, wo ein berühmter Tempel der Neith stand, sind nicht mehr vorhanden. — Necho's Sohn Psammetich II. unternahm einen Feldzug gegen Aethiopien, sein Nachfolger Apries (590 bis 571), welcher ägyptisch Uabra, hebräisch Hophra heißt, einen solchen gegen Phönizien und Cypern. Er kehrte nach der Eroberung von Sidon und einem Seesieg über die feindliche Flotte mit großer Beute nach Aegypten zurück. Dann schloß er ein Bündniß mit dem Könige von Juda Zedekia gegen Nebucadnezar und veranlaßte das babylonische Heer die Belagerung von Jerusalem aufzugeben. Trotzdem wurde die Stadt 588 erobert, worauf viele Juden, auch der Prophet Jeremia, nach Aegypten auswanderten. Apries unternahm auch einen Feldzug gegen die griechische Colonie Cyrene, indem er dem libyschen Könige Adicran zu Hülfe kam. Dabei wurde aber die ganze ägyptische Armee geschlagen. Die zurückgekehrten Soldaten empörten sich gegen Apries und erhoben Amasis zum König. Gegen ihn verlor Apries die Schlacht von Momemphis, wurde gefangen und später erdrosselt. Amasis (571—527) war ein Freund von Vergnügungen und haßte ernstliche Beschäftigung. Er erweiterte den Tempel zu Sais und errichtete in Memphis der Isis ein Heiligthum. Einen monolithen Tempel ließ er durch 2000 Schiffsleute von Elephantine nach Sais bringen und einem unter seiner Regierung gestorbenen Apis einen prächtigen noch erhaltenen Sarkophag machen. Den Griechen, welche sich in Aegypten ansiedeln wollten, überließ er die Stadt Naucratis und schickte Geschenke nach Delphi und Samos. Auch eroberte er nach Herodot die Insel Cypern. In hohem Grade erwarb er sich die Liebe seiner Unterthanen und galt als Muster eines guten Regenten. Er hatte nicht weniger als vier Frauen. Gegen Ende seiner Regierung kam er mit dem persischen Könige Kambyses in Streit, welchem er statt der eigenen von jenem zur Frau begehrten Tochter die Tochter des Vorgängers Apries zuschickte. Dieß veranlaßte Kambyses zu einem Kriegszug gegen Aegypten, vor dessen Ausführung Amasis starb. Die persische Armee unter Phanes kam über Palästina und Arabien an die Grenze von Aegypten. Psammetich III. (Psammenit), Amasis' Nachfolger, lagerte bei Pelusium. Es erfolgte eine große Schlacht zwischen den Aegyptern, welche durch Griechen und Karier verstärkt waren, und den persischen Truppen, denen sich die Phönizier und Cyprioten angeschlossen hatten. Die Perser trieben die Aegypter gegen Memphis zurück. Da ließ der König Kambyses durch einen Herold die Uebergabe der Festung von Memphis verlangen. Der Herold und die ihn begleitenden 200 Mytilener wurden aber von den Aegyptern in Stücke gehauen. Darauf nahm Kambyses Memphis im Sturm und ließ den Sohn des Königs mit 2000 Aegyptern umbringen. Psammetich selbst blieb am Hofe des Königs, wurde aber, als er eines Aufstandsversuchs überführt wurde, durch Ochsenblut vergiftet. —

§. 29 e. Aegypten unter persischer Herrschaft. Mit Kambyses (527—521 v. Chr.) begann die Herrschaft der Perser in Aegypten. Der König erhielt den ägyptischen Namen Ramesut. Er begab sich zunächst nach Saïs, um die Mumie des Königs Amasis aus ihrem Grabe zu reißen und zu verbrennen. Dort ließ er sich in die Mysterien der Göttin Neith einweihen und stellte die Opfer und Feste der Göttin wieder her. Darauf versuchte Kambyses einen Feldzug gegen die Bewohner des Ammonium (westlich von Theben) und gegen die Aethiopier. Er zog mit einem großen Heere einheimischer Truppen südwärts und schickte von Theben aus 50,000 Mann nach dem in der Wüste gelegenen Orakel des Ammon. Diese gingen durch den Wüstensand elendiglich zu Grunde. Er selbst zog weiter gegen Aethiopien, mußte aber bald wegen Mangels an Lebensmitteln umkehren. Als er nach Memphis zurückkam, fand er seine Unterthanen in fröhlicher Stimmung, die Einsetzung eines neuen Apis feiernd. Darüber ergrimmt zerstörte er die schönsten Monumente von Memphis und verwundete den ihm vorgeführten Apis

mit eigener Hand. Er verfiel darauf in Wahnsinn, gab Befehl, seinen Bruder Smerdis zu tödten, und brachte selbst seine jüngere Schwester um. In Memphis gefiel er sich, die Gräber der alten Aegypter zu öffnen. Seiner Regierung machten zwei Brüder Magier ein Ende, indem der eine von ihnen, Patizeithes, seinen Bruder Smerdis, welchen er für den getödteten Bruder des Kambyses ausgab, zum Könige ausrief. Als Cambyses gegen Susa aufbrach, verletzte er sich mit seinem Dolche am Schenkel und starb in Folge davon. Nach seinem Tode gelangte Darius, Sohn des Hystaspes, zum Thron. Die Aegypter schüttelten unterdessen das persische Joch ab, weshalb Darius nach Memphis zog. Indem er einen hohen Preis für die Herbeischaffung eines neuen Apis ausschrieb, versicherte er sich der freundlichen Gesinnung der Aegypter. Er verbesserte den Kanal Necho's und unternahm auch einen Feldzug gegen Barca. Durch die Unfälle im Skythenland und in Hellas wurde aber die Macht des Darius gebrochen. Auch Aegypten erhob sich gegen ihn. Erst Xerxes brachte (485) das Land wieder unter seine Botmäßigkeit. Zum Kampfe gegen die Griechen mußten die Aegypter 200 bemannte Schiffe stellen, welche sich in der Schlacht bei Artemisia auszeichneten. Nach Xerxes' Niederlage sehnten sich auch die Aegypter, vom persischen Joche frei zu werden. Sie vertrieben die persischen Steuereinnehmer und machten einen Libyer Namens Inarus zum König (§. 99). Als Artaxerxes, der Nachfolger des Xerxes, eine Streitmacht von 300,000 Mann gegen sie schickte, kamen ihnen die Griechen mit 200 Schiffen zu Hülfe. In der Nähe von Papremis kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher Anfangs die Perser die Oberhand hatten, schließlich aber den Athenern der Sieg blieb. Der persische Anführer Achämenes wurde getödtet. Als die Perser sich in die Citadelle von Memphis zurückzogen, wurden sie dort Jahre lang erfolglos von den Athenern belagert. Unterdessen sammelte Artaxerxes ein neues großes Heer und ließ einen Theil desselben auf einer von den Phöniziern erbauten Flotte in die Nilmündungen einlaufen. Dadurch wurde die Citadelle von Memphis entsetzt; die athenische Flotte, auf der Insel Prosopitis von den Persern umstellt, wurde durch Ableiten des Wassers aufs Trockene gesetzt. Die Athener verbrannten ihre Schiffe und ergaben sich gegen Bewilligung freien Abzugs. Artaxerxes setzte darauf Pausiris, den Sohn des einheimischen Königs Amyrtaeus, zum Könige ein. Auf Artaxerxes folgte Xerxes II. (424—405), unter welchem die Aegypter sich wieder frei machten. — Als ihre rechtmäßigen Regenten betrachteten die Aegypter fortdauernd die Abkömmlinge Psammetichs I. Einem derselben, Amyrtaeus II., gelang es auch sein Vaterland zu befreien und die persischen Beamten zu vertreiben. Sein Nachfolger Nepherites unterstützte die Lacedämonier mit einer Flotte. Achoris (seit 393) leistete dem Könige von Cypern gegen Artaxerxes II. Hülfe. Doch wurden Cyprer und Aegypter geschlagen und der König von Cypern mußte nach Aegypten flüchten. — Nectanebus I. (seit 378) aus Sebennytos gründete eine neue Dynastie. Er sammelte ein Heer, um dem von Artaxerxes II. mit 200,000 Mann und 20,000 griechischen Soldtruppen geschickten Pharnabazes Widerstand zu leisten. Die Griechen unter Iphikrates wurden an der mendesischen Mündung ausgeschifft und schlugen die dort aufgestellten Aegypter. Bald darauf erlitten aber die Perser bei Mendes eine entschiedene Niederlage. Durch das Hochwasser des Nil wurde Pharnabazes zur Rückkehr gezwungen und dadurch Aegypten wieder frei. Nectanebus' Nachfolger Tachos (seit 360) zog mit einem Heere, welches aus 80,000 Aegyptern, 10,000 Griechen und einer Flotte von 200 Schiffen bestand, gegen Artaxerxes. Unterdessen erregte aber der Gouverneur des Landes Teos einen Aufstand, ließ seinen Sohn Nectanebus aus dem Kriege zurückrufen und machte ihn zum König. Der zu Artaxerxes geflohene Tachos erhielt den Oberbefehl über eine gegen Aegypten geschickte Expedition. Da Nectanebus dem König von Sidon 4000 Mann Hülfstruppen geschickt hatte, so zog des Artaxerxes Nachfolger Ochus, nachdem er Sidon eingenommen und verbrannt hatte, mit griechischen Hülfstruppen gegen Aegypten und belagerte die Grenzfestung Pelusium. Dieselbe, anfangs tapfer vertheidigt, konnte sich nicht halten, als Nectanebus nach Memphis zurückging. Als auch die Stadt Bubastis fiel, floh der König mit seinen Schätzen nach Aethiopien. (§. 129). Mit Nectanebus II. (340 v. Chr.) endet die Reihe der einheimischen Herrscher. Das Land wurde von persischen Satrapen verwaltet, bis es Alexander der Große 332 v. Chr. ohne Widerstand besetzte."

§. 30. Religionswesen. Wie das ganze Dasein der Aegypter durch die Beschaffenheit ihres Landes bedingt war, so stand auch ihr Religionswesen mit der Natur in innigster Wechselbeziehung. In dem Nilthale, wo sich Leben und Tod so nahe berührten, mußte es das wichtigste Anliegen der Menschen sein, die Macht des Todes zu schwächen

und die Leben schaffenden Naturkräfte zu stärken und zu verherrlichen. Daher war der ägyptische Religionsdienst fast ausschließlich der Naturkraft zugewendet, welche in ihrem rollenden Kreislaufe dem Lande Leben und Fruchtbarkeit verlieh — der Sonne. So mannichfaltig die Göttergestalten und Cultusformen sich ausbildeten, da fast jede Stadt ihre eigenen Localgottheiten besaß und nur wenige der allgemeinen Verehrung des ganzen Volkes theilhaftig waren, so geht doch aus allen Vorstellungen hervor, daß der Sonnendienst der früheste Kern und das allgemeinste Princip des ägyptischen Götterglaubens, der eigentliche Nationalcult war. Nicht nur, daß eine Menge Götterwesen, die mit eigenen Namen und mit eigenen Culten und Heiligthümern auftreten, ihrem innersten Begriffe nach mit der Idee der Sonne in ihren verschiedenen Wirkungen und Erscheinungen in verwandtschaftlicher Beziehung stehen, sei es durch Geschlecht und Abstammung, sei es durch symbolische Vorstellungen; auch die meisten Orts- und Stammgötter wurden zur Erhöhung ihrer Macht mit dem Götterkreis der Sonne in Verbindung gesetzt, bald so, daß man sie damit identificirte, wie Mantu und Tum, bald indem man durch Beifügung des Namens Ra, der als die älteste Bezeichnung des Sonnengottes galt, die Heiligkeit und Größe des Localgottes zu steigern suchte. So wurde nicht nur der thebaische Hauptgott Ammon als Ammon-Ra zum stärksten Nationalgott geschaffen, auch Sebek, so wie die meisten übrigen Localgötter wurden wohl durch den Beisatz Ra in den Bereich des Sonnencultus gebracht. Dieser Ra oder Phra (wovon Einige das Wort Pharao ableiten wollen), der Vater und König der Götter, der in der Sonnenscheibe thront und den ganzen Himmelsraum regelt und überwacht, wurde besonders in Memphis und in der „Sonnenstadt" Heliopolis verehrt. Hier stand ein hochverehrtes Heiligthum, wo nach der Sage der Aegypter alle fünfhundert Jahre der Wundervogel Phönix, von Morgen kommend, in wohlduftendem Weihrauch sich verbrannte, um wieder verjüngt aus der Asche zu erstehen, und am dritten Tage in seine östliche Heimath zurückzukehren, eine sinnbildliche Andeutung des Sonnenlaufes in bestimmten, immer wiederkehrenden Zeitperioden. Als der starke Himmelswächter war die Sphinxgestalt, der Löwe mit dem Haupte des Sonnengottes, sein Abbild. Als ältester und erster Gott hat Ra keine Erzeuger: „sich selbst zeugend und gebärend ist er aus dem wässerigen Chaos hervorgegangen, wie die Lotosblume aus dem feuchten Thalgrunde, er der Sonnengott der beiden Sphären und Herr des Himmels in Ewigkeit." Neben Ra standen Ptah und Osiris in höchster Verehrung. Bei dem Tempel des Ptah, des „Vaters des Lichts", in Memphis wurde in einem prachtvollen Hofe jener heilige Stier Apis unterhalten, der als Sinnbild der Sonne in ihrer erzeugenden Kraft bei dem ägyptischen Volke in solcher Verehrung stand, daß bei seinem Tode das ganze Land so lange trauerte, bis die Priester einen neuen gefunden hatten, der die bestimmten Kennzeichen an sich trug, worauf dann ein siebentägiges Freudenfest mit Umzügen und Schmausereien das glückliche Ereigniß verkündigte. Er war von schwarzer Farbe mit einem weißen Fleck auf der Stirn, zwiefachen Haaren im Schweife und einem Gewächs unter der Zunge, welches die Gestalt des heiligen Käfers haben sollte. Die eigentliche Nationalgottheit der Aegypter war indessen der Sonnengott Osiris mit seiner Gemahlin und Schwester Isis und ihrem Sohne Horus. Von ihm allein haben die Priester sinnreiche Mythen gebildet, die den Kreislauf des Jahres mit den ihn begleitenden Naturerscheinungen zum sinnbildlichen Inhalte hatten. Osiris, der Wohlthäter und Beglücker des Landes, wird von seinem neidischen Bruder Typhon (Set) und dessen 72 Genossen ermordet und sein Leichnam in einem Kasten in den Fluß gesenkt. Trauernd und wehklagend sucht Isis den verlorenen Gatten. Als sie den Leichnam gefunden, bestattet sie ihn mit ihrer Schwester Nephthys auf der heiligen Strominsel Philä oder nach anderen Angaben in Abydos. Aus dem Todtenreich, wo Osiris nunmehr als Herrscher weilt, erscheint er dem Horus, ihn zur Rache ermahnend. Der herrliche Sohn sammelt seine Getreuen um sich, überwindet Typhon und jagt ihn mit seinen schwarzen Gesellen in die Wüste. Darauf besteigt Horus den Thron seines Vaters und herrscht als der letzte der Götter über Aegypten. In dem sinnreichen Mythus ist das Naturleben des Nilthales symbolisch dargestellt. Typhon und seine Genossen sind die 72 Tage der Gluthitze und Dürre. Isis, das ägyptische Land, wehklagt und schreit nach dem Segen des Wassers; Osiris, die im Nil sich kund gebende befruchtende Naturkraft, ist während dieser Herrschaft des feindlichen Bruders weggezogen oder schlummert an der Felsenpforte bei den

Wasserfällen von Philä und Elephantine. Aber sein Sohn Horus, der frische Lenz, verjagt in jugendlicher Lebenskraft den „dunkelrothen Feuermann" Typhon und gibt dem Lande sein Recht und seine Fruchtbarkeit zurück. Der Tod des Osiris ist nur Scheintod; er lebt und wirkt, sowohl auf Erden durch seinen Sohn Horus, den Rächer („Offenbarer") seines Vaters, das Vorbild der ägyptischen Könige, als in der Unterwelt, im Todtenreiche, wo er die abgeschiedenen Seelen richtet und sie zu neuem Leben erweckt. Auch der griechisch-ägyptische Localgott der spätern Hauptstadt Alexandria, Serāpis, dessen Cultus von den Ptolemäern so begünstigt wurde, daß man im 3. Jahrh. v. Chr. 42 Heiligthümer desselben in Aegypten zählte, gehörte seinem Wesen nach in den Kreis der Sonnengottheiten. Neben diesen Gottheiten stand Neith, die geheimnißvolle Personification des mütterlichen empfangenden und gebärenden Naturprincips, die Schutzgöttin („das verschleierte Bild") von Sais in Unterägypten, in großer Verehrung. Ihr wurde alljährlich ein Lampenfest gefeiert, wie in Athen zu Ehren der jungfräulichen Pallas Athene, mit der man sie vielfach verglichen hat, der Fackellauf. Mit der Zeit vergeistigten sich in der priesterlichen Lehre die ursprünglichen naturalistischen Vorstellungen mehr und mehr und gestalteten sich zu philosophischen und ethischen Begriffswesen. Wie der indische Brahma, so wird von Einigen behauptet, entwickelte sich in der theosophischen Speculation ein dunkles Urwesen, „das als einheitliche oberste Grundform die andern Götter umfaßte, die als verschiedene Offenbarungen desselben hervortreten: ein Göttergeschlecht „emanirte" aus dem andern, immer der menschlichen Fassung näher tretend". Den Aegyptern eigenthümlich war die Verehrung heiliger Thiere, ein Religionsdienst, der in dem Volkscultus so sehr in erster Linie stand, daß er schon im Alterthume die höchste Aufmerksamkeit erregt und zu mancherlei Deutungen der Ursache und des tiefern Sinnes geführt hat. Nicht blos die Apisstiere, die in Memphis einen eigenen Palast und ein prächtiges Grabmal hatten, auch Kühe, Katzen, Ibis, Sperber, Hunde, Krokodile und viele andere Thiere genossen göttlicher Verehrung. Wer ein heiliges Thier aus Vorsatz tödtete, war des Todes schuldig. Bei einer Feuersbrunst, erzählt Herodot, tragen die Aegypter weit mehr Sorge für die Rettung der Katzen, als für die Löschung des Brandes, und wenn eine Katze in den Flammen umkommt, wird große Wehklage erhoben. Bei diesem Thierdienst scheint ein roher Aberglaube mit höheren Ahnungen oder Vorstellungen verbunden gewesen zu sein; während die Masse des Volks wahrscheinlich sich einem groben Fetischismus ergab, der den sinnlichen Gegenstand der Verehrung für das göttliche Wesen selbst hielt, hegten die Eingeweihten Ansichten geistigerer Art, „nach welchen in dem Instincte der Thiere der wunderbare, unbegreifliche Naturgeist in seiner Unmittelbarkeit, wie er mächtig wirkt, ohne durch Ueberlegung und Reflexion hindurchgegangen zu sein, angeschaut und verehrt wurde". Oder man verehrte die Thiere als Sinnbilder der Gottheiten, denen sie geheiligt waren, insofern die Götter als die Repräsentanten der in der Natur waltenden Kräfte oder Himmelskörper gedacht wurden. — Die Aegypter glaubten an die Fortdauer des Lebens nach dem Tode, an die Bestrafung der Bösen und die Belohnung der Guten. Das sog. „Todtenbuch", das man in den Sarg legte, enthielt mystische Anrufungen und Verhaltungsvorschriften für die bevorstehende Wanderung in die Unterwelt. Wenn der Verstorbene, nachdem er alle feindseligen Mächte überwunden, alle gefahrvollen Pforten durchschritten hat, von der Göttin der Gerechtigkeit, Ma, in den Saal der „doppelten Wahrheit" im Vorhofe der Unterwelt eingeführt ist, muß er am Thron des Osiris vor 42 Richtern eine strenge Prüfung bestehen, wobei das Herz des Gestorbenen auf der Schale der Gerechtigkeit gewogen und das Ergebniß von Thot, dem Gott der Schreibkunst, aufgezeichnet wird. Die Seelen der Gerechten gehen, mit der Straußfeder geschmückt, in die Gefilde des Sonnengottes ein, um in stufenmäßiger Verklärung sich mit dem göttlichen Urwesen zu vereinigen, die Seelen der Lasterhaften zur Reinigung in das Reich der Finsterniß. Mit dieser Vergeltungslehre verbanden die Aegypter auch noch den Glauben an eine Wanderung der Seelen, und zwar in der Art eines Läuterungsprocesses, also daß die Seelen der Gestorbenen wieder auf die Erde zurückkehrten und sich nach Maßgabe ihrer Sündhaftigkeit mit einem Menschen- oder Thierleib, besonders von Vögeln, verbanden, um die irdische Wanderung von Neuem zu vollenden und diesen Kreislauf so lange fortzusetzen, bis sie vor dem Todtengericht rein befunden wurden und, mit dem ursprünglichen Körper, der geheiligten Mumie (§. 31), vereinigt in die Räume des himmlischen Lichtes und Lebens eingehen durften, indeß die Seelen der Gottlosen der endlosen Vernichtung anheimfielen.

§. 31. Denkmale, Künste und Einrichtungen der Aegypter. Aegypten besaß schon in den ältesten Zeiten zahllose Städte und Dörfer und eine hohe Cultur. Wissenschaften, Künste und bürgerliche Gewerbe fanden daselbst Pflege, so daß man von jeher das Nilland als die geheimnißvolle Wiege aller menschlichen Bildung, die Bewohner für die „weisesten unter allen Menschen" angesehen hat; in der Himmelskunde, in der Berechnung der Gestirne und in der Eintheilung des Jahres waren die Aegypter sehr erfahren, nur daß sie die astronomischen Kenntnisse zur Sterndeuterei, Wahrsagung und astrologischen Träumereien mißbrauchten. Sie galten im ganzen Alterthum für die besten Aerzte und die Anfänge der Geometrie und der Chemie werden ihnen zugeschrieben. Aber der Fluch der Tyrannei und des Priesterdrucks, geistiger Stillstand und Mangel an freier Entwickelung lastete auf der Nation und bewirkte, daß sie Jahrhunderte lang auf derselben Stufe blieb und daß andere Völker zur Vollendung bringen mußten, was jene begonnen. Die steifen, im Dienste eines altüberlieferten Cultus verfertigten Bildhauerwerke mit ihrem typischen Ausdruck und ihrer ruhigen Haltung erlangten erst durch die Griechen Freiheit und Schönheit, wie auch die Heilkunde, die Geometrie und andere der Pflege des Priesterstandes überlassenen Kenntnisse erst durch hellenischen Geist zu Wissenschaften ausgebildet wurden. — Da die ägyptische Religion die Fortdauer der Seele mit der Erhaltung des Körpers in Zusammenhang dachte, so wurde bei ihnen die eigenthümliche Sitte herrschend, die Körper der Todten einzubalsamiren, um sie vor Verwesung zu schützen und sie dann als Mumien in schachtartigen Gängen und Todtenkammern aufzubewahren. Ueber den Leichen der Herrscher erhoben sich als kolossale Königsgräber die Pyramiden, deren Zahl dem westlichen Felsgebirg entlang über sechzig beträgt, von 20 bis 450 Fuß Höhe. Der Bau begann mit dem innern Felsengrab, über dem ein viereckiger, nach oben sich verjüngender Hügel aus Felsblöcken aufgethürmt wurde. Jeder König begann seine Pyramide, sobald er den Thron bestieg; er legte sie nur klein an, um sich ein vollständiges Grab zu sichern. Mit den fortschreitenden Jahren seiner Regierung vergrößerte er sie durch umgelegte Mäntel. Starb er, so wurde nur der äußerste Mantel noch vollendet und immer stand zuletzt das Todtenmonument mit der Lebenslänge des Königs im Verhältniß. Nach der Beisetzung der Leiche wurde der Eingang mit Felsplatten geschlossen und auch im Innern noch hie und da durch eingezwängte Steinblöcke versperrt. Um sie herum wurden dann die Gräber ihrer Angehörigen und ihrer Umgebung angebracht. An der Pyramide des Cheops sollen 100,000 Menschen 40 Jahre lang gearbeitet haben. Auf ähnliche Weise fingen die Könige von Theben gleich nach dem Regierungsantritt mit der Aushöhlung des Bergs für ihre Todtenwohnung an und fuhren so lange fort, neue Gänge, Treppen und Kammern zu brechen, bis der Tod dem Werk ein Ende machte und nach Beisetzung des Sarges im „goldenen Gemach" das Grab seinen Verschluß erhielt. So entstand die „Todtenstadt" von Theben, wo gleich „Bienenzellen" zahllose Gräber reihenweise in den Fels gehauen sind, zu denen gerade und gewundene Treppen, Stollen, Gänge, Gallerien hinauf und hinabführten. Die Aegypter verglichen das irdische Leben mit dem Laufe der Sonne und bestatteten deshalb ihre Todten am Orte des Untergangs im Westen. — Durch die im religiösen Aberglauben befangene Natur des Volks, die sich in der zahllosen Menge göttlich verehrter Wesen, Tempel und Heiligthümer, so wie in der Masse von Religionsfesten, Gebetsvorschriften, Reinigungsregeln, Ritualgesetzen, heiligen Gebräuchen und Opfern aller Art kund gab, erlangten die Priester sehr große Macht. Sie standen dem gesammten Religionswesen vor, leiteten die unzähligen heiligen Handlungen, die von der Beschneidung bis zur Grablegung das ganze menschliche Leben durchzogen, bekleideten die meisten Aemter und Richterstellen und waren die Pfleger und Kenner der Künste und Wissenschaften, die sie durch die heilige Bilderschrift (Hieroglyphen) der Welt erhalten haben. Die Sprache der Aegypter war eine mit den semitischen Sprachen verwandte, zunächst wohl mit einer älteren Sprache, aus welcher die heutigen semitischen Sprachen entsprungen sind. Im Alterthum bediente man sich sowohl der hieroglyphischen Bilderschrift als der abgerundeten hieratischen Schreibeschrift. Die Hieroglyphenschrift trifft man vorzugsweise auf den Obelisken oder vierkantigen, aus einem einzigen Granitblocke gehauenen Spitzsäulen, die vor den Vorhallen (Pylonen) der Tempel aufgestellt waren, so wie in den zahlreichen Inschriften, womit die Monumente, die Wände der Tempel und Grabmäler u. A. m. bedeckt waren; die hieratische findet sich am häufigsten auf

den aus der Wasserpflanze Papyrus verfertigten Schriftrollen. Aus der hieratischen Schrift ging später (im 7. Jahrh. v. Chr.) die demotische Schrift und Sprache hervor, welche theilweise andere grammatische Formen und Wörter hat. Aus dem Demotischen ist dann mit Hinzunahme griechischer Elemente das Koptische entstanden, noch jetzt die liturgische Sprache der koptischen Christen. Auch die Grottentempel, welche die Pharaonen im oberen Nilthale in die Felswand einhauen und mit reichen Sculpturwerken aus ihrem Kriegsleben schmücken ließen, zeugen von der hohen Macht des Priesterstandes und des auf ihm ruhenden theokratischen Königthums. Das geknechtete Volk dagegen war zwar, wie aus den Abbildungen der Monumente hervorgeht, nicht ohne Lebensfreude und gesellschaftliche Vergnügungen, doch ohne männliche Thatkraft. Der Mangel persönlicher Freiheit raubte demselben das Ehrgefühl und die Selbstachtung, die Quelle echter Sittlichkeit. Das Lebensglück der Aegypter war auf häusliche Tugenden beschränkt.

Die **Obelisken** waren Theile der großen, aus Säulenreihen, thurmartigen Pylonen, Hallen u. dgl. bestehenden und mit Sculpturen, Sphinxen und Bildwerken aller Art versehenen Tempelbauten, welche hieroglyphische, über die Erbauung Auskunft gebende Inschriften trugen und wovon mehrere von den Römern nach Rom gebracht wurden, wo sie noch heut zu Tage aufgestellt sind. Auch in Paris befindet sich ein Obelisk (von Luqsor). In der **Sculptur** förderten die Aegypter nicht minder erstaunenswürdige Werke zu Tage als in der Architektur, wenn gleich der religiöse Charakter der ägyptischen Kunst die 'Künstler zwang', die stehend oder sitzend gebildeten Statuen in steifer Haltung und ernster, feierlicher Ruhe zu halten und ihnen dadurch Leben und Bewegung zu rauben; die technische Fertigkeit der ägyptischen Künstler, die aus dem härtesten Gestein, aus Porphyr und Granit, großartige Werke zu schaffen verstanden und besonders in den kolossalen Sphinxen, den Symbolen der höchsten leiblichen und geistigen Kraft, ihre große Uebung beurkundeten, ist höchst wunderbar, aber der eigentliche Kunstzweck, „die sinnliche Erscheinung durch Schönheit zu erheben und zu veredeln", blieb ihnen fremd. Die Bildwerke in erhabener Arbeit (Reliefs) und die durch Frische und Lebendigkeit der Farben ausgezeichneten Malereien, die sich an den Tempelmauern, Mumienkammern, Sarkophagen, Denkmälern u. dgl. befinden, enthalten die mannichfaltigsten Darstellungen des häuslichen und öffentlichen Lebens. Die Architektur galt indessen für die Hauptkunst, der die Bildhauerei und Malerei dienen mußten. Auch Musik, Tanz und Dichtkunst fanden Pflege. — Die **Hieroglyphen**, in deren Entzifferung durch den französischen Gelehrten Champollion die ersten glücklichen Versuche gemacht wurden, bestehen aus ideographischen, phonetischen und determinativen Zeichen: die ersten stellen die Gegenstände, die sie ausdrücken wollen, wirklich im Bilde dar, die phonetischen Lautzeichen geben die Aussprache eines Buchstabens oder einer Silbe, die determinativen endlich zeigen, in welche Kategorie von Begriffen das vorhergehende Wort gehört. In der Zeit der späteren Ptolemäer, wurde eine Menge neuer phonetischer Zeichen in die Hieroglyphenschrift eingeführt. Die Literatur der Aegypter war nach Aussage griechischer Schriftsteller eine sehr umfangreiche. Was uns auf Bauwerken und in Papyrusrollen durch die merkwürdig trockene Beschaffenheit der ägyptischen Luft erhalten wurde, bestätigt dies vollkommen. — In fast allen ägyptischen Gräbern finden sich größere oder kleinere Stücke des sogenannten Todtenbuches, das ägyptisch den Namen „Buch der Erscheinung am Tage" führte. Dasselbe bestand aus 165 Capiteln und soll dem Verstorbenen den Weg durch die ihm entgegentretenden Gefahren zeigen und ihn befähigen, im Gerichtssaale für würdig befunden zu werden. Das Buch stammt wahrscheinlich aus sehr alter Zeit, in Exemplaren aus der elften Dynastie finden sich schon Glossen und Zusätze. Im Buche selbst wird ein Capitel dem Menkaura, ein anderes dem noch älteren Hesepti zugeschrieben. Außer dem Todtenbuch kommen noch andere liturgische Bücher vor, wie das Buch von der Wiederbelebung der Seele. In diese Klasse gehören auch eine Unzahl von Gebeten, Opferlisten u. dgl. — Aus der profanen Literatur sind vor Allem bemerkenswerth die historischen Berichte, welche uns an den Wänden der Tempel von Luqsor, Karnak, Medinet Abu, Abydos u. s. w. entgegentreten, die zum Theil auch auf Papyrusrollen erhalten sind. Zu diesen gehören namentlich die Beschreibung der Schlachten Ramses' II., Menephthahs I. und Ramses' III. Die Lebensgeschichte des Letzteren ist in einem großen, neunundsiebenzigblättrigen Papyrus (Harris) aufgezeichnet. Eine Art von Reisebeschreibung aus dem 14. Jahrhundert vor Chr. nach Syrien und Palästina findet sich in einem der Papyrus des Britischen Museums. Ein Roman in märchenhafter Einkleidung ist der Papyrus Orbiney, in

welchem ein durch Eifersucht hervorgebrachter Brudermord zu wunderbaren Ereignissen Anlaß giebt. — Die älteste der vorhandenen Papyrusrollen ist wohl der Papyrus Prisse, eine Sammlung von Regeln für den Umgang mit Menschen, von welchen das erste Stück unter König Huni und Snefru (3740 vor Chr.) und das andere unter König Assa (3234 vor Chr.) verfaßt wurde. — Einen nicht unbeträchtlichen Theil der ägyptischen Literatur bilden die Bücher medicinischen Inhalts und die daran sich anknüpfenden Zauberformeln, welche bis in die neueste Zeit eine große Rolle im Orient spielten. — Bei der Klarheit des ägyptischen Himmels kann es nicht Wunder nehmen, daß die Aegypter schon frühzeitig sich der **Beobachtung der Gestirne** und ihrer Bewegung zuwandten. Im Unterschied von anderen Völkern des Alterthums hatten sie ein in 3 Jahreszeiten und 12 Monate getheiltes Sonnenjahr, anfangs von 360, später von 365 Tagen. Durch die Beobachtung des regelmäßigen Frühaufgangs des Sirius bekamen sie ein Jahr, welches mit dem julianischen von 365¼ Tagen übereinstimmt. Diese beiden Jahresformen waren gleichzeitig im Gebrauch. — Die Pyramiden sind genau nach den Weltgegenden orientirt. In den Gräbern der Könige und auf der Decke von Tempeln finden sich astronomische Darstellungen, welche, wie man glaubt, den jedesmaligen Stand der Gestirne wiedergeben. Der früher für uralt gehaltene Thierkreis zu Dendera stammt übrigens aus der Zeit Nero's. — Zur Bestimmung der Grenzen ihrer Felder, welche durch die jährliche Nilüberschwemmung verwischt wurden, bedurften die Aegypter der Geometrie. Nach hinterlassenen Documenten scheint dieselbe aber zu keiner hohen Ausbildung gebracht worden zu sein. — Unter den schönen Künsten wurde die Musik und der Tanz von den Aegyptern eifrig betrieben, sie pflegten durch dieselben ihre Feste zu verschönern. — Hervorragend waren aber die Aegypter in der bildenden Kunst, Malerei, Sculptur und Architektur. Noch heute setzen uns die bunten, viele tausend Jahre alten lebendigen Darstellungen ihrer Beschäftigungen in Erstaunen. Noch ist Aegypten angefüllt mit mächtigen Werken der Baukunst von den uralten Pyramiden mit ihren kolossalen Quadern bis zu den Grabgrotten mit geschmackvollen Säulen und zu den prachtvollen Tempeln mit Sälen, Thürmen und Obelisken. — In der ägyptischen Bildhauerkunst lassen sich deutlich verschiedene Epochen unterscheiden. In der ältesten Zeit, aus welcher wir Sculpturen besitzen (Zeit der Pyramiden), war man auf eine möglichst getreue Nachahmung der Natur bedacht. Unter der zwölften Dynastie fand man Geschmack am Kolossallen und erst in der klassischen Periode der Thothmesse und Ramsesse wurde ein bestimmter künstlerischer Typus entwickelt, welcher die Norm für alle Bildwerke abgab. In der späteren saitischen Periode bemühte man sich um eine feine Modellirung und Nuancirung der Züge. Von da an aber ging es mit der ägyptischen Kunst rasch bergab. — In allerhand Gewerben zeigten die Aegypter schon früh besondere Geschicklichkeit. Da ihre Sorge zunächst auf den Landbau gerichtet war, sehen wir sie frühzeitig im Besitz der dazu nothwendigen Geräthschaften, Pflüge, Hacken u. s. w. Daneben entwickelten sich aber allerhand andere Gewerke, welche die zunehmende Bildung eines Volkes mit sich bringt. Schon 3000 Jahre vor Chr. besaßen sie Glasbläser, Lederarbeiter, Schuhmacher, Schreiner, Töpfer u. s. w. Steinhauerei und die Bearbeitung der Metalle, auch des Eisens, was oft bezweifelt wurde, waren in schwunghaftem Betriebe. Am berühmtesten waren ihre aus baumwollenen und leinenen Fäden gewirkten Zeuge und Kleidungsstoffe (Gewänder von Byssus). Ihr häusliches Leben war reich an Geräthschaften und Hausrath aller Art, und die künstlichen, aus edlen und unedlen Metallen bearbeiteten Gefäße, Zierrathen u. dgl. beweisen, daß ihnen der Luxus nicht fremd war. — Merkwürdig ist die Sorgfalt, welche die Aegypter der Leichenbestattung und der Aufbewahrung der **Mumien** in kühlen Ruhestätten zuwandten. „Diese Ruhestätten mußten an einsamen und abgeschiedenen Orten liegen, deren Natur der Stille des Grabes entsprach, sie mußten sicher und fest sein, um die Todten vor Störung und die Gräber vor Entweihung zu schützen; weder die Gewalt der Natur, noch der Wille des Menschen sollte es vermögen, die Körper der Abgeschiedenen anzutasten. In festen, unzerstörbaren Gräbern mußten die Todten der Aegypter ruhen. Darum baute Jedermann die Grabmäler seiner Angehörigen, ja sein eigenes Grab im Voraus so fest als möglich und schmückte es so gut, als er vermochte." — Die Einbalsamirung der Leichname, wobei ein Berg-Asphalt der wichtigste Bestandtheil war, geschah je nach dem Rang und Vermögen mit mehr oder weniger Aufwand. „War die Balsamirung geschehen, so wurde jeder einzelne Theil des Körpers vielfach mit den feinsten Stoffen umwunden, das Ganze in Decken gewickelt. In den Binden auf Leib und Brust findet man goldene oder silberne Idole, besonders Osirisbilder, Käfer (Scarabäen) u. dgl. Ueber die

Mumien der theueren Zubereitung machte man einen aus zusammengeleimtem Kattun und Gyps bestehenden Ueberzug, wo auf die Stelle des Gesichts eine Abbildung desselben, auf den übrigen Leib Hieroglyphen gemalt wurden, die fertigen Mumien wurden dann oft mit reichen Halsbändern und anderm Schmucke versehen. Darauf ward die Mumie in einen Sarg von Sykomorenholz gelegt, dieser zuweilen noch in einen mit Sculpturen versehenen Granitsarkophag; so wurde sie in den Grabkammern aufrecht hingestellt." Diese Grabkammern (**Katakomben**), deren jede ägyptische Stadt besaß und die sich in den westlich vom Nil liegenden Felsgebirgen befinden, sind eine wahre Niederlassung aller Künste und Wissenschaften des häuslichen Lebens der alten Aegypter, indem alle Pracht und Zierrath nicht in den bürgerlichen Wohnungen, den „Nachtherbergen" der Lebenden, sondern in diesen Todtengrüften, dem langdauernden Aufenthaltsort der an ihren Leib gebundenen Seele, angebracht wurde.

5. Phönizier.

§. 32. Seefahrt. Handel. Industrie. Colonien. Zwischen der Küste des Mittelmeeres und dem cedernreichen Libanon (vergl. §. 13. VII.) wohnte das seefahrende, handeltreibende Volk der Phönizier. Ihre wichtigsten Städte waren **Sidon**, „der Markt der Nationen" und das reiche und mächtige **Tyros**, sowohl die alte Küstenstadt, als das auf dem vorliegenden Felseneiland erbaute Insel-Tyros mit seinen großartigen Hafen- und Wasserbauten und dem uralten Heiligthum des „Stadtkönigs", Melkart. Gewerbfleiß und geistige Regsamkeit führten das Volk auf mancherlei Erfindungen, als Glas, Purpurfärberei und Buchstabenschrift. Auch in der Gießkunst, Weberei, Architektur und anderen Künsten und Fertigkeiten waren sie ausgezeichnet, und im Bergbau und in der Metallbereitung übertrafen sie alle anderen Völker. Die günstige Lage ihres Landes führte sie auf die See. Nicht blos die Küstenländer und Inseln des Mittelmeeres befuhren sie mit ihren zierlichen runden Schiffen, um sowohl ihre eigenen Erzeugnisse als die Producte des fernen Ostens zu verhandeln, sondern sie wagten sich sogar über die Säulen des Herkules (Gibraltar) hinaus, tauschten Zinn auf den britischen Inseln und Bernstein von den Bewohnern der Ostsee ein und unternahmen kühne Fahrten nach Süd-Arabien und Indien („Ophirfahrten"). Durch ihre Hände gingen „das Gold und die Perlen des Ostens, der tyrische Purpur, das Elfenbein und die Löwenfelle aus dem innern Afrika, der arabische Weihrauch, das Linnen Aegyptens, Griechenlands Thongeschirr und edle Weine, das cyprische Kupfer, das spanische Silber, das englische Zinn, das Eisen von Elba". Ja selbst die Südspitze von Afrika sollen sie auf Veranlassung des ägyptischen Königs Necho (§. 29) auf einer dreijährigen Fahrt umschifft haben. Sie gründeten Ansiedelungen und Factoreien auf Kreta und Cypern, auf den Inseln des ägäischen Meeres, in Südspanien (Tartessus, Hispalis und das reiche Gades, h. Cadix) und in Nord-Afrika. Nicht minder lebhaft war der Karavanenhandel der Phönizier mit den alten Culturstaaten am Euphrat, mit dem glücklichen Arabien und Aegypten. „Was Muth, Scharfsinn und Begeisterung vermögen, haben die Phönizier aufgeboten, um dem Handel und was daraus folgt, der Schifffahrt, Fabrikation, Colonisirung die volle Entwickelung zu geben und Osten und Westen zu vermitteln." Den höchsten Glanz

hatte Tyros unter der Herrschaft des Königs **Hiram**, des Zeitgenossen von Salomo (c. 1000). Prachtvolle Paläste und Tempel und riesenmäßige Festungswerke zierten und schützten die Stadt, und der commercielle Verkehr nahm unter dem Beistande des befreundeten Judenkönigs einen mächtigen Aufschwung. Aber die Tyrier entwickelten ihre Kräfte einseitig. Mehr auf friedlichen Erwerb und Handelsgewinn, als auf Ruhm, Kriegsehre und Eroberung bedacht, fügten sie sich zu Hause der fremden Uebermacht und Zinspflicht, und in der Fremde verfolgten sie bei Anlegung ihrer Colonien hauptsächlich kaufmännische Zwecke und wagten sich nur selten auf den Kampfplatz. Diese Fügsamkeit rührte nicht von Feigheit her; die Seefahrt in unbekannten Gewässern und mit bewaffneten Schiffen fordert tapfere Herzen, und daß diese unter den Phöniziern zu finden waren, haben sie oft bewiesen. Es war der Mangel an Bürgersinn, der bei dem lebendigsten Stammgefühl, bei der treuesten Anhänglichkeit an die Vaterstadt doch das eigenste Wesen der Phönizier bezeichnet. Die Freiheit lockte sie nicht und es gelüstete sie nicht nach der Herrschaft; „ruhig lebten sie," sagt das Buch der Richter, „nach der Weise der Sidonier, sicher und wohlgemuth und im Besitz von Reichthum". — Als Hirams Geschlecht durch den Erzpriester der Göttin Astarte vertilgt wurde und dieser die Königswürde mit dem Priesteramte in seinem Hause vereinigte, wurde das tyrische Gemeinwesen durch Zwietracht und Bürgerkrieg verwirrt. Pygmalion, der Urenkel des Erzpriesters, so wird erzählt, ermordete seinen Oheim, den Gemahl seiner Schwester Elissa, gewöhnlich **Dido** genannt, was diese bewog, mit einem Theile der unzufriedenen Tyrier auszuwandern. Sie gründeten an der Nordküste von Afrika, der Insel Sicilien gegenüber, die „Neustadt" **Karthago**, die bald durch Kriegsthaten, Handel und Seefahrt den Ruhm des Mutterlandes verdunkelte. Die Sage von der Ochsenhaut bei Gründung der Stadt ist bezeichnend für den Charakter der Phönizier, deren List und Verschlagenheit schon im höchsten Alterthum berühmt war.

Der von einem eingewanderten Mischvolk verschiedener Abstammung (Phöniziern und Philistern) bewohnte Küstenstrich, der seiner Länge nach nicht mehr als 28 Meilen, seiner Breite nach bis zum Libanon nur 4—5 Meilen betrug und fast nur als der Saum von Syrien angesehen werden kann, war von vielen Städten bedeckt, unter denen, außer den genannten, noch Arados, Tripolis, Byblos und Berytos auszuzeichnen sind, so daß das Küstenland einer „ununterbrochenen Stadt" glich, was, verbunden mit den vielen Häfen und mächtigen Flotten, den höchsten Begriff von dem Reichthum, der Macht und dem unternehmenden Geiste seiner Bewohner erwecken mußte. Ein so regsames Volk, wie die Phönizier, ertrug nicht die freiheitbeschränkende Kasteneinrichtung, noch den unbegrenzten Despotismus des Königthums, sondern jede der (ursprünglich sämmtlich von Sidon aus gegründeten) phönizischen Städte bildete mit dem umliegenden Gebiete ein unabhängiges Gemeinwesen, an dessen Spitze ein von den aristokratischen und priesterlichen Geschlechtern beschränkter erblicher König stand. Ein gemeinsamer Städtebund, dem zuerst Sidon, dann Tyros als Vorort vorstand, verlieh Stärke nach Außen. Auch in den Pflanzstädten hatte ein aus den alten Geschlechtern gebildeter Rath die Leitung der Dinge. — Unter den phönizischen Kunstproducten waren die Webereien (sidonische Gewänder), Färbereien (tyrischer Purpur, wollene und leinene Stoffe, die sowohl mit der hochrothen, von der Purpurschnecke gewonnenen, als mit anderen von Schaalthieren erlangten oder von Farbekräutern bereiteten Farben getränkt waren) und Glaswaaren die vornehmsten; aber auch Geräthschaften und Zierrath aller Art aus Elfenbein, Gold und anderen Metallen wußten sie zierlich zu bearbeiten, und unter den Handelsartikeln befanden sich Spezereien, Räucherwerk, Oel, Wein, Getreide und Sklaven;

denn ihr Handel ging vom Freibeuterleben und Menschenraub aus. — Ihre zuerst wegen Uebervölkerung, dann aus Erwerbsucht und Handelsinteressen unternommenen Colonisationen (vom 14. bis zum 11. Jahrhundert) waren hauptsächlich nach den für den Handel günstig gelegenen und für Betriebsamkeit geeigneten Inseln und Küstenländern gerichtet. Auf Cypern (Amathus, Kittion), Kreta, Rhodos, Thasos, Lemnos, Samothrāke u. a. O. besaßen die Phönizier uralte Niederlassungen; etwas später siedelten sie sich auf Sicilien, Sardinien, Malta und den Balearen an. Auf der Insel „Dreispitzen" (Trinakria), in der Folge Sicilien genannt, gründeten sie blühende Handelsniederlassungen und Factoreien, besonders das „Lager der Buntwirker" in Soloeis (Panormos) und das westliche Motye mit seinen Webereien und Färbereien, und den trefflichen Hafen von Melite (Malta) machten sie zum Mittelpunkt und Stationsplatz der westlichen Schifffahrt. Die bedeutendsten Colonien derselben entstanden aber auf der Nordküste Afrika's (Hippo, Utika und Karthago), und in dem gold- und silberreichen Spanien, wo sie die südlichen Theile des jetzigen Andalusiens, außerhalb und innerhalb der Meerenge von der Mündung des Anas (Guadiana), zu beiden Seiten des Bätis (Guadalquivir) bis an die Grenzen von Granada und bis Murcia besetzten, Bergwerke anlegten und die Producte des Landes (Wein, Honig, Oel, Wolle) ausbeuteten. Die Tyrier liebten es, bei der Anlegung von Töchterstädten die heimische Mutterstadt zum Vorbild zu nehmen und mit einer Inselveste, welche die Burg und das Heiligthum trug und für die Waaren einen sichern Hafen und Lagerungsort bot, die nahe Küste zu einer Doppelstadt zu verbinden. Auf solche Weise verfuhren sie bei der Gründung von Utica, von Karthago, von Gades nahe bei den „Säulen des Hercules". Wunderbar klingen die Sagen von dem Reichthum, den die Phönizier aus dem hispanischen Lande, das „stromgerolltes Zinn und Gold und Erz zugleich in Menge trage", in die Heimath brachten. Bernstein, den sie zu Schmucksachen, Halsbändern und zierlichen Gefäßen verarbeiteten, mögen sie von den Bewohnern der Ostsee durch Zwischenhandel gewonnen haben. — Auf die Ausbildung religiöser Begriffe verwendeten die Phönizier nicht so viel Sorgfalt als die andern morgenländischen Völker; ihr Cultus war theils mit blutiger Strenge, theils mit unsittlichen Gebräuchen gepaart und schien mehr bestimmt, Lüsternheit und Grausamkeit zu wecken, als zu bändigen. Die Sitten der reichen phönizischen Kaufherren waren üppig und schwelgerisch, ihr auf Gewinn und Erwerb gerichtetes Leben ohne tieferen sittlichen Halt. Daher war auch der Cultus des Baal, des alten Sonnengottes, und der Dienst der Aschera, der Göttin der Fruchtbarkeit und der zeugenden Naturkraft, voll wollüstiger und unzüchtiger Gebräuche. Wie der babylonischen Mylitta brachten auch die Töchter der Phönizier und die cyprischen Jungfrauen der Göttin der Geburt ihre jungfräuliche Ehre zum Opfer. Ist dieser Dienst der Wollust empörend wegen seiner Unsittlichkeit, so erfüllt der Cultus der verderblichen Mächte des verheerenden und mordenden Krieges, des Feuergottes Moloch und der speerbewaffneten Astarte, die im Cultus und Volksglauben mit der Aschera zu Einem Götterwesen zusammenschmolz, durch die Grausamkeit seiner Gebräuche mit Entsetzen. Dem starken und zornigen Moloch legte man Menschen, namentlich Kinder und Jünglinge, das Theuerste, was man besaß, als Sühnopfer in die glühenden Arme und übertönte die Wehklagen durch den Lärm von Pauken und Flöten, und der strengen jungfräulichen Astarte von Sidon wurden Jungfrauen zum Opfer gebracht, und bei ihren lärmenden Festen fanden Geißelungen und Selbstverstümmelungen der Priester und Verehrer statt. Diese sinnlich ausschweifenden und ascetisch-blutigen Dienste geben „ein treues Abbild der semitischen Sinnesart, welche zwischen üppigem Genuß und fanatischer Zerstörung, zwischen sklavischer Kriecherei und hartherzigem Trotz, zwischen weibischem Versinken in dem Harem und kühnen Kriegsthaten umherschwankt". Eine Hauptgottheit der Phönizier war der mit dem griechischen Herakles zusammentreffende Melkart (König, Herr der Erde), der Mensch gewordene Sonnengott, dem man in Tyros und Gades prachtvolle Tempel errichtet hat und dem die Schiffer der Herkulessäulen auf dem Felsenberge Calpe feierliche Opfer darbrachten. Auch ihm wurden Arbeiten, Wanderungen und Städtegründungen gleich dem Herakles zugeschrieben. Den mit Trauer- und Freudenfesten verbundenen Adoniscult, wodurch die absterbende und wieder erwachende Natur sinnbildlich dargestellt wurde, hatten die Phönizier mit den Syrern gemein. Der Tod des schönen Jünglings Adonis durch den wilden Eber in den Regen- und Sturmtagen des Herbstes wurde mit einem siebentägigen Trauerfest

beklagt, das Wiedererwachen im heiteren Frühling durch Freudenfeste von üppiger und wilder Lust gefeiert. — Auch in Kunst und Wissenschaft waren die Phönizier den übrigen Culturvölkern des Alterthums nicht ebenbürtig. Die Nachrichten von einem uralten phönizischen Geschichtschreiber Sanchuniathon sind eben so unsicher, als die angeblich von ihm herrührenden Fragmente unecht sind. — Syrien mit dem uralten Damaskos, dem „Auge des Morgenlandes", und mit seinem Reichthum an heimischen Producten hat nur als „Vermittlungsland für den Verkehr" Bedeutung. Die syrischen Tempelstätten dienten als Marktplätze und Lustorte.

§. 33. Geschichte. Im Kampfe mit den kriegerischen Völkern Vorderasiens bewiesen die Phönizier die allen freien Staaten des Alterthums innewohnende Tapferkeit und Vaterlandsliebe. Als der Assyrer Sargon (§. 23b) die phönizischen Städte des Festlandes seinem Scepter unterwarf und tributpflichtig machte, leistete Inseltyros muthvollen Widerstand. Die Einwohner schlugen die feindlichen Angriffe zurück und trotzten, geschützt durch die feste Lage der Felsenstadt, fünf Jahre lang allen Angriffen, obwohl sie, abge- 722—717?
schlossen von allem Verkehr mit der Küste und durch feindliche Wachtposten vom Flusse und von den Wasserleitungen fern gehalten, aus gegrabenen Brunnen und Cisternen das nothwendige Trinkwasser nur mühsam und spärlich zu gewinnen vermochten. Bald beherrschte die tyrische Handelsflotte abermals die Meere. Selbst der Babylonier Nebukadnezar, der das phönizische Festland 590.
unterwarf und die Bewohner von Alt-Tyros, gleich den Juden, in das Innere seines Reichs versetzte, vermochte den Muth der Inselstadt nicht zu erschüttern. Umsonst ließ Nebukadnezar vom Ufer aus mühevolle Werke wider die Felseninsel errichten, so daß „jedes Haupt kahl und jede Schulter abgerieben war" (Hes. 29, 18); im Vertrauen auf die feste Lage widerstand Inseltyros dreizehn Jahre lang dem übermächtigen Feinde und ergab sich dann vertragsweise; und dem Chaldäer und seinem Heere „ist kein Lohn geworden von Tyros für den Dienst, den er dawider gethan". Aber die wiederholten Schläge scheinen doch die Kraft der Stadt gebrochen zu haben; denn als bald nachher die Perser sich die vorderasiatischen Länder unterwarfen, verlor auch 540.
Tyros seine Freiheit und Selbständigkeit. Phönizien ward eine persische Provinz. Die edlen Geschlechter und die alten Firmen von Tyros siedelten großentheils über nach der gesicherten und blühenden Tochterstadt Karthago und brachten dorthin ihre Intelligenz, ihre Capitalien und ihre Traditionen. Als die erste See- und Handelsmacht war jedoch Phönizien auch unter persischer Herrschaft in besserer Lage, als die übrigen Provinzen des asiatischen Weltreichs. Handel und Schifffahrt blühten fort, Gewerbfleiß und bürgerliche Thätigkeit bewahrten vor der Erschlaffung und Verarmung, welche die übrigen Culturstaaten der Vorzeit dem raschen Verfall entgegenführten; in der „Dreistadt" (Tripolis) entschied ein von den drei Gemeinden Sidon, Tyros und Arados beschickter Bundesrath in Sachen des Verkehrs und der niederen Rechtspflege. Aber in der Mitte des 4. Jahrh. v. Chr. erzeugte der Druck der fremden Statthalter eine Empörung, an deren Spitze Sidon stand. Sie mißlang. Sidon gerieth in die Gewalt des Perserkönigs Ochos; und als dieser Befehl gab, die edelsten Bürger hinzurichten, zündeten die Einwohner selbst ihre Stadt an und verbrannten sich mit ihren Schätzen. Etwas länger bestand Tyros. Als aber der Macedonier Alexander das persische Reich 350.

stürzte, und Tyros im stolzen Gefühl seiner ehemaligen Größe dem Sieger zu widerstehen wagte, wurde es nach siebenmonatlicher Belagerung erobert und
332. theilweise zerstört. Von diesem Schlage erholte sich die Stadt nie mehr, wenn sich auch mit der Zeit einige Trümmer der alten Bevölkerung wieder aus der Zerstreuung auf dem Boden der Zerstörung sammelten. Ihr Handel und ihre Seemacht zogen sich nach Alexandreia.

6. Das Volk Israel.

A. Die Zeit der Erzväter (Patriarchen).

§. 34. Während die ganze Welt die unsichtbare Gottheit in den Kräften und Erscheinungen der Natur und des Himmels erkannte und verehrte, gelangte ein Hirtenvolk semitischer Abkunft in Mesopotamien zu dem Glauben an Einen Gott, der als Schöpfer und Erhalter des Weltalls über dem wechselnden Na-
Abraham 2000. turleben steht. **Abram** (Abraham), heißt es in der Ueberlieferung, einer der Stammväter dieses Nomadenvolkes, verließ auf Jehovahs Geheiß mit seinen Heerden, Knechten und Mägden und seines Bruders Sohn Lot seine heimathlichen Triften und ließ sich in dem „Niederlande" Kanaan (Palästina) nieder, wo sie das Hirtenleben fortsetzten und von den Einwohnern die von jenseit
Isaak. gekommenen Fremdlinge (Hebräer) genannt wurden. **Isaak**, den Sarah dem Abraham in hohem Alter gebar, pflanzte sein Geschlecht fort, während Ismael, Abrahams Sohn von seinem Kebsweibe Hagar, in die Wüste zog und als Stammvater der Araber angesehen wird. Isaak vermählte sich mit Rebecca, einer seiner rechtgläubigen Verwandten, die ihm zwei
Jakob. Söhne, Esau und **Jakob**, gab. Esau wurde ein Jäger, Jakob aber blieb bei den Zelten und wählte das Hirtenleben. Durch die List seiner Mutter wurde gegen den bisherigen Brauch der jüngere Sohn **Jakob** für das Oberhaupt des Stammes erklärt, konnte aber erst nach langer Dienstzeit bei seinem Oheim Laban zum Besitz seines Erbes gelangen. In dieser Dienstzeit erwarb sich Jakob durch Ausdauer, Treue und List zwei Frauen, Lea und Rahel, des Laban Töchter, und große Reichthümer an Heerden. Er pflanzte das Geschlecht rein fort, indeß Esau, der sich mit Töchtern des Landes verband, Stammvater der Edomiter wurde. Jakob hatte zwölf Söhne; da aber seine Liebe vorzugs-
Joseph 1800. weise auf **Joseph** ruhte, den ihm seine geliebte Rahel geschenkt, so faßten die andern, von Neid erfüllt, den frevelhaften Vorsatz, sich ihres Bruders zu entledigen, und verkauften ihn an eine Karavane, mit der er nach Aegypten zog. Hier widerstand Joseph den Lockungen der Sünde und hielt fest an der Tugend; darum belohnte ihn Gott mit Glück und Weisheit. Durch seine Geschicklichkeit im Traumdeuten erwarb er sich die Gunst des ägyptischen Königs und gelangte zu hohen Würden und Ehren. Diese Stellung benutzte Joseph sowohl zum Vortheil des Volkes, indem er das Land vor Hungersnoth rettete, als zur Erhöhung der Königsmacht, indem er alles Feld dem Pharao eigen machte, so daß das Volk fortan die Aecker im Erbpacht gegen Abgabe des Fünften bebaute. Dadurch erwarb sich Joseph solches Ansehen, daß ihm gestattet wurde, seinen Vater und seine Brüder nach Aegypten kommen zu lassen,

wo ihnen das fette Weideland Gosen in Unterägypten angewiesen wurde. Hier weideten die Hebräer in der Gegend von Heliopolis mehrere Jahrhunderte lang ihre Heerden. Joseph, durch sein reines Leben das Vorbild der Sittlichkeit und Tugend, blieb die Lieblingsgestalt der morgenländischen Dichtung und Sage aller Zeiten. (Nach Jakobs Beinamen Israel wurden von nun an die Hebräer gewöhnlich **Israeliten** genannt.)

Die Religion der Israeliten, wie sie allmählich sich ausbildete, ist ein von den Vorstellungen der Heiden grundverschiedener Monotheismus; denn während die heidnischen Gottheiten bei aller Persönlichkeit, die ihnen gegeben wird, doch den Naturkräften, die sie repräsentiren, inwohnend und wesentlich eins mit ihnen sind, ist der Gott der israelitischen Erzväter der über alle Natur Erhabene, der ihr so wie den geistigen Kräften Gebietende, der Schöpfer Himmels und der Erde, der allein selbständige Gott, der heilige Gott, der das Gute belohnt und das Böse bestraft. — Die Namen der zwölf Söhne Jakobs sind folgende: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Issachar, Sebulon, Dan, Naphtali, Gad, Asser, Joseph und Benjamin. — Die Geschichte der Erzväter ist ein eben so wahres als liebliches Bild der Sitteneinfalt und Treuherzigkeit friedlicher Nomaden, wie wir aus so alten Zeiten kein ähnliches besitzen. Vor Allen leuchtet **Josephs** edle Gestalt hervor. Er steht herrlich da als der, „welcher auch in der tiefsten Noth sich selbst gleich bleibt, durch den sich ein weithin beglückendes Heil verbreitet, zum leuchtenden Beweise, daß das Gute als ungetrübte Kraft des Einzelnen sowie als göttlicher Wille doch immer mächtiger sei, als sein Gegentheil". Er bleibt ruhig und gefaßt im unverschuldeten Unglück; ein treuer Diener seines ägyptischen Herrn widersteht er gefährlichen Versuchungen und erlangt endlich den Lohn für seine Tugend durch die weise Auslegung der Träume, eine im Morgenlande viel bewunderte Gabe. Die agrarische Einrichtung, die nach der Ueberlieferung der Israeliten auf Joseph zurückgeführt wird, war in Aegypten zu allen Zeiten unter den verschiedenen Regierungen herrschend.

B. Ausbildung eines patriarchalischen Freistaates.

§. 35. Auszug aus Aegypten. Anfangs ging es den Israeliten in dem weidereichen Gosen gut. Als aber Joseph gestorben war und ein neuer Herrscher an die Regierung kam, der von dessen Verdiensten um Aegypten nichts wußte, da trieb Fremdenhaß und Verachtung des Hirtenstandes die Aegypter zur Härte und Grausamkeit gegen das ausländische Nomadenvolk. Man fing an, die Israeliten durch schwere Feldarbeiten und harte Frohndienste zu drücken, sie mußten dem Pharao Vorrathsstädte bauen, Pithom und Ramses, und Lastarbeiten verrichten in Thon und Ziegeln; und als sie sich trotz des Druckes so zahlreich vermehrten, daß die Aegypter zuletzt von ihrer Ueberzahl Gefahr fürchteten, da gab Pharao Befehl, alle neugeborenen Knäblein im Nil zu ertränken. Dieses Schicksal hätte auch **Moses** betroffen, wenn nicht die Königs- Moses
tochter, die mit ihren Jungfrauen an das Ufer kam, als das Knäblein in 1500.
einem Rohrkasten im Schilfe stand, sich seiner erbarmt und ihn zu sich an den Hof genommen hätte, wo er sorgfältig erzogen und in aller Weisheit unterrichtet ward. Die Ermordung eines Aegypters, den Moses einen Israeliten beim Lastarbeiten mißhandeln sah, nöthigte ihn in seinem vierzigsten Jahre zur Flucht in die arabische Wüste, wo ihm am heiligen Berge Sinai der hohe Gedanke eingegeben wurde, der Retter seines Volkes aus ägyptischer Knechtschaft zu werden. Der Pharao weigerte sich anfangs, die Israeliten ziehen zu lassen, und vermehrte ihre Lasten; als aber die über das Land geschickten zehn Plagen Angst und Schrecken verbreiteten, willigte er endlich in den von Moses und

seinem Bruder Aaron geforderten Abzug. Zum Andenken an die Auswanderung aus Aegyptenland und die damit verbundene Tödtung der ägyptischen Erstgeburt ordneten die Juden in der Folge das Fest des Passah, d. h. das Vorübergehen Jehovah's an und opferten dabei das Passahlamm, „zur Reise gegürtet und den Stab in der Hand". Der Versuch der Aegypter, die Israeliten bei dem Uebergang über das rothe Meer mit Gewalt wieder zurückzuführen, zog den Untergang der Verfolger nach sich. Die Fluthen des Wassers bedeckten Pharao's ganzes Heer, nebst Rossen und Streitwagen, und Mirjam, Moses' Schwester, und die Frauen des Zuges sangen ein Loblied mit Pauken und Reigen auf Jehovah, dessen mächtige Hand die Feinde zermalmte und Pharao's Wagen und Heeresmacht im Schilfmeere versenkte. „Du bliesest deinen Hauch, und es deckte sie das Meer, sie sanken wie Blei in die mächtigen Wasser."

§. 36. Die mosaische Gesetzgebung. Lange Zeit führte Moses das murrende und widerspenstige Volk in der arabischen Wüste umher, damit ihr Körper erstarkte, in ihr Inneres wieder Sittlichkeit und Freiheitsgefühl einkehrte und ein junges, abgehärtetes Geschlecht heranwüchse, das Muth und Kraft besäße, das verheißene Land mit gewaffneter Hand zu erobern, eine Prüfungs- und Läuterungszeit, welcher die spätere Ueberlieferung die Dauer von „vierzig Jahren" beilegte. In Wirklichkeit mögen es vier Jahre gewesen sein. Während dieser Zeit ordnete Moses, dessen Seelengröße, Standhaftigkeit und unerschütterliches Gottvertrauen mit den Gefahren und Hindernissen wuchs, durch seine Gesetzgebung, welche ihm auf dem schauerlichen Berge Sinai (Horeb) von Jehovah eingegeben ward, die Religion, die Sitten und die Staatseinrichtung der Israeliten. Jehovah selbst war Herr und König; seinen Willen gab er kund in den Gesetzen, die in der Bundeslade im Allerheiligsten der Stiftshütte aufbewahrt wurden, und deren Erklärer die unter einem Oberhaupte (Hohepriester) stehenden Priester waren. Aaron und seine Nachkommen sollten dieses Amt als erbliches Vorrecht bekleiden. Ihnen zur Seite standen die Leviten als Opferpriester, Lehrer, Gesetzkundige und Aerzte. Die Stammhäupter und Aeltesten der Geschlechter führten im Namen Jehovahs das weltliche Regiment. „An der Spitze jedes Stammes stand der Stammfürst, umgeben von den Häuptern der Geschlechtsverbände und den Aeltesten der Sippen, der Verwandtschaften. Diese Altermänner waren die Richter und Berather des Stammes. Die Beschlüsse aber, welche Alle angingen, wurden von der Gesammtheit des Stammes, der die Versammlung seiner Aeltesten umstand, durch beifälligen Zuruf angenommen oder durch verneinendes Geschrei verworfen. Die Stammhäupter und die Vorsteher der Geschlechtsverbände bildeten dann mit Moses und Aaron den höchsten Rath des Volkes, der aus 70 oder 72 Mitgliedern bestand." Opfer und Feste (Passah-, Pfingsten-, Laubhütten-Fest) bildeten das heitere Band zwischen Jehovah und seinem Volke, und die Sabbathjahre (jedes siebente Jahr) und Hall- oder Jubeljahre (jedes fünfzigste Jahr) sollten die große Ungleichheit des Besitzstandes verhindern. Statt des Nomadenlebens bestimmte Moses den Ackerbau als Hauptbeschäftigung seines Volkes.

Am Sinai schloß Jehovah mit den Israeliten einen feierlichen Bund, worin er versprach, „sie zu einem heiligen Volke und priesterlichen Königreiche zu machen, wenn sie sein Eigenthum sein, ihm dienen und seinen Gesetzen gehorchen wollten". Der Kern dieser Gesetze sind die zehn Gebote, die obersten Rechts- und Sittengesetze, denen sich Ritual- und Civilgesetze nebst dem Blutrecht „als nähere Entfaltung" anschließen. Jehovah, der Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, ist oberster Herr und König; Abgötterei ist darum ein Bruch des Vertrages, den Jehovah mit seinem ihm durch den uralten Brauch der Beschneidung geweihten Volke abgeschlossen, ein Majestätsverbrechen, auf das der Tod gesetzt ist; vor Jehovah sind alle Bundesglieder gleich, daher weder Sklaverei noch Standesverschiedenheit mit Rechtsungleichheit bei den Israeliten zu Hause war; der israelitische Knechtsstand war nur

ein freiwilliger und vorübergehender, indem jeder Nexus an den Sabbathjahren oder wenigstens an den Jubeljahren gelöst werden mußte. Nur **nichtisraelitische Kriegsgefangene** oder erkaufte Fremde wurden als Sklaven behandelt. — Nach der Grundansicht, daß Jehovah als oberster Herr und Eigenthümer des Landes jedem Bundesgliede seinen Grundbesitz zugewiesen, darf dieser nicht **veräußert** werden, sondern der Besitzer kann nur dessen **Nutznießung** auf eine bestimmte Zeit verkaufen, daher die Einrichtung, daß alle fünfzig Jahre (**Hall-** oder **Jubeljahr**) aller Grundbesitz wieder an seinen ursprünglichen Eigenthümer zurückfallen und **alle Schuldforderungen** erlassen werden mußten. In den **Sabbathjahren** wurde das Feld nicht bestellt; was von selbst wuchs, durfte nicht geerntet werden, sondern war **Gemeingut für Alle**. — Als Mittelpunkt des monotheistischen Jehovahcultus stellte Moses ein Volksheiligthum, das heilige Zelt oder die **Stiftshütte**, auf, „ein tragbarer Tempel, wie ihn das wandernde Leben verlangte". Er bestand aus drei Theilen: 1) dem nur dem Hohenpriester zugänglichen **Allerheiligsten**, wo die **Bundeslade** aus Akazienholz mit den Gesetzestafeln stand; 2) dem durch einen Vorhang von jenem getrennten **Heiligen**, worin sich der **siebenarmige Leuchter**, der **Räucheraltar** und der **Tisch** der zwölf (ungesäuerten) **Schaubrode** befanden, und 3) dem **Vorhof** zum Opfern mit dem **Brandopferaltar** und dem **Reinigungsbecken** für die Opferthiere. Der **gesalbte Hohepriester** hatte am großen Versöhnungsfeste die Sühne des Volkes durch ein Sühnopfer zu vollbringen. Die genaue Beobachtung der Opfer- und Reinigungsgesetze war streng eingeschärft.

§. 37. **Vertheilung des Landes.** Dem großen Propheten und Gesetzgeber war es nicht vergönnt, sein Werk durch Heimführung der Israeliten in das verheißene Land zu krönen. Von dem Berge **Nebo** herab überschaute er die schönen Fluren des Jordan und schied dann aus dem Lande der Lebenden. „Sein Auge war nicht blöde geworden, und seine Kraft war nicht entflohen." Vor seinem Tode hatte er **Josua**, den Sohn Nuns vom Stamme Efraim, zu seinem Nachfolger erkoren, das versammelte Volk zum Festhalten an dem Gott ihrer Väter ermahnt und die Ausrottung der **Kanaaniter** angerathen. Durch diese Maßregel wollte er den Abfall zum Götzendienste verhüten. Kaum aber hatte das Volk unter des tapferen Josua Führung die **Amoriter** und andere Stämme besiegt, so ließ es vom Kampfe ab und verlangte die **Vertheilung des eroberten Landes**. Diese fand nach Moses' Anordnung durch das Loos unter die Nachkommen der zwölf Söhne Jakobs nach **Stämmen und Geschlechtern** statt, so daß Josephs Söhne **Efraim** und **Manasse** zu gleichen Theilen eintraten, dafür aber die Nachkommen **Levi's** keinen bestimmten Antheil erhielten, sondern nur einige Städte und den **Zehnten** von dem Ertrage des Bodens. Die Aegypter und andere Fremdlinge, die sich dem Zuge angeschlossen, wurden unter die Geschlechter und Stämme vertheilt. **Ruben**, **Gad** und halb **Manasse** wählten das Weideland im Osten des Jordan, die übrigen wurden im Westen dieses Flusses angesiedelt. Der Stamm **Efraim**, welcher den Führer gestellt und im Kampfe das Beste gethan hatte, setzte sich zwischen dem Jordan und dem Meere in der Mitte des eroberten Landes „auf grünen Höhen und schattigen Thälern" fest; **Juda** und **Simeon** wendeten sich nach dem steinigen Gebirgslande im Süden; den nördlichsten Punkt des israelitischen Gebiets um die phönizische Stadt Lais gewann der Stamm **Dan**, nachdem er lange umsonst sich abgemüht hatte, auf dem Grenzgebirge gegen die Philister sich Wohnsitze zu erkämpfen; auf dem grasreichen Rücken der Hochebene um den Berg Tabor und den See **Kinneroth** siedelten sich nach langen Kämpfen die vier Stämme **Issachar**, **Sebulon**, **Asser** und **Naphtali** an; zwischen den Jebusitern in der Umgegend von Jerusalem wohnte der Stamm **Benjamin**. Die Einheit löste

Josua 1450.

sich bald auf und es mußte jeder Stamm den Kampf mit den Kanaanitern auf eigne Hand durchfechten. Dieser Kampf war mit entsetzlichen Gräueln verbunden; die allmähliche Unterwerfung der Eingebornen geschah mit grausamer Gewaltübung und steigerte in den Israeliten den eingebornen Fremdenhaß. — Die Bewohner des östlichen Jordanufers setzten das Hirtenleben fort, indeß die andern sich bald an regelmäßigen Ackerbau, an die Pflege der Reben, der Feigen, des Oelbaumes gewöhnten und von den Phöniziern die Anfänge des Handwerks, des Handelsverkehrs und des städtischen Lebens erlernten. Manche zogen auch ein ruhiges, gesichertes Auskommen im Dienste der phönizischen Handelswelt einem mühevollen Leben in Freiheit vor.

§. 38. Die Richter (1300—1100). Bald hatten die Israeliten Ursache, die Nichtbefolgung des letzten Raths ihres Gesetzgebers zu bereuen. Noch waren mächtige Völkerschaften, wie die Moabiter, Midianiter, Ammoniter, Philister u. a. (vgl. §. 14. VII.) unbezwungen und verkümmerten ihnen den Genuß ihres Besitzes; blutige und verheerende Kriege erzeugten Rohheit und Verwilderung; es kamen Tage öffentlicher Unsicherheit, „da die Städte ihre Thore geschlossen hielten, aller Handelsverkehr stockte und der Wanderer Seitenpfade einschlug". Ja nicht selten vergaßen sie des lebendigen Gottes, der sie aus der Knechtschaft gerettet, und fielen zum Götzendienst ab, bis Unglücksfälle und Niederlagen sie zur bessern Einsicht zurückführten. Dann standen heldenmüthige Männer auf, die in siegreichen Kämpfen die Feinde schlugen und den Glauben der Väter und die alten Sitten wieder herstellten. Diese führen in der Bibel den Namen **Richter**. Die berühmtesten darunter sind außer der Heldin Deborah, Gideon, Jephtha und Simson der Starke. Ihre Thaten lebten im Munde des Volkes fort; vom Opfertode der Tochter Jephtha's, von Gideons Heldenkampf gegen die Wanderstämme der südlichen Wüste, von Simsons muthwilligen Streichen und erschütterndem Untergange im Philisterlande erzählten sich die Landleute, wenn sie im Schatten der Palmen und Feigenbäume saßen, und die Hirten, wenn sie zur Nacht unter dem Sternenhimmel lagerten, und noch Jahrhunderte lang sangen die nördlichen Stämme Deborahs herrliches Siegeslied über die Niederlage und den Tod des Kriegsobersten Sisera von Hazor durch den Zeltpflock Jaels, des Weibes von Heber. Aber es kamen noch schwere Prüfungen über Israel. Die Philister gewannen einen großen Sieg und eroberten die Bundeslade. Bei der Kunde von diesem Unfall gerieth der greise Hohepriester Eli in solchen Schrecken, daß er am Thore zu Silo rücklings vom Stuhle fiel und das Genick brach. Die Sieger unterwarfen hierauf alles Land diesseit des Jordan, nahmen den Israeliten die Waffen weg und drückten sie mit harter Botmäßigkeit. Ein ähnliches Schicksal drohte den Stämmen jenseit des Flusses von den Ammonitern. Da rief **Saul**, ein streitbarer Mann aus dem Stamme Benjamin, das Volk zum Kampfe auf und stellte sich an die Spitze. Er schlug die Ammoniter siegreich zurück und stritt mit Glück wider die Philister. Zugleich gelang es Eli's
Samuel 1100. Nachfolger im Richteramte, dem Priesterhelden **Samuel**, aus dem Stamme Efraim, einem frommen, vaterländisch gesinnten Manne, der von Jugend auf sich dem Dienst des Heiligthums gewidmet hatte, den alten Bund zwischen dem israelitischen Volke und seinem Gott wieder fest zu knüpfen, den Nationalsinn

zu wecken und die mosaische Gesetzgebung von Neuem zu Ansehen zu bringen. Er hob die religiöse Volksbildung, indem er die alten „Prophetenschulen", worin die israelitische Jugend in Gesetz und Beredsamkeit, in Tonkunst, Dichtung und Gesang gemeinsamen Unterricht empfing, neu belebte. Aus diesen Schulen gingen die für Freiheit, Religion und Tugend begeisterten Volksredner hervor, welche in der Bibel den Namen **Propheten** führen. Neben dem Priesterstande stehend, hatten sie auf die Entwickelung und Fortbildung der religiösen Anschauungen und der Gottesidee den größten Einfluß, hemmten aber, da sie nicht durch Gesetz oder Volkswahl ernannt, sondern lediglich von ihrem eigenen Selbstgefühl und ihrer religiösen Begeisterung getrieben wurden, die Entwickelung und Ausbildung des Staats- und Rechtslebens.

C. Die theokratische Monarchie.

§. 39. Saul und Samuel. Samuel hatte dem Volke Kraft, Selbstvertrauen und Kriegsmuth eingeflößt, zugleich aber auch die Priestermacht erhöht. Da jedoch die Söhne nicht des Vaters Wege wandelten, sondern das Recht beugten, so fürchteten die Israeliten neue Gefahren für ihre Freiheit und verlangten nach dem Beispiele der benachbarten Völker einen König, der als bleibendes Oberhaupt sie zum Kampf und Sieg führe. Vergebens suchte sie der greise Hüter der Theokratie von diesem, mit der mosaischen Gesetzgebung im Widerspruch stehenden Verlangen abzubringen, indem er in den grellsten Farben die Leiden und Bedrückungen schilderte, die unter dem Regimente eines Königs ihrer warteten; die Israeliten beharrten auf ihrem Sinn, und Samuel sah sich genöthigt, den vom Volke gewählten **Saul** zum König zu salben. Saul Saul 1050.
war ein stattlicher Mann, tapfer, kriegskundig und siegreich im Felde; da er aber seine Herrschaft mehr auf sein Heer und auf Kriegsgewalt, als auf die heiligen Einrichtungen gründete, da er den mosaischen Anordnungen nicht streng nachkam, eigenhändig opferte und nach einem Siege über die Amalekiter dem Gebote Jehovahs, Alles, was in seine Hände fallen würde, zu tödten, nicht Folge leistete, so ward er verworfen. Samuel und die durch ihn emporgekommene Priesterschaft waren dem waffenkundigen Fürsten, der im stolzen Gefühle seiner Kriegsthaten und Herrschergröße seinen eigenen Weg ging, gram, weshalb jener heimlich den jungen **David** aus dem Stamme Juda, einen unternehmenden, verschlagenen und der Priesterpartei ergebenen jungen Hirten, zum König salbte. Nunmehr kam der Geist finsterer Schwermuth über Saul, den nur Davids Harfenspiel zu besänftigen vermochte. Aber theils Neid über dessen Kriegsruhm in den Kämpfen gegen die Philister, theils eine geheime Ahnung von dessen künftiger Bestimmung trieben Saul zum Haß und zur Verfolgung des Hirtenjünglings, obwohl dieser mit Sauls eigenem Sohne Jonathan aufs Innigste befreundet und mit dessen Schwester Michal vermählt war. Unter Gefahren und Bedrängnissen entging jedoch David den Nachstellungen seines Gegners. Er führte mit einer Schaar wilder Genossen ein kriegerisches Freibeuterleben und trat sogar auf einige Zeit bei dem König der Philisterstadt Gath in Dienst. Als endlich Saul, der Schrecken der Feinde und der Hort Israels, nach einer verlorenen Schlacht gegen die Philister sich verzweiflungs-

voll in sein Schwert stürzte, wurde David König über Juda und Benjamin, wo die mosaische Gesetzgebung ihre festesten Wurzeln hatte. Sechs Jahre wohnte er dann in Hebron unter der Zinspflicht der Philister, während welcher Sauls Sohn Isboseth die übrigen Stämme beherrschte. Aber geschwächt durch den Abfall des kräftigen Feldherrn Abner, verlor Isboseth mehr und mehr an Macht und Ansehen, bis er endlich durch den Verrath seiner eigenen Leute umkam, worauf David vom ganzen Volke als König anerkannt ward. Sauls ganzes Geschlecht wurde ausgerottet. David, der bei der Nachricht von Sauls und Jonathans Tod den schönen Trauergesang dichtete auf die gefallenen Helden, „die schneller waren denn Adler und stärker denn Löwen", und den Töchtern Israels zurief: „Weinet über Saul, der euch kleidete mit Purpur lieblich, der goldenen Schmuck gab auf euer Gewand", er vergaß aus Rücksichten der Staatskunst der alten Liebe, die ihm einst in Sauls Haus erwiesen worden. Aber der neue König machte die Israeliten bald zum herrschenden Volke in Kanaan und brachte durch seine Großthaten die Mittel und Wege, durch welche er zum Throne gelangt war, in Vergessenheit.

David s. 1030. §. 40. David und Salomo. Davids Regierung ist der Glanzpunkt der israelitischen Geschichte. Durch glückliche Kriege erweiterte er das Reich nach Süden bis an das rothe Meer und nach Osten, wo der Euphrat die Grenze bildete; er machte die syrische Stadt Damaskos zum Schemel seiner Füße und brach auf immer die Macht der Philister; in Verbindung mit seinem tapfern Feldherrn Joab unterwarf er die feindlichen Stämme der Moabiter, Ammoniter und Edomiter und rächte die früheren Niederlagen mit Härte und Grausamkeit; „er legte die Ammoniter unter Sägen und unter eiserne Dreschwagen und unter eiserne Beile und steckte sie in Ziegelöfen"; er eroberte die Hauptstadt der Jebusiter, **Jerusalem** mit der festen Burg Zion, und erkor sie zur Residenz und zum Mittelpunkt des Gottesdienstes. Darum ließ er die Bundeslade im festlichen Aufzug mit Harfen, Cymbeln und Pauken von Kiriath Jearim dahin bringen und ordnete einen feierlichen Cultus an, wobei das Absingen religiöser Lieder oder Hymnen (Psalmen), von denen er selbst einige der schönsten gedichtet hat, ein wesentlicher Bestandtheil war. Ihm war es beschieden, den Lorbeerkranz der lyrischen Poesie in die Königskrone zu flechten. Trotz der dunkeln That, wodurch er das schöne Weib des Uria gewann, und trotz mancher andern schweren Versündigung blieb David doch „der Mann nach dem Herzen Gottes", da er durch seine tiefe Reue und Bußfertigkeit immer wieder Jehovah's Vergebung erlangte. „Sein bewegliches Gemüth war des erhabensten Schwunges dichterischer und religiöser Begeisterung und der Ueberreizung zu entnervender sinnlicher Schwäche gleich fähig". Er ordnete das Heerwesen und umgab sich mit einer tapfern Leibwache aus Fremdlingen; er verbesserte die Verwaltung und Rechtspflege, mehrte das königliche Einkommen und den Staatsschatz und hob die Macht und das Ansehen der Krone. Das Ende seiner Regierung wurde durch den Aufruhr seines geliebten, von Ehrgeiz verlockten und von bösen Rathgebern mißleiteten Sohnes Absalom getrübt. Im Vertrauen auf die Volksgunst, die der Vater durch Druck und Härte verloren und der Sohn durch freundliches Entgegenkommen gewonnen hatte, versuchte der schönhaarige Jüngling die Krone an sich zu reißen. David

verließ die Hauptstadt und flüchtete sich über den Jordan. Aber das Glück wendete sich bald dem klugen Könige wieder zu. Absalom fand den Tod auf der Flucht, als er mit seinen langen Haaren an den Aesten einer Terebinthe hängen blieb. Auf dem Sterbebette übertrug David dem Salomo (dem Sohne derselben Bathseba, die er einst so treulos dem Uria entrissen) Krone und Reich und empfahl ihm mit staatsklugem Sinn die Bestrafung seiner Feinde. — Salomo der Weise, der über seines älteren Bruders Adonija Leiche zum Throne gelangte, vollendete das Werk des Vaters. Wie David im Kriege groß war, so glänzte er in den Künsten des Friedens. Er schmückte die Hauptstadt mit prächtigen Gebäuden und ließ durch tyrische Künstler und Bauleute auf dem Berge Moriah den herrlichen, von vielen Priesterwohnungen, Opferstätten und Altären umgebenen Tempel aufführen, der wegen des Reichthumes an Vergoldung, Schnitzwerk und Zierrath Gegenstand allgemeiner Bewunderung war. Zugleich wurden die Priestergeschlechter neu geordnet und eingetheilt und die Feier des großen „Hüttenfestes" geregelt, zu welchem zur Zeit der Wein- und Obstlese ganz Israel in die Hauptstadt zusammenströmte. Aber Salomo wich in vielen Dingen von Moses' Gesetzen ab. Er betheiligte sich an den Ophirfahrten der Phönizier und häufte durch großen Handelsverkehr ungekannte Schätze an, die seine Neigung zu Pracht, Luxus und Wollust erhöhten; er ließ Pferde aus Aegypten kommen und errichtete ein stehendes Heer mit Streitwagen und Reiterei; er ließ herrliche Paläste aufführen und umgab sich mit einem glanzvollen Hofstaat; er hielt sich einen Harem von ausländischen Frauen, denen er ihren Götzendienst gestattete und an deren Opferfesten er selbst Antheil nahm. So schützten ihn sein hoher Geist, sein bewunderter Verstand und seine vielgepriesene Weisheit, die größer war, „als die aller Söhne des Morgenlandes und alle Weisheit Aegyptens", nicht vor Thorheit. Von Salomo's klugem Richterspruche im Rechtsstreit zweier Weiber über den Besitz eines Kindes, von seinem Räthselspiel mit Hiram von Tyros und der Königin von Saba, von seiner Geschicklichkeit, schwierige Fragen zu stellen und überraschend zu lösen, erzählte sich noch lange die Volkssage. Er galt als Repräsentant des kurzen goldenen Zeitalters im Reiche Israel, darum wurde auch aller Glanz desselben auf sein Haupt ausgegossen. Was die Priesterschaft, was die Sängerzunft, was das Volk Edles und Dauerndes ins Dasein rief, das wurde als Werk Salomo's angesehen und mit seinem Namen geehrt, wie die „Sprüche", „das hohe Lied", das Lehrgedicht „der Prediger". Die Sagen von der übermenschlichen Weisheit, Reichthum und Herrlichkeit des Königs von Jerusalem, des Gründers von Tadmor, steigerten sich bei den nachgebornen Geschlechtern so sehr, daß „Suleiman" ihnen als mächtiger Zauberer, als Beherrscher der Geister und Dämonen, als Gebieter über die geheimen Kräfte der Natur erschien, in welcher Gestalt er sich unter allem Wechsel der Verhältnisse, Bevölkerungen und Religionen bis zur Stunde in der Märchen- und Fabelwelt des Morgenlandes erhalten und das ganze Gebiet der Poesie durchdrungen hat. Den späten Nachkommen erschien er „im Hohlspiegel der Sage" als die Mensch gewordene Weisheit. Aber Salomo's glänzende Regierung hatte auch ihre Schattenseiten. Aus dem patriarchalischen Zustande war eine despotische Monarchie mit orientalischer Pracht und Ueppigkeit, mit Steuern und Frohndiensten hervorgegangen,

Salomo c. 1000.

die mit schwerem Druck auf dem Volke lastete und alle Einnahmen verschlang, so daß er einst zwanzig galiläische Orte an der tyrischen Grenze an König Hiram um eine Geldsumme abtrat; an die Stelle des väterlichen Ansehens der Aeltesten und Stammhäupter, deren Rechtsspruch man ehedem gesucht, war die Gewalt königlicher Amtleute getreten, welche die Gesetze nach Willkür deuteten und von dem einst freien Eigenthum Zins erhoben. Daher versuchte noch unter Salomo's Waltung der streitbare **Jerobeam** eine Empörung. Diese wurde zwar unterdrückt und der Urheber zur Flucht nach Aegypten gezwungen; als aber Salomo's Sohn **Rehabeam** auf des Vaters Bahn fortschritt und, aufgestiftet von den „Jungen, die mit ihm aufgewachsen waren", die Forderungen des Volkes, den Willkürmaßregeln zu entsagen und die Last der Besteuerung zu mildern, drohend zurückwies, da fielen zehn Stämme von ihm ab und wählten Jerobeam vom Stamme Efraim zum König. Nur Juda und Benjamin blieben dem rechtmäßigen Herrscherstamme treu.

Jerobeam

Rehabeam.

D. Untergang des getheilten Reichs.

§. 41. Götzendienst und Propheten. Durch die Theilung entstanden zwei an Größe ungleiche Staaten: das aus zehn Stämmen gebildete Reich **Israel** oder **Efraim** mit den Hauptstädten Sichem, Thirza und Samaria, und das aus zwei Stämmen bestehende Reich **Juda** mit Jerusalem. Da die letztere Stadt die Bundeslade in dem prächtigen Tempel bewahrte und daher von den Leviten und vielen frommen Israeliten als die wahre Hauptstadt und der Mittelpunkt des Jehovahcultus angesehen wurde, so errichtete Jerobeam im Süden und Norden seines Reichs an den alten Opferstätten Dan und Bethel goldene Stierbilder, welche für Symbole Jahve's gehalten werden sollten, und brachte den Opferdienst auf Berghöhen aufs Neue in Uebung. Seine Nachfolger schmückten Thirza mit prächtigen Bauwerken und bereicherten das Land durch Handel; aber durch die Kriege mit Damaskos und Juda wurde die äußere Kraft geschwächt, während der zunehmende Götzendienst das alte Gottvertrauen zerstörte und den auf dem Volksglauben ruhenden sittlichen Ernst erschütterte. Auch Juda erlebte unter Rehabeams Nachkommen traurige Tage. Der ägyptische König Sesonchis (Sishak) nahm Jerusalem ein und entführte die reichen Schätze, die Salomo hinterlassen. Noch jetzt sieht man an der südlichen Außenwand des großen Tempelbaues von Karnak (Theben) die Abbildung, wie der siegreiche Herrscher eine scharfe Waffe über eine Gruppe gefangener und gebundener Feinde schwingt, wobei eine halbverwitterte Ueberschrift den einen als „Juta-Malk" (Juda-König) bezeichnet (§ 29d). Erst als die Juden die Altäre der fremden Götter in ihrem Lande umgestürzt, kam unter König Josaphat eine bessere Zeit. — Einer der mächtigsten und reichsten Könige in Israel war Josaphats Zeitgenosse **Ahab**, ein naturschwärmender Fürst, der nicht blos Nabots Weinberg in eine Gartenanlage umschuf, sondern auch das „lieblich blühende Giftkraut des Heidenthums" in den Weinberg Jahve's verpflanzte. Er weihte der Naturgottheit heilige Bäume und Symbole und errichtete auf Antrieb seiner götzendienerischen Gemahlin Jezabel aus Tyros in seiner neuen Hauptstadt Samaria dem Baal einen Tempel, in welchem

Jerobeam 979–957.

Josaphat in Juda 918–893. Ahab in Israel c. 900.

450 Priester den Dienst versahen. Umsonst eiferten die Jehovahpriester wider diesen lasterhaften, fleischeslustigen Baal- und Astartecultus aus Phönizien, die strenge, willenskräftige Königin trieb die Widerstrebenden aus dem Lande und nöthigte sie, sich in Wüsten, Höhlen und Schluchten zu verbergen. Unter ihnen war der Prophet **Elia**, der am Berge Karmel eine Zufluchtsstätte fand. Nun kam eine Dürre und Hungersnoth über das Land, die von Elia als göttliches Strafgericht erklärt wurde und Veranlassung gab, daß das aufgeregte und erzürnte Volk die Baalpriester sämmtlich erschlug, worauf die flüchtigen Propheten und Priester zurückkehrten und der Jehovahdienst wieder hergestellt ward. Nur Elia mußte vor den Nachstellungen der erzürnten Königin abermals in der Wüste Zuflucht suchen. Mit den Syrern in Damaskos führte Ahab glückliche Kriege; als er aber gegen den Rath der Propheten dem überwundenen Könige Leben und Freiheit schenkte, wendete sich das Glück. Der syrische König vergalt die erfahrene Milde mit Undank, indem er die Friedensbedingungen nicht erfüllte. In dem dritten Kriege, den Ahab deshalb gemeinsam mit Josaphat von Juda wider die Syrer unternahm, empfing er die Todeswunde, kämpfte aber auf seinem Wagen stehend so lange fort, bis er vor Blutverlust und 897.
Entkräftung starb, ein ritterlicher Mann, dessen Name von der theokratischen Geschichtschreibung geschändet der Nachwelt überliefert worden ist. M i c h a der Prophet hatte den unheilvollen Ausgang vorherverkündet und war deshalb von dem Könige vor dem Feldzuge ins Gefängniß geworfen worden, „bis er glücklich zurückgekehrt sei". Auf Ahab folgte sein Sohn J o r a m, unter welchem Joram in Israel
Samaria von den Damascenern lange belagert wurde, so daß eine unerhörte 895—883.
Hungersnoth über die Stadt kam. Alle diese Unfälle wurden von den Propheten als Strafgerichte des Herrn wegen des Baaldienstes, dem das Haus Ahab ergeben blieb, gedeutet. Und da sich durch die Vermählung der **Athalja**, einer Tochter Ahabs und der Jezabel, an Josaphats Sohn dieser lastervolle Cultus auch nach Juda verpflanzt hatte, so sollte Ahabs ganzes Haus vertilgt werden. Zu dem Zweck ließ **Elisa**, das Haupt der damaligen Prophetenschaft, das heilige Salböl über das Haupt **Jehu's**, des Feldhauptmannes von Joram, ausgießen und erklärte ihn im Namen Jehovahs zum König von Israel. Verwundet saß Joram mit seinem Neffen A h a s j a von Juda in seinem Königspalast zu Jesreel, als Jehu mit seinen Anhängern in die Stadt einzog, die beiden Könige, die auf ihren Wagen zu enteilen suchten, erreichte und tödtete und Jezabel aus dem Fenster herabstürzen ließ, daß ihr Blut an die Wand und Jehu's Rosse spritzte. Der wilde Mörder fuhr über ihre Leiche hin und gebot dann den Aeltesten der Stämme und den Kriegsoberſten, Ahabs ganzes Geschlecht auszurotten und die Köpfe ihm zuzusenden. So wurden siebenzig Söhne und Enkel Ahabs und zwei und vierzig Brüder und Verwandte Ahasja's geschlachtet. Aber die Hoffnung Jehu's, auf den Leichen des Königshauses die Vereinigung der beiden Reiche begründen zu können, ging nicht in Erfüllung. Athalja, Ahabs Tochter, ergriff in Juda die Zügel der Regierung und vertilgte auf gleiche Weise Alle, die ihr im Wege waren; sogar der Söhne Ahasja's, ihrer eigenen Enkel, schonte sie nicht. Nur J o a s, der einjährige Sohn Ahasja's, wurde durch seines Vaters Schwester mit Mühe vor der Wuth der götzendienerischen Königin gerettet und im Tempel heimlich erzogen. Mit gleicher

Jehu in Israel 883—855. Grausamkeit wie gegen das Königshaus verfuhr Jehu auch gegen die Baalpriester und Baaldiener. Sie wurden niedergestoßen, ihre Tempel zerstört und der Jehovahcultus wieder hergestellt. Aber diese Gräuel schwächten die Kraft in Israel, so daß unter Jehu und seinen drei Nachfolgern ein großer Theil des Landes an die Syrer verloren ging und die Kriegsmacht auf 10,000 Mann mit 10 Streitwagen und 50 Reitern herabsank. Erst unter Jerobeam II. (Jerobeam II. in Israel 822—761.) hob sich das Reich von Neuem. Die verlorenen Städte wurden wieder gewonnen, Israel bis an den Bach der Haide, die Grenze Edoms, ausgedehnt, Handel schuf Wohlstand und Reichthum; „die Söhne Israels wohnten in ihren Zelten wie ehemals" und in der Hauptstadt Samaria „herrschte Pracht und Ueberfluß in stattlichen Häusern". — Aehnlich erging es in Juda. Athalja (Athalja in Juda 884—878.) wurde nach einer sechsjährigen Regierung auf Veranstalten des Hohenpriesters Jojada gestürzt und ermordet, der Baaltempel zerstört und der Jehovahdienst in seiner Ehre hergestellt. Aber weder Joas (Joas 878—838.), noch sein Sohn Amasia (Amasia 838-809.) waren vermögend, den Angriffen der zahlreichen Feinde mit Nachdruck zu widerstehen, auch ein Bürgerkrieg mit dem Bruderstaate der zehn Stämme gereichte dem südlichen Lande und der Hauptstadt Jerusalem zum Verderben. Beide Könige starben eines gewaltsamen Todes. Erst Usiah (Usia in Juda 809—757.) verlieh dem Reiche neues Ansehen; er weckte durch glückliche Kriege mit den Philistern und andern feindlichen Stämmen wieder Selbstvertrauen und kriegerischen Muth und beförderte dabei Handel, Ackerbau und Viehzucht. Aber den Abend seines Lebens trübte die Krankheit des Aussatzes; er bezog als Siecher eine besondere Wohnung, und im Palaste beschied fortan sein Sohn Jotham „das Volk des Landes".

§. 42. Assyrische Gefangenschaft. Im 9. und 8. Jahrhundert kamen schwere Zeiten über die getheilten Reiche. Im Osten erhob sich das assyrische Reich (§. 23) in verjüngter kriegerischer Kraft und richtete seine Eroberungszüge nach den durch innere Kriege geschwächten und durch neuen Götzendienst zerrütteten Ländern am Libanon. Die Reiche Israel und Juda, statt mit vereinten Kräften dem mächtigen Feinde zu widerstehen und in dem Festhalten an Jehovah und an den alten Sitten und Gesetzen des Volkes Muth und Vertrauen zu schöpfen, haderten wider einander, schlossen Bündnisse mit fremden Völkern, suchten Schutz und Hülfe an den Altären heidnischer Götter und ergaben sich dem Wohlleben und der Ueppigkeit. Sie verfolgten die gottbegeisterten Propheten, die mit kühnem Freimuthe den Untergang des Reiches weissagten, wenn Jehovahs Verehrung vom Götzendienst verdrängt werde und die Zwietracht und der Frevelsinn fortdauere. Aber unter der Verfolgung wuchs der Muth und die Kraft der Seher. In den Einöden und Wüsten unter Entbehrungen und Kasteiungen stärkte sich ihr Glaube und ihr inneres Schauen. Im Namen Jehovah's, den sie als einen heiligen persönlichen Gott, als ein geistig-sittliches Wesen erfaßten, dem man nicht mit Opfer und Altären, sondern mit unsträflichem Wandel, mit Herz und Lippe dienen müsse, drangen sie kühn auf Besserung des Lebens, auf Tugend und Gottesfurcht und drohten mit dem Zorne des Herrn, wenn sie nicht zu dem alten Gott zurückkehren und ihm allein vertrauen würden. Aber die Herzen der Juden waren verstockt. Umsonst eiferte Amos, der einst in Juda die Schafe geweidet, bis ihn Jehovah erweckte, gegen die Ueppigkeit und Schwelgerei der Großen in Israel, gegen

Trug und Bedrückung und gegen den freveln Sinn, womit sie „Recht in Gift
verkehrt und der Gerechtigkeit Frucht in Wermuth“; die Priester von Bethel
erhoben sich wieder und nöthigten ihn zur Flucht nach Juda. Umsonst warnte
Hosea den israelitischen König Menahem vor dem thörichten Beginnen, die Menahem in Israel 760—750.
Hülfe der Assyrier wider die andringenden Damascener anzurufen, und schilderte
die Gefahren, die über das Volk kommen würden, wenn es nicht zur Mäßigkeit
und Gerechtigkeit, zu Gesetz und Ordnung zurückkehre; der König von Ninive
wurde herbeigerufen; er zog über den Euphrat ins syrische Land, machte den
verblendeten Menahem zinspflichtig, nachdem er ihm Schätze und Städte geraubt,
und versetzte einen Theil der Bewohner nach Mesopotamien. Dieses
Beispiel schreckte die Könige von Juda Jotham und Ahas nicht ab, gleich- Jotham 757—741.
falls um die Gunst Assyriens zu buhlen. Als Pekah von Samaria, im Bunde Ahas 741—725
mit den Syrern von Damaskos, Juda mit Krieg überzog und Jerusalem enge in Juda.
einschloß, rief Ahas den Großkönig, **Tiglat Pilesar** (Phul), zu Hülfe, stellte
sein Land unter assyrische Zinspflicht und befleckte den Jehovahtempel mit assyrischem
Götzendienst, unerschüttert durch die Strafreden des großen Propheten
Jesaja, des feurigen, gottbegeisterten Sehers, dessen Herz für Vaterlandsliebe,
für die Religion der Väter, für alte Sitte und Tugend erglüht war. Man
opferte und räucherte den fremden Göttern; der grausige Dienst des Moloch
wurde eingeführt, Sonnensäulen erhoben sich, Ascherabäume wurden gepflanzt,
dem Dienste Jehovahs die Pforten des Tempels verschlossen. Aehnlich wurde es
auch unter Tiglat Pilesars Nachfolger Salmanassar gehalten. Bald schlug
man jedoch andere Bahnen ein. Als **Sargon**, der streitbarste unter den assyrischen
Königen, das reiche Küstenland mit Krieg überzog, Phönizien unterwarf,
Alt-Tyros und die Seestädte der Philister bezwang und drohend bis an die
Grenzen Aegyptenlands vorrückte, schloß **Hosea** vom Reiche Efraim mit den Hosea v. Israel
Aegyptern einen Bund, um Schutz gegen die assyrische Uebermacht zu erlangen, 727—719.
und entzog sich der drückenden Zinspflicht der Niniviten. Ergrimmt über dieses
Beginnen, rückte der Assyrier in das efraimitische Reich ein, eroberte die Hauptstadt
Samaria nach dreijähriger Belagerung und führte den König mit dem
größten Theile des ganzen Volkes in die **assyrische Gefangenschaft**, jenseit des 719.
Euphrat und Tigris. Im fernen Armenien und in den „Städten der Meder“
erhielten die Weggeführten neue Wohnsitze, indeß in das grüne Hügelland Samarien
fremde Völker einzogen, welche der assyrische König kommen ließ aus Babel, aus
Hamat und vom Euphrat. Nur in wenigen schwachen Trümmern dauerte die
Erinnerung an das frühere Leben, an die Macht und Blüthe unter David und
Salomo fort. Das Land war verwüstet, so daß die wilden Thiere die Menschen
erwürgten, und „eine Stimme auf den Höhen ward gehöret, das flehentliche
Weinen der Söhne Israels, daß sie ihren Weg verkehret, vergessen Jehovah's,
ihres Gottes“. Aus der Vermischung der neuen Einwanderer mit den zurückgebliebenen
Israeliten entstanden die **Samariter**.

§. 43. Babylonische Gefangenschaft. Juda blieb bei der assyrischen
Zinspflicht und wurde noch verschont. Als aber der mächtige Sargon bald darauf
ins Grab sank, glaubte **Hiskia**, König von Juda, die Stunde der Befreiung ge- Hiskia von Juda
kommen. Er schloß mit Aegypten einen Bund und befestigte Jerusalem. Umsonst 725—696.
mahnte Jesaias, man solle sich nicht auf einen morschen Stab stützen und nicht

bei Menschen Hülfe und Rettung suchen, die allein Jehovah gewähren könne. Hiskia blieb bei seinem Vorsatz, doch bewirkten die Strafreden des Propheten, daß er sich von den fremden Göttern abwendete, die „Höhen" entfernte und Jehovah mit Ernst und Eifer suchte. Und sein Vertrauen wurde nicht getäuscht. **Sanherib**, Sargons waffenkundiger Nachfolger, rückte mit großer Heeresmacht ins Land und bedrohte Jerusalem. Aber noch war Juda's Stunde nicht gekommen, noch schützte Jehovah seine Stadt, wie Jesaias verkündigt hatte. Ehe die ägyptische Hülfe ankam, vernichtete eine heftige Seuche das assyrische Heer und Sanherib brach auf und verließ
705. das Land mit Grauen. Jerusalem war gerettet. Sanherib wurde einige Zeit darauf erschlagen, aber seine Nachfolger Asarhadon und Asurbanipal hielten die Macht und die kriegerische Größe des ninivitischen Herrscherhauses aufrecht. Bald nach dem Tode des letzteren ging jedoch das assyrische Reich seinem Untergange entgegen. Noch ehe das siebente Jahrhundert zu Ende war, lag das stolze Ninive in Schutt und Trümmern (§. 23 b). Aber Juda fiel zurück in seine alte Verblendung.
Manasse 695–640. Hiskia's Sohn Manasse wendete sich vom Jehovahdienste seines Vaters wieder ab zu den heidnischen Göttern, die sein Großvater Ahas verehrt hatte. Der Baaldienst wurde wieder aufgerichtet und der Cultus der Wollust verdrängte von Neuem die Anbetung des Einen heiligen Gottes im Himmel. Wie Ahas opferte Manasse seinen Sohn dem glühenden Moloch. Die Propheten, die sich mit aller Kraft dem unsittlichen Opferdienst und der Religion der Sinnlichkeit widersetzten, die da drohend verkündigten, wenn nicht der lebendige Gott gesucht werde mit Reinheit des Herzens und Gerechtigkeit des Wandels, „so werde die Schnur und das Senkblei der Zerstörung über Jerusalem gebracht werden wie über Samarien", sie wurden grausam verfolgt. „Das Schwert fraß die Propheten wie ein verheerender Löwe." Aber ihre Stimme ertönte fort und Jesaias verwies das zagende Geschlecht vertrauensvoll auf den künftigen Messias, der aus Davids Geschlecht hervorgehen und dem Lande ein Retter sein werde. Noch einmal wurde der alte Bund zwischen Jehovah und seinem Volke feierlich
Josia 638–608. erneuert, als König **Josia**, der als achtjähriger Knabe den Thron bestiegen,
622. aus den Händen der Jehovahpriester das niedergeschriebene Gesetzbuch Moses' empfing, und zum Zeichen, daß er zum alten Glauben und Gehorsam zurückgekehrt sei, die Altäre des Baal und der Sterngötter zerstören, die Priester und Zauberer aus dem Lande treiben und den Dienst der Wollust und des Schreckens (der Astarte und des Moloch) vertilgen ließ. Die Verehrer des Nationalgottes erlangten einen glänzenden Sieg, die Priesterschaft Jahve's theilte sich mit dem Königthum in die Herrschaft über das Volk. Dies waren die letzten kurzen Jahre des Glücks in Judà. Zwischen Aegypten und Assyrien war ein Krieg ausgebrochen. Josia wollte als assyrischer Lehnsfürst den Aegypterkönig
608. Necho (§. 29) vom Durchzug durch sein Land abhalten, verlor aber bei Megiddo in der Ebene Jesreels Schlacht und Leben. Sein Erstgeborner, Joas, den das Volk eigenmächtig zum Herrscher ausrief, wurde nach kurzer Regierung in ägyptische
Jojakim 607–598. Gefangenschaft geführt, worauf Josias zweiter Sohn Jojakim als tributpflichtiger König den Thron bestieg. Leichtsinnig und verschwenderisch achtete der neue König nicht der Noth des Landes; er wendete sich wieder den fremden Göttern zu und verfolgte den kühnen Propheten **Jeremias**, der in gewaltigen Strafreden dem Frevelsinn des Königs und des Volks entgegentrat und den Tag des Gerichts, wo der Tempel von Jerusalem in Trümmer sinken und das Land und Volk in Juda die

Beute fremder Kriegsschaaren werden würde, als nahe bevorstehend verkündete.
Necho's **Niederlage bei Karchemisch** durch **Nebukadnezar** (§. 24) war für 904.
Juda keine Erleichterung. Denn an die Stelle des ägyptischen Zwingherrn trat
nunmehr der mächtige und kriegerische König von Babylon, der als Erbe der assy-
rischen Herrschaft diesseit des Tigris die Eroberungspläne Sargons und San-
heribs wieder aufnahm. Innerhalb vier Jahren unterwarf er das syrische Land
nebst der Stadt Jerusalem, plünderte den Tempel und führte Jojakims Sohn
Jechonja sammt den Kriegsleuten und angesehenen Männern des Landes in das
Innere seines Reiches. Ueber den wehrlosen Rest, den Nebukadnezar noch in 597.
der überwundenen Stadt zurückließ, wurde Josia's dritter Sohn **Zedekias** als Zedekias 596—586.
zinspflichtiger König eingesetzt und Stadt und Land mit schwerer Botmäßigkeit
gedrückt. Aber noch war der zähe Sinn der Juden nicht gebrochen, noch glühte
in ihrer Brust das Verlangen nach Freiheit und Selbständigkeit. Die Pro-
phetenstimme Jeremias', der, an der Zukunft des Vaterlandes verzweifelnd,
zum Ausharren unter dem fremden Joche ermahnte, fand kein Gehör. Im
Vertrauen auf ägyptische Hülfe erhob sich Juda, den König an der Spitze,
nochmals wider den fremden Zwingherrn. Doch mit wenig Erfolg. Trotz der 588.
tapfern Vertheidigung der Juden fiel Jerusalem, wie Jeremias geweissagt, von
Hunger entkräftet in die Hände der Feinde. Nebukadnezar verbrannte Tempel
und Stadt, raubte die heiligen Gefäße und Kunstwerke und führte zuletzt den
geblendeten König, nachdem dessen beide Söhne vor seinen Augen ermordet
worden, nebst dem angeseheneren Theile des Volkes gefesselt in die **babyloni-** 586.
sche Gefangenschaft. Nur das unbemittelte Landvolk wurde zurückgelassen und
unter den Befehl eines gewissen Gedalja gestellt, welcher zu Mizpa seinen Sitz
nahm. Aber als chaldäisch Gesinnter gehaßt fiel auch Gedalja bald nachher durch
Mörderhand, worauf neue Wegführungen stattfanden. Jeremias, der vom
Kampfe wider die Chaldäer abgerathen und darum während der Belagerung in
Haft gehalten worden war, zog mit einer Schaar Auswanderer nach Aegypten
und beweinte in den „Klageliedern“ den Untergang seines Vaterlandes.
„Wie sitzet einsam die Stadt, ehedem so volkreich! Sie ist wie eine Wittwe;
die Große unter den Völkern, die Fürstin unter den Landschaften ist dienstbar
geworden. Jammernd weint sie Nachts, Thränen auf ihrer Wange. Die
Wege nach Zion trauern, weil Niemand zum Feste kommt.“ In der Noth
wandten sich die Juden wieder zu dem Gott ihrer Väter; das Elend war
ein Bad der Wiedergeburt; „Juda starb hinüber in ein zweites Leben“; „an
den Wasserbächen Babylons“ hörten die Weggeführten wieder auf die Stimme
ihrer Priester und Propheten, die, wie Ezechiel und der große „babylonische
Jesaja“, ihnen die künftige Rückkehr in die Heimath verkündeten. Und sie fanden
Gnade vor Jehovahs Angesicht. Nach einigen Decennien wurde Babylon von
den Persern erobert, worauf Kyros die Juden wieder in ihre Heimath ent- 539.
ließ, sie unterstützte und die geraubten Tempelschätze zurückgab. „Ich erweckte
Koresch (Kyros), meinen Gesalbten, zum Heil,“ rief der große, unbekannte
Prophet aus, dessen Weissagungen in der Folge mit denen des älteren Jesaja
verbunden wurden, „und alle seine Wege will ich ebnen, er soll meine Stadt
bauen und meine Gefangenen entlassen“. Allein nur ein kleiner Theil zog
vorerst unter Zorobabels und Josua's Leitung zurück und legte sofort Hand

an den Bau des Tempels. Da sie aber die Samariter als Unreine von sich fern hielten, so suchten diese aus Nationalhaß ihr Vorhaben auf alle Weise zu stören. Sie erwirkten ein Verbot gegen den begonnenen Bau, der daher erst
514. unter Dareios vollendet und durch Sühn- und Dankopfer eingeweiht wurde. Als Artaxerxes über Persien regierte, zogen, von **Esra**, dem „Schriftge-
457. lehrten", und **Nehemia** angeführt, neue Schaaren in die Heimath zurück, vom König freigebig unterstützt, bauten unter steten Kämpfen wider die Feinde die Stadt mit Mauern und Thoren auf und stellten die mosaische Gesetzgebung wieder her. Nehemia, ein wohlhabender Mann voll Vaterlandsliebe und Gottesfurcht, theilte das ganze Volk in zwei Hälften; während die eine vollständig gerüstet und mit Speer und Schild bewehrt die Wache hielt, war die andere, das Schwert umgürtet, mit Bauen und Lasttragen beschäftigt, so daß sie mit der einen Hand am Werke schafften, mit der andern, wenn es nöthig war, die Waffen führten. Das Unglück hatte sie belehrt, daß nur im festen Beharren bei dem Glauben ihrer Väter Heil und Rettung sei; daher mieden sie von nun an sorgfältiger den Götzendienst und jede Berührung mit götzenverehrenden Heiden. Alle Mischehen wurden aufgelöst und die darin erzeugten Kinder aus der Gemeinde ausgestoßen. Aber durch solche Abschließung gestaltete sich allmählich das jüdische Gottesreich zu einer „Heiligherrschaft", zu einem hierarchischen Priesterstaate mit einem starren Gesetzesdienst. „Indem der Strom des Denkens, Eis ansetzend an den Rändern, stets enger ward, zog der Judaismus um sich her concentrische Kreise, innerhalb deren er sich verschanzte und dem Zutritte freier Luft sich verschloß."

§. 44. Hebräische Literatur. Die Literatur der Israeliten war, wie ihre Geschichte, ihre Staatseinrichtungen und ihr Leben, auf den Jehovahdienst bezogen, daher auch ihre Poesie, als der Erguß einer religiösen Stimmung, durchaus lyrisch ist und die höheren Gattungen der Dichtung, das in der frei behandelten und willkürlich gestalteten Geschichte wurzelnde Epos und das von einer klaren Erfassung des Realen und einer ruhigen Darstellung wirklicher Begebenheiten unzertrennliche Drama keine Pflege bei ihnen fanden. Die Jehovahreligion ist der Mittelpunkt der gesammten, in historische, poetische und prophetische Schriften sich scheidenden Literatur der Israeliten. Die historischen Bücher enthalten die Geschichte der Gründung des theokratischen Reichs mit seiner genau bestimmten Gesetzgebung. Losgerissen von der Geschichte der weltbestimmenden Völker und nur auf die eigne Nation und die Volksstämme Paläſtina's beschränkt, tragen diese Bücher in ihrer streng nationalen und religiösen Eigenthümlichkeit in den älteren Theilen einen epischen Charakter. — Die poetischen Schriften sind theils rein lyrisch, wie die beim Jehovahcultus angewandten Psalmen, denen David ihr echtes Gepräge verliehen, obschon die meisten in der vorhandenen Sammlung (Psalter) nicht von ihm herrühren, oder mit einigen dramatischen Elementen verbunden und mit einer idyllischen Erzählung als Grundlage, wie das „Hohe Lied", theils didaktisch, wie die zur Verherrlichung der über den Menschengeschicken waltenden göttlichen Vorsehung und Gerechtigkeit bearbeitete Volkssage vom frommen, schwergeprüften Hiob, oder die erwähnte, aus dem Schooße des Volks hervorgegangene Spruch- oder Gnomendichtung, die unter Salomo's Namen zusammengefaßt ist. Dieses „Buch der Sprüche", welche bald im einfach sprüchwörtlichen Vortrage, bald in witzigen Gegensätzen und Gleichnissen eine Weisheit lehren, deren sittlich-religiöse Regeln und Vorschriften aus einer reichen Lebenserfahrung stammen, ist vermöge „der sinnvollen, inhaltschweren Gedrängtheit des Ausdrucks und der treffenden Wahl der Bilder" der orientalischen Natur besonders angemessen, in den „Salomonischen Sprüchwörtern" spiegelt sich das in der Sittlichkeit und Gottesfurcht wurzelnde praktische Leben vieler Jahrhunderte, wie in den Psalmen das innere Religionsleben des Gemüths. Die Psalmen sind die Perlen der hebräischen Poesie. Ein

Feuerstrom der Begeisterung reißt die Dichter unmittelbar zu dem Gott hin, der sich nicht als ein in der Natur lebendes und mit ihr Eins gewordenes Wesen, sondern wie der über die Natur als über seine Schöpfung gebietende Herr offenbart. Die Sprache und der Ausdruck haben einen Schwung, die Bilder eine Erhabenheit und Kühnheit und in großartiger Gedrängtheit eine Anschaulichkeit, das vertrauungsvolle Gebet zu Gott, der Dank und Preis eine Inbrunst, die Klagen eine Innigkeit, welche in der Poesie aller Völker und Zeiten unübertroffen geblieben sind. Wie die Psalmen sind auch die Mahnungen, Strafreden und Weissungen der gotterfüllten, von Religion und Vaterlandsliebe begeisterten **Propheten** ein großes Spiegelbild der religiösen Geistesrichtung des israelitischen Volkes. Nach ihrer Anschauung beruht alles Heil auf der Erfüllung der göttlichen Gebote, alles Unheil auf ihrer Verachtung; darum sehen sie in allen Drangsalen und Widerwärtigkeiten, sowohl in den bereits eingetroffenen, als in den bevorstehenden, aus den Umständen erkennbaren die strafende und vergeltende Hand Gottes und in der Bekehrung und Buße das einzige Mittel der Abwendung. Diese Bekehrung und Buße müsse aber nicht in äußerer Werkheiligkeit, in Opfern, Gebeten, Fasten, sondern in der sittlichen Besserung und einem rechtschaffenen Wandel bestehen. „Die Idee des allmächtigen, heiligen Gottes, wie ihn Moses geoffenbart, war ihr Leitstern. Von ihr ausgehend verurtheilten sie die Gegenwart, weissagten sie einen Gerichtstag, welcher allem Bösen, der Wurzel des Elendes in der Welt, ein Ende machen werde; und in dessen Hintergrund strahlte ihren Blicken ein kräftiger, idealer Gottesstaat auf, in welchem Tugend und Frömmigkeit herrschen und ihren Lohn finden." Ganz in die Betrachtung der göttlichen Dinge versenkt, zu der sie die sehnsüchtige Richtung ihres Gemüths hinzieht, erfassen die Propheten die auf sie einströmenden Gedanken nicht als die ihrigen, sondern als Jehovahs Gedanken, Ermahnungen, Drohungen, Befehle, als eine „Last des Herrn". Die bedeutendsten und schwungreichsten sind die um die Zeit der assyrischen Kriege lebenden, unter denen wieder der ältere **Jesaja** mächtig hervorragt. — In **Wissenschaften** und **Künsten** haben die Juden wenig geleistet; ihre Natur war unkünstlerisch, und der strenge Monotheismus hemmte die Ausbildung der Plastik und der Malerei. Die hebräischen Schriften sind nicht das Werk wissenschaftlichen Denkens noch einer künstlerischen Bildungskraft. Sie sind durchweg der Ausdruck eines leidenschaftlich bewegten Gefühls, der Ruf einer nach Gott lechzenden Seele, sie sind getragen und gehoben von dem Strome religiöser Begeisterung. Eben deshalb sprechen sie so mächtig vom Herzen zum Herzen. „Durch viele Jahrhunderte sich hindurchziehend entrollen uns diese Bücher ein vollständiges Gemälde des Processes der religiösen Idee von ihren ersten Anfängen bis zur höchsten Vollendung, und so sind sie ein nie versiegender Schatz für das ahnungsvolle fromme Gefühl, und dem theologischen Denker eine unerschöpfte Fundgrube. Israel ist das Gefäß gewesen, in welches die Wasser des Lebens gefaßt, in welchem sie frisch erhalten wurden und kühl, um fortan die Welt zu erquicken."

Der biblische Kanon. Die **Bibel** enthält nach der jetzigen, aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. herrührenden Anordnung, wobei die hebräisch geschriebenen **kanonischen** von den griechisch verfaßten oder ins Griechische übersetzten **apokryphischen** Büchern unterschieden sind, folgende Schriften:

I. **Historische Schriften.** Dazu gehören: die **fünf Bücher Moses** (**Pentateuch**), die nicht von einem einzigen Verfasser herrühren, sondern zu verschiedenen Zeiten von der Priesterschaft an der Hand der Sage und Ueberlieferung und gestützt auf alte Urkunden, Gesetze und Einrichtungen, bearbeitet wurden. Die ältesten Stücke, wie die Aufzeichnungen der Stationen des Zuges durch die Wüste und die wichtigsten Gesetze rühren ohne Zweifel von Moses selbst her, indeß die andern aus den Zeiten Samuels und der ersten Könige stammen mögen. Das letzte Buch des Pentateuch ist erst gegen Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. (622 unter König **Josia**) zu Stande gekommen. Nach dem Exil wurde durch **Esra** eine neue Aufzeichnung und Recension der Sammlung vorgenommen. Das **erste** Buch (**Genesis**, Schöpfung) enthält die älteste Geschichte des Menschengeschlechts und die Schicksale der Israeliten bis zum Aufenthalt in Aegypten; das **zweite** (**Exodus**, Auszug) handelt vorzugsweise von den Drangsalen des Volkes in Aegypten, vom Auszuge und von der Gesetzgebung am Berge Sinai; das **dritte** (**Leviticus**, Priesterbuch) befaßt sich mit den religiösen und bürgerlichen Gesetzen und dem Priesteramte; das **vierte** (**Numeri**, Aufzählungen) enthält nebst weiteren Gesetzen und Vorschriften die Volkszählung und Stammregister der Juden und die Anfänge der Eroberung Kanaans; das **fünfte**

(Deuteronomium) wiederholt die Geschichte des Wüstenzuges und die wichtigsten Gesetze und handelt dann von Moses' Ausgang und letzten Reden. — Das **Buch Josua** erzählt die Eroberung Palästina's unter diesem Führer und die Vertheilung des Landes, wie sie projectirt sein mochte, wie sie aber nie zur Ausführung kam. — Das **Buch der Richter**, das lebendigste Geschichtsbuch der Israeliten, das sich an mündliche Ueberlieferungen und Volkserzählungen, an Altäre, Denksteine und Orte der Erinnerung anlehnt, behandelt die Heldenzeit des jüdischen Volkes und die unter der Leitung gottbegeisterter Streiter vollbrachten Kriegsthaten. — Die idyllische Geschichtserzählung, die den Inhalt des **Buches Ruth**, der Stammmutter Davids bildet, scheint zur Verherrlichung dieses Königs, jedoch nach der Davidischen Zeit, verfaßt zu sein. — Die **zwei Bücher Samuels** und die **zwei Bücher der Könige** geben eine lebendige und lehrreiche Darstellung der Geschichte des israelitischen Volkes sowohl während der Periode des Glanzes, als zur Zeit des Verfalls durch die Theilung und der endlichen Abführung in die Gefangenschaft. — Jünger und von weniger Bedeutung sind die **zwei Bücher der Chronik**, die nebst Geschlechtsregister vorzugsweise die Geschichte Juda's und des levitischen Stammes darstellen. Sie sind keineswegs eine Fortsetzung der Bücher der Könige, sondern behandeln größtentheils denselben Zeitraum, aber nach streng priesterlicher und prophetischer Anschauung, im „theokratischen Pragmatismus". Die drei letzten historischen Bücher, **Esra**, **Nehemia** und **Esther** (in welchem letzteren die durch Esther bewirkte Rettung der Juden in der Gefangenschaft von der durch Haman ihnen drohenden Gefahr dargestellt ist) handeln von den Schicksalen der Juden bei der Rückkehr und der Geschichte des neuen Tempelbaues.

II. **Poetische Schriften.** — Das **Buch Hiob**, das den Seelenkampf eines gottvertrauenden, durch Leiden schwer geprüften und an der göttlichen Gerechtigkeit' auf einige Zeit irre gewordenen, dann aber wieder zum vollen Vertrauen auf die höhere Waltung gebrachten Mannes darstellt, scheint eine zu einem religiös-didaktischen Zwecke bearbeitete Volkssage zu enthalten und ist eine verherrlichende Rechtfertigung der Vorsehung (Theodicee) und ihrer oft wunderbaren und unbegreiflichen, aber stets zum Besten führenden Mittel und Wege. Diese tiefsinnige Dichtung, die alle Formen der Poesie in sich vereinigt, indem die prosaische Erzählung am Anfang und Ende einen epischen Charakter trägt, der Hauptinhalt in dramatischen Wechselreden, mit schwungvollen, lyrischen Naturschilderungen gemischt, abgehandelt wird und das Ganze eine didaktische Tendenz enthält, nimmt ihre Stellung unter den großartigsten, inhaltreichsten Kunstschöpfungen aller Völker und Zeiten ein. Wann und von wem das Buch verfaßt wurde, ist unbekannt. „Es will aber scheinen, daß der Dichter nur auf den Trümmern Efraims und seiner eigenen Dogmatik stehend zu solcher Höhe des Standpunktes, zu so unbeschränkter Ausschau sich erheben konnte, und man wird bewundernd anerkennen, daß kein Denkmal, womit das Grab irgend eines andern Volkes geschmückt worden, der Pracht dieses Gedichtes gleichkommt, das unvergänglich eingegraben steht den Ruinen Samariens." — Der **Psalter** ist eine Sammlung von 150 lyrischen und didaktischen Gedichten von verschiedenen Verfassern und aus verschiedener Zeit, meist religiösen Inhalts und zum Absingen bei den Festen im Tempel bestimmt. Sie sind bald Loblieder Jehovahs (Oden und Hymnen), bald Danklieder, bald Klaglieder (Elegien); die von David gedichteten zeichnen sich aus durch tiefes religiöses Gefühl, Anmuth und Kraft der Empfindung, die von der Sängerfamilie der Korahiten herrührenden durch Schwung und Lebendigkeit, die des Davidischen Sängers Assaph haben mehr einen belehrenden Inhalt. Nach der Ansicht mancher Kritiker sind viele der heiligen Gesänge erst in der Maccabäerzeit entstanden. So sagt Hitzig: „Der Aufschwung, welchen das Volksleben jetzt nahm, beflügelte schließlich auch das Wort. In Schwingung gesetzt, begnügte die Seele sich nicht mehr mit alltäglicher Rede, sondern die Stimmen des Liedes, welche in undichterischen Zeiten bisher stumm geblieben, wurden wiederum laute Begeisterung, geweckt durch den Sieg, wie auch die Trauer ob einer Niederlage, gelangen zum rhythmischen, oft wahrhaft poetischen Ausdruck; freudiger Dank, Klage und Bitte hauchen zu Gott aus frommem kindlichen Gemüthe die Psalmen." — Die **Sprüche Salomo's** bestehen theils aus einzelnen Sentenzen und Sprüchwörtern, theils aus zusammenhängenden Spruchreihen; sie sind als überlieferter Schatz der praktischen Lebenserfahrung der Nation anzusehen und rühren nur zum kleinsten Theile von Salomo her. Der sogenannte **Prediger** (Kohélet) **Salomo's** ist eine Lehrdichtung aus späterer Zeit von loser Verbindung, worin ein erfahrener Mann die Resultate seines Nachdenkens und seiner Zweifel in kurzen, scharfen Sätzen ausspricht. Sie „enthält die Lehre von der Nichtigkeit aller irdischen Dinge und

der Zwecklosigkeit aller menschlichen Bestrebungen und fordert zu einem frohen Lebensgenuß, als dem einzig Wirklichen und Werthvollen, auf, ohne jedoch in ihrer Darstellung einen festen, überall gleichmäßig hervortretenden Plan zu verfolgen". In dem „**Hohen Liede**" (Lied der Lieder) ist eine idyllische Liebesgeschichte enthalten, die in bestimmten Situationen und Scenen bald lyrisch, bald dramatisch, bald erzählend dargestellt wird. Der Grundgedanke ist die Schilderung einer treuen, mit sittlichem Geiste erfaßten Liebe, die allen Versuchungen widersteht, die nur dem freien Zuge eines edlen, getreuen Herzens folgt und nicht durch äußere Mittel zu erwerben ist. Es mögen alte Volkslieder aus Salomo's Zeit zu Grunde liegen, daß aber die Abfassung einer Periode angehört, wo die Volkspoesie schon in die Kunstdichtung übergegangen, beweisen die mitunter gesuchten Bilder, die Uebertreibungen in einzelnen Schilderungen und Gleichnissen und die künstliche Anlage. Dennoch kann das „Hohe Lied" als das „Reichste, Vollendetste und Schönste" erklärt werden, was das hebräische Volk von weltlicher Dichtung hervorgebracht hat. Die Innigkeit und Wahrheit der Gefühle, die liebevolle Versenkung in die äußere Natur, der Seelenadel rein menschlicher Liebe, vor Allem aber die wunderbare Harmonie leidenschaftlicher Sinnlichkeit und reiner Sittlichkeit verleihen der Dichtung einen hohen Werth. Das Gedicht ging wohl vom Reich der zehn Stämme aus. „Ein Schriftstück, das den Salomo verspottet, konnte in Juda nicht entstehen; nur in Efraim war jenes Zauberbild möglich, das Hohe Lied, welches, hingegeben an die Schönheit der Welt, an trunkener Lust der Sinnlichkeit vorüber den Begriff wahrer Liebe rettet, als die nicht zu bezwingen, nicht zu erzwingen sei."

III. **Prophetische Bücher.** Die gottbegeisterten Volksredner, Propheten genannt, gingen entweder aus der von Samuel neu belebten Prophetenschule hervor, oder sie wurden, ohne fremde Einwirkung und Vorbereitung, durch die in ihrem eigenen Gemüthe wohnende religiöse und vaterländische Begeisterung angetrieben. Der Zeit nach kann man vier Perioden des Prophetenthums annehmen: 1) die ältere Zeit vom 12. bis zum 9. Jahrhundert, der Elias, Elisa u. A. angehören und aus der man keine schriftlichen Denkmale besitzt; 2) die assyrische Periode (von 800—700), die als die Blüthezeit der prophetischen Poesie gelten kann, in welcher Joel, Amos, Hosea, Jesaja, Micha und Nahum wirkten. Unter diesen gebührt der erste Rang dem freimüthigen, von Gottvertrauen und Vaterlandsliebe erfüllten **Jesaja**, der in edler Sprache die Verirrungen seines Volkes straft und in phantasievollen, tiefsinnigen Weissagungen eine lichtvolle Zukunft, ein goldenes Zeitalter voraussagt, das auf den Trümmern der Gegenwart einem besseren Geschlechte erblühen werde, wo unter einem Sprößling aus Davids Stamm die große und glückliche Zeit dieses Königs wiederkehren, der Menschen Herzen sich zu Jehovah wenden und die Höhen mit ihren Götterbildern und Altären verödet und verlassen sein würden. Er galt als der eigentliche Repräsentant des Prophetenthums, daher man in der Folge mehrere prophetische Reden von unbekannten Verfassern ihm zuschrieb. So besonders die Trostschrift eines in der Verbannung weilenden Juden, K. 40—66, den man hie und da als Pseudo-Jesaja oder babylonischen Jesaja bezeichnet. Dem Jesaja am nächsten kommt **Micha's** sittlicher Ernst, **Nahums** Zornrede gegen Ninive und **Joels** strenge Bußpredigt; 3) der chaldäischen Periode werden zugezählt: Zephanja, Jeremia, Habakuk, Obadja, Ezechiel, unter denen der edle, fromme und vaterländische **Jeremia**, dem seine freimüthigen, eine düstere Stimmung athmenden Strafreden Haß und Verfolgung von Seiten der verblendeten Priester und Volksführer zugezogen, den ersten Rang einnimmt. Von Nebukadnezar aus der unverdienten Haft befreit, weil er den Abfall und Krieg gegen die Assyrer widerrathen, soll er in Aegypten geendet haben. Die ihm zugeschriebenen wehmüthigen „Klaglieder" über die Zerstörung Jerusalems und seines Tempels sind ein schönes Denkmal elegischer Poesie. An Feuer der Darstellung und kühnem poetischen Schwung übertrifft ihn **Habakuk** in seiner zuversichtlichen Voraussagung von dem über die Feinde seines Volkes hereinbrechenden Strafgericht Gottes. **Ezechiel** verkündet in einer bilderreichen, dunkeln Prophetensprache den bevorstehenden Untergang Jerusalems, den er selbst erlebte, und die Leiden des Exils, die er theilte, warnt vor Götzendienst und falschen Propheten und verheißt Rettung und Erlösung. — Der vierten Periode nach der Verbannung gehören an: Jona, Haggai Sacharja (Zacharias), Maleachi, Daniel. **Haggai** und **Sacharja**, zwei unter Zorobabel aus der babylonischen Gefangenschaft heimkehrende Juden, suchten das Volk zum Tempelbau zu ermuntern und durch Verheißung besserer Zeiten und durch Unglücksdrohungen gegen die Feinde Muth und Vertrauen in demselben zu wecken. Mit den Visionen des nachexilischen Sacharja wurden in der Folge die Weissagungen eines ältern Sehers

vor dem Falle Jerusalems verbunden. Die Prophezeiungen **Daniels**, eines jüdischen Gefangenen in Babylon, der, durch wunderbare Schicksale gerettet, am Hofe Nebukadnezars in der chaldäischen Weisheit erzogen ward, den Fall des chaldäisch-babylonischen und die Gründung des persischen Reiches erlebte und der Wohlthäter seines Volkes war, sind in der maccabäischen Zeit nach **Volkstraditionen** mit Beziehungen auf die Gegenwart zusammengestellt worden.

IV. **Die Apokryphen.** Die apokryphischen Bücher sind, wenn auch von untergeordneterem Werthe als die kanonischen, doch in religiöser und historischer Beziehung von Bedeutung. Sie haben sich nur in griechischer Sprache erhalten, obwohl einige ursprünglich im hebräisch-aramäischen Idiom verfaßt waren. Sie zerfallen in historische und didaktische Schriften. 1) Zu den Schriften historischen Inhalts gehören vor allen die **zwei Bücher der Maccabäer**, worin die Leiden und Drangsale der Juden unter der syrischen Herrschaft und ihre Erhebung und ihr heldenmüthiger Kampf gegen dieselbe geschildert sind. Zum Theil durch Kürze unbefriedigend, fehlerhaft, unkritisch und übertreibend, sind sie doch im Ganzen (besonders das erste) glaubwürdig, genau chronologisch und zeichnen sich vor den andern historischen Erzeugnissen jener Zeit vortheilhaft aus. Die volksthümliche, frische Erzählung von den Heldenkämpfen des Volkes Jehovah's unter dem Priester Mattathias und seinen Söhnen im ersten Maccabäerbuche reiht sich würdig an die alten Jahrbücher des Königthums an. — Das **Buch Judith** ist eine prophetisch-dichterische Erzählung, in welcher Zustände und Verhältnisse der syrischen Gewaltherrschaft unter der Hülle vergangener Namen und Zeiten versteckt vorgeführt werden, um die aufopfernde Vaterlandsliebe im Kampfe gegen die Syrer zu wecken und den zagenden Juden Muth einzuflößen. Die kleineren, dem Daniel'schen Sagenkreise angehörenden historischen Erzählungen (Susanna; vom Bel und Drachen zu Babel; Gesang im Feuerofen u. a.) entbehren aller geschichtlichen Grundlage. 2) Zu den didaktischen Schriften gehören: Das **Buch Tobias**, eine dem Hiob nachgebildete Erzählung mit einem religiösen, didaktischen Zweck, worin dargethan wird, daß festes Gottvertrauen und eine durch Gebet und gute Werke bewährte Frömmigkeit nicht zu Schanden werden. Wahrscheinlich von einem verbannten Juden im Osten verfaßt, will es den in der Zerstreuung weilenden Bekennern sowohl die Pflichten der wahren Religion, als namentlich die Heilighaltung der engeren Verbindung mit Jerusalem und seinem Tempel empfehlen, eine Aufforderung, den wahren Gott „auch mitten unter den Heiden" laut zu preisen. Die Erzählung, wenn auch in leichten, flüchtigen Umrissen entworfen, ist nicht ohne dichterische Anmuth. — Das wahrscheinlich von einem alexandrinischen Juden verfaßte **Buch der Weisheit**, in dem Salomo redend eingeführt ist und das im ersten Theile den Werth und Segen der Weisheit, im zweiten die Thorheit des Götzendienstes darstellt, ist ein wahrhaft „goldenes Buch", bei welchem der Verfasser die Absicht hatte, das Schönste und Ewige von den Wahrheiten Israels in griechisches Denken und Reden einzuführen. — Das **Buch Jesus Sirach**, eine Sammlung von Sprüchen, die sich nur in griechischer Sprache erhalten hat, enthält einen reichen Schatz gesunder Lebensansichten über alle Verhältnisse, ernste Ermahnungen zur Weisheit und Gottesfurcht, und herrliche Aussprüche und Lehren über Sitte, Religion und Tugend. — Das Buch Baruch, dessen Hauptinhalt zwei Briefe bilden, wovon der eine, tröstend und Rettung verheißend, aber zugleich von übereilten Aufständen und Neuerungen abrathend, von einem in Babylon lebenden Juden an die Zurückgebliebenen, der andere, vor Götzendienst warnend, angeblich von Jeremia an die Verbannten gerichtet ist, trägt, wie das Gebet Manasse, deutliche Spuren der Unechtheit an sich. Der Brief, der dem Baruch, des Jeremia Schreiber, zugeschrieben wird, weil er im Sinne des Propheten zur Ruhe und Ertragung ermahnt, wurde wahrscheinlich zur Zeit der persischen Herrschaft verfaßt mit Beziehung auf die Gegenwart. Die kleine Schrift ist kein unwürdiger Nachhall der alten prophetischen Stimmen.

7. Meder und Perser.

§. 45. Die Iranier und das Avesta. Die Meder und Perser gehörten dem Zendvolk an und waren folglich Abkömmlinge der uralten Iranier (§. 17), die in Baktra ihren frühesten Hauptsitz gehabt haben mögen. Gleich den stammverwandten Ariern am Indus verehrten auch die Iranier Anfangs die über dem Naturleben waltenden Mächte. Die Sonne, welche den Winterfrost und die Schneemassen auf den Bergen schwinden macht, die Morgenröthe, welche die Nebel der Nacht vertreibt, das auf-

lodernde **Feuer**, der irdische Abglanz der himmlischen Lichtkraft, in dessen aufsteigender Flamme der Zug der Menschenseele zu der ewigen Lichtquelle symbolisch angedeutet ist, wurden von den Hirtenvölkern Ostirans wie von den Ariern am Indus als göttliche Wesen verehrt, die verdorrenden **Winde**, die **Schrecken der Wüste** und der Wildniß, wo die Geister der Nacht und Zerstörung hausen, als feindliche Dämonen gefürchtet. Während aber unter dem lachenden Himmel Indiens, wo die Natur sich nur von ihrer wohlthätigen Seite zeigte, der Begriff von einer göttlichen Weltseele von der alles Geschaffene seine Entstehung nahm, und einer wohlwollenden Vorsehung ausgebildet wurde, kam in Iran, wo sich in der Natur, im Klima die größten Gegensätze kund gaben, der jeder Naturreligion zu Grunde liegende Glaube an gute und böse Geister, an wohlthätige Lichtmächte und an feindliche Gewalten der Finsterniß zur Entwickelung, ein **Dualismus**, der mit der Zeit aus dem natursymbolischen Gegensatze in das ethische Gebiet überging. Aber wie bei den indischen Ariern der Indra im Volksglauben stets die erste Stelle behauptete, so bei den Iraniern der Sonnengott **Mithras**. — Dieser Naturdienst wurde frühe von einem alten Weisen und Religionsstifter **Zoroaster** (**Zarathustra**) in ein System gebracht und die einzelnen Lehren und Vorschriften in einem heiligen Buche, **Avesta** genannt, niedergelegt. Ausgehend von der Wahrnehmung, daß in der Natur wie in der Menschenseele Gutes und Böses vorhanden sei, und gestützt auf die alte dualistische Anschauung des Volkes, schied er das Weltall und alles Geschaffene in zwei Reiche, in die reine Lichtwelt, welche der Götterfürst **Ormuzd** (Ahuramasda) beherrscht und der alles Gute, Reine und Heilige angehört, und in die Welt der Finsterniß, welche der „Arggesinnte" **Ahriman** (Aramanjus) lenkt und der alles Verderbliche, Lasterhafte und Unheilige inwohnt. Jeder der höchsten Götter hat Heerschaaren ähnlicher, nach Rangstufen getheilter Geister unter sich, Ormuzd die sieben **Amschaspands** nebst den **Ferwers** (Fravaschi) und **Izeds** (**Jazata**) und Ahriman die **Dews** (Daevas und Drudscha), ebenfalls in Klassen und Ordnungen geschaart. Beide Grundprincipien waren von Anbeginn an vorhanden; aber Ormuzd war der mächtigere, er erschuf die Welt ungestört von dem feindlichen Widersacher durch das heilige **Schöpferwort** (**Honover**), ein Lichtreich, worin nur Gutes und Reines sich befand; als er sich aber in seinen himmlischen Wohnsitz zurückgezogen, durchdrang Ahriman in Schlangengestalt die geschaffene Welt und füllte sie mit feindlichen Geistern, mit unreinen und schädlichen Thieren, mit Lastern und Sünden. War Ormuzd der Schöpfer des Lichtes, des Tages und des Lebens, so ward Ahriman der Urheber der Finsterniß, der Nacht und des Todes; schuf Ormuzd den Stier, den Hund und den Hahn, so erzeugte Ahriman die Raubthiere, die Schlangen, die schädlichen Insecten; wenn Ormuzd durch seine Ferwers die Menschen auf dem Pfade der Tugend und der Sittenreinheit zu halten sucht, so lauert Ahriman mit den Daevas die Gelegenheit ab, in unbewachten Stunden Wohnung zu nehmen in den Herzen der Menschen und sie auf den Weg des Lasters und der Unreinheit zu führen. So besteht ein ewiger Kampf, ein unaufhörliches Ringen zwischen den beiden Mächten um die Herrschaft über die Erde und das Menschengeschlecht. Aber am Ende der Tage siegt das gute Princip, das Lichtreich erfüllt die Welt und es tritt ein Zustand ewiger Glückseligkeit ein. Dann erhalten die Ormuzddiener, deren Seelen nach dem Tode bei der Prüfung auf der Brücke **Tschinavat** ohne Flecken befunden werden, einen verklärten, lichten Leib, der keinen Schatten wirft, und genießen am Throne der Lichtgottheit eines ewigen Glückes und himmlischer Herrlichkeit. Darum ist es Pflicht des Ormuzddieners, während seines Erdenwallens den bösen Geistern mit allen Kräften entgegen zu treten; er sucht sie zu versöhnen oder ihren Zorn zu brechen durch Opfer und Demüthigung; er bekämpft sie in der Natur durch Vernichtung der schädlichen Thiere und durch fleißigen Anbau nützlicher Früchte und Bäume und in der eigenen Brust durch Beobachtung des heiligen Gesetzes mit Feuerdienst und Gebet, mit frommen Worten und guten Handlungen, mit Sühnopfern von Stieren und Rossen, später sogar von Menschen. — Durch Beobachtung des „guten Gesetzes", in dem Ormuzd durch Zarathustra seinen Willen offenbart hat, ist der Mensch im Stande, allen Nachstellungen der Daeva's zu entgehen, die in **Turan** hausen, in dem rauhen Steppenlande gen Mitternacht, von wo aus die räuberischen Nomadenschwärme über das Lichtreich **Iran** hereinzubrechen pflegten. In dieser Anschauung lag für die Priester (**Magier**) eine lockende Gelegenheit, das hl. Buch Avesta mit einer Menge von Vorschriften und Satzungen zu füllen,

die das Leben der Iranier unter ein sklavisches Gesetzesjoch beugten. Wenn Zoroaster als sicherstes Schutzmittel gegen die Daevas **Reinheit** in Gedanken, Worten und Werken aufstellte, so gaben die Priester dem Begriffe der Reinheit eine äußerliche Bedeutung und erfanden eine Masse von Vorschriften, Ceremonien und Gebräuchen, durch welche die Reinheit bewahrt oder, falls man sie aus irgend einem Versehen eingebüßt, wieder hergestellt werden könnte. Durch diese Reinigungsvorschriften, Opfer, Gebete und liturgischen Gebräuche machten sie die Lichtreligion zu einem knechtischen Gesetzesdienst.

Das heilige Buch **Avesta** wurde nach einer Tradition von Alexander dem Großen verbrannt, mit Ausnahme der Schriften über Heilkunde und Astronomie, die derselbe ins Griechische habe übersetzen lassen; in der Folge aber seien die heiligen Bücher aus dem Gedächtniß wieder hergestellt worden. Eine andere glaubwürdigere Ueberlieferung meldet, die heiligen Schriften seien unter der Herrschaft der **Sassaniden**, im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, von Neuem gesammelt und dabei angemerkt worden, wie viel in jedem Buche von dem früher Vorhandenen verloren gegangen. Nach dieser Ueberlieferung hatte das Avesta ursprünglich ein und zwanzig Bücher, d. h. gerade so viel, als das heiligste Gebot der Verehrer Ahuramasda's: „Wie der Herr verehrt werden muß", Worte enthält. Das erste Buch sei das der Lobpreisungen und Gebete gewesen, das zweite habe von den guten Werken gehandelt, das dritte vom heiligen Worte, das vierte von den Göttern, das fünfte von der Erde, vom Wasser, von den Bäumen, von den Thieren u. s. w., das sechste vom Himmel und von den Sternen, das siebente von der Feier der großen Feste, das achte von den reinen und unreinen Thieren, das neunte von den Königen und Richtern und den Beschäftigungen der Stände, das zehnte von Tugend und Weisheit, das elfte vom trefflichen König Vistaçpa (Hystaspes) und von der Annahme des Gesetzes, das zwölfte vom Säen und vom Ackerbau, von der Pflanzung der Bäume, von den Pflichten der Priester, das dreizehnte von der heiligen Wissenschaft, den Lehrern und den Schülern und von den Wundern, welche Zarathustra verrichtet. Das fünfzehnte Buch enthielt wiederum Lobgesänge, das sechszehnte handelte von dem, was im Herzen des Menschen und in seinem Leibe ist, das siebzehnte von den Reinigungen, von den erlaubten und unerlaubten Handlungen, von den Erbschaften und von dem, was bei der Geburt der Kinder zu beobachten ist, das achtzehnte von Diebstahl und Betrug u. s. w. Von diesen ein und zwanzig Büchern in der Tradition der Perser ist uns nur das zwanzigste Buch, der **Vendidad**, erhalten, welches seine Rettung wohl vorzugsweise den in ihm auseinander gesetzten Reinigungsvorschriften verdankt, und das **Yaçna**, eine Sammlung von Anrufungen und Lobgesängen auf die Götter, welche vielleicht einst dem ersten und fünfzehnten Buche angehört haben und mehr oder weniger unabhängig von dem großen Kanon durch ihren liturgischen Gebrauch erhalten worden sind. In diesen von dem französischen Gelehrten **Anquetil du Perron** in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus Indien nach Europa gebrachten und übersetzten Bruchstücken der Zendschriften besitzen wir die wesentlichsten Bestandtheile eines aus uralten Satzungen und Traditionen hervorgegangenen, aber unter den Händen einer mächtigen und herrschsüchtigen Priesterschaft umgestalteten Gesetzbuches, das gleich dem indischen Gesetzbuche des **Manu** (§. 20. c) nicht nur das religiöse Leben und die Cultushandlungen aufs Genaueste regelte, sondern sich auch über das ganze irdische Dasein, über Staat und Familie verbreitete.

§. 46. **Meder.** Fünf Jahrhunderte standen die **Meder** unter der Herrschaft der **Assyrier**, bis sie als tapfere Männer das fremde Joch ab-
736. schüttelten und ihr fruchtbares, zur **Pferdezucht** vorzüglich geeignetes Land in Unabhängigkeit bewohnten. Bald riß jedoch Unordnung und Gesetzlosigkeit bei ihnen ein und drohte sie aufs Neue in Abhängigkeit unter den mächtigen
Dejokes 708—655. Nachbar zu bringen. Da wählten die Meder den **Dejókes**, der sich als gerechter und kluger Richter einen guten Namen gemacht, zu ihrem König. Dieser umgab sich sofort mit einer Wache von Lanzenträgern, baute sich in einer reizenden Berggegend eine neue Hauptstadt, **Ekbatăna**, mit siebenfachen Ringmauern, wovon die innerste die **Königsburg** und das Schatzhaus umgab, und gründete eine erbliche Militärdespotie mit Spähern, Angebern und Horchern und mit

orientalischem Ceremoniel. Sein Nachfolger **Phraortes** begann den großen Phraortes 655—633.
Kampf gegen das assyrische Weltreich, verlor aber in einer entscheidenden Schlacht
Sieg und Leben. Unter seinem Sohne **Kyaxares** wurde Medien von räuberi- Kyaxares 633—593.
schen Schwärmen skythischer Nomaden aus den Kaukasusgegenden schwer
heimgesucht und 28 Jahre in drückender Botmäßigkeit gehalten. Bis nach dem
syrischen Askalon und an die Grenze von Aegypten dehnten sie ihre Raubzüge
aus und „machten Alles wüste und öde durch Gewalt und Uebermuth". End-
lich gelang es jedoch dem Mederkönig, sein Land nicht nur von diesem feind-
lichen Hirtenvolke zu befreien, sondern auch sein Gebiet durch die in Verbin-
dung mit dem babylonischen König Nabopolassar vollbrachte Eroberung und 606.
Zerstörung des ninivitischen Reiches bedeutend zu vergrößern. Das von Kyaxares
gegründete neu-medische Reich wurde durch glückliche Eroberungen bald so
mächtig, daß es mit dem babylonischen wetteifern konnte. Es zählte die stamm-
verwandten Baktrier und die um Pasargädä und Persepŏlis seß-
haften Perser zu seinen Unterthanen und reichte im Westen bis an den Grenz-
fluß Halys. Auch in kunstfertigen Arbeiten, in Bereitung feiner Stoffe und
prächtiger Farben, strebten die Meder den Bewohnern der Weltstadt am Euphrat
nach, wie die im ganzen Alterthum berühmten medischen Gewänder be-
zeugen. Aber schon unter dem weichlichen **Astyäges**, des Kyaxares Sohn, kam Astyages 593—558.
die Herrschaft über Medien an die Perser. Astyages hatte aus Furcht vor
einem Traumgesicht, das ihn den Sohn seiner Tochter Mandäne als Herrscher
über Asien an seiner Statt sehen ließ, diese Tochter mit einem Fürsten des
unterworfenen Volksstammes vermählt, um keinen Erben für den medischen
Thron durch sie zu erlangen. Aber ihr Sohn **Kyros** (**Cyrus**), von dem ihm Kyros 558—529.
zugedachten Tode auf wunderbare Weise gerettet und unter den Hirten erzogen,
stieß in einem gelungenen Aufstande seinen Großvater vom Throne und wurde
der **Gründer des persischen Reichs**. Spätere Versuche der Meder, die Herr-
schaft wieder zu gewinnen, schlugen fehl.

§. 47. Die Perser. 1. **Kyros.** Unter dem streitbaren, im Reiten und Bogenschießen geübten Bergvolke der Perser, das seit Jahrhunderten in dem schönen „Roßlande" Farsistan in altväterlicher, einfacher Weise seine Heerden weidete und seinen Jagden und Fehden nachging, erstand im 6. Jahrhundert v. Chr. ein Mann, der an Herrschergröße und Heldensinn über alle seine Zeitgenossen hervorragte — Kyros. „Er muß einer jener gewaltigen Menschen gewesen sein, die schon durch ihr Erscheinen Unzählige mit sich fortreißen und, wenn sie große Umwälzungen bewirken, von den Völkern als besondere Werkzeuge der Gottheit betrachtet werden." — Durch wunderbare Schicksale entging er dem ihm von seinem argwöhnischen Großvater Astyages zugedachten Tode, befreite sein Volk aus der unwürdigen Knechtschaft und wurde, nachdem er die Meder in glücklichem Kampfe besiegt und sich ihres Thrones bemächtigt, der Gründer eines Weltreichs, das fast alle gebildeten Länder Asiens umfaßte. Während einer dreißigjährigen Regierung unterwarf er die zwei mächtigsten Staaten, Babylonien und Lydien, und eine Menge kleinerer, theils freier, theils zinspflichtiger Völker. — In Sardes, der Hauptstadt von Lydien, herrschte damals der wegen seiner Reichthümer sprüchwörtlich gewordene König **Krösos** fast über alle Völkerschaften Kleinasiens, ein leichtgläubiger Mann, der

mehr auf Orakelsprüche, Träume und priesterliche Weissagungen baute, als auf die eigene Kraft. Als Bundesgenosse von Astyages wollte er dessen Wiedereinsetzung auf den medischen Thron bewirken und überzog daher Kyros mit Krieg. Getäuscht durch einen zweideutigen Orakelspruch, setzte er über den Grenzfluß Halys, erlitt aber eine vollständige Niederlage und mußte sich in eiliger Flucht nach seiner Hauptstadt zurückziehen. Allein Kyros folgte ihm,
549. eroberte Sardes und gab, wie die Ueberlieferung meldet, Befehl, den gefangenen König in den Flammen sterben zu lassen. Schon saß Krösos gefesselt auf dem Scheiterhaufen, als ihn die Erinnerung an den athenischen Weisen **Solon**, der ihn einst warnend an die Wandelbarkeit des Glücks und die Unsicherheit aller menschlichen Dinge gemahnt haben soll, vor dem Untergange rettete. Kyros, betroffen über die Wahrheit des Solon'schen Satzes, daß vor dem Tode Niemand glücklich zu preisen sei, setzte den gefangenen König in Freiheit, hielt ihn in hohen Ehren und befragte ihn bei allen Unternehmungen um seinen Rath. — Die Herrschaft über Kleinasien mit Einschluß der griechischen Colonien an der Küste, die den lydischen König gar nicht oder äußerst schwach unterstützt hatten, war die Frucht des Sieges über Krösos. Die Lyder, von Kyros wegen eines versuchten Aufstandes der Waffen beraubt und zu friedlichen Geschäften, zu Tonkunst, Gesang und Wohlleben angehalten, versanken bald in Wollust und Weichlichkeit, so daß sie im Laufe der Geschichte als ein entartetes, unkriegerisches Volk erscheinen. — Von den griechischen Colonisten an der Küste wanderten einige aus, wie die Phokäer, die Gründer von Elĕa (Velia) in Unteritalien und von Masilia in Gallien, und die Teier, die in dem thrakischen Abdera eine zweite Heimath fanden; die übrigen Städte behielten ihre selbständige Verfassung (Autonomie) und mußten nur eine Abgabe entrichten: sie blieben blühend und reich, aber der wahrhaft freie griechische Geist verschwand sichtlich unter der persischen Herrschaft. Die Inseln folgten dem Beispiele des Festlandes und huldigten nach matter Gegenwehr dem mächtigen Perserkönig.

Solon und Krösos. Solon war einst nach Sardes gekommen und von dem Könige gastlich empfangen worden. Im stolzen Gefühle seines Glücks ließ ihn Krösos durch seine Schatzkammern führen und ihm alle seine Reichthümer zeigen. Darauf fragte er ihn, wen er für den glücklichsten Sterblichen halte, in der festen Ueberzeugung, Solon werde ihn nennen. Aber dieser nannte zuerst den Athener Tellos, der mäßige, aber hinreichende Glücksgüter und vortreffliche Söhne besessen, im siegreichen Kampfe wider die Feinde seinen Tod gefunden und von seinen Mitbürgern an der Stelle, wo er gefallen, mit großen Ehren begraben worden sei; und weiter befragt, setzte er an die zweite Stelle zwei Jünglinge, Kleobis und Biton, Söhne einer Priesterin der Hera in Argos, und erzählte: Einst hätte die Mutter zu einem Opfer in den Tempel fahren müssen, und als die Zugstiere ausgeblieben, hätten sich die Jünglinge selbst an den Wagen gespannt und denselben in den Tempel gezogen; da habe die Mutter zum Lohne für die Söhne erfleht, was den Menschen das Beste sei, worauf diese im Tempel entschlafen und nicht wieder erwacht wären. Als hierauf Krösos seinen Unwillen äußerte, daß der athenische Weise sein Glück nicht einmal dem bloßen Bürger gleich achte, gab ihm dieser die bedeutsame Antwort, daß vor dem Tode Niemand glücklich zu preisen sei. Diese Worte, deren Wahrheit Krösos bald nach Solons Abreise erfahren hatte, als ihm sein Lieblingssohn Atys auf der Jagd durch einen Speer getödtet ward, kamen jetzt dem gefangenen Könige ins Gedächtniß und er rief schmerzlich aus: O Solon, Solon! Der Ausruf weckte die Neugierde des Perserkönigs. Er ließ sich den Vorgang erzählen und schenkte dem Gefangenen die Strafe. Herodot, der Geschichtschreiber dieser Begebenheiten, verweilt mit Vorliebe bei dieser Sage, weil sie ihm Beweise liefert für seine Grundanschauung

der menschlichen Verhältnisse, „daß diese nämlich allein durch einen unwandelbaren Rathschluß der Gottheit geordnet seien, welche Unrecht und Uebermuth strafe, aber auch aus einem gewissen Neide, aus Eifersucht auf ihre höhere Macht, das zu hervorragende Glück der Sterblichen mit ihrem Hasse verfolge und es demüthige und vernichte". Die beabsichtigte Verbrennung des Krösos scheint auf einer Volkssage zu beruhen und mit der lydischen Sitte des Feueropfers im Zusammenhang zu stehen.

§. 48. Kyros' Ausgang. Mit gleichem Glück unterwarf sich Kyros das babylonische Reich, wo noch die gefangenen Juden trauerten. Als die Heere heranzogen, rief eine Prophetenstimme im Namen Jehovahs aus: „Ich halte Koresch (Kyros), meinen Gesalbten, bei seiner Rechten, um vor ihm Nationen zu stürzen und der Könige Hüften zu entgürten und vor ihm die Thore zu öffnen. Ich will vor dir hergehen und die Höcker ebnen, eherne Pforten will ich sprengen und eiserne Riegel wegschlagen". Im Felde überwunden zogen sich die Babylonier in ihre feste Stadt zurück, wo ihr König Nabonetos (Belsazar) große Vorräthe hatte aufspeichern lassen, und spotteten der Perser vor ihren Mauern. Aber als sie einst ein großes Fest feierten und lustig und guter Dinge waren, drangen die Perser, nachdem sie das Wasser des Euphrat durch Kanäle in einen künstlichen See geleitet, des Nachts in die Stadt, erschlugen den König in seinem Palaste und eroberten das Land. Dadurch kam 538.
auch Syrien, Palästina und Phönizien unter die Herrschaft der Perser, denen somit der Weg nach Aegypten offen stand. „Wie hat's ein Ende genommen mit dem Dränger, ein Ende mit der Erpressung!" rief damals dieselbe Prophetenstimme aus. „Es zerbrach Jehovah den Stab der Frevler, den Stecken der Tyrannen, der die Völker schlug im Zorn mit Schlägen ohne Unterlaß, der im Grimm über Nationen herrschte, mit Verfolgung ohne Einhalt." Den gefangenen Juden gab Kyros die Tempelgefäße und heiligen Geräthe zurück, die Nebukadnezar einst aus Jerusalem weggeführt hatte, und gestattete ihnen die Rückkehr in die Heimath (§. 43). Sie sollten ihm wahrscheinlich den Weg bahnen, wenn er gegen Aegypten ziehen würde. Aber ein unglücklicher Feldzug gegen das wilde, wohlberittene, den Skythen verwandte Nomadenvolk der Massageten am kaspischen Meere brachte dem siegreichen Könige den Untergang, ehe er seine Waffen gegen das gesegnete Nilthal richten konnte. Durch List bekam Kyros einen großen Theil des feindlichen Heeres nebst dem Anführer, einem Sohne der Massageten-Königin Tomyris, in seine Gewalt, so erzählt Herodot nach persischen Traditionen und Volksdichtungen, was den letzteren so sehr kränkte, daß er sich, als ihm Kyros die Fesseln löste, selbst den Tod gab. Von Schmerz und Rachegefühl erfüllt, sammelte hierauf die Königin ihr ganzes Volk um sich und lieferte den Persern am Flusse Jaxartes eine siegreiche Schlacht, worin 529.
Kyros selbst mit dem Kerne seines Heeres umkam. Der Leichnam des mächtigen Perserkönigs, dessen Scepter die Völker vom Mittelmeer bis zum Indus beherrschte, war dem Hohne eines Weibes preisgegeben. Tomyris soll seinen Kopf in einen mit Menschenblut gefüllten Schlauch getaucht haben mit den Worten: „Nun sättige dich am Blute, dessen du im Leben nicht genug haben konntest!"

§. 49. 2. Kambyses. Nur sieben Jahre regierte des Kyros kriegerischer und gewaltthätiger Sohn **Kambyses**, der Eroberer Aegyptens; aber Kambyses 529–522.
diese Jahre waren unheilvoll für die Nilbewohner, wie für die Perser. Der

unglückliche König Psammenit, der nach der Schlacht von Pelusium (§. 29) und der darauf folgenden Eroberung von Memphis in die Hände des Siegers fiel, wurde gezwungen, die Mißhandlung seines Volkes und die Schmach seiner Kinder anzusehen. Kambyses nämlich, erbittert, daß ihm einst der Aegypterkönig nicht seine eigene, sondern die Tochter seines Vorgängers zur Gemahlin gegeben, zwang die Königstochter und die vornehmen Jungfrauen des Landes, Sklavenkleider anzulegen und Wasser zu tragen, und gebot, den Sohn desselben nebst zweitausend jungen Aegyptern zum Tode zu führen. Während alle Anwesenden beim Anblick solcher Leiden in lautes Wehklagen ausbrachen, blieb allein Psammenit thränenlos. Als aber einer seiner ehemaligen Tischgenossen, nun im Alter ein Bettler, vor ihm vorüberzog und die Krieger um ein Almosen anflehte, fing er laut zu weinen an. Von Kambyses um die Ursache befragt, antwortete er: „Mein häusliches Unglück ist zu groß, um beweint zu werden, aber die Noth des Freundes ist der Thränen werth". Bei solcher Tiefe des Unglücks wandelte selbst den Kambyses ein Mitleiden an und er behandelte den König mit größerer Milde. Als dieser aber später überführt wurde, daß er die Aegypter zum Aufruhr zu reizen versuchte, mußte er Stierblut trinken, woran er auf der Stelle starb. — Aber auch für die Perser war des Königs Kriegslust verderblich. Nicht zufrieden mit der Unterwerfung des fruchtbaren Aegyptenlandes, beschloß er, auch das goldreiche Aethiopien und den auf der Oase Siwah gegründeten uralten Priesterstaat Ammonium, der den Tempel des widdergehörnten Zeus Ammon zum Mittelpunkte hatte, zu erobern. Allein die beiden Kriegsheere gingen in Libyens Wüsten zu Grunde, die Einen durch Hunger und Anstrengung, die Andern verschüttet von furchtbaren Sandwirbeln. Wüthend über diese Unfälle kehrte Kambyses nach Memphis zurück. Da fand er eine festgeschmückte, jubelnde Stadt, denn ein neuer Apis war erschienen (§. 29 e. §. 30). Von dem finstern Argwohn erfüllt, das Volk freue sich über seine Mißgeschicke, behandelte er die Aegypter und besonders die Priester mit der größten Grausamkeit. Nachdem er den Apis mit eigner Hand durch einen Dolchstich getödtet, ließ er Volk und Priesterschaft martern und hinrichten und beging Gräuelthaten ohne Maß und Ende. Der Haß des unterdrückten Volkes schrieb daher auch den schnellen Tod des Tyrannen, der an einer zufälligen Verwundung durch sein eigenes Schwert starb, der Rache der ägyptischen Götter über ihre entweihten Tempel und Heiligthümer und über die gemordeten Priester zu.

§. 50. 3. Dareios. Kurz vor dem Tode des grausamen und wollüstigen Kambyses war in Susa eine Empörung ausgebrochen, die, von der Priesterschaft der Magier geleitet, den Zweck gehabt zu haben scheint, die Herrschaft des Reichs von den Persern wieder auf die Meder zu übertragen und die Sitten und Religionsgebräuche der Perser durch altmedische Vorschriften zu verdrängen. In Folge dieser Bewegung erlangte ein Magier, der sich für den mehrere Jahre zuvor von Kambyses aus Mißtrauen ermordeten königlichen Bruder Smerdis ausgab, auf kurze Zeit den Thron. Aber ehe sein Vorhaben zur Ausführung kommen konnte, wurde der Betrug entdeckt und der „falsche Smerdis" (Pseudo-Smerdis) nach

Dareios Hystaspis 521–485.

einer siebenmonatlichen Regierung ermordet. Hierauf bestieg **Dareios (Darius)**, des Hystaspes Sohn, aus dem Herrschergeschlecht der Achämeniden den Thron. Nach der Sage geschah die Erhebung durch die sieben ersten Reichsgroßen in Folge

eines Gottesurtheiles des Mithras, indem des Dareios Pferd der aufgehenden Sonne zuerst entgegenwieherte. Dareios vereinigte neben einer glanzvollen Abkunft den Scharfsinn und die Beharrlichkeit des Staatsmannes mit dem Ernst und Heldenmuth des Kriegers und war dabei ein frommer Anhänger von Zarathustra's Lichtreligion, aber ohne die schwärmerische Unduldsamkeit seines Vorgängers Kambyses und als Gemahl der Atossa, des Kyros Tochter, dem persischen Volke werth und theuer. Siebenunddreißig Jahre lang regierte er mit Kraft und Klugheit. Er theilte sein Reich in zwanzig Satrapien (Statthalterschaften) und ordnete die Verwaltung und das Steuerwesen. „Zwanzig Provinzen", sagt Dareios in den Keilinschriften von Bagistan, „brachten mir Zins und was ich gebot, das vollzogen sie bei Tag und Nacht." Er führte gleich seinen Vorgängern große Kriege, machte Arabien zinspflichtig und dehnte in Indien, in Nordafrika und in den rauhen Steppenländern Skythiens die Grenzen seines unermeßlichen Reiches aus. Aber seine Waffen waren nicht immer siegreich. Die skythischen Nomaden an der Nieder-Donau wichen mit ihren Heerden und Zelten zurück und gaben ihre öden Felder und baumlosen Haiden den Feinden Preis, die aus Mangel an Nahrungsmitteln bald an den Rand des Unterganges kamen und, von den Skythen verfolgt, selbst noch bei dem Rückzuge an den Ufern der Donau umgekommen wären, wenn die griechischen Fürsten, denen die Hut der Brücke anvertraut war, sich (wie der Athener Miltiädes, damals Herrscher im thrakischen Chersones, rieth) über das Niederreißen derselben hätten vereinigen können. Glücklicher war Dareios in Bekämpfung der Empörungen, die in seinem Reiche ausbrachen. Nach den Keilinschriften von Bagistan (Bisitun) gewann er neunzehn Schlachten und nahm neun Könige, die sich in den einzelnen Landschaften des Perserreichs als selbständige Herrscher aufwarfen, gefangen. Babylon, das sich unter einem Abkömmling der chaldäischen Königsfamilie von der persischen Botmäßigkeit frei machen wollte, wurde durch die List und aufopfernde Treue eines persischen Edelmannes, Zopÿros, der sich selbst verstümmelte, um das Vertrauen der Feinde zu gewinnen, wieder erobert und für seinen Abfall schwer bestraft; und auch Milet und die griechischen Städte in Kleinasien büßten für ihre Befreiungsversuche mit härterer Knechtschaft. Die schwer errungene Reichseinheit durch ein symbolisches Denkmal zu verewigen, ließ Dareios durch heimische und fremde Werkmeister die neue Haupt- und Todtenstadt Persepölis erbauen, die für das ganze Reich Dasselbe sein sollte, was Pasargadä, d. h. Lager der Perser, für die Landschaft Persis war. Persepolis wurde „gleichsam die Hülle oder der Leib des von der Volkssage verklärten Musterfürsten und Lichtbekenners Dschemschid", dem Dareios nacheifern wollte.

§. 51. Sitten, Einrichtungen und Regierungsweise der Perser. Volksstämme und Geschlechter. Persien war seiner natürlichen Beschaffenheit nach (§. 13. V.) sowohl zum Ackerbau und Hirtenleben, als zur Erzeugung kriegerischer Bergbewohner geeignet. Die zehn Stämme des Volks (nomadische, feldbauende, Krieger-Stämme) theilten sich daher in die drei Beschäftigungen, doch gelangte die Herrschaft allein in die Hände der drei waffenkundigen Adelsgeschlechter, unter denen die Pasargaden, deren edelster Zweig, die Achämeniden, dem Volke seine Könige gab, den ersten Rang einnahmen. Aus ihnen wurden die Reichsbeamten, die Heerführer und die Umgebung, die „Verwandten" und „Tischgenossen" des Königs gewählt. Die Perser bilde-

ten den übrigen Stämmen gegenüber eine herrschende Aristokratie. Sie waren von Steuern frei, und so oft der König das Stammland betrat, verlangte die Sitte, daß er Geld und Geschenke unter das Volk vertheilte. Ihre Knaben wuchsen unter gemeinsamer sorgfältiger Erziehung auf. — Religionsform. Die Zoroastrische Ormuzdlehre (§. 45) wurde bei den Persern in manchen Stücken umgestaltet. Das heilige Feuer und die Sonne, welcher weiße Rosse geheiligt waren, bildeten den Mittelpunkt des persischen, auf Natur- und Sternendienst beruhenden Cultus. Der mit Mysterien verbundene Mithrascult, der symbolisirt ward unter dem Bilde eines Jünglings, wie er einen Stier erlegt, hatte ebenfalls Beziehung auf Sonnen- und Sternendienst. Der medische Priesterstamm der Magier ging auf die Perser über, verlor jedoch unter dem persischen Militärdespotismus seine frühere Macht und Bedeutung. — Hofleben. In Persien herrschte der ungebundenste Despotismus, indem der König mit der religiösen Heiligkeit des Kastenstaates und zugleich mit der patriarchalischen Allgewalt eines Nomadenfürsten bekleidet war. Dem König gegenüber war Jeder Sklave, in seiner Hand war das Leben Aller. Wer vor sein Angesicht gelassen wurde, mußte sich vor ihm niederwerfen und den Boden mit seinen Lippen berühren. Wie der Thron des Ormuzd von Lichtgeistern umgeben war, so der Thron des persischen Königs, seines Stellvertreters, von einem zahlreichen und glänzenden, mit dem größten Luxus unterhaltenen Hofstaate, mit sieben obersten Hofbeamten und einem höchsten priesterlichen Rath (als Richter, Wahrsager, Zeichendeuter u. dergl.) an der Spitze. Die Stelle eines Obermundschenken, eines Bogenträgers, eines Thorwächters und Anmelders, eines Stabhalters und viele andere Stellen waren Ehrenämter der vornehmen Perser, die mit Ehrengeschenken, mit Speisen aus dem königlichen Haushalt und mit anderen Auszeichnungen belohnt wurden. Eine Leibwache, bestehend aus 2000 auserlesenen Reitern und einer gleichen Zahl Lanzenträger zu Fuß mit goldenen und silbernen Granaten an den Lanzen, bildete die schützende Umgebung des Königs und seines Hofes. Die königliche Tafel war mit den ausgesuchtesten, aus fernen Gegenden herbeigeführten Speisen und Getränken besetzt. Der Hof wechselte nach den Jahreszeiten; den Winter brachte er in dem heißen Babylon zu, den Frühling in Susa, den Sommer in dem kühlen Ekbatana. Zahlreiche Gartenanlagen (Paradiese) zur Obstzucht und Thiergärten mit gehegtem Wild dienten dem verfeinerten Lebensgenuß der persischen Könige auf ihren Reisen. Für die Verbindung der Landschaften mit den Hauptstädten dienten Kunststraßen und regelmäßige, nach Poststationen aufgestellte Staatsboten zu Pferde, welche ohne Rücksicht auf Jahres- und Tageszeit die königlichen Briefe und Botschaften beförderten. Nichts glich an Schnelligkeit diesen reitenden Boten. Zugleich wurden Briefe und Reisende aufs Sorgfältigste überwacht. An allen schwer zugänglichen Orten, an Brücken und Pässen waren Wachposten aufgestellt, welche die Briefe untersuchten und die Reisenden um ihren Ausweis fragten, damit keine Verschwörungen entständen. Die Straße von Sardes nach Susa, 337 Meilen, hatte 111 solcher Stationen. — Vor Allem gab sich die Ueppigkeit der persischen Könige in ihrem Harem kund, wo Schaaren von prunksüchtigen und ränkevollen Frauen, die zur Bestreitung ihres Putzes und ihrer Kleiderpracht oft die Einkünfte ganzer Städte und Landschaften angewiesen bekamen, theils als rechtmäßige Gemahlinnen, theils als Kebsweiber den Lüsten der Herrscher dienten, sie zur Sinnlichkeit und entnervenden Wollust reizten, nebst den ihnen zur Bedienung beigegebenen Verschnittenen (Eunuchen) unermeßliche Summen verschwendeten und einen unheilvollen Einfluß auf die Regierung und auf das Hof- und Staatsleben übten. — Landesverwaltung und Satrapenregiment. Das ganze Land wurde als Eigenthum des Königs angesehen, daher alle Geldabgaben der unterworfenen Völker, sowie die aus den königlichen Hoheitsrechten (Regalien) fließenden Einkünfte und die freiwilligen Geschenke in die Privatkasse des Gebieters kamen. Die Unterhaltung des Hofes, des Heeres, der Staatsdiener ꝛc. wurde aus den Abgaben an edlen Metallen und aus den Naturallieferungen jedes Landes bestritten. Die Provinzen wurden von Satrapen oder Statthaltern regiert, von denen jeder eine der königlichen Hofhaltung nachgebildete zahlreiche und kostspielige Umgebung hatte, zu deren Unterhalt er aus allen Theilen seiner Statthalterschaft Abgaben in Geld und Naturalien eintrieb. Da die Satrapen meistens Verwandte des Königs und mit großer Macht ausgerüstet waren, so fanden die Landschaften keinen Schutz gegen ihre Erpressungen und drückende Verwaltung; lieferten

die Statthalter nur die dem Hofe schuldigen Abgaben jährlich richtig ab, so konnten sie nach Willkür schalten und walten, und ihre Habgier und Genußsucht vom Schweiße ihrer Unterthanen befriedigen. Als die anfangs getrennte Civil- und Militärmacht in den Händen der Satrapen vereinigt ward, wurden diese so mächtig, daß sie sich um die königlichen Befehle wenig kümmerten, häufig in trotziger Widersetzlichkeit mit den Waffen in der Hand den Herrschern entgegentraten und dadurch allmählich die innere Auflösung des Reiches herbeiführten. Darum wurde auch die Ueberwachung und Bestrafung der Schuldigen und Verdächtigen immer strenger; Schrecken und Furcht sollten Gehorsam erhalten; grausame Todesstrafen und Verstümmelungen wurden an den vornehmsten Personen vorgenommen; geheime Späher und Vertraute, „die Augen und Ohren des Königs" genannt, berichteten über das Benehmen der Statthalter und Beamten; Angeberei wurde befördert und belohnt. — Neben dem Steuerdrucke war auch die Unterhaltung des zahlreichen, zum Theil aus Miethtruppen bestehenden Heeres eine die Provinzen schwer bedrückende Last. „In jedem Betracht war und blieb das medisch-persische Reich eine äußerlich ganz mechanisch an einander geschobene Anhäufung verschiedenartiger Bestandtheile, durch kein inneres Band zusammengehalten, durch keinen anderen Hebel regiert und in Bewegung gesetzt, als durch Furcht und Schrecken"; ein Aggregat von Ländern und Völkern, welche, je ferner, desto loser mit dem Kerne des Staatswesens verbunden waren. — Dagegen schonte der persische Despotismus die Nationaleigenthümlichkeiten der Provinzen; zufrieden, wenn den königlichen Befehlen Gehorsam geleistet wurde und den Forderungen Genüge geschah, ließ die persische Regierung in der Regel den unterworfenen Völkern ihre vaterländischen Einrichtungen, Gebräuche und Gewohnheiten, ihren religiösen Glauben und ihre Cultusformen, zuweilen sogar ihre einheimischen Fürsten, und dennoch sanken die Provinzen allmählich in Barbarei, denn, „kein durch bestimmte Gesetze geregelter Rechtszustand schirmte sie gegen Uebermuth und Frevel der Satrapen und ihrer Diener, der Steuerdruck zehrte an ihrem Wohlstande, und wenn ihre Volksthümlichkeit auch nicht durch List und Gewalt vernichtet ward, so krankte sie doch an dem innern Uebel des Verlustes der politischen Unabhängigkeit, ohne welche der nationale Sinn Schwung und Entwickelungskraft verliert". — Heerwesen. Die Zahl der persischen Streitmacht war sehr bedeutend, da jeder waffenfähige Unterthan militärpflichtig war. Die Heere waren in Musterungsplätzen und Festungen über das ganze Land vertheilt und wurden nur in Zeiten der Noth alle durch ein allgemeines Aufgebot einberufen. Den Kern des Heeres bildete eine Abtheilung von 10,000 Fußgängern, die „Unsterblichen" genannt, weil diese Zahl stets vollzählig gehalten, jede Lücke sogleich ergänzt wurde. Kleidung und Bewaffnung waren höchst mannichfaltig, da die aus verschiedenen Völkerschaften bestehenden Truppenabtheilungen in ihrer nationalen Tracht, Bewaffnung und Kriegsweise einherzogen, was, verbunden mit dem unendlichen Troß von Dienern, Knechten und Frauen, von Prachtwagen und Gepäck, dem Zug ein buntes, fremdartiges Ansehen gab und den Eindruck einer Völkerwanderung machte. Der König befand sich in der Regel im Mittelpunkt des Heeres, im vollen Schmuck seiner Würde, auf einem von nissäischen Rossen gezogenen Streitwagen, mit Bogen und Pfeilen bewehrt, umgeben von den persischen Stammhäuptern und Edlen und geschützt von seiner Leibwache und der Garde der Zehntausend. Neben ihm befand sich die Reichsfahne, die einen goldenen Adler mit ausgebreiteten Flügeln zeigte, und vor ihm der goldene Sonnenwagen, von schneeweißen Pferden gezogen. Das Treffen wurde gewöhnlich mit einem dichten Pfeilregen eröffnet, dann stritt man mit Lanze und Schwert. Im Aufschlagen, Ordnen und Befestigen der Zelte besaßen die Perser Uebung und Gewandtheit. Bei der großen Zahl von Reitern entstand bei nächtlichen Ueberfällen leicht Verwirrung und Störung. — In der Wissenschaft und Literatur haben die Perser wenig geleistet; dagegen beweisen die großartigen Ruinen des reizend gelegenen Persepolis, bestehend in Trümmern von Königsburgen und Palästen mit Thorhallen, Säulengängen, Marmortreppen und Wänden voll Inschriften und Bildnerei, so wie in Königsgräbern und in zahllosen Ueberresten von Statuen, Basreliefs und andern Sculpturwerken, welche Götter und symbolische Wunderthiere, unterjochte Völker, Geschenke bringende Boten und dienende Hofleute in geschmückten Gewändern darstellen und ein Abbild des ganzen persischen Staatslebens vorführen, daß sie in den Künsten, namentlich in der Baukunst und Bildhauerei, hinter andern morgenländischen Culturvölkern nicht zurückstanden.

§. 52. Resultate. Werfen wir auf die Völker, die wir mit dem Gesammtnamen der „morgenländischen" zusammenfaßten, zum Schluß noch einen Rückblick, so werden wir trotz des weiten Umfangs des von ihnen bewohnten Ländergebietes und trotz der Mannichfaltigkeit der von ihnen geschaffenen Cultur- und Lebensformen doch gewisse charakteristische Eigenthümlichkeiten wahrnehmen, nach denen wir sie in bestimmte durch innere Verwandtschaften begrenzte Völkergruppen eintheilen können. An der Schwelle der Geschichte begegnen wir im äußersten Osten der **chinesischen Nation**, in welcher die mongolische Race den Höhepunkt ihrer erreichbaren Civilisation erstiegen hat. Da ihr typisches Wesen und ihre stagnirende Bildung von dem kräftigeren kaukasischen Menschenstamm zurückgestoßen wurde, so blieb das Culturleben der Chinesen auf die gleichartigen Völkerstämme der Nachbarschaft beschränkt und ohne Einwirkung auf den allgemeinen Bildungsgang der Menschheit, der nur an den wechselvollen Lebensgeschicken der kaukasischen Race seinen Fortgang und Verlauf nahm. Größer war der Einfluß des **ägyptischen Volkes**, das im nordöstlichen Afrika, an der Grenzscheide der beiden Erdtheile der morgenländischen Welt, ein isolirtes Culturleben führte, wenn auch mit geringerer Abgeschlossenheit als die Chinesen. Aus einer Mischung äthiopischen und kaukasischen Blutes hervorgegangen, waren auch die Aegypter nicht berufen, als die reinen Träger des in der Menschheit glühenden Gottesfunkens in der Geschichte aufzutreten, wie groß auch die Macht vieler von ihnen erzeugten Bildungselemente auf die kaukasischen Geschlechter in ihrer Kindheit und Jugend gewesen sein mag. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Beharrlichkeit schufen die Nilbewohner jene festen Formen, in die sie ihr Religions- und Kunstleben und die ganze Mannichfaltigkeit des irdischen Daseins einfügten, die durch die Macht ihrer Unwandelbarkeit und Ruhe dem beweglichen Geiste der jugendlichen Völker des europäischen Alterthums so gewaltig imponirten und an denen sie selbst mit der ganzen Zähigkeit der orientalischen Natur Jahrtausende lang festhielten. Selbst der zwingenden Macht des Todes, die alles Geschaffene der Verwesung zuführt, um für die ewig erzeugende Lebenskraft neuen Raum zu gewinnen, suchten die Aegypter Schranken zu setzen und wenigstens die menschliche Form und Gestalt vor ihrer vernichtenden Wirkung zu bewahren. Die ewige Ordnung und Gesetzmäßigkeit, die sie an den Himmelskörpern wahrnahmen, die dem Strome ihres Landes die befruchtende Kraft gab und den ertödtenden Gluthhauch der Wüste fern hielt, sollte das ganze Leben der Aegypter, sollte alle Erscheinungen ihres Daseins durchdringen und beherrschen. Gewaltig wirkte die stille Macht der starren heiligen Formen auf Mit- und Nachwelt, aber diese Wirkung war ohne belebenden Odem; sie erzeugte keine lebenskräftigen Schöpfungen; wie ihre Pyramiden und Mumien blieb die ganze Cultur der Aegypter ein verdorrter Ast am Lebensbaum der Menschheit. Die theosophischen Speculationen der Priester von einem Urwesen, aus dem die schaffenden Geisteskräfte emanirten, blieben der Vorstellung des Volkes und dem Cultus fremd. Zwischen diesen beiden Nationen der starren Form und des wandellosen Conservatismus finden wir zwei Völkerstämme gelagert, die auf die Entwickelung des Menschengeschlechts den mächtigsten Einfluß hatten, die **Arier** und die **Semiten**. In den geistigen Schöpfungen, welche diese beiden Völkergruppen zu

Tage förderten, liegen die Wurzeln unserer ganzen abendländischen Cultur. Hat uns die bisherige Darstellung auch nur zwei große Familien des arischen Völkerstammes vor Augen geführt, die Inder und die Iranier in ihrer Verzweigung als Baktrer, Meder und Perser, so ist doch die geistige, sittliche und physische Kraft bei einigen derselben von solcher Bedeutung, daß die Ansicht, nach welcher die wichtigsten Culturvölker Europa's von ihnen ausgegangen seien, nichts Widersprechendes in sich hat. Die Arier in **Indien** und in Iran brachten Bildungsformen zur Entfaltung, die von derselben Wurzel ausgehend durch die Einwirkung der umgebenden Natur verschiedene Richtungen nahmen. In dem fruchtbaren Lande am Ganges, wo unter einem lachenden Himmel Flur und Wald in seltener Ueppigkeit prangt, folgten die Arier dem angebornen Hang zur Ruhe und Beschaulichkeit und bildeten mit solcher Ausschließlichkeit das Geistes- und Seelenleben aus, daß Natur und Welt in ihren Augen alle Wahrheit und Realität verloren, daß sie sich von dem wirklichen und handelnden Leben abwandten und nur in der Welt der Phantasie, im Anschauen der Gottheit ihre Befriedigung fanden. Die Priester und Weltweisen bevölkerten Himmel und Erde mit Schaaren von Göttern und Geisterwesen, die sie wieder durch den ursprünglichen Begriff von Brahma als Urgeist und Weltseele zur Einheit zusammenfaßten; dieser Brahmabegriff wurde allmählich durch die erstaunliche Geistesthätigkeit der indischen Gottesgelehrten auf eine Höhe der Abstraction geführt, daß er alle Gestalt verlor und die große Menge ihn nicht mehr fassen konnte. Das Volk fuhr demnach fort, seine Gebete und Opfer an die alten Naturmächte zu richten, und erbaute sich an den Legenden und Wundersagen, womit die Brahmanen seine Phantasie füllten, indeß diese in ihrer Speculation immer höher stiegen. Nur Brahma, der unpersönliche Weltgeist, aus dem Alles seine Entstehung nahm und zu dem Alles im ewigen Kreislauf wieder zurückkehren mußte, hatte für sie wahres Sein; alles Uebrige war Schein und Sinnentäuschung, von deren Einwirkung sich der Weise aus allen Kräften befreien müsse. Nur wenn durch strenge Ascese das Fleisch getödtet, jeder Sinnenreiz erstickt und das körperliche Dasein gleichsam ausgelöscht war, konnte die Rückkehr zur göttlichen Urkraft eintreten, konnte die Menschenseele die ersehnte Ruhe im Schooße Brahma's finden. Wurde dieser Alles verschlingende Pantheismus auch mit der Zeit durch die Rückwirkung der Religion des Buddha in etwas gemildert und seiner Folgerichtigkeit die Spitze abgebrochen, so war doch die ganze indische Natur so sehr dem materiellen und praktischen Leben abgewendet, daß auch diese Reaction keine wesentliche Aenderung in dem Volksleben erzeugte, daß kein thatkräftiges Handeln Boden gewann, daß der Weg zu echter Humanität unbetreten blieb. Der Mensch und die Natur hatten für den Inder nur in so fern Werth, als sie aus Brahma hervorgegangen waren; die Nächstenliebe überschritt nie die Schranke der Kaste; sie erhob sich kaum zu der Höhe des Nationalgefühls und der Vaterlandsliebe; allgemeine Menschenliebe war am Ganges und Indus ein unbekannter Begriff. Selbst der Buddhismus, obwohl ursprünglich auf Erweckung der Menschenliebe und auf sittliche Erhebung gerichtet, artete mit der Zeit zu einem starren Gesetzes- und Ceremoniendienst aus und sah das Auslöschen der Einzelexistenz im Nirvâna als höchstes Gut und Lebensziel an. — Anders gestaltete sich das Geistesleben bei den Ariern in **Iran**, wo die Gegensätze der Natur und des Klima's, der Wechsel von fruchtbaren Landschaften und Sandwüsten, von

Sonnengluth und Winterfrost den Glauben an eine zwiefache Göttermacht erzeugte, und das Mühen und Ringen um die Bedürfnisse des Daseins das Volk mannhafter und kräftiger erhielt. In Iran, dem Lande der Gegensätze, konnte sich der Gottesbegriff nicht wie in dem reizenden Gangesgebiet zur Einheit gestalten; der unversöhnliche Zwiespalt, den der Iranier in der Welt der Wirklichkeit gewahrte, mußte sich auch in seinen religiösen Vorstellungen abspiegeln. Er bildete sich ein Geisterreich über und außer der Natur und bevölkerte es mit Schaaren guter und böser Wesen, die sich die Erlösung und das Verderben der Welt und der Menschheit als Ziel und Kampfpreis ihres Ringens und Mühens aufgestellt. Dem Inder ist die ganze Natur vom Uebel und der Nichtigkeit verfallen, dem Parsen nur die eine von Ahriman herrührende Seite derselben; seine Lebensaufgabe besteht daher nicht, wie bei dem Inder, in der Auflösung und Vernichtung des materiellen Daseins, sondern in der Bekämpfung der Arges sinnenden Dämonen in der äußern Natur wie in der eigenen Brust, damit die Lichtgeister, die Diener des Ormuzd, die Herrschaft erhalten. Diese praktische und sittliche Aufgabe bildete die Grundlage von Zoroasters Lehre, die in dem heiligen Buch Avesta niedergelegt war; und so wirksam war diese Lehre auf das sittliche und werkthätige Leben, daß die ältesten Schriftsteller der Griechen die Sittenreinheit, die Wahrhaftigkeit und die Arbeitsamkeit der Iranier rühmend hervorheben. Das Ceremoniel und die Reinigungsvorschriften, womit in der Folge die Priesterschaft der Magier das Volksleben fesselte und die freie Bewegung der Kräfte hemmte, griffen doch nie so tief in das praktische Leben ein, daß sie das thatkräftige Handeln gelähmt, das Wohlgefallen an der Natur erstickt und ein Traum- und Büßerdasein als höchste Lebensaufgabe aufgestellt hätten. Die Iranier entfalteten ein großes historisches Leben, mächtige Persönlichkeiten, wie Kyros und Dareios, kamen zur Erscheinung, das Kastenwesen fand keine Entwickelung; in Indien ging die Menschengeschichte in den Religionsmythen unter, die Herrschergestalten verflüchtigten sich zu Repräsentanten der Gottheit, zu Vollstreckern der Priestergesetze, die individuelle Kraft verlor sich im Kastenzwang. — Wie sehr auch bei den Ariern hie und da einzelne Geistesrichtungen vorherrschen, einzelne Uebertreibungen zur Erscheinung kommen mochten; immerhin blieb ein gewisses Gleichmaß aller Seelenkräfte, ein harmonisches Fortschreiten nach Einem Ziel der angeborne Grundzug; bei den **Semiten** dagegen standen die entgegengesetzten Richtungen unvermittelt neben einander; getheilten Herzens gaben sie sich den Mächten der sinnlichen und übersinnlichen Welt hin. Bei den ältesten Völkern dieses Stammes, die ein eigenthümliches Culturleben zur Ausbildung brachten, bei den **Babyloniern** und **Phöniziern**, führte die Verehrung der zeugenden und gebärenden Naturkraft zu einem Cultus voll üppiger Sinnlichkeit und Unzucht, neben welchem ein finsterer Dienst mit Menschenopfern und Selbstverstümmelung herging, ein Gegensatz von ausschweifender Hingebung an die Lüste des Fleisches und die Reize der Sinne und von maßlosem Versinken in Schmerz und Verzweiflung, wie ihn das ganze Leben dieser Völker aufwies. Weichliche Genußsucht wechselte hier mit grausamer Selbstqual ohne Vermittelung und Uebergang. Daneben suchten die Babylonier die Gesetze des Natur- und Menschenlebens in den Sternen zu ergründen und wurden die Schöpfer der Astronomie und ihrer unechten Tochter, der Astrologie. Regsam und erfindungsreich richteten diese beiden Völker zugleich ihre Thatkraft und ihren emsigen Forschungstrieb

auf Handel, Industrie und Schifffahrt, wodurch sie die Vermittler zwischen Morgenland und Abendland, die Träger und Verbreiter des östlichen Culturlebens nach dem noch unentwickelten Westen wurden. Die List und Verschlagenheit der Sidonier, die kühne Unternehmungslust der Tyrier, der Reichthum und die Pracht der Babylonier waren im ganzen Alterthum berühmt. Auch die Kriegskunst vernachlässigten sie nicht, doch wurden sie darin überholt von dem stammverwandten Volke der **Assyrier** in Ninive. Dagegen blieb den Phöniziern der Ruhm, zuerst ein geordnetes Staats- und Rechtsleben mit festen Gesetzen eingerichtet und die persönliche Freiheit des Menschen gegen Despotismus und Willkür sicher gestellt zu haben. Die Assyrier aber pflegten neben den Waffen auch die Baukunst und Bildnerei, wie die merkwürdigen Denkmale beweisen, die man in unsern Tagen unter der Erde hervorgegraben, wo sie gegen dritthalb Jahrtausend geruht hatten. Zwischen dem chaldäischen und assyrischen Reiche im Osten und dem meerbeherrschenden Handelsvolk an der phönizischen Küste im Westen erkämpfte sich das unscheinbare Volk der **Hebräer**, deren Vorfahren einst von dem Randgebirge Armeniens und vom obern Laufe des Euphrat und Tigris herabgestiegen waren, feste Wohnsitze an den Abhängen des Libanon und auf den grünen Höhen von Jesreel und Juda. Als Eindringlinge standen sie der alten kanaanitischen Bevölkerung, obwohl derselben stammverwandt, feindlich gegenüber. Dieser feindliche Gegensatz, den sie durch ihre nationale Abgeschlossenheit und ihre eigenthümlichen, dem heidnischen Wesen der Nachbarvölker widerstrebenden Sitten, Einrichtungen und Religionssatzungen noch schärften, brachte das Volk Israel in eine isolirte Stellung und bewirkte, daß sie den von den Vorfahren überkommenen Glauben an ihren Nationalgott Jehovah festhielten und nach einzelnen vorübergehenden Verirrungen immer wieder mit alter Treue und Pietät zu demselben zurückkehrten. „Je ausschweifender der Cultus der Wollust und der Entmannung in ihrer Nähe sich gestaltete, je höher die Flammen der Molochsaltäre emporstiegen, um so reiner und tiefer faßten die Hebräer ihren Jehovahbegriff. Schritt vor Schritt entkleideten sie ihn von allen sinnlichen Elementen und schauten ihn endlich als eine geistig-sittliche Macht an, für deren erhabene Größe die Natur nichts mehr als ein Fußschemel ist.“ Die Muße, die ihnen übrig blieb von der Wartung der Heerden und dem Anbau der Felder und Obstgärten, der Feigen und Reben, widmeten sie dem Dienste Jehovahs, zu dessen Ehren sie die lyrische Poesie ausbildeten und die Propheten ihre erhabenen Seherworte verkündeten; und die kriegerischen Großthaten, wozu sie durch die feindlichen Nachbarstämme getrieben wurden, bewahrten sie in treuer Ueberlieferung, bis die vorgeschrittene Bildung sie in geschichtliche Formen kleidete. Ihre Lage zwischen den beiden erobernden Großmächten Assyrien und Aegypten verwickelte sie endlich in Kämpfe, denen ihre schwachen Kräfte nicht gewachsen waren. Nach heldenmüthigem Ringen erlag zuerst Israel den waffengeübten Königen von Ninive und dann Juda dem jugendkräftigen chaldäischen Reiche in Babylon. Sie wurden fortgeführt in „die Städte der Meder“ und an „die Wasserbäche Babylons“, wo sie nur in dem Vertrauen auf Jehovah eine Stütze und einen Stab fanden gegen die Leiden der Knechtschaft und den Hohn der Fremdlinge. In ihm erblickten sie ihren Tröster und wahren König, wenn

Trauer und Sehnsucht ihr Herz beschlich. Doch auch die Tage der Assyrier und Babylonier waren gezählt. Im Bunde mit den **Medern** hatte der Chaldäerkönig Nebukadnezar die Macht Ninive's gebrochen und Babylon zum Sieg und zur Herrschaft geführt; aber aus dem Schooße des Mederreichs ging das **Weltreich der Perser** hervor, das unter der Führung eines Heldenkönigs durch die inwohnende Jugendkraft schnell einen Umfang gewann, wie keines der früheren Reiche. Nicht nur die semitischen Völker und Städte mußten sich als Glieder dem persischen Riesenkörper anschließen, auch Aegypten gehorchte den Geboten des Herrschers von Susa und Persepolis, die zahlreichen Völkerstämme Kleinasiens, den reichen König Krösus von Lydien an der Spitze, huldigten der überwältigenden Macht der Perser, und die griechischen Handelsstädte an der ägäischen Meeresküste mit ihrem edeln Kunstleben zierten wie ein Purpursaum das Herrschergewand des „Großkönigs". Die Perser besaßen jedoch nicht die ordnende und gestaltende Kraft, die zur Bewältigung und Verbindung der verschiedenartigen Volkselemente erforderlich gewesen wäre. Ohne inneres Band lagen Stämme und Völkerschaften, verschieden an Natur und Religion, an Sitten und Sprache, an Lebensweise und Bewaffnung, neben einander, ein Massenstaat, dem die belebende Seele, die Macht eines geordneten Organismus gebrach. Gestützt auf eine mechanisch zusammengefügte Menge, führte der Großkönig, dessen Reich von den Schneehöhen des Hindukhugebirges bis an die ägyptische Wüste und an die Mündungen der Donau reichte, seine zahllosen Schaaren wider die Griechen, um auch deren kleine Staaten als zinspflichtige Glieder seinem unermeßlichen Reiche beizufügen; aber hier zerschellte sein Riesenbau an einer geheimnißvollen, dem Oriente unbekannten Macht, an der Selbstregierung und individuellen Freiheit und Kraftentfaltung der Hellenen.

B. Die griechische Welt.

Das hellenische Land und seine Bewohner.

I. Das Festland.

§. 53. **Griechenland** ist der südliche Theil einer großen Halbinsel, die im Norden breit und zusammenhängend, im Süden schmal, unregelmäßig und buchtenreich erscheint. Von vielen Gebirgszügen durchschnitten, besteht sie aus Berg- und Hügellandschaften, die das Land in eine Menge kleiner, abgeschlossener und gesonderter Gegenden theilen und die Entstehung vieler getrennten Staaten, gleich den Cantonen der Schweiz, begünstigen. Im Norden wird die Halbinsel von einer großen, vom adriatischen bis zum schwarzen Meer reichenden und in ihrem östlichen Verlaufe **Hämus** oder **Balkan** genannten Gebirgskette durchzogen, an deren südlichen Abhängen die rauhen Gebirgsländer **Illyrien**, **Makedonien** und **Thrakien** sich anlagern, die neben hohen, theilweise an Gold- und Silbergruben reichen und mit Waldung bedeckten Berggegenden Thäler und Ebenen von großer Fruchtbarkeit enthalten. Sie stoßen im Süden an das, Griechenland von Klein-Asien trennende, **ägäische Meer**, aus welchem die schmale Straße des **Hellespont** (**Dardanellen**) in das kleine Meerbecken **Propontis** (Marmorameer), aus diesem die noch schmalere, flußähnliche Straße des **Bosporos** in das schwarze „gastliche" Meer (**Pontos Euxeinos**) führt. Die Küsten von Thrakien und Makedonien waren mit **griechischen Colonien** bedeckt. Bedeutende Flüsse hat die Halbinsel nicht; zu den ansehnlichsten gehören der **Hebros** (Maritza), **Strymon** und **Axios** (Vardar). Die Hauptstadt

des von vielen kriegerischen Volksstämmen bewohnten Makedoniens war Pella, das zur Zeit Philipps und Alexanders der uralten Heroenstadt Edessa mit ihren Königsgräbern den Vorrang abgewann. — Südwärts von Illyrien und Makedonien lag

1. Nord-Griechenland, bestehend aus Epeiros und Thessalien, zwischen welchen von Norden nach Süden das wilde, zackige, fast immer beschneite Felsengebirg des Pindos, der Hauptknotenpunkt aller griechischen Berge, hinzieht. Das erstere ist ein rauhes, zerklüftetes Gebirgsland, von verschiedenen meist pelasgischen Völkern kriegerischer und abgehärteter Natur bewohnt, „deren Fürsten alljährlich nach feierlichem Opfer bei dem Dorfe Passaron gesetzlich zu regieren schworen und dafür den Treueid des Volkes empfingen". Im Süden die Molosser mit der Hauptstadt Ambrakia (Arta) an dem gleichnamigen Meerbusen; im Norden auf der makedonischen Grenze Dodōna, mit einem altehrwürdigen Zeus-Orakel. Weiter nordwärts an der Küste von Illyrien lag Epidamnos (Dyrrhachium), eine korinthische Colonie. — Thessalien ist ein von verschiedenen Armen des Pindosgebirges eingeschlossenes Land, mit fruchtbaren Ebenen und fetten, zur Pferdezucht geeigneten Triften. Es wird von dem ruhig hinfließenden Fluß Peneios (Salambria) durchströmt, dessen von grottenreichen Felswänden umgebene und von schattigen, malerisch geordneten Gebüschen bewachsene Ufer nahe am Ausfluß das durch seine grotesken Naturschönheiten berühmte Thal Tempe zwischen dem Berge Olympos, dem „vielgezackten" Göttersitze, und dem Ossa bilden. Das Peliongebirg auf der Halbinsel Magnesia schließt die Bergreihe nach Osten ab, doch lassen sich weitere Verzweigungen nach Euböa und den andern Inseln verfolgen. — Unter den thessalischen Städten sind zu merken Larissa am Peneios, die alte pelasgische Hauptstadt, Iolkos und Lamia an zwei Buchten; Pharsălos und unweit davon Kynoskephălä (Hundsköpfe), als Schlachtfelder berühmt. Thessalien wurde von ritterlichen Adelsgeschlechtern beherrscht, die als Reisige im Heere fochten. Tapfer und stolz auf volksthümliche Unabhängigkeit, aber ohne Empfänglichkeit für gemeinhellenische Dinge, beschränkte der thessalische Adel seine Hauptsorge auf Roßzucht und Turniere, Jagd und Tafelfreuden und „kleinfügige Grenzfehden". Ein großartiges Nationalleben konnte in dem Lande nicht Wurzel schlagen. „So zerfiel denn die schöne, fruchtbare, von Gebirgen und Höhenzügen durchschnittene Ebene in eine Reihe selbstherrlicher Städte und Bezirke, welche, von reichen Geschlechtern regiert, für die Dauer allgemeiner Heerfahrten den dictatormäßig gebietenden Herzog oder Tagos wählten, im Uebrigen ein selbstsüchtiges Sonderleben führten". Gastfreundschaft, Prunkliebe und Offenheit bildeten die bessere Seite des Nationalcharakters, namentlich bei den Großen, aber Eigenliebe und Sinnlichkeit zerstörte mit der Zeit den mannhaften, biedern Sinn und die ritterliche Tugend. Den südlichen Grenzwall Thessaliens bildet das rauhe Othrysgebirg und die Bergkette des Oeta; zwischen ihrem Fuß und dem Meerbusen liegt eine schmale Schlucht, die den einzigen natürlichen Eingang von Thessalien nach Hellas bildet. Dies ist der berühmte zwei Stunden lange Paß der „heißen Thore" (Thermopȳlä), der zwischen dem vortretenden Kallidromosgebirge und der sumpfigen Meeresküste an zwei Stellen so enge war, daß nicht zwei Wagen neben einander durchfahren konnten. Seinen Namen hatte er von den heißen Quellen, die noch jetzt an der Bergwand hervorsprudeln.

2. Mittel-Griechenland oder Hellas. Im Osten bis zum Vorgebirge Sunion ist Hellas von Armen des Oeta durchschnitten, worunter in Attika der Pentelikon wegen seines Marmors, der kräuterreiche Hymettos wegen seines Honigs und das Lauriongebirg wegen seiner Bergwerke am bekanntesten sind. Andere Zweige ziehen von Epeiros her in südöstlicher Richtung und bilden die in dem Religionscultus als Musensitze berühmten Berge Parnassos, Helikon und Kithäron, deren landschaftlicher Charakter, deren Wälder und Quellen zum Gesange begeistern, wo gleichsam der Gesang der Natur den menschlichen hervorruft. Der Parnassos, der merkwürdigste darunter, ist ein über 7000 Fuß hohes, fast senkrecht aus der Ebene emporsteigendes nacktes Felsengebirg von bläulich-grauem Kalkstein in imposanter Umgebung. Unter den Flüssen sind der Acheloos und der in den See Kopais mündende Kephissos die größten. Bei Athen fließt das Flüßchen Ilissos.

Hellas zerfällt in folgende Staaten: A) Attika (zur Zeit des peloponnesischen Krieges 500,000 Einwohner, darunter 40,000 Sklaven), ein wenig fruchtbares, nur an Oliven,

Feigen, Honig und Wachs reiches Hügelland mit der drei Stunden weiten Hauptstadt Athen, mit der auf der Halbinsel Munychia angelegten Hafenstadt Peiräeus (die von Themistokles statt des ältern Hafens Phaleron zum Kriegshafen und zur Schiffswerfte umgeschaffen und nach den Perserkriegen durch zwei schenkelartig auslaufende Mauern mit Athen verbunden worden war), mit Eleusis, dem berühmten Mittelpunkt des Demetercultus und der geheimen Weihen (Mysterien), zu dessen ehrwürdigem Heiligthum die mit vielen Denkmälern geschmückte heilige Straße führte, und mit dem Schlachtfeld auf Marathons Ebene. Ursprünglich ein selbständiger Priesterstaat, dessen Entstehung die Sage auf den Pelasger Keleos und auf den Thraker Eumolpos zurückführte, bewahrte Eleusis auch nach seiner Verschmelzung mit Athen noch die Lehren, Satzungen und Sitten der morgenländischen Welt- und Lebensanschauung, die in den heiligen Mysterien fortgeführt wurden. Gegenüber von Athen im saronischen Meere liegt die durch ihre hohe Cultur, ihre Schifffahrt und ihren Kunstsinn ausgezeichnete volkreiche Insel Aegīna, wo König Pheidon von Argos (§. 77) die ersten Münzen prägen ließ und 470,000 Sklaven den stolzen und harten Handelsherren dienen mußten, und das durch die Seeschlacht bekannte Salămis. B) Böotien, ein fruchtbares Land mit getreidereichen Ebenen um den im Sommer fast ganz trockenen See Kopais, dessen Wasser durch unterirdische Abzugskanäle (Katabothren, Emissarien) dem Meere zugeführt ward. In seiner Nähe lag das durch Handel und Reichthum blühende Orchoměnos, der uralte Sitz der Minyer, mit merkwürdigen Ruinen. Das böotische Land vereinigte die Vortheile des Küsten- und Binnenlandes. Denn es berührte die Hauptstraßen des griechischen Seeverkehrs und hegte zugleich im Innern eine Fülle von Hülfsquellen. „Fette Triften breiteten sich an den Flüssen und Seen aus; Korn und Wein gedieh reichlich; durch Gartenbau und Pferdezucht hatte die Landschaft einen Vorrang vor allen Nachbarländern. Sie war dicht bevölkert von einem gesunden Menschenschlag; man rühmte die Körperkraft der böotischen Männer und die Schönheit der Frauen.“ An der Spitze der 14 zu einem Bunde vereinigten böotischen Städtegebiete stand das siebenthorige Theben mit der Burg Kadmeia. Böotien war der Schauplatz der meisten Kriege, daher viele Orte durch Schlachten berühmt sind, so das heldenmüthige Platää am Kithäron, nahe der Grenze von Attika (Schlacht 479, Belagerung 429—427), das sich schon im Jahre 510 unter die Schutzherrlichkeit Athens stellte, Delion an der Küste des Euripos (Schlacht 424), Koroneia (447 und 394), Leuktra (371), Chäroneia (338). Unter den übrigen Orten sind noch zu merken: die Hafenstadt Aulis am Euripos, Tanăgra auf einer steilen Anhöhe in einer weinreichen Gegend; Haliartos am Kopaischen See; Thespiä u. a. m. Böotien war häufig von Erdbeben heimgesucht; Orchomenos fand bei einem solchen seinen Untergang. Vielleicht ist die Mythe vom Versinken des Sehers Amphiaraos mit seinem Viergespann in der Hügelgegend von Tanagra auf eine solche Erderschütterung zu beziehen. C) Phokis mit dem steilen Felsgebirg Parnassos in großartiger Naturumgebung und dem Musenborn Castalia. Am Fuße des Parnassos in einem als Mittelpunkt („Nabel“) der Erde gedachten Orte lag die heilige Tempelstadt Delphi (Pytho), mit ihrem berühmten Apollo-Orakel und zahlreichen Prachtgebäuden und Kunstwerken. Die auf einer Kuppe des Berges erbaute Tempelstadt, die im Süden auf mehr denn dreißig von starken Grundmauern getragenen Terrassen ruhte, machte durch die wilde Naturschönheit, den Wechsel der Felsen, Waldungen, Grotten, Bäche, des öden Gebirges und der fruchtbaren Ebene einen mächtigen Eindruck und erfüllte mit den Schauern religiöser Gefühle. Neben der Stadt Delphi sind noch zu merken das uralte Daulis der mythischen Thraker; die feste Stadt Elatĕa und die fluchbeladenen Orte Krissa und Kirrha, die wegen Eingriffs in die Tempelgüter und wegen Wucherei auf Kosten der zahlreichen Pilgrime zerstört und dem delphischen Gott geweiht wurden. Die Phoker lebten ohne Sklaven in zwanzig bis dreißig Stadt- und Landrepubliken, welche unabhängig innerhalb ihrer Grenzen über gemeinsame Angelegenheiten durch Abgeordnete rathschlagten. D) Doris, ein kleines rauhes Gebirgsland, Stammsitz der Dorier mit vier unbedeutenden Städten. E) Lokris. Es gab drei Staaten dieses Namens: 1) das epiknemidische Lokris in der Nähe der Thermopylen, 2) das opuntische mit der Stadt Opus am Euripos, 3) das ozolische am „krissäischen“ oder korinthischen Meerbusen mit der Hafenstadt Naupaktos (jetzt Lepanto). „In friedlicher Abgeschiedenheit bewahrten die kleinen lokrischen Völker-

schaften Mannheit, Gastfreundschaft und Sitteneinfalt; sie wurden, meistens Hirten, Ackerbauer und Kleinstädter, von ehrbaren Geschlechtern so regiert, daß die Volksgemeinden dem Gutachten der Häuptlinge willig folgten; Knechte und hörige Leute fehlten diesen weder reichen noch armen Freisassen, welche ohne Neid und Scheelsucht das Erbe ihrer Väter bestellten und den etwaigen Gährungsstoff zeitig als Pflanzer in die Fremde abführten." F) Aetolien, ein rauhes, waldiges, vom Acheloos durchströmtes Gebirgsland mit wilden, kriegerischen Bewohnern verschiedenen Ursprungs, die neben reichlicher Jagd, Viehzucht und geringem Ackerbau in den fruchtbaren Ebenen an der Südküste hauptsächlich der Land- und Seefehde oblagen, und als abgehärtete Söldner und gefürchtete Freibeuter in die Ferne zogen. Hauptort des in mehrere Städtegebiete zertheilten und zu einem Bund vereinigten Volkes war die auf einer Bergebene gelegene uneinnehmbare Bundesstadt Thermon, reich geschmückt mit Hallen und Tempeln, mit Gemälden und Bildsäulen. G) Akarnanien, südwärts vom ambrakischen Meerbusen, an dessen Ufer Argos Amphilochikon lag, mit dem durch Augustus' Sieg (31 v. Chr.) berühmten Vorgebirge Actium (in dessen Nähe später Nikopolis gegründet ward) und mit der Stadt Leukas, der festen Bundesstadt Stratos und einer Anzahl offener Flecken. Die Aetoler, Akarnanen und Epeiroten standen mit dem Hellenenthum nur in schwacher Verbindung. Sie gehorchten entweder erblichen Fürsten oder vom Volke gewählten Aeltesten und Häuptlingen. „Blutrache, Faust- und Fehderecht, sichtbar im steten Waffentragen, Dorf- und Fleckenleben im Gegensatz zum städtischen, Jagd und Lust an Viehzucht auf der einen, Widerwille gegen Ackerbau und Handel auf der andern Seite, schlichte, rauhe Sitte, von Stätigkeit begleitet — diese und ähnliche Züge erinnerten an die alte Ritterzeit, als dieselbe für das übrige Hellas bereits untergegangen war." Durch die kleine Landschaft H) Megăris mit der nahe an der Küste liegenden Stadt Megăra kommt man an den von dem korinthischen und saronischen Meerbusen bespülten Isthmos (Landenge), welcher Hellas mit dem inselartig abgeschlossenen Landtheil im Süden verbindet.

3. Peloponnes (jetzt Morea). Diese auf vier Seiten vom Meer begrenzte Halbinsel „die Burg von Hellas", ist durchweg Gebirgsland. In der Mitte erhebt sich das rauhe Tafelland Arkadien, ringsum von hohen Randgebirgen eingeschlossen, welches nach der östlichen und nach den drei südlichen Landzungen Abzweigungen entsendet, unter denen der in das Vorgebirge Tänăron auslaufende, das rauhe Lakonien von dem fruchtbaren Messenien scheidende Taygĕtos am höchsten ist. Auf Arkadiens Berghöhen entspringen die bedeutendsten Flüsse des Landes, der Alpheios mit westlichem, der Pamisos und der „schönfließende" Eurōtas mit südlichem Lauf. Das durch seine Naturschönheiten berühmte Gebirgsland Arkadien, wo hohe Berge mit weidereichen, zur Viehzucht geeigneten Triften und fruchtbaren Thälern abwechseln, bildet den Kern und Mittelpunkt des Landes, an den sich die übrigen Staaten anschließen. Die Einwohner waren ein einfaches, durch ein rauhes Hirtenleben abgehärtetes und streitbares Volk, das (gleich den Schweizern) in spätern Jahren gern um Sold in fremde Kriegsdienste trat. Arkadien hatte, außer den alten, von den Spartanern lange Zeit in Unterwürfigkeit gehaltenen Städten Mantineia (Schlachten 418, 362, 267) und Tegĕa, noch das auf Epameinondas' Rath angelegte Megalopŏlis und einige andere minder wichtige Orte. — Die übrigen peloponnesischen Staaten waren A) Achaia am korinthischen Meerbusen mit Paträ, Aegion, Helĭke, durch einen herrlichen Poseidontempel ausgezeichnet, und mit neun andern schon in uralter Zeit zu einem Bunde vereinigten Städten, die den Zeustempel in Aegion zum Mittelpunkt hatten. Zu diesem um die Mitte des 3. Jahrhunderts neu organisirten achäischen Bunde gehörte außer den erwähnten zwölf Städten auch die Handelsstadt Sikyon, der uralte Sitz hellenischer Kunst, und das reiche, prächtige, durch Handel, Gewerbfleiß und Kunstfertigkeit (Erzguß und Thongefäße) berühmte Korinth, in der Nähe zweier Buchten mit der festen Burg Akrokorinth. Südwestlich davon lag die kleine Republik Phliasia mit der Stadt Phlius. Abgeschlossen von der übrigen hellenischen Welt und nur auf den Vortheil der engern Heimath bedacht, hielt sich der durch Handel, Ackerbau und Gewerbfleiß wohlhabende achäische Städteverein unbetheiligt an den Kämpfen des übrigen Griechenlands. B) Argŏlis, ein buchtenreiches, felsiges Land mit der Hauptstadt Argos deren Burg Larissa („Bergveste") aus pelasgischer Vorzeit herzurühren scheint; mit den uralten,

Herrschersitzen des Heerkönigs Agamemnon, Mykenä und Tyrinth (Tiryns) in deren Nähe sich die Trümmer riesenhafter Bauwerke die „Cyklopenmauern" des „Löwenthors" befinden, und mit mehreren andern theils geschichtlich und mythisch, theils als Handels- und Seestädte bekannten Orten, als Nemĕa (nemeische Spiele), Lerna (Lernäische Schlange), Epidauros, Trözēne, Hermiŏne, Nauplia, der Poseidons-Insel Kalauria mit Asylrecht (wo sich Demosthenes den Tod gab) u. a. C) Lakonien, das südlichste, in zwei Landzungen und Vorgebirge (Tänăron und Malea) auslaufende rauhe Gebirgsland mit wenigen fruchtbaren Flächen im Eurotasthale. Die bedeutendsten Städte sind, außer der hügeligen, kreisförmig erbauten Hauptstadt Sparta (Lakedämon), die zur Zeit ihrer Blüthe etwa 60,000 Einwohner, darunter 8—9000 dorische Bürger, zählte, die uralte Tyndaridenstadt Amyklä, durch einen eigenthümlichen Apollocult bekannt, Sellasia (Schlacht 222), Helos (Heloten?) und die Hafenstadt Gytheion am lakonischen Meerbusen. Um die Landschaft Kynuria im Norden führten die Spartaner langjährige Kriege mit Argos. D) Messenien, ein fruchtbares, aber wenig bevölkertes Land mit der alten Bergfeste Ithōme, die späterhin der auf den Rath des Epameinondas angelegten Hauptstadt Messene als Burg diente, mit der Seestadt Pylos (Navarino), gegenüber der öden Insel Sphaktería und mit der dorischen Stadt Stenyklăros. Von schönen waldigen Bergen durchschnitten, boten die reichen Ebenen und Abhänge eine Fülle von Getreide und edlen Südfrüchten und die grasigen Anhöhen und Berghalden gaben zahlreichen Schaf- und Rinderheerden treffliche Weideplätze. E) Elis, ein fruchtbares, reiches, vortrefflich angebautes Land, das unter einem heiligen Gottesfrieden stand und darum Jahrhunderte lang von allen Kriegen verschont blieb. Wichtiger als die Hauptstadt Elis und der uralte Herrschersitz Pisa waren die Gebäude und der heilige Hain Altis in der Ebene von Olympia am Alpheios, wo alle vier Jahre die berühmten olympischen Spiele gefeiert wurden und wo sich der prachtvolle, von dorischen Säulen getragene Zeus-Tempel befand, mit der majestätischen Bildsäule dieses Götterkönigs, von Pheidias aus Gold und Elfenbein verfertigt und als Meisterwerk der plastischen Kunst betrachtet. Außer dem Tempel und der colossalen Statue des sitzend dargestellten Zeus war Olympia noch durch eine Menge anderer Kunstwerke, Denkmäler und Bauten zum Zweck der Festspiele ausgezeichnet. Die Gegend südwärts von Olympia führte den Namen Triphylia mit Nestors „sandigem" Pylos. — Griechenland hat eine sehr reiche Küstenentwickelung, ein glückliches Klima und eine vortheilhafte Bodenbeschaffenheit. „Tief dringt das Meer ein in alle Küsten, gliedert und gestaltet sie auf das mannichfachste, bildet zahlreiche Busen und in ihnen Buchten und Seehäfen. Eine reine und doch milde Luft bewahrt das hellenische Land eben so sehr vor der Erschlaffung der südlichen wie vor der Rauhheit der nördlichen Barbaren; ein klarer und durchsichtiger Himmel zog das Gemüth aufwärts zu heiterer und freier Stimmung; und während das glückliche Klima des Binnenlandes jede Production beförderte, die der Beschaffenheit des Bodens irgend entsprach, lud das Meer, welches einen unverhältnißmäßig großen Theil seines Gebietes bespült, die Küstenbewohner zu fernen Unternehmungen ein und gewährte den Erzeugnissen der Natur wie des Kunstfleißes sicheren und bequemen Absatz."

II. Die griechischen Inseln.

§. 54. Die wichtigsten Inseln im westlichen (ionischen) Meere sind: Kerkўra (Corcyra, jetzt Korfu), wie man glaubt, das von Homer gepriesene Eiland der Phäaken, des reichen üppigen Seevolkes, mit dem kunstgeschmückten Herrschersitz des Königs Alkinoos, später eine Colonie von Korinth; Leukadia, mit dem Apollocult an der weißen Felswand des Ufers; das „steinige" Ithaka, Odysseus' Wohnsitz, Kephallenia (Cephalonia) und Zakynthos (Mutterstadt des spanischen Saguntum);; im südlichen Meere: die fast runde, gebirgige Insel Kythĕra, eine uralte Colonie der Phönizier, von denen auch der berühmte Cultus der Aphrodite (der phönizischen Aschera-Astarte) begründet ward. Der Aphroditentempel lag auf dem höchsten Punkte der an Oel, Wein, Honig u. a. Producten reichen Insel; — Kreta (Candia), von einer ehemals vulkanischen Bergkette mit dem Ida durchzogen, eine durch hohe Fruchtbarkeit wie durch frühe Cultur und gute Gesetzgebung (Minos) ausgezeichnete Insel,

aber auch gefürchtet als Wohnsitz kriegerischer Seeräuber, mit kananitischer oder phönizischer Bevölkerung neben der hellenischen. Hundert Städte, meint Homer, könnten wohl daselbst sein; in der spätern Zeit waren Kydonia, Gortyna und Knossos mit dem Labyrinth am bekanntesten. Kypros (Cypern), eine an Wein und Oel, an Erz und Holz reiche Insel mit syrischer und phönizischer Bevölkerung, bekannt durch den unzüchtigen Cultus der Aphrodite (Aschera), die an verschiedenen Orten, besonders in Paphos, auf dem Berge Olympos und bei der Stadt Salamis, berühmte Tempel hatte. Nach dem Heraklidenzug siedelten sich Dorier auf der Insel an und machten die Eigenthümlichkeiten ihres Stammes daselbst vorherrschend. Rhodos („Roseninsel"), durch frühe Cultur und namentlich durch Erzgießerei berühmt (Telchinen); anfangs mit orientalischer Bevölkerung wurde sie später eine dorische Colonie, blühend durch Handel, Reichthum und Bildung und ausgezeichnet durch gute Verfassung und Gesetzgebung. Die von Aeschines daselbst gegründete Rednerschule war von großem Ansehen. Die 70 Ellen hohe Erzstatue des Helios (der „rhodische Koloß") mit der weithin sichtbaren Leuchte stand über dem Hafen der Hauptstadt. Ihre zweite Blüthe hatte die Insel Rhodos in der makedonischen Zeit. — Am reichsten an großen und kleinen Inseln war das östliche, ägäische Meer, dessen Name Archipelagus daher auch zur Bezeichnung eines Inselmeeres gebraucht wird. Vermöge ihrer dem Continente ähnlichen Naturbeschaffenheit kann man sie „als abgerissene Splitter der durch vulkanische oder neptunische Kräfte zertrümmerten Ränder des Festlandes" betrachten. Der Ostküste von Hellas gegenüber, nur durch die Meerenge Eurīpos davon getrennt, liegt die langgestreckte, von hohen Gebirgen durchzogene, aber höchst fruchtbare Insel Euböa (j. Negroponte) mit den See- und Handelsstädten Eretria und Chalkis, letztere seit 410 durch eine merkwürdige Brücke mit Böotien verbunden, ferner Karystos im Süden mit Marmorbrüchen und Oreos (früher Histiäa) im Norden. Ostwärts von Euböa liegt die felsige Insel Skyros, den Athenern gehörig, und weiterhin nordostwärts das vulkanische Lemnos berühmt durch seinen Hephästoscult und seine Waffenschmiede. Nördlich von Lemnos liegen Thasos, Imbros und Samothrăke, die beiden letztern als Hauptsitze uralter Religionsmysterien (Kabeiren-Cultus) bekannt. Die zunächst der Ostküste des Peloponnes gelegene, noch dem europäischen Festlande angehörende Inselgruppe führt den Namen Kykladen oder Kreisinseln, weil sie das heilige Sonneneiland Delos im Kreise (Kyklos) umgeben. In Delos, der heiligen Geburtsstätte des Apollon und der Artemis, stand ein reichgeschmücktes Heiligthum des Lichtgottes mit einem kunstreichen Altar, bei welchem alle fünf Jahre feierliche, von sämmtlichen griechischen Staaten durch Wallfahrten (Theorien) beschickte Spiele stattfanden. Unter den übrigen sind Paros (Marmor), Andros, Keos, das vulkanische Melos und das weinreiche Naxos die bedeutendsten; ostwärts davon stößt man auf die dem asiatischen Festlande angehörenden, zerstreut liegenden (sporadischen) Inseln, darunter das lakedämonische Thera. Am wichtigsten sowohl wegen ihrer Größe und Fruchtbarkeit als wegen der Cultur und des Reichthums der Bewohner sind die vor der Küste Kleinasiens hingelagerten Inseln: Tenĕdos, das weinreiche, üppige Lesbos, Vaterland des Alkäos und der Sappho, mit den durch ihre feine Bildung berühmten Städten Mitylene (Mytilene) und Methymna; Chios, reich an Wein, Feigen und andern Producten und blühend durch Handel und Cultur; im sogenannten ikarischen Meere Samos, eine durch Handel und Industrie wohlhabende Insel und Stadt, mit einem kunstreichen Heratempel, Geburtsort des Philosophen Pythagŏras; Kos, Vaterland des Malers Apelles und des Arztes Hippokrătes, berühmt durch Purpurgewänder, und endlich die kleine, unfruchtbare, von den Römern als Verbannungsort gebrauchte Felseninsel Patmos, in der heiligen Sage der Christen als Aufenthaltsort des Johannes geweiht, des Apostels oder des Presbyters, von dem die Apokalypse herrührt.

Griechisches Religionswesen.

§. 55. Wie die Arier am Indus und in Bactrien beteten auch die ältesten Bewohner Griechenlands zu den Himmelsmächten, den „namenlosen Göttern", die das

dürstende Land mit erquickendem Regen tränken und das belebende Sonnenlicht über die Natur und die nahrungspendende Erde ausgießen. Aber da in dem hellenischen Culturleben das Meer eine weit größere Bedeutung erlangte, als in dem abgeschlossenen Dasein des Inders und Iraniers, so trat neben jene Mächte frühe die Gottheit des flüssigen Elements in ebenbürtiger Größe und Würde in den Religionskreis des Griechenvolkes ein, und mit der Mutter Erde theilte eine im Innern waltende dunkle Gottesmacht, die das Saatkorn in ihren fruchtbaren Schooß aufnimmt, um es mit tausendfältigem Segen wieder aufsteigen zu lassen, die Verehrung des Menschengeschlechts. Diese Naturkräfte, welche die Mythe als Mächte des Himmels (Zeus und Hera; Phöbos-Apollon und Artemis, Pallas-Athene) der Erde (Demeter), des Meeres (Poseidon) und der Unterwelt (Aidoneus) zusammenfaßte und dann wieder in zahllose Einzelwesen zerlegte, nahmen in dem griechischen Glaubenskreis, in welchem man in der Folge eine Periode der weltschöpferischen Naturkräfte (theogonisches System) und der weltregierenden Mächte über und unter der Erde (olympische und chthonische Götter) unterschied, stets die erste Stelle ein; doch sind alle dem Zeus Kronion untergeordnet. — Nach der theogonischen Auffassung, welche im Laufe der Zeit die bunte Götterwelt durch sinnreiche Genealogien und Mythen in eine systematische Ordnung und mit den Erscheinungen der wirklichen Welt in Zusammenhang zu bringen suchte, war im Anfang das Chaos, der klaffende, formlose Urraum, der die Schöpfungsmaterie, das finstere Leere, Tartaros, und den Zeugungstrieb, Eros, in sich trug. Die ersten Ausgeburten des Chaos waren der Urnebel, Erebos, und die Urfinsterniß, Nacht, in denen sich zuerst der schaffende Liebestrieb, Eros, regte, so daß sie das ungebrochene und gebrochene Licht, den reinen Aether und die Tageshelle (Hemĕra) erzeugten. Die im Chaos enthaltene Schöpfungsmaterie gestaltete sich zur „breitbrüstigen" Erde, die als Allmutter und Allernährerin alles Lebendige ins Dasein bringt und wieder zurückführt in ihren dunkeln Schooß. Zuerst gebiert sie durch Hebung den über ihr sich wölbenden Himmel (Urănos) und durch Senkung den unter ihr schwellenden Meeresgrund (Pontos); dann erzeugt sie Wesen von übermenschlicher Größe und Kraft, die Titanen und Giganten, die zuerst die Herrschaft führen, bis ein geistigeres Geschlecht, das sich um den Himmelskönig Zeus gruppirt, jene mächtigen himmelstürmenden Naturgewalten bezwingt, sie in den Abgrund der Erde begräbt und die jetzige Weltordnung begründet. Nachdem so durch mächtige Erdrevolutionen, die in Dichtung und Sage als furchtbare Götterkämpfe dargestellt sind, die wilden Naturkräfte und die Gewalt der Elemente gebändigt waren, thront Zeus als Götterkönig mit der himmlischen Götterwelt auf den lichten Höhen des „vielgezackten" Olympos, während Pluton das finstere Reich der Unterwelt (Hades, Tartaros) mit den Erdgöttern beherrscht und Poseidon mit seiner gewaltigen Stoßwaffe, dem Dreizack, den Wogen des Meeres und dem Heer der See- und Flußgötter gebietet. Und damit diese drei Reiche, die man in dem Naturleben so häufig in der innigsten Beziehung und Wechselwirkung sah, auch in der mythologischen Auffassung in ein harmonisches Verhältniß gesetzt würden, stellte die Dichtung und Speculation die Beherrscher derselben als die nächsten Blutsverwandten, als die Sprößlinge eines gemeinsamen Elternpaares dar und suchte somit die sinnige Ordnung und Wechselwirkung der Welt und Naturkräfte auch im Reich der Göttermythen zu begreifen. So erschien denn mit der Zeit dem Griechen das Weltall als ein beseeltes und belebtes Ganze, wo neben und hinter den Erscheinungen der Wirklichkeit eine zahllose Götter- und Geisterwelt in freier, vielgeschäftiger Thätigkeit ihr endloses Dasein verlebte, an Körper und Geist, an Empfindungen und Leidenschaften den Menschen ähnlich, aber vollkommener und mächtiger, bald den Erdenbewohnern, deren Stammväter und Geschlechtshäupter ihre Abkunft von ihnen herleiteten, freundlich gesinnt und wohlwollend, bald denselben grollend und mit Neid wider sie erfüllt. Von dem Himmelskönig Zeus, „dem Vater der Götter und Menschen", dem Lichtgott Apollon und der Göttin der Himmelsklarheit, Pallas Athene bis zu den halbthierischen Heerden- und Waldgöttern, den Satyrn und Silenen, den muthwilligen und lüsternen Gefährten des Dionysos und Pan, zieht sich eine unendliche Kette göttlicher Wesen in den mannichfaltigsten Gebilden und Abstufungen, welche bald als Licht- und Luftgeister das physische

Leben bedingen und regieren, indem sie die Sonnenwärme und das befruchtende Naß des Himmels auf das Land herabgießen, bald im Schooße der Erde geheimnißvoll wirken, das Naturleben in seinem regelmäßigen Kreislauf beherrschen und der Menschen Geschicke nach den ewigen Weltgesetzen als dunkle, unabwendbare Schicksalsmächte lenken und bestimmen; bald als Wald- und Bergnymphen (Dryaden, Oreaden) in hochwipfeligen Fichten und Eichen wohnen, oder in Wäldern und Bergen, in kühlen Grotten und Felsenhöhlen umherstreifen, bald (als Nereiden und Najaden) in dem wogenden Meer, an den rieselnden Quellen, in den Bächen und Strömen ihren Aufenthalt haben. Andere walten in den Häusern und Städten als Schutzgeister des Herdes und Familienlebens, der Geschlechter und Individuen, oder sie führen die Handlungen und Bestrebungen der Menschen zum Ziel (Tyche) und wachen, daß das göttliche Gleichmaß nicht überschritten werde (Nemĕsis); andere umgeben die oberen Götter als allegorische Begriffswesen oder hülfreiche Diener, wie die geflügelte Göttin des Siegs (Nike), die Göttin der blühenden Jugend (Hebe) u. A. Auch Sonne und Mond und einige hellleuchtende Gestirne (Orion, Sirius, die Plejaden, die Dioskuren u. A.) wurden als persönliche Lichtwesen in den Kreis des Cultus gezogen und mit dem wechselnden Naturleben und den dadurch bedingten Beschäftigungen der Menschen, der Schifffahrt, der Jagd, dem Feldbau in Beziehung gesetzt, doch hat der semitische Sterndienst mit seinem astrologischen Wunderglauben im hellenischen Lande niemals Wurzel geschlagen. Und um auch das Menschengeschlecht in das rechte Verhältniß zur Götterwelt zu setzen, wurde die Kluft zwischen den sterblichen Erdenkindern und den ewigen Mächten durch ein Heroengeschlecht ausgefüllt, das die dichterische Sage zu Söhnen der Götter machte und ihm die Ahnherren der Stämme und edlen Geschlechter, die Städtegründer und die ersten Beherrscher der Landschaften beizählte. — Zu dieser mit Freiheit und Schönheit begabten und in den vollendetsten Werken griechischer Kunst und Poesie dargestellten Götterwelt wurde der Mensch in mannichfaltiger Beziehung gedacht. Von der Geburt an, so gestalteten sich im Laufe der Zeit die Vorstellungen der griechisch-römischen Menschheit, steht dem Menschen durch das ganze Leben ein Dämon (Genius) zur Seite und wirkt auf seine Entschließungen und Handlungen ein, ohne jedoch die Freiheit seines Willens zu beschränken. Der häusliche Herd ist der Sitz heiliger Haus- und Familiengötter, welche die menschliche Wohnung vor Unheil bewahren; und jedes wichtige Lebensereigniß steht unter der Obhut einer besonderen Gottheit. Durch Orakel und Weissagungen gestatten die Himmlischen dem Erdbewohner einen Blick in die Zukunft, oder bestimmen seine Entschließungen und Handlungen durch höhere Aussprüche und Eingebungen. Im Gegensatz zu der christlichen Vorstellung, wonach das Erdenleben nur als Prüfungs- und Uebergangszeit zu einem höheren gilt, haben die lebensfrohen Griechen alle Freuden dem irdischen Dasein zugewiesen und das Schattenleben in der Unterwelt als eine trübselige Fortsetzung desselben dargestellt. Doch findet man in Dichtung und Mythen Andeutungen, daß sie an eine Vergeltung und an ein ewiges Leben glaubten und an einer Verbindung der Todten mit den Lebendigen, des Diesseits mit dem Jenseits festhielten. Die Abgeschiedenen werden von dem Todtenführer Hermes vor die drei Richter der Unterwelt (Minos, Rhadămanthys, Aeăkos) gebracht und nach deren Ausspruch entweder in die Wohnungen der Gerechten (Elysion, glückselige Inseln), oder an den Ort der Verdammung (Tartăros) gewiesen. Den Seelen oder Schatten (Manen) der Gestorbenen werden von den Hinterbliebenen auf den Gräbern mancherlei Todtenopfer dargebracht. Denn schattenähnlich steigen die Seelen in den Hades hinab, „gleichsam Wolken und Streiflichter des Lebens", wenn sie aber Blut trinken, so erwachen bei ihnen wie nach langem Traume Bewußtsein und Erinnerung an den früheren Zustand. Große Frevler (wie Tantalos, Tityos, Sisyphos) werden mit der qualvollen Fortsetzung derjenigen Lüste und bösen Triebe bestraft, denen sie im Leben übermäßig gefröhnt. Aus der Menge der griechischen Stämme und Völkerschaften, von denen alle ihre eigenen, oft mit den übrigen verwandten, oft verschiedenen Nationalgottheiten besaßen, sind die große Zahl von Götterwesen und die mannichfachsten Eigenschaften und Benennungen derselben zu erklären.

§. 56. Das theogonische Göttersystem der Griechen. Die Erde (**Gäa, Ge**)

erzeugte aus sich den Himmel (**Urānos**) und das wüste, unfruchtbare Meer (**Pontos**). Aus ihrer Verbindung mit dem Uranos gingen, außer den blitzschmiedenden **Kyklopen** und den hundertarmigen Naturgewalten (**Hekatoncheiren**) wie Briareus u. A., die **Titanen** hervor, die theils in und auf der Erde walten, wie der Flußgott Okeanos mit seinen Söhnen und Töchtern, den Flüssen und Quellen, theils dem Himmel und der Luftregion angehören, wie die verschiedenen Lichtwesen, Hyperīon (Urlicht), Theia (Tageshelle), **Helios** (Sonne), Selēne (Mond), Eos (Morgenröthe), die Winde (Zephyros, Boreas, Notos, Euros) und der nächtliche Himmel mit seinen Sternen (Leto und Asteria); theils die Schicksale und Richtungen des Menschengeistes vorstellen, wie Japĕtos und seine Söhne, der starksinnige Atlas, der den Himmel trägt, der übermüthige Menötios, der schlaue **Promētheus**, der den Göttern das Feuer raubt und im „markigen Rohr" verborgen den Menschen zuführt, dafür aber als Urheber der Sünde von Zeus an den Kaukasus geschmiedet wird, wo ihm ein Geier seine Leber zerfrißt, bis ihn Herakles von seinen Fesseln befreit und mit Zeus aussöhnt, und der schwachsinnige Epimētheus, der die **Pandōra**, die reizende Jungfrau, mit ihrem Leidensgefäß bei sich aufnimmt, durch dessen Oeffnung alles Elend über die Welt kommt und nur die Hoffnung als linderndes Heilmittel auf dem Boden zurückbleibt; theils die freundlich oder feindlich in der Menschenwelt waltenden Kräfte darstellen, wie **Themis**, die ehrwürdige Leiterin gesetzlicher und sittlicher Ordnung, die Mnemosўne (Erinnerung), die Mutter der neun Musen, und die geheimnißvolle furchtbarheilige **Hekăte**, die Göttin der Nacht, des Schreckens und des Zaubers. **Kronos** ist der jüngste der Titanen; er entmannt seinen Vater Uranos und reißt die Herrschaft an sich. Aus den auf die Erde rinnenden Blutstropfen entstehen die **Erinyen** (Eumeniden, bei den Römern Furien), die furchtbaren, in der Unterwelt hausenden Rachegeister, die schlangenbehaart und mit Fackeln in den Händen den Frevler verfolgen, und die **Giganten**, das mächtigste Riesengeschlecht. Aus dem Meeresschaum entsteht alsdann die Göttin der Liebe (**Aphrodīte**, Anadyomĕne, bei den Römern Venus), früher an Uranos haftend (daher Venus Urania), jetzt ein besonderes Wesen. — In Verbindung mit dem Meere (Pontos) erzeugt Gäa den Nereus, „das Meer in der freundlichen Erscheinung", von dem das zahlreiche Geschlecht der Seenymphen, Nereiden, seinen Ursprung herleitet, ferner die dem Meere inwohnenden großartigen und furchtbaren Erscheinungen (Thaumas, Phorkys, Keto). Die Kinder von Thaumas sind Iris, der Regenbogen, nach dem Grundsatze, daß das Licht aus dem Wasser die Nahrung zieht, und die Harpyien, wegraffende Wesen, Wirbelwinde, Wasserhosen, wie sie in Griechenland so häufig sind; Phorkys und Keto repräsentiren das Schreckliche und Grausenhafte des Meeres; beide verbinden sich in Liebe und bringen eine große Menge Fabelwesen hervor, die Gräen, die drei Ur-ältermütter mit grauen Haaren und einem einzigen Zahn und Auge, die sie abwechselnd gebrauchen, die Gorgonen (darunter Medusa, deren schlangenbehaartes Haupt alles Lebende in Stein verwandelt), die Hesperiden, die lieblich singenden Töchter der Nacht, welche im unbekannten Westlande die goldenen Aepfel hüten u. a. m. — Auch die Nacht erzeugt aus ihrem dunkeln Schooße allerlei Wesen von geheimnißvoller Wirksamkeit und öfters von verderblicher Natur, den Schlaf mit seinen Träumen, den Tod und das Verhängniß (Kēr) und vor Allem die drei **Mören** (bei den Römern **Parzen**), Klotho, die den menschlichen Lebensfaden beginnt, Lachĕsis, die seine Länge bestimmt, und Atrŏpos, die Unabwendbare, die ihn zerschneidet. Später heißen die Mören Töchter des Zeus und der Themis, als gerechte Schicksalsmächte. — Nach Uranos führt **Kronos** (bei den Römern **Saturnus**), der Repräsentant der Vorzeit mit dem erträumten Glück eines goldenen Zeitalters, wo ewige Reife und ewige Ernte war, die Herrschaft. Hauptsitz seines Cultus waren die Inseln des ägäischen Meeres und Kreta; der Mythos, daß er alle Kinder, die ihm seine Gattin Rhea (Kybĕle) gebar, verschlungen habe, scheint auf eine Verwandtschaft seines Cultus mit dem Molochdienst der syrischen und phönizischen Stämme zu deuten. Zeus, der jüngste seiner Söhne, wird durch die List der Mutter unter dem Beistande der lärmenden Kurēten und Korybanten gerettet und heimlich in Kreta auferzogen. Er beraubt den Vater der Herrschaft, nöthigt denselben, die älteren Kinder herauszugeben und begründet nach einem furchtbaren Kampfe mit den empörten Naturgewalten das Reich der olympischen Götter. Die Titanen und Giganten, die sich gegen das neue Götterregiment erheben und den Himmel zu stürmen versuchen, werden überwunden und mit Ausnahme der Themis, des Okeanos und des Hyperion in dem Tartaros begraben. Selbst das letzte Geschöpf der Gäa, Typhon, „der Repräsentant aller Schrecken der heißen Sommertage, der Wirbelwinde und

Wasserhosen, ein Weh für den Himmel, der furchtbarste Feind der himmlischen Götter", muß besiegt der neuen Ordnung sich fügen. Hierauf vertheilten die Kroniden die Weltherrschaft.

§. 57. Die olympischen Götter. Im Reiche der olympischen Götter ist **Zeus** (in dem römisch-griechischen Vorstellungskreis **Jupiter**) Herr und König. Er ist der Hauptgott der Hellenen, dessen Cultus sich von Dodōna in Epeiros, wo sich ein altehrwürdiges Zeus-Orakel befand, mit der Zeit nach Thessalien und von da über ganz Griechenland verbreitete. Seinem ursprünglichen Wesen nach ist Zeus Naturgott, Lenker des Himmels und der oberen Luftregion (Aether), durch deren Bewegung er Tage, Jahre und Jahreszeiten schafft, Winde erregt und Regen, Schnee und Sonnenschein sendet. Darum ist er auch Vater der Horen, die vermöge dieser Abstammung den Umschwung des Jahres und den Wechsel der Jahreszeiten vorstellen, während sie als Töchter der Themis (Dike, Eunomia, Eirēne) den geordneten Zustand des Menschenlebens repräsentiren. Zeus ist Patriarch und wahrt die Rechte unter den Menschen; er ist Beschützer der Haus- und Familienrechte, der Freundschaft, des Gastrechts, des Völker- und Staatsrechts, der die Könige einsetzt, die Eide anhört und den Meineid bestraft, der das Besitzthum segnet und mehrt. Obwohl dem ewig waltenden Schicksale unterworfen und den unabänderlichen Naturgesetzen sich fügend, ist er doch Herrscher und Regierer der Welt und Quelle aller die Zukunft enthüllenden Weissagung. Zeus' Gattin und Schwester ist die vorzugsweise in Argos und auf Samos verehrte „blauäugige" Göttin **Hera** (in der römisch-griechischen Zeit **Juno**), die weibliche Gottheit des Himmels, die Atmosphäre. Als Schützerin und Vorsteherin der Ehen bestraft sie streng jede Verletzung dieser heiligen Einrichtung und wird deshalb als eifersüchtige und zänkische Gefährtin ihres in viele Liebesverhältnisse verflochtenen Eheherrn dargestellt. Sie verfolgt alle Geliebten ihres Gatten, namentlich ihre von Zeus in eine weiße Kuh verwandelte Priesterin Io in Argos, die sie zuerst durch den hundertäugigen allsehenden und schlaflosen Wächter Argos bewachen läßt und dann, als dieser von Hermes eingeschläfert und getödtet ward, durch die Bremse über alle Länder jagt, bis sie endlich in Aegypten Ruhe findet. Die Augen des Argos versetzte sie in den Schweif des Pfau, der ihr geweiht ist, wie der blitztragende Adler dem Zeus. Der Mythos von der Io bezieht sich auf Naturanschauungen. Io ist die Mondkuh. „Der Mond, mit welchem der Himmelsgott buhlt, gehört der Erde an, deshalb bestraft ihn Hera durch beständiges Umherirren als weiße Kuh in schwarzer Nacht. Die Io wird zur Kuh, weil man die Mondgöttin gehörnt darstellt. Der hundertäugige Argos ist aber der sternbesäete Himmel, welcher den Mond bewacht." Hera's beide Töchter sind die jungfräuliche Hebe, die Trankspenderin im Olymp, ehe der schöne, durch Zeus' Adler vom troischen Gebiete entführte Ganymēdes an ihre Stelle trat, und Eileithyia, die Beschützerin der Frauen in Kindesnöthen. — Schutzgöttin von Athen, das ihr den Oelbaum verdankte, ist die jungfräuliche „eulenäugige" **Pallas-Athene** (bei den Römern **Minerva**), die einst bewaffnet aus dem Haupte des Zeus entsprang, nachdem dieser die Okeanide Metis (Geist, Vernunft) verschlungen hatte. Ihr zu Ehren wurden in Athen alle vier Jahre die großen und alle Jahre die kleinen Panathenäen, das athenische Hauptfest, gefeiert. Ursprünglich die Göttin des hellen blauen Himmels, der am herrlichsten in Attika leuchtet, tritt sie mit der Zeit zu dem ganzen geistigen und bürgerlichen Leben in die mannichfachste Beziehung. Sie ist die Erfinderin und Vorsteherin aller Künste und geistigen Beschäftigungen. Durch Erzeugung des Pflugs belebt sie den Ackerbau; sie ist Schützerin der Städte und bürgerlichen Einrichtungen, daher ihr Bildniß als Burggöttin (Palladion) in den meisten griechischen Städten sich vorfand; sie ist Schöpferin der Kriegskunst und Kriegswissenschaft, weshalb sie mit Helm und Schild bewehrt erscheint. Dieser Schild (Aegis) trägt das alles Lebendige versteinernde Haupt der von dem Sonnen- und Lichthelden Perseus getödteten Medusa. Auch ist sie die Erfinderin der Heilkunst, der Flöte, des Webens und anderer Erzeugnisse des Verstandes und Scharfsinns. Enge mit ihr verbunden erscheint der aus dem Himmel auf die Insel Lemnos geschleuderte und davon lahm gewordene Sohn des Zeus und der Hera, **Hephästos** (bei den Römern **Vulcanus**), der Repräsentant des irdischen, den Menschen dienstbaren Feuers. Er ist der Erfinder der Metallarbeiten und dadurch Förderer der Civilisation und bedient sich des Aetna und anderer Vulcane als Werkstätte. Seine Gehülfen beim Schmieden und Arbeiten sind die riesenhaften Kyklopen, die Verfertiger der Blitze. — Eines der bedeutungsvollsten Götterwesen ist der dem dorischen Stamme vorzugsweise angehörende, ursprünglich aus dem thessalischen Tempe (nach Andern aus Lykien in Kleinasien) stammende **Apollon**. Die Mythe nennt ihn und **Artĕmis**

Zwillingskinder des Zeus und der Leto (Latōna) und die heilige Insel Delos als ihren Geburtsort. Apollon ist strahlender Lichtgott (Phöbos), der zuweilen mit dem Sonnengott Helios als ein und dasselbe Lichtwesen erscheint; „er ist ein heiliger Gott und bekämpft alles Düstere, Unreine, Schmutzige und die Finsterniß, überall Ordnung herstellend in der physischen und moralischen Welt". Darum straft und verfolgt er Frevel und Verbrechen, nimmt aber den Reuigen und Schutzflehenden zu Gnaden an und befreit und sühnt den Mordbefleckten von der Blutschuld und der Rache der Erinyen. Mit Pfeil und Bogen bewehrt, als „Fernhintreffer" tödtet er den Drachen Pytho und kommt dadurch in den Besitz des wichtigen Orakels zu Delphi, muß aber als Verunreinigter vom Olymp fliehen und zur Buße bei König Admēt Knechtsdienste verrichten. In Bezug auf das Menschenleben ist Apollon der Unheilabwehrer, der Beschützer der Straßen und Hauspforten; als Päan ist er der schlagende und heilende Gott und Vater des Asklepios (Aesculapius), des Vorstehers der Arzneikunde. Als Gott der Künste, namentlich der Musik und Dichtkunst, ist er Vorsteher der neun Musen (Musagētes), der Klio (Geschichte), Kalliŏpe (Epos), Melpomēne (Tragödie), Thalīa (Lustspiel), Erătō, Euterpe, Terpsichŏre, Polyhymnia (Gesang, Musik, Tanz), Urania (Sternkunde), die auf den schauerlichen Bergen Helikon und Parnassos, in der Gegend von Delphi, ihre Wohnsitze haben. Der Mythos, daß Apollon seinen Liebling, den schönen Blumenknaben Hyakinthos, aus Versehen mit dem Diskos (der Sonnenscheibe) getödtet, gab im Peloponnes zu dem Trauerfest der Hyakinthien die Veranlassung, während er in den Karneen als lanzenbewehrter Kriegsgott gefeiert ward. — Die Schwester des unvermählten Apollon ist die jungfräuliche **Artĕmis** (bei den Römern **Diana**), die Göttin des Mondes und, wie der Bruder, musische und orakelgebende Gottheit. Sie ist Beschützerin des Wildes und Göttin der Jagd und als solche mit dem Bogen bewaffnet. Bei den Tauriern hatte sie einen alten, mit barbarischen Menschenopfern verbundenen Cult, mit welchem das Haus der Atriden (Iphigenia und Orestes) innig verflochten war; und in dem berühmten Dianentempel zu Ephĕsos wurde sie als säugende Nährmutter mit vielen Brüsten dargestellt. In beiden Vorstellungen sind Uebertragungen morgenländischer Ideen von der Natur- und Geschlechtsgöttin, die ihren Verehrern bald unbedingte Hingebung an die Sinnenlust, bald Entsagung und ewige Keuschheit zur Pflicht machte, auf die griechische Gottheit nicht zu verkennen. Als sich Niŏbe in mütterlichem Stolze über Latona setzte, wurden ihre sämmtlichen Kinder, die Knaben von Apollon, die Mädchen von Artemis, getödtet (Niobiden), sie selbst in einen thränenden Stein verwandelt. Noch jetzt will man am fernen Sipylos das versteinerte Bild der weinenden Niobe erkennen. — **Poseidon** (bei den Römern **Neptunus**), eine uralte pelasgische Gottheit, die zuerst zu Onchestos in Böotien und auf dem Isthmos verehrt und von da nach den benachbarten Landschaften, besonders nach Attika und nach den Küstenländern des Peloponnes verpflanzt ward. In Athen stritt er sich mit Pallas-Athene um die Herrschaft und gab dem Lande, wie jene den Oelbaum, so er das ihm fortan geheiligte Pferd. Er ist der mit dem Dreizack ausgerüstete Gebieter des Meeres und heißt als solcher der Erderschütterer; die Meernymphe Amphitrīte ist seine Gattin; zugleich ist er auch Schöpfer des Pferdes und Rossebändiger und Vater des mit der Medusa erzeugten geflügelten Dichterrosses Pegăsos, das mit seinem Hufe Quellen hervorbringt. — **Ares** (**Mars**) und **Aphrodīte** (**Venus**) bedeuten Streit und Liebe. Sie wurden hauptsächlich in Theben verehrt, wo ihre Tochter Harmonia Stadtgöttin und Gemahlin des phönizischen Burggründers Kadmos war. Ares ist der wilde Gott des Kriegs und der Schlachten, der in Athen einen ihm geweihten Hügel (Areopăgos) besaß; Aphrodite ist die Göttin der Schönheit und sinnlichen Liebe; ihr mit dem unsittlichen asiatischen Astarte- oder Ascheradienst vermischter Cultus war besonders auf Kypros (Cypern), Kythēra und Knidos zu Hause. Die Sage von ihrem Liebling, dem schönen Adonis, der auf der Jagd durch den Zahn eines Ebers umkam und dann auf das Wehklagen der Aphrodite von Zeus die Vergünstigung erhielt, sein Dasein zwischen ihr und der Schattenfürstin Persephone zu theilen, so daß sich jede von ihnen seiner auf sechs Monate erfreuen sollte, scheint orientalischen Ursprungs zu sein und den Kreislauf des Naturlebens in seinem Wachsthum und Vergehen allegorisch anzudeuten. Daher beging man in Griechenland und Rom um die Sommersonnenwende das Adonisfest, wo am ersten Tage von den Frauen der Tod des schönen Jünglings beklagt, am zweiten seine Auferstehung mit ausgelassener Freude gefeiert ward. Nach späteren Dichtersagen ist Aphrodite's Sohn und Gefährte der kleine Liebesgott Eros (Amor, Cupīdo), als dessen

Geliebte die Psyche (Seele) dargestellt wird; zu ihrem Gefolge gehören die lieblichen Chariten (Grazien) und die Horen, die Göttinnen der Jahreszeiten. — Außer den genannten werden den oberen Göttern, deren Zahl nach späteren Mythen zwölf betrug, noch beigezählt Demēter, Hermes und die Vorsteherin des häuslichen Herdes Hestia (Vesta). Demnach beträgt die Gesammtzahl sechs männliche und sechs weibliche Wesen in folgender Ordnung: Zeus — Hera; Poseidon — Athene; Apollon — Artemis; Ares — Aphrodite; Hephästos — Hestia; Hermes — Demeter.

§. 58. **Die chthonischen Götter.** Hermes und Demeter bilden den Uebergang von der Oberwelt zur Unterwelt, daher sie auch den chthonischen Göttern, den unterirdischen Mächten beigezählt werden. Die Mythen von **Demēter** (**Ceres**), der Erdmutter, gehören zu den tiefsinnigsten und geheimnißvollsten. Demeter, die heilige ehrwürdige Tochter des Kronos, repräsentirt die schaffende und zeugende Natur, die sich im Wachsthum und Absterben der Pflanzenwelt kund gibt, die das Getreide hervorbringt und die Erde fruchtbar macht; sie ist die Schöpferin des Ackerbaues und als solche die Freundin des Triptolĕmos, der den Menschen die Gesetze des Ackerbaues brachte, und des darauf beruhenden Reichthums (Plutos); auch empfängt sie die Seelen der Verstorbenen in ihrem Schooß und wird dadurch Todtengöttin. Ihr Cultus war besonders in Thessalien, Attika (Eleusis) und Sicilien zu Hause. Sicilien und Eleusis waren die heiligen Stätten, wo nach der Legende ihre Tochter **Kore** oder **Persephŏne** (Proserpīna) von Hades geraubt und nach der Unterwelt entführt ward, worauf Demeter lange kummervoll umherirrte, um sie zu suchen, während welcher Zeit die Erde unfruchtbar blieb. Endlich erlangte sie von Zeus die Zusage, daß Persephone durch Hermes zurückgebracht werden dürfe, wenn sie noch nichts in der Unterwelt genossen habe; allein sie hatte mittlerweile von einem Granatapfel (Symbol der Fruchtbarkeit) gegessen, weshalb Demeter einwilligen mußte, daß ihre Tochter die Gattin des Hades würde und die eine Hälfte des Jahres in der Unterwelt, die andere auf der Erde zubrächte, eine Andeutung des während der Wintermonate im Schooße der Erde verborgenen Saatkorns. Der Demeter galten die zahlreichen Saat- und Erntefeste, besonders die Thesmophorien, die kleinen und großen Eleusinien und die Anthesphorien in Attika (vgl. §. 60). — **Hades** (**Pluto**), Beherrscher der Unterwelt (Orcus) und des Todtenreichs, das durch mehrere Flüsse (Styx, Achĕron, Kokȳtos, die Vergessenheit schaffende Lethe u. a.) von der Welt der Lebendigen geschieden ist. Sein mit Todtenorakeln und Todtenopfern verbundener Cultus war besonders in Epeiros, am lakedämonischen Vorgebirge Tänăron und in Elis zu Hause. Er heißt auch Reichthumspender (Pluton), weil alle Schätze im Schooße der Erde verborgen sind. Die in Elysion (Aufenthalt der Gerechten) und in Tartaros (Wohnung der Verdammten) getrennte Unterwelt wird durch den dreiköpfigen Hund Kerbĕros bewacht. Charon, der Fährmann, führt die Schatten der Abgeschiedenen, denen eine Bestattung zu Theil geworden, in seinem Kahne über den Fluß, die des Begräbnisses Untheilhaftigen dagegen müssen an dem Ufer unstät umherschweifen. — **Hermes** (bei den Römern **Merkur**) ist eine alte pelasgische, mit dem Ackerbau und dem Hirtenleben innig verbundene Gottheit. „Nach uralter pelasgischer Sitte verehrte man den Gott durch Steinhaufen (Hermaea) an Kreuzwegen, und diese waren dadurch entstanden, daß man die Steine vom Acker wegwarf. An die Stelle dieser dem Hermes heiligen Steinhaufen trat frühe ein viereckiger Stein, und nun wurde es Sitte, den Gott unter der Darstellung solcher Steine zu verehren. Erst später setzte man einen Kopf darauf." Wegen dieser Beziehung zum Ackerbau und zur Saatfrucht ist Hermes Sohn des Zeus und der als Maia bezeichneten Erdmutter. Darum steht er mit Hades und Persephone in Verbindung und führt als Psychopompos die Seelen der Verstorbenen der Unterwelt zu. Dabei ist er Herold und Botschafter der Götter und trägt als solcher das Symbol der Unverletzbarkeit, den aus heiligem Holze gearbeiteten und mit Wolle umwundenen Heroldstab (Cadncĕus) und Fittige an den Fersen. Da zu diesem Berufe Klugheit erforderlich ist, so gilt Hermes auch als Gott der Schlauheit und List und aller Geschäfte, wobei diese dienlich sind, der Kaufmannschaft, der Dieberei und dergleichen. Alles, was Gewinn bringt, namentlich Handel und Verkehr, und selbst Meineid und Betrug, stehen unter seinem Schutze. Er ist Erfinder der Hirtenpfeife (Syrinx) und der später an Apollon überlassenen Lyra, so wie der Buchstaben; auch ist er der Gott der zum Verkehr nothwendigen Sprachen und deren Deutung (Hermeneutik). Als segenspendender Hirtengott wurde er besonders auf Bergen verehrt. — **Dionȳsos** (**Bakchos**), mit dem altitalischen Liber verwandt, eine uralte pelasgische

Naturgottheit von tiefsinniger, mystischer Bedeutung, daher er auch nebst der Demeter Hauptgegenstand der Verehrung in den Mysterien war. Sein Cultus wurzelt in Böotien, wo die Thebanerin Semĕle, die von dem im Feuerglanz erscheinenden Zeus verzehrt ward, als seine Mutter erscheint. Dionysos wird von Zeus dem brennenden Mutterleibe entrissen, in des Vaters Hüfte gereift und von Nymphen großgezogen. Der Dionysosdienst verbreitete sich nach Unteritalien (Tarent), nach den Inseln des ägäischen Meeres (Lesbos, Naxos, wo sich der Gott mit Ariadne, der schönlockigen Göttin des schwellenden Erdbodens, vermählt), nach Asien u. a. O., eine Verbreitung, die durch den in der Kunst viel benutzten Mythos von seinem in Begleitung von Nymphen, Satyrn und dem trunkenen Silenos unternommenen Zuge nach Indien angedeutet scheint. Unter ihm dachte man sich zunächst die Naturkraft, die den Weinstock zur Reife bringt und der Traube die berauschende Kraft verleiht; allgemeiner gefaßt ist er „der Gott des Winters, mit dem, was vorausgeht und folgt, ein Bild der absterbenden und wiederauflebenden Natur", oder der Repräsentant der Naturfülle, die sich im Weine kund giebt. Der Dionysosdienst gab zu vielen wilden und lärmenden Festen (Bakchanalien) Veranlassung; so in Attika die kleinen (ländlichen) und großen Dionysien; die Lenäen; die Anthesterien; um Delphi wurden im Winter die Trieterika gefeiert, wobei die Weiber sich sammelten und gleich Rasenden (Maenaden, Bakchantinnen) auf dem Parnassos umherschwärmten; und die zahlreichen Frühlings- und Herbstfeste fanden größtentheils ihm zu Ehren statt. Die bei den Festen der Weinlese üblichen ländlichen Aufzüge und Mummereien gaben den dramatischen Spielen, Tragödien und Komödien, ihre Entstehung. Auch die auf den Inseln Lemnos, Imbros und Samothrāke verehrten pelasgischen (oder phönizischen) Kabiren gehören dem Kreise der chthonischen, die Erzeugungskraft der Natur symbolisch andeutenden Gottheiten an. — Auf Kreta, Rhodos u. a. Inseln wurden die Daktўlen und Telchinen als Erfinder von Kunstwerken, besonders in Metallarbeiten, verehrt und als Zauberer dargestellt.

§. 59. Die Heroenwelt. Abgeschiedene Helden der Vorzeit, Stammhäupter, Städtegründer, Colonienführer erlangten bei den Griechen göttliche Verehrung. Sie bilden eine abgeschiedene Welt für sich, die jedoch mit den Göttern, von denen die Helden ihre Abstammung herleiten, in innigster Verbindung steht. Jeder Stamm, jede Landschaft, jede Stadt, ja jedes bedeutende Geschlecht hatte seinen eigenen Heros, dem Feste gefeiert und Opfer dargebracht wurden. Der verbreitetste und sagenreichste Heroencult ist der des Alkiden **Herăkles (Herkūles).** Er ist das Symbol der höchsten menschlichen Heldenkraft, die durch ein unermüdliches Kämpfen und Ringen den Widerstand, der ihr durch ein göttliches Geschick überall entgegentritt, damit sie sich daran erprobe, überwindet, aller Widersacher und Naturschrecken Meister und nach Abbüßung der menschlichen Schwächen den Göttern gleich wird. Er stellt die Menschheit dar, die sich vermöge ihrer halbgöttlichen Abstammung trotz aller Ungunst feindlicher Gewalten zum Olymp emporzuschwingen vermag. Ursprünglich in Böotien und Argos heimisch, wurde der Heraklesmythos im Laufe der Zeit mit einer Menge fremder Sagengebilde verwoben, indem die Griechen alle ähnlichen Göttergestalten, die sie im Verkehr mit den Phönizern (Melkart), Aegyptern und den celtogermanischen Stämmen kennen lernten, mit ihrem Herakles verschmolzen. Er ist der Sohn des Zeus und der Thebanerin Alkmēne und Stammhaupt der dorischen, thessalischen und makedonischen Königsgeschlechter. Durch den Neid der Hera zum Dienst des argivischen Fürsten Euristheus verdammt, vollbringt Herakles in dessen Auftrag die zwölf Arbeiten, indem er den Peloponnes und andere Länder von Ungeheuern und Raubthieren befreit, die Ställe des Königs Augīas in Elis reinigt, mit Hülfe des Atlas, für den er das Himmelsgewölbe auf einige Zeit trägt, die goldenen Aepfel aus den Gärten der Hesperiden in Nordafrika holt, dann über die Säulen des Herkules nach Spanien setzt, dort dem dreigestaltigen König Gerўon die Rinder entführt und hierauf über Gallien, Italien und Sicilien zurückkehrt. Aus Asien holt er den Gürtel der Amazonenkönigin Hippolўte, in Aegypten erschlägt er den grausamen König Busīris, und aus der Unterwelt trägt er den gefesselten Kerberos weg. Aber auch er versinkt auf einige Zeit in Schlaffheit und verrichtet bei der lydischen Königin Omphāle weibliche Dienste; er erhebt sich jedoch wieder zu männlicher Kraft, unternimmt noch mancherlei Züge und Abenteuer und giebt sich endlich, als ihn das vergiftete Gewand, das ihm seine getäuschte Gattin Deïanīra gereicht, dem unvermeidlichen Untergange zuführte, selbst den Flammentod auf dem Berge Oeta, worauf er in den Olymp erhoben und mit Hebe, der Göttin der Jugend, vermählt ward. In allen Ländern und Küsten, wohin die Griechen während ihres regsamen See- und

Handelslebens gelangten, sahen sie die Spuren ihres Nationalhelden, der ihnen Bahn brechend und Wege bereitend vorangegangen, dessen Mühen, Arbeiten und Gefahren, die er alle heldenmüthig und mit ausdauernder Kraft überwunden, ihr eigenes Volksleben abspiegelten. Vom äußersten Westen, wo das Atlasgebirge, die Gärten der Hesperiden und die Säulen des Herkules von seinem Dasein Zeugniß gaben, bis nach Aegypten und an die Küsten des schwarzen Meeres führte die Phantasie der Griechen ihren Lieblingshelden. Die Soldaten in Alexanders Heer glaubten ihn sogar im fernen Indien zu erkennen. — Im Peloponnes entstand der Mythos von dem fluchbeladenen Geschlechte des Lydiers oder Phrygiers Tantălos, dessen Sohn **Pelops** durch Trug und List sich die Tochter und das Reich des Königs Oenomaos von Elis verschafft. Seine Söhne sind **Atreus** und Thyestes, die Blutschande, Kinder- und Verwandtenmord begehen und den dadurch vermehrten Fluch auf ihre Nachkommen vererben, bis endlich **Agamemnons** Sohn, der mit Pylădes innig befreundete **Orestes**, der Mörder seiner Mutter Klytämnestra und ihres Buhlen Aegisthos, durch Rückführung seiner Schwester **Iphigenia** von Tauris, wo sie Priesterin eines barbarischen Artemis-Cultus gewesen, von den Erinyen befreit wird und das Geschlecht sühnt. —

Geschlecht der Atriden.

Pelops.
Atreus. — Thyestes.
Klytämnestra — Agamemnon. Menelaos — Helena. Aegisthos.
Iphigenia. Elektra. Orestes — Hermione.
Tisamenos.

Argos ist die Heimath des Lichtheros **Perseus**, der von den Göttern mit wunderbaren Geschenken ausgestattet gegen die feindlichen Mächte der Finsterniß und der Fluth kämpft, das versteinernde Gorgonenhaupt der Pallas Athene für ihren Schild übergibt, die äthiopische Königstochter Andromeda von einem Meerungeheuer befreit und herrliche Thaten im Dienste des lykischen Apollo vollbringt. — In Lakedämon wurden die Tyndariden, das Zwillingspaar **Kastor und Polydeukes** (**Pollux**), die Brüder der Helĕna, als Heroen verehrt. Mit ihnen wurden die chthonischen Gottheiten der **Dioskuren** in Verbindung gebracht, leuchtende Sterne, die als Schützer der Seefahrer und Schiffer galten, weil man glaubte, daß ihr Aufgang die Stürme zum Schweigen bringe. — Stammheros von Theben ist der Phönizier **Kadmos**, der seine von Zeus entführte Schwester Europa suchte und, von einer Kuh geleitet, nach Böotien kam. Aus seinem Geschlechte stammt Laïos, der aus Furcht vor einem Orakelspruche seinen mit der Jokaste erzeugten Sohn **Oedĭpus** in einer Bergschlucht aussetzen ließ, dadurch aber bewirkte, daß der gerettete und in Korinth erzogene Sohn den Vater unbewußt erschlug, durch Lösung eines Räthsels das thebanische Land von einem verderblichen Ungeheuer, Sphinx, befreite und zum Dank dafür mit der Hand der verwittweten Königin, seiner eigenen Mutter, belohnt ward. Als in der Folge das Land von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht wurde und durch einen alten Priester die schrecklichen Begebenheiten zu Tage kamen, gab sich Jokaste selbst den Tod, Oedipus verließ als geblendeter Greis die Heimath und fand sein Ende in dem attischen Flecken Kolōnos; seine mit des Vaters Fluch beladenen Söhne **Eteŏkles** und **Polynīkes** tödteten sich gegenseitig im Kampfe und seine Tochter **Antigŏne** wurde von dem thebanischen Beherrscher Kreon dem Tode geweiht, weil sie gegen das Verbot den Leichnam ihres Bruders bestattete. Auch das Brüderpaar, der gesangreiche Gemahl der Niobe, Amphīon, und der tapfere, keulenbewehrte Zethos, gehören Theben an. Um ihre von der Dirke mißhandelte Mutter Antiŏpe zu rächen, banden sie erstere an den Schweif eines Stiers und schleiften sie zu Tode (farnesischer Stier). In Böotien und Attika heimisch ist die Sage von Tereus, dem uralten König der mythenreichen um den See Kopais seßhaften Thraker, und seiner Schwester und Schwägerin Prokne und Philomēle, die nach Tödtung von Tereus' Sohn in eine Schwalbe und eine Nachtigall verwandelt wurden. Tereus selbst wohnte in Daulis, nördlich vom Parnaß. — In dem roßreichen **Thessalien** wurzelt die Sage von den in einen vierfüßigen Pferdeleib endigenden Kentauren (Stiertödtern), die mit den Lapithen große, in der bildenden Kunst vielfach dargestellte Kämpfe führten. Der gerechteste unter den wilden Kentauren war der kräuterkundige Chiron, der Lehrer des Asklepios und Achilleus. — In **Athen** war **Theseus** der Nationalheros. Er galt als Gründer der Stadt, indem er die zerstreuten Bewohner zu einem Gemeinwesen vereinigte. Er ist der Sohn des athenischen Königs Aegeus, aber in Trözene bei Pittheus geboren und erzogen. Nachdem er

unter einem gewaltigen Felsblock das Schwert und die Sandalen des Vaters hervorgeholt und dadurch den Beweis großer Stärke abgelegt, reinigt er bei der Rückkehr in die Heimath den Isthmos von wilden Räubern (Prokrustes u. A.) und befreit dann die Athener von dem harten Tribut von sieben Knaben und sieben Mädchen, die sie dem kretischen Minotauros alle neun Jahre darbringen mußten, indem er das Ungeheuer, das auf einem menschlichen Leibe ein Stierhaupt hatte, tödtet und mit Hülfe des von der Königstochter Ariadne überkommenen Fadens den Ausweg aus dem Labyrinthe wieder findet. (Mit Recht hat die neuere Forschung in dem Mythos vom Minotaurus den Ausdruck für den auf Kreta heimischen, Menschenopfer fordernden Molochcultus gefunden.) Aegeus, in der Meinung, sein Sohn sei umgekommen, weil dieser vergessen hatte, das schwarze Segel des Schiffes mit einem weißen zu vertauschen, stürzte sich verzweiflungsvoll ins Meer, das von ihm den Namen des ägäischen erhalten haben soll. Theseus hängt innig mit dem Culte des Poseidon zusammen, zu dessen Ehren er die isthmischen Spiele einsetzt; auch in der Liebesgeschichte seiner zweiten Gemahlin Phädra mit seinem Sohne Hippolytos bewirkt Poseidon den tragischen Ausgang. Die Theseussage hat viele Verwandtschaft mit dem Mythos von Herakles; wie dieser steigt auch er in die Unterwelt hinab.

I. Griechenland vor den Perserkriegen.

1. Pelasgische Urzeit.

§. 60. **Pelasger.** Als die ältesten Einwohner Griechenlands werden die Pelasger genannt, die wahrscheinlich über das ganze Land verbreitet waren, wenn wir gleich nur Thessalien und Arkadien als sichere Wohnsitze derselben kennen. Auch auf den Inseln des ägäischen Meeres so wie in Italien (Tyrrhener) und Kleinasien finden wir Spuren pelasgischer Bevölkerung. Sie waren ein ackerbautreibendes, friedfertiges Volk mit einem auf Naturdienst beruhenden Religionscultus, worin die chthonischen Götter (§. 58), vor allen die Erdmutter Demeter, der Weinerzeuger Dionysos, der orakelgebende Naturgott Zeus und seine Gattin Dione im waldumschatteten Heiligthum zu Dodona und die geheimnißvollen Kabeiren, als die im Innern der Natur wirkenden und befruchtenden Kräfte, göttliche Verehrung genossen, aber ohne Bild und leibliche Gestalt. Von der Cultur der Pelasger zeugen die Trümmer uralter Städte und Königsburgen, die Spuren und Ueberreste von Wasserbauten, Dämmen, Kanälen, sowie die aus rohen Steinblöcken oder behauenen Quadern ohne Mörtelverbindung aufgethürmten unverwüstlichen Kyklopenmauern im Peloponnes u. a. O. (das Löwenthor zu Mykenä; die Ruinen von Tiryns und Orchomenos). Aus einzelnen unsichern Spuren hat man geschlossen, daß die Pelasger in kastenähnlichen Lebensformen sich bewegten, wenn auch nicht in der strengen Scheidung des Orients, mit einer mächtigen, durch Alter geheiligten Priesterschaft, mit erblichen Adelsgeschlechtern zur Hut des Landes und mit einem dienstbaren Volke von Zinsbauern. Die Arme des halbfreien Mannes „thürmten nach der Herren Geheiß im Frohndienst das kunstvoll gefügte Gestein auf, oder durchbrachen Berge, öffneten Gänge und dämmten die Fluth ein.“ Die Berechnung und Eintheilung des Jahres beruhte, wie die Kenntniß des gestirnten Himmels überhaupt auf uralter Ueberlieferung. — Als Stammverwandte der Pelasger gelten die pierischen Thraker, ursprünglich am Olympos seßhaft, die Väter der griechischen Poesie, die Begründer des Musendienstes, der an ihre spätern Wohnsitze am Helikon und Parnassos geknüpft ist. Ihr mythischer Stammheros war Orpheus, welcher nach der heiligen Sage der Hellenen durch die Töne seiner Stimme und Leier Menschen entzückte und Thiere zähmte, ja sogar auf die unerbittlichen Götter der Unterwelt einen solchen Eindruck

machte, daß sie ihm gestatteten, seine verstorbene Gemahlin Eurydike aus dem Schattenreich nach der Oberwelt zu führen; mit ihm verbunden erscheint der Apollosohn Linos, der Urheber des schwermüthigen Klaggesanges, und auch der Sänger und Priester Eumolpos (Schönsinger), welcher die mit dem pelasgischen Naturcult in innigster Verbindung stehenden Mysterien in Eleusis gegründet haben soll, und dessen Nachkommen, das attische Adelsgeschlecht der Eumolpiden, die Leitung dieses Geheimdienstes als erbliches Vorrecht besaßen, gehörte den pierischen Thrakern an. Diese priesterlichen Seher und Dichter der Sagenzeit wendeten ihre poetische Begeisterung hauptsächlich zur Verherrlichung der Religion und des Götterdienstes an und beklagten in wehmüthigen Trauerliedern das Hinschwinden der Jugend und das Absterben des Naturlebens durch Sommergluth und Winterfrost. Sie priesen in kurzen abgerissenen Liedern (Hymnen) Gott und die Natur, „deren Werke im Himmel und auf Erden ihr staunendes Auge trafen", sie mahnten den Sterblichen zum Frieden, zur Ordnung und Sühne begangener Blutschuld und füllten seine Brust mit Gefühlen der Gottesfurcht, des Rechts und der Menschenliebe.

Heilig und gottgesandt, trieb Orpheus hinweg von der schnöden
Lebensweise, von Mord die wälderdurchirrenden Menschen;
Darum hieß es, er zähme die wüthenden Löwen und Tiger;
Hieß von Amphion auch, der die Burg von Theben gegründet,
Steine hab' er bewegt mit dem Klange der Cither und schmeichelnd
Hin sie geführt, wo er wollte; das war die älteste Weisheit,
Vom Gemeinen das Eigne, das Heil'ge vom Weltlichen sondern,
Hemmen die thierische Lust des Paarens, Rechte der Gatten
Sichern und Städt' erbaun und Gesetze graben in Tafeln.
So ward Ruhm und Name den göttlichen Sehern und ihren
Liedern zu Theil. (Horaz an die Pisonen.)

Das Orakel zu Dodōna und die Eleusinien. Das Heiligthum zu Dodona in Epeiros galt für das älteste in Griechenland; die dort einheimische Eiche, deren eßbare Frucht die erste Speise der Menschen gewesen sein soll, war dem dodonäischen Zeus geheiligt. Die Weissagung geschah nicht durch Worte, sondern durch Zeichen. Diese wurden aus dem Rauschen des Windes in der Krone heiliger Eichen und aus dem Rieseln und Plätschern einer Quelle, die an ihrem Fuße entsprang, entnommen. Die Kyklopenmauern scheinen wie die ägyptischen und indischen Baudenkmale, mit denen sie große Aehnlichkeit haben, auf einen mächtigen Priesterstand der Pelasger zu deuten, und manche aus einer mythischen Urzeit stammenden erblichen Rechte und Ansprüche einzelner Geschlechter auf gewisse Priesterthümer, Aemter, technische Kenntnisse und Beschäftigungen, — Rechte, die auch noch in der geschichtlichen Zeit zum Theil fortbestanden — können als Spuren einer kastenähnlichen Scheidung der Stände in der pelasgischen Zeit angesehen werden. Uebrigens erscheint Alles, was die Pelasger betrifft oder von ihnen ausgeht, „in einem ungewissen Dämmerlichte". Sie haben unzweifelhafte Spuren ihres Daseins und ihrer Wirksamkeit hinterlassen, aber wegen des hohen Alterthums, aus dem sie stammen, fast unkenntlich gewordene und schwer zu deutende. Die Mythen von Inachos in Argos, von Aegialeus, dem Ahnherrn der „Urpelasger" in Sikyon, von Pelasgos im „Eicheln essenden vorhellenischen Arkadien", von Ogyges, der in den Tagen großer Wasserfluthen in Attika geherrscht haben soll, u. a. m. gehören in den Sagenkreis des pelasgischen Urvolkes. — Die pelasgische Naturreligion dauerte später als Geheimdienst in einigen Mysterien fort. Am berühmtesten waren die an die Religionsmythen von Demeter und Kore (Persephone §. 58) als der empfangenden und von Dionysos (Iakchos, Bakchos) als der zeugenden Kraft des Erd- und Naturlebens sich knüpfenden **eleusinischen Mysterien**, wobei das Geschlecht der Eumolpiden den Vorsitz, der König von Athen und später der zweite Archon das Opferrecht und die staatliche Aufsicht besaßen. In der Folge wurden sie sowohl in Athen als zu Eleusis gefeiert. An beiden Orten befanden sich uralte Demeter-Tempel, welche durch die vier Stunden lange, mit Kunstwerken, Gebäuden, Denkmälern reich besetzte heilige Straße, auf welcher die Iakchosprocession einherzog, in Verbindung standen. Die kleinen Eleusinien wurden im Früh-

ling gefeiert, die großen neuntägigen im Herbste. Sie bestanden hauptsächlich in Reinigungen und Sühnungen, in Opfern und Processionen, in einer nächtlichen Fackelfeier und in der Weihe der Neuaufzunehmenden durch den mit dem Stirnbande geschmückten lebenslänglichen Hierophanten aus dem Geschlechte der Eumolpiden. Die Oberpriester, denen viele Opfer- und Tempeldiener zur Seite standen, trugen an Festtagen Purpurgewand und Myrthenkränze. Es gab verschiedene Grade der Einweihung. Die Mysterien befaßten sich mit den tieferen Fragen über das Verhältniß des Menschen zu den Göttern und besonders über den Zustand der Seele nach dem Tode; daher lag allen ihren symbolischen Gebräuchen „eine Wechselbeziehung der Ideen von der segnenden Fruchtbarkeit des mütterlichen Erdbodens und von der Fruchtbarkeit des Todes, dessen Bereich man sich in der Erdtiefe dachte, so wie die Ahnung und Hoffnung einer Lebenserneuerung nach dem Tode" zum Grunde. Indem also die Theilnahme an den Mysterien von einer „Reinheit und Entsündigung" abhängig gemacht ward, konnten diese „als Weihe des Lebens zu höherer Sittlichkeit" gelten. Im Gegensatz zu der plastisch-poetischen Volksreligion, welche den Göttern immer mehr die Gestalt und die Eigenschaften und Kräfte der Menschen beilegte, wenn auch in idealer Vollkommenheit, hielten die Mysterien bestimmte Lehren und Ueberlieferungen fest, „welche theils morgenländischer, theils hellenischer Wurzel entsprossen, eine Kluft zwischen dem göttlichen und menschlichen Wesen von vorne herein setzten und bei aller Verwandtschaft des Ur- und Abbildes, der Gottheit und des Menschen, das Bedürfniß einer tieferen Andacht und Heilsordnung oder einer den äußern Volksglauben überragenden, schrittlings begleitenden Religionsphilosophie erkannten", sie waren somit die einigende Philosophie des pantheistischen Volksglaubens, in welche fast alle erwachsenen ehrenhaften Bürger Attika's eingeweiht werden konnten. — Ein anderes uraltes, mit den Eleusinien verwandtes und ebenfalls der Demeter geheiligtes Fest waren in Athen die von Ehefrauen begangenen **Thesmophorien** (im October), welche sich auf die von der Demeter durch den Ackerbau eingeführte Ordnung des bürgerlichen, insbesondere des ehelichen Lebens bezogen, und wobei von Frauen (Thesmophoriazusen) Körbe mit symbolischen Zeichen getragen wurden.

§. 61. Orientalische Colonisation. Die Ansicht, daß die älteste griechische Cultur aus dem Orient stamme, indem ägyptische, phönizische und kleinasiatische Colonisten die Keime der Bildung den rohen Bewohnern Griechenlands mitgetheilt hätten, ist in neuerer Zeit mächtig erschüttert und dafür die Ursprünglichkeit und naturwüchsige Eigenartigkeit des griechischen Wesens mit Eifer verfochten worden. Allein, wie wenig auch die Sagen von dem Aegypter Kekrops, dem die Gründung der Burg (Kekropia) in Athen zugeschrieben ward, von dem Phönizier Kadmos, der den Grund zur Stadt Theben gelegt und die Buchstabenschrift, so wie die Kunst das Erz zu schmelzen, nach Griechenland gebracht haben soll, von der ägyptischen Niederlassung des Danaos und der Danaiden in Argolis und von den Schicksalen des Phrygiers Pelops, von dem der Name der Halbinsel hergeleitet wird, vor der historischen Kritik bestehen mögen; eine Verbindung und ein früher Verkehr zwischen Griechenland und dem Morgenlande und ein wesentlicher Einfluß der orientalischen Völker auf das Religionswesen und die bürgerlichen Einrichtungen der Griechen wird darum doch nicht geleugnet werden können. Die Naturreligion der Pelasger, die erbliche Scheidung der Stände in Attika (in vier Phylen), die Trümmer uralter Bauwerke u. A. m. bestätigen die Angaben der alten Schriftsteller von einer Verwandtschaft zwischen dem Orient und dem ältesten Griechenland und von einem ähnlichen Culturgang der morgenländischen und pelasgischen Völker. Es ist möglich, daß einst die Pelasger bei ihrer Einwanderung aus Asien nach Europa diese Cultur im Keime mitgebracht und ihr eine naturgemäße Entwickelung gegeben haben; — aber aus dem Umstand daß die späteren Einrichtungen, religiösen Anschauungen und künstlerischen Richtungen der Griechen keine Aehnlichkeit mit dem Oriente darbieten, kann der morgenländische Einfluß auf die pelasgische Urzeit nicht bestritten werden, da die Hellenen bei Bewältigung des griechischen Landes dieses pelasgische Wesen verdrängt oder umgestaltet und veredelt haben werden; und in dieser Umgestaltung und Veredlung beurkundet sich die höhere Natur und die größere geistige Anlage des Hellenen. „So wenig wir also die Originalität des griechischen Volkes bis zu gänzlicher Unabhängigkeit von ausländischen Einflüssen steigern dürfen, so gewiß ist es

auf der andern Seite, daß dasselbe alles von Außen Empfangene vervollkommnet und ihm den Stempel eines Geistes aufgeprägt hat, der auch der fortgeschrittensten Technik des barbarischen Alterthums stets fremd geblieben ist."

Kekrops, aus dessen Geschlecht die ältesten Könige Athens ihren Ursprung ableiteten, sollte aus dem ägyptischen Sais (Neith-Athene §. 30) eingewandert sein und den Athenern die Keime der Gesittung und die Einrichtung der Ehe gebracht haben. Diese Angabe verräth sich schon darum als eine spätere Erfindung, weil die Aegypter vor Necho keine Flotte und Seemacht besaßen und daher nicht wohl ferne Niederlassungen gründen konnten. Die Sagen von **Kadmos**, dem Gründer der Burg Kadmeia zu Theben in Böotien (Kuhland), wohin er kam, als er seine von Zeus entführte Schwester Europa auf Geheiß seines Vaters Agenor suchte, sind ganz fabelhaft; aus den von ihm gesäeten Drachenzähnen sollten die Stammväter der fünf berühmtesten Geschlechter Thebens entstanden sein. In dem Mythos von **Danaos** und seinen fünfzig Töchtern (Danaiden), die zur Strafe, weil sie (mit Ausnahme einer einzigen, der Hypermnestra) ihre aus dem heißen Aegypten ihnen nachgezogenen Bewerber in der Brautnacht ermordet, in der Unterwelt Wasser in ein durchlöchertes Faß schöpfen mußten, hat man eine Beziehung auf die Naturbeschaffenheit des trockenen Landes in Argolis finden wollen, dessen Töchter, die Quellen und Bäche, im Sommer von den Gluthwinden des Südens mit heißer Umarmung begehrt werden, bis zuletzt die wieder zu Kräften gekommenen Quelljungfrauen sich ihrer glühenden Bewerber mit Gewalt erwehren. **Pelops**, der Sohn des götterverhaßten **Tantălos**, erlangte durch Trug und Mord die Hand der Königstochter Hippodameia und die Herrschaft von Pisa und Elis, die er dann über den größten Theil der Halbinsel ausdehnte; seine Nachkommen (Pelopiden, Atreiden §. 59) erbten von ihm und seinem Vater den hochstrebenden vermessenen Sinn, welcher sie zu den in den Dichtungen der Griechen so vielfach behandelten Freventhaten und Wagnissen trieb.

2. Das mythische Heroenalter der Hellenen.

§. 62. Hellenische Stämme. Heräkles (Hercules) und Theseus. An die Stelle des pelasgischen Urvolks traten später die streitbaren **Hellenen** (bei Homer Achäer) mit ihrem ritterlichen Heldenthum. Da man von deren Abstammung und Ankunft nichts Sicheres weiß, so hat man vermuthet, daß sie kein besonderer Volksstamm gewesen, sondern der kriegerische Theil der Pelasger selbst, und daß somit der hellenisch-achäische Ritterstand die pelasgische Priesterherrschaft gestürzt und die unkriegerische ländliche Bevölkerung unterjocht habe. Jedenfalls sind Pelasger und Hellenen bald zu Einem Volk zusammengewachsen. „Die Verschmelzung ging um so leichter von Statten, da beide nahe verwandte Zweige eines und desselben Völkerastes, eines uralten arischen Gesammtvolkes waren, und Sprachen redeten, die unter einander nicht viel mehr als mundartlich verschieden waren." Nunmehr verdrängte auch der hellenische Cultus des lebensfrohen Zeus und der heitern olympischen Götter die pelasgische Naturreligion. Die Hellenen zerfielen in vier Stämme: **Dorier** und **Achäer** (im Peloponnes), **Jonier** (in Attika, auf den Inseln, u. a. O.) und **Aeolier** (in Böotien und anderwärts). Die älteste Geschichte knüpft sich an einzelne Helden, Heroengeschlechter und Stammfürsten an, die durch Bekämpfung feindlicher Räuber, durch Erlegung wilder Thiere und Ungeheuer und durch Gründung von Städten und Gemeinwesen die Cultur des Landes förderten, zugleich aber auch der Lust zu Abenteuern und dem Triebe nach dem Besitze köstlicher Güter folgten. In dieser mythischen Heroenzeit begegnen wir, außer den ritterlichen Tugenden, dem Muth und Heldensinn, die jedes kräftige und streitbare Volk seinen Ahnen beilegt, auch den ersten Keimen der Gesittung und Humanität, indem die Züchtigung übermüthiger und gottloser Frevler in

einer Zeit, wo Räubereien noch für erlaubt und ehrenhaft galten und der Fremde allenthalben für rechtlos angesehen wurde, als ein Hauptverdienst der Helden gerühmt wird, so wie der frommen Scheu vor den jeglichen Frevel rächenden Göttern und der Achtung vor dem ewig waltenden Rechte. In den Heroen, die mit den Göttern verkehren und das Menschengeschlecht von den als vollkommnere Menschen gedachten und mit menschlichen Leidenschaften und Gefühlen ausgerüsteten Göttern stammen, mit den Himmelsmächten verbinden, liegen alle Eigenschaften eines kraftvollen, zum Edlen strebenden Volkes in ihrer ursprünglichen Natürlichkeit unentwickelt und ungeläutert neben einander; und in den Erzählungen von ihren ritterlichen Fahrten, Abenteuern und Kämpfen sind Geschichte, Sage und Dichtung zu einem unlösbaren mythischen Ganzen verflochten. — Unter den ältern Mythen sind am bekanntesten die *Arbeiten des Herakles*, des Repräsentanten des griechischen Nationalheldenthums, und die Thaten des Atheners *Theseus*, der durch Vereinigung der zwölf getrennten Ortschaften zu einem politischen Gemeinwesen, durch Eintheilung des Volks in drei Klassen (Eupatriden, Geomoren, Demiurgen oder Edle, Landleute und Gewerbtreibende) und durch Einsetzung des Nationalfestes der Panathenäen der Gründer Athens und seiner Verfassung, der „Staatsordner" Attika's geworden sein soll und von dem man erzählte, daß er durch Erlegung des menschenfressenden *Minotauros* in dem von dem kunstreichen *Dädalos* in *Kreta* angelegten *Labyrinthe* seine Vaterstadt von einem schmachvollen Tribut an diese meerbeherrschende Insel befreit hätte, eine Insel, die schon im höchsten Alterthume nicht minder wegen ihrer Seeherrschaft und kühnen Freibeuterfahrten, als wegen ihrer dem See- und Insel-König *Minos* zugeschriebenen vortrefflichen Gesetzgebung berühmt war. (Mehr §. 59).

Die hellenischen Stämme. In der hellenischen Heroenzeit wurde der Name *Achäer*, der vielleicht „Edle" bedeutete, der gemeinsame Name aller oder doch der hervorragendsten Stämme des griechischen Volkes. Unter diesem Namen erscheinen die Griechen bei Homer. Im 9. Jahrhundert wurde diese Benennung mehr und mehr auf die Strandbewohner im Norden des Peloponnes beschränkt, indeß die übrigen Hellenen als *Dorier*, *Ionier* und *Aeolier* („Gemischte") bezeichnet und durch eine, wahrscheinlich von der delphischen Priesterschaft aufgestellte Genealogie in ein verwandtschaftliches Verhältniß gesetzt wurden. In den Tagen der Vorzeit, lautete eine alte Sage, entstand eine unendliche Wasserfluth, in der alle Menschen bis auf *Deukalion* und sein Weib *Pyrrha* ihren Tod fanden. Diese wurden neun Tage in einem Kasten umhergetrieben, der sich endlich auf dem Gipfel des Pindos, oder, wie man später erzählte, auf der Spitze des Parnassos niederließ. Auf ihr Flehen um neue Menschen hätten dann beide die Weisung erhalten, die „Knochen der Mutter" d. h. die Steine der Erde hinter sich zu werfen. Da seien aus den Steinen, welche Deukalion geworfen, Männer entstanden, aus denen der Pyrrha Weiber. Dem Deukalion gab man in der Folge den *Hellen* zum Sohn. Der Erstgeborne des Hellen war nach dieser erfundenen Abstammung der „roßfreudige *Aeolos*", der Stammvater der *Aeolier*, der zweite war *Doros*, die Personification der *Dorier*; sein dritter Sohn war Xuthos, der „Verstoßene", von dem *Ion* und *Achäos* abstammen sollten. Auch das Institut der *Amphiktyonie*, des die verschiedenen Stämme umfassenden Bundes, wurde auf einen Sohn des Deukalion zurückgeführt, und der Name *Gräkoi* (Griechen), den die Bewohner des Westens den Hellenen beilegten, sollte von einem Sohn der Pandora, Deukalions Tochter, herrühren. Durch diese Ableitung aller Stämme von einem gemeinsamen Urvater erhielt das Gefühl der nationalen Gemeinschaft und Verwandtschaft, welches die Priester in Delphi zu wecken und zu nähren beflissen waren, einen angemessenen, dem Volke begreiflichen Ausdruck.

§. 63. *Sieben gegen Theben.* Mit der Zeit verbanden sich etliche dieser Heroen zu gemeinschaftlichen Unternehmungen. Ein solches war der
1231.? in der griechischen Poesie vielfach behandelte Krieg der *Sieben gegen Theben*

ben, wo das vom Schicksal verfolgte Geschlecht des Laïos und Oedipus herrschte (§. 59). Die sieben (argivischen) Helden, welche Polyneikes, der von seinem Bruder Eteŏkles vertriebene Sohn des Oedipus, wider seine Vaterstadt geführt, kamen um, mit Ausnahme des Adrastos, und die feindlichen Brüder tödteten sich gegenseitig im Kampfe. Nach der mythischen Ueberlieferung verbot Kreon, nunmehr Herr von Theben, die Bestattung des Polyneikes, weil er als Feind in's Land gekommen (§. 59). Aber die treue Schwester Antigone ließ sich durch kein Gesetz der Willkür und Tyrannei, nicht durch die Hoffnung der nahen Vermählung, nicht durch Todesfurcht von der Pflichterfüllung gegen den Bruder abhalten. Sie gehorchte dem göttlichen Gebote mehr, als menschlichen Machtsprüchen. „Die Heiden, die das Gesetz nicht haben, und doch von Natur thun des Gesetzes Werk, die sind ihnen selbst ein Gesetz." Darauf rächten die Söhne der Sieben an den Thebanern den Tod ihrer Väter in dem Kriege der Epigonen (Nachgeborenen). In der dichte- 1220.
rischen, tragisch gefärbten Ueberlieferung von dem thebanischen Herrscherhaus, mögen Erinnerungen an gewaltige Kämpfe zwischen den alten Kadmeiern, pelasgisch-phönizischen Ursprungs, und den eingewanderten hellenischen Stämmen äolisch-achäischer Abkunft verborgen liegen.

§. 64. Argonautenzug. Eine größere und der Zeit nach etwas 1250.?
frühere gemeinschaftliche Unternehmung war der in der griechischen Sage und Dichtung hochberühmte Argonautenzug, den der Thessalier Jason von Jolkos aus mit den berühmtesten Heroen seiner Zeit, Herakles, Theseus, Kastor und Polydeukes oder Pollux (Lakedämonier), Peleus (Vater des Achilleus aus Thessalien), dem thrakischen Sänger Orpheus u. A. m. auf dem Schiffe Argo nach dem fernen Sonnenlande Aea unternahm, um dort das goldene Vließ (Widderfell) zu holen, das vor langen Jahren ein thessalischer Königssohn, Phrixos, nachdem er mit seiner Schwester Helle aus der Heimath entflohen, in jenem goldreichen Wunderlande im Haine des Ares aufgehängt haben sollte und das, wie die Fabel meldete, von einem nie schlummernden feuerschnaubenden Drachen bewacht wurde. Ferne Meerfahrten voll Wunder und Schrecknisse waren für die Griechen ein anziehender Stoff; nichts regte ihre Neugierde und Phantasie so an, als Erzählungen von Helden, die durch Götterverhängnisse bis an die äußersten Enden der Erde geführt wurden. Bei ihrer geringen Kunde vom Meer in der alten Zeit erschien ihnen eine solche Fahrt als ein großes Wagniß. — Wie bei Theseus spielt auch in der Argonautenfahrt die Liebe in das altgriechische Ritterthum hinein. Jason nämlich vollführt das Unternehmen mit Hülfe der Tochter des dortigen Königs, Medeia, der Meisterin übernatürlicher Zauberkünste, und entflieht dann mit ihr aus dem feindlichen Lande der Heimath zu. Die wunderbare Rückfahrt vom fernen Orient und dem Flusse Phasis über Libyen und das Abendland durch den Okeanos und den räthselhaften Eridănos, und die mannichfaltigen Gefahren und Abenteuer, welche die Argoführer an diesen unbekannten Orten zu bestehen hatten, bilden den Kern der durch die Dichtung und Phantasie der Griechen reich ausgeschmückten Heldensage. Medeia, mit Jason vermählt, aber von diesem über einer neuen Liebe zu der Königstochter in Korinth verstoßen, sollte die Braut vergiftet und ihre eigenen Kinder getödtet haben.

Dem Athamas von Jolkos, heißt es in der Sage, dem Sohn des Windgottes Aeolos, gebar seine Frau Nephele, d. h. die Wolke, zwei Kinder, den Phrixos und die Helle. Diese hatten von ihrer Stiefmutter Ino viel zu leiden. Als Dürre und Unfruchtbarkeit über das Land kam, beredete Ino den König, in Folge eines untergeschobenen Göttersprüchs, den Phrixos als Sühnopfer darzubringen. Die Wolkenmutter Nephele aber entrückte die beiden Kinder auf einem Widder mit goldenem Vließe, der durch die Luft und das Meer zu wandeln vermochte. Helle sank vom Rücken des Widders herab und ertrank in dem Sunde, der davon den Namen „Hellespont" (Meer der Helle) empfing. Phrixos aber erreichte glücklich das „Sonnenland" Aea, das in der spätern Sage als das fernste Ostland Kolchis am schwarzen Meer gedeutet ward. — Der Argonautenmythos gehört dem äolischen Stamme, namentlich den um den See Kopais seßhaften Minyern (in Orchomenos) an und scheint sich auf frühen Verkehr dieses seefahrenden, handeltreibenden und goldreichen Urvolks mit den Küstenländern der Propontis und des Pontos Euxeinos zu beziehen, indeß in dem Theil, der den Kampf um die Herrschaft in Jolkos enthält, eine Andeutung an die glücklich vollbrachte Bewältigung und Vertreibung der pelasgischen Minyer durch den Hellenen Jason zu liegen scheint. Der Bezwingung der Minyer könnte wohl ein kecker See- und Freibeuterzug der hellenischen Ritterschaft nach Osten gefolgt sein, wohin die Ueberwundenen bereits den Weg gezeigt hatten.

1194—1185. §. 65. **Trojanerkrieg.** Die bekannteste, schon eine fortgeschrittenere edlere Bildung beurkundende, Begebenheit der griechischen Heroenzeit ist der in der Sagengeschichte, Poesie und Kunst vielgefeierte Trojanerkrieg. In Ilion oder Troja, auf der Nordwestküste Kleinasiens, herrschte König Priămos über ein reiches, gebildetes Volk, das mehr dem Ackerbau und der städtischen Betriebsamkeit oblag, als den Künsten des Kriegs und der Waffenübung. Sein Sohn **Păris** (oder Alexandros) entführte die schöne **Helĕna**, die Gemahlin des lakedämonischen Königs **Menelāos**, der ihn gastfreundlich in seinem gold- und silberreichen Herrscherhaus aufgenommen hatte. Da entbot der beleidigte Gatte die griechischen Fürsten zu einem Rachezug, der auch alsbald unter der Anführung **Agamemnons** von Mykēnä, des Bruders von Menelaos, und unter dem Beistande der berühmtesten Helden Griechenlands zu Stande kam. **Achilleus** und sein Freund Patroklos aus Thessalien, der schlaue **Odysseus** (Ulysses) von der Insel Ithaka, Diomēdes aus Argos, Ajas von Salamis, der starke Held mit dem breiten Schilde, der greise Nestor von Pylos, Idomeneus von Kreta, des Minos Enkel u. A. m., sind die gefeiertsten Namen. Von Aulis aus, wo der spätern Sage nach Agamemnon seine Tochter Iphigeneia der Artemis zum Opfer weihte, segelte das Heer, bei hunderttausend Streiter zählend, auf einer großen Flotte nach der asiatischen Küste, fand aber an den Trojanern so tapfere Gegner, besonders an Priamos' Sohn **Hektor** und an dem Teukrerfürsten **Aeneias**, daß erst nach zehnjährigem Kampfe („Wagenkrieg"), woran die Götter selbst Theil nahmen, die Stadt durch die List des Odysseus (vermittelst eines mit Bewaffneten angefüllten hölzernen Pferdes) erobert und zerstört werden konnte. Denn nach einem unabwendbaren Schlusse des Schicksals war Ilions Untergang bestimmt. Priamos und die meisten Trojaner fielen im Streite oder bei der Zerstörung, die übrigen wurden zu trauriger Sklaverei verdammt. Nur einige zersprengte Trümmer wanderten entweder, wie Aeneias, nach Westen aus, oder behaupteten sich noch einige Menschenalter in den entlegenen Thälern des Idagebirges. Aber auch die Sieger erlitten mancherlei Ungemach. Achilleus, Patroklos u. A. fanden in Ilion ein frühes Grab; Agamemnon wurde nach mühevoller Heimkehr durch

seine treulose Gattin Klytämnestra dem Tode geweiht (§. 59) und Odysseus irrte, von Stürmen verschlagen, zehn Jahre an unwirthlichen Gestaden, auf Inseln und Meeren umher, ehe es ihm vergönnt war, sein treues Weib Penelöpe und seinen Sohn Telemachos wieder zu sehen und sein Haus von den übermüthigen Freiern zu reinigen, die während seiner Abwesenheit nach der Hand seiner Gattin strebten, von seinem Gute zehrten und seine Knechte und Mägde zur Untreue verführten.

Der Trojanerkrieg, der Schluß des Kampfes zwischen der hellenischen und pelasgischen Volksthümlichkeit, ist als Thatsache kaum zu bezweifeln, wenn auch die Einzelheiten nur Früchte der dichterischen Sagenbildung sein mögen. In der Sage vom „hölzernen Pferd" scheint der in der Ueberlieferung erhaltene sinnbildliche Ausdruck für „Schiffe" eine wörtliche Deutung erfahren zu haben. Die Hellenen, strenger Mannszucht unfähig und bei dem lebendigen Gefühl der Stammverschiedenheit dem Oberkönig (Agamemnon) gegenüber voll Trotz und Unfolgsamkeit, vergeudeten Kraft und Zeit in regellosen Zügen und lähmenden Zerwürfnissen. Nach der Abfahrt der Sieger überschwemmten lydische und phrygische Schaaren das troische Gebiet.

3. Die Wanderungen der Dorier.

§. 66. Bald nach dem Trojanerkrieg traten in Griechenland große Erschütterungen und Staatsumwälzungen ein; einzelne hellenische Völkerschaften drängten die alten Bewohner aus ihren bisherigen Sitzen; diese warfen sich auf andere Stämme, bis zuletzt die Schwächeren, sofern sie nicht Hörigkeit oder Leibeigenschaft unter den waffengeübten Ankömmlingen vorzogen, sich zur Auswanderung entschlossen und überseeische Ansiedelungen gründeten. So besetzten sechzig Jahre nach dem Trojanerkrieg die Thesprotischen Thessäler, ein streit- 1123.
bares Berg- und Naturvolk, die nach ihnen benannten Ebenen und Hügellandschaften am Peneios und Pindos, indem sie die alte, in kleine Gemeinwesen zerrissene Bevölkerung theils in das Verhältniß von hörigen Zinsleuten (Penesten) brachten, theils zur Flucht nach Süden nöthigten. Das letztere Loos wählten die „raschen und gewandten" Aeolier um die Stadt Arne. Unfähig zu dienen und der Uebermacht zu trotzen, wanderten sie südwärts, unterwarfen oder vertrieben die pelasgischen Culturvölker der Gegend, die Kadmeier, Minyer und die gesangreichen Thraker, und besetzten die Burgen und das Land, das seitdem von ihnen den Namen Böotien führte. Die folgenreichste dieser Wanderungen war jedoch der Zug der Dorier nach dem Peloponnes. Nach langen unsteten Wanderungen und Abenteuern hatten sich einst die Dorier, abgehärtete Jäger, Hirten und Ackerbauern unter erblichen Herzogen und Richtern, am Fuße des Oeta angesiedelt und eine freie Bauernrepublik gegründet, welcher der Apollodienst am Heiligthum in Delphi als einigender Mittelpunkt diente. Gedrängt von den Thessaliern und Böotiern zogen sie von hier aus südwärts und eroberten nach langen Kämpfen, unter 1104.
der Leitung der Nachkommen des Herakles (daher Rückkehr der Herakleiden), die peloponnesische Halbinsel. Durch diese Begebenheit wurde die ganze Gestalt jenes Landes geändert, indem statt der bisherigen achäischen Bevölkerung das kräftige Bergvolk der Dorier die Herrschaft erlangte. Nur das mittlere Gebirgsland, Arkadien, behielt die alten (pelasgischen) Einwohner. Die ionische Bevölkerung des nördlichen Küstenlandes wurde von den vor den

Doriern fliehenden Achäern verdrängt und zur Auswanderung (nach Kleinasien) gezwungen, worauf diese das Land für sich in Besitz nahmen, das daher seit dieser Zeit den Namen Achaia führte. Die Dorier eroberten allmählich Argolis, Lakonien, Messenien, Sikyon, Korinth und jenseits des Isthmos Megaris. Sie machten sogar einen Einfall in Attika und bedrohten
Kodros 1068. Athen, wurden jedoch hier durch den Opfertod des athenischen Königs **Kodros**, aus dem Geschlechte des Peliden Nestor, zum Rückzuge genöthigt. Ein Orakelspruch des delphischen Apollo hatte verkündigt, daß sich der Sieg auf die Seite wenden würde, auf welcher der König fiele. Als dies die Dorier vernahmen, verboten sie aufs Strengste, dem Kodros irgend ein Leid zuzufügen. Da vertauschte dieser sein fürstliches Gewand gegen ein Hirtenkleid, schlich sich unerkannt in das feindliche Lager, fing hier absichtlich Streit an und fand den Tod, den er suchte. Die Dorier, am Siege verzweifelnd, ließen nunmehr von Athen ab und begnügten sich mit Megara; die Athener aber erklärten, daß nach einem solchen Heldenkönig Niemand mehr würdig sei, die Krone zu tragen, und schafften die Königswürde in ihrer Stadt ab. — Die alten Bewohner des Peloponnes hatten ein dreifaches Schicksal. Die kühnsten und kräftigsten wanderten aus und gründeten nach einiger Zeit, in Verbindung mit attischen Stammgenossen, auf der günstig gelegenen Westküste Kleinasiens, wo sich noch von Urzeiten her Reste ionischer Bevölkerung befunden haben mögen, und auf den Inseln Lesbos, Chios, Samos u. a. die ionischen Colonien, die bald durch die Fruchtbarkeit des Bodens wie durch Schifffahrt, Handel und Gewerbfleiß zu einem Wohlstand und einer Cultur gelangten, welche das Mutterland weit verdunkelte. Die Zurückgebliebenen unterwarfen sich entweder freiwillig den Doriern, dann wurden sie zinspflichtig gemacht und von jedem Antheil an der Staatsverwaltung ausgeschlossen, behielten aber ihre persönliche Freiheit und ihr Eigenthum (in Lakonien heißen sie **Periöken**, „Umwohner", oder Lakedämonier, im Gegensatz zu den dorischen Spartiaten); oder sie wurden mit den Waffen in der Hand zur Unterwerfung gezwungen, dann kamen sie in das Verhältniß von Leibeigenen und Sklaven (**Heloten**). Doch trat nur in Lakedämonien diese Scheidung des Volkes in ihrer ganzen Schroffheit ein. In den übrigen Staaten, in Korinth, Sikyon, Messenien u. a. O. wurden die angesehenen Geschlechter der alten Bevölkerung zur Rechtsgemeinschaft mit den Doriern und zur Theilnahme am Staatsleben zugelassen. — Temenos, der älteste der Herakleiden, erhielt Argos, den alten Herrschersitz, Kresphontes soll sich durch List in den Besitz des besten Theils, Messeniens, gesetzt haben. Das rauhe, wenig fruchtbare Lakonien wurde den zwei unmündigen Söhnen des Aristodemos, Prokles und Eurysthĕnes, zugewiesen. Eine Bundesgenossenschaft, die das Heiligthum des Karneischen Apollon zum Mittelpunkte hatte, verband die dorischen Brudervölker zu gegenseitigem Schutze und zur Ausgleichung innerer Streitigkeiten durch „Minne und Recht". Die alte Volkseintheilung in drei Phylen (Stämme) und in je zehn Gemeinden wurde auch in den neuen Wohnsitzen beibehalten und damit eine räumliche Eintheilung in Gaue und Bezirke verbunden. „Zucht und Ordnung, Fleiß und Nüchternheit, Muth und Gottesfurcht entwickelte der Dorismus schon frühzeitig, darum glücklich, so lange jene Tugenden bestanden;

Stolz und Schroffheit gegenüber dem Stammesfremden oder Besiegten bildeten die dunkle Seite des Volkscharakters."

4. Die griechischen Colonien.

§. 67. Wanderungslust und beweglicher Sinn, verbunden mit äußerlichen Veranlassungen, erzeugten bei den Hellenen die Neigung, sich von der Heimath zu lösen und sich auf fremder Erde neue Lebensbahnen zu schaffen. Sie legten auf allen Inseln und Küsten des mittelländischen und schwarzen Meeres Pflanzstädte (Colonien) an, und zwar in solcher Menge, daß deren Zahl um das J. 600 sich auf 250 belief. Da die Hellenen mit der Auswanderungslust auch das Talent verbanden, „das Nationale in der Fremde geltend zu machen und zu bewahren", so wurde dadurch mit der griechischen Bevölkerung auch griechische Sprache und Cultur weithin verbreitet. Bald waren Kriege und Eroberungen, bald Zwietracht und innere Parteiung, bald Uebervölkerung und Verarmung, später aber besonders Handelsinteressen, die äußere Ursache, daß ein Theil der Bürger irgend einer griechischen Stadt mit Weib und Kind die Heimath verließ und sich an einem günstig gelegenen Orte eines fremden Küstenlandes ansiedelte. Beim Abzuge nahmen sie das heilige Feuer aus dem Rathhause mit. — Die Pflanzstädte standen mit dem Mutterstaate (Metropole) in einem Verhältniß der Blutsverwandtschaft, waren aber frei und selbständig und hatten keine anderen Verpflichtungen gegen sie, als welche die natürliche Pietät der Tochter gegen die Mutter auflegt. Sie behielten die Sitten, Einrichtungen und Religionsgebräuche der Mutterstadt bei, führte ohne die höchste Noth keine Kriege mit derselben und bewiesen ihr bei feierlichen Gelegenheiten kindliche Ehrfurcht; aber sie traten in kein Verhältniß der Abhängigkeit, wie die Colonien der Römer oder die der neueren Zeit. Nur außerordentlicher Weise griff die Mutterstadt in die inneren Angelegenheiten der Tochter ein, wenn diese durch äußere oder innere Unglücksfälle ihrer Hülfe oder schiedsrichterlichen Autorität bedürftig ward. Viele Tochterstädte überholten den Mutterstaat an früher Bildung, an Handelsthätigkeit und Kunstsinn; aber häufig vergeudeten oder verzehrten sie ihre edlen Kräfte in bürgerlichen Kämpfen, in Stammesfehden und Nachbarkriegen, oder in allzu raschen, überstürzenden Unternehmungen und verfielen in Schlaffheit und Schwäche. Die bedeutendsten Pflanzstädte waren folgende:

1. Auf der Küste Kleinasiens. Die ersten Ansiedler dieser Küste waren die Aeolier (aus Böotien), die theils auf den nördlichen Inseln, Lesbos u. a., theils auf dem gegenüberliegenden Festlande Mysien und Troas mit dem sagenberühmten Gebiete von Ilion Niederlassungen gründeten. Die Zahl der letzteren betrug zwölf, unter ihnen war Kyme (Phrikonis) die angesehenste. Ob sie, wie die ionischen, in einem Bunde vereinigt waren, ist streitig. Von Lesbos und Kyme wurden an der mysischen und thrakischen Küste neue Pflanzstädte gegründet.

Wichtiger waren die südwärts gelegenen ionischen Colonien, die gleichfalls zwölf zu einem losen, auf religiöser Stamm- und Opfergemeinschaft beruhenden Bunde vereinigte, durch Handel, Kunstfleiß und Wohlstand blühende Städte zählten. Die bedeutendsten darunter sind: Milētos, Priēne, Ephĕsos, Kolŏphon, Phokäa, Teos (Anakreons Geburtsort) u. a., auch das äolische Smyrna schloß sich ihnen an, und Samos und Chios, die Hauptsitze ihrer Seemacht, wurden dazu gezählt. Der Bundestempel des Poseidon, wo sie jährlich das gemeinsame Fest der Panionien feierten und ihre Berathungen hielten, stand auf dem Vorgebirge Mykăle und war etliche Tage lang der Mittelpunkt eines regen Volkslebens und Verkehrs. Oel und Wein waren die Haupterzeugnisse des Bodens, die aus der feinen Wolle verfertigten „milesischen Gewänder" die bedeutendsten Artikel ihres Kunstfleißes.

Noch südlicher lagen die gleichfalls zu einem Bunde vereinigten sechs dorischen Pflanzstädte mit der „Meerburg" Halikarnassos (Herodots Geburtsstadt), mit Knidos und den Inseln Rhodos und Kos. Die jährlichen Zusammenkünfte und Berathungen im Tempel des Triopischen Apollon auf dem gleichnamigen Vorgebirge wurden mit gemeinschaftlichen Opfern und Wettkämpfen gefeiert, und die gewonnenen Sieges-

preise, eherne Dreifüße, dem Bundesgott geweiht. Die meisten dieser Colonien legten wieder Pflanzstädte an, ja Milet allein war die Metropole von achtzig Töchterstädten, die größtentheils im Küstengebiete des schwarzen Meeres (Pontos Euxeinos) und der Propontis lagen.

Unter den ionischen Colonien nahm die Stadt **Milet** den ersten Rang ein, sowohl wegen ihres ausgedehnten Handels und Seewesens, als wegen ihrer Streitmacht und der hohen Pflege, die sie den Künsten und Wissenschaften zuwandte. Auf einer Anhöhe am Südufer der weiten und geschützten Bucht des Mäander gelegen, dehnte sich die Stadt mit der Zeit bis an den Strand des Meeres hinab. Am nördlichen Ufer, am Fuße des Berges Mykale, befand sich der alte Tempel der Demeter, nicht weit von der Felsenstadt Priene. Als Geburtsort des Thales, Anaximander, Hekatäos u. A. war Milet die Metropole der ältesten (ionischen) Philosophie und Geschichtschreibung. Im Süden der Stadt lag der uralte Orakel-Tempel des Apollon Didymäos. — Der Tempel der Artemis in Ephesos war älter als die Stadt; nachdem er im Jahre 356 von Herostrat abgebrannt worden, wurde er noch weit herrlicher als zuvor hergestellt, so daß er wegen seiner Größe und Pracht für eins der sieben Wunderwerke der alten Welt galt. (Ueber die Naturgöttin Artemis in Ephesos in ihrer „Alles ernährenden Kraft und unerschöpflichen Fruchtbarkeit" vgl. §. 57.) Kolophon trieb großen Handel mit jenem Harz, das noch jetzt von der Stadt den Namen trägt (Colophonium), und besaß eine große Flotte und Reiterei. Auch Lebĕdos war eine der bedeutenderen ionischen Städte.

2. Am Hellespont (Dardanellen) und an den Küsten der Propontis (Marmara-Meeres) und des Pontos Euxeinos (schwarzen Meeres): Das milesische Abȳdos, dem thrakischen Sestos gegenüber, berühmt durch die Dichtersage von Hero und Leander; Lampsăkos (von Phokäern gegründet); Priāpos (milesisch, Hauptsitz des unzüchtigen Priaposcultus); Herakleia in Bithynien (von Megara gegründet); das milesische Kyzikos auf dem schmalen Halse einer Halbinsel; auf der thrakischen Küste das reiche Perinthos (Mygdonia), von Samiern gegründet; Chalkēdon, gleich dem gegenüberliegenden wichtigen Byzanz (Konstantinopel), der „Schlüsselburg der nördlichen Seestraßen", an der Bucht des „goldenen Horns", eine megarische Colonie. In Paphlagonien lag die wichtige und reiche Handelsstadt Sinōpe, eine milesische Niederlassung, Geburtsort des Philosophen Diogenes, des Cynikers, und Metropole von Kerasunt (Kerasus, dem Vaterlande der Kirschen) und der bedeutenden und mächtigen Handelsstadt Trapezunt (Trapezus). Milesische Niederlassungen waren ferner: Phasis in Kolchis, Tanais am Don, Olbia die „Segensstadt" unweit der Mündung des Dnepr (Borysthenes), Odessos südwärts der Donaumündungen u. a. m. Diese Städte trieben großen Handel mit den Landesproducten, die sie von den uncivilisirten Bewohnern der Umgegend eintauschten und weithin verführten, als Pelzwerk, Häute, Wolle, Metalle, auch mit gesalzenen Fischen. Die Umgebungen dieser Städte waren aufs Schönste angebaut, so daß sie großen Gartenanlagen glichen. Sie übten einen wohlthätigen Einfluß auf die Gesittung und Bildung der Landeseingebornen, denen sie ihre Kunsterzeugnisse zuführten, arteten aber größtentheils mit der Zeit aus, indem der Wohlstand Ueppigkeit, Luxus und Schlaffheit erzeugte.

3. An der Küste von Thrakien und Makedonien lagen: Abdēra, durch die vor Kyros fliehenden Bürger von Teos gegründet; die Stadt, obwohl Geburtsort mehrerer ausgezeichneten Männer, wie Demokritos, Protagŏras u. A., stand im Rufe der Dummheit; Amphipŏlis am Strymon, athenisch. Zwischen beiden ließ später König Philipp von Makedonien in einer an Goldgruben reichen Gegend die Stadt Philippi erbauen (Schlacht 42 v. Chr.). In der zu Makedonien gerechneten Halbinsel Chalkidĭke, die drei Landzungen ins ägäische Meer entsendet (Akte mit dem schroffen, felsigen Vorgebirge Athos; Sithonia und Pallēne), lagen: Stageira, Geburtsort des Philosophen Aristoteles; Olynthos und die korinthische Colonie Potidäa (später erweitert und Kassandreia genannt) auf dem schmalen Halse der Landzunge Pallene.

§. 68. In Unteritalien und Sicilien. In Unteritalien, von seinen Haupterzeugnissen „Weinland" (Oenotria) und „Rinderland" (Italia) genannt, war die Zahl der griechischen Pflanzstädte so groß, daß die schutz- und zinspflichtigen Bewohner des Binnen-

landes griechisch redeten und daß man das ganze Land Großgriechenland nannte. So viele Schwierigkeiten auch die wilden Einwohner, sowie die seeräuberischen Tyrrhener und die auf fremden Handel höchst eifersüchtigen Karthager den griechischen Colonien verursachten, so gelangten sie doch zu einem Wohlstande, zu einer Cultur und zu einer Seemacht, die den kleinasiatischen Pflanzstädten wenig nachgab. Mit unermüdlichem Fleiße schufen sie künstliche Häfen und verwandelten den unangebauten, oft sumpfigen Boden in blühende Felder und Gärten; doch führte der Reichthum und die leichterworbene Existenz in den meisten Städten eine frühe Erschlaffung und Weichlichkeit herbei. Besonders verloren die achäischen Städte (Sybaris u.a.) bald die Spannkraft des Geistes und Körpers; daher auch ihr Einfluß auf die Bildung des Landes minder bedeutend und nachhaltig war, als bei den dorischen und ionischen Pflanzstädten. Tarentum (Taras), eine lakedämonische Colonie mit einem berühmten Seehafen, ausgebreitetem Handel und großen Reichthümern; die Burg (Akropolis) lag auf einem Felsen; Tarent wurde gegründet nach dem ersten messenischen Kriege (c. 707) von den sogenannten Partheniern, denen man, wie es heißt, in Sparta bürgerliche Rechte verweigerte, weil sie aus Mischehen dorischer Frauen mit Heloten entsprossen seien. Wohlleben, Schwelgereien und Sinnengenüsse entnervten die Bürgerschaft und führten die reiche Stadt frühe dem Untergang entgegen. „Ein eigenthümlich reges Leben herrschte in diesem italischen Athen, das unter seiner Schiffer-, Fischer- und Fabrikantenbevölkerung viel Reiche, aber wenig Vornehme zählte; es ist bezeichnend, daß in dieser Stadt, wo Alles belacht und verlacht ward, die travestirte Tragödie erfunden worden ist." Metapontum (achäisch), Herakleia (tarentinisch) u.a. Sybăris (achäisch), dessen Reichthum die Bürger zu einer sprichwörtlich gewordenen Weichlichkeit, Ueppigkeit und Schwelgerei führte. Nach ihrer Zerstörung (510) durch die abgehärteten, an Einfachheit des Lebens gewöhnten Bewohner von Kroton, wo der von Pythagŏras gestiftete, merkwürdige Bund (§. 88) die Herrschaft hatte, wurde (um d. J. 443) von Athen die Stadt Thurium (Thurii) nahe an derselben Stelle angelegt. Lokri, groß durch die geschriebenen Gesetze des Zaleukos (660), die auf Begründung eines streng sittlichen Wandels, einfacher Lebensweise und moralischer Gesinnung ausgingen. Nachdem Zaleukos, von den in wilden Bürgerkriegen lebenden Bewohnern zum Aesymneten (Dictator) gewählt, das Gemeinwesen billig und weise geordnet und den großen Rath der Geschlechter durch Aufnahme mittlerer Bürger erweitert hatte, schärfte er dem Volke Gottesfurcht, Tugend, Ehrbarkeit und einfache Sitten in eindringlichen Lehren und Vorschriften ein und legte darin den größten Nachdruck auf die Entwickelung eines ehrenhaften Denkens und Handelns. Besonders suchte er dem Luxus zu steuern. Er verbot den Männern, „milesische Kleider" und goldene Ringe zu tragen und ungemischten Wein zu trinken. Die Weiber sollten sich weiß kleiden und nur von einer Sklavin begleitet ausgehen. Rhegion (von gemischter Bevölkerung), Hyĕle oder Elĕa (Velia), eine Colonie der Phokäer, Vaterstadt der Philosophen Parmenides und Zeno, der Gründer der eleatischen Philosophenschule (§. 89); Poseidonia oder Pästum (mit Trümmern dorischer Tempel); Kumä in Campanien, die älteste Pflanzstadt Unteritaliens und Metropole von Neapŏlis (Parthenŏpe) und anderen Töchterstädten am Vesuv, berühmt durch das Orakel der Sibylle. Die Kumäer, die von der fruchtbaren Insel Aenaria (Ischia) auf das Festland hinübergingen und auf einem natürlich festen Hügel hart am Meere sich niederließen, lebten nach den Gesetzen des Charondas und waren die eifrigsten Verbreiter hellenischer Cultur in jener Gegend.

Auf Sicilien: Zankle, gegenüber von Rhegion am rasch strömenden Meeressund, nach der Einwanderung der Messenier (§. 77) Messana (Messina) genannt. Katăna am Fuße des schneebedeckten Feuerberges Aetna in einer fruchtbaren Gegend voll Orangen- und Citronenbäume, voll Feigen- und Olivenhaine, von Joniern aus Chalkis gegründet, berühmt durch die Gesetze des Charondas (c. 640), der gleich Zaleukos auf Reinheit und Sitte des Volksthumes und Stammes, auf Zucht und Bildung der Jugend und auf Erweckung des Gefühls der Pietät zu wirken und durch feste Rechtsbestimmungen jeder richterlichen Willkür entgegenzutreten bemüht war; die von Korinthern ursprünglich auf dem kleinen Eilande Ortygia (735) angelegte, aber im Laufe der Zeit weit über die ansteigende Küste sich ausdehnende und fünf Theile umfassende Pflanzstadt Syrakus mit

zwei vortrefflichen Seehäfen, ausgezeichnet durch Handel, Seemacht und Reichthum; Gela, Geburtsort der Tyrannen Gelon und Hieron; Akrăgas (Agrigent) in einer für Getreide-, Oel-, und Weinbau fruchtbaren Gegend, eine reiche, kunstsinnige und prachtvolle Stadt (Zeus-Tempel), auf einer hohen und breiten Terrasse der Südküste, die um 560 unter die Herrschaft des grausamen Tyrannen Phalăris kam. Selinūs, Segeste, Panormos (Palermo), Himĕra u. a. m. Die Hellenen machten die alten Bewohner der Insel, die Sikeler, an der Küste zu gutshörigen Knechten, die ihnen die Aecker bestellen und die Heerden hüten mußten, aber sie trugen auch die Keime der Bildung und Gesittung weit mehr in das Land hinein.

5. In Afrika, Spanien und Gallien. Kyrĕne in einem quellenreichen, fruchtbaren Hügellande, nahe dem heutigen Tripoli (dorisch). Großer Handel zu Lande (Aegypten, Nubien) und zur See, mit Getreide, Wein, Oel, Südfrüchten, Safran und besonders mit dem als Gewürz beliebten Silphium, verschaffte den Kyrenäern große Reichthümer, wodurch sie zuletzt in Luxus und Schwelgerei geriethen. Geburtsort des Philosophen Aristippos, des Gründers der kyrenäischen Philosophenschule (§. 116). Massalia oder Massilia (Marseille) in Südgallien, von den vor Kyros fliehenden Einwohnern der ionischen Stadt Phokäa gegründet, verwandelte den steinigen Boden in Wein- und Olivengärten und trieb sehr ausgebreiteten Handel. Die Stadt war besonders berühmt wegen ihrer vortrefflichen republikanischen Verfassung und wegen der Häuslichkeit, Sittlichkeit, Mäßigkeit und Bildung ihrer Bewohner. Der Oelbaum war der Stolz der ionischen Bevölkerung im sonnigen Lande der Provence und die Hauptquelle ihres Reichthums. Saguntum in Spanien (von Zakynthos angelegt) war groß durch Handel wie durch Freiheits- und Vaterlandsliebe, die es im Anfang des zweiten punischen Krieges an den Tag legte. Diese und andere griechische Tochterstädte, wie das gleichfalls spanische Emporiä, waren Pflanzschulen der Gesittung, der Cultur und edler Lebensformen für das ganze Abendland.

5. Die epische Poesie (Heldendichtung) der Griechen.

§. 69. Ihre Entstehung. Die älteste Poesie, die man den thrakischen Sängern zuschrieb, war eine religiöse und heilige. Denn alle Poesie hat ihren Ursprung in der Religion. Die von Ahnungen einer höhern Welt, einer über allem Wechsel der Erscheinung beharrenden ewigen Gottesmacht erfüllte Seele fühlt sich gedrungen, ihre Sehnsucht und Empfindungen in Bitten und Lobliedern an die Götter auszusprechen. Als im Laufe der Entwickelung die alten pelasgischen Zustände mit dem frommen Dienste der Naturmächte dem hellenischen Heldenthum und der olympischen Götterwelt erlagen, das ländische Hirten- und Bauernleben durch ein Dasein voll Thatenlust und Waffenehre, voll freudiger Mahle und ritterlicher Lebensgenüsse verdrängt ward, da trat auch jene religiöse, von Priestersängern geübte und gepflegte (subjective) Dichtung zurück und die (objective) epische Poesie, das Eigenthum eines kriegerischen, dem Irdischen zugekehrten Ritterstandes, gewann die Oberhand. Es genügte nicht mehr, sich mit Gebet und Anrufungen an die Götter zu wenden; man besang ihre Thaten, ihre Schicksale und Kämpfe, ihr bewegtes Leben und ging dann von ihnen zu den Helden der Vorzeit, zu den Stammvätern der Rittergeschlechter über, deren Leben und Thun nur als das Abbild der Himmlischen erschien. Hatte dort der Dichter den Inhalt seines Gesanges aus der eigenen Brust genommen, so daß sein Lied der Erguß seiner religiösen Stimmung und Begeisterung war, so wendete sich der epische Dichter der Welt der sinnlichen Erscheinungen zu, nahm seinen Stoff aus der Mythe, Sage und Heldengeschichte und suchte das Vergangene und Ferne den Sinnen der Leser oder Hörer klar und anschaulich vorzuführen und nahe zu rücken. Die Kunst des epischen Dichters besteht also darin, „die Gestalten, die ihm seine Einbildungskraft zeigt, ihr Leben und Handeln mit der vollkommenen Ruhe eines leidenschaftlosen Beschauers zu beschreiben, ohne je seine Person, seine Gemüthsbewegungen und Gefühle einzumischen." Die Heldenzeit eines poetisch begabten Volkes, das die Gestaltungen der erscheinenden Welt klar aufzufassen vermag, ist gewöhnlich von einem ritterlichen Sängerstande begleitet, da der Schwung, der zu

Großthaten führt, meistens auch eine sie feiernde Poesie als ihren Abglanz erzeugt. In den Homerischen Gesängen finden sich manche Spuren von dem Vorhandensein solcher Heldengesänge in dem griechischen Heroenalter vor den dorischen Wanderungen. Fürsten und Helden pflegten die Ton- und Gesangskunst; wandernde Dichter aus bestimmten Familien und Genossenschaften, in denen der technische Theil des Gesanges, Musik und Rhythmus, geübt wurde, verherrlichten mit der Kithăra und mit Gesang die Feste der Könige und Edeln und wurden als Lieblinge und Diener der Musen hoch geehrt; im Liede gefeiert zu werden, betrachteten die Helden als ein beneidenswerthes Glück.

§. 70. **Homēros.** Die Keime der epischen Dichtung nahmen die griechischen Colonisten bei ihrer Uebersiedelung nach Kleinasien aus dem Mutterlande mit, und dort in dem schönen Lande mit dem herrlichen Klima, dem blauen, sonnigen Himmel, unter einer wohlhäbigen, lebensfrohen Bevölkerung gelangte dieselbe zu einer Höhe der Ausbildung und Vollendung, die seitdem nicht wieder erreicht ward. Diese epische Poesie, deren Höhepunkt der Name **Homeros** bezeichnet, der Sage nach ein blinder Sänger, dessen Leben so sehr im Dunkeln liegt, daß sich schon im Alterthum sieben Städte um die Ehre seiner Geburt stritten, nahm ihren Stoff aus dem Sagenkreise, der sich um die Kämpfe vor Ilion und um die Schicksale und Irrfahrten der heimziehenden Helden dreht. Die beiden großen **Epopöen**, die unter Homers Namen gehen, sind die **Ilias** und **Odyssee**. In der ersten Dichtung wird der „Zorn des Achilleus", werden die Kämpfe der Achäer und Troer vor Ilion während 51 oder 53 Tagen im letzten Jahre des Krieges bis zur Leichenfeier Hektors geschildert, in der letztern die Schicksale und Abenteuer des Odysseus und seiner Gefährten auf der zehnjährigen Irrfahrt, und das gleichzeitige Treiben der übermüthigen Freier am Fürstenhofe zu Ithaka. Daß diese Dichtungen in **Jonien**, wo sowohl der Stoff als das Versmaß (**daktylische Hexamēter**) heimisch war, entstanden seien, und daß Homers Geburtsstätte entweder **Chios** oder noch wahrscheinlicher **Smyrna** gewesen, darüber herrscht wenig Meinungsverschiedenheit; dagegen ist man über die Entstehung, Erhaltung und Fortpflanzung der Gedichte verschiedener Ansicht, da zu jener Zeit die Schreibkunst in Griechenland noch unbekannt war und folglich die Aufzeichnung erst später erfolgt sein kann. Während die Einen die Homerischen Gesänge nicht als die Schöpfung eines einzigen großen Dichtergenius ansehen, sondern als die später zusammengefügten und geordneten Erzeugnisse einer ionischen Sängerschule, die Jahrhunderte lang blos mündlich überliefert und von wandernden Sängern (**Rhapsoden**) in einzelnen Theilen auswendig gelernt und vorgetragen worden, bis **Peisistratos** sie habe sammeln und aufzeichnen lassen; können sich die Andern mit dem Gedanken nicht befreunden, daß eine Dichtung, die so sehr das Gepräge der Einheit und Gleichförmigkeit an sich trage, das Werk Vieler sei, und halten entweder den alten Glauben fest, daß Homer der Urheber beider Werke in ihrer jetzigen Gestalt gewesen, oder sie nehmen an, daß die ursprünglich von einem Dichter, Homer, verfaßten Poesien von späteren Sängern, **Rhapsoden** behufs des mündlichen Vortrags getrennt und durch Zusätze erweitert, dann aber wieder durch Peisistratos zu einem Ganzen verbunden worden. — Die Homerischen Gesänge übten nicht nur auf den griechischen Culturgang, sondern auch auf die künstlerische Bildung der ganzen europäischen Menschheit einen großen Einfluß. Sie waren ein unerschöpflicher Quell für Kunst und Poesie; sie wurden nach ihrer Aufzeichnung dem Gedächtnisse der Jugend eingeprägt und als Mittel zur Erweckung des Nationalgefühls, der Vaterlandsliebe, der Religiosität und des Schönheitssinnes benutzt; sie galten dem Griechen als Spiegel seiner ganzen nationalen Eigenthümlichkeit, der Heldenkraft, wie der List und Verschlagenheit. Die Nachwelt feierte sie als den ersten hohen Laut des europäischen Geistes; sie bewunderte in ihnen „die Anschaulichkeit und lebendige Wahrheit, das harmonische Ebenmaß in der heitern Lebensansicht, die größte künstlerische Verstandesklugheit, die mit so kindlicher Einfalt und dieser Fülle der Einbildungskraft nur immer verträglich ist"; sie war entzückt über die harmonische Verbindung von Natur und Kunst. Die Dichtungen Homers haben die ganze Frische der Natur, deren einfache Sprache sie reden, und die Ursprünglichkeit der Volkspoesie, und sind doch zugleich zu wahrer künstlerischer Vollkommenheit gediehen und vom höchsten geistigen und sittlichen Adel durchdrungen. — Die unter dem

c. 950.?

Namen **Froschmauskrieg** (**Batrachomyomachie**) bekannte Parodie der Iliade, ein komisches Heldengedicht, worin die Kämpfe der Mäuse und Frösche auf ähnliche Weise dargestellt werden, wie dort die Kriegsthaten der achäischen und troischen Helden, entstand wahrscheinlich um das J. 500 v. Chr. gleichfalls in Jonien. Auch die dem Homer zugeschriebenen **Hymnen** rühren von späteren Dichtern, **Homeriden** genannt, her. Die größeren enthalten epische Erzählungen einzelner Begebenheiten aus dem Mythenkreise verschiedener Gottheiten nebst Schilderungen ihrer Eigenschaften; die kleineren waren ohne Zweifel einleitende Gesänge (Proömien), welche die Rhapsoden unter musikalischer Begleitung vor dem Beginne der erzählenden Vorträge der Heldensagen absangen, um durch diese Präludien die Aufmerksamkeit zu spannen.

Der Glaube an die Einheit der beiden großen Gedichte wurde zuerst erschüttert von dem scharfsinnigen Philologen Fr. A. **Wolf**, der die Ansicht aufstellte, daß die Homerischen Gesänge nicht von einem einzigen Dichter herrührten, sondern von einer ionischen Sängerschule, deren Haupt und größter Genius, Homer, wie ein mythischer Heros mit seinem Namen die aller übrigen Sänger verschlungen habe, zum Gattungsnamen geworden sei für solche Dichter, welche Sagen und Lieder zu einem Ganzen verbunden hätten, mithin im Allgemeinen einen „harmonischen Zusammenfüger" bezeichne. Die einzelnen Gesänge, die, aus demselben Sagenkreise genommen, in einem und demselben Sinne von gleichgebildeten Dichtern verfaßt, einander fortsetzten und ergänzten, seien erst zur Zeit des Peisistratos gesammelt und zu den zwei großen Werken vereinigt und in noch späterer Zeit durch Einschaltungen und Ausscheidungen in ihre heutige Gestalt gebracht worden. Diese Ansicht machte großes Aufsehen und fand viele Anhänger, aber auch manche Gegner. Diese letzteren machten die Einheit und Gleichförmigkeit in Anlage, Sprache, Versbau und Ton geltend; sie bestritten entweder, daß zu Homers Zeit, die sie möglichst spät setzten, die Schreibkunst noch nicht im Gebrauch gewesen, oder wenn sie die traditionelle Fortpflanzung gelten ließen, suchten sie glaublich zu machen, daß diese bei dem Charakter der Homerischen Dichtung in einem jugendlich kräftigen Geschlechte durchaus nichts Unmögliches oder Unwahrscheinliches habe. Eine dritte vermittelnde Ansicht (von **Nitzsch**) macht Homer zum Verfasser der beiden großen Epen nach einem überlegten Plan, doch so, daß er die **Odyssee** (die mehr eine künstlerische Einheit und Planmäßigkeit beurkunde und dem ganzen darin dargestellten Zustande des öffentlichen Lebens nach um mehr als ein Menschenalter später zu setzen sein möchte, als die Iliade) als eine einheitliche Dichtung auffaßt und nur ganz unbedeutende und gleichgültige Einschaltungen (Interpolationen) gelten läßt, bei der **Ilias** dagegen, in welcher Spuren einer lockern und losen Zusammenfügung zahlreicher und offenbarer seien, die Meinung ausspricht, daß ältere Gedichte zum Grunde gelegen und von Homer zu einem Ganzen verbunden und umgeschaffen worden. Sein Werk sei dann durch Rhapsoden von Neuem zerlegt und einzeln bei großen Volks- und Religionsfesten vorgetragen und erweitert worden, und diese Vorträge habe dann Peisistratos sammeln, aufzeichnen und abermals zu einem Ganzen ordnen lassen. Ihre jetzige Gestalt erhielten die Homerischen Dichtungen erst in der alexandrinischen Periode, besonders durch die Thätigkeit des besonnenen Kritikers **Aristarch**.

Inhalt: Die **Ilias** hebt an mit dem **Zorn des Achilleus**. Neun Jahre waren unter Kämpfen und Raubzügen bereits verflossen und das zehnte, das verhängnißvolle Jahr der Entscheidung angebrochen, als ein Streit zwischen Agamemnon und Achilleus um den Besitz der schönen Briseis eine neue Wendung der Dinge herbeiführt. Gekränkt in seiner Ehre und in seiner Liebe, weilt Achilleus grollend bei seinen Schiffen am Gestade des Meeres und zieht nicht mehr zum Kampfe aus. Mit Thränen klagt er der Mutter sein Leid und diese fleht den Himmelskönig an, er möge die Troer so lange siegreich machen, bis die Achäer ihren Sohn geehrt hätten, und der Gott nickt zum Zeichen der Gewährung mit dem Haupte, daß die ambrosischen Locken wallten und die Höhen des Olympos erbebten. Bald erlangen die von dem strahlenden Hektor geführten Troer die Oberhand; sie bestehen nicht nur die Achäer in offener Feldschlacht, sie drängen sie sogar in das Schiffslager, das durch Graben und Wall befestigt worden war. Verderben drohend steht Hektor am Graben, begierig die Schutzwehr zu durchbrechen. Umsonst bietet jetzt Agamemnon dem zürnenden Peleiden die Hand der Versöhnung, er will ihm die Briseis zurückgeben nebst sieben lesbischen Frauen und herrlichen Schätzen. Aber Achilleus bleibt unbewegt: „Und böt' er mir alle Güter, die das reiche Orchomenos birgt oder das ägyptische Theben, er würde meinen Sinn nicht ändern, ehe er die Schmach mir völlig gebüßt", antwortet er den Abgesandten. Immer drohender wird der Andrang der Feinde; wie tapfer die Achäer die Schutzwehr vertheidigen, Hektor schlägt endlich mit einem großen Felsblock das Thor ein; wie gefällte Eschen sinken die Achäer unter den Streichen der Troer. Schon steht das Schiff des Protesilaos in Flammen und droht die ganze Flotte zu vernichten; Verwirrung und Getöse erfüllt das ganze Lager. Da eilt Patroklos zu Achilleus. „Dich hat nicht Peleus und Thetis gezeugt," ruft er ihm zu, „dich schuf die finstre Meerfluth, dich hochstarrende Felsen, denn starr ist dein Herz und gefühllos." Mit Thränen bittet er, Achilleus möge ihm gestatten, in seiner Rüstung an der Spitze der Myrmidonen auszuziehen, damit die Troer in der Meinung, der

Peleide selbst kämpfe wider sie, von den Schiffen abließen. Achilleus willigt ein, doch sollte Patroklos nur die Feinde über den Graben treiben und dann zurückkehren. Aber in der Hitze des Kampfes verfolgt er die fliehenden Troer bis unter die Mauern der Stadt und wüthet furchtbar, bis er, von Apollon entwaffnet und betäubt, von Hektors Lanze durchbohrt, in den Staub sinkt. Nur mit Mühe wird sein Leichnam ins Lager gerettet, die Waffen und Rüstung erbeutet der Sieger. Unendlich ist der Schmerz des Freundes um den gefallenen Waffenbruder, den milden, freundlichen Held; im stillen Grabeshügel wünscht er neben ihm zu ruhen. Erschrocken vernimmt Thetis in der Tiefe des Meeres den Jammerruf des Sohnes und eilt mit den Schwestern an das troische Gestade. „Dir hat doch Zeus Alles vollendet, um was du gefleht hast", spricht sie zu dem Weinenden. Aber dieser erklärt ihr, daß sein Leben keinen Werth für ihn habe, so lange nicht Hektor von seiner Lanze durchbohrt im Staube liege. Rache ist sein einziger Gedanke. Während die Mutter zu Hephästos eilt, um für den Sohn neue Waffen zu erhalten, zieht sich der Kampf in die Nähe der Schiffe. Da schreit Achilleus dreimal über den Graben hinüber mit seiner ehernen Stimme, daß die Feinde erschrocken fliehen. Gegen den Rath des Polydamas bringen die Troer auf Hektors Geheiß die Nacht bei den Wachtfeuern im freien Felde zu. Als der Morgen anbricht, stürmt Achilleus in der neuen Rüstung und mit dem kunstreichen Schilde zum Lager hinaus, die schwere Lanze von Eschenholz schwingend. Furchtbar wüthet der Entsetzliche im Heere der Troer; er füllt den Skamandros mit Leichen, daß seine Fluthen sich vom Blute röthen. In solcher Noth gebietet Priamos den Wächtern, die Thore den Flüchtigen zu öffnen, aber die Flügel in der Hand zu halten, damit nicht der Peleide mit hereindringe. Hektor bleibt jedoch vor dem Thore, unbewegt durch die Bitten und flehenden Geberden der Eltern auf dem Thurme. Als aber Achilleus herbeikam, die mächtige Eschenlanze auf der Schulter, da erbebte sein Herz und er floh dreimal um die Mauern herum. Zeus fühlte Mitleid mit dem gejagten Helden, denn Hektor hatte ihn stets geehrt mit Opfer und Gebet. Er wägt Beider Loose in der goldenen Wage, aber Hektors Schale neigt sich. Endlich erreicht ihn Achilleus, und nachdem er ihn mit dem Speere durchbohrt, bindet er ihn mit den Füßen an den Wagen fest, daß das schöne Haupt im Staube liegt, und treibt die Pferde jagend nach den Schiffen unter dem Jammergeschrei der Klagenden auf der Mauer. Doch die Götter schützen sein Haupt, daß es unversehrt bleibt. Unbeerdigt sollte Hektors Leiche im Staube verwesen, indeß dem Patroklos eine glänzende Todtenfeier veranstaltet wird, wobei zwölf gefangene Troer als Todtenopfer auf demselben Holzstoß verbrannt werden. Und noch einmal nimmt er Rache an dem Todten, indem er ihn dreimal um den Grabhügel des Freundes schleift. Aber endlich gießen die Himmlischen Mitleid in sein Herz. Als Priamos mit reichen Geschenken im Zelt des Achilleus erscheint und seine Kniee umfassend ihn an den alten Vater daheim erinnert, da erwacht Sehnsucht und Gram in seiner Brust. Thränen und tiefe Wehmuth über alles Erdengeschick lösen den Schmerz, der bisher auf seiner Seele gelastet. Er giebt dem greisen Vater den Sohn, den die Himmlischen bisher vor Entstellung bewahrt, zur Bestattung zurück. Zehn Tage lang betrauerten die Troer ihren Helden mit Klaggesängen, dann verbrannten sie ihn, sammelten die Asche in eine Urne und senkten sie in die Gruft hinab. — Den **Inhalt** der **Odyssee** bilden die Schicksale, Leiden und Unfälle, die Odysseus auf seiner Heimfahrt in dem unheimlichen, wenig bekannten und darum an Schrecknissen und Wundern reich gedachten Westmeere zu erdulden hatte, und die gleichzeitigen Vorgänge auf seiner heimischen Insel Ithaka, wo die lange Abwesenheit des Helden den Glauben an seinen Tod erzeugt und eine Menge junger Männer von Ithaka selbst und den benachbarten Inseln herbeigeführt hatte, die nach der Hand der sittsamen Penelope streben, von dieser aber, welche keine Lust hat, dem geringeren Manne als Gattin zu folgen, unter listigen Anschlägen Jahre lang hingehalten werden. Odysseus selbst erzählt, wie er durch Stürme in das Land der **Kyklopen** getrieben wird, wo ihm der einäugige Polyphem, der Sohn des Poseidon, sechs Gefährten verschlingt, er selbst sich mit den übrigen nur durch List aus der Höhle des Riesen zu retten vermag, nachdem er ihn des Auges beraubt. Deshalb verfolgt ihn der Zorn des Poseidon; aber unter dem Beistande des Windgottes Aeolos, der ihm die ungünstigen Winde gefesselt in einem Schlauche übergibt, gelangt er in die Nähe von Ithaka. Da öffnen die neugierigen Gefährten den Schlauch und bewirken dadurch, daß die Schiffe von Neuem weit nach Westen zu den menschenfressenden Lästrygonen verschlagen werden. Mit einem Schiffe rettet sich Odysseus auf die Insel der Zauberin Kirke, wo er ein Jahr verweilt und in die Unterwelt hinabsteigt, um den Seher Teiresias über die Heimkehr zu befragen. Dieser verkündet ihm, daß vor Allem die Rinder und Schafe des Helios auf der Insel Dreispitzen (Sicilien) geschont werden müßten. Seine List führt ihn glücklich an dem Eilande der **Seirenen** vorbei, jener Meernymphen, welche die Vorbeisegelnden durch zauberischen Gesang anlockten und ins Verderben stürzten, indem er seinen Gefährten die Ohren mit Wachs verklebt, sich selbst aber an einen Mastbaum binden läßt; auch durch die Meerenge entkommt er, wo auf der einen Seite die Skylla Gefahr droht, auf der andern die Charybdis, zwei gefräßige Ungethüme, wovon die erstere ihm sechs Gesellen raubt, wird dann aber von seinen Genossen gezwungen, auf der dreispitzigen Insel zu landen, wo diese des Helios Rinder schlachten und dadurch bewirken, daß das Schiff von einem Blitzstrahl zerschmettert wird und die Frevler alle ertrinken. Odysseus allein rettet sich auf den Trümmern nach der Insel Ogygia zur Nymphe Kalypso, die in Liebe zu ihm entbrennt und ihm die Unsterblichkeit verheißt, wenn er bei ihr bleiben wolle. Aber er kann die Sehnsucht nach der Heimath und den Seinen nicht ersticken. Am Strande sitzend schaut er hinaus in die weite See und wünscht mit Thränen auch nur den Rauch von Ithaka aufsteigen zu sehen. Sieben Jahre verweilt er daselbst; da muß ihn Kalypso auf Zeus' Befehl entlassen, er zimmert sich ein Floß und segelt fort; nach achtzehn Tagen entdeckt es Poseidon und zertrümmert es, worauf Odysseus nackt an die Küste des Phäakenlandes (Kerkyra) geschleudert wird, wo ein glückliches, reiches Volk bei Schmaus, Saitenspiel und Tanz ein stets heiteres, fröhliches Leben führt. Von der Königstochter entdeckt und in das Schloß ihres Vaters geführt, findet er dort eine gastliche Aufnahme und wird, als ihn seine Rührung über die Erzählung des Sängers vom hölzernen Pferd und vom Untergang Troja's beim festlichen Mahle verräth, auf einem windschnellen Schiffe in dunkler Nacht nach Ithaka gebracht, wo er nach zwanzigjähriger Abwesenheit in Bettlergestalt ankommt, und, nachdem er sich im Hause des „göttlichen Sauhirten" Eumäos mit seinem Sohne Telemachos verständigt, sein Haus von den übermüthigen Freiern reinigt, die durch stete Festgelage vom Gut und der Habe des Odysseus zehren, seine Heerden und Habe mindern, dem Telemachos nachstellen und des Nachts mit den Mägden buhlen. Penelope veranstaltet nämlich ein Wettschießen, wobei sie dem Sieger die Hand verspricht; der Bettler nimmt daran Theil, trifft mit dem Bogen, den nur er zu spannen vermag, das Ziel und tödtet dann mit Hülfe seines Sohnes und zweier

alten treuen Hirten die frevelhaften Freier. An einem sichern Wahrzeichen von seiner Gattin erkannt, lebten sie dann noch viele Jahre in der alten Gemeinschaft.

§. 71. Die Kykliker. Hesiodos. Das hohe Interesse, das ganz Griechenland an der Ilias und Odyssee nahm, mußte den Wunsch und Gedanken erwecken, auch den Ausgang dieses vielbesungenen Krieges auf ähnliche Weise behandelt zu sehen, woraus dann wieder das weitere Verlangen erwachte, den Ursprung und die Anfänge des Heldenkampfes von Troja zu vernehmen. So entstanden im Laufe der Jahre mehrere epische Gedichte, die, nach Form und Inhalt mit der Ilias und Odyssee in Beziehung gesetzt, die übrigen Erzählungen aus dem Sagenkreise des Trojanerkrieges in ähnlichem Ton, in gleicher Sprache, Versart und Haltung und oft mit Einschaltung derselben Worte und Ausdrücke behandelten. Die meisten hielten sich so genau an ihre großen Vorbilder, daß die späteren Geschlechter sie dem Homer selbst zuschrieben, als dieser Dichtername bereits zum Collectivbegriff, zum Repräsentanten der epischen Dichtgattung geworden war. Diese Fiction war um so glaubhafter, als die Verfasser wohl meistens Rhapsoden waren, und somit nicht selten die späteren Erzeugnisse neben den echten vortragen mochten. So wurde der trojanische Sagenkreis nach allen Seiten erweitert und ergänzt durch eine Anzahl Dichter, welche sich zwar an Homer anlehnten und alle Andeutungen desselben ausführten, sich also gleichsam im Kreise um denselben schaarten und darum Kykliker genannt werden, die aber, wie aus den wenigen noch erhaltenen Bruchstücken und Angaben hervorgeht, unendlich weit hinter ihrem Vorbild zurückblieben. Von der Art war die „Aethiopis" und die „Zerstörung Ilions" von dem milesischen Dichter Arktinos, und die „Kyprien" des Stasinos von Kypros, ein Epos, in welchem die Ursache des troischen Krieges und sein Verlauf in den ersten neun Jahren bis zum Anfang der Ilias erzählt war. Eben so wurde auch die Rückfahrt der Helden aus dem vorhandenen Sagenkreise poetisch behandelt in den sogenannten „Nosten", die, sich an die Odyssee anlehnend, besonders die Schicksale der Atreiden behandelten und durch Einflechtung zerstreuter Colonialsagen weiter ausführten. Und als der vor- und nachhomerische Sagenkreis erschöpft war, griffen die epischen Dichter zu andern Sagenstoffen, wie zu den thebanischen und herakleischen Mythen, um sie in ähnlicher Form und in demselben Versmaße (Hexameter), das fortan für alle epischen Gedichte üblich ward, in Homers Sinn und Weise erzählend darzustellen, doch so, daß bei ihnen mehr das Thatsächliche, die historische Meldung überwiegend und vorherrschend war. Dagegen kam bald nachher im griechischen Mutterlande die Lehrdichtung auf, die sich der epischen Form anschloß, aber die Poesie nur als Mittel zur Verbreitung von Lehren über göttliche und menschliche Dinge gebrauchte. Als Begründer dieser didaktischen Dichtungsart ist Hesiod anzusehen. — Hesiodos aus Askra am Fuße des Helikon, etwa hundert Jahre nach Homer, war, wie dieser, das Haupt einer Sängerschule in Böotien, daher auch seine Gedichte nicht als das Werk eines Einzigen zu betrachten sein dürften. Er bildet die Uebergangsstufe aus dem ritterlichen Heldenalter zu dem aufstrebenden Bürgerthum, ein Zustand, der sich in seinen beiden großen Dichtungen kund gibt. Die Theogonie, ein episches Lehrgedicht über den Ursprung der Welt und die Entstehung der Götter, gehört noch der Heroenzeit an, während das didaktische Gedicht „Werke und Tage" (Hauslehren) einen bürgerlichen Charakter an sich trägt. Der trockene, belehrende Inhalt und der ruhige Ton der Hesiodischen Gedichte sind von dem Schwunge und der Phantasie der Homerischen Epen eben so fern, als die düstere, trübe Weltanschauung des böotischen Poeten von der Heiterkeit und Lebensfrische des ionischen Sängers. Man kann daraus den Beweis schöpfen, „daß den äolischen Böotiern von dem kräftigen Aufblühen, dem Reichthum, den heitern Genüssen der Stammverwandten in Asien nichts zu Theil geworden war, daß sie vielmehr der Noth des Lebens, mit der sie zu kämpfen hatten, strenge Arbeitsamkeit entgegensetzen mußten und noch zu keinen befriedigenden politischen Zuständen gelangt waren."

Hesiod 850.

Die **Theogonie** ist ein Versuch, die einzelnen durch Tradition überkommenen Göttermythen zu einer Gesammtdarstellung zu vereinigen und das ganze System der griechischen Götterwelt nach ihrem durch die Abstammung bestimmten (genealogischen) Zusammenhange zu ordnen. Die alten (pelasgischen) Naturgottheiten erscheinen darin personificirt und vermenschlicht, und da der

Dichter aus dem bunten Stoffe der Symbolik und Allegorie die verschiedensten Mythen an einander reiht, so sucht man vergebens nach epischer Einheit, wenn schon der Titanenkampf (der jedoch gleich vielen andern Stellen erst durch spätere Einschaltung hinzugekommen sein mag) eine Art von Mittelpunkt zu bilden scheint. Die „**Werke und Tage**" zerfallen in mehrere verschiedenartige Theile; der erste ermuntert im Allgemeinen zu einem thätigen und gerechten Leben; der zweite gibt ökonomische Anweisungen und die 50 letzten Verse enthalten abergläubische Lehren über die glücklichen und unglücklichen Tage des Monats, wobei oft eine düstere, wehmüthige Lebensansicht vorherrscht. „In den Werken und Tagen macht sich eine wackere, biedere, tüchtige, aber beschränkte Lebensansicht geltend. Ein goldenes Schatzkästlein für den verständigen Landmann und Kleinbürger, enthalten sie mancherlei Lehren und Regeln für Landbau, Schifffahrt, das häusliche und bürgerliche Leben, vermittelt durch die eigenen Erfahrungen des Dichters, welcher daher auch kein Bedenken trägt, mit seiner Person hervorzutreten und die reine Gegenständlichkeit Homers vermissen läßt." Ein der Theogonie ähnliches Gedicht des Hesiod, von den griechischen Anfangsworten: „oder wie solche" Eöen genannt, das die Heldenfrauen der alten Hellenischen Welt, die Stammmütter der Heroen besang, ist bis auf wenige Fragmente verloren gegangen. Das noch vorhandene beschreibende Gedicht: **Der Schild des Herakles**, eine Nachbildung der Homerischen Beschreibung des Schildes des Achilleus, wird von Vielen für einen Theil der verlorenen Dichtung „Eöen" gehalten.

6. Hellenisches Wesen.

§. 72. Griechenland bildete nie einen Gesammtstaat, sondern zerfiel in eine Menge unabhängiger Cantone und Stadtgemeinden, unter denen von Zeit zu Zeit der mächtigste, an einen Vorort angelehnte Staatsverband einen überwiegenden Einfluß, eine Vorherrschaft (Hegemonie) übte. So Sparta, Athen, Theben. Aber Sprache, Sitten und religiöse Einrichtungen vereinten alle Stämme zu Einer Nation, die sich, im Gegensatz zu den übrigen mit dem Gesammtnamen **Barbaren** bezeichneten Völkern, **Hellenen** nannte. Hohe Bildungsfähigkeit erhob die Griechen, besonders den ionischen Stamm, auf eine Stufe der Cultur, die seitdem nie wieder ihresgleichen hatte; Freiheitssinn und männliche Thatkraft führte sie zur Gründung vieler unabhängigen republikanischen Gemeinwesen, an die sie sich anfangs mit patriotischer Begeisterung anschlossen und die sie mit ihrem Herzblut vertheidigten, bis Parteiwuth die edleren Gefühle erstickte; Regsamkeit und Fleiß erzeugte allgemeinen Wohlstand, und ein schönes Land unter einem heitern Himmel, mit einem gesunden, glücklichen Klima, schuf Lebensfreude und einen frohen Sinn. Einfachheit bewirkte, daß man wenig bedurfte; Genügsamkeit mit dem, was der fruchtbare Boden und das günstig gelegene Land ohne große Anstrengung gewährten, vertrieb die Sorgen und Kümmernisse des Daseins und erlaubte Jedem, die aus Poesie, Kunst und Wissenschaft fließenden geistigen Genüsse in sich aufzunehmen. Einem so herrlich begabten, auch durch körperliche Schönheit und Wohlgestalt bevorzugten Volke gegenüber mußten alle Ausländer als roh und barbarisch erscheinen. Da sie nichthellenische Bestandtheile nie als gleichberechtigt in das Innere ihres Staatslebens zuließen, so behielten sie stets ihre nationale Kraft und Eigenthümlichkeit.

§. 73. Doch gab es einige mit der Religion zusammenhängende Einrichtungen und Anstalten, welche allen hellenischen Stämmen gemeinsam waren. Dazu gehört in erster Linie der an den Tempel von Delphi geknüpfte **Amphiktyonen-Bund** oder Tempelverein, ein Bundes-Schiedsgericht, zu dem zwölf griechische Staaten Abgeordnete schickten und dessen Zweck war, das Nationalheiligthum in Delphi zu schützen und den verheerenden Wirkungen des Kriegs unter den hellenischen Bruderstämmen zu

steuern; sodann das **Delphische Orakel**, das allmählich die andern ähnlichen Anstalten verdunkelte und verdrängte. Bei allen wichtigen Unternehmungen wurde der delphische Apollon um Rath gefragt, worauf eine in Begeisterung gesetzte Priesterin, Pythia, von ihrem goldenen Dreifuß herab in dunkeln und nicht selten zweideutigen und räthselhaften Aussprüchen Antwort ertheilte. Ein drittes, alle griechischen Staaten und Stämme umschlingendes Band waren die großen **Nationalfeste** mit Opfern, mit gymnastischen Spielen und mit Wettkämpfen in Tonkunst, Dichtungen und Chorreigen, welche zu bestimmten Festzeiten zu Ehren des Zeus, des Apollon, des Poseidon in der Ebene von Olympia, im Heiligthum des pythischen Apollon, zu Nemea und auf dem meerumrauschten Isthmos gefeiert wurden. Die ältesten und berühmtesten darunter waren die **olympischen Spiele**, die alle vier Jahre in einer Ebene am Alpheios in Elis veranstaltet wurden und während deren Dauer im heiligen Monat zur Sommerzeit ein allgemeiner Gottesfriede waltete. Sie bestanden besonders in Wettlauf, Faustkampf, Ringen, Werfen mit dem Diskos (Wurfscheibe) und Speer und in Wagenrennen, und der Kranz aus Oelzweigen, der dem Sieger gereicht wurde, galt für eine beneidenswerthe Ehre, die nicht blos den Empfänger, sondern auch sein ganzes Geschlecht und seine Vaterstadt verherrlichte. In festlichem Zuge wurde der heimkehrende Sieger eingeholt und unter Preisgesängen, die von den angesehensten Dichtern, wie Pindar und Simonides (§. 85) verfaßt waren, in den Tempel des stadtschirmenden Gottes geführt, wo das frohe Ereigniß mit einem Dankopfer und Freudenmahl gefeiert ward. Auch mit den Werken von Künstlern, Dichtern und Schriftstellern befaßte man sich bei diesen Nationalfesten. Soll ja nach einer verbreiteten Sage Herodot, der Vater der Geschichte, einzelne Theile seines Werks bei einer großen Opferfeier vorgelesen und dadurch den größten aller Geschichtschreiber, Thukydides, zur
Erbaut zw. 550–450. Nacheiferung angeregt haben. Der Tempel des olympischen Zeus und die colossale, mit Gold und Elfenbein belegte Statue dieses Götterkönigs
Zeusst. errichtet zw. 437–32. in sitzender Stellung von dem Athener Pheidias gehörten zu den schönsten Werken griechischer Kunst. „In seinem Haupte wußte er Macht und Gnade, Hoheit und Milde zu vereinigen; die Locken waren die des Homerischen Zeus, deren Bewegung den Olymp erzittern machte.“ — Die Religion, die Pflegerin jeder höhern Regung im Menschen, kam dem Gefühl der Humanität fördernd entgegen und milderte noch durch andere heilige Einrichtungen und Satzungen die Strenge der griechischen Rechtsanschauung, wonach nur der Bürger desselben Staates des Schutzes der Gesetze theilhaftig wurde und ewige Verbannung der Todesstrafe gleichgestellt war. So umschlang das geheiligte Band der **Gastfreundschaft** Staaten, Geschlechter und Einzelne; so schützte die fromme Scheu den Schutzflehenden, wenn ihn schwere Blutschuld drückte, so galt der Herold für heilig und unverletzlich und fand selbst im heißesten Kampfe Achtung, so hemmten heilige Institute die entfesselte Gewalt der Blutrache. Aus diesen und ähnlichen auf Sitte, Herkommen und Ueberlieferung beruhenden und unter den Schutz der Religion gestellten Einrichtungen und Satzungen entwickelte sich mit der Zeit ein Hellenisches Völkerrecht.

Der Ort, wo die **olympischen Spiele** gefeiert wurden, war eine Thalebene mit dem heiligen **Hain Altis**. Das 600 Fuß lange **Stadion**, das Herakles mit seinem Fuße abgemessen haben

sollte, diente zum Wettlauf, der Hippodromos zum Wagenrennen mit dem Viergespann, eine Mehrung der Spiele, die man später auf Pelops zurückführte. Elis wurde als heiliger Staat betrachtet, dessen Bewohner Priesterrechte hatten und von allem Ungemach des Kriegs verschont blieben (vgl. §. 53. 3). Während der Festspiele ruhten zur Kriegszeit die Waffen. Der Ursprung der olympischen Festspiele verliert sich ins graue Alterthum. Anfangs nur auf die Umgebung von Pisa am Alpheios beschränkt, wurde seit dem Vertrag des Lykurgos mit Iphitos von Elis die Opfer- und Festgemeinschaft auch auf die Lakedämonier ausgedehnt, bis im Laufe der Zeit alle griechischen Stämme und Staaten in dieselbe eintraten. Mit dem Siege des Koröbos 776 v. Chr. begann die regelmäßige Aufzeichnung der Sieger, daher in der Folge, als man um das Jahr 300 v. Chr. die Zeit nach Olympiaden zu berechnen anfing, jenes Jahr als Anfangspunkt dieser Zeitrechnung gesetzt wurde. — **Delphi** bildete einen Priesterstaat ähnlich den orientalischen. Fünf gewählte Hauptpriester, aus alten edlen Geschlechtern entsprossen, leiteten den Cultus und eine Anzahl Tempelbeamten die übrigen Geschäfte. Der Tempel besaß ein großes, durch Zinsbauern und Sklaven bebautes Gebiet; Weihgeschenke und Opfergaben brachten Reichthum, und der Zudrang orakelsuchender Fremden machte Delphi zum Mittelpunkt des Verkehrs und zu einem besuchten Markt. Kein Wunder, daß die Priester übermüthig und schwelgerisch wurden. Der große Tempel mit der Orakelstätte stand in einem mit einer Mauer umgebenen Hofraume, innerhalb desselben um jenen herum mehrere kleine Tempel und die Schatzhäuser der einzelnen Staaten mit den Weihgeschenken und vielen Statuen. Im Innersten des Tempels prangte die goldene Bildsäule Apollons, hinter welcher in einer kleinen Vertiefung sich die Höhle oder der Erdschlund befand, aus dem eine aufregende, in einen Zustand von Begeisterung setzende kalte Gasart emporstieg. Das Institut des Orakel gebenden Apollon in Delphi, das durch seine Aussprüche und Rathschläge alle wichtigen Unternehmungen leitete, war die heilige Gottesgewalt, die priesterliche Theokratie, welche in die Entwickelung des hellenischen Volkslebens mächtig eingriff. Sie bändigte die wilde Gewalt durch die Macht der Humanität, indem sie Menschenopfer, Faust- und Fehderecht, Blutrache und andere rohe Sitten hemmte, den Ackerbau und die milden Künste des Friedens förderte, Bürgerzwist schlichtete, Colonien leitete und das Band der Religion und Sittlichkeit um alle Handlungen des öffentlichen Lebens schlang. — **Die delphische Amphiktyonie** war nur eine umfassendere Art von Städte- oder Staatenbund, wie deren in Griechenland mehrere bestanden und gewöhnlich zwölf Städtegebiete umfaßten, so die ionische, achäische u. a. Oft hatte bei solchen Städtebündnissen ein mächtiges Glied die Vorherrschaft (**Hegemonie**) und war mit der Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten und mit der Führung der Kriege betraut; doch war dieses Verhältniß meistens ein gewaltthätiges. Bei der delphischen Amphiktyonie fanden jährlich zwei Versammlungen statt, im Frühling zu Delphi, im Herbste in den Thermopylen. Der wahre Zweck des Bundes ergibt sich aus dem Eide bei Aeschines: „keine der amphiktyonischen Städte je von Grund aus zu vertilgen; keiner jemals das Wasser abzuschneiden; und das Heiligthum des Delphischen Gottes, an welches der Bund sich knüpfte, aus allen Kräften zu beschützen", also ein „Gottesfriedensbund", welcher nothdürftigen Satzungen des allgemeinen Völkerrechts Obhut verlieh. Messen, Zusammenlauf des Volks und für die Frühlingsversammlung die pythischen Spiele belebten das nationale religiöse Fest.

§. 74. Die ältesten Staatsformen in Griechenland. Anfangs regierten in allen griechischen Staaten Könige mit patriarchalischer Gewalt, die als oberste Richter das Recht fanden, die streitbare Mannschaft im Kriege anführten und im Namen des Volkes den Göttern Opfer darbrachten und Feste feierten. Ihre Macht, deren Ursprung sie von den Göttern herleiteten, hatte eine durch Recht und Sitte bestimmte Begrenzung. „Wie der Götterfürst Zeus selbst dem Rathe des Schicksals, so sind auch die Könige der Idee des Rechten unterthan, die bei den Göttern wohnt, deren Kenntniß sich aber ihrer Verwandtschaft mit diesen zufolge auf sie vererbt hat." Obwohl das Königthum erblich war, galten doch gewisse Vorzüge, als persönliche Kraft, Weisheit, hohe und schöne Gestalt für nothwendige Eigenschaften der Fürsten, „der Trefflichsten im Volke". Ihr Einkommen bestand in Ehrengeschenken und im Ertrag eines ihnen zustehenden öffentlichen Grundstücks, ihre Macht in ihrem größern Werth und Ansehen und der ihnen gezollten Verehrung. Sie standen an der Spitze der edeln Geschlechter, die ihren Rath bildeten und gleich den Königen sowohl durch Geburt und

Reichthum, als durch Kriegsmuth und ritterliche Waffenübungen ausgezeichnet waren. Als sich mit der Zeit dieses auf Ehrfurcht und Pietät gegründete Verhältniß zwischen dem König und den Adelsgeschlechtern lockerte, suchte der bevorrechtete Herrenstand die Fürstengewalt immer mehr zu schwächen und seine eigene Macht auf Kosten der königlichen zu mehren, bis er so sehr erstarkt war, daß er zur gänzlichen Beseitigung des Königthums und zur Begründung einer republikanischen Aristokratenherrschaft schreiten konnte. Nunmehr traten die fürstlichen Geschlechter, denen die Könige angehört hatten, in eine Reihe mit dem Kriegsadel und dem Priesteradel, wenn sie gleich noch einige Zeit ein höheres Ansehen behaupteten (wie die Kodriden und Alkmäoniden in Athen, die Bakchiaden in Korinth u. a.). Nur die Priesterwürde blieb noch länger in dem Alleinbesitz gewisser Familien, theils weil das Religionswesen, auf der Sitte und dem Herkommen beruhend, weniger der Wandelbarkeit unterworfen ist, als die weltlichen Einrichtungen und Rechte des bürgerlichen Lebens; theils weil einzelnen Geschlechtern gewisse Künste, Kenntnisse und Verrichtungen eigenthümlich waren, wie den athenischen Eumolpiden (§. 60) die Sehergabe und die Kunde der eleusinischen Mysterien, den Asklepiaden in Epidauros und Kos die Heilkunde u. dgl. m. — Dieser auf der Geburt beruhende Herrenstand hatte Grundbesitz mit zinsbaren Bauern; er diente im Heer als Ritter oder Reisige, er übte sich in den Wettkämpfen und gymnastischen Spielen, er versah die bürgerlichen Aemter und die Opferdienste der Götter auf eigene Kosten als Ehrenrechte seines Standes. Im Alleinbesitz der Bildung, Gesetzeskunde und Waffenübung fiel es ihm nicht schwer, das an die Arbeit gewiesene und mit Geringschätzung behandelte Volk (Demos), die Bauern, Gewerbleute und Schiffer, von allem Antheil am Staatswesen auszuschließen. Erst als der zunehmende Handel und die Industrie unter dem Volke Wohlstand und Bildung verbreitete, als die Eintracht und Standesgleichheit unter den Adelsgeschlechtern schwand, und diese das eigene Sonderinteresse über Gesetze und Herkommen stellten und den Vortheil des Standes höher achteten, als das Gemeinwohl, und als die Beispiele der Pflanzstädte, die unter ihrer bürgerlichen Rechtsgleichheit herrlich aufblühten, auf die Mutterstaaten zurückwirkten, da wurde allmählich die Macht des Herrenstandes gebrochen. So mußte die Freiheit viele Leiden und Prüfungen bestehen, „bis sie sich von mannichfaltigen Schlacken läuterte, Gesetz, Verfassung und Sitten an Gleichmaß, Zucht und Ordnung gewöhnte." — Einsassen oder Schutzbürger ohne politische Rechte, Unfreie (Hörige) und Sklaven aus der Fremde fanden sich in allen griechischen Städten. Ihnen waren alle Handarbeiten zum bloßen Nutzen überlassen, so wie der Kleinhandel und alle zum Erwerb und Lebensunterhalt betriebenen und mit dem Makel der „Banausie" belegten Geschäfte, während sich die freigebornen Hellenen nur mit dem Kunstartigen und dem Großhandel befaßten.

7. Lykurgs Gesetzgebung und die messenischen Kriege.

§. 75. Durch die Wanderung und unter den neuen Verhältnissen waren die alten einfachen Sitten der Dorier allmählich ausgeartet; ein unkriegerischer Geist drohte einzukehren, der Nationalhaß zwischen den Siegern und den überwundenen Stämmen störte das friedliche Zusammenleben, Unordnung verwirrte die Staaten. Dies brachte einen patriotischen Spartaner aus königlichem Geblüte, **Lykurgos**, dessen Vater während des Bürgerkriegs auf offener Straße durch einen Messerstich gefallen war, zu dem Vorsatze, durch Wiederherstellung und feste Begründung der altdorischen Satzungen seiner Vaterstadt die innere Ruhe und zugleich das Uebergewicht über die andern Staaten zu verschaffen. Er begab sich daher nach der durch gute Gesetze ausgezeichneten Insel Kreta, wo dorische Einwohner mit den ursprünglichen Sitten und Einrichtungen lebten, machte sich mit den dortigen Zuständen bekannt und gab dann nach seiner Rückkehr den Spartanern die merkwürdige Verfassung, deren Grundzüge sich in der

884 nach der Berechnung d. Alexandriner.

ganzen Staats- und Lebensordnung erkennen lassen, wenn gleich auch solche Einrichtungen, Sitten und Gesetze, die sich erst im Laufe der Jahre entwickelt haben, von der Pietät der nachgebornen Geschlechter auf den gefeierten Gesetzgeber zurückgeführt worden sein mögen.

1. Staatseinrichtung. Die Staatsgewalt befand sich in den Händen der Dorier, die ohne weitere Beschäftigung blos den Waffenübungen oblagen, Kriege führten und den Staat regierten. In Stämme (Phylen) und Geschlechtsverbände (Oben) getheilt, wählten sie in Volksversammlungen den **Rath der Alten** (Gerusia), dem die Regierung und die Rechtspflege zustand, und die fünf jährlichen **Ephoren**, die anfangs nur Gauvögte, Gemeindevorsteher und Richter in bürgerlichen Sachen waren, später aber, nachdem sie mit einer staatsrichterlichen Aufsichtsgewalt über Bürgersitte, öffentliche Erziehung und Amtsführung der Behörden, auch sogar der Geronten (Rathsherren) ausgerüstet worden, alle Macht an sich rissen und selbst die Könige zu Rechenschaft zogen. Der Rath der Alten bestand aus 28 auf Lebenszeit gewählten und den Geschlechtern der Edlen angehörenden Greisen von mindestens sechzig Jahren; den Vorsitz darin führten die **zwei spartanischen Könige**, welche die oberpriesterliche und oberrichterliche Function mit dem Heerführeramt verbanden, dem Stamm der Herakliden angehören mußten und demnach ihre Würde als Erbtheil ihrer Geburt besaßen. Die Könige hatten zu Hause weniger Macht als Ehre, im Kriege dagegen waren sie stets Anführer und geboten unumschränkt. Die Volksversammlung, aus allen über dreißig Jahre zählenden Vollbürgern bestehend, hatte das Recht, die Vorschläge der Könige und des Raths ohne Discussion zu genehmigen oder zu verwerfen. Aus der Doppelzahl der Könige wollte man schließen, daß ursprünglich die alten achäischen Einwohner sich mit den eingewanderten Doriern zu einer Staatsgemeinschaft und Regierungstheilung vereinigt hätten. Die ganze Verfassung war auf Gütergleichheit gegründet. Zu dem Behuf wurde im Lauf der Jahre alles Land von Lakonien so vertheilt, daß die 9000 spartanischen Familien eben so viele eigene, untheilbare und nach dem Rechte der Erstgeburt vererbliche Güter oder Gehöfte besaßen und die 30,000 Periökenfamilien gleichfalls mit eigenen Gütern von kleinerem Umfang versehen wurden, indeß die Heloten kein Eigenland hatten, sondern als leibeigene Knechte und Tagelöhner die Felder der grundadeligen Dorier bebauten und einen bestimmten Theil von dem Ertrag in Getreide, Wein, Oel u. dgl. an den Grundherrn ablieferten. Auch mußten sie in der Stadt die Dienste und Arbeiten verrichten, die der dorische Edelmann unter seiner Würde hielt. Wilden und trotzigen Sinnes, trugen die Heloten das Joch der Knechtschaft, den Verlust der Freiheit und Ehre und aller staatsbürgerlichen, ja menschlichen Rechte mit großem Widerstreben und waren stets zu Kampf und Empörung gegen ihre Dränger und zum Anschluß an deren Feinde bereit. Deshalb war es auch der spartanischen Jugend gestattet, behufs der Uebung in der Kriegslist und Gewandtheit und zur Sicherheit des Landes einzelne Heloten zu ermorden (Krypteia), damit ihre Ueberzahl den spartanischen Vollbürgern nicht gefährlich würde. Alljährlich nämlich wurde von den Ephoren eine Anzahl junger Spartaner in die verschiedenen Theile des Landes geschickt, um die Gegend zu durchstreifen und alle Verdächtigen meuchlings mit Dolchen niederzustoßen; in bedenklichen Zeitlagen wurden auch wohl die Verwegensten und Unternehmendsten heimlich aus dem Wege geschafft. Im Krieg dienten sie gewöhnlich als Leichtbewaffnete und Schanzknechte und auf der Flotte

als Seesoldaten und Ruderer. Die Heloten waren Sklaven des Gemeinwesens, nicht des einzelnen Bürgers, daher durfte sie der Gutsherr weder tödten, noch verkaufen oder freilassen. Nur der Regierung stand es zu, ihre Lage zu ändern und ihnen für geleistete Dienste die Freiheit und staatsbürgerliche Rechte in beschränkter Ausdehnung zu gewähren.

§. 76. 2. Lebensordnung. Damit der Dorier die Rechte, welche ihm seine Geburt verlieh, auch durch körperliche und geistige Vorzüge zu behaupten vermöge, nahm der Staat die Erziehung der Jugend ganz in die Hand. Schwache, gebrechliche oder fehlerhaft gebildete Kinder wurden, wie berichtet wird, gleich nach ihrer Geburt in einer Schlucht des Taygetos ausgesetzt, d. h. wohl unter die Periöken verstoßen, gesunde nach zurückgelegtem sechsten Jahre aus dem elterlichen Hause entfernt und in öffentlichen Anstalten erzogen. Diese mit strenger Zucht verbundene Erziehung war neben dem Erlernen der Gesetze und kräftiger Sittensprüche besonders auf körperliche Abhärtung und Erzeugung physischer Gesundheit und Kraft gerichtet, daher die der Leitung und Aufsicht von Erziehungswächtern unterstellten gymnastischen Uebungen in den Turnanstalten (Palästren) und die Waffenübungen unter freiem Himmel auf den rauhen Abhängen des Taygetos den wichtigsten Zweig derselben ausmachten. Doch wurde auch der Verstand gebildet, wie denn die List und Verschlagenheit der Spartaner und der treffende Witz ihrer Antworten nicht minder berühmt waren, als die kernhafte sinnvolle Kürze ihrer Rede, die man daher mit dem Worte lakonisch bezeichnete. Nur Gemüth und Phantasie fanden wenig Anregung, Wissenschaft und Redekunst wurden in Sparta weder geschätzt, noch gepflegt; eben so wenig die epische und dramatische Poesie, welche letztere sich nicht über den Kreis niedriger Volksbelustigung erhob. Die dorische Kunst zeichnete sich nur durch Kraft und ernste Harmonie, nicht, wie die ionische, durch Schönheit und Grazie aus. Die lyrische Dichtung, verbunden mit Gesang, Musik und Chorreigen, die einzige sorgfältig geübte Kunstrichtung des spartanischen Volkes, trug den einfachen ernsten Charakter des Stammes und diente besonders zur Erweckung und Belebung der Vaterlandsliebe, der Kampflust, des Nationalgefühls und zur Erzeugung einer harmonischen Seelenstimmung und männlichen Gesinnung. Sie beschränkte sich daher fast ausschließlich auf religiöse Lieder (Hymnen), auf Schlachtgesänge und auf Spruchgedichte (Gnomen). Der enge Anschluß der Knaben und Jünglinge an erfahrene und gereifte Männer galt als ein Hauptmittel der Erziehung zur Trefflichkeit. Die gegenseitige Liebe sollte veredelnd und bildend wirken; der Mißbrauch dieses Verhältnisses wurde mit Ehrlosigkeit und Verachtung bestraft. Auf ähnliche Weise war die Erziehung der Mädchen eingerichtet. Ihre Uebungsplätze waren wohl von denen der Knaben getrennt, aber es gab öffentliche Wettkämpfe und Spiele, wobei sie einander zusahen, und der Beifall oder Spott war kein geringer Sporn. Wurde schon durch die öffentliche Erziehung der Knaben das Familienleben gelockert und geschwächt, so geschah dies noch mehr durch die Absonderung der erwachsenen männlichen Bevölkerung im täglichen Leben. Alle dorischen Männer nämlich waren in Zeltgenossenschaften mit gemeinschaftlichen Mahlzeiten (Syssitien) verbunden, so daß gewöhnlich fünfzehn Tischgenossen durch freie Wahl und gegenseitige Neigung vereinigt an einer Tafel saßen. Die

Frauen aßen daheim; Knaben und Jünglinge in ihren besondern Abtheilungen. Dadurch wurde die männliche Bevölkerung gleichsam unter die beständige Aufsicht der Gesammtheit gestellt. Die Stellung der Frauen war eine freiere und höhere als im übrigen Griechenland, und das Verhältniß der Männer zu ihnen trug einen Anstrich von Ritterlichkeit. Die Braut wurde aus dem elterlichen Hause entführt. Dabei waren die spartanischen Frauen nicht minder wegen ihrer ehelichen Treue und bürgerlichen und häuslichen Tugenden, als wegen ihrer Stärke und Schönheit berühmt. Die gemeinschaftlichen „Männermahle" (Andreia) waren höchst einfach und mäßig und wurden von den Beiträgen der Theilnehmer bestritten. Nur die Kosten des königlichen Tisches trug der Staat. Die sogenannte schwarze Blutsuppe nebst Gerstenbrod und einem Becher Weins machten den Hauptbestandtheil aus; zum Nachtisch gab es Käse, Feigen, Oliven. Luxus und Verweichlichung sollten auf alle Weise vermieden werden, weshalb auch die Häuser ganz roh und ohne alle Bequemlichkeit waren, indem nur die Axt und die Säge bei deren Bau angewendet werden durften. Darum war auch alles von edlen Metallen geprägte Geld aus dem gewöhnlichen Verkehr verbannt, damit Niemand die Mittel hätte, sich unnöthige Genüsse zu verschaffen; Austausch von Waaren und zur Ausgleichung roh ausgeprägtes Eisengeld vermittelten den Verkehr des täglichen Lebens; und damit Niemand andere Lebensgenüsse kennen lerne und sich daran gewöhne, war den Spartanern alles zwecklose Reisen in andere Staaten, und Fremden, welche die alten Sitten verderben könnten, jede Ansiedlung, ja jeder längere Aufenthalt in Sparta untersagt. Jagd und Waffenübungen waren die Hauptbeschäftigungen des erwachsenen Spartaners; die Bebauung des Bodens blieb den Heloten überlassen, Handel und Gewerbe fielen den Periöken anheim. Das ganze Leben des Spartaners war auf den Krieg bezogen. In der Stadt lebte er wie im Lager und die Kriegszeit war seine Fest- und Freudenzeit. In Purpurmäntel gekleidet und mit langen Haaren und starkem Bart zogen die Spartaner unter Flötenton und Saitenspiel ins Feld, und vor der Schlacht schmückten sie sich wie zu einem Freudenfeste. Das alte verschlungene Holzbild der Dioskuren, der Schutzgötter des Landes, wurde der Kriegsmannschaft vorangetragen als Vorbild tapfern Kampfes wie treuer Waffengenossenschaft. Die Stärke des Heeres beruhte auf dem schwergerüsteten Fußvolk (H o p l i t e n), das aus L o c h e n und M o r e n mit vielen Unterabtheilungen und vollkommener Gliederung bestand und daher unter der Leitung der zahlreichen kriegsgeübten Schaaren- und Rotten-Führer, die den einzelnen Abtheilungen vorstanden, ohne Verwirrung mannichfache Schwenkungen und Bewegungen vornehmen konnte. Die Tischgenossen standen in der Schlacht beisammen, als gute Kameraden im Leben wie im Tode verbunden. In Reih und Glied wich und wankte der Spartaner nicht; er siegte oder fiel auf seinem Platze, den Feigen traf die öffentliche Verachtung. Strenger Gehorsam und Subordination des Jüngern unter den Aeltern war die Seele der kriegerischen Erziehung und Einrichtung in Sparta, das ein wahrer Ehrentempel des Alters war.

§. 77. Nachdem diese Satzungen, Aussprüche (R h e t r a) genannt, von dem delphischen Orakel, das als Stammheiligthum zu allen Zeiten einen entscheidenden Einfluß auf die innern Angelegenheiten der Dorier übte, bestätigt worden, ließ Lykurg die Spartaner schwören, nichts daran zu ändern, bis er wieder von der

Reise, die er vorhabe, zurückkäme. Darauf soll er nach Kreta gegangen und dort gestorben sein. Das dankbare Vaterland aber errichtete dem großen Gesetzgeber einen Tempel und ordnete ihm einen Heroencult an, welcher der Leitung seines Geschlechtes anvertraut war. Bald zeigten sich die Folgen der lykurgischen Gesetzgebung. In Kurzem erlangte der kleine, arme Staat die Vorherrschaft (Hegemonie) über den Peloponnes und über ganz Griechenland, nachdem er zuvor den verwandten Nachbarstaat Messenien, dessen fruchtbares und mildes Gebirgs- und Küstenland im langen Frieden durch Ackerbau und Handel aufgeblüht war, in den durch Sage und Poesie verherrlichten **messenischen Kriegen** sich unterworfen hatte. Privatkämpfe, hervorgerufen und unterstützt durch die Streit- und Eroberungslust der Spartaner, gaben die nächste Veranlassung.

Erster messen. Krieg 730–710. (Nach Clinton 743–23.)

Schon im ersten Kriege wurden die Messenier zinspflichtig gemacht, als ihre feste Burg Ithome gefallen war und ihr Held **Aristodemos** sich verzweiflungsvoll auf dem Grabe seiner Tochter, die er fruchtlos dem Opfertod geweiht, erstochen hatte. Sie versprachen als Zinsbauern die Hälfte des jährlichen Ertrags abzuliefern und den Tod eines lakonischen Königs oder Oberbeamten als Landesunglück zu betrauern. „Wie Esel von schwerer Last gedrückt, entrichteten sie den Herren unter hartem Zwang von aller Feldfrucht die Hälfte und es betrauerten Männer und Frauen die heimgegangenen Gebieter", heißt es in einer alten Elegie. Doch wanderten viele aus, ein freies Leben in der Fremde der heimischen Knechtschaft vorziehend. Sie gründeten Rhegion in Unteritalien zu derselben Zeit, da die spartanischen Parthenier Tarent anlegten (§. 68. 4).

Zweiter messen. Krieg zw. 670 u. 630. (Nach Clinton 685–68.)

In dem zweiten Kriege erlangten die über die Härte und den Hohn der Spartaner empörten und von den im Nachbarlande weilenden Flüchtigen zur Rache angefeuerten Messenier durch die Heldenthaten des tapfern und schlauen **Aristomenes** anfangs einige Vortheile, so daß die Spartaner muthlos und niedergeschlagen Friede begehrten. Aus dieser kleinmüthigen Stimmung wurden sie befreit durch den Dichter **Tyrtäos** aus dem attischen Orte Aphidnä, den ihnen, wie erzählt wird, die Athener aus Spott zu Hülfe schickten. Dieser entzündete mit seinen „Schlachtliedern" und „mahnenden Kriegs-Elegien" an dem ruhmvollen Beispiele der Ahnen den sinkenden Nationalstolz, das schlummernde Ehrgefühl und die männliche Kampflust und weckte zugleich in seiner „Gesetzesordnung" (Eunomia) Zucht und Ehrfurcht vor den altdorischen Satzungen und Obrigkeiten. Durch diese Gesänge ermuthigt, brachen die Spartaner im erneuerten Kampfe durch Tapferkeit und List am großen Graben die Macht der Feinde dergestalt, daß sie von nun an die offene Feldschlacht mieden und sich auf den kleinen Krieg in den Gebirgen und hinter den festen Burgen beschränkten. Aristomenes wurde von den Spartanern gefangen und in den Abgrund geworfen, aber nach der historischen Ueberlieferung durch einen Adler und Fuchs wunderbar gerettet. Trotz der ritterlichen Thaten des gefeierten Helden trugen indessen die Spartaner dennoch den Sieg davon, nachdem die für unüberwindlich gehaltene messenische Bergfeste Eira (Ira) gefallen war. Ein großer Theil der Messenier wanderte aus und ließ sich in der alten Pflanzstadt Zankle auf Sicilien nieder, die in der Folge von ihnen den Namen Messana erhielt; Aristomenes und seine Getreuen fanden Aufnahme bei den Arkadiern, die Zurückbleibenden wurden zu dem traurigen Schicksale der Heloten

verdammt. Aristomenes soll sich mit einer kleinen Schaar Getreuer nach Rhodos begeben haben und dort gestorben sein. Noch jetzt sind auf der Höhe von Eira einige Mauerreste sichtbar. Seitdem bestand zwischen beiden stammverwandten Völkern ein tödtlicher Haß, der sich noch mehrmals in Aufständen, Bürgerkriegen und Auswanderungen kund gab, wodurch aber das Joch der Knechtschaft immer schwerer aufgedrückt wurde. Auch die Arkadier, die sich lange der Angriffe der Spartaner zu erwehren gesucht, wurden endlich (um das Jahr 600) zur Unterwerfung und Anerkennung der spartanischen Vorherrschaft gebracht. Die Tegeaten, die tapfersten unter den Arkadiern, hatten fortan den Ehrenplatz auf dem äußersten linken Flügel in der dorischen Schlachtordnung. — Argos, der Königssitz der alten Achäerfürsten und das Erbtheil des ältesten Stammes der Herakliden, das im 8. Jahrh. (?) König Pheidon I. durch Erwerbung von Korinth und andern Gebieten zum Haupt eines Staatenbundes gemacht und ihm durch Aufstellung fester Maaße, Gewichte und Münzen (äginetisches Münzsystem) eine geordnete Unterlage verliehen hatte, mußte sein Anrecht auf die Hegemonie über den Peloponnes an die jüngere Linie abgeben, nachdem es durch die Heldenthat des Spartaners Othryädes die lange bestrittene Landschaft 546. Kynuria mit der Stadt Thyria verloren und von König Kleomenes bei 524. Tirhns eine schwere Niederlage erlitten hatte. Neidisch auf den Ruhm des stammverwandten Nachbarstaates schlossen sich von nun an die Argiver von allen Unternehmungen aus, wo die Spartaner den Oberbefehl führten; und diese begnügten sich mit der Ehre, den ältern Stammesgenossen gedemüthigt zu haben. Kraft dieser Vorherrschaft waren die Spartaner die Heerführer in jedem gemeinsamen Krieg, bestimmten die Streitkräfte, die jeder Staat zum peloponnesischen Bundesheer zu stellen hatte, und führten den Vorsitz im Bundesrath.

Pheidon von Argos 748. (Nach and. Berechnung 668.)

Othryades. Nachdem man lange und viel um den Besitz der Landschaft Thyrea gestritten hatte, erzählt Herodot, kamen die Argeier und Lakedämonier überein, es sollten von jeglichem Theil dreihundert Männer streiten, und welche siegten, die sollten das Land haben; die Menge des Heeres aber sollte zurückgehen, ein jegliches in sein Land, und nicht gegenwärtig sein beim Kampf. Also redeten sie's ab und zogen heim; die Auserwählten aber, so von jeglicher Seite zurückgelassen, stritten wider einander. Und da sie kämpften und kein Theil den andern überwand, waren, als die Nacht hereinbrach, von den sechshundert Männern noch drei übrig, nämlich von den Argeiern Alkenor und Chromios, von den Lakedämoniern aber Othryades. Nun meinten die beiden Argeier, sie wären Sieger, und gingen eilends nach Haus; Othryades aber beraubte die Todten der Argeier, trug die Waffen in sein Lager und blieb dann in völliger Ordnung an seinem Platz. Am andern Tage kamen beide Theile und als sie die Sache erfahren, da wollten beide Sieger sein. Die Argeier meinten, von ihnen wären doch mehr übrig geblieben; die Lakedämonier aber sagten, jene wären ja geflohen, aber ihr Mann wäre dageblieben und hätte der Argeier Todten beraubt. Am Ende kam es vom Zanke zur Schlacht und nachdem von beiden Seiten viele gefallen, siegten die Lakedämonier. Seit dieser Zeit beschoren die Argeier ihre Häupter, da jeder vorher langes Haar tragen mußte, und machten ein Gesetz und setzten einen Fluch darauf, daß kein Argeier sein Haar wachsen lassen sollte, auch kein Weib goldnen Schmuck tragen, bis sie Thyrea wieder erobert. Die Lakedämonier aber machten gerade das Gegentheil zum Gesetz, daß sie, die vorher nicht langes Haar trugen, es sollten tragen von nun an. Und der eine Mann, welcher übrig geblieben von den dreihundert Männern, Othryades, schämte sich, so erzählt man, heim zu kehren nach Sparta, da seine Genossen gefallen waren, und brachte sich selbst ums Leben allda in Thyrea. In Sparta hielt man das Andenken des Othryades und seiner Gefährten in hohen Ehren, und die Dichter besangen an den Karneen den Heldentod der Gefallenen in vaterländischen Liedern.

8. Solon, Gesetzgeber der Athener.

§. 78. **Geschlechterherrschaft in Athen.** Während die Spartaner, die das Leben nach bestimmten, tief inwohnenden Grundgedanken gestalteten, an Lykurgs aristokratisch-militärischer Verfassung Jahrhunderte lang festhielten, führten die lebhaften und erregbaren Athener alle möglichen Staatsformen bei sich
1068. ein. Nach **Kodros'** ruhmvollem Tode (§. 66) wurde, wie es heißt, die Königswürde abgeschafft, worauf ein oberster Leiter, von der Familie der Medontiden (Kodriden) aus ihrer Mitte auf Lebenszeit gewählt, unter dem Namen **Archon** die königlichen Befugnisse übte, aber ohne den auszeichnenden Titel und Rang; adelige Geschlechtshäupter, die ihren Ursprung von den Heroen der Vorzeit herleiteten und theils die Führung der Waffen, theils gewisse religiöse Verrichtungen und Opferhandlungen erblich von ihren Vorfahren überkommen hatten, bildeten seinen beständigen Rath. Die Lage der untern Stände, obgleich ohne politische Macht und großentheils ohne Eigenthum, war doch anfangs nicht drückend, theils weil Fleiß und Mäßigkeit, Handel und Gewerbthätigkeit einen allgemeinen Wohlstand erzeugten, theils weil dem ionischen Wesen eine gewisse Milde und Achtung der persönlichen Freiheit tief innewohnte. „Nirgends beachtete man nach Gesetzen der Sitte und Religion den Flüchtling und die Schutzgenossen des gastlichen Zeus mehr wie in Athen; das Mitleid hatte hier im Gemüthe des Volks seine Wurzel, auf öffentlichem Markt seinen Altar." Die grundherrlichen Geschlechter (**Eupatriden**) standen zu der arbeitenden Volksmasse in einem mehr hausväterlichen Verhältniß. Sie waren von Alters her in vier „Stammsippschaften" oder **Phylen** getheilt, in **Geleonten** (Glänzende), **Hopleten** (Krieger), **Argadeis** (Feldarbeiter), und **Aegikoreis** (Ziegenhirten), die, zunächst eine räumliche Absonderung nach den ursprünglichen Wohnsitzen bezeichnend, wohl darum von der vorherrschenden Beschäftigung den Namen führten, weil diese durch die örtliche Beschaffenheit jener Wohnsitze bedingt war. Eine Phyle zerfiel in drei „Brüderschaften" (**Phratrien**), von denen dann wieder jede dreißig Geschlechter mit einer größern oder geringern Anzahl von Häusern oder Familien umfaßte. Einer jeden dieser grundherrlichen Familien war eine Anzahl gemeiner Leute als Schutzbefohlene zugetheilt, die, als Opfergenossen in die religiöse Gemeinschaft des Geschlechts aufgenommen, aller an diese Verbindung geknüpften Rechte theilhaftig waren. Es bestand somit ein Verhältniß der Pietät zwischen den „Eupatriden" und dem „Volke". Aber Neid, Zwietracht und Parteiung unter den Vornehmen, verbunden mit Härte und Lieblosigkeit gegen die Untergebenen, störten mit der Zeit das friedliche Zusammenleben und machten das väterliche Regiment der „wohlgebornen Herren" hart und drückend. Hatte die Adelsgemeinde anfangs die Archontenwürde der Familie des
754. Kodros ausschließlich und auf Lebenszeit übertragen, so beschränkte sie in der Folge, als die Formen einer **aristokratischen Republik** mehr zur Aus-
714. bildung kamen, die Regierungszeit des Archon auf zehn Jahre und machte einige Zeit nachher die Würde selbst allen Adelsgeschlechtern zugänglich. Ja, damit recht viele dieser Ehre theilhaftig werden möchten, traf man zuletzt die Einrich-
683. tung, daß jährlich **neun** Archonten gewählt würden, um der Regierung, den religiösen Angelegenheiten, dem Kriegswesen, der Gesetzgebung und dem Richter-

amte vorzustehen. Dies war der Anfang schwerer Zeiten für den Bürger und Bauer. Nicht nur daß die Edelleute, die jetzt alle Gewalt in Händen hatten, das Volk (Demos) von allem Antheil an der Staatsverwaltung, an dem Priesterthum, an dem Gerichtswesen ausschlossen, sie verletzten mehr und mehr das alte hausväterliche Verhältniß durch Eigennutz und Gewinnsucht und drückten die Untergebenen mit Abgaben und harten Schuldgesetzen. Sie allein sprachen Recht in göttlichen und menschlichen Dingen, weil sie allein die ungeschriebenen, nur auf dem Herkommen, auf Ueberlieferung und Gewohnheit beruhenden Rechtsbestimmungen kannten, und ihre Gerichtsverwaltung war befleckt durch Druck und Willkür, durch Parteilichkeit und Ungerechtigkeit. Diese Beugung des Rechts im Interesse des Standes bewog endlich das athenische Volk, auf die Aufstellung geschriebener Gesetze zu dringen und die Forderung mit solchem Nachdruck zu wiederholen, daß sich die Adelsgemeinde zuletzt zum Nachgeben genöthigt sah. Aber sie war entschlossen, die Gelegenheit zur Zügelung des aufstrebenden Volksgeistes zu benutzen. Sie beauftragte nämlich einen aus ihrer Mitte, den harten **Drakon**, mit der Abfassung von Gesetzen. Die Strenge, Drakon c. 620
womit dieser Edelmann sich seines Auftrages entledigte, ist sprichwörtlich geworden. Man sagte von seinen Gesetzen, sie seien mit Blut geschrieben. Auf jedes Vergehen war Todesstrafe gesetzt; Strenge und Furcht galten ihm als einzige Mittel der Besserung und des Gehorsams; für leichtere Vergehen hatte der Gesetzgeber keine Milderungsgründe. Dadurch hofften die Edelleute das murrende Volk wieder in die frühere Abhängigkeit zu bringen; allein sie irrten sich. Harte Kämpfe entstanden, wobei nicht nur die Bauern und Winzer, die Handwerker, Krämer und Schiffleute gegen die Eupatriden feindlich auftraten, sondern die letzteren auch unter sich selbst in Hader und Parteiung geriethen und ihre Macht schwächten. Der alte Herrenstand, gestützt auf das Herkommen und den Buchstaben des Rechts, war nicht zufrieden, den gemeinen Mann durch Habgier und harte Schuldgesetze zu bedrücken und die verpfändeten Aecker mit den Pfandsteinen zu füllen, er schloß auch die neuen, durch Handel und Gewerblichkeit emporgekommenen Geschlechter von der Standesgenossenschaft aus. „Viele sonst freie und wohlhäbige Leute sanken in Schulden und in schutzhörige Abhängigkeit von den Reichen, welche ihnen Haus und Hof entrissen; Meutereien, Mord, Diebstahl und Zügellosigkeit wurden mehr und mehr die unheimlichen Waffen der hülflosen Menge." Der Treubruch der Alkmäoniden, eines der großen Adelsgeschlechter, gegen Kylons Anhang schändete die Ehre und untergrub das Ansehen 620.
des ganzen Standes*). Mißernten und Krankheiten kehrten ein und wurden von dem aufgeregten Volke als Zeichen des göttlichen Zornes über die Entweihung der Heiligthümer gedeutet. Der Staat schwebte am Rande des Untergangs, als **Solon**, einer der sieben Weisen, der seiner Vaterstadt zum Besitz von Solon 594.
Salamis verholfen und als Archon und Eupatride aus Kodros' Geschlecht das Vertrauen des Adels besaß und zugleich als Dichter und Volksfreund in hoher Verehrung stand, denselben durch seine neue Gesetzgebung rettete. — Solons Verfassung ist eine weise Mischung aristokratischer und demokratischer Elemente. Denn während er durch die sogenannte Lastenabschüttelung (Seisachthie) den Druck des Volks zu erleichtern suchte und die oberste Staatsgewalt nebst der gesetzgeberischen Hoheit der Volksversammlung zutheilte, welcher sowohl

der mit der Verwaltung betraute Rath der Vierhundert als die Richter (Heliasten, Geschworne) verantwortlich waren, sicherte er durch die Eintheilung des Volks in vier Klassen nach dem Grund- und Steuer-Vermögen den Vornehmen, als den Reichern, einige Vorrechte und Ehren, behielt ihnen die Archontenwürde vor und setzte den aristokratischen Areiopag, einen altehrwürdigen Gerichtshof, der auf dem Areshügel bei den Altären der „ehrwürdigen Gottheiten", der Erinnyen oder Eumeniden, seine Sitzungen hielt, zum Hüter der Gesetze, Verfassung und Sitten ein. Ohne die festen Grundlagen der Zucht und Sitte aus dem Auge zu lassen, sprengte somit Solon die Fesseln, welche die Mehrzahl des athenischen Volkes bis dahin in politischer und rechtlicher Unmündigkeit gehalten hatten, und die vom Zeitgeiste geforderten Reformen knüpfte er an das erprobte Alte an. Darum blieb Solons Staatsordnung bei allen Schwankungen stets der feste Rechtsboden des attischen Gemeinwesens.

*) **Kylon**, einem alten Eupatridengeschlechte angehörend und als Sieger in den olympischen Spielen gefeiert, nahm sich der untern Klassen an und besetzte mit Hülfe des Tyrannen Theagenes von Megara, seines Schwiegervaters, die Burg. Da ihn aber das Volk, seinen Absichten mißtrauend, nicht unterstützte, so gelang es den von dem Alkmäoniden Megăkles angeführten Edlen, sich der Akropolis wieder zu bemächtigen, worauf Kylon entfloh, seine Anhänger aber, gegen die gegebene Zusage, an den Altären der Götter, zu denen sie sich geflüchtet, getödtet wurden.
596. Dieser Religionsfrevel führte die Vertreibung der fluchbeladenen Alkmäoniden und die Sühnung der Stadt durch den Seher Epimenĭdes von Kreta herbei, der auf Solons Veranstaltung durch Opfer und Reinigungen die Gemüther beruhigte, den Bürger- und Gottesfrieden wieder herstellte und durch manche heilsame Einrichtung der Gesetzgebung seines Freundes vorarbeitete.

§. 79. Solons Gesetzgebung. 1. Durch die sogenannte Lastenabschüttelung wurde den ärmern Bürgern (vermittelst einer Herabsetzung des Münzfußes, die den Werth des vorhandenen baaren Geldes erhöhte, ohne die Summe der Schuldbriefe zu verändern) ein Theil ihrer Schulden erlassen, das verpfändete Grundeigenthum in der Belastung ermäßigt, das herkömmliche Gesetz der persönlichen Schuldknechtschaft, wonach der Gläubiger den zahlungsunfähigen Schuldner zum Sklaven machen konnte, aufgehoben und allen wegen Schulden in Leibeigenschaft gerathenen Athenern die Freiheit zurückgegeben. 2. Behufs der Klasseneintheilung wurde eine neue Schätzung vorgenommen. Der ersten Reihe gehörten die Fünfhundertscheffler (Pentakosiomedimner) an, welche an Trockenem und Flüssigem 500 Maaße (Medimnen) vom eigenen Lande ernteten und im Kriege als Befehlshaber dienten, der zweiten die Ritter (Hippeis) oder Inhaber von 300 Medimnen Ernte, hinlänglich, um ein Streitroß für den Herrn und ein anderes für den Waffenknecht zu stellen; in der dritten Abtheilung mit 200 Medimnen saßen die Gespannhalter (Zeugiten), welche ein Ackergespann von Maulthieren, Pferden oder Ochsen aufbringen und in der Landwehr als Schwergerüstete (Hopliten) dienen konnten. Die letzte und zahlreichste Ordnung umfaßte die Theten oder Gemeinleute, welche unter 200 Medimnen ernteten oder gar kein Landeigenthum besaßen, in der Landwehr als Leichtbewaffnete oder als Matrosen thätig und keinen Abgaben unterworfen waren. Nur die drei ersten Klassen hatten Zutritt zu Ehren- und Gemeindeämtern und zum großen Rath, die unterste, steuerfreie Klasse war von allen Stellen ausgeschlossen. Nach dieser Klassenordnung richtete sich der Kriegsdienst. Wenn der durch Leibes- und Waffenübung vorbereitete Jüngling das achtzehnte Jahr erreicht hatte, wurde er vor den Eltern, Verwandten und Obrigkeiten wehrhaft gemacht; „er schwur Treue dem Vaterlande, den Heerführern und den Lagergesetzen; er gelobte, nie die Waffen zu schänden, den Feinden der Verfassung bis aufs Aeußerste zu widerstehen". Nach einem zweijährigen Dienst unter den Grenzwächtern wurde er dann in das Verzeichniß der Dienstpflichtigen eingetragen. Sold war unbekannt; Jeder diente auf eigene Kosten; öffentliche Pflege der Verwundeten

und feierliche Bestattung der Gefallenen belohnten den Tapfern; Ehrlosigkeit, sichtbar im Verlust des Bürgerrechts und in der Ausschließung von Opfern, strafte den Feigling. — 3. Die Volksversammlung übte die gesetzgebende Gewalt und controlirte die Staatsbeamten und Richter, insbesondere die neun Archonten; sie bestimmte die Abgaben, faßte entscheidende Beschlüsse über Krieg und Frieden und dergl. Der jährlich gewählte Rath der Vierhundert besorgte (durch einen Ausschuß, Prytanen genannt) die laufenden Verwaltungsgeschäfte und den Staatshaushalt und leitete die Berathungen der Volksversammlung und den Verkehr mit der Fremde, während für die Gerichtshandlungen ein Ausschuß von 6000 Geschwornen durch die Archonten (die zugleich bei den Processen den Vorsitz führten) ausgewählt wurde. — 4. Der Areiopag, ein Ehrenrath, dessen Mitglieder aus den ehrwürdigsten auf Lebenszeit gewählten Bürgern (besonders Archonten, die ihr Amt gut verwaltet hatten) bestanden, übte den Blutbann bei Mord, Brandstiftung, Giftmischerei und andern schweren Verbrechen; was ihm aber seine Hauptbedeutung gab, war das von Solon ihm übertragene Sittenrichteramt; er überwachte die Erziehung der Jugend und beaufsichtigte den Lebenswandel der Bürger, damit Sittlichkeit und Zucht beobachtet, ein ehrsames, thätiges Leben geführt werde und Luxus, Kleiderpracht und Schwelgerei verbannt bleibe. Von den Drakonischen Bestimmungen ließ Solon nur die Satzungen über Mord und Tödtung und das Gericht der Epheten (Appellationsgericht) bestehen, weil Drakon selbst hier nur uralte, durch Religion und Gewohnheit geheiligte Rechte aufgezeichnet hatte, daher dieselben auch in der Folge unter allen Veränderungen unangetastet fortdauerten. Auch die uralte Eintheilung des athenischen Volkes in Phylen, Phratrien und Geschlechter behielt Solon bei und rettete dadurch noch den letzten überkommenen Rest der alten Pietät und verwandtschaftlichen Verhältnisse. Diese Stamm- und Geschlechtsverbände hatten die Aufsicht über Reinheit der Abstammung und Rechtmäßigkeit des angebornen Bürgerthums. Deshalb mußte jede neuverehlichte Bürgerin in die Phratrie des Mannes eingeführt, jedes neugeborne Kind in die Geschlechtsregister eingetragen werden. Nur auf diese Weise kam man in den Besitz des Vollbürgerthums. Auch dienten die Phratrien und Geschlechter als Vereinigungspunkt des Cultus der Stammgötter. — Wie bisher standen auch nach der Solonischen Gesetzgebung die neun Archonten der gesammten Staatsverwaltung und bürgerlichen Rechtspflege vor, nur daß sie von der gesammten Bürgerschaft gewählt wurden und der Volksversammlung verantwortlich waren. Der Obmann oder erste Archon, nach welchem das Jahr benannt wurde, urtheilte über Scheidungen, Ehe- und Waisensachen, schlichtete als Friedensrichter Streitigkeiten der Nachbarn und vollzog eine Art Sittencensur; der Archon König, Vorsteher der Mysterien und gleichsam Nachfolger des alten Erbpriesterkönigs, stand den öffentlichen Opfern und Religionsfesten vor, entschied alle Klagen auf Ruchlosigkeit und Bruch des Kirchenrechts, leitete die Untersuchung des Mords für den Areopag ein und fällte peinliche Sprüche über leblose Gegenstände, welche einen Menschen verwundet oder getödtet hatten; der Archon Feldherr hatte, neben der Oberaufsicht über das Kriegswesen und dem Heerbefehl, die Entscheidung in Streitigkeiten zwischen Fremden und Bürgern; die sechs „Gesetzeswächter" (Thesmotheten) sollten alle nicht in die Vollmacht ihrer Amtsgenossen fallenden Händel erledigen und die verfassungsmäßigen Rechte und Ordnungen gegen Widerstreit und Eingriffe schirmen.

§. 80. Solons Ausgang. Als Solon seine Gesetzgebung beendigt hatte, ließ er die Athener schwören, zehn Jahre lang nichts an derselben zu ändern, und begab sich dann auf Reisen nach Aegypten, Cypern und Kleinasien. In Sardes soll er mit Krösos, der den berühmten Fremdling über göttliche und menschliche Dinge befragte, das oben erwähnte Zwiegespräch gehalten haben (§. 47). Neue Unruhen in seiner Vaterstadt führten ihn jedoch bald wieder nach Athen zurück, wo er den Abend seines Lebens zubrachte; denn nach seiner Ansicht sollte Jeder, der bei bürgerlichen Bewegungen parteilos bleibe, die Ehre verlieren. Bei hohem Alter noch frisch an Kräften des Geistes und Gemüthes, durchschaute Solon die ehrgeizigen Pläne der Parteihäupter, namentlich seines

Verwandten Peisistratos (§. 83) und warnte mit väterlichem Ernste in Liedern und Reden das Volk vor den „großen Männern", welche das Gemeinwesen zu gefährden drohten; er eiferte gegen die neu aufkommende Schauspielkunst, die durch Blendwerk die wahre vaterländische Gesinnung verkehre, und schalt die Bürgerversammlung, welche dem Demokratenhaupte eine Leibwache bewilligte, mit zürnenden Worten: „Nicht den Göttern, sondern eurer Feigheit schreibet das Unheil zu, das euch betreffen wird!" Als seine vaterländischen Ermahnungen bei seinen Mitbürgern ohne Erfolg blieben und Peisistratos seine Herrschaft mehr und mehr befestigte, zog er sich verstimmt und mißmuthig von dem undankbaren Volke zurück. Umgeben von einem Kreise älterer und jüngerer Freunde, verbrachte er in der Stille seines Hauses den Rest seiner Tage, stets bemüht, sein Wissen zu vermehren, bis er im achtzigsten Lebensjahre ins Grab sank. — Die durch Solons demokratische Einrichtungen geweckte Regsamkeit hob das athenische Volk zu einer Höhe der Bildung und einer Mannichfaltigkeit geistiger Entfaltung, von der in dem rauhen, von einem aristokratischen Ritterstande beherrschten Sparta keine Spur war.

Die sieben Weisen. Die späteren Griechen gefielen sich, die Vertreter der ethischen, politischen und socialen Einsicht und Lebenserfahrung des 6. Jahrhunderts als die „Sieben Weisen" aufzuführen und ihnen kurze Sprüche und Lebensregeln beizulegen; aber weder die Namen noch die Sprüche stimmen bei Allen überein. Den vier Männern des kleinasiatischen Griechenlands, Thales, Pittăkos, Bias und Kleobūlos von Lindos auf Rhodos, wurden gewöhnlich noch drei aus dem Mutterlande beigefügt, nämlich Solon von Athen, Cheilon von Sparta und Periander von Korinth, statt dessen aber auch Pherekȳdes von Syros oder der Malier Myson genannt werden. Es waren praktische Männer, die als Staatsbeamte, als Rathgeber des Volkes und Leiter der öffentlichen Angelegenheiten thätig gewirkt haben. Gewöhnlich legt man ihnen folgende Denk- und Sittensprüche bei: 1. Kleobulos von Lindos: „Maß zu halten ist gut." 2. Periander von Korinth: „Jegliches vorbedacht!" 3. Pittăkos von Mytilene: „Wohl erwäge die Zeit!" 4. Bias von Priene: „Mehrere machen es schlimm!" 5. Thales von Milet: „Bürgschaft bringet dir Leid!" 6. Cheilon von Lakedämon: „Kenne dich selbst!" 7. Solon von Athen: „Nimmer zu sehr!"

9. Die Tyrannis.

§. 81. Entstehung der Tyrannis. Um diese Zeit hatten die bevorzugten Adelsgeschlechter fast in allen griechischen Staaten das Königthum abgeschafft und eine republikanische Aristokratenherrschaft gegründet (§. 74). Diese ging aber gewöhnlich mit der Zeit in eine drückende Oligarchie über, weshalb sich das von jeder Mitherrschaft ausgeschlossene Volk (Demos), sobald es zum Bewußtsein seines Zustandes und seiner Rechte gelangte, gegen das Herrenthum der bevorrechteten Geschlechter auflehnte. Da diese aber im Alleinbesitz der Waffen und Kriegsübung waren, so siegten die Demokraten gewöhnlich erst dann, wenn ein ehrgeiziger, reicher Adeliger sich von seinen Standesgenossen trennte, an die Spitze des Volkes trat, sich der Burg bemächtigte und dann das Aristokraten-Regiment stürzte. Umgeben von einer bewaffneten Schaar treuer Anhänger, konnte sich dann ein solcher Volksführer (Demagog) leicht die Oberherrschaft aneignen, da ihm das Volk aus Erkenntlichkeit für seinen Beistand gegen die Oligarchen nicht selten bei diesem Streben behülflich war und sich vorerst mit näher liegenden Gütern, wie Ackervertheilung, Schulden-

erlaß, Ehegemeinschaft und allgemeiner Rechtsgleichheit begnügte. So kam es, daß im 7. und 6. Jahrhundert in den meisten griechischen Städten Einherrschaften sich bildeten, deren Inhaber als **Tyrannen** bezeichnet werden, eine Benennung, die zunächst nur „Herrscher" oder „Gebieter" bezeichnete, mit dem Nebenbegriff der unberechtigten Eigenmächtigkeit (Usurpation) im Gegensatz zu den **Aesymneten**, die im Auftrage des Rathes und Volkes in schwierigen Zeitlagen mit einer außerordentlichen Gewalt bekleidet wurden; zur Zeit der ausgebildeten Demokratie aber, da solche einherrliche Macht schmachvoll erschien, verband man mit Tyrannis den Begriff einer grausamen, gewaltthätigen Zwingherrschaft. Mehrere von diesen Tyrannen besaßen große Herrschergaben und führten eine glanzvolle Regierung, allein der Vorwurf der Erpressung, Gewaltthat und Steuerbedrückung liegt wie ein „dunkler Schatten" auf ihrem Andenken. Um das Volk, dem sie ihre Erhebung zu verdanken hatten, zu beschäftigen, ließen sie prächtige Gebäude aufführen; ihre Reichthümer gaben ihnen die Mittel, Künstler, Dichter und Weise in ihre Nähe zu ziehen und deren schöpferische Kraft anzuregen; glänzende Hofhaltungen trugen zur Blüthe der Städte bei. Aber die Herrschaft der Tyrannen war von kurzer Dauer, so sehr auch die einzelnen sich bemühten, durch Gastfreundschaften und Verschwägerungen unter einander und durch Bündnisse und Verträge mit auswärtigen Königen ihre Macht sicher zu stellen. Die Oligarchen suchten sie auf alle Weise zu stürzen und wurden dabei von den Spartanern, die den aristokratischen Verfassungen allenthalben Vorschub leisteten, unterstützt. Oft vergaßen auch die in der Herrschaft herangewachsenen Söhne, auf welche Weise ihre Väter zu dem Besitz gelangt waren, setzten die dem Volke schuldigen Rücksichten bei Seite und wurden gewaltthätige Despoten. Dies hatte alsdann ihren Sturz zur Folge, wobei sich das Volk mit den Edelleuten auf kurze Zeit verband, aber nur, um nach der Vertreibung der Tyrannen eine vollständige Demokratie zu begründen. Unter den Gewaltherrschern dieser Periode sind besonders hervorzuheben: die **Kypseliden** in Korinth, die **Orthagoriden** in Sikyon, **Theagĕnes** von Megara und auf den Inseln des griechischen Meeres **Pittăkos**, Staatsordner (Aesymnetes) auf Lesbos und **Polykrătes** auf Samos.

§. 82. **Periander. Pittakos. Polykrates.** 1) Gegen die dorischen Bakchiaden in Korinth erhob sich in der Mitte des siebenten Jahrhunderts **Kypsĕlos**. Korinth: Kypselos 655—625.
Er stammte mütterlicher Seits von den Bakchiaden ab, entging aber nur mit Mühe den Nachstellungen des mißtrauischen und argwöhnischen Adelsgeschlechts, indem ihn seine Mutter in einer Lade („Kasten des Kypselos") verbarg. Als er herangewachsen war, tödtete er den gewaltthätigen Prytanen Hippokleïdes und bemächtigte sich der Herrschaft in Korinth. Er richtete eine glänzende Hofhaltung ein, schmückte die Stadt mit prächtigen Bauwerken und beschenkte Olympia und Delphi mit kostbaren Weihgeschenken, wozu ihm die Verbannung vieler Aristokratenhäupter und die Einziehung ihres Vermögens die Mittel gewährte. Dem korinthischen Handel gab er einen mächtigen Aufschwung durch Anlage von Pflanzstädten (Ambrakia, Leukas, Anaktorion), wohin er die ärmeren Bürger als Colonisten sandte. **Periander** war der würdige Nachfolger des Vaters. An umfassen- Periander 625—585
dem Herrschergeist, an allgemeiner Bildung, an großartiger Politik, an kühnem Unternehmungssinn dem Kypselos weit überlegen, erwarb Periandros sich und seiner Vaterstadt eine gebieterische Stellung in der hellenischen Welt. Seine Schiffe beherrschten das ägäische Meer; in dem thrakischen Potidäa schuf er einen Mittelpunkt für korinthische Seefahrt und Handelsthätigkeit und brachte das widerspenstige Kerkyra wieder in die alte Abhängigkeit.

Zugleich erhöhte er sein Ansehen und den Glanz seines Hofes durch Verbindungen mit fremden Fürsten (dem Lyderkönig Alyattes u. a.). Allein er übte, umgeben von einer starken Söldnerschaar, von seiner festen Burg aus eine harte Zwingherrschaft und drückte die Bürger mit Erpressungen; er überwachte argwöhnisch alle Zusammenkünfte, damit nicht Verschwörungen oder Anschläge verabredet würden; bis in das Privat- und Familienleben erstreckte sich sein Mißtrauen. Dabei aber beförderte und schützte Periander Kunst und Poesie. Berühmt ist sein Freundschaftsverhältniß zu dem Sänger Arīon von Lesbos, der an den feierlichen Festen des Dionysos, dessen Cultus Periander vor allen begünstigte, seine schwungvollen und schwärmerischen Chorgesänge mit aufregenden Tonweisen und kunstvollen
Die Sage von Arion. Reigen zur Aufführung brachte. Das Alterthum erzählte davon folgende Legende: Um seine Kunst in weitern Kreisen hören zu lassen, durchzog Arion Italien und Sicilien und wollte dann mit den erworbenen Gaben von Tarent nach Korinth zurückkehren. Unterwegs faßten die Seeleute, lüstern nach seinen Reichthümern, den Plan, ihn ins Meer zu stürzen. Umsonst bot ihnen Arion alle seine Schätze als Preis seines Lebens an; sie fürchteten sich vor Perianders Zorn, wenn der frevelhafte Anschlag verrathen würde. Als Arion keine Rettung mehr vor sich sah, da ließ er seinen Gesang und sein Saitenspiel ertönen und sprang dann im Sängerschmuck in die Fluthen hinab. Die lieblichen Töne aber hatten Delphine herangelockt; einer davon bot dem Sänger den Rücken und trug ihn ans Land; er eilte nach Korinth und erzählte dem Freunde die Gefahr und die wunderbare Rettung. Darauf ließ Periander die ersten Schiffer, die im Hafen anlangten, vor sich bescheiden und fragte nach Arion. „Wir haben ihn im Glücke in Tarent verlassen", war die Antwort. Da trat Arion plötzlich vor sie, wie er in die See gesprungen. Bestürzt bekannten die Schiffer ihre Schuld und erlitten die verdiente Strafe. — Häusliches Leid verdüsterte die letzten Lebensjahre des Fürsten. Periander hatte seine Gattin Melissa, die ihm zwei Söhne geboren, in der Aufwallung des Zornes getödtet und seinen grollenden Sohn Lykophron, der den Vater durch Vorwürfe, Hohn und Haß erbitterte, von sich gestoßen, worauf er von den Kerkyräern erschlagen wurde. Noch rächte Periander den Mord seines Sohnes, den er stets geliebt, dann sank er gramgebeugt in die Gruft. Sein Neffe Psammetich erbte die Herrschaft, die er aber schon im vierten Jahr seiner Regierung durch eine Verschwörung
581. verlor. Darauf kehrten die vertriebenen Edelleute zurück, richteten die dorische Verfassung in milderer Form wieder auf und rächten sich an den Kypseliden durch Vernichtung des
Sikyon; Orthagoras 625. Myron c. 665. Kleisthenes c. 600—565 ganzen Geschlechts. — 2) Die Orthagoriden in Sikyon. In Sikyon entriß i. J. 665 Orthagoras aus dem altionischen Stamm der Aegialeer den dorischen Edelleuten die Herrschaft, die er auf seine Nachkommen, worunter sich Myron und Kleisthĕnes vor Allen auszeichneten, vererbte. Der thatkräftige, pracht- und kunstliebende Kleisthenes nahm an dem heiligen Krieg wider Krissa in Verbindung mit Athen und den thessalischen Aleuaden Theil und verwandte die Beute zur Erweiterung und Verherrlichung der pythischen Festspiele. Er vernichtete die Stammesordnung in der Stadt, indem er die Phyle der Aegialeer zum bevorrechteten Stand machte und die dorischen Stämme aus ihren Rechten verdrängte. Noch lange erzählte man sich in Griechenland von der Brautwerbung in
568. Sikyon, von dem glänzenden Feste, da Kleisthenes für seine Tochter Agariste unter zwölf Bewerbern den Alkmäoniden Megakles als Gemahl erkor. Bald darauf starb der Fürst ohne Nachfolger; allein solches Ansehen hatte er sich durch seine Milde und Gerechtigkeit erworben, daß seine Gesetze und Ordnungen noch lange in Ehren gehalten wurden. Später gelangten jedoch die dorischen Edelleute wieder an die Spitze der Stadt. — 3) Kürzer
Prokles c. 600. Megara: Theagenes c. 625. währten die Gewaltherrschaften des Prokles in Epidauros und des Theagenes in Megara. Jener starb in der Gefangenschaft seines Eidams Periander. Theagenes entriß den dorischen Geschlechtern die Herrschaft in Megara. Gleich den übrigen Tyrannen suchte er sein kleines Reich durch Beförderung des Handels und Gewerbfleißes zu heben. Noch war der Krieg mit Athen, in welchen ihn die Erwerbung der Insel Salamis verwickelte, nicht beendet, als den adligen Geschlechtern die Vertreibung des Tyrannen gelang. Der Herrenstand, der Salamis wieder an Athen verlor, errichtete nun eine drückende Adelsherrschaft, worüber lange, erbitterte Kämpfe mit der Volkspartei entstanden, die dem Staat Macht, Bedeutung und Gemeinsinn raubten und ihn unter die spartanische Hegemonie führten. Diese wilden Parteikämpfe lernen wir durch den Dichter Theognis kennen (§. 85). —

4) Im siebenten Jahrhundert herrschten auf der wein- und liederreichen Insel Lesbos die edlen Geschlechter, bis Pittakos zum Feldherrn und Staatsordner (Aesymnetes) gewählt wurde und seinem zerrütteten Vaterland Ordnung und Festigkeit zurückgab. Die Aristokraten, die den weisen Mann in seinem vaterländischen Werk zu hemmen suchten, wie der Dichter Alkäos (§. 85), mußten das Land meiden. Nachdem Pittakos sein Friedenswerk vollendet und die Vertriebenen durch eine allgemeine Amnestie zurückgerufen, entsagte er freiwillig der Regierung, und die hohe Blüthe von Lesbos zeugte von seinem segensreichen Wirken. — 5) In den ionischen Städten und Inseln Kleinasiens nahm das Staatsleben einen ähnlichen Gang. In Milet herrschten die alten Adelsgeschlechter, bis in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts Thrasybūlos die Herrschaft erlangte und seine Stadt mit Erfolg gegen die Könige von Sardes beschützte. Nach seinem Tode brachen furchtbare Stürme und Kämpfe zwischen Adel und Demos über die unglückliche Stadt herein, bis durch einen Schiedsspruch der Parier das zerrüttete Gemeinwesen zur Ruhe kam. — 6) Auf der Insel Samos hatten sich die herrschenden Edelleute durch Seefahrten und Handelsunternehmungen Macht und Reichthum erworben, wovon der herrliche Heratempel und die großen Wasserbauten Zeugniß ablegten. Gegen die Edelleute bildete die Schiffsmannschaft eine Verschwörung, in Folge deren die Volksherrschaft ins Leben trat. Daraus entstanden entsetzliche Bewegungen und Stürme, die das Eiland so entkräfteten, daß es hülflos der Zwingherrschaft des Polykrates erlag, der sich durch Söldnertruppen und Bündnisse mit Amasis von Aegypten und Lygdamis von Naxos gegen seine Feinde sicher stellte. Freigebig und habgierig, thatkräftig und wollüstig und stets nur den eigenen Vortheil im Auge, war Polykrates das ächte Bild eines griechischen Tyrannen; an seinem glänzenden Hofe vereinigte er orientalische Pracht mit griechischer Kunst. Berühmt ist die Sage vom „Ring des Polykrates“. Dem reichen und mächtigen Beherrscher von Samos schlug Alles, was er unternahm, zum Glück aus. Wohin er zog in den Streit, sagt Herodot, da gelang es ihm wohl. Er hielt sich hundert Fünfzigruder und tausend Bogenschützen; damit überwand er alle seine Feinde, bezwang die Lesbier in einer Seeschlacht und unterwarf sich viele Städte und Inseln. Amasis von Aegypten, sein Gastfreund, gerieth darüber in Sorge; er warnte ihn in einem Brief vor der Unbeständigkeit des Glücks und dem Neid der Götter und rieth ihm, das Theuerste, was er besitze, von sich zu thun, um sich selbst einen Schmerz zu bereiten und die himmlischen Mächte zu versöhnen. Da warf Polykrates einen kunstreichen, werthvollen Siegelring von Smaragdsteinen, in Gold gefaßt, ein Werk des Theodoros von Samos, das ihm sehr theuer war, in die Tiefe des Meeres. Allein die Götter verschmähten sein Opfer. Wenige Tage darauf brachte ein Fischer einen großen Fisch, den er gefangen, dem Herrscher zum Geschenk, und als man ihn öffnete, fand man in seinem Innern den Ring. Als Amasis dieses vernahm, fürchtete er, daß Polykrates ein schlimmes Schicksal haben werde, und sagte ihm die Gastfreundschaft auf, damit er nicht hernach den Freund beklagen müsse. Und das Unglück brach bald genug über Polykrates herein. Habsucht ward der Fallstrick, in dem der kluge Tyrann seinen Untergang fand. Der persische Statthalter Orötes lockte ihn nach Magnesia durch trügerische Vorspiegelungen und ließ ihn ans Kreuz schlagen. Die Perser übergaben darauf die Insel verödet und verarmt Polykrates' jüngstem Bruder Syloson.

Pittakos von Mytilene † 569.

580.

Milet: Thrasybulos.

Samos.

565.

Polykrates 535—52

§. 83. **Peisistratos und seine Söhne.** Peisistratos, ein reicher Edelmann, der von dem Ahnherrn des Hauses, dem reisigen Nestor, den ritterlichen Muth, den leutseligen Sinn und die einschmeichelnde Beredsamkeit als Erbtheil in sich trug, hatte sich schon bei Solons Lebzeiten an die Spitze der Volkspartei gestellt und gewann bald, mit Hülfe der treuen Diakrier, der abgehärteten Bauern der Berglandschaft, wo Peisistratos reich begütert war, die Oberhand über seine Feinde, den Alkmäoniden Megakles, den Führer der Paralier, der Handelsherren und Seeleute, und über Miltiades und Lykurgos, die Häupter der Pediäer, der adligen Grundbesitzer. Nachdem er trotz der Warnung Solons durch List (indem er sich selbst verwundete und dann vorgab, man trachte ihm nach dem Leben)

sich eine Leibwache von fünfzig Keulenträgern verschafft hatte, bemächtigte er sich
der Burg. Bei Solons Tod war Peisistratos Herr und Gebieter der Stadt,
ließ aber die solonische Verfassung und Gesetzgebung bestehen. Ehe er seine Macht
fest begründet, gelang es seinen Gegnern Megakles und Lykurgos ihn zu ver-
treiben. Als aber seine Widersacher bald darauf uneinig wurden, kehrte er mit
Hülfe desselben Megakles durch eine Täuschung (als ob Pallas Athene selbst
550. ihren Schützling einführe) nach Athen zurück. Da er jedoch bald mit Megakles,
der ihm seine Tochter zum Weib gegeben, zerfiel, gelang den vereinigten
549. frühern Parteien seine nochmalige Vertreibung. Er begab sich nach dem euböi-
schen Eretria, wo er, den Blick auf Athen gerichtet, beschäftigt war, Geldmittel,
Truppen und Fahrzeuge zu sammeln und Verbindungen anzuknüpfen (mit Lygda-
538. mis von Naxos). Als er sich kräftig genug fühlte, kehrte er nach dem Festland
zurück, besiegte seine Gegner bei Pallene und gewann zum drittenmal die Herr-
schaft in Athen. Seine Feinde waren größtentheils gefallen oder entflohen; der
übrig gebliebenen versicherte er sich durch Geiseln und eine starke Leibwache von
Söldnern. Alle Handlungen des Tyrannen, nachdem er sich in der Herrschaft
festgesetzt, tragen den Stempel eines großen Geistes, der die Klugheit des Staats-
mannes mit der Kraft des Feldherrn vereinigte. Handel, Gewerbfleiß und Acker-
bau nahmen unter ihm einen hohen Aufschwung; manches öde und baumlose Feld
wurde mit Olivenwäldern auf Staatskosten bepflanzt; er gründete kleine Bauern-
güter und munterte zur Uebersiedelung dahin auf. Seine Schätze, die er durch
Aneignung der Silbergruben am Laurion erhöhte, verwandte er zur Belebung
des Kunstsinnes und zur Verschönerung Athens: der Töpfergau, Kerameikos, wurde
zur Stadt gezogen; Hermessäulen mit Denk- und Sinnsprüchen schmückten die
Straßen und Plätze; großartige Wasserleitungen führten das klare Trinkwasser in
die Stadt; die gewaltigen Grundmauern zum Tempel des olympischen Zeus wur-
den aufgeführt. Den Cultus der Pallas Athene, seiner besondern Schutzgöttin,
feierte er mit großer Pracht; alle vier Jahre sollten die Panathenäen aufs Glän-
zendste begangen werden mit allerlei Wettkämpfen und Vortrag der homerischen
Gesänge, für deren Herstellung in echter Gestalt er Sorge trug; im Tempel der
Athene auf der Burg wurde das Orakelbuch des Onomakritos niedergelegt, das
jener aus den angeblichen Gesängen des priesterlichen Dichters Musäos zusam-
mengestellt hatte. Auch die volksthümlichen Feste des Dionysos mit ihren Wett-
kämpfen, Umzügen und dramatischen Darstellungen, woraus allmählich die dra-
matische Poesie der Griechen sich entwickelte (§. 102), fanden in Peisistratos einen
Beschützer. Er zeigte in Kunst und Religion, in äußerer Politik und innerer Ver-
waltung den Weg, auf dem Athen zu Macht und Ruhm gelangen könne. Mit
527. Stolz konnte er auf sein Werk blicken, als er ins Grab sank. Seine Söhne
Hippias und **Hipparchos** wandelten Anfangs auf des Vaters Wegen; sie be-
riefen die berühmtesten Dichter, L a s o s von Hermione, S i m o n i d e s von Keos,
A n a k r e o n von Teos an ihren Hof; aber die Mäßigung und Vorsicht des Vaters
ging ihnen ab. Als Hipparch, von milder Natur, aber der Ueppigkeit ergeben,
bei der großen Festfeier der Panathenäen von zwei durch vertraute Freundschaft
514. verbundenen Athenern, **Harmodios** und **Aristogeiton**, aus Rache für eine Be-
leidigung ermordet wurde, da ließ Hippias seiner heftigen, hochfahrenden Natur
freien Lauf. Er nahm grausame Rache an den von den Athenern später als

Freiheitshelden und Tyrannenmörder gepriesenen Verschworenen und entfremdete sich durch Strenge und schweren Steuerdruck die Herzen der Bürger. Dadurch gelang es den zahlreichen vertriebenen Edelleuten, namentlich den Alkmäoniden, die damals durch den großartigen Tempelbau in Delphi sich die Gunst der pythischen Priesterschaft und den Dank von ganz Hellas erworben, den Tyrannen mit Hülfe der Spartaner nach tapferem Widerstand zu vertreiben. Bei Pallene, wo einst der Vater die Herrschaft gewonnen, wurde der Sohn besiegt. Er warf sich in die Burg und übergab dieselbe erst, als seine Kinder in die Hände der Feinde 510.
gefallen. Dann flüchtete er sich nach Kleinasien, um mit persischer Hülfe wieder in seine Herrschaft eingesetzt zu werden.

§. 84. **Vollendung der athenischen Demokratie.** Die Oligarchen hatten umsonst gehofft, mit Hülfe der Lakedämonier die Herrschaft in Athen wieder zu erlangen. Unter der Leitung des Alkmäoniden **Kleisthenes**, eines talentvollen Edelmannes von gewandtem Geiste und thatkräftiger Hand, wurde die Solonische Verfassung ihrer aristokratischen Bestandtheile entkleidet und eine 509.
vollständige Demokratie eingeführt.

1. Die vier alten Stammgebiete (Phylen), aus denen bisher die vierhundert Mitglieder des **Raths** mit Bevorzugung der gutsherrlichen Edelleute gewählt worden waren, wurden nunmehr aufgelöst und damit die alten Bande der Stammes- und Geschlechtsverbindungen vollends zerrissen. An ihre Stelle traten **zehn** neue Phylen oder Stammeskreise, jede mit **zehn** von einander getrennt liegenden **Demen** oder Landesbezirken, eine geographisch-politische Gau- und Gemeindegliederung mit völliger Gleichberechtigung aller Bürger, mit neuen Namen und Schutzheiligen. Zwei Demen bildeten eine **Naukratie**, deren jede ein Ruderschiff (zuerst ein Fünfzigruder, dann eine Triere oder Dreidecker) auszurüsten und zu bemannen und einen Epheten zum Blutgerichte des Archon König zu stellen hatte. 2. Von den Stammgenossen der Phylen ward jährlich der **Rath der Fünfhundert** gewählt, und zwar aus jedem Stammkreise fünfzig Mitglieder ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen. Je fünfzig bildeten den regierenden Ausschuß oder **Prytanen**, die während der sechsunddreißig Tage ihres Vorsitzes im Prytaneion sich aufhielten und auf öffentliche Kosten gespeist wurden. Jede der zehn Phylen führte abwechselnd die Prytanie, und bei jedem Wechsel wurde in der Regel eine Volksversammlung angeordnet. 3. Aus den zehn Stammkreisen wurden ferner jährlich 6000 Bürger (500 aus jedem Stamme nebst 100 Ersatzmännern) durch das **Loos** ausgeschieden, die als Richter (Heliasten) bei den Volksgerichten (Heliäa) zu fungiren hatten. Die Heliasten waren in der Regel in zehn „Dikasterien" oder Sectionen zu fünfhundert nebst hundert Ersatzmännern eingetheilt, welche, durch Täfelchen an die einzelnen Gerichtsstätten gewiesen, über die verschiedenen dort zur Verhandlung gebrachten Klagsachen Urtheil und Recht fanden. Durch diese Verfassungsreformen wurde das noch immer der ersten Steuerklasse vorbehaltene **Archontat** mehr und mehr zu einer Ehrenwürde herabgedrückt. Die beiden ersten Archonten waren auf die Leitung der Opferfeste und auf gewisse Gerichtsentscheidungen in Familien- und Erbschaftssachen beschränkt; der dritte, Polemarchos, mußte seine Befugnisse mit den zehn Strategen, die jährlich neu gewählt wurden, theilen, und die sechs Thesmotheten sanken zu Instructionsrichtern für die Dikasterien der Heliäa herab. Damit war auch die Minderung der Machtstellung des Areiopag nothwendig bedingt. Zugleich ließ Kleisthenes eine Anzahl Gewerbleute und Handwerker, die bisher als Schutzbefohlene oder Freigelassene in Attika gelebt, aber außer dem bürgerlichen Verbande gestanden hatten, in die Stämme einreihen und zu gleichen Rechten und gleichen Pflichten in die Bürgerschaft aufnehmen. So legte die Gesetzesreform des Kleisthenes den Grund zur Selbstregierung des athenischen Volkes. Jeder Bürger, der das dreißigste Jahr überschritten, durfte in der Volksversammlung sprechen und stimmen und als Richter und Geschworner bei der Heliäa thätig sein; und damit Jeder, der durch überwiegende Macht, Einfluß oder Ansehen die bürgerliche Gleichheit und die

demokratische Verfassung zu gefährden schien, durch Verbannung auf einige Zeit entfernt werden könne, wurde das Scherbengericht (Ostrakismos) eingeführt, der „sittenrichterliche Spruch des selbstherrlichen Volkes über einen einzelnen Bürger in seinem Verhältniß zur gemeinsamen Sicherheit und Wohlfahrt". Viele der angesehensten Männer der nächsten Zeit, wie Aristeides, Themistokles, Kimon u. A., hatten diese Verbannung zu erleiden, deren Härte durch den Umstand gemildert wurde, daß der davon Betroffene eine große Wichtigkeit erlangte; auch blieb er in seinen Ehren, Rechtsamen und Gütern ungekränkt. Als aber zur Zeit des peloponnesischen Krieges durch eine Cabale des Alkibiades und Nikias statt eines dieser beiden Parteigänger ein ganz unbedeutender, nichtswürdiger Demagog, Hyperbolos, durch den Ostrakismos ausgewiesen wurde, schafften die Athener mit richtigem Takte das ganze Institut ab; denn nun wäre es nicht länger eine Ehre und Anerkennung, sondern eine Entwürdigung gewesen.

Vergebens suchten die Vornehmen unter der Leitung des Isagŏras und mit Hülfe der Spartaner die Demokratie zu stürzen; das Volk war zum Selbstbewußtsein und zum Gefühl seiner Kraft und Freiheit gekommen und schlug alle Angriffe siegreich zurück. Isagoras folgte seinem Gastfreunde Kleomenes von Sparta, dem er die athenische Burg übergeben hatte, nach dem Peloponnes. Mit Begierde nahm nun das attische Volk jede Gelegenheit wahr, in der Nähe und Ferne seine junge Kraft zu üben; und im glücklichen Kampfe mit Böotien und Chalkis, im kühnen Wetteifer mit Aegīna, gelangte es zu dem Gefühle seiner Stärke, wodurch es bald nachher auf dem Schlachtfelde von Marăthon seine Feuerprobe bestand; „ein Sieg, der nicht minder für die Befestigung der Demokratie im Innern, als für die äußere Unabhängigkeit Athens von entscheidender Wichtigkeit war." Ueberall zeigte die bürgerliche Gleichheit ihre wohlthätigen Wirkungen (urtheilt Herodot); unter ihren Fürsten waren die Athener im Kriege den Nachbarn nicht überlegen, als Freimänner wurden sie bald die ersten. Daraus erhellt aber, daß sie beherrscht absichtlich schlaff handelten, dieweil ihre Anstrengung zu Gunsten eines Gebieters geschah, in der Freiheit aber Jeder für sich zu arbeiten bemüht war. Diese hohen Güter führten die Athener auf Harmodios und Aristogeiton zurück; sie verehrten sie als Befreier der Stadt mit ehernen Standbildern und verliehen ihren Nachkommen die höchsten Ehrenrechte; und noch lange nachher pflegten die Männer beim Mahle zu singen: „Tragen will ich im Myrtengrün mein Schlachtschwert, gleich Harmodios und Aristogeiton, als sie den Tyrannen tödteten und Athens gleiches Recht gründeten."

„Unter solchen Umständen kann es daher auch nicht auffallen, einen der reinsten Menschen, welche die Geschichte kennt, Aristeides, durch Eröffnung des Zutritts zum Archontate und den übrigen Staatsämtern für alle Bürger, ohne Rücksicht auf Geburt oder Census, der absoluten Demokratie den Schlußstein aufsetzen zu sehen; wenn man erwägt, daß er es für ein Geschlecht that, wo sich Alle durch gleiche Theilnahme an dem Interesse des Ganzen, durch gleichen Gehorsam gegen die Gesetze, durch gleiche Aufopferung für das gemeine Wohl in gleichem Maße des Herrschens würdig gemacht hatten." Die natürlichen Anlagen des athenischen Volkes, verbunden mit der Oeffentlichkeit des Staatslebens und den vielfachen Gelegenheiten, sich Kenntnisse zu erwerben, führten bei den freigebornen Athenern eine so allgemeine Bildung herbei, daß selbst die Besetzung vieler Staatsämter durch das Loos, die nach den Perserkriegen zur Einführung kam, nicht die Nachtheile hatte, die in andern Staaten aus einer solchen Einrichtung erwachsen würden. Diese von den Athenern nach ihrer ganzen Folgerichtigkeit ausgebildete Demokratie hatte, wenige Störungen abgerechnet, eine Dauer von zweihundert Jahren; denn sie war nicht ein blos thatsächlicher, sondern ein rechtlich begründeter Zustand, dem das Volk selbst durch die

Zurückführung auf die Solon'schen Einrichtungen den Stempel der Gesetzlichkeit aufdrückte. „Dieses Bewußtsein des athenischen Volkes, daß seine Herrschaft die der Gesetze sei und wesentlich auf der Unverletzlichkeit derselben beruhe, stellte wenigstens den Buchstaben lange vor seiner Willkür sicher; dazu kam seine ängstliche Religiosität, die nichts anzutasten wagte, was Alter und Sage heiligten; und selbst als später bisweilen die Zügellosigkeit der Gesammtheit jene Schranken verachtete, so ward doch nie der Name der Freiheit mißbraucht, um das Ansehen der Gesetze und ihrer Vertreter der Willkür des Einzelnen preiszugeben."

10. Hellenische Cultur und Literatur.

§. 85. Die lyrische Dichtung. Nicht blos im Staatsleben und in den bürgerlichen Verhältnissen, auch in der Dichtkunst schufen die neuen Zustände, das bewegtere Leben, die glänzenderen Religionsfeste neue Formen mit veränderten Zielen und Anschauungen. Das ernste Heldengedicht der heroischen Fürstenzeit mit dem gleichmäßig fortlaufenden breiten Fluß des Hexameters entsprach nicht mehr der aufgeregten Stimmung, die in Folge der Parteikämpfe und bürgerlichen Unruhen in den Gemüthern ihren Wohnsitz nahm, nicht mehr dem beweglichen, raschen Leben, das durch die Handels= und Colonietthätigkeit in Schwung kam. Höchstens an großen Cultusfesten hatte das Volk Muße genug, den Erzählungen der Wandersänger zuzuhören, daher auch die Vorträge der Rhapsoden auf solche Gelegenheiten verwiesen wurden; für die Anliegen des Tages, für die Kämpfe und Genüsse der Gegenwart bedurfte man Dichter, die in der Mitte des handelnden Lebens standen und praktische Ziele verfolgten, die sich an den Freuden und Sorgen, an den Empfindungen und Bestrebungen, an den Thaten und Interessen der jüngeren Geschlechter, der lebenden Menschheit betheiligten. So entstand die neue lyrische Poesie, die nicht wie die ältere auf religiöse Hymnen, auf die Anrufungen der Götter sich beschränkte, die vielmehr alle Erscheinungen des Tages in ihr Bereich zog, allen Lebenszielen diente, allen Stimmungen und Empfindungen Töne und Worte gab, alle schlummernden Gefühle weckte und anregte, dem ganzen inneren Leben in seiner reichen Mannichfaltigkeit Form und Ausdruck verlieh. Bald war die Lyra Waffe und Kriegsdrommete, die, wie bei Kallīnos und Tyrtäos, zu Kampf und Heldenthaten anfeuerte; bald war, wie bei Solon und Theognis, der Dichterspruch der Träger der Lebensanschauungen, der politischen Meinungen und Parteizwecke. In der Hand des Archilŏchos und Hippōnax wurden die lyrischen Jamben zu spitzigen Pfeilen gegen die persönlichen Feinde, während bei Mimnermos und Alkäos der Gesang bald Kriegsmuth und Kampflust, bald, wie auch bei der Dichterin Sappho, feurige Liebe und heiteren Lebensgenuß ausströmte. Anăkreon galt dem gesammten Alterthum als der Sänger der Liebe, des Weines und jeder sinnlichen Lust. Nachdem durch Terpander die Tonkunst ausgebildet worden und zur ernsten, feierlichen Kithara sich die aufregende Flöte gesellt hatte, wurde durch Alkman und Stesichŏros der Chorgesang bei den Götterfesten eingeführt, den dann Pindar bei seinen herrlichen Siegesliedern zur Vollkommenheit brachte, indeß sein Zeitgenosse Simonĭdes durch kunstreiche Ueberschriften und Epigramme sich den größten Ruhm erwarb. Unter diesen Bestrebungen wurde die dichterische Form und Verskunst, die sich in den elegischen Distichen noch nahe an den heroischen Hexameter gehalten, mannichfaltiger und schwungreicher ausgebildet, bis sie in den strophischen Chorgesängen mit rhythmischen Bewegungen ihre höchste Vollendung erreichte. Diese Vervollkommnung der lyrischen Poesie führte auch nothwendig zur kunstreichen Ausbildung der Musik und Orchestik, da durch die Sitte der Griechen, die Feste der Götter durch Chorgesänge und rhythmische Tänze von Jünglingen und Jungfrauen zu verherrlichen, beide Künste aufs Innigste verbunden waren; und wie die lyrischen Formen und Versmaße sich immer mannichfaltiger und kunstvoller gestalteten, so erlangte auch die Orchestik stufenweise eine höhere Ausbildung, vom ernsten, taktmäßigen Umschreiten des flammenden Opferaltars bis zum mimischen und Waffen=Tanz (Pyrrhiche), worin die Thaten der Helden und Götter dargestellt wurden. Die hohe Bedeutung aber, die das Alterthum der Musik sowohl mit ihrer erhebenden und begeisternden, als mit ihrer sittigenden und bildenden Kraft beilegte (weshalb sie auch von den griechischen Gesetzgebern als Mittel der Veredlung empfohlen ward), berechtigt zu dem Schluß, daß die Hellenen

auch in dieser Kunst einen hohen Grad der Vollendung erreicht haben, so wenig wir auch die genauere Beschaffenheit derselben kennen. Bildeten doch Wettkämpfe im Gesang und Tonspiel einen wesentlichen Bestandtheil der Jugenderziehung in Sparta und Athen.

Die lyrische Poesie nach ihren Gattungen. Auch die lyrische Poesie nahm ihre Entstehung in den blühenden, durch Wohlstand, Freiheit und Bildung ausgezeichneten und durch glückliche Verhältnisse und ein herrliches Klima zur Freude und zum Lebensgenuß angeregten Colonien Kleinasiens. Sie zerfällt in drei Hauptgattungen, **elegische, iambische** und **melische**, und in mehrere Unterabtheilungen.

1) Die **elegische,** in Distichen gekleidete **Poesie** ist a) **politischer Art**, wie die Gedichte
Kallinos c. 730. des **Kallinos** von Ephesos, von dem man noch das Bruchstück einer kriegerischen Elegie besitzt, worin er in patriotischer Begeisterung seine Landsleute zum tapfern Kampfe gegen die Feinde auf-
Tyrtäos c. 680. muntert; wie **Tyrtäos** aus Attika, der den Spartanern im zweiten messenischen Kriege zu Hülfe geschickt ward (§. 77) und dessen angebliche Lahmheit eine allegorische Andeutung des elegischen
Solon 639—559. Versmaßes zu sein scheint; wie **Solon,** der athenische Weise, Dichter und Gesetzgeber, der durch seine Elegien seine Landsleute zur Wiedererlangung der Insel Salamis begeisterte, ein allseitig gebildeter, an Welt- und Menschenkenntniß reicher Mann, in dem Ernst und Heiterkeit, Phantasie und Verstand harmonisch gepaart waren. — b) Die **gnomische (Spruch-) Dichtung.** In
Theognis ?570—490. dieser Gattung zeichnete sich aus **Theognis,** Mitglied der durch die Demokraten gestürzten und ihrer Macht und Reichthümer beraubten dorischen Aristokratie in Megara. Verbannt oder flüchtig begab er sich nach Sicilien u. a. O. und erleichterte seine Brust durch seine elegischen Spruchgedichte, in denen er einen Jüngling ermahnt, an der alten Gesinnung, Zucht und Seelengröße der dorischen Adelsgeschlechter festzuhalten und die gemeinen, von schlechten Grundsätzen und selbstsüchtigen Motiven geleiteten Demokraten zu hassen und ihre Wege zu meiden. Die Excesse einer bis zur Gütertheilung und zum Communismus ausschweifenden Volksmasse, die nach dem Falle des Tyrannen Theagenes von Megara sich in wilder Zügellosigkeit an dem Gut und Leben der reicheren Bürger vergriff, mußte das Herz jedes Biedermannes mit Unwillen und Schmerz füllen.
Phokylides c. 550. **Phokylides** aus Milet, ein an moralischen Lehren und Sittensprüchen reicher Gnomendichter, ein scharfer Beobachter des menschlichen Treibens, welcher, durch Selbstbewußtsein und innere Würde gehoben, über die Welt eine strenge Kritik übt. Zur Gnomendichtung gehören auch die **Epigramme** (Ueberschriften), welche in wenigen Distichen einen neuen oder guten Gedanken, in der Folge gerne mit einer überraschenden Wendung, aussprechen. In dieser Gattung glänzte **Simonides von Keos,** besonders durch die berühmte Inschrift auf die Gefallenen in Thermopylä. Auch **Kritias,** das Haupt der Aristokratenpartei in Athen, hat sich als Elegiendichter
Mimnermos c. 600. ausgezeichnet. — c) Die **erotische** Dichtung wurde begründet durch **Mimnermos** aus Kolophon, in Smyrna ansässig, der in wehmüthigen und sehnsüchtigen Liedern, welche von **Flötenton** begleitet wurden, den Schmerz einer unglücklichen Liebe zu der Flötenspielerin Nanno in weichen, klagenden Tönen besingt und über das Alter klagt, das den Genuß der Schönheit und der Liebe tödtet. Wie sein Zeitgenosse **Alkäos,** dem er jedoch an Schwung und Kraftfülle nachsteht, sang auch Mimnermos nicht blos von Wein und Liebe, sondern auch von Krieg und Waffen, und mahnte die Smyrnäer zur Mannhaftigkeit, indem er ihnen die Thaten der Ahnen vorführte. Aber eine trübe Weltanschauung ist die vorherrschende Stimmung. Seine Klage über das Alter erregte den Widerspruch Solons. Nicht im sechzigsten, wie jener, sondern im achtzigsten will der lebensfrohe Athener hinscheiden. Seine Nachfolger sind **Antimächos** und **Hermesiänax** aus Kolophon, jener ein Freund Platons, der sich auch über seine Elegie auf seine Geliebte **Lyde** beifällig geäußert haben soll, während sein verlorenes großes Epos **Thebais** an Weitschweifigkeit litt und der Frische und Anmuth entbehrte, der letztere ein Zeitgenosse Alexanders.

Archilochos ?730—660. 2) Die **iambische Dichtung.** Als Erfinder dieser Gattung gilt **Archilochos** aus einer angesehenen, aber verarmten Familie zu Paros. Anfangs ein Hymnensänger, der die Götter seiner Insel, Demeter und Dionysos, in Lobliedern pries, wurde er durch heftige Liebe zu Neobule, des Lykambes Tochter, zur erotischen Poesie geführt, bis ihn die Verschmähung seiner Liebe zu den heftigen Jamben reizte, durch die er seinen Ruhm begründete. Es wurde ein Sprichwort in Griechenland, einem Spötter zuzurufen: „Du plünderst den Archilochos"! Die durch Anwendung neuer Versarten gehobene Kraft seiner Spottgedichte wird durch die Sage bezeichnet, daß die ganze Familie des Lykambes, von seinen Satiren verfolgt, in solche Verzweiflung gerathen sei, daß sich

Vater und Tochter selbst den Tod gegeben. Archilochos führte ein bewegtes Leben, theils in Griechenland und auf den Inseln (Thasos), theils in Italien, bis er nach Paros zurückgekehrt im tapfern Kampfe gegen die Naxier fiel. Sein Leben, unruhig und von Noth zerrissen, war getheilt zwischen den Mühseligkeiten des kriegerischen Berufs („In der Lanze ist mein Brot mir geknetet, auf den Speer gestützt trinke ich den Wein") und dem meisterhaften Dienste der Poesie. „In diesem vielbegabten Manne flossen die verschiedensten Stimmungen zusammen und erregten einen eigenthümlichen Wechsel der Leidenschaften." Wie von Archilochos wird auch von seinem Nachfolger **Hippōnax** aus Ephesos, dem Erfinder des lahmen Jambos (Choliambos, einer verzerrten metrischen Form durch Verwandlung des letzten Fußes in einen Spondeus), berichtet, daß er zwei Bildhauer von Chios, Bupalos und Athenis, die seine häßliche Gesichtsbildung und seinen ungestalteten Körper an einer Bildsäule des Dichters mit schadenfrohem Hohn übertrieben dargestellt, mit seinen Spottgedichten zum Selbstmorde gebracht habe. Noth und Verfolgung machten ihn mürrisch und bitter. Simonides aus Samos, auch wegen seiner Auswanderung nach Amorgos der Amorginer genannt, verfaßte unter andern ein Gedicht über die Frauen, von dem wir noch ein Bruchstück besitzen. „Seine Gesinnungen und Ansichten, wiewohl auf ernste Sittlichkeit gegründet, verrathen einen herben, fast mürrischen Beobachter des menschlichen Treibens, dessen Schattenseiten ihn tiefer als die heitern Neigungen des ionischen Sinnes müssen berührt haben." Bei Simonides geht die iambische Schärfe in die gemäßigte Satire über, welche nicht die Gebrechen und Fehler Einzelner, sondern die Schwächen und Laster ganzer Klassen, der ganzen Gesellschaft geißelt. — Zu dieser Gattung gehört auch die in Jamben geschriebene **Thierfabel**, die nach ihrem angeblichen Erfinder, dem phrygischen Sklaven **Aesop**, die äsopische Fabel genannt wird. Aesops Lebensgeschicke sind unbekannt und gehören größtentheils selbst dem Fabelgebiet an. Er soll von kleiner, verwachsener Gestalt gewesen sein, bei verschiedenen Herren, namentlich bei Jadmon von Samos, als Sklave gedient haben und endlich von den Delphiern, die er durch seine Spottfabeln beleidigt, angeblich weil er eine goldene Schale aus dem Tempel entwendet, von einem Felsen herabgestürzt worden sein. Die unter seinem Namen bekannten Fabeln in Choliamben rühren von Babrios (2. Jahrh. v. Chr.) her, der sie zur Zeit des achäischen Bundes, oder, wie Andere meinen, unter Augustus nach ältern Sammlungen geordnet und bearbeitet hat. Dem Inhalt nach muß die aus dem Morgenlande stammende Fabel der didaktischen Poesie beigeordnet werden, da die Lehre der Hauptzweck der kurzen, an das Naturleben besonders der thierischen Welt geknüpften Erzählung ist.

Hipponax c. 540.

Simonides von Samos c. 640.

Aesopos c. 560.

3) Die **melische Poesie** oder Lyrik im engern Sinn war aufs Innigste mit Musik und Tanz verbunden. Mannichfaltigkeit des Versmaßes, strophische Abtheilungen und ein zu Gesang und Chorreigen geeigneter Rhythmus sind wesentliche Eigenschaften dieser Gattung. Die von den Doriern im Peloponnes und auf Sicilien ausgebildete **dorische Lyrik** stand hauptsächlich mit dem Cultus des dorischen Apollon in Verbindung, zu dessen Festen Lobgesänge (**Päane**) in Verbindung mit Chortänzen und Hymnen angestimmt wurden. Unter den dorischen Dichtern steht **Alkman** aus Sardes, aber in Sparta zuerst als Sklave, dann als Freigelassener wohnhaft, oben an; in seinen Hymnen, Päanen und Jungfrauenchören (Parthenien), worin sich das bürgerliche und sittliche Leben des Spartaners abspiegelt, lag der Hauptvorzug in der malerischen Anschaulichkeit seiner Schilderungen. Wenn auch einige seiner Chorlieder religiösen Inhalts waren oder die spartanische Tugend priesen, so besang er doch vorzugsweise Liebe und Wein und eine reich besetzte Tafel, und beklagte das Alter, das diese Genüsse nicht zulasse. Seine Virtuosität war die Flötenmusik. Einige Zeit nach ihm blühte **Stesichŏros** aus Himĕra in Sicilien, ein fruchtbarer, vielgefeierter Dichter, der epische Stoffe (Heroensagen) in lyrische Form geschickt zu kleiden verstand. — Am vollendetsten erscheint die melische Poesie bei den **Aeoliern** in Kleinasien, wo sie weniger an den öffentlichen Cultus als an das gesellige Leben geknüpft war. Die äolischen Lyriker „kehrten die Innerlichkeit des Gemüths heraus und machten das Melos zum Tummelplatz ihrer Gefühle und Erfahrungen; sie schufen zuerst einen Ausdruck für die geheimsten Regungen des Herzens, verwebten die Objecte der melischen Dichtung in ein seelenvolles Gemälde bewegter Persönlichkeit; dort offenbarten sich Lust und Schmerz, besonders aber die Leidenschaft der Liebe und die Kämpfe des bürgerlichen Gemeinwesens in glänzendem Farbenspiel". Unter ihnen zeichneten sich aus: **Alkäos** aus Mytilēne, der als Vorkämpfer der edlen Geschlechter seiner Vaterstadt gegen die Demokratie und Tyrannis mit Leier und Schwert zu Felde zog. Als Gegner von Pittakos, dem patriotischen und edlen Beherrscher von Lesbos, mußte er eine Zeitlang die Heimath meiden, bis er, mit diesem versöhnt, wieder zurückkehren durfte. Sinnliche Leidenschaft bildet den Mittelpunkt seiner Gedichte,

Alkman c. 612.

Stesichoros c. 600.

Alkäos c. 610.

die bald Kämpfe und Mißgeschicke der Verbannung, bald behagliche Freuden beim Genuß des Sappho c. 590. Weins und der Liebe besingen. **Sappho** aus Mytilene, eine begeisterte Sängerin der Liebe, die mit Unrecht in den Ruf der Wollust und eines sittenlosen Lebens gekommen ist. Die Sage, daß sie aus Liebesgram zu dem schönen Jüngling Phaon sich über die „leukadischen Felsen" ins Meer gestürzt, scheint ihren Ursprung in einem mißverstandenen bildlichen Ausdruck von der seelenreinigenden Kraft des leukadischen Apollon zu haben. Von jenem rührt das **alkäische**, von dieser das Ibykos c. 528. **sapphische Versmaß** her. **Ibykos** aus Rhegium lebte lange am Hofe des Polykrates von Samos und soll durch Räuberhand umgekommen sein („die Kraniche des Ibycus"); er ahmte in den mythischen Gesängen seinen Landsmann Stesichoros nach und besang dabei der Liebe Leid und Anakreon 559–478. Lust mit äolischem Feuer und der Gluth einer ungestümen Leidenschaft. Auch **Anakreon** aus Teos lebte zuerst an dem glänzenden Hof des Polykrates von Samos, bis er einem Ruf des Peisistratiden Hipparchos nach Athen folgte. Er gilt als Muster der erotischen Poesie, da unter seinen zahlreichen Gedichten die Lieder auf die Liebe und die Freuden der Gesellschaft den breitesten Raum einnehmen. Als heiterer Welt- und Lebemann preist er in seinen durch edle Sprache, schöne Form und Mannichfaltigkeit des Versbaues ausgezeichneten Gedichten Lebensgenuß, Frohsinn und Liebe. Anakreons echte Gedichte sind von seinen Nachahmern fast ganz aufgelöst und vernichtet worden, die noch vorhandenen anakreontischen Lieder, worin ein lebenslustiger Greis im grauen Haar mit jugendlichem Frohsinn für Wein und Liebe schwärmt, sind aus späterer Zeit. Die vollendetsten lyrischen Gedichte sind von Simonides und Pindar, Simonides 556–468. die mit einander um die Siegespalme der Dichtkunst wetteiferten. **Simonides** von Keos lebte eine Zeitlang zu Athen in dem durch Hipparch versammelten Dichterkreise, begab sich dann nach Thessalien, wo er um Sold die reichen Herrscherhäuser der Aleuaden u. A. feierte und sich den Vorwurf eines Fürstenschmeichlers und Schmarotzers zuzog, wiewohl er hie und da auf die feinste Weise den Machthabern auch die Wahrheit zu sagen pflegte. Die schwungvolle Zeit der Perserkriege, denen er manches treffliche Gedicht widmete, verlebte er wieder in Athen, im Umgang mit Themistokles, und begab sich dann an den Hof des Tyrannen Hieron von Syrakus, wo er als gekrönter Sieger in vielen poetischen Wettkämpfen fast neunzigjährig starb. So sehr das ganze Alterthum sein Dichtertalent anerkannte und ehrte, so scharf rügte man seine Erwerbsucht und seinen Geiz; doch tragen seine Gedichte nirgends die Spuren der Käuflichkeit. Simonides war ein gewandter Weltmann; „auf dem Schauplatz der weitesten griechischen Gesellschaft, der ihm eine Fülle der Erfahrung bot, bewegte er sich mit Sicherheit und feinem Takte; seine Lebensklugheit wußte jedes Verhältniß zu beherrschen, und ein heller Verstand, durch Witz und scharfsinnige Rede unterstützt, ließ ihn überall die rechte Mittelstraße gewahr werden." Seine Dichtungen sind mannichfaltiger Art und durch Glätte, Zartheit der Empfindung und Eleganz ausgezeichnet, auch sind sie nicht ohne Kraft, wenn sie gleich Pindars erhabenen Schwung nicht erreichen. Sein Neffe Bakchylides. Bakchylides versuchte sich auf gleicher Bahn, gelangte aber nicht zu dem Ruhme des Oheims. Pindar 518–441. **Pindar**, der Böotier, aus Kynoskephalä bei Theben, der gepriesenste lyrische Nationaldichter der Griechen, der von den demokratischen Städten nicht minder gesucht und geehrt ward, als von den Fürstenhöfen und den reichen Adelsfamilien. Der Umstand, daß er die meisten seiner Gedichte auf Bestellung und um Lohn ausarbeitete, schadete seinem Charakter und seiner Ehre keineswegs, da er sich nie zum Schmeichler herabwürdigte und bei seinen Gelegenheitsgedichten immer solche Seiten hervorzukehren wußte, die den wahren Dichter zu begeistern im Stande waren. Pindar glänzte in allen Gattungen der lyrischen Poesie, vom feierlichen Päan und schwärmenden Dithyramb bis zu den fröhlichen Tischliedern (Skolien); doch sind seine Siegeslieder (Epinikien), zur Verherrlichung der in den großen Nationalspielen zu Olympia, Delphi u. a. O. gekrönten Sieger, die Perlen seiner Poesie. Die Siegeshymnen „wurden entweder auf dem Kampfplatz beim Festzuge, oder bei dem auf die Wettspiele folgenden Festgelage (Komos), oder bei Einholung eines Siegers, oder beim Einzuge desselben in seine Vaterstadt, oder bei einem deshalb angestellten Dankfeste im Tempel oder bei spätern Erinnerungsfesten von einem Chor gesungen. In diesen Hymnen brachte er immer den Ruhm des Siegers in Zusammenhang mit dem Zustand und der Vergangenheit des Stammes und Staates, aus dem er hervorgegangen, und ermahnte stets, das errungene Glück würdig zu tragen und zu nutzen, oder die bewiesene Tüchtigkeit auch durch andere Tugenden, besonders durch Frömmigkeit, zu erhöhen;" denn „sein innerlichstes Element war Frömmigkeit und religiöse Bildung, worauf die heitere Seelenruhe dieses Melikers, die Festigkeit des Charakters und die Klarheit seines Blickes ruhen".

Seine schwungvolle Phantasie, die ihn oft zu den kühnsten Bildern und Gleichnissen führt, seine sentenzreiche, feierliche Sprache, seine raschen, unverhofften Uebergänge machen seine Gedichte oft dunkel und unverständlich, daher schon im Alterthume Commentare dazu geschrieben wurden. — Außer Sappho zeichneten sich noch mehrere Frauen als Dichterinnen aus, darunter **Korinna** aus Tanagra in Böotien, eine durch Geist und Schönheit hervorragende Frau, die mit ihrem Landsmann Pindar in Verkehr gestanden und mit ihm in öffentlichen Wettkämpfen gestritten hat. — Die schwungvollste Gattung der Lyrik ist der mit dem Dionyscult verbundene **Dithyrambos**, worin eine bis zur Schwärmerei gesteigerte Begeisterung herrscht. In dieser Gattung zeichnete sich der durch die Sage gefeierte Lesbier **Arion**, Perianders Freund, aus (§. 82), der diesem bakchischen Festliede ein kunst- und würdevolles Gepräge verlieh, indem er es durch Chöre, die den brennenden Opferaltar umkreisten, absingen ließ.

Korinna.

Arion c. 600.

Die griechische Musik. Als Schöpfer der griechischen Musik wird **Terpander** aus Lesbos genannt, der in Sparta und andern griechischen Städten den Preis in den musikalischen Kämpfen davontrug und die viersaitige Kithara zu einer siebensaitigen (Heptachord) mit dem Umfang einer Octave umschuf, wodurch er in Stand gesetzt war, den künstlicheren Maßen des Hymnos musikalisch zu folgen und in den Chorgesängen zu mannichfaltigeren Strophen überzugehen. Wahrscheinlich bestimmte er auch das Verhältniß der Tonarten oder Harmonien, deren es anfangs drei gab: die ernste, feierliche dorische, die rauschende, in Begeisterung und Schwärmerei setzende phrygische und die durch ihre Weichheit zur Sanftmuth stimmende lydische, zu denen später noch die ionische mit einem weichlichen und die äolische mit einem leidenschaftlichen und lebhaften Charakter trat. In Sparta wurde Terpanders ernster Stil durch die Ephoren beim Cultus stets festgehalten. Auch blieb man dort bei der siebensaitigen Kithara. Als Phrynis von Lesbos, „welcher zuerst die strengen Regeln des alten Tonsatzes verließ, dem Citherspiel neben der Poesie eine unabhängigere Bewegung einräumte, auf glänzende Finger- und Stimmfertigkeit mehr Gewicht legte", mit einer neunsaitigen Cither in Sparta auftrat, schnitten ihm die Ephoren zwei ab. „Was Phrynis begonnen, setzte Timotheos fort, des Thersandros Sohn, ein glänzend begabter Mann, der von Milet nach Hellas herüberkam, um an Stelle der veralteten Gesangskunst die neue Musik mit ihren neuen Instrumenten und Weisen daselbst einzubürgern." Aber auch er stieß bei den conservativen Spartanern auf Widerstand. Die Reinheit der Tonkunst war hier durch Religion, Sitte und Gesetz festgehalten. Erst nach dem peloponnesischen Krieg erlangte die neue Kunstrichtung die Oberhand. — Als Erfinder der Flöte und des enharmonischen Tongeschlechts galt der Phrygier **Olympos**, von dessen Lebensgeschichte wenig bekannt ist. Einen feierlich-erhabenen, für die „sittigende Beruhigung verstörter Gemüther" geeigneten Charakter erhielt die griechische Musik durch **Thaletas** von Gortyna auf Kreta, dem Vaterlande des Waffentanzes. Sein Ruhm war so verbreitet, daß er zur Herstellung des innern Friedens nach Sparta berufen ward.

Terpander c. 676.

Thaletas c. 620.

§. 86. Die älteste Philosophie der Griechen. „Wenn das menschliche Bewußtsein erwacht, so fängt die Seele an, aus dem Zustand ihrer wirr durch einander laufenden Empfindungen und Vorstellungen sich zur Besinnung herauszuarbeiten, und dieses „Sich-Besinnen" ist der Anfang des Philosophirens, durch welches der Mensch sich sowohl über die Dinge und Verhältnisse außer sich, als auch über die Regungen und Zustände in sich ins Klare setzen will." Bei diesem Erwachen wandte sich der menschliche Geist zunächst der äußern Welt der Erscheinung zu und erprobte seine jugendliche Kraft an der Erforschung der Natur. Während sich aber dabei der contemplative Morgenländer mit seinem ganzen „Sinnen" in die Natur vertiefte, an die sein Religionswesen geknüpft war und von der sich sein Geist nicht als Gegensatz zu trennen vermochte, erhob sich der bewegliche Hellene über dieselbe und suchte sie zu durchdringen und zu bewältigen. Die älteste Philosophie der Griechen ist daher Naturphilosophie, indem ihr Streben darauf hinausging, in der Vielheit der erscheinenden Welt die Einheit und im ewigen Wechsel das Beständige (Stabile) zu ergründen. Dabei machten sich zwei Richtungen geltend: die physische Anschauungsweise der ionischen Philosophie, welche die Welt in ihrer sinnlichen Erscheinung auffaßte und nach dem Urgrund der Dinge forschte, und die ethische der dorisch-pythagoreischen Schule in Unteritalien, die nach den innern Gründen der Weltentwickelung fragte, „wie Gesetz und Harmonie nach sittlicher

Bestimmung des Guten und des Bösen in den Gründen der Welt liege". Eine dritte Richtung nahm die philosophische Forschung bei den Eleaten (zu Elĕa in Unteritalien), die den Begriff des Seins und der Einheit als oberstes Princip hinstellten und Gott und Welt als Eins erfaßten. Wie jene beiden die physische und ethische Seite der Philosophie ausbildeten, so die eleatische die dialektische oder logische. Wie die epische und lyrische Poesie nahm auch die Philosophie ihre Entstehung in Jonien, aber in einer Zeit der untergehenden Freiheit. Verstimmt über die zunehmende politische Verwirrung ihres Vaterlandes, welche allmählich die sinkenden Staaten der persischen Oberherrschaft zuführte, flüchteten sich diese „Naturweisen" in das Reich der Gedanken und schöpften aus den Betrachtungen über das ewige Werden und Vergehen der Erscheinungswelt die wehmuthsvolle Ergebung in den Gang der Naturnothwendigkeit.

§. 87. 1. Die ionische Philosophenschule stellte sich die Aufgabe, die Erscheinungen in der Natur aus den Kräften und Eigenschaften des Stoffes selbst zu erklären und alle Erfahrungen und Beobachtungen in gewisse große Ergebnisse über die Natur der Dinge zusammenzudrängen. Dabei schlug sie einen doppelten Weg ein, einen dynamischen, indem sie einen einzigen, allen Dingen zu Grunde liegenden Urstoff annahm, aus dem sich vermittelst Verdichtung und Verdünnung die erscheinende Welt entwickele und gestalte, so daß, was in der Natur werde, aus einer Veränderung dieses Urstoffs zu erklären sei, und einen mechanischen, indem man alle Dinge in einer bleibenden Urmaterie enthalten sein und sich vermittelst eines Auseinander- und Zusammengehens bilden ließ; so daß man „kein eigentliches Werden, keine Veränderung der Beschaffenheit annahm, sondern Alles erklären wollte aus der Veränderung der äußern Verhältnisse im Raum". Zu der erstern Schule gehören: Thales, der das Wasser, Anaximĕnes und Diogĕnes von Apollonia, welche die Luft, Herakleitos, der das Feuer und Pherekȳdes, der den Aether und die Erde als Urprinzip aufstellte; zu der andern gehören: Demokrĭtos, Leukippos und Anaxagŏras, welche die Welt aus einer Verbindung einfacher, untheilbarer Grundbestandtheile entstehen lassen, welche die beiden erstern als Atome, der letztere als Homöomerien bezeichnete.

Thales 636–546. a) Dynamische Physiker. **Thales** von Milet, ein als Staatsmann, Astronom und Weltweiser hochgeachteter Mann, den das Alterthum den sieben Weisen beizählte (§. 80), galt als Schöpfer der ionischen Philosophenschule durch den Grundsatz, „daß die Welt sich hervorbilde aus einem unvollkommenen Samenzustande, welcher feuchter Natur oder Wasser sei". Eingeweiht in die von den Babyloniern und Aegyptern ausgebildete Himmelskunde, sagte Thales den Hellenen zuerst eine Sonnenfinsterniß voraus, welche nach Einigen auf den 28. Mai 585 v. Chr., nach Andern auf den 30. September des J. 610 fiel. Er wußte demnach, daß der Mond sein Licht von der Sonne erhalte und in seinem Lauf um dieselbe die Sonnenbahn durchschneide. Auch setzte er das Jahr auf 365 Tage fest. Die Götter des Himmels und der Erde, von denen Dichtkunst und Volksglaube so viel zu erzählen wußten, wurden von Thales in das Reich der Fabeln verwiesen; das Göttliche, das er im Weltall erblickte, war nur die bewegende und treibende Kraft der Dinge, die er im Gegensatz zu der Materie als Seele bezeichnete, aber aller Persönlichkeit entkleidete. Sein göttliches Wesen war nur das der Welt inwohnende gestaltlose Lebensprincip. — Anaximenes 570–500. Sein Landsmann **Anaximĕnes** beachtete mehr die dem Urstoffe inwohnende Seelenthätigkeit und stellte als Grundprincip die Luft auf, die sich im Windszuge als selbstbewegende Kraft, im Athem als Ursache des Lebens kund gebe, folglich die Seele der Welt, die Ursache des Lebens sei. Diogenes von Apollonia c. 480. Damit stimmt im Wesentlichen **Diogĕnes von Apollonia** überein, der diese Luft als lebenschaffenden Geist dachte. Pherekydes c. 544 **Pherekȳdes** von Syros setzte ein thätiges Princip, den Aether, und ein leidendes, die Erde, beide verbunden durch die Zeit, in der sich Alles bilde. Herakleitos c. 500. **Herakleitos** aus Ephesos, ein vornehmer, aristokratisch gesinnter Mann, von einem düstern, zur Melancholie hinneigenden Temperamente, der auf die Menge mit Verachtung herabsah, entwickelte in einer dunkeln Schrift ein nicht auf Erfahrung (Empirie), sondern auf Speculation aufgebautes System, worin er als Urstoff und Quelle des physischen und geistigen Lebens das Feuer aufstellte, dabei aber lehrte, daß Alles einem ewigen Wechsel unterworfen sei, über dem ein unwandelbares Fatum (Heimarmĕne) walte, daher der Mensch nach Gleichmuth und Seelenfrieden streben müsse. Wie Thales riß sich auch Heraklit „mit kühner Freidenkerei" von dem ganzen Religionscultus der Griechen los.

b) Mechanische Physiker. **Anaximander** von Milet, Thales' Schüler und Freund, leitete das Weltall aus einem reinen unbestimmten Urstoff her, der unbegrenzt und unvergänglich die Kraft der Bewegung und Entwickelung in sich trage und durch Verbinden und Scheiden der inwohnenden Qualitäten und Elemente alle Dinge hervorbringe. Zugleich verkündigte er die Kugelgestalt der Erde, erfand die Sonnenuhr und eine aus Erz gefertigte Landkarte und berechnete die Größe und Entfernung der Himmelskörper. Da man aber bei Anaximander vergeblich nach der Ursache dieser Bewegung forschte, so stellten **Leukippos** und **Demokritos** aus Abdēra (ein kenntnißreicher, gelehrter und durch große Reisen gebildeter Mann) einen leeren Weltraum und einfache, untheilbare Urkörper, die darin vermöge der Naturgesetze in ewiger Bewegung sich befänden, als Urprincipe auf und wurden dadurch die Schöpfer der **Atomenlehre**. Durch die abwechselnde Verbindung und Ablösung dieser Atome, die von verschiedener Beschaffenheit gedacht wurden, und wovon die runden Feueratome die Weltseele bildeten, entsteht die Sinnenwelt, die daher nur Schein und Trug sei; deshalb empfahl auch der lachende Demokrit, gleich seinem Gegenfüßler, dem weinenden Heraklit, Seelenruhe und Gleichmuth im Wechsel. — Diese Lehre kam durch **Anaxagŏras** von Klazomĕnä nach Athen, wo dieser kenntniß- und erfahrungsreiche Philosoph den größten Theil seines Lebens als Perikles' Freund zubrachte, bis er von dessen Gegnern als Gottesleugner zur Flucht nach Kleinasien gezwungen wurde. Anaxagoras änderte Demokrits Lehre dahin ab, daß er den Atomen (Homöomereien) bestimmte Eigenschaften beilegte, und die erste Bewegung der Urkörper nicht von ihnen selbst, sondern von einer höchsten Vernunft (Nūs) ausgehen ließ, welche, „obwohl von der Materie gesondert, doch in sie Leben, Bewegung und Ordnung gebracht habe und dabei Allwissenheit, Macht und Freiheit besitze". Um das Hervorgehen eines Dinges aus einem andern zu erklären, nahm er an, daß in allen Dingen etwas von allen andern enthalten sei und die besondere Gestalt der einzelnen Körper auf dem vorwiegenden Bestandtheil beruhe.

Anaximander 610—532.
Demokrit 460—370
Anaxagoras 500—428.

2. Die (dorisch-)italische Philosophie.

§. 88. a) Die pythagoreische Schule. Die pythagoreische Philosophie, eine Lehre, welche die Welt, den Menschen und den Staat gleichmäßig umfaßte, rührt ihren Grundzügen nach von ihrem Gründer Pythagŏras her, der zuerst den Namen Weiser (Sophós) mit dem eines Weisheitsfreundes (Philósophos) vertauschte und als Stifter des pythagoreischen Bundes, als Erfinder des nach ihm benannten mathematischen Lehrsatzes und als hervorragende politische und moralische Persönlichkeit im ganzen Alterthum in höchster Verehrung stand; aber die Ausbildung der Lehre gehört seinen Jüngern an. Die Pythagoreer führten Alles auf Zahl und Maß zurück, indem sie „in Figuren und Zahlen ein tiefes Geheimniß ahnten". Sie trugen ihre Lehren in mathematischen Formen vor, denn „in den Zahlenverhältnissen erkannten sie das Wesen der Dinge und aus Zahlenverbindungen erklärten sie sich die Entstehung der Dinge". Die Welt war ihnen ein harmonisch geordnetes Ganze aus zehn Sphären bestehend, die sich in regelmäßigen Bewegungen um das Centrum oder die Einheit, d. i. Gott, den Urgrund aller Vollkommenheiten, bewegen. Als Centralfeuer ist ihnen die Einheit auch Princip der Wärme und des Lebens und durchdringt alles Bestehende, weshalb sie auch Sterne, Götter, Geister, Menschen, Thiere in beziehungsweise Verwandtschaft zu Gott setzen. Ein Ausfluß des Centralfeuers oder der Gottheit ist ihnen die menschliche Seele, die nach dem Tode des Leibes zu ihrer Läuterung durch verschiedene Körper zu wandern habe, bis sie wieder in den menschlichen Leib zurückkehren könne. Die Aufgabe des sittlichen Lebens sei die harmonische Einheit, diese werde durch das Streben nach Weisheit, durch Gebet, Gesang, Wissenschaft (Mathematik) und einfache, nüchterne Lebensweise am sichersten erreicht, vollkommen aber wohne sie nur bei den Göttern, denen wir als unsern Führern nacheifern müßten. Unter den Tugenden stehe oben an die Gerechtigkeit, für die der Spruch gelte: „Thue nicht, was du nicht willst, daß Andere thun"! Eine poetische Ansicht war die Lehre von der Harmonie der Sphären, die durch die schwingende Bewegung der in regelmäßigen Zwischenräumen sich drehenden Himmelskörper erzeugt werde.

Pythagoras, geboren um das Jahr 580 v. Chr. auf der Insel Samos, war ein durch Vorzüge des Körpers und Geistes ausgezeichneter Mann, dessen Leben in mythisches und mystisches Dunkel gehüllt ist. Nachdem er seinen Geist an Mathematik, Geometrie und Musik ge-

Pythagoras 580—500.

stärkt und dann auf großen Reisen nach Griechenland, Kreta und Aegypten (wo er in die Weisheit der Priester eingeweiht worden sein soll) die Sitten und Einrichtungen der gebildetsten Völker kennen gelernt, verließ er Samos, wo unter der Herrschaft des Tyrannen *Polykrates* für seine Ideen kein Raum war, und begab sich nach der griechischen Pflanzstadt *Kroton* in Unteritalien, wo eine in Ringschulen gekräftigte und von Ehrgefühl und Thatenlust gehobene Bürgerschaft bisher dem Eindringen des Luxus, der Ueppigkeit und Wollust erfolgreich widerstanden hatte. Hier unter einer einfachen, sittlich strengen und für höhere Güter empfänglichen Bevölkerung erwarb er sich durch seine tiefe Weisheit, durch seinen reinen Wandel, durch seine Mäßigkeit, die sich an Honig, Pflanzen und Brot genügen ließ, und durch das Bedeutsame seiner äußern priesterlichen Erscheinung bald viele Zuhörer, Anhänger und Freunde, mit denen er den **pythagoreischen Bund** gründete, der bald große Bedeutung für das Staatswesen gewann, so daß in Kroton selbst ein aus Gliedern dieses Bundes bestehender aristokratischer *Rath der Dreihundert* das Regiment bekam und in Lokri, Metapont, Tarent u. a. O. die Pythagoreer den Staatseinrichtungen ein aristokratisches Gepräge zu geben vermochten. Sie suchten die Herrschaft des Geistes, die Aristokratie der Intelligenz den Gebrechen des Geschlechter- und Volksregiments entgegen zu stellen und zugleich durch höhere Einsicht, Bildung und thatkräftige Gesinnung den Andrang der Demokratie abzuwehren. Während der zwanzig Jahre ihrer Herrschaft (530—510) wurden diese Städte blühend durch Sitte, Ordnung, Frieden und Handelsverkehr. — Der pythagoreische Bund zerfiel in zwei Klassen, in *Esoteriker*, die mit den geheimsten Lehren und höchsten Zwecken des Bundes vertraut waren, und in *Exoteriker*, die sich äußerlich so lange an den Bund hielten, bis sie würdig befunden wurden, durch die Weihe in die Genossenschaft aufgenommen zu werden. Dieser Aufnahme ging eine strenge Prüfung ihres Lebens und Charakters voran, während welcher Zeit die Schüler zum Schweigen, zu Fleiß und Gehorsam und zu ascetischen Uebungen verpflichtet waren. Die Mitglieder führten eine geregelte, mäßige und sittlich-strenge Lebensweise; sie hatten gemeinschaftliche Uebungen des Leibes und Geistes, gemeinschaftliche Mahlzeiten ohne Wein und Fleischspeisen, besondere Tracht, geheime Religionsversammlungen und symbolische Sprüche und Erkennungszeichen; ob auch *Gütergemeinschaft*, ist zweifelhaft. Ihrem Lehrer, in dessen „goldenen Sprüchen" sich die meisten Lebensregeln des Bundes befinden mochten, waren die Mitglieder so ehrfurchtsvoll ergeben, daß die Versicherung: „Er hat es gesagt"! als untrügliches Zeichen der Wahrheit galt. Als durchlaufender, verbindender Faden des Ordens ist die *religiöse Gesinnung* anzusehen, die sie durch Prunkaufzüge und Festlichkeiten zu Ehren Apollo's auch äußerlich kund gaben; Hauptgegenstände des *wissenschaftlichen Strebens* aber waren *Mathematik* und *Musik*. Auch die Heilkunde pflegten sie und auf körperliche Uebung in den Ringschulen legten sie großen Werth. — Die hohe Macht des pythagoreischen Bundes erregte bald den Neid der Demokraten, die von den „Ordensbrüdern" mit großer Verachtung behandelt wurden. Sagte doch Pythagoras selbst: „Thue, was du für edel hältst, auch auf die Gefahr der Verbannung hin; denn der Haufe ist ein schlechter Beurtheiler des Edlen. Deshalb verachte sein Lob, verachte seinen Tadel! Die Brüder ehre wie die Götter, die übrigen Menschen halte für eine werthlose Menge. Mit den Bohnen (den Demokraten) führe immerdar Krieg!" Die Krotoniaten,
510. von den allen Tyrannen feindlich gesinnten Pythagoreern beherrscht, fingen einen Krieg mit den verweichlichten Sybariten an, wo ein Tyrann das Regiment führte. Nach Zerstörung der Stadt entstand aber ein Streit zwischen der von dem sittenlosen ehrgeizigen Kylon angeführten Volkspartei und dem Bunde über die Vertheilung der Beute und der eroberten Feldmark, wobei das Haus ihres Führers *Milon* gestürmt, die meisten Glieder des Bundes getödtet, ihr Verein gesprengt, ihre Güter unter die Demokraten vertheilt wurden. Nach einer schweren Zeit der Zügellosigkeit, die nunmehr unter der frechen Volksherrschaft in Kroton eintrat, wurde endlich unter Vermittelung der achäischen Mutterstadt eine Vereinbarung auf Grund eines lockeren Bundes bewirkt, dessen religiöser Mittelpunkt der Tempel des Zeus Homorios des „Grenzwächters" bildete. Aber eine sittliche Verwilderung und politische Schwäche blieb zurück. Pythagoras selbst soll im achtzigsten Jahre in Metapont gestorben sein. Trotz großer Verfolgungen, die nunmehr über die Pythagoreer ergingen, erhielt sich ihre Schule doch noch Jahrhunderte hindurch. Die bekanntesten Meister der späteren Zeit waren *Philolāos* und *Archȳtas*, die Zeitgenossen des Sokrates. Die Neigung der Menschen zum Geheimnißvollen und Wunderbaren führte dem Orden zu allen Zeiten Genossen zu.

§. 89. b) Die eleatische Schule. „Während die ionische und pythagoreische Philosophie das sinnlich Wahrnehmbare aus dem Unsichtbaren und Ewigen kommend und in ihm bestehend ergriff, erklärte Xenophänes aus Kolophon, der Stifter der eleatischen Schule, die Welt selbst als das Ewige und Unveränderliche, und wurde dadurch der Vater des Pantheismus, d. i. der Lehre, welche Gott und Welt als Eins nimmt. (Xenophanes 572—478.) Durch seine Behauptung, daß es nicht eine Vielheit unveränderlicher Dinge, sondern nur Ein Unveränderliches, nämlich das All, gebe und daß dieses Ein' und All Gott sei, trat er zwar auf das Entschiedenste der Vielgötterei entgegen, machte aber das Universum zum Gott und sagte von diesem aus, er sei weder endlich noch unendlich, weder beweglich noch unbeweglich, dennoch Alles vorstellend und Alles vermögend, durchaus sich selbst gleich und seine vollendetste Form die Kugelgestalt". Er und seine Schüler Parmenides, Empedokles aus Agrigent, Zenon u. A., gleich ihrem Meister mit dichterischen Gaben ausgerüstet, ließen nur die menschliche Vernunft, über deren Mangelhaftigkeit sie jedoch nicht aufhören zu klagen, als Erkenntnißquelle der Wahrheit gelten. (Parmenides c. 504 Zenon c. 460.) — Die Eleaten nahmen zuerst die vier Elemente, Wasser, Luft, Feuer, Erde, als Urstoffe der Welt an, die aber nur unter der Form der Einheit begriffen werden könnten, und bildeten durch die Kunst der Dialektik die erst im Keime vorhandene Weltweisheit zu einem philosophischen System sinn- und gedankenvoller Lehren aus. In dem Gedicht von der Natur nimmt Empedokles (von dessen wunderbarem Selbstmord im Aetna das Alterthum mancherlei Sagen hatte) eine auf den genannten vier Urstoffen beruhende Weltordnung an und ergeht sich in den wehmüthigsten Klagen über die Beschränktheit und den Unbestand der menschlichen Dinge und Kenntnisse. (Empedokles 492—432.) Ohne gerade der Schule der Eleaten anzugehören, suchte Empedokles das Princip des Heraklit (das Werden) mit dem der Eleaten (dem Sein) zu verbinden.

§. 90. Die älteste Geschichtschreibung der Griechen. Als die Heldensagen, aus denen die epischen Dichter nach Homer (§. 71) vorzugsweise ihre Stoffe nahmen, erschöpft waren, fingen die Griechen an, die mündlich überlieferten und im Umlauf befindlichen Nachrichten und Erzählungen einer jüngern Vorzeit zu sammeln und aufzuzeichnen. Daraus entstand die erste Geschichtschreibung, die von der epischen Poesie der Kykliker nur in zwei Stücken verschieden war, einmal darin, daß sich die als Logographen, als Geschichten- oder Chronikenschreiber bezeichneten Schriftsteller genauer an die überlieferte Sage hielten und die Einbildungskraft, die bei der mündlichen Tradition stets thätig war, beschränkten, und sodann, daß sie sich nicht der metrischen Rede bedienten, sondern ihre Erzählungen in freier ungebundener Sprache mittheilten und dadurch die Schöpfer der Prosa wurden. „Die Prosa war demnach das Zeichen, daß nicht das weite Gebiet der Phantasie die Heimath des Mythographen sei, sondern der feste Boden der begrenzten Wirklichkeit". — „Der Mensch lernte in der Poesie zuerst seine Gedanken und Empfindungen ordnen, ihr übergab jedes frühere Zeitalter den ganzen Schatz seiner Erfahrungen, und das Factum fand in ihr seinen ersten Ausdruck. Sie bedurfte zu ihrem Gegenstande der fortschreitenden Handlung, um sich erzählend zur Kunst zu gestalten. Gleichwie nun das Uebergewicht dieses Stoffes in der erzählenden Poesie der Grund ihres Verfalles war, so war es die Bedingung, unter der die Historie entstehen konnte". — Wie die epische Poesie eine zwiefache Richtung eingeschlagen hatte, eine heroische und theogonische, so auch die aus ihr hervorgehende Prosa; aus jener entwickelte sich die Geschichtschreibung, aus dieser die schriftliche Aufzeichnung philosophischer Lehren; bei beiden waltet daher auch derselbe Streit über die Priorität der einen oder der andern Gattung ob; denn während die Einen den Philosophen Pherekydes von Syros (c. 544) für den ersten Prosaschriftsteller erklären, legen die Andern diesen Vorzug dem Logographen Kadmos von Milet (c. 540) bei. Mit Sicherheit fallen jedenfalls die ersten Prosaschriften in den Zeitraum zwischen der 60. und 70. Olympiade (540—500). Die Thätigkeit dieser ältesten Geschichtschreiber bezog sich hauptsächlich auf die Erforschung, Sammlung und Aufzeichnung alter Sagen und Erzählungen über die Gründung und erste Einrichtung berühmter Städte und Gemeinwesen, über den Ursprung und die Schicksale einzelner Volksstämme und Geschlechter (Genealogien), über die Urgeschichte gewisser Landschaften und ihrer Bewohner; als treue Nachfolger der epischen Dichter behandelten sie besonders Stamm- und Localsagen, wie sie theils im Munde

des Volkes umhergingen, theils auch wohl in alten öffentlichen oder priesterlichen Aufzeichnungen vorhanden sein mochten, und wobei Denkmäler und Weihgeschenke mit Inschriften und Abbildungen ihnen als Stütze dienten. Darstellung und Sprache waren einfach und schmucklos, wenn sich auch hie und da noch Spuren poetischer Uebertragung erkennen ließen. Von kritischer Sichtung geschichtlicher Begebenheiten und mythischer Sagen scheinen sie eben so ferne gewesen zu sein, wie von pragmatischer und chronologischer Anordnung, von Zusammenstellung der Erscheinungen nach der Zeitfolge und dem inneren Zusammenhang. Die eigentliche Heimath der Logographen war dasselbe Jonien, wo auch die epische Poesie zur Ausbildung kam und das an früher Cultur und Kunstpflege allen übrigen Staaten voranging. Milet allein besaß drei solcher Schriftsteller, die sich zum Theil mit der Geschichte der Gründung und der frühesten Schicksale ihrer Vaterstadt befaßten: Kadmos (c. 540), Dionysios und Hekataeos (c. 500). Während der erste sich einfach an die Aufzeichnung von Städtegeschichten hielt, suchte der zweite in einem größern Werk über Persien die Zeitgeschichte zusammenzufassen, und der dritte, ein vaterländisch gesinnter Mann, der an dem Kriege seiner Vaterstadt gegen Dareios mit Rath und That Antheil nahm, hat auf großen Reisen in Aegypten, Asien, Italien u. a. O. den Stoff zu seinem Erd- und Völker beschreibenden Werke gesammelt, wodurch er als Vorgänger Herodots gelten kann. „Die Schreibart war einfach und streng ionisch, der Trieb nach Sichtung des überlieferten Stoffes lebendig und vom prüfenden Urtheil geregelt". Unter den übrigen Logographen werden noch als die bekanntesten namhaft gemacht: Hellanikos von Mytilene (Urgeschichte des Menschengeschlechts bis auf die Argonautenfahrt u. a. W. c. 450) und sein Zeitgenosse Damastes von Sigeion; Charon von Lampsakos; Akusilāos von Argos; Pherekȳdes von Leros (zw. 480 und 456) und Antiochos von Syrakus (vor 423), Verfasser einer Geschichte von Italien und Sicilien in ionischer Mundart. Der Tadel, den Herodot und die spätern Geschichtschreiber über Hekataeos und mehrere andere Logographen aussprechen, daß sie leichtgläubig Wahres und Falsches an einander gereiht hätten, kann als Beweis gelten, daß sich diese Schriftsteller noch zu genau an die Darstellung und Behandlungsweise der Dichter gehalten, noch zu sehr der mit erdichteten Zuthaten angefüllten Ueberlieferung gefolgt sind, noch zu häufig, von Stammesstolz geleitet, dem Bestreben gehuldigt haben, alles Ruhmwürdige dem Stamme anzueignen, alles Unrühmliche oder Schmachvolle fern zu halten oder doch zu mildern, und daß sie mithin ihre Schriften mit Fabeln und Märchen angefüllt haben, ein Fehler, von dem sich selbst Herodot nicht ganz frei zu halten gewußt hat. Die Schriften sämmtlicher Logographen sind bis auf wenige Fragmente verloren gegangen.

II. Griechenlands Blüthezeit.

1. Die Perserkriege.

a) Der Aufstand der kleinasiatischen Griechen.

§. 91. Durch die Unterwerfung der griechischen Colonien auf der Küste Kleinasiens unter Kyros und durch die Eroberung Thrakiens und Makedoniens unter Dareios waren die Perser mit der griechischen Welt in mehrfache Berührung gekommen, die bei der Herrschsucht jener und der Freiheitsliebe dieser bald feindselige Reibungen herbeiführen mußte. Der Versuch der kleinasiatischen Griechen, das verhaßte Joch abzuschütteln, erzeugte daher leicht einen allgemeinen Krieg. Lange mußten die hellenischen Colonien die Sehnsucht nach Freiheit ersticken, weil die vornehmen Griechen, die von den Persern zu Fürsten

oder Tyrannen in den verschiedenen Städten eingesetzt worden und daher dem Hof von Susa ergeben waren, ihre Landsleute in Gehorsam zu erhalten wußten. Da wurde **Histiäos**, Fürst von Milet, angeblich zur Belohnung seiner Verdienste, weil er auf dem skythischen Feldzug den Abbruch der Donaubrücke verhindert (§. 50), eigentlich aber aus Mißtrauen, welches der persische Feldherr Megabazos in Dareios zu wecken gewußt, nach der persischen Hauptstadt berufen, um sein Leben in Freude und Herrlichkeit, jedoch überwacht von dem König und seiner Umgebung, zuzubringen. Diese mit Genuß und Zwang verbundene Lage wurde ihm auf die Länge unerträglich und erweckte die Sehnsucht nach der schönen Heimath, nach der Seeluft und Freiheit Ioniens in seiner Brust; er bewog daher heimlich seinen Verwandten **Aristagŏras**, der während seiner Abwesenheit sein Amt in Milet verwaltete, einen Aufstand unter den unzufriedenen Griechen zu erregen, in der Hoffnung, dadurch Gelegenheit zur Rückkehr zu erlangen. Aristagoras war um so williger dazu, als er wegen eines gescheiterten Unternehmens gegen Naxos, das er angerathen und geleitet hatte, von den Persern Strafe fürchtete und sich durch den Stolz des Statthalters von Kleinasien beleidigt fühlte. Bald standen Milet, wo der Geschichtschreiber Hekataeos in väterländischem Sinne wirkte, anfangs vor dem Aufstand warnend, dann zur Behauptung des Meeres durch eine zahreiche Flotte mahnend, sowie die übrigen ionischen Pflanzstädte unter den Waffen, um nach Vertreibung ihrer Tyrannen das persische Joch abzuschütteln. Sparta und andere mächtige Staaten des Mutterlandes wurden um Hülfe angegangen; aber nur Athen, welches besorgte, der persische Satrap Artaphernes möchte den in seiner Nähe weilenden Hippias wieder einsetzen, und die kleine Stadt Eretrĭa auf Euböa schickten eine geringe Anzahl Schiffe. Anfangs schien der Aufstand zu gelingen. In Kurzem stand das ganze Küstenland von Karien bis nach Chalkedon am Bosporos in offener Empörung und Kriegsrüstung, und Aristagoras faßte den Entschluß, durch einen Angriff auf Sardes, die Hauptstadt Kleinasiens, eine rasche Entscheidung herbeizuführen. 499.
Wirklich bemächtigten sich die Griechen der altlydischen Stadt bis auf die hochgelegene Burg und hofften schon, die Bewohner zum Anschluß zu bringen. Als aber ein Grieche einen Feuerbrand in ein leicht gebautes Haus warf und die Flammen schnell die mit Schilfdächern versehene Stadt verzehrten, da ergrimmten die Lyder und stellten sich auf die Seite der Perser. Nun wendete sich bald das Glück. Nicht nur, daß das Landheer kurz nach dem Brand von Sardes an dem Strande von Ephesos durch den persischen Statthalter eine Niederlage erlitt; sowohl die Uneinigkeit der Ionier und die Planlosigkeit des Unternehmens als die Uebermacht der Feinde führte im nächsten Jahr den Verlust der Seeschlacht bei Lade und die Eroberung und Zerstörung von Milet herbei. 496. 495.
Die Milesier wurden theils getödtet, theils in Knechtschaft nach dem untern Tigris abgeführt; Aristagoras floh zu den Thrakern am Strymon, wo er erschlagen ward; Histiäos, der, nach Ionien entsandt, sich den Aufständischen angeschlossen hatte, starb als Gefangener am Kreuz. Karien wurde nach tapferer Gegenwehr besiegt, Ionien gerieth aufs Neue unter das persische Joch und wurde hart gezüchtigt, und Dareios schwur den Förderern des Aufstandes, den Athenern und Eretriern, blutige Rache. Nach Herodots Versicherung mußte ihm ein Diener bei jeder Mahlzeit dreimal zurufen: „Herr, gedenke der Athener!"

b) Die ersten Feldzüge unter Dareios (493. 490).

493. §. 92. Mardonios, des Dareios Schwiegersohn, zog zuerst mit einer Flotte und einem Heer längs der thrakischen Küste gen Griechenland, indeß Herolde von sämmtlichen griechischen Staaten Wasser und Erde, die Zeichen der Unterwerfung, verlangten. Aber ein Sturm schleuderte die Schiffe wider das Vorgebirge Athos, und die thrakischen Völker erschlugen einen Theil des Landheeres, so daß Mardonios sich unverrichteter Sache mit den Trümmern seiner Armee nach Asien zurückbegab. Nicht besser erging es den Herolden. Zwar
491. reichten Aegina und die meisten Inseln die verlangten Gaben; als aber die Boten in Sparta und Athen dieselbe Forderung stellten, wurden sie gegen alles Völkerrecht getödtet. Die Spartaner stießen sie in einen Brunnen, wo sie sich das Verlangte holen sollten, die Athener stürzten sie in den für die Hinrichtung von Verbrechern bestimmten Abgrund (Barăthron). Ergrimmt über diesen Hohn,
490. schickte Dareios eine zweite mit vielen Truppen beladene Flotte unter Datis, einem ältern Kriegsmann, und dem jungen Artaphernes, dem Sohn des Statthalters von Sardes, ab. Diese durchschnitt den Archipelagus, wo sie Naxos und die übrigen Kykladen zur Unterwerfung zwang, und landete dann auf Euböa. Nach tapferem Widerstand fiel Eretria durch Verrath in die Gewalt der Feinde, die es von Grund aus zerstörten und die Einwohner als Knechte in das Innere von Asien abführen ließen. Sengend und brennend durchzogen jetzt die Perser die Insel, landeten hierauf, von Hippias geleitet, auf der attischen Küste und lagerten sich in der Ebene von Marathon. Da schickten die Athener eilig zu den Spartanern um Hülfe; als aber diese zur Antwort gaben, daß sie nach altem Brauch nicht vor Vollmond in den Krieg ziehen dürften, also noch zehn Tage warten müßten, rückten jene unter der Anführung von zehn Feldherren dem Feinde muthig entgegen. Der angesehenste dieser Feldherren war **Miltiădes**, der Sohn jenes athenischen Edelmannes Kimon, den einst Hippias aus Mißtrauen hatte tödten lassen. Als Besitzer einer Strecke Landes im thrakischen Chersones (Halbinsel Gallipoli) war Miltiades lange Zeit persischer Vasall und Vogt gewesen, hatte den skythischen Feldzug mitgemacht (§. 50) und kannte der Perser Art, Natur und Kriegführung ganz genau. Aus Furcht vor der Rache des Perserkönigs hatte er sich nach der Schlacht bei Lade mit seiner Familie und seiner Habe auf fünf Schiffen nach seiner Vaterstadt Athen begeben, wo ihm seine Tapferkeit und Kriegserfahrung bald das größte Ansehen verschafften. Nach seiner Anordnung griffen die athenischen Hopliten, 10,000 Mann,
12. Sept. 490. denen sich noch 1000 Platäer aus freien Stücken anschlossen, das zehnmal stärkere Heer der Perser an und brachten ihnen in der **Schlacht von Marăthon** eine vollständige Niederlage bei. Das ganze Lager mit allen Vorräthen fiel in die Hände der Sieger. Die Perser eilten in die Schiffe; doch erst nach einem heftigen Uferkampfe, „welcher halb zu Land, halb zu Wasser, mit Feuerbränden, mit Schwert und Faust geführt wurde“, und wobei viele wackere Männer, unter ihnen Kallimachos und des Aeschylos Bruder Kynägeiros den Heldentod starben, konnten sie davon segeln. Aber mit Bestürzung sahen die griechischen Wächter auf den Höhen die feindliche Flotte um das Vorgebirg Sunion herum nach Westen steuern, in der deutlichen Absicht, die entblößte Stadt zu überraschen. Man vermuthete, daß Verrath im Spiel sei, daß die Anhänger des Hippias

den Persern diesen Anschlag eingegeben; ein blinkender Schild sollte auf den Bergen erhoben worden sein. Miltiades faßte einen raschen Entschluß. Den Aristeides mit seiner Mannschaft zur Bewachung des Schlachtfeldes zurücklassend, eilte er mit dem Hauptheer auf dem kürzesten Weg nach der Stadt, und traf gerade ein, als die Perser landen wollten. Bei dem Anblick der Heldenschaar gaben Datis und Artaphernes das Vorhaben auf und segelten davon. Auf der Rückfahrt starb Hippias. Das Scheitern seiner Hoffnungen beschleunigte sein Ende. Groß war der Ruhm der Athener, welche hier zum ersten Mal bewiesen, daß sie der demokratischen Freiheit, die sie kurz zuvor bei sich eingeführt, würdig seien, und noch Jahrhunderte nachher benutzten patriotische Redner den Sieg von Marathon, um das Volk in Begeisterung zu setzen. Neben den Grabhügeln, die noch heute auf der marathonischen Ebene sichtbar sind, errichteten die Athener ein Siegeszeichen „den Vorkämpfern der Hellenen, deren Macht die goldgeschmückten Meder in Staub gestreckt" und ein besonderes Ehrendenkmal für Miltiades, beides aus weißem Marmor; und der Dichter Pindar von Theben nannte Athen „den stützenden Pfeiler Griechenlands, die glänzende, die sangeswürdige Stadt". Am Tage nach der Schlacht kamen 2000 Lakedämonier an, um den Athenern zu helfen. Sie besahen das Waffenfeld, priesen die tapfere That und zogen dann wieder heim.

§. 93. Miltiades, der Retter Griechenlands, genoß seines Ruhms nicht lange. Er beredete die Athener, eine Flotte zu bemannen, um die Inseln des ägäischen Meeres, die den Persern gehuldigt hatten, zu erobern. Als aber der Angriff auf die Insel Paros mißlang, wurde er von Xanthippos angeklagt, daß er das Volk durch falsche Verheißungen betrogen habe. Krank an einer Wunde, die er auf Paros erhalten und die sich entzündet hatte, wurde der 489.
Sieger von Marathon auf einem Tragbett in die Gerichtssitzung gebracht. Die Todesstrafe, auf welche seine Gegner angetragen, wurde nicht ausgesprochen; dagegen wurde er zur Erstattung der Kosten verurtheilt. Aber ehe die Summe von fünfzig Talenten (75,000 Thaler) zusammengebracht werden konnte, starb er. Sein hochherziger Sohn **Kimon** bezahlte die Buße und ließ den ruhmgekrönten Vater ehrenvoll bestatten. — Damals lebten in Athen zwei Männer von seltenen Eigenschaften, **Aristeides**, dessen Bürgertugend, Geradheit und Seelenadel so allgemein anerkannt waren, daß man ihn den Gerechten nannte, und **Themistokles**, ein hochbegabter, ruhmbegieriger Staatsmann, dem des Miltiades Siegeszeichen den Schlaf raubten. Beide waren tapfere Marathonkämpfer; beide suchten ihr Vaterland groß zu machen, aber auf verschiedenen Wegen. Aristeides bediente sich keiner Mittel, die nicht vollkommen ehrlich und gerecht waren, willigte in keine Maßregel, die seinem Gewissen bedenklich vorkam, und erblickte das Heil des Staats in der grundbesitzenden Bevölkerung und in dem daraus gebildeten Landheer. Themistokles war weniger gewissenhaft; er hatte nur den Vortheil und die Größe seiner Vaterstadt im Auge und nahm zur Erreichung seiner Zwecke auch mitunter zu List und Betrug seine Zuflucht. Dabei war er der Ansicht, daß die Athener sich mehr der Schifffahrt zuwenden sollten. Klüger und talentvoller als Aristeides, gewann Themistokles bald größeres Ansehen beim Volke; und um in seinen Plänen nicht gehindert zu sein, betrieb er die Verbannung des biedern Aristeides durch den Ostrakismos. So ward 484.

Themistokles alleiniger Leiter des athenischen Gemeinwesens und benutzte seinen ganzen Einfluß, um eine Vermehrung der Flotte zu bewirken, weil nur dadurch die Athener ein politisches Uebergewicht erlangen und den Persern widerstehen könnten. Ein Ausspruch des delphischen Orakels, daß Athens Heil auf den „hölzernen Mauern" beruhe, kam ihm bei der Ausführung zu Statten. Uneigennützig willigten die Athener in seinen Vorschlag, den Ertrag der Silberbergwerke von Laurion zum Bau von Schiffen und zur Anlegung des Hafens Peiräeus zu verwenden. „Das hat Athen vor allen Trübsalen geborgen, daß es einen großen Mann in seiner Mitte besaß, und daß die Athener den gesunden Sinn hatten, daß nicht ein Jeder klüger sein wollte als der Andere, sondern sie sich vertrauensvoll dem Einsichtsvolleren überließen."

c) Der Feldzug unter Xerxes (480. 479).

§. 94. Thermopylä. Mitten unter großen Vorbereitungen zu einem neuen Zuge wider Griechenland wurde Dareios vom Tode abgerufen. Aber sein
485. Nachfolger **Xerxes**, ein stolzer, in der Ueppigkeit des Palastlebens herangewachsener Fürst von stattlicher Gestalt und angeborner Würde, nahm des Vaters Racheplan auf und betrieb die Rüstungen in solchem Umfang, daß er, wie Herodot nach der Volksüberlieferung und nach dichterischen Angaben berichtet, eine Armee von 1,700,000 Mann und eine Flotte von mehr als 1200 größern Schiffen zusammenbrachte. Demaratos, der abgesetzte und flüchtige König von Sparta, diente ihm als Rathgeber und Führer, wie einst Hippias dem Dareios. Nachdem der neue Herrscher seine Rüstungen beendigt, und mit überraschendem Glück einen Aufstand in Aegypten gedämpft hatte, was seine Zuversicht noch erhöhte,
481. ließ er alle Truppen bei Sardes sich sammeln und zog dann mit denselben über das Gebiet von Ilion dem Hellespont zu. In allen seinen Handlungen
480. gab sich die stolze Ueberhebung kund, die den Namen des großen Königs zum Sprichwort gemacht hat. Es war ein wunderliches Völkergemisch von allen Nationen und Zungen und mit den verschiedenartigsten Anzügen und Waffen, welche auf zwei Schiffbrücken, die der Perserkönig unweit Abydos hatte aufführen lassen, sieben Tage lang ohne Unterbrechung über den Meeresarm setzten, begleitet von einem endlosen Zuge von Waffen- und Pferdeknechten, Wagen mit Frauen und Kammerzofen, männlicher und weiblicher Dienerschaft, Fuhrwerken und Lastthieren mit Gepäck, Schmucksachen und andern Dingen. Jede Nation erschien in ihrer landesüblichen Tracht und Waffe; der schwer geharnischte Perser auf feurigem Roß, der halbnackte Araber auf dem Kameel, die Saken und die Völker von Ost-Iran mit Bogen und Streitaxt, die Truppen aus Kleinasien und vom Kaukasus mit geflochtenen Schilden und hölzernen Helmen, die Aethiopen in Pardel- und Löwenfelle gekleidet. Nach beendigtem Uebergang über den Hellespont zog das Landheer vom Chersones über Thrakien nach Makedonien und Thessalien, während die Flotte längs der Küste und durch den zwischen dem Vorgebirge Athos und dem Festlande von phönizischen Werkleuten neu gegrabenen Durchstich hinsegelte, um das Heer mit dem Nöthigen zu versehen. Thessalien unterwarf sich ohne Schwertstreich; Böotien, Argos und einige kleinere Staaten reichten kleinmüthig Erde und Wasser; drohend rückte der Feind immer näher. Da zeigte Griechenland, was Eintracht, Muth und Vaterlandsliebe vermögen. Ein Bund mit einem allgemeinen Land- und

Gottesfrieden, auf Themistokles' Betreiben in Eile abgeschlossen, vereinigte die meisten griechischen Staaten unter Sparta's Hegemonie, als im Juli, da man gerade die olympischen Spiele feierte, Xerxes an dem Engpaß von **Thermopylä** 480.
erschien, den der lakedämonische König **Leonidas** mit dreihundert Spartanern und einigen tausend Bundesgenossen besetzt hielt. Der Aufforderung, die Waffen abzuliefern, begegnete der heldenmüthige Führer durch die mannhafte Antwort: „Komm' und hole sie!" und auf die Bemerkung, die Menge der Feinde sei so groß, daß ihre zahlreichen Geschosse und Pfeile die Sonne verfinstern würden, erwiederte ein Anderer: „Desto besser, so werden wir im Schatten fechten!" Umsonst suchte der Perserkönig mehrere Tage lang den Durchgang zu erzwingen; Tausende seiner Soldaten erlagen der Lanze und dem Schwerte der Hellenen; selbst die 10,000 Unsterblichen, der Kern des Heeres, konnten die durch die Natur und Stellung begünstigten Griechen nicht bestehen. Da führte ein verrätherischer Grieche (Ephialtes) einen Theil des Perserheeres auf einem Fußsteig über die Berghöhen des Oeta. Tausend Phoker, die auf dem Gipfel aufgestellt waren, ergriffen alsbald die Flucht, so daß die Feinde ungehindert niedersteigen und die Hellenen im Rücken angreifen konnten. Auf die erste Kunde von der drohenden Gefahr entließ Leonidas die Truppen der Bundesgenossen. Er selbst aber mit seinen dreihundert Spartanern, denen sich noch freiwillig siebenhundert Bürger der Stadt Thespiä anschlossen, um die Ehre des böotischen Namens zu retten, wählte den Heldentod fürs Vaterland. Von beiden Seiten angegriffen, kämpften sie mit Löwenmuth, bis sie, erdrückt von der Uebermacht und ermüdet vom Kämpfen und Morden, Alle erlagen. Nur die Thebaner, die gezwungen am Kampfe Theil genommen und nach der Bewältigung des Passes die Hände flehend emporhielten, wurden begnadigt, aber, mit dem Brandmal königlicher Sklaven bezeichnet, entehrt in die Heimath entlassen. Zwei Spartaner, die im Verdacht standen, sich dem Todeskampf entzogen zu haben, wurden für ehrlos erklärt, eine Strafe, die beiden so tief zu Herzen ging, daß der eine in der nächsten Schlacht die erlittene Schande durch einen muthigen Soldatentod auslöschte, der andere durch Selbstmord endete. Leonidas und seine Heldenschaar lebten lange noch im Liede fort, und ein eherner Löwe bezeichnete in der Folge dem Wanderer die Stelle, wo der dorische Heldenkönig und seine tapfern Gefährten gefallen, „den Geboten Lakedämons treu". Ungehindert unterwarfen jetzt die Perser Böotien und Phokis, drangen verheerend in Attika ein und legten Athen in Asche, wobei jedoch nur die aus ältern Kriegern bestehende Besatzung der Burg nach rühmlichem Widerstand getödtet wurde. Die waffenfähigen Bürger dienten auf der Flotte; Weiber, Kinder und alle Habe waren auf Themistokles' Rath nach Salamis, Aegina und Trözene gebracht worden. Ein Eilbote trug die Nachricht von dem Siegeszug des großen Königs nach Susa. Nur ein einziger Unfall trübte die Freude. Eine Abtheilung des persischen Heeres war nach dem Parnaß gezogen, um das Heiligthum von Delphi zu berauben und zu zerstören. Als die Perser den steilen Weg in der schauerlichen Gegend emporstiegen, wurden von unsichtbaren Händen Steine und Felsblöcke auf sie herabgeschleudert, so daß viele erlagen, die übrigen erschrocken die Flucht ergriffen. Die Delphier unterließen nicht, die Rettung des Tempels ihrem mächtigen Gott selbst zuzuschreiben.

§. 95. **Salămis.** Nun wurde Themistokles der Retter Griechenlands. Die hellenische, von dem Spartaner **Eurybiădes** befehligte Flotte war indessen vom **Artemision**, wo sie mehrere Tage mit Glück gestritten hatte, um das Vorgebirge **Sunion** herum in den saronischen Meerbusen gesegelt, wohin ihr die persische trotz der erlittenen Unfälle durch Stürme und Schiffbrüche noch dreimal stärkere Seemacht bald nachfolgte. Hier faßten die Peloponnesier, die nur auf Erhaltung ihres eigenen Landes bedacht waren und darum den Isthmos durch eine Mauer befestigt hatten, den Vorsatz, sich zu entfernen und den Kampf in die Nähe der korinthischen Landenge zu ziehen, um unter den Schutz der Landmacht zu kommen. Vergebens suchte Themistokles sie von diesem verderblichen Plane durch Zureden abzubringen und sie zu überzeugen, daß die engen Gewässer, wo sich die Menge der feindlichen Schiffe nicht entwickeln könnte, ihnen vortheilhaft seien, daß sie durch ihren Abzug die athenischen Frauen und Kinder auf Salamis in die Hände der Feinde liefern würden; die Selbstsucht und niedrige Gesinnung der Spartaner und Korinther widerstand seiner Beredsamkeit. Da fand der Athener in seinem überlegenen Geiste einen Ausweg. Als schon Alles zur Abfahrt bereit war, schickte er in dunkler Nacht einen treuen Diener an Xerxes und ließ ihm melden, die Hellenen seien uneinig und wollten wegfahren, er möge sie nicht entweichen lassen, ein rascher Angriff würde ihm den sichern Sieg verschaffen. Auf diese Botschaft gab Xerxes Befehl, die Insel und die griechische Flotte einzuschließen. Aristeides, der sich als Verbannter in Aegina aufhielt, brachte den Landsleuten die Kunde. Dadurch wurde am andern
480. Tag die denkwürdige **Seeschlacht von Salămis** herbeigeführt, in welcher die Griechen einen vollständigen Sieg erlangten. Verzweiflungsvoll sah Xerxes von einer nahen Felsenhöhe dem Untergang seiner Flotte zu und trat dann, für seine Rettung besorgt, mit einem Theile seines Heeres schleunig den Rückzug durch Thessalien, Makedonien und Thrakien an, wo aber noch Tausende seiner Krieger dem Hunger, der Kälte und der Anstrengung erlagen. Ganze Haufen ertranken im Strymon, dessen Eisdecke, von der Sonne gelockert, zusammenbrach. Selbst der Mithraswagen mit seinen acht weißen Rossen ging in Thrakien verloren. Die Spartiaten erkannten dem Eurybiades den Ehrenpreis der Tapferkeit zu, dem Themistokles aber den Olivenkranz für Weisheit und Geschicklichkeit und beschenkten ihn mit einem zierlichen Wagen.

Die Seeschlacht von Salamis. Es war am 19. Boedromion (20. September) des Jahres 480, daß die denkwürdige Seeschlacht von Salamis geliefert wurde. 370 bis 380 hellenische Schiffe stritten gegen eine mehr als doppelt so starke, trefflich gerüstete Kriegsflotte. Nach dem Absingen des Päan, der ringsum von den Felsen widerhallte, gab ein Trompetenstoß das Zeichen zum Angriff. Der rechte Flügel, wo Eurybiades mit den peloponnesischen Schiffen aufgestellt war, sollte beginnen. Kaum waren diese aber eine Strecke hinausgesegelt, so hielten sie plötzlich inne, erschreckt durch das wilde Schlachtgeschrei, das von den Reihen der Barbaren herüberbrauste, und fingen an rückwärts zu rudern, ohne jedoch die Schiffe zu wenden, am weitesten die Korinther. Da lief auf dem linken Flügel eine attische Triere, auf welcher Ameinias, des Aeschylos Bruder, den Oberbefehl hatte, rasch gegen ein phönizisches Schiff an und bohrte den Schnabel so fest in dessen Seite, daß beide nicht mehr auseinander konnten. Nun kamen die andern Fahrzeuge dem Ameinias zu Hülfe und die Schlacht wurde allgemein. Den athenischen Schiffen gelang es zuerst, den Halbkreis der Phönizier zu durchbrechen und die Fahrzeuge zu zerstreuen. Die im Mitteltreffen aufgestellten Kyprier und Kiliker hielten eine Zeitlang Stand; als aber der tapfere

Fürst Syennesis gefallen war, flohen sie, angegriffen und verfolgt von den Aegineten, die sich nach den Athenern am tapfersten hielten. Schon hatten die athenischen Schiffe den vor dem Peiräeus aufgestellten linken Flügel der Joner und Karer erreicht. Themistokles stürmte auf das hohe Admiralschiff, wo Ariabignes, des Xerxes Bruder, den Oberbefehl führte. Ein Hagel von Pfeilen und Wurfspeeren empfing ihn. Ameinias bohrte jedoch den ehernen Schnabel tief in die Seite des Schiffs, so daß es zu sinken begann. Da sprang der beherzte Achämenide mit seinen tapfersten Gefährten auf die attische Triere; aber von den Lanzen der Hopliten durchbohrt stürzten sie ins Meer. Nun setzte Themistokles einem fliehenden Fahrzeug der Sidonier nach; ein äginetisches Schiff kam ihm zuvor, bohrte es in den Grund und der Hauptmann rief: „So beweisen die Aegineten ihre medische Gesinnung"! Unter den Feinden hielten sich die Joner und Artemisia von Halikarnassos am wackersten. Eine attische Triere war eben im Begriff, das Schiff der Artemisia zu entern; da rannte diese auf das Fahrzeug des karischen Fürsten von Kalynda mit solcher Heftigkeit, daß es mit der ganzen Mannschaft in Grund sank. Der athenische Führer Ameinias, im Glauben, es sei ein befreundetes Schiff, ließ ab und ging auf ein anderes los; der König, dem man meldete, Artemisia habe ein feindliches Fahrzeug in den Grund gebohrt, rief aus: „Die Weiber sind Männer geworden, und die Männer Weiber"! Der wahre Sachverhalt aber blieb ihm verborgen, da von dem kalyndischen Schiff Niemand gerettet wurde, der es hätte verrathen können. — Mittlerweile war auch Aristeides nicht unthätig gewesen. Als er die Verwirrung der feindlichen Flotte erblickte, ließ er die Tapfersten aus seiner Hoplitenschaar in Boote steigen und segelte nach der Felseninsel Psyttaleia hinüber. Die dort aufgestellten Perser empfingen die Landenden mit Pfeilen und Steinwürfen, wurden aber nach hartnäckigem Widerstand überwältigt und bis auf den letzten Mann niedergemacht. Auf der Höhe des Eilands erblickte man am Abend das Siegeszeichen der Hellenen. So endete der ruhmvolle Tag; über 200 feindliche Schiffe mit sämmtlicher Mannschaft lagen auf dem Grund des Meeres oder schwammen als Trümmer umher, während die Hellenen kaum vierzig Dreiruder vermißten.

§. 96. **Platää und Mykăle.** Ein ähnliches Geschick traf die 300,000 Mann Kerntruppen, die Xerxes unter **Mardonios** in Thessalien zurückgelassen. Umsonst ließ der persische Feldherr durch den befreundeten Makedonerkönig Alexandros, welcher in Athen das Gastrecht besaß, den zurückgekehrten Bürgern ein Bündniß anbieten, er wollte ihnen Frieden und Freiheit gewähren, die zerstörten Heiligthümer wieder herstellen und einen Landstrich nach freier Wahl einräumen; hochherzig erklärte die athenische Volksversammlung in Gegenwart einer spartanischen Gesandtschaft, die von dem Bunde abgerathen und Hülfe versprochen: „so lange die Sonne den Weg wandelt, den sie jetzt geht, werden wir niemals mit Xerxes einen Vertrag schließen." Erzürnt über diese stolze Antwort, rückte im Frühjahr Mardonios durch das befreundete Böotien verheerend in Attika ein und zwang die Athener, da die versprochene Kriegshülfe der Peloponnesier nicht eintraf, nochmals zur Auswanderung unter die „Laubhütten" von Salamis. Als aber auf die dringenden mit Drohungen verbundenen Vorstellungen der Athener endlich das peloponnesische Bundesheer 479.
über den Isthmos heranzog und Aristeides mit den athenischen Schwerbewaffneten sich anschloß, erfochten in der großen **Schlacht von Platää** die Griechen unter der Führung des Spartaners **Pausanias** über das dreimal stärkere Heer der Feinde einen so vollständigen Sieg, daß sich nur 40,000 Perser nach dem Hellespont retteten. Die übrigen, darunter der tapfere Führer selbst, wurden theils in der Schlacht, theils bei der Erstürmung ihres mit Pfahlwerk und hölzernen Thürmen umgebenen Lagers, theils auf der Flucht erschlagen. Die Beute war unermeßlich. Hoch loderte die sühnende Flamme auf dem Altare des „befreien-

den Zeus", wozu das heilige Feuer durch einen platäischen Läufer in Tod bringender Eile von Delphi herbeigeholt worden. Platää wurde neu aufgebaut, das Stadtgebiet für heilig und unverletzlich erklärt und ein Dank- und Siegesfest gestiftet, welches alljährlich bei dem Heiligthum vor dem Thore mit Wettkämpfen gefeiert und von allen Staaten durch Gesandtschaften beschickt werden sollte. Von Theben dagegen erzwang Pausanias die Auslieferung der Häupter der persischen Partei und ließ zwei davon hinrichten. An demselben Tage erlitten die Perser auch am Vorgebirge von **Mykăle**, wo sie ihre Schiffe an den Strand gezogen und mit einer Schutzwehr von geflochtenen Schilden und Pfahlwerk umgeben hatten, von den auf der Flotte befindlichen Griechen, welche von Samos hersegelnd im Angesicht der Feinde gelandet waren, eine entscheidende Niederlage. Auch hier war ein Spartaner, Leotychĭdes, der Anführer, aber den von Xanthippos, des Perikles Vater, angeführten Athenern und den von den Persern abgefallenen Milesiern gebührte die Palme. Lager und Flotte der Feinde wurden erobert und verbrannt; furchtbar wüthete das rächende Schwert unter den verwirrten und flüchtigen Schaaren. Der Geist hatte die Masse überwunden, und die Lehre, daß Vaterlandsliebe und Freiheitsgefühl, getragen von dem stärkenden Bewußtsein der Eintracht und nationalen Einigkeit, auch einen übermächtigen Feind zu bewältigen vermöchten, fand in den siegreichen Kämpfen der Griechen ihre glänzende Bestätigung. Die Schlachten von Salamis, Platää und Mykale retteten Griechenland vor der Knechtschaft der Barbaren und sicherten der Menschheit jene hohen und ewigen Güter, welche der freie Geist der Hellenen auf den Gebieten der Kunst und des Wissens erschaffen hat. Nachdem noch die Athener Sestos und die Inseln Lemnos und Imbros erobert und dann mit den Spartanern und andern Bundesgenossen vereinigt Byzanz, den Schlüssel zum schwarzen Meer, in ihre Gewalt gebracht, machte endlich der große Doppelsieg
466. **Kimons** an dem pamphylischen Flusse **Eurymĕdon** über das Landheer und die Flotte der Perser dem Krieg auf einige Zeit ein Ende. Doch ist der Abschluß des „Kimonischen Friedens", der alle griechischen Staaten von der persischen Herrschaft befreit haben soll, mit gewichtigen Gründen bestritten worden. Die beiderseitige Einstellung der Feindseligkeiten führte thatsächlich einen Friedenszustand herbei, während dessen in den griechischen Gewässern kein persisches Kriegsschiff erschien und die ionischen Bundesgenossen keinen Zins nach Persien entrichteten.

Die Schlacht bei Platää. Lange standen die Hellenen auf den Höhen des Kithäron den Persern gegenüber, getrennt durch das Flußthal des Asōpos. Umsonst suchte sie Mardonios aus der geschützten Stellung durch seine Reiter und Bogenschützen in die Ebene zu locken; Pausanias, zwar persönlich tapfer, aber äußerst unschlüssig und vorsichtig, nahm den angebotenen Kampf nicht an, und als Mardonios ihm die Zufuhr abschnitt und die Quellen verschütten ließ, gab er Befehl zum nächtlichen Abzug in die Feldmark des zerstörten Platää. In dieser veränderten Aufstellung erblickte Mardonios eine beabsichtigte Flucht und zog am frühen Morgen den Feinden nach. Diese waren in drei Heerhaufen aus einander gegangen, daher auch an verschiedenen Stellen zugleich gekämpft wurde. Das entscheidende Treffen fand am Tempel der Demeter statt, wo die Perser, geschützt durch eine hölzerne Brustwehr, die sie mit ihren geflochtenen Schilden gebildet, den Spartanern und Tegeaten hart zusetzten. Erst als die Schildwand gefallen war, kamen die Hellenen durch ihre längeren Lanzen und bessere Bewaffnung in Vortheil. Umsonst suchten die Barbaren bald einzeln, bald in Haufen in die feindlichen Reihen eine Gasse zu brechen; sie fielen als fruchtlose Opfer ihres Muthes. Am

tapfersten stritt Mardonios selbst: umgeben von tausend auserlesenen Persern setzte er auf seinem weißen Schlachtroß den Hellenen hart zu. Als er aber von dem Spartaner Aeimnestos die Todeswunde empfing, da wurde die Flucht der Seinen allgemein. Die Perser zogen sich in das befestigte Lager, welches die Lakedämonier umsonst zu erstürmen versuchten. Erst als die Athener, die mittlerweile mit den persischen Bundesgenossen einen tapfern Kampf bestanden, sich mit den Spartanern verbanden, wurden die Befestigungswerke des Lagers durchbrochen und die verwirrten Perser zu Tausenden erschlagen. Bald gesellten sich auch noch die Truppen der kleinern Staaten, die, weiter nordwärts aufgestellt, an der eigentlichen Schlacht gar keinen Theil genommen hatten, zu den Spartanern und Athenern und mehrten die Niederlage und wilde Flucht der Perser. Nach errungenem Sieg, erzählt Herodot, ließ Pausanias ausrufen, Keiner solle die Beute anrühren, und befahl den Heloten, alle Schätze auf einen Haufen zu bringen. Diese zerstreuten sich nun durch das Lager und fanden Zelte, von Gold und Silber gewirkt, vergoldete und versilberte Betten, goldene Becher und Schalen und anderes Trinkgeschirr; und den Todten nahmen sie ab die Armbänder und Halsketten und die goldenen Säbel. Da stahlen denn die Heloten Vieles und verkauften es an die Aegineten. Davon schreibt sich der große Reichthum der Aegineten her, die das Gold von den Heloten erhandelten, als wenn es Erz wäre. Nun brachten sie die Schätze alle auf einen Haufen und nahmen davon den Zehnten für den Gott in Delphi, davon der eherne Dreifuß geweiht wurde, der auf der ehernen dreiköpfigen Schlange steht dicht neben dem Altar; auch für den Gott in Olympia nahmen sie den Zehnten, daraus sie weiheten den ehernen Zeus, zehn Ellen hoch; auch für den Gott auf dem Isthmos, daraus ein eherner Poseidon, sieben Ellen hoch, gemacht wurde. Nachdem sie dieses davongenommen, theilten sie das übrige unter sich, und bekam ein Jeglicher, was er verdiente, die Kebsweiber der Perser, das Gold, das Silber und die übrigen Schätze sammt dem Lastvieh. — Keine unwürdige That entstellte den herrlichen Sieg. Einer griechischen Nebenfrau des Mardonios, die sich mitten im Getümmel dem Pausanias zu Füßen warf, gewährte er ritterlichen Schutz, und den Antrag des Aegineten Lampon, der ihm rieth, zur Rache für Leonidas den Leichnam des persischen Feldherrn ans Kreuz zu schlagen, wies er als eines Hellenen unwürdig mit Verachtung zurück.

2. Athens Vorherrschaft.

a) Pausanias. Themistokles. Aristeides. Kimon.

§. 97. Seit der Schlacht von Platää wurde der Krieg hauptsächlich zur See geführt. Da aber hierzu die Spartaner weder Geschick noch die erforderliche Anzahl Schiffe besaßen, so kam allmählich der Oberbefehl an die **Athener**, die sich überhaupt während des ganzen Krieges so tapfer und edelmüthig benommen hatten. Dieser Uebergang wurde noch beschleunigt durch die Verrätherei des spartanischen Feldherrn **Pausanias**, der seinen bei Platää 471. erworbenen Kriegsruhm im ehrgeizigen Streben nach der Herrschaft über Hellas zu Grunde richtete. Bei der Eroberung von **Byzanz** hatte nämlich Pausanias einige vornehme Perser, darunter Angehörige und Verwandte des Königs, zu Gefangenen gemacht. Diese schickte er ohne Wissen der übrigen Bundesgenossen an Xerxes zurück und gab dann vor, sie seien heimlich entflohen; dabei ließ er demselben vermelden, er wolle ihm zur Herrschaft über Sparta und das übrige Hellas behüflich sein, wenn er ihm seine Tochter zur Gemahlin gebe und ihn zum Statthalter über den Peloponnes einsetze. Als der Perserkönig voll Freude auf den Plan einging, wurde der eitle, ehrsüchtige Mann so übermüthig, daß er die spartanischen Gesetze und Lebensweise außer Acht ließ, sich köstlich kleidete, schwelgerische Tafel hielt und medische und ägyptische Trabanten zu seiner Begleitung und Bedienung annahm. Zugleich machte er durch sein herrisches und barsches Wesen die lakedämonische Herrschaft allgemein verhaßt. Die Spartaner,

von diesem Benehmen in Kenntniß gesetzt, riefen den treulosen Feldherrn ab, aber ihr Ansehen über die demokratisch gesinnten Seestaaten war bereits so geschwächt, daß sie selbst thatsächlich (wenn auch nicht im Princip) auf den Oberbefehl verzichteten, worauf diese sich an Athen anschlossen. Pausanias unterhielt auch in Sparta noch heimliche Verbindungen mit dem Perserkönig und strebte zugleich nach einer Umgestaltung der heimischen Gesetzgebung und Staatsordnung; als aber sein verrätherisches Vorhaben durch einen Vertrauten, den er als Boten gebrauchen wollte, an den Tag kam, wurde er in einem Tempel, in welchem er als Schutz-
c. 471. flehender Zuflucht gesucht, zum Hungertode gezwungen, indem die Ephoren, ohne Rücksicht auf die heilige Schirmstätte, das eherne Dach abdecken und die Tempelpforten schließen ließen. Die eigene Mutter des Pausanias soll den ersten Stein zur Vermauerung der Thüren herbeigetragen haben.

§. 98. Während so Pausanias die Macht seiner Vaterstadt minderte, trugen die drei athenischen Heerführer durch verschiedene Eigenschaften und Talente sehr viel zur Hebung der ihrigen bei. **Themistokles** bewirkte durch Klugheit und List, daß Athen mit einer festen Mauer umgeben und der treffliche Seehafen Peiräeus vollendet wurde, den nachher Kimon und Perikles durch eine lange, breite und ungemein feste Doppelmauer aus Bruchsteinen mit der Hauptstadt verbanden. Durch dieses Unternehmen, welches Athen in ein großes Feldlager umwandelte, das zu Land und zur See jedem Angriff Trotz bieten konnte, zog sich Themistokles den unversöhnlichen Haß der Spartaner zu, die Athens Befestigung nicht dulden wollten, angeblich, damit die Perser, wenn sie wieder in Griechenland einfallen würden, keinen befestigten Stützpunkt vorfänden, in der That aber, um der wachsenden Macht der regsamen Stadt entgegenzutreten. Deshalb beschuldigten sie denselben in der Folge einer Theilnahme an der Verrätherei des Pausanias, weil er als Mitwissender den hochverrätherischen Plan desselben nicht angezeigt habe, und forderten ihn vor ein Bundesgericht, in dem sie selbst den Vorsitz hatten. Dies traf in eine Zeit, da es seinen Gegnern in Athen gelungen war, den einflußreichen Mann, der Athen zu einem Handels- und Seestaat erhoben, die Stellung der Schutzbürger (Metöken) geordnet und gebessert und die Industrie in Aufschwung gebracht hatte, durch das
471. Scherbengericht auf zehn Jahre aus seiner Vaterstadt zu verweisen. Verfolgt
466. floh jetzt der große Feldherr unter unzähligen Gefahren nach Asien, wo er bei dem Perserkönig eine ehrenvolle Aufnahme fand und drei Städte Kleinasiens zu seinem Unterhalt angewiesen erhielt. Als ihn aber dieser einige Jahre später um seine Beihülfe zur Unterjochung Griechenlands anging, soll er Gift genom-
461. men haben, um nicht zum Verräther an seinem Vaterland zu werden. Nach andern Nachrichten brachen ihm Kummer und Heimweh das Herz. Seine Asche begruben seine Freunde heimlich in vaterländischer Erde. Die späteren Geschlechter glaubten, sein Grab befinde sich auf dem kleinen Vorsprunge, der sich vor dem Peiräeus in die stille Meeresbucht einbiegt; sie konnten den großen Mann nicht anders denken als im Angesicht seiner Schöpfungen. Aber auch in Magnesia, wo seine Nachkommen noch fünf Jahrhunderte nach seinem Tode ansehnliche Ehrenrechte besaßen, zeigte man auf dem Marktplatz sein glänzendes Grabmal.

Plutarch sagt von Themistokles, man habe ihm den großen Mann schon in der Haltung und im Gesichte angesehen. Thukydides findet in ihm die Kraft der natürlichen Anlage am bewunderungswürdigsten; durch angebornen Scharfsinn, der von Studien wenig unterstützt worden, sei er nach kurzer Ueberlegung der beste Beurtheiler der obwaltenden Verhältnisse und der geschickteste Errather der bevorstehenden oder künftig eintretenden Dinge gewesen. Was er im Sinne gehabt, habe er auch gut vorzubringen verstanden, und selbst in Dingen, von denen er wenig gewußt, habe es ihm doch nicht an einem zutreffenden Urtheil gefehlt, stets habe er das Bessere und Schlimmere in der Zukunft richtig erkannt. Kurz, durch die Macht des Genius und die Kürze der Ueberlegung sei dieser Mann der tüchtigste gewesen, das Zweckdienliche schnell zu finden und auszuführen.

§. 99. Wie Themistokles durch Klugheit und großartige Staatskunst, so förderte **Aristeides** durch Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit die Sache seiner Vaterstadt. Das hohe Vertrauen, das man in seinen Charakter und seine Gesinnung setzte, bewog nämlich die griechischen Inseln und Seestädte, mit den Athenern einen Bund zu schließen und sich zur Lieferung von Geld und 476.
Schiffen für die Fortsetzung des Krieges zu verpflichten. Die zu dem Zwecke in **Delos**, der geheiligten Insel der Lichtgötter, gegründete **Bundeskasse** wurde von Aristeides, dem man vertrauensvoll die Bestimmung der einzelnen Beiträge überließ, eingerichtet, und sowohl zur Verwaltung dieser Schatzkammer, als zum Anführer der gemeinschaftlichen Flotte wurden Athener bestellt. Nicht blos die ionischen Inseln und Städte, wie Samos und Chios, wie Milet und Byzanz, auch das äolische Lesbos und Tenedos und die dorischen Gemeinwesen auf Kos und Rhodos, sowie die Griechenstädte in Chalkidike und an dem thrakischen Gestade schlossen sich dem Bunde von Delos an. Bald fiel jedoch die Lieferung von Schiffen den kleinern Staaten zur Last, und sie kauften sich gern durch eine höhere Geldabgabe von der Verpflichtung los. Dies gab den Athenern später die willkommene Gelegenheit, ihre Flotte immer mehr zu vergrößern und allmählich die Inseln des ägäischen Meeres und die kleinern Seestaaten unter ihre Herrschaft zu bringen. Im Besitze einer überlegenen Seemacht konnten sie dann von Niemand behindert werden, die bisher im Apollotempel zu Delos aufgestellte und von eigenen Beamten, „Hellenotamien" verwaltete Bundeskasse nach Athen zu verlegen, darüber wie über ihr Eigenthum zu schalten und die beisteuernden Verbündeten als zinspflichtige Unterthanen zu behandeln. — Aristeides starb so arm, daß der Staat die Kosten seiner Beerdigung tragen und 469.
für die Ausstattung seiner Kinder sorgen mußte.

Durch die Ausdehnung der bürgerlichen Rechte und Befugnisse auf die unterste Klasse setzte Aristeides der vollkommenen Demokratie den Schlußstein auf, legte aber dadurch den Grund zu einer Herrschaft der Masse (**Ochlokratie**; §. 84). Mit einer solchen Verfassung vollkommener bürgerlicher Gleichheit vertrug sich aber der altehrwürdige **Areiopag** (§. 79), der sich aus Alt-Archonten ergänzte, nicht länger; darum wurde ihm durch die Bemühungen des **Ephialtes** und **Perikles**, der Führer der „Hochdemokraten", das **Sittenrichteramt** entzogen und der von ihm bisher geübte Blutbann mit Ausnahme weniger Fälle den gewöhnlichen Gerichten (den Epheten und Heliasten) übertragen. Umsonst trat der große Dichter **Aeschylos** (§. 103) als Verfechter des „für die Schlummernden stets wachen Raths und Horts, welcher jeder Habsucht fern, edler Scham voll, stark im Zorn" allein noch aus der alten Zeit gerettet worden, mit dem Drama „die Eumeniden" in die Schranken; die Demokratie mit ihrer gleichmachenden Gewalt trug den Sieg davon. 459.
Den Ephialtes aber traf in der Folge der Dolch aristokratischer Parteiwuth.

Kimon, des Miltiades Sohn, machte sich durch glückliche Unternehmungen zur See um sein Vaterland verdient und gewann das Volk durch Leutseligkeit

und Freigebigkeit. Mehr ein Mann der That als des Worts, vertrieb er die
Perser aus ihrem letzten Standpunkte in Thrakien und eroberte die gold- und
silberreiche Küste am Ausfluß des Strymon, wo die Athener alsdann die blühende
Handelsstadt **Amphipŏlis** anlegten; er unterwarf die Insel **Skyros**, ver-
theilte das Land in Loosen an athenische Colonisten (**Kleruchen**) und ließ die
Gebeine des Theseus, der dort seinen Tod und sein Grab gefunden haben sollte,
in feierlichem Zuge nach Athen bringen; er entriß den Persern den thrakischen
Chersones und befreite die griechischen Städte der kleinasiatischen Küste von der
Herrschaft der Barbaren. Als glücklicher und gewandter Flottenführer besiegte er
466 die Feinde nicht allein in der erwähnten Doppelschlacht am Eurymedon, wo er im
kühnen Anlauf 200 feindliche Galeeren zerstörte oder eroberte, sondern er unter-
460. nahm auch einen glänzenden Zug nach Cypern, um in Verbindung mit den im
Aufstande begriffenen Aegyptern den Persern die Insel zu entreißen.

Die Athener in Aegypten. An der Spitze dieses Aufstandes der Aegypter wider die
Perser stand der Libyer **Inăros**, der mit den Athenern ein Bündniß geschlossen und unter ihrem
Beistande das Land zu befreien und sich zum König zu machen gedachte. (§. 29. e.) Die Athener, stets
bereit zu kühnen Unternehmungen, berichtet Thukydides, segelten mit der Bundesflotte von 200 Schiffen
den Nil hinauf bis nach Memphis und bekriegten, nachdem sie zwei Drittheile dieser Stadt erobert, die
Perser und die zu ihnen haltenden Aegypter in dem festen Theil, der den Namen der weißen
Mauer führte. Dieser Fortgang der griechischen Waffen schreckte den König Artaxerxes dermaßen,
daß er den Perser Megabazos mit Geld nach Lakedämon sandte, um die Peloponnesier zu einem
Einfall in Attika zu vermögen und dadurch die Athener von Aegypten abzuziehen. Als ihm aber
dies nicht gelang und das Geld umsonst aufgewendet ward, schickte der König den Megabyzos, des
Zopyros Sohn, mit einem großen Heere ab, welcher daselbst angelangt zu Lande sowohl die Aegypter
und ihre Verbündeten in einer Schlacht besiegte, als auch die Hellenen aus Memphis vertrieb und sie
zuletzt auf der Insel Prosopitis einschloß. Auf dieser belagerte er sie ein Jahr und sechs Monate,
bis er durch Trockenlegen des Kanals und Ableiten des Wassers die Schiffe aufs Trockene setzte
und den größten Theil der Insel zu Festland machte, und dann zu Fuß hinübergehend die Insel
einnahm. So scheiterte diese Unternehmung der Hellenen nach einem sechsjährigen Kampfe; nur
455. Wenige von Vielen retteten sich, durch Libyen ziehend, nach Kyrene, die Meisten aber kamen um.
Aegypten ward dem König wieder unterthan mit Ausnahme des **Amyrtäos**, des Königs in
den Marschgegenden (der sich gleichzeitig mit Inaros gegen die Perser erhoben hatte); diesem konn-
ten sie wegen der Größe der Sümpfe nicht beikommen und zugleich sind die Bewohner des Marsch-
landes die kampftüchtigsten unter den Aegyptern. Inaros dagegen, der König der Libyer, welcher
die ganze Unternehmung der Aegypter geleitet hatte, ward durch Verrath gefangen und gekreuzigt.
Von den Athenern aber und der übrigen Bundesgenossenschaft segelten 50 Trieren, um die frühe-
ren abzulösen, nach Aegypten und landeten bei dem Mendesischen Flußarm, da sie nichts von
dem Geschehenen wußten. Und indem vom Lande aus Fußvolk und von der Seeseite her eine
phönizische Flotte sie überfiel, wurden die meisten der Schiffe vernichtet, die Minderzahl aber ent-
kam wieder. So endigte der große Kriegszug der Athener und ihrer Bundesgenossen nach Aegypten.

§. 100. **Athen bis zum Perikleischen Frieden.** Unter der Lei-
tung solcher und ähnlich gesinnter Männer nahm der athenische Freistaat einen
mächtigen Aufschwung. Das widerspenstige **Naxos** wurde bezwungen und durch
Ansiedelung einer athenischen Bauernschaft (Kleruchie) auf dem Grund und
463. Boden des Eilandes bestraft; die Insel **Thasos** mit den reichen Bergwerken
im alten „Grubenwald" auf der thrakischen Küste kam unter die Botmäßigkeit
und Zinspflicht der Athener; **Aegina**, der reiche, durch Kunstsinn, Gewerb-
fleiß und Handel blühende, aber wegen Verhärtung, Stolz und Erwerbgier
457–455. verrufene „Geschlechterstaat", ward nach hartnäckigem Kampfe erobert und nach

Vertreibung der Einwohner, die im Peloponnes angesiedelt wurden, mit Colonisten aus Attika bevölkert; Megăra mit seinen zwei trefflichen Seehäfen wurde von Athen abhängig, und als die Korinther für ihre dorischen Landsleute ins Feld zogen, brachte ihnen der tapfere Myronĭdas mit einer Schaar von Greisen und Knaben eine Niederlage bei, zu einer Zeit, wo, wie erwähnt, ein athenisches Heer in Aegypten gegen die Perser kämpfte und nur zum kleinsten Theile nach einem heldenmüthigen Rückzuge über Kyrene die Heimath wieder sah. Wie sehr auch die Spartaner mit Neid auf die wachsende Macht und Größe der nebenbuhlerischen Stadt blickten, der Kampf mit dem selbstsüchtigen, perserfreundlichen Argos, das damals aus Neid und Rache die altehrwürdige Stadt Mykenä um ihrer vaterländischen Gesinnung willen zerstörte, und mit anderen peloponnesischen Gemeinden, und vor Allem das fürchterliche Erdbeben, 465.
das den größten Theil ihrer Hauptstadt in Trümmer legte und sie in einen zehnjährigen, hartnäckigen Krieg mit den empörten Messeniern und Heloten stürzte, machte ihnen jedes Einschreiten unmöglich, ja sie fühlten sich so geschwächt, daß sie bei der Belagerung der Bergfeste Ithōme, in welche sich die Aufständischen geworfen und die den im Belagerungskriege wenig geübten Spartanern einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzte, Athens Hülfe anriefen. Durch den Einfluß Kimons und der Aristokraten wurde die Absendung einer Hülfsarmee bewirkt, „damit das Doppelgespann nicht auseinander gerissen, Hellas nicht zum Krüppel geschlagen werde". Kaum hatten aber die Athener den Isthmos überschritten, so erklärten die mißtrauischen Lakedämonier, daß sie ihrer nicht mehr benöthigt wären, und schickten sie wieder zurück. Diese schmachvolle Behandlung erbitterte die athenischen Demokraten dermaßen, daß sie Kimons Verbannung durch das Scherbengericht durchsetzten, mit Argos einen Bund 463.
schlossen und dann den besiegten Messeniern, so viele derselben sich durch die Auswanderung der Rache ihrer Dränger zu entziehen vermochten, die kurz zuvor eroberte Stadt Naupaktos als Wohnsitz anwiesen. Erst als sich dieser 455.
dritte messenische Krieg zu Ende neigte, konnten die Spartaner Schritte 465–455.
zur Schwächung der Athener thun. Unter dem Scheine einer Hülfeleistung an das von den Phokern bedrängte dorische Mutterland ließen sie ein bedeutendes Heer in Hellas einrücken, in der Absicht, durch Wiederherstellung der in den Perserkriegen vernichteten Hegemonie Thebens über die böotischen Städte für Athen ein Gegengewicht zu schaffen, und siegten durch den Uebertritt der thessalischen Reiterei in dem Treffen bei Tanăgra über die von 457
Perikles befehligten Athener. Mißtrauisch hatten diese den verbannten Kimon, der unter seinen Stammgenossen mitkämpfen wollte, aus ihren Reihen gewiesen, erkannten jedoch später, als seine alten Waffengefährten im rühmlichen Streite den Tod fanden, ihr Unrecht und riefen ihn in die Heimath zurück. So gereichte den Athenern der Unfall zum Heil, indem er die bürgerliche Eintracht herstellte und das Vaterlandsgefühl weckte. Neue Erfolge brachten die Verluste bald in Vergessenheit. Alle Vortheile, welche die Spartaner und ihre Verbündeten durch den Sieg bei Tanagra erfochten zu haben wähnten, vereitelte Myronidas 62 Tage nachher durch die Schlacht „bei den Weinbergen" (Oenophyta), welche die Athener zu Herren von Phokis, Lokris und Böotien machte. Sie gaben der Volkspartei in diesen drei Staaten die Herrschaft in

die Hände und schlossen Freundschaft und Bündniß mit ihnen; aber die zur Macht gelangte Demokratie schändete und schwächte sich durch Härte und Grausamkeit gegen die Adelsgeschlechter, von denen viele getödet, viele verbannt oder um Ehre und Habe gebracht wurden.

Bald nachher vermittelte Kimon eine Waffenruhe zwischen Athen und Sparta, um von Neuem den Krieg nach Osten zu tragen. Unter seiner Führung segelte eine athenische Bundesflotte von 200 Dreideckern nach der Insel Kypros. Dort ereilte den Helden der
449. Tod vor der Stadt Kittion. Die Flotte kehrte darauf nach zwei glücklichen Gefechten in die Heimath zurück, die Asche des Feldherrn mit sich führend. Die Athener hatten alle Ursache, das Geschlecht des Miltiades und Kimon zu ehren; an ihren ruhmvollsten Thaten hat es warmen Antheil genommen; an Vaterlandsliebe ist es keinem andern nachgestanden, und zu allen Zeiten hat es bewiesen, daß es ein Herz für das Volk besitze. Noch lange rühmte man die Leutseligkeit, den bürgerlichen Sinn und die milde Freigebigkeit Kimons, der seine Felder und Obstgärten für Jedermann offen hielt, der die Armen und Dürftigen mit Kleidern und Mahlzeiten versehen ließ, der die Reichthümer und Kriegsbeute zur Verschönerung der Stadt, zu Spendungen an das Volk, zu festlichen Umzügen, zu gemeinnützigen Zwecken verwendete. Volksthümlich in seinen Manieren, aber aristokratisch in seinen Grundsätzen, war Kimon ein Anhänger und Fürsprecher der alten Sitten, Bräuche und Ordnungen. „Er wollte der neuen Zeit das Gute der alten erhalten, Besonnenheit und Maß, Zucht und ehrbare Sitte.“

Kimon hatte das Glück, daß er bei seinem Tod seine Vaterstadt auf dem Gipfel der Macht und Größe sah, zu einer Zeit, da Perikles das Staatsruder in die feste Hand nahm und den Friedenszustand mit Persien aufrecht erhielt. Von dem delischen Bund standen nur die drei Inselstaaten Chios, Lesbos und Samos zu Athen noch in dem alten Verhältniß freier und selbständiger Bundesgenossen, die andern waren sämmtlich zu zinspflichtigen Unterthanen der seebeherrschenden Stadt herabgesunken, die nun eigenmächtig über Krieg und Frieden, über Rechtsstreitigkeiten und Steuern verfügte, die den Bundesschatz von Delos in den Tempel ihrer jungfräulichen Göttin auf der Burg bringen ließ und die jährlichen Beiträge mehr und mehr steigerte. Geschützt durch Mauern und Bollwerke, im Besitz befestigter Orte in Achaja und auf der Ostküste des Peloponnes, umgeben von abhängigen Bundesstaaten, zur See ohne Nebenbuhler, schien Athens Herrschaft für immer gesichert. Aber die große Ausdehnung der Besitzungen trug den Keim des Verderbens in sich. Die Volkspartei, die überall durch die Athener zur Herrschaft gelangte, legte das Joch der Bedrückung und Verfolgung, das sie bisher getragen, auf den Nacken der edlen Herren, von denen viele, an Gut und Ehre geschädigt, heimathlos umherirrten und ihren Groll in die Weite trugen. Die Früchte aller Siege und Anstrengungen vernichtete die in der
447. **Schlacht von Koroneia** durch bötische Aristokraten und Flüchtlinge erlittene Niederlage, wo der tapfere Feldherr **Tolmidas** den Heldentod starb und (wie Thukydides mit blutendem Herzen meldet) die Athener zum Theil fielen, zum Theil gefangen wurden. Nunmehr gerieth Böotien von Neuem unter die Ohnmacht von Theben, wo die aus der Flucht und Verbannung zurückgekehrte Aristokratie wieder zur Herrschaft gelangte und an ihren Widersachern blutige Vergeltung übte; Megara und Euböa versuchten von Athen abzufallen; ein lakedämonisches Heer bedrohte die Grenzen von Attika; Athens Macht wäre dahin gewesen, wäre es nicht, wie berichtet wird, dem klugen Perikles gelungen, durch Bestechung des spartanischen
445. Führers den Abschluß des **perikleischen Friedens** herbeizuführen, worin Athen, um Euböa zu retten, alle Punkte, die es an der Küste des Peloponnes innegehabt,

herausgab. Sparta und Athen verbürgten sich dann gegenseitig ihre Hegemonien, gestatteten den übrigen Staaten den freiwilligen Anschluß an den einen oder andern Bund und sicherten einander freien Verkehr und Handel in Markt und Hafen. So ging die panhellenische Conföderation in einen Dualismus über.

b) Das perikleische Zeitalter.

§. 101. Perikles der Olympier. Dieser durch hohe Talente, Bildung und Beredsamkeit ausgezeichnete Staatsmann und Feldherr stammte aus einer der vornehmsten und reichsten Familien, huldigte aber demokratischen Grundsätzen und strebte nach der Gunst des Volkes durch demagogische Künste. In Verbindung mit Ephialtes entkleidete er, wie erwähnt (§. 99), den Areiopag seiner moralischen Macht und seiner aristokratischen Vorrechte und verwandelte ihn in einen bloßen Gerichtshof von beschränktem Geschäftskreis. Durch die auf seinen Antrag getroffene Einrichtung, daß jeder atheniſche Bürger, wenn er zu Gericht sitze, oder in der Volksversammlung anwesend sei, oder in der Armee oder auf der Flotte diene, einen Sold von drei Obolen täglich erhalte, durch Schauspielgelder und durch freigebige Spenden an die dürftige Menge gewann er die Volksgunst in solchem Grade, daß er, fort und fort zu den wichtigsten Aemtern gewählt, fünfzehn Jahre lang als „erster Bürger" ohne andere Mittel, als welche ihm die gesetzliche Verfassung an die Hand gab, ohne Zwang oder Gewalt zu üben, ohne der Menge zu schmeicheln mit fürstlichem Ansehen das athenische Gemeinwesen leiten und durch seinen hohen Geist die schönste Blüthe und das freieste Staatsleben im Innern und die größte Macht nach Außen herbeiführen konnte. Unter ihm wurde Athen „das Herz des Körpers", der eigentliche Sitz der Kunst und Literatur, die Mutterstadt hellenischer Bildung. Durch Errichtung von Tempeln (Parthĕnon, Demetertempel in Eleusis), Prachtgebäuden und Säulenhallen (Propyläen, Odeion) hob er den Ruhm des Staats; durch Vollendung der Hafen- und Wasserbauten im Peiräeus und der langen Mittel- und Zwischenmauern sicherte und förderte er Schifffahrt, Verkehr und Seehandel; durch prachtvolle Feste, Schauspiele und Aufzüge erhöhte er den Glanz seiner Verwaltung und ergötzte die schaulustige Menge; durch Pflege der Künste und Wissenschaften begründete er den geistigen Aufschwung des Volkes. Durchdrungen von der Macht der Intelligenz und eingeweiht in das ganze Wissen jener Tage, zog Perikles geistreiche Männer in sein gastfreies Haus, wo die schöne und gebildete Aspasia von Milet in Anmuth waltete; er verschaffte Jedem Mittel und Gelegenheit, sich zu bilden und auszuzeichnen und bewirkte dadurch, daß Geschmack an Kunst, Literatur und Dichtung selbst in alle Klassen drang und eine Volksbildung erzeugte, welche verbunden mit der allgemeinen Theilnahme am öffentlichen und politischen Leben, den ganzen Staat auf eine solche Höhe der Cultur und Einsicht hob, daß fast alle Bürger als gleich befähigt zu allen Aemtern und Staatsgeschäften gelten konnten. Darin lag aber auch der Keim der Krankheit, die später das Gemeinwesen verzehrte — das allzugroße Wohlgefallen der Athener an dem öffentlichen Staats- und Gerichtsleben, das eine Vernachlässigung und Geringschätzung des Ackerbaues und der bürgerlichen Gewerbsamkeit zur Folge hatte. Zugleich erlangte Athen durch Perikles den höchsten Glanz nach Außen. Athenische Ansiedler (Kleruchen) be-

bauten die Fruchtebenen Euböa's um Chalkis und Histiäa, deren alte Bewohner verjagt wurden; athenische Seetruppen brachten nach einem neunmonatlichen Belagerungskriege, in welchem Perikles den Dichter Sophokles zum Mitfeldherrn hatte, das abgefallene Samos wieder zur Unterwerfung; athenische Schiffe beherrschten das ägäische Meer, machten die Inselbewohner tributpflichtig und legten den Seestädten in Kleinasien, am Hellespont und an der Küste von Thrakien Zins und Schoß auf, wodurch unermeßliche Geldsummen nach der Stadt flossen. Trug doch die Bildsäule der Pallas Athene im Parthenon ein Gewand von gediegenem Golde. Athen war eine Weltstadt, in welcher die Erzeugnisse aller Länder zusammenströmten. Perikles' Thun und Treiben trägt überall den Stempel eines hohen, durch Genialität wie durch Bildung geadelten Geistes. „Er war der veredelte Ausdruck und Gedanke des selbstherrlichen Demos und schaltete eben deshalb unbestritten über die wandelbare Menge". Gleich groß in den Künsten des Friedens wie des Krieges, wußte er die Waffen des Geistes und der Beredsamkeit bei den Gerichtssitzungen und in der Volksversammlung nicht minder geschickt zu führen, als das Schwert im Felde und auf der Flotte; denn damals wurden noch alle Anlagen und Kräfte gleichmäßig gepflegt, damals herrschte noch eine Einheit und Gesammtheit des Lebens, die in der Folge bei zunehmender Cultur sich in verschiedene Richtungen theilte. Darum wird mit Recht das Zeitalter des Perikles in seiner reichen Lebensfülle als die schönste und glücklichste Periode der griechischen Geschichte gepriesen, wo innere Größe mit Einfachheit der Sitten und geistige Bildung mit Kraft und Bürgertugend verbunden war. Ein kühner, vorwärts drängender Geist ließ die hie und da beginnende Verweichlichung nicht aufkommen.

Unter Perikles' Freunden wird der große Künstler **Pheidias** genannt, der den Marmortempel der Athene (Parthenon) mit seinem herrlichen Giebelfelde von Statuen und seinem mit Basreliefs verzierten Friese ausschmückte und die colossale Bildsäule dieser Stadtgöttin in vorkämpfender Stellung mit gehobenem Schilde und aufgerichteter Lanze auf der höchsten Stelle der Burg verfertigte, so daß den um das Vorgebirge Sunion Herumschiffenden ihre Lanzenspitze sichtbar war. Die vor dem Zahne der Zeit und der Zerstörungswuth der Barbaren geretteten Bruchstücke des Parthenon, dieses Meisterwerks der Baukunst und der Bildhauerei, sind vor etwa vier Jahrzehnten nach London in das britische Museum entführt worden (§. 127). Mit dem „Haus der Parthenos" in engster Beziehung stand das Fest der Panathenäen, welches mit dem Staate zugleich stufenweise an Glanz und Würde stieg und unter Perikles seine höchste feierliche Pracht erlangte. — Auch die colossale Zeus-Statue zu Olympia in sitzender Stellung, der Typus aller Bildsäulen und Büsten dieses Götterkönigs, war ein Werk von Pheidias (§. 73. u. 127). Aber der große Künstler hatte viele Neider. Zuerst beschuldigten sie ihn, er habe von dem Goldmantel der Parthenos Einiges für sich behalten und als sie der Verleumdung überführt wurden, klagten sie ihn der Gottlosigkeit an, weil zwei Figuren im Schilde der Jungfrau die Züge des Perikles und Phidias trugen. Als Verbrecher ins Gefängniß gebracht, starb er darin, ehe die Untersuchung zu Ende geführt war, von Alter und Gram gebeugt. Die Propyläen waren ein marmorner Prachtbau, in dessen Mitte ein hohes Säulenthor mit fünf Durchgängen prangte, zu welchem von der Straße her eine breite Marmortreppe auf die Burg führte. Das Odeion in der Unterstadt diente zu musischen Wettkämpfen. — Besonders folgenreich war die durch Perikles bewirkte Erwerbung Euböa's, woher Athen seine wichtigsten Nahrungsmittel zog. Die am nordöstlichen Vorgebirge gegründete Colonie Oreos, in der ehemaligen pelasgischen Landschaft der Histiäer, war in militärischer Beziehung von großer Wichtigkeit. Zur Belebung des östlichen Handelsverkehrs und zugleich zur Ansiedelung ärmerer Bürger als Ackerbauer wurden Kleruchen (Domänenpächter) auf dem thrakischen Chersones, auf Naxos, Andros u. a. O. angesiedelt; für den thrakischen Handel und Bergbau erlangte man in der rasch aufblühenden Colonie Am-

phipolis einen Mittelpunkt und in Eion an der Mündung des Strymon einen Hafenort. — „Die Blüthe Athens in dieser Zeit war außerordentlich. Dreihundert Galeeren wurden von Privatleuten ausgerüstet, die großen Feste von ihnen zum Theil ausgeführt und zu dieser ungeheuern Last drängte man sich als zu einer Ehre." Die Choregie oder prunkvolle Aufführung eines Theaterstücks mit Chorgesängen (§. 102) und die Trierarchie oder Ausrüstung und Bemannung der von dem Staate gestellten Triëren (Dreiruder) waren die Last und die Ehre der Reichen. Wer sich auszeichnete, dem wurde ein Kranz gereicht; wer seine Galeeren am schönsten und vollständigsten ausgerüstet und die besten Ruderknechte hatte, wer den Ruderknechten zu dem Solde, den der Staat bezahlte, noch Zulage gab u. s. w., der wurde öffentlich vor dem Volke genannt und bekam einen Kranz; daß ihm diese Auszeichnung zu Theil geworden, ward auf eine Tafel eingegraben und der Kranz darauf abgebildet. Diese öffentlichen Leistungen richteten sich nach dem Vermögen; minder Bemittelte traten in Genossenschaften (Symmorien) zusammen, um die Kosten zur Ausrüstung einer Triere, zur Ausstattung eines Chores, zur Verherrlichung eines religiösen Festes u. a. m. gemeinschaftlich zu tragen. An den Dionysosfesten wurde den ärmeren Bürgern das Eintrittsgeld von zwei Obolen in das Theater gereicht, an anderen Festen erhielten sie Geldgeschenke zur Theilnahme an einem Festmahl. — „Wie aber nichts auf Erden vollkommen ist, so breitete sich in dieser Kraftfülle der Geist der Volksschmeichelei aus, und wie Alles so hoch stand, daß man an einen Fall gar nicht denken konnte, da ward der Staat durch Gesetze untergraben, die von Demagogen vorgeschlagen wurden, weil sie dem Volke augenblicklich gefielen. Die Verfassung wurde unter Perikles immer formloser." Um das Triobolon (etwa 40 Pfennig) zu erhalten, drängte sich Alles in die Volksversammlung und zur Theilnahme an den Volksgerichten, die daher übermäßig angefüllt wurden. In seinen späteren Jahren hatte auch Perikles unter dem Neide und der Verleumdungssucht seiner Gegner zu leiden. Nur mit Mühe vermochte er seine Hausgenossin Aspasia von der Anklage wegen Vergehen gegen den Volksglauben und gegen Sitte und Ehrbarkeit zu befreien; und als schon der peloponnesische Krieg vor der Thüre war, suchte die aristokratische Partei den großen Staatsmann zu stürzen, indem sie die Forderung der lakedämonischen Gesandten auf Ausweisung des fluchbeladenen Alkmäonidengeschlechts, dem Perikles von mütterlicher Seite angehörte, unter der Hand unterstützte und begünstigte.

§. 102. **Die dramatische Poesie.** In der perikleischen Zeit kam die vollkommenste Dichtgattung, das Drama, zur Vollendung. Ihr Ursprung führt auf den religiösen Cultus des Dionysos zurück, wo man anfangs die begeisterten lyrischen Gesänge (Dithyramben) zu Ehren des Gottes mit Tanz und Geberden verband, bis man allmählich zur Darstellung des Inhalts dieser Gesänge mittelst Rede und Handlung überging. Diesen Uebergang soll zuerst Solons Zeitgenosse Thespis gemacht und sich zur Schaubühne eines mit Brettern bedeckten Karrens bedient haben. Aber schon zur Zeit der Perserkriege und in den nächsten Jahrzehnten blühten die größten dramatischen Dichter Aeschylos, Sophokles und Euripides, deren Leben sich an die Schlacht von Salamis anknüpfen läßt und zwar so, daß der fünfundvierzigjährige Aeschylos in den Reihen der Kämpfer focht, der fünfzehnjährige Sophokles an der nach der Schlacht angeordneten Siegesfeier im Chore der Jünglinge Antheil nahm, Euripides aber an demselben Tage geboren ward. Diese drei Dichter brachten das ernste Drama (Tragödie, Trauerspiel) zur Vollendung. In den sieben Stücken des Aeschylos (der gefesselte Prometheus, die Perser, die aus den drei zusammenhängenden Stücken Agamemnon, Choëphoren, Eumeniden bestehende Trilogie Oresteia, die Schutzflehenden und die Sieben gegen Theben) erkennt man die mächtige Zeit der Perserkriege, wo die hohen Ideen von Freiheit und Vaterland zu großen Thaten führten, und eine edle Begeisterung die Seelen der Griechen durchdrang. Seine Stücke, die der kühne Gedankenflug, der hohe poetische Schwung und die gehobene feierliche Sprache hie und da dunkel machen, athmen durchgängig Scheu vor den Göttern, Achtung vor den alten Staatseinrichtungen und das Selbstgefühl einer hohen Menschenseele. „Seine Charaktere sind überall groß, mächtig, titanisch, sie durchschauern uns mit der geheimnißvollen Ahnung eines höhern, dunkeln Geisterreichs." — In Sophokles' Tragödien, deren Zahl das Alterthum wohl übertrieben auf 113, ja sogar auf 130 setzte, von denen uns aber ebenfalls nur sieben erhalten sind (Elektra, Oedipus König und Oedipus auf Kolonos, Antigŏne, Philoktet, Ajas, Trachinierinnen), spiegelt sich das perikleische Zeitalter mit seiner demokratischen Gleichheit,

seiner lebensfrohen Heiterkeit und seiner geistreichen Geselligkeit ab. Bei ihm ist Schönheit, harmonisches Wesen und Zartheit der Empfindungen vorherrschender Charakter. Seine Personen handeln selbständiger und freier als bei Aeschylos, aber überall schwebt über der Freiheit des Individuums „der scharfe Zeigefinger der Schicksalsnothwendigkeit". Da die Poesie des Sophokles tiefer in das innere Leben eingeht, so wirkt sie noch erschütternder als die des Aeschylos, dessen Kraft und Bedeutung mehr in großartigen Ideen und dem ihnen entsprechenden Stil liegt. — Euripides, von dem wir 19 Stücke besitzen (Medeia, Hippolytos (Phädra), Hekabe, Phönizierinnen, Iphigeneia in Aulis und Iphigeneia in Tauris, Ion, Trojanerinnen, das Satyrdrama der Kyklop u. a. m.), ist der Repräsentant einer schon verweichlichteren Zeit, „ein Kind der sophistischen und sokratischen Aufklärung". Gerichtsscenen, an denen das Volk im Leben so großes Gefallen fand, kunstgerechte Reden nach den Regeln der Schule, Sprüche und Gemeinplätze, wie sie die damaligen Philosophen im Munde führten, werden mit Vorliebe angewendet. Die Götter- und Heroenwelt wird in den Kreis menschlicher Eindrücke und Lebensinteressen gezogen, und das wahre Gefühl seiner beiden Vorgänger sucht er durch Empfindsamkeit und rührende Scenen, ihre schöpferische Kraft durch erlernte Kunstregeln, Glätte und Zierlichkeit der Sprache zu ersetzen. Aber an Erkenntniß des menschlichen Herzens und an vielseitiger Auffassung der Leidenschaften verräth auch er den hohen Geist des Alterthums. — Die der dramatischen Dichtung der Griechen eigenthümlichen Chorgesänge beweisen deren Entstehung aus der lyrischen Poesie. Anfangs bestand der Chor aus fünfzig, später aus fünfzehn um einen Chorführer (Koryphäos, Chorägos) geschaarten Personen, welche bald in der Rolle von Volksältesten und Königsräthen, bald als Hausgenossen, Freunde, oder zufällig der Handlung anwohnende Personen durch rhythmische, mehr gesprochene als gesungene, aber von der Musik begleitete Rede die Eindrücke und Empfindungen aussprachen, welche die vor ihren Augen sich abwickelnde Begebenheit bei den Nichtbetheiligten erregte. Ohne als handelnde Personen in den Gang der Dinge einzugreifen, spricht der Chor theils während des Spiels, theils während der Zwischenacte mit leidenschaftloser Ruhe und in lyrischer Weise seine inneren Empfindungen in der Form des Rathes, des Trostes, der Beruhigung, der Ermahnung, der Warnung aus. Er ist also anzusehen „als der personificirte Gedanke über die dargestellte Handlung, als der idealisirte Zuschauer." Er verläßt den engen Kreis der Handlung, um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten, um die großen Resultate des Lebens zu ziehen und die Lehren der Weisheit auszusprechen. — Eigenthümlich sind der griechischen Tragödie noch die sogenannten drei Einheiten, der Zeit, des Orts und der Handlung. Da der Plan der Tragödie „in der zwingenden Einheit von Ursachen und Folgen" lag und ihre Aufgabe war, „eine durch Zeit und Ort begrenzte Handlung sittlich tüchtiger Personen als den Ausdruck eines großen menschlichen Lebens darzustellen," so mußten sich Zeit und Ort nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit richten; die beständige Gegenwart des Chores aber, die höchst einfachen, feststehenden Decorationen, sowie der Umstand, daß das Stück nicht in Acte getheilt war, machten es nothwendig, daß die Handlung auf einen kurzen Zeitraum beschränkt blieb, der in den meisten Fällen nicht mehr als die Dauer eines Tages umfaßte. Hinsichtlich des scenischen Apparats ist als Eigenthümlichkeit zu merken, daß die Schauspieler immer Masken, Schleppgewand und Kothurne (hohe Schuhe) trugen. — Das Schauspiel blieb immer ein wesentlicher Bestandtheil des dionysischen Religionscultus, daher das Theaterwesen unter dem Schutze des Staates stand und von dem zweiten Archon überwacht wurde. Die herrlichen, von Säulenhallen umgebenen Theater, die mit der zunehmenden Kunstbildung in Athen und allen griechischen Städten errichtet wurden, trugen nebst der scenischen Pracht bei der Vorstellung eines Stückes nicht wenig zur Hebung der dramatischen Kunst bei. Reiche Bürger konnten sich bei dem athenischen Volke durch Nichts mehr in Gunst setzen, als wenn sie die zur glänzenden Aufführung (Choregie) eines dramatischen Kunstwerks erforderlichen Kosten übernahmen. Daher wetteiferten die Stämme nicht minder als die Dichter um den Preis. Gedenktafeln verkündeten den Namen des siegenden Dichters und des Stammes, der den Chor gestellt hatte.

§. 103. a. Tragödie. **Thespis** aus Ikaria in Attika (c. 536) wurde dadurch der Schöpfer der Tragödie, daß er zur Einleitung in die dithyrambischen Dionysosgesänge und in der Mitte durch einen vom Chore getrennten Schauspieler irgend einen Mythos aus dem dionysischen Sagenstoff, selten aus andern Mythenkreisen, als Episode in einem Monolog vortragen ließ. **Phrynichos** (c. 490) wagte sich einen Schritt weiter, indem er seine Stoffe nicht nur frei aus dem ganzen Gebiete der griechischen Götter- und Heldensage wählte, sondern sogar auf das geschichtliche Feld übergriff, wie er denn durch seine „Zerstörung Milets" die Zuschauer in solche Rührung versetzte, daß er darüber in eine Strafe verfiel. Wahrscheinlich hatte er darin den Athenern, die sich bei dem Aufstande der kleinasiatischen Griechen nicht sehr rühmlich benommen, ihre Unthätigkeit streng vorgehalten. — Sein Zeitgenosse **Aeschylos** von Athen wurde Aeschylos 525—456. durch Beifügung eines zweiten Schauspielers der Begründer des Dialogs und somit der eigentliche Schöpfer der tragischen Kunst. Durch seinen thätigen Antheil an den Perserkriegen, deren Heldenthaten bei Marathon und Salamis er in der Blüthe seines Lebens mitwirkend begleitete, wurde er tief ergriffen von dem allgemeinen Aufschwung seines Vaterlandes; sie erregten in ihm „das Bewußtsein hellenischer Nationalität in frischer, gesammelter Kraft"; sie weckten das religiöse Gefühl und das Nachdenken über das Verhältniß der Gottheit zur menschlichen Existenz; sie erzeugten „eine über gewöhnliche Neigungen erhabene Sittlichkeit", einen festen, energischen Charakter und eine großartige Weltanschauung. Bei seinen tragischen Wettkämpfen, worin er meistens den Sieg davontrug, führte Aeschylos gewöhnlich drei zu einem kunstvollen Ganzen verbundene und den großen Mythenkreisen der Griechen entnommene Dramen (Trilogien) auf, denen er noch ein viertes Stück, ein Satyrdrama, welches für den Ernst der Tragödie durch lustige Scherze entschädigen sollte, beifügte, so daß seine sämmtlichen dramatischen Erzeugnisse aus Tetralogien bestanden.

Unter den noch vorhandenen Stücken (die ganze Zahl soll 70, nach Andern 90 betragen haben) bilden **Agamemnon** (seine Heimkehr und Ermordung durch Klytämnestra und Aegisthos §. 59), die **Choëphoren** (die Blutrache des Orestes an den Mördern seines Vaters) und die **Eumeniden** (die Verfolgung des Orestes durch die Furien und dessen endliche Lossprechung vor dem Areiopag, welches altehrwürdige Institut dadurch gegen die Angriffe der von Perikles geleiteten Demokraten in Schutz genommen werden sollte, §. 99) eine zusammenhängende Trilogie. Der **gefesselte Prometheus** schildert die Leiden, die der an den Kaukasos angeschmiedete Titane von Zeus wegen des den Menschen zugeführten Feuers erdulden mußte. Der darin dargestellte Kampf des auf seine Kraft vertrauenden Menschen gegen die in dem despotischen Zeus repräsentirte höhere Schicksalsmacht hatte ohne Zweifel seine versöhnende Lösung in dem verlornen Stück; „der befreite Prometheus", worin die Lehre enthalten gewesen sein wird, daß die Unterordnung des menschlichen Willens unter den göttlichen in der Weltordnung begründet sei. Die **Perser** athmen das stolze Hochgefühl des Dichters über die siegreiche Beendigung der persischen Kriege. Die **Sieben gegen Theben** behandeln den Kampf und Untergang des schuldbeladenen feindlichen Brüderpaares in Theben (§. 59) und die **Schutzflehenden** die Sage von Danaos, der mit seinen fünfzig Töchtern aus Aegypten flieht und in Argos Schutz sucht (§. 61). Aeschylos starb drei Jahre nach der Aufführung der Orestie in Sicilien, wohin er aus Verdruß über die zur Herrschaft gelangte Demokratie oder über einen von Sophokles davongetragenen Sieg bei einem tragischen Wettkampfe sich begeben haben soll.

Sophokles aus Kolōnos bei Athen führte einen dritten Schauspieler ein und beschränkte Sophokles die Chöre. Sophokles, von edler Geburt, mit geistigen und körperlichen Vorzügen ausgerüstet und 495—406. durch Erziehung und Unterricht auf die Höhe der Bildung gestellt, führte die dramatische Kunst zur idealen Schönheit, „wo Größe des Gedankens und feine Gliederung einander begegneten und den Eindruck einer aus der vollkommensten menschlichen Bildung hervorgegangenen Harmonie hervorbrachten". Sophokles' Vorzüge sind außer der schönen Form, der edlen, majestätischen Sprache und der harmonischen Vollendung, die kunstvolle Anlage und Entwickelung der dramatischen Handlung; die tiefdurchdachte Charakterzeichnung der handelnden Personen, deren Seelenleben er ergreifend zu schildern und ihr daraus hervorgehendes Thun meisterhaft zu motiviren versteht; das richtige Maaß von Zartheit und Stärke in der Empfindung und die klare Lösung der Katastrophe der Handlung. Das feingebildete athenische Volk des perikleischen Zeitalters wollte durch die Dramen gerührt, nicht erschüttert werden, daher vermied Sophokles alles Furchtbare und Grausenhafte oder gab ihm eine mildere, freundlichere Gestalt. An Schwung, Flug der Phantasie und Gottesfurcht steht Sophokles dem Aeschylos nach; seine Helden wirken durch die sittliche, rein menschliche Größe, die sich an der unabänderlichen Macht des Schicksals bricht. Sophokles behielt die Form der Trilogie mit dem darauf folgenden Satyrdrama bei, ohne jedoch diese Stücke dem Inhalte nach mit einander zu verbinden. Unter allen steht die in Form, Anlage, Charakterzeichnung und Inhalt gleich vollendete Tragödie **Antigone** oben an.

In der **Antigone** stellt der Dichter den Widerstreit zwischen den Pflichten der Familie und den Forderungen des Staats, zwischen den ewigen, der Menschenbrust inwohnenden göttlichen Satzungen und dem menschlichen, von einer Obrigkeit eigenmächtigen erlassenen Gebote dar und begründet den Satz, daß die maßlose, leidenschaftliche Geltendmachung dieser Rechte ein zum Untergang führender Irrthum sei. Hämons Liebe ist eine romantische Episode. Die Antigone, sowie die Schicksalstragödie **König Oedipus** und das im höchsten Alter verfaßte Drama **Oedipus auf Kolonos** gehören dem großen thebanischen Sagenkreise an (§. 59). Das letztere versöhnende, von wunderbar weichen und lieblichen Gefühlen durchathmete Stück hat zur Unterlage „Die Weihe des Dulders, welchen die göttliche Fügung am äußersten Ziele des Leidens und unverschuldeten Mißgeschicks verklärt", so daß „auf ein seliges Jenseits, in dem der durch ein hartes Erdenloos zerknickte und geheiligte Mensch eine sittliche Genugthuung hoffen darf", als auf die letzte trostreiche Hoffnung der unschuldig Leidenden hingewiesen wird. „Es ist gleichsam ein Vermächtniß, worin der Greis seine Jugenderinnerungen niederlegte, voll der zartesten Gefühle der Heimaths- und Vaterlandsliebe." Der **geißeltragende Ajas** und der an einem unheilbaren Fußübel leidende und auf einer öden Insel einsam schmachtende **Philoktet** gehören dem Sagenkreise des Trojanerkriegs an; in jenem wird gezeigt, „daß die Selbstüberschätzung der Heldenkraft ohne Demuth vor Gott und dem Uebersinnlichen in wilden Frevel umschlägt", in diesem, „daß makellose Biederkeit ohne weltkluge Heuchelei ein unermeßliches Merkmal der ächten Heldennatur und ritterlichen Mannheit sei." **Elektra** ist (wie die Choëphoren des Aeschylos) ein Theil der Atreidensage, worin die Höhe und Stärke weiblicher Unschuld und Rache als Ausfluß des Familienrechts zum vollen Bewußtsein des Entschlusses und der That gebracht wird; die **Trachinierinnen** behandeln den Untergang des Herakles (§. 59) und geben die Lehre, „daß der Mensch in unbewachter That das Schicksal beschleunigen und durch edlen Irrthum seine Lieben sogar in unheilbares Leid verstricken könne."

Euripides 480—406. **Euripides**, von angesehener Familie und mit einer guten Erziehung ausgerüstet, schloß sich frühe an den skeptischen Philosophen A n a x a g ŏ r a s an und theilte in der Folge die Bestrebungen der Sophisten. Davon rührt her seine Neigung zum Grübeln, seine Vorliebe für das philosophische und reflectirende Denken, seine Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben in das Studirzimmer, wodurch er der hellenischen Welt entfremdet wurde und an der athenischen Volksherrschaft, deren „Sittenmaler und Sprecher" er doch war, keinen Antheil nahm. Vom Volke wenig gekannt, von den Kritikern und Satirikern unaufhörlich verspottet, in seinem häuslichen Leben durch zwei unglückliche Ehen verkümmert, folgte er im hohen Alter einer Einladung des Königs Archelaos nach Makedonien, wo er an dem Bisse einiger von Neidern auf ihn gehetzten Jagdhunde starb. Euripides soll von strengem, herbem Charakter gewesen sein. Seine ergreifende Schilderung der Leidenschaften und des menschlichen Elends verschaffte ihm den Ruf des „tragischsten" unter den Dichtern. Trotz seiner gewandten, geschmeidigen Sprache, seiner glatten Form, seines zierlichen, fließenden Stils lassen sich doch die Spuren des Verfalls der dramatischen Kunst in ihm nicht verkennen. Seine Dramen sind meistens auf Intriguen und „Pragmatismus", statt auf eine mächtige Schickung aufgebaut und finden ihre Lösung häufiger durch eine künstliche Wendung oder einen M a s c h i n e n g o t t (deus ex machina), als durch innere psychologische Motive. Der Mangel an Frömmigkeit und würdiger Erfassung des Göttlichen, der sich in Euripides' Dramen kund gibt, mochte von der skeptisch philosophischen Bildung herrühren; denn die Heroen und Götter erscheinen bei ihm bekleidet mit allen menschlichen Schwächen und Leidenschaften, Zweifel und Verneinung treten oft in grellen Tönen hervor, und die Volksreligion erfährt häufige Angriffe. Euripides „versetzte die Tragödie aus dem Boden der objectiven Natur und idealen Gemüthswelt in die Sphäre des r e f l e c t i r e n d e n V e r s t a n d e s und der s u b j e c t i v e n E m p f i n d s a m k e i t" und suchte durch sinnliche Rührung, durch wortreiche Gefühlsbeschreibungen, durch rhetorisches Pathos, durch Sentenzen, Spitzfindigkeiten und Antithesen und durch Auskramen eines gelehrten Prunkes Effect zu machen. Diese Eigenschaften, die den Kunstrichtern nicht zusagten, weshalb sie ihm auch nur selten den Preis in den Wettkämpfen zuerkannten, gefielen dem Volke, das unzählige Stellen aus ihm auswendig wußte und im Munde führte, und sowohl die Redner, als die nachfolgenden Tragiker studirten seine Werke sehr fleißig. Unter seinen zahlreichen Nachahmern sind der glatte, redekünstlerische, sophistisch gebildete A g a t h o n, in dessen Tragödien sich der überreizte Geschmack einer verweichlichten Zeit kund gibt, und der weinerliche K a r k i n o s die beachtungswerthesten. Außer diesen wurden im Alterthum noch Ion von Chios (c. 454) wegen seiner Glätte und Correctheit, und A c h ö o s von Eretria (c. 447) wegen seiner Geschicklichkeit im Satyrdrama gepriesen. Wenn Euripides seine Götter und Heroen als Menschen darstellte, so ging der „schöne" Agathon noch einen Schritt weiter, indem er die mythischen Stoffe durch geschichtliche ersetzte. Auch räumte er der Tonkunst eine größere Bedeutung auf der Bühne ein. Durch ihn und Euripides erlangte die neue Richtung der Musik eines Phrynis und Timotheos den Sieg (§. 85). — Euripides führte zuerst die Sitte ein, durch einen P r o l o g den Zuschauer zum Voraus auf den rechten Standpunkt zu stellen und machte den Chor zur Nebensache durch Vermehrung der Schauspieler und Erweiterung der Dialoge. Wo er den Chor anwendet,

ist er nur Beiwerk, um während der Pausen der Handlung die Zuschauer durch lyrische Gesänge zu ergötzen, für die es ihm an Talent nicht fehlte. — Die griechischen **Theater** waren in der Regel sehr groß, weil sie auch zu Volksversammlungen dienten; sie standen gewöhnlich auf Anhöhen mit schöner Aussicht auf das Meer und über die Stadt hin. Das Innere zerfiel 1) in einen Halbkreis mit Stufensitzen für die Zuschauer; 2) in die Orchestra für den Chor mit einem Altar des Dionysos in der Mitte; 3) in die Bühne, ein langgestrecktes, schmales Rechteck von geringer Tiefe mit drei Thüren an der Hinterwand, einfachen, feststehenden Decorationen und geringem Maschinenwesen. Anfangs übernahmen die Dichter selbst die Hauptrollen; die Chöre bestanden aus freien Bürgern (Choreuten), die den Dichter unterstützten; der aus der Klasse der Reichen gewählte Festausstatter (Choragos) suchte durch kostspielige Leistungen, welche von den reichen Bewohnern freiwillig oder nach einer gewissen Reihenfolge der Stämme übernommen wurden, der Gottheit seine Ehrfurcht zu beweisen, zugleich aber auch die Gunst des Volkes zu erwerben und sich berühmt zu machen; daher diente die Choregie dem Ehrgeiz zur breiten Unterlage. Richter, von den Stämmen aus ihrer Mitte gewählt, ertheilten den Preis, einen mit der heiligen Wollenbinde umflochtenen Epheukranz. Frauen durften nicht mitspielen, lange Zeit nicht einmal zusehen. Theater.

§. 104. b. Komödie. Um die Zeit, als die Tragödie zu verfallen anfing, kam die entgegengesetzte Richtung der dramatischen Poesie, die Komödie mit satirisch-politisirender Tendenz durch Aristophănes zur Blüthe. Wie Euripides dem herrschenden Geschmack huldigt und den Lobredner alles Bestehenden macht, so überschüttet Aristophanes Personen und Verhältnisse mit Tadel und Spott und hält, durchdrungen von Rechts- und Wahrheitsgefühl, mit unparteiischem, vaterländischem Sinn den Gebrechen seiner Zeit die Tugenden der frühern Geschlechter entgegen. Seine Stücke, worin lebende Personen mit Namen aufgeführt und so deutlich gezeichnet sind, daß sie Niemand verkennen konnte, brachten die größten Wirkungen hervor. So verspottet er in den „Fröschen" und den „Thesmophoriazūsen" die Modedichtung und besonders den Euripides mit seinen matten, rührenden Tragödien; in den „Wolken" macht er unter dem Namen des Sokrătes die neuen philosophischen Bestrebungen, die den Volksglauben zu erschüttern drohten, lächerlich, und in den „Rittern" wagt er sich sogar an Kleon und die selbstsüchtigen Demagogen. Mit strenger Rüge enthüllt er alle Gebrechen, Schwächen und Halbheiten in dem staatlichen, sittlichen und künstlerisch-wissenschaftlichen Leben Athens und der Zeit überhaupt. „Der selbstsüchtige und schlaue Demagog wie der oberflächliche und süßliche Schöngeist, der klügelnde, ungläubige Sophist wie der geheimnißvolle, abergläubische Frömmler, der unnatürliche Wollüstling wie der eitle, äffische Stutzer, die leichtfertige, leidenschaftliche Volksgemeinde der Vaterstadt wie der pedantisch förmliche Rath Sparta's — alle Gebrechen und Mißgestalten der Gegenwart werden eben so freimüthig als kunstreich dargestellt." Diese Freiheit der alten Komödie, die Schwächen und Verkehrtheiten der Zeit an wirklichen Personen von Bedeutung anschaulich zu machen, ging mit der unumschränkten Demokratie unter, daher sich die des Chors und der Parabasen entbundene mittlere Komödie in dem engen Kreis der Bürgerlichkeit bewegte, nur Personen von untergeordneter Bedeutung und ohne zu kenntliche Bezeichnung vorführte und ihren satirischen Spott gegen die Zustände und Persönlichkeiten der jüngsten Vergangenheit, besonders der Literatur und Kunst, kehrte, bis zur Zeit Alexanders und seiner Nachfolger die neuere Komödie aufkam, die ihre Stoffe aus dem Bereiche der Häuslichkeit und des Familienlebens nahm, sich die Schilderung von Sitten und Charakteren zur Aufgabe machte, in Sprache und Vortrag sich an das wirkliche Leben anlehnte und ihre Handlungen auf „Pragmatismus", Intriguen und Liebschaften aufbaute. Bei den Griechen in Unteritalien und Sicilien bildete sich der Mimos aus, ein von Tanz und Musik begleitetes Geberdespiel voll heiterer Scherze, das treue Charakterbild des untern Volkslebens in seiner ganzen Wahrheit und Natürlichkeit. Die Mimen des Sophron fanden selbst bei Platon Anklang.

Die **Komödie**, die nicht wie die Tragödie mit dem öffentlichen Cultus in Verbindung stand, sondern sich frei aus den Trinkliedern und Scherzspielen bei den Dionysien (Bacchusfesten) entwickelte, nahm ihren Ursprung bei den dorischen Stämmen. Sie entstand zunächst aus dem Most- oder Hefenspiel der in Umzügen sich belustigenden Winzer (meist dienstbarer dorischer Ursprung der Komödie.

Landleute), die mit Schilf und Epheu bekränzt und mit Weinhefe geschminkt ihren „weinseligen" Muthwillen in neckischen Reden, mimischen Tänzen (dem Korbax und Schlauchtanz) und fröhlichen und rohen Gesängen ergossen, denen der possenreißende Stegreifspieler oder Mimendichter irgend eine Handlung unterlegte, in der er einen lächerlichen Charakter darstellte oder Jemand verspottete. Diese Gestalt hatte die Komödie in Megara; einen kunstmäßigeren Charakter erhielt sie zuerst auf Sicilien durch Epicharmos aus Kos, in Syrakus wohnhaft (c. 470) und Sophron (c. 450). Ihre Stücke gefielen wegen feiner Beobachtung des menschlichen Treibens, das mit Gutmüthigkeit und munterer Laune geschildert war, so wie wegen der darin zerstreuten, mit praktischem Witz angebrachten „allgemeinen Wahrheiten und Lebensregeln". Nach den Perserkriegen fingen die **Attiker** an, das megarische Possenspiel in ein ihnen angemessenes Lustspiel umzuwandeln, wobei sie die Vorarbeiten der Tragödie sich aneigneten und in „Eleganz der Form die Höhe des Zeitalters zu behaupten wußten". Dabei bewiesen sie „ihren Schnellblick und originalen Genius" dadurch, „daß sie die Gegenwart mit allen ihren Interessen, Irrungen und Widersprüchen immer vollständiger umfaßten und die Zuhörer zum helleren Bewußtsein ihrer Zeit führten". Nach den Anfängen des Krates gab der mit schöpferischer Kraft begabte **Kratinos** der Komödie einen höhern Schwung; auf ihn folgten Pherekrätes, Eupŏlis, „der Anmuthige", Platon u. A., bis ihr Zeitgenosse **Aristophănes** während und nach dem peloponnesischen Krieg sie der Vollendung zuführte. Die von diesem ausgebildete Dichtungsgattung nennt man die **alte Komödie**, „in welcher ein ausgelassener Spott alle Vorkommenheiten, insbesondere Verkehrtheiten im Leben und im Staate, alle bekannten, selbst die ehrwürdigsten Personen der damaligen Gegenwart in witzigen, beißenden, öfters sogar niedrigen Worten und Gleichnissen auf das Schonungsloseste geißelte, die Willkür und die Laune in kecken Sprüngen die Stelle des Schicksals vertrat, und Phantasie und Wirklichkeit in buntem Wechsel sich ablöste". Diese alte Komödie, die mit dem größten Freimuth alle fehlerhaften Zustände, Irrthümer und Thorheiten rücksichtslos rügte, und in dem athenischen Gemeinwesen dieselbe Bedeutung hatte, wie in den neuern Staaten die Tagespresse der Opposition, gibt Zeugniß sowohl von der großen Ausdehnung der demokratischen Freiheit in Athen, als von dem gutmüthigen Humor des Volks, das solche Strafreden und Züchtigungen über sich ergehen ließ, und von dem sittlichen Ernst der Dichter. Erhöht wurde die Wirkung des Spotts durch Masken, Costüme und Symbole, die, wenngleich zur Karrikatur übertrieben, doch den Gegenstand kenntlich machten. Die alte Komödie hatte außer dem Chor und Dialog „voll Ironie und attischer Lauge" die eigenthümliche, alle dramatische Illusion aufhebende Parabase, d. h. eine Anrede des Chorführers an die Zuschauer im Namen des Dichters mit der Absicht, „zuvörderst Wünsche, Klagen und Verdienste des Dichters in ein günstiges Licht zu setzen, dann aber abwechselnd die Götter des Staats zu preisen und politischen Tadel gegen Personen nicht minder als Mängel des öffentlichen Lebens zu richten. Dieses Intermezzo kehrte wohl weiterhin im Verlauf größerer Abschnitte wieder und faßte die letzten Acte mit einer Reihe kleiner satyrischer Bilder ein". Von den 60 Stücken des Aristophanes besitzen wir noch 11, die sowohl von der tiefen Menschenkenntniß, dem Wahrheitssinne und der Vaterlandsliebe des Dichters, als von dem Reichthum seines Witzes, seiner Phantasie, die im Himmel wie auf Erden, unter den Barbaren wie unter den Hellenen wandelt, und überall ein Feenland schafft „in welchem dennoch die Wirklichkeit siedelt", und von seiner Sprachgewandtheit Zeugniß geben.

Aristophanes 452–388.

Alte Komödie.

Die **Acharner** (425) hatten die Absicht, „den Werth und die Segnungen des Friedens im günstigsten Lichte zu zeigen", um dadurch von Verlängerung des peloponnesischen Kriegs, den die jungen vornehmen Athener zur Befriedigung ihrer Eitelkeit fortzusetzen wünschten, abzumahnen. Ein ehrlicher Landmann Dikalopolis kommt zur Stadt, um für den Frieden zu wirken. Als die Athener und die Acharner Schwierigkeiten machen, schließt er einen Separatfrieden für sein Haus, auf welches nun Segen und Glück herabströmen, so daß Allen der Mund wässert, daran Theil zu nehmen. — In den **Rittern** (424) wird sowohl der selbstsüchtige Demagoge Kleon, als das von ihm verleitete Volk mit solcher Schärfe und Kühnheit gegeißelt, daß sich Niemand fand, der die Hauptrolle zu spielen, noch die dazu nothwendige Maske zu verfertigen wagte, so daß Aristophanes selbst mit bemaltem Gesichte die Rolle in dem „geharnischten Parteistück" übernahm; — die **Wolken** (423) geißeln in der Person des Sokrates die Schulweisheit der Sophisten mit ihren verderblichen Folgen auf Religion und Volkssitte, auf Moral und Familienleben und preisen die strenge Zucht und schlichte Sittlichkeit der alten Zeit; — die **Wespen** (422) rügen die Prozeßsucht der Athener und die daraus hervorgegangene Sykophantik (Angeberei) sie verspotten das „engherzige Kleinbürgerthum" der Heliasten (Volksrichter) und ihre Eitelkeit, Ungerechtigkeit und Gewinnsucht; — der **Frieden** (421) ist ein Gelegenheitsstück, durch das Aristophanes seine Landsleute auf den Frieden des Nikias vorzubereiten suchte. — In den **Vögeln** (414), seinem mit reicher Phantasie und übersprudelnder Laune ausgestatteten Meisterwerke, sucht der Dichter die Athener bei Gelegenheit jener unheilvollen Expedition nach Sicilien (§. 109) von ihrer schwindelnden Unternehmungssucht und von ihrem „leichtfertigen Bauen von Luftschlössern" abzumahnen, indem er ihre maß-

losen Entwürfe und ihre hochfliegenden Pläne verspottet durch eine von unruhigen Athenern in den Lüften aufgerichtete Vogelrepublick (Wolkenkukukstadt). — Das **Verlangen** nach einem **allgemeinen Frieden** ist **das Motiv** der **Komödie Lysistrate** (411), **wo die** aus ganz Hellas **versammelten Weiber sich der** gemeinsamen Sache annehmen, die Burg **besetzen**, ihre Ansprüche gegen den Senat behaupten und durch beharrliche Verschwörung gegen die **Männer** **einen Friedensschluß erzwingen**; — **die Thesmophoriazusen** (die Thesmophorien feiernden **Weiber** §. 60) **sind** **gegen Euripides** gerichtet, der **als Weiberhasser** galt, und den jene Weiber für seine Lästerungen gegen sie zum Tode **verdammen**. Aber unter der Hülle der Verspottung des Euripides und des weichen Agathon **deckt Aristophanes** **zugleich** den **Sittenverderb des** weiblichen Geschlechts zu Athen **auf**; in den **Fröschen** (405) wird in der Person des E u r i p i d e s die falsche Richtung der dramatischen Poesie im Gegensatz zu der ältern dargestellt und zugleich **das Treiben der** Ochlokratie verspottet; **der Hauptzweck** dieser mit überschwänglicher Laune durchgeführten Dichtung **geht** darauf hinaus, „die Erinnerungen der Vorzeit wachzurufen, am Meister Aeschylos die klassische Kunst zu feiern und dem theuern Sophokles ein liebendes Andenken zu widmen". — Die **Ekklesiazusen** (der „Weiberconvent"), **worin die Weiber in männlicher Tracht** eine Volksversammlung halten und beschließen, sich der Leitung der öffentlichen Geschäfte **zu bemächtigen**, sind „eine kühne Satire auf den niedrigen und kraftlosen Geist der erneuerten Demokratie" und zugleich eine Verspottung der von Platon gelehrten idealen Staatsformen mit Gemeinschaft der Güter und Frauen; **Plutos**, des Dichters letztes Stück, straft die Athener wegen ihrer Habgier, Genußsucht und Prachtliebe und stellt ihnen die alte Einfachheit und Sittenstrenge als Muster auf.

Mit dem Untergang der unumschränkten Demokratie hörte die a l t e K o m ö d i e auf; und als die Dreißig (§. 112) die persönlichen Angriffe auf der Bühne verboten, entstand als Uebergang zur neuern die **mittlere Komödie** o h n e C h o r e g i e, wozu Niemand mehr die Kosten tragen wollte. Diese beschränkte Dichtung ohne Chorgesänge und Parabasen machte die Thorheiten und Gebrechen der Menschen im Allgemeinen oder einzelner Klassen und Stände zum Gegenstand ihres Spottes. „Man begnügte sich mit dem leichten persönlichen Spott auf ausgezeichnete oder lächerliche Männer, auf Nachbarn oder fremde Machthaber, mit einem Stachel, der nicht zu tief drang und an Stadtgeschichten oder Aeußerlichkeiten anknüpfte." Besonders waren die Dichter und Schriftsteller des Tages und der entartete Zeitgeschmack der Gegenstand ihrer Angriffe. Dabei gab man in gehaltreichen Sprüchen und Sätzen eine gesunde, den Verhältnissen der bestehenden Gesellschaft angemessene L e b e n s p h i l o s o p h i e. Aber die Phantasie war matt, die mythologischen Erzählungen wurden im Zeitgeiste der Aufklärung gedeutet, der satirische Stachel war ohne Schärfe. Der F o r m fehlt es nicht an Glätte und Eleganz, der Darstellung nicht an feinen Bildern und Gleichnissen, aber die Sprache näherte sich der Umgangssprache, der Dialog war breit und oft geschwätzig und die Schilderungen und Beschreibungen litten meistens an übermäßiger Länge. Die bekanntesten Dichter dieser Gattung sind: **Antiphānes** aus Rhodos (c. 388), dessen Witz und dramatisches Talent sich in der Vielseitigkeit seiner Stoffe beurkundet, und von dem man noch viele Fragmente besitzt; E u b ū l o s aus Athen; **Anaxandridas**, ein heiterer und kluger Beobachter des Lebens, der zuerst Liebesabenteuer behandelte; **Alexis** aus Thurii; **Timōkles**, Zeitgenosse des Demosthenes, einer der vorzüglichsten Komiker, durch Vortrefflichkeit des Stils, wie durch Mannichfaltigkeit des Stoffs ausgezeichnet. — Die **neuere Komödie** wurzelt in der monarchischen Zeit, wo das politische Leben minder bewegt erscheint und Alles im Gleise gewohnter Berufsweisen bleibt. Persönliche Verspottung, Parodie und politische Satire wurden bei Seite gelassen; der Boden, auf dem man sich bewegt, ist das häusliche und bürgerliche Leben, das die Dichter beobachteten; den Stoff liefern Familienverhältnisse, Liebeshändel, Ereignisse des täglichen Lebens, sociale Zustände u. dgl., ihre Vorzüge bestehen in S i t t e n s c h i l d e r u n g e n und C h a r a k t e r z e i c h n u n g e n, wobei weniger die Phantasie als der beobachtende Verstand thätig erscheint. Die Erfindung ist gering und ohne Abwechselung; gewisse stehende Charaktere, listige Sklaven, lockende Buhlerinnen (Hetären), prahlerische Kriegsleute, verzogene Söhne u. dgl. kehren allenthalben wieder. Dieser Einförmigkeit des S t o f f s entsprach die herabgestimmte, ordinäre S p r a c h e, der matte Ton, die eintönige uncorrecte M e t r i k. — Die merkwürdigsten Dichter der neuern Komödie sind: **Menander** aus Athen (342—290), „der in Schärfe der Beobachtung, in Fülle der Erfindung, sowie in Gewandtheit der Action mit Recht als der Meister galt; hiezu kam die edle Haltung und Milde des Tones, welche den philosophischen Denker verräth; in der Sittenmalerei besaß Niemand unter seinen Zeitgenossen größere Sicherheit, und alle Charakteristik der neuern Komödie geht auf ihn zurück". Er ist reich an Sprüchen und Lebensregeln. Menander war das Vorbild des römischen Komödiendichters Terenz (§. 200), wie sein älterer Zeitgenosse P h i l ē m o n mit seinem weniger geglätteten Volkston dem Plautus als Muster diente; **Diphĭlos** aus Sinope, der mit Menander und Philemon in Athen wetteiferte, soll hundert Dramen verfaßt haben, von denen wir nur wenige Fragmente besitzen.

Mittlere Komödie.

Neuere Komödie.

3. Der peloponnesische Krieg (431—404).

a) Die erste Periode (Archidamischer Krieg) bis zum Frieden des Nikias (421).

§. 105. Das Glück der Athener erfüllte Sparta mit Neid und Mißgunst, und der Uebermuth und Druck, womit die stolzen Demokraten die unterjochten Bundesgenossen behandelten, erzeugte Unwillen und Haß. Ganz Hellas schied sich in zwei Heerlager, in den athenisch-ionischen Kriegsbund (Symmachie), dem die Inseln und Küstenstädte gezwungen oder freiwillig angehörten, auf den die demokratische Volkspartei aller Staaten ihre Hoffnungen und ihr Vertrauen setzte und dessen Stärke in seiner bedeutenden Seemacht bestand; und in den peloponnesischen Bund unter Sparta's Führung, dem die dorischen und die meisten äolischen Staaten (wie Böotien, Phokis, Lokris u. a.) anhingen, in dem die aristokratische und conservative Partei der verschiedenen Gemeinwesen ihren Beschützer sah, dessen Zuversicht auf den schwerbewaffneten Hoplitenreihen beruhte. Wie groß auch Mißtrauen und Neid waren, so scheute man sich doch lange, den perikleischen Frieden zu brechen, die unsichere Grenzlinie zu überschreiten. Denn bei der Gluth des Hasses und der Leidenschaft und bei der großen Machtstellung der beiden Vororte war es vorauszusehen, daß jedes feindselige Begegnen sich zu einem furchtbaren, verzweifelten Kampfe gestalten würde, der, ohne bestimmtes Ziel, bald den Charakter eines Vertilgungskrieges annehmen mußte und nur mit dem Untergange eines der beiden Bundeshäupter enden konnte. Zuletzt kamen mehrere Umstände zusammen, die einen Ausbruch herbeiführten. Die Insel Kerkyra war wegen der Stadt Epidamnos (Dyrrhachium) an der Küste Illyriens in einen Krieg mit dem Mutterstaat Korinth gerathen und wendete sich um Unterstützung an Athen, unter dessen Beistand sofort die Korinther nach einer unentschiedenen Seeschlacht zum Abzug genöthigt wurden. Darin sahen diese einen Friedensbruch und führten Klage, wozu sie um so mehr berechtigt zu sein glaubten, als die Athener die korinthische Colonie Potidäa in Makedonien zinspflichtig gemacht hatten und dieselbe jetzt, als sie im Vertrauen auf peloponnesische Hülfe den Tribut weigerte, hart bekriegten. Ein dritter Punkt der Klage war die Ausschließung des kleinen dorischen Staates Megära, dessen Bewohner fast lediglich vom Handel mit Athen lebten, von allen Seehäfen und Märkten Attika's, als Strafe für dessen Abfall und andere ihm vorgeworfene Vergehungen.

Epidamnos und Kerkyra. (435—432.) In Epidamnos, einer von den Kerkyräern unter Anführung eines Korinthers gegründeten Colonie, war ein Streit ausgebrochen zwischen den dorischen Aristokraten und der aus einer gemischten Bevölkerung bestehenden Volkspartei. Die ersteren wurden vertrieben und wandten sich um Beistand an die stammverwandten Kerkyräer, die Gründer der Colonie, während die Demokraten in Epidamnos den Schutz der orinther anflehten, die aus Neid und Eifersucht auf die wachsende Seemacht Kerkyra's die Gelegenheit ergriffen, um diese zu schwächen. Allein die Kerkyräer und die Ausgewanderten schlugen die Korinther zurück und nöthigten Epidamnos zur Uebergabe. Erbittert über diese Schmach rüsteten die Korinther eine große Flotte aus, um die stolze Insel zu demüthigen; die Kerkyräer aber schlossen ein Bündniß mit den Athenern, wodurch zwar nicht ihre Niederlage durch die korinthische Uebermacht in einer Seeschlacht verhindert, wohl aber der Besitznahme und Unterwerfung Kerkyra's vorgebeugt wurde. Die Athener, deren zehn Schiffe der Schlacht unthätig zugesehen, nahmen nach derselben eine so drohende Haltung, daß die Korinther ihren Sieg nicht benutzen konnten, sondern unverrichteter Dinge abziehen mußten, weshalb ihnen die Kerkyräer die Ehre des Siegs streitig machten.

§. 106. Auf die Beschwerde der Korinther in der peloponnesischen Tagsatzung zu Sparta stellten nach einigem Zögern die Lakedämonier an Athen die Forderung, von der Belagerung Potidäa's abzulassen, die Markt- und Handelssperre gegen Megara aufzuheben und allen Bundesgenossen, namentlich den Aegineten, die Freiheit zu geben; und als die Athener dieser Zumuthung nicht Folge leisteten, fiel ein spartanisches Heer unter dem König Archidāmos in 431
Attika ein und verheerte das Land. Die Dörfer wurden zerstört, die Oelbäume gefällt, die Felder und Weinberge verwüstet. Da berief Perikles, den die Lakedämonier vergeblich durch den Antrag auf Verbannung der Alkmäoniden (§. 101) zu beseitigen gehofft, die attischen Landbewohner mit Weib, Kind und Fahrniß in die Hauptstadt und hinter die langen Mauern und rüstete eine Flotte aus, mit der er an den Küsten des Peloponnes landete und Vergeltung übte. Megara wurde durch verheerende Einfälle an den Rand des Untergangs gebracht; auf Aegina vertrieben die Athener alle dorischen Einwohner und bevölkerten die Felseninsel mit attischen Ansiedlern. Diese verwüstende Kriegführung wurde einige Zeit hindurch fortgesetzt, bis die entsetzliche Pest, aus Aethiopien und 430.
Aegypten hervorbrechend, über Asien und die griechischen Inseln ihren Weg nach dem Peiräeus und Athen gefunden und hier, genährt und gestärkt durch die in schlechten und schmutzigen Hütten dicht zusammengedrängte Menschenmasse, durch einen ungewöhnlichen Witterungswechsel, durch die fieberhafte Gemüthsaufregung und mangelhafte Nahrung, Tausende von Menschen jedes Alters und Standes unter entsetzlichen Schmerzen dahinraffte und zuletzt Perikles selbst ins Grab stürzte, 429.
nachdem er zwei seiner Söhne und viele seiner Freunde und Anhänger sterben gesehen und durch seine berühmte Leichenrede auf die im Kriege gefallenen Bürger das Trauerfest im „Töpfergrund" (Kerameikos) zu einem Ehrentag gemacht hatte. Die ungerechten Vorwürfe des über die Kriegsleiden erbitterten Volkes, die Verdächtigungen seiner zahlreichen Gegner, der Kummer über die betrübte Lage des Staats und den Kleinmuth der Bürger, der Schmerz über den Untergang seiner, wenn gleich unwürdigen Söhne, Dies und Anderes trug bei, die Tage seines Lebens zu verkürzen. Sein Trost auf dem Sterbelager war, daß keiner der lebenden Athener um seinetwillen je ein Trauerkleid angelegt habe. Der Tod des großen Mannes schlug dem athenischen Gemeinwesen, Sept. 429.
das drei Jahre lang von der furchtbaren Krankheit betroffen ward, bis sie, aller ärztlichen Kunst und Pflege spottend, zuletzt „gleichsam ersättigt in sich selbst erlosch", eine unheilvolle Wunde. Selbstsüchtige Demagogen, wie der großsprecherische Gerbereibesitzer **Kleon**, nahmen dessen Stelle ein, und Parteiwuth, durch Volksvereine genährt, schwächte die innere Kraft. Die athenische Bürgerschaft wurde eine haltungslose Menge, „die zwischen Ueberhebung und Muthlosigkeit, zwischen Unglauben und abergläubischer Aufregung hin- und herschwankte," und ihre Führer entbehrten der Talente und Kenntnisse, welche nur durch Uebung und Erfahrung in den Kriegs- und Staatsangelegenheiten erworben werden. Die zur Herrschaft gelangte Masse drückte nunmehr die Vornehmen und Reichen und bürdete ihnen alle Staatslasten auf (Leiturgien); ehrlose Spione und Denuncianten (Sykophanten) bedrohten durch Staatsprocesse unaufhörlich die Ruhe, die Sicherheit und das Glück eines jeden Bürgers, der nicht unbedingt der bestehenden Ordnung ergeben schien. Unter diesen Umständen

428. mußte Athen zusehen, wie Platää, sein treuester Bundesgenosse, nach dem heldenmüthigsten Kampfe den Spartanern und Böotiern erlag, wie die Stadt dem Erdboden gleich gemacht, die waffenfähigen Bürger getödtet und ihre Weiber
427. und Kinder in Knechtschaft abgeführt wurden. Dagegen gelang es den Athenern, das abgefallene Lesbos mit Mytilene, wo eine reiche und stolze Aristokratie im Regiment saß, die während der Olympischen Festfeier dem peloponnesischen Bunde beigetreten war, wieder zu unterwerfen. In der ersten Hitze faßte das erbitterte Volk den Beschluß, alle mannbaren Mytilenäer zu tödten, die Weiber und Kinder zu Sklaven zu machen. Aber bald erwachte die Reue; eine am andern Morgen in der Eile zusammengetretene Volksversammlung milderte den Beschluß dahin, daß nur tausend Lesbier, welche der Feldherr unter den Hauptschuldigen auszuwählen und nach Athen zu schicken hätte, als Missethäter mit dem Tode bestraft, die übrigen Bewohner ihrer Schiffe und Mauern beraubt und an ihrem Eigenthum gebüßt werden sollten. Von dem bisher freien Grund und Boden mußten die Besitzer ein jährliches Pachtgeld nach Athen entrichten. Die blutige Strafe, die sie den Urhebern des Abfalls auflegten, sollte Andere von ähnlichem Beginnen abschrecken. Der Krieg hatte durch die Schuld der hartherzigen Spartaner den Charakter einer endlosen Blutrache mit stets wachsender Grausamkeit angenommen. Dabei wurde Athen von einer zweiten Pest heimgesucht, und Erdbeben, Regengüsse und Dürre in furchtbarem Wechsel verbreiteten Schrecken und Jammer. „In der ganzen physischen Welt gab sich eine Störung der gewöhnlichen Ordnung kund, ungeheure Wunderzeichen deuteten auf einen innern Kampf, auf ein Absterben der Natur durch Seuchen und furchtbare Erdbeben, wie sie die Ueberlieferung nicht kannte. Die Elemente schienen aus ihren Kreisen getreten, die Jahreszeiten waren verändert".

Platää. Noch ehe der Krieg zwischen Sparta und Athen selbst zum Ausbruch gekommen war, versuchten die Thebaner die Stadt Platää, auf die sie noch von der Zeit der Perserkriege her einen Groll hatten, weil sich dieselbe von ihnen losgesagt und mit Athen einen Bund geschlossen, in ihre Gewalt zu bringen. Mit Hülfe einiger Aristokraten drangen sie unerwartet zur Nachtzeit ein, wurden aber am andern Tage, 300 an der Zahl, durch List und Gewalt gefangen genommen und sämmtlich niedergehauen. Die Rache für diese That hat wieder Rache erzeugt und so fort und fort bis zu der gräßlichen Zerstörung von ganz Griechenland. Im dritten Jahr des Krieges fingen dann die Spartaner die denkwürdige Belagerung von Platää an. Die Einwohner schickten die Wehrlosen, Weiber und Kinder nach Athen, bis auf einen kleinen Theil der Weiber, die zur Pflege nothwendig waren; sie selbst aber waren entschlossen, ihre Stadt mannhaft zu vertheidigen. Lange versuchten die Peloponnesier umsonst, mittelst eines um die Mauer aufgeführten Dammes und hölzerner Gerüste der Stadt Meister zu werden; als aber alle ihre Angriffe muthig zurückgeschlagen wurden, beschlossen sie durch enge Einschließung und Fernhaltung aller Nahrungsmittel die Ergebung zu erzwingen. Als keine Rettung mehr möglich schien, wagte ein Theil der Bürgerschaft einen kühnen Ausfall und schlug sich durch die feindlichen Verschan-
427. zungen glücklich nach Athen durch. Die Zurückgebliebenen, vom Hunger aufgerieben, ergaben sich endlich den Spartanern auf Gnade und Ungnade. Ihr Loos war schrecklich; umsonst beriefen sie sich auf ihre früheren Verdienste; wie sie einst mit den Spartanern gemeinschaftlich wider die Perser gestanden und der schönste Sieg in der spartanischen Geschichte auf ihrem Gebiete erfochten worden sei (§. 96). Die Sieger legten die Platäer in Ketten und hielten dann Gericht über sie, und wer nicht nachweisen konnte, daß er während des Kriegs den Lakedämoniern und ihren Bundesgenossen einen Dienst erwiesen, den tödteten sie. „Sie mordeten aber", sagt Thukydides, „Platäer selbst nicht weniger als 200, Athener 25, welche mitbelagert worden waren; die Weiber aber machten sie zu Sklavinnen. Die Stadt gaben dann die Thebäer etwa 1 Jahr lang zum

Bewohnen Megarischen Bürgern, die in einem Parteikampfe vertrieben waren und denjenigen Platäern, welche die thebanische Partei ergriffen hatten; später aber rissen sie dieselbe bis auf den Grund nieder und bauten neben dem Heratempel ein Fremdenhaus und gebrauchten dazu die Dächer und Thüren der Platäer. Das Gebiet aber machten sie zum Staatsgut und verpachteten es auf zehn Jahre, und die Thebaner bebauten es. Ueberhaupt, kann man sagen, hatten sich die Lakedämonier den Platäern um der Thebaner willen so abgeneigt gezeigt, weil sie glaubten, von diesen Vortheil ziehen zu können."

§. 107. Bald darauf gelang es dem athenischen Feldherrn **Demosthenes**, 425.
einem Manne von großem Unternehmungsgeist, welcher unlängst die korinthische Tochterstadt Ambrakia bezwungen hatte, auf einem Zuge nach Sicilien sich des messenischen Ortes **Pylos** (Navarino) zu bemächtigen und von dort aus, mit Hülfe entlaufener Heloten und Messenier, das lakedämonische Gebiet durch Raubzüge und verheerende Einfälle zu beunruhigen. Umsonst versuchten die Spartaner, sie daraus zu verdrängen; ihr Angriff wurde zurückgeschlagen und mehr als 400 Schwerbewaffnete auf der öden Insel Sphakteria eingeschlossen, wo sie dem Hungertode erlegen wären, wenn nicht einzelne Heloten, gelockt durch die Aussicht auf Freiheit und Lohn, in leichten Ruderkähnen mit großer Wagniß ihnen Lebensmittel zugeführt hätten. Lange wagten die Athener, aus Furcht vor der spartanischen Tapferkeit, keine Landung; erst nachdem neue Verstärkungen gekommen, gelang es ihnen, sich der Insel zu bemächtigen und, unterstützt von einem Waldbrand und von den ortskundigen Messeniern, die Spartaner in einer hochgelegenen Schanze so in die Enge zu treiben, daß sie sich Alle ergeben mußten und als Gefangene nach Athen gebracht werden konnten. Diesen Ausgang hatte Kleon, der Anführer der Verstärkungstruppen, bewirkt, der daher zu einem unerwarteten Kriegsruhm gelangte und nun aus allen Kräften den Abschluß eines Friedens, über den man schon in Unterhandlung war, zu hindern suchte. Erst als die Athener bei Delion, einem Tempelort 424.
des Apollo (wo Sokrates und Alkibiades sich den Preis der Tapferkeit erwarben und ihr Feldherr Hippokrates mit tausend tapfern Hopliten die Wahlstatt deckte) von den Böotiern eine empfindliche Niederlage erlitten und der geschickte spartanische Feldherr **Brasidas**, nachdem er glücklich die thessalischen Gebirgspässe 422.
durchschritten, die athenischen Pflanzstädte in Thrakien und Chalkidike mit Erfolg bekriegte und zum Abfall brachte, erlangte die (aristokratische) Friedenspartei, den reichen, freigebigen, aber unschlüssigen und abergläubischen **Nikias** an der Spitze, allmählich die Oberhand. Daher kam nach dem Sieg der Spartaner bei **Amphipŏlis**, wo der tapfere und hochsinnige Brasidas fiel und Kleon auf der Flucht getödtet ward, der **Friede des Nikias** zu Stande, in welchem 421.
man sich zu einer fünfzigjährigen Waffenruhe, zur Herausgabe aller Eroberungen und Gefangenen und zur friedlichen Ausgleichung aller künftigen Streitigkeiten verstand. — Furchtbar wüthete indessen der Kampf der aristokratischen und demokratischen Parteien in den meisten Städten Griechenlands; nirgends jedoch blutiger und grausamer als auf Kerkyra, wo die vornehmen Familien gänzlich vernichtet wurden und die blühende Insel mit ihren reichen Olivenwäldern für alle Zukunft den Todesstoß empfing. Wo die Spartaner siegten, erlangten die Aristokraten die Herrschaft und straften die Gegenpartei mit Tod und Verbannung; wo die Athener die Oberhand hatten, kamen die Demokraten ans

Ruder und behandelten ihre Widersacher mit gleicher Härte. Und es befiel (sagt Thukydides) die Staaten im Parteikampfe vieles und schweres Unglück, wie es stets erfolgt und erfolgen wird, so lange die Menschennatur die nämliche bleibt, nur je nach den Wechselfällen der Ereignisse bald heftiger, bald milder und von verschiedener Gestaltung. Denn im Frieden und in glücklichen Zuständen hegen Staaten so wie Einzelne edlere Gesinnungen, weil sie nicht in gezwungene Noth gerathen; der Krieg aber, welcher die behagliche Fülle des täglichen Lebensgenusses raubt, ist ein rauher Lehrmeister und stimmt die Leidenschaften der Menge nach den Umständen des Augenblicks. So herrschten nun in den Städten Parteikämpfe, und wo sie später zum Ausbruch kamen, da nahmen sie in Folge der Kunde von den früheren Vorgängen einen immer heftigeren Charakter an, sowohl durch berechnete Bosheit beim Angriff, als durch Schrecklichkeit der Rache.

Kerkyra. Die Parteiwuth auf der Insel Kerkyra in den Jahren 427—25 gibt das treueste Bild von den Gräueln dieses Krieges. Nach einem verzweifelten Kampfe in der Stadt selbst, wobei freigelassene Sklaven die Volkspartei verstärkten und ein furchtbarer Brand Schrecken und Verwirrung verbreitete, gelang es den Demokraten mit Hülfe der auf der Insel gelandeten Athener, ihrer Gegner Meister zu werden. Ein Theil wurde sogleich getödtet, die übrigen flüchteten sich als Schutzflehende in den Heratempel. „Zu diesen begaben sich die Demokraten", so erzählt Thukydides, „beredeten etwa fünfzig von ihnen, sich einem Gerichte zu unterziehen, und verurtheilten sie sämmtlich zum Tode. Die Mehrzahl der Schutzflehenden aber, welche sich nicht hatte überreden lassen, brachte sich, da sie sah, was geschah, gegenseitig gleich in dem Heiligthum ums Leben, auch an den Bäumen erhängten sich Einige, Andere gaben sich den Tod, wie Jeder konnte. Und sieben Tage hindurch mordeten die Kerkyräer Alle, die sie für ihre Feinde hielten, indem sie die Anklage zwar nur gegen die, welche die Volksherrschaft stürzen wollten, erhoben, es wurden aber Einige auch aus Privatfeindschaft getödtet und Andere, weil sie Gelder ausstehen hatten, von ihren Schuldnern. Und jede Todesart wurde angewendet und Alles, was in einem solchen Zustande zu geschehen pflegt, trug sich zu, und noch mehr. Denn der Vater tödtete den Sohn und aus den Heiligthümern wurden sie geschleppt und bei denselben getödtet, ja Einige wurden sogar im Tempel des Dionysos eingemauert und starben darin". — „Die Bande des Blutes traten zurück gegen den Vereinsgeist, weil dieser bereitwilliger war, rücksichtslos zu wagen; denn solche Vereine bezweckten nicht eine mit den geltenden Gesetzen verträgliche Unterstützung, sondern eine den bestehenden zuwiderlaufende Bevorzugung. Und die gegenseitigen Garantien befestigte man nicht sowohl durch das göttliche Gesetz, als durch gemeinschaftliche Verbrechen. Die von den Gegnern ausgehenden heilsamen Vorschläge nahm man unter thatsächlichen Vorkehrungen, wenn man gerade überlegen war, und nicht aus Edelsinn an. Sich an Jemanden rächen galt für wünschenswerther, als selbst nicht zuvor beleidigt zu werden. Und wurden ja einmal Versöhnungseide geschworen, so galten sie, indem sie aus Noth gegenseitig geleistet wurden, eben für den Augenblick, so lange man nicht von andern Seiten Verstärkung erhielt. — So kam jede Art von Unsittlichkeit durch die Parteikämpfe in Hellas auf, und die Herzenseinfalt, mit welcher der Edelsinn am meisten verbunden ist, wurde verlacht und verschwand, dagegen mißtrauischen Sinnes sich einander gegenüberstehen, das ward in hohem Maße vorherrschend".

b) Alkibiades' Wirksamkeit.

§. 108. Der Abschluß des Friedens ohne Beiziehung der Korinther reizte diese zum Haß gegen Sparta. Sie verbanden sich daher mit Argos, Elis und
420. einigen arkadischen Städten, um den Spartanern die Hegemonie im Peloponnes zu entreißen. In diesem Bestreben wurden sie unterstützt von dem zwanzigjährigen **Alkibiades**, dem Sohne des bei Koroneia gefallenen tapfern und

reichen Kleinias, der hier zuerst seine Gewandtheit und diplomatischen Talente beurkundete. Alkibiades, der Verwandte und Mündel des Perikles, der jugendliche Freund und Genosse des Weltweisen Sokrates, besaß neben unermeßlichem Reichthum die größten äußeren und inneren Vorzüge und einen rastlosen Ehrgeiz. Er war schön, geistreich, gebildet und ein trefflicher Redner, so daß er ganz geeignet gewesen wäre, die Rolle des Perikles zu übernehmen, hätte er mehr Ruhe und Besonnenheit besessen und seine unbändige Selbstsucht zu bemeistern verstanden. Er gehörte zu jenen „dämonischen Erscheinungen", die das Schicksal ganzer Völker und Länder entscheiden, zu jenen Herrschernaturen, die sich nicht in die bestehenden Gesetze und Ordnungen des Staates zu fügen vermögen, sondern in eigenmächtigem Sinne den Weg der Willkür wählen. Von einer überwältigenden Persönlichkeit, glaubte er, Alles wagen zu dürfen, ohne Rücksicht auf göttliche und menschliche Rechte. Seine Einmischung in die peloponnesischen Händel hatte jetzt einen Krieg zwischen den Spartanern und den Verbündeten zur Folge, wobei Sparta's Macht auf dem Spiele stand, wenn nicht die siegreiche Schlacht von **Mantineia** das frühere Ansehen der Stadt 418.
hergestellt hätte. Die Unterstützung, welche die Athener dem Bunde von Argos gewährten, die unvollkommene Ausführung der Friedensbedingungen von Seiten der Spartaner und ihrer Bundesgenossen, der Thebaner, und die Erinnerung an die blutigen Gräuelthaten, welche die Rachegeister wach erhielten, ließen eine dauernde Ruhe unter den kriegführenden Staaten nicht aufkommen. Argos, von inneren Parteien zerrissen, hielt noch ferner zu der Demokratenstadt. Das strenge Verfahren der Athener gegen die dorisch-lakonische Insel Melos, welche in dem Kampfe neutral geblieben war, um die Treue gegen den Mutterort nicht zu brechen und auch den Groll Athens nicht zu reizen, gab dem „faulen Frieden" den letzten Stoß. Nach einer mehrmonatlichen Gegenwehr wurde das Eiland zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade gezwungen, die waffenfähige Mannschaft getödtet, die übrige Bevölkerung, Weiber und Kinder, in die Knechtschaft geschleppt, der Grund und Boden unter die Sieger vertheilt.

§. 109. Der Neid, die Mißgunst und der Stammeshaß, die zwischen Athen und Sparta bereits heftig wieder entzündet waren, erhielten neue Nahrung, als jenes die schönste Flotte und das trefflichste Hoplitenheer, die jemals aus dem Peiräeus gesegelt, unter Alkibiades, Nikias und Lamächos nach Sicilien abschickte, um die dorische Stadt **Syrakus**, ja vielleicht die ganze, 415.
an Korn und Oel so reiche Insel ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Dieses Unternehmen schlug jedoch fehl. Die Feinde des Alkibiades, der diesen abenteuerlichen Eroberungsplan hauptsächlich ins Werk gesetzt hatte, benutzten die Abwesenheit des Feldherrn, um gegen denselben eine Anklage auf Gottlosigkeit zu erheben wegen Entweihung der eleusinischen Mysterien und Theilnahme an der Verstümmelung der steinernen Bildsäulen des Hermes, welche vor den Häusern und Tempeln, auf Markt, Straßen und Kreuzwegen aufgestellt waren, eine Zierde der Stadt und ein Zeichen des frommen, gottesfürchtigen Sinnes ihrer Bewohner. Noch ehe die Flotte auf Sicilien gelandet, wurde daher Alkibiades zurückgerufen, um sich vor Gericht zu rechtfertigen. Denn in der

frevelhaften Hermenverstümmelung, die während einer einzigen Nacht in der ganzen Stadt verübt worden war und wobei sich Alkibiades in jugendlichem Uebermuth betheiligt zu haben schien, glaubte man eine geheime Verschwörung der aristokratischen Vereine (Hetärien) zum Umsturz der demokratischen Verfassung zu erblicken, weshalb auf die Aussage des Redners Andokides hin eine Menge angesehener Bürger als Verdächtige und Mitschuldige an dem hochverrätherischen Vorhaben eingezogen und zum Theil mit dem Tode bestraft wurden. Dasselbe Schicksal fürchtete nun auch Alkibiades und ergriff demgemäß seine Maßregeln. Statt sich vor dem athenischen Gerichtshofe zu stellen, entfloh er nach Elis, um den Ausgang der Untersuchung abzuwarten, und begab sich dann, auf die Kunde von seiner Verurtheilung, nach Sparta, wo er rachedürstend seiner Vaterstadt Verderben zu bereiten suchte und deshalb die Spartaner, bei denen ihm seine hohen Talente und seine Rednergabe bald großes Ansehen verschafften, zur Erneuerung des Krieges anspornte. Auf seinen Rath nahmen sie einen festen Standpunkt in Attika, indem sie sich des Städtchens Dekeleia, drei Meilen von Athen, bemächtigten, und schickten ihren ge-
414. wandten Feldherrn Gylippos mit peloponnesischen Truppen dem stammverwandten Syrakus zu Hülfe. Dadurch nahm der sicilische Krieg, der trotz der Gewandtheit des syrakusischen Heerführers Hermokrates bisher einen günstigen Fortgang hatte, bald eine für die Athener unglückliche Wendung. Die zur Einschließung der Stadt aufgeführten Befestigungswerke wurden durchschnitten und der tapfere Lamachos mit einem großen Theile des Hoplitenheeres bei der Belagerung getödtet; die Enge des Hafens hinderte die athenischen Schiffe an den raschen Bewegungen, wodurch sie sonst zu siegen pflegten; die Seemannschaft wurde demoralisirt und zuchtlos und die stärkeren Fahrzeuge der Syrakuser und Korinther erlangten die Oberhand. Und als endlich nach dem Untergange der ganzen Flotte die beiden Führer Nikias und Demosthenes, welcher Letztere mit Verstärkungen nachgeschickt worden war, mit dem Reste ihres Heeres sich in das befreundete Katäna retten wollten, wurden sie auf dem verspäteten Zuge von Gylippos und den Syrakusern überfallen, getrennt und nach blutigen Gefechten zur Ergebung gezwungen. Was nicht im Kampfe umkam, oder in den Wellen des Bergstromes Assinaros den Untergang fand, wurde in Knechtschaft verkauft oder in den engen Räumen unbedeckter Steinbrüche den unerträglichsten Leiden preisgegeben, und glücklich, wer eines schnellen Todes starb,
413. wie Nikias und Demosthenes, deren Häupter in Syrakus durch die Hand des Scharfrichters fielen, wenn nicht Beide zuvor, wie andere Angaben melden, im Kerker mit Hülfe des Hermokrates durch eigene Hand ihrem Leben ein Ende gemacht. „Ihre Leichen wurden am Stadtthore ausgestellt und das ganze Werk entsetzlicher Rachsucht dadurch beendet, daß zum Andenken an das Blutbad in der Assinarosschlucht ein jährliches Volksfest, Assinaria genannt, in Syrakus gestiftet wurde."

Letzte Schicksale und Untergang des athenischen Heeres in Sicilien. Als die athenischen Schiffe nach der Schlacht im großen Hafen theils verbrannt, theils weggeführt waren, wurde der Rückzug zu Land beschlossen. Dieser Rückzug wäre vielleicht auch gelungen, wenn das Vorhaben der athenischen Führer, noch in derselben Nacht, die dem Schlachttage folgte, aufzubrechen, zur Ausführung gekommen wäre. Aber Hermokrates, der von dem Plan eine Ahnung

oder Kunde hatte und die Athener zu vernichten wünschte, machte den Vorschlag, die Syrakusier sollten mit ihrer ganzen Heeresmacht sogleich ausrücken und durch Verbauung der Wege und Besetzung und Versperrung der Engpässe den Feinden den Rückzug abschneiden; und als er das in der Siegesfreude schwelgende Volk nicht bewegen konnte, den bevorstehenden Festtag statt unter Gelagen und frohen Mahlzeiten mit neuen Beschwerden und Gefahren zuzubringen, so suchte er durch Trug und Hinterlist den Abzug zu verzögern. Einige seiner Vertrauten ritten heimlich an das Lager der Athener, wo sie unter dem Scheine der Freundschaft den Wachen meldeten, sie möchten den Oberfeldherrn vor der nächtlichen Reise warnen, da die Syrakusier die Wege besetzt hielten; er solle den Tag abwarten und den Abzug erst antreten, wenn er die nöthigen Anstalten dafür getroffen hätte. Der Rath wurde befolgt; die Athener brachten die beiden nächsten Tage mit Zurüstungen zu und gaben dadurch dem Feinde die gehörige Zeit, die Wege zu versperren, die Furten der Flüsse und Bäche zu besetzen und an geeigneten Orten Posten aufzustellen. Am dritten Tage erfolgte endlich der Aufbruch. Es war ein herzzerreißender Auftritt, als sie mit den dürftigen Resten von Lebensmitteln versehen den Ort ihres bisherigen Elends verließen, um noch größeren unbekannten Leiden entgegen zu gehen! War es schon nach hellenischen Begriffen ein schmerzlicher Entschluß voll Gewissensqualen und inneren Vorwürfen für die Freunde und Angehörigen, die Todten unbeerdigt zurückzulassen, wie mußte erst ihr Herz brechen, als sie von den Verwundeten und Kranken Abschied nahmen und diese mit Flehen und verzweiflungsvollem Geschrei den Kameraden und Kriegsgefährten zuriefen, sie mitzunehmen, sich an die abziehenden Zeltgenossen anklammerten und ihnen folgten, bis die Kräfte schwanden und sie erschöpft zu Boden sanken, um zu verschmachten und von rohen Händen unter Qualen zu sterben! Kummervollen Herzens und mit Thränen und Wehklagen schied endlich das Heer, nicht weniger als 40,000 Mann tapferer Krieger, die sich gleich groß im Handeln wie im Dulden gezeigt hatten. Statt der frohen Kriegsgesänge, unter denen sie ausgezogen waren, hörte man jetzt Klagelaute und Schmerzensrufe; und wie waren die stolzen Hoffnungen von Sieg und Eroberung zu Schanden geworden! Mit Recht nennt Thukydides diese Ereignisse den gewaltigsten Glückswechsel, der je ein hellenisches Heer betroffen. — In länglichem Viereck bewegte sich der Zug, nicht unähnlich einer auswandernden Bürgerschaft, dem Flusse Anapos zu, erzwang den Uebergang und gelangte, fortwährend angegriffen und beunruhigt durch die feindlichen Reiter und Bogenschützen, nach einer Tagereise von 40 Stadien (1 Meile) an einen Hügel, wo die müden Krieger im Freien gelagert die Nacht zubrachten. Am zweiten Tage zogen sie 20 Stadien vorwärts und schlugen dann in einer angebauten Ebene ein Lager auf, um sich mit Wasser und Lebensmitteln zu versehen; die drei folgenden Tage vergingen unter heißen Kämpfen um den Besitz eines von dem Feinde besetzten, schwer zugänglichen Passes am akräischen Felsberg. Außer Stande, den Durchgang zu erzwingen, beschlossen die Athener, den Weg nach Katana aufzugeben und die Zugrichtung ändernd, sich südwestlich gen Kamarina und Gela zu wenden. Nach Anzündung mehrerer Feuer, um die Feinde zu täuschen, brachen sie zur Nachtzeit auf; aber die von Demosthenes geführte Nachhut bewahrte nicht mehr die bisherige feste Ordnung und blieb daher hinter dem Hauptzug zurück. Als nun die Feinde, bei Anbruch des Tages den Abzug der Athener merkend, rasch ihren Spuren folgten, erreichten sie, während Nikias seinen Marsch über die beiden Flüßchen Kakyparis und Erineos fortsetzte, die gelockerten Reihen der Nachhut. Zwar bewährte auch hier Demosthenes sein Feldherrntalent und seinen raschen Geist. Schnell waren seine Truppen in Schlachtordnung aufgestellt; aber mit Bestürzung gewahrten sie, daß sie in einem von Mauern umgebenen und von Olivenpflanzungen durchschnittenen Landgute, das von Polyzetos, dem Bruder des Tyrannen Gelon, den Namen führte, von den Feinden umringt und eingeschlossen waren, welche, geschützt durch die Bäume und die Umzäunung, sie mit Pfeilen und Wurfspeeren überschütteten, ohne selbst großen Schaden zu leiden. Den ganzen Tag hindurch hielten die Athener den ungleichen Kampf aus; dann wurde, als bereits Viele gefallen oder verwundet, die Uebrigen aus Mangel an Lebensmitteln gänzlich erschöpft waren, ein Vertrag geschlossen, in Folge dessen die ganze Heeresabtheilung, 6000 an der Zahl, unter Zusicherung des Lebens die Waffen streckte und sich in Kriegsgefangenschaft begab. Nur mit Mühe wurde Demosthenes, der es verschmähte, eine gleiche Vergünstigung für sich selbst auszubedingen, am Selbstmord gehindert. — Am andern Tage wurde auch Nikias von den nachsetzenden Syrakusiern erreicht. Gylippos machte ihm die Ergebung der Nachhut kund und forderte ihn auf, ein Gleiches zu thun. Anfangs ungläubig, dann aber durch einen ausgesandten Herold von der traurigen Wahrheit überzeugt, bot er einen Vertrag an, kraft dessen den Syrakusiern voller Ersatz aller aufgewendeten Kriegskosten gewährt

werden sollte, wenn das Heer, nach Stellung genügender Geißeln, frei abziehen dürfe. Der Antrag wurde verworfen und das athenische Heer von allen Seiten mit Pfeilen beschossen. Ein Versuch, während der Nacht weiter zu ziehen, wurde entdeckt und vereitelt. Am andern Tage (es war der sechste des Auszugs) bewegten sich die Truppen, aufs äußerste erschöpft durch Hunger und Durst, und von Bogenschützen und Reitern unaufhörlich angegriffen, dem Flusse Assinaros zu. Er wurde die Beresina der Athener. Kaum hatten sie das jähe Ufer erreicht, so stürzten sie, theils um den brennenden Durst zu stillen, theils um sich vor dem nachsetzenden Feinde auf die andere Seite zu retten, in wilder Unordnung in den Strom, wo sie in fieberhafter Hast die innere Gluth löschend, bald von ihren eigenen nachdrängenden Kameraden niedergetreten, bald von den herabgeschleuderten Speeren und Pfeilen der Feinde getroffen, oder auch von den Wellen des raschen Stromes fortgerissen, einen kläglichen Tod fanden. Schon lagen die Leichen gehäuft übereinander, und noch immer stürzten neue Schaaren herbei und stritten sich um das von aufgewühltem Schlamm und Erde verunreinigte und von Blut geröthete Flußwasser, das sie in gierigen Zügen einschlürften. Tausende waren bereits, fast ohne Gegenwehr, gefallen, als endlich Gylippos, dem sich Nikias ergeben hatte, dem Morden Einhalt gebot. Was nicht umgekommen, oder während der Verwirrung entflohen war, wurde gefangen genommen. Nur eine geringe Anzahl fiel dem Staate zu; die meisten wurden heimlich weggeschafft und durch Verkauf über ganz Sicilien verbreitet. Selbst die Heldenschaar der Dreihundert, die sich aus dem Lager am Erineos durchgeschlagen, wurde eingefangen und theilte das Loos der Haft und Knechtschaft. Von den 40,000 Kriegsmännern, welche vor sechs Tagen vom großen Hafen aufgebrochen, waren, mit Ausnahme einiger zersprengter Flüchtlinge, die sich nach und nach auf heimlichen Pfaden nach Katana retteten, nur noch etliche Tausend Sklaven und Gefangene vorhanden, die übrigen waren auf den Märschen und in den Gefechten, dem Hunger, der Erschöpfung und den Waffen der feindlichen Reiter und Bogenschützen erlegen. Wohl hatten die Syrakusier Ursache, mit Befriedigung auf ihr Werk zu sehen. Als sie die Bäume am Assinaros mit den Harnischen erschlagener Feinde geschmückt und dann siegprangend und mit Beute beladen in ihre Stadt einzogen, da schwoll manchem Kriegsmann die Brust von stolzen Gefühlen, und mancher Bürger sah schon im Geiste Syrakus als Beherrscherin der hellenischen Welt im Westen und die übrigen Städte als zinspflichtige Untergebene. Denn wer sollte fürder der Ueberwinderin Athens die erste Stelle streitig machen! Aber ihr Verfahren gegen die Besiegten und Gefangenen gab Zeugniß, daß Syrakus in Bildung und Humanität nicht gleichen Schritt gehalten hatte mit Athen und anderen Städten des Mutterlandes. Nikias und Demosthenes wurden durch Volksbeschluß zum Tode verurtheilt. Umsonst hatte Gylippos sie zu retten versucht; er hätte gern sich und seiner Vaterstadt den Triumph verschafft, die berühmten Feldherren als Gefangene durch die Straßen von Sparta ziehen zu sehen und an Demosthenes die Niederlage von Pylos, an Nikias dagegen die freundliche Gesinnung, die er oft den Lakedämoniern bewiesen, vergolten, vielleicht auch gern seine Begierde nach Schätzen und Gewinn durch Erpressung reichen Lösegeldes befriedigt. Aber die Korinther und diejenigen Syrakusier, die während der Belagerung mit Nikias in Verbindung gestanden, drangen auf seinen Tod; jene aus Furcht, die Feldherren möchten wieder ihre Freiheit erlangen und an ihnen zunächst die sicilische Niederlage rächen; diese aus Besorgniß, ihre Umtriebe möchten an Tag kommen. So starben denn die ruhmgekrönten Feldherren entweder durch das Richtschwert auf dem Marktplatz zu Syrakus, oder nach anderen Angaben durch die eigene Hand, wozu ihnen Hermokrates die Mittel verschafft. Ihre Leichen wurden vor dem Stadtthore öffentlich ausgestellt und der Tag der Niederlage am Assinaros alljährlich festlich begangen. — Noch härter war das Loos der übrigen Gefangenen, wenn ihnen gleich das nackte Leben erhalten wurde. Man schloß sie, 7000 an der Zahl, in die unbedeckten Steinbrüche (Latomien) ein, wo sie, gequält von der stechenden Sonne des Tages und dem nächtlichen Froste, gepeinigt von Hunger und Durst, da man Jedem nur einen halben Schoppen Wasser und ein geringes Maß Gerste täglich zum Unterhalt reichte, und gemartert durch den unerträglichen Geruch und die schreckliche Ausdünstung dicht gedrängter Menschenhaufen und verwesender Leichen in dem engen Raume ohne Luftwechsel, während der siebzig Tage ihrer Haft großentheils kläglich umkamen. Nach Verlauf dieser Frist wurden die Ueberlebenden, mit Ausnahme der Athener und der sicilischen und italischen Griechen, als Sklaven verkauft. Doch erfahren wir, daß sich in der Folge noch Viele durch die Flucht in die Heimath retteten, nachdem sie in Rotten und einzeln monatelang auf der Insel umhergeirrt; auch wird erzählt, manche seien wegen ihrer Bildung und Kenntnisse von ihren Herren in Freiheit ge-

setzt worden, und besonders hätten die athenischen Gefangenen durch das Vortragen rührender Stellen aus Euripides, die sie im Gedächtniß gehabt, die Herzen ihrer Gebieter so bewegt und erschüttert, daß diese ihnen die Sklavenketten abgenommen. Der Tragiker soll noch lange genug gelebt haben, um den Dank der Befreiten zu empfangen. „So endigten die Ereignisse in Sicilien", schließt Thukydides sein siebentes Buch; „die wichtigste Begebenheit nicht blos in diesem Krieg, sondern in der ganzen hellenischen Geschichte".

§. 110. Aeltere Geschichte von Syrakus. Syrakus, gegründet 735 von den Korinthern, mit einem vortrefflichen Doppelhafen versehen, erlangte bald den ersten Rang unter den griechischen Städten Siciliens, den zweiten nahm die rhodische Pflanzstadt Akrăgas (Agrigent) ein, wo im 6. Jahrhundert der grausame Tyrann Phalăris seine Bluthherrschaft übte. — Um die Zeit, als in Athen die unumschränkte Demokratie ins Leben trat, wurden auch in Syrakus die Aristokratengeschlechter (Gamoren), die bisher im Besitz der Herrschaft gewesen, von dem Demos und den mit demselben verbundenen leibeigenen Bewohnern des umliegenden Landes gestürzt und vertrieben. Der Versuch der Aristokraten, mit Hülfe Gelons, des Königs der benachbarten Stadt Gela, sich der verlornen Herr- Gelon 491—476.
schaft wieder zu bemächtigen, schlug fehl und endigte damit, daß die Demokraten dem Gelon die Tyrannis über Syrakus übertrugen, um dieselbe Zeit, als in Akragas der vielgepriesene Theron die Alleinherrschaft erlangte. Gelon gebrauchte diese Gewalt mit großer Mäßigung: er erweiterte die Stadt durch neue Ansiedler und vereitelte durch den fabelhaft vergrößerten und ausgeschmückten Sieg bei Himĕra über Hamilkar im Jahre der 480.
Salamisschlacht den Versuch der Karthager, auf Sicilien festen Fuß zu fassen, sowie den Plan des Perserkönigs, die griechische Welt im Westen durch die karthagischen Bundesgenossen zu derselben Zeit unterwerfen zu lassen, als er von Osten her den großen Schlag auszuführen gedachte, um somit auf einmal die Freiheit und die Civilisation vom Angesicht der Erde zu vertilgen. War schon Gelon ein prachtliebender Herr, welcher Künste und Wissenschaften liebte und förderte, die komischen Theaterspiele des Epicharmos und die „Mimen" des Sophron begünstigte (§. 104) und in der Ebene von Olympia im Viergespann siegte, so ging sein Bruder und Nachfolger Hieron I. noch viel weiter in Hieron 476—466.
dieser Richtung. Hieron umgab sich mit einem glänzenden Hofe, sammelte die ersten Dichtergeister Griechenlands um sich (Pindar, Aeschylos, Simonides, Bakchylides) und strebte nach Ruhm, Ehre und Glanz, hielt sich aber nicht frei von Bedrückung und Gewaltthätigkeit. Die Folge war, daß die Syrakuser allmählich der Alleinherrschaft müde wurden. Die unzufriedene Stimmung steigerte sich, als Hierons Bruder Thrasybūlos, im Vertrauen auf eine zuverlässige Söldnerschaar und unterstützt von Spähern und Aushorchern, Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten aller Art beging, und gelangte endlich zu solcher Höhe, daß er sammt dem ganzen Gelonschen Fürstenhause vertrieben und eine un- 465.
umschränkte Demokratie mit vollkommener Gleichheit und Gleichberechtigung aller Bürger eingeführt wurde. Die unter vielen Kämpfen und Gewaltthätigkeiten eingerichtete Verfassung artete bald in Ochlokratie (Pöbelherrschaft) mit einem dem athenischen Ostrakismos ähnlichen Institut (Petalismos) aus, wodurch Syrakus so verwirrt und geschwächt wurde, daß die andern griechischen Städte Siciliens, die bisher unter Syrakusens Hegemonie gestanden, besonders die Leontiner und Segestaner, sich frei zu machen suchten und dazu durch 427.
eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Redner Gorgias stand, Athens Hülfe anriefen, welche auch nach einigem Bedenken gewährt wurde. Die Abenteuerlust der athenischen Volksgemeinde und die falsche Vorstellung von den großen Schätzen der Segestaner trieb zu dem unbesonnenen Unternehmen. Zu dem für die Syrakuser so günstigen Ausgange des Krieges trug ihr geschickter und tapferer Feldherr Hermokrătes Vieles bei, um so mehr, als sich Nikias große Fehler und Versehen zu Schulden kommen und durch Unschlüssigkeit, Unbeholfenheit und Aberglauben alle Gelegenheit der Rettung vorübergehen ließ. Hermokrates wurde bald nachher von den argwöhnischen Demokraten aus Syrakus verbannt, und als er später im Vertrauen auf seine vaterländische Gesinnung und seine neuen im Exil bewiesenen Verdienste auf die Einladung einiger Freunde zurückzukehren wagte, entstand ein Kampf auf dem Markte, wobei der berühmte Feldherr seinen Tod fand. 408.

§. 111. Dunkle Gerüchte brachten die erste Kunde von dem entsetzlichen Schlage, welcher Flotte und Heer vor Syrakus betroffen, nach Athen; und als sich die Schreckensnachricht bestätigte, war kaum eine Familie ohne Trauer. Die
412. athenischen Bundesgenossen fielen ab und schlossen sich an Lakedämon an; ein spartanisches Heer hatte die Burg Dekeleia in Attika besetzt und hinderte die Zufuhr, eine auf Alkibiades' Rath ausgerüstete und von dem persischen Statthalter Kleinasiens, Tissaphernes, unterstützte spartanische Flotte suchte die Seeherrschaft der Athener zu vernichten; selbst Euböa fiel zuletzt in die Hände der Peloponnesier, während in Athen eine oligarchische Partei, Peisandros an der Spitze, die demokratische Verfassung umzustürzen suchte und mit Sparta im Einverständniß war. Mit Hülfe der einzelnen Vereine oder Clubs, die in der Stadt bestanden, gelang es dem Peisandros und seinen Genossen, durch einen
411. Staatsstreich die unbeschränkte Volksherrschaft zu beseitigen, die Einsetzung eines Raths von Vierhundert, die sich unter einander selbst wählten, zu bewirken und die Volksgemeinde auf die Zahl von fünftausend Bürgern zu beschränken, die aber nie zur Volksversammlung oder zur Ausübung der bürgerlichen Rechte einberufen wurden. Gegen diese Neuerung erklärte sich die auf Samos weilende athenische Heer- und Schiffsmannschaft, bei der sich der rechtschaffene Thrasybūlos befand, und beharrte bei der alten Ordnung. Zu ihnen hielt sich auch Alkibiades, der, von dem lakedämonischen König Agis wegen persönlicher Ehrenkränkung gehaßt und von den neidischen und argwöhnischen Spartanern mit Nachstellungen bedroht, wieder eine Aussöhnung mit seinen Landsleuten wünschte und ihnen die Hülfe des persischen Statthalters, dessen Vertrauen er sich zu gewinnen gewußt, in Aussicht stellte und zu erwirken bemüht war. Dies hatte zur Folge, daß nach einer an Unglücksfällen, Verwirrung und Sykophantie reichen Zeit von vier Monaten der Rath der Vierhundert wieder aufgelöst und unter Mitwirkung des klugen Theramenes die Demokratie, jedoch mit Beschränkung der Volksgemeinde auf fünftausend Bürger, hergestellt wurde. Hierauf schiffte die Flotte unter Alkibiades' Leitung von Samos nach dem Hellespont,
410. gewann bei Kyzĭkos und in zwei anderen Schlachten glorreiche Siege über
409. die Lakedämonier, bemächtigte sich der Städte Byzanz, Chalkĕdon und der meisten übrigen Orte der Küste und legte bei Chrysopŏlis einen Sundzoll an, wodurch neue Einkünfte nach Athen flossen. Während der spartanische Unterfeldherr damals verzweiflungsvoll den lakonischen Bericht an die Ephoren sandte: „der Feldherr Mindăros ist todt, die Kriegsleute hungern, wir wissen nicht, was zu thun", riefen die Athener, erfreut über diese Erfolge, den Alkibiades zurück, ernannten ihn zum Oberanführer über Flotte und Landheer, und stürzten die Schandsäule, auf der seine Vergehen geschrieben standen, ins Meer. Aber auch er war nicht im Stande, dem geschwächten und zerrütteten Gemeinwesen die frühere Größe wiederzugeben. Wenige Monate nachdem er in Athen unter dem
408. Jubelrufe des Volks einen glänzenden Einzug gehalten und zum erstenmal wieder den eleusinischen Festzug auf der heiligen Straße angeordnet, wurde ihm der Oberbefehl von Neuem entzogen, weil in seiner Abwesenheit sein Unterfeldherr
407. Antiochos eine Seeschlacht bei Notion unweit Ephĕsos verlor. Er begab sich nach Thrakien, sein Auge unverrückt auf das unglückliche Vaterland gerichtet. Noch einmal leuchtete den Athenern ein günstiger Stern. Die Spartaner machten

unter Anführung des wackern **Kallikratidas**, der in edler Vaterlandsliebe und warmem Nationalgefühl es verschmähte, bei den Persern um Hülfe zu betteln, und Frieden und Eintracht unter den Hellenen zu begründen bemüht war, einen Angriff auf Lesbos und hielten die athenischen Schiffe im Hafen von Mytilene eingeschlossen. Da strengten die Athener ihre letzten Kräfte an und schickten eine mit Freien, Schutzbürgern und Sklaven bemannte Flotte ihren Landsleuten zu Hülfe. Es ereignete sich die große **Seeschlacht bei den Arginusen**, 406.
einer Inselgruppe an der Küste von Lesbos, worin Kallikratidas den Heldentod starb, viele Schiffe von beiden Seiten zu Grunde gingen, die Athener aber Sieger blieben. Ein heftiger Seesturm und die Uneinigkeit der Führer verhinderte jedoch die Benutzung des Sieges, sowie das Einsammeln der Leichen und der Schiffstrümmer mit den verunglückten Kämpfern, die sich noch auf dieselben gerettet haben mochten. Dieses Versäumniß wurde den Anführern zum Verbrechen angerechnet. Sechs von ihnen wurden deshalb in Athen von der Volksversammlung gegen das Gesetz zum Tode verurtheilt und mußten den Giftbecher trinken. Die Bemühungen des Sokrates und anderer Vaterlandsfreunde, die unglücklichen Feldherren zu retten, wurden durch den Parteihaß vereitelt. Alle starben mit dem Muthe der Unschuld und mit Worten des Segens über das Vaterland und ihre Mitbürger.

c) Athens Fall.

§. 112. Nach der Seeschlacht bei den Arginusen nahmen die Spartaner wieder ihre Zuflucht zu dem schlauen, unternehmenden **Lysander**, ihrem trefflichen Führer, der schon früher die Gunst des neuen Statthalters von Kleinasien, **Kyros' des Jüngern**, klug zu benutzen gewußt, um mit persischer Hülfe die lakedämonische Flotte zu vergrößern. Ohne Ehrfurcht und Pietät für die altspartanischen Einrichtungen und den Doppelthron der Herakliden folgte Lysander nur den Eingebungen seines Ehrgeizes und suchte seine Vaterstadt mit allen Mitteln und Künsten zur Herrschaft zu führen, „um dann selbst in ihr zu herrschen". Wenn auch weniger genial als Alkibiades, besaß er dieselbe Geschmeidigkeit, Andere zu gewinnen, vereinigte er dieselben Talente des Feldherrn und diplomatischen Unterhändlers. Von diesen Künsten und Eigenschaften gab der neue Flottenführer bald nach Uebernahme des Oberbefehls in den hellespontischen Gewässern den glänzendsten Beweis. Nachdem er sich der Stadt Lampsakos bemächtigt, legte er sich auf der asiatischen Seite des Hellespont vor Anker gegenüber der athenischen Flotte, die unweit Sestos an dem flachen Ufer bei dem Ziegenflusse (Aegospotamos) aufgestellt war. Die spartanische Flotte war zahlreich und an Zucht und Ordnung gewöhnt, während die attische in Folge der politischen Parteiungen sich mehr und mehr dem alten strengen Kriegsgehorsam entfremdet hatte. Die athenische Schiffmannschaft, die vergeblich viermal den Kampf angeboten, überließ sich der sträflichsten Sorglosigkeit; die Land- und Seesoldaten ruhten entweder in den Zelten oder gingen dem Würfelspiel und anderm Zeitvertreib nach. Diese Nachlässigkeit der Gegner machte sich Lysandros zu Nutze. Von Allem wohl unterrichtet, brach er plötzlich mit der ganzen peloponnesischen Flotte von Lampsakos auf, überfiel

unerwartet die feindlichen Fahrzeuge und vernichtete in der furchtbaren **Schlacht**
405. **bei Aegospotamos** die ganze athenische Seemacht. „Es war kein Schlagen, sondern ein Schlachten; schaarenweise wurden die Athener niedergemacht, gefangen oder zersprengt, die Schiffe ohne Gegenwehr genommen oder zerstört.“ Nur acht Trieren, welche Konon nach Kypros zu dem hellenischen Fürsten Euagoras rettete, und der Schnellsegler Paralos, der die Trauerbotschaft nach Athen brachte, entgingen dem allgemeinen Verderben. Dreitausend Athener nebst mehreren Anführern wurden hierauf in Lampsakos der Rache der Spartaner als Opfer geschlachtet. Der Feldherr Philokles, der im festlichen Gewande seinen Unglücksgefährten voranschritt, empfing den ersten Stoß und gab den Uebrigen das Beispiel muthigen Ertragens.

Bald darauf fand auch Alkibiades nach einem wechselvollen Leben ein gewaltsames Ende. Vor der Schlacht von Aegospotamos ertheilte er den athenischen Feldherren gute Rathschläge und warnte sie vor der List des Lysander; aber Hochmuth der Einen und Verrätherei der Anderen bewirkte, daß man nicht darauf achtete. Nach dem Falle Athens trachteten ihm die Aristokratenhäupter nach dem Leben. Da begab er sich, von den Tyrannen aufs Neue geächtet, nach Kleinasien, um bei den Persern zum Heile seines Vaterlandes nach Kräften zu wirken. Aber von den Spartanern bei dem Statthalter Pharnabazos verdächtigt, fand er seinen Tod. Seine Wohnung wurde auf Befehl des Persers von Truppen umzingelt, das Haus in Brand gesteckt und er selbst, indem er sich durch die Flammen retten wollte, aus der Ferne mit Pfeilen erschossen. Seine Geliebte, Timandra, erwies dem Todten die letzte der Ehre, Bestattung. So starb der merkwürdige Mann, ehe er noch das
404. fünfzigste Jahr erreicht, im fernen Phrygien durch Mörderhand. Begabt wie wenige Sterbliche, hat er während seines unruhigen Lebens seine Talente und seinen fruchtbaren Geist mehr zum Schaden als zum Nutzen seines Vaterlandes angewendet. Mehr gefürchtet als geliebt, ist er im Tode nur wenig betrauert worden.

Seit der Niederlage von Aegospotamos war die Macht der Athener dahin. Nachdem Lysander die mit ihnen verbündeten Inseln und Städte zur Unterwerfung gebracht und durch Einführung aristokratischer Regierungsformen sicher gestellt, schloß er in Verbindung mit König Agis das durch Parteiwuth zerrissene Athen, wo sich eine Menge heimathloser und hülfsbedürftiger Menschen von allen Orten zusammendrängte, von der Land- und Seeseite ein und zwang die übervölkerte Stadt, in welcher
404. bald die entsetzlichste Hungersnoth wüthete und eine pflichtvergessene Aristokratenpartei mit dem Feinde in verrätherischem Bunde stand, zur unbedingten Ergebung. Die langen Mauern und Festungswerke wurden mit rohem Hohn unter Flötenspiel niedergerissen, die Schiffe, bis auf zwölf, den Spartanern ausgeliefert und alle Flüchtlinge und Verbannte zurückgeführt. Dann wurde unter Lysanders Vorsitz die demokratische Verfassung aufgehoben und die Regierungsgewalt dreißig vornehmen, mit Sparta verbündeten Athenern übergeben, mit der unbedingten Vollmacht, den Staat im aristokratischen Sinne durch neue Gesetze zu ordnen. Diese unter dem Namen der „Dreißig“ oder auch der **dreißig Tyrannen** bekannten Oligarchen, den talentvollen, aber leidenschaftlichen und boshaften Kritias an der Spitze, wütheten mit Mord und Verbannung nicht nur gegen die Demokratie, sondern sogar gegen ihre eigenen weniger heftigen Standesgenossen. Ließ doch Kritias das frühere Aristokratenhaupt Theramenes, welcher als Unterhändler bei Lysandros die Uebergabe der Stadt hauptsächlich bewirkt hatte, verhaften und den Giftbecher trinken, weil er ihm auf

der Bahn wilder Gewaltthat und Tyrannei nicht länger folgen wollte. Unter dieser Regierung des Schreckens kam Athen an den Rand des Untergangs. Nur 3000 Bürger besaßen volles Bürgerrecht; reiche Beisassen (Metöken) wurden ermordet und beraubt; in acht Monaten sollen über 1200 Menschen getödtet worden sein. Da gelang es dem vaterländisch gesinnten Demokratenführer **Thrasybûlos**, der in der Grenzfeste Phyle die Flüchtlinge und Verbannten um 403.
sich gesammelt hatte, sich des Peiräeus zu bemächtigen und die Oligarchen im Felde zu bestehen. Kritias fiel im Kampf; die übrigen, die mit ihren bewaffneten Banden Eleusis besetzten, geriethen einige Zeit nachher durch Verrath in die Hände der Sieger und wurden entweder hingerichtet oder des Landes verwiesen. Darauf kam unter Vermittelung des auf Lysander eifersüchtigen spartanischen Königs Pausánias zwischen den beiden Parteien der athenischen Bürgerschaft eine Aussöhnung zu Stande, in Folge deren durch eine unter dem Archontat des Eukleides vorgenommene Gesetzesrevision die demo- 403.
kratische Verfassung in ihrer alten gemäßigten Form wieder hergestellt, einige zeitgemäße Reformen vorgenommen, die Rechtsansprüche über Besitz und Eigenthum nach Billigkeit geschlichtet und durch Ertheilung einer Amnestie Ordnung und Ruhe dem geschwächten Staate zurückgegeben wurden. Aber die Sitten stimmten nicht mehr zu den alten Gesetzen und Staatseinrichtungen; Ruhe und Verweichlichung trat an die Stelle der körperlichen Abhärtung früherer Tage: Bequemlichkeit und Genußsucht erzeugte Widerwillen gegen kriegerische Zucht und ernste Arbeit; „Freundinnen“ (Hetären) von leichten Sitten lockerten das Familienleben und die ehrbare Häuslichkeit der alten Zeit; sophistische Aufklärung zerstörte die Volksreligion und den Glauben der Väter.

Kritias. „Kritias war ein Charakter“, sagt Ernst Curtius, „wie er sich nur in Zeiten der Revolution entwickeln und geltend machen konnte. Er gehörte einem der edelsten und begütertsten Geschlechter Athens an, das dem des Solon verwandt war, mit welchem der Vater seines Großvaters, des älteren Kritias, in engster Freundschaft gestanden hatte. Als Mitgift seines Hauses hatte er eine Richtung auf alle höheren Interessen, einen Trieb zu Wissenschaft und Kunst, welchen ein reiches Talent unterstützte und ein lebhafter Ehrgeiz förderte. Was in Athen an Bildungsmitteln sich darbot, eignete der junge Kritias sich an; er studirte Protagoras und Gorgias, er trat zu Sokrates in näheren Umgang und war Jahre lang einer der eifrigsten Theilnehmer seiner Unterhaltungen. Aber dieser Umgang hatte auf seine Charakterbildung noch weniger dauernden Einfluß, als auf Alkibiades. Denn dieser war doch in der That von der Größe seines Lehrers ergriffen. Kritias aber wollte ihm nur ablernen, was er für seine ehrgeizigen Pläne benutzen konnte. Er wollte Alles können und wissen. Es genügte ihm nicht, sich als Redner und politischer Schriftsteller durch Reichthum der Kenntnisse und eine mustergültige Sprache auszuzeichnen, er wollte auch als Musiker glänzen, er wollte auch Dichter sein, und schrieb nicht nur nach solonischem Vorbilde Elegien politischen Inhalts, sondern auch Tragödien, obwohl ihm zum Dichter die Tiefe und Wärme des Gefühls fehlte, sowie die Harmonie des inneren Lebens. Und eben so wenig wurde er ein wahrer Philosoph nach dem Begriffe des Worts, wie er zuerst in der Seele seines großen Lehrers sich gestaltet hatte. Denn bei allen Kenntnissen und aller Verstandesschärfe blieb sein ganzes Wesen ungeordnet und voll von Widersprüchen, seine Bildung oberflächlich und ohne Zusammenhang, weil er zu selbstsüchtig war, um sich irgend einer Sache mit vollem Herzen hinzugeben. Er suchte sich aller Orten zusammen, was er brauchen zu können glaubte, und so diente alle Bildung am Ende nur dazu, ihn sittlich immer schlechter zu machen. Er wurde zum Heuchler, indem er auf das Erbaulichste von den Tugenden des Bürgers mit Sokrates sprechen konnte, ohne daran zu denken, diese Tugenden zu üben; von seiner Vielwisserei aufgebläht, strebte er nach Anerkennung und Einfluß, und so wurde er, der ursprünglich eine kalte und berechnende Natur war, ein unstäter, aufgeregter und leidenschaftlicher Charakter, der aus Mangel

an innerer Haltung den äußersten Parteirichtungen sich hingab und jedes Maß verschmähte. So ging er Schritt für Schritt weiter und je vollständiger in ihm das Rechtsgefühl verdunkelt und die Stimme des Gewissens übertäubt war, um so mehr wurde der eitle Schöngeist zu einem Verbrecher, welcher sich zuletzt vor keiner Schlechtigkeit scheute."

Theramenes. Den Tod des kraftvollen Theramenes erzählt Xenophon in seiner hellenischen Geschichte folgendermaßen: „Der Herold der Dreißig befahl den Eilfern (der Polizei), den Theramenes, der sich an den Altar der Hestia geflüchtet hatte und den Schutz der Bürger anrief, zu greifen. Als sie nun mit ihren Dienern unter Anführung des Satyros, des frechsten und unverschämtesten derselben, eintraten, so sagte Kritias: „Wir übergeben euch diesen Theramenes, welcher nach dem Gesetz verurtheilt ist; ihr Eilfer, greift ihn und führet ihn weg an seinen Ort, und vollzieht, was dem gemäß ist." Nachdem er dieses gesprochen, rissen ihn Satyros und die Gerichtsdiener von dem Altare weg. Theramenes aber beschwor, wie seine Lage es mit sich brachte, Götter und Menschen, anzuschauen, was hier geschah. Der Rath aber verhielt sich ruhig, da er sah, daß nicht allein die Leute an den Schranken (die von Kritias aufgestellten Bewaffneten) dem Satyros gleichgesinnt waren, sondern auch der Vorplatz des Rathsaales mit den Schutzwachen dicht besetzt war; auch wußten sie wohl, daß jene Dolche mitgebracht hatten. Jene führten nun den Mann über den Marktplatz, wobei er mit sehr lauter Stimme verkündigte, wie er mißhandelt werde. Man erzählt sich von ihm auch folgendes Wort. Als Satyros zu ihm sagte: „Es wird Dir schlimm gehen, wenn Du nicht schweigst", fragte er: „wenn ich schweige, wird es mir darum nicht schlimm gehen?" Und als er endlich die Todesstrafe erleiden mußte, und den Schierling trank, so soll er die Neige aus dem geschwungenen Becher ausgeschüttet haben, daß es hallte, mit dem Ausrufe: „Dies sei dem schönen Kritias zugebracht!" Ich weiß nun zwar wohl, daß solche Aussprüche keine Bedeutung haben; aber das halte ich für einen bewunderungswürdigen Zug an dem Mann, daß im Angesicht des Todes seinem Geiste weder die Besinnung, noch der heitere Scherz entschwunden ist. Also starb Theramenes."

Die Insel und Küstenstädte freuten sich anfangs über Athens Fall und feierten den siegreichen „Kriegsherrn von Hellas", dessen eitle Seele für Schmeicheleien so sehr empfänglich war, mit Altären, Festgesängen und Lobliedern; allein die Hoffnung, ihre Freiheit und Selbständigkeit wieder zu erlangen, scheiterte an der Herrschsucht und Habgier der Spartaner, die nunmehr neben ihrer Landhegemonie auch die Seeherrschaft erstrebten. Sie brachten Samos in ihre Gewalt und zwangen die Bürger mit Hinterlassung ihrer Habe zur Auswanderung; sie raubten den Chiern ihre Schiffe und lockten achthundert Demokraten von Milet durch gleisnerische Freundlichkeit aus ihrem Versteck hervor, um sie dann niederzuhauen; sie bedrückten die Inseln und Seestädte mit schweren Abgaben; sie machten Elis, nachdem sie das geweihte Land mit Feuer und Schwert verwüstet, zu einem wehrlosen Kleinstaat, verjagten die unglücklichen Messenier wieder aus Naupaktos (§. 100) und suchten aller Orten durch List und Gewalt die demokratischen Verfassungen durch aristokratische zu verdrängen, indem sie allenthalben Zehnerausschüsse (Dekarchien) errichteten und ihnen als „militärisch-polizeiliche Beamte" stolze, habgierige Vögte (Harmosten) mit einer Söldnerschaar zur Seite stellten. Ja, sie unterstützten gegen ihre alte Politik den grausamen und menschenfeindlichen Dionysios in seinen Bemühungen, sich die Tyrannenmacht in Syrakus anzueignen und durch rohe Söldnertruppen seine Mitbürger und viele griechische Städte Siciliens und Unteritaliens in Knechtschaft zu bringen (§. 185), und täuschten die Erwartungen der Bürgerschaft, die sich zutrauensvoll an sie gewendet hatte. Allenthalben Parteikampf, Verfolgung und Flucht der Demokraten; allenthalben Ermüdung der Geister, Verwilderung der Gesinnung, Ab-

nahme der poetischen und idealen Bestrebungen, Erschöpfung der Hoffnungen. Das Leben ward fortgeführt wie eine Pflicht; man lebte dahin ohne Freude, ohne Aussicht auf ein heiteres, schönes Dasein, auf Erfüllung von Träumen und Gedanken.

4. Prosa-Literatur der Griechen.

a) Philosophie. Sokrates. Platon. Aristoteles.

§. 113. Sokrates und die Sophisten. Durch den peloponnesischen Krieg wurde nicht nur der äußere Glücksstand der Griechen und die Blüthe der Staaten im Innersten geknickt, es arteten auch die Sitten aus. Habgier und Selbstsucht erstickten die edleren Empfindungen; Weltklugheit und Lebensgenuß wurden als die höchsten Güter angesehen, und an die Stelle der Religion und des sittlichen Gefühls trat eine auf Lug und Trug gegründete Philosophie. Unter feiner Bildung war oft ein hartes und grausames Herz versteckt und der geistreiche Witz, den man „attisches Salz" nannte, schützte nicht gegen Rohheit des Gemüths und gegen moralische Entartung. Dieses Sittenverderbniß wurde besonders durch die Sophisten herbeigeführt, die eine auf Spitzfindigkeiten und Trugschlüssen beruhende Schein-Weisheit zu Markte trugen, eine allgemein gültige Wahrheit und eine feste Erkenntniß der in ewigem Fluß sich bewegenden Dinge leugneten und sich anheischig machten, durch Redekünste und Disputirkniffe Lüge als Wahrheit hinzustellen und Wahrheit in Irrthum zu verkehren. Die Sophisten, besonders Gorgias, Protagŏras, Hippias u. A. lockten reiche Jünglinge an sich und brachten ihnen gegen große Belohnungen die Afterweisheit bei, durch die der Staat dem Ruin entgegen ging, der Volksglaube durch Freigeisterei entkräftet und das häusliche und öffentliche Leben im innersten Kerne vergiftet ward. Sie stellten ihre auf ausgeklügelten Sprachregeln aufgebaute Redekunst als Königin der Wissenschaften hin, suchten durch kunstreiche Dialektik nicht die Wahrheit, sondern den Schein derselben und lehrten eine frech verneinende Lebensphilosophie, welche Sinnengenuß und Befriedigung der Begierden an die Stelle des Heiligen setzte. Der Mensch, behauptete Protagoras, sei das Maß aller Dinge. „Um diese tiefen sittlichen Schäden zu heilen, bedurfte es eines Mannes von prophetischer Art, welcher die Verirrungen der Zeit klar erkannte, aber selbst über seiner Zeit stand, der die geistigen Mittel besaß, die Irrthümer zu bekämpfen, und der endlich seines Berufes zu retten und zu helfen so gewiß war, daß er ohne Selbstsucht dafür zu leben und zu sterben bereit war." Einen solchen Mann hatten die Athener in ihrer Mitte. Es war ihr Mitbürger Sokrătes, der Sohn des Bildhauers Sophro- Sokrates
niskos. Dieser entlarvte die sophistischen Marktschreier und weckte das Gefühl für Religion, 468–399.
Sittlichkeit und Recht in der Brust seiner Jünger. Nicht in kunstreichen Vorträgen vom Katheder herab, sondern durch Fragen und Antworten auf offener Straße, in der freien Natur oder in den Werkstätten der Handwerker lehrte Sokrates seine Lebensweisheit, deren Ziel war: „Erkenne dich selbst". Vor seinem hellen Verstande, vor seinem einfachen, rechtschaffenen Leben und vor seiner sittlichen Würde verstummten die Sophisten, und die reichsten und talentvollsten Jünglinge, wie Alkibiades, Kritias u. A., schlossen sich dem sonderbaren Manne an, der häßlich und arm, doch in stolzer Haltung durch das Leben ging und in seiner Bedürfnißlosigkeit sich den Reichsten gleich achtete. Seine Bildung, seine treue Erfüllung aller Bürgerpflichten sowohl im Kriege, als in der Stadt, seine erhabene Lehre, daß nur die reine Seele auch die reine Wahrheit erfasse, daß Sittlichkeit der einzige Weg zum wahren Glück sei, und daß der Natur des Menschen alle Tugend und Erkenntniß angeboren sei und nur eines „Weckers" bedürfe, das Alles gewann ihm die Herzen der begeisterungsfähigen Jugend. Alkibiades hing ihm mit kindlicher Liebe an; zu Hause wie im Felde waren sie unzertrennliche Genossen, und wenn jener dem Sokrates bei Potidäa sein Leben verdankte, so rettete Alkibiades bei Delion das des Lehrers mit Gefahr seines eigenen. Aber Sokrates hatte sich auch durch seine Kreuz- und Querfragen voll Ironie viele Feinde

gemacht; und da mehrere seiner Schüler, besonders Kritias, sich als Gegner der Demokratie gezeigt, so wurde während der demokratischen Reaction und der damit verbundenen „Umkehr der Wissenschaft“ nach dem Sturz der Dreißig von einigen eifrigen Anhängern der Volksherrschaft (Anytos und Meletos) eine Klage wider ihn eingereicht, daß er die Jugend verführe und falsche Götter lehre (weil er behauptete, er folge in seinem sittlichen Handeln mehr der innern göttlichen Stimme, seinem Dämonion, als der athenischen Obrigkeit und dem öffentlichen Orakel). In einer einfachen Vertheidigungsrede (Apologie) bewies Sokrates vor den Volksrichtern (Heliasten) die Falschheit der Anklage. Aber statt, wie gewöhnlich geschah, mit Flehen und Wehklagen seine Lossprechung zu erbitten, reizte er die Versammlung durch einen stolzen, verächtlichen Ton und schloß seine Rechtfertigungsrede mit der Versicherung, daß er verdient habe, an den öffentlichen Mahlzeiten im Prytaneion (wo die Prytanen [§. 79], die olympischen Sieger und andere verdiente Männer auf Staatskosten erhalten wurden) Theil zu nehmen. Dieser Anspruch auf die größte Belohnung und ehrenvollste Auszeichnung, die einem athenischen Staatsbürger zu Theil werden konnte, klang im Munde eines Angeklagten wie Hohn und verdroß die demokratischen Richter, die in dem Auftreten des Weltweisen, trotz seines äußerlichen Festhaltens an den Staatsgesetzen und der Volksreligion, eine Opposition gegen das Bestehende erblickten, und die Philosophie, aus der mehrere Oligarchen hervorgegangen waren, überhaupt haßten. Sokrates wurde daher mit einer kleinen Stimmenmehrheit zum Tode verurtheilt. Wegen der Religionsfeier und Wallfahrt nach Delos wurde die Vollziehung des Urtheils um dreißig Tage aufgeschoben, während welcher Zeit der Gefangene von seinen Anhängern und Schülern besucht werden durfte. Vergebens bemühten sich nun einige seiner Freunde (besonders der reiche Bürger Kriton) ihn zur Flucht zu bereden; Sokrates verwarf einen solchen Vorschlag, der seine Lehren Lügen strafen und sein ganzes Leben schänden würde, und unter erhebenden Gesprächen über die Unsterblichkeit der Seele (Platons Phädon) trank er den Giftbecher und starb mit der Heiterkeit und Seelenruhe
399. eines Weisen. Die Ermahnung an die trauernden Freunde, dem Asklepios einen Hahn zu opfern, d. h. die Spende des Dankes für die Genesung darzubringen, welche er im Tode erblickte, waren seine letzten Worte. Er selbst hat nichts Schriftliches hinterlassen; aber sein Jünger Platon legte seine in Gesprächsform (Dialoge) gekleidete Lehre dem Sokrates in den Mund.

Platon 429—348. §. 114. Platon. Unter den zahlreichen Schülern des Sokrates haben Platon und Xenophon seine Lehren am treuesten bewahrt, während Aristippos von Kyrene, Antisthenes von Athen u. A. sie durch Folgerungen und Schlüsse entstellten. Der poesiereiche Platon, den man sowohl wegen seiner hohen Ideen, als wegen seiner vollendeten Kunst der Darstellung in feiner dialogischer Form den göttlichen nannte, wurde der Stifter einer Philosophenschule, die den Namen Akademie führte, weil er in der Nähe des Hains und Gymnasiums des Heros Akademos seine lernbegierigen Freunde um sich zu versammeln pflegte. Nach seiner Lehre, die zuerst eine Versöhnung des Zwiespalts zwischen Natur und Geist, zwischen Welt- und Selbstbewußtsein anbahnte, war ursprünglich die Seele des Menschen in der Welt der reinen Ideen oder Begriffe, welcher auch ihr sehnsüchtiges Streben in dieser Welt zugewendet ist. Aber nur wenn ihr Trachten während der irdischen Wanderung stets auf das Höhere gerichtet bleibt, so daß der ursprüngliche Zustand, die „Gottähnlichkeit“, ihr immer mehr zum Bewußtsein kommt, gelangt sie nach einigen Wanderungen durch Menschenkörper wieder in das Reich der Ideen zurück. Das Beschauen des Schönen und die Liebe zweier gleichgesinnten Wesen (platonische Liebe), sowie das eifrige Streben nach Harmonie fördert das Sichwiederbewußtwerden des idealen Zustandes. In diesem Beschauen besteht nach Platon die Philosophie oder „die der reinen Liebe entsprechende Wissenschaft“, worin er daher den einzig wahren Weg zur Selbst- und Gottes-Erkenntniß und damit zur menschlichen Glückseligkeit erblickt. Die Ideen sind das allein Seiende und Bleibende, die Welt der Erscheinungen ist das Werdende und Wandelbare, das sich zu den Ideen, wie der Schein zum Wesen, das Nichtwahre zum Wahren verhält. Die Ursache alles Seins und Werdens ist Gott, „die höchste Idee, welche in allen übrigen Ideen ist und alle übrigen Ideen in sich enthält“. Die Idee Gottes kann in ihrer reinsten Unmittelbarkeit vom menschlichen Denken nicht erfaßt werden, sondern

nur in ihren Abbildungen, in den Ideen des Wahren, Guten und Schönen, auf die daher das ganze Thun, Denken und Streben gerichtet sein müsse. Folgt aber die Seele der Zugkraft, die sie vom Göttlichen ab der sinnlichen Erscheinungswelt zuführt, daß so sie das Nichtseiende dem Seienden, das Irdische dem Ewigen, das Vielerlei und den Wechsel der Erscheinungen der Einheit der Ideenwelt überordnet, so geräth sie in einen „unseligen Zustand" der Zerrissenheit und Zerstreutheit, der nach dem Tode noch schlimmer wird, indem dann „die von der Sinnenwelt erfüllte und beschwerte Seele" noch tiefer in das Nichtseiende verfällt und ihre irdische Wanderung in immer niedrigere Körpergestalten fortsetzen muß. Platons Lehre läßt sich demnach auf folgende Hauptsätze zurückführen: 1) Eine Ideenwelt, die in einem geistigen, den Sinnen unfaßbaren Weltraum ihren Sammelpunkt und ihre Einheit hat. 2) Eine sichtbare, nach dem Bilde der Ideenwelt geschaffene, harmonisch gebildete Weltordnung in Kugelgestalt, mit Kreisbewegung und einer im Mittelpunkt befindlichen, Alles ordnenden und bewegenden Weltseele. 3) Der Mensch als Mittelpunkt der sterblichen Wesen, der Seele nach der Ideenwelt, dem Körper nach der Sinnenwelt angehörend, mit Vernunft und sittlicher Anlage begabt, die ihn auf den Weg der Tugend nach Oben zu führen strebt, und mit Leidenschaften und sinnlichen Begierden, die ihn den Zweck des Daseins in der Sinnenwelt zu suchen antreiben. Der Mensch besitzt demnach ein persönliches, von der Körpergestalt unabhängiges und dieselbe überdauerndes Geistesleben und eine sittliche Selbstbestimmung mit freier Wahl der Lebenswege. Nur die auf der Bahn der höchsten Sittlichkeit dem Wesen der Dinge, dem „höchsten Gut" der Ideenwelt, ohne Unterlaß nachstreben, sind die wahren Philosophen, die königlichen Naturen, denen nach Platons politischen Ansichten die Herrschaft der Erde gebührt. Denn wie sie, unterstützt von den vier höchsten Grundkräften (Cardinaltugenden) der Seele, der Weisheit, Tapferkeit, Besonnenheit, Gerechtigkeit, den sichern Weg der Sittlichkeit und Tugend wandeln und dadurch der „höchsten Glückseligkeit" theilhaftig sind, so muß auch der von ihnen geleitete und auf dieselben Grundkräfte gestützte Staat sich im vollkommensten Zustande des Glücks, der Ordnung und Harmonie befinden.

Platon, geboren zu Athen 429 aus einem edlen, von Kodros abstammenden Geschlechte, erhielt in seiner Jugend eine vortreffliche Bildung und widmete sich frühe der Dichtkunst, bis er von Sokrates der Philosophie zugeführt wurde. Als nach dem Tode dieses Weltweisen sich dessen Schüler durch die Flucht vor Verfolgung sicher zu stellen suchen mußten, begab sich Platon zuerst nach Megara zu Eukleides, und nachdem er hier durch das Studium der ältern Philosophie seine Kenntnisse erweitert, suchte er seinen Geist durch Reisen zu bilden und der Reife zuzuführen. Er besuchte Kyrene in Nordafrika und Aegypten, den Sitz orientalischer Weisheit; er bereiste Unteritalien, wo er in Tarent mit dem Pythagoreer Archytas in Verbindung kam, und erforschte den Aetna auf Sicilien. In Syrakus schloß er enge Freundschaft mit dem hochsinnigen Dion, dem Neffen des Tyrannen Dionysios, und hatte bei dem letztern selbst Zutritt; da aber der Tyrann in Platons Schilderung von den Eigenschaften eines Regenten das Gegenbild von sich selbst zu finden glaubte, so trachtete er dem Philosophen nach dem Leben, worauf ihm Dion zur Flucht nach Athen behülflich war. Hier hielt er nunmehr in der **Akademie**, wo er sich in der anmuthigen Gegend im Westen der Stadt einen Grundbesitz erworben hatte, vor einem auserlesenen Kreise strebsamer Männer und Jünglinge (darunter Isokrates, Chabrias, Phokion) Vorträge über jene erhabene Lehre, daß allein das Seiende, die Idee, Dauer und Wahrheit habe, daß das Irdische und Werdende nur Schein und Wechsel und das Forschen nach der ewigen Wahrheit Zweck des Lebens sei. — In der platonischen Philosophie sind die vier Hauptrichtungen der ältern Philosophie wie in ihrem Brennpunkte vereinigt, indem darin das Eins der Eleaten als Form, Heraklits ewiger Fluß als Charakter des Stoffs, die Urvernunft des Anaxagoras als Ursache der Bewegung, die Harmonie der Pythagoreer als höchster Zweck vereinigt erscheinen, doch so, daß alle diese Grundbestimmungen bei ihm in einer höheren Auffassung und klareren Durchbildung auftreten. Ueber die Abfassungszeit und Eintheilung der platonischen Schriften herrscht Verschiedenheit der Meinungen. Am natürlichsten stellt man drei Perioden auf: 1) Während Sokrates' Lebzeiten und in sokratischem Geiste scheint Platon eine Anzahl Schriften verfaßt zu haben, die den Zweck hatten, das Wissen als erste Bedingung der Tugend zu empfehlen und der Oberflächlichkeit der Sophisten entgegenzutreten; dahin gehören die

Dialoge: Hippias minor, Lysis, Charmides, Laches, Euthydemos u. a. 2) Nach Sokrates' Tod und während seines Aufenthalts in Megara verfaßte Platon wahrscheinlich den Gorgias, Kriton, Euthyphron, Protagoras, Theätet u. a. W. mit der Absicht, die Nothwendigkeit eines auf dem angeborenen Wissen beruhenden tugendhaften Lebens und die Selbständigkeit der Begriffe (Ideen) zu beweisen, wie den Kratylos, Sophisten. Parmenides, worin er gegen die Eleaten die Realität der Begriffe behauptet und den Unterschied von Wesen und Erscheinung, Einheit und Vielheit entwickelt. 3) In den Schriften, die Platon nach seiner italienischen Reise und seiner Bekanntschaft mit der pythagoreischen Philosophie verfaßte, bestimmte er das Verhältniß des Menschen zu den Ideen und dieser zur Sinnenwelt, d. h. die Theorie des menschlichen Erkennens und Handelns, und die Lehre von der Schöpfung und Ordnung der erscheinenden Welt, also Dialektik, Ethik und Physik; dahin gehören die in Inhalt und Form vollendetsten Schriften: Philebos, Phädon, Gastmahl (Symposion), Phädros, Republik (vom Staat), Timäos und von den Gesetzen. Die **Dialektik**, die durch Sondern, Verbinden und Ordnen aus der Masse der unbestimmten und verwirrten Vorstellungen die Begriffe, aus den sinnlichen Erscheinungen die übersinnlichen Ideen herauszufinden sucht, ist nach Platon der Anfang der Philosophie. Verwandt mit ihr ist die Mathematik, insofern als das Verhältniß der Ideen zu den Erscheinungen, der bewegenden Kräfte zu der Bewegung auf Zahl und Maß beruht. Die **Ethik** (Moral) lehrt den Zweck des Lebens, der darin besteht, „die Macht des Bösen durch Entfernung des Irrthums mittels der Erkenntniß des Göttlichen zu brechen" und der Gottheit wieder ähnlich zu werden durch Weisheit und Tugend. Die Seelen der Menschen, wird im Phädros gelehrt, machen gleich nach ihrer Schöpfung im Gefolge der Götter eine Fahrt nach den Gefilden der Wahrheit, dem Sitze der Ideen. Nach dem Maße der Erinnerung, die sie von dort mitgebracht, bestimmt sich dann der Körper und die Lebensart, die sie wählen. Nach dem Tode kommen sie an Orte der Belohnung oder der Strafe, bis sie nach tausend Jahren berufen werden, ein neues Lebensloos zu wählen. Nur wer dreimal hintereinander die Lebensart eines Philosophen gewählt und glücklich vollendet hat, gelangt nach dreitausend Jahren zur Ruhe in den Wohnsitz der Götter, die übrigen wandeln die ganze Periode von 10,000 Jahren hindurch in verschiedenen Körpern nach eigner Wahl; ja viele gibt es, die, in Sinnlichkeit versunken, gar nicht einmal mehr einen menschlichen Leib wählen, dessen Organisation es doch allein der Seele möglich macht, durch Abstraction von Begriffen und Wahrnehmung der Harmonie in der Welt die Ahnung der Ideen zu erneuern, durch welche allein die Seele den Rückzug zu ihrem göttlichen Ursprung finden kann. — In der **Physik** schließt sich Platon dem Pythagoras an, indem er lehrt, daß „das richtige Verhältniß zwischen Stoff, Form und Geist, zwischen Bewegbarem, Bewegtem und Bewegendem die Uebereinstimmung (Harmonie) sei, diese sei Schönheit, die reinste Darstellung des Schönen aber sei die Musik", die daher gleichen Zweck mit der Philosophie habe. „Diese Weltharmonie stelle sich wieder im Seelenleben als reine Sittlichkeit und im Menschenleben als vollendeter Staat dar." Der Hauptgedanke des **platonischen Staates** liegt in dem Satze: Die ewigen Gesetze der Wahrheit, Vollkommenheit und Harmonie auf ähnliche Art im Reich der sittlichen Freiheit wirken zu machen, wie sie der Schöpfer im Weltall wirklich realisirt hat; dies kann nur eintreten, wenn die Könige Philosophen (im platonischen Begriffe) oder die Philosophen Könige werden. Platons Staat ist ein ideales Werk der Phantasie; möglich, daß sein Zweck war, dem in seiner Zeit schon so zerfallenen Gemeinwesen durch eine neue Organisation der Gesellschaft Rettung zu bringen, auszuführen aber sind seine Ideen im Großen so wenig als die socialistischen Entwürfe, Pläne und Bestrebungen unserer Tage; beide legen die individuelle Freiheit in die engsten Schranken; und Platon erhob sich dabei noch nicht „zur Anerkenntniß der gleichen Würde aller Menschen bei der Verschiedenheit ihrer Anlagen und Wirkungskreise", indem er noch Sklaverei bestehen ließ. Nur die höhern Stände sollten durch Gemeinschaft der Güter, Frauen und Kinder zu einer brüderlichen Genossenschaft vereinigt, zur Weisheit und Tugend herangezogen und dadurch zur Herrschaft fähig gemacht werden. — Die Unausführbarkeit seiner Ideen mochte Platon selbst gefühlt haben, als er den Antrag der Arkadier und Kyrenäer, ihnen eine Staatsverfassung zu entwerfen, ablehnte. — Nach dem Tode des Dionysios folgte er dem Rufe des Dion und begab sich abermals nach Syrakus. Er wurde mit den höchsten Ehren behandelt, aber seine und Dions Hoffnung, den jüngern Dionysios zu einem musterhaften und tugendsamen Fürsten bilden zu können.

scheiterte an der verderbten Natur des Tyrannen und an den Verführungen der Höflinge. Dion ward verbannt und Platon kehrte nach Athen zurück, wo er seine Vorlesungen in der Akademie fortsetzte und 348 im zweiundachtzigsten Jahre seines Lebens starb. Vor seinem Tode setzte er seiner Schwester Sohn Speusippos zum Erben seines Eigenthums und zum Führer der Akademie ein, mit der Bestimmung, daß der jeweilige Erbe immer den Würdigsten der Schule zum Nachfolger wähle.

§. 115. Aristoteles. Den Gegensatz zu Platon, dem Schöpfer des Idealismus, bildet dessen Schüler Aristoteles aus Stageira in Makedonien, der Lehrer Alexanders des Großen, der Begründer des Realismus. Er war der Stifter der peripatetischen Schule, welche davon ihren Namen haben soll, daß er seine Philosophie einem vertrauten Kreise von Schülern auf einem Spaziergang (Peripatos) durch die Schattengänge des Lykeion zu Athen in wissenschaftlicher Form mitzutheilen pflegte (esoterische Philosophie), ehe er sie vor einem gemischten Publikum in populären Vorträgen (exoterische Lehre) darstellte. Während Platons schwungreicher poetischer Geist in die unsichtbaren Räume der Ideenwelt aufstieg und die Philosophie nur als Mittel zur Sinnesläuterung und zum Streben nach dem Höhern und Himmlischen betrachtete, hielt sich Aristoteles' forschender und kritischer Geist lediglich an die Welt der Erscheinung, schritt von dem Besondern, durch die Natur und Erfahrung (Empirie) Dargebotenen zum Allgemeinen auf und betrachtete die durch die Wissenschaft errungene Wahrheit als Zweck der Philosophie; ihm ist also der Begriff (die Idee), mit welchem Platon beginnt, Schluß und Endpunkt der Forschung. Platon erhebt sich über die Natur und holt aus himmlischen Räumen den Inhalt und Gegenstand seiner Philosophie, indeß Aristoteles seinem forschenden Geiste die Erde und die Natur und Alles, was auf und in ihr ist, unterwirft, alle Stoffe des Wissens ordnet und durch klare, folgerichtige Schlüsse die allgemeinen Gesetze ableitet. Platon und Aristoteles bilden demnach in ihrer Gegensätzlichkeit die zwei höchsten, gleich nothwendigen und gleich werthvollen geistigen Größen der alten Welt; sie stehen als die beiden Pole und Richtungen da, über die der denkende Geist weder im Alterthume, noch in der neueren Zeit bis jetzt hinausgekommen ist und um die sich „alles Suchen nach Wahrheit auf dem Wege menschlicher Forschung ewig bewegen wird". In dem schönen Frescogemälde von Raphael im vaticanischen Palaste zu Rom, „die Schule von Athen", streckt daher Platon die Hand gen Himmel, als das Reich seiner Ideen, indeß Aristoteles auf die Erde, als den Schauplatz seiner Forschung, hindeutet. Des Aristoteles zahlreiche Schriften, die an Form und Schönheit des Stils weit hinter den platonischen zurückstehen, sich aber eben so durch Klarheit und Schärfe auszeichnen, wie jene durch poetischen Schwung, beschäftigen sich mit Logik, Physik und Ethik, oder mit dem ganzen Gebiete der theoretischen und praktischen Philosophie. Sie gehören alle der „esoterischen Gattung" an und bestehen theils aus vollständig ausgearbeiteten und von ihm selbst noch zu seinen Lebzeiten bekannt gemachten Werken, theils aus Entwürfen zu seinen Vorlesungen, die er mit Zusätzen und Verbesserungen versehen seinen Schülern hinterließ und die dann von diesen nach des Meisters Tod in weitern Kreisen verbreitet wurden. Dabei scheint die fromme Pietät jedes Blatt von seiner Hand geachtet und so nicht nur die Entwürfe und Aufsätze, sondern auch alle Auszüge, Notizen und Collectaneen, die er mit mühsamem Fleiße angelegt, auf die Nachwelt gebracht zu haben. So erklärt sich auch der gänzliche Mangel kunstreicher Darstellung; da die Schriftsprache nur als Träger und Nothbehelf der mündlichen Lehrvorträge und Wechselrede angesehen ward, so glaubte man jeden Schmuck, jede gefällige Entkleidung entbehren zu können.

Aristoteles 384–322.

Die Schriften über **Logik** oder über die Lehre von den Gesetzen des Denkens führen den Namen **Organon**. Diese Wissenschaft hat Aristoteles zu solcher Vollendung gebracht, daß alle folgenden Jahrhunderte bis auf unsere Tage nichts Wesentliches mehr hinzufügen konnten, und er als der eigentliche Schöpfer der Logik anzusehen ist. Seine logischen Schriften befassen sich nicht allein, wie die älteren, mit den Begriffen, sondern entwickeln auch die Lehre von Urtheilen und Schlüssen und der Methode der Beweisführung aus Gründen (Dialektik); mit der Logik in inniger Verbindung steht die Rhetorik oder Anweisung zur

Beredsamkeit. — Die **theoretische Philosophie**, die sich mit dem Forschen und Wissen an sich beschäftigt, umfaßt Mathematik, Physik (Naturwissenschaften) und **Metaphysik**. Die letztere versucht, das Wesen der Dinge, das Uebersinnliche, so weit zu durchforschen, als nach den Gesetzen des Denkens möglich ist. Die Gottheit ist demzufolge die reine und ewige Thätigkeit (Energie), die als solche im Besitze ewigen Lebens und höchster Güte und Glückseligkeit ist, da diese eben in der freien, durch keine äußeren Eindrücke bestimmten oder gehemmten Geistesthätigkeit besteht. Die **Physik** ist die Wissenschaft aller durch Forschung und Erfahrung erkennbaren Dinge der Natur, die er unter drei Hauptprincipien, Stoff (Materie), Form und Bewegung betrachtet; bei der letzteren müssen wieder Ursache und Zweck erforscht werden. — Die **praktische Philosophie**, welche sich auf das der Vernunft und Sittlichkeit entsprechende Handeln bezieht, umfaßt hauptsächlich die Sittenlehre (Ethik), die Staatswissenschaft (Politik) und die Lehre über die nothwendige Beschaffenheit der Dichtkunst (Poetik). In der an seinen Sohn Nikomachos gerichteten **Ethik** (Moralphilosophie) lehrt Aristoteles, daß Glückseligkeit aus vollkommenen, durch vernünftige Willensfreiheit bestimmten Tugendhandlungen hervorgehe; Tugend ist nach ihm eine vernünftige Thätigkeit der Seele, nur diese führt zur Glückseligkeit, dem Zweck des Lebens. — Der Maßstab der menschlichen Tugend ist der Staat, als der wahre Zweck und Gegenstand der menschlichen Thätigkeit. Die Grundlage des Staates ist nach Aristoteles die Familie, die auf dem dreifachen, durch die Natur bestimmten Verhältnisse des Mannes zum Weibe, der Eltern zu den Kindern, des Herrn zum Sklaven beruht. Aus Familien bilden sich Gemeinden, aus Gemeinden Staaten; Zweck jeder vollkommenen bürgerlichen Ordnung ist die Glückseligkeit aller Glieder; da diese wieder nur auf der Tugend beruht, so muß die Erzeugung bürgerlicher Tugend die erste Aufgabe des Staates sein. Soll der Staat gedeihen, so muß das Einzelinteresse dem Allgemeinen untergeordnet sein. Aristoteles' Schriften über die Staatsformen (**Politik**) sind darum so wichtig, weil er die verschiedenen Verfassungen der griechischen und nichtgriechischen Welt nach ihren Vorzügen und Mängeln durchgeht, dann die Ursachen ihres Verfalls angibt, hierauf die Mittel zu ihrer Erhaltung anzeigt und zuletzt seine eigene Ansicht von einem „auf Vernunft und Erfahrung" gegründeten Staate aufstellt, von dessen Tugend er, wie von der Tugend seiner Mitbürger, nur „das Mäßige und Mittlere" oder die „weise Mitte" zwischen den Extremen verlangt, ohne im Staate oder im Staatsbürger ein Hochbild, als doch etwas Unerreichbares, anzuerkennen. Eine Mischung aus den verschiedenen Staatsformen, wobei das Uebergewicht in den Händen des Mittelstandes liege, scheint ihm die beste Verfassung. Die Aristotelische „Politik", ein nur in Bruchstücken vorhandenes Werk, gewissermaßen eine vergleichende Zergliederung der Staatsgrundgesetze, zeichnet sich durch bündige Klarheit und musterhafte, in die jeweiligen Verhältnisse sich hineinlebende Unparteilichkeit aus. In des Meisters Geiste entwickelte sein Schüler Dikäarchos die Grundverfassung Sparta's. — Aristoteles' **Poetik** handelt von der nothwendigen Beschaffenheit und den Gesetzen der Dichtkunst. Seine angeblichen Grundsätze von den drei Einheiten (der Zeit, des Ortes, der Handlung vergl. §. 102) in der dramatischen Poesie hatten bis in die neueste Zeit in Frankreich Geltung. Seine oft mißverstandenen Lehren dienten im ganzen Mittelalter als Richtschnur aller philosophischen Forschungen. Aristoteles setzte bei seinem Tode seinen vertrautesten Schüler **Theophrast** (geb. auf Lesbos c. 370), der die Pflanzen- und Steinkunde bereicherte, zu seinem Nachfolger im Lykeion und zum Erben seiner großen Bibliothek ein. Durch Theophrast soll der gegen 500 Schriften umfassende handschriftliche Nachlaß des großen Philosophen in die Hände eines athenischen Bürgers gekommen und von dessen Erben vergraben worden sein, um ihn vor der Bücherwuth der pergamenischen Könige zu retten. Erst zur Zeit Sulla's seien die Schriften dann wieder entdeckt und bekannt gemacht worden. Von Theophrasts Schriften ist das Sittengemälde: „Ethische Charaktere" am bekanntesten. Es sind lebendige, heitere, meist ins komische gezeichnete Charakterschilderungen, die im 17. Jahrh. dem französischen Schriftsteller Labruyère als Vorbild dienten (§. 762).

Aristippos c. 380. §. 116. Aristippos, Antisthenes und Diogenes, Eukleides. Sokrates hatte als Zweck seiner auf das praktische Leben gerichteten Philosophie die Glückseligkeit und als Mittel und Weg ein tugendhaftes Leben und ein Streben nach Gottähnlichkeit hingestellt. Unter den Händen seiner Jünger erfuhr diese Glückseligkeitslehre verschiedene Gestaltungen. Der reiche, feingebildete Welt- und Lebemann Aristippos von

Kyrēne, „dem es gegeben war, das Prunkgewand und den Kittel mit gleichem Anstand zu tragen", lehrte, „daß die angenehmen Empfindungen das höchste Gut seien und es nur darauf ankomme, die geistigen und körperlichen Genüsse so zu verbinden, daß man nicht dabei der Leidenschaft unterliege." Er wurde der Gründer der kyrenäischen Philosophenschule, die eine „Kunst des Genießens" als Zweck des Lebens aufstellte, eine Philosophie, welche der vornehmen Welt sehr zusagte. Im Umgang mit dem Tyrannen Dyonisios, mit der schönen Hetäre Lais in Korinth und mit reichen und vornehmen Kaufleuten in Aegina und Kyrene fand Aristipp Gelegenheit, seine Lebensansichten geltend zu machen. Seinen Grundsatz, „man solle die Verhältnisse sich, nicht sich den Verhältnissen unterwerfen", ließ auch ein anderer Schüler des Sokrates, Antisthěnes, bestehen, folgerte aber daraus die entgegengesetzte Lehre. Wenn nämlich der reiche und vornehme Aristipp zum Genuß des Lebens aufforderte, so bewies der arme Athener Antisthenes, daß ein Zurückgehen auf den Naturzustand, daß Bedürfnißlosigkeit, Genügsamkeit und Entbehrung das höchste Ziel des menschlichen Strebens sei. Durch seine eigne strenge und genügsame Lebensweise suchte er darzuthun, daß die innere Freiheit der Seele der äußeren Genüsse entbehren könne; er verspottete die höheren, der Wollust und Weichlichkeit fröhnenden Stände und richtete seine Lehren hauptsächlich an die in Athen lebenden Fremden und Schutzbürger. Seine Verachtung traf nicht nur den Luxus der Vornehmen, sondern auch die Bildung, die Höflichkeitsregeln und das feinere Benehmen derselben, was zur Folge hatte, daß manche seiner Schüler nicht nur die sinnlichen Genüsse und die geselligen Formen einer cultivirten Zeit, sondern sogar die auf Kunst und Wissenschaft gegründete geistige Bildung und den auf Convenienz beruhenden Anstand vernachlässigten. — Am weitesten ging in der Enthaltsamkeit des Antisthenes Schüler Diogěnes von Sinōpe, der allen Lebensgenüssen und allen Bequemlichkeiten der Civilisation entsagte, ein „Heldenthum der Entbehrung" übte, aber dennoch in seiner Tonne, die ihm zur Wohnung diente, die Bewunderung des großen Alexander erregte. Diogenes war ein „philosophischer Lazzarone", welcher in den Straßen, auf den Marktplätzen verkehrte, in Fässern und unter Säulengängen übernachtete, die Welt sein Vaterland nannte, Weiber= und Gütergemeinschaft empfahl und dabei stets von der Bedürfnißlosigkeit und Freiheit des Einzelnen redete. Die von Antisthenes und Diogenes gegründete Philosophenschule, zu der auch Krates gehörte, nannte man die kynische von dem Gymnasium Kynosarges, wo Antisthenes lehrte; mit Anspielung darauf belegte man den Diogenes häufig mit dem Namen Kyon (Hund), weil das arme, genußlose, auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse beschränkte Leben, das er führte, mehr für einen Hund, als für einen Menschen angemessen schien. Häufig war freilich der grobe Philosophenmantel, der dicke Stock von wildem Oelbaum, der weite Bettelsack und der hölzerne Becher zum Wasserschöpfen, welche die Kyniker trugen, nur Maske der Gemeinheit und Eitelkeit, die schon Sokrates aus dem Mantelloche des Antisthenes herausblicken sah, aber zuweilen wohnte auch unter der schmutzigen Hülle eine große Seele. Erst als die Kyniker in der Folge in ihrem Streben nach der Einfachheit des Naturzustandes so weit gingen, daß sie Ehe und Hauswesen verwarfen, ein Weltbürgerthum ohne Heimath und Vaterland als politisches Glaubensbekenntniß aufstellten, jede Spur von Bildung abstreiften und auf die Vernachlässigung aller äußern Sitte einen absichtlichen Werth legten, gerieth die ganze Schule in Verachtung. Wie die kyrenäische Schule die Mutter der epikureischen wurde, so die kynische die Mutter der stoischen. Ein dritter Schüler von Sokrates war Eukleides von Megara, der Stifter der megarischen Schule. Als die Athener jeden Megaräer, der sich in ihrer Stadt treffen lassen würde, mit dem Tode bedrohten, schlich sich zur Nachtzeit Eukleides, in Frauenkleider gehüllt, in das Haus des Sokrates, um des Unterrichts dieses Weisen theilhaftig zu werden, und kehrte dann des Morgens wieder zurück. Eukleides verband die ethische Philosophie des Sokrates mit der formalen der Eleaten; er lehrte, es gebe nur Ein Gutes, das wirklich und unveränderlich sei und des Menschen Glückseligkeit begründe; der Weg zu dessen Erlangung sei ein tugendhaftes, auf kräftiger Werkthätigkeit, vernünftiger Einsicht und sittlicher Stärke beruhendes Leben. Da er aber die sokratische Dialektik mit dem eleatischen Skepticismus (Zweifelsystem) verband, so legte er den Grund zu jenen Spitzfindigkeiten und Trugschlüssen, wodurch die megarische Philosophenschule nicht minder als die sophistische verrufen war.

Antisthenes geb. 422.

Diogenes 414—323.

b) Geschichtschreibung. Herodot. Thukydides. Xenophon.

§. 117. Um die Zeit des peloponnesischen Krieges hatte die griechische Geschichtschreibung ihre höchste Blüthe. Der Erste, der an die Stelle der bisherigen Geschichtenschreibung (Logographie) die wahre Geschichtschreibung (Historie) setzte, und daher der Vater der Geschichte genannt wird, war Herodot aus der dorischen Stadt Halikarnaß. Nach dem Untergange der Freiheit seiner Vaterstadt lebte er eine Zeit lang auf Samos und machte dann große Reisen nach dem Wunderlande Aegypten und nach Libyen bis in die Gegend von Kyrene, nach Syrien und Babylonien, nach Kleinasien und Persien, nach Griechenland und in die pontischen Länder an den Mündungen der Donau, wo er aus eigenen Anschauungen und mündlichen Erzählungen den Stoff zu seiner später in neun Bücher getheilten und den neun Musen geweihten Geschichte sammelte. Am liebsten scheint er in Athen geweilt zu haben, dessen freies geordnetes Staatswesen unter Perikles seine höchste Bewunderung erregte. Es geschah wohl auf Anregung dieses Staatsmannes, daß er an dem Fest der Panathenäen im J. 446 eine öffentliche Vorlesung aus seinem Werke hielt. Sein Alter verlebte er zu Thurii in Unteritalien, wohin er mit einer Colonie gezogen war. Dort an der Stätte des zerstörten Sybaris arbeitete er die spätern Theile seines Werkes aus, doch scheint ihn der Tod vor der Vollendung des Ganzen überrascht zu haben. Herodot beschrieb im ionischen Dialekte (welcher damals allein für geschichtliche Darstellung in Prosa gebräuchlich war und den er sich auf Samos angeeignet haben mag), in treuherziger, redseliger Sprache die Kämpfe der Griechen mit den Persern, schaltete aber dabei gelegentlich auch die ältere Geschichte der orientalischen und griechischen Völker ein, wobei freilich manches Fabelhafte, das er den Erzählungen der Priester, Dolmetscher und Fremdenführer, der Prahlerei und Wundersucht des Orients nachschrieb, mit unterlief. Der Zweck seines mit großer Herzlichkeit und Einfalt für das Volk geschriebenen Werks ist, zu zeigen, wie die Freiheitsliebe, die vernünftige Ordnung, die Verstandesklarheit und die Genügsamkeit der Hellenen über den Knechtssinn, die ungeordnete Masse und den leeren Pomp des Orients den Sieg davon trug. Das reine Gemüth und die redliche Gesinnung des Verfassers, die aus der ganzen Darstellung hervorleuchten, geben dem Werke ein edles Gepräge und eine höhere Weihe. Ueberall begegnet man der religiösen Idee, daß die Geschichte nur das Ergebniß einer moralischen Weltordnung sei und daß die Gottheit jedem Wesen bestimmte Bahnen und feste Schranken angewiesen, deren Durchbrechung Strafe und Verderben auf den Schuldigen herabziehe, daß sie dem Schwachen und Demüthigen Stärke verleihe, den Vermessenen und Uebermüthigen dagegen zu Falle bringe. Darum erlaubt sich Herodot auch nur da ein eigenes Urtheil, wo die Gottheit selbst schon gerichtet hat, und hält sich fern von allem Pragmatismus, durch welchen der höhern Leitung vorgegriffen werden könnte. Bei ihm ist die Weltgeschichte das „Weltgericht", dessen Sprüche auf sittlich-religiösen Wahrheiten beruhen. Die Darstellung der durch vielseitige Forschungen erworbenen Resultate nach einer vortrefflich durchgeführten Anlage verlieh dem Werke den Charakter eines großartigen Epos, daher schon im Alterthum die herodotische Geschichte als homerisch bezeichnet wurde. Wie bei Homer schwebt auch bei ihm über dem Ganzen und allen seinen Theilen „eine heitere Ruhe, in anmuthige Fülle der Rede eingekleidet". Der Vorsatz war im Gefühle jugendlicher Kraft entworfen, mit jugendlichem Eifer wurde er ausgeführt; daher auch Sprache, Inhalt und Darstellung in der schönsten Uebereinstimmung stehen. — Herodots Geschichtsbücher feuerten, wie die Sage berichtet, den edlen Athener Thukydides, den Sprößling eines thrakischen Fürstengeschlechts und Besitzer thrakischer Goldbergwerke, zur Nacheiferung an (§. 73). Dieser wurde zur Zeit der Schlacht von Amphipŏlis (weil man seiner verspäteten Ankunft die Einnahme dieser Stadt durch die Spartaner schuld gab) verbannt und widmete die Jahre seines langen Exils der Abfassung der Geschichte des peloponnesischen Kriegs. Im Jahre 403 nach Athen zurückgerufen, soll er bald darauf hinterlistig ermordet worden sein. Er bildet in vielen Dingen den Gegensatz zu Herodot. Wie bei diesem die hohe Gesinnung der Perserkriege sich kund gibt, so bei Thukydides die hohe Bildung Athens zur Zeit des peloponnesischen Kriegs; wie jener die einfache, verständliche Sprache des Volks redet und die Phantasie der Leser anregt, so hat Thukydides bei seiner gedrungenen „sinnschweren"

Margin notes: Herodot 484—c. 408. — 443. — Thukydides ?470—402

Sprache und seinem mühsam ringenden Stil den gebildeten Theil der Nation im Auge und beschäftigt vorzugsweise den denkenden Verstand und die reflectirende Vernunft, und wie jener in der Darstellung eine epische Ruhe und Breite walten läßt, so erscheint bei diesem Alles in dramatischer Lebendigkeit. „Alles anmuthige Bei- und Nebenwerk verschwindet; jedem Volk und Staat ist in der großen Tragödie des siebenundzwanzigjährigen Bürger- und Revolutionskrieges seine Rolle knapp und straff vorgezeichnet; über sie darf Niemand hinausgreifen." Das Streben, überall möglichst viele Erscheinungen in einen einzigen Brennpunkt zu vereinigen, um keinen Gesammteindruck durch Zersplitterung zu schwächen, ist die Ursache seiner gedrungenen und dunkeln Kürze, worin man nur den Kampf einer gewaltigen Ideenfülle mit der noch wenig ausgebildeten Sprache erblicken darf. Je nach dem Gegenstande der Darstellung zeigt seine Sprache die größte Abwechselung; von der gefälligen Einfachheit des erzählenden Stils erhebt sie sich zum kühnsten rednerischen Periodenbau und zu energievoller poetischer Kraft. Bei Schilderung der Charaktere zeigt er die tiefste Menschenkenntniß und in seinen eingeflochtenen **Reden**, deren Verständniß wegen ihrer feinen Beziehungen oft schwierig ist, entwirft er ein treues Bild der Gesinnungen, Bestrebungen und Beweggründe der Personen, Parteien und Staaten. Aristokrat von Geburt und Gesinnung, sieht er doch nur im Heil des Vaterlandes den Maßstab seines Urtheils. Thukydides, der die Geschichte als Staatsmann ansah und ihr durchaus eine politische Bestimmung anwies, verräth keine epische Ansicht der Begebenheiten, sondern eine kritische. „Er sieht nur wirkende Menschenkräfte, er will aus den Handlungen, insofern sie von Menschen veranstaltet werden, praktische Folgerungen für ähnliche Lagen des gemeinen Wesens ableiten. Die Natur seines Stoffes, der Krieg, führte ihn auch zu einer Anordnung (nach Sommern und Wintern), die im Ganzen der chronologischen verwandt war, und die Einheit, welche der einsichtsvolle Staatsmann in der Vielheit der Facten aufgefaßt hat, ist zwar mit Freiheit gedacht und also ideeller Art; allein weil sie eine politische Idee ist, so fehlt ihr das poetische Colorit und die epische Gestaltung. Mit einem Worte, die Poesie des Thukydides zeigt sich nicht sowohl in der ganzen Anlage des Werkes, als in der Darstellung im Einzelnen." Thukydides' Geschichte endigt mit dem einundzwanzigsten Jahre des peloponnesischen Kriegs. Sie ist das Musterbild eines **pragmatischen**, mit **Objectivität** und **Unparteilichkeit** dargestellten Geschichtswerks. — Sein Fortsetzer **Xenophon**, der erwähnte Schüler des Sokrates, dessen Leben und Lehren er in der anmuthigen Schrift „Denkwürdigkeiten des Sokrates" dargestellt hat, übertrifft den großen Historiker an Klarheit, Leichtigkeit und Schönheit des Stils, und an Harmonie in der Anordnung, steht aber an Tiefe der Gedanken und an historischer Treue weit hinter Thukydides zurück. Obgleich ein Athener, ist Xenophon ein Verehrer und Lobredner der Spartaner, besonders ihres Königs **Agesilaos**, den er auf seinem Feldzuge gegen die Perser begleitete und dessen Leben er auch beschrieben hat. Darum sind seine „**hellenischen Geschichten**" mit bewußter Parteilichkeit verfaßt und namentlich die großen Thebaner **Pelopidas** und **Epaminondas** ganz in Schatten gestellt. Seine Geschichte schließt mit der Schlacht von Mantineia (362), wo sein tapferer Sohn **Gryllos** einen glorreichen Reitertod fand. Xenophon schrieb auch eine **Bildungsgeschichte des ältern Kyros** (**Kyropädie**), eine Art politisch-philosophischen Romans, worin er den Stifter des persischen Reichs als das Ideal eines nach Sokratischen Begriffen gebildeten Herrschers darstellt und die Vorzüge einer weise geleiteten Monarchie, worin Ordnung und Ruhe herrschen und die Unterthanen ein behagliches Leben führen, der stürmischen republikanischen Verfassung seiner Landsleute entgegenhält. Wahrheit und Dichtung enthaltend, bewegt sich das Buch auf schwankendem Boden. Ueberhaupt hat Xenophon die Tugend- und Weisheitslehre seines Meisters ganz von der praktischen Seite, als Mittel zu einem glücklichen Dasein aufgefaßt und sie in diesem Sinne auf alle Verhältnisse des Lebens angewendet. So in den Schriften über Hauswesen und Landwirthschaft, über Jagd und Reitkunst. Von Athen verbannt, brachte Xenophon seine letzten Lebensjahre im Peloponnes zu, anfangs auf einem ihm von den Spartanern zugewiesenen Landgute in ländlicher Einsamkeit, dann, seit der Schlacht bei Leuktra, in Korinth, wo er hochbetagt starb. — Von der „**Geschichte Persiens**", welche der am persischen Hof weilende griechische Arzt **Ktesias** von Knidos, ein Zeitgenosse Xenophons, verfaßte, besitzen wir nur **Fragmente** und Auszüge; ebenso von dem Syrakusaner

Xenophon 446–356

Ktesias c. 400

Philistos 33–356. Philistos, der in seiner „Geschichte von Sicilien“ den Thukydides zum Vorbild nahm und durch sein Werk von rednerisch-politischer Färbung dem griechischen Westlande „einen grellen, halbromantischen Widerschein“ verlieh.

1. **Xenophon.** Ist Thukydides ausgezeichnet durch sein „Hinstreben zum Erhabenen“, so ist das innerste Wesen des Xenophontischen Geistes „eine durchgängige Harmonie“. „Xenophon ist keine von den Naturen, die durch ungewöhnliche Intension, durch das Unbeschränkte ihrer Richtung, verbunden mit einer unbegrenzten Fülle des Gemüths, merkwürdig werden: sondern seine Eigenthümlichkeit ist das Maß selbst. Diese zeigt sich in seiner Lebensweise durch jene Diät oder jene sorgfältige Wachsamkeit über das richtige Verhältniß zwischen Körper und Geist, die er uns selbst beschreibt, deren Frucht eine herrschende Gesundheit des inneren und äußeren Menschen ist. Jene Besonnenheit bringt ihn dem Ziele alles seines Strebens, der schönen Vollendung (Kalokagathie) sehr nahe, wenn nicht wieder eine von solchen Naturen unzertrennliche Nüchternheit und Magerkeit des Geistes davon entfernte. Diese letzteren Mängel erscheinen oft als eine zu große Bestimmbarkeit durch fremde Einflüsse, und als beschränkte Ansicht der Welt. Jene innere Maßgebung und Nüchternheit machte ihn zugleich der spartanischen Denkart vorzüglich geneigt, und er schloß sich gern an Agesilaos an, der in seinem Leben ein Bild strenger dorischer Sitte aufstellte.“ Als Vorzüge der Xenophontischen Geschichtschreibung wurden schon im Alterthum gerühmt: Eine große Natürlichkeit, Unschuld und Einfalt in Ansicht und Darstellung, Eigenschaften, welche durch den Einfluß der Sokratischen Lehre fester begründet wurden, sodann Anmuth und ungeschminkte Lieblichkeit des Stils und der Sprache und ein kindlicher, frommer Sinn, der allenthalben das Eingreifen der Gottheit in die menschlichen Schicksale als letzte Ursache der Begebenheiten aufstellt und auf die Beobachtung äußerer Religionshandlungen, auf Opfer und Wahrsagungen hohen Werth legt.

2. **Ktesias.** Da Ktesias als Leibarzt des Königs Artaxerxes, dem er in der Schlacht von Kunaxa (§. 118) zur Seite gestanden, aus orientalischen Quellen geschöpft hat, die den griechischen Historikern unzugänglich waren, so wich seine Darstellung in vielen Dingen von der der übrigen ab; und da er sich aus Mangel an vaterländischer Gesinnung ebenso entschieden auf den persischen Standpunkt stellte, wie Herodot auf den griechischen, so zog er sich die Mißachtung seiner Landsleute und den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit und Parteilichkeit zu. Sein aus 23 Büchern bestehendes Werk behandelte die Geschichte des assyrischen, medischen und persischen Reiches bis zu seiner Rückkehr in sein Vaterland, im J. 399. Sein Hauptzweck war, die vielen Irrthümer und Vorurtheile, welche die Griechen theils aus Unkunde, theils aus Nationaleitelkeit über Persien hegten, zu widerlegen und zu beseitigen. — Noch reicher an unzuverlässigen Nachrichten und Fabeln als die persische Geschichte war eine andere kleinere Schrift des Ktesias über Indien, von der nur geringe Bruchstücke erhalten sind.

3. **Philistos** von Syrakus stand mit dem ältern und jüngern Dionysios in Verbindung. Den ältern unterstützte er mit Rath und That in seinem Streben nach der Alleinherrschaft von Syrakus und stand ihm auch während derselben tapfer zur Seite. Zwar trieb ihn das Mißtrauen des Tyrannen auf einige Zeit ins Exil; doch kehrte er nach der Thronbesteigung des jüngern Dionysios zurück und erlangte durch Schmeichelei und Begünstigung seiner despotischen Regierungsweise großen Einfluß. Er wirkte dem edlen Dion und dessen Freund Platon nach Kräften entgegen und betrieb die Verbannung des erstern und die Verweisung des letztern. Als aber Dion im J. 356 zurückkehrte und Syrakus mit bewaffneter Hand eroberte, fand Philistos seinen Tod, ungewiß ob durch eigene Hand oder in der Gefangenschaft. Sein Werk zerfiel in zwei Theile: der erste im Exil geschriebene umfaßte die älteste Geschichte Siciliens bis auf die Eroberung Agrigents durch die Karthager (409) in 7 Büchern; der zweite die Geschichte der beiden Dionyse in 6 Büchern. Philistos wird ein Nachahmer des Thukydides genannt, scheint aber mehr dessen Gedrängtheit und Einförmigkeit im Ganzen, als dessen Ideenfülle und glänzende Darstellungsgabe im Einzelnen zum Vorbild genommen zu haben. Cicero nennt ihn einen hellen Kopf, gedankenreich, scharfsinnig, gedrängt, einen Thukydides im Kleinen. — Ueber seinen Landsmann **Timäos** s. §. 185, Note.

5. Der Rückzug der Zehntausend (400).

§. 118. Xenophons vorzüglichstes Werk ist die **Anabasis** oder die Darstellung des Feldzugs des jüngern Kyros gegen Persien und des Rückzugs des

griechischen Söldnerheeres unter der eigenen Führung des athenischen Geschichtschreibers. Seit den Kämpfen mit den Griechen war das persische Reich immer machtloser geworden. Aufstände in Baktrien, Aegypten und andern Provinzen, wo die Statthalter unumschränkt schalteten; Hofränke selbstsüchtiger Schwächlinge, die gräuelvolle Schandthaten verübten und dabei allen Lüsten und Ausschweifungen fröhnten; fortwährende Thronkämpfe, wobei die Krone gewöhnlich dem Sieger als Beute zufiel und die Ueberwundenen durch martervolle Hinrichtungen bei Seite geschafft wurden (s. §. 51), dies bildet den wichtigsten Inhalt der persischen Geschichte während der sechs Jahrzehnte, die auf die Ermordung des Xerxes durch den Hyrkaner Artabanos (im J. 465) folgten. Nach Xerxes bestieg sein Sohn **Artaxerxes I.** „Langhand" den Thron, dessen vierzigjährige Regierung reich an Unfällen aller Art war. Nach seinem Tode traten einige von Brudermord, Verrath und Grausamkeit begleitete Thronwechsel ein, bis **Dareios II. Nothos** sich seines Gegners mit List bemächtigte, ihn in einem Aschenhaufen ersticken ließ und dann beinahe zwanzig Jahre lang seine von Aufständen und Weiberränken beunruhigte Regierung in Wollust und Ueppigkeit fortführte. Bei seinem Tod faßte sein zweiter Sohn, der jüngere Kyros, Statthalter von Kleinasien, den Plan, seinen ältern Bruder Artaxerxes II. mit dem Beinamen „der Gedächtnißstarke" (Mnemon) der Herrschaft zu berauben. Ein ritterlicher Fürst von liebenswürdigem Wesen, von hohem Sinn und der hellenischen Bildung zugethan, besaß Kyros viele Freunde; selbst in Persien begünstigte seine Mutter Parysatis sein Beginnen. Unter allerlei Vorwänden sammelte er daher ein beträchtliches Heer, dessen Kern spartanische und andere griechische Miethtruppen bildeten, und zog damit gen Osten, seine wahre Absicht lange verbergend. In der Ebene von **Kunaxa**, etliche Meilen von **Babylon**, ereignete sich ein Treffen, in dem zwar die Griechen siegten, aber Kyros im Kampfe gegen den Bruder selbst fiel. Artaxerxes ließ dem Unglücklichen Kopf und rechte Hand abhauen, belohnte die getreuen Beschützer seines eigenen Lebens und legte sich selbst die Ehre der blutigen Rachethat bei. Das asiatische Heer, das dem Kyros gefolgt war, löste sich nach dem Falle seines Führers auf. Nun erging an die Hellenen die Aufforderung, sich zu ergeben, und als diese zurückgewiesen wurde, nahmen die Perser zu List und Betrug ihre Zuflucht. Tissaphernes, früher Statthalter in Sardes, schloß im Namen des Königs einen Vertrag mit den griechischen Anführern, worin er ihnen sicheres Geleit nach Kleinasien versprach. Aber nachdem sie eine Zeitlang am Ufer des Tigris aufwärts gezogen waren, lud der Perser im Lager am großen Zabfluß den Feldherrn **Klearchos**, einen kriegskundigen Mann von rauher Gemüthsart, strenger Zucht und raubgieriger Seele, und die übrigen Hauptleute zu einer Unterredung ein und ließ sie verrätherisch ermorden, in der Meinung, auf diese Weise der führerlosen Truppen Meister zu werden. Da wurde aber der Athener Xenophon, welcher sich als Freiwilliger dem Kriegszug angeschlossen, durch das Vertrauen der Lagergemeinde an die Spitze des Heeres gestellt und führte es, in Verbindung mit dem Spartiaten **Cheirisophos**, unter den unglaublichsten Schwierigkeiten durch **Armenien** nach der griechischen Handelsstadt Trapezus am Schwarzen Meer und von da nach Byzanz. Ohne Kunde des Landes und der Sprache und ohne zuverlässige Führer mußten

Artaxerxes I. 465–425.

Dareios Nothos 423–404.

Artaxerxes II. Mnemon 404–359.

401.

sie unwegsame Berge übersteigen, reißende Ströme durchwaten, unwirthliche, mit tiefem Schnee überdeckte Gegenden durchziehen, verfolgt von den Persern und angegriffen von den Einwohnern. Als sie von einer Anhöhe herab zum erstenmal das Meer erblickten, brachen sie in lautes Freudengeschrei aus und begrüßten es als das Ende ihrer zahllosen Leiden und Beschwerden. Dieser Rückzug aus einem über 400 deutsche Meilen entfernten Lande zeigt nicht minder als die Perserkriege, welche Ueberlegenheit Bildung, Geist, Ehrgefühl und Freiheitssinn über eine mechanisch geleitete Masse, über niederträchtige Gesinnung und eine knechtische Seele haben.

Xenophon gibt in der Anabasis folgende Beschreibung von der Freude des Heers bei dem Anblick des Schwarzen Meeres: „In fünf Tagen kamen sie an den heiligen Berg, Namens Theches. Da die Ersten auf dem Berge das Meer erblickten, erhoben sie ein großes Geschrei. Als Xenophon und die Hellenen von der Nachhut es vernahmen, meinten sie, daß auch die Vorhut von Feinden angegriffen sei; denn von hinten wurden sie beständig von den Bewohnern der verheerten Landschaft verfolgt. Die vom Nachzuge hatten Einige in einem Hinterhalte niedergemacht, Andere lebendig gefangen und dabei an zwanzig geflochtene Schilde erbeutet, die mit ungegerbten Ochsenhäuten überzogen waren. Als der Lärm immer stärker ward und näher kam, und die Nachrückenden immer auf die Schreienden zurannten, glaubte Xenophon, es habe etwas besonders Wichtiges zu bedeuten, schwang sich aufs Pferd und sprengte mit Lykios und dessen Reitern herbei, um zu Hülfe zu kommen. In diesem Augenblick hörten sie die Soldaten in fortlaufendem Zurufe schreien: Meer! Meer! Da lief Alles auch beim Nachzuge; selbst die Lastthiere wurden zur Eile angetrieben. Als sie Alle den Gipfel erstiegen hatten, umarmten sie sich wechselseitig, Anführer und Hauptleute, und weinten vor Freude. Mit Einem Male trugen die Soldaten, wie nach ergangener Loosung, Steine zusammen, errichteten einen großen Hügel und legten eine Menge ungegerbter Häute, Knittel und erbeuteter Fechtschilde darauf." In Trapezus hielten sie dreißig Tage Rast, die unter Opferfesten und Kampfspielen heiter verbracht wurden. Darauf beriethen sie sich über die Fortsetzung der Heimreise. Da die Lagergemeinde sich der großen Mehrzahl nach gegen den Landzug aussprach, so begab sich Cheirisophos nach Byzanz, um dort Ueberfahrtsschiffe zu erlangen. Mittlerweile machten die Zurückgebliebenen unter Xenophons Führung Streifzüge in der Umgegend wider die Kolchier und andere Völkerschaften in der Nähe, um Schlachtvieh und Lebensmittel zu erbeuten. Als aber Cheirisophos, der keine Schiffe erlangen konnte, nicht wieder kam und Alles ringsum aufgezehrt war, rieth Xenophon zum Abzug längs der Küste. Nachdem man die ältern Männer, die Frauen, Kinder und Kranken sammt dem entbehrlichen Gepäck auf einige gemiethete Schiffe gebracht hatte, zog das Heer zuerst nach Kerasus, einer Tochterstadt von Sinope, wie Trapezus. Bei der hier abgehaltenen Musterung ergab sich ein Bestand des Heeres von 8600 Mann, die Uebrigen waren in den Kämpfen oder durch den Schnee, zum Theil auch durch Krankheiten umgekommen. In Sinope stellte sich Cheirisophos wieder bei dem Heere ein. Allein er erreichte die Heimath nicht mehr. Aus Verdruß über einige Unfälle, die sich die Mannschaft durch Zwietracht zugezogen, fiel er in eine Krankheit und nahm in der Fieberhitze Gift. Nach ihrer Rückkehr trat die gerettete Mannschaft als Söldner in die Dienste des thrakischen Königs Seuthes, bis sie nach Verlauf eines mit Ruhm und Sieg erfüllten Monats zu dem spartanischen Heer berufen wurde, das gegen die Perser in Kleinasien ins Feld gezogen war.

§. 119. **Der korinthische Krieg und der Friede des Antalkidas.** Erzürnt, daß die Griechen dem Kyros bei seinem Unternehmen Hülfe geleistet, sannen nunmehr die Perser auf Rache. **Tissaphernes**, der Gegner und Nachfolger des Kyros in der Statthalterschaft Kleinasiens, suchte zu dem

Ende die ionischen Küstenstädte, welche sämmtlich bis auf Milet sich an Kyros angeschlossen und dem König die schuldigen Abgaben vorenthalten hatten, wieder zu unterjochen. Diese wandten sich um Hülfe nach Sparta, das damals als Vorort von ganz Griechenland angesehen ward, worauf ein peloponnesisches Bundesheer unter einem spartanischen Führer abgeschickt wurde. Anfangs waren die Erfolge unbedeutend, als aber durch Lysander's Einfluß der kräftige, abgehärtete und mit Liebe für altspartanische Tugend, Sittenstrenge und Einfachheit erfüllte **Agesilaos**, Xenophons bewunderter und gepriesener Freund, zum 398–361.
König erhoben und mit der Leitung des Kriegszugs gegen die Perser betraut wurde, nahmen die Dinge rasch eine andere Wendung. Lysander, der gehofft hatte, den Agesilaos nach seinen Wünschen leiten zu können, sah sich bald in seiner Erwartung getäuscht; von dem auf sein Ansehen eifersüchtigen König mit unverdienter Verachtung behandelt, begab er sich Rache sinnend an den Hellespont und von da nach Sparta, indeß Agesilaos, nach einem siegreichen Gefechte am Paktolos unweit Sardes mit Tissaphernes (der wegen dieser Niederlage 395.
abberufen und als Hochverräther mit dem Tode bestraft ward), Bithynien und Phrygien raubend und verwüstend durchzog und den Krieg in das Innere des persischen Reiches zu tragen gedachte. Schon träumten die Spartaner von großen Eroberungen in fernen Ländern, als es dem neuen persischen Statthalter von Kleinasien gelang, durch Bestechung und Verführung ihnen im Mutterlande nähere Feinde zu bereiten. Die Böotier, Korinther, Argiver, auf Sparta's wachsende Macht neidisch und von dessen Selbstsucht und Uebermuth vielfach gekränkt und gedrückt, wurden durch persisches Gold leicht zu einem Bunde wider den vorherrschenden Staat vereinigt. Bald trat auch das gebeugte Athen bei. Ein Grenzstreit zwischen Lokris und Phokis, bei welchem die Thebaner dem erstern, die Spartaner dem letztern zur Seite standen, brachte den Krieg zum Ausbruch. Der leidenschaftlich erregte Lysander, durch die Thätigkeit seiner Parteigenossen zum Befehlshaber ernannt, zog eilig nach Böotien, um durch einen raschen Schlag die drohende Gefahr abzuwenden und sich dann an dem undankbaren Agesilaos zu rächen; aber vor Haliartos 395.
verlor er gegen die vereinten Thebaner und Athener Schlacht und Leben. Nun mußte Agesilaos seinen Siegeslauf in Kleinasien aufgeben und zur Rettung des Vaterlandes herbeieilen. Er gewann zwar die **Schlacht von Koroneia**, aber die 394.
Menge der Feinde und der um dieselbe Zeit von der griechisch-phönizischen Flotte unter der Anführung des in persische Dienste getretenen athenischen Feldherrn **Konon** erfochtene **Seesieg bei Knidos**, der die spartanische Seemacht vernichtete, Rhodos zum Abfall von den Lakedämoniern brachte und dem Flottenführer Peisandros das Leben kostete, versetzten dem Uebergewichte Sparta's einen empfindlichen Stoß. Konon gab den Inseln Chios, Lesbos, Samos und den griechischen Küstenstädten Kleinasiens ihre Unabhängigkeit zurück, vertrieb die spartanischen Harmosten und Dekarchen (§. 112) und bewirkte dann mit persischer Unterstützung die Wiederherstellung der Stadt- und Hafenbefestigung von Athen und den Bau neuer Schiffe. Mit Recht ehrte die athenische Bürgerschaft den vaterländischen Mann durch ein Standbild von Erz. Zugleich machte Thrasybulos am Hellespont glänzende Eroberungen, bis er bei der harten Eintreibung auferlegter Steuern in Pamphylien von den Einwohnern während der

Nacht überfallen und in seinem Lagerzelt erschlagen ward. Doch rettete der
390. junge Held Chabrias von Athen die neue Seeherrschaft seiner Vaterstadt. Nun zog sich der Krieg an den Isthmos in die Nähe von Sikyon und Korinth, woher er auch der korinthische genannt wird. Lange kämpfte man hier, ohne daß eine bedeutende Waffenthat sich ereignet hätte. Wer den Andern an Schlauheit und kühnem Muth überbot, galt als Meister, man stritt nicht in geordneter Feldschlacht, nicht nach kunstvoll angelegten Kriegsplänen; beide Theile waren nur bedacht, durch kecke Ueberfälle und unerwartete Angriffe einander Schaden zuzufügen und durch verwegene Raub- und Freischaarenzüge aus dem feindlichen Gebiete Beute und Gefangene wegzuschleppen. Es war ein Krieg voll wilder Gräuel, genährt durch Haß und Parteiwuth und zuletzt hauptsächlich durch Söldnerschaaren unterhalten, die ihren Weg mit Brand, Verwüstung und Mord bezeichneten. Alles Völkerrecht wurde niedergetreten, kein Tempel, keine Schirmstätte der Religion geachtet. In Korinth ermordeten die Unionisten am Eukleiafest ihre lakedämonisch gesinnten Gegner auf offenem Markte und vereinigten ihre Vaterstadt mit Argos zu einem demokratischen Bundesstaat,
392. erlitten aber kurz nachher bei der Hafenstadt Lechäon durch die Spartaner und eine Anzahl flüchtiger und verbannter Aristokraten eine Niederlage, welche die Sklavenmärkte mit Gefangenen füllte. Erst als der talentvolle Feldherr **Iphikrates** von Athen, der eine neue Kriegskunst begründete, indem er sich leichtbewaffneter Söldnertruppen (Peltasten) mit kleinen Schilden und verlängerten Speeren bediente und dem Hoplitenheer eine zweckmäßigere Bewaffnung und Einrichtung verlieh, eine im Abzug begriffene spartanische Heerabtheilung (Mora) überfiel und vernichtete, nahm der Krieg eine für die Spartaner drohende Wendung. Deshalb richteten diese ihre Blicke nach Persien, mehr auf Erhaltung ihrer Vorherrschaft als auf die Größe und Freiheit Griechenlands bedacht. Sie schickten den schlauen, genußsüchtigen **Antalkidas**, einen Mann ohne Sinn für Sparta's Ehre und für Aufrechthaltung des Hellenismus gegen die Barbaren, an den persischen Statthalter Tiribazos, um seiner Vaterstadt die Freundschaft des „großen Königs" und damit die Fortdauer der spartanischen Hegemonie zu erwirken. Nach langen Verhandlungen, auf deren Gang der mittlerweile fortgesetzte Land- und Seekrieg einen abwechselnden Einfluß übte, und während welcher der aristokratisch gesinnte athenische Staatsmann Andokides vergebens eine Aussöhnung zwischen seiner Vaterstadt und Sparta zu erzielen bemüht war, kam endlich
387. der **Frieden des Antalkidas** zu Stande, wodurch die griechischen Stadtgemeinden des asiatischen Festlandes nebst der Insel Kypros den Persern unterworfen, alle übrigen hellenischen Staaten aber und alle Inseln (bis auf Lemnos, Imbros und Skyros, die den Athenern verbleiben sollten) für frei und selbständig erklärt wurden. Durch diesen ehrlosen, von dem fremden König aufgezwungenen Frieden, die Folge der allgemeinen Erschlaffung, ging die Westküste Kleinasiens für Hellas und für die Freiheit auf immer verloren. Die von Sparta erwirkte Auflösung aller hellenischen Bünde und Vereinzelung der kleinen Gemeinwesen führte nicht zur Freiheit, sondern zur Ohnmacht, und die von nun an immer häufiger werdende Anwendung von Söldnertruppen im Kriege hatte zur Folge, daß sich die Bürger mehr und mehr der Waffen entwöhnten und dadurch den Untergang ihrer freien Verfassungen beschleunigten. Athens treuer

Bundesgenosse, der ritterliche Euagŏras von Cypern, bei dem Konon seine Tage beschlossen, wurde nach einem mannhaften Kampfe der hellenischen Bevölkerung gegen die persische Uebermacht ein zinspflichtiger Unterkönig des Beherrschers von Susa. Im Peloponnes, wo die einzelnen Stadtgemeinden unter Sparta's Führung sich dem Scheine nach einer selbstherrlichen Regierung erfreuten, wurde durch den antalkidischen Frieden in den bisherigen Bundesverhältnissen thatsächlich nichts geändert.

Ueber den korinthischen Krieg und seine Folgen fällt Ernst Curtius im dritten Bande seiner „Griechischen Geschichte" folgendes Urtheil: „Es war ein Krieg, durch die Perser begonnen und durch die Perser beendet, der von Anfang an das nationale Gefühl herabgedrückt und dagegen wenig gethan hat, um Kraft und Muth zu wecken; der größte Gewinn war den Athenern ohne ihr Zuthun zugefallen, der wichtigste Sieg ohne sie erfochten. Der Kleinkrieg aber, den die Griechen unter einander geführt hatten, war meist eine Art von Räuberfehde, welche das Volk verwilderte und die Landschaften unheilbar verwüstete. Agesilaos übertrug die Weise mit Barbaren zu fechten nach Hellas, sengte und brannte, ließ die Fruchtbäume entwurzeln und trieb mit hellenischen Volksgenossen schamlosen Menschenhandel. Auch ist zwischen Bürgern einer Stadt niemals mit zäherer Leidenschaft gestritten worden, wie in Korinth. — Das Wichtigste aber, was in dem ganzen Kriege geschehen ist, das war die Umformung des Heerwesens, die mit den asiatischen Feldzügen zusammenhing. Denn während die Staaten Griechenlands verfielen, hatte die kriegerische Tüchtigkeit des Volks nur an Ruhm gewonnen; seine Ueberlegenheit war von allen Barbaren so anerkannt, daß diese nicht über sie und nicht ohne sie siegen zu können glaubten. Daher waren hellenische Männer überall gesucht, wo es Krieg gab. Früher hatten sich zu fremdem Soldienste nur solche Leute hergegeben, die kein rechtes Vaterland hatten, d. h. die keinem geordneten Staatswesen angehörten, das ihre Kräfte in Anspruch nahm, wie die Arkader, Kreter, Karier, Thessaler und dann die aus ihren Staaten vertriebenen, heimathlosen Leute von zerrütteten Lebensverhältnissen. Seitdem aber durch Kyros das Söldnerthum einen neuen Glanz erhalten hatte, wurde die Neigung dazu immer allgemeiner. Denn wenn sonst Heimathlosigkeit das größte Unglück war, das einen Griechen treffen konnte, so war es jetzt anders. Parteiung und Bürgerkrieg hatten den cantonalen Sinn und die Anhänglichkeit an den Geburtsort zerstört. Statt dessen herrschte ein Streben ins Weite und ein Hang zu Abenteuern. Darum machten sich auch edlere Naturen, wie z. B. Xenophon, kein Gewissen daraus, bei einem persischen Fürsten Dienste zu nehmen, wenn sich zu ritterlichen Thaten Gelegenheit darbot. Es fand ja auch der nationale Stolz dabei reichliche Befriedigung und immer lebhafter trat das Gefühl hervor, daß griechische Tapferkeit und Bildung berufen sei, die Länder des Ostens umzugestalten."

6. Sparta's Willkürherrschaft und der thebanische Krieg.

§. 120. Durch den peloponnesischen Krieg war Sparta die erste Macht in Griechenland geworden. Konnte doch der athenische Redner Lysias noch kurz vor dem Antalkidischen Frieden sagen: „Die Lakedämonier gelten für die Führer der Hellenen, und zwar mit Recht, wegen ihrer angebornen Tapferkeit, wegen ihrer Kriegskunst und weil sie allein in einem nie verwüsteten Lande wohnen, ohne Befestigung, ohne bürgerlichen Zwist, unbesiegt und stets in derselben Verfassung." Aber Sparta mißbrauchte seine Machtstellung zur Unterdrückung der übrigen Staaten und zog sich dadurch bald ebenso den Haß seiner Verbündeten zu, wie früher Athen. Die Spartaner waren von der lykurgischen Einfachheit und Sittenstrenge längst abgekommen; die Kriege in der Fremde brachten Reichthum, dieser erzeugte Habgier und Genußsucht, woraus wieder ein Heer von Lastern hervorging. Schon zur Zeit der Perserkriege ließen sich Könige und Feldherren um hohe Summen erkaufen und seitdem war die ehrlose Sitte der

Bestechlichkeit auf eine furchtbare Höhe gestiegen. Der alte Göttterspruch: „Die Liebe zum Gelde wird Sparta verderben, nichts Anderes", war bereits seiner Erfüllung nahe. Zugleich übten die Führer schamlose Erpressungen und schändeten den spartanischen Namen durch Raubsucht in Feindesland wie bei den Bundesgenossen. Durch Lysander und seine Gleichgesinnten kam fremdes Metallgeld in sehr großer Menge nach der dorischen Hauptstadt. Unermeßliche Reichthümer und Güter häuften sich in wenigen Familien, die nun schwelgten und praßten, während die ärmeren darbten. Die reicheren Vollbürger (Homöen) bildeten eine geschlossene, vorherrschende Körperschaft, welcher sich die armen und mäßig begüterten Kleinbürger allmählich unterordnen mußten; aus jenem Geschlechteradel ging nicht nur der lebenslängliche Rath hervor, sondern er lenkte auch die Beschlüsse der großen Nationalversammlung. „Die Abnahme der alten, mächtigen Häuser durch Krankheiten und Kriege drängte den Grundbesitz immer mehr in wenigen Händen zusammen, namentlich seit der Ephor
Zwischen 400 und 350. Epitadeus die Unveräußerlichkeit der Eigenhöfe aufgehoben, und erzeugte bei wachsender Habgier eine Art sonst unbekannten Geldadels, welcher die Geburtsansprüche des alten Geschlechterthums auf Kosten der gemeinsamen Bürgerfreiheit unterstützte." Schon im zweiten Regierungsjahr des Agesilaos hatte ein gewisser Cinadon eine Verschwörung gebildet, um mit Hülfe von Periöken, Heloten und andern rechtlosen und zurückgesetzten Einwohnern (Neodamoden, Hypomeionen) der Oligarchie der Homöen ein Ende zu machen; aber der Plan wurde verrathen und der Urheber mit den übrigen Häuptern der Verschwörung hingerichtet. Zugleich wurde die Königsmacht immer mehr geschwächt, theils in Folge der Zwietracht und Eifersucht der beiden erblichen Herrscherhäuser, theils wegen des sinkenden Ansehens durch ihre Habsucht und Käuflichkeit. Desto mehr stieg die Gewalt der fünf Ephoren (§. 75). „Die Ephoren," bemerkt Xenophon, „haben Befugniß, zu strafen, wen sie wollen, und die Strafe sofort zu vollziehen; sie dürfen jede Obrigkeit abberufen, verhaften, auf Tod und Leben anklagen. Bei ihrer Ankunft müssen sich die Könige von ihren Sitzen erheben, ihrer gerichtlichen Vorladung ohne Zaudern folgen, ihrer sittenrichterlichen Aufsicht selbst die häuslichen Verhältnisse unterwerfen." Sie zogen allmählich alle Hauptgebiete der Staatsgewalt in ihren Amtskreis, beriefen und leiteten die Volksgemeinde, ernannten Gesandte und Heerführer und ertheilten ihnen schriftliche Weisungen, übten eine censorische Aufsicht über Sitte und Lebensart und schalteten nach allen Seiten hin als die Vertreter der Volkshoheit. — Der Antalkidische Frieden, dessen Hüter und Vollstrecker Sparta in Gemeinschaft mit dem Perserkönig war, befestigte das Uebergewicht der Lakedämonier aufs Neue, indem sie die Bestimmung, daß alle griechischen Städte frei sein sollten, zur Auflösung aller Staatenvereine und Eidgenossenschaften und zur Schwächung aller Bundeshäupter benutzten, ihre eigene Hegemonie im Peloponnes dagegen mehr ausdehnten und stärkten. Sie eroberten
385. und zerstörten Mantineia, das ihnen nicht willfährig genug diente und eine selbständige Politik zu verfolgen wagte, und zwangen die Einwohner, in offenen Dörfern zu wohnen; sie führten in allen Städten ihre aristokratischen Anhänger
380. zurück und erhoben sie zu Macht und Ehre; sie lieferten die Stadt Phlius an der Nordostgrenze von Arkadien einer Schaar verbannter Oligarchen aus und legten das Schicksal sämmtlicher Bürger in deren Hand, so daß diese über

Leben und Tod jedes Einzelnen verfügen konnten; sie übten in ganz Griechenland eine imperatorische und schiedsrichterliche Gewalt, und nirgends wagte man den Befehlen eines spartanischen Mannes Widerstand zu leisten. Aber der Mißbrauch dieser Uebermacht war das Vorspiel des eigenen entsetzlichen Falles. Die griechische Stadt Olynth in Makedonien hatte einige benachbarte hellenische Städte durch freie Einigung zu einer chalkidischen Eidgenossenschaft verbunden, über die sie als Vorort eine Art Oberherrschaft übte, ohne jedoch die Rechtsgleichheit der Bundesglieder zu verletzen. Darüber führten die Städte Apollonia und Akanthos Klage und erwirkten in Sparta den Befehl, die Olynthier sollten ihre Hegemonie auflösen, weil sie dem antalkidischen Frieden zuwider sei. Als diese sich weigerten, dem Befehl nachzukommen, rückten die Spartaner mit einem Heere in ihr Land ein, belagerten ihre Stadt und zwangen sie nach einem dreijährigen Kampfe, in welchem Teleutias, der 383–380.
ritterliche Bruder des Agesilaos, auf dem Schlachtfelde starb und der jugendliche König Agesipolis einem hitzigen Fieber erlag, zur Unterwerfung und Anerkennung der spartanischen Oberhoheit. — Auf dem Zuge durch Böotien ließ sich der spartanische Anführer Phöbidas von den Häuptern der Aristokratenpartei in Theben bereden, ihnen zum Umsturz der demokratischen Verfassung und zur Begründung einer oligarchischen Herrschaft behülflich zu 383.
sein. Das Unternehmen gelang. In heißer Mittagsstunde drang Phöbidas durch die geöffneten Thore in die Stadt und besetzte ohne Widerstand die unbewachte Kadmeia. Die Leiter der Volkspartei wurden als Hochverräther behandelt und theils wie Ismenias hingerichtet, theils verbannt, theils in Haft gebracht; die Oligarchen bemächtigten sich der Regierung und herrschten, im Vertrauen auf die spartanische Besatzung in der Burg, übermüthig und gewaltthätig. Die Spartaner straften zum Schein ihren Feldherrn Phöbidas mit einer geringen Geldbuße, räumten aber die Kadmeia nicht und suchten aus der Lage der Dinge Vortheil zu ziehen.

§. 121. Aber die Rache ereilte die Schuldigen bald. Die flüchtigen Demokraten sammelten sich in Athen, mit dem sich die Böotier seit der spartanischen Ueberhebung ausgesöhnt hatten, und unterhielten von dort aus Verbindungen mit den Meinungsgenossen in Theben. Von diesen aufgefordert, kehrten sie nach einiger Zeit als Bauern und Jäger verkleidet heimlich auf verschiedenen Wegen zurück, versammelten sich in dem Hause eines Freundes (Charon) und überfielen in später Nacht, in lange Frauengewänder gehüllt und dicht verschleiert, die bei einem schwelgerischen Mahle vereinigten Häupter der
Oligarchen. Nach deren Ermordung riefen sie das Volk zur Freiheit auf, 379.
stellten die demokratische Verfassung wieder her und zwangen die spartanische Besatzung zum Abzug aus der Burg. Dies führte einen Krieg zwischen Thebanern und Lakedämoniern herbei. Thebens Gemeinwesen wurde damals von zwei durch Freiheitsgefühl, Vaterlandsliebe und Tugend, wie durch kriegerische Talente und Muth ausgezeichneten und durch innige Freundschaft verbundenen Männern geleitet — **Epaminondas** und **Pelopidas**. Mit vereinten Kräften suchten diese ihr Vaterland zu heben. Epaminondas, der unter Leitung des in seinem väterlichen Hause als Gastfreund weilenden Pythagoreers Philolaos eine Bildung und geistige Einsicht erlangt hatte, die weit über den Gesichtskreis der

übrigen Böotier hinausging, führte eine neue Kampfart ein, „die schiefe Schlachtordnung", und Pelopidas, einer der heimgekehrten Flüchtlinge, durch dessen starken Arm der tapferste der Oligarchen, Leontiades, auf der Thürschwelle seines eigenen Hauses gefallen war, stiftete die „heilige Schaar", die durch das Band der innigsten Freundschaft verknüpft und für Ruhm und Freiheit begeistert, alle Angriffe der Spartaner siegreich zurückschlug. Anfangs standen die Athener (deren Hafen Peiräeus der spartanische Harmost Sphodrias durch einen ähnlichen Handstreich in seine Gewalt zu bringen trachtete wie einst Phöbidas die Burg Kadmeia) auf Seiten der Thebaner, und fügten durch ihre Feldherren Iphikrätes, Chabrias und Timotheos, Konons Sohn, den Lakedämoniern zu Lande großen Schaden zu; ja sie brachten sogar wieder eine Anzahl Inseln und Seestaaten, wie Chios, Rhodos, Samos, Mytilene, diesmal jedoch mit Anerkennung ihrer Freiheit und Selbständigkeit und mit Stimmrecht im Bundesrathe, zu einem zweiten athenischen Bunde und erwarben
376. durch Chabrias' Sieg bei Naxos, wo die spartanische Flotte vernichtet wurde, von Neuem die Seehegemonie. Als aber Theben die kleineren Städte Böotiens seiner Herrschaft unterwarf und sowohl Thespiä, als das mit Athen seit den Tagen von Marathon befreundete und unlängst wieder aufge-
373. baute Platää, weil es sich nicht fügen wollte, zerstörte und die Einwohner vertrieb, da erwachte die alte Eifersucht wieder. Unter Persiens Vermittelung kam zwischen Athen und Sparta ein Frieden zu Stande, in welchem dem ersteren die Herrschaft zur See, dem letzteren die Hegemonie zu Lande gewährleistet, für alle übrigen hellenischen Staaten dagegen der Grundsatz der örtlichen Selbstregierung festgehalten war, und als Theben sich weigerte, seinen jungen Bundesstaat aufzulösen und die böotischen Städte frei zu geben („es soll geschehen", sagte Epaminondas schneidend, „wenn Sparta's Periöken als freie Gemeinden anerkannt werden"), da rückten die Lakedämonier abermals mit Heeresmacht in ihr Land ein, erlitten aber, trotz ihres tapfern Widerstandes, in
371. der **Schlacht bei Leuktra**, als Epaminondas nach der neuen Taktik in einem stürmischen Stoßangriff die lakedämonische Schlachtreihe durchbrach und Pelopidas mit seiner auserwählten Schaar in der Nachhut ihm Flanke und Rücken deckte, eine furchtbare Niederlage. Vierhundert spartanische Vollbürger und sechshundert Periöken lagen auf der Wahlstatt, und die Zahl derer, die besiegt vom Schlachtfelde entflohen, war so groß, daß Agesilaos rieth, das altspartanische Gesetz, das alle Fahnenpflichtige für ehrlos erklärte und des Waffenrechts beraubte, für diesmal schlafen zu lassen. Unter den Gefallenen befand sich der Führer des Heeres, König Kleombrotos. Heldenmüthig ertrugen die Spartaner die Trauerkunde; die Ephoren geboten eine allgemeine Bürgerbewaffnung und untersagten jede laute Klage, und am andern Tage erschienen die Angehörigen der Todten mit heiterem, die der Ueberlebenden mit betrübtem Angesicht. In Theben aber feierte man den Schlachttag bei Leuktra mit festlichen Aufzügen, so lange die Stadt stand, denn durch diesen Sieg wurde der böotische Vorort eine selbständige Macht in Griechenland. — Nun machten sich die hellenischen Gemeinden von der spartanischen Vorherrschaft frei, stellten die unterdrückten Volksregierungen wieder her und vergalten den von den Spartanern eingesetzten Aristokraten mit Hinrichtung und Verbannung. Furchtbar wüthete von Neuem an

allen Orten und Enden der Parteieifer und forderte seine blutigen Opfer, nirgends jedoch schrecklicher als in Argos zur Zeit des „Skytalismos“, da 370 gegen 1200 aristokratische Bürger mit Knitteln erschlagen wurden. So zerstörte Griechenland in selbstmörderischer Raserei mit eigener Hand seine edle Kraft, seine sittliche und leibliche Wohlfahrt.

7. Thebens Hegemonie unter Epaminondas und Pelopidas.

§. 122. Die Böotier waren weder so begabt und geistreich wie die Athener, noch so kraftvoll, gewaltig und durchgreifend wie die Spartaner. Ihr Vorrang war daher auch nur das Werk ihrer beiden großen Feldherren, durch deren Tugend und Geistesstärke die ganze Bürgerschaft auf einige Zeit gehoben wurde, und mit Epaminondas' Leiche wurde auch Thebens Glanz zu Grabe getragen. Pelopidas war weltkundig, gewandt und tapfer, mehr ein Mann der That als des Worts, für alle höheren Güter des Lebens begeistert und trotz seines Reichthums und seiner vornehmen Abkunft ein feuriger Anhänger demokratischer Grundsätze, Epaminondas hochsinnig, kriegserfahren und so gerecht, so uneigennützig und so arm wie Aristeides; im Gefühl seiner Menschenwürde und seines höhern Strebens verachtete er Schätze und Genüsse, und der einzige Mantel, den er besaß, zierte ihn mehr, als alle Reichthümer gethan hätten. Bei einem gewandten, in den Ringschulen abgehärteten Körper besaß er einen scharfsinnigen, durch Nachdenken und Studien gestärkten Geist und bei angeborner Schweigsamkeit eine eindringliche Beredsamkeit am geeigneten Orte. Seine Redekunst wurzelte in dem sittlichen Grunde, der seine ganze Persönlichkeit trug. Gesang und Flötenspiel erheiterten seine freien Stunden. — Bald nach der Schlacht von Leuktra zog Epaminondas in den Peloponnes und nahte sich Lakoniens mauerloser Hauptstadt, die seit fünf Jahrhunderten keinen Feind in der Nähe gesehen. Da gerieth Sparta in große Noth. Die Arkadier, Argiver und andere Bundesstaaten fielen zu den Thebanern ab; in den Periökenstädten zeigten sich aufrührerische Regungen; die Heloten waren unsicher. Aber in dieser gefahrvollen Lage beurkundete sich die spartanische Größe und des Agesilaos Feldherrntalent. Die trefflichen Vertheidigungsanstalten des alten Königs und die entschlossene Haltung der Spartaner, deren Frauen und Kinder sogar Hand anlegten, hielten Epaminondas von feindlichen Angriffen ab. Nachdem er das lakedämonische Land bis zur Südküste verheerend durchzogen, kehrte 369. er, von Kälte und Mangel gedrängt, wieder nach Hellas zurück. Großherzig sühnte er jedoch vor seinem Abzug ein altes Unrecht. Er rief die Messenier, die Opfer einer völkerfeindlichen Politik, zur Freiheit auf, gab den aus der Fremde heimkehrenden Nachkommen der alten Bewohner das Land ihrer Väter (§. 77) und gründete die Stadt Messēne, der die blutgetränkte Berghöhe Ithōme als Burg diente. Nachdem man den Segen der Götter mit Opfer und Gebet erfleht, wurde unter Gesang und Flötenton die starke Ringmauer aufgeführt. Dann schritt man zum Bau der Wohnhäuser und Heiligthümer. Alles legte Hand an und unterstützte die Arbeit der Werkleute, die man aus ganz Griechenland herbeschieden hatte. In Kurzem strömten die vertriebenen Messenier schaarenweise aus der Fremde zurück, um im heißgeliebten Lande der

Väter ihre Wohnung aufzuschlagen. Und so spröde und abgeschlossen hatte sich der sonst so milde und biegsame Volkscharakter gegen fremde Einflüsse erwiesen, daß die Heimkehrenden in einer fast dreihundertjährigen Zerstreuung nichts an der dorischen Sprache und Sitte eingebüßt hatten. Messeniens Herstellung war die eigentliche Todeswunde für Sparta. — Nach der Rückkehr des Heeres wurden die Böotarchen von einer neidischen Gegenpartei angeklagt, sie hätten ihr Amt länger verwaltet, als das Gesetz gestattete. Da sprach Epaminondas, auf den die übrigen Führer die Schuld warfen, vor den Richtern: Er sehe ein, daß er das Gesetz verletzt und das Leben verwirkt habe; nur möchten sie auf sein Grab schreiben, daß er deshalb das Gebot übertreten und von den Thebanern mit dem Tode bestraft worden, weil er in Lakonien eingefallen, Sparta belagert und Messenien hergestellt habe. Die Untersuchungsrichter verstummten und gaben nicht einmal ihre Stimmen ab. — Von nun an geboten die Thebaner in Griechenland; sie wiederholten ihre Züge nach dem Peloponnes, ordneten durch das Schwert oder durch schiedsrichterliches Einschreiten die verwirrten Verhältnisse in Thessalien und Makedonien und nöthigten sogar unter persischem Beistande die Athener, auf ihre neuerworbene Seehegemonie zu verzichten. Aber ihre Herrschaft war nicht frei von blutigen Gewaltthaten. Während Epaminondas und Pelopidas mit dem Heere in Thessalien standen, zogen bewaffnete Volkshaufen, von leidenschaftlichen Demagogen aufgereizt, wider
368. Orchomenos, wo man eine Aristokratenverschwörung entdeckt haben wollte, zerstörten die verhaßte Stadt, ermordeten die Ritter und vornehmen Bürger und führten die übrigen Bewohner mit Weib und Kind auf den Sklavenmarkt. So verschwand das altberühmte Orchomenos, einst der goldreiche Sitz der Minyer, aus der Reihe der griechischen Städte. „Wäre ich zu Hause gewesen," klagte Epaminondas, „die Gräuelthat wäre nicht verübt worden." Bald wurde jedoch den Thebanern der Vorrang streitig gemacht von einigen kriegerischen Fürsten Thessaliens und von einem neugebildeten demokratischen Bundesstaat in Arkadien, dem die auf Epaminondas' Rath gegründete „große Stadt" (Megalopŏlis) als Vorort diente. Im Kampf wider die erstern fand der
364. kühne Pelopidas den Heldentod und die Böotier mußten sich mit einem unsichern Frieden und einer scheinbaren Unterwerfung begnügen; und das unruhige Treiben des arkadischen Bundesstaates, der anfangs mit den Thebanern befreundet war, dann aber in stolzer Ueberhebung selbst nach der Vorherrschaft strebte, in roher Raub- und Fehdelust das befriedete Ländchen Elis unterjochte und sich des heiligen Tempelraumes und Schatzes in Olympia bemächtigte, führte Epaminondas wiederholt in den Peloponnes. Bald riß Parteiung unter den Arkadiern ein und bewirkte, daß sich die Einen an die Lakedämonier anschlossen, während die Andern bei Theben Schutz suchten. Als deshalb Epaminondas zum viertenmal mit Heeresmacht in die Halbinsel einzog und sich abermals der bestürzten Hauptstadt Lakoniens näherte, da rafften die Spartaner unter Agesilaos' Leitung alle ihre Kräfte zusammen und stellten sich, ermuthigt durch die erfolgreiche Vertheidigung ihrer unbefestigten Stadt und von Athen und den arkadischen Aristokraten unterstützt, dem thebanischen Feldherrn ent-
362. gegen. Die blutige **Schlacht von Mantineia** entschied für die Thebaner, allein ihr Sieg war durch den Tod des Epaminondas theuer erkauft. Ein Wurf-

speer war ihm in die Brust gedrungen, er ließ sich auf eine Anhöhe, „die Warte", tragen, um durch seinen Anblick die Seinigen zu ermuthigen; erst als er die Niederlage der Feinde erfuhr, ließ er sich die Todeswaffe aus der Wunde ziehen und hauchte dann seine Heldenseele aus. Zwei oder drei Jahre nachher starb auch der mehr als achtzigjährige Agesilaos, der Sparta's höchste Macht und tiefsten Verfall 358?
gesehen, nach der Rückkehr von einem abenteuerlichen Feldzuge in Aegypten. — Die allgemeine Erschlaffung, die nunmehr in Griechenland eintrat, machte den Frieden, zu dem der sterbende Epaminondas gerathen, nothwendig. Zwar versuchte noch Athen in dem sogenannten Bundesgenossenkrieg die abge- 358—355.
fallenen Seestaaten wieder zu unterwerfen; allein diese leisteten unter dem Beistand des karischen Königs Mausōlos kräftigen Widerstand, bis die Drohungen Persiens die entnervte Demokratenrepublik von weiteren Eroberungsversuchen abschreckten; die Athener verzichteten auf ihre Seeherrschaft und trugen dadurch noch mehr bei, daß das nunmehr aus lauter freien Republiken bestehende Griechenland einem „zerrissenen Körper" glich und alle Staaten sich in einem solchen Zustand der Schwäche und Zerfahrenheit befanden, daß keiner einen unbestrittenen Anspruch auf die Hegemonie erheben konnte. Nur Samos blieb noch länger im Besitz der Athener, die eine Kleruchie dahin führten.

In **Thessalien** waren die alten Bewohner pelasgischer Abkunft von kriegerischen Einwanderern überwunden und (gleich den Periöken in Lakedämon) zu leibeigenen Bauern (Penesten) erniedrigt worden. Aber auch die Ueberwinder wurden häufig die Knechte einiger adeligen Familienhäupter (Dynasten), die mit Hülfe von Söldnern und Leibwächtern eine Zwingherrschaft über die bedeutendern Städte übten. Unter diesen waren **Jason** von Pherä und, nach dessen Ermordung 370.
durch sieben freiheitsbegeisterte Jünglinge, sein Neffe **Alexander** die mächtigsten. Der letztere durch Mord zu der Würde eines Tagos gelangt, behauptete sich in der Herrschaft durch die furchtbarsten Gräuelthaten, die er ohne Scheu vor göttlichem und menschlichem Rechte an ganzen Völkerschaften wie an Einzelnen verübte. Von dem gedrückten Volke gegen den unmenschlichen Tyrannen um Hülfe angegangen, zog Pelopidas zweimal nach Thessalien, ordnete auf dem ersten Zug einen 369.
Thronstreit in Makedonien (wobei er den jungen Philipp nebst dreißig edlen Makedoniern als Geißeln nach Theben führte), wurde aber auf dem Rückzug von Alexander gefangen genommen und nur mit Mühe einige Zeit nachher durch Epaminondas' Klugheit und Tapferkeit wieder befreit. 368.
Bei einem zweiten Zug wider Alexander fand Pelopidas im siegreichen Treffen bei Pharsalos seinen 364.
Tod. Zwischen beide Züge fällt seine Gesandtschaft nach Persien, wohin sich auch Sparta und Athen gewendet. Der Hof von Susa, wo Pelopidas durch den Ruf seiner Thaten, wie durch die Würde und Anmuth seines Wesens vorzügliches Ansehen gewann, gab sich Mühe, den Antalkidi- 367.
schen Frieden zu erneuern und zu bewirken, daß Sparta Messenien wiederherstellen, Athen seine neugegründete Seehegemonie wieder aufgeben, die Thebaner aber als Hüter des Friedens an Sparta's Stelle treten sollten. Zu einer solchen Stellung fehlte jedoch den Thebanern die moralische und physische Kraft, so sehr auch Epaminondas bemüht war, beides zu heben und durch Errichtung einer Flotte den Thebanern sogar zur Seeherrschaft zu verhelfen. Allein die gänzliche Auflösung aller griechischen Bundesstaaten und die fortwährende Befehdung der Einen durch die Andern, zu deren Beilegung Epaminondas viermal in den Peloponnes ziehen mußte, bewies, daß die Zeit einer kräftigen Hegemonie irgend eines griechischen Staates vorüber sei. Bei dieser politischen Zerrissenheit und Zügellosigkeit verwilderten die Gemüther immer mehr. „Man zerstörte ohne Gewissensbisse die Städte, verwüstete die Landschaften, stürzte die Verfassungen und Grundgesetze um, hieb die Gefangenen nieder oder verkaufte sie an den Meistbietenden, achtete kein Heiligthum, sondern mordete einander vor den Altären der Götter." Daneben herrschte, bemerkt Isokrates, so tiefes Mißtrauen, daß die Feinde weniger als die eigenen Mitbürger gefürchtet wurden.

III. Die makedonische Zeit.

---

1. Philipp von Makedonien (360—336).

§. 123. Nördlich von Griechenland liegt das rauhe Gebirgsland Makedonien (§. 53), dessen Bewohner aus einem Völkergemenge verschiedener Abkunft bestanden, worunter auch einige pelasgische und griechische Stämme sich befunden haben mögen. Die letztern wohnten in der alten Landschaft Emathia mit der Hauptstadt Edessa, später Aegä genannt, dem ursprünglichen Herrschersitze der makedonischen Könige, die ihr Geschlecht von den Herakliden in Argos herleiteten. Ursprünglich auf den waldigen Berghöhen des skardischen Gebirges seßhaft, sind die Makedonier allmählich in die Thalebene des Axios und an das Küstenland herabgestiegen und haben ihr Reich ostwärts bis zum Strymon und südwärts bis zu den kambunischen Bergen und an den Olympos ausgedehnt. Krieg, Jagd und Viehzucht bildeten die einzige Beschäftigung der rauhen, abgehärteten Männer, die unter Stammfürsten meistens zu Pferde in den Kampf zogen, nur denjenigen ehrten, der einen Feind erschlagen hatte, und das einfache und einförmige Alltagsleben durch laute Gelage, Ritterspiele und prunkvolle Gastmähler unterbrachen. Mit Tapferkeit verbanden sie List und Verschlagenheit. Einige Zeit den Persern zinspflichtig, machten sich die Makedonier die Siege der Griechen zu Nutze, um
Alexander I. 498—454. das fremde Joch abzuschütteln, und Alexander I., der sich bald den Persern, bald den Griechen anschloß, erschlug einen Theil des nach der Schlacht bei Platää durch Makedonien fliehenden Kriegsheeres. Die Nachricht, die er in der Nacht vor dem entscheidenden Schlachttage dem spartanischen Feldherrn von dem bevorstehenden Angriff überbrachte, hatte zu dem Sieg des Pausanias hauptsächlich beigetragen. Durch mehrere einsichtsvolle Könige (die, wie die griechischen Könige in der patriarchalischen Vorzeit, als Heerführer, Oberpriester und Richter ein hohes Ansehen genossen), besonders durch
Perdikkas II. 454—413. Archelaos 413—399. den klugen Perdikkas II., und durch Archelaos, den Freund hellenischer Cultur und Poesie, bei dem Euripides weilte und dem der Maler Zeuxis in Pella Pallast und Tempel mit Kunstwerken schmückte, war Makedonien mittelst Einführung des griechischen Heerwesens und griechischer Einrichtungen dem gebildeten Hellas näher gerückt worden, nur daß die Freiheit und politische Gleichberechtigung aller Staatsangehörigen keine solche Ausdehnung erhielt, wie in Griechenland, schon darum nicht, weil die hellenische Bildung nicht in ihrem Kern und Ernst Eigenthum des makedonischen Volks wurde, sondern nur in ihrer äußern Verfeinerung die höheren Stände und insbesondere die Hofwelt berührte. Darum wies auch Sokrates den vortheilhaften Ruf des Königs stolz zurück. Ihm fehlte nichts, gab er zur Antwort, denn in Athen kaufe man vier Maß Weizengraupen für einen Obolos, und das beste Quellwasser fließe dort umsonst. Auf Archelaos, der auf der Jagd durch zwei von ihm beleidigte Günstlinge
Amyntas II. 393—369. ermordet wurde, folgte nach zwei kurzen Zwischenregierungen Amyntas II., unter dessen Herrschaft Makedonien durch Thronkämpfe, Verwirrung und innere Unruhen an den Rand des Untergangs geführt ward. Nicht nur daß er gegen den neuen Bundesstaat der Olynther (§. 120) seine Hauptstadt Pella einbüßte, bis er mit Hülfe der Spartaner wieder in den Besitz derselben kam, er hatte auch mit den kriegerischen Illyriern und den Bewohnern des makedonischen Berglandes zu kämpfen, die einen Gegenkönig begünstigten, und konnte nur unter dem Beistande des thessalischen Adels sich in der Herrschaft behaupten. Diese Unruhen dauerten auch nach Amyntas' Tod fort: Hofränke, Thronstreit und Meuchelmord in der Königsfamilie verwirrten das Land dergestalt, daß bald die Thessalier, bald die Thebaner als Schiedsrichter und Ordnungsstifter einschreiten mußten. Des Amyntas zwei älteste Söhne starben nach kurzer Re-
Alexander II. 369—368. gierung, der erste (Alexander) auf Anstiften seiner verbrecherischen, ränkevollen Stiefmutter Eurydike durch die Mörderhand seines Schwagers Ptolemäos, der zweite
Perdikkas III. 365—360. (Perdikkas) in einer unglücklichen Schlacht wider die Illyrier und Hochländer. Unter solchen Umständen, als äußere Feinde und innere Parteikämpfe die Nation zu

vernichten drohten, erlangte des Amyntas jüngster Sohn **Philipp** die Regierung, ein Mann, der ganz geeignet war, die seit der Schlacht von Mantineia streitige Herrschaft in Griechenland an sich zu reißen. Er hatte einige Jahre (368—365) als Geisel in Theben gelebt und sich sowohl hier als in andern griechischen Städten mit dem Wesen, den Sitten und der Cultur der Hellenen vertraut gemacht, daher er die griechische Bildung und ihre Pfleger stets liebte und begünstigte, so sehr er auch im Uebrigen den Sitten seines Volkes treu blieb und selbst die Trunksucht seines Adels theilte. Philipp vereinigte mit der Klugheit, Schlauheit und Gewandtheit eines Staatsmannes die Talente eines Feldherrn, die Thätigkeit und Ausdauer eines Kriegers und das großmüthige und freigebige Wesen eines königlichen Herrschers. Seine Siegesbahn ist mit zerstörten Städten und mit geknechteten Volksgemeinden bezeichnet; aber er betrat Griechenland nicht als Barbarenkönig, sondern mit bewundernder Ehrfurcht vor Allem, was da Großes und Schönes blühte. Den besiegten Völkern ließ er ihre Sitten und Einrichtungen und machte ihnen dadurch den Verlust der Freiheit weniger fühlbar. Mit seinem trefflichen Heer, das aus schwerbewaffneten Fußgängern, gewandten Reitern und einer tapfern Garde bestand und für Ruhm und Nationalehre stritt, konnten sich keine Soldtruppen messen. Seine mit langen Lanzen, Schwertern und großen Schilden bewaffnete Fußarmee bildete die berühmte **Phalanx**, deren gewaltigem Anprall, wenn sie mit vorgestreckter Lanze anrückte, kein Feind zu widerstehen vermochte. Im Besitze ansehnlicher Reichthümer, wußte er durch die Künste der Bestechung seinen Unternehmungen nicht minder Erfolg zu verschaffen, als durch das Glück der Waffen, und seine List und Verschlagenheit, die auch vor dem Treubruch nicht zurückbebte, ließ ihn alle Vortheile erspähen. Philipp 359—336.

a) Die Zeit der heiligen Kriege.

§. 124. Ein günstiges Geschick führte Philipp gerade in dem Augenblick auf den makedonischen Thron, als sich die Griechen durch Entartung, Parteiwuth und Verweichlichung der republikanischen Freiheit, die nur bei Tugend, Einfachheit und Sittenreinheit bestehen kann, unwürdig gemacht. Die **Thebaner**, von jeher an Bildung und höherer Gesinnung den übrigen Hellenen nachstehend, arteten im Glück immer mehr aus; die Männer waren „rechthaberisch, grob und von rauher Stimme" und die kriegerische Kraft und Kühnheit wich der Schlemmerei und den rohen Sinnengenüssen; und wenn auch die schönen und ehrbaren Frauen und Jungfrauen der wasserreichen, von Gärten, Matten und grasigen Hügeln umgebenen Hauptstadt noch immer „ihre weißen, bis an die Augen reichenden Schleier trugen und ihr blondes Haar gipfelten", so gebrachen dagegen dem jüngern Geschlechte „der zierlichen, lieblich sprechenden Thebäerinnen", welche den freieren Lebenston des Südens angenommen, die strenge Zucht und Sitte, der vaterländische Stolz und Hochsinn. Die **Athener** fröhnten sinnlichen Lüsten, lebten in Pracht, Hoffart und Ueppigkeit und vergeudeten (besonders unter der Verwaltung des Eubulos) ihre Staatseinkünfte mit festlichen Mahlen, Umzügen und Schaugepränge; Störung der Festfreuden galt als der größte Frevel; dabei wurde das bürgerliche und gesellschaftliche Leben durch Prozeßsucht und Parteifehden getrübt und zerrissen; in **Sparta** herrschte eine unhaltbare Ungleichheit der Rechte und des Vermögens, seitdem durch das erwähnte Gesetz des **Epitadeus** (§. 120) die Staatsgüter für Privatgüter erklärt und jedem Besitzer freigestellt worden, sein Gehöfte (**Loos**, **Kleros**) nach Willkür zu vererben und zu verschenken. Vor Allem war das wachsende **Söldnerwesen**, das in den Einen den vaterländischen Sinn, in den Andern den kriegerischen Muth zerstörte, die Quelle unzähliger

Laster. In den einzelnen Staaten war kein Adel, keine Tugend, kein Recht mehr; „die Freiheit war unbändig, die Kraft frech, die Treue feil". — Philipps Bestreben ging dahin, sein väterliches Reich durch feste Begrenzung nach der Landseite gegen feindliche Einfälle abzuschließen und ihm zugleich den Zugang nach der See zu öffnen. Kaum hatte er nun durch glückliche Kriege gegen die Illyrier und die Thraker sein Gebiet nach Westen und Osten erweitert und gesichert, die griechischen Städte **Amphipolis** und **Potidäa** unter seine Herrschaft gebracht und in der Nähe der erstern in einer an alten Goldbergwerken reichen Gegend die feste Stadt **Philippi** auf einer steilen Anhöhe angelegt,
355—346. so boten ihm die **heiligen Kriege** die erwünschte Veranlassung, sich in die inneren Angelegenheiten der Griechen zu mischen. Die Thebaner wollten nämlich ihr Uebergewicht zur Unterjochung des benachbarten **Phokis** benutzen, wo Freibürger und Freibauern seit Menschengedenken in einem freien Städtebund lebten, und bedienten sich dazu des delphischen **Amphiktyonenbundes** (§. 73), indem sie vor dem Gerichte desselben die Phoker anklagten, sie hätten einige zum Tempelgut gehörige und mit einem alten Fluch beladene Strecken Landes in Besitz genommen und urbar gemacht. Das Amphiktyonengericht, durch die Stimmen mehrerer kleiner Bundesglieder ganz in das Parteiinteresse der Thebaner gezogen, verdammte die Phoker zu einer schweren Geldbuße, und als sie die Zahlung der die Kräfte des armen Landes weit übersteigenden Summe weigerten, sprach es den Bann über sie aus und übertrug die Ausführung der Strafe den Thebanern. Nun nahmen die kriegerischen Phoker an den weichlichen, einem genußreichen Leben hingegebenen Delphiern, die aus Haß gegen das Nachbarland die Verurtheilung hauptsächlich betrieben hatten, strenge Rache. Sie besetzten die Stadt Delphi und drückten die Einwohner mit schweren Lasten und Erpressungen; dann bemächtigten sie sich des reichen Tempels, raubten die dort niedergelegten Schätze und warben damit ein großes Söldnerheer, mit dem sie zehn Jahre lang glücklich allen Angriffen ihrer Feinde widerstanden und sogar einige böotische Städte in ihre Gewalt brachten. Furchtbar wüthete das Racheschwert der rauhen Phoker und ihrer räuberischen Söldnerschaaren, die an dem reichen Bürger **Philomelos** und seinem Gesinnungsgenossen **Onomarchos** kühne, thatkräftige Führer und an der felsigen Tempelstadt Delphi einen festen Stützpunkt hatten. Es entbrannte ein Krieg, der an Verwilderung und Schrecklichkeit den blutigsten Auftritten des peloponnesischen Bürgerkriegs
354. nicht nachstand. Der Tod des kühnen Philomelos, der nach der Niederlage bei **Neon** sich über die steile Felsenhöhe hinabstürzte, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen, brachte nicht den gehofften Frieden. Sein leidenschaftlicher Waffengefährte Onomarchos setzte mit den tempelräuberischen Söldnerschaaren den Kampf mit solchem Erfolg fort, daß er nicht nur die Feinde aus dem phokischen Gebirgsland hinausschlug, sondern nach Böotien und Thessalien verheerende Streifzüge unternahm. Diese Einfälle bewogen die Thebaner, den König von Makedonien, der während der griechischen Verwirrung seine Macht verstärkt und sein Reich durch glückliche Kriege nach allen Seiten ausgedehnt hatte, zu Hülfe zu rufen. Philipp folgte der Einladung, unterwarf zuerst das mit den Phokern verbündete **Thessalien**, dessen gewandte Reiterschaaren ihm gute Dienste
352. leisteten, und drang dann durch den Paß von **Thermopylä** in Phokis selbst

ein. Onomarchos wurde im Kampf erschlagen und als Leiche von den Makedoniern ans Kreuz geheftet; dreitausend Gefangene verloren als Tempelräuber 346.
ihr Leben durch Ertränken. Nach tapferm Widerstand mußten sich die Phoker unter den härtesten Bedingungen ergeben. Sie wurden als Fluchbeladene aus dem Amphiktyonenbund gestoßen, und Philipp, der sich das Ansehen eines Gottesstreiters gegeben und seine Soldaten mit dem Lorbeer des pythischen Apollo bekränzt ins Feld hatte rücken lassen, trat an ihre Stelle; die phokischen Städte wurden geschleift; die Einwohner wanderten zum Theil aus, verfolgt von dem Bannfluche, der sie für vogelfrei erklärte und dem Mordstahl jedes Feindes preisgab; andere wurden als Sclaven abgeführt; was zurückblieb, ward zinspflichtig. Von nun an galt Philipp als Hellene und nahm an dem Amphiktyonenbund und an den olympischen Festspielen Theil, und die zwieträchtigen Griechen wählten den „frommen" Beschirmer des apollinischen Heiligthums und Orakels zum Schiedsrichter in ihren innern Streitigkeiten.

Der „heilige Krieg" hatte nicht allein für die Phoker, die von Natur rauh durch den langen Kampf und den Umgang mit barbarischen Söldnertruppen mehr und mehr verwilderten, die verderblichsten Folgen, sondern für ganz Hellas. Die mit dem Kriege verbundene Beraubung des Tempels und Verhöhnung des Volksglaubens tilgte vollends alle Ehrfurcht vor den Göttern aus den Herzen der Griechen. Goldene Gefäße, Kränze und Kunstwerke von unschätzbarem Werthe und ehrwürdig durch ihr Alter fielen in die Hände roher Söldnerschaaren und ihrer Anführer, welche sie zum Theil an feile Personen verschenkten oder mit dem heiligen Gute den niedrigsten Wucher trieben. Die durch Ausprägung der geraubten Weihgeschenke bewirkte Vermehrung des Geldes erhöhte die schon herrschende Schlaffheit und Sittenverderbniß, und der Untergang des Tempelschatzes, der als Depositenbank und Börse gedient, gab den Handelsverhältnissen und dem öffentlichen Credit einen empfindlichen Stoß und brachte alles Geld in die Hände von Wechslern und Wucherern.

Rasch dehnte nunmehr Philipp sein Reich weiter aus. Noch während des phokischen Krieges hatte er Torona und andere griechische Städte Chalkidike's erobert und von Grund aus zerstört, hatte dann die reiche Stadt Olynth, welche 10,000 Schwerbewaffnete und 1000 Reiter ins Feld stellen konnte, nach dreijähriger Belagerung durch Gewalt und Verrath zur Uebergabe genöthigt, 348.
die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt und die Bürger und Einwohner theils in Knechtschaft verkauft, theils in entfernten Gegenden Thrakiens angesiedelt; bald wurde auch Ambrakia eingenommen und durch eine makedonische 342.
Besatzung gesichert; die griechischen Städte an der Meeresküste wurden vollends zur Unterwerfung gebracht und die Einwohner zum Theil in das Innere des Landes verpflanzt, indeß makedonische und barbarische Bevölkerung in die Sitze hellenischer Bildung einzog; die thrakischen Fürsten, besonders der den Athenern befreundete Kersobleptes, wurden bezwungen und abhängig gemacht, und durch die Eroberung von Byzanz und Perinth (Herakleia) wollte sich Philipp den Weg an die Küstenländer des Hellespont und der Propontis eröffnen. Aber dieses letztere Vorhaben wurde vereitelt. Der vaterländisch gesinnte Redner Demosthenes bewirkte, daß die Athener sich der bedrängten Städte annahmen und, von Rhodos, Chios und Mytilene unterstützt, ihnen zur See so 339.
kräftigen Beistand leisteten, daß Philipp endlich von der Belagerung abstehen mußte.

b) Demosthenes und Aeschines.

§. 125. Damals blühte in Athen die Rhetorik, zu deren Ausbildung besonders Isokrätes beitrug, theils durch Beispiel, indem er Reden verfaßte, die durch Glätte der Form und Eleganz der Sprache als Muster dienten, theils durch Belehrung und Anleitung, indem er in seiner zur Bildung von Staatsmännern gegründeten Rednerschule auf das öffentliche Leben, die Staatsverwaltung und das Gerichtswesen als den passendsten Schauplatz des Rednertalents hinwies. Durch seine sittliche Würde wie durch sein Lehrtalent übte er einen großen Einfluß auf seine Umgebung. Sein berühmtester Schüler war Demosthenes, der von Jugend auf sein Ziel so fest im Auge hatte, daß er mit unglaublicher Anstrengung gegen die Hemmnisse seiner Natur ankämpfte, um in Sprache und Darstellung sich zum Redner auszubilden. Keiner besaß wie er die Gabe, seine Zuhörer anzuregen, zu fesseln und zu begeistern; Lebendigkeit des Vortrags, Abwechselung von Ernst und Spott, bittere Ausfälle (Sarkasmen) und witzige Wendungen, Alles diente ihm als Waffe. Am bedeutendsten sind seine Staatsreden, besonders die zwölf gegen Philipp gerichteten (Philippika), unter denen vier den Namen olynthische führen. Durch diese suchte er die Athener zur Bekämpfung des makedonischen Königs und zur Unterstützung der von ihm angegriffenen Staaten, besonders der Olynther, anzufeuern, indem er dessen Unternehmungen als auf Griechenlands Untergang zielend darstellte. Demosthenes galt darum für das Haupt der patriotischen, auf Erhaltung der altrepublikanischen Freiheit und Tugend hinstrebenden Partei, indeß sein großer Widersacher Aeschines an der Spitze des makedonischen Anhangs stand, und im Glauben, daß die Kräfte der Athener unzulänglich seien, und Widerstreben das Schicksal nur verschlimmere, ein eben so warmer Vertheidiger Philipps, als jener ein heftiger Gegner desselben war. Als daher der athenische Staat dem Demosthenes einen goldenen Kranz zuerkannte, weil er durch seine Beredsamkeit die Absendung einer Hülfsflotte nach dem von Philipp belagerten Byzanz und dadurch die Rettung dieser Stadt bewirkt hatte, suchte Aeschines durch eine glänzende Rede diesen Beschluß rückgängig zu machen, indem er dessen Verdienste in Abrede stellte. Dies gab dem Demosthenes Gelegenheit, in seiner unübertrefflichen Selbstvertheidigungsrede „für den Kranz" (pro corona) seinen Gegner so zu bemeistern, daß dieser in eine Strafe verfiel und aus Verdruß nach Rhodos übersiedelte, wo er eine später berühmt gewordene Rednerschule stiftete, die zwischen der strengen attischen und der weichlichen asiatischen die Mitte hielt. Demosthenes ist ein wahrhaft tragischer Charakter Er sieht das Verderben über sein geliebtes Vaterland hereinbrechen und vermag es trotz aller seiner Bemühungen nicht abzuwenden; er erkennt mit seinem hellen Geiste die Mittel und Wege der Rettung, aber das verblendete Volk verwirft in seinem Unverstande die weisen Rathschläge. Ein Staatsmann von tiefer Einsicht, ein Bürger voll der reinsten Vaterlandsliebe, ein Redner von überwältigender Kraft, weil seine Worte der Erguß der redlichsten Ueberzeugung waren und aus seinem Innern ausströmten, ist Demosthenes die Zierde seiner Vaterstadt in einer Zeit der Abspannung und Schlaffheit. Der Kummer über die Entartung seiner Zeitgenossen, über den Untergang der alten Bürgertugend und Freiheitsliebe verleiht seinen Reden einen ernsten, trüben Charakter und einen oft wehmüthigen Ton. Daß Demosthenes unter so ungünstigen Verhältnissen bei einem wankelmüthigen, des Kriegsdienstes entwöhnten Volke einen Kampf wider den in seiner ganzen Kraft und Tüchtigkeit dastehenden Philipp zu unternehmen wagte, zeugt von seiner sittlichen Größe und seiner hohen, jedes Opfers fähigen Begeisterung, und sein Beispiel und persönlicher Einfluß bewirkten, daß auch die Athener während seines Lebens für höhere Ideen Empfänglichkeit zeigten, daß die Gesinnung früherer Jahre auf kurze Zeit wiederkehrte, daß die Selbstsucht über den vaterländischen Interessen verstummte. Selbst die ärmere Volksklasse brachte auf Demosthenes' Antrag die lange genossenen Festgaben (Theorikon) zum Opfer, um die zur Ausrüstung einer neuen Flotte nöthige Geldsumme zu vergrößern; und als es endlich zum entscheidenden Kampf kam, schickten die Athener nicht blos Söldner ins Feld, sondern die jüngere von Demosthenes begeisterte Bürgerschaft ergriff selbst die Waffen.

Die attischen Redner. In einem demokratisch eingerichteten Staatswesen ist Beredsamkeit eine unentbehrliche Eigenschaft des im öffentlichen Leben wirkenden Mannes; daher die berühmtesten Staatsmänner der alten Zeit, ein Themistokles und Perikles, zugleich als Volksredner glänzten. Aber ihre Beredsamkeit war eine Gabe der Natur, ihre Reden meistens unstudirte Ergüsse des Augenblicks (Improvisationen), ihr Talent ein angeborenes, ihre Worte natürlich, einfach und schmucklos, nur berechnet, die Zuhörer zu überzeugen, zu überreden, hinzureißen. Als ein Muster solcher natürlichen Beredsamkeit kann die von Thukydides überlieferte Leichenrede des Perikles gelten, worin der große Staatsmann die trauernden Zuhörer durch die Schilderung der Herrlichkeit ihrer Stadt aufrichtete (§. 106). „Er pries darin die hohen geistigen Genüsse, welche Athen darbiete, die freie Liebe der Bürger zur Tugend und Weisheit, ihre allgemeine Theilnahme am Wohle des Staats, die edle Gastlichkeit derselben, die Mäßigkeit und Tüchtigkeit, welche der Friede und die Liebe zum Schönen nicht erschlafft habe, so daß die Stadt der Athener unter allen Umständen ein Gegenstand gerechter Bewunderung für Mit- und Nachwelt sein werde.“ — Als mit der immer mehr zunehmenden Verbreitung der Volksherrschaft auf die untern Klassen das öffentliche Staats- und Gerichtsleben eine größere Ausdehnung und somit die Beredsamkeit ein weiteres Forum erhielt, suchten Viele, die sich solchen öffentlichen Geschäften zu widmen wünschten, den Mangel natürlicher Redegabe durch Kunst zu ersetzen. Diesem Wunsche kamen zuerst die **Sophisten**, besonders der Sicilianer Gorgias, der lange in Athen lebte, zu Hülfe. Sie bildeten jene verführerische Kunst aus, die noch jetzt von ihnen den Namen trägt, und die hauptsächlich darin besteht, durch eine auf Spitzfindigkeiten, Scheinwahrheit und Trugschlüssen beruhende Dialektik und eine geglättete, mit Gegensätzen (Antithesen), Redefiguren und überraschenden Wendungen gezierte Rhetorik den Geist der Zuhörer zu bestricken, zu fesseln und zu lenken. Der reiche Gewinn, den Gorgias, Hippias, Protagŏras, Prodĭkos u. A. aus dieser Kunst zogen, führte ähnlich befähigte und gebildete Redekünstler von allen Gegenden der griechischen Welt, besonders aus Sicilien und Unteritalien, dem damaligen Sitze aller rhetorischen Künste, nach Athen, was zur Folge hatte, daß von der Zeit an die **Rhetorik** die vorzugsweise gepflegte Kunst ward, und daß die rhetorische Redeweise nicht nur in den Staats- und Gerichtsreden, sondern in allen Zweigen der Literatur, in der Tragödie durch Euripides, in der Geschichtschreibung durch Thukydides, Eingang fand; daher die spätere griechische Literatur durchgängig eine rhetorische Färbung besitzt. — Der Sammelfleiß der alexandrinischen Gelehrten hat uns die Reden von zehn attischen Rednern aufbewahrt. Unter diesen hat
Andokides noch am meisten das Gepräge alter Einfachheit und schmuckloser Beredsamkeit Andokides, 468—
beibehalten, indeß sein Zeitgenosse Antiphon, der Lehrer des Geschichtschreibers Thukydides c. 394.
(wegen Theilnahme an dem Umsturz der demokratischen Verfassung durch den Rath der Vier- Antiphon 479—411.
hundert im peloponnesischen Kriege [§. 111] mit dem Tode bestraft), sowohl durch Errichtung einer Rednerschule, als durch Anfertigung bestellter Gerichtsreden, schon den Weg der
spätern Rhetoren einschlug. Dasselbe that auch **Lysias**, der, von syrakusanischen Eltern Lysias 458—378
geboren, sich auf Perikles' Aufforderung in Athen niederließ, im Jahre 444 mit der attischen Colonie nach Thurii in Unteritalien zog, wo er sich in seiner Kunst vervollkommnete, und dann nach seiner Rückkehr in Athen eine Rednerschule errichtete und auf Bestellung um Geld Reden fertigte. An seinen Reden, die sich auf mehrere Hundert beliefen, von denen wir aber nur noch 32 besitzen, wird die Reinheit und Klarheit der Sprache, ohne übertriebenes Pathos, die Anschaulichkeit der Darstellung, der einfache und anmuthige Stil gepriesen, dabei aber eine gewisse Nüchternheit gerügt. Sein Epitaphios zu Ehren der im Kriege Gefallenen (dessen Echtheit jedoch von Vielen bestritten wird) gehört in die Gattung der Lob- und Prunkreden, Panegyriken genannt, die nun immer allgemeiner wurden. Nach dem Sturz der dreißig Tyrannen kehrte Lysias mit Thrasybulos, an den er sich angeschlossen, nach Athen zurück. — Von nun an nahm die Redekunst eine entschiedene Richtung zur Künstlichkeit, wozu die Ausbildung des Theaterwesens mit seinem Mimen- und Geberdenspiel und die Zunahme diplomatischer Geschäfte und Verhandlungen, durch welche die Geschicke der griechischen Staaten entschieden wurden, nicht wenig beitrugen. Das Haupt dieser, durch Glätte des Stils, Vollendung des Periodenbaues
und Wohllaut der Sprache ausgezeichneten Redner ist der Athener **Isokrătes**, der als acht- Isokrates
undneunzigjähriger Greis nach der Schlacht von Chäroneia den freiwilligen Hungertod starb, 436—338
um nicht den Untergang der griechischen Freiheit überleben zu müssen. Von seinen 21 Reden ist am berühmtesten seine Lobrede (Panegyrikos) auf die Athener, um zu beweisen, daß nicht

den Spartanern die im Antalkidischen Frieden (§. 119) ihnen übertragene Hegemonie gebühre, sondern den Athenern, und um diese zur Eintracht und zum Kriege wider die Perser zu ermahnen. Die Lobrede, an der er zehn Jahre gearbeitet und gefeilt haben soll, ist ein stilistisches Meisterwerk, der man Schwung und patriotische Erhebung nicht absprechen kann, dennoch läßt sie den Leser kalt. „Der kunstreiche Bau der Perioden, die mit der sorgfältigsten Rücksicht auf Wohllaut gemachte Anordnung der Wörter und Sätze, die sich bis auf die einzelnen Sylben beziehende Harmonie aller Theile, die durchgehende Herstellung Eines Zeitmaßes und Klanges, ohne daß die Rede im mindesten poetisch ward — dies sind die Hauptvorzüge, wegen deren Isokrates der Gegenstand der Bewunderung und Nachahmung des Alterthums geworden ist.“ Aber bei aller stilistischen und künstlerischen Vollendung war Isokrates ein Redner ohne tiefen Gehalt und ohne praktische Zwecke. Größer sind seine oben erwähnten Verdienste um die **Verbindung der Rhetorik mit dem Leben.** — Isäos 420—c. 348. **Isäos**, ein Schüler von Lysias und Isokrates und gleich diesen Haupt einer Rednerschule und Verfasser bestellter und bezahlter Reden, suchte wie Isokrates „die Beredsamkeit aus der Schulhalle heraus in die Arena der Oeffentlichkeit“ zu führen und in seinen (elf) gerichtlichen Reden, in denen Kraft und Würde der Sprache mit Demosthenes 385—322. Glätte und Zierlichkeit gepaart erscheint, auf das praktische Leben hinzuweisen. — **Demosthenes**, der Sohn ehrbarer bürgerlicher Eltern von einigem Vermögen, das ihm durch betrügerische Vormünder größtentheils entrissen wurde, genoß den Unterricht des Isokrates und Isäos mit solchem Erfolg, daß er als das **unerreichte Muster der Staatsredekunst** anzusehen ist. Sein Fleiß und sein Studium sind dabei nicht wenig bewunderungswürdig als sein Talent, seine edle vaterländische Gesinnung und die sittliche Größe seines Charakters. „Charakter und Beredsamkeit, Wort und That waren eins bei ihm, und nachdem er die reichen Gaben, die ihm von Natur verliehen waren, mit jener Treue und Beharrlichkeit, welche das Kennzeichen wahrer Genialität ist, ausgebildet und alle Anregungen von Seiten der Rhetorik, der Philosophie und der dramatischen Kunst sich auf das Gewissenhafteste angeeignet hatte, gab er seiner Kunst dadurch am Ende die höchste Weihe, daß keine Eitelkeit und Selbstsucht ihr anklebte, daß sie, vom Adel reiner Gesinnung getragen, das Werkzeug eines für die höchsten Ziele begeisterten Gemüths wurde.“ — Aeschines 389—314 Diese letzte Eigenschaft, Charaktergröße und Seelenadel, ging seinem Gegner **Aeschines**, der sich nach der allgemeinen Ansicht von Philipp erkaufen ließ, gänzlich ab, so sehr er auch an **Rednertalent** dem Demosthenes nahe kam. Aeschines entfaltete in den drei Reden, die wir noch von ihm besitzen, eine große Meisterschaft in **Schilderungen von Charakteren, Sitten und Leidenschaften** und behielt aus seiner früheren Schauspielerlaufbahn eine große Gewandtheit der Darstellung und Action. Gleichgesinnt mit Aeschines war ein anderer Demades † 319. athenischer Redner und Staatsmann **Demades**, von dem aber keine Reden mehr vorhanden sind, wahrscheinlich weil er sie nicht aufgeschrieben, sondern improvisirt hatte. Talentvoll als Redner und Geschäftsmann, aber von ausschweifenden Sitten, von verschwenderischer Lebensweise und von bestechlichem Charakter wurde er nach einem wechselvollen Leben endlich wegen verrätherischer Umtriebe auf Befehl des Antipater hingerichtet (319). — Ein anderer Schüler von Lykurg 408—323. Isokrates war der Athener **Lykurgos**, gleich Demosthenes und **Hyperides** einer der Hauptgegner des Makedoniers Philipp. Seine noch vorhandene Rede gehört trotz ihrer theatralischen Färbung zu den besten Werken antiker Beredsamkeit, und gibt einen schönen Beweis von der sittlichen Würde des Mannes, dessen „fruchtbare Strenge seinen Namen zum Schrecken aller Hyperides † 322. Staatsverbrecher und aller Räuber des Staatsvermögens machte“. **Hyperides**, der dritte patriotische Redner, ein Mann von großem Talent, aber ohne moralische Würde und Festigkeit, der auf Befehl des makedonischen Statthalters Antipater 322 v. Chr. hingerichtet ward, schließt Deinarchos 361—nach 292. die Reihe der großen attischen Redner, doch besitzt der Korinther **Deinarchos**, der letzte Name in der alexandrinischen Sammlung, noch einige Spuren der attischen Beredsamkeit, die er durch seine Bildung in Athen sich angeeignet.

c) Untergang der griechischen Freiheit.

§. 126. Ehe Aeschines von Athen nach Rhodos übersiedelte, hatte er Gelegenheit, seinem hohen Gönner Philipp, der ihn durch Freundlichkeit und Geschenke gewonnen, einen wichtigen Dienst zu erweisen. Die **Lokrer von Amphissa** wurden nämlich eben so wie früher die Phoker beschuldigt, eine dem

Delphischen Apollon geweihte Strecke Landes an sich gerissen und unter den Pflug genommen zu haben. Das Amphiktyonengericht, bei dem sich Aeschines als athenischer Abgeordneter befand, legte den Schuldigen eine schwere Geldbuße 339.
auf, und als die Zahlung nicht erfolgte, wurde auf seinen Antrag die Ausführung der Strafe dem makedonischen König, als dem mächtigsten Bundesgliede, übertragen. Philipp, von einem siegreichen Zug gegen die Skythen an der Donau heimgekehrt, eilte nach Griechenland, eroberte und bestrafte Amphissa und gab die krissäische Ebene, den Gegenstand des Haders, dem Delphischen Tempel zurück, besetzte aber unerwartet die feste Stadt Elateia, die den Zugang zu Böotien beherrschte. Dieser Gewaltstreich schreckte die Athener aus ihrer Sorglosigkeit auf und verschaffte den patriotischen Worten des Demosthenes Gehör. Er selbst vermittelte als athenischer Gesandter einen Bund mit Theben und bewirkte die Ausrüstung einer beträchtlichen Streitmacht. Aber die ungeübten, in der Eile zusammengezogenen und von schlechten Führern befehligten Truppen konnten der überlegenen und kriegsgeübten Phalanx der Makedonier nicht widerstehen. Trotz der Tapferkeit der heiligen Schaar von Theben, die insgesammt auf der Wahlstatt blieb, 338.
gewann Philipp die Schlacht von **Chäroneia**, die der griechischen Freiheit auf immer ein Ende machte. Bei Chäroneia legte Philipps Sohn Alexander, ein Heldenjüngling von neunzehn Jahren, die ersten Proben seines Feldherrntalentes und Kriegsmuthes ab. Sein Zelt stand am linken Kephissosufer unter einer Eiche, welche noch in Plutarchs Tagen des großen Königssohnes Namen führte. Uebrigens behandelte der makedonische König, nach kurzem „Freudenrausch" im trunkenen Uebermuth, die Griechen, insbesondere die Athener, die durch kräftige Kriegsrüstungen und großartige Vertheidigungsanstalten die ernste Absicht verriethen, einen Angriff auf ihre Stadt mit althellenischem Muthe abzuwehren, mit Milde und Freundlichkeit, um sie an die makedonische Herrschaft zu gewöhnen. Denn er hegte den Vorsatz, an der Spitze sämmtlicher griechischen Staaten das morsche Reich der Perser anzugreifen und berief deswegen eine Nationalversammlung nach Korinth zusammen, um 337.
einen Hellenischen Frieden und Bund unter makedonischer Oberleitung abzuschließen und die Heerfahrt vorzubereiten. Schon war er zum unumschränkten Oberfeldherrn ernannt und jedem Staat die ihn treffende Truppenzahl bestimmt, als er „auf der Scheitelhöhe des Glücks" bei dem glänzenden Hochzeitsfeste seiner Tochter zu Aegä, der alten Todtenstadt der makedonischen Könige, von einem beleidigten Leibwächter (Pausanias) entweder aus Privatrache oder, wie Andere meinen, auf Anstiften der eigenen zurückgesetzten Gemahlin Olympias ermordet wurde. Der Mörder, von den erzürnten Sol- 336.
daten auf dem Platze erschlagen, konnte kein ferneres Zeugniß geben; Olympias aber ehrte sein Andenken und ließ zugleich Philipps zweite Gattin, die schöne Kleopatra, und deren jungen Sohn sofort tödten.

Chäroneia. Eine gemeinschaftliche Gruft, geschmückt mit dem colossalen Standbild eines Löwen, von dem noch jetzt die Bruchstücke vorhanden sind, umschloß alle gefallenen Thebaner. Den Eifer Athens bei der drohenden Annäherung Philipps schildert der Redner Lykurgos in folgenden kräftigen Zügen: „Kein Alter entzog sich in jenen Tagen der Rettung des Staats, als das Land die Bäume, die Todten die Särge, die Tempel die Waffen hergaben." Man gab den Sklaven die Freiheit, als Lohn des Kampfes, den Fremden und Beisassen das Bürgerrecht, den Ausgewanderten und Ehrlosen Wiederherstellung der Heimathsrechte, die Flüchtlinge dagegen erklärte man für Verräther. An die Stelle des leichtfertigen, sittenlosen Chares, der

bei Chäroneia den Oberbefehl geführt hatte, wählte man den rechtschaffenen Phokion zum Befehlshaber. Diese Energie mochte Philipp von einem Angriff auf Attika abschrecken. Als der Feind nicht erschien, legte sich allmählich die athenische Kampflust und vaterländische Begeisterung. — Härter war das Schicksal von Theben, es mußte seine Todten und Gefangenen um schweres Lösegeld loskaufen, die oberste Regierungsgewalt einem Ausschuß der makedonischen Partei übergeben, makedonische Besatzung in die Kadmeia aufnehmen, viele Anhänger der Nationalpartei mit Tod oder Verbannung strafen, den böotischen Bund auflösen und die unterworfenen Städte freigeben. Auch Sparta, das sich dem fremden Schiedsrichter nicht fügen wollte, mußte durch Verwüstung des Küstenlandes und durch Verlust mehrerer Ortschaften und Länderstrecken den Widerstand büßen. Demosthenes, der zum Lohn des zwischen Theben und Athen vermittelten Bundes zum zweitenmal mit einer Bürgerkrone geschmückt worden, wurde nach der Schlacht von seinen Gegnern vor Gericht gestellt, aber nicht nur ehrenvoll freigesprochen, sondern mit dem Auftrage beehrt, den bei Chäroneia Gefallenen, deren Asche Philipp nach Athen geschickt hatte, die Leichenrede zu halten. Lysikles dagegen, einer der athenischen Feldherren, büßte mit dem Tode. Als sich Philipp nach der Schlacht beim Siegesmahle dem Trunk hingab und dann auf dem Schlachtfelde herum tanzend der Athener spottete, sagte der Redner Demades, der sich bei ihm befand: „Das Schicksal hat dir die Rolle des Agamemnon gegeben und du spielst die des Thersites"; diese Worte brachten den König zur Besinnung.

d) Die schönen Künste der Griechen.

§. 127. Von Perikles bis zu Alexanders Tod standen die schönen Künste, wozu man Baukunst (Architektur), Bildhauerkunst (Plastik, Sculptur) und Malerei rechnet, im höchsten Flor. Das dem Griechen angeborene und durch die Umgebung genährte rege und tiefe Gefühl für Schönheit und das Bedürfniß, diesem Gefühle äußere Gestaltung zu geben, machte, daß die Kunst bei den Hellenen eine Bedeutung und Verbreitung erhielt und einen Höhepunkt der Vollendung erlangte, wie vorher und nachher die Geschichte nie wieder etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Kunstsinn war in Griechenland eine allen Klassen gemeinsame Gabe; die Kunst war mit dem ganzen Volksthum verwachsen, sie bildete den idealen Boden des gesammten nationalen Lebens in Religion und Sitte, in den städtischen Einrichtungen wie im häuslichen Berufe; die ganze Gefühls- und Denkweise, das ganze Sein und Thun der Griechen war künstlerisch; das Wesen des Hellenenthums und das Wesen der Kunst liefen in ihren innersten Wurzeln zusammen. Nicht nur daß die herrlichen Tempel mit ihrem Reichthum an Sculpturen und mit den idealen Göttergestalten der Kunstthätigkeit und dem schöpferischen Formsinn ein weites Gebiet darboten, auch die städtischen Gebäude und Theater, auch Straßen und Plätze, Brunnen und Thore wurden durch Kunstwerke geschmückt. Einen berühmten oder verdienten Mann wußten die Hellenen nicht besser zu ehren, als durch Errichtung einer Bildsäule oder durch Aufstellung seiner Büste oder Herme; und jede Stadt setzte eine Ehre darein, viele Bildsäulen auf ihren Straßen und freien Plätzen zu besitzen. Der schöne, durch keine häßliche Kleidertracht oder Mode entstellte Körperbau der Griechen und das durch die gymnastischen Uebungen in den Ringschulen erleichterte Studium nackter Körper in den verschiedensten Stellungen begünstigten die Ausbildung der plastischen Kunst. — Man unterscheidet in der griechischen Kunst drei Hauptperioden: 1) Die Zeit vor den Perserkriegen, wo der heilige oder strenge Stil herrschend war. Wie bei den Morgenländern, so stand auch bei den Griechen anfangs die Kunst im Dienste der Religion; ihre ältesten Götterbildnisse, durch priesterliche Künstler oder unter priesterlicher Autorität nach einem heiligen Kanon oder nach alten Ueberlieferungen verfertigt, sind daher noch weit entfernt von der Freiheit und idealen menschlichen Schönheit späterer Zeit. Eine heilige Scheu verwehrte es, den Statuen das durch uralte Satzungen und herkömmliche Formen bestimmte Gepräge zu nehmen; die Künstler mußten die Götterbilder in der steifen, starren Gestalt darstellen, wie sie dieselbe aus dem Orient überkommen. Denn wie man auch immer über die morgenländische Colonisation unter den Griechen denken mag (§. 61), eine Einwirkung der ägyptischen Kunst auf die griechische, vermittelt durch die Inseln Kreta, Rhodos, Samos, Chios, die ältesten Sitze griechischer Bildnerei in Holz, Erz und Stein, wird man nicht leicht in Frage stellen

können. Dädălos ist der mythische Repräsentant dieser morgenländischen heiligen Kunstübung, die sich von Kreta nach den Kykladen und dem Peloponnes verbreitete; und die Samier Rhökos und Theodoros erwarben sich ihren Ruhm am Heratempel ihrer Insel. Selbst in späterer Zeit durfte keine göttliche Gestalt in leidenschaftlicher Aufregung oder in ungeziemender Tracht oder in zu weit gehender Versinnlichung dargestellt werden. Der Umstand, daß sich um einen berühmten Meister eine Anzahl von Zöglingen gruppirte und eine Schule bildete, worin die Methode des Lehrers herrschend blieb, trug nicht wenig zur dauernden Befestigung eines gewissen Kunststils und Kunstcharakters bei. Solche Schulen findet man vor und um die Zeit der Perserkriege besonders in Sikyon, wo Kanăchos viele Jünger um sich versammelt hielt, in Argos, wo Agelādas eines hohen Ansehens genoß, und auf der Insel Aegina, wo Kallon und Onătas eine große Thätigkeit entfalteten, von der die Gruppe der äginetischen Bildwerke, aus dem Sagenkreise des Trojanerkrieges (dermalen in München), ein rühmliches Zeugniß gibt. — Die ältesten Bildwerke waren aus Holz geschnitzt, das man in der Folge mit Gold und Elfenbein (chryselephantine Kunst) zu überkleiden oder auch zu bemalen pflegte; etwas später verfertigte man Erzstatuen, anfangs von getriebenen Metallplatten, die mit Stiften und Nägeln oder durch Löthen zusammengefügt wurden, alsdann Werke der Erzgießkunst aus geschmolzenem Metall. Auf den Inseln Paros und Chios kam zuerst die Sitte auf, Götterbilder aus Marmor zu verfertigen. 2) Der erhabene Stil, den Pheidias von Athen (§.101) Pheidias 488–432.
und Polyklēt von Argos (c. 430), in der Künstlerwerkstätte des Ageladas von Argos gebildet, zur Vollendung führten, herrschte im perikleischen Zeitalter bis zum Ende des peloponnesischen Kriegs. Unter dem Schutze des hochsinnigen Perikles, der Athens Reichthum zur Errichtung herrlicher Gebäude verwendete (§. 101) und diese mit Kunstwerken schmücken ließ, verfertigte Pheidias die Pallasstatuen, die schönsten Zierden Athens, und die Statue des Zeus in Olympia, auf dessen Angesicht ein solcher Ausdruck „der Allmacht und Erbarmung“, des Friedens und der Ruhe lag, daß sein Anblick, wie die Alten sagten, „die Seele ihres Erdenleibs vergessen machte“, und derjenige für unglücklich gehalten wurde, der nicht vor seinem Tode das Anschauen desselben genossen hatte. Polyklet war ausgezeichnet in der richtigen Auffassung und gefälligen Darstellung kräftiger Körpergestalten. Berühmt waren vor Allem sein Lanzenträger, der sog. Diadumenos und die colossale Bildsäule der Hera in Argos. Auch Myron (c. 440), einer der gepriesensten Bildner in Erz, Marmor und Holz, gehört dieser Zeit an. Er war besonders groß in der Auffassung des kräftigen Naturlebens in der ausgedehntesten Mannichfaltigkeit. Seine Darstellungen aus der Thierwelt (namentlich die vielbesungene eherne, das Kalb säugende Kuh), sowie sein Diskoswerfer und sein Herakles gehörten zu den berühmtesten Kunstwerken der griechischen Welt. Unter Pheidias' Schülern waren Alkamĕnes und Agorakrĭtos die bedeutendsten. 3) Der schöne Stil überdauerte die griechische Freiheit und lebte selbst nach Alexanders Tode in einer schönen Nachblüthe fort. Dieser Periode gehören die drei großen Künstler: Praxitĕles von Athen, Skopas auf Paros und Lysippos Praxiteles c. 330.
aus Sikyon an. Der erste gab besonders dem Dionysos und den mit der Dionysossage verbundenen Gestalten (Hermes mit dem Dionysoskind; Satyrn und Silenen) das Gepräge, welches von nun an herrschend geblieben ist; außerdem sind seine Aphrodite- (Venus-) statuen, insbesondere die von Kos und Knidos, und sein Eros (Amor) berühmt. Auch der etwas ältere Skopas nahm die Objecte seiner Kunst vorzugsweise Skopas c. 360.
aus dem Dionysos- und Aphrodite-Mythus; doch rühmte man auch seinen Apollon mit der Leyer (Kitharodos) und seine Gruppe von Meergöttern, die den Achilles nach der Insel Leuke führen. Waren diese beiden vorzugsweise in der Marmorbildnerei groß, so glänzte dagegen Lysippos besonders in der Erzgießerei; Lysippos c. 325.
er strebte nach möglichster Vollendung der Menschengestalt in ihren verschiedensten Erscheinungen und beobachtete zu dem Behuf fleißig nackte Körper; doch wußte er die Natur ideal zu veredeln. Unter seinen Werken galten als die vorzüglichsten: ein colossaler Zeus in Tarent, die hohe Heroengestalt des Herakles in Korinth, das Viergespann des Helios, dessen Pferde sehr gepriesen wurden, und vor allen seine Alexanderstatuen. — Durch diese Künstler erlangte die Plastik ihren Höhepunkt, auf dem sie sich länger als die Literatur gehalten zu haben scheint, doch mit dem Unterschied, daß die folgende Zeit in den Compositionen sich meistens an die ältern Leistungen hielt und das

Vorhandene durch keine neuen Erfindungen bereicherte, dagegen die Kunstfertigkeit und technische Gewandtheit von dem erlangten Grad der Vollendung nicht herabsinken ließ. Ja selbst zur Zeit der Diadochen und der Römermacht, während welcher die Kunst ausschließlich den Griechen überlassen war, hat die technische Geschicklichkeit den alten Rang behauptet, wie aus den noch vorhandenen Werken, die größtentheils dieser spätern Zeit angehören, hervorgeht und neuerdings durch die Skulpturen des hohen Zeus-Altares in Pergamon sich bewährt hat. Doch vermochte sie sich nicht dem Einfluß des Tages, der nach dem Phantastischen und Effectvollen haschte, zu entziehen. In der Architektonik erlag die dorische Bauart immer mehr den schlanken und geschmückteren Formen des korinthischen Stils, und die Tempelbauten traten hinter den Königspalästen, Prunkanlagen und stolzen Denkmalen (Mausoleum in Halikarnaß) zurück. In der Plastik traten an die Stelle der ruhigen Würde und der natürlichen absichtslosen Schönheit theils colossale Werke, die wie der Sonnengott von Rhodos oder der „farnesische Stier" durch ihre großartige Technik, durch die siegreiche Bewältigung der materiellen Schwierigkeiten in Erstaunen setzten, theils Werke geistreicher Reflexion, welche wie die seelenvolle, rührende Gruppe des mit seinen beiden Knaben im Schlangenkampf sterbenden Laokoon durch die ergreifende Darstellung des sinnlichen Schmerzes oder, wie der vaticanische Apollo, durch die ins Künstliche gesteigerte Idealität und anspruchsvolle Schönheit einen bewußten Effect hervorbringen. Wie sehr man auch mit Recht diese Statuen, so wie den Torso des Herakles bewundert hat und immer bewundern wird, so lange ideale Kunst Geltung findet; dennoch sind sie, wie die Tragödien des Euripides, die Kinder einer verweichlichten, abwärts gehenden Zeit, wo geistreiche Ueberlegung die natürliche Genialität ersetzten, Empfindsamkeit und geistige Aufregung an die Stelle wahrer Gefühle und harmonischer Uebereinstimmung aller Kräfte traten. Der Laokoon ist, „das tragische Todtenopfer", welches die absterbende, ihrer noch völlig bewußte Bildhauerkunst dem nahenden Untergange des hellenischen Lebens und Wesens darbrachte. — Auch die Malerei durchlief die drei Perioden. Perikles' Zeitgenosse Polygnōtos von Thasos verherrlichte die Stoa (Poikile) in Athen mit Scenen aus den Perserkriegen und ein Gebäude in Delphi mit den herrlichen homerischen Stoffen aus dem Trojanerkrieg. — Zeuxis aus Herakleia in Unteritalien verwendete mehr Sorgfalt auf die Zeichnung und strebte das „blendende Schöne" an, wogegen Parrhasios aus Ephesos in „das Zarte und Anmuthige im Angesichte" den höchsten Werth setzte. Die Vorzüge des Apelles scheinen in Sicherheit der Zeichnung, in Kraft der Composition und in Schönheit des Colorits bestanden zu haben. Von seiner dem Meere entsteigenden Aphrodite (Anadyomĕne), von seinem Alexander mit dem Donnerkeil und von seiner Artemis unter opfernden Jungfrauen sprach das Alterthum mit Entzücken.

Bei der griechischen Baukunst herrschte vorzugsweise Ebenmaß (Symmetrie) und Uebereinstimmung aller Theile (Harmonie), so daß jedes Bauwerk ein schönes Ganze mit organischer Gliederung bildet, „das mit einem beruhigenden und feierlichen Ernste dem Anschauenden entgegentritt und ihm die heilige Bedeutung von Maß und Gesetz lebendig vor Augen stellt". Ein Hauptbestandtheil der griechischen öffentlichen Gebäude sind die Säulen, deren es drei, besonders durch ihre Kapitäle unterschiedene Ordnungen gibt: die kräftige, schmucklose dorische, die schlanke ionische mit gelocktem Kapitäl voll Schönheit und Grazie, und die reichverzierte korinthische. Sie wurden hauptsächlich bei den Eingängen der Tempel und bei Säulenhallen (Stoa, Porticus, Colonaden) angebracht. Um den Tempel, „das goldreiche, fernstrahlende Haus" des Gottes, liefen Säulengänge, und vorn befand sich die Vorhalle mit dem Brandopferaltar, dem Angesichte der Gottheit gegenüber, um „die enge Wohnung des Gottes mit der glückerfüllten Außenwelt zu verbinden". Freudig in ihrer Kraftfülle, elastisch lebendig streben diese Säulen empor, den Kern des Gotteshauses umgebend. Die berühmtesten Tempel waren der Pallas-Tempel, Parthenon, in Athen; die Zeus-Tempel in Olympia und Agrigent; der Hera-Tempel zu Argos; der Apollon-Tempel zu Phigalia in Arkadien; der Demēter-Tempel in Eleusis u. a. m. Da die Privatwohnungen der Alten klein und unscheinbar waren, so konnte sich ihre architektonische Kunst nur in öffentlichen Bauwerken zeigen. Dazu gehörten außer den Tempeln besonders die Theater (§. 102), Raths- und Gerichtshäuser, Denkmäler (Monumente) u. a. m.; unter den letzteren ist das Grabmal des karischen Vasallen-Königs Mausōlos (§. 122) in Halikarnaß (Mausolēum)

so berühmt geworden, daß man davon alle Grabmonumente Mausoleen genannt hat. — Die Bildhauerkunst wurde von den Griechen zur höchsten Vollendung geführt, so daß die aus dem Alterthume uns erhaltenen Meisterwerke noch jetzt als unerreichte Muster der Schönheit dastehen. Zu den wichtigsten der noch vorhandenen Bildwerke (deren Künstler und Entstehungszeit bei den meisten unbekannt sind) rechnet man folgende, zum Theil schon oben erwähnte Zierden der archäologischen Sammlungen: 1) die aus Pheidias' Schule stammenden Statuen und Basreliefs vom Parthenon, die vor einigen Jahrzehnten Lord Elgin abnehmen und nach London ins britische Museum bringen ließ (Elginische Marmore §. 101); 2) Apollo von Belvedere; 3) die Gruppe des Laokoon, das bewunderungswürdige Erzeugniß der Rhodischen Künstler Agesandros, Polydoros und Athenodoros; 4) der sterbende Gladiator (alle drei in Rom); 5) die mediceische Venus, die Gruppe der Niobiden (dem Skopas oder Praxiteles zugeschrieben) und der sogenannte Apollino in Florenz; 6) der borghesische Fechter, die Diana von Versailles und die Venus von Milo (Melos) in Paris; 7) die unter dem Namen des Farnesischen Stiers bekannte Gruppe in Neapel; 8) die pergamenischen Kunstwerke in Berlin, eine Gigantomachie mit Anspielung auf die Galaterkämpfe der Attaliden, u. a. m. — Von antiken Gemälden besitzen wir keine mehr, ausgenommen die auf griechischen Vasen von gebrannter Erde befindlichen mythologischen und historischen Darstellungen und einige in Trümmern antiker Gebäude (Bäder des Titus, und besonders in dem verschütteten Pompeji) entdeckte Wandgemälde, wie die sogen. Aldobrandinische Hochzeit und neuerdings eine ziemliche Zahl beim Neubau eines Hauses am Esquilin in Rom aufgefundener Landschaftsbilder. Auch in der Stempel- und Steinschneidekunst (Glyptik) waren die Griechen Meister, wie die zahlreichen Münzen, Gemmen, Siegelringe mit geschnitzten Steinen (Caméen, Intaglios) von wunderbarer Kunstfertigkeit beweisen.

2. Alexander der Große (336—323).

a) Vereitelte Aufstände der Griechen.

§. 128. Nach Philipps Tod bestieg sein hochherziger, für alles Große und Edle empfänglicher Sohn **Alexander** in einem Alter von einundzwanzig Jahren den makedonischen Thron. Er war von Aristoteles, dem großen Weltweisen, erzogen und in die griechische Bildung eingeführt worden; daher er auch sein ganzes Leben hindurch ein Freund und Bewunderer der griechischen Kunst und Literatur geblieben ist. Sobald sich Alexander in der Herrschaft befestigt hatte, wurde er von den Griechen gleich seinem Vater als Oberfeldherr gegen die Perser anerkannt, doch so, daß gemäß den korinthischen Verträgen alle hellenischen Staaten und Städte frei und selbständig bleiben, keiner Besteuerung unterliegen und nur zur Heeresfolge verpflichtet sein sollten. Zuvor hatte er aber einen schweren Kampf wider die Geten und andere barbarische Völker, die aus den Berggegenden des Hämos in sein Land eingefallen waren, zu bestehen. Da erscholl plötzlich in Griechenland ein falsches Gerücht von seinem Tode und erfüllte die Hellenen mit der Hoffnung, ihre Unabhängigkeit wieder erlangen zu können. Im Peloponnes wurden Rüstungen gemacht; in Athen fanden die aufreizenden Reden des Demosthenes, der mit Blumen bekränzt und in Feierkleidern Philipps tragischen Ausgang verkündet hatte, größeren Anklang, und in Theben tödtete man einen Theil der makedonischen Besatzung und belagerte die übrigen in der Burg. Aber mit Blitzesschnelle eilte Alexander herbei. Theben ward erobert und da die um ihr Urtheil befragten böoti- Herbst
schen Bundesstädte, die von dem Vorort viel zu leiden gehabt, auf ein strenges 335.
Strafgericht drangen, so wurden die Häuser und Mauern dem Erdboden gleich gemacht, das Gut vertheilt und die Einwohner, dreißigtausend an Zahl, bis

auf die Priester und makedonischen Gastfreunde mit Weib und Kind in Knechtschaft verkauft und über das ganze Land zerstreut. Nur die Burg, das Haus und Geschlecht des Dichters Pindar (§. 85) und die Tempel und Heiligthümer der Götter wurden verschont. Eine makedonische Wache auf der einsamen Burg hütete die Tempel und die Gräber der Todten. In das Stadtgebiet theilten sich die wiederhergestellten Orte Orchomenos, Thespiä und Platää. Dieses harte Geschick, die strenge Strafgerechtigkeit für viele vergangene Unthaten der Thebaner, schreckte die übrigen Griechen; die Athener, die mit sorgenvoller Seele die makedonischen Wachfeuer auf dem Kithäron erblickten, flehten um Gnade, und der Sieger, der seine Strenge bald bereute, ließ sich besänftigen; er stand von der anfangs gestellten Forderung, daß ihm zehn athenische Bürger, darunter Demosthenes, ausgeliefert werden sollten, auf Demades' Vorstellung ab und verzieh. Diese Nachsicht und das Wohlwollen, das Alexander auf dem persischen Feldzuge den Hellenen, namentlich den Athenern bewies, hielt die letztern ab, an der Erhebung der Spartaner, welche allein die Tagsatzung in Korinth nicht beschickt hatten, und anderer Peloponnesier gegen Antipăter, den von Alexander zurückgelassenen Statthalter Makedoniens,
330. Antheil zu nehmen. Dadurch gelang es diesem, nach der blutigen Schlacht von Megalopŏlis, wo der spartanische König Agis II., ein Mann von altdorischer Kraft und Gesinnung, mit 5000 der Seinen den Heldentod starb, des gefährlichen Aufstandes Meister zu werden. Den um Frieden flehenden Spartanern gewährte hierauf der König, damals auf dem Höhepunkt seines Glücks, abermals Gnade und Vergebung. Als aber Alexander kurz vor seinem Tod den Athenern (welche durch die Aufnahme seines ungetreuen, mit uner-
324 meßlichen Geldsummen flüchtig gewordenen Schatzmeisters Harpălos seinen Zorn gereizt) Samos entriß und in Olympia zur Zeit der Festspiele den Befehl verkünden ließ, daß alle flüchtigen und verbannten Griechen in ihre Heimath zurückkehren sollten, da ergriffen auch sie gleich den meisten übrigen Staaten von Hellas zur Behauptung der griechischen Selbständigkeit die Waffen gegen Antipater, was den lamischen Krieg zur Folge hatte. Nun wurde auch Demosthenes, der kurz zuvor wegen angeblicher Bestechung durch Harpalos von der makedonischen Partei zur Flucht nach Aegina genöthigt worden, aus der freiwilligen Verbannung ehrenvoll zurückgeführt, damit der Mann, dessen treue Hingebung für das Vaterland die Athener erkannt hatten, in so schwieriger Zeit dem Gemeinwesen mit Rath und That beistehe, und seiner und des Hyperīdes Thätigkeit ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß viele griechische Städte im Peloponnes, in Hellas und in Thessalien in diesem „Freiheitskampf" mit den Athenern gemeinsame Sache machten und daß die Bürger selbst mit kriegerischer Begeisterung wider die Makedonier und ihre böotischen Bundesgenossen ins Feld zogen.

Die Schlacht von Megalopolis gehörte zu den blutigsten innerhalb der Grenzen des alten Hellas. An der Spitze eines beträchtlichen Söldnerheeres, das der lakedämonische König mit persischem Golde bei dem mit Asylrecht beschenkten Poseidontempel auf dem Tänaron, dem gemeinsamen Werbeplatze aller griechischen Reisläufer, gesammelt hatte, kämpften Agis und seine spartanischen Krieger mit dem Muthe und der Todesverachtung alter Zeit gegen die makedonische Uebermacht. Agis überlebte die Niederlage nicht; am Fuß verwundet, wurde er von den Seinigen auf dem Schilde fortgetragen. Aber bald

holten ihn die Feinde ein. Da hielt er stille, ließ sich seine Waffen geben und wählte den Ort, wo er sterben wollte. Hier setzte er sich nieder und stritt auf den Knieen gegen die verfolgenden Makedonier, bis eine Lanze seine Brust traf und er vom Leben befreit ward. Um dieselbe Zeit kämpfte Alexander von Epeiros, Oheim des makedonischen Königs, in Unteritalien wider die Lukaner, gegen welche ihn die Tarentiner zu Hülfe gerufen, verlor aber sein Leben durch Verrath im Gefecht.

b) Sturz des Perserreichs (334—330).

§. 129. Persische Zustände (vgl. §§. 51. 118). Unter König Artaxerxes II. Mnemon ging das persische Reich immer mehr seinem Verfall entgegen. Während der Hof mit seiner Wollust und Sittenlosigkeit, mit seinen Weiberränken und Grausamkeiten ein abschreckendes Bild orientalischer Verworfenheit darbietet, wo alle Laster und Leidenschaften ungebändigt walten und die menschliche Entartung in jeglicher Gestalt auftritt, herrscht im Innern des Reiches eine wilde Ungebundenheit, die sich bald als Despotismus von Oben, bald als Anarchie von Unten kund gibt und Bedrückung, Aufstände und blutige Gräuel im Gefolge hat. Einzelne Staaten und Provinzen machten sich frei und der „Groß-Sultan" in Susa hatte nicht die Macht, sie zum Gehorsam zu bringen; in andern herrschten Satrapen oder unternehmende Fürsten willkürlich und gewaltthätig, bald auf eigene Hand, bald als tributpflichtige Vasallen des „großen Königs"; eine Anhäufung von Staaten ohne gemeinsames Recht, ohne geregelte Verwaltung, ohne ein geordnetes Band, ging die persische Monarchie unrettbar ihrer Auflösung entgegen; der einfache Licht- und Feuerdienst der alten Zeit war einem ceremonienreichen Priestercultus mit Tempeln, Götterbildern und Opferprunk gewichen, und eine todte Werkheiligkeit mit Reinigungsvorschriften und abergläubischen Satzungen und Gebräuchen mußte die ethische Kraft und den veredelnden Einfluß der alten Volksreligion ersetzen. So stellte sich das Reich nach allen Seiten hin als ein morscher Bau dar, zu dessen Zertrümmerung nur ein kräftiger Stoß erforderlich war. Als Artaxerxes nach einer fünfundvierzigjährigen Regierung durch Gift aus der Welt geschafft wurde, kam sein Sohn Artaxerxes III. Ochos auf den Thron, unter dem der ägyptische Eunuche Bagoas, ein Ungeheuer in Menschengestalt, als erster Minister und Feldherr die ganze Herrschermacht in Händen hatte. Schon jetzt hätte sich das Reich in seine einzelnen Bestandtheile aufgelöst, wäre nicht der blutdürstige König und sein schrecklicher Gefährte mit Hülfe zahlreicher Söldnerschaaren und unternehmender Bandenführer griechischer Abkunft über die empörten Landschaften wieder Meister geworden. Phönizien entzog sich der persischen Herrschaft, stellte die alte Bundesverfassung wieder her und machte Tripolis zur gemeinschaftlichen Hauptstadt; aber Sidons schrecklicher Fall, wobei 40,000 Menschen den selbstgewählten Flammentod starben, um sich und die Ihrigen den Martern und Mißhandlungen zu entziehen, und die Stadt in einen Schutthaufen verwandelt wurde (§. 33), machte die Uebrigen fügsam und befestigte die persische Herrschaft aufs Neue im syrischen Lande am Libanon. Aehnlich erging es in Aegypten, wo Nektanäbis II. von Memphis, der Sohn des Tachos, dem Agesilaos einst zu Hülfe gezogen, und der Enkel jenes Nektanabis I., der, mit Euagoras von Cypern verbunden, unter Artaxerxes Mnemon sich von Persien unabhängig gemacht hatte (§. 29. e. 122), nach mehrern siegreichen Kämpfen der Kriegskunst der Söldnerheere erlag und zur Flucht nach Aethiopien gezwungen ward, worauf Ochos und Bagoas durch Wuth, Raubsucht und Grausamkeit die Unthaten des Kambyses überboten. In Kleinasien übte ein schreckliches Brüderpaar, Mentor und Memnon von Rhodos, geschickte aber treulose Rottenführer von verruchter Gesinnung, eine für Hellenen und Barbaren gleich verderbliche Macht. „In dieser unseligen Zeit war das Satanische im Menschen zum ruhigen, vollkommenen Bewußtsein gekommen, das Reine, Edle, das Gewissen, die Scham vor dem Schlechten und Ehrlosen, die auch den Bösen sonst einwohnt, waren ganz verschwunden." Die Eintracht der Ruchlosen ist selten von Dauer. Nach einer Regierung von 21 Jahren wurde Ochos selbst mit seinem ganzen Hause von Bagoas, der die Schändung der ägyptischen Heiligthümer und die Ermordung des Apisstieres dem persischen Tyrannen nicht verzieh, durch Gift getödtet und dann nach einer kurzen Zwischenregierung

Artaxerxes II. 404—359.

Ochos 359—338.

350.

349.

338. Dareios Kodomannos 336—330. Dareios Kodomannos, ein Mann von sanfter Gemüthsart, Kriegsmuth und häuslichen Tugenden, mit der Königsbinde geschmückt. Er entledigte sich des schrecklichen Bagoas, der auch ihm nach dem Leben trachtete, durch den Giftbecher, den der Bösewicht für ihn selbst bereitet hatte, und führte dann eine gemäßigte und, soweit es die zerrütteten Verhältnisse gestatteten, gerechte Regierung, so daß viele angesehene Griechen, um der makedonischen Zwingherrschaft zu Hause zu entgehen, in persische Kriegsdienste traten. Aber das Ende der großen Monarchie nahte mit raschen Schritten. Dareios büßte für die Missethaten der Vorgänger.

§. 130. Es war im Frühling des Jahres 334, als Alexander den Zug gen Persien antrat, mit einem kleinen aber tapfern und von den besten Feldherren (wie Perdikkas, Kleitos, Parmenion, Hephästion, Kratĕros, Ptolemäos, Antigŏnos u. A.) geleiteten Heere. Den Kern bildete das schwergerüstete Fußvolk der Makedonier und Griechen; makedonische und thessalische Reiter deckten die Flanken, während illyrische und thrakische Bogenschützen und Leichtbewaffnete als Plänkler und Kundschafter dienten. Geschichtschreiber und Gelehrte aller Art, wie Anaximĕnes, Kallistĕnes, Aristobūlos u. A. befanden sich in seinem Gefolge. Beim Uebersetzen über den Hellespont spendete er, am Steuer seines königlichen Schiffes stehend, den Göttern des Meeres aus goldener Schale Trankopfer, schleuderte, am grünen Gestade angelangt, seine Lanze vom hohen Bord auf die asiatische Erde und sprang dann, der Erste von Allen, in voller Rüstung an den Strand. Auf der Stätte, wo das heilige Ilion gestanden, opferte er dem Zeus und seiner kriegerischen Tochter Pallas Athene, tauschte seine Waffen gegen die alten aus, die noch aus dem heiligen Kriege herrühren sollten, und feierte das Andenken der Helden durch Wettkämpfe und Spiele. Achilleus war sein Vorbild, daher er auch die Homerischen Gesänge beständig bei sich trug. Dadurch weckte er in den Griechen Nationalgefühl, Ruhmbegierde und Ehrliebe, während er die Makedonier durch seinen ritterlichen Muth, seine Tapferkeit und Gewandtheit zu begeistern wußte; und was ein solches Heer unter einem solchen Führer vermöge, zeigte sich gleich in der ersten
334. Schlacht am Flüßchen **Granīkos**, wo die viel stärkere Kriegsmacht der Perser im heißen Reiterkampf erlag, und der König selbst durch kühne Streitlust in Lebensgefahr gerieth. Schon hatte ein persischer Führer sein Schwert auf Alexander gezückt, als Kleitos den gehobenen Arm des Barbaren mit sicherem Streiche abhieb. Die gefallenen Kampfgenossen wurden durch Standbilder geehrt und ihren Eltern Befreiung von Steuern und Dienstleistungen gewährt. Der westliche Theil Kleinasiens bis zum Taurosgebirg war die Frucht des Sieges, den Alexander selbst in einer Zuschrift an die Athener als einen von den Makedoniern und Griechen gemeinschaftlich erfochtenen darstellte. Der Statthalter von Lydien unterwarf sich ohne Widerstand und öffnete die Thore von Sardes; Halikarnassos, von griechischen Söldnertruppen unter Memnons Führung tapfer und geschickt vertheidigt, wurde im Sturm erobert, die übrigen hellenischen Städte ergaben sich größtentheils freiwillig und begrüßten freudig den stammverwandten Helden, der die alte demokratische Verfassung wieder herzustellen versprach. Den größten Werth legte Alexander auf seine griechische Abstammung, so daß er mit einer gewissen Ostentation als Hellene auftrat und als solcher gelten wollte, daß er den persischen Er-

oberungszug als einen Rache- oder Vergeltungszug für die frühere Zerstörung griechischer Städte und Tempel hinstellte; und die Mehrzahl der Griechen kam diesem Bestreben um so williger entgegen, als dadurch ein Theil des Glanzes und des Ruhmes, der bald des Helden Haupt umstrahlte, auf die ganze Nation fiel. Die Inseln Lesbos, Chios u. a. geriethen in Alexanders Gewalt, als der unternehmende Memnon, der von dort aus die Spartaner und andere griechische Staaten mit persischem Gelde gegen die Makedonier unter die Waffen zu rufen bemüht gewesen war, plötzlich starb, und auch die fremden, den Hellenen durch Sprache, Religion und Bildung nahe getretenen Völkerschaften Kleinasiens, die Lykier, Pamphylier und Karier huldigten ihm, als er während des 334–333.
Winters das südliche Küstenland durchzog, und behielten ihre gewohnten Einrichtungen. In der phrygischen Stadt Gordion, dem Sammelplatz aller Truppenabtheilungen, zerhieb er mit dem Schwerte den künstlichen Knoten an dem uralten Wagen des Sagenkönigs Midas, an dessen Lösung ein Orakel die Herrschaft über Asien geknüpft hatte, und zog dann auf gefahrvollen Märschen über das kilikische Gebirgsland, wo er sich durch ein kaltes Bad in dem Flusse Kydnos eine schwere Krankheit zuzog, von der ihn nur die Geschicklichkeit des griechischen Arztes Philippos und sein eigner Glaube an menschliche Tugend rettete. Ein Brief von Parmenion hatte ihn nämlich in Tarsos vor Philipp gewarnt, als ob derselbe, von dem Feinde erkauft, ihn vergiften wollte. Ohne in seinem Vertrauen zu wanken, nahm er den Heiltrank, indem er zu gleicher Zeit das Schreiben mit der lügenhaften Angabe dem Arzte darreichte. Philippos, der sich von aller Schuld rein wußte, bewirkte durch sorgfältige Pflege und erheiternde Gespräche die baldige Genesung.

§. 131. Nun zog **Dareios Kodomannos** selbst, der zu lange sorglos in seinem goldenen Palaste zu Susa verweilt und die Besetzung der Gebirgsstraßen unterlassen hatte, mit einer unermeßlichen Heeresmacht zu Fuß, zu Roß und zu Wagen dem makedonischen König entgegen und stellte sich in der Nähe der aus Kilikien nach Syrien führenden Pässe in Schlachtordnung. Da kehrte Alexander, der bereits durch die „syrischen Pforten" nach der Küstenstadt Myriandros vorgerückt war, während der Nacht rasch um und brachte dem übermächtigen Feinde in der großen **Schlacht bei Issos** eine vollständige Niederlage bei. Was nicht 333.
fiel, wurde zersprengt oder gefangen. Der unglückliche, eines bessern Looses würdige König floh mit den zerstreuten Ueberresten seines feigen Heeres (bei dem nur die griechischen Söldner sich tapfer gehalten hatten) in das Innere seines Landes, indeß Alexander sich anschickte, Palästina und Phönizien zu unterwerfen, um diese wichtigen Länder nicht unbesiegt in seinem Rücken zu lassen, und sein Feldherr Parmenion das reiche Damaskos mit dem königlichen Schatze zur Unterwerfung zwang. Die bei Issos gemachte Beute an goldenen und silbernen Gefäßen und Geräthschaften und an kostbaren Teppichen war unermeßlich, ebenso die Zahl der Gefangenen, worunter sich des Dareios Mutter, Gemahlin und zwei Töchter befanden, die von dem Sieger mit aller ihrem Range gebührenden Ehrerbietung und Großmuth behandelt wurden. Dareios, durch die Unfälle schwer gebeugt, bot dem Sieger ganz Vorderasien nebst der Hand seiner Tochter um den Preis des Friedens und unermeßliches Lösegeld für seine Mutter und seine Gemahlin, die schönste Frau in Persien; aber stolz wies der make-

donische König das Anerbieten zurück. „Wenn ich Alexander wäre,“ sagte Parmenion, „würde ich um diesen Preis vom Kriege abstehen.“ „Ich auch,“ war die Antwort, „wenn ich Parmenion wäre.“ Sein Streben war auf den Besitz des ganzen Morgenlandes gerichtet.

§. 132. Palästina und Phönizien unterwarfen sich ohne Widerstand; nur Tyros wies, im stolzen Gefühl seiner alten Größe und im Vertrauen auf seine feste Lage, die Aufforderung, sich zu ergeben, trotzig zurück. Da unternahm Alexander die denkwürdige **Belagerung von Tyros**, die sieben Monate dauerte. Er ließ von dem Festlande nach der Inselstadt einen Damm mit Thürmen aufführen, von wo aus die Soldaten mit Wurfmaschinen und allen Mitteln der Kunst die Stadt zu erobern suchten, während die Schiffe der unterworfenen Küstenstädte und der Inseln Rhodos und Kypros (denn die makedonische Flotte hatte man im vorhergehenden Jahr im stolzen Siegesgefühl aufgelöst) die Inselstadt von der Seeseite her eingeschlossen hielten. Aber die Tyrier vereitelten seine Anstalten durch kunstreiche Gegenerfindungen (Sperrketten unter dem Wasser) und leisteten verzweifelten Widerstand. Darum
332 büßte auch Tyros schwer, als es zuletzt erlag. Was von den Einwohnern nicht entflohen oder umgekommen war, wurde in Sklaverei verkauft und die Stadt größtentheils dem Erdboden gleich gemacht (§. 33); und um dem Welthandel eine andere Richtung zu geben, ließ der König nach der Eroberung von Aegypten an einem Nilarme **Alexandreia** anlegen, das, wie er mit richtigem Scharfblick voraussah, vermöge seiner glücklichen Lage bald Mittelpunkt des Verkehrs und der ganzen vom Abendlande nach dem Morgenlande strömenden Bildung und Literatur werden sollte. Gaza, die feste, wohlgerüstete und tapfer vertheidigte Grenzstadt, hatte ein ähnliches Schicksal wie Tyros. Dagegen wurde Aegypten, das sich freiwillig unterwarf und aus Haß und Abscheu gegen die Perser die Makedonier als Retter begrüßte, mit Nachsicht und mit Schonung seiner religiösen und bürgerlichen Einrichtungen, Sitten und Eigenthümlichkeiten behandelt, damit Alexanders Plan, griechisches und ägyptisches Wesen zu verschmelzen, leichter zur Ausführung kommen möchte. Der aufgeklärte Zögling des Aristoteles schonte und ehrte den religiösen Aberglauben und die uralten Cultusformen des starren Nilvolkes. Von Memphis aus unternahm Alexander den beschwerde- und gefahrvollen Zug nach der mit Palmenwäldern, Wiesen und Fruchtfeldern prangenden Oase Siwah mit dem sprudelnden Sonnenquell zu dem weitberühmten Orakel-Tempel des Zeus Ammon (§§. 25. 49), dessen Priester ihn für einen Sohn dieses Gottes erklärten, was ihm in den Augen der abergläubischen, phantasievollen Morgenländer großes Ansehen verschaffte und seiner Erscheinung die Glorie einer höhern Schickung verlieh. Bald ging die Sage, der Gott sei in Gestalt eines Drachen der Olympias in der Brautnacht genaht und habe den göttlichen Sohn gezeugt.

§. 133. Alexander hatte dem Perserkönig absichtlich Zeit gegönnt, neue Truppen zu sammeln, um durch Einen Hauptschlag die Entscheidung herbeizuführen. Nachdem er nun in Aegypten eine neue Verwaltung und Besteuerung theils unter eingebornen, theils unter makedonischen und hellenischen Beamten eingerichtet, brach er mit seinem durch neue Zuzüge verstärkten Heere auf, um über Tyros und Damaskos seinen Feldzug nach Osten fortzusetzen, überschritt

ohne Schwierigkeiten bei Thapsakos den Euphrat und bei der heutigen Stadt Mosul den Tigris auf Schiffbrücken, und schlug die zahllosen Heerschaaren den Perser, die sich aus den weiten östlichen Landschaften in den babylonischen Ebenen gesammelt, mit einer zwanzigmal schwächeren Armee in der **Schlacht** Oct. 331.
von Arbēla und Gaugamēla, unweit der untergegangenen Weltstadt Ninive. Der tollkühne Angriff des Makedonierhelden, der an der Spitze der kühnsten Reiter auf dem rechten Flügel in die feindliche Mitte eindrang und Dareios zur Flucht brachte, entschied den Ausgang. Die Eroberung von Babylon mit seinen fruchtbaren, gartenartig angebauten Fluren, so wie die Einnahme der alten Hauptstädte Susa, Persepŏlis und Ekbatăna mit ihren unermeßlichen Schätzen war die Frucht dieses glänzenden Siegs. Die Ruinen von Persepŏlis und Pasargădä, wo die uralten Königsburgen der Achämeniden und die Felsengräber des Kyros und Dareios (Hystaspis) gestanden, zeugen noch jetzt von der alten Pracht dieser „Wiege" des persischen Königsgeschlechts, die durch den siegestrunkenen Makedonierhelden ihren Untergang fand. Nach einem schwelgerischen Mahle soll Alexander selbst, angetrieben von der schönen attischen Tänzerin Thais, an der Spitze eines schwärmenden Festzuges die Brandfackel in die Prachtgebäude von Persepolis geschleudert haben, um den Brand von Athen und den Frevel an den hellenischen Heiligthümern zu rächen. Es war das letzte Opfer einer alten Blutrache. Persepolis galt für das Haupt und den Herrschersitz des persischen Weltreichs; ihr Untergang bezeichnete den Anfang einer neuen Zeit und einer neuen Lebensordnung. Als Dareios die Kunde vernahm, daß Alexander die schwerzugänglichen Felsenpässe des persischen Gebirgslandes durchzogen, Susa, „die goldgeschmückte Burg der Kissier", und Persepolis, „die hohe Pforte" der Achämeniden, bezwungen, und nun zu seiner weiteren Verfolgung in Medien eingerückt sei, da floh er, an seinem Glücke verzweifelnd, von Ekbatăna, dem anmuthigen Sommersitz der 330.
persischen Könige, in das gebirgige Baktrien, fiel aber dort durch die Mörderhand des treulosen Statthalters Bessos und einiger verrätherischen Großen. Alexander beweinte das Geschick seines unglücklichen Gegners, stellte den Mörder, der den Königstitel angenommen, aber bald von den Makedoniern in Sogdiana besiegt und gefangen ward, in Marakanda (Samarkand) vor ein Gericht einheimischer Großen und ließ ihn als Hochverräther nach persischer Sitte ans Kreuz schlagen. Als Dareios in der Ahnengruft zu Persepolis beigesetzt war, galt der makedonische Heldenkönig in den Augen der Perser als sein Erbe und Nachfolger.

§. 134. Durch die beschwerlichsten Märsche über das schneebedeckte Hindukhugebirg (indischen Kaukasus), wo die Soldaten dem Hunger und der Anstrengung massenhaft erlagen, gelang es dem kühnen Eroberer, sich in den nächsten zwei Jahren der Gebirgsländer im Südosten des kaspischen Sees und 329. 328.
an den Flüssen Oxus (Amu) und Jaxartes (Sir), die den Namen Aria, Hyrkanien, Baktrien und Sogdiana (Turkestan, Afghanistan u. a., vgl. §. 13. IV.) führten, und von streitbaren, abgehärteten Volksstämmen iranischen Ursprungs und Glaubens bewohnt waren, zu bemächtigen und dieselben durch Anlegung neuer Heerstraßen zugänglich zu machen und mit den übrigen Ländern zu verbinden. Sein hoher Geist war nicht bloß auf Krieg

und Eroberung gerichtet, er wollte auch die wilden, streitbaren Gebirgsbewohner durch die Macht griechischer Bildung und Lebensformen für die neue Ordnung empfänglich machen. Aber das erschlaffte und gesunkene Hellenenthum war kein geeignetes Pfropfreis für eine neue lebensvolle Pflanzung. Darum gelangte auch der Hellenismus in dieser fernen fremdartigen Ostwelt nicht zu kräftiger Entfaltung. Vier neu gegründete Städte, die seinen Namen trugen (Alexandreia), und hellenische Cultur, Kunst und Sprache an diese äußersten Grenzen der bekannten Erde verpflanzten, wurden fortan der Mittelpunkt des Karavanenhandels und haben sich wahrscheinlich bis auf unsere Tage, wenn gleich unter veränderten Namen (Herat, Kandahar) erhalten. In **Baktra** feierte Alexander seine Vermählung mit der baktrischen Fürstentochter **Roxāne**, „der Perle des Morgenlandes", die er nach Erstürmung des festesten Bergschlosses, wohin die Fürsten des Landes ihre Frauen und Schätze geflüchtet, als Preis der kühnsten Waffenthat erworben. Diese Vermählung sollte das Zeichen sein, daß nun der Kampf zwischen Hellas und Iran zu Ende sei und daß beide Völker fortan in brüderlicher Eintracht nach einem neuen Lebensziel streben möchten, ein Gedanke, dem er auch noch in anderer Weise Ausdruck gab. Seit dem Tode des Dareios Inhaber des Thrones, wollte er nunmehr auch äußerlich als persischer Großkönig angesehen werden und entlehnte daher mehr und mehr die Formen und das prunkende Ceremoniel orientalischer Despoten. Er empfing die Asiaten im medischen Königsgewand und mit der königlichen Kopfbinde; er nahm die Kniebeugung und die abgöttische Verehrung wohlgefällig an; er umgab sich mit persischen Stabträgern und Hofdienern. Die besiegten Völker sollten in ihm nicht den Eroberer, sondern den rechtmäßigen König erblicken. Darum war er bemüht, die spröde, einförmige und abgeschlossene Natur der Orientalen durch Eingehen in ihre Gewohnheiten, Begriffe und Vorstellungen mit seiner Herrschaft zu versöhnen und zu befreunden. Dieses Benehmen verdroß die makedonischen Großen; selbstsüchtig und übermüthig wollten sie als Herren und Gebieter über die unterworfenen Landschaften schalten, den Ueberwundenen das Joch des Gewaltrechts auflegen und mit der Machtfülle der früheren Statthalter noch die Willkür und Sinnengenüsse rauher Eroberer verbinden. Nur wenige hatten, wie Hephästion und Krateros, die Einsicht, die Hingebung und den guten Willen, in Alexanders Pläne einzugehen und sie zu unterstützen; die meisten fühlten sich zurückgesetzt und klagten ihn der Undankbarkeit an; jahrelang hätten sie dem Fluge seines Ehrgeizes und seiner Eroberungssucht folgen müssen, um jetzt die Früchte ihrer siegreichen Kämpfe in die Hände der Ueberwundenen übergehen zu sehen. An der Spitze der Unzufriedenen stand **Parmenion**, der alte Warner, der bei Arbela durch seine unschlüssige Haltung beinahe den ganzen Schlachtplan zerstört hätte, und sein tapferer, aber heftiger und hochfahrender Sohn **Philōtas**, der Anführer der Edelschaar. Sie weckten in dem Heer das Verlangen nach der Heimath, damit der Feldzug beendigt, die Beute vertheilt würde. Zu Prophthasia, im
329. Lande der Dranger, bildete sich eine Verschwörung. Sie wurde entdeckt, und da bei der Untersuchung Philotas als Mitwisser erschien, wurde er im Lager zum Tode verurtheilt und nach altmakedonischer Sitte von den Lanzen der Kampfgenossen durchbohrt. Und damit nicht der Vater Parmenion, der mit

einer starken Besatzung zu Ekbatana die Schätze hütete, auf die Kunde von dem Vorgange vom König abfalle, erhielten zwei Hauptleute den Auftrag, denselben zu ermorden. Sie nahten sich dem Arglosen, als er sich im Schloßgarten der medischen Hauptstadt erging, und versetzten ihm die Todeswunde. — Im nächsten Jahr, als Alexander bereits sich zum indischen Feldzug rüstete, hatte eine ähnliche Veranlassung eine andere dunkle That zur Folge. Bei einem Opferfest in Marakanda wurde das Freudenmahl bis tief in die Nacht verlängert. Alexan- 328.
der nahm in der Mitte seiner Großen daran Theil und wurde von hellenischen Schmeichlern und Sophisten über alles Maß gepriesen. Dies reizte den **Kleitos**, einen heftigen Kriegsmann, der dem Könige am Granikos das Leben gerettet, zum Zorn. Er führte verletzende Reden gegen den Fürsten, die bei zunehmender Aufregung endlich in bittere Schmähungen übergingen. Ergrimmt über die Hohnreden, riß endlich der König einer Wache die Lanze aus der Hand und schleuderte sie auf den Feldherrn, daß er blutend zu Boden stürzte, eine rasche That, der die tiefste Reue folgte. Verzweiflungsvoll warf sich Alexander auf den Leichnam und betrauerte den Todten drei Tage lang in seinem Zelte ohne Schlaf, ohne Speise, ohne Trank. Auch der Philosoph und rhetorische Geschichtschreiber **Kallisthenes** verscherzte durch tadelnde Reden die Gunst des Königs. Er wurde in Ketten mit nach Indien geführt, wo er einer Krankheit erlag.

Kallisthenes aus Olynth, des Aristoteles Schwestersohn, wurde mit Alexander zugleich er- 360—328.
zogen; nachdem er sich in Athen in den Wissenschaften ausgebildet, begleitete er den König auf seinen Feldzügen nach Asien, in der Absicht, die Geschichte derselben zu schreiben und der Nachwelt zu überliefern. Der Beifall, den seine pomphafte Darstellung der ersten Jahre bei dem König und seiner Umgebung fand, und die Bewunderung, die ihm seine rhetorischen Vorträge verschafften, steigerten sein Selbstgefühl und füllten ihn mit Hochmuth und Selbstüberschätzung. Früher ein Schmeichler und Wohldiener Alexanders, wurde er jetzt ein Tadler und Sittenrichter, besonders seitdem der nicht minder redfertige Anaxarch ihn an Hofgunst überholte. Er gefiel sich, die Rolle des Republikaners zu spielen, rühmte die alte Zeit der Freiheit, schmähte auf das Hofceremoniel und die Kniebeugung und reizte den König und seine Umgebung durch bittere Bemerkungen und scharfe Reden. Dadurch gab er seinen Gegnern immer mehr Gelegenheit zu Verdächtigungen. Als er einst bei einem fürstlichen Mahle aufgefordert wurde, zuerst eine Lobrede auf die Makedonier zu halten, dann aber auch die Kehrseite hervorzuheben, reizte er durch die Schilderung des Elends, das dieselben über Griechenland gebracht, den Zorn des Gebieters dermaßen, daß er ihn auf eine grausame Weise bestrafte, um des unbequemen Mahners, gegen den ohnedieß sein Verdacht schon geweckt worden war, ledig zu werden. Nach einer Nachricht ließ er ihn in einen Käfig einsperren und sieben Monate mit der Armee herumführen, bis er im Elend starb. Von seinen zahlreichen Schriften naturwissenschaftlichen und namentlich historischen Inhalts hat sich nichts erhalten. Kallisthenes scheint von schwankendem, ungleichmäßigem Charakter gewesen zu sein, daher auch die Angaben über ihn verschieden lauten. Rhetorisch und sophistisch gebildet, hat er seinen Geschichtswerken das Gepräge jener Zeit, rednerische Uebertreibung und Unnatur, aufgedrückt.

c) Die Heerfahrt nach Indien (327–325).

§. 135. Es war gegen Ende des Frühlings 327, daß Alexander mit einem großen, aus allen Völkerstämmen gemischten Heer zu Fuß und zu Roß das baktrische und sogdianische Bergland verließ und sich nach dem Kabulstrom (Kophen) und dem Indus bewegte. Große Beschwerden und Kämpfe gegen die

Natur und die kriegerischen Völkerschaften hatte das Heer zu überwinden, ehe es an die „verriegelten Pforten" Hindustani's klopfen konnte. Als Alexander die Felsenburg, welche eine dem Vogelflug unerreichbare Höhe (Aornos) genannt ward, mit stürmender Hand nahm, wurde er über Herakles erhoben. Mit diesem weltbezwingenden Heros ward jetzt Alexander von den schmeichelnden Hellenen immer mehr verglichen und seine indische Heerfahrt dem Siegeszug des Dionysos an die Seite gesetzt. Dadurch wurde der Feldzug nach dem sagen- und wunderreichen Goldlande, der dem „romantischen Riesenbau" die Vollendung geben sollte, in das Zwielicht mythischer Ueberlieferung gestellt. Die streitbaren, von ihren Büßern und Priestern angefeuerten Bewohner der Berggegenden setzten indessen dem Welteroberer einen kräftigeren Widerstand entgegen, als die feigen Unterthanen des Perserkönigs. Mehr als einmal schwebte, bei Erstürmung der festen Burgen, Alexanders Leben in der höchsten Gefahr. Die gegenseitige Eifersucht der vielen kleinen Fürsten des Fünfstromlandes (Pendschab) erleichterte jedoch den Makedoniern die Einnahme. Kaum hatte Alexander den Indus bei der heutigen Stadt Attok überschritten, so verbanden sich mehrere derselben, vor Allen der reiche Herrscher von Taxila, mit ihm gegen **Poros**, den mächtigsten König des Landes jenseit des Hydaspes (Dschelum). Der Uebergang über diesen Fluß im Angesicht des Feindes und die darauf folgende Elephanten-Schlacht, in welcher der tapfere, stattliche Poros
326. verwundet und gefangen wurde und 20,000 Inder die Wahlstatt deckten, gehören zu den größten Kriegsthaten des Alterthums. Zwei neugegründete Städte, Bukephäla (Alexanders gefallenem Schlachtroß zu Ehren) und Nikäa (Siegesstadt), sollten auch diese Länder der griechischen Cultur erschließen. Auf beschwerlichen Märschen zog er dann immer weiter nach Osten bis zum **Hyphäsis**, an der Grenze des Fünfstromlandes, und traf bereits Anstalten, die Gangesländer mit ihrer hohen Fruchtbarkeit, Cultur und alten Herrlichkeit seinem Weltreiche beizufügen. Da murrten aber die Makedonier so laut, daß Alexander, wiewohl mit innerem Widerstreben, den ungestüm geforderten Rückzug antrat. Zwölf thurmähnliche steinerne Altäre am Ufer des Flusses sollten das östliche Ende des Eroberungszuges bezeichnen und vergrabene Waffen und Geräthschaften von übermäßiger Größe bei der Nachwelt den Glauben erwecken, daß einst ein „Riesengeschlecht" zu dieser Stelle vorgedrungen. Nachdem Alexander dem Poros und den übrigen mit ihm durch Verträge verbundenen Fürsten ihre Länder unter makedonischer Oberhoheit zurückgegeben, auf einem kühnen Streifzug das kriegerische Volk der Maller mit eigener größter Lebensgefahr zur Unterwerfung gebracht und an der Grenze des Fünfstromlandes noch eine Stadt angelegt hatte, fuhr er auf Schiffen, die er auf dem Hydaspes hatte bauen lassen, den Indus hinab, um einen andern Rückweg zu suchen, die unerforschten Länder des Südens der Welt zu öffnen und für den großartigen, Abend- und Morgenland verbindenden Handels- und Weltverkehr, welcher in der von ihm befestigten und mit Hafen und Werften versehenen Stadt Pattala am Indusdelta seinen Stütz- und Ausgangspunkt haben sollte, neue Bahnen zu schaffen.

325. §. 136. Dieses von Alexanders Heldengeist eingegebene Unternehmen schlug zum Verderben aus. Während sein geschickter Flottenführer Nearch längs

der Küste des heutigen Beludschistan hinsegelte, zog der König mit seinen Truppen durch die schauerliche Wüste von Gedrosien, dem „Lande der Armuth" voll röthlich glühenden Flugsandes und lockerer Dünen, wo die stechende Sonnenhitze, der brennendste Durst in einer wasserlosen Sandebene, der gräßlichste Hunger und die schrecklichste Ermüdung in zwei Monaten drei Viertheile des Heeres aufrieben. Fanden sich anfangs in den weiten einsamen Sandstrecken noch einige Palmengruppen, die einen ärmlichen Schatten gegen die glühende Sonne boten, und blühende Tamarisken, Myrrhengebüsch und Narden, deren wohlriechende Blätter zur nächtlichen Streu dienten und deren köstlichen Saft die phönizischen Kaufleute, die zahlreich dem Zuge folgten, einsammelten und auf ihre Kameele luden, so hörte bald alles Wachsthum auf, als das Heer die Sandwüste betrat. Die heldenmüthigen Krieger, die in so mancher Schlacht dem Schwerte und der Lanze getrotzt, bei so mancher Erstürmung den Geschossen der Feinde entronnen waren, erlagen in der dürren, wasserlosen Einöde theils den Qualen des Mangels und der Anstrengung, theils den Leiden des Klima's, der stechenden Sonne, dem glühenden, das Auge entzündenden Staube, dem nächtlichen Froste. „Der Soldat, nur um die Rettung des nackten Lebens besorgt, streifte Zucht und Gehorsam ab, warf gleichgültig seine kostbare Beute an Gold, Silber, Edelsteinen und Teppichen hinweg, schlug sich mit den Waffengenossen um die spärlichen Vorräthe der hie und da entdeckten Wasserquelle." Nur der abgehärtete phönikische Krämer behielt in dem allgemeinen Wirrwarr seine auf Gewinn und Habsucht ruhende Fassung und tauschte von dem verschmachtenden Krieger die werthvollsten Kostbarkeiten gegen Speise und Trank ein. Edelmüthig theilte Alexander alle Beschwerden und Gefahren mit dem Geringsten seines Heeres und belohnte die Geretteten in der fruchtbaren und reichen Oasenstadt Pura durch Geschenke und Feste, wobei der Genuß eben so übermäßig war, wie vorher die Entbehrung. Mit Vorräthen reichlich versehen, durchzogen sie sodann das bevölkerte Karamanien, wo Nearch nach einer an Gefahren und Wundern reichen Seefahrt längs des öden unwirthlichen Strandes sich wieder mit dem Hauptheere vereinigte.

d) Alexanders letzte Lebensjahre.

§. 137. Nach seiner Rückkehr bestrafte Alexander die ungetreuen Statthalter und Beamten, die während seiner Abwesenheit arge Frevel und Bedrückungen geübt hatten, und verfolgte dann eifrig den Plan, die überwundenen Völker den Ueberwindern zu nähern und eine einzige Nation mit griechischer Bildung aus ihnen zu machen. Er beförderte durch Geschenke Heirathen seiner Feldherren und Krieger mit Jungfrauen des Landes und vermählte sich selbst mit einer Tochter des Dareios. Ein fünftägiges Vermählungsfest in Susa, wobei über 10,000 Makedonier mit Perserinnen das glänzende Beilager feierten, sollte den „Schlußstein seines großen Einigungs- und Verschmelzungsplanes" bilden. Durch dieses Verfahren beleidigte Alexander die Makedonier und Griechen, nach deren Ansicht den Siegern die Herrschaft über die Besiegten gebührte, immer mehr. Die hohe Idee von einem durch griechische Cultur veredelten und durch Handel und Gewerbfleiß blühenden Weltreiche mit gleichen Rechten Aller war ihnen unbegreiflich. Das makedonische Kriegsheer war von keinem weltbe-

herrschenden Gedanken durchdrungen oder geleitet. Ueber den Reichthümern Asiens, über dem Taumel der Siege, des Ruhmes und der Herrschaft hatte es die altväterische Einfalt aufgegeben, ohne doch zu der Höhe der Bildung emporzusteigen, die es zu der großen Aufgabe dauernder Staatengründung auf fester, lebenskräftiger Grundlage fähig gemacht hätte. Als nun Alexander junge Männer aus den Eingebornen aushob und, nachdem sie auf makedonische Weise bewaffnet und eingeübt waren, in das Reichsheer einreihte; als er die makedonischen Edelschaaren mit parthischen und iranischen Rittern vermehrte und selbst in seine Umgebung persische Große zog, da fühlte sich der Stolz der Makedonier tief verletzt; sie ahnten wohl, daß der König sie mit der Zeit entbehrlich machen, sich gegen die Wiederholung ähnlicher Auftritte wie am Hyphasis sicher stellen, sich für neue Unternehmungen rüstigere Kräfte sammeln wollte. Eine verbitterte und gereizte Stimmung griff immer mehr um sich und steigerte sich bis zum offenen Aufstand, als der König im Feldlager zu Opis am Ufer des Tigris die Absicht aussprach, die älteren Soldaten in die Heimath zu entlassen. Trotzig und mit wildem Geschrei forderten sie alle ihren Abschied. Erst als Alexander einige Rädelsführer in die Fluthen des Tigris hatte versenken lassen und dann mit stolzen Worten die übrigen gehen hieß, wohin sie wollten, und sich ihrem Anblicke entzog, da erwachte Reue und Beschämung in ihrer Brust. Sie umstellten das Schloß und flehten laut um Gnade und Vergebung. Er ließ sie lange auf Erhörung harren. Endlich versöhnte er sich mit ihnen und entsandte die alten Kampfgenossen, 10,000 an Zahl, unter der
324. Führung des tapfern Krateros, reich beschenkt und mit Ehrenrechten belohnt in das Land der Väter.

§. 138. Hatte Alexander anfangs nur aus Politik sich mit persischem Ceremoniel umgeben, so that er es später aus Liebe zu orientalischer Pracht und bewies, daß auch edle und begabte Naturen auf der schwindelnden Höhe des Glücks leicht das Gleichgewicht verlieren. Sein Hof zu Babylon, das zum Herrschersitz seines Weltreichs bestimmt war, strahlte in höchster Pracht; glänzende Gesandtschaften aus Griechenland, Italien und vielen andern Ländern in der Nähe und Ferne brachten ihm ihre Huldigungen dar und priesen seine Thaten in Schmeichelreden; schwelgerische Gelage und Feste drängten einander. Dabei verlor er doch nie sein Ziel, Gründung eines monarchischen Weltreichs mit politischer Gleichstellung und Gleichberechtigung aller Staatsbürger, mit hellenischen Lebensformen, Sprache und Bildung, mit einem geordneten aufgeklärten Verwaltungssystem aus dem Auge. Um dem Weltverkehr neue Bahnen zu schaffen, begab er sich im Herbst 324 nach Ekbatana. Hier wurde das große Dionysosfest mit Opfern und Aufzügen, mit Kampfspielen zu Roß, zu Wagen und zu Fuß, mit dramatischen und künstlerischen Wettkämpfen, mit Gastmählern und Gelagen gefeiert und eine unerhörte Pracht entfaltet. Aber des Königs Herz war nicht festlich gestimmt. Sein treuer Jugendfreund Hephästion, dem er, wie Achilles dem Patroklos, unter allen Verhältnissen mit gleicher Innigkeit zugethan blieb, war inmitten der fröhlichen Lust und Freudenmahle, denen er sich allzu rückhaltslos hingegeben, gefährlich erkrankt und starb in der Blüthe der Jahre. Kein härteres Geschick hätte Alexander treffen können; es war das Vorspiel zu seinem eigenen Hingang. Die glänzende Leichenfeier, die

er dem geliebten Freunde in Babylon veranstaltete, war eine der letzten Handlungen des Helden. Noch war seine Trauer um den Jugendfreund nicht vorüber, als ein durch Aufregung und Unmäßigkeit herbeigeführtes hitziges Fieber seine längst geknickte Lebenskraft brach und ihm, mitten unter großen Entwürfen zu neuen Eroberungen in **Arabien**, im Gartenpalaste Nebukadnezars einen Juni 323
schnellen Tod brachte, ehe er eine genaue Bestimmung über seine Nachfolge getroffen. Auf die Frage, wem er sein Reich hinterlasse, soll er geantwortet haben: „dem Würdigsten". Die blutigen Kämpfe, die nach seinem Hinscheiden ausbrachen, verhinderten die Bestattung. Erst im nächsten Jahre wurde die Heldenleiche auf einem prachtvollen Leichenwagen von Babylon weggeführt, um nach der Königsgruft in Aegä gebracht zu werden. Aber Ptolemäos, Statthalter von Aegypten, beredete den Führer des Trauerzugs, ihm die theuern Ueberreste zu überlassen, und ließ sie in Alexandria beisetzen, um dem Nillande den „segnenden Schutzgott" zu erhalten. Alexander blieb der Held der Dichtung und Sage im Morgenland und Abendland. Der romantisch-abenteuerliche Grundzug seiner Natur, welcher das Fernste als nahe und erreichbar erschien, für die das Ungewöhnliche und Seltsame allein Reiz hatte; seine Begeisterung für die untergegangene Homerische Heroenwelt, die er aus dem dichterischen Helldunkel in die Wirklichkeit ziehen und neu beleben wollte, der Zauber eines Jugendlebens voll ununterbrochener Heldenthaten und großartiger Unternehmungen erfüllten die Mit- und Nachwelt mit staunender Bewunderung, und je rascher das glänzende Gestirn vorüberging, in desto verklärterem Lichte erschien den spätern Geschlechtern die Heldengestalt.

§. 139. Durch Alexanders Eroberungszüge kam griechische Cultur und Sprache und europäische Regsamkeit über das Morgenland, so wie hinwieder orientalische Schätze, Weichlichkeit und Schlemmerei in Griechenland und Makedonien eingeführt wurden und die sittliche Kraft daselbst zerstörten; daher ward fortan Kleinasien und Aegypten der Mittelpunkt aller geistigen und literarischen Bestrebungen, alles Verkehrs und Gewerbfleißes, während das hellenische Land, dessen Bildung und Sprache allmählich das ganze alexandrinische Weltreich durchdrang, im Innern nur noch mit der Nachblüthe seiner Kunst, mit den Schätzen seiner geistigen Errungenschaft und mit seinen alten Erinnerungen glänzen konnte. — Die **Länder- und Völkerkunde** wurde erweitert und berichtigt und ein neues kunstvolleres **Kriegswesen** mit Benutzung mathematischer Wissenschaften begründet. Doch war die Anwendung von **Elephanten**, die seit dem indischen Feldzuge im Kriege gebräuchlich wurden, wieder ein Rückschritt zur Unbeholfenheit des Orients. Durch das Netz von Colonien, das Alexander über ganz Asien ausbreitete, bekam der **Handel** und **Verkehr** einen Aufschwung und eine Ausdehnung, wie er sie vorher nie besessen. Die **empirischen** und **praktischen Wissenschaften**, namentlich die **Mathematik**, **Mechanik** und **Naturgeschichte**, auf deren Bereicherung und Ausbildung Alexander große Summen verwendete, erhielten eine neue Gestalt und eine breitere Grundlage; dagegen stieg die Kunst und schöne Literatur immer mehr von ihrem Höhepunkt herab, so sehr auch der große makedonische Held beiden seine Liebe und Aufmerksamkeit widmete und durch reiche Gaben Künstler, Dichter und Schriftsteller zu unsterblichen Werken anzufeuern bemüht war. Die bildende **Kunst** erhielt sich zwar noch auf ihrer technischen Höhe (§. 127), allein der Einfluß des Orients mit seiner Vorliebe für das Colossale, Phantastische und Ueberladene machte sich bald bemerkbar (Coloß von Rhodos), und die echte **Poesie**, die eine Gabe der Götter ist, vermag kein Sterblicher durch äußere Mittel vom Himmel herabzulocken.

3. Die Nachfolger Alexanders (Diadochen).

§. 140. Da Alexander keinen regierungsfähigen Erben hinterließ, sondern nur einen blödsinnigen Bruder (Philipp Arrhidäos) und zwei unmündige Kinder, wovon das jüngste erst nach des Vaters Tode zur Welt kam, so zerfiel sein Weltreich eben so schnell wieder, als es erobert worden war. Die angeblichen Worte des sterbenden Heldenkönigs: „Man wird sehr kriegerische Kampfspiele zu Ehren meines Todes anstellen", gingen schnell in Erfüllung. Seine Feldherren rissen nach vielen blutigen und gräuelvollen Kriegen, in denen Alexanders ganzes Haus zu Grunde ging und alle Bande der Natur aufs schändlichste entheiligt wurden, die einzelnen Länder an sich und erhoben sie zu selbständigen Königreichen. Anfangs hatte der ehrgeizige, herrschsüchtige **Perdikkas** aus einem Fürstengeschlecht der makedonischen Landschaft Orestis, welchem Alexander auf dem Sterbebett seinen Siegelring übergeben, das höchste Ansehen und übernahm, nachdem er seinen Gegner Meleagros, den Führer des Fußvolks, nebst 300 seiner Genossen bei einer Heerschau zum Zerstampfen unter die Füße der Elephanten hatte werfen lassen, die Würde eines Reichsverwesers für den „König Philipp", den schwachsinnigen Bruder Alexanders, und den Knaben, welchen bald nachher Roxane zur Welt brachte und den das Heer jubelnd als den jungen König Alexander begrüßte. Als aber Perdikkas in Verbindung mit dem tapfern und klugen **Eumenes**, des Königs Geheimschreiber aus der griechischen Stadt Kardia am Chersones, den Statthalter von Aegypten, **Ptolemäos**, mit
321. Krieg überzog, um ihn seines Landes zu berauben, wurde er am Ufer des Nil von seinen eigenen meuterischen Soldaten ermordet, worauf **Antipăter**, der rauhe gestrenge Beherrscher von Makedonien und Griechenland, zum Reichsverweser erhoben wurde und eine neue Ländertheilung vornahm. Während er selbst mit der Königsfamilie und seinem herrschsüchtigen, leidenschaftlichen Sohn **Kassander** im europäischen Stammlande verweilte, erlangte in Asien der streitbare, mit großen Feldherrngaben ausgerüstete **Antigŏnos** und sein ritterlicher Sohn **Demetrios**, der in der Folge wegen seiner Ueberlegenheit im Belagerungswesen und in der Kriegsbaukunst den Beinamen Poliorkētes, d. h. Städtebelagerer, empfing, die größte Macht. Er suchte den Eumenes, den standhaften Verfechter der Rechte des alexandrinischen Königshauses, auf seine Seite zu bringen und führte, als an dem festen, willenskräftigen Mann alle Verführungskünste scheiterten, einen mehrjährigen Krieg wider denselben, in welchem aber der „Kardianer" eben so viel Muth als Feldherrntalent entfaltete.
321. Krateros, der ritterliche Veteranenoberst, den Antigonos zu Hülfe gerufen, verlor Sieg und Leben im heißen Feldstreit gegen den griechischen Heerführer. Noch war der Krieg zwischen Antigonos und Eumenes nicht zu Ende, als An-
319. tipater starb, nachdem er den altersschwachen Polysperchon, einen kleinen epeirotischen Fürsten, der einst mit Krateros die Veteranen in die Heimath geführt, zum Nachfolger in der Reichsregentschaft eingesetzt. Ergrimmt über diese Zurücksetzung, verband sich Antipaters hochfahrender Sohn Kassander mit Antigonos und Ptolemäos, entriß seinem Gegner mit Waffengewalt die Herrschaft über Makedonien und Griechenland und ließ dann Alexanders leidenschaftliche Mutter **Olympias** die unter Polysperchons Reichsverwaltung das Maß ihrer

Frevelthaten durch die grausame Ermordung des Königs Philipp Arrhidäos 317.
und seiner Gemahlin Eurydike, einer Enkelin des ersten Philipp, und vieler makedonischen Edelleute erfüllt hatte, zum Tode verurtheilen und durch die Anverwandten der Hingerichteten steinigen. Ohne Klagen und Thränen sank die greise 316.
Königin, von Steinwürfen zerschmettert zu Boden, das Haar geschmückt und den sinkenden Leib in ihr Gewand verhüllend. Nun vermählte sich Kassander mit Thessalonike, der Schwester des großen Alexander, baute am thermäischen Meerbusen die Stadt Thessalonike und in der reichen Gegend des zerstörten Olynth Kassandreia, welche seinen und seiner Gattin Namen auf die Nachwelt bringen sollten, stellte Theben wieder her und herrschte gewaltig über das makedonische und hellenische Land. Die Königin Roxane und ihren jungen Sohn Alexander hielt der schreckliche Mann noch einige Jahre in enger Haft und ließ dann beide durch abgesandte Mörder erdolchen und in der Stille 311.
verscharren. So starb die einst bewunderte „Perle des Morgenlandes“, und zwei Jahre später trank sich der letzte Sprößling Alexanders von einer Neben- 309.
frau, der siebenzehnjährige Herakles, den Tod aus einem vergifteten Becher, den ihm auf Kassanders Anstiften der elende Polysperchon bei einem Gelage in einem hellenischen Städtchen gereicht hatte. Mittlerweile hatte Eumenes, der treueste und erfahrenste Feldherr des großen Königs, dessen Gezelt und Altar der heilige Herd des Heeres, die Dingstätte des Kriegsraths war, im fernen Osten wunderbare Waffenthaten gegen Antigonos vollbracht. Aber als „Fremdling“ beneidet und als „Schreiber“ von den waffenstolzen Makedoniern verachtet, fiel er endlich durch den schwarzen Verrath der „Silberschildner“ in seinem eigenen Heer und wurde nebst mehreren seiner Gefährten auf Befehl seines 316.
Gegners im Kerker ermordet. Nun war Antigonos Herr und Meister in Asien. Er bemächtigte sich der Schatzkammer in Susa und vermehrte die Zahl seiner Miethtruppen so sehr, daß er allen andern Feldherren Trotz bieten und sie zwingen konnte, ihn als Reichsverweser und Gebieter anzuerkennen. Da er aber nicht undeutlich merken ließ, daß er nach der Herrschaft des alexandrinischen Weltreichs strebe, und seinen Verbündeten Seleukos der Statthalterschaft von Babylonien beraubte, so vereinigte Mißtrauen und Gefahr die vier bedeutendsten Feldherren Ptolemäos, Seleukos, Lysimachos (der sich in den Besitz von Thrakien gesetzt) und Kassander (in Makedonien) zu einem Bunde wider 315.
Antigonos und seinen Sohn Demetrios. Daraus ging ein langer, mit wechselvollem Erfolg in Asien und Griechenland geführter Krieg hervor, während dessen es dem Seleukos gelang, sich (nach dem Sieg bei Gaza über Demetrios Poliorketes) mit geringer Heeresmacht in Babylonien und den östlichen Provinzen die Herrschaft zu erkämpfen, eine That, die der Mitwelt und den nachgebornen Geschlechtern so denkwürdig erschien, daß man das Jahr 312 als den Anfang einer neuen Zeitrechnung, Aera der Seleukiden genannt, bezeichnete. 306.
Dagegen erlitt Ptolemäos durch Demetrios eine große Niederlage zur See bei der Stadt Salămis auf Cypern, worauf Antigonos und sein Sohn den Königstitel annahmen, ein Beispiel, dem ihre Gegner alsbald folgten. Damit war nach langem heuchlerischen Spiel der letzte Schritt zur Auflösung des 305.
alexandrinischen Reiches gethan. Aber ein verfehlter Angriff des Antigonos auf Aegypten und der gescheiterte Versuch des Demetrios, die von den Einwohnern

heldenmüthig vertheidigte Insel Rhodos durch ungeheuere Belagerungsmaschinen (namentlich die berühmte Helepŏlis, einen Thurm von neun Stockwerken mit Schutzdächern) zu erobern, hielten das Kriegsglück noch einige Jahre schwebend;
301. bis die große **Schlacht bei Ipsos** (in Phrygien), worin der achtzigjährige Held Antigonos fiel und Demetrios floh, das Schicksal von Asien zu Gunsten der Verbündeten entschied. Während Demetrios als abenteuernder „Seekönig" sich in den griechischen Gewässern und Küstenländern umhertrieb, nahmen seine Gegner eine neue Ländertheilung vor. Es war eine gräuelvolle, schreckliche Zeit, durch keine Blume von Poesie geschmückt, durch keine Spur idealen Strebens gehoben.

297. §. 141. In Europa dauerte der Krieg fort und es gelang sogar dem Demetrios, nach Kassanders Tod das durch den Thronstreit seiner Söhne verwirrte Makedonien und Griechenland unter seine Herrschaft zu bringen
294–287. und sieben Jahre lang zu behaupten. Aber sein Uebermuth und seine Eroberungssucht stürzten ihn wieder. Er machte Anstalten, Asien von Neuem zu unterwerfen, verlor jedoch darüber nicht nur Makedonien an den tapfern, leutseligen König Pyrrhos von Epeiros, sondern wurde auch in Kleinasien durch die vereinte Macht des Lysimachos, Seleukos und Ptolemäos so sehr in die Enge getrieben, daß ihm nichts mehr übrig bleib, als sich zu ergeben. Er suchte Schutz bei Seleukos, der ihn bis an seinen Tod zu Apamea am obern Orontes in ehrenvoller Haft hielt, ihm alle Genüsse gewährte, aber durch strenge Aufsicht jede Flucht unmöglich machte. Unmuth, Schwelgerei und Wollust unter-
283. gruben hier seine riesenstarke Gesundheit in Kurzem so sehr, daß er schon im dritten Jahr der Gefangenschaft ins Grab sank: „vierundfünfzig Jahre alt legte sich der romantisch-abenteuerliche Held, dessen Wesen bisweilen an die
275. Gestalten des Mittelalters streifte, zur Ruhe". Doch gelangte sein Sohn **Antigŏnos Gonātas** endlich nach wechselvollen Schicksalen zum dauernden Besitz von Makedonien, das indessen durch die entsetzlichen Gräuel entsittlicht, durch die unaufhörlichen Kriege entvölkert und durch die Einfälle der keltischen Gallier (die den König Ptolemäos Keraunos erschlugen und dann das ganze
280. Land bis an den korinthischen Meerbusen mit Raub, Mord und Verwüstung füllten) verheert worden war. Nach vielen Theilungen und vorübergehenden Herrschaften bildeten sich zuletzt aus Alexanders Weltmonarchie folgende Staaten heraus:

1. Makedonien und Griechenland.
2. Das syrische Reich der Seleukiden.
3. Aegypten unter den Ptolemäern.
4. Pergamum, Bithynien und einige kleinere Staaten in Kleinasien.

297. Ergänzungen und Ausführungen. Nach Kassanders Tode stritten seine beiden Söhne um den Thron. Der ältere, Antipater, ermordete seine Mutter Thessalonike, König Philipps Tochter, das letzte Glied der alten makedonischen Königsfamilie, weil er seinen Bruder Alexander von ihr bevorzugt glaubte. Hierauf wandte sich der letztere um Hülfe an König Pyrrhos von Epeiros und an Demetrios Poliorketes und nöthigte mit deren Beistand seinen Bruder zur Flucht. Als aber Antipater von seinem Schwiegervater Lysimachos, zu dem er sich begeben, ermordet ward, suchte sich Alexander seines Bundesgenossen Demetrios, der Makedonien nicht mehr verlassen wollte, mit List zu entledigen. Dieser kam dem jungen Fürsten jedoch zuvor, ließ ihn tödten und wurde sodann von den Makedoniern zum König gewählt, um so mehr, als seine Gemahlin Phila, Antipaters

Tochter, ihrem Königshause verwandt war. Nun trieb er den Pyrrhos zurück und herrschte willkürlich und gewaltthätig, bis er über dem Streben, die asiatischen Länder wieder zu gewinnen, Alles einbüßte. Nach seiner Niederlage und Gefangennahme theilten sich Pyrrhos 287
und Lysimachos in die Herrschaft über Makedonien; aber von Ländergier getrieben, beraubte der letztere den Genossen seines Antheils und verband dann Makedonien mit seinen übrigen Besitzungen in Thrakien und Kleinasien. Häusliches Unglück brachte jedoch auch ihn zu Fall. Angestiftet von seiner zweiten Gemahlin Arsinoë, ließ er seinen trefflichen Sohn Agathokles durch den dämonisch leidenschaftlichen Ptolemäos den „Blitz" (Keraunos), den die Ränke seiner herrschsüchtigen Stiefmutter Berenīke um sein ägyptisches Thronrecht zu Gunsten seines Bruders Ptolemäos Philadelphos gebracht hatten, im Gefängniß ermorden; die Gemahlin des Ermordeten, Lysandra, floh sofort zu Seleukos und forderte diesen zur Rache auf. Sieger in einer entscheidenden Schlacht im Gefilde Koropedion in Phrygien, 281.
wobei Lysimachos selbst umkam, wollte sich jetzt Seleukos in den Besitz von Thrakien und Makedonien setzen. Allein er wurde von dem bei ihm weilenden Ptolemäos Keraunos bei Lysimachia am Hellespont hinterrücks durchbohrt, worauf dieser sich selbst Makedoniens bemächtigte, die Wittwe des Lysimachos zur Heirath zwang und dann deren Kinder vor ihren Augen ermorden ließ. Aber des Ptolemäos blutige Gewaltherrschaft dauerte nur kurze Zeit. Er fiel im Kampf gegen die Schwärme der Gallier, die alsdann zwei Jahre lang Makedonien in Besitz hatten und bedrückten und beraubten, bis sie endlich, von Sosthĕnes und den Edlen des Landes geschlagen, den planlosen Wanderzug fortsetzten und sich theils nach Kleinasien wandten (§. 146), theils als Soldknechte dienten; darauf gelangte Antigonos Gonatas zur Herrschaft, aus der er jedoch noch einmal vorübergehend gedrängt wurde durch den aus Italien zurückgekehrten Pyrrhos von Epeiros 274.
(§. 184). Erst als dieser vor Argos seinen Tod gefunden, gelangte Antigonos zum ungestörten Besitz von Makedonien und Griechenland. 272.

A. Makedonien und Griechenland.

Griechenlands letztes Ringen. Der achäische Bund.

§. 142. **Der lamische Krieg** (§. 128, so genannt, weil die thessalische Stadt Lamīa den Mittelpunkt desselben bildete), in welchem wie in alter Zeit athenische Bürger und Bundesgenossen Aetoler, Argeier, Eleer u. A.) unter dem trefflichen Feldherrn Leosthĕnes ins Feld rückten, nahm an- 323.
fangs eine günstige Wendung für die Hellenen. Leosthenes erzwang sich den Durchgang durch ganz Böotien, besiegte die Makedonier in Thessalien und brachte die Einwohner dieses Landes zum Anschluß an das griechische Bundesheer. Antipater wurde in Lamia enge belagert und war schon der Uebergabe nahe, als der Tod des wackern Anführers Leosthenes bei einem Ausfalle und die Ankunft des Feldherrn Leonnatos aus Asien dem Kriege eine andere Gestalt gab. Zwar wurde Leonnatos von den Griechen in einer offenen Feldschlacht überwunden und getödtet; allein Antipater gewann darüber Zeit zum Abzug aus der belagerten Stadt; er verband sich mit dem tapferen Kratĕros und überfiel dann unerwartet mit verstärkter Streitmacht die hellenischen Truppen, die schon im Begriff waren, sich aufzulösen. Das **Treffen bei Krannon** entschied wider die Griechen. Athen, von den Bundesgenossen verlassen, 322.
mußte in die harten Friedensbedingungen willigen, die Antipater mit Phokion und Demădes, den Häuptern der makedonischen Partei, festsetzte, und die den Untergang der demokratischen Verfassung herbeiführten. Die Theilnahme an der Staatsgewalt wurde von dem Besitz eines bestimmten Vermögens abhängig gemacht und über 12,000 Bürger, die den geringsten Ansatz von 2000 Drachmen

nicht besaßen, ihres Vollbürgerrechts verlustig erklärt und gezwungen, sich in einer thrakischen Strafcolonie ansiedeln zu lassen, wenn sie nicht vorzogen auf attischer Erde als Lohnknechte in Armuth und Dienstbarkeit ihre Tage zu verbringen, oder als heimathlose Bettler in den hellenischen Landen und Pflanzstädten umherzuirren. Eine Anzahl reicher Aristokraten, den rechtschaffenen, aber für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes wenig empfänglichen **Phokion** an der Spitze, führte unter dem Schutze einer makedonischen Besatzung in der Hafenstadt Munychia das Regiment. Die Häupter der Kriegspartei flüchteten sich, wurden aber von den heiligen Stätten, wo sie Schutz suchten,
322. weggerissen; **Demosthĕnes** tödtete sich am Altare des Poseidontempels zu Kalauria an der argolischen Küste durch Gift, um nicht in die Hände seiner Feinde zu fallen; er wollte als freier, vaterländischer Mann sterben, wie er gelebt. „Eine herrliche Zufluchtsstätte ist der Tod!" rief er dem makedonischen Parteigänger Archias zu, der ihn gefangen nehmen wollte, „er bewahrt vor Schande!" Seine Asche wurde später in der Vaterstadt beigesetzt, sein Gedächtniß blieb in hohen Ehren. Glücklicher waren die Verfolger bei anderen Geächteten; der Redner Hyperīdes wurde mit einigen seiner Gesinnungsgenossen dem Antipater ausgeliefert und martervoll hingerichtet. Aber auch Phokion mußte einige Jahre nachher in einem Alter von 85 Jahren nebst mehreren Gefährten den Gift-
318. becher trinken, als während der Parteikämpfe in Makedonien zwischen Polysperchon und Kassander die Demokraten in Athen kurze Zeit wieder zur Herrschaft gelangten und die Weggeführten und Heimathslosen zurückkehrten. Doch trat bald darauf, durch Kassanders Einfluß, sein Freund **Demetrios der Phalereer**, ein kluger Staatsmann, Redner und Philosoph aus Aristoteles' Schule und ein warmer Beförderer der Künste und Wissenschaften, aber auch der Sinnengenüsse und Prachtliebe, an die Spitze des athenischen Staats. Sein
317–307. Einfluß während seiner zehnjährigen Verwaltung hatte zur Folge, daß Genußsucht und Weichlichkeit die edlern Regungen und die Liebe zu Freiheit und Vaterland erstickten und Wohldienerei gegen Mächtige Ehrgefühl und Menschenwürde untergrub. Dies zeigte sich besonders, als der talentvolle, schöne, aber allen
307. 304. und 302. Lastern und Lüsten fröhnende **Demetrios Poliorketes** (§. 141) sich wiederholt Athens bemächtigte und durch die schamloseste Unsittlichkeit und Schwelgerei jedes moralische Gefühl ertödtete; dafür verehrten ihn die Athener wie einen Gott, errichteten ihm Altäre und Statuen und theilten die Ausschweifungen des Wollüstlings, der unter der Maske eines Befreiers genaht war. Es war eine gottvergessene Zeit voll Gräuel und Entartung; nur in dem Redner Demochăres, des Demosthenes Schwestersohn, glühte noch ein Funken von dem heiligen Feuer früherer Tage. Durch Burgbesatzungen und Festungen (die „drei Fesseln" Demetrĭas, Chalkis, Akrokorinth) war Hellas an Makedonien gekettet. Noch einmal versuchte Athen unter Glaukon, dem „Wassertrinker", und Chremonĭdes sich der makedonischen Herrschaft zu entziehen.
266–263. Umsonst. Nach einem dreijährigen muthigen Kampfe mußte sich die erschöpfte Bürgerschaft ergeben und dem fremden Machthaber Zins- und Dienstpflichten leisten. Dieser Ausgang des letzten „Freiheitskrieges" war der Todesstreich für Athen. Es verschwand als politische Macht von der Weltbühne, wenn auch noch Menschenalter lang Sitz vielartiger Bildung, Gelehrsamkeit und geistigen Lebens.

§. 143. Unter Demetrios' Sohn **Antigŏnos Gonătas** fand die makedonische Herrschaft einen heftigen Widersacher in dem **achäischen Bunde**, dem **Arătos von Sikyon** eine solche Macht und Bedeutung verlieh, daß er nach der Hegemonie vom Peloponnes, ja von ganz Griechenland streben konnte. Dieser Bund, welcher sich an die seit uralten Zeiten zwischen den zwölf achäischen Städten bestehende Eidgenossenschaft anlehnte, war der letzte kräftige Trieb, der an der Wurzel des verdorrten hellenischen Freiheitsbaumes anschlug. Er stellte sich die Aufgabe, das griechische Staatswesen aus der Zerrissenheit und Vereinzelung seiner städtischen Sonderinteressen herauszureißen und durch Gründung eines föderativen Gemeinwesens wieder Nationalsinn, Kraft und Einheit zu erzeugen. Der speerschwingende „Zeus der Versammler" (Homagyrios) und die „panachäische Demeter", die uralte geheimnißvolle Gottheit von Aegion mit dem Siegeskranze, wurden als die Schutzgötter der neuen Einigung verehrt. Nachdem es dem wackern Aratos gelungen, seine Vaterstadt, das reiche und kunstsinnige Sikyon, von ihrem Tyrannen Nikŏkles zu befreien und zum Anschluß an den aus selbständigen demokratischen Gemeinwesen be- 251. stehenden und von Oberfeldherren (Stratēgen) und einem Bundesrath nebst Staatsschreiber (Grammateus) regierten achäischen Bund zu 243. bewegen, befreite er **Korinth** von der makedonischen Besatzung und führte auch diese Stadt mit ihrer festen Burg dem Bunde zu. Bald folgten Megăra, Trözēne, Epidauros u. a. O. Dieser Aufschwung der Achäer erregte den Neid der übrigen Staaten. Die Makedonier nahmen unter König Deme- Demetrios II. trios II., dem Sohn des Antigonos Gonatas, eine drohende Haltung an und 240—230. verbanden sich mit den waffengeübten, rauhen und wilden **Aetoliern**, die nach einem langjährigen wenig bemerkten „Stillleben" ihre offenen, demokratisch regierten Flecken ebenfalls zu einem Bunde vereinigt hatten, aber ohne staatliche Einheit, mehr zum Schutze ihrer Raubzüge, als zur Stärkung eines auf sittlicher Grundlage beruhenden Staatswesens. Vor allen aber betrachtete Sparta, das seine frühere Hegemonie über die peloponnesischen Staaten noch nicht vergessen hatte, und wo gerade zwei hochherzige Könige Agis IV. und **Kleomĕnes** III. bemüht waren, die alte Kraft und kriegerische Tugend zurückzuführen, mit Groll und Eifersucht die emporstrebende Macht des achäischen Bundes im Peloponnes. Seitdem man nämlich in Sparta die Bestimmung getroffen, daß mehrere Güter-Loose an Einen Besitzer fallen durften (§§. 120. 124), war allmählich alles Grundvermögen in die Hände weniger reichen Oligarchen gekommen, welche nun durch die aus ihrer Mitte gewählten Ephoren den Staat regierten. Das ganze Grundeigenthum der dorischen Stadtgemeinde befand sich in den Händen von etwa hundert reichen Familien; die übrigen spartanischen Bürger waren vermögen- und rechtlos geworden und durch Schulden in die drückendste Abhängigkeit von den Reichen gerathen, die sich der Schwelgerei und Ueppigkeit hingaben, indeß die Andern darbten. Die Ringschulen standen leer, die gemeinschaftlichen Mahlzeiten mit spärlicher Kost hatten sich aufgelöst, kostbares Hausgeräthe und reichliche Gastmähler waren an die Stelle der alten Mäßigkeit und Einfachheit getreten. Die Lage der Periöken, die sich durch Gewerbfleiß und Handel zu Wohlstand aufgeschwungen, ja selbst die Stellung der Helōten, die doch wenigstens ihr tägliches Auskommen

hatten, war weit besser als die der verarmten Spartiaten. Diesem Uebelstande suchte Agis dadurch abzuhelfen, daß er auf Abschaffung der Ephorenwürde, auf Vernichtung der Schuldbriefe, auf neue Gütervertheilung und auf Wiederstellung der lykurgischen Einrichtungen und der altdorischen Strenge und Einfachheit drang. Aber das Unternehmen scheiterte an der Selbstsucht der Reichen. Agis, im Felde gegen
241. die Aetolier unglücklich, wurde von seinen Feinden gestürzt, aus dem Heiligthum, wo er Schutz gesucht, gelockt und nebst seiner hochsinnigen Mutter und Großmutter, die sich edelmüthig zur Herausgabe ihres großen Vermögens verstanden, grausam erdrosselt; ein feuriger, großmüthiger Heldenkönig, jung an Jahren und schön von Gestalt, dessen lebhafte Phantasie erfüllt war von der Größe und Herrlichkeit des altspartanischen Waffenstaates. Bessern Fortgang
Kleomenes III. 236–220. nahm der gleiche Versuch des Königs Kleomenes, der sich mit Agis' hochherziger, freiheitbegeisterter Wittwe vermählte. Ein glücklicher Feldzug gegen den achäischen Bund, der sich mittlerweile durch den Anschluß von Argos, Megalopŏlis und andern Städten erweitert hatte, gab ihm den Muth zu einer entschlossenen That. Er ließ plötzlich die Ephoren bei einem Mahle überfallen und tödten, ächtete achtzig der angesehensten Oligarchen und führte dann vermittelst einer Volksversammlung jene radicalen Reformen ein, von denen allein Sparta's Wiedergeburt ausgehen konnte. Ein neuer Geist kam nunmehr über den verjüngten Staat; die alte spartanische Kriegstugend, Einfachheit und schlichte Sitte kehrten wieder; der tapfere König, durch die neue Staatseinrichtung mit größerer Macht ausgerüstet, brachte Argos und Mantineia zur Unterwerfung und suchte seiner Vaterstadt die alte Vorherrschaft im Peloponnes wieder zu erringen. Dies weckte den Neid des Arātos, in dessen enger Seele keine Begeisterung für Griechenlands Verjüngung Raum fand; als daher Kleomenes Anstalten zur Belagerung von Korinth traf, wies er dessen Friedensanträge zurück, rief den
Antigonos Doson 230–221. makedonischen König Antigŏnos Doson zu Hülfe und stellte, nachdem er ihm die Akropolis von Korinth übergeben, den achäischen Bund unter Makedoniens Schutz, eine schmachvolle That, die auf sein ganzes Leben einen düstern Schatten warf. Dieser vereinten Macht vermochten die Spartaner nicht zu widerstehen. Kleomenes mußte Argos wieder aufgeben, mußte zusehen, wie Mantineia zerstört und seine Bewohner theils erschlagen, theils in Knechtschaft geführt wurden; und als er unfern Lakoniens Nordgrenze einen
222. Hauptschlag wagte, verlor er durch die **Niederlage von Sellāsia** alle Vortheile seiner bisherigen Bemühungen. Von einer kleinen Schaar Getreuer umgeben, entkam Kleomenes nach Sparta, wo er, sein Haupt an eine Säule gelehnt, einer kurzen Ruhe genoß seine Mitbürger zur Ergebung ermahnte und dann unverweilt der Meeresküste zueilte, um nach Alexandreia überzuschiffen, wo sich bereits seine Mutter und seine Kinder befanden. Hier suchte er von dem ägyptischen Hof Unterstützung zur Befreiung seiner Vaterstadt zu erlangen; als er der Gewährung seiner Bitte nahe war, starb König Ptolemäos Euergetes, und sein Nachfolger, von andern Einflüssen abhängig, versagte nicht nur jede Hülfe, sondern ließ sogar Kleomenes mit seinen Gefährten in der Burg gefangen setzen. Da stürzten sie eines Tages mit Dolchen bewaffnet auf die Straßen der ägyptischen Hauptstadt, riefen das Volk zur Freiheit auf und stießen

dann, als ihr Ruf bei der erstaunten Menge keinen Anklang fand, sich selbst die Dolche ins Herz. So starb Kleomenes, nach Polybios' Ausspruch ein von 220.
Natur wahrhaft fürstlicher und königlicher Mann von seltenen Gaben und Tugenden, dem die Begeisterung für eine untergegangene große Zeit und für ein todtes Recht inmitten einer gesunkenen Bevölkerung den Untergang gebracht. Seine Mutter und seine zwei Kinder, so wie die schöne und züchtige Wittwe des Panteus, des jüngsten unter den königlichen Gefährten, starben auf Befehl des rachsüchtigen, schwelgerischen Ptolemäers durch die Hand des Henkers.

§. 144. Nach der Schlacht von Sellasia zog der makedonische König als schonender Sieger in Sparta ein, stellte den Rath der Alten, die Ephoren und die **Oligarchenmacht** wieder her und nöthigte die Bewohner zum Abschluß eines **Schutz- und Trutzbündnisses** (Symmachie) mit dem achäischen Bunde, der nunmehr unter Makedoniens Oberhoheit stand. Nach seiner Rückkehr starb Antigonos Doson plötzlich an den Folgen eines Blutsturzes, und an seine Stelle trat der junge, hoffnungsvolle **Philipp III.**, für den jener Philipp III.
bisher das Reich treu und gewissenhaft verwaltet hatte. Philipp war ein rascher, 221–179.
unternehmender Jüngling, der mit der Zeit große Kriegstalente entfaltete, aber für Griechenland keine Liebe besaß und zur Erlangung der erstrebten „Weltherrschaft" alle Mittel für erlaubt hielt. Im Anfang seiner Regierung brach zwischen den **Achäern** und **Aetolern** wegen eines Freibeuterzuges der letztern in das heerden- und triftenreiche Messenien der sechsjährige „Bundesgenossenkrieg" aus, 221–215.
in welchem der Peloponnes hart mitgenommen und viele Orte von den räuberischen Aetolern und Freischaaren schrecklich verheert wurden. Gut und Leben waren ohne alle Sicherheit, selbst die Tempel der Götter wurden schonungslos geplündert. Dieser verderbliche Krieg brach die letzten Kräfte der griechischen Staaten und raubte dem von wilder Parteiwuth zerrissenen Sparta, das aus Haß gegen die Achäer sich dem ätolischen Bunde angeschlossen, vollends alle Macht und allen sittlichen Halt. Als daher, nach des Aratos Vergiftung durch 213.
makedonische Tücke, der tapfere und hochsinnige **Philopömen** Oberhaupt (Stratege) des achäischen Bundes wurde und die feindseligen, von dem rauhen, waffenkundigen Tyrannen **Machanidas** beherrschten Lakedämonier mit Krieg überzog, vermochten diese nicht lange zu widerstehen. Machanidas wurde in der **Schlacht von Mantineia** besiegt und von Philopömens eigener Hand getödtet, eine 206.
That, die in den **nemeischen Spielen** von dem versammelten Griechenland mit allgemeinem Beifall begrüßt wurde. Seitdem war Sparta's Ansehen vollends dahin, und wenn auch die Verwirrung die bald darauf durch die Einmischung der Römer (§. 196) über Griechenland kam, den gänzlichen Untergang noch einige Zeit verzögerte, so war doch der Fall der einst ruhmgekrönten lakonischen Hauptstadt, wo nach Machanidas der grausame Tyrann **Nabis** eine blutige Zwingherrschaft übte, nicht mehr fern. Achtzehn Jahre nach der 188.
Schlacht von Mantineia rückte Philopömen vor die Mauern von Sparta, wo kurz zuvor Nabis von den Aetolern bei einer Heerschau erschlagen worden war, ließ achtzig der angesehensten Bürger hinrichten und zwang dann die gedemüthigte Stadt dem achäischen Bunde beizutreten, dessen Verfassung anzunehmen und die lykurgischen Einrichtungen vollends abzuschaffen. Der ewige Hader, der von dem an zwischen den alten Feinden bestand, beförderte die Herrschaft

der Römer, die sich als Schiedsrichter zwischen die streitenden Parteien ein-
183. drängten. — Wenige Jahre nachher gerieth Philopömen bei einem Kriege wider die Messenier, die sich unter dem Tyrannen **Deinokrätes** von dem achäischen Bunde unabhängig machen wollten, in die Gewalt der Feinde, und mußte den Giftbecher trinken. Nach dem Tode dieses „letzten Griechen", der das ritterliche Wesen eines tapfern Feldherrn mit der Gewandtheit eines feingebildeten Staatsmannes verband und dessen schlichte Einfachheit, Geradheit und Wahrhaftigkeit an die alten Heldengestalten eines Aristeides und Epaminondas erinnerte, sank die Macht des achäischen Bundes, daher die Römer sich bald ohne harten Kampf des ganzen Landes bemeistern konnten (§. 198). Die von ihnen anfangs gewährte Befreiung aller hellenischen Staaten von der makedonischen Herrschaft beschleunigte die Auflösung und führte die Parteiwuth und das Banditenunwesen zu solcher Höhe, daß Leben, Gut und Eigenthum ohne alle Sicherheit waren, daß unter den socialen Kämpfen der Armen und Verschuldeten gegen die Reichen und Besitzenden die Grundfesten der Gesellschaft wankten, und daß die endliche Unterwerfung unter das römische Gesetz als eine Wohlthat erschien.

Nabis, ein Schaarenführer von unbekannter Herkunft, errichtete auf den Trümmern der lakedämonischen Verfassung einen „Söldner- und Freibeuterstaat". Voll Haß gegen die altspartanische Bürgerschaft, von deren Reichthümern und ererbtem Kriegsruhm er Gefahr für seinen unbedingten Militärdespotismus fürchtete, suchte er den ganzen Stamm auszurotten. Er schaffte durch Mord und Verbannung die angesehensten und reichsten Bürger aus dem Wege, verheirathete ihre Weiber und Töchter mit seinen, aus den verworfensten Frevlern aller Länder gebildeten Söldnern oder mit befreiten Heloten und Periöken und theilte mit dieser Rotte das eingezogene Vermögen der Getödteten oder Entflohenen. Gestützt auf diese neue Bevölkerung von Straßenräubern, Mördern, Bösewichtern, führte Nabis einen Vertilgungskrieg gegen Alle, die durch Geburt, Wohlstand, Ansehen und Ruhm vor der Menge hervorragten, wüthete mit Folter, Kerker und Beil gegen die altbürgerlichen Geschlechter, die sogar in den fremden Freistätten nicht gegen die Dolche seiner gedungenen Banditen sicher waren, und machte das wohlbefestigte Sparta zu einem Räuberlager, wo verwegene, waffengeübte Schaaren in kameradschaftlicher Gleichheit dem Tyrannen unbedingt zu Willen waren; und damit doch noch ein Schein von Gottesfurcht und geheiligtem Recht sich erhielte, wurde die Menge mit Gebeten und religiösem Schaugepränge beruhigt.

B. Asien und Aegypten.

1. Das syrische Reich der Seleukiden.

§. 145. Unter Alexanders Nachfolgern waren **Seleukos** (**Nikātor**) und **Ptolemäos** die glücklichsten. Dem erstern gelang es, nach langen erfolgreichen Kriegen sich alle Länder vom Hellespont und Mittelmeer bis zum Indus und Jaxartes zu unterwerfen. **Syrien** und **Mesopotamien** bildeten jedoch das Hauptland, wo die heimischen Namen der Landschaften und Städte gleichsam ein „asiatisches Makedonien" erkennen ließen. Hier hatte bereits der erste Seleukos das glänzende **Antiocheia** am Orontes gegründet, womit nur noch **Seleukeia** am Tigris wetteifern konnte. Durch diese wie durch die vierzig andern Städte, welche er und seine Nachfolger (**Seleukiden**) anlegten, wurde griechische Cultur und Sprache und hellenisches Wesen immer mehr im Orient herrschend. Aber zu der griechischen Bildung und Civilisation

gesellte sich orientalischer Luxus und asiatische Weichlichkeit, wozu die durch hohe Besteuerung und Handelsverkehr zusammenfließenden Reichthümer die Mittel boten. Lüste und Laster aller Art schlugen ihren Sitz am Hofe auf und übten ihren erschlaffenden und entsittlichenden Einfluß auf das Volk. Nirgends zeigte sich der Knechtssinn in so niederträchtiger Gestalt, nirgends sanken die Unterthanen zu so entehrender Schmeichelei herab, als im syrisch-babylonischen Reich. Sie errichteten ihren Königen nicht blos Tempel und Altäre und erwiesen ihnen göttliche Ehre, sie gaben dem zweiten Antiochos sogar den Beinamen „Gott". Die Religion wurde zu einem griechisch-morgenländischen Mischcult und Mythenconvolut entstellt. Blutige Gräuel, Herrschaft von Weibern und Günstlingen, allgemeine Verworfenheit und Sittenverderbniß bilden, neben wechselvollen blutigen Kriegen gegen Aegypten, gegen die Völker Kleinasiens, gegen empörte Landschaften im Osten den Inhalt der Geschichte der Seleukiden, unter denen nur **Antiochos** III. (der Große) wegen seiner Feldzüge nach Baktrien und Indien, seiner Kriege mit Aegypten und seines unglücklichen Kampfes wider die Römer (§. 197) Erwähnung verdient. Als er einige Jahre nach der Schlacht bei Magnesia in Elymais, südlich vom kaspischen Meer, den Baaltempel plünderte, um mit dessen Schätzen seine leeren Kassen zu füllen, wurde er von den Einwohnern erschlagen. Nach der Niederlage bei Magnesia hat Syrien keine zweite † 187.
Entscheidung durch die Waffen gesucht. Seitdem die Römer festen Fuß in Asien gefaßt, nahm ihre Macht in Syrien von Jahr zu Jahr zu, bis endlich Pompejus das Reich in eine römische Provinz umwandelte. Ein Reich, das 64.
ohne inneres Band aus den verschiedensten Völkerschaften zusammengesetzt war, wo keine volksthümliche Gemeindeverwaltung, keine landschaftliche Vertretung, keine Selbstregierung irgend einer Art Freiheitssinn und Vaterlandsliebe erzeugten, konnte nur durch das Schwert, mit dem es gewonnen worden, zusammengehalten werden und mußte daher mit der Abnahme der kriegerischen Kraft, bei der unbeholfenen und mangelhaften Heerverfassung den Feinden unterliegen.

Reihenfolge der ersten Seleukiden. Seleukos Nikator († 280); Antiochos I. Sotēr († 263); Antiochos II. der Gott (Theos), vergiftet durch die Königin Laodike (247), die er seiner ägyptischen Gemahlin Berenike zu Liebe sammt ihren Kindern vom Hofe entfernt hatte. Mit teuflischer Wuth verfolgte nunmehr das rachsüchtige Weib, deren Sohn Seleukos den Thron des ermordeten Vaters einnahm, ihre bevorzugte Nebenbuhlerin, ließ ihr Kind und dann sie selbst tödten und füllte das Reich mit blutigen Gräueln. Seleukos II. Kallinīkos starb 227 in einem unglücklichen Gefecht gegen Attalos I. von Pergamum; sein Bruder Antiochos, mit dem er lange um den Thron gestritten, fiel unter den Streichen keltischer Meuchelmörder; Seleukos III. Keraunos († 224); Antiochos III. († 187); Seleukos IV. Philopator († 176).

§. 146. Unter so kraftlosen und lasterhaften Regenten, wie die meisten Seleukiden waren, gelang es einigen unternehmenden Männern, kleine selbständige Staaten zu grün- c. 250.
den. So machten sich die kriegerischen wohlberittenen Parther (in der heutigen Bucharei) unter der Anführung des Arsākes, eines streitbaren Häuptlings skythischer Wanderhorden, unabhängig und dehnten bald durch glückliche Kriege ihre Grenzen bis zum kaspischen Meere aus. Hundert Jahre später umfaßte das parthische Reich der Arsakiden bereits c. 150.
alle Länder zwischen dem Euphrat und Indus und widerstand allein mit Glück den Waffen der welterobernden Römer. In Parthien, wie in Baktrien und dem medischen Königreich Atropatēne, erhielt sich die altpersische Feuerreligion, „von einzelnen Strahlen geläuterter Hellenenphilosophie getroffen", Jahrhunderte lang im Volke und bildete einen

Damm gegen den überwältigenden Hellenismus. — Kleinasien hatte anfangs Alexanders tapferer Feldherr Lysimachos größtentheils mit seinem Königreich Thrakien verbunden; als ihn aber häusliches Unglück in seinem Alter in Kriege verwickelte, in denen er selbst fiel und der größte Theil seines Reichs in die Hände des Seleukos gerieth, bildeten sich in Kleinasien einige kleinere unabhängige Staaten, besonders: 1) Galatien,
279. das von Schaaren gallischer Völker, die lange Makedonien und Griechenland verheerend
241. durchzogen, nach ihrer Niederlage bei Delphi gegründet und durch den Sieg bei Ankyra über Seleukos befestigt wurde. Es zerfiel nach den Stämmen der Trokmer, Tektosagen und Tolistobojer in drei Gaue mit den Städten Ankyra, Pessinus, Tavia und in zwölf Bezirke (Tetrarchien), deren jeglicher von einem sogenannten Vierfürsten (Tetrarchen) für den Krieg, einem Richter (Dikasten) für Friedensgeschäfte regiert wurde. Der große Bezirksrath von 300 Mitgliedern entschied, im Eichenhain (Dryänetum) versammelt, über peinliche Angelegenheiten. Krieg und Waffendienst, den die Galater als Söldner der verweichlichten Nachbarn übten, war neben den Raubzügen in die umliegenden Landschaften ihr Hauptgewerbe. Dem glücklichen Kampf wider sie verdankte Attălos seine Erhebung zum König von Pergamon. 2) Das Königreich Pergămon, wo seit der Mitte des dritten
Eumenes I. 263–241. Jahrhunderts Eumenes I., Attălos und Eumenes II., Kenner und Förderer der Wissenschaften und Künste, aber auch Wohldiener und Schmeichler der Römer, regierten, und 3) das Königreich Bithynien, wo während derselben Zeit Nikomēdes, sein
Nikomedes I. 281–246. Sohn Prusias und dessen unnatürlicher Sohn Nikomedes II., der Mörder seines Vaters, herrschten. Auch hier wurden neue Städte angelegt (Lysimachīa in Thrakien, Nikomedeia in Bithynien u. a.), die sich zu hohem Glanz erhoben und civilisirend auf die barbarischen Völker der Umgegend einwirkten. Pergamon (wo man das aus Ziegen- und Eselshäuten verfertigte Pergament erfand) wetteiferte mit Alexandria in der Pflege griechischer Kunst und Wissenschaft, und seine Bibliothek war nach der alexandrinischen die
Attalos I. 241–197. berühmteste. König Attălos I., ein reicher und freigebiger Gönner aller Künstler und Gelehrten, bewirkte durch seinen Kunstsinn, daß in Pergamum die Malerei einen hohen Grad technischer Vollendung erreichte. Noch jetzt geben die Ruinen des Asklepiostempels, die aus der Erde starrenden Simse und Metopen, die schönen Eierstäbe, die cannelirten Säulen und die reich mit Akanthusblättern verzierten Kapitäle Zeugniß von der ehemaligen Pracht der Königsstadt Pergamon. Trotz des Glanzes des Hofes und
Eumenes II. 197–159 trotz des Titels des Staatsoberhauptes behielt das pergamenische Gemeinwesen immer einen städtischen, republikanischen Charakter, wie Florenz unter den Mediceern. Des Attalos Sohn und Nachfolger Eumenes II. wandelte in des Vaters Wegen (vergl. §. 197).

2. Das ägyptische Reich der Ptolemäer.

§. 147. Unter den drei ersten Ptolemäern war Aegypten, wie in den Tagen der Pharaonen, eine gebietende Macht, und die neue Königsstadt Alexandreia überbot an Schätzen, Pracht und Kunstblüthe die alten Hauptstädte Memphis und Theben. Handel, Verkehr, Industrie standen in seltener Blüthe, wozu die günstige Lage des Landes nicht wenig beitrug. Mit Arabien und Indien wurden Handelsverbindungen angeknüpft, der alte Kanal des Necho (§. 29) wieder fahrbar gemacht, Karavanenstraßen zu den Wüstenvölkern nach Süden und Westen geöffnet, das Mittelmeer mit Handelsschiffen befahren und von Seeräubern gereinigt, an den Küsten des rothen Meeres Städte und Waarenplätze gegründet, die für den Weltverkehr so wichtigen Länder Phönizien und Palästina, so wie die Südküste Kleinasiens und viele Inseln, wie Samos und die Kykladen, dem Reiche beigefügt. Die Hauptträger dieses neuen Cultur- und Industrielebens waren Griechen, die, über das ganze Land zerstreut und in den Städten angesiedelt, das spröde Wesen der Eingebornen in Bewegung setzten und zur Theilnahme an der Regsamkeit und Thätigkeit hinrissen. Um aber dem vorurtheilsvollen und am Ueberlieferten hangenden Volke keinen An-

stoß zu geben, verfuhren die ersten Ptolemäer mit großer Klugheit und Schonung. Sie ließen die hierarchischen Ordnungen, das Kastenwesen und die alte Landeseintheilung bestehen und vermieden alle eingreifenden Veränderungen. Die Religion bestand aus einer Mischung griechischer und ägyptischer Elemente; den Mittelpunkt bildete der prachtvolle Serapis- und Isisdienst, auf den der Cultus der hellenischen Naturmächte der Unterwelt übertragen ward; Alexandreia wurde der Sitz einer Weltliteratur, die hellenistische Sprache die Hof-, Gerichts- und Amtssprache.

Die Ptolemäer. Ptolemäos Lagi oder Sotēr, der kluge Stifter des Ptolemäerreiches, (Ptolemäos Lagi oder Soter † 280.) das seinen Halt und Mittelpunkt in dem abgeschlossenen, schwer zugänglichen Nilthale hatte und seine Arme über das griechische Kyrēne in Nordafrika und über Phönizien, Palästina und Cölesyrien mit dem cedernreichen Libanon und Antilibanon ausstreckte, legte den Grund zu den drei Einrichtungen, worauf Aegyptens Größe beruhte, zu der großen Militär- und Seemacht, zu einem sehr ausgedehnten und gegliederten Verwaltungs-, Steuer- und Gerichtswesen unter monarchischer Unbeschränktheit und zu dem weltberühmten **Museum**, das mit dem Königspalast in Verbindung stand und die Räume für die alexandrinische Bibliothek mit ihren zahlreichen Bücherrollen und die Wohnungen für Gelehrte und Dichter enthielt. Sein Sohn und Nachfolger **Ptolemäos Philadelphos** verlieh den (Ptolemäos Philadelphos † 247.) Schöpfungen seines Vaters weitere Ausdehnung und festern Halt. Er umgab seinen Hof mit einer verschwenderischen Pracht und mit unerhörtem Luxus und schmückte seine Hauptstadt mit allen geistigen und sinnlichen Genüssen, die Reichthum und Bildung gewähren können. 740,000 ägyptische Talente (etwa 900 Mill. Thaler) wurden unter den beiden ersten Ptolemäern in den Schatzgewölben angesammelt, die Jahreseinkünfte bis zu 14,800 Talenten (über 18 Mill. Thlr.) gesteigert. **Ptolemäos Euergĕtes** (Wohlthäter) verband mit der Liebe (Ptolemäos Euergetes 247—221.) zu Kunst und Wissenschaft Muth und Kriegstugend. Er erschütterte durch einen glücklichen Krieg die schlaffe Seleukidenmacht, dehnte die Grenzen seines Reichs nach allen Seiten aus und schuf dem Handel und Verkehr (namentlich dem Karavanenhandel) neue Wege. In Abyssinien an der Troglodytenküste, in Süd-Arabien, wo die Sabäer und Homariten seßhaft waren, und im Aethioperlande wurden Ansiedelungen gegründet und die für Handel und Schifffahrt wohlgelegene Insel Cypern dem Reiche dauernd beigefügt. In Kleinasien wurden die südlichen Landschaften Karien, Kilikien und Lykien den Seleukiden entrissen und mit neuen Städten geschmückt (Berenike, Arsinoe, Philadelphia). Von einem dreijährigen Rache- und Beutezug (246—243) in das syrische Reich brachte Ptolemäos Euergetes bei 40,000 Silbertalente, eine Unzahl kostbarer Gewänder und Gefäße und an dritthalbtausend Götterbilder nach Aegypten zurück. Die großsprecherische Inschrift von Adula berichtet über diesen Zug Folgendes: „Der Herr zog aus nach Asien mit Heeresmacht zu Fuß und zu Roß, mit Schiffgeschwadern und troglodytischen und äthiopischen Elephanten, die sein Vater und er zuerst in jenen Gegenden eingefangen und in Aegypten zum Kriegsdienst abgerichtet hatten. Nachdem er nun alle Lande diesseit des Euphrat, Kilikien, Pamphylien, Jonien, den Hellespont und Thrakien nebst den Heerschaaren und Elephanten bezwungen und die Fürsten unterworfen, überschritt er den Euphrat und machte sich unterthänig Mesopotamien, Babylonien, Susiana, Persis, Medien und das übrige Land bis gen Baktriana; und nachdem er alle Heiligthümer, welche von den Persern aus Aegypten hinweggeführt waren, hatte aufsuchen und mit den übrigen Schätzen gen Aegypten abführen lassen, sandte er Heerhaufen durch die Kanäle (des untern Euphrat und Tigris) ab.“ Des Ptolemäos Euergetes Schwester und Gemahlin (bei Alexanders Nachfolgern waren Heirathen unter Geschwistern und Verwandten nicht selten) war die schöne Berenike, von deren viel besungenem Haar ein Sternbild den Namen erhielt. Mit **Ptolemäos Philopātor** oder (Ptolemäos Philopator 221—204.) Tryphon (Schlemmer), der Grausamkeit mit der größten Schwelgerei und Ausschweifung verband, beginnt das Sinken des ägyptischen Reichs. Ein unglücklicher Krieg mit dem syrischen König Antiochos III. brachte, trotz des Sieges der Aegypter bei Raphia (217), über das Reich großes Verderben und gab, nachdem Judäa, Syrien und die Landschaften in Kleinasien verloren gegangen, den Römern Anlaß zu ihrer unheilvollen Einmischung, die unter dem minderjährigen **Ptolemäos Epiphănes**, über welchen Rom die Vormundschaft führte, sich befestigte (Ptolemäos Epiphanes 204—181.) und erweiterte, so daß die folgenden Könige ganz unter römischem Einfluß standen.

C. Die Juden unter den Makkabäern.

§. 148. Judäa war lange der Gegenstand des Haders zwischen den Seleukiden und Ptolemäern. Die letzteren bemächtigten sich mit Hülfe der streitbaren Araberstämme an der Ostgrenze zuerst des Landes und machten es zinspflichtig, ließen aber die alten Einrichtungen und den jüdischen Gottesstaat mit der mosaischen Gesetzgebung und den Traditionen der Väter bestehen. Zufrieden, wenn die Abgaben entrichtet wurden und der Hohepriester den Zins von zwanzig Silbertalenten jährlich bezahlte, gewährten die ägyptischen Könige religiöse und bürgerliche Freiheit und gestatteten, daß der Hohepriester, welchem später der hohe Rath der Siebenzig (Synedrium) zur Seite trat, über Lehre und Sitten wachte, den Religionscultus und die innern Angelegenheiten leitete und die höchsten richterlichen Entscheidungen fällte, und daß der Opferdienst und die heiligen Festzeiten in herkömmlicher Weise gefeiert wurden. Viele Juden siedelten nach Alexandria über, wo sie zu Reichthum und Macht kamen. Sie bekleideten selbst hohe Staatsämter und bereicherten sich durch den einträglichen Handel, so daß von den Gaben der auswärtigen Gläubigen sich unermeßliche Schätze in dem Jehovahtempel zu Jerusalem häuften. Aber
Antiochos d. Große 224–187. 199. durch Antiochos III. den Großen wurde Judäa nach der siegreichen Schlacht von Paneas bei den Jordanquellen den Seleukiden unterworfen und mit Steuern hart bedrückt, namentlich als derselbe um ungeheure Geldsummen einen Frieden von den Römern erkaufen mußte. Sein zweiter Nachfolger Antiochos
Antiochos Epiphanes 176–164. Epiphanes („der Erlauchte"), den das Volk seiner Laster und Frevelthaten wegen den „Unsinnigen" (Epimanes) nannte, plünderte sogar die Tempelschätze in Jerusalem und faßte den Vorsatz, die jüdischen Einrichtungen und den Jehovahdienst aufzuheben und wie in seinen übrigen Staaten griechische Cultur mit hellenischem Heidenthum daselbst zu begründen. Der Tempel in Jerusalem wurde dem Dienst des Olympischen Zeus gewidmet. Der hartnäckige Widerstand der Juden führte so grausame Verfolgungen herbei, daß sich zuletzt das zur Verzweiflung gebrachte Volk erhob und unter der Anführung des Priesters **Mattathias** aus dem erlauchten Geschlechte der Hasmonäer und seiner fünf heldenmüthigen Söhne (Makkabäer) die Syrer muthig und erfolgreich im Kleinkriege bekämpfte. In Schluchten und Höhlen sich bergend unternahmen die Rechtgläubigen (Hasidäer) Streifzüge nach allen Seiten, rissen die Altäre um, beschnitten die neugebornen Knäblein und verfolgten mit dem Schwert Abtrünnige und Heiden ohne Unterschied. Der älteste Sohn **Judas Makkabäos**,
Judas Makkabäos † 160. der begriffen hatte, „daß des Lebens bester Zehrpfennig die Kühnheit ist", dem Vater an Tapferkeit und Kriegskunst überlegen, erzwang nach einigen glücklichen Gefechten von dem folgenden König einen Frieden, wodurch die Wiedereinführung des jüdischen Gottesdienstes gestattet wurde. Aber Versöhnung und Ruhe kehrten nicht zurück; nationale und religiöse Parteiwuth zerfleischten noch lange das Land; Judas Makkabäus selbst, „der Retter Israels", fiel in der Feldschlacht an der Spitze seiner Tapfern. Allein der Muth der Hasidäer blieb ungebeugt. Des Judas Bruder Jonathan benutzte die Thronkämpfe und Zerrüttungen im syrischen Reiche, um die hohepriesterliche Würde an das Haus der Hasmonäer zu bringen; als er zu Ptolemais heimtückisch gefangen und hingerichtet
Simon † 135. wurde, trat der dritte Bruder **Simon** an die Spitze der streitbaren Hasidäer.

Er befreite Judäa gänzlich von der syrischen Botmäßigkeit und Zinspflicht und verwaltete als Fürst und Hohepriester weise und gerecht das Land und den vaterländischen Cultus. Durch ihn kamen wieder Jahre des Glücks und Wohlstandes über Judäa. Aber auch Simon starb eines gewaltsamen Todes; in Jericho fiel er durch die Mörderhand seines Gastfreundes und Eidams. Unter seinem Sohne Johannes Hyrkanos, der in Roms Bundesgenossenschaft eintrat, wurden die Grenzen des Reichs erweitert und die Idumäer (Edomiter) zur Annahme des jüdischen Gesetzes gebracht, so daß dessen Sohn Aristobūlos sogar wieder den Königstitel annahm. Aber die durch die Heldenkämpfe der Makkabäer bewirkte Blüthe des jüdischen Staates war nicht von Dauer. Nicht nur, daß das Herrschergeschlecht unter sich uneinig war und die einzelnen Glieder einander verfolgten und mordeten; innere Streitigkeiten und Sectengeist, sowie Stammeseifersucht der eigentlichen Juden auf die Samariter und Galiläer lähmten die Kraft des Volks und führten es endlich unter Roms Herrschaft. Der kriegerische Irenäus der den Königstitel mit der hohenpriesterlichen Würde verband, wüthete gegen seine besiegten Widersacher mit unmenschlicher Grausamkeit, bis er bei der Belagerung von Ragaba den Tod fand. Seine Gemahlin Salome führte die Regierung weiter; aber die Kriege und Parteikämpfe ihrer Söhne machten die Römer zu Schiedsrichtern und Herren des Landes (§. 220). Ihr Schützling Antipater, Statthalter von Idumäa war der eigentliche Gebieter; als dieser durch Gift aus der Welt geschafft ward, trat sein Sohn Herodes, der Gemahl der Hasmonäerin Mariamne, an seine Stelle, ein Fürst von hoher Kraft und Klugheit. Von römischen Truppen unterstützt, bekriegte dieser den letzten Makkabäer Antigonos und bewirkte nach der Erstürmung des Tempels und der Zionstadt die Hinrichtung desselben durch den Heerführer Sosius. Antigonos wurde in Antiochia an einen Pfahl gebunden und nach vollzogener Geißelung enthauptet. Darauf setzte sich Herodes „der Große" auf den Stuhl Davids und herrschte unter römischem Schutz als zinspflichtiger König über Judäa, begünstigt und bestätigt von Augustus. Um sich die Juden, die ihn als Fremdling haßten, geneigt zu machen, ließ er den Salomonischen Tempel vergrößern und verschönern, artete aber aus Mißtrauen und Leidenschaftlichkeit je länger je mehr in einen blutdürstigen Tyrannen aus, der gegen sein eigenes Geschlecht wüthete, seine heißgeliebte Gattin Mariamne aus Argwohn tödten ließ, auf Anstiften seines Sohnes Antipater die Söhne Mariamne's dem Henker überantwortete, und selbst, wie die heilige Sage meldet, dem zur Erlösung der gesunkenen Menschheit in die Welt gesandten **Jesus von Nazareth** nach dem Leben trachtete. Gift und Folterknechte spielten in den letzten Jahren des großen Herodes eine wichtige Rolle an dem gottvergessenen Hofe zu Jerusalem. Noch auf dem Todbette gab der fürstliche Zwingherr Befehl zur Hinrichtung seines boshaften Sohnes Antipater, der auch seinem Leben nachgestellt hatte. Herodes' Sohn Archelaos, dem Augustus den größten Theil des väterlichen Reiches mit der Hauptstadt Jerusalem überließ, vermochte die Ordnung nicht aufrecht zu erhalten. Er wurde nach Gallien verwiesen, wo er starb. Darauf kam Judäa, der Provinz Syrien einverleibt, unter die unmittelbare Herrschaft Roms.

Margin notes: Johannes Hyrkanos 135–105. — 105. — Herodes „d. Gr." seit 30 v. Chr.

§. 149. Damals bestanden bei den Juden verschiedene Secten oder Parteien, unter denen die Pharisäer („die Ausgezeichneten") und die Sadducäer (Anhänger

des Hauses Sadok) am berühmtesten sind. Beide nahmen ihren Standpunkt innerhalb des israelitischen Volksgeistes und hielten sich an das mosaische Gesetz; während aber die Pharisäer zugleich strenge Beobachter der auf Esra zurückgeführten und in stetem Zuwachs begriffenen Ueberlieferung (Tradition) waren, von der pünktlichen Erfüllung äußerlicher, kleinlicher Vorschriften und Bestimmungen himmlischen Lohn im Jenseits erhofften und im Streben nach strenger Gesetzesheiligkeit und nationaler Ausschließlichkeit mitunter auch zur Scheinheiligkeit und heuchlerischen Selbstüberhebung geriethen, suchten die meistens den höheren Ständen angehörenden Sadducäer das mosaische Gesetz, das für sie allein bindende Kraft hatte, mit griechischer Sitte und Denkweise zu versöhnen und in aristokratischer Geschmeidigkeit sich freiere Lebensansichten und feinere Weltbildung anzueignen. Der Gegensatz der beiden Parteien bestand weniger in einer dogmatischen Verschiedenheit, als in einer abweichenden Auffassung des äußeren politischen und gesellschaftlichen Lebens, in einer schrofferen und laxeren Haltung gegenüber dem jüdischen Gesetzesdienst und dem hellenischen Weltbürgerthum. Noch weiter als die Sadducäer gingen die zahlreichen in Alexandreia wohnenden Juden, die eine Vermischung jüdischer Weisheit mit griechisch-heidnischer Philosophie anstrebten und zuletzt auch die griechische Sprache redeten. Durch eine Anzahl Gelehrter dieser alexandrinisch-jüdischen Schule, nach der Tradition 72, ließ Ptolemäos Philadelphos die fünf Bücher Moses ins Griechische übersetzen und in seiner Bibliothek aufstellen. Dieses Beispiel fand bald Nachahmung, so daß im Laufe des dritten und zweiten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung auch die übrigen Schriften des A. T. ins Griechische übertragen wurden. Auf diese Weise entstand die unter dem Namen Septuaginta bekannte Bibel-Uebersetzung, die in der Folge der Verbreitung des Christenthums sehr förderlich war. Von der Vorsteherschaft der alexandrinischen Judengemeinde als authentische Quelle des nationalen Rechts anerkannt und gebraucht, erhielt das Buch von der Zahl der Beisitzer dieses Collegiums den Namen „Uebersetzung der Siebenzig." Eine andere jüdische Secte (Essäer oder Essener), aus den Hasidäern in der Makkabäerzeit hervorgegangen, glaubte am besten durch Abgeschiedenheit von der Welt, durch fromme Bußübungen (Askese) und durch Gütergemeinschaft der Ordensglieder Gott zu dienen und ihr Seelenheil zu fördern. Sie wohnten gruppenweise in der Einsamkeit an der Westseite des todten Meeres, trieben Ackerbau, Viehzucht und unsträfliche, friedliche Gewerbe, und indem jeder Einzelne auf Privateigenthum verzichtete, trugen sie sowohl Vermögen als Erwerb zu gemeinsamer Benutzung in einen Bundesschatz zusammen. Sie mieden die Ehe und enthielten sich der Fleischspeisen. Als Armenpfleger und Krankenärzte machten sie sich um die leidende Menschheit verdient. Verwandt mit den Essenern waren die ägyptischen Therapeuten, die in der Wüste am Mareotischen See in kleineren Gesellschaften um ein Bethaus wohnten, die heil. Schrift lasen und erklärten und ein beschauliches Leben mit gemeinsamen Andachten führten. Das „Buch der Weisheit" scheint eine der schönsten Früchte dieser Geistesrichtung zu sein. „Die Pharisäer bildeten den Grundstock der Nation, von dem sich die Sadducäer durch Unterordnung der religiösen Interessen unter die politischen, die Essäer durch schwärmerische Lebensweise absonderten."

Herodes. „Das Leben des Herodes", urtheilt Hitzig, „nicht blos, da er noch auf Rache sinnt, sein Streben erinnert in vielen Stücken an David; wie am Anfang der Monarchie eine mächtige Gestalt steht, so bezeichnet ein keineswegs Geringerer die endende. Gleich dem zweiten König aus niederem Geschlechte entsprungen, schwang auch der zweitletzte sich durch eigenes Verdienst empor und bemächtigte sich des Scepters, um es fortan kräftiglich zu handhaben, gerade so lange als David uber Gesammtisrael geherrscht hat. — Auch Herodes war Jagdheld, Krieger, Feldherr und als Staatsmann in so einfachen Zeitverhältnissen wohl größer, denn David; wie bei diesem fand seine orientalische Sinnlichkeit — er hatte gleichzeitig einmal neun Frauen — ihre Strafe in häuslicher Zwietracht und schlecht erzogenen Kindern; dem Einen wie dem Andern trachtete sein Erstgeborner nach dem Leben. Aber den Herodes floh auf ewig der innere Friede, weil ihm, dem liebeleeren, jener Seelenadel abging, der bei David in die herrlichen Blüthen der Poesie, der Gottergebenheit und Freundestreue gesproßt war. Als echter König hatte Herodes keinen wirklichen Freund; zitternd nahte ihm auch der Vertraute, und die Völker ehrten ihn mit Grauen. Ein Bauherr wie Salomo, ihn weit überbietend, sann er auf Werke des öffentlichen Nutzens, auf

im Raume Massenhaftes, so in die Augen fällt; aber z. B. Sprüche selbstloser, ruhig anschauender Weisheit hat er keine gedichtet. Die Ichsucht durchdrang all sein Denken und Thun, und so war er, wenn auch im Uebrigen groß angelegt, doch nur ein gemeiner Mensch; und der Mangel aller Idealität in seinem Wesen macht ihn zu einer unliebenswürdigen Erscheinung. Herodes hat Davids Königthum sogar glänzender noch einmal aufgerichtet und den Tempel Salomo's neu gebaut: wenn der Messias die Zeiten Davids und Salomo's wieder bringen sollte, so konnte es scheinen, Herodes sei der Verheißene. Ein Menschenalter nach seinem Tode gab es noch eine, vielleicht von ihm selbst gestiftete Secte der Herodianer, welche an der mit Roms Obmacht solidarischen Monarchie des römischen Königs Herodes festhielt. Jedoch Vasall Roms war er schon darum nicht der ersehnte Sohn Davids, wie auch weder nach dem Geiste, noch durch leibliche Abstammung. Hingegen, als das Meteor, welches so lange den Himmel Israels beherrscht und so manchen Stern von ihm herunter gefegt hatte (Dan. 8, 10. Offenb. 12, 4) schließlich erlosch, da schimmerte bereits in der Nacht stiller Verborgenheit die Leuchte, welche das Licht der Welt ward."

D. Die alexandrinische Cultur und Literatur.

§. 150. **Nicht nur die äußere Weltstellung nahm in der alexandrinischen Zeit eine neue Gestalt an; auch das Geistes- und Gemüthsleben, auch die Denkweise und Vorstellungen, auch die Kunst und Wissenschaft erlitten große Veränderungen. Das abgeschlossene Nationale früherer Tage verlor seine starre, spröde Natur und seine überlieferte Gesetzmäßigkeit. An seine Stelle traten Kunstgebilde, die ihren Werth bald in der Fülle des Stoffes, in der prunkenden Entfaltung dunkler Gelehrsamkeit und Vielwisserei, bald in der formalen und technischen Zierlichkeit und im rednerischen Schmucke suchten. Die literarische Thätigkeit wurde, wie die Handhabung der Waffen, das Sondergut eines eigenen Standes, der dem handelnden Leben entfremdet das gesammte Reich des Wissens ausbeutete und mit Bevorzugung des Wunderbaren, Dunkeln und Seltsamen den unermeßlichen Stoff in dichterischen oder rhetorischen Formen für die große Menge der Leser bearbeitete. So bildete sich unter den Händen eines Gelehrtenstandes eine „Weltliteratur", in welcher morgenländische Weisheit mit altgriechischem Wesen zu unnatürlichen romantischen Gebilden verbunden war. — Die Staats- und Rechtsbegriffe der alten einfachen Naturstaaten und die strenge Scheidung der Nationalitäten fanden in der neuen Weltstellung keinen Raum und keine Geltung mehr; die Macht der gegebenen Verhältnisse drängte zur Anerkennung weltbürgerlicher Anschauungen und Gesetze. — In der Religion und im Cultus ging man von den überlieferten Vorstellungen, Formen und Gebräuchen ab, theils indem man Fremdes und Heimisches vermischte und zu einer unnatürlichen Religionsmengerei und Mythenverflechtung gerieth, theils indem man mit keckem Vorwitz die alte Götterlehre als Aberglaube und Menschenerfindung hinstellte und die Volksreligion durch nüchterne Gebilde des Verstandes oder durch philosophische Speculation und praktische Sittenlehre zu beseitigen unternahm. — Die bildende Kunst diente dem wirklichen Leben, indem sie ihre Thätigkeit mehr auf die Verschönerung der Städte und Königspaläste, als auf die Aufrichtung erhabener Tempelgebäude wendete, mehr in glänzenden Monumenten und menschlichen Standbildern als in Götterstatuen ihre Meisterschaft entfaltete, oder sie huldigte dem Geschmack der Zeit am Uebertriebenen, sei es in der colossalen Größe oder in der technischen Zierlichkeit und bewußten Kunstverfeinerung (vgl. §. 127).**

Dichtkunst. a. Dichtkunst. Den nachtheiligsten Einfluß übten die neuen Zeitverhältnisse auf die Dichtkunst, wo der einfache Ausdruck des inneren Seelenlebens durch Vielwisserei und gesteigerte Künstlichkeit entstellt und überwuchert ward. Dem Leben und seinem Ernst entfremdet, ward die Dichtkunst zum Spiele, aber nicht zu dem der Kindheit, sondern zu dem des höhern reifern Alters, das mit jener zwar die Zwecklosigkeit, nicht aber die heitere Unschuld theilt, oder sich höchstens nur vorübergehend zurückzuversetzen im Stande ist. Darum fand, im Gegensatz gegen das luxuriöse und conventionelle Leben der Wirklichkeit, hauptsächlich die Idylle oder bukolische Dichtung Pflege, die poetische Schilderung eines der Natur noch nahe stehenden Hirten- und Landlebens voll Einfalt und Unschuld; eine Dichtgattung, auf die nur eine überfeinerte Zeit geräth, welche ihrer eigenen Fülle satt, mitunter gerade durch die Bilder eines einfachen Naturzustandes ihren überreizten Geschmack zu befriedigen, ihre verlangende Sehnsucht zu stillen sucht. In dieser idyllischen Dichtung wird der plastische Charakter der ältern Poesie durch eine ins Breite gehende malerische Schilderung verdrängt und an die Stelle der unbewußt schaffenden Genialität tritt das Streben, eine gesuchte Originalität in Stoff und Inhalt mit einer angenommenen, affectirten
c. 270. Natürlichkeit zu verbinden. Der bedeutendste Idyllendichter war der Sicilianer **Theokrit**, der abwechselnd in Syrakus und am alexandrinischen Hof lebte und in dorischem Dialekte, häufig auch im dialogischen Wechselgesang Gedichte vermischten Inhalts verfaßt hat, die bei aller Anmuth, welche sein Talent über dieselben zu verbreiten wußte, doch an einer gewissen Unnatur und künstlichen Geziertheit leiden. Unter seinen Nachahmern sind am bekanntesten: **Bion** von Smyrna und **Moschos** von Syrakus, die etwa hundert Jahre nach Theokrit lebten. Wie diese bukolischen Dichter hatten auch die etwas ältern Komödiendichter Menander von Athen und sein Zeitgenosse Philemon (§. 104), deren Werke jedoch bis auf wenige Bruchstücke untergegangen sind, mit ihren dramatischen Charakter- und Intriguenfiguren, ihrer weltbürgerlichen Lebensphilosophie und ihren Sittensprüchen den größten Einfluß auf die römische Poesie; dagegen waren die unter dem Namen Plejaden oder tragisches Siebengestirn bekannten Tragödiendichter, wozu auch der dunkle Kassandradichter Lykophron gerechnet wurde, ohne Talent und Bedeutung. Die im dritten Jahrhundert unter den Ptolemäern (Philadelphos, Euergetes, Philopator) in Alexandreia lebenden Dichter Kallimăchos von Kyrene und Apollonios der Rhodier haben sich mehr durch ihre gelehrten und kritischen Arbeiten im Museum und durch Reichthum des Wissens als durch ihre poetischen Leistungen ausgezeichnet. Der erstere, ein fruchtbarer Polyhistor, dichtete Hymnen und Epigramme, die noch größtentheils erhalten sind, so wie Elegien, von denen wir jedoch nur geringe Bruchstücke und die römischen Nachahmungen des Catullus besitzen; „schöpferische Gabe, feurige Einbildungskraft, vollkommene Herrschaft über Stoff und Sprache sind dem belesenen Dichter nicht abzusprechen; was ihn aber häufig steif und kalt macht, liegt in dem geflissentlichen Verknüpfen des Urbildlichen und Wirklichen, in dem Haschen nach Hofgunst. Das sogenannte Gottesgnadenkönigthum wird bei jedem Anlaß auf die junge Militärmonarchie der Ptolemäer übertragen, Macht und Gewalt als die einzige Quelle des Rechts gefeiert, Gott und Fürst in die innigste Wahlverwandtschaft gebracht." Apollonios, anfangs ein Schüler, dann ein Feind des Vorigen, hat sich besonders durch ein dem Homer nachgebildetes Kunstepos über den Argonautenzug (Argonautica) bekannt gemacht, das, einige gelungene Schilderungen und den ruhigen Fluß der Erzählung abgerechnet, mehr Fleiß und Gelehrsamkeit, als Talent und Geschmack verräth. Bei der Vorliebe der Zeit für Wissenschaft und Gelehrsamkeit mußte namentlich die Lehrdichtung Pflege finden. Und in der That gehören die Werke dieser Gattung zu den besten Productionen der alexandrinischen Periode. Besonders war die Stern- und Himmelskunde ein beliebter Stoff. So verfaßte Aratos aus der kilikischen Stadt Solö, durch Reisen und durch den Umgang mit Dichtern, Philosophen und Weisen vielseitig gebildet, auf den Wunsch des makedonischen Königs Antigonos Gonatas das aus zwei Theilen bestehende Lehrgedicht „Sternerscheinungen" und „Wetterzeichen" (Phänomena und Diosemeia) in Hexametern, dort dem Astronomen Eudoxos, hier dem Theophrast folgend. Der Vortrag ist erhaben und einfach, wiewohl ohne begeisternden Schwung; Ton und Haltung sind ernst und würdig, die Sprache rein, mitunter alterthümlich; das Ganze, von inhalt-

schweren Sprüchen durchzogen, athmet einen philosophischen Geist und fromme Gesinnung ohne Aberglauben.

Dichtung. Zu dem sogenannten tragischen Siebengestirn (Plejaden), dessen Blüthezeit unter Ptolemäos Philadelphos (c. 280) fällt, werden gezählt: Sositheos (Fragmente eines Satyrdrama's Lithyerses); Homeros der jüngere; Philiskos; Aeantiädes; Alexander der Aetolier, Dionysiädes und **Lykophron** der Dunkle aus Chalkis in Euböa. Von dem letzten besitzen wir noch ein schwer verständliches Gedicht Kassandra oder Alexandra in jambischen Senaren, Weissagungen dieser troischen Seherin, welche der verblendete Vater Priamos als Gefangene in einem Thurm mit der Aussicht auf Wald und Meer hüten läßt, über den Untergang Troja's und die Schicksale der verschiedenen Helden. Der Verfasser geht bis zur Entführung der Jo und Europa, zu den Argonauten und Amazonen zurück und schließt mit Alexander dem Großen, zieht aber dabei noch vieles Andere aus dem reichen Gebiet der Mythologie und Geschichte hinein; er „wollte eine dichterisch-historische Uebersicht und Beurtheilung der weltgeschichtlichen Kämpfe zwischen Asien und Europa geben und vom Ilischen Kriege als Mittelpunkt ausgehend in der Art rück- und vorwärts schauen, daß Schuld und Unschuld beider aufgesucht und ausgeglichen, die letzten Fäden und Verwickelungen hier in Alexander dem Großen und den Nachfolgern desselben, dort in der aufsteigenden Weltmacht Roms nachgewiesen und zur endlichen Sühne, zur friedlichen Theilung der Weltherrschaft, gewissermaßen verklärt würden". Das Gedicht, das in Anlage und Durchführung vielfach an das „Hohe Lied" des alten und an die „Offenbarung" des neuen Testaments erinnert, ist ein Schatz der seltensten Mythenkunde und enthält eine Menge geographischer und historischer Nachrichten, ist aber vom poetischen Standpunkt aus betrachtet wenig anziehend, zumal da die Form, Sprache und Ausdruck eine oft künstlich gesuchte und schwerfällige ist, welche das Verständniß des Gedichts, dem daher frühzeitig schon gelehrte Erklärer (wie Isaak Tzetzes) zu Hülfe kamen, nicht wenig erschwert. Der ganze Plan des Werks ist darauf berechnet, eine Masse des verschiedenartigsten Stoffes an einem äußerlichen Faden an einander zu reihen und keinen Begriff in seiner natürlichen Gestalt auszudrücken, sondern ihn entweder zu umschreiben, oder dem eigentlichen Worte ein anderes, schwer zu enträthselndes unterzuschieben; ein merkwürdiges Beispiel des neuen „romantischen" Geschmacks, das Weitentlegene, räumlich und zeitlich Getrennte, in der Phantasie zusammen zu fassen und in das Geschraubte, Ungewöhnliche und Unnatürliche einen Werth zu setzen.

§. 151. b) Exacte Wissenschaften und Geschichtschreibung. Wenn der poetische Flug und die dichterische Begeisterung sich nicht mehr zu der früheren Höhe zu erheben vermochten, so gediehen um so mehr die philologischen Studien und die sogenannten exacten oder realen Wissenschaften und gelangten in der alexandrinischen Zeit zu einer großen Blüthe. Gelehrte Kritiker und Grammatiker (wie Aristarch, Eratosthenes, Aristophanes u. A.) brachten die Werke der alten griechischen Dichter und Schriftsteller in Klassen, entwarfen davon ein ästhetisches Meister-Verzeichniß (den sogen. Kanon), reinigten den Text von Fehlern und Einschaltungen (Interpolationen) und erklärten die dunkeln Stellen durch Noten und Commentare. Die reiche, in dem prächtigen Museum aufgestellte alexandrinische Bibliothek bot ihnen dazu beneidenswerthe Mittel. — Besonderer Pflege und Ausbildung erfreuten sich die Naturkunde, die Astronomie und die mathematischen Wissenschaften nebst den auf deren Anwendung beruhenden technischen Künsten und Gewerben. Schon in der Blüthezeit von Hellas waren die mathematischen Wissenschaften und insbesondere die Himmelskunde dem forschenden und regsamen Geiste des griechischen Volkes nicht verschlossen geblieben, doch wurden sie immer mehr als Hülfswissenschaften für das praktische Leben, für die Zeitrechnung, für die Bestimmung und Eintheilung des Jahres und der religiösen Festzeiten, für die Festsetzung des Kalenders, als um ihrer selbst willen ausgebildet, wie denn kurz vor dem Ausbruch des peloponnesischen Krieges der Athener Meton den neunzehnjährigen Schaltkreis aufgestellt hatte, der lange Zeit im Gebrauch war. Aber die größere Bekanntschaft mit Babylonien und Aegypten brachte in der alexandrinischen Zeit die astronomische Wissenschaft den Griechen viel näher und führte zu fleißigen Bearbeitungen und Studien. So entwarf, unter dem ersten Ptolemäos, Eukleides zuerst ein Lehrgebäude der Geometrie und Stereometrie, das als Grundlage der mathematischen Wissenschaft bis auf unsere Tage Geltung und Anerkennung gefunden hat und den Unter-

Sprachwissenschaft. Naturkunde. Mathematik. Astronomie.

Eukleides c. 290.

richt in allen Zweigen der Mathematik und Arithmetik und ihre Anwendung auf Schiffbau und andere Künste und Gewerbe des praktischen Lebens bedeutend förderte. Die Astronomie und mathematische Geographie fanden Bearbeiter an dem vielseitigen Eratosthĕnes (unter Ptolemäos Euergetes), und besonders an dem tiefen Forscher Hipparch (im 2. Jahrh.), dem größten Astronomen des Alterthums. Um Ausbildung der Statik, Mechanik u. a. Theile der Mathematik und Physik hat sich der Syrakusaner Archimēdes (§. 193) verdient gemacht. Auch die Heilkunde, welche zuerst Hippokrătes aus dem Geschlechte der Asklepiaden in Kos (460—372 v. Chr.) „aus dem wunderbaren Helldunkel der priesterlich=religiösen Genossenschaft an das Licht prüfender Erfahrung und Wissenschaftlichkeit gezogen", wurde durch Erweiterung der Kenntnisse der Botanik und Beiziehung der Anatomie in Alexandreia wesentlich vervollkommnet. Die Länder= und Völkerkunde gewann durch den gelehrten Eratosthenes eine wissenschaftliche Grundlage. Dagegen ging die Geschichtschreibung, die nur in einem freien Staatsleben und bei freier Gesinnung wahrhaft gedeiht, von der alten Kraft und Einfachheit zu rhetorischer Künstelei über, fand Gefallen an rednerischem Schmuck und an Wortgepränge und strebte mehr nach dem Beifall der Welt, als nach der Wahrheit. Selbst eingeborne Morgenländer traten aus ihrer gewohnten Schweigsamkeit heraus und verfaßten Geschichtswerke über die Heimath in griechischer Sprache; so der babylonische Priester Berōsos, der um 265 v. Chr. die Urgeschichte der Babylonier, Assyrier und Meder nach Denkmälern und Sagen bearbeitete, mit maßlosen Uebertreibungen in der Zeitrechnung und Reihenfolge der Könige, und sein Zeitgenosse Manĕthos (§. 27), dessen ägyptische Geschichte dreißig Pharaonendynastien aufführte.

Eratosthenes 276—195.

Geschichte. Die beiden bedeutendsten Geschichtschreiber der ersten makedonischen Zeit, **Theopompos** von Chios und **Ephŏros** von Kyme in Aeolis, ältere Zeitgenossen Philipps und seines Sohnes, gingen aus der Rednerschule hervor, die Isokrates vor seinem Aufenthalte in Athen auf der Insel Chios gegründet hatte, und wendeten die rhetorischen Kunstregeln auf die Geschichtschreibung an. Daher trat bei ihnen an die Stelle der echthistorischen Darstellung rednerische Ausschmückung, die sich nicht selten in hohles Wortgepränge und selbstgefällige Weitschweifigkeit verlor. Theopompos (der nach Isokrates' Urtheile des Zügels bedurfte, während dem Ephoros ein Sporn Noth that) schrieb nach dem Muster Herodots eine griechische Geschichte (Hellenica) von dem Ende des Thukydideischen Werkes bis zur Schlacht bei Knidos (410—394) und eine große, mit vielen Abschweifungen gefüllte Geschichte über Philipps Zeit; ein Werk, zu dem er sich durch große Reisen und eigene Anschauungen vorbereitet hatte; dem man aber Wundergeschichten, Uebertreibungen und Tadelsucht zum Vorwurf machte; Ephoros, seiner ruhigern Natur folgend, nahm die ältere Geschichte zum Gegenstand und verfaßte die erste Universalgeschichte von der Eroberung Troja's bis auf die heiligen Kriege (345); er galt für unkritisch, indem er sich oft von Wundersucht verleiten ließ, fabelhafte Erzählungen einzuflechten und seinem rhetorischen Charakter gemäß an Uebertreibungen Gefallen fand. Auch die beiden Historiker, die Alexander auf seinem Feldzuge begleiteten, **Anaximĕnes** von Lampsakos und **Kallisthĕnes** von Olynth (§. 138), hatten Freude an rhetorischen Declamationen und künstlichen Periodenbildungen; erdichtete Reden, weitläufige Schilderungen von Schlachten ohne militärische Kenntnisse und andere Producte leerer Schönrednerei müssen bei allen diesen Schriftstellern Wahrheit, Urtheil und historische Treue ersetzen. Dieselben Fehler theilte auch ein anderer Geschichtschreiber Alexanders, **Kleitarchos**, dessen geschmacklose, unnatürliche und schwülstige Schreibart, sowie seine rhetorischen Uebertreibungen schon im Alterthum sprüchwörtlich waren. Nur die Denkwürdigkeiten des **Ptolemäos Lagi** und des Architekten **Aristobūlos** von Kassandreia scheinen unter dem ganzen Schwarm von Historikern, die Alexanders Zug hervorrief (Onesikrĭtos, Nearchos u. A.), Glaubwürdigkeit besessen zu haben. Die „achtundzwanzig Bücher Geschichten" von Aratos' Zeitgenossen **Phylarchos** von Athen oder Naukratis, die von Pyrrhos' peloponnesischer Heerfahrt bis auf den Tod des Königs Kleomenes reichten (272—221), zeichneten sich durch die Fülle des wechselvollen, fast tragischen Stoffes und durch lebendige dramatische Darstellung aus. Trotz der Parteilichkeit für den Haupthelden Kleomenes und des offenbaren Strebens nach Effect gehörte Phylarchos zu den letzten Meistern vaterländischer Geschichtschreibung. Die Werke aller dieser Historiker sind bis auf wenige Fragmente und Auszüge verloren gegangen; doch haben die griechischen Geschichtschreiber der römischen Zeit (§. 256) größtentheils aus ihnen

geschöpft. Auch die Geschichtsbücher des Hieronymus von Kardia, einer Freundes und Begleiters von Eumenes, über seine Zeit, so wie das Werk des **Timäos** über Sicilien (§. 186) und die sogenannten **Atthidenschreiber** sind nicht mehr vorhanden. Mit dem letzteren Namen bezeichnet man eine Anzahl Schriftsteller des dritten Jahrhunderts, die, wie Philochoros (c. 280), Androtion, Demon, Ister u. A. m., alle Begebenheiten der attischen Geschichte nach der Reihenfolge der Könige und Archonten in trockener Manier und Annalenform aufgezählt haben. So sehr der Verlust dieser und anderer Geschichtswerke um des historischen Stoffes willen zu beklagen ist, so gering scheint ihr künstlerischer Werth, ihre Treue und Zuverlässigkeit gewesen zu sein.

§. 152. Staatswesen. Religiöse und philosophische Weltanschauung (Epikureer und Stoiker). Seit dem Untergang der griechischen Freiheit traten in der hellenischen Anschauungsweise mancherlei Veränderungen ein. Die strengen Begriffe vom Staat und von der Selbstherrlichkeit des Volks, wonach der Mensch im Bürger aufging, und nur das vollberechtigte Mitglied eines staatlichen Gemeinwesens der Gesetze und des Staatsschutzes theilhaftig war, jeder Fremde, jeder der engbegrenzten Staatsgemeinschaft nicht Angehörige als rechtlos, ja als Feind angesehen wurde; diese starren Ansichten von staatlicher Abgeschlossenheit erfuhren eine mildernde Umgestaltung. Das Persönlichkeitsgefühl (Individualismus) des Menschen trat stärker hervor und schwächte das Bürgergefühl und damit das ungetheilte Interesse am Staat und den mächtigen Patriotismus früherer Tage. Die enge Begrenzung städtischer demokratischer Gemeinwesen löste sich auf; an ihre Stelle traten Bundes-(Föderativ-)Staaten und Staatenbündnisse mit einer einheitlichen Obrigkeit, wodurch das demokratische Selbstregiment, auf welches die kleinen Republiken bisher so eifersüchtig waren, in Abnahme kam; die großen Monarchien, die aus Alexanders Weltreich hervorgingen, und denen viele der zerstreuten griechischen Staaten einverleibt wurden, gewöhnten die hellenische Welt an politische Verträglichkeit und an die Idee, als Glied eines großen Staatsganzen zu bestehen und die Abgeschlossenheit eines städtischen Bürgerthums und die autonomische Selbstregierung einer höhern Staatseinheit zum Opfer zu bringen. Selbst das Nationalgefühl und der strenge Gegensatz von Hellenismus und Barbarenthum wurde durch die Verschmelzung des griechischen und orientalischen Wesens in den alexandrinischen Staaten geschwächt und durch die kosmopolitische Ansicht von einem Weltbürgerthum verdrängt, eine Ansicht, die besonders in den stoischen Philosophenschulen ihre Verfechter hatte. Die großen Handelsstädte mit ihrer buntgemischten Bevölkerung, die alle dieselbe Lebensrichtung, die gleiche Bildung, dasselbe Streben nach Reichthum und Genuß besaßen, waren die natürlichen Sitze dieser kosmopolitischen Anschauung. Die allgemeine Wehrpflicht war schon lange nicht mehr ausschließlich an das Bürgerrecht und die bürgerliche Ehre geknüpft; statt der schwerbewaffneten Bürgerheere zogen Söldner ins Feld, die nicht durch ein gemeinsames Gefühl der Vaterlandsliebe zusammengehalten wurden, sondern durch das Band militärischer Ehre und Waffenbrüderschaft, die den Kriegsdienst als Gewerbe trieben und weniger das Wohl und die Freiheit des Staats und der Volksgemeinde als den eigenen Vortheil im Auge hatten. — Einer ähnlichen Umwandlung, wie in den Staats- und Rechtsbegriffen und in der bürgerlichen Stellung, begegnen wir auch in den religiösen Religion. Vorstellungen. Der naive, kindliche Glaube der alten Zeit, der sich die Götter als vollkommenere Menschen dachte, die an den Freuden und Leiden der Erdbewohner Antheil nehmen, mit dem Menschengeschlecht persönlich verkehren und alle ihre Schicksale lenken, dieser Glaube war aus den Kreisen der Gebildeten längst verschwunden und als Aberglaube verlacht. Die philosophischen Forschungen, welche die Wahrheit der Vielheit bestritten und nur ein einziges Urprincip als das wirklich Seiende, als das im Wechsel der Dinge ruhig Beharrende hinstellten, hatten den Polytheismus in seinen Grundfesten erschüttert, und da die philosophischen Resultate dem Volke unverständlich waren und das dem menschlichen Herzen inwohnende Religionsbedürfniß nicht befriedigen konnten, so wurden die Gewissen der Leute verwirrt. Es war daher begreiflich, daß die alten Staatsregierungen, die als die Repräsentanten des Gesammtvolkes die Wohlfahrt des ganzen Staatskörpers im Auge haben mußten, sich als Hüter und Schützer der Volksreligion aufwarfen und mehrere Philo-

sophen als Gottesläugner verbannten oder bestraften. Aber der Trieb der Forschung und des geistigen Fortschreitens wird durch keine äußere Schranke gehemmt. Als der Begriff der Persönlichkeit und individuellen Freiheit die beengenden Formen der alten Staatsansicht überwältigte, wurde auch die philosophische Weltanschauung allmählich Herr über die volksthümliche Vielgötterei, und die alte heidnische Welt ging dadurch ihrem Verfall entgegen. Sobald einmal die Ansicht ins Volk gedrungen war, daß das herrschende Religionswesen innerlich unhaltbar sei, so nagte der Zweifel wie ein zehrender Wurm an der Wurzel und am Kerne der polytheistischen Religionssysteme und brachte dieselben trotz der starken Stützen, auf die sie sich äußerlich lehnten, nach und nach zu Fall. Eine neue, von Alexan-
c. 330. Skepticismus. ders Zeitgenossen Pyrrhon aus Elis gegründete Philosophenschule beförderte die Verwirrung und Unsicherheit dadurch, daß sie den Zweifel als höchsten Grundsatz hinstellte und die verzweiflungsvolle Lehre zu begründen suchte, daß der menschliche Geist durchaus nichts mit Bestimmtheit wissen könne. Behauptete Pyrrhon, der Stifter dieses unter dem Namen Skepticismus bekannten Zweifelsystems, nur die Unzulänglichkeit alles menschlichen Wissens, so gingen etliche seiner Schüler so weit, daß sie nicht nur alle Gewißheit der geistigen, sondern auch der sinnlichen Erkenntniß läugneten, fast alle Glaubenssätze in der Philosophie verwarfen und zuletzt mit ihrer selbstmörderischen Wissenschaft sogar an der Gewißheit des Zweifels zweifelten. In diesem Nichtwissen empfanden sie jedoch nicht den Stachel des „verbrennenden Schmerzes", sondern „den Siegespreis einer sich brüstenden Eitelkeit". Wurde schon durch den „Pyrrhonismus" der polytheistische Volksglaube untergraben und erschüttert, so erhielt derselbe eine noch gefährlichere Wunde
Euemerismus. 316. durch den Sicilier Euemĕros, einen vielgereisten, kenntnißreichen Mann voll Witz und Lebenserfahrung. Dieser verfaßte nämlich ein Werk mit dem Titel „Heilige Geschichte", in welchem er durch angebliche Urkunden und Inschriften, die er auf seinen Reisen in einem Tempel der glückseligen Insel Panchäa entdeckt haben wollte, den Beweis zu geben suchte, daß die im griechischen Volkscultus verehrten Wesen nur vergötterte Menschen, die gesammte hellenische Götterwelt somit nur ein Erzeugniß der List, des Betrugs und des Unverstandes sei, eine Ansicht, die dem Polytheismus alle tiefere Bedeutung und ideale Unterlage raubte, den heidnischen Volksglauben zu einem Gaukelspiel, zu einem glatten, inhaltleeren Formelwesen herabwürdigte und das geheimnißvolle Band zwischen Glauben, Wissen und sittlichem Gefühl zerriß. Die anziehende Darstellung in volksthümlicher Sprache und mit dem romantisch ausgeschmückten orientalischen Hintergrund verschaffte dem „Euemerismus" trotz der offenkundigen Täuschungen und Lügen des Buchs bald Eingang in die gebildeten Kreise und in die gesammte Literatur. „Das süße, längst vorbereitete Gift der Ungläubigkeit hatte gewirkt und verbreitete sich immer weiter in den Gliedmaßen des hellenischen Volkes." —
Philosophie. Bei der Unzulänglichkeit der herrschenden Religion suchten die Menschen in der Philosophie Ruhe für ihre Seele und einen Halt für's Leben, so daß man sagen kann, die Zeit des Verfalls des religiösen Glaubens sei die Blüthezeit der Philosophie gewesen, nicht in dem Sinne, als ob neue großartige Systeme geschaffen worden wären, sondern daß die Philosophie der eigentliche Ausdruck der Zeit war; daß sie an allen Orten und in allen Lebenskreisen Eingang und Pflege fand; daß im öffentlichen Leben, in der Gesellschaft, in der Literatur die neue Lebensweisheit die Grundlage bildete. Philosophenschulen, die sich an die großen Weltweisen der alten Zeit anschlossen, suchten deren Lehren ins Leben einzuführen und ihnen praktische Anwendung zu geben. Die Anhänger einer Schule zerfielen in die eigentlichen Jünger oder Mitglieder (Esoteriker), denen die ganze Lehre in wissenschaftlicher Form mitgetheilt wurde, und in äußere Anhänger (Exoteriker), die nur mit den Hauptlehrsätzen vertraut waren. Die einflußreichsten Philosophenschulen waren, außer der peripatetischen des Aristoteles und der akademischen des Platon (die verschiedene Veränderungen mit der ursprünglichen Lehre ihres Stifters vornahm und daher als erste, zweite und dritte Akademie wirkte), besonders die auf Aristipps Grundsätzen aufgebaute epikureische und die stoische mit den veredelten Lehrsätzen der Kyniker (§. 116). Epikuros und Zenon wiesen dem Menschen entgegengesetzte Ziele und Lebenskreise an, denn während der erstere „durch die Lust freien Verkehr mit der äußern sinnlichen Welt gönnte, welche nach dem Maß der Klugheit benutzt und genossen werden sollte", verhängte der letztere, „durch die gebotene Ruhe (Apathie) und Uebung (Ascetik) des Weisen

die möglichst enge Beschränkung und freudige Kampffertigkeit". Beide fanden in dem aufrichtigen Festhalten an der erforschten Wahrheit Trost und Ermuthigung auf ihrem Lebensgange.

Epikur (von der Insel Samos, in Athen gebildet und in Kleinasien lehrend, 342—270) gab der kyrenäischen Lehre des Aristipp eine verjüngte Gestalt. Seine in Logik, Physik und Ethik getheilte Philosophie, die er in einem anmuthig gelegenen Gartenhause vor Athen vortrug, lehrte, daß die Erkenntniß der Wahrheit nur auf dem „momentanen Eindruck der Anschauung und des Gefühls" beruhe; daß es kein von der Materie gesondertes Sein gebe, die Materie aber, so wie die Seele und die Götter aus der zufälligen Vereinigung von Atomen beständen; Zweck und Ziel des Daseins bei den Göttern wie bei den Menschen sei Glückseligkeit; bei jenen bestehe die Glückseligkeit darin, daß sie von „dem mühevollen Geschäfte der Weltbildung und Weltregierung ausgeschlossen seien" (daher Epikur den Göttern allen Einfluß auf die Welt und die Menschheit abspricht), bei diesen in einem „Freisein von allen schmerzhaften, die Zufriedenheit störenden Zuständen". Diese Philosophie, die bei dem tugendhaften und menschenfreundlichen Epikur noch in edler Haltung und Gestalt auftrat, artete in der Folge zu einer Lehre der Genußsucht und Sinnenlust aus. Denn während er die Glückseligkeit in die Selbstgenügsamkeit des Weisen setzte, den geistigen Genüssen, als den dauerhaftern und reinern, den Vorzug vor den sinnlichen gab und in Tugend und Klugheit die sichersten Mittel zur Glückseligkeit erkannte, verließen seine Schüler bald „die feine Linie zwischen dem feinsinnlichen Quietismus des Gefühls und dem Wohlbehagen an materieller Lust", ergaben sich ohne Rückhalt der letztern und gelangten endlich zu jener, alles höhere geistige und religiöse Streben verachtenden Sinnlichkeit, in deren Befriedigung der entartete Epikureismus den Zweck des Lebens suchte. Epikurs Charakter und Sitten waren rein und untadelhaft, wie einseitig, mangelhaft und oberflächlich auch sein Standpunkt und seine Lehre sein mochten. Die bescheidenen Bedürfnisse des genossenschaftlichen Lebens, das er mit seinen Schülern und Anhängern führte, wurden durch gemeinschaftliche Beiträge bestritten; „man rühmte die einträchtige Freundschaft, Milde und Menschenliebe der grübelnden Gartenbewohner". — Den Gegensatz zu dieser Philosophie der Verweichlichung bildete der willenskräftige **Stoicismus**, eine Verjüngung der kynischen Schule in veredelter Gestalt. **Zenon** (c. 330), ein Kaufmann aus Cypern, gab sein Geschäft auf und widmete sich in Athen der Philosophie, der er bis zu seinem im hohen Greisenalter freiwillig gewählten Hungertode mit größter Festigkeit und Charakterstärke ergeben blieb. Von schwächlichem Körper, den er durch Uebungen gegen alle Beschwerden und Entbehrungen wunderbar abhärtete, war Zenon rein in Sitten und Wandel, enthaltsam und mäßig, Herr seiner Begierden und Leidenschaften, kurz und bestimmt in seinen Reden und von derbem, finsterm Wesen. Seine aus einer Mischung der platonischen und kynischen Grundsätze bestehende Lehre erhielt von der Säulenhalle (Stoa) in Athen, wo er sie vortrug, den Namen der stoischen. Diese Philosophie verfolgte dieselbe Aufgabe wie die epikureische, eine auf weiser Genügsamkeit beruhende Glückseligkeit als Lebenszweck hinzustellen, kam aber in ihrer Forschung auf entgegengesetzte Mittel und Wege. Nach den Stoikern besteht das Glück des Menschen in seiner Gottähnlichkeit; zu dieser gelangt er auf dem Wege der Weisheit durch die Einsicht in die göttlichen und menschlichen Dinge und durch ein richtiges Urtheil über Gut und Böse, und auf dem Wege der Tugend durch ein der Natur gemäßes Leben, durch Beherrschung aller Begierden, Leidenschaften und „vernunftwidrigen Regungen" und durch Uebereinstimmung des menschlichen Willens mit der Natur und Vernunft. Der stoische Weise erträgt die Wechselfälle und Geschicke des Lebens, Freude und Schmerz, Glück und Unglück mit unerschütterlichem Gleichmuth, weil ihm Alles durch eine äußere ewige Naturnothwendigkeit oder Verhängniß (Fatum) vom Anbeginn an genau vorausbestimmt ist und ein Sträuben wider das Unvermeidliche nicht naturgemäß wäre; bei der ersten Anlage der Welt sei der Keim zu allen Erscheinungen für ewige Zeiten gelegt worden, so daß jedes Geschaffene die Nothwendigkeit aller seiner Schicksale in sich trage und keine Spur von Zufall vorhanden sei. Der Selbstmord ist dem Stoiker kein Verbrechen. In der Physik lehrten die Stoiker: Urmaterie (Aether) und Urvernunft (Feuer) seien im Anfang der Dinge als schaffendes, bewegendes und belebendes Naturgesetz (Zeus) vereint und gestaltlos vorhanden gewesen; dieses ätherisch-feurige, mit Vernunft und Willen begabte Urwesen habe aus sich die erscheinende Welt geschaffen, die es lenke und bewege und einst durch den Weltbrand wieder in sich aufnehmen werde. Gleich der Natur der Welt seien auch ihre Theile, besonders die Gestirne, göttliche Wesen, Alles aber der Naturnothwendigkeit (Heimarmĕne) unterworfen.

Epikureismus

Stoicismus.

§. 153. **Rückblick und Resultate.** Aus der obigen Darstellung ersehen wir, wie der griechische Geist die starren Formen und engen Schranken des morgenländischen Culturlebens allmählich vernichtete und durchbrach, die persönliche Freiheit und Gleichberechtigung aller Bürger und Stammgenossen nach allen Seiten zur vollständigen Entwickelung und Ausbildung führte und endlich in dem maßlosen Ankämpfen gegen alle Begrenzung der individuellen Freiheit, sei es durch Ueberlieferung oder Sitte, durch Gesetz oder Uebereinkunft, sich ins Unhaltbare, Zerfahrene und Abenteuerliche verlor. Nach diesem inneren Gange lassen sich in dem hellenischen Culturleben **drei Perioden** unterscheiden, eine ältere, die in Religion und Kunst, in Staat und bürgerlicher Einrichtung noch dem Morgenlande verwandt war, die an dem Herkommen und den Satzungen der Väter festhielt, die patriarchalische Herrschaft der Könige und edeln Geschlechter ertrug und eine Sonderung und Scheidung der Menschen nach Stand und Geschäft, nach Stamm und Familie als nothwendige Lebensordnung ansah. Diese Periode orientalischer Begrenzung erlag dem Impulse der von Selbstbewußtsein und Männerkraft getragenen Freiheitsbestrebungen, die in den Perserkriegen ihren höchsten Ausdruck fanden. Die alten natursymbolischen Gottheiten wurden im Volksglauben zu idealisirten Menschen voll lebensfroher Sinnlichkeit, die Götterbilder vertauschten ihre strengen, durch Ueberlieferung und Herkommen geheiligten Formen mit freien Menschengestalten voll Thätigkeit und Bewegung. Die auf Tradition und Pietät beruhende Geschlechterherrschaft wich der selbstherrlichen Gewalt der Volksgemeinde mit Rechtsgleichheit aller Vollbürger, die gebundene Staatsordnung mit streng begrenzten Rechten und Pflichten der vollkommenen politischen Freiheit; die Scheidung nach Stand und Beruf, nach Stamm und Familie verlor an Bedeutung gegenüber der strengen Sonderung der hellenischen Menschheit in freigeborne Staatsbürger, in Schutzbefohlene oder Hörige ohne politische Rechte und in Sklaven oder Knechte ohne persönliche Freiheit, ohne Eigenthum und ohne Menschenrechte. In dieser mittleren Periode ist indessen das hellenische Volk der Lösung seiner Aufgabe: Durchdringung und Beherrschung der wirklichen Welt durch die Macht des Geistes und der Intelligenz, am nächsten gekommen und zu dem Morgenlande, das im einseitigen Streben und Forschen nach dem Göttlichen den Zwiespalt zwischen Geist und Materie nicht auszugleichen vermochte, in Gegensatz getreten, ein Gegensatz, der sich selbst äußerlich in den langjährigen Kämpfen gegen das Perserreich abspiegelte. In dieser Periode suchten die Griechen das wirkliche Leben durch **dichterisch-künstlerisches** Schaffen geistig zu bewältigen und zu heben, durch schöpferische Gedankenthätigkeit das Zertrennte und Mannichfaltige in die Einheit des Begriffes zusammenzufassen, den körperlichen Stoff mit Seele zu beleben, die praktische und reale Welt zur Idealität zu verklären. Was Perikles von den Athenern rühmte: „Wir lieben das Schöne mit Maß und die Weisheit ohne Verweichlichung", das war in dieser Periode das charakteristische Kennzeichen des **Hellenismus** gegenüber dem **Barbarenthum**. Die Kunst drückte dem ganzen Leben ein ideales Gepräge auf; sie machte als Plastik die veredelte und verklärte Menschengestalt zum Typus der körperlichen Schönheit und zur Wohnung des göttlichen Geistes in seinen verschiedenen Ausstrahlungen; sie enthüllte als Dichtkunst die reiche, in der Tiefe der Seele schlummernde Ge-

fühlswelt; sie verflocht das Götter- und Menschenleben in das bunte Gewebe der Mythologie; sie stellte die erschütternden Wechselfälle, die das ewig waltende Schicksal über die hervorragenden Häupter der Menschen herabsendet, als warnendes Denkmal gegen Frevelsinn und Ueberhebung auf; sie zeigte dem verirrten Geschlechte das Zerrbild seines eigenen politischen Treibens im kunstreichen Spiegel des Komos; sie erheiterte als Tonkunst und als anmuthvoller Chorreigen die festlichen Zeiten, sie gab dem ganzen Thun des freigeborenen Mannes einen edleren Ausdruck, ein höheres Ziel. Nur was in den Bereich der Kunst gerückt werden konnte, war eines hellenischen Vollbürgers würdig; das Gemeine und Handwerksmäßige, Alles was nur für des Lebens Nothdurft und Gemächlichkeit berechnet war, oder der Erwerbsucht als Mittel und Hebel diente, wurde als Banausie den Halbfreien nud Sklaven zugewiesen; das Künstlerische war somit das charakteristische Kennzeichen des Hellenismus. Auch die Geschichtschreibung trat bei Herodot, Thukydides und Xenophon in der Form von Kunstwerken auf, und die „erste That" der Hellenen, der Ausbau ihrer Sprache, war eine künstlerische. „Denn als ein Kunstwerk muß vor allen Schwestersprachen die griechische betrachtet werden, wegen des in ihr waltenden Sinnes für Ebenmaß und Vollkommenheit der Laute, für Klarheit der Form, für Gesetz und Organismus." Diese künstlerische Richtung gab sich selbst in der Pflege des Körpers kund. Die Uebungen in den Ringschulen, die Verherrlichung des schönen und starken Mannes, die hohe Bedeutung, welche der in den nationalen Festspielen errungene Kranz dem Sieger in den Augen des gesammten Griechenlands verlieh, diese und andere Sitten weckten und belebten den Sinn für das Schöne, für die edle Form. Eben so suchte auch der griechische Geist das geheimnißvolle Naturleben zu durchdringen und die wechselnden Gestalten der Erscheinungswelt im Gedanken als Einheit zu begreifen, nicht sowohl indem er das Einzelne zu erforschen und von dem Erfahrungsmäßigen zu allgemeinen Grundlehren aufzusteigen suchte, denn die Naturwissenschaft in ihrer mühsamen, beobachtenden Detailarbeit sagte dem griechischen Geiste wenig zu — sondern indem er an dem Vorhandenen, Unvollkommenen und Vergänglichen das gemeinsame Grundwesen oder die ewige Idee zu ergründen trachtete. Das umgekehrte Verfahren, das Aristoteles einschlug, bildete bereits den Uebergang zu der dritten Periode, worin man die auch der vollkommenen Freiheit nothwendige Begrenzung niederriß, ins Weite, Schrankenlose, Abenteuerliche ausschweifte, den kräftigen, vaterländischen Sinn mit einem vagen, schlaffen Weltbürgerthum vertauschte, die feste Ordnung des Bundesstaates durch eine unhaltbare Autonomie der Gemeinde und einen auflösenden Individualismus verdrängte, die heimischen Götter bald leugnete, bald mit fremdartigen Formen und Ideen vermischte, in der Kunst weniger Werth auf großartige Schöpfung, als auf die technische und formale Vollendung oder auf die Ueberwindung materieller Schwierigkeiten legte und den sinnlichen Lebensgenuß unter die wichtigsten Zwecke des irdischen Daseins zählte. In dieser dritten Periode überschritt der Hellenismus die heimische und nationale Begrenzung und trug die geistige Errungenschaft in die alten Stätten der morgenländischen Cultur, von woher ihm einst selbst die ersten Strahlen höherer Erkenntniß gekommen waren; aber diese Verbreitung der griechischen Sprache, Sitten und Bildungselemente

über den fernen Osten hatte auch eine Entartung des hellenischen Wesens, eine Vermischung mit fremdartigen Bestandtheilen, eine Erweiterung desselben zu einem allgemeinen geistigen Band und Bildungsmittel zwischen den verschiedenen Nationen zur Folge. Der Trieb der Ansiedelung in der Fremde, ein der hellenischen Natur tief inwohnender Grundzug, welcher die früheren Geschlechter zur Anlegung von Handels- und Culturstätten an den Küsten der Barbaren führte, stieg in dieser Zeit der schrankenlosen Ungebundenheit auf eine abenteuerliche Höhe, so daß der Hellenismus im Gefolge der alexandrinischen Kriegszüge bis an die fernsten Grenzen der bekannten Erde vordrang und den Charakter des „Romantischen" annahm. Der griechische Geist verließ nunmehr die künstlerische und ideale Höhe und mischte sich in das Getriebe der Menschheit; seine Bestrebungen wurden praktischer, seine Erzeugnisse richteten sich mehr nach den Bedürfnissen und Neigungen der Menschen; die bildende Kunst diente zur Verschönerung des Lebens und suchte, statt den göttlichen Funken in der Seele des natürlichen Menschen zu wecken und zu stärken, Gunst und Beifall durch schöne Formen zu gewinnen; die Poesie trat hinter die materiellen Interessen und hinter die Wissenschaft zurück; sie, die einst das ganze Leben der Griechenwelt durchdrungen hatte, nahm nun als Blume und Zierpflanze ein stilles, bescheidenes Plätzchen im weiten Lebensgarten ein; die Wissenschaft selbst trat in das Verhältniß der Dienstbarkeit zu der realen Welt und dem praktischen Dasein, welches sie zu bereichern und mannichfaltiger zu gestalten suchte; die Philosophie stieg von der speculativen Warte nieder und stellte allgemeine Gesetze und Lebensnormen auf, nicht blos um die Welt und die Geheimnisse der Schöpfung zu begreifen, sondern auch um die Bestimmung und höchsten Güter der Menschheit zu ergründen und die Wechselfälle des Erdenlebens mit Gleichmuth zu ertragen. Dieses Gebiet verblieb dem Hellenismus auch in der politischen Dienstbarkeit und Unterwürfigkeit. Der hellenische Geist war der Hüter des heiligen Gottesfunkens auch unter der Herrschaft der Sinnlichkeit, der Materie, des Schwertes; die hellenische Sprache, Weisheit und Kunst blieb stets das Band, der Träger und das Gehäuse des geistigen und göttlichen Theiles der Menschheit im irdischen Dasein.

C. Das Römerreich.

§. 154. **Land und Volksstämme.** Italien zerfällt in zwei durch Lage und Naturbeschaffenheit wesentlich verschiedene Hälften: in das nördliche zwischen Alpen und Apenninen sich ausbreitende Flachland und in die langgestreckte südliche Halbinsel, die, durch Gebirgszüge in viele abgeschlossene Thäler und Küstenebenen zerrissen, der Absonderung nach Stämmen und der Entwickelung eigenthümlicher Lebensformen einen günstigen Raum bot.

Jene breite, im Norden und Westen von den Alpen, im Süden von den Apenninen begrenzte Ebene auf beiden Seiten des Padus (Po), war von jeher den Einwanderungen fremder Volksstämme bloßgestellt, da die Alpenpässe von Westen und Norden weniger steil

emporsteigen als von Italien aus, und daher den Wanderzügen leichtere Zugänge gewährten. Als das Land durch die Berührung mit den Römern in das geschichtliche Leben eintrat, war es, mit Ausnahme der Veneter an den Pomündungen und der ligurischen Stämme auf den westlichen Bergabhängen von Genua bis Pisa, fast durchgängig von gallischen oder keltischen Völkerschaften bewohnt, die zum Unterschied von den „Hosengalliern" jenseit der Alpen nach ihrer Tracht die „Gallier in der Toga" genannt wurden. In mehrere Stämme und Staaten geschieden, waren sie lange dem Hirtenleben ihrer Stammgenossen treu geblieben, „von dem Fleische ihrer Heerden sich nährend und in den Eichenwäldern Tag und Nacht mit ihnen verweilend", bis sie im Laufe der Zeit theils dem Städteleben und den Künsten des Friedens, theils dem ergiebigen Feldbau in der fruchtbaren Po-Ebene sich widmeten; aber nicht selten drängten sie auch, wenn die rauheren Alpenbewohner mit kriegerischem Ungestüm ihr eigenes Land mit räuberischen Einfällen heimsuchten, auf die südlicheren Landschaften im Osten und Westen des Apennin. Nachdem zuerst die Insübrer sich am Ticinus niedergelassen und Mailand (Mediolanum) gegründet, die Cenomäner sich bis an die Etsch ausgedehnt und die Städte Brixia (Brescia) und Verona angelegt hatten, setzten neue Schwärme über den Po und drängten die Umbrer und Etrusker weiter südwärts. Ein Keltenstamm, Boier genannt, siedelte sich in der alten Etruskerstadt Felsina an, die von den neuen Herren den Namen Bononia (Bologna) erhielt. Die Senonen, der letzte Schwarm, der über die Alpen zog, nahmen ihre Wohnsitze an der Küste des adriatischen Meeres von Rimini bis in die Nähe des „Ellenbogens", wo die Syrakuser die Pflanzstadt Ancona gegründet hatten. Lange Zeit waren die Gallier in den Gegenden zwischen Alpen und Apenninen und an der adriatischen Küste die Herren des ebenen Landes und der reichen Weiden; „aber ihre Ansiedelungspolitik war schlaff und oberflächlich und ihre Herrschaft wurzelte nicht tief und gestaltete sich keineswegs zum ausschließlichen Besitz".

Wichtiger für die Entwickelung des geschichtlichen Lebens ist das Berg- und Hügelland am Apennin. Diese Gebirgskette, die im ligurischen Küstenlande, von den Seealpen sich abzweigend, in einem großen Bogen in die Halbinsel einbiegt und sie der Länge nach von Norden nach Süden durchzieht, bot auf den Hochebenen, Abhängen und geschlossenen Thälern, die ihr breiter Rücken und die nach Osten und Westen sich abzweigenden Quer- und Nebenketten bilden, treffliche Ansiedelungsstätten und Wohnsitze für Hirten und Landbauern, indeß das auf drei Seiten sich anschließende Vor- und Küstenland, besonders das in mannichfachster Entwickelung ausgebildete Gebiet des westlichen Meeres, zur Entfaltung eines regsamen Verkehrs und Städtelebens sich eignete. Der Apennin ist ein meist kahles Kalkgebirge mit vielen Schluchten und Höhlen und von vulkanischer Beschaffenheit, das auf seinen höchsten Spitzen bis tief in den Sommer hinein mit Schnee und Eis bedeckt ist und die Quellen sämmtlicher Flüsse des mittleren und unteren Italiens in seinem Schooße birgt. In den Abruzzen, im alten Samniterlande, erreicht das Gebirge seine größte Höhe und theilt sich dann in zwei Hauptzweige, in den flacheren südöstlichen Höhenzug, der über Apulien und das alte Calabrien hingelagert im Japygischen Vorgebirge sein Ende erreicht, und in einen steileren südlichen, der durch das Land der Bruttier oder Brettier (das heutige Calabrien) ziehend und in seinem unteren Lauf hart an die Meeresküste herantretend, scheinbar durch die große „Spalte" bei Rhegium unterbrochen wird, in Wahrheit auf der schönen Gebirgsinsel Sicilien, die sich mit ihrem fruchtbaren, reich entwickelten Küstenland in ähnlicher Weise an Italien anschließt wie der Peloponnes an Griechenland, seine Fortsetzung findet. Da der breite Hauptrücken des Apennin, auf dem die nicht beträchtlichen Flüsse des mittleren und unteren Landes ihr Quellgebiet haben, der östlichen Küste näher liegt, als der westlichen, so sind die in das adriatische und ionische Meer mündenden Flüsse meistens kleiner und von kürzerem Laufe, als die nach Westen in die untere (tyrrhenische) See sich ergießenden, unter denen der „Bergstrom" Tiber den ersten Rang einnimmt. Die wenigen Ebenen des Landes sind theils fruchtbare Landstriche, wie die campanische am Fuße des Feuerberges Vesuv und das gutbewässerte Vorland zwischen den beiden Halbinseln, in die der Apennin ausläuft; theils Moräste oder mit Gras bedeckte feuchte Niederungen, wie die pomptinischen Sümpfe südwärts der Seestadt Antium und die sog. Maremmen Toskana's; theils wasserarme, mehr oder minder steppenartige Ebenen, wie die apulische und römische Campagna.

Wie Griechenland, ist auch die italienische Halbinsel ausgezeichnet durch gesunde, stärkende Luft, durch einen heiteren, sonnigen Himmel von bezaubernder Bläue, durch großartige Naturbeschaffenheit mit schönen Gebirgsformen, felsigen Küsten und der spiegelglatten Meeresfläche, die sich auf allen Seiten in unübersehbarer Ferne ausdehnt. Wie in Hellas und den geschützten Thälern des Peloponnes, sind auch in Etrurien und Campanien die Bäume und Gesträuche mit ihren edlen Südfrüchten, vor Allem der Oelbaum, der üppige Pflanzenwuchs mit seinen malerischen Bildungen der Segen und der Stolz des Landes; und wenn der italienischen Halbinsel die mannichfaltige Hafen- und Küstenentwickelung und der Inselreichthum des nahen Meeres abgeht, welche die Hellenen früh zur Seefahrt und Handelsthätigkeit einluden, so fühlte sich der italische Mann desto mehr aufgefordert, die ergiebige Ebene mit Pflug und Karst zum Getreidebau zu bestellen und tausendfältige Früchte aus dem Saatkorn zu ziehen, die sonnigen Hügel und Gelände mit Reben zu bepflanzen und den Saft der Traube in herzerfreuenden Wein zu verwandeln, aus der Olive das herrliche Oel zu pressen, auf den kräuterreichen Bergabhängen und in den kühlen feuchten Matten und Wiesen Heerden von Schafen, Rindvieh und Ziegen zu ziehen, um durch Milch, Fleisch und Wolle den eigenen Unterhalt zu gewinnen und mit dem Ueberfluß die übrigen Bedürfnisse des Lebens zu erwerben. Wird ja der Name Italien von den schönen Kühen und Rindern hergeleitet, die man in der Vorzeit auf den grasigen Höhen weiden gesehen. Die Wölfe und Eber und die Menge des Wildes, welche die dichten Eichen- und Fichtenwälder in ihrem Schooße bargen, luden zur stärkenden, mutherzeugenden Jagd, dem Vorspiel des Krieges, ein, und die Gewässer im Lande und in der Nähe der Küsten gewährten Fische, Schaalthiere und Muscheln zu mannichfachem Gebrauch.

§. 155. **Geographischer Abriß von Alt-Italien.** I. Oberitalien umfaßt die Ebenen auf den beiden Ufern des Padus (Po) und hat zur Südgrenze das Küstenflüßchen Rubĭco im Osten und den kleinen Fluß Macra im Westen. Unter den zahlreichen Nebenflüssen des Po sind besonders der von den Alpen herabströmende Ticīnus und die von den Apenninen kommende Trebia zu merken. In den Alpengegenden hausten keltische Volksstämme von kriegerischem Ungestüm, wie die Noriker, Rhätier u. a., die das Flachland am Po oft durch räuberische Einfälle heimsuchten. Um den venetianischen Meerbusen herum wohnten die Karner, mit der reichen Handelsstadt Aquileja und dem schönen, mit Landhäusern geschmückten Altīnum, und die Venĕter mit den blühenden Städten Adria, Patavium (Padua, Geburtsort des Geschichtschreibers Livius), Verona (ursprünglich von dem Volksstamme der Euganĕer bewohnt, dann von den Cenomanern erobert, zuletzt eine reiche römische Colonie) u. a. m. Die Küste am tyrrhenischen Meere führte den Namen Ligurien; Genua war die berühmteste Stadt darin. Die Gallier, die nach und nach ganz Oberitalien in Besitz nahmen und die frühern Bewohner, die Etrusker, weiter nach Süden drängten, schieden sich in mehrere Völkerschaften mit verschiedenen Namen. Die berühmtesten darunter auf dem nördlichen Po-Ufer waren die streitbaren Insubrer mit der Stadt Mediolānum (Mailand), die Tauriner, wo nachmals Augustus die Stadt Turin (Augusta Taurinorum) anlegte, die Salasser, wilde, räuberische Alpenbewohner, und die Cenomāner mit Brixia, Mantua (in dessen Nähe Andes, der Geburtsort des Dichters Virgil), und dem Schlachtfeld Bedriăcum (69 n. Chr.); auf dem südlichen Ufer die Bojer mit den Städten Parma, Mutĭna (Modena), Bononia (Bologna, vor Alters Felsina) u. a., die Lingŏnen um Ravenna herum, u. s. w. Am weitesten gegen Süden wohnte der gallische Volksstamm der Senŏnen, die sich der Ostküste von Umbrien bis in die Nähe der syrakusischen Pflanzstadt Ancōna bemächtigten und mit den Römern lange Kriege führten. Unter ihren Städten waren am berühmtesten Senogallia, in deren Nähe sich die durch Hasdrubals Niederlage (207 v. Chr.) berühmten Küstenflüsse Metaurus und Sena ins adriatische Meer ergießen, Arimĭnum (Rimini), eine uralte umbrische Handelsstadt, und die durch den Sieg der Römer über die Samniten (295) berühmte Stadt Sentīnum.

II. Mittelitalien, vom Rubico und Macra bis zum Frento und Silărus, mit dem heiligen Berge Soracte, nördlich von Rom und den Flüssen Arnus (Arno) und Tiber, in welchen letztern sich der Anio (Teverone) und das durch die Niederlage der Römer (390) berühmte Flüßchen Allia ergießen. Am rechten Ufer des Anio erhebt sich der durch die Auswanderung der Plebejer (494 v. Chr.) bekannte heilige Berg, eine unbedeutende Anhöhe. Mittelitalien umfaßt folgende sechs Landschaften: 1) Etrurien (Tuscien), ein von einem gebildeten Volke bewohnter

republikanischer Staatenbund, bestehend aus zwölf aristokratisch eingerichteten städtischen Gemeinwesen: Croton (Cortona); Arretium; Clusium; Perusia im N.-Osten; Volaterrä; Vetulonium; Rusellä; Volsinii im S.-Westen; Tarquinii; Cäre (oder Agylla); Veji; Falerii im Süden. Die bedeutendsten Städte während der Römerherrschaft sind ferner: Luna (unweit des heutigen Carrara), durch seine Marmorbrüche berühmt; Pisa, uralte Handelsstadt am Arno; Fäsülä auf einer Anhöhe und Florenz im Arnothale; Pistoria, berühmt durch die Vernichtung des catilinarischen Rebellenheeres (62 v. Chr.). An der Meeresküste Populonium und Telämon, wo die Gallier 225 v. Chr. eine bedeutende Niederlage erlitten. Unweit des einzeln stehenden Soracte mit seinem gefeierten Tempel lag die Stadt Feronia, mit einem weitberühmten und von den drei angrenzenden Völkerschaften vielbesuchten Markte und Religions-Cultus zu Ehren der Göttin Feronia, die bald als Blüthen- und Erdgöttin, bald als Göttin der Freiheit oder des Verkehrs aufgefaßt wird, und deren heiliger, mit Tempeln geschmückter Hain in der Nähe der Stadt sich befand; Ameria an der Tiber u. a. m. Nachdem die Römer nach langen Kriegen sich allmählich sämmtliche zwölf republikanische Hauptstädte, die größtentheils sehr fest und wohlvertheidigt waren, unterworfen hatten, legten sie Colonien an und verbanden das Land durch mehrere Heerstraßen, die Aurelische, Cassische, Flaminische, mit Rom. 2) Umbrien, mit den Quellen der Tiber und den in der Geschichte berühmten Küstenflüssen Rubico, Metaurus und Sena. Als Städte sind außer dem oben erwähnten Ariminum zu merken: Pisaurum; Fanum Fortunä, mit einem Tempel und Religionscult; Spoletium; Interamna, Geburtsort des Geschichtschreibers Tacitus; Iguvium (Eugubio), mit berühmten Tempelruinen, wo in einem Gewölbe die sieben broncenen eugubinischen Tafeln mit umbrischen Inschriften gefunden wurden; Sarsina (Geburtsort des Komikers Plautus) und andere, sämmtlich Municipalstädte oder Colonien der Römer. 3) Picenum, theils waldig (Fichten), theils eben und fruchtbar, ursprünglich durch eine Colonie der Sabeller bevölkert, später durch römische Colonialstädte (Firmum; Castrum novum; Auximum u. a.) cultivirt und gesichert; am berühmtesten war die durch ihre Purpurfärbereien und ihren Handel blühende Hafenstadt Ancona, eine Niederlassung der Syrakuser (c. 394); die übrigen Orte, wie Asculum, Numāna u. a., waren römische Municipien. 4) Samnium, ein rauhes, waldreiches, mehr für Viehzucht als für den Ackerbau geeignetes Bergland, von verschiedenen Völkern sabellischen Ursprungs bewohnt. Die wichtigsten Städte sind: Pinna, Hauptstadt der Vestiner; Teāte, Festung der Marruciner; Corfinium (während des Bundesgenossenkriegs Italica genannt, weil sie zum Sitz des Bundessenats und zur Hauptstadt Italiens bestimmt war); und Sulmo (Ovids Geburtsort) im Lande der Peligner; Marruvium, sehr alte Hauptstadt der Marser am Fucinersee, wo auch die römische Colonie Alba (Fucentia) lag; Amiternum, uralte Stadt der Vestiner, Sallusts Geburtsort. In dem an Wein, Oliven und Waldungen reichen Sabinerland, das bis in die Nähe der Stadt Rom reichte, lagen die in der römischen Kriegsgeschichte berühmten Städte Fidēnä und Crustumerium; ferner Cures, die uralte Hauptstadt des Titus Tatius und der sabinischen Könige; Reāte in einer reizenden Gegend am Flusse Velīnus, der weiter aufwärts den berühmten Wasserfall von Terni bildet. — Den Samnitern gehörten die Städte: Volana, Cominium, Aquilonia, Aufidena, Bovianum, die uralte noch heut zu Tage durch ihre Ruinen merkwürdige Stadt Beneventum und Caudium, berühmt durch die in der römischen Kriegsgeschichte bekannten Gebirgspässe furculae Caudinae. 5) Latium, „die breite Ebene", von dem „Bergstrom" Tiberis bis zum Liris, mit dem durch seine edeln Weine berühmten Massiker-Gebirge und den Albaner Bergen, einer Hügelreihe von mäßiger Höhe, die sich südwärts von Rom in drei Arme theilen: a) der Albanerberg, der sowohl bei den latinischen Völkerschaften (die hier und im Hain der Ferentina ihre Bundesvereine und „Dingstätte" hatten), als bei den Römern (wegen des Jupiter-Tempels auf seinem Gipfel) im höchsten Ansehen stand. An seinem westlichen Fuße befinden sich zwei tiefe, schöne und vielgerühmte Kesselseen, nach den Städten Albano und Nemi genannt, zwischen denen gegen Norden die Urstadt Albalonga lag und gegen Süden das berühmte Cynthianum oder der Tempel mit dem heiligen Hain (Nemus), von welchem die Stadt Nemi den Namen trägt; auch Aricia (mit einem hochberühmten, von heiligem Gehölze umgebenen Diana-Tempel) und Lanuvium lagen an seinem Fuße, nebst Bovillä, nur in tieferer Abdachung. Wegen seiner gesunden Luft und frischen Wasserquellen war das Albanergebirg am frühesten bewohnt. b) Berg Algĭdus mit der alt-

volskischen Stadt Veliträ. Ausgezeichnet war diese Gebirgsreihe durch ihre herrlichen Waldungen, ihre üppigen Triften, eine berühmte Bergfestung (Algĭdum) und eine heilige Tempelstätte. c) Die Tusculanerberge, berühmt durch die uralte Stadt Tuscŭlum, und durch die auf und an ihren Hügeln und an ihrem Fuße hin erbauten herrlichen Landhäuser, welche die Aussicht über Roms schönste Gefilde, auf die ewige Stadt selbst, auf den Tiberstrom, den Anio und selbst auf das benachbarte Tyrrhenermeer genossen, unter denen das Tusculanum des Cicero eines der vorzüglichsten war. Auch die malerischen Aequer- und Volskerberge im Süden des Anio waren mit zahlreichen Landhäusern und Weinpflanzungen bedeckt. „Mit Ausnahme des sandigen und zum Theil von der Tiber aufgeschwemmten Meeresstrandes wird die Fläche unterbrochen durch mäßig hohe, oft ziemlich steile Tuffhügel und tiefe Erdspalten und stets wechselnde Steigungen und Senkungen des Bodens, zwischen denen sich im Winter jene Lachen bilden, deren Verdunsten in der Sommerhitze, namentlich wegen der darin faulenden organischen Substanzen, die böse, fieberschwangere Luft entwickelt, welche in alter wie in neuer Zeit im Sommer die Landschaft verpestet." Latium, im weitesten Sinn, mit Einschluß des Gebiets der Volsker, Aequer, Herniker und Rutŭler, umfaßte, außer der siebenhügeligen Tiberstadt Rom, mehrere altberühmte Orte: a) an der Küste lagen: die Hafen- und Handelsstadt Ostia am linken Tiberufer; Laurentum, der von Lorbeergebüschen umgebene uralte Königssitz der Latiner; Ardĕa, Hauptstadt der Rutuler, gehörte, wie die durch ihre Schifffahrt und Seeräuberei bekannte Hafenstadt Antium, zu den ältesten Städten des Landes; Anxur (Terracīna), uralte Volskerstadt auf einem Hügel; nicht weit davon, in der Gegend von Fundi, wuchs der berühmte Cäcuberwein; Cajēta auf einem steilen Felsenvorgebirg; Minturnä am Liris in einer sumpfigen, aber fruchtbaren Gegend; Sinuessa, eine blühende Stadt in dem weinreichen Falerner Gebiet am Berge Massicus; b) im Innern, welches durch eine Menge Landstraßen, unter denen die mit vielen Grabdenkmälern geschmückte, breite appische Straße zwischen Rom und Capua den ersten Rang einnahm, mit der Hauptstadt verbunden war: Lavinium an der appischen Straße und nahe dabei das durch seinen Junotempel berühmte Lanuvium in einer romantischen, mit vielen Landhäusern gezierten Gegend. Suessa Pometia, die uralte, von Tarquinius Superbus eroberte Volskerstadt an den pomptinischen Sümpfen, die gleich den minturnischen schon im Alterthum als Schlupfwinkel für Räuber und Banditen dienten. Auch Norba, das weinreiche Setia, Fregellä und die berühmte, später mit römischem Bürgerrecht beschenkte Municipalstadt Arpīnum, Geburtsort von Marius und Cicero, gehörten dem Volskerbunde an; Sora war ihre nördlichste Stadt. An der Stelle der Burg der festen Militärcolonie Casīnum liegt jetzt das berühmte Kloster Monte Casino. — Die bedeutendsten Städte der Herniker waren Anagnia und Ferentinum. Uralte Latinerstädte waren ferner Gabii und das wegen seiner gesunden Luft und reizenden Gegend vielbesuchte und mit zahlreichen Landhäusern geschmückte Präneste (Palestrina), mit einem herrlichen Orakeltempel der Fortuna; östlich davon lag das romantische Sublaqueum (Subiaco), in dessen Nähe das sabinische Landgut des Dichters Horatius sich befunden haben mag. Eine der berühmtesten und ältesten Städte Latiums war Tibur (Tivoli) am Anio, von den vornehmen Römern wegen der Herrlichkeit der Gegend viel besucht. Die romantische Natur und die classischen Erinnerungen machen noch jetzt auf den Beschauer einen gewaltigen Eindruck. — 6) Campanien (jetzt Terra di Lavoro), ein aus einer höchst fruchtbaren Ebene und einer romantischen, rebenreichen Hügelkette bestehendes Land, mit dem durch seine trefflichen Weine berühmten Massikerberge und dem Falerner Gebiet auf der Grenze von Latium; mit dem in der Kriegsgeschichte bekannten und mit einem Jupitertempel geschmückten Tifātaberge nördlich über Capua; mit dem weltberühmten Feuerberg Vesuvius und mit dem an Wein und Naturschönheiten reichen, vulkanischen Gaurusgebirg, wo sich der merkwürdige Kratersee Avernus mit seinen tödtlichen Ausdünstungen und der austernreiche Lucrīnersee befinden. Unter den Flüssen sind der Liris (Garigliano), Volturnus und der Küstenfluß Silărus am bedeutendsten. Campanien, mit den Vorgebirgen von Misēnum und Surrentum, der reizenden mit prachtvollen Landhäusern gekrönten Bucht von Bajä und Puteŏli, und den gegenüberliegenden Inseln Capreä (Capri) und Aenaria (Ischia), wo schon in uralter Zeit die Korinther gewinnreichen Handel mit den Opikern der Küste getrieben und eine Niederlassung gegründet hatten, gehört zu den schönsten und fruchtbarsten Ländern des Erdbodens. Getreide, Wein und Olivenöl sind von seltener Fülle und Güte. Darum haben auch schon frühe verschiedene Völker sich daselbst angesiedelt und Städte angelegt; so die kleinasiatischen

Griechen auf einer steilen Felshöhe des Berges Gaurus die Stadt Cumä, einst einer der reichsten und blühendsten Handelsorte des westlichen Mittelmeeres, die Mutterstadt von Neapŏlis (ursprünglich Parthenŏpe), Puteŏli u. a.; die Etrusker Capua und Nola; die durch einen Ausbruch des Vesuv (79 n. Chr.) verschütteten Städte Herculanum, Pompeji und Stabiä waren Landstädte der Osker. Unter den Städten im Innern des Landes sind ferner zu merken: das olivenreiche Venafrum, Cales und Teānum, bekannte Weinorte, und Atella, gleich Capua eine etruskische Pflanzstadt, berühmt durch seine Mimenspiele mit Gesang und Tanz. Im zweiten punischen Krieg fielen die meisten Städte Campaniens an die Karthager ab und wurden darum von den Römern schwer gezüchtigt.

Die Umgegend von Cumä, mit dem acherusischen See im Süden und dem von Wald und Felsen eingeschlossenen See Avernus (Aornos) im Norden der Stadt, wurde von den alten Dichtern als der Eingang in das Reich der Unterwelt dargestellt, wozu die Oertlichkeit sehr geeignet schien, „indem die Menge von Schluchten, Grotten, tiefen, in einander verzweigten Erdhöhlen, die verborgenen Berg- oder Kesselseen, von schauerlichen Felswänden und vom brausenden Meere umgeben, die abenteuerlichen Gebirgs-, Vorgebirgs- und Küstenbildungen, die Menge von heißen Quellen mit ihren mephitischen Ausdünstungen, die zerstörenden Wirkungen von häufigen, hier statthabenden Erderschütterungen und die theils noch thätigen, theils längst schon erloschenen Vulkane die Einbildungskraft überall in Bewegung setzen und großentheils für das verborgene Wunderbare empfänglich machen mußten; dazu kam noch, daß das zu Cumä frühe schon ausgebildete Apollo-Orakel, von dem die Sage der Sibylla Cumana, der Pythia ähnlich, ausging, sich in diesen Gegenden einen großen Kreis von Gläubigen verschafft und sicher auf die moralische Bildung der Bewohner dieses Theils von Italien eben so bedeutend zu wirken verstanden hat, als dieses mit der intellectuellen gewiß der Fall war." In diese Gegend verlegten die Griechen die in der Odyssee geschilderten Orte. Am acherusischen See sollte Odysseus in das Reich der Todten hinabgestiegen sein; in den kleinen Felseneilanden vor dem Vorgebirg Misenum erblickte man die Inseln der Sirenen, am Vorgebirg Circejum (Kirkeion) glaubte man die Zauberinsel der Kirke zu erkennen.

III. Unteritalien, nach den griechischen Colonien an den Küsten auch Großgriechenland genannt, war im Innern von feldbauenden Völkerschaften oscischen und sabellischen Ursprungs bewohnt, die in alter Zeit den hellenischen Küstenstädten in Clientel oder gar in Leibeigenschaft wirthschaften und zinsen mußten. Es zerfiel in drei Theile: 1) Apulien und Calabrien, von der vulkanischen Berggruppe Gargānus, welche inselartig das geschlossene Vorland, den Sporn Italiens, unterbricht, bis zur Südostspitze, mit dem reißenden Berg- und Küstenstrom Aufĭdus, ein an Eichenwaldungen, Ebern und Wölfen reiches Land. Unter den Städten sind merkwürdig: a) an der Küste: Sipontum, ein von den Römern zu einer Colonie erhobener Handelsort, dessen Bewohner im Mittelalter nach Manfredonia verpflanzt wurden; Barium, Egnatia und die als Ueberfahrtsort nach Griechenland (Dyrrhachium) berühmte Handels- und Hafenstadt Brundisium, wo die appische Straße ihr Ende erreichte, ursprünglich eine griechische, dann eine römische Colonie; auch Hydruntum (Otranto), einst den Tarentinern zugehörig, reich durch Fischfang und durch Erzeugung und Verarbeitung der vortrefflichen Schafwolle, so wie deren Färbung mit dem Saft der tarentinischen Purpurschnecke, diente als Ueberfahrtsort und war in alter Zeit eine berühmte, betriebsame Handels- und Verkehrsstadt. Die Küste um den Meerbusen von Tarent war größtentheils von Griechen bevölkert. b) Im Innern: das wollreiche Luceria, eine römische Ansiedelung, nachdem im Samniterkrieg die alte Bevölkerung untergegangen. Südlich davon bis zu dem durch die Niederlage der Römer (216 v. Chr.) bekannten Städtchen Cannä am Aufidus erstreckt sich ein großes Fruchtgefilde, „Feld des Diomedes" genannt; Venusia in einer romantischen Gegend am schäumenden Aufidus, Geburtsort des Dichters Horatius. — Die Einwohner Apuliens und Calabriens waren ein aus pelasgischen, hellenischen und altitalischen Bestandtheilen gemischtes Volk von großer Betriebsamkeit, das im zweiten punischen Krieg von den Römern hart mitgenommen wurde. 2) Lucanien, ein von Felsengebirgen durchzogenes, an Waldungen und grasigen Triften reiches Land, wo der Weinstock und der Oelbaum blüht und blumenreiche Thäler durch ihre Naturschönheiten entzücken. Weder in Lucanien, noch in dem ähnlich gebildeten, von einem rohen Mischvolke bewohnten 3) Bruttium befanden sich im Innern des Landes bedeutende Städte, mit Ausnahme von Consentia und dem uralten Pandosia; dagegen bemächtigten sich die kräftigen, wilden und kriegerischen Bewohner allmählich der griechischen Küstenstädte, die sich der Weichlichkeit ergeben und der Waffen entwöhnt hatten, bis auch sie hinwieder die Beute der Römer wurden, die in die entvölkerten Städte neue Colonisten schickten. Die großartigen Tempelreste von Pästum (Posidonia), die Trümmer von Säulen, Prachtgebäuden, Thoren und Mauern, die schöngeprägten Münzen und die bemalten Vasen von edler Form und herrlicher Zeichnung geben noch jetzt Zeugniß von der

ehemaligen Pracht, Größe und Bildung dieser hellenischen Colonien: Velia (Elëa), Rhegium, Lokri, Kroton, Thurii und Sybăris, Metapontum u. a. (vgl. §. 68). Innere Parteikämpfe und die durch Reichthum und Luxus bewirkte Erschlaffung und socialen Mißstände schwächten ihre Kraft und machten sie unfähig, ihre Unabhängigkeit und Freiheit gegen die streitbaren Nachbarn zu behaupten, die dagegen die Baukunst, die Gewerbfertigkeit, die Bildnerei, die Schreibkunst und andere Hebel der Bildung von den Ueberwundenen annahmen.

IV. Inseln. Die Straße von Rhegium („die Spalte") oder Messina, mit den von den Schiffern des Alterthums gefürchteten Strudeln Scylla und Charybdis, trennt die große und fruchtbare Insel Sicilien, „Roms Kornkammer", von Italien. Die Bewohner des innern Landes, die Sicŭler, scheinen von Mittelitalien aus auf die Insel, die vorher von ihrer Gestalt Trinakria („Dreispitzen") hieß, eingewandert zu sein. Die meisten Städte lagen an der Küste und waren griechischen Ursprungs (besonders um den Aetna herum, vgl. §. 68), nur der Westen und Nordwesten mit den Städten Lilybäum, Drepănum, Segesta, den altphönizischen Töchterstädten Soloeis (Panormus) und Motye und dem Berge Eryx, mit dem berühmten Tempel der phönizischen Geburtsgöttin (Aschera-Astarte, von den griechisch-römischen Einwohnern als Aphrodite oder Venus bezeichnet), gehorchte den Karthagern, die sich auch der von einer wilden, treulosen und käuflichen Völkerschaft bewohnten und wegen ungesunder Luft verrufenen Insel Sardinien und der kleinen ägatischen Inseln bemächtigt hatten. Enna im Mittelpunkte Siciliens war ein Hauptsitz des Demeter-Cultus. Die räuberischen und störrigen Einwohner Corsica's erhielten sich unabhängig, bis sie unter die Herrschaft der Römer geriethen. Ein Versuch der Phokäer (§. 47), sich im 6. Jahrh. v. Chr. daselbst eine Niederlassung zu gründen, wurde von den Karthagern und Etruskern verhindert. Die durch Silber- und Erzgruben berühmte „Feuerinsel" Aethalia (Elba) wurde den griechischen Ansiedlern, welche dieselbe anfangs mit großem Erfolg ausbeuteten, frühzeitig von den Etruskern entrissen. Auf den liparischen Inseln hatten die Rhodier alte Niederlassungen.

§. 156. **Die Völkerschaften Mittelitaliens vor der Römerherrschaft.** Nach der Angabe der meisten Geschichtsforscher war Mittelitalien vor Alters von eingewanderten Pelasgern (Tyrrhenern) und von eingebornen Hirten- und Bauernvölkern iberisch-gallischer Abkunft, Umbrern, Oskern, Sabellern u. a. bewohnt. Letztere wurden unter dem Namen Aborigĭnes im Gegensatz zu den ersteren gedacht und gingen frühe von der Hirtenwirthschaft zum Ackerbau und zum Wein- und Oelbau über. In Etrurien sollen die tyrrhenischen Pelasger, ein meerbeherrschendes cultivirtes Volk, frühe von den aus den Alpengegenden (Rätien) nach Süden gezogenen Etruskern oder Tusciern (Rasenern) theils unterworfen, theils verdrängt worden sein; wogegen die eingebornen Völkerschaften unter verschiedenen Namen frei und unabhängig fortbestanden, bis sie der Macht der Römer erlagen. Besonders wird die Benennung „Aborigines" den Bewohnern von Latium beigelegt, daher auch die „alten Latiner" als ein seit unvordenklichen Zeiten im Lande seßhafter Volksstamm mit einer der sabinischen und oscischen verwandten Sprache betrachtet werden dürfen, mit dem sich nach der Eroberung von Troja noch eine trojanische Colonie unter Aeneas' Führung verbunden haben soll. Die frühern Bewohner des Landes, Sicaner und Siculer, wanderten zum Theil nach Süden aus und bevölkerten zuletzt die nach ihnen benannte Insel Sicilien. — 1) Die Etrusker bewohnten das heutige Toscana bis an die Ufer der Tiber. Sie bildeten einen Bundesstaat von zwölf unabhängigen Stadtgemeinden, wovon Cäre, Tarquinii, Perusia, unweit des trasimenischen Sees, Clusium und Veji die bekanntesten sind. Die frühe Richtung der Nation auf Schifffahrt, Handel und Industrie scheint der Entwickelung städtischer Gemeinwesen förderlich gewesen zu sein. Der Umstand, daß die ganze Bevölkerung nur in Adelige und Penesten (Hörige, Landsassen, Clienten) zerfiel und ein freier Plebejerstand fehlte, deutet auf fremde Eroberung und Unterjochung der Ureinwohner. Die einzelnen Städte wurden nämlich von einem Priester-Adel regiert, der dem Religions-Cultus vorstand, die politischen Angelegenheiten leitete und die Hörigen und Leibeigenen (Clienten), die das Tempel- und Herrengut bebauten, vor Gericht vertrat. Die Adelsgeschlechter (Lucumonen, „Erlauchte") sämmtlicher Städte wählten das Oberhaupt des Gesammtbundes, dem als Auszeichnung ein elfenbeinerner Stuhl (sella curŭlis), eine purpurne Toga und ein Gefolge von zwölf Lictoren mit Stecken-

bündel und Beil (Fasces), wie später den römischen Consuln, zustand. Der Priesteradel war allein im Besitz der astronomischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse, auf denen der religiöse Cultus der zwölf obern und untern Götter beruhte; daher er unter Leitung eines Oberpriesters die Opfer mit den damit verbundenen Wahrsagungen (Haruspicien) vollzog, die Festtage bestimmte, das Jahr ordnete und für die Geschäfte des Kriegs und Friedens Gesetze erließ und Anordnungen traf. Ihre Religion mit dem dualistischen Glauben an gute und böse Geister, deutet, wie ihre bis jetzt noch unentzifferte Sprache, die wahrscheinlich von der Rechten zur Linken gelesen und wobei die Selbstlauter mehr durch die Aussprache als durch die Schrift angedeutet wurden, auf den Orient hin. Die Riesenmauern von Volaterrä u. a. O., das Grabmal des Porsenna, die Trümmer colossaler Tempelbauten, die Spuren gewaltiger Dämme, Straßen, Kanäle (philistinische Graben) u. dgl. m. zeugen von ihrer architektonischen Geschicklichkeit, sowie die unzähligen mit Malereien verzierten Thongefäße und Aschenkrüge (etruskische Vasen), die man in vielen Orten auf und in der Erde gefunden hat, von ihrem Kunst- und Gewerbfleiße. Auch in der Erzgießerei und in Metallarbeiten waren sie berühmt, und es ist wahrscheinlich, daß die Römer ihre Instrumente für die Kriegsmusik von den Etruskern eben so entlehnt haben, wie ihre religiösen Ceremonien (von Cäre?), ihre prunkvollen Umzüge (Triumphe), ihre Rennbahnen (Circus) und ihre Fechter-(Gladiatoren-) Spiele (aus Capua). In früher Zeit trieben die Etrusker großen Seehandel und Schifffahrt, daneben auch Seeräuberei. „Sie besaßen die wichtigsten italischen Ausfuhrartikel, das Eisen von Ilva, das Kupfer von Campanien und Volaterrä, das Silber von Populonia. Es konnte nicht fehlen, daß aus ihren Kapern bald eine mächtige Kriegsflotte ward und unter deren Schutz ihre Kauffahrer beide Meere beherrschten. So entwickelte sich jene wilde etruskische Korsarenwirthschaft, welche den Namen der Tyrrhener zum Schrecken der Griechen machte; aber auch jener ausgedehnte Handel, in Folge dessen in Sybaris der etruskische und der milesische Kaufmann concurrirten." Von den Colonien, welche die Etrusker ausschickten, sind im Norden Fäsülä, Florenz, Pistoria, Lucca, Luna, Pisa u. a., im Süden Capua und Nola am berühmtesten. Der Mangel eines freien Bürgerstandes führte in allen etruskischen Städten Schlaffheit, Verweichlichung und sociale Mißstände herbei, was den frühen Verfall der Republiken zur Folge hatte; denn wie blühend auch eine Zeit lang der Ackerbau, der Handel, das Gewerb- und Industrie-Wesen der Etrusker erscheinen mochte, der Mangel der Freiheit nagte an der Wurzel und raubte dem Bürger- und Bauernstand den Lebensmuth und das zur Thätigkeit spornende Selbstgefühl; und wie ausgebildet ihr Culturleben dasteht, es entbehrte der schöpferischen Kraft und der volksthümlichen Grundlage, die ihm allein Halt und Dauer verleihen konnte. „Das Wissen entwickelte sich bei ihnen nicht in wohlthätigem, mildem Einflusse auf das Gemeinleben; es blieb Eigenthum der herrschenden (durch das Erstgeburtsrecht in sich abgeschlossenen und festen) Kaste, wurde unzertrennbar verknüpft mit der Religion und umhüllte sich mit den Schrecknissen düstern Aberglaubens." — Neben den Etruskern und von denselben gedrängt und eingeengt wohnten die Umbrer, die gleich ihren Nachbarn einen aus selbständigen Stadtgemeinden bestehenden Bundesstaat bildeten, wovon Ameria der Vorort gewesen zu sein scheint. In der geschichtlichen Zeit sind die Umbrer „ein verklungener großer Name". — 2) In den Thälern und auf den Höhen der Apenninen wohnte der kräftige Volksstamm der Sabeller, der sich allmählich über den größten Theil des mittleren und unteren Italiens ausbreitete. Bei ihm herrschte der gottesdienstliche Brauch, in schweren Zeitläuften, einen „heiligen Lenz" zu geloben. In Folge dieses Gelübdes war alles im nächsten Frühling Geborne, Menschen wie Vieh, den unterirdischen Göttern, vorzüglich dem Mars geweiht; das junge Vieh wurde sofort geopfert oder gelöst, die neugeborne Jugend aber zog nach Ablauf einer gewissen Anzahl von Jahren gleich einem Bienenschwarme über die Grenze, um sich neue Wohnsitze zu erobern. Durch diese Sitte steuerten sie der Uebervölkerung und gewannen ihrem Volksstamme weitere Gebiete. Zu dem sabellischen Stamme gehörten: a) die Sabiner, ein abgehärtetes, kriegerisches, gerechtes und sparsames Volk zwischen den Apenninen und dem Tiber, mit den Städten Cures, Reate, Amiternum, Interamna, Nomentum, Nursia, Trebüla. Ihre Religion war Naturdienst. Die strenge Familien- und Geschlechter-

ordnung mit allen sich daran knüpfenden Rechten der väterlichen Gewalt und des Eigenthums, die eigentliche Grundlage des römischen Staatswesens, wurzelte in dem sabinischen Volksstamm. b) Die Samniter, eine durch einen „heiligen Lenz" ausgesandte sabellische Colonie, wohnten in offenen, auf beiden Seiten der Apenninen angebauten Orten, die sich über Unteritalien ausdehnten, zu einem Bunde vereinigt, aber ohne bestimmenden Vorort als Mittelpunkt. Die Kraft des Landes lag in den einzelnen Bauernschaften. Streitbare und abgehärtete Hirten und Landleute, liebten die Samniter auch Waffenübung und achteten die Freiheit als ihr höchstes Gut, daher die Römer sie nur nach langen blutigen Kriegen zur Unterwerfung brachten. Dem „Stier des Mars" zu Ehren, unter dem sie auszogen, nannten sie ihren Hauptort Bovianum. c) Die kleinen Völkerschaften: Picenter („Spechtvolk", vgl. §. 158), ein ziemlich rasch von altväterlicher Mannheit abfallendes Volk längs der adriatischen Seeküste vom Fluß Aternus an, mit den Orten Adria, Cupra, Truentum; die Marser, ein kriegsmuthiges Volk am Fuciner See; die Vestīner mit Pinna; die Marruciner mit dem Hauptort Teate; die Frentaner vom Aternus bis zum Frento; die Peligner mit den befestigten Flecken Corfinium und Sulmo; die Hirpiner um Benevent (§. 158) u. a. m. Auch die Lucaner, die das Gebiet der alten Oenotrer in Unteritalien besetzten und die griechischen Ansiedelungen an der Küste unterwarfen, gehörten gleich den Campanern um Capua und Cumä dem Stamme der Sabeller an. Aber diese südwärts wohnenden Stämme nahmen von den unterjochten Griechen an der Küste mit der Bildung, Gesittung und Kunstfertigkeit auch den Luxus, das Wohlleben und die Verweichlichung an und gingen dadurch einem frühen Verfall entgegen. — Alle sabellischen Völkerschaften standen unter einem aristokratisch-patriarchalischen Regimente, indem sie Familienhäuptern oder Stammältesten gehorchten, die in Kriegszeiten sich mit ihren Schutzgenossen oder Hörigen (Clienten) unter einen Oberherrn (Imperator) stellten. Sie hielten auf Reinheit des Stammes und Geschlechts und schlossen ihre Ehen unter dem Schutze der Obrigkeit. Ein abgehärtetes, kriegerisches Bauernvolk, führten sie in ihren offenen oder wenig befestigten Orten ein einfaches, nüchternes Leben und „schlichteten ihre Streitigkeiten lieber durch das Schwert und die Lanze, denn nach Minne und Recht". „Städtisches Leben entwickelte bei ihnen sich nicht oder nur in geringem Grade; für den Handelsverkehr lagen sie zu fern und dem Bedürfniß der Vertheidigung genügten die Bergspitzen und die Schutzburgen, während die Bauern wohnen blieben in den offenen Weilern oder auch wo Wald und Quell oder Wiese einem Jeden gefiel." — 3) Die vom Tiber bis zum Laus in Latium, Campanien und Lucanien seßhaften Osker, ein mit den Sabellern verwandter Volksstamm, der meistens in Städten, Burgen und befestigten Bergen siedelte. Zu ihnen gehörten: die Volsker an der Küste bis nach Terracina (Anxur), mit den Hauptorten Antium und Suessa Pometia in der Nähe der pomptinischen Sümpfe; die Rutŭler um Ardĕa herum, nordwärts, und die Ausŏner bei Benevent und Cales und an der Küste zwischen dem Volturnus und Liris, südwärts von den Volskern. Die Aequer, am linken Ufer des Anio und am Algidus wohnhaft, mit einem einst ausgedehnten Gebiet, worin die reizenden Städte Präneste und Tibur lagen; die Hernĭker (d. i. Felsenbewohner) auf den Höhen des Algidus; die Aurunker um Suessa u. a. m. Bei ihnen waren die Atellanen, ein volksthümliches, von Tanz und Geberden begleitetes Lustspiel (Mimenspiel) zu Hause. — 4) Die Latiner, ein kräftiges Landvolk im Süden des Tiber, wohnten in dreißig, durch Bundesverträge und eine gemeinschaftliche Tagsatzung zu einem Staatenbund vereinigten selbständigen Städten, unter denen Albalonga, wenigstens in Kriegszeiten, den Vorrang hatte. Dieser „Latinerbund" war die letzte Entwickelung der verschiedenen Dorfschaften und Weiler, die, aus „Geschlechts- und Markgenossenschaften" gebildet, lange in getrennter Selbständigkeit bestanden, dann zu größerer Sicherheit sich in einzelne Gaue oder Eidgenossenschaften mit einer zur Versammlung wie zur Vertheidigung befestigten Burg und Zufluchtsstätte, geeinigt hatten, bis endlich ein gemeinsames Föderativband alle umschlang. Bei den Latinern blühte Ackerbau und bürgerliche Freiheit ohne Schutzhörigkeit (Clientel) und bevorrechteten Waffen- oder Priesteradel; eine gemeinschaftliche Sprache, gleiche auf Naturdienst gegründete und mit den Geschäften des Landbaues in Beziehung stehende Religion (der Saatengott Saturnus, Janus und

Diana als Sonne und Mond; Ops, die aus der Erde fließende Fülle u. a.) und eine gegenseitige Rechtsgleichheit verband alle Stadtgemeinden mit einander, wenngleich jede ihren innern Angelegenheiten selbständig vorstand und einen eigenen Fürsten oder König hatte, der unter Mitwirkung des Raths der Alten (Senat) und der Versammlung der Wehrmänner das Gemeinwesen regierte. Unter den Städten sind, außer Albalonga, welches Aeneas' Sohn Julus gegründet haben soll, und wo dessen Nachkommen die erbliche Königswürde führten, besonders zu merken: Tusculum, Aricia, Gabii, Lavinium, Präneste u.a. größtentheils aus alten Gauburgen entstandene Orte. Jährliche Tagsatzungen auf der gemeinsamen Dingstätte im Hain der Ferentina bei der heiligen Quelle, das „Latinerfest" mit einem Opfermahl und Gottesfrieden zu Ehren des Jupiter Latiaris auf dem Albanerberge, Gegenseitigkeit der Ehen (Connubium), der Bürgerrechte und des Eigenthumserwerbs verknüpfte alle Bundesglieder zu einem geordneten freien Staatsverband.

Italisches Religionswesen.

§. 157. Wie aus §. 156 hervorgeht, waren die alten Bewohner Italiens theils Stammverwandte der griechischen Pelasger, mit denen daher ihre religiösen Anschauungen wie ihre Baudenkmale (Schatzkammern, Thesauren u. A.) große Aehnlichkeit haben, theils eingeborne Stämme, wie die Sabeller und Osker, theils später eingewanderte Völkerschaften, wie im Norden die Gallier, im Süden und Osten die Hellenen. Tyrrhenische Pelasger bildeten den Kern der **Etrusker**, deren religiöse und priesterliche Einrichtungen sowie ihre Kunstwerke, ihre Geheimlehren und Wahrsagergebräuche in der Folge auf die Römer übergingen. Von den altitalischen Völkerschaften, die einen eigenthümlichen Religionscultus besaßen, kommen hauptsächlich die **Latiner** und **Sabiner** in Betracht.

a. **Etrusker.** Der republikanische Föderativstaat der Etrusker, bestehend aus zwölf, von einer hierarchischen Aristokratie geleiteten städtischen Gemeinwesen, deren Mitte Tarquinii bildete, führt seine religiösen Einrichtungen auf einen der Erde entstiegenen Zwerggeist, Tages, zurück. (Die tagetischen Bücher, enthaltend die Lehre von den Blitzen, von der Divination, von den Städtegründungen, von der Vermessung der Feldmark u. A., war die Quelle der verschiedenen etruskischen und römischen Wahrsagebücher.) Die etruskische Götterlehre ist der griechischen sehr ähnlich. So entsprach der blitzbewehrte Götterkönig der Etrusker Jupiter (Tina) dem Zeus, wie Juno (Kupra, Quiritis, Curitis, „Lanzengöttin"), die Burgkönigin von Veji, die Schutzgöttin der Städte und der Frauen, der Hera auch im äußern prunkvollen Cultus mit Opferzügen und Festspielen; Minerva (Menerfa) war, wie Pallas Athene, die göttliche Macht des Verstandes, des sinnigen Denkens und Erfindens, die Schützerin des Handwerks und der weiblichen Wollarbeit, die Erfinderin der Flöte und der Kriegstrompete; Vertumnus, der vielgestaltete, mit dem Dionysos verwandte Hauptgott der Etrusker, repräsentirt den Wechsel der Jahreszeiten (Fest der Vertumnalien im October) und die Fülle und Mannichfaltigkeit der Jahreserscheinungen. Außer diesen griechischen Götterwesen gab es bei den Etruskern noch heimische und nationale Mächte, die besonders in einzelnen Städten in hoher Verehrung standen, wie die Schicksals- und Zeitgöttin Nortia von Volsinii; die freundlich gesinnte Mater Matuta von Cäre, die Mutter des jungen Tags und Geburtsgöttin; Summanus, der blitzbewehrte Herr des nächtlichen Himmels; Voltumna, die Göttin des Bundestempels der zwölf Staaten in Volsinii; Silvanus, der in den Tannenwäldern von Cäre verehrte Waldgott u. a. m. Auch dem mit Schwärmerei, Unzucht und ausschweifenden Festen verbundenen Bacchusdienste des späteren Hellas gaben die Etrusker Aufnahme, so wie sie auch nach griechischem Vorbilde die Zwölfzahl der Götter bei sich einführten, aber eine doppelte Ordnung aufstellten. Die etruskischen Götter zerfallen nämlich in die zwölf obern oder verhüllten, namenlosen Gottheiten, dunkle, geheimnißvoll wirkende Gestalten, die nur bei wichtigen Naturbewegungen wirksam sind, und in die untere Ordnung der zwölf Consentes, die Lenker der gegenwärtigen Weltordnung, gleichsam der „Götterrath", die Vorsteher der menschlichen Geschäfte in den zwölf Monaten des Jahres. Auch der Glaube an die den Italikern eigenthümliche Geisterwelt der Penaten, der Segen, Nahrung und Gedeihen schaffenden und die Habe mehrenden Hausgötter,

so wie der **Laren**, der Schützer und Vorsteher gewisser Districte und Orte, worunter man sich größtentheils Seelen der Verstorbenen dachte, gehört, wie die Vorstellung von einem den Menschen bei der Geburt zugetheilten **Genius**, den Etruskern an, von denen sie ihren Weg zu den übrigen Völkerschaften Italiens genommen haben mögen. Die Laren und Penaten standen mit dem Hausstand und Haushalt, mit menschlicher Ansiedelung und menschlichem Verkehr in Beziehung, daher sie als Schutzgeister der Häuser, Familien und Genossenschaften, der Wege, Straßen und Plätze angesehen wurden. Die Darstellung der Unterwelt, wo die Seelen der Abgeschiedenen (**Manen**) sich befinden, und **Mantus** und **Mania** das Regiment führen, stimmt ganz mit griechischer Vorstellungsweise überein; sie ist bald eine Quelle des Segens, bald eine Welt des Schreckens, der Aufenthaltsort der Furien. Menschenopfer, namentlich von Sklaven und Kriegsgefangenen, waren bei den Etruskern nicht selten; denn ihre Religion, „gleich weit entfernt von dem klaren Rationalismus der Römer und dem menschlich heiteren hellenischen Bilderdienst" trug einen „trüben, phantastischen Charakter" und fand Gefallen im „geheimnißvollen Zahlenspiel und wüsten und grausamen Anschauungen und Gebräuchen". Abergläubische Verehrer religiöser Geheimlehren und wunderlicher Gebräuche, gaben die Etrusker dem später nach Rom verpflanzten **Weissagungswesen** seine Entstehung. Die Weissagungen waren theils **Augurien**, theils **Fulgurien**, theils **Auspicien** und ihre Bedeutung sehr groß, weil in Rom und in ganz Italien keine Unternehmung von Wichtigkeit ohne Befragung der Götter und Beachtung der Zeichen vorgenommen ward. **Augurien** fanden statt, wenn man die Zukunft aus dem Fluge oder Geschrei gewisser Vögel erforschte (zu welchem Ende der Wahrsager, **Augur**, einen **freien Standpunkt**, templum, wählte und mit einem **Krummstab**, **lituus**, die Himmelsgegenden bezeichnete, von woher der Vogelflug glücklich oder unheilvoll war), oder wenn man den Ausgang einer Unternehmung aus dem Fraße heiliger Hühner zu errathen suchte, eine Deutungskunst, die nicht blos Priester, sondern auch alle Patrizier, welche zu Ehrenämtern gelangen wollten, verstehen mußten. Die **Fulguratoren** beobachteten die Blitze, theils um sie zu sühnen, theils um sie über die Zukunft und den Rathschluß der Götter zu befragen; vom Blitze getroffene Orte galten für heilig und wurden eingefaßt. **Weissagung** (**Divination**) **aus den Eingeweiden** (Herz, Leber u. dgl.) von **Opferthieren** (Auspicien) wurde von den **Haruspices** vollbracht.

§. 158. b. **Latiner und Sabiner.** Von den Göttern der **Latiner** stimmen einige mit den griechischen Vorstellungen überein, andere sind eigenthümlich. Zu jenen gehört **Tellus** (die Erde), **Saturnus** (Saatengott) und seine Gattin **Ops** (ursprünglich Erdgöttin, dann Fülle, Reichthum), die mit Kronos und Rhea Aehnlichkeit haben, und das vorzeitliche, auf dem **Ackerbau** beruhende **Glück** andeuten; der mit vielen Eigenschaften und Beinamen geschmückte **Jupiter** (J. feretrius; Diespiter, Dijovis u. a.) nebst seiner Gemahlin **Juno**, die als Lichtspender und Gottheiten der Tageshelle erscheinen und den gezeitigten Menschen ans Tageslicht fördern (Juno Lucina). Zu den letztern gehört der mit doppeltem Angesicht dargestellte **Janus**, der Gott des Zeitenwechsels, alles Anfanges und Einganges, daher auch Schwellen- und Thürengott, dessen Tempel in Rom so lange geöffnet blieb, als die Stadt irgend einen Krieg führte. Mit Janus (Dianus), dem ursprünglichen Gott der Sonne, verbunden ist die allen Latinern gemeinsame **Diana** als Mondgöttin. **Faunus** und **Fauna** sind weissagende Waldgötter; verwandt damit war **Lupercus**, der Wolfsabwehrer, der am Fuße des Palatinus in Rom einen uralten Tempel und ein berühmtes Volksfest, die **Lupercalien** oder das „Wolfsfest" hatte; **Picus** und **Pilumnus**, altrömische und latinische Götter, die mit Ackerbau und Feldfrüchten in Bezug stehen; (der wahrsagende Picus (Specht) galt als Rossebändiger, Jäger und Krieger für gleichbedeutend mit dem sabinischen **Mars**). Eine uralte latinische, auch den Sabinern heilige und in Rom bis zu Ende des 4. Jahrhunderts vorzugsweise verehrte Gottheit war **Vesta** (Hestia), die Göttin des Herdes und der Ansässigkeit, in welcher „das Haus und der feste Herd, den der Ackerbauer sich gründet, anstatt der leichten Hütte und der unsteten Feuerstelle des Hirten" idealisirt wird. In ihrem reichen Tempel auf dem römischen Forum wurde ein **immerwährendes Feuer von jungfräulichen Priesterinnen** (**Vestalinnen**), die in hohem Ansehen standen und mit vielen Vorrechten begabt waren, unterhalten. Sie waren gleichsam die „Haustöchter des römischen Volkes, die das heilsame Feuer des gemeinen Herdes, den Bürgern zum Exempel und Wahrzeichen, stets lodernd unterhielten". Große Verehrung genoß auch die

Fortuna, die Schicksalsgöttin in Präneste und Antium, die ihre Orakel durch Loose ertheilte. Ferentina war die Bundesgöttin der Latiner, wie die von den Sabinern überkommene Feronia, in deren Hain die Bundesversammlungen stattfanden. Da die Latiner ein ackerbauendes Volk waren, so gab es bei ihnen eine große Zahl agrarischer Götter, die sich auf Saat, Fruchtbarkeit, Jahressegen und Feldmark bezogen, wie Anna Perenna, Venus u. a. — **Sabiner.** Stammgott der Sabiner war der weissagende Sancus, Vater des Sabus. Ihre Bundesgöttin **Feronia** war eine Erdgottheit, der man Blumen und Erstlinge der Ernte darbrachte; ihr mit dem chthonischen Gotte Diespater gemeinschaftliches Hauptfest fand auf dem Soracte statt. Als ein kriegerischer Volksstamm verehrten die Sabiner hauptsächlich zwei Kriegsgötter, **Mars** und den mit ihm verwandten **Quirinus**. Der altitalische Mars hat eine tiefere Beziehung zu Staat und Leben als der griechische Gott des Kriegsgetümmels. Man verehrte ihn anfangs unter dem Bilde der Schutz- und Trutzwaffen, des Schildes und der Lanze, wie man aus der römischen Sage von dem vom Himmel gefallenen und als Reichspalladium verehrten Wunderschilde, dem man noch eilf andere beifügte (Ancilien), ersieht. Dem Marscultus gehört der dem sabellischen Stamme eigenthümliche, für Colonisation wichtige heilige Lenz (ver sacrum) an, dessen wir oben (§. 156) gedacht haben. Auf Grund dieser heiligen Volkssitte sind die Picenter, die der heilige Vogel des Gottes, Picus (Specht), führte, und die Hirpiner, die einem andern, dem Mars geweihten Thiere, dem Wolf, folgten, entstanden. Quirinus war eine uralte sabinische Speer- und Kriegsgottheit, die nach Rom verpflanzt und hier mit Romulus, dem Gründer der Stadt, verbunden wurde. Auch Sol (Sonne) und Luna (Mond) waren altsabinische Götterwesen. — Da die Bevölkerung Roms aus Latinern, Sabinern und Etruskern bestand, so sind auch alle Götter und Religionsinstitute dieser Völker nach der Tiberstadt gekommen. Die angesehensten Götterwesen, gleichsam „der höchste Ausschuß der himmlischen Götterwelt", waren Jupiter, Juno, Minerva, die Repräsentanten der höchsten Macht, höchsten Weiblichkeit und höchsten Weisheit. Neben ihnen waren Mars, der eigentliche Nationalgott der Römer, Janus und Vesta die geehrtesten. Für das römische Familienleben und die Hauswirthschaft war der Dienst der Laren und Penaten von höchster Wichtigkeit. Im Atrium, dem allgemeinen Familien- und Speisesaal, unter der „schwarzen Decke", wo der Mann die Gäste empfing und die Frau spinnend im Kreise ihrer Mägde saß, befand sich über dem Herd die heilige Stätte, wo die Laren und Penaten in einfachen Schnitzbildern aufgestellt waren. An der Spitze des römischen Religionswesens standen die Pontifices als Wächter der Staatsreligion und der Pontifex Maximus als höchste kirchliche Autorität. Die Pontifices waren die „Brückenbauer", die das Geheimniß der Maße und Zahlen verstanden, „woher ihnen auch die Pflicht zukam, den Kalender des Staats zu führen, dem Volke Neu- und Vollmond abzurufen und dafür zu sorgen, daß jede gottesdienstliche, wie jede Gerichtshandlung am rechten Tage vor sich gehe." Im Schooße dieser Genossenschaft sind die Anfänge der Geschichtsaufzeichnung wie des Rechts entstanden. Die heiligen Gebräuche und Brandopfer wurden von Priestern (Flamines) vollzogen, von denen jeder der bedeutenden Götter und Heiligthümer einen oder mehrere besaß, worunter jedoch der auf dem Palatinus wohnende Flamen Dialis das größte Ansehen hatte. Dem Dienste des Mars stand das Priestercollegium der zwölf Salier („Springer") vor, die im März den Waffentanz aufführten und dazu sangen; die zwölf Arvalischen Brüder mit ihrem zahlreichen Gefolge dienten der Erd- und Ackerkönigin, die als Dea Dia, als schaffende Göttin der Stadtflur, in einem heiligen Hain an der „Feldstraße" auf dem rechten Tiberufer verehrt ward und mit Tellus, Ceres, Ops und Flora zusammenfällt. Von den Opfervorschriften und Gebeten, womit diese Brüderschaft im Mai die Gottheit für das Gedeihen der Saaten anrief, haben sich noch einige erhalten. Neben diesen durch Ueberlieferung und Volksreligion geheiligten Götterwesen bildete man in Rom frühzeitig eine große Zahl von Begriffsgottheiten aus, denen pantheistische Ideen zu Grunde lagen, so daß dieselben nur als allegorische Begriffsbestimmungen gelten können, so Victoria, Concordia, Roma, Fides, Quies, Febris, Mephitis u. a. m. Die spätern Berührungen mit den Griechen vermehrten noch die Zahl der römischen Gottheiten; auch der Cultus der weissagenden **Sibyllen**, besonders der von Cumä, und ihre Orakelsprüche, die sibyllinischen Bücher, scheinen aus Großgriechenland zu stammen. — Die italischen Völkerschaften, besonders die Latiner und Sabiner, hatten anfangs eine Abneigung gegen die Götter in Menschenform; ihre Gottheiten waren Begriffswesen ohne klare und feste Gestaltung und ohne Mythologie, daher sie auch häufig in einander übergingen.

Erst der Einfluß der griechischen Plastik und Mythendichtung führte schärfere Scheidung und einen realeren Cultus herbei. „Wie den Griechen Alles concret und körperlich erschien, so konnte der Römer nur abstracte, vollkommen durchsichtige Formen brauchen und konnte eben deshalb nicht beginnen mit dem alten Sagenschatz der Urzeit, den er nicht mehr verstand.“ In der griechischen Mythologie herrschte die Person, in der römischen der Begriff, dort die Freiheit, hier die Nothwendigkeit. „In der ganzen Natur,“ sagt Mommsen, „verehrte der Italiker das Geistige und Allgemeine; jedem Wesen, dem Menschen wie dem Baume, dem Staat wie der Vorrathskammer (penates) ist der mit ihm entstandene und mit ihm vergehende Geist zugegeben, das Nachbild des Physischen im geistigen Gebiet.“ Jedes Ereigniß und jede Thätigkeit in der natürlichen Welt, wie Ehe, Geburt, Arbeit, wird mit heiligem Leben ausgestattet. Dennoch fühlten sich die Gemüther der Menschen von dieser geistigen Götterwelt mächtig ergriffen und „gebunden“. Eigentliche Sagenbildung ist dem Italiker fremd. „Seine Götter sind Begriffe, welche zu rechter persönlicher Gestaltung überhaupt nicht und am wenigsten in der frischen Urzeit gediehen und keine Lebensgeschichte mit Liebesfahrten und Kämpfen entwickelten; die Menschen, auch die größten und herrlichsten, blieben ihm doch immer Sterbliche und steigerten sich nicht wie in Griechenland in sehnsüchtiger Erinnerung und liebevoller Pflege der Ueberlieferung im Geiste der Menge zu göttergleichen Heroen.“ Die Religion hatte die Gemüther der Römer fest umschlungen und gebunden, heißt es bei Ihne. Der Name selbst deutet dieses an, denn „Religio“ ist geistige „Gebundenheit“, d. h. Gewissensangst und Furcht vor dem Zorne der Gottheit. „Sie geht auf in der gewissenhaften Beobachtung aller der Vorschriften, die der Dienst der Götter enthält, in dem richtigen Verständniß des göttlichen Willens, wie er sich durch außergewöhnliche Naturerscheinungen offenbart, in den Opfern, Sühnen, Gebeten und Reinigungen, welche die Diener der Götter als nöthig erkennen und vorschreiben. Göttliches Walten und Schaffen sah der Römer überall. Die ganze Natur war ihm durchdrungen und belebt von göttlicher Kraft. Der Himmel, die Erde, das Wasser, Alles wimmelte von göttlichen Wesen. Jede Veränderung in der Natur, alles Wachsen und Gedeihen, sowie das Abnehmen und Sterben war das Werk einer göttlichen Kraft. Wohin der Mensch sich wendete, was er unternahm, überall trat ihm die Gottheit entgegen auf dem ganzen Lebenswege von der Geburt bis an das Grab. Aber der Römer ahnte nur die Gottheit; er schaute sie nicht. Ihm blieben die Götter immer nur geheimnißvolle geistige Wesen ohne menschenähnliche Gestalt, ohne menschliche Gefühle und Triebe, ohne menschliche Tugenden und Schwächen. Sie tauchten auf aus der Alles umfließenden, Alles durchdringenden Geisterwelt, übten wie die kalten Elemente der Natur ihre Einwirkung auf das menschliche Leben, und ehe ihre Form genau gefaßt und erkannt war, verschwanden sie wieder in der Allgottheit, wie die Welle im Meere. Daher hat die römische Religion zwar Götter, aber keine Mythologie.“

I. Rom unter der Herrschaft der Könige und Patrizier.

1. Die Zeit der Könige (753—509).

§. 159. Eine alte Sage berichtet, König Numitor von Albalonga, ein Nachkomme des Trojaners Aeneas (§. 65), sei von seinem Bruder Amulius des Thrones beraubt und seine Tochter Rhea Silvia zur Priesterin der Vesta geweiht worden, damit sie als Jungfrau, wie es der Wille der Göttin verlangte, das heilige Feuer nähren und den Opferdienst verrichten möchte. Als sie aber dem Kriegsgott Mars die Zwillinge **Romulus und Remus** geboren, habe der harte Oheim Befehl gegeben, die Kinder in den Tiberstrom zu werfen, der gerade hoch angeschwollen gewesen. Nachdem nun die Fluthen sich verlaufen, sei die Mulde an einem Feigenbaume hängen geblieben, worauf die Knaben von einer Wölfin gesäugt und von Hirten erzogen worden seien. Durch einen Zufall von ihrer Herkunft und ihres Großvaters

Geschick unterrichtet, hätten sie dem Numitor den Thron von Albalonga zurückgegeben und alsdann an der Stelle, wo sie so wunderbar gerettet worden, auf dem palatinischen Hügel am linken Ufer des Tiber, da wo die latinischen Hirten uralte Ansiedelungen besaßen und ihre Erd- und Naturgötter mit ländlichen Festen und Reinigungsopfern zu feieren pflegten, die Stadt **Rom** angelegt, deren neu- 753.
gegründete Mauern aber mit dem Blute des Remus, den sein Bruder Romulus im Streit erschlagen, befleckt worden seien. (Eine Ueberlieferung aus diesen urältesten Zeiten mag das „Wolfsfest" sein, welches das Geschlecht der Fabier am palatinischen Hügel beging, „ein Bauern- und Hirtenfest, das wie kein anderes die schlichten Späße patriarchalischer Einfalt bewahrte.")

§. 160. Als die kleine Stadt gegründet und der Umkreis durch eine Romulus 753—716.
Furche, deren Vertiefung den Graben, deren Erhöhung den Wall bildete, abgegrenzt war, erklärte sie Romulus zu einem Asyl für Landesflüchtige und lockte dadurch Bewohner an. Da diese aber keine Frauen hatten und die benachbarten Völker Bedenken trugen, ihre Töchter mit ihnen zu vermählen, so ordnete er Festspiele an, um sich durch den Raub der als Zuschauer anwesenden Sabinerinnen mit Gewalt zu verschaffen, was ihm in Güte versagt worden. Dadurch gerieth die neue Colonie mit den Sabinern in einen Krieg, der jedoch durch die Dazwischenkunft der geraubten Jungfrauen vermittelt wurde, welche sich mit fliegenden Haaren und zerrissenen Gewändern flehend zwischen die Schlachtreihen warfen und erklärten, das Schicksal der Römer theilen zu wollen. Ein Vertrag, in Folge dessen die auf dem capitolinischen Hügel wohnenden **Sabiner** mit den **Latinern** auf dem Palatinus zu einer Gemeinde sich vereinigten und die Bestimmung getroffen ward, daß der sabinische König Titus Tatius, der in Cures gewohnt hatte, gemeinschaftlich mit Romulus die Regierung führen und dann abwechselnd ein Latiner und ein Sabiner von dem aus den angesehensten Geschlechtshäuptern bestehenden Senat zum König gewählt werden sollte, sicherte die Existenz des römischen Staats, dessen Gründer nach seinem wunderbaren Hingang, unter dem Namen Quirinus, göttlicher Verehrung theilhaftig ward und dessen Bürger den Namen Quiriten (von Cures) neben dem der Römer annahmen. Einige Zeit nachher traten noch die Bewohner des Berges Coelius der Gemeinde Rom bei, entweder die aus dem zerstörten Albalonga dahin verpflanzten Latiner oder eine Colonie der Etrusker. — Zum Andenken an die edle That der Frauen und an das Werk der Versöhnung, das sie zu Stande gebracht, stiftete Romulus das Fest der Matronalien und räumte ihnen manche Rechte und Ehrenvorzüge ein. Die Aehnlichkeit der Staats- und Lebensordnung, der religiösen Vorstellungen und Cultusgebräuche und der bürgerlichen Einrichtungen, sowie die nachbarlichen Berührungen, die schon längst Verträge und Einigungen über Eigenthumsrecht, Eherecht, Gastrecht u. dgl. herbeigeführt hatten, erleichterten die rasche Verschmelzung der drei Völkerschaften und ihrer Nationaleigenthümlichkeiten zu einem staatlichen Gemeinwesen mit festgesetzten Rechten. Der uralten Eintheilung des Volkes in die Stammtribus der Ramnes, Tities und Lucĕres scheinen diese drei Grundbestandtheile des römischen Staates zu Grunde gelegen zu haben.

§. 161. Und damit ein heiliges Band das neue Gemeinwesen fester begründe, meldet die historische Ueberlieferung weiter, traf der zweite König, der

Numa Pompilius 714–672. weise Sabiner **Numa Pompilius**, Einrichtungen über **Religion** und **Cultus**, wobei er den alten Glauben und die gewohnten Institute der drei Volksstämme berücksichtigte, und gab gute Anordnungen über das häusliche und bürgerliche Leben, mit dem der religiöse Glaube und die heiligen Gebräuche aufs Innigste verwoben waren.

Die mit großen Vorrechten und Ehren ausgerüsteten Jungfrauen, die das heilige Feuer der Vesta zu unterhalten hatten, sowie alle Einrichtungen und Gebräuche, die mit dem Ackerbau und der Feldmark in Bezug stehen, sind lateinischen Ursprungs. Auf den kriegerischen Stamm der Sabeller weist der Cultus des Mars, mit dessen Priestern, den Saliern, und mit den auf die Rechte und Gebräuche des Kriegs sich beziehenden Einrichtungen, z. B. den Fetialen (Herolden). Von den im Anfang etwas zurückgesetzten Etruskern wurde das Wahrsagen aus der Opferschau, dem Vogelflug, den Himmelszeichen und dem Fraß der Hühner (Haruspicien, Auspicien, Augurien), das ein Priester-Collegium (Pontifices), mit einem Oberpriester (Pontifex maximus) an der Spitze, leitete, so wie das bei allen feierlichen Gelegenheiten angewendete Ceremoniel und Ritual entlehnt. Auch die ältesten Handwerkerzünfte, deren Mitglieder als minder ehrenhaft vom Waffenrecht ausgeschlossen waren, wurden diesem König zugeschrieben. Und damit das Eigenthumsrecht geachtet und in Handel und Wandel Treue und Glauben geübt werde, stiftete Numa der Gottheit der Treue und des gegenseitigen Vertrauens (Fides) Tempel und Verehrung. Dem Janus, dem „Gott alles Anfangs im Raum und in der Zeit", mit doppeltem Angesicht nach vorwärts und rückwärts schauend, weihte er am Eingang des Forums eine Thorhalle, deren Pforten in Kriegszeiten offen, im Frieden geschlossen waren; auch machte er ihn zum Lenker des bürgerlichen Jahrs und weihte ihm den ersten Monat. Und so sehr ehrten alle Völker den weisen Priesterkönig, daß sie keine Kriege wider Rom führten, daher auch während seiner Regierung die Thore des Janustempels geschlossen waren. Wie die Griechen ihre Gesetze durch Göttersprüche bestätigen ließen, so behauptete Pompilius, seine religiösen Einrichtungen aus dem Umgange mit der Nymphe Egeria, deren heiliger Hain südwärts von Rom lag, erhalten zu haben.

Tullus Hostilius 671–640. §. 162. Die beiden folgenden Könige, der Latiner **Tullus Hostilius** und der Sabiner **Ancus Marcius**, erweiterten das Gebiet des kleinen Staats durch glückliche Kriege, so daß mit den drei erwähnten Hügeln (Palatinus, Capitolinus, Cölius) noch vier andere (Aventinus, Quirinalis, Viminalis und Esquilinus) verbunden und allmählich bevölkert wurden. Daher hieß Rom die Siebenhügelstadt. Unter Tullus Hostilius erlangten die Römer durch den siegreichen Zweikampf der Horatier gegen die Curiatier die Herrschaft über Albalonga, dessen Einwohner, nach Zerstörung der Stadt, theils am Fuße des Berges in Bovillä angesiedelt, theils nach dem Berge Coelius in Rom verpflanzt wurden, wo sie, mit dem römischen Schutzrecht begabt, wahrscheinlich die Grundlage des Standes der **Plebejer** bildeten, der unter dem folgenden König Ancus Marcius 639–616. Ancus Marcius, dem Erbauer der Hafenstadt Ostia an der Tibermündung, durch Ansiedelung besiegter Bürger der umliegenden Orte noch bedeutend vermehrt ward. Den überwundenen Gemeinden wurde gewöhnlich ein Drittel ihrer Feldmark abgenommen und in römische Bauerngüter umgeschaffen. „Kein Volk hat gleich den Römern den gewonnenen Boden also im Schweiße seines Angesichts sich zu eigen gemacht, und was die Lanze gewonnen hatte, mit der Pflugschaar zum zweitenmal erworben." Auch die Staatsländereien und ein großer Theil des Landeseigenthums der eroberten Ortschaften wurden von den Römern eingezogen. Mit der Unterwerfung Albalonga's gingen wohl auch die Hoheitsrechte dieser

Stadt als Vorort des latinischen Bundes auf Rom über, dessen Abgeordnete von nun an den Vorsitz bei den Bundesfesten führten.

Der Kampf der römischen **Horatier** mit den **Curiatiern** von Albalonga blieb in der dichterischen Sage dem Volke eine theure Erinnerung. Die beiden Heere standen kampfbereit einander gegenüber. Da kam man überein, um die blutigen Folgen einer Schlacht zu vermeiden, die Entscheidung von dem Ausgange eines Zweikampfes abhängig zu machen. Wohin sich der Sieg neigen würde, da solle die Herrschaft sein. Nun befanden sich in beiden Heeren Drillingsbrüder, weder an Jahren, noch Kräften einander ungleich und nahe Verwandte zu einander. Diese wurden ausgewählt, um mit ihren Waffen das künftige Loos ihrer Vaterstadt zu entscheiden. Im Anblick der beiden Heere ging der große Kampf vor sich. „Als beim Zusammentreffen (erzählt Livius) die Waffen klirrten und die blanken Schwerter blitzten, durchzuckte ein mächtiger Schauer die Anwesenden, und so lange auf keine Seite sich die Hoffnung neigte, stockte Stimme und Athem. Darauf, als sie handgemein wurden, und man nunmehr nicht blos die Bewegungen der Körper und das Hin- und Herschwingen der Schwerter und der Schilde, sondern auch Blut und Wunden sah, da stürzten zwei Römer, einer nach dem andern, leblos nieder, während die drei Albaner verwundet waren. Hierauf ersann der noch unverwundete Römer eine List. Um den Kampf zu theilen, ergriff er die Flucht, in der Hoffnung, die Gegner würden ihm nachsetzen, jeder in dem Maße, wie es seine Wunde ihm erlaube. Und so geschah es. Als er nach einiger Zeit zurückblickte, sah er sie in großen Zwischenräumen folgen, einen aber nicht sehr ferne von sich. Auf diesen rannte er mit großem Ungestüm los und erlegte ihn, ehe die beiden andern ihm zu Hülfe kommen konnten; dann eilte er zum zweiten und als er auch diesen im siegreichen Kampf überwältigt, war der Ausgang kaum mehr zweifelhaft. Der dritte, der vor Schwäche kaum den Schild mehr halten konnte, vermochte dem siegesstarken Gegner nicht zu widerstehen. Er fiel, und sein Tod entschied die Dienstbarkeit Albalonga's. Freudig zog das römische Heer nach Haus. Voran schritt Horatius, die drei Rüstungen vor sich hertragend. Ihm kam seine Schwester, eine Jungfrau, welche einem der Curiatier verlobt gewesen war, vor dem Capenerthor entgegen, und als sie auf des Bruders Schultern ihres Verlobten bunten Waffenrock, den sie selbst gewirkt hatte, erblickt, zerrauft sie sich die Haare und ruft weinend ihren todten Bräutigam bei Namen. Da entbrennt der Jüngling über dem Wehklagen der Schwester bei seinem Siege und bei so großer allgemeiner Freude. Er zieht das Schwert und durchbohrt das Mädchen mit scheltenden Worten: „„Fahre hin zu deinem Bräutigam mit deiner unzeitigen Liebe, die du vergaßest deiner Brüder, der todten und des lebenden, vergaßest deines Vaterlandes! So fahre jede Römerin dahin, die um einen Feind trauern wird."" Gräßlich erschien diese Unthat den Vätern und den Bürgern; aber das frische Verdienst stand der That gegenüber." Doch wurde der Thäter vor Gericht gezogen. Nach dem strengen Gesetze sollte er mit dem Tode bestraft werden. Aber die Thränen und Fürbitten des alten Vaters, der da flehte, man möchte ihn, den man eben noch reich an trefflichen Nachkommen gesehen, nicht ganz kinderlos machen, bewirkten, daß das Volk, dessen Gnade Horatius anrief, ihm die Todesstrafe erließ. Zur Sühne des Mords mußte er jedoch verhüllten Hauptes unter einem Querbalken durchgehen. — Die römischen Drillinge sollten wohl die drei Stämme des Patriciats bedeuten. Viele der angesehensten Geschlechter in Rom, wie die Julier, Aemilier, Cäcilier, Clölier, führten ihren Ursprung auf Albalonga zurück und rühmten sich ihrer angeblichen Abkunft von Aeneas und seinen Begleitern.

§. 163. Die drei letzten Könige, **Tarquinius der Alte (Priscus)**, **Servius Tullius** und **Tarquinius der Hoffärtige (Superbus)**, gehörten dem etruskischen Stamm an, wie aus ihren Bauwerken und aus der Verpflanzung etruskischer Einrichtungen nach Rom hervorgeht. Unter ihnen wurden die Verhältnisse des Latinerbundes geordnet und Rom zur Hauptstadt einer blühenden Landschaft erhoben. Ein ewiger Landfrieden und ein Bündniß für Angriff wie für Vertheidigung, nebst gegenseitiger Rechtsgleichheit in Handel und Wandel verflocht von nun an die schon durch gleiche Sprache und Sitte verbundenen Gemeinden noch durch die tausendfachen Beziehungen des Geschäfts-

verkehrs. Der Oberbefehl im Bundesheer wechselte anfangs zwischen Rom und Latium.

Tarquinius Priscus 615–578. Der ältere Tarquinius legte den Grund zu dem mächtigen Bau des **Capitoliums**, den sein Sohn Tarquinius Superbus in des Vaters Sinn vollendete. Dieser Bau bestand aus der **Burg** und dem herrlichen, den drei obersten Göttern geweihten Tempel. Er war nach der toskanischen Ordnung gebaut und hatte drei Zellen, in deren mittlerer Jupiter thronte, während die zu seiner Rechten für Minerva, die zu seiner Linken für Juno bestimmt war. Zugleich stiftete Tarquin dem capitolinischen Jupiter zu Ehren die großen römischen Spiele an den Iden des September mit Opferfest und Wettkämpfen im Circus. Ferner ließ er zur Reinigung der Stadt die ungeheuern, aus Quadern erbauten Abzugsgräben (**Cloaken**), so wie den **Circus Maximus** (die längliche, am einen Ende durch einen Halbkreis geschlossene **Rennbahn** für Wettrennen zu Wagen und zu Roß) und das **Forum** anlegen, und nahm zuerst die Abzeichen der höchsten Macht, den **elfenbeinernen Thron** (sella curūlis), die **zwölf Lictoren** mit den Fasces u. dgl. m. an. Den von Romulus eingerichteten **Senat** vermehrte er von 200 auf 300 Mitglieder, so daß aus jedem **Geschlecht** (Gens) der Aelteste Sitz und Stimme in demselben hatte (daher die Senatoren Patres hießen). Diese 300 Geschlechtsgenossen galten als „idealer Normalbestand" sowohl in der politischen Gemeinde, als bei der Heerverfassung. Auch kämpfte Tarquinius mit Glück gegen **Etrusker** und **Sabiner**.

§. 164. Nachdem Tarquinius der Alte auf Anstiften der Söhne seines Vorgängers Ancus von zwei gedungenen Mördern getödtet worden war, erzählt die Sagengeschichte von Roms Königen weiter, bewirkte die Königin Tanaquil, Servius Tullius 577–534. daß ihr Schwiegersohn **Servius Tullius** zur Regierung kam. Dieser führte durch die „Servianische Verfassung", die weniger die eigene Schöpfung eines Gesetzgebers als das Resultat von Entwickelungen aus bestehenden Verhältnissen gewesen zu sein scheint, das römische Staatsleben einen bedeutenden Schritt weiter, indem er zwei für die Heeresordnung und die öffentlichen Leistungen höchst folgenreiche Einrichtungen traf. Er theilte nämlich die Stadt und Feldmark Roms in eine Anzahl Districte oder Regionen, **Tribus** genannt, und zwar in 4 städtische und 26 ländliche. Diese zerfielen dann wieder in kleinere Gemeindebezirke, die in der Stadt **Vici**, auf dem Lande **Pagi** hießen und wahrscheinlich auch durch gemeinsame Heiligthümer für die Plebejer zu besondern „Kirchspielen" vereinigt waren. Die Eingesessenen jedes dieser Bezirke bildeten eine geschlossene Gemeinde mit einem eigenen Vorsteher, der ein Verzeichniß sämmtlicher Bewohner und ein Grundbuch über ihre Liegenschaften, Wohnungen und Habe zu führen und danach das Aufgebot und die Steuerumlage vorzunehmen hatte. Sodann theilte Servius sämmtliche Bewohner des Staats **nach ihrem Vermögen (Census) in fünf Klassen** und diese wieder in 193 **Centurien**, so daß die staatsbürgerliche Berechtigung und Belastung eines Jeden von dem Maß seines Vermögens abhing und Niemand von der Ausübung politischer Rechte ganz ausgeschlossen war. Die erste Klasse, welche allein 80 Centurien zählte, wird wohl ausschließlich aus Patriciern bestanden haben und ursprünglich der Summe der vier andern gleich gewesen sein, bis in der Folge, als eine Verstärkung der Kriegsmannschaft aus den untern Ständen nöthig ward, die fünfte Klasse von zwanzig auf dreißig Centurien erhöht ward. Auch die 18 Rittercenturien gehörten wohl alle den Patriciergeschlechtern an. Hatten somit die Patricier als die reicheren und begüterteren Bürger eine bevorzugte Stellung, so wurden sie auch bei der Besteuerung und im Heerbann mehr in

Anspruch genommen. Eine sechste Klasse (nach dem Haupt Geschätzte, capite censi), welche die **Proletarier** oder den besitzlosen Pöbel umfaßte, war frei von Steuer und Kriegsdienst, aber auch ohne Macht im Staatswesen. „So waren also die Bürger geordnet als eine Wehrmannschaft zum Schutz der Heimath und zum Trutz gegen die Feinde, und zugleich auch als eine Bürgerversammlung zur Entscheidung in Allem, was das Wohl der Stadt erheischte, und Niemand war ganz ausgeschlossen von der Theilnahme am gemeinen Wesen, jedem aber so viel zugemessen von Lasten und Leistungen, als er tragen konnte, und so viel von Rechten als billig war." Von dieser Zeit an galten die nach **Centurien** einberufenen **Comitien** für die wahren Volksversammlungen. Die Gemeinde (Plebejer) stimmte in den **Tribus-Comitien**, während die **patrizischen Geschlechter** oder Altbürger ihre Anliegen in den Curien-Versammlungen beriethen; durch diese Neuerung, welche eine allmähliche Verschmelzung der erstarkenden und aufstrebenden Plebejerschaft mit Patriziergeschlechtern herbeiführen und dem Königthum eine breitere Grundlage der Volksmacht unterbreiten sollte, zog sich Servius Tullius den Haß der Adelsgemeinde zu, daher er mit deren Beihülfe von seinem Eidam **Lucius Tarquinius Superbus** ermordet wurde.

Durch die servianische Verfassung wurde die Dienstpflicht und die damit zusammenhängende Verpflichtung, dem Staat im Nothfall vorzuschießen (das tributum) statt auf die Bürgerschaft als solche, auf die Grundbesitzer, die „Ansässigen" oder „Begüterten", gelegt, mochten sie Bürger oder blos Insassen sein; die Heeresfolge wurde aus einer persönlichen zu einer Reallast. — Nach der Größe der Grundstücke wurde die kriegspflichtige Mannschaft (d. h. jeder ansässige Mann vom 18. bis zum 60. Lebensjahre) eingetheilt in fünf „Ladungen" (classes), von denen indeß nur die Pflichtigen der ersten Ladung oder die Vollhufner in vollständiger Rüstung erscheinen mußten und insofern vorzugsweise als die zum Kriegsdienst Berufenen (classici) galten, während von den vier folgenden Reihen der kleineren Grundbesitzer zwar auch die Erfüllung der Dienstpflicht, nicht aber die volle Armirung verlangt ward. Die Jüngeren vom 18. bis zum vollendeten 46. Lebensjahr wurden vorzugsweise zum Felddienst verwendet, während die „Aeltern" die Mauern daheim schirmten. Die beiden letzten Klassen kämpften als Leichtbewaffnete (Velites). Die nicht ansässigen Leute („Kinderzeuger", proletarii) hatten zum Heer die Werk- und Spielleute zu stellen, so wie eine Anzahl Ersatzmänner (zugegebene Leute, adcensi), die unbewaffnet (velati) mit dem Heer zogen und im Felde, wo Lücken entstanden, mit den Waffen der Kranken und Gefallenen in die Reihe gestellt wurden. — Die Sage hat den Uebergang der Gewalt von Servius Tullius auf Tarquinius Superbus tragisch und grausenhaft dargestellt: Die beiden Brüder Lucius und Aruns, Tarquins des Alten Söhne, waren mit den beiden Töchtern des Königs Servius vermählt. **Lucius**, „des Verbrechens fähig, obgleich nicht aus eigenem Triebe dazu entschlossen", war mit der älteren Tullia, einer sanften und frommen Frau, verbunden; Aruns, redlich und treu, mit der jüngeren Schwester, einem Weibe von wildem, ruchlosem Gemüth. Ergrimmt über das lange Leben ihres alten Vaters, über die Gleichgültigkeit ihres Mannes, der seinem herrschsüchtigen Bruder den einst erledigten Thron zu überlassen bereit schien, schwur sie Beiden Verderben. Sie kam mit Lucius überein, daß er seine Gattin und sie ihren Gatten ermordeten und dann beide ein Ehebündniß schlossen. „Ohne auch nur den Schein der Trauer entzündeten sie ihre Hochzeitsfackel an dem Scheiterhaufen." Hierauf trat Lucius, von seinem ehrgeizigen Weibe angetrieben, mit einer Partei unzufriedener Patricier in Verbindung und bildete eine Verschwörung zum Sturz des edlen Königs Servius. Zur Erntezeit, als ein großer Theil des Volkes auf dem Lande war, erschien Tarquinius im Senat mit den königlichen Insignien geschmückt und umgeben von einem bewaffneten Anhang. „Auf das Gerücht von diesen Bewegungen eilte der König unerschrocken in die Curie. In der Thür stehend schalt er Tarquinius einen Empörer: dieser ergriff den schwachen Greis und stürzte ihn die steinernen Stufen hinab. Blutend und gelähmt ward Servius von Getreuen emporgehoben und weggeführt, aber ehe er in seine

Wohnung gelangte, erreichten und ermordeten ihn Diener des Tyrannen; die Leiche ließen sie im Blute liegen. Inzwischen hatte Tullia die Botschaft vom Erfolg nicht erwarten können. Sie fuhr mitten durch den Tumult zur Curie und begrüßte ihren Gemahl als König, ihm selbst war ihr Frohlocken gräßlich; er hieß sie umkehren. In einer Gasse, die von der Zeit an den Namen der verruchten trug, lag die Leiche ihres Vaters vor ihr. Die Maulthiere wichen zurück, der Knecht hielt die Zügel an, sie gebot ihm, das Gespann über den Todten hinzutreiben. Blut bespritzte den Wagen und ihr Gewand." Von wenigen Getreuen begleitet, wurde die Leiche bei Nacht aus der Stadt geführt, weil Tarquinius aus Furcht vor der herrschenden Aufregung und Erbitterung des Volkes nicht wagte, der hergebrachten Sitte gemäß, den Leichenzug über das Forum ziehen zu lassen. Als das Königthum schon längst nicht mehr bestand, feierte die römische Plebs in dankbarer Erinnerung noch immer den Geburtstag des volksthümlichen Königs.

Tarquinius Superbus 534–509.

§. 165. Obgleich nun Tarquinius die durch die Verfassung des Servius den Plebejern gewährten Rechte wieder verkürzte, durch glückliche Kriege mit den Latinern und Volskern die Grenzen des Staats erweiterte und durch Bauten (Capitolium) und nützliche Anlagen die Stadt verschönerte, so wurde doch auch er bald den Patriziern verhaßt, als sein Streben dahin ging, mit Hülfe des Heeres die königliche Macht zu erhöhen und sein beschränktes Wahlkönigthum in ein unbeschränktes Erbreich zu verwandeln. Seine Gewaltthätigkeiten gegen den Senat und die Patrizier, verbunden mit den drückenden Steuern und Frohndiensten, womit er die Plebejer heimsuchte, erzeugten allgemeine Unzufriedenheit, welche zuletzt in offene Empörung überging, als die lüsterne Frevelthat, die einer der Söhne des Königs, Sextus Tarquinius, an der tugendhaften **Lucrezia** beging, diese zum Selbstmord zwang und das Volk zur Rache gegen das verbrecherische Geschlecht entflammte. Zwei Verwandte des Königshauses, L. Tarquinius **Collatinus**, der Gemahl der edeln Lucrezia, und sein bisher für blödsinnig gehaltener und darum **Brutus** (Tölpel) genannter Freund Lucius Junius, schwuren über der Leiche der Gemordeten den Bund der Blutrache und riefen in Collatia und Rom die Bevölkerung zur Freiheit und Vertilgung der tyrannischen Herrschermacht auf. Bei der Nachricht davon eilte der König von Ardea, der festen Felsenstadt
509. der Rutuler, die er gerade umlagert hielt, mit seinem Heer nach Rom, um den Aufstand niederzuschlagen; aber er fand die Thore verschlossen, und mußte, als ein Beschluß der Volksversammlung ihn der Königswürde entsetzte und selbst die Truppen von ihm abfielen, mit seinen Söhnen in die Verbannung ziehen. In dem Sturze der Tarquinier will ein neuerer Geschichtschreiber (Ihne) eine nationale Erhebung des latinisch-sabinischen Volkes gegen die etruskische Herrschaft erkennen.

Den Sturz des Tyrannen und die Vertreibung des Königsgeschlechts hat die Sage an der Hand griechischer Tyrannengeschichten romantisch ausgeschmückt. Tarquinius wurde von bösen Träumen und Unheil verkündenden Wahrzeichen geschreckt. Da schickte er zwei seiner Söhne, Titus und Aruns, nach Delphi, um den pythischen Gott zu befragen. Zur Kurzweil gab er ihnen einen Vetter Lucius Junius **Brutus**, der für blödsinnig galt, weil er sich, um dem todbringenden Argwohn des Tyrannen zu entgehen, stumpfsinnig und tölpelhaft gestellt hatte, zum Begleiter mit. Nachdem sie die Antwort des Orakels erhalten hatten, befragten die Königssöhne den Gott auch um ihr Schicksal; dieser weissagte die Herrschaft über Rom demjenigen, der nach der Heimkehr der Mutter zuerst einen Kuß geben würde. Darauf machten die Brüder unter sich aus, sie wollten ihre Mutter zugleich küssen und dann gemeinschaftlich regieren. Bei ihrer Landung in Italien aber fiel Brutus wie zufällig auf den Boden und küßte unvermerkt die Erde als die gemeinsame Mutter Aller. — Einige Zeit nachher, als die Römer die feste Rutulerstadt Ardea mit langer Belagerung drängten, stritten die Söhne des Königs und ihr Vetter,

Tarquinius Collatinus, Lehnsfürst in der kleinen Stadt Collatia, über die Tugend ihrer Frauen. Der Streit ward lebhaft; ein nächtlicher Ritt wurde unternommen, um die Frauen zu überraschen und zu sehen, was sie in Abwesenheit ihrer Männer trieben. Da trafen sie die fürstlichen Frauen zu Rom bei einem schwelgerischen Mahle unter Blumen und Wein; von da eilten die Jünglinge nach Collatia, wo sie in später Nachtstunde Lucrezia im Kreise ihrer Mägde spinnend fanden. Sie war in dieser Umgebung so schön, daß sie des Sextus Tarquinius Lüsternheit erregte. Von böser Begierde getrieben, kam er am folgenden Tage nach Collatia zurück und kehrte nach dem Rechte der Verwandtschaft im Hause des Vetters ein, wo ihn Lucrezia gastfreundlich aufnahm. In der Stille der Nacht aber trat er bewaffnet in ihre Kammer und unter schrecklichen Drohungen, sie einem falschen Verdachte preis zu geben und ihr Andenken zu entehren, zwang er sie, sich ihm hinzugeben. Am andern Morgen rief sie ihren Vater und ihren Gemahl zu sich; es sei Gräßliches geschehen. Lucretius kam in Begleitung des P. Valerius, der sich nachmals den Namen Poplicola erwarb; Collatinus mit dem verachteten Brutus. Die trostlose Lucrezia erzählte unter Thränen des Schmerzes die erlittene Schmach, forderte Vater und Gatten zur Rache auf und stieß sich dann selbst den Dolch ins Herz. Nun war der Augenblick für Brutus gekommen, „daß er die Verstellung von sich werfe, wie Odysseus den Bettlermantel". Er hob den blutigen Dolch in die Höhe und schwur dem verbrecherischen Königshause den Untergang. Ueber Lucrezia's Leiche wurde der Bund der Rache geschlossen. „Sie trugen die Todte auf den Markt von Collatia; die Bürger sagten Tarquinius ab und gelobten den Befreiern Gehorsam. Die Jüngern begleiteten den Leichenzug nach Rom. Hier wurden die Thore geschlossen, und das Volk von Brutus als Tribun der Celeres (Oberst der Ritterschaft) zur Versammlung berufen. Alle Stände entbrannten in einem einigen Gefühl; einstimmig entsetzte der Beschluß der Bürger den letzten König seiner Würde und sprach über ihn und die Seinigen Verbannung aus. Tullia entfloh aus der Stadt unverletzt; die Rache über sie befahl das Volk den Geistern der Ermordeten." — „Nicht Blutdurst, nicht der Geiz der Tyrannen des Alterthums war das Entsetzlichste für ihre Unterthanen; das war es, daß den Gegenstand, der ihre wilden Lüste erregt hatte, nur der Tod vor Schändung retten konnte."

Latinerbund und Capitolium. Tarquinius Superbus brachte die latinischen Orte zu einem Vertrag mit Rom, worin die Stadt als Haupt des **Latinerbundes** anerkannt wurde; ein Schutz- und Trutzbündniß mit gemeinsamem eidgenössischen Niederlassungsrecht verband die einzelnen Gemeinden, die, so weit nicht die Bundespflichten eingriffen, in Verfassung und Verwaltung frei und selbständig waren und am Dianentempel auf dem waldbedeckten Aventin jährlich ein gemeinsames Bundesfest feierten. Für Rechtsklagen bestand ein eignes, aus Richtern beider Nationen und einem Obmann zusammengesetztes Handels- und Maßgericht, die „Wiederschaffer" (reciperatores). Ferner eroberte Tarquinius die reiche Volkerstadt Suessa Pometia und suchte durch Gründung von Colonien (Signia und Circeji) die Herrschaft der Römer weiter auszudehnen, der Anfang jener Bürgercolonien, durch welche der latinisch-römische Stamm seine Sprache und Volkseigenthümlichkeit allmählich über ganz Italien verbreitete. Er erwarb die unter dem Namen der **sibyllinischen Bücher** bekannte Sammlung alter Orakelsprüche, die im Capitolium aufbewahrt und mit dem Cultus und der Politik des römischen Staats in die engste Verbindung gesetzt wurden; er führte das „über unterirdischen Felsenkammern und brunnenartigen Tiefen" sich erhebende **Capitolium** zu Ende, das fortan der Aufbewahrungsort der wichtigsten Staatsdocumente und der kostbarsten Weihgeschenke, der Mittelpunkt der bedeutendsten Staatshandlungen, der Schauplatz der größten Feierlichkeiten wurde. Bei dem Bau des Capitoliums sollten auch die alten Heiligthümer des Terminus und der Juventas den tuscischen Dreigöttern weichen; aber die Augurien waren ungünstig, und als man nachgrub, fand man ein frisches, blutiges Menschenhaupt in der Tiefe (daher der Name Capitolium). Man sah darin die Vorbedeutung: „daß die Jugend des römischen Reichs nicht verblühen, seine Grenzen nicht zurückweichen würden, so lange der Pontifex die Götter verehrend mit der schweigenden Jungfrau zum Capitol hinaufsteigen werde". Die sibyllinischen Sprüche durften nur auf ausdrücklichen Befehl des Senats von den dazu bestellten Sachverständigen befragt werden; Verletzung des Geheimnisses wurde mit der Strafe der Vatermörder und Tempelschänder geahndet.

§. 166. Roms älteste Staatseinrichtung und Gesetze. Durch die Vereinigung der drei Völkerschaften im römischen Gemeinwesen entstanden naturgemäß drei Volksabtheilungen, Tribus oder Stämme genannt, die latinischen Ramnes,

die sabinischen Tities und die Luceres, vielleicht etruskischer Abkunft. Jede Tribus zerfiel in zehn Curien („Pflegschaften"), deren Grundlage dann eine gleiche Anzahl von Sippschaften oder Geschlechtern (Gentes) bildete. Nur wer einem solchen, aus mehreren anfangs verwandten, dann aber durch viele Spaltungen in Linien aus einander gegangenen Familien oder Häusern bestehenden Geschlecht oder Gens (daher Gentilen) angehörte, genoß das Vollbürgerrecht und wurde den Patriziern beigezählt. „Die Familie umfaßte nur diejenigen Individuen, welche von Generation zu Generation aufsteigend den Grad ihrer Abstammung von einem gemeinschaftlichen Stammherrn nachzuweisen vermochten, das Geschlecht dagegen auch diejenigen, welche blos die Abstammung selbst von einem gemeinschaftlichen Ahnherrn darthun konnten, aber nicht mehr vollständig die Zwischenglieder, also nicht den Grad." — Neben diesen freien Bürgern, welche vollkommene Rechtsgleichheit genossen, in dem gleichen einfachen Umwurf (Toga) von weißem Wollenstoff erscheinen durften und das Recht wie die Pflicht der Waffenübung hatten, gab es schon in den ältesten Zeiten zu Rom wie in ganz Mittelitalien Halbfreie oder Hörige, Clienten, Schutzgenossen genannt, von welchen jeder Gens eine Anzahl zugetheilt war. Es waren theils Abkömmlinge älterer Landeseinwohner, die von den erobernden Stämmen ihres Grundes und Bodens beraubt, aber dafür in ein religiöses Schutzverhältniß gestellt wurden, theils Sprößlinge ungleicher Ehen, freigelassene Knechte, angesiedelte Fremde, verarmte Grenzbewohner, die in Rom ein Unterkommen suchten. Zwischen den Gentilen als Schutzherren oder Patronen und den Clienten als Schutzbefohlenen bestand ein auf religiösem Grunde ruhendes „Pietätsverhältniß" mit gegenseitigen Pflichten und Rechten. Der Hausherr hatte die ihm zugewandten Leute zu schützen und zu vertreten, wogegen diese den Hausherrn gleich einem Vater ehren und ihm gehorchen mußten. — Verschieden von den Clienten waren die späterhin als Gegensatz zu den patrizischen Vollbürgern hervortretenden Plebejer, ursprünglich Bewohner bezwungener Nachbarstädte, die, nach Rom übergesiedelt, zwar persönlich frei waren und ein kleines Eigenthum besaßen, aber als bürgerlich rechtlos neben den Patriziern oder Altbürgern standen, mit denen sie nicht einmal eheliche Verbindungen eingehen durften. Doch scheinen die Plebejer, da sie trotz ihrer politischen Rechtlosigkeit mit den Patriziern zu einem staatlichen Gemeinwesen (Civitas) verbunden waren, in gleichen privatrechtlichen Verhältnissen wie die altbürgerlichen Einwohner gestanden zu haben. Im Laufe der Zeit gingen Plebejer und Clienten mehr und mehr in einander über. Außerdem gab es noch Sklaven und Freigelassene. — Das Haus und die Familie (d. h. der freie Mann mit der ihm von den Priestern zu Gemeinschaft des Wassers und Feuers durch das heilige Salzmehl (Confarreatio) feierlich angetrauten Ehefrau, mit den Söhnen und Töchtern, den Kindern der Söhne und sämmtlichem Besitzthum) war als Einheit vertreten durch den Hausvater und Herrn, dessen Macht über Weib und Kind und alle Habe unbeschränkt war. Er übte die richterliche Gewalt und konnte nach Ermessen an Leib und Leben strafen. Das Aussterben eines Hauses galt für ein Unglück, zu dessen Verhütung dem Kinderlosen von der Gemeinde das Mittel der Annahme fremder Kinder mit allen Rechten und Pflichten der eigenen (Adoption) gestattet war. Nach dem Tode des Hausherrn wurde die „Hut" (Tutēla) über die verwittwete Frau von ihren Söhnen, über die unverheiratheten Schwestern von den Brüdern ausgeübt. Denn war auch die Frau nicht im Erwerb von Geld und Gut zurückgesetzt, traten vielmehr Mutter und Tochter den gleichen Erbtheil mit den Söhnen an, so gehörte die Frau doch dem Hause, nicht der Gemeinde, war immer „hausunterthänig".

Der Vorsteher einer Tribus hieß Tribūnus, der Vorsteher einer Curie Curio („Pfleger"). Die Glieder einer Curie (Curialen) waren durch gemeinschaftliche Pflichten und Rechte vereinigt, hatten ihren besonderen Gottesdienst und einen Versammlungssaal (Curia). Alle Angehörigen einer Sippschaft führten einen gemeinschaftlichen Geschlechtsnamen (wie Fabius, Metellus, Claudius u. a.); dieser Geschlechtsname wurde auch auf die Clienten übertragen. Zur Bezeichnung des Individuums diente der Vorname (Gajus, Marcus, Titus u. a.). Die Gentes hatten eigene Geschlechtsgötter oder Stammheroen, die sie durch gemeinsame Opfer in besondern der Gens angehörenden Heiligthümern verehrten, gemeinschaftliche Begräbnißstätten und ein eigenes Recht. — Der Patron hatte seinen Clienten vor Gericht zu vertreten, ihn in seinem Vermögen und seinem Geschäfte zu schützen und ihm mit seinem Rathe behülflich zu

sein; dafür mußte der Client den Patron mit Geld unterstützen, wenn er in Kriegsgefangenschaft gerathen oder zu einer Geldstrafe verurtheilt war oder zur Bestreitung des Aufwandes bei Aemtern u. dgl. Bei Verheirathung der Töchter des Patrons hatte der Client eine Aussteuer zu entrichten, er mußte den Patron im Krieg und auf Amtsgängen begleiten und ihm „hold und gewärtig" sein; auch durften Beide nie als Kläger und Zeuge gegen einander auftreten. Die Clientel war erblich, das Patronatsrecht stand jedesmal dem Familienvater zu und konnte nur von Patriciern geübt werden; Mißhandlung von Clienten war mit schweren Strafen belegt. — In den Stand der Sklaven konnte man theils nach dem Völkerrecht durch Kriegsgefangenschaft, theils nach dem bürgerlichen Recht, z. B. wegen Schulden oder gewisser Verbrechen, gerathen. Der Sklave wurde als Sache betrachtet, über dessen Leib und Leben, Kräfte und Erwerb der Herr volles Eigenthumsrecht hatte. Er durfte sich nicht mit einer Freien verheirathen und mit einer Sklavin nur unter Einwilligung des Herrn, dem dann auch die Kinder wieder als Sklaven zufielen. — Wurde ein Sklave mit der Freiheit beschenkt, so trat er in den Stand der Freigelassenen, erlangte aber dadurch weder das Ansehen, noch die Rechte eines Freigeborenen (Ingenuus). Geschah die Freilassung feierlich, so erhielt der Freigelassene Bürgerrecht (Civität), trat als Client in die Gens seines Herrn und durfte als Römer die Toga tragen und ein Gewerbe treiben; geschah die Entlassung blos factisch, nicht mit den vorgeschriebenen Förmlichkeiten, so waren seine Rechte beschränkter, und sein erworbenes Vermögen fiel bei seinem Tod dem Herrn zu.

Der römische Staat bestand aus König, Senat und Volk (Populus, d. h. Gesammtheit der Patrizier). Das altrömische Königthum war beschränkt durch den Willen des Volks, der sich theils unmittelbar in Volksversammlungen, theils vermittelst einer dem Senat übertragenen Vollmacht kund gab. Es war also „eine vom Volk zur Leitung sämmtlicher Staatsangelegenheiten eingesetzte und anerkannte, nach freier Wahl übertragene höchste Gewalt", die ihre „Berechtigungsquelle" im Volke hatte und nach des Königs Tod an dasselbe zurückfiel, um einem Andern übertragen zu werden. War der König gewählt und mit der priesterlichen Weihe (Inauguration) versehen, so trat er der Volksgemeinde gegenüber in dasselbe Verhältniß, wie der Hausvater zur Familie. Er übte als Heerführer und Oberrichter ununschränkte Gewalt und war zu den aus Etrurien herübergenommenen Insignien berechtigt; wo er in amtlicher Function auftrat, schritten ihm die Boten (Lictoren) mit den „Fasces", den Beilen und Ruthen voran; an den „Sprechtagen" (dies fasti) hielt er, auf dem Herrenstuhl (sella curulis) sitzend, Gericht auf dem Marktplatze; auch besaß er einen priesterlichen Charakter und leitete als solcher das Opfer- und Wahrsagewesen. Für seinen Unterhalt war ein beträchtliches Kronland aus dem Gemeingut bestimmt. Andere Einnahmen bildeten die Hafenzölle, Gerichtsbußen und der Schutzzins der ansässigen Nichtbürger. Für öffentliche Arbeiten (Frohnden), Kriegs- und Staatsdienst wurde keine Entschädigung gegeben. Starb der König, so trat der Rath der Alten ungerufen zusammen und bezeichnete einen „Zwischenkönig" (Interrex) auf fünf Tage, durch welchen dann der neue König bezeichnet und von Senat und Bürgerschaft bestätigt ward. — Der Senat war ursprünglich eine vom König auf Lebenszeit freigewählte Versammlung (Concilium) von Geschlechtsältesten, in welcher er selbst oder sein Stellvertreter, der Stadtpräfect, den Vortrag und Vorsitz hatte, deren Meinungsäußerung er aber bei jeder Staatshandlung zu vernehmen verbunden war. Der Senat nahm als bleibende Behörde an der Staatsregierung Theil und hatte bei allen der Volksversammlung vorzulegenden Anträgen über Krieg und Frieden und über Gesetzgebung die Vorberathung und Einleitung durch Vorlagen (Senatusconsulte). Die Zahl der Rathsherren entsprach den Geschlechtsgenossenschaften, so daß die Vermehrung der letzteren durch Einbürgerung neuer Gemeinden auch eine Mehrung der Senatssitze zur Folge hatte. Noch unter den Königen wurde die Zahl auf dreihundert gebracht. — Die den Volksversammlungen (Comitien) vorbehaltenen Rechte waren die Königswahl, Annahme und Abschaffung von Gesetzen, Aufnahme in die Bürgerschaft, Begnadigung verurtheilter Bürger, welche die Gnade der Gemeinde anriefen (Provocations-Recht) und Entscheidung über Krieg und Frieden. Nur wenn die „Zusammenkünfte" (Comitia) des Volks mit dem Rath und dem König in der Kriegserklärung einig waren, galt der Krieg als ein gerechter, „in dem der Segen der Götter mit Fug erwartet werden konnte". Die anfängliche Scheidung des ganzen Volks in Patrizier und Plebejer

machte mit der Zeit einer Trennung nach Ständen, Senatoren-, Ritter- und Plebejerstand Platz; die beiden erstern trugen als Auszeichnung einen goldenen Ring und an dem Unterkleid (Tunica) einen Purpurstreif, der bei den Senatoren breit, bei den Rittern schmal war.

Die Ritter. Romulus wählte aus den vermögendsten und ansehnlichsten Grundbesitzern der 30 Curien 300 **Ritter**; die Zahl wurde von den folgenden Königen und in der republikanischen Zeit allmählich verzehnfacht. Sie dienten als Reiter ohne Sold im Heere, erhielten aber Pferd und Fütterung vom Staat. Ihre Wahl hing vom Vermögen ab. Wer dieses verschwendete oder sich eines militärischen oder sittlichen Mißverhaltens schuldig machte, wurde bei der Musterung, die sie von Zeit zu Zeit zu bestehen hatten, ausgestoßen. Der alte Ritterstand bildete in der Folge den Kern des aus den reichsten Bürgern Roms bestehenden spätern Standes der Ritter, welche in Gesellschaften vereinigt, Staatseinkünfte und Zölle pachteten (Publicani, Generalpächter), öffentliche Bauten in Accord nahmen u. dgl. m. Seit den Gracchen wurde ihnen auch das Richteramt übertragen. Dagegen hörten mit der Zeit ihre Reiterdienste im Felde auf, als man in Rom anfing, stehende Heere zu halten und die Reiterei aus fremden, zum Roßdienst mehr geeigneten Völkern auszuheben.

2. Rom als Republik bis zur politischen Gleichstellung der Stände (509—366).

a) Die Herrschaft der Patrizier.

§. 167. Nach Tarquins Vertreibung wurde die höchste Gewalt den aristokratischen Geschlechtern, von denen die Abschaffung des Königthums hauptsächlich ausgegangen war, verliehen und durch Theilung und Begrenzung der Zeitdauer Mehreren zugänglich gemacht. Als Wächter des Gemeinwesens und der Gesetze galt der durch neue Mitglieder („Zugeschriebene", Conscripti) vermehrte Senat, welcher den Vorschlag und die Bestätigung der von der Volksversammlung der Centurien zu beschließenden Gesetze und zu wählenden Beamten hatte, über Krieg und Frieden entschied und in höchster Instanz die Staatsverwaltung, die Rechtspflege, den Staatshaushalt und die Religion überwachte Unter seiner Aufsicht leiteten zwei jährlich aus den Patriziern neu zu wählende Consuln (anfangs Prätoren genannt) die laufenden Geschäfte der Verwaltung und Rechtspflege und waren im Krieg die Anführer des Heeres, während alle die Staatsreligion und den Cultus betreffenden Angelegenheiten unter dem Opferkönig standen, der den Königstitel fortführte, „damit nicht die Götter den gewohnten Vermittler vermißten", der aber durch die Verfügung, daß er kein weiteres Amt bekleiden dürfe, zugleich der ohnmächtigste aller römischen Beamten war. Außer den Consuln, nach denen das Jahr im Kalender bezeichnet wurde, und die „für die Gemeinde beteten und opferten und in ihrem Namen den Willen der Götter mit Hülfe der Sachverständigen erforschten", gab es zur Verwaltung des öffentlichen Schatzes unter der Oberaufsicht des Senats noch Quästoren (Säckelmeister), deren anfängliche Zahl zwei mit der Vergrößerung des Reichs allmählich nach Bedürfniß vermehrt ward. Sie wurden von den Consuln ernannt und traten wie diese nach Ablauf eines Jahres ab. Zu allen diesen Aemtern hatten nur die Patrizier Zutritt. In ihren Curien-Versammlungen besprachen sie die zur Wahrung ihrer Herrschaft und Standesrechte dienlichen Maßregeln, in den allgemeinen Centurien-Comitien, wo die Consuln gewählt wurden, bildeten sie als die Reicheren nach der servischen Verfassung meist bei der Abstimmung die Mehrzahl, und hatten somit die Volksbeschlüsse in ihrer Hand, und den Tribus-Versammlungen der Plebejer raubten sie alle Macht und öffentliche Geltung. Doch besaß die Volksgemeinde das wichtige Recht, die Gemeindevorsteher jährlich zu bezeichnen und über Tod und Leben des Bürgers in letzter Instanz zu entscheiden (Provocationsrecht), wodurch das „Schwergewicht der Macht" in sie zu liegen kam.

§. 168. Auch in dem ersten Jahrhundert der Republik bewegt sich die Geschichte Roms noch auf dem schwankenden Boden der Sage und Ueberlieferung, die von großen Kämpfen nach Innen und Außen zu berichten weiß. Unter den **ersten Consuln**

Brutus und **Collatinus** bildete eine Anzahl junger, vornehmer Römer, um die vertriebene Königsfamilie zurückzuführen. Als dieselbe entdeckt wurde, ließ der strenge Brutus die Schuldigen, darunter zwei seiner eigenen Söhne, mit dem Beile enthaupten. Die römische Gemeinde aber wurde darüber so ergrimmt, daß sie nicht nur das den Tarquiniern gehörige Getreidefeld zwischen der Stadt und dem Tiber dem Mars weihte und als unbebautes Land (Campus Martius) für die Zukunft zu Waffenübungen, zu Volksversammlungen und zur Wahlstätte bestimmte, sondern daß es auch alle, die zu dem Tarquinischen Geschlechte gehörten, auf ewige Zeiten aus der Stadt verbannte. Und diesem Gesetze gehorchte sogar Tarquinius Collatinus, einer der Hauptbegründer des republikanischen Freistaats. — Die größte äußere Gefahr drohte den Römern von dem Etruskerkönig **Porsenna** aus Clusium, dessen Hülfe Tarquinius angerufen, und der das Janiculum auf dem rechter Tiberufer besetzte. Die Kämpfe der jungen Republik mit diesem mächtigen Feinde wurden in der Folge von römischen Schriftstellern zur Verherrlichung der Begründung des Freistaats mit mancherlei Heldensagen ausgeschmückt. Einst setzten die Römer über den Fluß, um die Etrusker von dem Janiculum zu vertreiben, wurden aber zurückgeschlagen und zur eiligen Flucht in die Stadt gezwungen. Leicht wären die Feinde mit ihnen eingedrungen, hätte nicht **Horatius Cocles**, ein starker, stattlicher Mann, dem die Wache der Brücke anvertraut war, mit zwei Gefährten die Anstürmenden abgewehrt, indeß die Menge auf ihr Gebot hinter ihnen die Brücke einriß. Bald sandte Horatius die beiden Mitstreiter gleichfalls weg und „widerstand allein, wie Ajax, bis das Krachen der hinstürzenden Balken und der Arbeitenden Ruf verkündeten, das Werk sei vollbracht. Da betete er zum Vater Tiberinus, daß er ihn und seine Waffen in seinem heiligen Strom empfange und schütze, und sprang in die Fluthen und entschwamm zur Stadt, unter allem Geschoß der Feinde. Zum Dank steuerte ihm jeder Einwohner, als die Hungersnoth wüthete, was er von Speise sich abdarben konnte, nachmals setzte die Republik sein Standbild und schenkte ihm so viel Land, als er an einem Tage umpflügen konnte." Eine ähnliche Belohnung wurde dem **Mucius Cordus**, genannt **Scävola**, zu Theil. Als Rom durch die Belagerung vom Hunger schwer heimgesucht ward, unternahm dieser Heldenjüngling, mit des Senats Erlaubniß, die Befreiung des Vaterlandes durch die Ermordung des Etruskerkönigs. Er schlich sich in das Lager und gelangte, der Sprache kundig, in den innern Raum, wo das königliche Zelt stand. Aber aus Irrthum erstach er statt des Königs einen stattlich gekleideten Diener. Als ihn hierauf Porsenna durch Drohungen zu Geständnissen zwingen wollte, streckte Mucius die rechte Hand in ein neben ihnen loderndes Opferfeuer, zum Beweis, daß er weder Marter, noch Tod scheue. Davon erhielt er den Namen Linkhand (Scävola). Aber wie ruhmredig auch die Römer die ersten Freiheitskämpfe priesen — aus spätern Nachrichten erfahren wir, daß Porsenna Rom eingenommen und die Römer, nachdem er sie entwaffnet, gezwungen habe, seinen Abzug durch Auslieferung von Geiseln (die jedoch bald unter Anführung der muthvollen **Clölia** durch eine kühne Flucht über den Strom wieder entkommen sein sollten) und durch Abtretung eines Drittels ihres Gebiets (zehn Tribus) zu erkaufen. Zugleich rissen die Aequer und Volsker die an die Könige verlorenen Städte wieder

an sich; die **Vejenter** zogen für die Tarquinier ins Feld und lieferten den Römern ein Treffen im Walde Arsia, wobei **Brutus**, der Stifter der neuen Republik, und **Aruns Tarquinius** einander gegenseitig tödteten, die Römer aber das Feld behaupteten; und endlich ergriff der von dem letzten König gegründete **latinische Städtebund** zum Schutze seines Stifters die Waffen. Da schufen die Römer eine neue Würde, die **Dictatur**, deren Nutzen sich bald
496. in dem Sieg über die Latiner am **See Regillus** (auf der Nordseite des
493. latinischen Gebirges am Wege von Rom nach Präneste) bewährte. Drei Jahre später erfolge ein Bündniß, worin beiden Staaten gleiche Rechte eingeräumt wurden.

Der **Dictator**, der „Heermeister" oder „Gebieter", vereinigte die königliche Machtfülle in seiner Person, daher auch die 24 Waibel (Lictoren) mit Ruthen und Beilen ihm zustanden, während vor den Consuln nur je 12 voranschritten. Er wurde nur in Zeiten der Noth und Gefahr auf sechs Monate ernannt und legte nach Beseitigung derselben sein **außerordentliches** Amt, das ihm unbeschränkte Gewalt in der Stadt und im Felde verlieh und ihm alle Beamten völlig unterthan machte, wiederum nieder. Der Consul ernannte den von der Volksgemeinde dazu Ausersehenen in stiller Mitternachtsstunde unter religiösen Gebräuchen. Unter dem Dictator stand der von ihm ernannte **Oberst der Ritterschaft** (magister equitum). Die Dictatur, von welcher keine Berufung an die Volksversammlung zulässig war, wurde bald ein dienliches Mittel, den aufstrebenden Geist der Plebejer niederzuhalten und Spaltungen zu verhindern.

§. 169. Während der Befreiungskämpfe hatten die Plebejer den Patriziern kräftigen Beistand geleistet und dafür durch den Consul **Valerius Poplicŏla** (Volksfreund) einige günstige Gesetze erlangt, durch welche das Provocationsrecht an die Volksversammlung sicher gestellt und der Mißbrauch der Amtsgewalt zur Willkürherrschaft verhütet wurde. Kaum waren die Patrizier
495. aber durch den in Cumä erfolgten Tod Tarquins von der Furcht vor einer Rückkehr der Königsfamilie befreit, so achteten sie diese Bestimmungen nicht, bedrückten das Volk und übten rücksichtslos ihre Gerechtsame. Dazu gehörten vor Allem die strengen **Schuldgesetze**. Die Plebejer waren als freie Eigenthümer, wenngleich ohne Bürgerrecht, zur Zahlung der Grundsteuer und zum Kriegsdienst ohne Sold und mit Stellung der Waffen und Rüstung verpflichtet. Standen sie nun im Felde, so wurde daheim ihr durch die Abtretungen an Porsenna geschmälertes Ackerland schlecht bestellt; Mißernten, Kriegsschäden und verheerende Einfälle der feindlichen Nachbarstämme erzeugten Verarmung, und um der augenblicklichen Noth zu entgehen, machten sie bei den Patriziern Schulden. Wenn nun der Plebejer den hohen Zins, der gewöhnlich den zwölften Theil des Kapitals ($8\frac{1}{2}$ Prozent) betrug, nicht zur Stunde bezahlte, so wurde er mit Leib und Gut Eigenthum des Gläubigers, der ihn nebst seinen Kindern als Sklaven in die Fremde verkaufen oder bei sich als Knecht halten konnte. Schrecklich war das von dem unerbittlichen Volksrechte auferlegte „lebendige Begräbniß, das der Arme in dem Schuldthurm jedes vermögenden Mannes klaffen sah". Aber nicht minder hart war das Loos dessen, den der Gläubiger auf dem verpfändeten Ackerland wohnen ließ, wodurch jener die Grundlasten zu tragen und das Feld zu bestellen hatte, während dieser die Ernte als Abschlagszahlung einthat. Die Patrizier, welche im Alleinbesitz des **Gemeinlandes**

waren (§. 172), für dessen Nutznießung sie weder Grundsteuer, noch Abgaben entrichteten, welche ihre eigenen Güter von Clienten, Pächtern oder Sklaven bebauen ließen, denen die Ehre des Waffendienstes versagt war, und welche die Kriegsbeute sammt allem Gewinn für sich behielten, blieben vor den meisten Unfällen, welche die Verarmung der Plebejer herbeiführten, bewahrt, und der einträgliche Seehandel mit Landesproducten lieferte ihnen große Geldsummen in die Hände. Als dieser Zustand zu drückend wurde, berichtet die geschichtliche Ueberlieferung, und kein Gesetz den unglücklichen Schuldner gegen den harten Gläubiger schützte, da verweigerten etwa 18,000 bewaffnete, zum Heerbann aufgebotene Plebejer den Gehorsam, besetzten den 1 Meile von Rom 494.
entfernten heiligen Berg (Mons sacer) am Ufer des Anio, in der Absicht, eine neue Stadt zu gründen, und kehrten erst zurück, als ihnen der Abgesandte Menenius Agrippa, durch die Fabel von den mit dem Magen hadernden Gliedern die Nachtheile eines solchen Zwistes ans Herz gelegt und ihnen Abstellung ihrer Beschwerden verheißen hatte. Sie erhielten **Volkstribunen** (Schirmvögte), welche, unabhängig von der consularischen Gewalt, als heilige und unverletzliche Beschützer ihrer Standesgenossen gegen alle den Plebejern schädliche Senatsbeschlüsse und Consulsprüche Einsprache (Veto) thun durften und, wenn dies nicht fruchtete, die Steuererhebung und den Heerbann hindern konnten. Nur Plebejer, in der Tribus-Versammlung gewählt, konnten das Helferamt bekleiden. Ihre Zahl, anfangs zwei oder fünf, wurde in der Folge auf zehn vermehrt. Zwei Gehülfen (Aedilen), welche die Marktpolizei übten und die Aufsicht über öffentliche Gebäude, Festspiele, Magazine u. dgl. m. führten, sollten Wucher und Uebertheuerung verhüten und für Aufrechthaltung der Ordnung und des Stadtfriedens sorgen. „Es lag etwas Gewaltiges und Erhebendes in dieser ohne feste Leitung unter den zufällig gegebenen Feldherren von der Menge selbst begonnenen und ohne Blutvergießen durchgeführten Revolution, an die das Volk sich gern und stolz erinnerte."

Ist es auch nicht zu leugnen, daß ein Amt, dessen Träger nicht blos unverantwortlich, sondern auch persönlich unantastbar waren, das seinen Inhabern das Recht verlieh, das ganze Staats- und Gerichtsleben durch einen Machtspruch zu hemmen, die Abhaltung von Volksversammlungen und Senatssitzungen zu untersagen, eine gefährliche Macht war, die von Ehrsüchtigen und Unruhstiftern leicht mißbraucht werden konnte, so muß man dagegen auch anerkennen, daß das Tribunat am meisten beigetragen hat, dem römischen Verfassungsleben eine stetige und gesetzliche Entwickelung, der republikanischen Staatsform eine so lange und ungestörte Dauer zu sichern. Die Tribunen waren die Wortführer einer gesetzlichen Opposition, in deren Beruf es lag, auf Abschaffung von Mißbräuchen, auf Reform des Bestehenden zu dringen; dadurch erhielten sie das Staatsleben in einem steten Entwickelungsgange und bewahrten es vor Erstarrung und Erschlaffung. In dem Gesetz des Publilius Volĕro vom Jahre 472 wurde die Tribunenwahl ausdrücklich den Tributcomitien zugewiesen.

Die Auswanderung nach dem heiligen Berge. Verschiedene Umstände kamen zusammen, um die Auswanderung nach dem heiligen Berge herbeizuführen. Unter dem Consulat des Appius Claudius, welcher wie der ganze Stamm der Claudier durch volksfeindliche Gesinnung, durch Trotz und Hochmuth allgemein verhaßt war, entzündete sich der gehäufte Brandstoff. „Ein Alter, aus dem Schuldkerker entsprungen, in schmutzigen Lumpen, bleich und abgehungert, mit verwildertem Bart und Haupthaar, schrie in Todesangst um der Quiriten Beistand. Er zeigte den Zusammenlaufenden die blutigen Zeichen unmenschlicher Mißhandlungen und erzählte: ihm sei, nachdem er in achtundzwanzig Schlachten gewesen, im Kriege Haus und Hof geplündert und

abgebrannt, die Hungersnoth der etruskischen Zeit habe ihn gezwungen, Alles zu verkaufen; er habe borgen müssen, die Schuld sei durch den Wucher vielfach aufgelaufen: dann habe der Gläubiger sich ihn und seine zwei Söhne zusprechen lassen und sie in Ketten gelegt. Manche erkannten aus den entstellten Zügen einen wackern Hauptmann; das Mitgefühl, die Wuth verbreitete Tumult durch die ganze Stadt; Verpfändete und Ledige liefen zusammen, und Alle heischten Abhülfe der allgemeinen Noth." Nun war gerade Krieg mit den Volskern und das Volk weigerte den Heerbann. Da ließ der zweite Consul P. Servilius verkünden: „wer wegen Schulden als eigen gehalten werde, könne sich ungehindert zum Dienst melden, und die Kinder der Soldaten sollten in ihrer Freiheit und im Besitz des väterlichen Eigenthums nicht angetastet werden." Auf dieses Versprechen schwuren alle Verpfändete zur Fahne und der Consul erfocht einen glänzenden Sieg. Als aber Appius Claudius die aus dem Felde heimkehrenden Schuldknechte in ihre Kerker zurücksandte und die Verpfändeten ohne Erbarmen den Schuldherren zusprach, geriethen die Plebejer, ergrimmt über den Treubruch, in offenen Aufstand und widersetzten sich der Vollstreckung des Befehls. Nach einiger Zeit gelang es jedoch dem volksthümlichen Marcus Valerius, den die Patricier in ihrer Noth zum Dictator ernannt, die Plebejer wieder zu beschwichtigen und sie, da die Volsker wieder ins Land einfielen und mit ihnen die Aequer und Sabiner die Grenzen bedrohten, unter Erneuerung der früheren Zusage, abermals zum siegreichen Kampf ins Feld zu führen. Allein die verheißene Befreiung der Schuldknechte wurde von dem Senat aufs Neue verworfen. Da legte Valerius im Unmuth seine Würde nieder; die Plebejer aber, welche noch außerhalb der Stadt in Reihe und Glied aufgestellt waren, verweigerten den Consuln den Gehorsam und besetzten unter ihren plebejischen Kriegstribunen den eine Meile von Rom entfernten „heiligen Berg" in der crustumerischen Feldmark am Anio in der Absicht, dort neue Wohnsitze zu gründen.

§. 170. **Coriolan.** Bald nachher brach eine Hungersnoth in Rom aus, heißt es in der herkömmlichen Geschichtserzählung weiter; als endlich einige Schiffe mit Getreide aus Sicilien ankamen, machte der stolze Patricier **Marcius Coriolanus**, erbittert über die Weigerung der Centurien, ihm das Consulat zu übertragen, den Vorschlag, man solle den Plebejern nicht eher etwas davon aus den Vorrathshäusern des Staats verabreichen, als bis sie in die Abschaffung der Volkstribunen gewilligt hätten. Da sprachen die Plebejer, die für sich und ihre Kinder geschworen hatten, die Tribunen zu vertheidigen und Jeden, der sich an ihnen vergreifen würde, als vogelfrei und den Göttern verfallen anzusehen, in ihrer Tribusversammlung, die seit dem Friedensvertrag auf dem heiligen Berg an den Staatshandlungen Theil nahm, die Acht über ihn aus und nöthigten ihn zur Flucht. Rachedürstend begab er sich zu den Volskern und beredete sie, unter seiner Führung einen Einfall in das römische Gebiet zu machen. Schon waren sie verheerend bis zum fünften Meilenstein vorgedrungen, als es den vereinten Bitten der Mutter und Gattin des Feldherrn ge-
491. lang, sein Gewissen zu rühren und ihn zum Rückzug zu bewegen. Aus Zorn darüber sollen ihn die Volsker erschlagen haben, behielten aber die eroberten Städte.

b) Die Kämpfe der Plebejer mit den Patriciern um Gleichheit der Rechte.

§. 171. Durch den Zwiespalt der Stände wurde Rom so geschwächt, daß die äußern Feinde eine Landstadt um die andere an sich rissen und das römische Gebiet schmälerten. Von Norden drangen die **Vejenter** immer kühner vor, und als endlich die dreihundert **Fabier** gegen sie auszogen, starben alle Glieder dieser hochherzigen Patricierfamilie den Heldentod. Früher als harte und stolze Verfechter ihrer Ehrenrechte von den Plebejern angefeindet, hatten sie sich zuletzt dem Volke zugewendet und dadurch den Haß ihrer Standesge-

nossen auf sich geladen. Man beschuldigte sie, sie hätten den Vejenterkrieg muthwillig heraufbeschworen. Da erbaten sie sich vom Senat das Vorrecht, den Kampf wider Veji als eine Familienfehde auf eigene Hand ohne weitern Beistand ausfechten zu dürfen, und zogen, als ihrem Verlangen freudig willfahrt wurde, unter den Glückwünschen des Volks in das feindliche Gebiet. Von einem festen Standort aus fügten sie den Vejentern großen Schaden zu und kehrten von manchem Strauß siegreich und beutebeladen zurück, bis sie zuletzt, verleitet von der Begierde, eine absichtlich ins Freie getriebene Viehheerde zu rauben, in einen Hinterhalt geriethen und von den Feinden umringt nach der tapfersten Vertheidigung auf einer Anhöhe an dem Flüßchen Cremĕra 477.
sämmtlich erschlagen wurden. Nur ein Einziger überlebte den Fall und pflanzte das Geschlecht fort. Von Süden machten die **Volsker** und **Aequer** verheerende Einfälle, wenn auch vorübergehend der vom Pflug abgerufene und zum Dictator ernannte **L. Quinctius Cincinnatus** die letztern am Berge Algĭdus besiegte 458.
und unter dem aus drei Speeren gebildeten Joch durchgehen ließ. Die Plebejer, deren Arm die Schlachten gewinnen mußte, hatten wenig Lust, ihr Blut zu verspritzen, um ihre Dränger mächtiger und reicher zu machen; sie ließen sich wohl zuweilen freiwillig schlagen, wenn ein harter Patricier ihr Anführer war. Heiße Kämpfe führten sie dagegen in der Stadt, um die bevorrechteten Altbürger aus dem Alleinbesitz des Gemeinlandes, der Rechtspflege und der höhern Staatsämter zu verdrängen. Seitdem durch das publilische Gesetz den Tribusversammlungen die Befugniß gegeben worden, nicht nur die Volkstribunen, sondern auch die andern plebejischen Magistrate selbständig und ohne Theilnahme der Patricier zu wählen, hatte die Plebejergemeinde eine gesicherte Rechtsstellung im Staatsorganismus erlangt.

Cincinnatus und die Aequer. Die alte Heldensage vom Aequerkampf und vom biedern Vaterlandsfreund Cincinnatus lautet nach Niebuhrs Erzählung folgendermaßen: „Die Aequer hatten Frieden geschlossen; dennoch führte Gracchus Clölius sie wieder auf den Algidus, und sie erneuerten ihre jährlichen Plünderungen. Eine römische Gesandtschaft kam in das Lager, um über die Ungerechtigkeit zu klagen; sie wurden verächtlich aufgenommen; der äquische Imperator verbot ihnen, ihm lästig zu fallen: sie möchten ihre Klagen der Eiche erzählen, unter deren weitem Schatten sein Tribunal errichtet war. Die Gesandten empfingen das schnöde Wort als ein Omen: der Geist, welcher Jupiters heiligen Baum belebte, vernahm von ihnen die Ungerechtigkeit der Stolzen und die Seufzer der Bedrängten.

Aber die Ahndung zögerte, Minucius ward geschlagen und umringt: fünf Reiter, welche entkamen, ehe die Linien geschlossen waren, womit die Aequer das römische Lager umzingelten, brachten die Botschaft. Alsbald ernannten die Patres Q. Cincinnatus zur Dictatur. Die Ernennung brachte ihm ein Waibel nach der vaticanischen Feldmark, wo er eine Hufe von vier Jugern baute. Es war Sommerzeit; und der, den sein Volk zu königlicher Gewalt erhob, trieb seinen Pflug unbekleidet bis auf einen Schurz, wie der Landmann in der Sommerzeit zu arbeiten gewohnt war. Der Bote ermahnte ihn, die Befehle des Senats und der Bürgerschaft bekleidet zu vernehmen; Racilia, die Hausfrau, reichte ihm seine Toga. Am Gestade lag ein Nachen bereit; am andern Ufer empfingen ihn die Vettern und alle Befreundete von den Geschlechtern, und drei Söhne: sein Lieblingssohn war nicht bei ihnen, er war (von den Plebejern mit einer Anklage bedroht) vor dem Gericht ins Elend gewichen.

Am Morgen, vor Tagesanbruch, war der Dictator auf dem Forum. Er ernannte zum Obersten der Reisigen L. Tarquitius, so adelig, so mannhaft und so arm wie er selbst; ließ alle Buden schließen, alle Fristen hemmen, Jedermann zu den Fahnen schwören, und verordnete, daß alle Waffenfähige gerüstet, mit Speise auf fünf Tage, und jeder mit zwölf Schanzpfählen, bei Sonnen-

untergang auf dem Felde vor der Stadt bereit stehen sollten. Während die Ausziehenden, wenn sie die Pfähle gehauen, Wehr und Waffen nachgesehen hätten, rasteten, sollten die, welche zurückblieben, ihnen die Kost bereiten. Was befohlen war, geschah; auf dem Marsch erinnerten die Befehlshaber die Legionen, eingedenk zu sein, daß die Landsleute seit drei Tagen umringt wären; und aus freiem Trieb ermunterten sich Fahnenträger und Fußknechte, den Schritt zu verdoppeln. Zur Mitternacht hatten sie den Algidus erreicht, und die Nähe des feindlichen Lagers, welches das römische in seiner Mitte einschloß; rund um jenes ließ der Dictator den langen Zug der Seinigen vorwärts gehen, bis ein Kreis die Aequer umringte, dann Halt machen und beginnen, einen Graben zu ziehen und einen Wall aufzuwerfen, auf dem die mitgebrachten Pfähle gepflanzt wurden. Als sie ans Werk schritten, erhoben sie das römische Feldgeschrei: das verkündigte den Völkern des Consuls, die ersehnte Hülfe sei angelangt; und sie säumten nicht herauszufallen. Die Aequer schlugen mit ihnen die ganze Nacht bis zum ersten Tageslicht; da erblickten sie die umzingelnde Schanze vollendet und unübersteiglich, und nun führte Cincinnatus die Cohorten gegen das Lager, dessen innere Rundung von Minucius bestürmt ward. Ganz verzagt flehten sie, nicht alle zu vertilgen: der Dictator befahl, daß Gracchus Clölius und seine Obersten in Ketten übergeben würden; der Menge schenkte er das Leben: die Stadt Corbio, mit Allem, was sich in ihr befand, war der Preis der Verschonung. Sie legten Wehr und Waffen vor dem Sieger nieder; nach der Sitte ward in der Linie, welche sie gefangen hielt, eine Oeffnung gerissen, darin zwei Speere gepflanzt, ein dritter überzwerch in die Höhe gebunden; hier zogen sie hinaus. Das Lager, Rosse und Saumthiere, alles Zeug und Gepäck, alle Habe der Mannschaft, außer der Tunica, die Jeder trug, Alles blieb den Siegern. An der Beute wie am Triumph ward Minucius und den Seinigen kein Antheil gestattet; sie murrten nicht: vielmehr begrüßten sie den Dictator, da er nach Rom zurückkehrte, als Patronus, und weihten ihm einen goldnen Kranz, ein Pfund schwer. Der Triumph, der keiner Mutter eine Thräne kostete, war ein Tag des Jubels: vor allen Häusern von dem capenischen Thor bis an das Forum standen Tische gedeckt; die Einziehenden, schwer mit Beute beladen, labten sich an dem Dargereichten, und die feiernden Bürger erhoben sich vom Festmahl, folgten dem Zug auf das Capitol und stimmten in die lustigen Soldatenlieder."

§. 172. 1. **Ackergesetze.** Der römische Staat war im Besitze großer Strecken Acker- und Weidelandes, die nicht in Privateigenthum aufgetheilt waren, sondern aus unvermessenem Staatsgut oder Gemeinland (ager publicus, Allmende) bestanden, deren Nutznießung aber die Patricier als ein Vorrecht ihres Standes ausschließlich in Anspruch nahmen. Sie hatten dafür eine Nutzungssteuer an die Staatskasse zu entrichten, nämlich vom Saatland den Zehnten, von Weingärten und Baumpflanzungen den Fünften und von dem auf die Gemeinweide getriebenen Vieh ein Hutgeld. Die Besitzergreifung geschah ohne Mitwirkung des Staats oder gerichtlicher Urkundspersonen durch bloße „Occupation", wobei jedoch eine gewisse herkömmliche Ordnung oder Uebereinkunft beobachtet worden sein mag. Gegen Störung oder Beeinträchtigung von Seiten eines Dritten wurde der Besitzende durch die Obrigkeit mittelst eines „possessorischen Interdicts" geschützt, so daß das occupirte Grundstück dem Eigenland sehr nahe kam und verkauft und vererbt werden konnte. Doch blieb der Staat stets der rechtmäßige Eigenthümer. Dieses **Gemeinland** nun betrachteten die Patrizier völlig als ihr Eigenthum, namentlich wenn das occupirte Land schon seit mehreren Generationen in derselben Familie gewesen war, ließen es durch ihre Clienten oder Sklaven bebauen und sahen sich gegenseitig durch die Finger, wenn die bedungene Abgabe oder das schuldige Hutgeld nicht geleistet wurde. Dadurch stieg die Steuerlast des gemeinen Mannes, und da auch durch den Eigennutz der Vornehmen die früher übliche Landesauslegung neuerworbener Staatsgüter an die dürftigen Plebejer unterblieb, traf den mittleren und kleinen Guts-

besitzer ein hartes Loos. Von Zeit zu Zeit verlangten nun die Plebejer, die nur kleine Freigüter besaßen, Ackergesetze (leges agrarias), durch welche ihnen ein Theil des Gemeinlandes als Eigenthum oder zur Nutznießung überlassen werden sollte. Aber so oft dieses Ansuchen gestellt ward, traf es auf den entschiedensten Widerstand. Die Hinrichtung des Consuls Sp. Cassius, der 486.
das erste Ackergesetz beantragt und durchgesetzt hatte, daß ein den Hernikern entrissener Landstrich theils den Patriziern zu Erbpacht, theils den Plebejern als Eigenthum angewiesen wurde, war für alle ähnlichen Bestrebungen ein warnendes Vorbild. Nach Ablauf seines Consulatjahres wurde der hochverdiente und berühmte Mann, der dreimal das höchste Staatsamt bekleidet und zwei Triumphe gefeiert hatte, von seinen erzürnten Standesgenossen des Hochverraths angeklagt und fluchbeladen über den tarpejischen Felsen des Capitoliums hinuntergestürzt. Die Stelle, wo des Vermessenen Haus gestanden, blieb eine öde Stätte; und als einige Jahre nachher ein Volkstribun (Genucius) die Consuln wegen mangelhafter Ausführung des cassischen Gesetzes mit einer Klage bedrohte, fand man ihn vor dem Gerichtstage in seinem Hause ermordet. 473.

§. 173. 2. **Die Decemvirn.** So lange die Rechtspflege auf der Kenntniß des ungeschriebenen Gewohnheitsrechtes und der herkömmlichen Formen und Gebräuche beruhte, war sie ausschließlich in den Händen der Patrizier, die sie als eine Art Geheimlehre ihres Standes bewahrten und sie nach Gutdünken und nicht selten mit Willkür und Parteilichkeit vollzogen. Um nun dieser Willkür nicht länger ausgesetzt zu sein und Einsicht in den Rechtsgang zu gewinnen, verlangte die Volksgemeinde durch den Tribun Terentilius Arsa ein allen Ständen gemeinsames Landrecht und feste, aufgezeichnete Gesetze, fand aber bei 462.
den Patriziern, welche darin eine Minderung ihrer Standesrechte erblickten, lange heftigen Widerstand. Die Spaltung und der Parteihaß der beiden Stände erreichte über diesem Kampf den höchsten Grad. Das römische Volk trennte sich in zwei feindliche Heerlager, eine Zwietracht, welche, verbunden mit einer Seuche, die um dieselbe Zeit unter allen Ständen eine furchtbare Todesernte hielt, den Staat so sehr schwächte, daß die Aequer und Volsker ungehindert bis vor die Mauern der Stadt streiften, und ein sabinischer Abenteuerer (Herdonius) mit einer Schaar von Sclaven und Flüchtlingen das Capitolium besetzte und nur 460.
mit Mühe daraus vertrieben werden konnte. Als aber die seit dem Jahr 457 auf zehn vermehrten Volkstribunen immer wieder den Antrag auf Abfassung des Landrechtes vorbrachten, sich der Steuererhebung und dem Heerbann widersetzten und mit vereinten Kräften nach Einem Ziele strebten, da setzten es die Plebejer endlich durch, daß Gesandte nach Großgriechenland und Athen geschickt wurden, um die dortige Gesetzgebung zu prüfen und das für die römischen Verhältnisse Geeignete auszuwählen und aufzuzeichnen. Nach ihrer Rückkehr kamen beide Stände überein, daß alle Beamten (Consuln, Volkstribunen u. a.) ihre Stellen niederlegen und zehn Patrizier mit unumschränkter Gewalt (gesetzgebender, richterlicher und vollziehender) ausgerüstet und mit der Abfassung neuer (staats- und privatrechtlicher) Gesetze beauftragt werden sollten. Musterhaft vollzogen im Anfang die neuen Beamten, von der Zahl der Mitglieder

451–450. **Decemvirn** (Zehnerausschuß) genannt, das aufgetragene Geschäft; und ihre am Ende des ersten Jahres von der Volksversammlung angenommenen und vom Senat bestätigten Gesetze fanden solchen Beifall, daß man ohne Bedenken zur gänzlichen Vollendung des Werks auch für das zweite Jahr das Decemvirat bestehen ließ. Aber jetzt mißbrauchten die patrizischen Zehnmänner ihre unumschränkte Macht zu Handlungen der Willkür und Gewaltthat. Sie wütheten mit Kerker, Geldbuße, Bann und Henkerbeil gegen ihre dem Plebejerstand angehörenden Widersacher, ließen, als ein Krieg mit den Aequern und Volskern ausbrach, durch einen Hinterhalt einen greisen, mit Narben bedeckten Plebejerhelden (Siccius Dentatus), den tapfersten Mann in Rom, ermorden, und führten, nachdem ihr zweites Jahr verflossen und die Abfassung der **Zwölftafel-**
449. **gesetze** vollendet war, eigenmächtig ihr Amt fort. Da brachte die lüsterne Frevelthat des adelsstolzen **Appius Claudius**, eines ihrer einflußreichsten Mitglieder, die allgemeine Unzufriedenheit zum Ausbruch. Dieser trug nämlich Verlangen nach der schönen **Virginia**, der Tochter eines Plebejerführers und Braut des ehemaligen Volkstribunen Lucius Icilius. Um zu ihrem Besitz zu kommen, beredete er einen seiner Clienten, die Jungfrau für seine entlaufene Sklavin zu erklären und vor des Decemvirn Richterstuhl als sein Eigen anzusprechen. Vor einer großen Menschenmenge hörte Appius Claudius auf dem Forum die Klage an; kaum hatte aber sein Richterspruch die Virginia dem Kläger überantwortet, als der Vater hinzueilte und ihr ein Messer ins Herz stieß, um sie vor der Entehrung zu retten. Erstarrt über die unerhörte That, umstand noch das Volk die Leiche der schönen Jungfrau, als das plebejische Heer unter seinen Tribunen in die Stadt einzog, sich auf dem Aventinus lagerte und mit Drohen die Entfernung der Decemvirn und die Zurückführung der alten Ordnung verlangte. Als der Senat und die Zehnmänner zögerten, der Forderung nachzukommen, da gab der Alttribun M. Duilius den Rath, die Plebejer sollten, wie einst die Väter, zum zweitenmal nach dem heiligen Berg auswandern, und da, wo früher der Grund ihrer Freiheiten gelegt worden sei, ein Lager aufschlagen. Der Rath fand Beifall. Alsbald brachen alle Bewaffneten auf und zogen in Reih und Glied geordnet mitten durch die Stadt zum collinischen Thore hinaus; Mann und Weib, Alt und Jung schlossen sich dem Zuge an. Dieser Ernst brach den starren Sinn der Patrizier. Die Decemvirn wurden zur Abdankung bewogen; Appius Claudius, von Volk und Tribunen mit einer gerichtlichen Untersuchung bedroht, tödtete sich selbst im Kerker; sein College Oppius ward hingerichtet; die übrigen büßten ihre Frevelthaten mit ewiger Verbannung und Verlust ihres Vermögens. Die Zwölftafelgesetze blieben jedoch in Wirksamkeit und waren der erste nachhaltige Versuch, die verschiedenen Volksbestandtheile zu einem einzigen staatlichen Gemeinwesen auf rechtlicher Grundlage zu vereinigen.

Die Zwölftafelgesetze, die aus einer Mischung fremder (griechischer) und einheimischer Rechtsbestimmungen hervorgingen, wurden die Grundlage des römischen Rechts, dessen Ausbildung zur Wissenschaft (Jurisprudenz) eins der Hauptverdienste der Römer ist, welche daneben nur noch die Kriegskunst zur höchsten Vollendung brachten. „Diese formelle, rein äußerliche Seite des Lebens, die Rechtsbestimmungen und das Militärwesen, erhielten von den Römern, da ihre ganze Kraft durch ihre ganze Geschichte hindurch sich darauf wandte, die schärfste Ausbildung.“ — Uebrigens waren die Plebejer,

welche freiwillig den rechtskundigen Patriziern das Geschäft der Gesetzesreform überlassen und sich von dem Decemvirat ausgeschlossen hatten, die Gewinner. Sie erlangten nicht nur die Tafelgesetze als Schutzmittel gegen richterliche Willkür, sondern ihre in der Tribusversammlung gefaßten „Gemeindebeliebungen" (Plebiscita) erhielten unbestrittene allgemeine Rechtskraft, gleich den Beschlüssen der Centurien, vorbehaltlich der Zustimmung des Senats (Patrum auctoritas), und das Recht der Berufung (Provocation, Appellation) von den Aussprüchen der Consuln an die Centuriat-Comitien, ja vielleicht sogar an die Tribusversammlung als neuen Volksgerichtshof, mußte von allen Magistratspersonen, selbst von dem Dictator, anerkannt und vor dem Amtsantritt eidlich bekräftigt werden. Die Verwaltung der Kriegskasse ward den Consuln abgenommen und den zwei Zahlmeistern (Quästoren) übertragen, die fortan in den Tributcomitien, jedoch aus den Patriziern, gewählt wurden. Seitdem stieg das Tribunat an Macht und Ansehen. Die Volkstribunen erhielten (anfangs auf einer eigenen Bank an der Thüre, dann in der Versammlung selbst) berathende Stimme im Senat, und sowohl ihre Person, als die ununterbrochene Dauer und Vollzähligkeit des Collegiums wurde „mit den heiligsten Eiden und Allem, was die Religion Ehrfürchtiges darbot", gesichert.

§. 174. **3. Militärtribunat und Censoramt.** Waren schon hierdurch die Plebejer den Patriciern näher gerückt, so minderte das bald nachher durch das Canulejische Gesetz erlangte Zugeständniß, daß beide Stände, ohne Verlust der Standesrechte für die Kinder, gültige Ehen mit einander eingehen dürften (Connubium), diese Ungleichheit noch bedeutend, so daß endlich die Plebejer auch das wichtigste Vorrecht (Prärogativ) der Patricier — den Alleinbesitz des Consulats — anfochten. Aber dieser Anmuthung widerstanden die Patrizier aus allen Kräften, und als endlich die Plebejer die Aushebung für den Kriegsdienst hinderten, erklärten jene, daß sie lieber gar keine Consuln mehr haben, als in die Zulassung der Plebejer willigen wollten. Hierauf vereinigte man sich dahin, daß von jedem der beiden Stände jährlich drei oder vier Militärtribunen mit consularischer Gewalt als Heerführer und oberste Beamten gewählt werden sollten. Diese Einrichtung dauerte mit einigen Unterbrechungen bis zur Licinischen Gesetzgebung. Als Ersatz für den Verlust errichteten die Patricier das nur ihnen zuständige Amt der **Censoren**. Diese (zwei an Zahl, anfangs für die Dauer eines Lustrums, fünf Jahre, dann für 18 Monate gewählt) hatten die Führung der Verzeichnisse, worin alle Patricier und Plebejer nach Vermögen und Stand eingetragen waren, stellten die Listen der Senatoren und Ritter auf, erhoben die für die Benutzung des Gemeinlandes an die Staatskasse zu entrichtenden Abgaben, leiteten den Bau der Tempel, Straßen und Brücken und führten eine sittenrichterliche Aufsicht, wobei sie moralische Vergehungen und Handlungen „wider Ziemlichkeit und öffentliches Wohl" mit Entziehung der staatsbürgerlichen Standesrechte bestraften. Kein Wunder, daß bei solcher Ausdehnung des Wirkungskreises im Laufe der Zeit die Censur für das wichtigste und angesehenste Amt galt und im Jahre 265 die Bestimmung getroffen ward, daß es Niemand zum zweitenmal bekleiden dürfe.

[Randnotizen: 445. (bei „ohne Verlust"), 444. (bei „Militärtribunen"), 443. (bei „Censoren")]

Das Vorkommen von drei und vier Militärtribunen beweist, daß noch immer keine vollständige Gleichheit herrschte, sondern die Patrizier auch hier noch gewöhnlich im Vorzug waren und durch allerlei Ränke, namentlich durch das Vorgeben ungünstiger Auspicien, die Wahl plebejischer Magistrate zu hintertreiben wußten. Dies wird auch dadurch bestätigt, daß oft die Reihenfolge der Kriegstribunen mehrere Jahre lang durch Consuln unterbrochen ward, wenn nämlich die Patrizier das Uebergewicht hatten. Einzelne

Gelüste oder Versuche der Plebejer, diesem Zustand der Halbheit ein Ende zu machen, wußten die Patrizier mit List oder Gewalt zu hintertreiben. Als der reiche plebejische Ritter Sp. Mälius durch billigen Verkauf oder durch unentgeltliche Vertheilung von Getreide unter das Volk einen so großen Anhang gewann, daß daraus der Herrschaft der Patrizier Nachtheile erwachsen konnten, beschuldigten ihn diese eines Strebens nach Allein-
439. herrschaft, worauf der zum Dictator ernannte achtzigjährige Cincinnatus denselben durch seinen Obersten der Ritterschaft (Servilius Ahāla) in den Straßen Roms niederhauen ließ. Sein Haus ward eingerissen, das Getreide aus seinen Speichern dem Volke umsonst vertheilt, und die seinen Tod zu rächen drohten, heimlich auf die Seite gebracht. Und dieser Justizmord ging ungestraft hin. Doch erlangten die Plebejer um diese Zeit den Zugang zu dem Amte der Quästoren, die mit den Censoren vereint die Aufsicht über die Staatskasse führten und die Jahresrechnung (Budget) aufstellten, und damit zum Senat.

c) Roms Einnahme durch die Gallier (390. 389).

§. 175. Während dieser inneren Kämpfe fochten die römischen Heere, bei denen sich die trotzige Kraft und der Freiheitssinn der Plebejer geltend machte, siegreich gegen die Feinde. Im Bunde mit Latinern und Hernikern schlugen sie wiederholt die Volsker und Aequer und beschränkten deren Gebiet durch Anlegung von Colonien. Durch die Einrichtung, daß während des Kriegs die Bürger einen Sold erhielten, konnten die Heere nunmehr länger im Felde bleiben, so daß sie bisweilen über Winter in Feldhütten lagerten. Nach-
426. dem sie die feste Stadt Fidenä, die im Vertrauen auf den Vejenterkönig Tolumnius von Rom abgefallen war und vier römische Gesandte ermordet hatte, nach vielen Kämpfen erobert und die Feldmark als Staatsgut eingezogen hatten, wendeten sie ihre ganze Kraft gegen das benachbarte Etrurien und
396. eroberten nach zehnjähriger Umlagerung unter Furius Camillus' Anführung mittelst eines unterirdischen Ganges das feindliche Veji, dessen Bewohner theils erschlagen, theils in Knechtschaft geführt wurden. Die bis in späte Zeit fortgepflanzte Sitte, die römischen Festspiele zu beschließen mit dem „Vejenterverkauf", wobei ein alter Krüppel im Purpurmantel und Goldschmuck als „König der Vejenter" ausgeboten wurde, war ein Nachklang von dem Jubel, den der große Erfolg in Rom erregte. Seitdem war die Macht Etruriens gebrochen. Der stolze Heerführer, der durch die Hoffart seines prunkvollen Siegeseinzugs, durch ungleiche Vergabung der Beute und durch Bekämpfung des Vorschlags, das Gebiet von Veji zu gleichen Loosen an alle Bürger zu vertheilen, sich den Haß der Plebejer zugezogen, ging, von den Volkstribunen zur Verantwortung vorgeladen, freiwillig in die Verbannung und entzog dadurch dem Staat seinen Beistand in einem Augenblick, wo er dessen am meisten benöthigt war.

§. 176. Um diese Zeit nämlich setzten die seit anderthalb Jahrhunderten in den Pogegenden angesiedelten Gallier, nachdem sie die alte Etruskerstadt
396. Melpum zerstört hatten, über die Apenninen und belagerten die Stadt Clusium. Die Bewohner suchten Hülfe bei den Römern, die aber nur eine Gesandtschaft, aus drei Fabiern bestehend, in das feindliche Lager abschickten, mit der Forderung, von Roms Schützlingen abzulassen. Die Gallier erklärten, daß sie bereit seien, Frieden zu halten, wenn die Clusiner einen Theil ihres Landes an sie abtreten wollten. In dieser Antwort erblickten die Botschafter einen

Hohn, und begierig, sich zu rächen, mischten sie sich bei einem Ausfall in den Kampf und einer von ihnen, Q. Fabius, erschlug einen gallischen Anführer. Diese Verletzung des Völkerrechts setzte die Gallier in Wuth. Sie ließen alsbald von Clusium ab, rückten in Eilmärschen, ohne das dazwischen liegende Land zu verletzen, auf Rom los, und brachten dem römischen Heer am Flüßchen **Allia** eine so vollständige Niederlage bei, daß sich nur einige Flüchtige über den 390. Tiber nach Veji retteten, Rom selbst aber (das von den Weibern und Kinder verlassen worden) ohne Gegenwehr in die Gewalt der Feinde fiel. Die Gallier brannten die leere Stadt nieder, mordeten auf dem Forum gegen achtzig Greise, die als Sühnopfer fallen wollten, und umlagerten dann das Capitolium, wohin sich die streitbare Mannschaft mit den Schätzen und Kostbarkeiten gezogen. Als aber die Besatzung unter der Anführung des heldenmüthigen **Marcus Manlius** tapfern Widerstand leistete, und die Reihen der Gallier durch Hunger und Krankheit gelichtet wurden, kam nach siebenmonatlicher Belagerung ein Vertrag zu Stande, worin die Gallier gegen eine Loskaufsumme von tausend Pfund Goldes den Abzug versprachen. Bekannt ist, wie der trotzige Anführer **Brennus** (d. h. Heerkönig) die bedungene Summe noch um das Gewicht seines Schwertes, das er in die Wagschale warf, erhöhte. Die Erzählung, daß der verbannte Camillus mit einer Schaar flüchtiger Römer den abziehenden Feinden nachgesetzt und ihnen die Beute wieder entrissen habe, wird bezweifelt und nicht ohne Grund römischer Ruhmredigkeit zugeschrieben. Der Schlachttag an der Allia (18. Juli) wurde als Trauer- und Bußtag im römischen Kalender verzeichnet. Nach dem Glauben des Volkes war es derselbe Tag, an dem einst die dreihundert Fabier an der Cremera gefallen. „Die fürchterliche Katastrophe der Niederlage und des Brandes, der 18. Juli und der Bach der Allia, der Platz, wo die Heiligthümer vergraben gewesen und wo die Ueberrumpelung der Burg, durch die Gänse verrathen, war abgeschlagen worden — all die Einzelnheiten dieses unerhörten Ereignisses gingen über von der Erinnerung der Zeitgenossen in die Phantasie der Nachwelt."

Kelten und Gallier. Die auf beiden Seiten des Po seßhaften Gallier, welche in der Folge die „Gallier in der Toga" genannt wurden, waren Zweige des großen Keltenvolks, das, in viele Stämme gespalten, den ganzen Westen Europa's, die pyrenäische Halbinsel, das große Gebiet der Gallier, Belgier und Helvetier und die britischen Inseln bewohnte, das an der mittlern Donau seine Wohnsitze bis zum Hämus ausgedehnt hatte, und dessen entlegenste Zweige, den thrakischen Bosporus überschreitend, im fernen Kleinasien unter den heimischen Lebensformen und mit dem heimischen Namen Galater ihr Dasein verbrachten. Die Kelten liebten das Wanderleben; es mangelte ihnen „die Anhänglichkeit an die eigene Scholle", wie sie dem Italiker und Germanen eigen war. „Die keltische Nation", sagt Mommsen, „hat von der gemeinschaftlichen Mutter eine andere Ausstattung empfangen, als die italischen, germanischen und hellenischen Schwestern. Es fehlte ihr bei manchen tüchtigen und noch mehr glänzenden Eigenschaften die tiefe sittliche und staatliche Anlage, auf welche alles Gute und Große in der menschlichen Entwickelung sich gründet. Es galt, sagt Cicero, als schimpflich für den freien Kelten, das Feld mit eigenen Händen zu bestellen." Der freie Bauernstand, der vor Alters zahlreich gewesen zu sein scheint, schwand im Laufe der Zeit mehr und mehr zusammen, bis zuletzt nur noch Herren und gutshörige Leute vorhanden waren, so daß die Ritter die Nation ausmachten, das Volk in der demüthigsten Clientel lebte; selbst die Königswürde erlag der zuchtlosen Adelsherrschaft. Den Kelten fehlte vor Allem die Fähigkeit, unter Gesetzen zu leben, den Einzelwillen der Gesammtheit unterzuordnen, in einträchtigem Bürgersinn eine feste Ordnung, ein starkes Regiment zu

gründen, und mit beharrlichem Sinn einem höheren Ziele nachzustreben. „Wie der Einzelne sich den Schutz eines Magnaten erwerben mußte, um sicher zu leben,“ sagt Niebuhr, „so begaben sich schwächere Völker in die Clientel eines mächtigeren; denn sie waren eine unverbundene Menge, und dasjenige, welches auf diese Weise eine weit verbreitete Hoheit erlangt hatte, übte sie willkürlich, bis ihr unerträglich gewordener Mißbrauch, oder blinder Groll gegen den Mächtigen, die Beherrschten veranlaßte, abzufallen und sich um einen neuen Mittelpunkt zu sammeln.“ Die einzige Ordnung, der sie sich fügten, war die militärische, daher auch Krieg und Waffenübung ihre Hauptbeschäftigung blieb. Sie waren zu jeder Zeit bereit, in den Kampf zu ziehen, bald als Söldner und Reisläufer unter fremder Fahne, bald im Gefolge kühner Führer und Häuptlinge in verheerenden Raub- und Beutezügen. Ihre Tapferkeit und ihr wilder Kriegsmuth waren im ganzen Alterthum anerkannt und gefürchtet, aber ihre Beweglichkeit ohne Ausdauer, ihre Zwietracht, ihr Widerstreben gegen alle Zucht und Ordnung ließen keine dauernden Schöpfungen bei ihnen aufkommen; so erklärt sich die Thatsache, „daß die Kelten alle Staaten erschüttert und keinen gegründet haben“, daß weder ein dauerndes Reich, noch eine eigene Cultur von ihnen geschaffen wurde. Die Schilderung, welche die Alten von den Galliern machen, erklärt das Entsetzen der Einwohner bei ihrem Erscheinen: Große Körper, wilde Züge, ein langes, struppiges Haupthaar und ein großer Schnurrbart machten ihren Anblick grausenhaft; ihr wilder Muth, ihre unermeßliche Zahl, der Lärm einer ungeheuern Menge Hörner und Drommeten lähmten die gegen sie stehenden Heere mit Furcht und Betäubung; ließen sich aber diese nicht vom Schrecken überwältigen, so gab manchmal der Mangel an Ordnung, Folgsamkeit und Ausdauer auch einer kleineren Zahl den Sieg über die Schwärme der Barbaren. Auch waren ihre Rüstungen schlecht, selten hatten sie Harnische; ihre mannshohen, schmalen Schilde waren schwach und ungeschickt; sie warfen sich auf den Feind mit breiten, dünnen, schlecht gestählten Schlachtschwertern, die oft durch den ersten Hieb auf Eisen schartig und unbrauchbar wurden. Eitel und prahlerisch schmückten sie ihren Körper und ihre Waffen mit Gold. In der Schlacht trug jeder vornehme Gallier goldene Ketten an den Armen und schwere goldene Ringe um den Hals, wenn er auch sonst am Oberleib nackt erschien: denn oft warfen sie ihre bunten, gewürfelten, mit Regenbogenfarben schillernden Mäntel von sich. Gewöhnlich stritten sie zu Fuß, einzelne Schwärme auch zu Pferde, wo dann jedem Freien zwei gleichfalls berittene Knappen folgten; in alter Zeit hatten sie auch Streitwagen, von Hörigen gelenkt welche im Gefecht den Edelmann schirmten. Manche Züge erinnern an das Ritterwesen des Mittelalters, wie die den Römern und Griechen fremde Sitte des Zweikampfes und die wilden Zechgelage bei Bier oder Meth. Nicht blos im Krieg pflegten sie den einzelnen Feind, nachdem sie ihn zuvor mit Worten und Geberden verhöhnt hatten, zum Kampfe herauszufordern: auch im Frieden fochten sie gegen einander in glänzender Rüstung auf Leben und Tod. Wunden pflegten sie oft nachträglich zu erweitern, um mit breiterer Narbe prunken zu können. In den überwältigten Ländern vertilgten sie Bevölkerung, Städte und Anbau; sie knüpften die abgeschnittenen Köpfe der Erschlagenen mit den Haaren an die Mähnen ihrer Pferde; von denen der Vornehmen bewahrten sie die Schädel angenagelt im Hause als Erbstück für die Nachkommen. So war der Feind beschaffen, der damals die Mauern Clusiums bedrängte.

d) Die Gesetze des Licinius Stolo (366).

§. 177. Nach dem Abzug der Feinde war das römische Volk so entmuthigt, daß es die Stadt nicht wieder aufbauen, sondern nach dem leeren Veji übersiedeln wollte. Nur mit Mühe gelang es den Patriziern, dieses Vorhaben zu vereiteln, und damit nie mehr ein ähnlicher Gedanke aufkomme, wurden die Häuser in Veji dem Volke zum Abbruch überlassen und der Boden verwünscht zu ewiger Oede. Kaum war Rom in der Eile mit engen und krummen Straßen und kleinen Wohnhäusern wieder aufgebaut, als die Patrizier alle ihre Vorrechte von Neuem in Anspruch nahmen und zunächst die Schuldgesetze mit der

alten Strenge in Anwendung brachten. Dadurch geriethen die in Folge des gallischen Krieges verarmten Plebejer, deren Kräfte sich durch den Aufbau der Wohnungen und die Anschaffung von Zugvieh, Geräth, Saatkorn erschöpft hatten, und die nun noch durch die Umlage zur Deckung des gallischen Lösegeldes und zur Zahlung des Soldes an das Heer hart in Anspruch genommen wurden, in große Noth, was den Retter des Capitols, M. Manlius (Capitolinus), bewog, ihren Fürsprecher zu machen und auf Minderung der Schuldenlast und Vertheilung des Gemeinlandes anzutragen. Als ein tapferer Kriegsmann ins Schuldgefängniß abgeführt werden sollte, löste ihn Manlius mit seinem Gelde und gab ihn den Seinigen zurück, zugleich bot er seine Grundstücke zum Verkauf aus und schwur, so lange er noch einen Fuß breit Landes besitze, werde er nicht gestatten, daß ein Römer als Schuldknecht abgeführt werde. Darüber traf ihn der Haß seiner Standesgenossen in solchem Grade, daß sie ihn unter der nichtigen Anklage, er strebe nach königlicher Gewalt, zum Tode verurtheilten, worauf er vom tarpejischen Felsen gestürzt, sein Haus ge- 383.
schleift und sein Andenken gebrandmarkt ward.

§. 178. Aber diese Härte gegen den volksfreundlichen, hochverdienten Mann riß die Plebejer aus ihrer Trägheit. Zwei muthige und talentvolle Volkstribunen, **Licinius Stolo** und **L. Sextius**, stellten drei auf Hebung aller 376.
bisherigen Streitpunkte zielende Gesetzesvorschläge (Rogationen): 1. Es sollten wieder Consuln gewählt werden, aber der Eine davon stets ein Plebejer sein. 2. Kein römischer Bürger dürfe vom gemeinen Feld an Bau- und Baumland mehr als 500 Jugern (Morgen) im Erbpacht besitzen, noch auf der Gemeintrift mehr als hundert Häupter großes und fünfhundert Stück kleines Vieh weiden lassen, das Uebrige sollte durch eigene Triumvirn in kleinen Loosen von sieben Morgen den Plebejern als Eigenthum angewiesen werden. 3. Von dem Schuldcapital sollte der bereits gezahlte Zins abgezogen und der Rest in drei Jahresfristen getilgt werden. Diese Anträge wurden von den Patriziern zehn Jahre lang aus allen Kräften bekämpft; aber alle ihre Anstrengungen, selbst die Erhebung des alten Camillus zur Dictatur, scheiterten an der Festigkeit und beharrlichen Einsicht der beiden Tribunen, welche keine Trennung der Vorschläge zugaben, das Volk, das sich mit dem Landerwerb und Schuldenerlaß gerne zufrieden gegeben hätte, bei dem Gesammtentwurf festhielten und gegen die Widerstrebenden alle gesetzlichen Mittel, Anklage, Hinderung der Beamtenwahl und Einsprache gegen die Aushebung der Kriegsmannschaft, in Anwendung brachten. Die Patrizier mußten dulden, daß die Licinischen Anträge in Gesetze umgewandelt und ihre Vorrechte gebrochen wurden. Das Ge- 367.
setz über das Gemeinland, das in seiner durchgreifenden Bedeutung mit der Abschaffung der Leibeigenschaft in den Staaten der Neuzeit verglichen werden kann, hatte zum Zweck „die Bildung oder wenigstens die Vermehrung eines unabhängigen Bauernstandes und eine entsprechende Verminderung der Gutsherrlichkeit der großen Grundbesitzer.“ Von der alten consularischen Gewalt wußten indeß die Patrizier einen wesentlichen Theil für sich zu retten. Wie früher das Amt der Censoren, so sollte ihnen nunmehr die neue Würde eines **Prätor**, der die bürgerliche Rechtspflege zu leiten und die Richter zu ernennen hatte,

einen Ersatz für den verlornen Alleinbesitz des Consulats gewähren. Aber schon
336. dreißig Jahre später wurden diese beiden, so wie die Würde der Censoren, der curulischen Aedilen und alle übrigen Aemter, den Plebejern zugänglich gemacht und (durch die Gesetze des Publilius Philo) die Beschlüsse der Volksversammlungen von der Nothwendigkeit der Bestätigung durch den Senat befreit; ja bei wichtigen Angelegenheiten, wie Staatsverträgen und Friedensschlüssen, wurde von dem Senat die Entscheidung der Centurien-Versammlung anheimgegeben. Nur die Priesterwürden der Pontifices und Auguren blieben noch einige Zeit im Alleinbesitz der Patrizier, bis es den Plebejern gelang, auch
300. diese letzte Schranke zu durchbrechen und die völlige Gleichstellung der beiden Stände zu erkämpfen. In dem Widerstreit und der endlichen Ausgleichung der Stände lag die Hauptursache der Größe Roms. Die anfangs feindlichen Elemente „glichen zwei Mühlsteinen von verschiedenem Korn, welche durch ihr gegenarbeitendes Leben erst das rechte homerische Mark der Männer zu Tage förderten". Durch die licinisch-sextische Gesetzgebung hatte das höhere Staatsrecht über das beschränkte Familienrecht, das Lebendige über das Starre und Unbewegliche den Sieg davon getragen. Nunmehr beginnt das Zeitalter der Bürgertugend und Heldengröße, worin beide Stände mit einander wetteiferten. Die Sage von dem Opfertod des edeln M. Curtius, welcher einst in voller Rüstung auf geschmücktem Rosse in einen gähnenden Schlund auf dem Markt gesprungen, um den Zorn der Götter durch die werthvollste Gabe, die Rom darbingen könne, zu versöhnen, ist eine sinnbildliche Andeutung der vaterländischen Hingebung, durch welche die klaffende Spalte im römischen Staatswesen geschlossen ward.

Die **curulischen Aedilen** waren, wie die schon längst bestehenden plebejischen (§. 169), eine Polizeibehörde, nur mit größerer Macht versehen. Sie hatten nicht nur die Aufsicht über die Stadt und das öffentliche Treiben, sondern auch über die Sitten. Später wurde ihnen die Anordnung über die großen Festspiele übertragen, was ihnen Gelegenheit gab, durch Aufwand sich die Volksgunst zu verschaffen und sich dadurch den Zugang zur Prätur und zum Consulat zu erleichtern. Anfangs wurde nur Ein Prätor zur Leitung der Rechtspflege in der Stadt gewählt; später kam ein zweiter für Fremdenjustiz dazu, und mit der Zeit stieg die Zahl der Prätoren auf 4, auf 6, ja sogar auf 12 und 16. Die Edicte des Stadtprätors bildeten den wichtigsten Bestandtheil des Civilrechts.

II. Roms Heldenzeit.

1. Unterwerfung der Völkerschaften von Mittel- und Unteritalien.

a) Der erste Samniterkrieg (342—340).

§. 179. Die Folgen der Bürgereintracht (Concordia), welcher Camil-
364. lus kurz vor seinem Tode auf einer Fläche am Fuße des Capitols ein Heiligthum weihte, ein Denkmal der Sühnung und Ausgleichung des alten Zwistes, zeigten sich zunächst in den siegreichen Gefechten mit den umherstreifenden
363. Schwärmen der Gallier, wobei der erste plebejische Dictator ernannt
361. 350. und die vielgepriesenen Heldenthaten des Tit. Manlius (Torquatus) und des M. Valerius (Corvus) vollbracht wurden. Bald setzte die noch von Camillus eingeführte Verbesserung des Heerwesens und der Be-

waffnung und die Erneuerung des Latinerbundes die Römer in den Stand, 351.
ganz Südetrurien mit Cäre und Falerii ihrer Oberhoheit zu unterwerfen und sich dann mit dem kräftigen, freiheitliebenden Bergvolke der Samniter in einen Kampf einzulassen. — Vor Jahren hatten sich samnitische Freibeuter der 424–420.
etruskischen Pflanzstadt Capua und der campanischen Ebene bemächtigt, waren aber in dieser „Stadt der Lüste" unter den Einflüssen griechischer Bildung und verfeinerter Lebensgenüsse schnell entartet und ihren Stammbrüdern im eigentlichen Samnium, welche die rauhen Sitten und die Tapferkeit der Väter ungeschmälert bewahrten, entfremdet worden. Als nun die Samniter des Gebirges Capua mit einem Krieg bedrohten, vermochten die verweichlichten Bewohner den Angriffen derselben nicht zu widerstehen und wendeten sich um Hülfe nach Rom. Die Römer verweigerten anfangs den Beistand gegen die mit ihnen verbündeten Samniter; als sich aber die Capuaner ganz unter ihren Schutz stellten und die römische Herrschaft anerkannten, zogen sie ins Feld und schlugen unter Valerius Corvus mit großer Tapferkeit die Feinde bei Cumä am 343.
Berg Gaurus. Ein zweites Heer, das durch die Unvorsichtigkeit des Consuls in Samniums Bergen in eine gefährliche Stellung gerathen war, wurde durch die Tapferkeit und Kriegskunst des ältern Decius Mus gerettet; bei Suessula am Eingang der caudinischen Pässe erlitten die Samniter durch die vereinigte Kriegsmacht der Consuln solche Verluste, daß man vierzigtausend ihrer Schilde auf dem Schlachtfelde auflas. — Bald nachher sahen sich die Römer von ihren bisherigen Bundesgenossen, den Latinern, bedroht, was sie bewog, mit den Samnitern einen billigen Frieden und ein Bündniß zu schließen, um ihre Waffen wider die näheren Feinde zu kehren. Den in den Legionen dienenden Plebejern aber wurden neue Zugeständnisse bei der Besitznahme von Ländereien in Feindeslande gemacht, um die bürgerliche Eintracht zu befestigen.

T. Manlius und **Val. Corvus.** Als einst die Gallier und Römer an den Ufern des Anio einander gegenüber standen, trat ein gallischer Riese auf die Brücke, welche die Heere trennte und welche keiner der streitenden Theile abbrach, um keine Furcht zu verrathen, und forderte die tapfersten Römer zum Zweikampf heraus. Da erbat sich ein edler Jüngling, Titus Man- 361.
lius, von dem Feldherrn die Erlaubniß zum Kampfe, ging leicht bewaffnet dem prunkenden und prahlenden Riesen entgegen und indem er demselben so nahe an den Körper rückte, daß er von seinen großen Waffen keinen Gebrauch machen konnte, durchstieß er ihn mit seinem kurzen spanischen Schwerte. Als der Feind der Länge nach am Boden lag, nahm Manlius ihm die mit Blut bespritzte Halskette ab und legte sie um seinen eigenen Nacken. Die Römer führten den Sieger unter Glückwünschen und Lobeserhebungen jubelnd zum Dictator. „Unter den kunstlosen liederähnlichen Scherzen der Krieger hörte man den Beinamen Torquatus (Kettenträger), welcher bald allgemein üblich und auch ein Ehrenname seiner Nachkommen und seines Geschlechts wurde." Ohne Kampf zog darauf der gallische Schwarm nach Campanien weiter, wurde aber im nächsten Jahr auf dem Rückweg vor dem collinischen Thor von dem Dictator Q. Servilius Ahala geschlagen. — Etwas später ereignete sich ein ähnlicher Kampf in dem von Camillu ins Feld geführten Heere. Als die Römer ruhig auf ihren Posten standen, trat ein Gallier, ausgezeichnet durch Größe und Rüstung, vor, schlug mit dem Speer auf seinen Schild und forderte Einen von den Römern heraus, sich mit ihm zu schlagen. Da erbat sich ein junger Kriegstribun, Marcus Valerius, von dem Consul die Ehre des Kampfes und schritt bewaffnet in die Mitte. 350.
„Der Kampf der Männer (erzählt Livius) wurde von der Dazwischenkunft der Götter überstrahlt. In dem Augenblick nämlich, als der Römer handgemein wurde, setzte sich plötzlich ein Rabe, gegen den Feind gekehrt, auf seinen Helm. Der Kriegstribun erkannte hierin alsbald hocherfreut ein vom Himmel gesandtes Zeichen und betete sodann: „wenn ein Gott, wenn eine Göttin ihm diesen geflügelten Boten zugesendet, so möchte Er oder Sie ihm freundlich und gnädig zur Seite stehen."

Und wunderbar! der Vogel behauptete nicht blos seinen einmal eingenommenen Platz, sondern hob sich bei jedem neuen Gange mit den Flügeln und fuhr mit Schnabel und Krallen dem Feind in Gesicht und Augen, bis dieser, geschreckt durch den Anblick des Ungethüms, und irren Auges wie verwirrten Sinnes, von Valerius erlegt wurde. Der Rabe schwang sich in die Lüfte und entflog den Blicken gegen Morgen. Bis dahin standen beide Theile ruhig auf ihren Posten. Nun aber, als der Tribun dem erschlagenen Feinde die Rüstung ausziehen wollte, hielten sich die Gallier nicht länger auf ihrer Stelle; noch eiliger liefen die Römer ihrem Sieger zu. Da entspann sich um die Leiche des Galliers ein Streit, aus welchem eine blutige Schlacht erwuchs. — Götter und Menschen unterstützten diesen Kampf, und die Gallier wurden in entscheidender Schlacht besiegt." Marcus Valerius, fortan Corvus (der Rabe) genannt, wurde hierauf zum Consul gewählt. — Die **Cäriten** mußten die halbe Landmark an Rom abtreten und erhielten, gleich den Faliskern, das römische Bürgerrecht ohne Stimm- und Ehrenrechte (civitas sine suffragio); „was im Resultat darauf hinauslief, daß die Gemeinde ihre eigene Verwaltung unter selbstgewählten Beamten und ihr Landrecht behielt, aber ihre Selbständigkeit nach Außen hin verlor, so daß die römischen Kriege und Bündnisse für sie mit galten und Aushebung und Steuern die Cäriten trafen gleich den römischen Bürgern", ein Verhältniß, das von nun an immer mehr in Anwendung kam und die Municipalrechte begründete. Durch die Anlegung der Festungen **Sutrium** und **Nepēte** sicherten sich die Römer die Nordgrenze ihres Gebiets gegen die Etrusker.

b) Der Latinerkrieg (340—338).

§. 180. Die Latiner wollten Rom nicht länger als Oberhaupt des Bundes anerkennen; sie strebten nach vollkommener Gleichstellung und Verschmelzung des römischen und latinischen Staats zu Einem Gemeinwesen und sprachen Theilnahme am Senat, Consulat und allen Aemtern an. Dies führte einen
340. erbitterten Krieg herbei, der aber durch die siegreiche Schlacht am Vesuvius, wobei der plebejische Consul **Decius Mus** sich vom Priester als Sühnopfer zum Tode weihen ließ und dann hoch zu Roß in den dichtesten Schwarm der Feinde stürzte, zum Vortheil der Römer entschieden ward. Vor der Schlacht übte der Patrizier **Manlius Torquatus** die Strenge römischer Kriegszucht gegen den eigenen tapferen Sohn, der wider den Lagerbefehl auf einem Streifzug den Feind angegriffen und besiegt hatte. Unbarmherzig ließ der strenge Consul das Todesurtheil durch den Lictor vollstrecken, aber die Krieger ehrten das Andenken des Helden durch eine großartige Leichenfeier; „und nie versöhnte sich die römische Jugend mit dem herzlosen Manne, der gegen sein eigenes Blut gewüthet hatte". Nach dem zweiten Sieg des Manlius bei Trifanum wurden die
338 Latiner innerhalb dreier Jahre zur Unterwerfung gebracht und, nach Auflösung ihres Bundes, zum Theil auf römischem Gebiet angesiedelt, zum Theil in unterworfene Bundesgenossen mit Freistädten (Municipien) verwandelt. Ein ähnliches Schicksal hatten bald nachher auch die Herniker, Aequer und Volsker, die alle in das Verhältniß römischer Bundesgenossen (socii) mit verschiedenen Rechten der einzelnen Städte eintraten. Alle mußten die Oberherrlichkeit des römischen Volkes anerkennen, Kriegsdienste leisten und den zum Unterhalt der Truppen nothwendigen Aufwand durch Umlage aufbringen. Dagegen durften sie sich, wie vorher, selbst regieren. Die ehernen Schnäbel der in der alten volskischen Seeräuberstadt Antium erbeuteten Schiffe zierten fortan die Rednerbühne (rostra) des römischen Forums. Zahlreiche Ackerloose, welche in den besiegten Gebieten römischen Bürgern zugetheilt wurden, und wohlgelegene Militärcolonien sicherten die neuen Eroberungen. So ging Rom unbeirrt seinem Ziel entgegen, die militärisch erworbenen Stel-

lungen mit einem unzerreißbaren Netz zu umflechten und die auf dem Schlachtfelde gewonnenen Vortheile durch großartige Staatskunst auszubeuten.

Einige Städte, die sich am wackersten gehalten, wie Aricia, Pedum, Lanuvium und Nomentum, erhielten das sogen. **latinische Recht**, d. h. sie behielten ihre eigenen Beamten, bekamen das römische Bürgerrecht mit einiger Beschränkung durch Eintheilung in zwei neue Tribus, und konnten, wenn sie nach Rom zogen und sich dem Census unterwarfen, in den Comitien mitstimmen, verloren aber ihre Selbständigkeit; andere, wie die campanischen Städte Formiä, Capua, Fundi, Cumä, Suessula u. a., wurden **Municipien**, d. i. „Verpflichtete", mit selbständiger innerer Verwaltung ohne römisches Bürgerrecht. Die Bewohner der Municipien konnten sich, mit Beibehaltung des einheimischen Bürgerrechts, in Rom niederlassen, wo sie alle Pflichten eines römischen Bürgers erfüllen mußten und dafür alle Vortheile, aber nicht die Rechte eines solchen genossen. „Die Anerkennung als Municipium oder die gegenseitige Gewährung des Bürgerrechts setzte fest, daß der Bürger der andern Stadt, der sich in Rom, oder der Römer, der sich in der andern Stadt ansiedeln wollte, hier aller Vortheile des Bürgerrechts mit Ausnahme des Stimmrechts und des Zutritts zu den öffentlichen Aemtern theilhaftig werden sollte, ohne doch eigentlich Bürger zu sein und ohne das Bürgerrecht seiner Heimath zu verlieren. Dieses Verhältniß entspricht der Isopolitie der Griechen. Es war wegen des vielfachen Verkehrs der Völker mit einander sehr wichtig, und wurde nicht blos innerhalb Italiens eingegangen. Häufig wurde dasselbe gewiß mit der Verleihung des öffentlichen Gastrechts verbunden. Dieses muß namentlich mit Cäre geschehen sein, wovon die Folge war, daß die Cäriten, die sich in Rom niederließen, als Beisassen mit dem niederen Bürgerrecht in eine besondere Steuerliste eingetragen wurden." — Um die latinischen Städte durch Vereinzelung zu schwächen, wurde das bisher unter ihnen bestandene gemeinsame Recht des Ehestands (Connubium) und Eigenthumserwerbs aufgehoben; auch zogen die Latiner von da an nicht mehr in den römischen Legionen, sondern in den Reihen der Bundesgenossen ins Feld. Solche Municipien, in denen ein römischer Präfect als Stellvertreter des Prätors die Rechtspflege nach römischem Rechte leitete, hießen **Präfecturen**. — „Ward nach einem Municipium eine Anzahl neuer Pflanzbürger mit ihren Familien geführt, um dort als eine Art Besatzung und als Stamm einer neuen Bürgerschaft zu dienen, so bekam es den Namen einer **Colonie**, worunter daher keine neue Anlage verstanden war. Die Colonen, in der ältesten Zeit gewöhnlich dreihundert, welchen die alten Einwohner stets ein Drittel ihres Landes abtreten mußten, wurden anfangs nur aus der Zahl der römischen Bürger, besonders der ärmern Bewohner Roms, bald aber auch aus den verbündeten Latinern genommen, wodurch der Unterschied von Coloniae civium und Latinorum entstand. In ihrer innern Einrichtung wichen die Colonien von den andern Municipien nur insofern ab, daß man in den letztern noch Ueberreste ihres früheren Rechts zu dulden pflegte, was in den Colonien nicht der Fall war."

c) Der zweite und dritte Samniterkrieg (326–290).

§. 181. Das Glück der Römer weckte die Eifersucht der Samniter. Die Besitznahme der zu Einem politischen Gemeinwesen, Neapolis, verbundenen griechischen „Alt- und Neustadt", welche die Samniter und Tarentiner umsonst durch Besatzungstruppen sicher zu stellen gesucht hatten, und die Anlegung einer Militärcolonie in Fregellä an der samnitischen Grenze (eine Einrichtung, wodurch die Römer die gemachten Eroberungen sicherten und neue anbahnten, vergl. §. 180) führten zwischen den streitlustigen Völkern bald eine Erneuerung des Krieges herbei, in den auch die Campaner, Lucaner und die griechischen Staaten Unteritaliens verwickelt wurden. Die Herrschaft Italiens war der Preis des Sieges, um den die beiden mächtigen Völker der Halbinsel mit einander rangen. Die Vortheile, welche die Römer in den ersten Jahren erfochten, wären durch das unvorsichtige Vordringen der Consuln Veturius und Post- 321.
humius in die von hohen und steilen Waldhügeln umgebenen **Caudinischen**

Pässe (wo das ringsum eingeschlossene Heer sich dem feindlichen Führer Pontius ergeben und nach Ablieferung der Waffen und Stellung von Geißeln schimpflich unter dem Joche durchgehen mußte) verloren gegangen, wenn nicht der römische Senat den in der Noth mit Pontius abgeschlossenen Friedens-Vertrag, mit unredlicher Doppelzüngigkeit, für ungültig erklärt und die schuldigen Consuln, die gegen Gesetz und Herkommen ihre Vollmacht überschritten, auf ihr Verlangen, gefesselt den Samnitern ausgeliefert hätte. Diese jedoch nahmen nicht nur die übersandten Heerführer nicht an, sondern verschonten auch großmüthig die sechshundert Geißeln, deren Leben nach Kriegsrecht verwirkt war, und wandten sich sogleich zum Waffenkampf. Voll Scham und Erbitterung erhob sich jetzt Rom aufs Neue. Der Abfall der Latinerstadt Satricum zu den Samnitern war ein warnendes Beispiel für die Römer, was sie zu erwarten hatten, wenn der Unfall bei Caudium nicht durch neue Siege verwischt würde. Darum strengten die folgenden Heerführer, besonders der an Geist und Körper rasche Papirius Cursor (Renner) und Fabius Maximus, alle Kräfte an, um die Schmach wieder auszumerzen und die geschändete Waffenehre herzustellen. Satricum, durch Verrath erobert, erlitt ein schweres Straf-
319. gericht; Luceria wurde eingenommen, den gefangenen Geißeln die Freiheit zurückgegeben und die Besatzung durch das Joch geschickt; die Städte der Ausoner wurden erbarmungslos gezüchtigt. Ihre Unternehmungen waren von solchem
315. Erfolg gekrönt, daß die Samniter, trotz eines zweiten Sieges bei Lautulä, nach einigen Jahren den Andrang der Römer nicht mehr allein zu bestehen vermochten und sich nach fremder Hülfe umsehen mußten.

§. 182. Zuerst erhoben die über Roms wachsende Größe besorgten Etrusker die Waffen und bekriegten die römische Colonieſtadt Sutrium; aber schon nach drei Jahren vernichtete Fabius Maximus, nach einem kühnen
310. Zuge über das ciminische Waldgebirg, durch die Siege am Vadimo-
309. nischen See und bei Perusia die Blüthe ihrer Mannschaft, während Papirius, von dem gegnerisch gesinnten Consul Fabius selbst zum Dictator ernannt, die in kostbarem Waffenschmuck und purpurnen Leibröcken mit Silber-
308. schilden einherziehenden Samniter bei Longula überwand. Dann vereinigten sich die kleinen Völkerschaften sabellischen Stammes mit den Samnitern, aber auch diese wurden theils unterworfen, theils durch Sonderverträge von den übrigen abwendig gemacht und in das Verhältniß der Bundesgenossen und Municipien gebracht. Diese wiederholten Schläge brachen die Kräfte der Sam-
305. niter. Nach der entscheidenden Schlacht bei Bovianum, welche den Verlust dieses Hauptwaffenplatzes und die Gefangennahme ihres Führers Statius
304. Gellius zur Folge hatte, schlossen sie einen Frieden, worin sie zwar ihre Selbständigkeit behielten, aber die Unabhängigkeit der Lucaner, die früher unter ihrer Oberherrschaft gestanden, anerkennen mußten. Dieser Friede dauerte jedoch nur sechs Jahre, eine Frist, welche die Römer zur völligen Bezwingung der umliegenden Völkerschaften, zur Anlegung von Festungen und Heerstraßen und zu inneren Reformen benutzten. Appius Claudius der Blinde verewigte seine Censur nicht nur durch Anlegung der Straße, die seinen Namen führte (Via Appia), er vermehrte auch die gelichteten Bürgerreihen, indem er viele Frei-

gelassene und Fremde zu den Pflichten und Rechten römischer Bürger heranzog und sie in die Tribus vertheilte, und ergänzte den Senat durch die Aufnahme neuer Leute. — Besorgt über die Machtvergrößerung der Gegner und über die eigene Vereinzelung suchten die Samniter das von Parteien zerrissene Lucanien wieder an sich zu bringen. Allein ein Theil der Bevölkerung wandte
sich an die Römer um Hülfe, deren Gewährung den dritten Samniter- 298.
krieg herbeiführte. Dieser nahm jedoch bald eine den früheren ähnliche Wendung. Da verließen die streitbaren Samniter ihr von römischen Heerführern grausenhaft verwüstetes Land und zogen nach Umbrien, um ihren neuen Bundesgenossen, Umbrern, Galliern und Etruskern, näher zu sein. Eine Niederlage des L. Cornelius Scipio Barbatus weckte in Rom die alte Gallier-
furcht wieder auf. Aber die **Schlacht bei Sentinum**, wo der Sieg lange schwankte, 295.
bis er durch die Todesweihe des jüngern, dem Vater nacheifernden **Decius Mus** auf die Seite der Römer sich neigte, brach die letzte Hoffnung der Verbündeten. „Der fabische und decische Name erschienen auch in diesem Krieg fast mit jeder Großthat in Verbindung." Bald nachher fiel der samnitische Feldherr Pontius in die Hände der Römer. Mag es der Sieger bei Caudium selbst oder sein Sohn gewesen sein, in jedem Falle war es eine niedrige, des römischen Volkes unwürdige Handlung, ihn in Ketten nach Rom zu führen und dort
im Kerker eines gewaltsamen Todes sterben zu lassen. Umsonst versuchte die 292.
heilige Schaar der Samniter, die geschworen hatte, den Tod der Flucht vorzuziehen, noch einmal ihre Kräfte und ihr stets siegreiches Schwert an den Römern. **Curius Dentatus**, der lieber über Reiche gebieten, als selbst reich sein wollte, brachte ihnen eine zweite Niederlage bei, in welcher die samnitische
Jugend, der Stolz der Nation, die Wahlstatt mit ihrem Blute tränkte. Nun 290.
mußten die Samniter und ihre Verbündeten, die Umbrer, Etrusker, und Senonischen Gallier, die Oberhoheit Roms anerkennen und als Bundesgenossen den Siegern Heeresfolge leisten. Die Römer versicherten sich der unterworfenen Länder durch zahlreiche Militärcolonien, behandelten aber die Besiegten mit kluger Milde.

d) Krieg mit Tarent und Pyrrhos (281—275).

§. 183. Während der Samniterkriege hatten sich die reichen, verweichlichten und feigen Tarentiner zweideutig benommen, römische Schiffe, die in ihrem Hafen eingelaufen, aufgebracht und die Mannschaft hingerichtet oder in Sklaverei verkauft und einen römischen Gesandten, der einen billigen Vertrag anbot, verhöhnt. Kaum waren daher die Römer vollends Meister ihrer Feinde geworden, so richteten sie ihre Waffen gegen Unteritalien, wo bereits einige griechische Colonien, wie Thurii, Kroton und Lokri, ein Schutzbündniß mit ihnen geschlossen. Da riefen die Tarentiner, im Gefühl ihrer Schwäche, den kriegerischen, nur auf Abenteuer und Eroberungen sinnenden **Pyrrhos**, König von **Epeiros**, zu Hülfe, der diese Gelegenheit zu neuem Kriegsruhm gern ergriff und mit einem buntgemischten Heer nach Italien übersetzte. Theils durch seine treffliche Phalanx, theils durch die den Römern unbekannten
Elephanten war Pyrrhos in zwei Schlachten (bei Herakleia über Lävi- 280.
nus und bei Asculum), siegreich, aber mit so großen Verlusten, daß er 279.

bei der ersten ausgerufen haben soll: „Mit solchen Kriegern, wie die Römer, wäre die Welt mein," und bei der zweiten: „Noch einen solchen Sieg und ich bin verloren." Der römische Senat schien nach diesen Unfällen nicht abgeneigt, mit dem Gegner, der sich der Siebenhügelstadt bis auf vier Meilen genähert, und dem die Völkerschaften und die griechischen Städte Unteritaliens sich ergeben, einen Frieden abzuschließen und den abgefallenen Staaten die Unabhängigkeit zu gewähren; aber der blinde Appius Claudius, der sich im entscheidenden Augenblick in den Senat führen ließ und „die ungebrochene Energie einer gewaltigen Natur mit seinen Flammenworten dem jüngeren Geschlechte in die Seele hauchte," widerrieth dieses Vorhaben und brachte die Versammlung zu der Antwort, daß erst nach dem Abzug des Feindes aus Italien über einen Frieden unterhandelt werden könnte, ein Grundsatz, der, hier zum ersten Mal ausgesprochen, forthin in Rom Geltung behalten hat. Die Weisheit und würdevolle Haltung des Senats (der dem thessalischen Redner Kineas, des Pyrrhos Gesandten, wie eine „Versammlung von Königen" vorkam), die Bürgertugend, Rechtschaffenheit und Einfachheit der römischen Heerführer **Fabricius** und **Curius Dentatus** erregten nicht minder die Bewunderung des ritterlichen Königs, der bisher nur die entartete griechische Welt kannte, als der Heldenmuth, die Tapferkeit und die Kriegskunst der Legionen.

Pyrrhos. Der Epeirotenkönig Pyrrhos, bald Herrscher, bald Flüchtling, war durch seine Thaten und Schicksale sogar in jener an Wechselfällen und Kriegsereignissen so reichen Zeit ein merkwürdiger Fürst, der halb Held, halb Abenteurer durch die Ritterlichkeit seiner Gestalt und seines Wesens, durch den naturkräftigen Charakter, durch seine Tugend und Sittenreinheit Alle, die in seine Nähe kamen, bezauberte und hinriß, den Mit- und Nachwelt bewunderte und liebte. Ein echter Soldat und Feldherr, ein geborner Herrscher, ein unermüdlicher Kampfesheld hat Pyrrhos überall, wohin ihn sein ereignißvolles Leben führte, eine hervorragende Stellung unter seinen Waffen- und Schicksalsgefährten eingenommen, das Vertrauen der Männer, die Gunst der Frauen, die Liebe der Völker sich in gleichem Maße erworben. Durch Geburt und Familienverbindungen mit den alexandrinischen Herrschergeschlechtern in mehrfacher Weise verknüpft, von dem makedonischen Volke als König begehrt, von seinen streitbaren Epeiroten mit begeisterter Hingebung geliebt, von den zahlreichen Söldnerschaaren und Abenteurern jener tief bewegten Zeit als Führer und Dienstherr gesucht, schien Pyrrhos mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen der geeignete Mann, in den Culturländern des Westens die Rolle zu spielen, die sein großer Verwandter einige Jahrzehnte früher im Osten so ruhmvoll durchgeführt hatte. — Und in der That konnte seit dem großen Alexander Niemand zu einer solchen Rolle würdiger und fähiger gelten, als der Epeirotenkönig Pyrrhos, der an Tapferkeit, ritterlichem Sinn und Muth wie fleckenlosem Charakter über alle seine Zeitgenossen hervorragte; allein er besaß nur die Kunst des Erwerbens, nicht die des Ordnens und Erhaltens; er strebte mehr nach dem Ruhm eines Schlachtgewinners, als nach dem eines besonnenen Eroberers. Den Blick auf das Ferne, Kühne und Gewagte gerichtet, übersah er das Nahe und versäumte den günstigen Augenblick; sorglos ließ er das mühsam Errungene unbenutzt zerrinnen, weil er die Kraft in sich fühlte, das Verlorene jederzeit von Neuem gewinnen zu können. Und so kam es, daß alle seine Schöpfungen wie glänzende Seifenblasen nach kurzem Schimmer zergingen, während Alexander ein Weltreich gründete.

§. 184. **Pyrrhos verlor bald alle Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Kriges mit Rom. Er sehnte sich nach einer Gelegenheit, den italischen Boden mit Ehren verlassen zu können. Mit Freuden folgte er daher dem**
278. **Ruf der Syrakuser, die Freiheit der Hellenenstädte auf Sicilien gegen die Kar-**

thager zu schützen. In seinem hochfliegenden Geiste sah er sich schon als Be-
herrscher eines griechischen Westreiches, das in Tarent und Syrakus seine festen
Stützpunkte haben würde. Aber sein Plan, sich der schönen Insel zu bemäch-
tigen, scheiterte, und als er nach einem dreijährigen Aufenthalte wieder nach
Tarent zurückkehrte, waren dem „Adler" die Schwingen gelähmt; Kampf und
Krankheit hatten die Reihen seiner Krieger gelichtet, Wohlleben und Beutelust
ihre Mannszucht erschüttert, Umgang und Vermischung mit den Italikern ihren
vaterländischen Stolz gebrochen. Bald erlitt er durch die gestählte Kraft der
Römer unter dem streitbaren Curius Dentatus, der sich einst durch einen
Antrag auf Ackervertheilung unter die Plebejer die Gunst der Volksgemeinde
erworben hatte, bei Maleventum (forthin **Beneventum** genannt) eine solche 275.
Niederlage, daß er sich zum eiligen Abzuge genöthigt sah. Unruhigen Geistes
unternahm er bald darauf einen abenteuerlichen Zug in den Peloponnes, von
dem er nicht wieder zurückkehrte. In demselben Jahr, da Pyrrhos vor Argos
im dichten Kampfgewühl durch einen Steinwurf vom Pferde geschleudert und
von dem feindlichen Hauptmanne getödtet ward, wurde Tarent den Römern 272.
zinspflichtig und verlor seine Mauern, seine Waffen und seine Kriegsschiffe.
Die Unterwerfung der Lucaner, Apulier und Bruttier befestigte in den
nächsten Jahren Roms Herrschaft über Unteritalien. Die Eroberung von
Rhegium, das eine meuterische Legion aus Campanien, nach Ermordung 270
der männlichen Bevölkerung, zehn Jahre lang im Besitz gehalten, machte den
Schluß. Was von den räuberischen Bewohnern dem Schwerte entronnen war,
wurde in Rom auf offenem Markte gestäubt und enthauptet. Von da an
war die Blüthe, die Macht und der Wohlstand der griechischen Staaten jener
Gegend, die in diesem Kriege von beiden Seiten schwer getroffen wurden, für
immer dahin. Die Nachkommen der hellenischen Bürgerschaft Posidonia's kamen
alljährlich einen Tag in der Stille zusammen, sich mit Thränen der alten Sitte,
Sprache und Verfassung zu erinnern. Die besiegten Völkerschaften mußten
theils als Bundesgenossen, theils als Unterthanen Roms Oberhoheit
anerkennen, und die entvölkerten Städte wurden durch Einbürgerung römischer
Colonisten, denen die übrigen Bewohner untergeordnet waren, fester an Rom
geknüpft. Sie verloren das Recht der eigenmächtigen Kriegführung und freier
Verträge mit dem Auslande, und die erbeuteten Schiffe setzten die Römer in
Stand, den Krieg mit den seebeherrschenden Karthagern, welche trotz des Bun-
desvertrags, den sie mit Rom gegen Pyrrhos geschlossen, sich während des
Kriegs zweideutig und treulos gezeigt hatten, zu unternehmen. Um dieselbe
Zeit, als ganz Italien vom Rubico bis zur Straße von Messina den Römern 266.
unterthänig ward, suchte Ptolemäos Philadelphos von Aegypten durch
eine glänzende Gesandtschaft Roms Freundschaft und Bündniß nach, ein Ver-
langen, dem gern willfahrt wurde. Von nun an trat Rom in den Kreis der
großen Staatsverhältnisse ein, die, an die Namen der Punier und der alexandrini-
schen Herrscherhäuser geknüpft, von den Säulen des Hercules bis über den In-
dus hinaus Geltung hatten.

Dies war die schönste Zeit der Republik. Rauhe Tugend, strenge Sitten, Einfachheit
des Lebens hielten Reichthum und Luxus fern. Curius und Fabricius starben, wie einst
Aristeides, so arm, daß der Staat für die Ausstattung ihrer Töchter sorgte, und zum

Leichenbegängniß des großen Fabius Maximus mußten die Kosten durch die Beiträge seiner Freunde bestritten werden. Tugend und Seelenadel gaben allein Rang und Ansehen, Patrizier und Plebejer wetteiferten mit einander in Heldenmuth und Kriegsruhm. Der Standesgeist war der Vaterlandsliebe gewichen. Fabricius ließ sich weder durch des Pyrrhos Gold von dem geraden Pfad der Tugend ablenken, noch durch das plötzliche Erscheinen eines großen Elephanten, den ein Vorhang verborgen hatte, in Schrecken setzen. — Bei der Erweiterung der römischen Grenzen verloren die Volksversammlungen allmählich ihren rechtlichen Boden, und die Staatsgewalt concentrirte sich mehr und mehr in dem Senat, „und das strenge Urtheil der Geschichte," bemerkt Mommsen, „muß es anerkennen, daß diese Körperschaft ihre große Aufgabe zeitig begriffen und würdig erfüllt hat. Berufen nicht durch den eitlen Zufall der Geburt, sondern durch die freie Wahl der Nation; bestätigt von fünf zu fünf Jahren durch das strenge Sittengericht der ehrwürdigsten Männer; auf Lebenszeit im Amte und nicht abhängig von dem Ablauf des Mandats oder von der schwankenden Meinung des Volkes; in sich einig und geschlossen seit der Ausgleichung der Stände; Alles in sich schließend, was das Volk besaß von politischer Intelligenz und praktischer Staatskunde; unumschränkt verfügend in allen finanziellen Fragen und in der Leitung der auswärtigen Politik; die Executive vollkommen beherrschend durch deren kurze Dauer und durch die dem Senat nach der Beseitigung des ständischen Haders dienstbar gewordene tribunicische Intercession, war der römische Senat der edelste Ausdruck der Nation und in Consequenz und Staatsklugheit, in Einigkeit und Vaterlandsliebe, in Machtfülle und sicherem Muth die erste politische Körperschaft aller Zeiten, eine „Versammlung von Königen", die es verstand, mit republikanischer Hingebung despotische Energie zu verbinden. Nie ist ein Staat nach Außen fester und sicherer vertreten worden, als Rom in seiner guten Zeit durch seinen Senat. Durch ihn hat das römische Volk das großartigste aller Menschenwerke durchzuführen vermocht, eine weise und glückliche Selbstregierung."

2. Roms Kämpfe mit Karthago.

a) Karthago und Syrakus.

880. §. 185. Im neunten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gründeten phönizische (punische) Auswanderer auf der Nordküste von Afrika auf einer felsigen Höhe, im Hintergrunde des geräumigen, für zwei Häfen geöffneten Meerbusens, die Handelsstadt Karthago (§. 32), die bald durch die Rührigkeit und berechnete, oft mit Trug und List gepaarte Klugheit (punische Treue) der Bewohner zu großer Macht und hohem Wohlstand gelangte. Nachdem ihr die benachbarten afrikanischen Völkerschaften zinspflichtig geworden, zwang sie die übrigen phönizischen Colonien (Utika, Hippo, Leptis u. a.) zu einem drückenden Städtebund unter ihrer Hegemonie, brachte mit der Zeit die überseeischen Pflanzstädte der Tyrier in Südspanien und auf den meisten Inseln des Mittelmeeres (auf Sicilien, Corsika, Sardinien, den Balearen, Malta u. a.) zur Unterwerfung und gründete neue Niederlassungen. Aber ihre Ansiedelungen waren nicht, wie die griechischen Colonien, Pflanzstätten der Cultur; sie dienten nur dem Handel und der Erwerbsucht der reichen Kaufherren, welche aus den Fabriken und Bergwerken unermeßlichen Gewinn zogen, aus dem Grundbesitz goldene Ernten einsammelten, die einträglichen Aemter in den Töchterstädten bekleideten und die Unterthanen zum Dienst im Heer und auf der Flotte zwangen. Selbst die libyschen Hirten- und Bauernstämme, denen sie ihre Sprache und ihre Sitten aufzwangen, wurden durch sie nicht aus dem Zustande roher und wilder Naturvölker emporgehoben. Nur mit Widerstreben und grollendem Herzen dienten die „Libyphönizier" in den karthagischen Heeren, und mit Sklaven und Ruderknechten waren ihre Schiffe bemannt. Der gartenartige Anbau der üppigen und fruchtbaren Umgegend Karthago's und die prächtigen Landhäuser auf den mit Oliven- und Orangenwäldern bedeckten Anhöhen beurkundeten den durch gewinnreichen Handel und einträgliche Landwirthschaft erzielten Reichthum; aber ihre Gemüthsart blieb roh und grausam und der düstern Seite des Lebens zugewendet. — Die Verfassung war aristokratisch. Ein kleiner, aus dem grundherrlichen Geburtsadel, und ein großer, aus dem Geldadel gewählter Rath mit zwei, den spartanischen Königen vergleichbaren Suffeten an der Spitze, besaßen die gesetzgebende Gewalt und

leiteten die Rechtspflege, das Heerwesen und die Verwaltung, während der **Volksversammlung** nur außerordentliche Fälle zur Entscheidung vorgelegt wurden. Auch die Feldherren, die mit unbeschränkter Vollmacht und unbegrenzter Amtsgewalt den Oberbefehl über die Heere führten, gehörten den vornehmen Geschlechtern an, so wie der mächtige **Rath der Hundertmänner**, welcher den Staat überwachte und Heerführer und Beamte zur Rechenschaft ziehen durfte. Die aristokratische Abgeschlossenheit hemmte die Ausbildung eines freien Bürger- und Mittelstandes und erzeugte in der Menge Mißvergnügen, träge Gleichgültigkeit und feile Gesinnung. Zwischen der herrschenden Klasse der Großhändler, Guts- und Plantagenbesitzer und hohen Staatsbeamten und der besitzlosen, von der Hand in den Mund lebenden Volksmasse gähnte eine weite Kluft, die endlich zum Abgrund für Staat und Nation wurde. Die öffentlichen Einkünfte waren unerschöpflich, so daß Polybios Karthago die reichste Stadt der Welt nennt, und ein großartiges Bank- und Finanzsystem kam wie nirgends sonst daselbst zur Entfaltung; die militärischen Hülfsmittel waren sehr groß und die Kriegsflotte und Seemacht allen andern Völkern überlegen; aber die socialen Mißstände und der nur auf irdisches Gut und Genuß gerichtete Sinn der herrschenden Bürgerschaft nagten an der Wurzel des Gemeinwesens. Wissenschaften und Künste wurden nur in so weit gepflegt, als sie Nutzen gewährten; ein höheres geistiges Leben war den Karthagern fremd. Ihr auf Sterndienst gegründeter Religionscultus, besonders die Verehrung des Feuergottes **Moloch** (§. 32) mit dem schrecklichen Opfercult, gab Zeugniß von dem finstern und grausamen Charakter der Punier und ihrer düstern Weltansicht.

§. 186. Schon seit Jahrhunderten hatten die Karthager festen Fuß auf Sicilien gefaßt und mit den Syrakusern um die Herrschaft der Insel und der griechischen Colonien daselbst gestritten. Zur Zeit der Perserkriege erlitten sie durch den syrakusischen Tyrannen
Gelon eine große Niederlage (§. 110); aber die Zwietracht der griechischen Gemeinwesen, 480.
die in innern Kämpfen ihre Kräfte aufrieben, führte sie von Neuem auf die günstig gelegene Insel. Von Segesta zu Hülfe gerufen, setzte **Hannibal**, Gisko's Sohn, über das
Mittelmeer, erstürmte **Selinus**, **Himera** und das reiche, prachtvolle **Agrigent** und 408–406
brachte Gefangene und Beute in unendlicher Menge nach seiner Vaterstadt. Der Schrecken
über diese Unfälle bewirkte, daß **Dionysius**, Sohn eines armen Maulthiertreibers, ein Dionysios der ältere.
junger, tapferer Krieger, die Alleinherrschaft über Syrakus erlangte: aber mehr auf Be- 406–367.
festigung seiner Macht, als auf Besiegung und Vertreibung der Feinde bedacht, erkaufte der listige, verschwenderische Söldnerfürst von den Karthagern den Frieden um den Preis von Selinus, Agrigent und anderen griechischen Städten auf der Nordküste und gab sich dann der Schwelgerei und den Ausbrüchen seiner rachsüchtigen und mißtrauischen Tyrannennatur hin (§. 112). Unter seinem Sohn und Nachfolger dehnten die Karthager ihre Besitzungen noch weiter aus und richteten ihre Blicke bereits auf die durch Parteiwuth zerrissene Hauptstadt Syrakus. Da suchten die Syrakusaner Hülfe bei der Mutterstadt Korinth. Die Korinther sandten ihnen den rechtschaffenen **Timoleon**, einen tapfern, freiheitliebenden Kriegsmann, der von seiner Mutter wegen Theilnahme an der Ermordung seines tyrannischen Bruders verflucht, nach Thaten dürstete, um den Zwiespalt seiner Seele zu heilen.
Timoleon nöthigte den **jüngern Dionysios**, die Stadt Syrakus zu übergeben und in Dionysios d. jüngere.
Korinth sein Leben in Dunkelheit zu beschließen, und setzte dann, nachdem er in Syrakus die 367–344.
Ketten der Tyrannei zerrissen, auch den Uebergriffen der Karthager eine Schranke, indem er nach der siegreichen Schlacht am **Krimesos** sie zwang, sich mit dem Länderstrich west-
wärts des Lykos (Halykos) zu begnügen; aber unter dem kühnen, von dem niedrigen Stande 340.
eines Töpfers zur Herrschaft von Syrakus emporgestiegenen Tyrannen **Agathokles** Agathokles
wurde der Kampf mit solchem Glückswechsel geführt, daß zu gleicher Zeit Syrakus von den 317–289.
Karthagern und Karthago von Agathokles' Heer belagert wurde. Als nämlich die von den Feinden des Tyrannen herbeigerufenen Karthager die Belagerung nachlässig betrieben, erspähte Agathokles einen günstigen Zeitpunkt und segelte von Syrakus mitten durch die feindlichen Schiffe nach der Nordküste von Afrika. Hier ließ er nach der Landung seine Flotte verbrennen, um seinen Kriegern nur die Wahl zwischen Sieg oder Tod zu lassen, und bemächtigte sich dann in Kurzem durch Entschlossenheit und Tapferkeit des ganzen punischen Gebietes mit Ausnahme der Hauptstadt, während der karthagische Feldherr Hamilkar vor

Syrakus geschlagen ward und als Gefangener eines gewaltsamen Todes starb. Hierauf rief Agathokles den Statthalter Ophellas von Kyrene unter lockenden Versprechungen zu seinem Beistande herbei. Dieser folgte dem Ruf, ward aber von dem schlauen Syrakuser unter dem Vorgeben, er sinne auf Verrath, überfallen und im Kampfe erschlagen, worauf
307. dessen Soldaten, 20,000 Mann, gezwungen wurden, in Agathokles' Dienste zu treten, der sich nunmehr im stolzen Gefühle seiner Macht und in der Hoffnung, bald Meister von
306. ganz Nordafrika zu sein, den Königstitel beilegte. Bald trat jedoch eine Wendung des Glücks ein. In einer Schlacht von den Karthagern besiegt, floh er heimlich nach Sicilien, um die Herrschaft in Syrakus zu behaupten, und ließ seine Truppen in dem fremden Lande im Stich; ergrimmt über eine solche Treulosigkeit, ermordeten diese seine beiden zurückgelassenen Söhne und traten dann in die Dienste der Karthager. Durch Mord und wilde Grausamkeit befestigte hierauf Agathokles seine Herrschaft aufs Neue in Syrakus und dehnte sie über den größten Theil der Insel aus, bis ein von dem
289. eigenen Enkel ihm beigebrachtes Gift seine Lebenskräfte dergestalt verzehrte, daß der greise Tyrann in seine eigene Verbrennung willigte. Nach dem Tode des kühnen Abenteurers wurde die ganze Insel von wilder Gesetzlosigkeit heimgesucht. Seine campanischen Söld-
282. ner, Mamertiner genannt, bemächtigten sich auf dem Heimwege der Stadt Messina, ermordeten oder verjagten die männliche Bevölkerung und theilten deren Habe, so wie die Frauen und Kinder unter sich. Hierauf unternahmen sie räuberische Streifzüge in die Nähe und Ferne und brachten dadurch in der ganzen Insel Bestürzung und Verwirrung hervor, welche die Karthager zu ihrem Vortheil zu benutzen suchten. Gegen beide wurde Pyrrhos von den Syrakusern zu Hülfe gerufen; er belagerte Lilybäum und traf Anstalten zu einer Landung in Afrika; als er jedoch mit dem Plane umging, sich selbst der Insel zu bemächtigen, die Gemeindeverfassungen verletzte und die Bürger
276. durch Erpressungen und ungerechtes Gericht drückte, zwangen ihn die sicilischen Griechen zum eiligen Rückzuge (§. 184). Dadurch wurde aber Sicilien in die alte Verwirrung gestürzt, indem nun die Mamertiner ohne alle Scheu plündernd das Land durchzogen und ihren Raub hinter den Mauern von Messina bargen. Da wählten die Syrakuser den tapfern, hochsinnigen und leutseligen Hieron, einen Nachkommen Gelons, zu ihrem Feldherrn (274) und dann zu ihrem König (270). Dieser zog mit einem aus Bürgern und Geworbenen gemischten Heer gegen die Mamertiner, überwand sie im Feld und be-
269. drängte sie durch Umlagerung ihrer Stadt Messina so sehr, daß sie sich nach fremder Hülfe umsahen. Die Einen waren für die Karthager, die aus Neid auf Hieron und die Syrakuser ihre Hülfe angeboten und durch ihren Feldherrn Hanno die Burg in Messina in Besitz genommen hatten; die Mehrzahl jedoch rief den Beistand der Römer an.

Dionysios und Timoleon. Der jüngere Dionysios (§. 114. 117, 3), ein eitler und übermüthiger Tyrann, den umsonst sein edler Schwager Dion mit Platons Hülfe der Schwelgerei und der Grausamkeit, der er sich ergeben, zu entreißen gesucht, wurde endlich unter
356. Vermittelung des aus der Verbannung heimgekehrten Dion verjagt; als aber nach der Ermor-
354. dung des rechtschaffenen Dion durch einen falschen, ehrsüchtigen Freund in Syrakus Anarchie und Unordnung eintrat, gelang es dem Dionysios, der mittlerweile zu Lokri in Wollust und
346. Schwelgerei gelebt, sich zum zweitenmal der Tyrannis zu bemächtigen. Allein die Erfahrung hatte ihn weder weiser noch besser gemacht, Sinnengenuß und Ausschweifung wechselten mit Grausamkeit und Despotenlaunen ab, daher endlich die Syrakuser, seiner Tyrannei müde, sich um Hülfe an ihre Mutterstadt Korinth wendeten. Die Korinther schickten ihnen eine Flotte und ein Hülfsheer unter der Leitung des strengen, rechtschaffenen **Timoleon**, welcher kurz zuvor seinen Eifer für demokratische Freiheit durch die Theilnahme an der Ermordung seines eigenen Bruders, der sich in Korinth zum Tyrannen aufgeworfen, bethätigt hatte, und welcher jetzt mit Freuden die Gelegenheit ergriff, den Zwiespalt seines Innern durch neue Thaten zu tilgen und dem auf ihm lastenden Mutterfluch zu entgehen. Er vertrieb den Dionysios, der von dem an in Korinth
344. mit Unterricht seinen Lebensunterhalt erwarb, und richtete dann in Syrakus eine republikanische Verfassung auf gemäßigter demokratischer Grundlage ein. Nachdem Timoleon die Burg in Syrakus niedergerissen, um die Rückkehr der Tyrannis unmöglich zu machen,
340. und die Karthager am Flusse Krimesos geschlagen und zu einem Frieden gezwungen, lebte er in hohen Ehren bis zu seinem Tode in Syrakus. Die glänzende Leichenfeier und die aufrichtigen

Thränen, womit das Volk seinen Befreier ehrte, waren deutliche Beweise der Anerkennung seines Bürgersinnes. — Zur Zeit des Agathokles verfaßte der Sicilianer **Timäos** († c. 256) während eines fünfzigjährigen Exils in Athen seine Geschichte von Sicilien in analistischer Form und ein Werk über die Kriegszüge des Pyrrhos, von welchen beiden Schriften wir nur einige Auszüge und Bruchstücke besitzen. Er galt für parteiisch, schmähsüchtig und unkritisch, und sein Stil wird bald als frostig und trocken, bald als schwülstig und rhetorisch getadelt. An einem Gleichmaß des Betrachtens und Urtheiles scheint es dem gelehrten Sammler durchaus gefehlt zu haben; dagegen war er sorgfältig in Anwendung der Hülfswissenschaften, besonders der Orts- und Zeitkunde. † 337.

b) Der erste punische Krieg (264–241).

§. 187. Für die Römer war die Fülle und Schönheit der nahen Insel zu lockend, als daß sie nicht nach einigem Sträuben von Seiten der ehrenhafteren Bürger den Bitten der räuberischen Mamertiner um ein Schutzbündniß willfahrt hätten, so sehr sie auch einsahen, daß die eifersüchtigen Karthager, die bereits im Besitz der Burg von Messina waren, Roms drohende Nähe aus allen Kräften abzuhalten suchen würden, und so bedenklich Manchen der Schritt erscheinen mußte, die bisherige continentale Politik, durch welche die Väter Roms Größe gegründet hatten, aufzugeben, und in eine neue Bahn einzulenken, deren Ausgang Niemand vorhersehen konnte. „Es war einer der Augenblicke, wo die Berechnung aufhört und wo der Glaube an den eigenen Stern und an den Stern des Vaterlandes allein den Muth gibt, die Hand zu fassen, die aus dem Dunkel der Zukunft winkt." Der Senat brachte die Sache vor die Volksversammlung, um nicht eigenmächtig die wichtige Entscheidung zu treffen, und erst nach deren Zustimmung wurde der wenig ehrenvolle Vertrag mit den 264.
Mamertinern abgeschlossen, worauf der Consul Appius Claudius Caudex in dunkler Nacht über die Straße von Messina setzte. Dem römischen Hülfsheer gelang es alsbald, die unter sich entzweiten Feinde von den Mauern der bedrängten Stadt zurückzutreiben, Hieron zu einem Bund mit Rom zu bringen und den Karthagern, die ihren Feldherrn Hanno, weil er sich die Burg von Messina hatte nehmen lassen, ans Kreuz schlugen, ihren zweiten Hauptwaffenplatz Agrigent, nach einer blutigen, für beide Theile sehr verlustvollen Schlacht, 262.
zu entreißen. Aber die Eroberungen, welche die Römer mit Hierons Hülfe in den nächsten Jahren zu Lande machten, entschädigten nicht für den gestörten Handel der Bundesgenossen und die Verluste auf dem Meer, wenn es den Römern nicht gelang, der karthagischen Seemacht, der ihre Dreidecker nicht gewachsen waren, eine entsprechende Flotte entgegenzustellen und den Feinden die Herrschaft des Meeres zu entreißen. Wie sehr sie auch bisher Scheu getragen, ihr Leben dem ungetreuen Elemente anzuvertrauen, „auf dem ihr felsenfester Heldenmuth den Mangel an Geschicklichkeit und Gewandtheit nicht ersetzte," eine Weltmacht war ohne Seehegemonie nicht zu erzielen. Sie ließen daher nach dem Muster eines gescheiterten punischen Fünfdeckers Kriegsschiffe bauen und versahen sie mit einer auf beiden Seiten geschützten Enterbrücke, mittelst welcher die feindlichen Fahrzeuge festgehalten und der Kampf einem Landgefecht ähnlich gemacht werden konnte. Dadurch gewann der Consul Gaj. **Duilius** die erste **Seeschlacht bei Mylä** unweit der liparischen Inseln und erlangte die 260.
Ehre einer Schiffssäule (columna rostrata) in der Vaterstadt. Ein zweites

257. Seetreffen am tyndarischen Vorgebirg blieb unentschieden. Hierauf beschlossen die Römer, durch eine kühne Fahrt nach Afrika dem Kriege ein schnelles
256. Ende zu bereiten. Nach dem großen Seesieg auf der Höhe von Eknömos öffneten sie sich das Meer und setzten mit einer 330 Segel starken Flotte und einem großen Landheer unter dem wackern Consul **Atilius Regulus** nach Afrika über. Von der Hafenstadt Clupea aus, wo das Heer ungehindert landete, rückte Regulus erobernd und verheerend an der Küste hin, unterstützt von den abgefallenen Städten und Völkerschaften Numidiens, und näherte sich den Thoren der bestürzten Hauptstadt. Die Karthager baten um Frieden; als ihnen aber der stolze Sieger die harte Bedingung stellte, nicht nur auf Sicilien und Sardinien zu verzichten, sondern auch in ein abhängiges Bundesverhältniß zu Rom zu treten und bei künftigen Kriegen mit ihren Schiffen die römische Flotte zu mehren, so ermannten sie sich und rüsteten sich zur verzweifelten Gegenwehr. Die Noth verlieh ihnen Energie; sie verstärkten ihre Truppen durch treffliche numidische Reiter und griechische Söldner und übertrugen einem geübten Schaarenführer, dem Spartaner Xanthippos die Leitung des Ver-
255. theidigungskrieges. Dieser besiegte bei der Hafenstadt Tunes die Römer so vollständig, daß sich nur 2000 Mann von dem schönen Heere retteten; die andern wurden theils erschlagen, theils geriethen sie mit dem Consul in Kriegsgefangenschaft. Ohne das glückliche Seetreffen am Hermäischen Vorgebirge wären alle Früchte der bisherige Anstrengungen für die Römer verloren gegangen. Furchtbar straften die Punier die abgefallenen Gemeinden an Leben und Gut. Sie legten ihnen eine hohe Abgabe an Geld und Rindern auf, und die Zahl der numidischen Häuptlinge und Ortsvorsteher, die am Kreuze starben, wird auf dreitausend angegeben.

§. 188. Diesem Schlag folgte eine Reihe von Unfällen. Zwei Flotten gingen durch Stürme zu Grunde, so daß die Römer einige Jahre auf den Seekrieg verzichteten; zu Lande versuchten sie sich nur im Schaarenkrieg aus Furcht vor den Elephanten, die bei Tunes den Ausschlag gegeben, deren sie sich selbst aber damals noch nicht bedienten. Erst als sie unter der Leitung des Cäcilius Metellus bei einem Ausfalle aus Panormos (das sie nach dem
251. Verlust von Agrigent erobert hatten) den karthagischen Feldherrn Hasdrubal besiegten und viele Elephanten in ihre Gewalt bekamen, faßten sie neuen Muth. (Um diese Zeit haben wahrscheinlich die Karthager den Regulus nach Rom geschickt, um eine Auswechselung der Gefangenen zu erwirken, und ihn, als er dem Senate dieses widerrieth und seinem Eide getreu in die Haft zurückkehrte, auf die martervollste Weise getödtet.) Die Römer trafen Anstalten zur Belagerung der wohlvertheidigten Waffenplätze Lilybäum und Drepänum; aber ihre Angriffe auf die unüberwindlichen Seeburgen scheiterten; und als der ungeschickte Consul Appius Claudius, trotz der ungünstigen Auspicien, zur Unzeit den
249. Operationsplan änderte, wurde er vor Drepanum zu Wasser und zu Lande geschlagen. Es war der härteste Schlag, der Rom seit der Gallierschlacht an der Allia betroffen; und da der besiegte Consul auch nach der Niederlage den claudischen Familienstolz übermüthig zur Schau trug, wurde er zu einer Geldstrafe verurtheilt; bald nachher starb er, wahrscheinlich im Exil. Unter kleinen

Gefechten und geringfügigen Unternehmungen zog sich nun der Krieg ruhmlos in die Länge, bis der treffliche karthagische Feldherr **Hamilkar Barkas**, das Haupt der demokratischen (barcinischen) Partei, neues Leben in das ernste Waffenspiel brachte. Nachdem er sich der Veste Eryx bemächtigt und seinem durch Mannszucht gestärkten Söldnerheer einen sichern Haltpunkt geschaffen, wo sie von Drepanum her mit allem Nöthigen versehen werden konnten und sich häuslich einrichten, überwachte er von einer Felsenhöhe herab alle Bewegungen der Römer, ließ das platte Land durchstreifen und unternahm Freibeuterfahrten nach Unteritalien, unbekümmert um die römischen Heere, die ihn von der Ebene aus umlagert hielten. Dies war nur so lange möglich, als Hamilkar sich die Verbindung mit Drepanum offen erhielt und keine römische Flotte die Zufuhren zur See hinderte. Sobald aber zu Rom, in Folge eines großartigen patriotischen Aufschwunges, durch Privatbeiträge und Veräußerung der Tempelschätze wieder eine Flotte von 200 Segeln ausgerüstet war, und der Consul 242.
Lutatius Catulus bei den **ägatischen Inseln** das feindliche Geschwader nebst 241.
den Frachtschiffen geschlagen und theils versenkt, theils erbeutet hatte, mußten die Karthager schnell einen Frieden eingehen, worin sie auf Sicilien und die umliegenden kleinen Inseln verzichteten und in die Zahlungen einer großen Entschädigungssumme für die Kriegskosten willigten. „Nun stieg der unbesiegte Feldherr einer überwundenen Nation herab von seinen langvertheidigten Bergen und übergab den neuen Herren der Insel die Festungen, welche die Phönizier seit wenigstens vierhundert Jahren in ununterbrochenem Besitz gehabt und von deren Mauern alle Stürme der Hellenen erfolglos abgeprallt waren.“ Von da an stand in Karthago eine gemäßigte Friedenspartei, unter Hanno's des Großen Führung, der nationalen barcinischen Partei feindlich gegenüber.

Sicilien, „Italiens Kornkammer“, wurde die erste römische Provinz, d. h. eine mit Rücksicht auf die Staatskasse verwaltete „Kammerlandschaft“. Ein in eine römische Provinz umgewandeltes Land erhielt von dem siegenden Feldherrn, mit Vorbehalt der Senatsbestätigung, eine besondere Einrichtung und wurde dann von einem Proprätor oder Proconsul nebst einem Legaten und Quästor verwaltet. Anfangs wurden die Statthalter eigens zu der Stelle ernannt; später aber loosten die vom Amte abtretenden Prätoren und Consuln um die, gewöhnlich auf ein Jahr übertragene Statthalterschaft. Diesen Proconsuln und Proprätoren stand außer der Verwaltung auch die Rechtspflege und das Kriegswesen in den Provinzen zu. Die Rechtspflege geschah bei bürgerlichen Sachen der Einwohner unter sich nach heimischem Rechte, bei allen Fragen aber, die das Staats- und Völkerrecht betrafen, nach römischem Rechte und in lateinischer Sprache, was in der Folge für die fernen barbarischen Länder eine Quelle der Cultur, aber auch der Bedrückung und Uebervortheilung wurde. Die aus den Provinzen bezogenen Einkünfte der Römer waren mannichfacher Art; außer den Staatsgütern, die sie an Pachtgesellschaften vergaben, erhoben sie noch Grund- und Personalsteuer an Geld oder Zehnten, Hutgeld von den öffentlichen Triften, Abgaben von Berg- und Salzwerken, Hafen-, und Landzölle u. dgl. m. Auch die Steuern wurden nicht unmittelbar erhoben, sondern verpachtet (§. 202). Die indirecte Art der Erhebung machte sie um so drückender. Die Unterthanen in den „Aemtern“ (Provinzen) verloren das Waffenrecht und stellten nicht einmal Zuzug zum römischen Heere; in den festen Plätzen blieb römische Besatzung. Uebrigens wurden die einzelnen Städte je nach ihrer Haltung während des Krieges hinsichtlich der Besteuerung und der Rechtsstellung verschieden behandelt, ein Verfahren, wodurch aller Gemeingeist erstickt und Neid und Rivalität geweckt wurde.

c) Der gallische Krieg. Die Karthager in Spanien.

§. 189. Während die Karthager nach dem Frieden mit ihren empörten Miethtruppen, denen sie den versprochenen Sold kürzen wollten, einen dreijährigen Vernichtungskampf zu führen hatten, der sich über das ganze, durch
240–237. die punische Härte und Bedrückung in Verzweiflung gesetzte Land verbreitete und das Gemeinwesen dem Untergang nahe brachte, bis er endlich durch Hamilkars Kriegskunst sein blutiges, von der schrecklichsten Grausamkeit begleitetes Ende erreichte, fügten die Römer die eroberten und abgetretenen Theile Siciliens
239. ihrem Staatswesen bei, besetzten die den Puniern gehörige Insel Sardinien, wo die empörten Besatzungstruppen im Gedränge gegen die Karthager und die kriegerischen Einwohner die Hülfe Roms angerufen, und verbanden sie mit der Insel Corsika, die sie unter entsetzlichen Kämpfen mit den halbwilden Ein-
237. wohnern ebenfalls eroberten, zu einer zweiten „römischen Provinz". Aber vom griechisch-römischen Culturleben ausgeschlossen, brachten die beiden Inseln dem römischen Staat keinen andern Gewinn als kriegsgefangene Sklaven. Alsdann entrissen sie den seeräuberischen Illyriern, welche die Küsten des adriatischen und ionischen Meeres mit ihren Freibeuterzügen heimsuchten, Handel und Wandel störten und sogar einige römische Schiffe weggenommen und einen Gesandten getödtet hatten, die Insel Kerkyra nebst den Städten Epidam-
229. nos (Dyrrhachium) und Apollonia und steuerten dem Piratenunfug. Die einige Jahrzehnte später im nordöstlichen Winkel Italiens angelegte feste Stadt Aquileja hinderte auf immer die Wiederkehr des gesetzlosen Raubwesens. Die zweite Schließung des Janustempels, die in diese Zeit fällt und wodurch symbolisch ein allgemeiner Friede angedeutet ward (die erste fand unter Numa, die dritte und letzte unter Augustus statt), kann nur von kurzer Dauer
226–222. gewesen sein, da schon im Jahr 226 ein furchtbarer Krieg mit den cisalpinischen Galliern, welche, ergrimmt über die Gründung neuer Militärcolonien im picenischen und gallischen Lande am adriatischen Meer und über die flaminischen Ackervertheilungen daselbst, dem Vordringen der Römer Schranken setzen wollten und zu dem Zweck ihre keltischen Stammgenossen aus den Alpen und vom obern Rhonethal (die Gäsaten) zu Hülfe gerufen hatten, Roms ganze Kraft in Anspruch nahm. Schon stand der furchtbare Feind, Brand und Verwüstung bringend und die gegnerischen Truppen allenthalben niederwerfend, vor Clusium, als die Römer an der Spitze der erschreckten italischen
225. Völkerschaften ihm entgegenzogen und bei Telămon an Etruriens Küste, unweit der Mündung des Ombrone, den tapfern, aber schlecht bewehrten Galliern (vgl. §. 176) eine solche Niederlage beibrachten, daß 40,000 das Schlachtfeld deckten und 10,000 Kriegsgefangene in die Gewalt der Ueberwinder fielen. Darauf überschritten die Römer den Po und brachten unter dem Consul Flaminius, dem Führer der Volkspartei, die er durch sein Ackergesetz ge-
223. wonnen, die Insubrer, den mächtigsten gallischen Volksstamm, zur Unterwerfung.
222. Ein zweiter Sieg, den einige Zeit nachher **Marcellus** bei Clastidium am Postrome davon trug, wo der Gäsatenkönig Viridŏmar von der Hand des Römers erschlagen ward, brachte ganz Oberitalien mit Mailand, der Hauptstadt der Insubrer, unter die Macht der Römer, die somit Italien bis zu seinen natürlichen Grenzmarken, den Alpen, beherrschten und die neuerworbenen Be-

sitzungen durch **Militär-Colonien** (Placentia, Cremona) zu sichern suchten. Die fruchtbaren Landstriche diesseit und jenseit des Flusses wurden vorerst in die italische Wehrgenossenschaft hineingezogen und durch **Heerstraßen** (den 229.
Flaminischen und Aemilischen Weg) mit der Hauptstadt in Verbindung gesetzt, in der Folge aber unter dem Namen **Gallia cisalpina** in eine römische Provinz verwandelt.

§. 190. Mittlerweile wußten sich die Karthager, unter dem Einfluß der mächtigen Barcidenpartei in dem metallreichen **Südspanien** für die Verluste zu entschädigen. Der Besitz von **Gades** (Cadix) und anderen günstig gelegenen Küstenpunkten erleichterte ihnen die Eroberung des Landes. Die alten Bewohner der Halbinsel, sowohl die Keltiberer und Lusitaner in den mittleren und westlichen Landschaften, als die Cantabrer und Basken in Nordspanien vermochten, trotz aller Tapferkeit und Gewandtheit im Schaarenkrieg, bei ihrer inneren Zerrissenheit, Zwietracht und Stammeseifersucht der punischen Kriegsmacht und dem strategischen Geschick ihrer Befehlshaber nicht zu widerstehen. In dem männlich kräftigen Hamilkar und seinen drei Söhnen, „der Löwenbrut", die er als „Erben seiner Entwürfe, seines Genies und seines Hasses" im Feldlager aufzog, hatte die nationale Kriegspartei der Karthager fähige und unternehmende Führer. Hamilkars Eroberungen am Guadalquivir (Bätis) und an der Guadiana (Anas) wurden von seinem Nachfolger und Schwiegersohn **Hasdrubal** weiter ausgedehnt und **Neu-Karthago** (Carthagena), ein trefflicher Waffenplatz, mit dem guten Hafen und Hasdrubals prächtiger „Königsburg" angelegt. Durch das Feldherrntalent Hamilkars, der im besten Mannesalter in offener Feldschlacht tapfer kämpfend den Tod fand, und durch die staatsmännische Gewandt- 228.
heit Hasdrubals wurde in Spanien ein karthagisches Reich gegründet, das die schönsten Landschaften auf der Süd- und Ostküste der Halbinsel umfaßte und durch Ackerbau, Bergwerke und Handelsverkehr reich und blühend war. Dies erweckte die Furcht und den Neid der Römer. Sie zwangen daher den Hasdrubal, in einem Vertrag zu erklären, „daß er den Ebro (Iberus) als die Grenze anerkenne, über welche hinaus Karthago nicht berechtigt sein sollte, seine Eroberungen auszudehnen", und schlossen zugleich mit der reichen und mächtigen Handelsstadt **Saguntum** im Süden dieses Stromes, die als eine griechische 226
Colonie von Zakynthos galt, ein Schutzbündniß. Das Mißtrauen führte bald zum Bruch, als durch die Wahl des Heeres an die Stelle des durch Mörderhand frühe dahingerafften Hasdrubal, Hamilkars achtundzwanzigjähriger Sohn **Hannibal** trat, der mit der Klugheit seines Vorgängers die Kühnheit und den 220.
Feldherrnblick seines Vaters verband und als Knabe am väterlichen Altar dem römischen Namen ewigen Haß geschworen hatte. Sein festgebauter, im Laufen, Fechten und Reiten geübter Körper war so abgehärtet, daß er alle Beschwerden, Mühseligkeiten und Entbehrungen des Lagerlebens leicht ertrug. Nach einigen glücklichen Fehden mit spanischen Völkerschaften nahm Hannibal einen Grenz- 219.
streit zum Vorwand, um Roms Bundesstadt Sagunt zu belagern und dadurch den über kurz oder lang doch unausweichbaren Krieg herbeizuführen. Umsonst mahnten ihn römische Gesandte davon ab; er wies sie an den karthagischen Senat, bedrängte aber indeß die Stadt so hart, daß er sie im achten Monat

eroberte. Sagunt wurde in einen Schutthaufen verwandelt; die Einwohner begruben sich theils unter den Trümmern ihrer Häuser, theils stürzten sie sich in die Flammen, die ihre auf dem Marktplatze zusammengetragene Habe und Schätze verzehrten; was übrig blieb, fiel durch die Schärfe des Schwerts. Hannibal trat als echter Repräsentant seines Volkes mit fürchterlicher Härte des Gemüths auf, „ohne eine Ahnung der Humanität, wie sie in Griechen, ohne eine Ahnung des Rechtssinnes, wie er in Römern lebte;" aber er war ein Mann von großer staatsmännischer Begabung, ein Feldherr, der Besonnenheit und Begeisterung, Vorsicht und Thatkraft vereinigte, eine Herrschernatur, die über die Menschen eine gebieterische Macht übte. List und erfinderische Verschmitztheit, die Grundzüge des punischen Charakters, nahm er als Erbtheil seiner Nation in sein tiefbewegtes Leben herüber. — Mittlerweile war die römische Gesandtschaft in Karthago angekommen, und als die Rathsversammlung, von der sie die Auslieferung des eigenmächtigen Feldherrn verlangte, unschlüssig zurückhielt, erklärte der Sprecher, Quintus Fabius, daß er in seinem Busen Krieg und Frieden trage, sie möchten wählen; und als sie ihm zuriefen, „wir nehmen was du uns gibst", öffnete er seine gefaltete Toga mit den Worten: „Hier habt ihr den Krieg". So begann der denkwürdige „Hannibalische Krieg", ein mächtiger Völkerkampf, durch welchen entschieden werden sollte, „ob in Europa die griechisch-römische Cultur des Abendlandes, oder die phönizisch-semitische des Morgenlandes den Bildungsgang der Menschheit bestimmen würde."

d) **Der zweite punische Krieg** (218—201).

§. 191. Es war im Sommer des Jahres 218, als Hannibal über den Ebro setzte, die Völkerschaften zwischen diesem Fluß und den Pyrenäen unterwarf und dann mit einem aus Libyern und Spaniern bestehenden Heere von 90,000 Mann zu Fuß, 12,000 Reitern und 37 Elephanten in Gallien eindrang, während sein Bruder H a s d r u b a l mit einem gemischten Heer und einer ansehnlichen Flotte Spanien in Gehorsam hielt. Nachdem sich Hannibal den Durchgang durch Südgallien und den Uebergang über die Rhone (Rhodănus) erstritten, wo ihm eine römische Heerabtheilung vergebens den Weg zu verlegen gesucht, trat er den ewig denkwürdigen **Zug über die Alpen** (den Mont-Cenis oder wahrscheinlicher den kleinen St. Bernhard) an. Unter steten Kämpfen mit den rauhen Alpenbewohnern (den Allobrŏgern und Centronen) überstiegen die Söhne des brennenden Libyens und des sonnigen Spaniens die mit Schnee und Eis bedeckten Berghöhen, ohne Weg und Obdach, über Felsenwände und Abgründe hinweg; ein Zug, auf dem Tausende durch Kälte, Erschöpfung, Hunger und Leiden aller Art zu Grunde gingen. Am fünfzehnten Tage gelangte das um mehr als die Hälfte verminderte und fast alles Zugviehes und aller Saumthiere beraubte Heer nach Oberitalien. Aber mit diesen von Ehr- und Selbstgefühl beseelten und von der Hoffnung auf Beute angefeuerten Truppen konnte ein so begabter Feldherr, wie Hannibal, der im Lager aufgewachsen war und das Vertrauen und die Liebe der Soldaten in seltenem Grade besaß, Alles wagen, in einem Lande, dessen vor Kurzem unterworfene Bewohner sich nur nach einer günstigen Gelegenheit sehnten, um das verhaßte Joch der Römer

abzuschütteln, und die Karthager als ihre Befreier begrüßten. Kaum war daher der tapfere Consul **Cornelius Scipio** in einem **Reitertreffen am Ticinus** 218.
(Tessin) besiegt und schwer verwundet zum Rückzug nach Placentia gezwungen und sein College, der ungestüme, unbesonnene **Sempronius**, in der übereilten **Schlacht an der Trebia**, trotz der wunderbaren Tapferkeit seiner ermüdeten, hungrigen und durchnäßten Krieger, vollständig überwunden worden, so fiel das 218.
cisalpinische Gallien dem Hannibal zu und verstärkte sein geschwächtes Heer durch gewandte und abgehärtete Hülfsmannschaften. Von den römischen Legionen, die in früher Morgenstunde ohne Frühstück den Fluß Trebia überschritten, um den Feind auf dem östlichen Ufer anzugreifen, hatte nur ein entschlossener Haufen von 10,000 Mann sich nach Placentia durchzuschlagen vermocht; die übrigen waren niedergemacht, von Elephanten zertreten worden, oder hatten auf dem Rückzug nach dem verlassenen Lager ihren Tod in dem angeschwollenen Strome gefunden. Nach einiger Rast in Ligurien setzte Hannibal sodann auf einem höchst beschwerlichen Marsche (auf dem er durch eine Entzündung ein Auge einbüßte) über die rauhen Apenninen und rückte auf grundlosen Wegen verheerend durch das von den Frühlingsgewässern überschwemmte Arnothal in Etrurien ein. **Am Trasimenischen See**, wo Hannibals Bruder Mago 217.
mit der Reiterei in einem Hinterhalt lauerte, erreichte der nacheilende Consul **Flaminius** den karthagischen Feldherrn, büßte aber seine unüberlegte Raschheit mit einer **vollständigen Niederlage**, wobei er selbst umkam und seine Krieger theils erschlagen wurden, theils in den silberhellen Fluthen des Sees ertranken. „Ohne Hoffnung auf Sieg, aber mit dem trotzigen Todesmuthe, der sie sogar an einen verlornen Posten bannte, fielen die Römer zu Tausenden.“ Ein Erdbeben, das an dem nebeligen Schlachttage den Boden zerriß und den Gefallenen ein Grab öffnete, blieb in der Hitze des Kampfes unbemerkt. Flaminius, als aufgeklärter Volksmann der Aristokratie verhaßt, wurde als der frevelhafte Urheber des entsetzlichen Unglücks dargestellt und noch im Tode mit schweren Beschuldigungen überhäuft. Ganz Etrurien war verloren, und dem Sieger stand der Weg nach Rom offen; aber der trotzige Muth der latinischen und italischen Bevölkerung, die durch gemeinsames Nationalgefühl verbunden und durch die würdevolle Haltung des Senats gehoben, dem Feinde kühn die Stirn bot, hielt den Karthager ab, mit seinem erschöpften Heer in das Herz des Gegners einzudringen; vor den Mauern von Spoletium zurückgeschlagen, zog er es vor, unweit der östlichen Meeresküste durch die von den kleineren sabellischen Völkerschaften bewohnten und von römischen Bauernhöfen bedeckten Länder verheerend nach Apulien vorzurücken, um die kriegerischen Völkerschaften Unteritaliens zum Abfall zu bringen.

§. 192. Hier stellte sich dem karthagischen Feldherrn ein Mann entgegen, der ihm durch Vorsicht und kluge Besonnenheit große Schwierigkeiten bereitete — der neugewählte Dictator **Fabius Maximus der Zauderer** (Cunctator), ein Gegner der demokratischen Volksmacht und ihrer Führer. Dieser mied die offene Feldschlacht, verfolgte aber das feindliche Heer auf Tritt und Schritt und zog von jeder ungünstigen Stellung desselben Vortheil. In Campanien brachte er es durch Besetzung der Berghöhen bei Casilinum in eine so schlimme

Lage, daß sich Hannibal nur durch eine List zu retten vermochte (indem er Ochsen mit brennenden Reisigbündeln an den Hörnern den Berg hinantrieb und dadurch in den Römern die Meinung erzeugte, es drohe ihnen ein nächtlicher Ueberfall). Diese Vorsicht des Feldherrn und die feste Treue der italischen und griechischen Bundesgenossen, die dem Punier ihre Städte verschlossen und sich den größten Opfern und Anstrengungen bereitwillig unterzogen, hielten Rom aufrecht. Aber das Murren des unverständigen Volkes über die methodische und zögernde Kriegsführung des hochbejahrten, eigensinnigen Dictators, der dem aufstrebenden Volksgeiste widerstand und den guten alten Zeiten mit der Allmacht des Senats und dem frommen Vertrauen auf Opfer und Gebete treu blieb, so wie die Klagen der durch die feindlichen Heere hart mitgenommenen Bundesgenossen bewogen im folgenden Jahr den (plebejischen) Consul **Terentius Varro**, den unfähigen Helden der Volkspartei, dieses vorsichtige Verfahren, zu dem auch sein (patrizischer) College **Paullus Aemilius** rieth, aufzugeben und
216. abermals eine Schlacht zu wagen. Die schreckliche **Niederlage der Römer bei Cannä** bewies jedoch zu bald, wie richtig Fabius und Aemilius geurtheilt hatten. Ueber 40,000 Streiter zu Fuß, 2700 Ritter, 80 Männer senatorischen Ranges, den hochherzigen Paullus Aemilius an der Spitze, deckten die Wahlstatt. Fast in keiner Familie fehlte die Todtenklage. Die Ueberlebenden waren in harter Gefangenschaft ohne Aussicht auf Loskauf oder Befreiung und die Entflohenen wurden von dem unerschütterlichen Senate, der bei diesem entsetzlichen Schlage Muth und Fassung mit großartigem Sinn bewahrte und keinen Gedanken an Frieden mit dem siegreichen Feind aufkommen ließ, als ehrlos geächtet und zu schimpflichem, unbesoldetem Kriegsdienst gezwungen. Der Abfall von ganz Unteritalien an Hannibal und ein Bündniß mit Syrakus, wo um diese Zeit der weise, friedfertige und kunstliebende Hieron starb und sein jugendlicher Großsohn, der unfähige, hoffärtige Hieronymos die Regierung übernahm und nach alter Tyrannenweise zu herrschen begann, waren die nächsten Folgen dieser verhängnißvollen Schlacht; und als sollte Rom in diesem Jahre sein Ende finden, wurde auch die nach Gallien entsandte Legion mit ihrem Führer durch einen Hinterhalt gänzlich vernichtet. Nur in Spanien retteten die Brüder Gn. und P. Scipio die römische Waffenehre und hinderten durch die Besiegung Hasdrubals am Ebro den Plan, die ganze karthagische Macht zum Untergang der Tiberstadt zu vereinigen. — Im römischen Kalender wurde der Schlachttag von Cannä (2. Aug.) wie einst der Unglückstag an der Allia (§. 176) als Buß- und Bettag schwarz gezeichnet, und wiederum wurden auf dem Forum zur Sühnung der Götter Menschenopfer dargebracht. Nach der Schlacht soll Hannibal drei Scheffel goldener Ringe, die von den Armen der erschlagenen Ritter abgestreift worden, zum Zeichen seines Siegs nach Karthago geschickt haben. Dennoch hielt er nicht für rathsam, mit seinem geschwächten Heere, wie ihm von dem kühnen Reiterführer Maharbal gerathen ward, sogleich auf Rom loszurücken. Er wollte zuvor sich der römischen Bundesgenossen versichern. Darum nahm er seine Winterquartiere in Campanien und in der mächtigen Stadt Capua, wo eine auf Rom eifersüchtige nationale Partei den Uebertritt zu Hannibal bewirkt und den Abfall durch die Ermordung aller in der Stadt anwesenden Römer besiegelt hatte.

§. 193. Während die Reize und ausschweifenden Sitten der reichen und üppigen Stadt Capua und des lockenden Campaniens die rauhen Krieger entnervten, und sein vermindertes Heer auf Anstiften einer scheelsüchtigen Gegenpartei in Karthago nicht durch Nachsendungen gehörig verstärkt wurde, war man in Rom zunächst bedacht, den Zwiespalt zwischen Senat und Volk, zwischen Aristokraten und Demokraten, wodurch die bisherigen Unfälle herbeigeführt worden, auszugleichen. Der Dank, den der Senat dem erbärmlichen Consul Terentius Varro bei seiner Rückkehr nach Rom abstattete, „daß er nicht verzweifelt habe an der Rettung des Vaterlandes", war die Kundgebung des Friedensschlusses und der Versöhnung der Parteien, in deren Folge der Senat thatsächlich wieder die Oberleitung des Kriegs übernahm, der Volksversammlung dagegen nur die formelle Bestätigung vorbehalten blieb. Gestärkt durch diese Eintracht und durch die Treue und Hingebung der italischen Völkerschaften der mittleren Lande, machten dann die Römer mit ungemeiner Rührigkeit neue Rüstungen, indem sie die ganze Mannschaft bis ins Knabenalter unter die Waffen riefen und Schuldknechte, Verbrecher, ja selbst Sklaven in die Armee einreihten. Es sollte auch dem letzten Bürger begreiflich gemacht werden, „daß es für ihn wie für Alle keinen Frieden gebe, und Rettung nur im Siege sei". Mit dem Beginne des Frühlings konnten sie frische Truppen ins Feld schicken. Die heldenmüthige Vertheidigung von Casilinum, wo eine kleine Kriegerschaar aus Präneste und Perusia mit wunderbarer Ausdauer den punischen Waffen und dem Hunger widerstand, und zwei glückliche Treffen (das eine bei Nola unter 215.
Marcellus, das andere bei Benevent, wo sich die von dem helden- 214.
müthigen Sempronius Gracchus geführten Sklavenlegionen ihre Freiheit erfochten) richteten den gesunkenen Muth wieder auf; und wenn auch der gewaltige Schlachtengewinner noch manchen kleinen Sieg erfocht und von den römischen Führern ihm keiner im offenen Felde gewachsen war, so verlor man doch nicht das Vertrauen auf die Rettung des Staats. „Der Kampf wurde fortgekämpft ohne einen Gedanken an Nachgeben, an Versöhnung und Frieden mit dem Feinde, als wäre es ein Ringen ums Leben mit den Elementen, die keiner menschlichen Regung zugänglich sind. Jedes Gefühl war erstickt, das nicht zur Ausdauer spornte und alle Kräfte spannte. Alle Güter und alle Freuden des Lebens wurden dem Vaterlande als Opfer dargebracht; alle Bande der Familie, der Freundschaft, der Gesellschaft lösten sich auf den Ruf der Pflicht; alle Gedanken, Wünsche, Handlungen der Nation strebten nach Einem Ziel, der Bewältigung des Feindes, und diese Einmüthigkeit und Ausdauer errang den Sieg." Zuerst galt es, die abgefallenen Städte zu züchtigen. Marcellus schiffte nach Sicilien über und belagerte Syrakus, das sich, obwohl nach der Ermordung des Königs Hieronymos und der grausamen Ausrottung des ganzen Hieronischen Hauses durch eine republikanische Verschwörung von Parteiung und bürgerlichen Unruhen furchtbar zerrissen, unter dem Beistand des erfindungsreichen Mathematikers und Physikers Archimēdes
(§. 151) mit Tapferkeit und Glück vertheidigte, so daß Marcellus nur durch 212.
die größte Anstrengung nach dreijähriger Belagerung Herr der Stadt wurde. Schrecklich war die Rache der Römer; die Krieger mordeten und plünderten; Archimedes ward über seinen Studien erschlagen; die schönsten Kunstwerke wur-

den nach Rom gebracht, und Syrakusens Glanz war für immer dahin. Aufs Neue gehorchte Sicilien den Römern, die nunmehr ihre Provinzverwaltung über die ganze Insel ausdehnten. Aber Wohlstand, Bildung und Freiheit waren unter den entsetzlichen Kriegsschlägen verschwunden; die Römer selbst mußten durch Entfernung der verwilderten Räuberschaaren die Insel vom gänzlichen Untergang erretten. Für diesen Verlust fand Hannibal einigen Ersatz an Tarent und den griechischen Städten der Südostküste, wo eine karthagische Partei die Oberhand erhielt und den Abfall bewirkte. Diese Erwerbung war um so wichtiger für den punischen Feldherrn, als er dadurch die mit König Philipp III. von Makedonien angeknüpfte Verbindung (§. 196) leichter
211. unterhalten konnte. Als aber die Römer mit zwei Legionen Capua enge einschlossen und hart bedrängten, suchte er die geängstigte Stadt durch einen Marsch vor die Thore Roms zu befreien, in der Hoffnung, die Römer würden zur Rettung der Hauptstadt herbeieilen und von der Belagerung ablassen. Groß war die Aufregung in Rom, als die Flammen der angezündeten Ortschaften und Gehöfte die Nähe des Feindes ankündigten, und das Schreckenswort „Hannibal vor den Thoren" schwand nie aus der Erinnerung. „Alle Heiligthümer waren voll von jammernden Weibern, die flehend ihre Hände zum Himmel erhoben und auf den Knieen mit aufgelöstem Haare den Staub vom Boden fegten". Aber der Zweck des Zuges, der Griechenstadt Rettung zu schaffen, wurde nicht erreicht. Ein Theil des Belagerungsheeres genügte, um in Verbindung mit anderen Truppen Hannibal zum Rückzug aus der verwüsteten Umgegend der Hauptstadt zu nöthigen, an den anderen Theil unter Fulvius Flaccus mußte sich das ausgehungerte, zwieträchtige Capua ergeben. 28 Senatoren starben durch eigene Hand, 53 durch das Beil des Henkers; die Bürger wurden zu Sklaven gemacht und fremde Ansiedler mit ihrem Eigenthum beschenkt. Capua's Schätze wanderten nach Rom, alle Rechte wurden vernichtet und römische Präfecten geboten seitdem unumschränkt in der Stadt. Ein ähnliches Schicksal hatten Atella und andere Städte Campaniens. Damit war Hannibals Plan, Rom durch seine eigenen Bundesgenossen zu über-
210. wältigen, zerronnen; der Sieg, den er bald nachher bei Herdonea in Apulien davontrug, vermochte den Fall der übrigen Bundesstädte nicht zu verhindern.
209. Im folgenden Jahre fiel auch Tarent wieder in die Gewalt der Römer. Fabius Maximus, „Roms Schild", führte 30,000 Einwohner als Sklaven und 70,000 Pfund Goldes und Silbers als Beute weg, aber die Statuen „der zürnenden Götter" ließ er den gedemüthigten Griechen. Tarents Eroberung war die letzte Waffenthat des alten Feldherrn; er starb bald nachher im sicheren Gefühle des endlichen Sieges seiner Vaterstadt. Schrecken brachte bald alle abgefallenen italischen Völker wieder unter die Herrschaft der Römer, und Hannibals Lage ohne Geld, Truppensendungen und Zufuhr wurde mit jedem Jahre schwieriger. Hart war das Schicksal des wiedereroberten Landes, in dessen entvölkerte Städte römische und latinische Colonisten einzogen. Ganz Italien war in einem entsetzlichen Nothstande; die Bauernhöfe waren zerstört, die Felder lagen brach, blühende Dörfer waren Bettler- und Räuberlager geworden; die römische Staatskasse war erschöpft, der letzte Sparpfennig ausgegeben.

§. 194. Nunmehr war Spanien Hannibals einzige Hoffnung, weil ihn das undankbare Vaterland verließ. Dort war Hasdrubal nach wechselvollen Kämpfen durch die Niederlage und den Tod der beiden Brüder Publius 212.
und Gnäus Scipio Herr aller Länder südwärts des Ebro geworden. Als aber der hochsinnige vierundzwanzigjährige **P. Cornelius Scipio**, gleich groß als 211.
Feldherr wie als Freund und Förderer geistiger Bestrebungen, den erbetenen Oberbefehl in dem fernen Lande erhielt und sich zum Rächer seines Vaters und Oheims aufwarf, nahmen die Dinge eine andere Wendung. Durch Tapferkeit und Feldherrntalent brachte der männlich schöne junge Mann mit den langen Locken und dem imponirenden Wesen bald die feste Seeburg Neu-Karthago und andere Besitzungen der Punier an sich, während er durch 210. 209.
Milde und Freundlichkeit die einheimischen Häuptlinge gewann und durch seine geistige Ueberlegenheit sich in Kurzem solches Ansehen und solche Macht erwarb, daß Hasdrubal nach der verlornen Schlacht bei Bäcula in Südspanien beschloß, dem Rufe seines Bruders zu folgen und in Italien, wo um die nämliche Zeit der heldenmüthige Marcellus, „Roms Schwert", durch einen 208.
Hinterhalt der Karthager bei Venusia getödtet ward, und die römischen Bundesgenossen, insonderheit die Etrusker, müde und erschöpft durch den verheerenden Krieg, schwierig wurden und zu wanken begannen, den entscheidenden Schlag gegen Rom zu führen. Auf demselben Alpenwege, wie einst Hannibal, zog er nach Oberitalien und wendete sich dann, verstärkt durch gallische Truppen, aus der Po-Ebene nach der Küste des adriatischen Meeres, um sich mit seinem Bruder, welcher in Apulien dem Consul **Claudius Nero** gegenüber gelagert war, zu verbinden. Aber der kühne Entschluß dieses Consuls, durch einen Zug nach Umbrien eine Vereinigung mit seinem Collegen **Livius Salinator** zu bewirken und dann mit vereinten Kräften den Feind anzugreifen, führte den Tod des muthigen Hasdrubal und die Vernichtung seines Heeres am Flüßchen **Metaurus** bei der Colonie Sena herbei, ehe Hannibal von dessen Ankunft 207.
Kunde erhalten, da die Römer alle Boten aufgefangen hatten. In Hasdrubals blutigem Haupte, das der zurückgekehrte Consul in das feindliche Lager schleuderte, erkannte der gebeugte Feldherr „Karthago's schreckliches Verhängniß".

§. 195. Im Unglück entfaltete Hannibal die wahre Größe seines Feldherrntalents. Ohne Hülfe von Außen, ohne Bundesgenossen in Italien hielt er sich mit dem Reste seines Heeres noch etliche Jahre in der Gegend von Kroton im bruttischen Lande gegen den übermächtigen Feind. Mittlerweile erorberte Cornelius Scipio Gades, das letzte Bollwerk der Karthager, und kehrte, nach vollendeter Unterwerfung Spaniens, siegsgekrönt und beutebeladen nach Rom zurück, wo er durch die Gunst des Volkes das Consulat erlangte. Aber seine thatendürstende Seele fand in der Hauptstadt, wo er viele mächtige 205.
Gegner hatte und Gesetz und Verfassung seinem eigenmächtigen Vorschreiten große Hemmnisse bereiteten, keine Ruhe, und die begeisterte Volksgunst, die auf der anmuthigen Heldengestalt ruhte, spornte ihn zu neuen Unternehmungen. „Er war der Stern, der seinem Lande Sieg und Frieden zu bringen bestimmt schien." Als der behutsame Senat den Plan einer Landung und eines Feldzugs in Afrika nicht billigte, schlug Scipio, zum Statthalter von Sicilien er-

nannt, in Syrakus ein Werbelager auf und setzte dann, als viele Freischaaren
204. und namentlich die bei Cannä geflohenen und nach Wiederherstellung ihrer Ehre begierigen römischen Krieger sich bei ihm eingefunden, und viele Städte ihn durch freiwillige Beiträge mit allen Bedürfnissen ausgerüstet, von Lilybäum aus über das Mittelmeer. Ein von ihm bewirkter Ueberfall auf Locri, wodurch diese wichtige Griechenstadt in die Hände der Römer kam und für ihren früheren Abfall durch Plünderung, Mord und Gewaltthätigkeiten aller Art gezüchtigt ward, erhöhte seine Zuversicht und das Vertrauen seiner Anhänger. Mit Hülfe des numidischen Königs Masinissa, der ehedem in Spanien auf Seiten Karthago's wider Scipio gestritten hatte, dann aber die Partei wechselte, als ihn sein gegnerischer Nachbar, der Punierfreund Syphax von Westnumidien, seines Reichs und seiner schönen karthagischen Braut Sophonisbe, des Hasdrubal Tochter, beraubt und zur Flucht in die Wüste getrieben, steckten die Römer unweit Utika bei einem nächtlichen Ueberfall die aus Schilf- und
204. Strohzelten und hölzernen Hütten bestehenden Lager der Numidier und Karthager in Brand und brachten den vereinten Feinden eine große Niederlage bei. In einem zweiten Treffen auf den „großen Feldern" fiel Karthago's treuer Bundesgenosse Syphax in die Hände des Siegers und mußte als Gefangener nach Rom wandern, wo er bald kummervoll in die Grube sank. Seine Gattin Sophonisbe hoffte vergebens durch eine eilige Vermählung mit Masinissa der Rache der Römer zu entgehen. Mit einer Auslieferung bedroht, zog sie vor, den Giftbecher zu trinken, den ihr Masinissa selbst reichen ließ. Nach solchen Schlägen beruhte Karthago's letzte Hoffnung auf den in Italien stehenden Heeren, an die daher dringende Botschaft erging; und wie schwer es dem karthagischen Feldherrn auch ankam, er folgte dem Rufe des zur Rückkehr mahnen-
Herbst 203 den Vaterlandes und verließ grollend und zu Thränen bewegt das Land seines Ruhmes, die verbündeten Städte und Völkerschaften Unteritaliens der Rache der Römer preisgebend. — Die Ankunft des großen Feldherrn zerriß die von der karthagischen Regierung angeknüpften Friedensunterhandlungen und brachte die patriotische Partei wieder zu größerem Ansehen. Hasdrubal Gisgo, der für den Frieden gewirkt hatte, wurde verurtheilt und geächtet; er verbarg sich im Grabgewölbe seiner Familie und nahm Gift. Hannibals Versuch, den siegreichen Gegner auf einer persönlichen Zusammenkunft zu billigeren Friedensbedingungen zu bewegen und durch Hinweisung auf die Wechselfälle des Glücks zur Mäßigung zu stimmen, mußte scheitern. Scipio verlangte unbedingte Unterwerfung, und so entschloß sich denn Hannibal zu der entscheidenden
202. **Schlacht bei Zama**, die trotz der großen Tapferkeit der alten Krieger und der geschickten Anordnung des waffenkundigen Führers mit einer vollständigen Niederlage der Karthager endete. Dieselben Soldaten, die, dreizehn Jahre früher, bei Cannä gewichen waren, übten jetzt an ihren damaligen Ueberwindern schwere Vergeltung und stellten ihre Kriegsehre wieder her. Nun rieth Hannibal selbst
201. zum Frieden, so hart auch die Bedingungen waren. Die Karthager mußten geloben, ohne Einwilligung der Römer keinen Krieg anzufangen, mußten auf Spanien Verzicht leisten, ihre Kriegsschiffe ausliefern und sich zur Zahlung einer hohen jährlichen Kriegssteuer verpflichten. Nach dem Verbrennen der karthagischen Flotte und nach Verleihung des Königsreichs beider Numidien an

Masinissa, den „Freund und Bundesgenossen des römischen Volkes", kehrte Scipio, fortan der **Afrikaner** genannt, nach Rom zurück, wo er im glänzenden Triumphzug durch die geschmückten Straßen der Hauptstadt zog, während Hannibal in seinen Bemühungen, die Wunden des Kriegs in seiner Vaterstadt durch gute Anordnungen und zeitgemäße Reformen zu heilen, von den mißtrauischen Römern gehindert, zuletzt als verfolgter Flüchtling die Heimath meiden und seinen glühenden Römerhaß an den Hof des syrischen Königs Antiochos tragen mußte. Von dieser Zeit an besaß Rom die unbestrittene Hegemonie über den Westen des Mittelmeergebiets; aber die Bevölkerung Italiens war um den vierten Theil verschwunden. „Dennoch durfte der Römer, dem die Götter beschieden hatten, das Ende dieses Riesenkampfes zu erleben, stolz in die Vergangenheit und zuversichtlich in die Zukunft blicken. Es war viel verschuldet, aber auch viel erduldet worden". Die gänzliche Unterwerfung und theilweise Ausrottung der keltischen Bewohner in der Po-Ebene, mit denen Mago noch im letzten Jahr des „hannibalischen Krieges" den Römern Widerstand geleistet, bis er in Genua seinen Wunden erlag, und die Bewältigung der unruhigen, kriegslustigen und waffenfrohen Bevölkerung Spaniens mit den ergiebigen Gold- und Silbergruben bildeten den Schluß des großen Kampfes im Abendlande.

e) Unterwerfung von Makedonien und Griechenland.

§. 196. Um diese Zeit regierte über Makedonien und einen Theil von Griechenland König Philipp III. (§. 144), ein junger, talentvoller Mann voll Verstand und Witz und von gewinnendem Wesen, aber treulos, raubgierig und sinnlich, an Uebermuth und Frevelsinn, wie an ritterlichen Waffenthaten ein echter Sohn seiner Zeit. Die drohende Nähe der Römer in Dyrrhachium und Apollonia hatte ihn schon lange mit Besorgniß erfüllt und den aufreizenden Reden des bei ihm weilenden flüchtigen illyrischen Abenteurers **Demetrius von Pharus** zugänglich gemacht; die Kunde von den karthagischen Siegen führte daher bald ein Bündniß zu Schutz und Trutz zwischen ihm und Hannibal herbei (§. 193); aber statt den punischen Feldherrn kräftig zu unterstützen, vergeudete Philipp seine Zeit in fruchtlosen, von Scenen wilder Grausamkeit und Raubsucht begleiteten Kämpfen und Seeschlachten mit den griechischen Inseln und Küstenstädten, die sich unter Roms Schutz gestellt, den Rhodiern, Chiern, Aetolern, Athenern, dem König Attalos von Pergamum u. a., bis die glückliche Beendigung des punischen Krieges den Römern gestattete, zum Schutze ihrer bedrängten Verbündeten, welche Philipp durch die barbarische Zerstörung der heldenmüthigen Stadt Abydos in Angst und Wuth versetzt hatte, die Waffen gegen ihn zu kehren. Unterstützt von dem **achäischen Bunde** (§. 143) und andern griechischen Staaten, leistete der Makedonier lange Zeit glücklichen Widerstand. Die Erstürmung und Zerstörung von **Chalkis** auf Euböa, dem wich- 199.
tigsten Waffenplatz Philipps mit reichen Vorräthen, vergalt er durch die Verwüstung der Landschaft um Athen, und den Angriffen in Makedonien selbst 198.
begegnete er mit Geschick und mit kluger Benutzung der überlegenen Ortskunde. Als aber der gewandte, für hellenische Kunst und Literatur eingenommene **T. Quinctius Flamininus**, einem vornehmen altrömischen Geschlechte

angehörend, in pomphafter Weise die griechischen Staaten zur Freiheit aufrief, die Achäer nach langem Schwanken zum Anschluß an Rom bewog, den spartanischen Tyrannen Nabis (§. 144), den Philipp umsonst durch Ueberlassung der getreuen Stadt Argos zu gewinnen gesucht, auf seine Seite brachte und eben so
197. kriegskundig als staatsklug die Makedonier bei den Hundsköpfen (Kynoskephalä) unweit Pharsalos besiegte, da willigte Philipp in einen Frieden, in welchem er Griechenlands Unabhängigkeit anerkannte, alle auswärtigen Besitzungen abtrat, seine Flotte und eine große Summe Geldes hergab und dem Rechte eigenmächtiger Kriegführung entsagte. Die leidenschaftlichen Anträge des griechischen Nationalhasses auf Vernichtung Makedoniens fanden bei dem humanen Sieger, der sich für den feinen, ritterlichen König interessirte, kein Gehör.

§. 197. Um der Eitelkeit der Hellenen zu schmeicheln, ließ jetzt der ge-
196. wandte Flamininus auf die prunkhafteste Weise bei der isthmischen Festfeier Griechenlands Befreiung von makedonischer Botmäßigkeit und Herstellung der heimischen Gesetze unter maßlosem Jubel der Anwesenden verkünden und ordnete die zerrissenen Staatsverhältnisse nach Billigkeit und Recht, die ungemessenen Ansprüche des ruchlosen Nabis mit Gewalt zurückweisend. Die spartanischen Emigranten wurden im Süden der Halbinsel als „freie Lakonen" angesiedelt und dadurch der Rache und Tyrannei des Soldatenkönigs Nabis (§. 144), den die Römer trotz seiner Widerspenstigkeit zu schonen wünschten, entzogen. Denn in dem Nebeneinanderbestehen der kleinen und mittleren Hellenenstaaten erblickte der Senat die sicherste Gewährschaft seiner fortdauernden Macht. Aber die Freiheit ist kein verschenkbares Gut; und wie hätte bei einer so zwieträchtigen, durch leidenschaftlichen Parteihaß zerrissenen und in gährender Feindschaft wider einander gehaltenen Nation ein Zustand geordneter Freiheit wieder Boden gewinnen sollen? So zeigte es sich denn bald, daß nur der Gebieter gewechselt habe und an die Stelle der Makedonier die mächtigen Römer getreten seien, die im Besitz der drei „Handfesseln" Demetrias, Chalkis und Akrokorinth jeden nationalen Aufschwung niederhalten konnten. Daher verlor sich allmählich die Begeisterung für die Befreier, und die wilden, fehdelustigen Aetolier, die einen ähnlichen Bund wie die Achäer geschlossen und den Römern grollten, weil Flamininus ihren Eroberungsgelüsten gegen Thessalien Einhalt gethan und nach dem Fall von Nabis (§. 144) die Besitznahme Lakoniens durch den achäischen Bund begünstigt hatte, suchten den syrischen König Antiochos III. (den Großen, §. 145) zum Kampf gegen die drohende Großmacht aufzureizen. Antiochos wurde dazu um so leichter beredet, als der Rath Hannibals (§. 195) damit übereinstimmte und die Forderungen des römischen Senats, die griechischen Staaten Kleinasiens frei zu geben und den Eroberungen in Thrakien zu entsagen, seinen Stolz beleidigt hatten. In Verbindung mit den Aetoliern und im Vertrauen auf die in Spanien und andern Provinzen herrschende Gährung, begann er daher den Krieg. Er bemächtigte sich der festen
192 Stadt Chalkis und faßte Fuß auf Euböa. Statt aber, wie Hannibal rieth, im Einvernehmen mit Philipp von Makedonien die Römer sogleich in Italien anzugreifen, vergeudete „der Befreier" thatlos seine Zeit auf der Insel Euböa durch ein glänzendes Beilager mit einer schönen Chalkidierin, durch Festlichkeiten

und schwelgerische Gelage, wobei die Truppen das Beispiel des Fürsten und Hofes nachahmten, und beleidigte den makedonischen König durch die prunkhafte Bestattung der bei Kynoskephalä bleichenden Gebeine der Gefallenen, während die Römer rasch in Thessalien einrückten, nach Erstürmung der Thermo- 191.
pylen durch M. Porcius Cato, der in dem gebirgigen Spanien eine treffliche Kriegsschule gemacht hatte und damals im kräftigsten Mannesalter stand, den syrischen König besiegten und mit dem kleinen Reste seines vernichteten Heeres zum schleunigen Rückzug nach Kleinasien nöthigten. Aber auch hierhin folgte ihm ein römisches Heer unter Luc. Cornelius Scipio (dem sein Bruder, der Afrikaner, als Rathgeber zur Seite stand) über Thrakien und den Hellespont auf dem Fuße. Zum erstenmale betraten damals die Söhne des Romulus die heimathliche Stätte des Teukrers Aeneas, von dem sie ihren Ursprung herleiteten. Nach mehreren Gefechten zur See (bei Korykos, Sida) und besonders nach dem glänzenden Sieg der römisch-rhodischen Flotte am Vorgebirge Myonnesos wurde an einem trüben Regentage bei **Magnesia** am 190.
Berge Sipylos in Lydien eine mörderische Schlacht geliefert, die wider Antiochos entschied und den flüchtigen und verlassenen König zwang, durch die Abtretung seiner sämmtlichen europäischen Besitzungen und aller Länder Vorderasiens diesseit des Tauros und durch eine unermeßliche Entschädigungssumme den Frieden zu erkaufen. Die Zahl der Gefallenen soll im syrischen Heer 50,000, im römischen nicht über 300 Mann betragen haben. Noch niemals ist eine Großmacht so rasch und so schmählich zu Grunde gegangen. Seitdem erblich in den Augen der Asiaten der Stern der Nachfolger des großen Alexander vor dem Glanze der neuen Macht im Westen. Das entrissene Land mit Einschluß des im folgenden Jahr von dem Consul Manlius Vulso eroberten Galatien, erhielten einstweilen Roms Verbündete, die Rhodier, damals die erste See- und Handelsmacht in den östlichen Gewässern, und Eumenes von Pergamum, zum Lohn der bewiesenen Hülfe und Treue und zum Ersatz für die erlittenen Drangsale, oder es wurden selbständige, aber ohnmächtige und durch ewigen Hader zerrissene Staaten und Gemeinwesen daraus gebildet, bis die absichtlich genährten Kämpfe und Streitigkeiten dieser Schützlinge unter einander und der vereitelte Aufstand des letzten Attaliden die Errichtung einer Provinz Asia, vom Mittel- 129
meer bis zum Halys und Tauros, herbeiführten. „Es war die Schuld der Herrscher wie der Beherrschten, daß die letzte Lebenskraft und der letzte Wohlstand der Nationen in diesen ziellosen Fehden vergeudet ward.“ Auch die räuberischen Aetolier, die waffengeübten Reisläufer aller Fürsten und Staaten, die sich in Heraklea bei den Thermopylen und an andern Orten heldenmüthig vertheidigt und die geforderte Unterwerfung auf Gnade oder Ungnade zurückgewiesen hatten, wurden nach der tapfersten Gegenwehr durch Fulvius Nobilior unterworfen, ihrer Selbständigkeit beraubt und gleich den Fürsten und Städten am obern Mäander und in Pamphylien an Geld, Gut und Kunstschätzen schwer gebüßt. Unermeßlich war die Beute, welche die Römer aus dem reichen Osten nach Rom trugen, aber im Gefolge des Siegs und Reichthums kehrten auch Pracht, Luxus und Genußsucht, und damit Geldgier und Käuflichkeit in die mächtige Hauptstadt ein. Dem König Philipp von Makedonien, der in diesem Krieg zu den Römern gehalten, erließ der Senat den rückständigen

Tribut und sandte die Geißeln heim. Aber seine Erwartungen waren viel höher gewesen, und die vermeintliche Kränkung durch Unterschätzung der geleisteten Dienste erzeugte in dem stolzen König eine verbitterte Stimmung, die einen neuen Krieg herbeigeführt haben würde, wenn nicht sein Sohn Demetrios, der einige Zeit als Geißel in Rom gelebt und sich die Liebe und das Vertrauen des Senats und Volks erworben hatte, eine Ausgleichung bewirkt hätte. Aber viele Handlungen des Despoten, die sowohl von der Rachsucht und Härte seines Gemüths, als von dem leidenschaftlichen Haß gegen die mächtige Tiberrepublik Zeugniß gaben, bewogen die Römer, auf ihrer Hut zu sein und Makedoniens neue Kräftigung auf alle Weise zu verhindern. — Hannibal, mit einer Auslieferung an die Römer bedroht, entfloh nach Kreta und fand dann Schutz bei Prusias von Bithynien, dem er in einem Kriege gegen Eumenes von Pergamum treffliche Dienste leistete. Dieser Krieg wurde durch Roms Machtspruch entschieden, und der große Punier, dessen Namen seit zwanzig Jahren den Senat wie ein Gespenst verfolgte, sah sich abermals mit einer Auslieferung bedroht. Da ihn Prusias nicht zu schützen wagte, nahm Hannibal auf einer
183. einsamen Burg Gift, um nicht den Hohn seiner verhaßten Feinde ertragen zu müssen. Er war seit Langem gefaßt darauf, „denn er kannte die Römer und das Wort der Könige". Redlich hatte er in fünfzigjährigem Kampfe den Knabenschwur gehalten. In demselben Jahr starb auch sein großer Gegner Scipio auf seinem Landgut im campanischen Linternum, fern von Rom, woraus ihn die Mißgunst seiner Feinde getrieben, mit dem Befehl an die Seinigen, „in der Vaterstadt, für die er gelebt hatte und in der seine Ahnen ruhten, seine Leiche nicht beizusetzen". Der letzte schöne Tag des stolzen Mannes vor seiner freiwilligen Verbannung war, als er, der Bestechung und Veruntreuung fälschlich angeschuldigt, im Angesicht des Volkes und der Ankläger seine Rechnungsbücher zerriß und die Römer aufforderte, ihn zum Tempel des Jupiter zu begleiten und den Jahrestag des Sieges bei Zama zu feiern, und das Volk ihm frohlockend zum Capitol nachfolgte. — Und um dieses Jahr recht verhängnißvoll zu machen, mußte auch Philopömen den Giftbecher trinken (§. 144).

Untergang der Attalidenherrschaft in Pergamon. Auf den oben (§. 146) erwähnten Eumenes II. (197—159), der seine Liebe für die Künste und Wissenschaften durch die Gründung der reichen Bibliothek in Pergamum bewies, folgte sein Bruder Attalos II. (159 — 138) und auf diesen des Eumenes Sohn Attalos III. Philomētor (138 — 133). Dieser dritte Attalos, ein grausamer und wunderlicher Fürst, setzte bei seinem Tod testamentarisch die Römer zu Erben seines Reichs und seines gesammten Vermögens ein. Dieses Vermächtniß bereitete dem Senat große Verwickelungen. In Rom selbst fiel die Erbschaft „als neuer Erisapfel" unter die hadernden politischen Parteien, und in Asien erhob Aristonīkos, der natürliche Sohn des verstorbenen Königs, die Fahne der Empörung und kämpfte, unterstützt von einzelnen Fürsten und Freistädten Kleinasiens, an der Spitze eines beträchtlichen Söldnerheeres und freigelassener Sklaven, die er zu „Bürgern der Sonnenstadt" zu machen versprach, mit Glück und Erfolg längere Zeit wider die römischen Legionen. Der Consul und Oberpontifex Licinius Crassus Mucianus, einer der reichsten und gebildetsten Männer Roms, wurde von dem
130. Insurgentenführer besiegt und von dessen thrakischen Lanzenträgern erschlagen. Er gönnte einem solchen Feinde nicht den Ruhm, den Oberfeldherrn Roms als Gefangenen zur Schau zu stellen, und reizte daher absichtlich die Barbaren. Bald aber wendete sich das

Glück. Aristonikos wurde geschlagen und als Gefangener nach Rom geführt, wo er eines gewaltsamen Todes starb. Pergamon aber ward das Kernland und die Hauptstadt der neuen Provinz „Asia". 129.

§. 198 a. Philipps III. Groll und Erbitterung gegen Rom vererbte auf seinen ältern, in unrechtmäßiger Ehe erzeugten Sohn **Perseus**, der durch boshafte Ränke und giftige Ohrenbläserei den mißtrauischen Vater zur Ermordung seines edeln, den Römern wohlgesinnten Sohnes **Demetrios** gebracht und da- 181
durch einen gefährlichen Rivalen in der Thronfolge beseitigt hatte. Kaum war daher Philipp, zu spät von des Sohnes Unschuld und seines Bruders tückischem Verrath überzeugt, voll Reue und Kummer ins Grab gesunken und Perseus, ein 179.
stattlicher, unternehmender Mann von beharrlichem Sinn und ehrgeizigem, herrischem Charakter, aber ohne staatsmännischen Scharfblick, im Besitz des makedonischen Reichs, als er mittelst seiner ungeheuern Reichthümer, die er zu dem Zweck insgeheim angehäuft, große Rüstungen anstellte, Bundesgenossen warb und durch seine feindselige Haltung gegen Rom und dessen Verbündete Veranlassung gab, daß Senat und Volk ihm den Krieg ankündigte. Aber Geiz, Mangel an 171.
Energie und verkehrte Maßregeln führten, nach einigen vorübergehenden, durch die Fehler der unfähigen römischen Feldherren bewirkten Vortheilen, den Sturz des übel berathenen, unschlüssigen und mit des Vaters Fluch belasteten Königs herbei. Nach dem Siege des durch Kriegskunst, Bildung und Geburt ausgezeichneten **Aemilius Paullus** bei **Pydna** ergab sich Perseus auf der heiligen Insel 168.
Samothrake, wohin er sich mit einigen seiner Getreuen vom Schlachtfeld geflüchtet hatte, dem römischen Flottenführer **Octavius** auf Gnade und Ungnade und wurde nebst seinen Schätzen und seinen gefangenen Kindern und Freunden (darunter der König Genthios von Skodra in Illyrien) im Triumphzug durch die Straßen der weltbeherrschenden Stadt geführt, um bald nachher in einsamer Haft zu Alba sein freudenloses Leben zu beschließen. „Bei Pydna hat die makedonische Phalanx ihre letzte Schlacht geschlagen. Auf makedonischem Boden in mörderischem Kampfe erlag sie der römischen Legion und begrub in ihrem Falle das makedonische Reich." Wie vorher Thessalien, so wurde nun auch Makedonien, das sich ohne Schwertstreich dem Sieger zu Füßen legte, in vier von einander geschiedene und unabhängige Gaue zerstückelt, steuerpflichtig gemacht und nach republikanischer Art regiert, wobei es an Hader und römischer Einmischung nicht fehlte. Die scheinbare Vergünstigung einer Befreiung vom Kriegsdienst war für das von Alters her an Waffen gewöhnte Volk ein tiefer Schnitt in seine nationale Ehre. Auch **Griechenland**, durch Verrath, Ränke und Parteiung im Innern unheilbar zerrüttet und durch die schiedsrichterliche Einmischung der Römer in seine heimischen Streithändel schon längst in Abhängigkeit, reifte seinem Ende zu. In allen Staaten und Städten wurde die makedonische Partei mit Hochverrathsklagen verfolgt und an Freiheit, Gut und Leben bestraft. Viele legten in der Verzweiflung Hand an sich selbst. „Die Welt war ein großer Kerker geworden, aus welchem der Geächtete nur durch die Pforte des Todes zu entkommen vermochte." Tausend edle **Achäer**, darunter der große Geschichtschreiber **Polybios**, wurden wegen geheimen Einverständnisses mit Perseus zur gerichtlichen Verantwortung nach Rom geladen und siebenzehn Jahre lang als Geißeln in italischen Landstädten zurückgehalten, bis Krankheit, Gram und Lebens-

überdruß die stille Arbeit der Zeit beschleunigt und der Tod ihre Zahl auf dreihundert gemindert hatte. Der reiche Handelsstaat Rhodos, der im Anfang des Krieges Beweise von Sympathie für Perseus an den Tag gelegt und sich zur ungeschickten Friedensvermittelung hatte gebrauchen lassen, wurde, nach vielen Demüthigungen, seiner festländischen Besitzungen beraubt, der römischen Oberherrlichkeit unterstellt und durch die Errichtung eines Freihafens auf der Insel Delos in seinem Handel beeinträchtigt. Das Ländchen Epeiros, das zu Perseus gehalten, wurde dem Heere zur Plünderung überlassen. Selbst Eumenes von Pergamum, dessen treue Anhänglichkeit an Rom so offenkundig war, daß ihm Perseus nach dem Leben gestellt hatte, konnte aus der Ungnade des Senats bereits den nahen Uebergang von der Bundesgenossenschaft zur Unterthänigkeit errathen. Die niedrige Schmeichelei und die kriechende Unterwürfigkeit der fremden Könige und Gesandten erzeugten in dem Senat die tiefste Verachtung gegen die griechisch-morgenländische Welt. Als König Prusias in den Senat geführt ward, fiel er auf sein Antlitz und huldigte „den rettenden Göttern". Kein Wunder, daß die Römer von der Zeit an in ihrem Verfahren gegen fremde Fürsten und Staaten alle Rücksicht bei Seite setzten. Den bezeichnendsten Ausdruck für dieses übermüthige Benehmen gibt das Auftreten des barschen Po-
168. pilius Länas gegen den auf einem Feldzug wider Alexandreia begriffenen syrischen König Antiochos Epiphanes (§. 148). Der römische Abgesandte überreichte demselben ein Schreiben, worin ihm der Senat Frieden mit Aegypten gebot. Als Antiochos nach dem Lesen antwortete, er wolle sich mit seinem Rathe darüber benehmen, zog der Römer mit einem Stab einen Kreis um den König und sagte, ehe er diesen verlasse, müsse er ihm seinen Entschluß kund geben. Bestürzt über ein solches Verfahren, antwortete Antiochos, er wolle thun, was der Senat für gut finde.

Aemilius Paullus und sein Triumph. Trotz der Einsprache mißgünstiger Gegner wurde dem Paullus Aemilius der wohlverdiente Triumph von Senat und Volk zuerkannt. Aber während ganz Rom ihm zujauchzte, war das Haus des Triumphators ein Haus der Trauer. Fünf Jahre vorher starb von seinen vier Söhnen der dritte, ein Knabe von vierzehn Jahren, und drei Tage nach dem Schluß des Festes der jüngste, im Alter von zwölf Jahren. So war sein Haus verwaist, denn die zwei überlebenden Söhne waren durch Adoption in die Familien der Scipionen und der Fabier übergegangen. Der Triumph dauerte drei Tage. „Der dritte Tag war der Höhepunkt des Festes", heißt es in der Römischen Geschichte von Ihne. „Hinter den geschmückten Opferthieren gingen die Träger des erbeuteten Goldes und der goldnen Gefäße, der Erbstücke des makedonischen Königshauses. Dann folgte der königliche Wagen des Perseus mit seinen Waffen und seinem Diadem; dahinter gingen seine Kinder, geführt von ihren Wärtern und Lehrern, zu jung, um die ganze Größe ihres Unglücks zu fassen; es war ein Anblick, der sogar die harten Herzen der Römer zu Rührung und Mitleid erweichte. Nun folgte Perseus selbst in unköniglicher Tracht, gebeugt und völlig gebrochenen Geistes. Er hatte flehentlich gebeten, daß ihm diese Schmach erspart würde, aber selbst der milde Aemilius gab ihm, wie berichtet wird, die vorwurfsvolle Antwort: „Es stand und steht bei Dir, Dich zu befreien". Zum Selbstmord hatte der König von Makedonien nicht das Herz und er erkaufte die paar Jahre elenden Kerkerlebens, die ihm noch blieben, um eine Erniedrigung, die jeden Todesschmerz an Bitterkeit übertraf. Seine mit ihm gefangenen Freunde und höheren Diener hatten nur Thränen und Flehen für ihn, und vergaßen fast ihr eigenes Leiden bei dem überwältigenden Unglück ihres Herrn. Vierhundert goldne Kronen, die Siegesgaben griechischer Gemeinden wurden hinter dem Zuge der Gefangenen hergetragen und dann kam der Triumphator selbst auf seinem Siegeswagen, in der Tracht und mit dem Abzeichen des capitolinischen Jupiter und einem Lorbeerzweige in seiner

Hand. Mit Lorbeeren war auch das ganze Heer geschmückt, das Siegeslieder und Spottlieder auf den Heerführer singend in kriegsmäßiger Ordnung hinter ihm marschirte. Auf dem Capitol wurde das Fest durch ein großes Opfer beschlossen. — Auf den Triumph des Aemilius folgten in kurzen Zwischenräumen die Triumphe seiner Kampfesgenossen, der des Proprätors Qu. Octavius und der des Proprätors L. Anicius, über Gentius und Illyrien. Octavius, der mit seiner Flotte eigentlich gar nichts ausgerichtet hatte, konnte weder Gefangene noch Beute aufführen, und sein Triumph diente nur dem des Aemilius zur Folie. Anicius dagegen brachte auch einen gefangenen König heim. Aber Gentius war doch zu unbedeutend um den Vergleich mit Perseus auszuhalten. Der Ruhm des Paullus Aemilius konnte nur erhöht werden, wenn die Männer, die unter und neben ihm die secundären Operationen geleitet hatten, als Triumphatoren glänzten. — Paullus Aemilius war in der That nicht blos der erste Bürger des Staates, sondern das Muster eines Römers der besten Zeit. Ohne gerade hervorragende Eigenschaften als Staatsmann oder Soldat zu besitzen, war er doch befähigt, überall seine Pflicht zu thun. Er gehörte zu dem gesunden Mittelschlage und war frei von den Lastern der übermäßigen Parteileidenschaft, der Habgier und Herrschsucht. Er war nicht, wie sein Zeitgenosse Cato, ein einseitiger Verehrer des Alten, sondern conservativ im besten Sinne des Wortes; bestrebt zwar am Alten festzuhalten, aber es zugleich zu veredeln. Verharrend bei der echten Römertugend, der selbstvergessenen Treue gegen das Vaterland, der strengen Disciplin im Felde und der Enthaltsamkeit und Genügsamkeit, verschloß er sich nicht der Bildung, die mächtig vom Hellenenthume eindrang, sondern strebte darnach, diese Bildung mehr und mehr bei seinem Volke einzubürgern. Es wäre ein Glück für Rom gewesen, wenn die folgenden Staatsmänner sich ihn zum Muster genommen hätten. Allein mit dem Sturz des makedonischen Königreichs war die römische Republik zur unbeanstandeten Herrschaft über die alte Welt gelangt, und diese Herrschaft konnte nicht ausgeübt werden durch einfache Bürger, die, wie es der Geist der republikanischen Ordnung verlangte, im Regieren und Gehorchen abwechselten. In den unterworfenen Ländern zog sich Rom die Männer groß, denen die bescheidene Heimath der republikanischen Freiheit zu enge wurde, die sich sehnten, auch in Rom die Herren zu spielen, und die schließlich **einem** Herrn sich beugen mußten."

§. 198 b. Neunzehn Jahre nach der Schlacht bei Pydna erhob ein angeblicher Sohn von Perseus, ermuntert durch die anfänglichen Erfolge der Karthager im dritten punischen Krieg, in Makedonien die Fahne der Empörung und fand bei der leichtgläubigen, zwieträchtigen und der römischen Zwingherrschaft überdrüssigen Bevölkerung von Makedonien und Thessalien Anhang und Anerkennung. Dies gab den Römern die erwünschte Veranlassung, nach Besiegung des geheimnißvollen Betrügers Andriskos, gewöhnlich der falsche (Pseudo-) Philipp genannt, durch **Metellus Makedonien in eine römische Provinz zu verwandeln**. Es behielt seinen alten Umfang, stand aber fortan unter einem römischen Vogt und Schatzmeister. Einzelne Regungen des Nationalsinnes der Makedonier, die ihre alte Weltstellung und ihre ruhmreiche Dynastie nicht vergessen konnten, wurden in der Folge leicht unterdrückt. Dem Falle Makedoniens folgte die Unterwerfung Griechenlands auf dem Fuße. Die Parteiwuth, welche nach dem Krieg mit Perseus in allen Städten und Staaten eine Herrschaft des Schreckens, der Verfolgung und Beraubung begründet hatte, schuf wie ein verheerendes Unwetter weit und breit Verwüstung und Ruin. „Mit der Verarmung des Volkes trat eine entsetzliche Verwilderung ein. Es schien als wollte der Urzustand zurückkehren, wo eines Jeden Hand gegen Jeden gekehrt war. Der nackte Hunger drängte den Elenden das Schwert in die Faust. Ganze Völkerschaften wurden zu Räuberbanden." Menschliche Tugend und Rechtsgefühl schwanden dahin. In solcher Lage beschworen die Griechen in toller Verblendung den letzten Kampf ihrer Nation herauf und kämpften ihn in einer Weise durch, die ihrer großen Vergangenheit unwürdig war. Noch hatte Me-

149. 146.

tellus das besiegte Land nicht verlassen, als ein neuer Kriegsbrand im Peloponnes ausbrach. Um den ewigen Klagen der Spartaner und anderer Griechenstaaten über Vergewaltigung durch den achäischen Bund ein Ende zu machen,
148. schickten die Römer den Aurelius Orestes als Gesandten nach Korinth, welcher der dort versammelten Bundesbehörde verkündete, „der Senat halte für gut, daß Sparta und Korinth, so wie Argos, Orchomenos und Heraklea nicht länger zum achäischen Bund gehörten, denn diese Orte ständen mit den Achäern nicht in Stammverwandtschaft". Dieser Machtspruch, ein Todesstoß für die föderative Staatsordnung, welche der absterbende Lebensbaum der Hellenen als letzten politischen Schößling angesetzt, reizte das Volk zur Wuth. Die Spartaner, die man für die Urheber des Senatsbeschlusses hielt, wurden aller Orten angefallen, mißhandelt, getödtet, die römischen Gesandten verhöhnt und beschimpft. Vergebens suchte der Senat durch Abordnung einer neuen Gesandtschaft die Gemüther zu versöhnen; der Bundesfeldherr Kritolaos, ein heftiger Feind der Römer, weckte die Leidenschaften der unteren Volksklassen. Man schalt auf Rom, man schmähte die Botschafter, man erklärte den Krieg an Sparta. Da ertheilte der Senat dem noch in Makedonien weilenden Metellus die Weisung, gegen den achäischen Bund mit den Waffen vorzugehen. Metellus besiegte die
146 unter Kritolaos gegen ihn anrückenden Achäer in zwei Schlachten bei Thermopylä und bei Skarpheia in Lokris, mußte aber die Vollendung des Kriegs seinem rohen, für literarisch-künstlerische Bildung unempfänglichen Nachfolger L. Mummius überlassen, der nach dem Sieg bei Leukopetra (Weißenfels) am Isthmos auf Befehl des Senats das **reiche Korinth erstürmte und zerstörte** und den Wiederaufbau der Stadt mit einem Fluche untersagte. Also erlosch der „schöne Stern von Hellas", der „letzte köstliche Schmuck des einst so städtereichen griechischen Landes". Der Feldherr Diäos von Megalopolis, der dem bei Skarpheia gefallenen Kritolaos im Strategenamt nachgefolgt war, nahm sich das Leben durch Gift, nachdem er sein Weib in den Flammen des angezündeten Hauses getödtet; die Einwohner von Korinth wurden erschlagen oder in Knechtschaft abgeführt, die Kunstschätze theils zerstört, theils verkauft oder nach Rom gebracht und Griechenland, wenn gleich erst später unter dem Namen **Achaia** in eine förmliche Provinz verwandelt, schon jetzt als zinspflichtiges Land unter Roms Hoheit gestellt und dem Statthalter von Makedonien untergeordnet. Fortan schalteten „die Ruthen und Beile" des römischen Proconsuls auch in Griechenland. Doch wurde das hellenische Volk mit größerer Milde und Schonung behandelt, als „die Barbaren" in andern Ländern; die heimischen Gesetze und Einrichtungen blieben bestehen, die Besteuerung war nicht drückend und diente nur zur Erhaltung der inneren Ruhe und Ordnung; das Gemeindeleben wurde besser geordnet, indem die Römer die demokratischen Städteverfassungen beseitigten und die Verwaltung einem aus den vermögenderen Gemeindebürgern gebildeten Rath in die Hände gaben. Bei diesem Organisationswerke leistete Polybios seinem Vaterlande manchen trefflichen Dienst und suchte das schwere Unglück, das er nicht hatte abwenden können, so viel als möglich zu mildern. Dennoch schwand unter dem Druck römischer Gewaltherrschaft und Gesetzgebung bald der Wohlstand der einst blühenden Staaten dahin, und von dem Freiheitssinn und der Vaterlandsliebe früherer Jahrhunderte erlosch

jeder Funke. Die Spartaner setzten als Söldner ihr rauhes Kriegshandwerk fort, während die Athener als Künstler und Gelehrte, als Schauspieler und Tänzer, als Dichter und Schöngeister von den Römern zur Unterhaltung gesucht, aber wenig geachtet wurden. Als Bildungsschule der alten Welt behauptete jedoch Athen stets einen Rang neben Alexandreia, Antiocheia u. a. O.

f) Der dritte punische Krieg (149—146).

§. 199. Indessen war Karthago durch Binnenhandel und Ackerbau in der Stille wieder zu einigem Wohlstand aufgeblüht, besonders seitdem es Hannibal gelungen war, das ehrlose, selbstsüchtige Aristokratenregiment zu stürzen und eine bürgerliche Verwaltung zu begründen, welche Ordnung und Recht mit billigem Sinn schirmte und handhabte und den Staatshaushalt so verständig und umsichtig leitete, daß den Römern die Kriegssteuern entrichtet werden konnten, ohne daß die Bürger mit außerordentlichen Lasten gedrückt wurden. Dieser Aufschwung weckte aufs Neue den Neid der von Nationalhaß erfüllten Römer und gab den aufreizenden Reden Cato's, welcher theils aus persönlichem Groll, weil die Karthager seine Vermittelung in ihren Streitigkeiten mit Masinissa verworfen hatten, theils aus Besorgniß vor dem noch immer reichen und mächtigen Handelsstaat stets die Zerstörung der nebenbuhlerischen Stadt anrieth, immer mehr Nachdruck (Ceterum censeo Carthaginem esse delendam). Die römischen Kaufleute, die nach Vernichtung der reichen Geld- und Handelsstadt Karthago in die Erbschaft einzutreten hofften, schürten die Flamme des Hasses. Masinissa, von den Absichten der Kriegspartei und der herrschenden Gesinnung unterrichtet und römischen Schutzes versichert, vergrößerte sein Gebiet auf Unkosten der Nachbarn, riß unter dem Vorgeben alter Rechte und Ansprüche eine Menge Ortschaften und blühender Landstriche an sich und reizte die Karthager durch fortwährende Grenzstreitigkeiten und ungerechte Uebergriffe so sehr, daß sie zuletzt, als das schiedsrichterliche Urtheil der Römer stets zu Gunsten des befreundeten Numidiers ausfiel, auf Anregung der Patriotenpartei, namentlich des Feldherrn Hasdrubal, zu den Waffen griffen und ihr Gebiet vertheidigten. Dies galt in Rom als Friedensbruch und gab zu einer Kriegserklärung die 149.
willkommene Veranlassung. Die Karthager flehten um Schonung. Sie boten die vollständigste Unterwerfung an und lieferten auf Verlangen zuerst 300 angesehene Geißeln, dann ihre Waffen und Schiffe aus. Als aber der Ausspruch erfolgte, Karthago sollte niedergerissen werden und den Einwohnern nur vergönnt sein, sich mindestens zwei Meilen vom Meer entfernt aufs Neue anzusiedeln, da beschlossen sie, sich lieber unter den Mauern ihrer Häuser zu begraben, als den geliebten Boden der Vaterstadt, „die altgewohnte theure Meeresheimath", aufzugeben. Eine furchtbare Wuth erfaßte die Volksmenge. Sie vergriff sich an den Beamten, welche zur Auslieferung der Geißeln und Waffen gerathen; sie tödtete die Botschafter, welche die Schreckenskunde überbracht hatten; sie zerriß die in der Stadt weilenden Italiker. Bald richtete sich die Wuth gegen den äußern Feind und füllte alle Stände und Geschlechter mit kühner Entschlossenheit und mit dem Vorsatze einer todesmuthigen Vertheidigung. Die Stadt glich einem Kriegslager, Tempel wurden in Werkstätten verwandelt, wo Tag und Nacht Waffen und Schilde geschmiedet, Wurfgeschütze bereitet,

Maschinen gezimmert wurden; man riß Gebäude ein, um Balken und Eisen zu bekommen; man füllte die Mauern mit Katapulten, Steinen und Geschossen, die Frauen schnitten ihre Haare ab, um Stricke daraus zu flechten. Alles mußte dem hohen Ziel, Vertheidigung des Vaterlandes, dienen. Solchem begeisterten Aufschwung vermochten selbst die kriegsgeübten Legionen der Römer nicht zu
148. widerstehen. Mehrmals zurückgeschlagen, geriethen sie in eine so bedenkliche Lage, daß sie dem durch Adoption in die Familie Scipio's des Afrikaners gelangten Sohne des Paullus Aemilius, P. Cornelius Scipio (Aemilianus), der allein „von den libyschen Feldern Ehre heimgebracht" und bereits mehrfach Proben hohen Feldherrntalents abgelegt, vor dem gesetzlichen
147. Alter die Consulwürde mit dictatorischer Gewalt ertheilten. Dieser schnitt, nachdem er die erschlaffte Mannszucht im Lager hergestellt, Karthago durch Mauern und Dämme zu Wasser und zu Land von aller Zufuhr ab und bewirkte dadurch, daß Hunger und Seuchen, zwei gewaltige Mächte des Todes, in der Stadt zu wüthen begannen. Dennoch wollten die Einwohner nichts von Ergebung hören; Hasdrubal, der Befehlshaber, ließ alle römischen Gefangenen auf die Mauerzinnen bringen und sie vor den Augen des Belagerungsheeres
146. nach grausamen Martern in die Tiefe stürzen. Endlich gelang die Eroberung nach einem sechstägigen mörderischen Kampfe in den Straßen der unglücklichen Stadt. Die Römer mußten von den festungsartigen Gebäuden eines nach dem andern erobern und konnten nur dadurch zum Ziele kommen, daß sie von Dach zu Dach oder quer über die Straße Bretter legten und von oben herab in das benachbarte oder gegenüberstehende Haus eindrangen, mit entfesselter Wuth Alles niederstoßend, was ihnen in den Weg kam. Die Mordgier der ergrimmten Krieger und ein furchtbarer Brand brachten der Mehrzahl der Bevölkerung einen elenden Tod. Der Rest rettete sich auf die Anhöhe, die den Tempel des Aesculap trug, und flehte um Gnade. Da das nackte Leben ihnen zugestanden ward, erschienen sie vor dem Sieger, 30,000 Männer und 25,000 Frauen, nicht der zehnte Theil der ehemaligen Bevölkerung. Nur die Ueberläufer, 900 an Zahl, die Scipio von der Begnadigung ausgeschlossen, harrten bei Hasdrubal aus. Im Tempel des Heilgottes auf dem höchsten Felsengipfel der Burg, wohin sich der Feldherr mit seiner Gattin, seinen Kindern und der entschlossenen Schaar von Kriegern begeben, vertheidigte sich der kleine Haufen noch einige Tage mit verzweifelter Tollkühnheit gegen die anstürmenden Feinde, bis Hunger, Schlaflosigkeit und die höchste Anstrengung die letzte Kraft gebrochen. Als der sichere Untergang ihnen winkte, da verließ der ehrlose Feldherr die treuen Waffengefährten und seine Familie. Unfähig, dem Tode muthvoll ins Auge zu blicken, entwich er heimlich aus dem Heiligthum und flehte fußfällig die Gnade des Siegers an. Sie wurde ihm gewährt. Voll Ingrimm über den Verräther, steckte die verlassene Kriegsschaar den Tempel in Brand und suchte den Tod in den Flammen; und als sein Weib den feigherzigen Gemahl zu den Füßen des Römers erblickte, „da schwoll der Karthagerin das stolze Herz über diese Schändung der theuern untergehenden Heimath", und mit bitterem Hohne dem unwürdigen Manne zurufend, doch ja sein theures Leben sorgfältig zu schonen, tödtete sie ihre beiden Kinder und stürzte sich mit ihnen in die lodernde Gluth. Damit war der Kampf zu Ende; im Lager herrschte Jubel und Freude,

aber Scipio, der mit seinem Freunde Polybios dem Werke der Zerstörung zusah, vergoß Thränen der Wehmuth, und der Vergänglichkeit aller irdischen Macht und Hoheit gedenkend, sprach er die homerischen Worte: „Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt". In dem Schicksal Karthago's ahnte er die Zukunft der eigenen Vaterstadt. Die 50,000 Gefangenen, welche das Schwert verschont, wurden von dem Sieger, der fortan den Beinamen des jüngern Afrikaners führte, in Sklaverei geführt und theils verkauft, theils zum langsamen Verschmachten im Kerker verdammt. Hierauf befahl der Senat, die Stadt Karthago mit den umliegenden Ortschaften dem Erdboden gleich zu machen, über die öde Stätte den Pflug zu führen und Grund und Boden auf ewige Zeiten mit einem Fluch zu belegen, „also daß weder Haus, noch Kornfeld je dort entstehen möge". Ein siebenzehntägiger Brand „an den Denkmalen von Jahrhunderten" verwandelte die stolze Beherrscherin des Mittelmeers in einen Schutthaufen; und „wo die fleißigen Phöniker ein halbes Jahrtausend geschafft und gehandelt hatten, weideten fortan römische Sklaven die Heerden ihrer fernen Herren". Cato und Masinissa, die Haupturheber dieses Jammers, sahen das Ende ihrer That nicht mehr; beide starben im ersten Jahre des Kriegs in hohem Alter. Nach Beendigung des schauderhaften Zerstörungswerks wurde das unterworfene Gebiet in die Provinz Afrika umgewandelt. „Die Keime semitischer Cultur, die phönizische Sprache, Kunst, Wissenschaft, Religion wichen allmählich dem römischen Wesen, um endlich spurlos zu verschwinden."

g) Cultur und Literatur.

§. 200. Die Bekanntschaft der Römer mit Griechenland war für Geschmack und Literatur, wie für Sitten und Lebensweise höchst folgenreich. Die aus den eroberten Städten weggeführten Schätze hellenischer Kunst und die herrlichen Erzeugnisse des griechischen Geistes in der Literatur erschlossen dem edleren und empfänglicheren Theil der Nation eine neue Welt und weckten ungeahnte Gefühle. Eine mächtige Partei, die hochherzigen Scipionen, Marcellus, Flamininus u. A. an der Spitze, begünstigte hellenische Weisheit, Poesie und Kunst, hegte und unterstützte griechische Gelehrte, Dichter und Philosophen und suchte mit den Kunstschätzen auch Geist und Sprache des besiegten Volks nach Rom zu verpflanzen. Unter dem Schutze der Scipionen dichteten römische Poeten nach griechischen Vorbildern. Plautus, ein armer Umbrier, entlehnte Stoff und Form seiner an Witz und Menschenkenntniß reichen Komödien den griechischen Komikern der jüngern Schule, wobei er als echter Volksdichter heitere Laune und derbe Späße, die in Italien von jeher heimisch waren, mit künstlerischer Anlage und edler Darstellung zu verbinden wußte und dadurch der Menge wie den Gebildeten gefiel; der feinere, kunstmäßige, aber weniger originelle Terentius (ursprünglich ein Sklave aus Karthago), dessen heitere Dramen dem Hauptdichter der neuern Komödie, dem Athener Menander (§§. 104. 150) nachgebildet sind, soll bei seinen Arbeiten von dem jüngern Scipio und dessen Freund Lälius unterstützt worden sein; und der Dichter Ennius wählte die Thaten der Scipionen zum Stoff seiner epischen, in Hexametern verfaßten, aber bis auf wenige Fragmente verlornen Gedichte. Auch Gaj. Lucilius, aus der latinischen Colonie Suessa, der berühmteste Satirendichter vor Horatius, der in seinen „poetischen Episteln" die leichtfertigen Sitten der vornehmen Römer, ihre griechische Nachahmungssucht (Gräkomanie) und Sprachmengerei geißelte, war ein Freund des jüngern Africanus. — Uebrigens konnte bei dem, ganz dem Praktischen, dem Kriegswesen, der Staatsverwaltung und der Rechtspflege zugewandten Sinn der Römer, der die Ausbildung des innern Menschen vernachlässigte, dem die „Leidenschaft des Herzens" fehlte, so wie die Sehnsucht, „das Menschliche zu idealisiren und das Leblose

zu vermenschlichen", die geistige und poetische Bildung nie zu solcher Höhe gelangen, wie bei den Griechen, und für die sinnliche Schaulust des Volks, das sich an den Fechterspielen, Thierkämpfen und an dem altitalischen satirischen Geberden- oder Mimenspiel (Atellanen und Fescenninen) voll volksthümlicher Scherze und derber Witze ergötzte, war das griechische Drama viel zu hoch und fein. Daher drang bei den Römern weder die Tragödie, noch die Komödie in das Volks- und Nationalleben ein, sondern erfreute sich nur des Beifalls und Geschmacks einiger gebildeten Familien. Auch bot die ganz auf abergläubische Gebräuche, Wahrsagerei und Wunderglauben gegründete römische Staatsreligion nicht wie bei den Griechen Anhalt und Stoff für poetische und künstlerische Erzeugnisse. Echt national waren nur die uralten, mit dem Cultus der agrarischen Gottheiten zusammenhängenden Wechselgesänge, wovon sich noch Spuren in dem Liede der „Ackerbrüder" erhalten haben, und aus denen sich die Anfänge eines Volksschauspiels mit Verkleidung, Masken und feststehenden Charakterrollen entwickelten. Auch Loblieder auf berühmte Männer, beim Schmause zur Flöte gesungen, Todtenklagen bei Begräbnissen (Nänien) und religiöse Gesänge mit Tanz und Musik bei feierlichen Umzügen waren im alten Rom heimisch; „aber von dem freiwillig und ungeboten hervorsprudelnden Liederquell, wie ihn die Griechen und die Deutschen besitzen, findet sich keine Spur weder im alten, noch im neuen Rom". Noch abhängiger von griechischen Einflüssen war die Prosaliteratur der Römer. Denn die alten volksthümlichen Lieder trugen doch die Keime dramatischer Kunst in sich und erleichterten den Uebergang zur hellenisirenden Bühnendichtung; dagegen fehlte bei den ältern Aufzeichnungen in ungebundener Rede jede Spur künstlerischer Darstellung. Selbst ihre kriegerischen Großthaten mußten die Römer anfangs den Griechen zur Beschreibung überlassen, unter denen Polybios, des jüngern Scipio Freund und Waffengefährte, durch seine pragmatische Weltgeschichte während der Kriege Roms mit Karthago und den hellenisch-makedonischen Völkern vor Allen hervorragt.

Als erster dramatischer Dichter, sowohl in ernster (tragischer) als in heiterer (komischen) Form wird **Livius Andronicus** genannt, ein tarentinischer Grieche, der nach Eroberung seiner Vaterstadt als kriegsgefangener Sklave in das Haus des Livius Salinator kam, wo er sich als Lehrer und Schreiber mancherlei Verdienste erwarb und deshalb mit der Freiheit beschenkt ward. Während seiner Lehrthätigkeit übersetzte er die Odyssee ins Lateinische, ein Buch, das trotz der Unbeholfenheit der Sprache und der Fehlerhaftigkeit der Uebertragung lange beim Unterricht gebraucht wurde. Da er früher Schauspieler gewesen war, so versuchte er das griechische Drama in Rom einzuführen. Die von ihm bearbeiteten Tragödien und Komödien sind, wie aus den Namen und Ueberschriften hervorgeht, der griechischen Mythe entnommen und waren vermuthlich nur freie Uebertragungen griechischer Stücke in harter und schwülstiger Sprache. — Ein gepriesener Dichter sowohl im Drama als im Epos war **Cn. Nävius**, ein unbescholtener Bürger aus Campanien, der während des ersten punischen Kriegs in den römischen Heeren diente. Außer einem Heldengedicht über den punischen Krieg in altitalischem (saturnischem) Versmaß, das mit den Reimchroniken des deutschen Mittelalters Aehnlichkeit gehabt haben mag, schrieb er Komödien nach griechischen Mustern mit echt italischem Humor und mit solchem Freimuth, daß ihm die scharfe Rüge auf die römischen Sitten und Laster und die Ausfälle gegen angesehene Personen eine vorübergehende Haft zuzogen, was ihn vermuthlich zu der Flucht nach Utica trieb, wo er laut seiner Grabschrift gestorben sein muß. Auch die Schöpfung des ernsten Schauspiels mit römischem Costüm, der sogenannten Fabula Prätexta, wird auf ihn zurückgeführt. — **Q. Ennius**, ein campanischer Grieche von vornehmer Herkunft, der in den römischen Legionen diente, erwarb sich durch seine Bildung und wackere Gesinnung die Freundschaft des ältern Scipio und erhielt das römische Bürgerrecht. Unter seinen Gedichten wird besonders das große, in Hexametern verfaßte Epos: „Annalen" gerühmt, welches gleich dem historischen Gedicht des Nävius, nur in größerer Vollständigkeit und Eleganz die römische Geschichte bis auf seine Zeit dichterisch behandelte, ein Werk, das ohne Zweifel auf das Urtheil des römischen Volkes über die alten Zeiten und Helden der Stadt von großem Einfluß gewesen ist. Außerdem besang er die Thaten des ältern Scipio, verfaßte Tragödien und Komödien und suchte die ganze Mannichfaltigkeit der griechischen Poesie in allen ihren Formen und Versarten, besonders die didaktische Poesie, bei den Römern einzuführen. Man darf mit Wahrscheinlichkeit

Liv. Andronicus um 280—um 200.

Nävius zw. 264 u. 200.

Ennius 239—169.

annehmen, daß er mehr durch Gewandtheit und Eleganz, als durch geniale Productivität sich auszeichnete. — Auch sein Schwestersohn M. Pacuvius von Brundusium und der noch in Cicero's Jugendzeit hineinragende L. Attius bearbeiteten Tragödien und Komödien nach griechischen Vorbildern, von denen wir aber kaum mehr als einige Titel wissen. Dagegen besitzen wir von **T. Maccius Plautus**, dem Vater der römischen Komödie, noch 20 Stücke, die, wenn sie gleich größtentheils den griechischen Dichtern Diphilos und Philemon nachgebildet sind, doch in Sprache, Witz und Späßen eine echt römische Färbung tragen. Seine volksthümlichen und doch auch für die Gebildeten berechneten Stücke sind ein Spiegelbild des römischen Lebens und der römischen Sitten, auf die sie manchen scharfen Tadel, nur minder verletzend als bei Nävius, enthalten. Echter Humor, treffender Witz und kräftige Darstellung mit ungezwungenem, raschem Dialog entschädigen den Gebildeten für die gemeinen Späße und die derbe Natürlichkeit, zu denen er sich, um des niedern Volks willen häufig herabläßt. Die anziehende Darstellungsweise, der lebendige Dialog, die ungemeine Mannichfaltigkeit in Sprache und Ausdruck haben Plautus zum Lieblingsdichter des römischen Volks zu allen Zeiten gemacht. Unter seinen Stücken, die in der neueren Zeit von verschiedenen Dichtern aller Nationen nachgebildet wurden, sind zu merken: die **Gefangenen**, Captivi, ein durch seine sittliche Tendenz und edle Haltung wirksames Stück; der **Schatz** Trinummus, und der **Schiffbruch**, Rudens, durch treffliche Anlage und Charakteristik ausgezeichnet; der **Bramarbas**, Miles gloriosus, eine der gefeiertsten Komödien, worin das aufgeblasene, mit gemeiner Wollust und wilder Raubsucht verbundene Wesen der rohen Kriegsleute der alexandrinischen Zeit meisterhaft gezeichnet ist; die **Aulularia** („Topfkomödie"), von Molière im Geizigen nachgeahmt; Amphitruo, „Tragikomödie", worin selbst Jupiter und Merkur als komische Figuren vorgeführt werden; die Mostellaria, ein von französischen und englischen Dramatikern vielbenutztes Stück; Asinaria, eine herbe Schilderung der Verworfenheit griechischer Sitten; Menächmi, **Pönulus**, wichtig wegen der in den Dialogen enthaltenen Ueberreste der karthagischen Sprache; Truculentus, Pseudŏlus u. a. m. — **Publ. Terentius** Afer, geboren zu Karthago, kam als Sklave eines Senators nach Rom. Mit der Freiheit beschenkt, erhielt er später wegen seiner Talente und Bildung Eintritt in mehrere vornehme Häuser und genoß des Umgangs der feingebildeten römischen Welt, für die auch seine dem Menander getreu nachgebildeten, mehr durch Reinheit der Sprache, durch feine Behandlung des Stoffes und durch künstlerische, gefällige Darstellung, als durch treffenden Witz und kraftvolle Charakterzeichnung hervorragenden sechs Stücke berechnet sind. **Andria** (das Mädchen von Andros oder die wiedergefundene Tochter), der **Selbstpeiniger**, Heautontimorumĕnos; das von französischen und englischen Dichtern benutzte und nachgebildete Drama die **Brüder**, Adelphi, voll Leben und Bewegung; der Eunuche, Phormio und Hecyra. — Im römischen Theater erhielten zuerst die Senatoren (seit 187 v. Chr.), dann auch die Ritter (seit 67) besondere Sitzplätze angewiesen. — **Gaj. Lucilius**, von dessen Gedichten nur einige Fragmente vorhanden sind, hat die römische Literatur durch eine neue Dichtungsart, die poetische Epistel bereichert. Ein Mann von hellem Verstande, vielseitigem Wissen und scharfem Beobachtungssinn, hat er Leben und Wissenschaft, hat er die politischen, gesellschaftlichen und literarischen Zustände seiner Zeit, die er vollkommen kannte, und denen er als freier selbständiger Mann gegenüberstand, an seinem beobachtenden Blick vorübergehen lassen und sich über alle Erscheinungen und Personen mit solchem Freimuth und mit solcher rücksichtslosen Rüge aller Schäden und Gebrechen ausgesprochen, daß von da an der Ausdruck „Satura" oder „poetisches Allerlei", womit er seine „offene Briefe" ihres mannichfaltigen Inhalts wegen belegte, die polemisch-ethische Bedeutung empfing, die noch jetzt dem Worte Satire beiwohnt.

Plautus 254—184. Terentius 185—159. Lucilius c.148-103.

Die **römische Geschichtschreibung** ist spät entstanden; in den fünf ersten Jahrhunderten ist kein zusammenhängendes Geschichtswerk verfaßt worden. Die Jahrbücher, Chroniken, Haus- und Familienannalen, Denkschriften und andere Urkunden, aus denen die römische Geschichtschreibung ihren Stoff nahm, waren nur Stützen und Hülfsmittel der mündlichen Ueberlieferung; wie die Aufzeichnung richterlicher Gutachten und Entscheidungen und die Belehrungen über Recht und Gerichtsverfahren zunächst nur praktische Zwecke für die Rechtspflege verfolgten. Erst in der gegenwärtigen Periode erwachte in Rom das Bestreben, die Thaten und Geschichte des römischen Volkes in früheren Jahrhunderten auf schriftstellerischem Wege zur Kunde der Mit- und Nachwelt zu bringen. Dabei gebrach es aber so sehr an aller Uebung, daß man sich bei den ersten historischen Darstellungen entweder, wie Nävius und Ennius, der metrischen

Form bediente und die geschichtlichen Begebenheiten in gebundener Rede, gleich den „Reimchroniken" des deutschen Mittelalters vortrug, oder man wandte die griechische Sprache an, wie Q. Fabius Pictor, L. Cincius Alimentus, Aulus Postumius u. A. Erst am Ende dieser Periode wurden auch geschichtliche Jahrbücher in lateinischer Sprache bearbeitet, so von L. Cassius Hemina (c. 146), von L. Calpurnius Piso (Consul 133, Gai. Fannius (Prätor 137) u. A. Dabei tritt der wesentliche Unterschied ein, daß, während die Dichtkunst in die Hände unfreier oder wenig geachteter Leute kam und somit der Makel der Bänkelsängerei, der an den Verfassern haftete, auf die ganze Poesie überging, die prosaische Schriftstellerei von vorn herein eine geehrte Beschäftigung war, mit der sich hauptsächlich Glieder senatorischer Familien und Männer aus angesehenen Beamtenkreisen befaßten. — Fabius Pictor, ein Senator im hannibalischen Krieg, und sein Zeitgenosse Cincius Alimentus führten die römische Geschichte von Gründung der Stadt bis auf ihre Zeit, so daß sie mit einer Uebersicht der ältesten Stadtgeschichte begannen und darauf die Geschichte der jüngsten Vergangenheit ausführlicher behandelten. Ihre Schriften sind nicht mehr vorhanden. — Von hohem Werth mag die aus tiefen Forschungen hervorgegangene Urgeschichte (Origines, „Anfänge") Roms und der italischen Städte in
P. Cato 234—149. sieben Büchern von **M. Porcius Cato** gewesen sein, worin die geschichtlichen Ereignisse nicht in Chronikenweise Jahr für Jahr, sondern in größeren Abschnitten dargestellt waren, aber leider, das älteste Geschichtswerk in lateinischer Sprache ist für uns verloren! Das erste Buch enthielt die Sage von Roms Gründung, der Königszeit und der Vertreibung der Tarquinier; das zweite und dritte die ähnlichen Sagen von dem Ursprung der übrigen italischen Gemeinden und deren Eintritt in die römische Eidgenossenschaft; das vierte und fünfte die Kriege vom ersten punischen bis auf den Krieg mit Antiochos; endlich das sechste und siebente die Ereignisse der letzten zwanzig Jahre
Polybios 204—122. des Verfassers. — Der große Geschichtschreiber **Polybios**, einer der tausend edlen Achäer, die als Geißeln nach Rom wandern mußten (§. 198), benutzte seinen siebenzehnjährigen Aufenthalt im römischen Reich und die Freundschaft des jüngern Scipio Africanus, um den Stoff zu seiner großen Weltgeschichte in 40 Büchern vom ersten punischen Kriege bis zum Falle Karthago's und Korinths zu sammeln. Zu dem Zweck unternahm er große Reisen nach Spanien, Gallien und Afrika, nach Rhodos, Kleinasien und Aegypten. Nachdem er in einer Buch I und II umfassenden Einleitung den ersten punischen Krieg und die Begebenheiten in Afrika, Italien und Griechenland während dieses und des hannibalischen Krieges kurz und klar dargestellt, verfolgt er in B. III bis XXX seinen eigenen Plan, nämlich zu zeigen, wie, wann und wodurch alle bekannten Theile der Erde unter die römische Herrschaft gekommen sind. Die zehn letzten Bücher umfaßten die Geschichte der kriegerischen Bewegungen und Aufstände, an denen er selbst Theil nahm, und schilderten die römische Politik, um der Nachwelt zu beweisen, wie dieser Großstaat durch seine strenge methodische Staatskunst, durch die Vortrefflichkeit seiner Institutionen, durch die klare, feste Willenskraft und den praktischen Verstand seiner Lenker zur Herrschaft der Welt gelangte, und daß das Heil der übrigen Völker nur in ihrer Vereinigung mit diesem Großstaat, „dem schönsten und zugleich nützlichsten Werke des Schicksals", bestehe. Er selbst nennt seine Geschichte eine „pragmatische", weil er im Gegensatz zu den Annalisten und Chronikschreibern sich nicht mit der Aufzeichnung der Thatsachen nach der Zeitfolge begnügt, sondern den inneren Zusammenhang des geschichtlichen Herganges nachzuweisen sucht, weil er auf die Ursachen zurückgeht, durch welche die Begebenheiten vorbereitet und herbeigeführt werden, auf die sie begleitenden Umstände und deren Folgen Rücksicht nimmt und dabei nicht nur die Handlungen beurtheilt, sondern auch die Handelnden charakterisirt. Fehlt auch seiner Schreibweise und Sprache die attische Reinheit, so sind dafür Klarheit, Scharfsinn, gesundes Urtheil, tiefe Einsicht in die Staats- und Kriegskunde, Unparteilichkeit und große Wahrheitsliebe die Vorzüge, die ihn zu einem der bedeutendsten Schriftsteller des Alterthums machen. Ein Staatsmann wie Thukydides, besitzt jedoch Polybios nicht den herrlichen Genius und die feurige Phantasie des attischen Historikers, und der „weltbürgerliche" Standpunkt beraubt seine Geschichtsanschauung der vaterländischen Wärme und nationalen Färbung. Vermittler zwischen dem Hellenen- und Römerthum, „blickte Polybios in den Abendschein der alten und den Mittagsglanz der neuen Sonne, dort mit Wehmuth, hier mit bewundernder Ehrfurcht"; dabei war er nicht frei von einer gewissen Bestimmtheit und Bitterkeit, weil er fühlte, „daß er den Römern ein Fremder, seinen Landsleuten ein Abtrünniger blieb und daß er mit seiner großartigen Auffassung der Verhältnisse mehr der Zukunft, als der Gegenwart angehörte". Auch von diesem großen Geschichtswerke, dem Vorbilde der neueren Historiographie, besitzen wir nur die fünf ersten Bücher ganz und von den übrigen Bruchstücke.

Auch die **Philosophie** und die damit verbundene **Redekunst** fanden aus der griechischen Welt ihren Weg in die römische; und wenngleich der strenge Cato als Censor der Verbreitung einen Damm setzte (§. 201), das mit dem Wachsthum der Demokratie zunehmende Bedürfniß der öffentlichen Beredsamkeit und die Empfänglichkeit der vornehmen Römer für die griechische Weisheit verschafften ihr bald größeren Eingang. Die Staatsreden des Caj. Lälius und des Scipio Aemilianus waren Musterstücke des trefflichsten Lateins wie der edelsten Vaterlandsliebe. Durch den Rhodier **Panätios**, den Freund und Gesellschafter der Scipionen, des Lälius und Polybios, fand die stoische Philosophie (§. 152) mit ihrer Lehre, daß sich der Weise zur Herrschaft über die Sinneneindrücke erheben müsse, eine besonders günstige Aufnahme. Die reale Richtung dieser Philosophie war den praktischen, ernsten Römern verständlicher, als die akademische des Karneädes u. A., die sich der Speculation hingab und mehr und mehr sich der Philosophie des Zweifels (der Skepsis) näherte, so daß Arkesilas, der Stifter der mittlern Akademie, alle Erkenntniß der Wahrheit läugnete, eine Ansicht, die Karneades dahin milderte, daß „die Wissenschaft ihre Grenze an der Wahrscheinlichkeit habe und sich begnügen müsse, deren Grade zu zählen". Nur dem Redner und Staatsmann bot die Akademie durch ihre Dialektik und Wahrscheinlichkeitslehre manche Vortheile für seine politische und rednerische Bildung. Bei der zunehmenden Genußsucht und Hinneigung zu einem zurückgezogenen, bequemen Leben fand auch der Epikureismus mehr und mehr Eingang. Panätios 185—112

§. 201. Doch nicht blos Kunst und Literatur entlehnte man, auch den Götterdienst und die religiösen Mysterien, die Eleganz und Verfeinerung in den häuslichen Einrichtungen, den Luxus und die Verschwendung in Kleidung und Mahlzeiten, die Glätte und Abgeschliffenheit im geselligen Verkehr, die Sinnengenüsse und üppigen Lebensfreuden nahm man von den griechischen und orientalischen Völkern an. Mit den Reichthümern und der Cultur erbten die Sieger auch die Lüste und Laster der unterjochten Nationen. Die Einholung des rauhen Feldsteins, den die phrygischen Priester von Pessinus als das treue Abbild der Göttermutter Cybele angaben, und die Verpflanzung dieses mystischen und unzüchtigen Cultus mit seinen verschnittenen und bettelnden Priestern und Gottgeweihten (Gallen) nach Rom bezeichnete den Anfang jener abergläubischen Religions- und Cultusmengerei, wodurch die ländlichen und häuslichen Götter des alten Italiens mit ihrem einfachen Cultus, ihren frohen Festen und ihren harmlosen Opfern durch griechische und orientalische Mythologie, Geheimlehre, Religionssymbolik und Wahrsagerei verdrängt oder entstellt wurden. Da hierdurch die altväterlichen Sitten, Zucht, Einfachheit, Mäßigkeit und Abhärtung, bedroht wurden, so trat eine Gegenpartei, an ihrer Spitze M. Porcius Cato, den Neuerungen ernstlich entgegen. Die Strenge, womit dieser merkwürdige Mann, ein sabinischer Bauernsohn, als Censor die neue Richtung bekämpfte, hat seinen Namen zum Sprichwort gemacht (Cato Censorius). Auf sein Zuthun wurden die griechischen Philosophen (der sophistische Akademiker Karneädes, der Peripatetiker Kritolaos und der Stoiker Diogenes) aus der Stadt verbannt, die Rednerschulen geschlossen, die unzüchtigen Bacchusfeste und andere der Fremde entlehnte Cultusgebräuche mit Mysticismus, Wahrsagerei und Aberglauben untersagt, die Scipionen und L. Quinctius Flamininus, der Bruder des Griechenbefreiers, als Sittenverderber bestraft und Gesetze gegen Schwelgerei und Prunksucht erlassen. Auch dem Eindringen griechischer Heilkunde suchte er durch das Anpreisen der Hausmittel zu steuern, die ihm und seiner Frau ein langes Leben und feste Gesundheit verschafft hätten. Ein Mann von ungemeiner Rührigkeit und eiserner Gesundheit und Körperkraft, hat er sein ganzes langes Leben daran gesetzt, der einreißenden Neuerung mit ihrem sittlichen Verfall entgegenzuwirken und die Förderer derselben als seine persönlichen Feinde schonungslos zu bekämpfen; noch in seinem fünf und achtzigsten Lebensjahre hat er auf dem Markte „dem neuen Zeitgeist Schlachten geliefert". Von schlagfertiger Rede, treffendem Witze und großer Rechtskunde war Cato ein geschickter Parteiführer im Senat wie in der Volksversammlung und in den Gerichten; ein tapferer Kriegsmann, der gut zu befehlen und gut zu gehorchen verstand, der sich allezeit auszeichnete, mochte er als Befehlshaber die Legionen ins Feld führen oder in den Reihen der Wehrmänner Lanze und Schwert tragen, war er ein strenger Hüter der altrömischen Kriegszucht und ein mitleidloser Widersacher Aller, die über dem Buhlen nach Volks- und Soldatengunst die alte Mannszucht verfallen ließen; ein gerechter, thätiger

204. Cato Censorius

und eifriger Landvogt von sparsamer, einfacher Lebensweise, bekämpfte er die verschwenderische, drückende und ungerechte Provinzverwaltung, die Selbstsucht und den sträflichen Eigennutz der Beamten und Steuerpächter. Was aber dem Vorfechter der alten Sitte und der alten Zeit so großes Ansehen und eine so bedeutsame Stellung verlieh, war, daß er in seinem ganzen Leben als das Muster und Vorbild eines römischen Gutsbesitzers und Hauswirthes dastand, der als Familienvater durch gute Zucht und Hausordnung, als Gutsherr durch vortreffliche Landwirthschaft, zweckmäßige und wohlfeile Bauten, gewinnreiche Handelsspeculationen und umsichtige Benutzung aller sich darbietenden Vortheile sich bemerklich machte, dessen einfache Lebensweise und altitalische muntere Geselligkeit im vertrauten Kreise seiner Clienten gegen die verschwenderische Pracht und die vornehme Bildung seiner Gegner sehr abstach, und der dabei sich doch so vielseitige Kenntnisse erwarb, daß er nicht nur treffliche Werke über den Landbau, auf dem Roms solide Größe beruhte, und über die „Ursprungsgeschichten" (Origines) der altitalischen Völkerschaften verfaßte, sondern daß er in dem merkwürdigen „Noth- und Hülfsbuch" an seinen Sohn in kurzen kernigen Sätzen, ohne die Spitzfindigkeit und Unklarheit, aber auch ohne den Scharfsinn und Tiefsinn der Griechen auseinandersetzte, „was ein tüchtiger Mann (vir bonus) als sittlicher Mensch überhaupt, ferner als Redner, Arzt, Landwirth, Kriegsmann und Rechtskundiger sein müsse", und daß er in seinem Alter noch Griechisch lernte, um aus den Werken der Hellenen selbst Waffen gegen die Modebildung zu gewinnen und zugleich die darin verborgene praktische Weisheit seinen Landsleuten nutzbar zu machen.

Sitten und Leben. Die durch die punischen, makedonischen und syrischen Kriege nach Rom gebrachten Reichthümer waren so unermeßlich, daß sie auf die Umgestaltung der Sitten und des Lebens der Römer den größten Einfluß haben mußten. Durch die Kriegsbeute gelangten die mit der Leitung des Kriegs und der Staatsangelegenheiten betrauten vornehmen römischen Familien (Optimaten) zu solchen Schätzen, daß sie einen fürstlichen Aufwand machen konnten. Sie verwandelten ihre bisherigen kleinen Wohnhäuser in stattliche, mit herrlichen Gärten umgebene Paläste, worin sie elegantes Hausgeräthe, geraubte Kunstschätze, seltene Merkwürdigkeiten der verschiedensten Länder und alle Verfeinerungen eines cultivirten Lebens zur Schau stellten; sie erwarben sich Ländereien von großer Ausdehnung (Latifundien) mit prachtvollen Landhäusern (Villen); sie unterhielten Schaaren von Sklaven aller Art. Um die zu einer so verschwenderischen Lebensweise nothwendigen Geldsummen zu erlangen, durfte man in der Wahl der Mittel nicht genau sein; daher die fortwährenden Klagen über Korn- und Geldwucher, Lieferantenbetrug, Bestechlichkeit, Habsucht und Erpressungen der vornehmen Römer. Besonders ergaben sich die Frauen dem größten Luxus und einer übertriebenen Putz- und Kleiderpracht; und als der strenge Cato derselben durch eine Luxussteuer Schranken setzen wollte, erregten sie einen förmlichen Aufstand und bewirkten dadurch die Zurücknahme des Gesetzes und die Aufhebung des alten Verbotes gegen Goldschmuck, bunte Kleider und Wagen. Damit sank auch die häusliche Zucht und die alte Sitte und Ehrbarkeit; die Emancipation der Frauen von der gänzlichen Unterwürfigkeit unter den Ehemann lockerte den strengen Ehebund früherer Tage und begründete eine sittenverderbende Weiberherrschaft. Von den Vornehmen ging die Unmoralität und Entartung auf das Volk über. Die alte, einfache Lebensweise und die mühevolle Beschäftigung mit dem Ackerbau verschwand immer mehr. Die jüngere Bevölkerung zog den Kriegsdienst, der neben der Anstrengung auch Genüsse und reiche Beute brachte, den bürgerlichen Geschäften vor. Die Soldaten schlossen sich am liebsten an solche Führer an, die sich ihren Neigungen und Gelüsten willfährig zeigten, und da diese wieder der Unterstützung der in den Comitien stimmenden Bürger-Soldaten bedurften, um zu Amt und Würde zu gelangen, so sahen sie den Unarten, Plünderungen und Ausbrüchen roher Leidenschaften unter ihren Truppen nur zu häufig nach; daher die von nun an sich mehrenden Klagen über Verfall der Kriegszucht unter Führern, die nach der Volksgunst strebten. Dieses Haschen nach Volksgunst, dieses Betteln um Stimmen bei den Wahlen war die schlimmste Krankheit im römischen Staatsleben. Die Bewerber um Aemter suchten sich bei ihrem Umgang (ambĭtus) der Menge zu empfehlen durch Händedrücken, Liebäugeln, Schmeicheleien und Artigkeiten aller Art. Die Vornehmen wetteiferten mit einander, um sich durch verschwenderische Spiele, denen das römische Volk stets ergeben war, beliebt zu machen und dadurch zu den obrigkeitlichen Aemtern gewählt zu werden, sie verderbten es durch Nachsichtigkeiten und Vergünstigungen, die das Ehrgefühl, die Quelle der Tugend, erstickten. Die öffentlichen Spiele geben Zeug-

niß, daß die Verfeinerung und zunehmende Bildung nur die Oberfläche berührte; denn während die Nationalspiele der Griechen ein Sporn zu Großthaten und edlen Bestrebungen waren, hatten die römischen Fechter- (Gladiatoren-) Spiele und Thierhetzen nur den Zweck, das sinnliche Wohlgefallen am Rohen und Wilden zu nähren und die derbe Lust eines Soldatenvolks zu befriedigen. Rom glich einem Schlunde, der durch keine Schätze auszufüllen war, und neben dem verschwenderischen Luxus erblickte man nicht selten Noth und Verlegenheit. An diese heftete sich dann der verderbliche Wucher mit seinem nagenden Zahn und gründete seinen Ueberfluß auf fremdes Elend. Selbst der entehrende Sklavenhandel wurde als Erwerbsquelle benutzt. Die rohen, halbwilden Bewohner Sardiniens und Korsika's, die man zu groben Dienstverrichtungen gebrauchte, standen um geringen Preis feil, so daß „wohlfeil wie ein Sarde" zum Sprichwort in Rom ward, indeß die gebildeten und verweichlichten Griechen und Asiaten als Schreiber, Vorleser, Lehrer, Hofmeister, Aufseher und Aufwärter dienten und um sehr hohe Summen gekauft wurden. Aber trotz aller dieser innern Schäden und Gebrechen war Roms äußere Größe im steten Zunehmen; und die von den Censoren ausgeführten Heerstraßen (der flaminische und ämilische Weg durch Etrurien und Umbrien nach Ariminum), öffentlichen Bauwerke, Hallen, Kanäle und Cloaken zeugten von dem großartigen Sinn und der ausdauernden Kraft dieses rastlosen, rührigen Volks. M. Cato wurde durch die unter seiner Censur aufgeführten Bauwerke der Begründer der sogenannten Basiliken, großartiger, für Prachtläden wie für öffentliche Zwecke geeigneter Säulenhallen.

III. Roms Entartung.

1. Die römische Provinzial-Verwaltung und die Vorgänge in der pyrenäischen Halbinsel.

§. 202. Als Attalos III. Philometor (§. 197) von Pergamon, ein kunstliebender, aber verkehrter Fürst, das römische Volk zum Erben seines Reiches und seiner Güter und Schätze einsetzte, reichte das Gebiet der Republik bereits 133.
vom Taurus bis an die Säulen des Hercules und von Afrika's Nordküste bis zu den Gletschern des Alpengebirgs. Die keltischen Bewohner des Polandes und die streitbaren Ligurier in dem gebirgigen Küstenlande hatten nach langjährigen hartnäckigen Kämpfen Roms Herrschaft anerkannt. Mit Bewunderung erzählten sich die Orientalen dieser Zeit von dem mächtigen Volk im Westen, „welches die Königreiche nahe und ferne unterworfen und dienstbar gemacht, so daß alle, die von ihm hörten, sich fürchteten; mit den Freunden und Schutzbefohlenen aber hielte es Friede und Freundschaft; solche Macht und Herrlichkeit sei bei den Römern, daß sie nach ihrem Willen Könige einsetzten und verjagten; und dennoch setze sich keiner von ihnen die Krone auf und prahle in Purpur; sondern ein Rath beschließe über das Wohl des Volkes und wem sie Jahr ein Jahr aus die Obergewalt anvertraueten, auf den höreten sie und es sei weder Neid noch Zwietracht unter ihnen". Aber dem Näherstehenden erschienen die Verhältnisse in anderem Lichte; mit dieser bewunderten Größe und mit dem äußern Wachsthum hielt die innere Entartung gleichen Schritt. An die Stelle des alten Geburtsadels der Patrizier war ein aus Plebejern und Patriziern gemischter Amtsadel (Nobilität) getreten, eine Familienaristokratie, die im Besitze großer Reichthümer und hohen, von den Vätern erworbenen Ruhmes allmählich alle Würden und Aemter an sich riß, die neuen Menschen fern zu halten suchte und eine oligarchische Optimatenherrschaft mit schroffer Abgeschlossenheit gründete. Um den von den Ahnen überkommenen

Ruhm durch Siege und Triumphzüge zu vergrößern, suchten diese senatorischen Geschlechter stets neue Kriege, deren Führung ihnen allein zufiel; und um die Reichthümer, auf denen der Glanz und die Macht der Familie beruhte, nicht zu verringern und doch allen Genüssen und Lüsten fröhnen zu können, wurden die Provinzen ausgesogen und von Clienten und Schutzbefohlenen Geschenke und Abgaben erpreßt. Als Proconsuln und Proprätoren (Statthalter mit consularischer Gewalt) leiteten sie mit dem Schatzmeister (Quästor) und mit einer Schaar (cohors) von Schreibern und Unterbeamten die Verwaltung und Rechtspflege in den eroberten Ländern, hatten aber dabei mehr ihren eigenen Vortheil, als die Wohlfahrt der Beherrschten im Auge. Zugleich führten sie den Oberbefehl über die Truppen und ernannten die Unterfeldherren (Legaten) und die meisten Offiziere (Militärtribunen, Centurionen). Gunst der Vornehmen und Familieninteressen waren bei Stellenbewerbungen mächtiger, als Tugend und Verdienst. Als Generalpächter (publicani) übernahmen die reichen Mitglieder des Ritterstandes (§. 166) die Eintreibung der Steuern, Abgaben und Zölle und die Nutzung der Bergwerke und Staatsländereien um eine bestimmte, an die Staatskasse zu entrichtende Summe und suchten dann durch die schamlosesten, von Zöllnern, Einnehmern und Unterpächtern geübten Erpressungen ihre Auslagen mit dem unermeßlichsten Gewinn wieder zu erlangen. Was die Beamten und Pächter noch übrig ließen, wußten hungrige Kaufleute und Wucherer an sich zu bringen, so daß wenige Jahrzehnte hinreichten, um den Wohlstand einer römischen Provinz zu Grunde zu richten. Die Habsucht mit ihrem Gefolge von Lastern und Mißbräuchen, Bestechlichkeit, Aemterhandel, Betrug, Arglist, Rechtsverdrehung, Wucher lagerte sich in allen ihren Gestalten über die eroberten Länder. Reiche Geschenke auswärtiger Könige an einflußreiche Senatoren wurden als pflichtmäßige Ehrenbezeigungen angesehen. Zwar bestand ein Gesetz (de repetundis), das mißhandelten Provinzen das Recht gab, ihre Dränger nach abgelaufener Amtszeit als Verbrecher anzuklagen; da aber die aus dem Senatoren- oder Ritterstand gewählten Richter sämmtlich dem Geld- und Familienadel angehörten und solche Beschwerden nach dem Verwaltungs-, nicht nach dem Rechtsstandpunkt beurtheilt wurden, und überhaupt Klagen von Fremden gegen römische Bürger sehr erschwert waren, so gingen die Schuldigen gewöhnlich frei aus, oder wurden zum Schein um eine kleine Geldsumme gebüßt. In der hispanischen Halbinsel, welche die Römer nach der Besiegung der Karthager allmählich mit großen Anstrengungen zur Unterwerfung gebracht und in zwei Provinzen verwandelt hatten, erhoben die einzelnen Völkerschaften mehrmals vergeblich Klagen über Erpressung, Treubruch und Gewaltthätigkeit von Seiten der Landvögte und Beamten; ihre Vorstellungen fanden kein Gehör, ihre Beschwerden keine Abhülfe. Nur wenn die Bedrückungen und Rechtsverdrehungen so himmelschreiend waren, wie bei Verres, dem Peiniger Siciliens, da gelang es wohl einem geschickten Anwalt, wie Cicero, die freiwillige oder gezwungene Verbannung des Frevlers durchzusetzen.

§. 203. Zuweilen versuchten einzelne Provinzen, in denen der Freiheitssinn und kriegerische Geist noch nicht erstorben war, sich mit Gewalt ihrer Dränger zu entledigen. Das erste Beispiel gaben die Lusitanier, im heutigen

Portugal, welche von den römischen Feldherren Lucullus und Sulpicius Galba
mit unerhörter Härte und Grausamkeit behandelt wurden. Empört über die
Treulosigkeit und den Frevelmuth des letzteren, welcher durch das Versprechen
besserer Wohnsitze 7000 Wehrlose über den Tajo lockte und dann theils nieder-
hauen, theils als Sklaven verkaufen ließ, ohne in Rom dafür gestraft zu wer-
den, machten die Lusitanier unter dem kühnen, hochherzigen Landmann Viriā-
thus einen Aufstand und bekämpften im „kleinen Krieg" (Guerilla) mit Er- 149
folg die Legionen Roms. Sein Waffenglück befreite auf einige Zeit Lusitanien
und das westliche Spanien von den Ketten der Fremdherrschaft. „Viriathus,
als Herr und König der sämmtlichen Lusitanier anerkannt, verstand es, das
volle Gewicht seiner fürstlichen Stellung mit dem schlichten Wesen des Hirten
zu vereinigen. Kein Abzeichen unterschied ihn von dem gemeinen Soldaten;
von der reichgeschmückten Hochzeittafel seines Schwiegervaters, des Fürsten Ast-
olga im römischen Spanien, stand er auf, ohne das goldene Geschirr und die
kostbaren Speisen berührt zu haben, hob seine Braut auf das Roß und ritt
mit ihr zurück in seine Berge. Nie nahm er von der Beute mehr als den
gleichen Theil, den er jedem seiner Kameraden zuschied. Nur an der hohen
Gestalt und an dem treffenden Witzwort erkannte der Soldat den Feldherrn,
vor Allem aber daran, daß er es in Mäßigkeit wie in Mühsal jedem der
Seinigen zuvorthat, nie anders als in voller Rüstung schlief und in der Schlacht
allen voran focht. Es schien, als sei einer der homerischen Helden wiederge-
kehrt". Er zwang den in Felsen eingeschlossenen Feldherrn Servilianus zu einem 141.
Frieden, worin die Lusitanier als selbständig anerkannt wurden und Viriathus
als ihr König. Aber dieser Vertrag wurde, wie einst der mit dem Samniter-
fürsten in den caudinischen Pässen (§. 181), gebrochen und zahlreichere Heere
abgeschickt. Tapfer widerstand der lusitanische Held der Uebermacht der Römer,
bis diese zu Treubruch und Tücke ihre Zuflucht nahmen und durch Ränke und
Verführung Zwietracht und Verrath unter den Insurgenten erzeugten, in Folge
deren Viriathus von seiner nächsten Umgebung während des Schlafes in seinem
Zelte getödtet und dann das Land wieder in die frühern Ketten geschlagen wurde. 139.
„Die Lusitanier ehrten den herrlichen Mann durch eine Todtenfeier, deren
gleiche noch im Lande nicht war gesehen worden und bei der zweihundert Fechter-
paare die Leichenspiele fochten." — Heftiger noch loderte die Gluth der Empö-
rung auf in dem spanischen Heldenstamme der Keltibērer, dessen Hauptstadt
Numantia auf einem steilen Bergrücken am obern Durius (Duero) war. Er-
grimmt über die unerhörte Bedrückung und Grausamkeit der römischen Statt-
halter, welche die Städte ausplünderten, die Einwohner mordeten oder knechteten,
griffen die Arevaker um Numantia zum Schwert und schlugen fünf Jahre
lang alle Angriffe der Römer zurück. Sie setzten einem im Abzug begriffenen
Heere nach, schlossen es in einer Bergschlucht ein und erzwangen von dem Con-
sul Hostilius Mancinus einen Friedensvertrag und Anerkennung ihrer Unab- 137.
hängigkeit. Aber der Senat versagte auch diesmal seine Bestätigung. Er ließ
den wackern Consular, seiner Insignien entkleidet und die Hände auf den
Rücken gebunden, zu den feindlichen Vorposten führen, um durch das bekannte
Gaukelwerk einer Auslieferung den Bruch des Vertrags und den Meineid der
Kriegsbeamten, die alle den Frieden beschworen hatten, zu verdecken, und ge-

bot, den Krieg mit neuer Anstrengung fortzusetzen. Dennoch blieb das tapfere
134. Bergvolk ungebeugt. Erst als der jüngere Scipio, der Eroberer Karthago's, an die Spitze des Heeres trat und unterstützt von einer Schaar von Freunden und Clienten, die sich ihm freiwillig anschlossen, theils durch ununterbrochene Kämpfe, theils durch Anlegung von Mauern, Thürmen und Gräben die gewichene Kraft und Mannszucht ins Lager zurückführte, wurde Numan-
133. tia nach verzweiflungsvollem Kampf durch Hunger zur Uebergabe gezwungen. Heldenmüthig tödteten sich die edelsten Bürger selbst, um den Hohn der Sieger nicht ertragen zu müssen. Von dem elenden Rest, der vor den Thoren erschien, las der Feldherr fünfzig der Ansehnlichsten aus, um sie in seinem Triumphe aufzuführen; die übrigen wurden in die Sklaverei verkauft. Scipio (fortan auch „der Numantiner" zubenannt) zerstörte die menschenleere Bergstadt, deren Trümmer (unweit Soria) noch jetzt als Denkmal eines großartigen Freiheitskampfes mahnend auf den Enkel niederschauen, und vertheilte das Gebiet unter die Nachbarstädte.

2. Die Gracchischen Unruhen.

§. 204. Der neue Familienadel der Optimaten bekleidete nicht nur alle städtischen Aemter und schloß ahnenlose Neulinge (novi homines) ohne Rücksicht auf Verdienst und Talent von den Ehrenstellen aus, sondern er war auch im Besitz des Ackerlandes, indem er sich wieder den Alleinbesitz des Gemeinlandes (ager publicus) zugeeignet und die kleinen Bauernhöfe durch Kauf, Wucher, Ränke, ja selbst mit Gewalt an sich gebracht hatte. „Nach der Willkür einiger Wenigen (sagt Sallust im jugurthinischen Krieg) wurde im Krieg und daheim verfahren. In den Händen dieser befanden sich die Staatskasse, die Provinzen, die Staatsämter, Ruhm und Triumphe; das Volk wurde durch den Kriegsdienst und durch Mangel gedrückt; die Kriegsbeute nahmen die Feldherren mit einigen Wenigen für sich hinweg. Unterdessen wurden die Eltern, oder die noch zarten Kinder der Soldaten, je nachdem sie an einen Mächtigen grenzten, aus ihren Besitzthümern vertrieben. So brach mit der Macht die Habsucht ungezügelt herein, schändete und zerstörte Alles, achtete Nichts mehr, hielt Nichts für heilig, bis sie sich selbst zu Grunde richtete." Der Stand der freien Ackerbauer, auf dem Roms alte Kraft, Biederkeit und kriegerische Tugend beruhte, verschwand nach und nach gänzlich, so daß nur noch ein besitzloser, durch Fremde und Freigelassene erweiterter, träger und käuflicher Bürgerstand neben dem mit unermeßlichen Reichthümern prunkenden Geschlechteradel vorhanden war. Auf dem Flächenraum, der früher hundert und fünfzig Bauernfamilien ernährt hatte, lebte jetzt eine einzige reiche Familie mit fünfzig größtentheils unverheiratheten Sklaven. „Es konnte auf dem Markte der Hauptstadt laut gesagt werden, daß die Thiere ihr Lager hätten, den Bürgern aber nichts geblieben sei als Licht und Luft, und daß die, welche die Herren der Welt hießen, keine Scholle mehr ihr eigen nennten." So lange die Vornehmen ihre ungeheuern Ländereien (Latifundien) durch Clienten und Hörige bebauen ließen, übersah man den Uebelstand, weil der verarmte Landmann doch noch als Tagelöhner sich und seine Familie ernähren konnte; als sie aber mit unedler Habgier die Besorgung ihrer Güter Horden kriegsgefangener Sklaven unter der Aufsicht eines Zuchtmeisters übertrugen, den geringen Häusler von seinem Gütchen trieben und ihn und seine Familie unbarmherzig dem Elend preisgaben oder den Werth seiner Landesproducte durch überseeische Einfuhr und durch „Sklavenkorn" so herabdrückten, daß er nicht mehr dabei bestehen konnte — da regte sich in den Bessern menschliches Mitgefühl mit der harten Lage des gemeinen Mannes, der als Freigeborner schon aus Ehrgefühl nicht einerlei Arbeit mit den Sklaven verrichten konnte.

Seitdem durch das gabinische und cassische Gesetz (139 und 137 vor Chr.) an die Stelle der bisher mündlichen und öffentlichen Abstimmung bei den Wahlen eine geheime vermittelst

Täfelchen getreten war, wurde der Einfluß der Optimaten auf die vermögenlose, feile Menge noch größer als zuvor, da bei dem Mangel eines selbständigen, wohlhabenden Mittelstandes den Vornehmen nun die beste Gelegenheit gegeben war, durch Bestechung, Stimmenkauf und Freilassung von Sklaven die größte Wahlbeherrschung zu üben und die Abstimmung nach ihren Wünschen zu lenken. Zur Hebung dieses Mißstandes gab es zwei Wege, indem man entweder durch Ertheilung des vollständigen Bürgerrechts an die latinischen Bundesgenossen den besitzenden Mittelstand vermehrte, oder aber durch gleichmäßigere Vertheilung des Grundbesitzes der wachsenden Verarmung steuerte; gegen jenes Mittel sträubte sich der Stolz und die Herrschsucht der mächtigen Aristokraten, gegen dieses die Habsucht und der Eigennutz der Landeigenthümer, die ihre zu Grafschaften und Fürstenthümern erweiterten Latifundien zu einem Ganzen abgerundet und einen Theil davon zu Gartenanlagen, mit prachtvollen, von Säulen getragenen und mit Kunstwerken geschmückten Landhäusern umgeschaffen hatten. „Du läßt den Marmor zerschneiden, um Prachtgebäude aufzuthürmen," ruft Horaz dem Habgierigen zu, „und dehnest den Strand um Bajä ins rauschende Meer aus, ohne zu bedenken, daß du bald eine Leiche sein wirst. Du verrückest den Markstein deines Landgutes und springst habsüchtig über die Grenzen der Schützlinge. Vertrieben werden, der Heimath Götter im Busen tragend, Mann und Weib sammt den schmutzigen Kindern." — Tib. Gracchus und seine Freunde und Gesinnungsgenossen wurden nicht minder durch die Sorge für die Zukunft des Vaterlandes, als durch Rücksichten der Humanität auf den Weg der Reform geführt. Der gleichzeitige furchtbare Sklavenkrieg in Sicilien stand als warnendes Beispiel vor ihren Augen, welche Gefahren die zunehmende Sklavenmenge der Gesellschaft und dem Vaterland bringen müsse. Seitdem die Römer festen Fuß in Vorderasien gefaßt, wurde der Sklavenhandel im großartigsten Maßstabe organisirt; die kretischen und kilikischen Seeräuber machten die einträglichsten Geschäfte mit den Gefangenen, die sie auf Delos und andern Märkten an die italischen Sklavenhändler verkauften, daher auf den griechischen Inseln und in den Landschaften Kleinasiens die Menschenjagd und der Menschenraub zu den schrecklichsten Plagen gehörte, womit die Erdbewohner jemals heimgesucht wurden; die römischen Zollpächter und Beamten standen dabei den Korsaren hülfreich zur Seite und theilten dann den Gewinn mit denselben. „Auf dem großen Sklavenmarkt in Delos," schildert Mommsen diesen Zustand, „wo die kleinasiatischen Sklavenhändler ihre Waare an die italienischen Speculanten absetzten, sollen an einem Tage bis 10,000 Sklaven ausgeschifft und vor Abend alle verkauft gewesen sein — ein Beweis zugleich, welche ungeheure Zahl von Sklaven geliefert ward und wie dennoch die Nachfrage immer das Angebot überstieg. Es war kein Wunder; solche Sklavenheerden waren ein vortreffliches Werkzeug der mannichfaltigsten Speculationen und wurden fast auf jedem Gebiet des Erwerbes verwandt. Durch sie wurden großentheils die Handwerke betrieben, so daß der Ertrag dem Herrn zufiel. Durch die Sklaven der Steuerpachtgesellschaften wurde die Erhebnng der Gefälle in den untern Graden regelmäßig beschafft. Ihre Hände besorgten den Grubenbau, die Pechhütten und was der Art sonst noch vorkommt: schon früh kam es auf, Sklavenheerden nach den spanischen Bergwerken zu senden, deren Vorsteher sie bereitwillig annahmen und hoch verzinsten. Die Wein- und Olivenlese wurde in Italien schon zu Cato's Zeit nicht von den Leuten auf dem Gut bewirkt, sondern einem Sklavenbesitzer in Accord gegeben. Vor allem aber waren es die Weidewirthschaft und der Feldbau, welche man durch Sklaven beschaffen ließ. Die Hütung des Viehes, besonders der Ziegen- und Schaafheerden, ward in Italien schon längst auf den großen, zur Weide liegenden Strecken durch bewaffnete, häufig berittene Hirtensklaven besorgt; dieselbe Art der Weidewirthschaft ward auch in den Provinzen ein beliebter Gegenstand der römischen Speculation — so war zum Beispiel Dalmatien kaum erobert, als die römischen Capitalisten anfingen, dort die Viehzucht im Großen zu betreiben." Aber in jeder Beziehung weit schlimmer noch war der eigentliche „Plantagenbau", die Bestellung der Felder durch die an die Gutsbesitzer heerdenweise abgelieferten Sklaven. Mit dem Eisen gestempelt und an den Füßen gefesselt, mußten sie während des Tages, von unbarmherzigen Aufsehern bewacht und angetrieben, die schwere Feldarbeit verrichten und wurden des Nachts in den gemeinschaftlichen Arbeiterzwinger (ergastulum), ein festes, häufig unterirdisches Kellergeschoß mit kleinen, in der Höhe angebrachten Fensteröffnungen, zusammengesperrt. Noch Ovid und Tibull vernahmen den Gesang der Unglücklichen mit dem Klirren ihrer Ketten vermischt oder in der Mühle, „deren Elend groß war." Mag anfangs die Fesselung und Brandmarkung nur als Strafe für Vergehen oder Entweichungsversuche auferlegt worden sein, so wurde es doch

bald durchgängig Sitte, wenigstens die feldarbeitende Sklavenheerde durch diese Einrichtung vor dem Entlaufen zu bewahren. Auf das Entfliehen war der Kreuzestod gesetzt; wurde ein Hausherr von einem Sklaven ermordet, so mußte die ganze Sklavenfamilie sterben; Zeugenaussagen oder Geständnisse wurden durch die schrecklichsten Folterqualen erpreßt. Unter solchen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, daß die Sklaven ihren Peinigern mit dem tödtlichsten Hasse vergalten, wie das Sprichwort bezeugt: „So viele Sklaven, so viele Feinde", und daß sie mitunter Versuche machten, durch Aufstände sich aus der verzweifelten Lage zu befreien.

Tiberius Gracchus 163–133. §. 205. Zuerst warf sich der hochsinnige und patriotische Volkstribun **Tiberius Sempronius Gracchus** (Sohn der Cornelia, des großen Scipio Africanus Tochter, und gleich der ganzen Familie an hellenischer Bildung genährt und nach philosophischen und humanistischen Idealen strebend) zum Be-
133. schützer der bedrängten Armuth auf, indem er auf Erneuerung des Licinischen Ackergesetzes mit einigen Abänderungen antrug (§. 178). Niemand sollte nach seinem Vorschlag über 500 Jucharten vom Gemeinland oder den Staatsländereien für sich und 250 für jeden Sohn, doch im Ganzen nicht über 1000 Morgen besitzen, das Uebrige sollte dürftigen Familien aus der römischen Bürgerschaft oder den latinischen Bundesgenossen in kleinen Loosen von 30 Morgen, nicht als Eigenthum, sondern in unveräußerlichem Erbpacht gegen eine mäßige Grundrente angewiesen und die Theilung durch eine Commission von drei Männern vorgenommen werden. Damit verband er den Antrag, man solle die dem römischen Volke übermachte Erbschaft des pergamenischen Königs Attalos (§. 197) unter die ärmeren Bürger vertheilen. — Die Optimaten, den heftigen Scipio Nasîka an der Spitze, erhoben darüber einen furchtbaren Sturm. Seit dreihundert Jahren waren die Familien im Besitz gewesen und hatten sich längst gewöhnt, das Gut, von dem sie weder Pacht, noch Grundrente entrichteten, als ihr Eigenthum anzusehen. Um das Vorhaben zu vereiteln, gewannen sie einen andern Volkstribun, M. Octavius, der durch die Neuerung gleichfalls in seinem Besitzthum bedroht war, daß er dem Vorschlag entgegentrat. Umsonst versuchte Tiberius alle Mittel der Milde und Ueberredung, um den ihm früher befreundeten Amtsgenossen von dem Widerstand abzubringen. — Eigennutz und die Aufreizungen der Reichen behielten die Oberhand bei ihm. Dadurch sah sich Gracchus in die Nothwendigkeit versetzt, entweder seinen menschenfreundlichen und vaterländischen Plan aufzugeben oder seinen Gegner zu beseitigen. Er schlug den letztern Weg ein, indem er seinen widerstrebenden Collegen in der Tribusversammlung, wo besonders das Landvolk zahlreich zugegen war, absetzen und an dessen Stelle einen seiner Clienten wählen ließ, worauf sein Gesetzesvorschlag angenommen und die Commission gewählt wurde. Sie bestand aus ihm selbst, seinem Bruder Gajus und seinem Schwiegervater Appius Claudius. Durch dieses unerhörte, allem Gesetz und Herkommen widerstreitende Verfahren gegen einen für heilig und unverletzlich geltenden Volksbeamten gab Gracchus den Verdächtigungen seiner Gegner, als sinne er auf einen Umsturz der Verfassung, um sich königliche Gewalt anzumaßen, einen Schein von Wahrheit und verlor, trotz der Reinheit seiner Absichten, allmählich das Vertrauen und die Gunst des irregeleiteten Volks. Als nun, ehe noch die schwierige Abgrenzung und Ausscheidung der Privatäcker von den Staatsländereien und die Vertheilung der letztern recht begonnen hatte, eine neue Tribunen-

wahl unter leidenschaftlicher Aufregung statt fand, wurde der edle Volksführer, erst dreißig Jahre alt, mit dreihundert seiner Anhänger im Getümmel von den Optimaten und ihrem Anhange erschlagen, worauf diese furchtbare Rache durch Blut und Henkerbeil übten. Zu spät erkannte das Volk seine Täuschung und ehrte seinen hochherzigen Vorfechter, dem die Gegner nicht einmal ein ehrenvolles Begräbniß zugestanden hatten, durch Errichtung einer Bildsäule.

Ausgang des Tiberius Gracchus. Als Tiberius seinen Sitz einnahm, stellten sich seine Freunde und Anhänger wie eine Wache um ihn. Kaum hatte aber die Wahlhandlung begonnen, so wiederholte die Nobilität, die in geschlossenen Reihen die Dingstätte vor dem Tempel des capitolinischen Jupiter umstellt hatte, mit lautem Geschrei die Einsprache des vorhergehenden Tages und drängte nach der Mitte, um die Abstimmung zu hindern, während andere den Senat, der gleichzeitig im Tempel der Treue neben dem Wahlplatze unter dem Vorsitze des Consuls Mucius Scävola versammelt war, mit allerlei Gerüchten von beabsichtigten Gewaltstreichen in Aufregung setzten. Bald hieß es, Tiberius wolle alle seine Amtsgenossen absetzen lassen und sich dictatorische Gewalt beilegen: „Eben hat er die königliche Kopfbinde verlangt", schrie ein anderer hereinstürzend. Tiberius hatte nämlich die sichere Kunde erhalten, daß die Gegenpartei Anstalten zu seiner Ermordung getroffen habe; um nun seinen Anhängern, die bei dem herrschenden Getöse seine Stimme nicht vernehmen konnten, durch ein Zeichen die ihm drohende Gefahr kund zu machen, berührte er mit der Hand seinen Kopf. Dieser Bewegung gab die leidenschaftliche Aristokratie die gehässige Deutung. Nun forderte Scipio Nasika, der heftigste und verwegenste unter der ganzen Nobilität, den Consul mit lauter Stimme auf, die Republik zu schirmen und den Tyrannen zu stürzen; und als Scävola ruhig erklärte, er werde keinem Bürger ohne richterlichen Spruch Gewalt anthun, würde Gracchus etwas Ungesetzliches beginnen, so werde er ihn daran verhindern, da sprang Nasika auf, und mit dem Ausruf: „Der Consul verräth die Stadt, wer die Gesetze retten will, folge mir!" verhüllte er sein Haupt mit der Toga und schritt auf die Wahlstätte zu, begleitet von seinen Gesinnungsgenossen, welche, die Toga um den linken Arm geschlungen mit der rechten Hand die umherliegenden Prügel und die Trümmer und Füße der zerbrochenen Bänke aufrafften und sich durch die Reihen der ehrerbietig zurückweichenden Volksmenge Bahn machten. Das Landvolk war ausgeblieben; der städtische Plebejerhaufen wagte keinen Widerstand; so kamen die Optimaten und ihre gedungenen Mordknechte ungehindert zu der Mitte, wo Gracchus, von einer Schaar seiner Getreuen umgeben, den Andrang eine Zeit lang abhielt; als er eben seine heftigsten Widersacher mit mordgierigen Blicken auf sich losschreiten sah, als einige seiner Anhänger unter ihren Keulenschlägen vor seinen Augen zusammenstürzten, da wandte er sich zur Flucht; eine Hand wollte ihn festhalten, da ließ er seine Toga fahren und stürzte fort; als er aber über einige Leichen strauchelte, traf ihn zuerst sein Amtsgenosse Saturejus mit einem Stuhlbein auf das Haupt, des zweiten Streiches rühmte sich L. Rufus. Vor dem Tempel der Treue, bei den Bildsäulen der Könige fiel er todt nieder. Sein Schicksal theilten noch dreihundert seiner Genossen. Ihre zerschmetterten Leichen, die theils auf der Burgfläche lagen, theils über die steilen Felswände hinabgestürzt waren, wurden während der Nacht in den Tiber geschleift. Umsonst flehte Gajus um die Auslieferung des todten Bruders, damit er ihn seinem Stande gemäß bestatten könne; man versagte die brüderliche Bitte; die Rache der Aristokratie dauerte noch über das Grab hinaus. Auch fürchtete sie, der Anblick der Leiche möchte die Menge aus ihrer feigen Trägheit reißen und ihr die Größe der Schmach zum Bewußtsein führen, daß sie ihren hochherzigen Beschützer den wüthenden Feinden preisgegeben. Ein solches Ende nahm der edle Tiberius Gracchus in einem Alter von dreißig Jahren, eine Heldengestalt von tragischer Größe und tragischem Geschick. Als Scipio Aemilius, der Gatte seiner Schwester, vor Numantia von dem Ausgange des Schwagers Kunde erhielt, brach er in die Homerischen Worte aus: „Also verderbe ein Jeder, der solches Beginnen im Sinn trägt," ein rascher und unedler Ausspruch, der dem großen Feldherrn nicht vergessen und nicht verziehen ward.

Der Senat hielt es nicht für rathsam, das begonnene Abgrenzungs- und Theilungswerk sofort gänzlich einzustellen. Aber das rücksichtslose Verfahren der aus demokratischen Parteimännern zusammengesetzten Theilungscommission hinderte dessen Fortgang. „Oeffentliche Anschläge for-

derten Jeden, der dazu im Stande war, auf, über die Ausdehnung des Domaniallandes Nachweisung zu geben; unerbittlich wurde zurückgegangen auf die alten Grundbücher und nicht blos alte und neue Occupationen ohne Unterschied wieder eingefordert, sondern auch vielfältig wirkliches Privateigenthum, über das der Inhaber sich nicht genügend auszuweisen vermochte, mit confiscirt. Private und Gemeinden wurden durch die Maßregel oft tief verletzt. Darum wurde auf Antrag des Scipio Africanus im Jahr 129 durch Volksbeschluß der Theilungscommission die Gerichtsbarkeit entzogen und die Entscheidung, was Domanialland und was Privatbesitz sei, an die Consuln gewiesen."

Caj. Gracchus 153–121. §. 206. Der tragische Ausgang des Tiberius schreckte seinen jüngeren, talentvolleren Bruder **Gajus Gracchus** nicht ab, zehn Jahre später aufs Neue die **Ackergesetze** zu beantragen und damit noch ein **Korngesetz**, wonach die Getreidespenden aus den öffentlichen Vorrathshäusern um einen geringen Preis an die ärmern Bürger stattfinden sollten, und andere volksthümliche Vorschläge (z. B. Verkürzung der Militärpflichtigkeit) zu verbinden. Mit klarem Blick und vollem Bewußtsein betrat er den stürmischen Weg der Revolution und strebte nach Rache an den politischen Gegnern, die ihm den Bruder erschlagen. „Dem tödtlich Verwundeten gleich, der sich auf seinen Feind wirft", stürzte sich Gajus Gracchus in leidenschaftlicher Hast auf die gefahrvolle Bahn. Seine große Beredsamkeit, seine ächte staatsmännische Begabung, seine edle, von kühnem Ehrgeiz erfüllte Natur, sein liebefähiges, hingebendes Gemüth, diese und andere hervorragende Eigenschaften erwarben ihm einen mächtigen Anhang unter den niedern Volksklassen, deren augenblickliche Noth er durch Straßenbauten, durch öffentliche Arbeiten und vor Allem durch überseeische Auswanderung nach der neuen, auf Volksbeschluß in dem Gebiete von Karthago anzulegenden Colonie Junonia zu lindern suchte. An der Spitze zahlloser Proletarierschaaren, die ihm als Schutzwache dienten, durchzog er Stadt und Land; Niemand wagte dem Gewaltigen zu wiederstehen, seitdem der große Scipio Africanus Aemilianus, der gegnerisch gesinnte Schwager der Gracchen,
129. eines Morgens als Leiche in seinem Bette gefunden worden. Seine Ermordung „war die demokratische Antwort gewesen auf die aristokratische Blutscene im Tempel der Treue; die Parteien schienen zu wetteifern im rücksichtslosen Frevel. Die Gerichte schritten nicht ein". Es glückte dem klugen Volksführer, selbst in den Reihen der Aristokratie eine Spaltung zu erzeugen, indem er durch zwei Gesetzesvorschläge über Umgestaltung des Gerichtswesens und der Steuerverfassung der Provinz Asien die Ritter, d. h. die Geldaristokratie und Kaufmannschaft, auf seine Seite zu bringen und von dem Adel oder Senatorenstand zu trennen wußte. So wurden viele seiner vorgeschlagenen Re-
123–121. formen ohne namhaften Widerstand eingeführt. Dieser Erfolg machte den unternehmenden Mann immer kühner. Es genügte ihm nicht mehr, das Ackergesetz durchzubringen und das Gemeinland zu vertheilen, er strebte nach einer Umgestaltung der ganzen Verfassung; das durch Volksbeschluß erwirkte Gesetz, daß die Tribunen ohne Unterbrechung jedes Jahr von Neuem gewählt werden dürften, sollte ihm den Weg zu einem Volkstribunat auf Lebenszeit bahnen, eine Stellung, in welcher er seine Gewalt zur Schwächung oder Beseitigung der Senatorenverfassung und zur Begründung einer auf die demokratische Volksversammlung sich stützenden Dictatur oder Alleinherrschaft zu benutzen gedachte. Um seinen Anhang und seine Macht zu verstärken, stellte Gracchus, gedrängt

von seinem heftigen Freund und Genossen, **Fulvius Flaccus**, den Antrag, das römische Bürgerrecht den Bundesgenossen zu verleihen. Dies erzeugte unter den Optimaten einen gewaltigen Schrecken und brachte sie zu dem Entschluß, das früher erprobte Mittel von Neuem in Anwendung zu bringen. Ein gewonnener Volkstribun, Livius Drusus, verdächtigte die Vorschläge und verhieß dem römischen Volke, das ohnedies zu fürchten begann, durch die Mehrung der Bürger möchte es in den eigenen Vorrechten und in den Getreidespendungen verkürzt werden, andere größere Vortheile. Die zu vertheilenden Ackerloose sollten freies, unveräußerliches Eigenthum sein und die von Gracchus darauf gelegte Grundrente wegfallen, und statt überseeischer Colonien wurden bequemere Ansiedelungen in Italien selbst in Aussicht gestellt. Die Aristokratie erreichte bei dem trägen, leichtgläubigen Volke vollkommen ihren Zweck. Der Antrag auf Ausdehnung des Bürgerrechts fiel in der Volksversammlung durch und als bald nachher eine neue Tribunenwahl stattfand, wurde Gracchus, der gerade in Afrika abwesend war, um die karthagische Colonie einzurichten, nicht mehr gewählt, und ihm dadurch das Feld seiner Thätigkeit verschlossen. Ermuthigt durch diesen Ausgang und gestärkt durch die Erhebung des Lucius Opimius, des Hauptes der strengen Adelspartei, zum Consul, schritt nunmehr die Aristokratie zum äußersten Widerstand. Die Priester warnten vor dem Wiederaufbau der gottverfluchten Stätte; und als Gracchus zurückkam und die Abführung der Colonie betreiben wollte, berief der Senat eine Volksversammlung ein, um das Unternehmen zu hindern. Die Ermordung eines Gerichtsdieners bei Eröffnung der Versammlung erzeugte eine furchtbare Bewegung in der aufgeregten Menge. Gracchus, vom Senat des Verfassungsbruches angeklagt und geächtet und durch das Toben der Gegner am Sprechen gehindert, zog mit seinem bewaffneten Anhang auf den Aventinus, die alte Burg der Volkspartei in den früheren Bürgerkriegen. Der Consul Opimius, durch den Senatsbeschluß „Sorge zu tragen, daß die Republik keinen Schaden nehme", mit dictatorischer Gewalt ausgerüstet, forderte am andern Morgen die Demokraten, die sich verschanzt und mit gewaffneten Sklaven verstärkt hatten, auf, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben; als dies verweigert wurde, ertheilte er den Befehl zum Angriff, worauf ein heftiger Kampf entbrannte. Die Aufständischen erlagen. Fulvius und 3000 seiner Gefährten, unter ihnen sein liebenswürdiger Sohn, der eine Vermittelung versucht hatte, wurden erschlagen und ihre Leichen in den Tiber geworfen. Gracchus floh in den Hain der Furina jenseits des Stromes und ließ sich von einem Sklaven das Schwert in die 121.
Brust stoßen. Hinrichtungen, Verbannung und Kerkerstrafen befreiten vollends die Optimaten von ihren Gegnern, deren Niederlage, verbunden mit der allmählichen Aufhebung fast aller ihrer volksthümlichen Gesetze, die Aristokraten zu unbedingten Gebietern der Republik machte. Die Volkspartei, eingeschüchtert und führerlos, beugte sich ohne Widerstand unter das harte Joch der Reaction. „Der Adel benutzte diesen Sieg (sagt Sallust) nach seiner Weise leidenschaftlich, entledigte sich vieler Personen durch Schwert und durch Verbannung, verschaffte sich übrigens damit mehr Furcht als wirkliche Macht. Hierdurch sind oft große Staaten ins Verderben gestürzt, wenn eine Partei die andere auf jede Art und Weise zu überwältigen und sich an der besiegten als-

dann hart zu rächen bemüht ist." — Das Andenken der Gracchen blieb geächtet; „nicht einmal das Trauergewand durfte Cornelia um den Tod ihres letzten Sohnes anlegen; allein die leidenschaftliche Anhänglichkeit, die gar Viele im Leben für die beiden edlen Brüder und vornehmlich für Gajus empfunden hatten, zeigte sich in rührender Weise auch nach ihrem Tode in der fast religiösen Verehrung, welche die Menge ihrem Andenken und den Stätten, wo sie gefallen waren, allen polizeilichen Vorkehrungen zum Trotze, fortfuhr zu zollen".

Stellung des Ritterstandes. Unter den zur Ausführung gekommenen Vorschlägen der Gracchen war die Bestimmung, daß in Zukunft die richterliche Untersuchung sowohl über Staatsverbrechen, als über bürgerliche Rechtsklagen nicht mehr wie bisher dem Senatorenstande, sondern dem Ritterstande zustehen solle, die folgenreichste; denn dadurch wurden die Senatoren dem aus Standesgenossen und Gleichen (Pairs) bestehenden Geschworenen-Gerichte entzogen und einem aus niedriger gestellten und ihren Standesinteressen fremden Gliedern bestehenden Gerichtshof unterworfen, was ihr Ansehen schwächte und eine tiefgehende Spaltung zwischen der Adels- und Geldaristokratie erzeugte. Denselben Zweck hatte der Vorschlag, die bisherige Steuerverfassung der Provinz Asien durch Volksgesetz zu ändern, daß nicht mehr den einzelnen Gemeinden feste Summen auferlegt, sondern daß fortan Zehnten, Hutgeld und Zölle daselbst erhoben und in Rom verpachtet werden sollten; dadurch wurden die reichen Ritter und Kaufherren der Hauptstadt, die nun als Mittelsmänner (Publicani) eintraten und aus der gepachteten Erhebung großen Gewinn zu ziehen hofften, für die Neuerung gewonnen, denn von Gaj. Gracchus rührt der dem ältern Staatsrecht fremde Satz her, „daß aller Grund und Boden der unterthänigen Gemeinden als Privateigenthum des Staates anzusehen sei."

3. Die Zeiten des Marius und Sulla.

a) Der Jugurthinische Krieg (112–105).

§. 207. Die Optimaten schändeten ihre Herrschaft durch Habsucht, Rechtsverdrehung und niedrige Bestechlichkeit, und setzten im Uebermuth alles Rechts- und Ehrgefühl bei Seite. Um künftigen Ackergesetzen vorzubeugen, verwandelten sie durch Volksbeschluß das besetzte Gemeinland in zinsfreies Privateigenthum und drückten somit ihrem eigennützigen Verfahren das Siegel des Gesetzes und Rechts auf. Zucht und Ordnung verfielen; das Ansehen der Regierung schwand mehr und mehr, ein ehr- und charakterloses Reactionsregiment untergrub die Grundfesten des Staats und der Gesellschaft. Nur auf Parteiinteressen bedacht, überließen sie die Provinzen der Willkür der Statthalter. Im Vertrauen auf diese sittliche Entartung und die in Rom herrschende Käuflichkeit faßt **Jugurtha**, der schlaue, kriegsgewandte und herrschsüchtige Enkel des Masinissa*), den Entschluß, das Königreich Numidien, das er anfangs mit seinen beiden Vettern Hiempsal und Adherbal gemeinschaftlich regierte, sich allein zuzueignen. Er trug zuerst auf eine Theilung an und ließ dann während der Verhandlungen darüber den Hiempsal durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen, den andern überwand er und nöthigte ihn zur Flucht in die römische Provinz, von wo er sich nach Rom begab und den Schutz des Senats anflehte. Jugurtha, welcher einst im römischen Heere vor Numantia gedient und dort von den vornehmen Junkern gehört hatte, daß in Rom Alles feil sei, bewirkte durch große Geldsummen, die er unter die einflußreichsten Senatoren vertheilen ließ, daß der an Hiempsal begangene Mord nicht nur ungestraft blieb, sondern daß er bei einer neuen, durch eine römische Commission

vorgenommenen Theilung die bessere Hälfte im Westen, Adherbal den fast ganz aus Sandwüsten bestehenden östlichen Theil erhielt. Ermuthigt durch diesen Ausgang, strebte Jugurtha nach dem ganzen Reich, ohne Rücksicht auf die Gewährleistung der Römer. Er überzog seinen Vetter mit Krieg und belagerte ihn in der Stadt Cirta. Unterstützt von den italischen Bewohnern, leistete Adherbal einige Zeit Widerstand und wendete sich abermals um Hülfe nach Rom. Aber der Senat, aufs Neue von Jugurtha bestochen, begnügte sich mit einer Gesandtschaft, die den numidischen König von weitern Gewaltschritten abmahnen sollte. Umsonst. Jugurtha wußte sich derselben zu entledigen und zwang dann die Stadt zur Uebergabe, worauf Adherbal unter Martern getödtet 112.
und die erwachsene männliche Bevölkerung, Afrikaner wie Italiker, ermordet wurde. Die allgemeine Entrüstung über diese Unthat nöthigte endlich den Senat zu ernsterem Handeln. Der Krieg wurde erklärt und der Consul Calpurnius Bestia mit einem Heer nach Afrika geschickt. Allein Jugurtha erkaufte schnell einen billigen Frieden. Seine Ergebung auf Gnade und Ungnade war nur Schein. Und als er in Folge einer Ladung des Senats mit sicherem Geleit zu seiner Rechtfertigung in Rom erschien, ließ er einen daselbst lebenden Verwandten, Massiva, der nach der Herrschaft in Numidien strebte, in den Straßen der Hauptstadt ermorden. Dieses neue, unter den Augen des Senats vollbrachte Verbrechen gab den Ausschlag. Der Friede wurde gekündigt, Jugurtha aus Rom verwiesen und Spurius Albinus erhielt den Oberbefehl. Durch Bestechung der Anführer bewirkte jedoch Jugurtha, daß das Heer unthätig blieb und sowohl in Folge des müßigen Lagerlebens, als der Verführung und Corruption in solche Schlaffheit, Zuchtlosigkeit und Verweichlichung verfiel, daß es beim ersten Angriff überwunden wurde und durch das Joch gehen mußte. Ganz 109.
Afrika schien verloren; die gedrückte Bevölkerung begrüßte Jugurtha als Befreier und Nationalhelden. Diese Schmach empörte das von dem talentvollen Tribun Memmius geleitete Volk dermaßen, daß es aufs Neue den Kampf gegen den entsittlichten Adel aufnahm und siegreich durchführte. Umsonst suchte der Senat durch Sühnung des verletzten Rechtsgefühls den Sturm zu beschwören, indem er dem rechtschaffenen, kriegskundigen, aber adelsstolzen **Metellus** den Oberbefehl gegen Jugurtha übertrug und die schuldigen Feldherren und Senatoren verbannte; umsonst stellte Metellus durch Rückführung der Strenge und Kriegszucht im Lager die römische Ehre wieder her und erneuerte durch die siegreiche Schlacht am Fluß Muthul und durch glückliche Kämpfe und Er- 108.
oberungen den alten Ruhm der römischen Waffen; — das Volk, voll Mißtrauen gegen den Adel, wünschte einen Führer aus seiner Mitte, um durch ihn zu der Herrschaft zu gelangen, deren sich die Vornehmen unwürdig gemacht. Diesen Führer fand es in dem von Ehrgeiz und Herrschsucht erfüllten rüstigen Bauersohn **Gajus Marius**, der mit Tapferkeit, Feldherrntalent und rauher Kriegstugend rohe Sitten, Haß gegen die Vornehmen und Verachtung ihrer Cultur und Verfeinerung verband und damals als Unterfeldherr in Metellus' Heer diente. Beleidigt von dem Adelsstolz dieses Führers, begab sich Marius nach Rom, wo er von der Volkspartei zum Consul gewählt und, unter kränken- 107.
der Zurücksetzung des verdienten Metellus, mit der Leitung und Beendigung des jugurthinischen Kriegs beauftragt ward. Dem thatkräftigen, unermüdlichen,

auf eigenes Verdienst, nicht auf Ahnenruhm stolzen Marius und seinem durch Schaaren rüstiger Bauern, Proletarier und Freigelassener verstärkten und durch Mannszucht abgehärteten Heere vermochte Jugurtha mit all' seiner Schlauheit, seinem erfinderischen Geist, seinem unerschöpflichen Reichthum an Hülfsmitteln und seiner Gewandtheit im Schaarenkrieg nicht lange zu widerstehen. In der Feldschlacht besiegt und seiner festen Städte und Burgen beraubt, flüchtete er sich machtlos zu dem benachbarten König Bocchus von Mauretanien, um ihn zum Krieg wider die Römer zu reizen, wurde aber von diesem charakterlosen und wankelmüthigen Fürsten bei einer verabredeten Besprechung sammt seinen Kindern dem eben so klugen und gewandten als tapfern Unterfeldherrn L. Cornelius Sulla ausgeliefert und von diesem gefesselt ins Lager gebracht.
105. Damit war nach siebenjähriger Dauer der Krieg zu Ende. Am 1. Januar 104 hielt Marius seinen glänzenden Siegeseinzug nach dem Capitol. Vor dem Triumphwagen schritt Jugurtha gefesselt und in königlichem Schmucke nebst seinen beiden Söhnen her. Dann wurde der gekrönte Verbrecher von unbarmherzigen Schergen halb entblößt in das dunkle Kerkergewölbe am Capitol hinabgestoßen. „Wie kalt ist euer Badgemach!" rief der Afrikaner aus, als er die Schwelle des alten Brunnenhauses überschritt. Sechs Tage widerstand seine eiserne Natur der Macht des Hungers und der Kälte; da kam endlich die Hand des Nachrichters dem zögernden Tod durch Erdrosseln zu Hülfe. Bocchus erhielt als Lohn für seinen Verrath die westliche Landschaft Numidiens; das übrige Land gaben die Römer Jugurtha's Halbbruder Gauda.

Marius. Marius, der Sohn eines armen Bauern aus dem Landstädtchen Arpinum,
119. geb. 155, hatte sich während seines Tribunats zuerst durch den Vorschlag, daß die für die Wahlen und Abstimmungen eingerichteten Brückchen auf dem Campus Martius verengert und die Täfelchen nicht betrachtet werden sollten, als Gegner der Vornehmen bewiesen, indem er dadurch der Wahlbeherrschung der Optimaten, die auf diesen Brückchen zu stehen und die Abstimmung zu überwachen pflegten, Schranken setzte. — Nach seiner Wahl zum Consul hielt Marius eine Rede vor dem Volk, worin er seine Eigenschaften mit denen der Nobilität verglich und darin unter Anderem äußerte: „Ich kann freilich zu meiner Legitimation weder Ahnenbilder, noch Triumphe oder Consulate meiner Vorfahren aufweisen, wohl aber, wenn es nöthig wäre, Lanzen, Fahnen, Waffenschmuck und andere kriegerische Auszeichnungen, überdies auch Narben auf der Brust. Das sind meine Ahnenbilder, das ist mein Adel, der nicht durch Erbschaft auf mich übergegangen ist, wie bei Jenen, sondern den ich mir selbst durch unendliche Anstrengungen und Gefahren erworben habe. Meine Worte sind nicht zierlich gedrechselt, darauf halte ich wenig; der wahre Werth des Mannes zeigt sich zur Genüge durch sich selbst. Jenen ist Kunst nöthig, um ihre Schandthaten mit schönen Worten zu verkleiden. Auch ist mir die griechische Literatur nicht bekannt, ich hatte wenig Lust, sie kennen zu lernen, weil sie die Lehrer derselben mannhaft zu machen nicht vermochte. Aber das habe ich gelernt, was der Republik am zuträglichsten ist: den Feind schlagen, den Posten behaupten, nichts fürchten als einen üblen Ruf, des Winters Kälte und die Gluth des Sommers gleichmäßig ertragen, auf bloßer Erde schlafen, und gleichzeitig Mangel und Anstrengung aushalten. Darauf gerichtete Vorschriften werde ich den Soldaten ans Herz legen, werde sie aber nicht etwa Noth leiden lassen und für meine Person schwelgen, noch ihre Anstrengungen zu meiner Verherrlichung benutzen." — „Es ließ sich nicht läugnen," sagt Mommsen, „daß Marius an den wirklichen Erfolgen den geringsten Antheil hatte, daß Numidiens Eroberung bis an den Saum der Wüste das Werk des Metellus, Jugurtha's Gefangennahme das des Sulla war und zwischen beiden Marius eine für einen ehrgeizigen Emporkömmling einigermaßen compromittirende Rolle spielte. Vor Allem Sulla's glänzender Zug in die Wüste, der seinen Muth, seine Geistesgegenwart, seinen Scharfblick, seine Macht über die Menschen vor dem Feldherrn selbst und vor der ganzen Armee zur Anerkennung gebracht hatte, stellte Marius' Feldherrnschaft gar

sehr in Schatten. Marius ertrug es ungern, daß sein Vorgänger den Namen des Siegers von Numidien annahm; er brauste zornig auf, als König Bocchus später ein goldenes Bildwerk auf dem Capitol weihte, welches die Auslieferung des Jugurtha an Sulla darstellte. Es wäre auf diese militärischen Rivalitäten wenig angekommen, wenn sie nicht in politischen Parteikampf eingegriffen hätten; wenn nicht die Opposition durch Marius den senatorischen General verdrängt, nicht die Regierungspartei Metellus und mehr noch Sulla mit erbitternder Absichtlichkeit als die militärischen Koryphäen gefeiert und sie dem nominellen Sieger vorgezogen hätte."

*) Masinissa 238—149.

Micipsa † 118 — Gulussa — Mastanabal

- Micipsa † 118: Adherbal † 112; Hiempsal † c. 117.
- Gulussa: Massiva † 111
- Mastanabal: Gauda † vor 82.; Jugurtha † 104.
  - Gauda: Hiempsal II.
    - Juba I.
      - Juba II.

b) Cimbern und Teutonen.

§. 208. Noch hatte Marius den afrikanischen Krieg nicht beendigt, als längs der Donau von Morgen nach Abend die **Cimbern**, von Norden nach Süden die **Teutonen** die Grenzen des römischen Reichs bedrohten. Es waren nordische Völker germanischen Stammes von hoher, schlanker Gestalt, blondgelocktem Haar und riesenmäßiger Stärke, die mit Weib, Kind und aller Habe ausgezogen waren, um neue Wohnsitze zu suchen. Karren mit überspanntem Lederdach bildeten ihr bewegliches Haus, wo neben dem Geräthe sich noch Platz fand für die Frau und die Kinder. Sie waren in Thierfelle und Eisenpanzer gekleidet, trugen mannshohe Schilde nebst langen Schwerten, schweren Streitkolben und kupfernen, reich geschmückten Helmen, und die Zahl ihrer geharnischten Ritter wird auf 15,000 angegeben. Die Schlacht eröffneten sie mit entsetzlichem Gelärm und Gebrüll, um dem Feinde Schrecken einzujagen; die Gefangenen opferten greise Priesterinnen in weißen linnenen Gewändern auf den Altären ihrer Götter, und aus dem rinnenden Blute deuteten sie die Zukunft. Der den Germanen inwohnende Wanderungstrieb und Hang nach Abenteuern und der geheimnißvolle Zug des Nordländers nach den Reizen des Südens mochten, verbunden mit Uebervölkerung, mit Sturmfluthen und andern örtlichen Ursachen, die Auswanderung bewirkt haben. Unstät irrten sie einige Jahrzehnte am nördlichen Saume der von den Kelten bewohnten Landschaft
an den Ufern der Donau, bis sie an die Thore des Römerreichs pochten. 113.
Die Cimbern schlugen zuerst im erzreichen Kärnthen bei der blühenden Stadt Noreja nördlich von Klagenfurt die in einem Hinterhalt lauernden Römer in einer blutigen Schlacht, zogen dann, verbunden mit den stammverwandten Teutonen, mit den Helvetiern und andern keltischen Völkerschaften, die sich auf der langen Wanderung als Waffengefährten angeschlossen, über Rhein und Jura und trugen, da ihrem Ansuchen um neue Landanweisungen nicht willfahrt wurde, nach Gallien Raub, Mord und Verwüstung. Sie vernichteten, unterstützt von der Zwietracht, Käuflichkeit und Unbotmäßigkeit der römischen Führer und Feldherren, innerhalb vier Jahren an der Rhone und an den hügeligen und morastigen Ufern des Lemanischen See's fünf consularische Heere

und verbreiteten Angst und Entsetzen über ganz Italien. Die Erinnerung an die alten Keltenzüge, an die Alliaschlacht und den Brand von Rom ergriff die Gemüther mit angstvoller Sorge. Die römische Herrschaft wankte, wenn die
105. Cimbern nach ihrem Doppelsieg bei Arausio (Orange) durch die Alpenpforten in Italien einrückten. Aber zum Glück für Rom überschwemmten sie zunächst das Gebiet der benachbarten Gallier und zogen dann westlich gegen die Pyrenäen. „Wie ein Blitz kamen und trafen sie; wie ein Blitz waren sie verschwunden; sie glichen der Meereswoge und der Windsbraut, die, launisch und unberechenbar, bald rasch vordringt, bald plötzlich stockt oder südwärts und rückwärts sich wendet." Auch diese Noth schrieb das römische Volk, nicht mit Unrecht, der sittlichen Entartung der Aristokratie zu und rächte sich wie im jugurthinischen Krieg. Cäpio, der vornehme Proconsul Galliens, der im Rufe stand, die Tempelschätze von Tolosa mit seinen Genossen geraubt zu haben, ward mit Verbannung und Güterverlust bestraft, und Marius, in seiner Abwesenheit abermals zum Consul gewählt, erhielt den Oberbefehl gegen die Cimbern; und damit er in seinen Unternehmungen nicht durch den Amtswechsel gehindert werde, übertrug man ihm, wie zum Hohne gegen die Aristokratie
104–100. und ihre Gesetze, fünfmal hinter einander die Consulwürde. Marius rechtfertigte die Hoffnung der Volkspartei. Während sich die deutschen Völker mit den Bewohnern Spaniens herumschlugen, verstärkte er sein Heer durch handfeste Leute, die er in Folge eines neu eingeführten Werbesystems ohne Unterschied der Geburt aus Römern, Italikern und Bundesgenossen den Legionen einreihte, und schärfte die Mannszucht durch Graben und Hacken, durch Märsche und Schanzarbeiten. Er hatte ein festes Lager an der Rhone bezogen, als die Feinde nach dreijähriger Abwesenheit, durch neue Zuzüge verstärkt, abermals an den Alpenpässen erschienen, um, in zwei Heerhaufen getheilt, den Durchgang nach Italien zu erzwingen. Umsonst versuchten die Teutonen und Ambronen drei Tage lang das Lager zu erstürmen; ihr wilder Muth scheiterte an der Ueberlegenheit der Römer im Festungskrieg und an der Besonnenheit des Feldherrn. Nach hartem Verlust entschlossen sich die dreisten Gesellen, den Sturm aufzugeben und am Lager vorbei fürbaß nach Italien einzurücken. Unbeirrt durch den höhnischen Zuruf, „ob die Römer keine Aufträge hätten an ihre Frauen daheim", ließ Marius die Feinde sechs Tage lang ruhig abziehen; dann
102. folgte er in strengster Ordnung und brachte ihnen bei Aquä Sextiä (Aix) im südlichen Gallien (Provence) eine vernichtende Niederlage bei. Was nicht fiel oder sich selbst tödtete, wurde in Sklaverei geführt. Die bei der Wagenburg harrenden Frauen mordeten sich und ihre Kinder, um nicht dem Hohn der Römer preis gegeben zu werden. Die von ihnen getrennten Cimbern und Helvetier waren indessen durch Tirol und das Flußthal der Etsch in Oberitalien eingebrochen, überließen sich aber hier sorglos den Genüssen, die das reiche Land bot, bis sie von Marius, der sich mit seinem Collegen Lutatius
101. Catulus vereinigt hatte, auf der Raudischen Ebene bei Vercellä eine ähnliche mörderische Niederlage erlitten. Der rauhe Heldenmuth dieser Germanen, die sich und ihre Kinder schlachteten, um nicht dem Loos der Knechtschaft zu verfallen, machte die Römer erbeben. Kleine Ueberreste suchten Schutz in den Venetischen Alpen und in den Tiroler Bergen, wo sich, wie man glaubt,

ihre Nachkommen noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben. „Die Menschenlawine, die dreizehn Jahre hindurch die Nationen erbeben gemacht, ruhte unter der Scholle oder frohnte im Sklavenjoch." Aber über den Leichen der Gefallenen setzten die römischen Parteien ihren kümmerlichen Hader fort, indem der Demokrat Marius die Ehre des Tages für sich ansprach, die doch nach der Meinung der Aristokraten dem Catulus gebührte.

c) **Die Parteikämpfe in Rom und der Bundesgenossenkrieg (Marsische Krieg).**

§. 209. Ein sechstes Consulat lohnte Marius, den Retter Italiens vor dem „kimbrischen Schrecken", den Stolz und die Hoffnung der Volkspartei. Unter seinem Beistand erlangten die Demokraten nunmehr das Uebergewicht und nahmen die Pläne der Gracchen wieder auf, daher die in ihren Rechten und Besitzthümern gefährdeten Optimaten sich enger verbanden, um den Angriffen des Volks und seiner unruhigen Tribunen kräftiger widerstehen zu können. Bald standen die beiden Parteien einander drohend gegenüber. Kaum hatte Marius das Consulat angetreten und einen unbedeutenden Mann zum Collegen erhalten, so bewirkte er durch seinen Anhang, daß die beiden Führer der Volkspartei, Apulejus Saturninus, der feurige und beredte Feind des Senats, und sein Genosse Gaj. Servilius Glaucia, ein gemeiner Geselle von niederer Geburt und Denkart, aber von derber, volksthümlicher Beredsamkeit, einflußreiche städtische Aemter erlangten; jener wurde, nach Ermordung eines aristokratischen Mitbewerbers, zum Volkstribun, dieser zum Prätor erwählt. Im Bunde mit diesen verwegenen und ruchlosen Männern und unterstützt von einer Rotte ehemaliger Soldaten und Bundesgenossen, betrat Marius die Bahn des Gaj. Gracchus, indem er durch Saturninus den Antrag stellen ließ, daß man den Kriegern, die sich durch die Besiegung der Cimbern und Teutonen um das Vaterland so große Verdienste erworben hätten, in Afrika, in Gallien und jenseit der Alpen Ackerland austheile. Durch diesen Antrag, womit noch neue Getreidespenden um einen ganz niedrigen Preis verbunden waren, wurden nicht blos die alten Colonisationspläne im erweiterten Maßstab erneuert, sondern auch eine Gleichstellung der Römer und italischen Bundesgenossen in den neuen Bürgercolonien bezweckt. Mit der Ausführung dieser Entwürfe konnte nur Marius betraut werden und die Uebertragung dieses Geschäfts sollte ihm Gelegenheit geben, das Consulat von Jahr zu Jahr zu erneuern und somit thatsächlich Gebieter von Rom zu werden. Dem Antrag war die Clausel beigefügt, daß innerhalb fünf Tagen nach der Annahme jeder Senator bei Verlust seiner Rathsstelle auf getreuliche Befolgung des Gesetzes einen Eid leisten solle. Als mit Hülfe der Marianischen Masse die Vorschläge wirklich in der Volksversammlung durchgingen, leisteten alle Rathsherren den vorgeschriebenen Eid, mit einziger Ausnahme des Q. Metellus, welcher es vorzog, die Heimath zu verlassen. Freudig sahen Marius und Saturninus den tüchtigsten Mann unter der Gegenpartei durch Selbstverbannung aus der Stadt scheiden. Aber dieser scheinbare Sieg der Volkspartei war der Anfang ihrer Niederlage. Marius schämte sich seiner Genossen, die ihre Pläne mit Hülfe des niedrigsten Pöbels und bewaffneter frevelhafter Rotten auszuführen suchten, sagte sich äußerlich von ihnen los und näherte sich der Senatspartei; zugleich wurde die Ritterschaft,

d. h. der reiche Bürger- und Kaufmannsstand, erschreckt über das freche und drohende Gebahren der untern Volksklassen, von den Demokraten abgezogen und mit der Adelspartei versöhnt. Empört über Marius' zweideutiges Benehmen, beschlossen die beiden Volksführer auf eigene Hand das begonnene Werk durchzusetzen; zu dem Zweck betrieb Saturninus durch Mord, Aufruhr und andere schändliche Mittel die Verlängerung seines Tribunats mittelst neuer Wahl und suchte zugleich die Erhebung seines Genossen Glaucia zum Consul mit Gewalt durch bewaffnete Banden und durch Ermordung des Mitbewerbers (Gaj. Memmius) zu erzwingen. Dieses frevelhafte Treiben der frechen Volks-
10. Dec. 100. führer brachte endlich den Senat zum energischen Handeln. Am Tage, da die neue Tribunenwahl vor sich gehen sollte, erschien der Senat bewaffnet auf dem Markte, an seiner Spitze sein greiser Vormann Marcus Scaurus; die junge Mannschaft der vornehmern Stände wurde aufgeboten und von dem Consul Marius selbst wider die durch Sklaven verstärkte Volkspartei geführt. Bald kämpfte man in allen Straßen der Hauptstadt. Die Demokraten erlagen und wurden auf das Capitol gedrängt, wo man ihnen das Wasser abschnitt und sie dadurch zur Ergebung zwang. Man sperrte sie in das Rathhaus, und Marius gab sich alle Mühe, die Führer, die ihn öffentlich der Mitschuld anklagten, zu retten; allein die vornehme Jugend erklimmte ohne Befehl das Dach und tödtete die Gefangenen mit den abgedeckten Ziegeln. So starben die beiden ruchlosen Demagogen Saturninus und Glaucia mit vielen Gefährten aus den untern Volksklassen wie aus den bessern Ständen; sie fielen ohne Urtheil und Recht „wie die Vorposten, die das Hauptheer im Stich läßt und sie nöthigt, im verzweifelten Kampf zwecklos unterzugehen". Dieser Ausgang verlieh der Regierungspartei den vollständigen Sieg. Marius war moralisch vernichtet; um nicht den ehrenvollen Einzug seines zurückgerufenen Gegners Q. Metellus mit ansehen zu müssen, begab er sich freiwillig auf einige Zeit nach dem Orient; die Geldaristokratie, mit der Demokratenpartei und dem Proletariat gründlich
99. entzweit und mit dem Senatorenstand ausgesöhnt, benutzte ihre richterliche Stellung, um sich ihrer Gegner durch Rechtssprüche, Haft und Verbannung zu entledigen. Aber der Mißbrauch des Sieges führte neue Gährungen herbei. Die aus dem Ritterstande gebildeten Geschworenengerichte bestraften nicht blos die Demokraten, sie verfuhren auch mit großer Strenge gegen einzelne Glieder des Senatorenstandes, welche, wie Mucius Scävola u. A., die in den Provinzen geübte Bedrückung und Erpressung der Steuerpächter zu hemmen suchten, und verurtheilten gegen alles Recht den wackern und ehrenhaften Consularen P. Rutilius Rufus zum Verlust seines Vermögens auf eine ehrlose Anklage hin. Dies erzeugte eine neue Spaltung unter den obern Ständen; ein großer Theil der Senatorenpartei, an ihrer Spitze der hochbegabte **M. Livius Drusus**, ein Mann von edler vaterländischer Gesinnung und sittlicher Kraft, aber von jugendlicher Heftigkeit, faßte den Plan, die Richtergewalt dem Ritterstande zu entreißen und dem Senatorenstande zurück zu geben, zugleich aber auch den Staat von den übrigen Gebrechen zu heilen und dadurch künftigen Erschütterungen und Volksbewegungen vorzubeugen. Der Vorschlag, „das gesammte noch unvertheilte italische Ackerland, namentlich die campanische Domäne und den besten Theil Siciliens, zur Ansiedelung von Bürgercolonisten zu bestimmen", sollte, verbunden

mit umfassenderen und regelmäßigen Getreidevergabungen, der zunehmenden Verarmung der Volksmasse wehren und zugleich bewirken, daß künftigen Demagogen nichts mehr zur Austheilung übrig bliebe als „der Gassenkoth und das Morgenroth"; und durch die den Bundesgenossen ertheilte Zusage, ihnen das römische Bürgerrecht zu verschaffen, suchte Drusus die Staatsverfassung zu stärken und zur Durchführung seiner Reformvorschläge sich zahlreiche Unterstützung in der Volksversammlung zu verschaffen. So ging aus den Reihen der Aristokratie ein Volksführer hervor, der mit denselben Mitteln wie Gaj. Gracchus die alten Schäden des Staats zu heilen suchte, nur daß er nicht, wie die früheren Demagogen, das ehrgeizige Streben damit verband, sich selbst zum Gebieter aufzuwerfen. Zum Volkstribun gewählt, brachte Drusus die Vor- Herbst 91.
schläge über Ackervertheilung, Kornspenden und Gerichtsreform an die Versammlung; die Geschwornenstellen sollten dem Senat zurückgegeben und dieser durch die Aufnahme von 300 neuen Mitgliedern in den Stand gesetzt werden, den vermehrten Obliegenheiten zu genügen; außerdem sollten die gefällten Rechtssprüche durch eine Commission geprüft und die der Bestechlichkeit schuldigen Richter zur Verantwortung gezogen werden. Ohne vorerst der verwegensten Maßregel, Verleihung des Bürgerrechts an die italischen Bundesgenossen, Erwähnung zu thun, stieß er bei diesen beiden Vorschlägen auf den heftigsten Widerstand. Die Ritterschaft suchte die Reform des Gerichtswesens, der Consul und ein Theil des Senats die beantragte Landanweisung zu hintertreiben. Eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich der Gemüther. Drusus wurde in seiner eigenen Hausflur, als er eben die ihn geleitende Menge verabschiedete, von einer Mörderhand so sicher getroffen, daß er wenige Stunden nachher den Geist aufgab. Der Thäter wurde nicht entdeckt, eine gerichtliche Untersuchung unterblieb; die Reformvorschläge kamen nicht zur Ausführung, und die rachsüchtige Ritterschaft wüthete mit Hochverrathsklagen gegen alle Anhänger des Tribuns und gegen alle Förderer und Theilnehmer seiner Pläne.

§. 210. Der Tod des edeln Drusus gab das Signal zu dem fürchterlichsten Bürgerkrieg, der je das schöne Italien verheert hat. Die **italischen Bundesgenossen**, die mehrere Jahrhunderte lang in guten und schlimmen Tagen bei Rom ausgehalten, hatten für ihre Treue schlechten Lohn geerntet; während die kräftige Jugend zum Kriegsdienst ausgehoben wurde und in den fernen Provinzen für die fremde Herrschaft ihr Blut vergoß, seufzten die Ihrigen zu Hause hoffnungslos unter den „Ruthen und Beilen" ihrer Zwingherren und mußten zu der Kriegs- und Steuerlast auch noch die Brutalität der Beamten und die Eingriffe in ihre Rechte ertragen. Die Hoffnung, mit den römischen Bürgern auf gleiche Linie gestellt zu werden, war mehrmals in ihnen geweckt, aber stets wieder vereitelt worden, und jedesmal hatte die siegende Aristokratenpartei, wie zum Hohn, die gesetzliche Kluft zwischen Römern und Italikern erweitert. Vereinzelte Aufstandsversuche hatten, wie bei **Fregellä** nach dem Sturz der Gracchen, mit Mord und Zerstörung geendigt. Da warf die Nachricht von dem Tode des hochsinnigen Drusus, jenes aristokratischen Volksführers, auf dessen Zusagen die Bundesgenossen das meiste Vertrauen gesetzt, der die hervorragendsten Häupter unter ihnen zu einem Geheimbunde gesammelt und durch einen Eid verpflichtet hatte, „zusammenzustehen für Drusus und die ge-

meinschaftliche Sache", den zündenden Funken in den lange gehäuften Brennstoff des erbitterten Hasses. Die Ermordung eines römischen Prätors im Theater von Asculum gab den Anstoß zu der furchtbaren Empörung der Bundes-
90. genossen, die, „wie die Flamme durch die Steppe", in Kurzem durch die ganze Halbinsel lief. Alle Völker sabellischen Stammes, die streitbaren Samniter und Marser voran, kündigten den Römern den Gehorsam auf und schlossen unter der Leitung des tapfern und klugen Quintus Silo einen italischen Bund, an dessen Spitze ein Bundesrath (Senat) mit zwei Consuln stehen und der Corfinium im Lande der Peligner unter dem veränderten Namen Italia zur Hauptstadt haben sollte, gleichsam ein Gegen-Rom, aber mit denselben Grundlagen und Einrichtungen. Fast alle Gemeinden des mittleren und unteren Italiens folgten dem Beispiele der streitbaren Bergvölker in den Abruzzen. Waffengeübte Heere unter erfahrenen Feldherren und eine gemeinschaftliche Kriegskasse schienen den Erfolg des Unternehmens zu verbürgen. In Rom legte man Trauerkleider an, stellte die Hochverrathsgerichte ein und dachte an nichts als an Aushebung von Soldaten und Anfertigung von Waffen. Um die Streitkräfte zu verstärken, rief man keltische und numidische Truppen herbei, bewaffnete die Freigelassenen und ertheilte den treuge-
89. bliebenen Latinern, Etruskern und Umbrern und einzelnen Stadtgemeinden in Unteritalien (durch das julische und das ergänzende plautisch-papirische Gesetz) das römische Bürgerrecht, um sie von dem Anschluß an die anderen abzuhalten. Diese zeitgemäße Maßregel war für den Ausgang des Krieges von bedeutender Wirkung. Denn während sie einerseits die Getreuen und Ergebenen in ihrer bisherigen Gesinnung befestigte, die Wankenden und Unschlüssigen von dem Beitritt zur Insurrection abhielt, brach sie den geschlossenen Widerstand der Feinde dadurch, daß sie den Unterwürfigen und Reuigen dieselbe Vergünstigung in Aussicht stellte und ihnen die Versuchung zum Abfall nahe legte. Das Gesetz war somit ein Zeichen, daß man in Rom geneigt sei, die Hand zur Versöhnung zu bieten, ohne der Ehre der Nation allzuviel zu vergeben. Denn wenn es auch am Tage lag, daß die Regierung die Pforten des Bürgerthums, die es den Bittenden so lange verschlossen gehalten, jetzt nur mit Rücksicht auf die drohenden Umstände den Trotzigen und Widerstrebenden geöffnet, so bewahrte sie doch den Schein des freiwilligen Entschlusses und zeigte dem bewaffneten Feinde gegenüber keine Schwäche und Nachgiebigkeit. Aber der Werth der Gabe wurde dadurch bedeutend gemindert, daß man die Aufgenommenen nicht zum vollen Rechte zuließ. Man beschränkte nämlich rücksichtlich der Stimmberechtigung und der Aemtererwerbung die Rechte der „Neubürger" und stellte sie zu den Altbürgern ungefähr in dasselbe Verhältniß, wie die Freigelassenen zu den Freigebornen standen, eine halbe Maßregel, die den Samen neuer Stürme in sich trug. Endlich gelang es den Römern, nach wechselvollem Kriegsglück und vielen blutigen Gefechten, Belagerungen und Zerstörungen, durch die überlegene Kriegskunst der Feldherren, die in dieser gemeinsamen Gefahr ihren Parteihaß unterdrückten und in der Rettung des bedrängten Vaterlandes mit einander wetteiferten, ihrer Feinde allmählich Herr zu werden. Nach dem Falle von Asculum und andern Mißgeschicken lockerten sich die Bande der italischen Verbrüderung; Apulien und die Landschaften am

Fuciner-See, der Herd und Hauptsitz der Empörung beugten sich unter die römische Herrschaft; das stolze „Gegen-Rom" Italia sank wieder zur Landstadt Corfinium herab, seine zersprengten Rathsherren suchten Schutz im Samniterland. Aber so drohend war noch immer die Gährung, daß es die Römer für rathsam erachteten, allen Bundesgenossen, welche die Waffen niederlegen und zum Gehorsam zurückkehren würden, das römische Bürgerrecht nach dem julischen Gesetze anzubieten, um neuen Aufständen vorzubeugen. Die Kelten- 88
städte jenseit des Po erhielten latinisches Recht.

Der Bundesgenossenkrieg hatte für das römische Heer- und Staatswesen die nachtheiligsten Folgen. Die Aufnahme der fremden Soldaten und Proletarierhaufen in die Reihen der Legionen lockerte die alte Kriegszucht und erzeugte im Heer einen Geist der Widerspenstigkeit und Insubordination, der oft zu den wildesten Unthaten führte. Vor Pompeji wurde ein Unterbefehlshaber in Sulla's Heer von seinen eigenen Leuten mit Steinen und Knitteln erschlagen. Die vermehrten Kriegskosten, die nun allein den Bürgern aufgebürdet werden mußten, verursachten Verarmung und Schulden. Wie in den alten Bürgerkämpfen der Patrizier und Plebejer, standen Gläubiger und Schuldner einander schroff gegenüber, und je unbarmherziger die reiche Geldaristokratie der Ritter die Zinsen eintrieb und die Zahl der Verarmten mehrte, desto lauter und drohender verlangte man neue Schuldgesetze, ja hie und da „neue Rechnungsbücher", d. h. gesetzliche Vernichtung der Forderungen sämmtlicher Gläubiger an sämmtliche Schuldner. Der Stadtprätor Asellio, der das strenge Recht durch milde Auslegungen zu beugen suchte, zog sich den Haß der Reichen in solchem Maße zu, daß er im priesterlichen Schmuck vor dem
Tempel der Eintracht ermordet wurde, ohne daß nur eine gerichtliche Untersuchung der 89.
Frevelthat eingeleitet worden wäre. Selbst unter den senatorischen Familien waren viele in zerrütteten Vermögensverhältnissen. Diese geriethen in die größte Aufregung, als der Volkstribun Publ. Sulpicius Rufus, ein Mann von guter Herkunft, großem Reichthum und mächtiger Beredsamkeit, und bisher ein treuer Anhänger und Verfechter der Verfassung, unter andern Gesetzesreformen bei der Bürgerschaft auch den Antrag stellte, „jeden Senator, der über 2000 Denare schulde, seiner Rathsstelle verlustig zu erklären". Er gedachte dadurch die Aristokratie von den verderblichen Elementen zu reinigen, zog sich aber solchen Haß zu, daß er genöthigt war, wie sein Freund und Gesinnungsgenosse Livius Drusus, sich mit der Demokratie zu verbinden und in den unzufriedenen Neubürgern und Freigelassenen eine Stütze zu suchen, indem er ihnen die Gleichberechtigung in den Comitien in Aussicht stellte. Umgeben von einem bewaffneten Gefolge von 3000 gedungenen Leuten und einem „Gegensenat" von 600 jungen Männern, beherrschte fortan Sulpicius das Forum und die Stadt; um sich bei den unteren Volksklassen größeres Vertrauen zu erwerben, verband er sich mit dem alten Marius, dessen Name in diesen Reihen noch immer von Gewicht war, und trieb dadurch die bedrohte Aristokratie zum festen Anschluß an Cornelius Sulla, der die Bildung und Kunstliebe der Aristokratie mit allen ihren Lastern und Sinnengenüssen in sich vereinigte.

d) Der erste Mithridatische Krieg und der erste Bürgerkrieg (88—82).

§. 211. Noch tobte hie und da in den Bergen und in den Schluchten Samniums der Bundesgenossenkrieg mit seinen schrecklichen Folgen, da drohte den
Römern vom Orient aus ein eben so kluger als tapferer Feind — **Mithridates**, Mithridates
König des schönen gebirgigen Küstenlandes Pontos am schwarzen Meer. Ein Eupator, geb. 130.
Römerfeind wie Hannibal, suchte der sprachkundige, kriegsgeübte und abgehärtete † 63.
Fürst die asiatischen Staaten in einen großen Bund zu vereinigen und von Roms Botmäßigkeit zu befreien. Der furchtbare Druck, den die römischen Steuerpächter und Zöllner in diesen Landen übten, erleichterte seine Bemühungen; war doch „weder die Königskrone, noch die Bauernhütte mehr sicher vor Con-

fiscation", schien doch „jeder Halm für den römischen Zehntherrn zu wachsen, jedes Kind freier Eltern für die römischen Sklavenzwinger geboren zu werden". Und Mithridates verstand es, den gehäuften Zündstoff des Hasses und Unwillens zur Flamme anzufachen. Von väterlicher Seite dem altpersischen Königshaus entstammt, von mütterlicher Seite den Seleuciden verwandt, vereinigte er alle großen Erinnerungen der orientalischen Völker in seiner Person, daher ihn frühe die Sage mit dichterischen Zügen verherrlichte und seine Körpergröße und Riesenstärke, seine Gewandtheit im Laufen und Fechten, im Reiten und Wagenlenken, seine leidenschaftliche Hingebung an Weiber, Wein und Sinnengenüsse ins Wunderbare vergrößerte. Die griechischen Städte gewann er durch Begünstigung der hellenischen Sprache, Kunst und Bildung, die er äußerlich zur Schau trug, wie sehr auch seine innere Natur den Barbaren verrieth. „Sich auszeichnend durch Unternehmungsgeist und Kriegsmuth, oft seinen Erfolgen, stets seinem Charakter nach groß, im Kriegsrath Feldherr, im Kampfe Mitstreiter" war Mithridates ein gefährlicher Gegner, zumal er mit seinen ritterlichen Zügen und manchen königlichen Tugenden die Eigenschaften eines grausamen Despoten verband, der zu Treulosigkeit und Verrath, zu Mord und Hinrichtung, zu List und Verstellung eben so bereit war, wie zu kühnem Wagen und zu tapfern Waffenthaten. Ein Mann „voll sinnlichster Begehrlichkeit, abergläubisch, grausam, treulos, aber kräftig organisirt und von unverwüstlichem Widerstandsmuth", war der pontische König der bedeutendste Feind des römischen Volkes, gegen das er sich wehrte, „wie der Löwe der Wüste gegen den Jäger". — Nachdem sich Mithridates der Halbinsel Krim und der gegenüberliegenden asiatischen Landspitze mit den reichen griechischen Handelsstädten bemächtigt und ein bosporanisches Königreich daraus geschaffen, unterwarf er mit Hülfe seines Schwiegersohnes **Tigranes** von Armenien durch Gewalt und Hinterlist die
88. römischen Schutzländer **Paphlagonien**, **Kappadokien** und **Bithynien**, deren Könige er vertrieben oder getödtet hatte, und schuf sich eine Kriegsflotte und ein großes, aus allen Nationen gemischtes Heer von Fußvolk, Reitern und Kriegswagen. Hierauf setzte er sich mit Kreta und anderen Inseln des achäischen Meeres in Verbindung und richtete die daselbst heimische Piraterie gegen den Westen, dann brachte er die leichtsinnigen hellenischen Staaten Kleinasiens auf seine Seite, indem er die griechischen Sympathien zu wecken und den Römerhaß zu schärfen wußte. In Kurzem war er Herr von Phrygien und ganz Vorderasien; die Städte sandten ihm Boten entgegen, um „den rettenden Gott" zu sich einzuladen, und festlich gekleidet strömte die Bürgerschaft vor die Thore, ihn zu empfangen. Pergamum, der Sitz des römischen Statthalters, wurde seine neue Hauptstadt. Der bejahrte Proconsul Manius Aquillius wurde bald zu Fuß, angefesselt an einen raschen Reiter von dem Volksstamm der Bastarner, bald auf einen Esel gebunden durch das ganze Land geführt und dann durch Eingießen geschmolzenen Goldes in den Mund getödtet. Nicht zufrieden mit diesem Sieg, ersann der pontische König noch eine furchtbare Rache. Von Ephesos aus erließ er den unmenschlichen Befehl an alle von ihm abhängige Statthalter und Städte, „an einem und demselben Tage sämmtliche in ihrem Bezirk sich aufhaltende Italiker (Togati), Freie und Unfreie, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters zu ermorden, die Leichen den Vögeln zum Fraß hinzuwerfen,

die Habe einzuziehen und sie zur Hälfte an die Mörder, zur Hälfte an den König abzuliefern". In Folge dieser Anordnung wurden achtzigtausend wehrlose Männer, Frauen und Kinder mit kaltem Blute hingeschlachtet. Nur Rhodos und das südliche Küstenland blieb noch den Römern. Aber nicht blos in Asien bedrohte Mithridates die römische Herrschaft; schon war seine Flotte auf Delos und Euböa gelandet und hatte sich an dem Kaufmannsgut und an den italischen Bewohnern vergriffen; schon rückte sein Landheer von Thrakien aus in Makedonien und Thessalien ein, indeß seine Parteigänger die Athener, Böotier, Achäer, Lakedämonier und andere Völkerschaften von Hellas und Peloponnes zum Anschluß an die pontische Bundesgenossenschaft zu bereden suchten, und seine Feldherren Archelaos und Aristion mit Heeresmacht in Griechenland eindrangen. In dieser Noth übertrug der römische Senat den Oberbefehl gegen Mithridates dem Aristokratenhaupte **Cornelius Sulla**, der sich im Bundesgenossenkrieg ausgezeichnet und zum Lohn das Consulat erlangt hatte. Aber Marius beneidete seinen Gegner um den asiatischen Feldzug, der Ehre und Reichthum versprach, und setzte mit Hülfe des demokratischen Volkstribuns Publ. Sulpicius Rufus (§. 210) und durch geschickte Benutzung der Neubürger und Freigelassenen, denen man die Aufnahme in die alten Tribus mit vollem Bürger- und Stimmrecht in Aussicht stellte, einen Volksbeschluß durch, wonach er selbst mit der Führung des Mithridatischen Kriegs beauftragt ward. Zwei Feldobersten überbrachten dem vor Nola gelagerten Sulla diesen Volksbeschluß, wurden aber von den aufgebrachten, dem Feldherrn treu ergebenen und durch den Krieg verwilderten Soldaten gesteinigt, worauf Sulla, statt dem Beschluß Folge zu leisten und den Oberbefehl seinem Gegner abzugeben, mit seinem Heere auf Rom losrückte. Er überwältigte das überraschte Volk durch leichte Siege 88.
vor und in der Stadt, ließ Marius nebst elf seiner thätigsten Genossen als Vaterlandsverräther in die Acht erklären und traf, während sein großer Widersacher sich nach mannichfachen Abenteuern und Gefahren auf geheimen Wegen und über die Sümpfe von Minturnä nach Afrika rettete, und Sulpicius seinen Tod durch Mörderhand fand, mehrere die Ruhe und Sicherheit der Stadt bezweckende Anordnungen. Er stellte das Ansehen des Senats wieder her und ergänzte denselben durch die Aufnahme von 300 neuen Mitgliedern; er beschränkte die Macht und den Einfluß der ärmeren Klassen bei der Volksversammlung durch Wiederherstellung der alten Stimm- und Wahlordnung und schmälerte die Rechte der Volkstribunen; er mäßigte die Tyrannei der Schuldgesetze und bahnte dem Proletariat Wege der Auswanderung nach fernen Colonien. Bei allen diesen Maßregeln verfuhr er mit Schonung und Mäßigung, um den Feldzug gegen Mithridates alsbald antreten zu können, und ließ sogar geschehen, daß neben dem von ihm vorgeschlagenen und der Partei der Vornehmen angehörenden Gn. Octavius auch der tapfere, aber selbstsüchtige Demokratenführer Luc. Cornelius Cinna zum Consul gewählt ward, nachdem er eidlich versprochen, die neuen Einrichtungen nicht anzutasten. Durch dieses Zugeständniß hoffte Sulla die gegnerische Partei zu besänftigen.

Sulpicius und Marius. Publ. Sulpicius, als Vaterlandsfeind geächtet, wurde bei Laurentum ergriffen und getödtet; sein nach Rom gesandtes Haupt wurde auf dem Markte nach Sulla's Anordnung zur Schau gestellt, „auf derselben Rednerbühne, wo er selbst noch wenige Jahre zuvor in voller

Jugend- und Rednerkraft gestanden hatte." Die andern Geächteten entgingen ihren Verfolgern. Mit der größten Spannung forschte man nach dem Schicksale des Marius, der, von Mördern und Schergen verfolgt, unter tausend Gefahren und Abenteuern auf geheimen Wegen in Unteritalien umherirrte, bis er endlich, mit seinen Schicksalsgefährten vereinigt, über Sicilien nach Afrika entkam. Er hatte sich in Ostia eingeschifft, um zur See seine Rettung zu suchen, aber ungünstige Winde und Mangel an Lebensmitteln zwangen ihn, am Vorgebirge Circeji anzulegen und auf gut Glück mit wenigen Begleitern ins Weite zu gehen. Es war ein klägliches Schauspiel, als der alte wohlbeleibte und von Gichtschmerzen geplagte Consular, der einst Italien von den Cimbern und Teutonen befreit, jetzt zu Fuße unter Angst und Noth, unter Hunger und Entbehrung nach Rettung lief, die Nacht auf harter Erde im Gebüsch zubrachte und aus Furcht vor den Reitern, die überall umherstreiften und nach ihm fahndeten, die Wege und Wohnungen der Menschen mied. Und dennoch hielt er auch jetzt noch den Glauben fest, daß ihm noch ein siebentes Consulat beschieden sei, und richtete mit zuversichtlichen Worten die verzagenden Gefährten auf. Als sie in die Nähe von Minturnä an der Mündung des Liris kamen, sahen sie eine Reiterschaar aus der Ferne heransprengen. Mit Mühe erreichten sie die Küste, wo zwei Kaufmannsschiffe die Flüchtigen aufnahmen. Kaum aber hatten sich die Verfolger mit drohenden Worten entfernt, so steuerten die ängstlichen Schiffer nach der Mündung des Flusses, der sich hier im Sumpfe ausbreitet, beredeten Marius auszusteigen, um seines ermatteten Körpers zu pflegen, und segelten dann, während jener am Strande schlief, mit vollen Segeln davon. Nun watete der alte Feldherr durch die tiefen Sümpfe und die mit Wasser und Schlamm angefüllten Gräben nach einer Hütte zu; aber ehe er dieselbe erreichte, wurde er von den Spähern eingeholt, aus dem Sumpfe und Schilfhaufen, wo er sich niedergelegt, herausgezogen und halbentkleidet nach Minturnä an die Stadtbehörde abgeliefert. Die Rathsherren ließen ihn in Haft bringen und schickten einen cimbrischen Sklaven in das dunkle Gemach, um den Geächteten zu tödten. Dieser aber erschrak vor den flammenden Augen des Greisen und vor der gewaltigen Stimme, mit der ihm derselbe zurief: „Mensch, du erkühnest dich, den Gaj. Marius zu tödten?" Er warf das Schwert von sich und stürzte zur Thür hinaus. Als dies den Beamten gemeldet wurde, erfaßte sie Scham und Reue, „daß der Retter Roms größere Ehrfurcht finde bei den Sklaven, denen er die Knechtschaft, als bei den Mitbürgern, denen er die Freiheit gebracht hatte"; sie lösten seine Fesseln, versahen ihn mit den nöthigen Bedürfnissen und brachten ihn zu Schiffe nach der Insel Aenaria (Ischia). Dort vereinigten sich die noch lebenden Verbannten mit ihm und segelten dann nach Sicilien. Als sie am Eryx ans Land stiegen, um Wasser zu holen, wäre Marius beinahe in die Hände des römischen Quästor gefallen. Sein Glück rettete ihn jedoch auch aus dieser Gefahr. Darauf setzten die Geächteten ihren Lauf fort und erreichten die Küste Afrikas. Marius wollte an der Stätte, wo Karthago gestanden, ans Land steigen, aber der Statthalter der Provinz Afrika ließ ihm sagen, wenn er das Ufer betrete, werde er die Beschlüsse des Senats vollziehen. Da schaute Marius den Diener, der auf Antwort harrte, mit wildem Blicke an und sprach dann nach langem Schweigen: „Melde dem Prätor, du habest den Gaj. Marius als Flüchtling auf den Trümmern Karthago's sitzen sehen." Die ehemalige Weltstadt in ihren Ruinen und der alte Consular in seinem Elend waren großartige Beispiele des wechselnden Erdenglücks. Sie segelten weiter nach Numidien, in der Hoffnung, bei König Hiempsal eine Zufluchtsstätte zu finden. Dieser hielt sie mit Versprechungen und glatten Worten einige Zeit hin, faßte dann aber den Entschluß, sich ihrer zu bemächtigen und sie entweder zu tödten oder als Geißeln zu bewahren. Mit Hülfe einer der königlichen Nebenfrauen, die dem jüngern Marius, einem Manne von großer Schönheit, ihre Gunst zuwendete, entgingen sie jedoch auch dieser Gefahr. Vom Schiffe aus erblickten sie noch die Reiter, die sie gefangen nehmen sollten. Nun hielten sie sich auf der kleinen Insel Kerkina vor der tunesischen Küste so lange auf, bis die veränderte Lage der Dinge in Rom ihnen die Rückkehr nach der Heimath gestattete.

87. §. 212. Nach Herstellung der Ruhe in Rom setzte Sulla nach Griechen-
86. land über, erstürmte nach harter Belagerung das ausgehungerte Athen, das durch ein furchtbares Blutbad für seinen Abfall büßte, und besiegte den pontischen Feldherrn Archelaos trotz der Ueberlegenheit seiner Truppenzahl und Reiterei in der blutigen Schlacht bei Chäronea so vollständig, daß kaum der zwölfte

Mann sich rettete. Dennoch war die Lage Sulla's, der von keiner Kriegsflotte unterstützt ward und bei der Geldnoth der Regierung nur geringe Hülfsmittel aus Rom ziehen konnte, sehr mißlich, besonders als bald nachher die Demokraten in der Heimath wieder die Herrschaft erlangten und seine Unternehmungen zu durchkreuzen suchten. Aber Sulla's Kriegstalent und Vaterlandsliebe überwanden alle Schwierigkeiten. Er ließ den demokratischen Feldherrn L. Valerius Flaccus, Cinna's Amtsgenossen, ungehindert durch Makedonien und Thrakien nach Kleinasien ziehen (wo bald darauf ein Militäraufstand, den sein bisheriger Unterfeldherr G. Flavius Fimbria angestiftet, ihm das Leben raubte und seinen Gegner an die Spitze des Heeres führte), und brachte dann dem pontischen Feldherrn Dorylaos, der mit Verstärkungen herbeigekommen war, bei
Orchomenos eine zweite vollständige Niederlage bei, wobei der größte Theil der 85.
Feinde theils durch das Schwert, theils in den kopaischen Sümpfen umkam. Dieser Sieg führte ganz Griechenland wieder unter Roms Herrschaft und bewog den pontischen König, dessen Grausamkeit und despotische Willkür seinen früher so gefeierten Namen bei den Griechen in Asien und auf den Inseln zum Entsetzen gemacht hatte, und dessen Heer mittlerweile von dem Demokratenführer Fimbria aufs Haupt geschlagen worden war, mit Sulla Unterhandlungen anzuknüpfen. Der aristokratische Kriegsheld, begierig sich an seinen politischen Widersachern zu rächen, ging auf die Anerbietungen ein und schloß mit Mithri-
dates einen Frieden, in welchem Rom nicht nur seine frühere Herrschaft über 84.
ganz Vorderasien wieder erlangte, sondern auch noch durch eine große Geldsumme und durch Abtretung der pontischen Flotte entschädigt ward. Die abgefallenen Städte und Provinzen wurden an ihrem Gut schwer gestraft. Außer einer Kriegslast von 20,000 Talenten (34 Mill. Thlr.) mußten die Steuerpflichtigen alle seit den fünf letzten Jahren rückständigen Zehnten und Zölle entrichten. Durch Gelderpressungen in Armuth und Elend versetzt, wurden sie die Beute römischer Wucherer. Fimbria, der demokratischen Gegenpartei angehörend, wurde trotz seines siegreichen Kampfes wider Mithridates und seiner mannhaften Haltung, als Gesinnungsgenosse des Marius angefeindet und verfolgt. Von Sulla bedroht und von seinen Soldaten verlassen, tödtete er sich selbst im Tempel des Heilgottes zu Pergamum. Durch die Zerstörung von Neu-Ilium, das sich der Gegenpartei angeschlossen, hat er seinen Namen geschändet.

Die bei der Eroberung Athens bewiesene rohe Zerstörungswuth und Raubsucht machte Sulla's Namen zum Schrecken und Abscheu aller Griechen. Er verschonte weder die herrlichen Bauwerke Athens, die langen Mauern, die Akademie, das Lykeion u. a., noch achtete er die Tempel und Heiligthümer altehrwürdiger Vorzeit. Selbst den delphischen Tempel beraubte er seiner letzten Weihgeschenke, und Theben ging durch ihn seinem völligen Untergang entgegen. Der Kunstsinn mußte auch bei einem Sulla der Habgier und Genußsucht weichen. Bei der Eroberung Athens fielen die bisher verborgen gehaltenen Schriften des Aristoteles und Theophrast in die Hände des Siegers, der sie bekannt machte und dadurch der Nachwelt erhielt (§ 115).

§. 213. Indessen hatte in Rom der demokratische Consul Cinna gegen sein Versprechen den Versuch gemacht, Sulla's Einrichtungen wieder umzustürzen, die Geächteten in ihrer Ehre herzustellen und den Neubürgern und Freigelassenen die Aufnahme in die alten Tribus mit vollem Bürgerrecht zu verschaffen, war aber nach einem blutigen Straßenkampf von der Aristokratenpartei des Consulats

beraubt und mit dem tapfern und edlen Demokratenführer **Sertorius** und vielen seiner Anhänger aus der Stadt vertrieben und mit der Acht belegt worden. Rachedürstend sammelte er Schaaren unzufriedener Neubürger, Bundesgenossen und Sklaven, denen er die Freiheit verhieß, um sich und rief seinen Freund **Marius** von den **Trümmern Karthago's** zu seinem Beistande.
87. Dieser folgte rasch dem Ruf, sammelte in Etrurien eine Kriegsschaar, bestehend aus abgehärteten Bauern, verwegenen Räubern, rechtlosen Freigelassenen und Halbbürgern, und zwang, in Verbindung mit Cinna, die durch Hunger, Seuchen und Zwietracht entkräftete Stadt zur Uebergabe. Jetzt ließ Marius, durch die zitternden Senatoren von der Acht befreit, seinem Rachegefühl freien Lauf. Banden roher Krieger durchzogen raubend und mordend die Straßen der Hauptstadt. Die Häupter der Aristokratenpartei, unter ihnen die edelsten, durch Ahnen und Großthaten ausgezeichneten Senatoren und Consularen (der Besieger der Cimbern **Catulus**, der Redner **Antonius**, Lucius und Gaj. **Cäsar**, Publ. **Crassus** und sein Sohn u. a. m.), wurden erschlagen, ihre Häuser geplündert und verwüstet, ihre Güter eingezogen und ihre Leichen unbeerdigt den Hunden und Raubvögeln preisgegeben. Rom fühlte fünf Tage und Nächte lang alle Schrecken und Gräuel einer eroberten Stadt. Nach gesättigter Rache ließ sich Marius zum siebentenmal zum Consul wählen und erreichte so das Ziel, das ihm einst in der Jugend ein Orakelspruch zugesichert und dem der abergläubische Mann seit vielen Jahren rastlos nachgejagt war. „Was er wünschte, hatten die Götter ihm gewährt; aber auch jetzt noch wie in der alten Sagenzeit übte sie die verhängnißvolle Ironie, den Menschen durch die Erfüllung seiner Wünsche zu verderben. In seinen ersten Consulaten der Stolz, im sechsten das Gespött seiner Mitbürger, stand er jetzt im siebenten belastet mit dem Fluche aller Parteien, mit dem Hasse der ganzen Nation; er, der von Haus aus rechtliche, tüchtige, kernbrave Mann, gebrandmarkt als das wahnwitzige Oberhaupt einer ruchlosen Räuberbande." Die furchtbare Aufregung, in welche ihn die eigene Mordwuth und die mit Neid gepaarte Furcht vor Sulla's Glück und Rache versetzten, verscheuchte die Ruhe aus seiner Seele, den Schlaf von seinen Augen; rastlos trieb er sich umher und suchte mit Wein sich zu betäuben, bis ein hitziges Fieber mit wilden Phantasiebildern nach siebentägigem Krankenlager seinem Leben ein Ende
13. Jan. 86. machte. Bei der Nachricht von seinem Tode athmete Rom und Italien auf, wie einst bei der Kunde von der siegreichen Teutonenschlacht. Viertausend seiner ruchlosesten Genossen ließ Sertorius einige Zeit nachher niederstoßen. Zwei Jahre später wurde Cinna, der mehrere Jahre lang das Consulat ohne Wahl der Volks-
84. versammlung eigenmächtig geführt hatte, in einem Soldatentumult getödtet und dadurch die Demokratenpartei der **Marianer** ihrer fähigsten Häupter beraubt, zu einer Zeit, da Sulla nach glücklicher Beendigung des Mithridatischen Kriegs
83. in Italien landete. Mit vaterländischem Sinn hatte er bisher alle Aufforderungen der flüchtigen Aristokraten zur Privatrache abgewiesen, bis der Landesfeind besiegt und die Reichsgrenze hergestellt war. Während man seine Freunde mordete, seine Familie ins Elend trieb, war er ungeirrt auf seinem Posten geblieben.

§. 214. Unterstützt von den Aristokraten, die von allen Seiten herbeiströmten, rückte Sulla auf Rom los. In Unteritalien schlug er in mehreren glücklichen Treffen die demokratischen Consuln und brachte ihre Truppen auf seine

Seite, trieb dann den jungen Marius, der vor seinem Weggang aus der 82.
Hauptstadt die noch vorhandenen Männer der Gegenpartei, darunter den ehrwürdigen Oberpriester Q. Mucius Scävola, hatte niederstoßen lassen, nach dem glücklichen Treffen am „Hafen des Sacer" in dem festen Präneste (Palestrina) durch enge Belagerung zum Selbstmord und vernichtete endlich in einer furchtbaren, mörderischen Schlacht vor den Thoren Roms (porta Collina) die Partei der Marianer und der empörten Samniten. Sulla hatte zwar bei seiner Landung allen Neubürgern und Italikern die neuerworbenen politischen Rechte zugesichert, um sie nicht in das Heerlager der Feinde zu treiben; aber die sabellischen Stämme, in denen die kühnen Feldherren Pontius von Telesia und M. Pomponius den alten Kriegsmuth und Römerhaß geweckt, hatten den Kampf vorgezogen, um ihre während der Demokratenherrschaft erworbene unabhängige Stellung nicht einzubüßen, und die Absicht ausgesprochen, die Stadt Rom, „den Wald der Wölfe", von Grund aus zu zerstören. Sulla's
Sieg vor dem collinischen Thor rettete die Hauptstadt vom sichern 25. Oct. 82.
Untergang und war zugleich der Todesstoß der Demokraten, deren ganzes Heer in dem Treffen mitgefochten hatte. 4000 Gefangene wurden einige Tage nachher im Circus niedergestoßen, während Sulla den Senat in dem nahen Tempel der Bellona zu einer Berathung versammelt hatte. Das Angstgeschrei der dem Tode Geweihten, das Aechzen der Verwundeten, das Stöhnen der Sterbenden drang in die Halle der Versammlung. Die Senatoren horchten, erbebten und fügten sich zitternd den Machtgeboten des Gewaltigen. In den empörten Städten Latiums und Campaniens warfen die Bürger, an aller Rettung verzweifelnd, den Feuerbrand in ihre Häuser und tödteten sich und die Ihrigen mit eigener Hand, um den verhaßten Gegnern die Rache und Beute zu entziehen. Hunderttausend Menschenleben hatte der Bürgerkrieg schon weggerafft, als Sulla (der Glückliche genannt) zur Vervollständigung seines Sieges die **Aechtungstafeln** (Proscriptionen) bekannt machte, worauf die Namen derjenigen Marianer standen, die von Jedem getödtet und ihrer Habe beraubt werden durften. Dadurch wurden alle Bande des Bluts, der Freundschaft, des Gastrechts und der Pietät zerrissen; Söhne wurden wider ihre Väter, Sklaven wider ihre Herren bewaffnet; den Hehler traf dieselbe Strafe, wie den Geächteten, während der Angeber einen Theil der Güter erhielt. Ueber hundert Senatoren und Consularen und über zweitausend Ritter fanden ihren Tod. Das Grab des Marius wurde aufgerissen und seine Asche in den Anio gesenkt, seine Siegeszeichen wurden umgestürzt, sein Adoptivneffe M. Marius Gratidianus, der volksbeliebte Prätor, aus seinem Versteck gezogen und am Grabe des Catulus unter grausamen Martern hingerichtet. Gräuel, Schrecken und sittliche Entartung herrschten überall. Durch dieses Proscriptionsgesetz wurde Niederträchtigkeit zum Verdienst, Edelmuth zur Schuld gestempelt. „Das Morden wurde durch Sulla zur Kunst, erfinderisch lieh er dem Tode unzählige Gestalten, um die Qualen der Opfer zu vermehren." Die wildesten Leidenschaften rasten viele Monate hindurch ungefesselt in Rom und Italien. Sulla, auf unbestimmte Zeit zum **Dictator** ernannt und mit königlicher Machtvollkommenheit „zur Abfassung von Gesetzen und zur Ordnung des Gemeinwesens" ausgerüstet, erließ hierauf die **Cornelischen Gesetze**, wodurch die ganze Staatsgewalt in die Hände der Aristokraten kam, den Rittern das

Richteramt entzogen und die Besteuerung der Provinzen und die Lage der untern Volksklassen neu geordnet wurden. Der durch Sulla's Anhänger und viele Mitglieder aus dem Ritterstand auf 500 vermehrte **Senat** besorgte fortan die oberste **Gerichtsbarkeit** und leitete die **Gesetzgebung** und **Verwaltung**, während die **Volksversammlungen** (durch Aufhebung des **Berufungs-Rechts**) beschränkt wurden und das **Tribunat** auf einige Zeit zu einem Schatten ohne Macht herabsank. Ohne Erlaubniß des Senats durfte weder ein Tribun noch ein anderer Beamter zum Volke sprechen. — Nach Vollendung
79. dieser Einrichtungen zog sich Sulla auf sein Landgut bei Cumä zurück, wo er bald, sei es an einem Blutsturz, sei es an einer schrecklichen, durch Schwelgerei und übermäßigen Sinnengenuß heibeigeführten Krankheit im sechzigsten Lebens-
78. jahre verstarb. Seine Leiche wurde in endlosem Zuge, die bekannten Feldzeichen und Ruthenbündel voran, nach Rom getragen, dort unter den großartigsten Trauerfeierlichkeiten mit zweitausend goldenen Kränzen geschmückt, den letzten Ehrengaben der treuen Legionen, der Städte und Freunde, auf dem Marsfelde den Flammen übergeben und seine Asche neben den Gräbern der alten Könige beigesetzt. Das Laster war sein Stolz, und Mimen, Possenreißer und Buhlerinnen bildeten seinen liebsten Umgang in den müßigen Stunden und bei der schwelgerischen Tafel. Daß er, von den Leichen seiner Erwürgten umgeben, sich glücklich nennen konnte, zeugt von seiner harten, gefühllosen Seele. Ohne Glaube an eine höhere Weltordnung vertraute er seinem Glück und seinem starken Geist, sah in den Wechselfällen des Lebens nur das Walten des Zufalls und suchte durch pünktliche Beobachtung abergläubischer Religionsvorschriften, durch Opfer und Weihgeschenke an die Götter die Stimme seines Gewissens zu ersticken. Seine **Denkwürdigkeiten** sind nicht auf unsere Zeit gekommen.

„Sulla war schön," sagt Drumann, „ehe das Laster ihn zeichnete. Er bezeugte es sich selbst und die Gunst der Frauen scheint es zu bestätigen. Seine Augen waren blau, und seine Haare blond. Aber er alterte äußerlich vor der Zeit; nur der Zorn und widrige Auswüchse färbten sein bleiches Gesicht, und Blick und Miene verriethen nur noch Lüsternheit und Hohn. Seine Ausschweifungen bestraften sich auch durch Krankheit: doch unterlag er erst dann, als er dem gewöhnlichen Lebensziele nahe war. — In seinem starken Körper wohnte ein noch stärkerer Geist. Für Sulla bedurfte es keiner Lehrzeit, kaum der Erfahrung, um im Rathe und im Felde der Erste zu sein; er erhaschte tändelnd, was Andere erringen, und lebte seinem Genius, weil er seiner gewiß war. — Ohne gelehrt zu sein, oder sich anders als zu seiner Unterhaltung mit der Literatur zu beschäftigen, war er doch selbst mit der griechischen vertraut." „Wohl hatte Sulla Ursache, seinen Stern zu preisen", bemerkt Mommsen. „Die launenhafte Göttin des Glücks schien hier einmal die Laune der Beständigkeit angewandelt zu haben und darin sich zu gefallen, auf ihren Liebling an Erfolgen und an Ehren zu häufen, was er begehrte und nicht begehrte." Mag man indessen in seinem politischen Wirken immerhin einen großen staatsmännischen Geist erkennen, der Mißbrauch seiner Macht und die Aechtungstafeln haben einen finstern Schatten auf seinen Namen geworfen und sein Andenken gebrandmarkt.

§. 215. **Die Sullanische Verfassung.** Sulla's **Aechtungsgesetz** erklärte selbst die Kinder und Enkel der Verurtheilten, deren auf der entsetzlichen Bluttafel bezeichnete Zahl sich zuletzt auf 4700 belief, für ehr- und rechtlos und für amtsunfähig. Das confiscirte Gut kam in die Hände der Genossen, Wohldiener und Freunde des „Glücklichen." Sulla's **Ackergesetz** entriß seinen proscribirten Gegnern ihr **Landeigenthum**, mit dem sich sofort seine habgierigen Anhänger bereicherten, vernichtete das **Neubürgerrecht** und schuf für seine Soldaten **Militärcolonien** mit **römischem Vollbürgerrecht** (in Präneste, Spoletium, Fäsulä, Volaterrä, Arretium u. a. O.), eine Einrichtung, die eine Menge unruhiger, kriegslustiger, jedem Machthaber

dienstbarer und feiler Bürger erzog. Denn Sulla's kalt berechneter Plan war, in den Städten und Landschaften, welche es mit der Gegenpartei gehalten hatten, die Bevölkerung zu erneuern, Geld und Gut von den bisherigen Besitzern auf andere zu übertragen. Den Freigelassenen wurde das unbeschränkte Stimmrecht wieder entzogen und für sie das frühere Verhältniß hergestellt; die Getreidevertheilungen an das Volk hörten auf, und das System der Verpachtung der Zehnten und Zölle in Asien wurde durch regelmäßige Steuerumlagen ersetzt. Ferner umgab er sich mit einer Art Leibwache, indem er 10,000 handfeste und verwegene Sklaven mit der Freiheit beschenkte und sie unter dem Namen Cornelier zu seinen Clienten machte. Lucius Sergius Catilina, der Mörder seines Bruders und Schwagers und in der Folge der Urheber einer auf den Untergang Roms zielenden Verschwörung (§ 221), war der Führer einer aus verwilderten und entmenschten Galliern bestehenden Mordbande. Auch die Zahl der Beamten wurde vermehrt (die der Prätoren auf 8, der Quästoren auf 20, der Auguren und Pontifices auf 15), die Bestimmung über die Zwischenzeit in der Aufeinanderfolge der Aemter dahingeordnet, „daß zwischen der Bekleidung zweier ungleicher Aemter mindestens zwei, zwischen der zweimaligen Bekleidung desselben Amtes mindestens zehn Jahre verfließen sollten", und endlich die peinliche Gesetzgebung über alle Arten von Verbrechen geregelt und genauer bestimmt. Der Senat wurde durchaus auf directe Volkswahl gegründet und die von den Censoren alle fünf Jahre besorgte Revision der Rathliste abgeschafft, dagegen wurde die Wahl der Priester der Volksversammlung entzogen und den Priestercollegien das Recht der Selbstergänzung zurückgegeben. Den Volkstribunen ließ Sulla nur noch das Recht der Einsprache (Intercession) gegen Urtheilssprüche, belegte den Mißbrauch dieses Rechts mit schweren Geldstrafen und setzte fest, daß die Bekleidung des Tribunats in Zukunft zur Uebernahme eines höheren Amtes unfähig machen sollte. Die Consuln und Prätoren sollten künftig ausschließlich die bürgerliche, die Proconsuln und Proprätoren fortan ausschließlich die militärische Gewalt üben und in Italien regelmäßig keine Truppen stehen. Da die Proconsuln und Proprätoren nur vom Senat ernannt wurden, so war dadurch die ganze Militärmacht in seinen Händen. — Das Gerichtswesen wurde nicht nur dadurch gänzlich umgeändert, daß die Geschworenen wieder aus dem Senatorenstand gewählt wurden und unter der obersten Leitung der Prätoren standen, sondern Sulla vermehrte auch die Zahl der Geschwornenhöfe durch Zuweisung der verschiedenen Verbrechen an besondere Geschwornencommissionen, durch Errichtung von Specialgerichten mit besonderen Prozeßordnungen und durch Scheidung der Criminal- und Civilsachen. Eines der folgenreichsten Erzeugnisse der Sullanischen Zeit war die Entwickelung eines selbständigen römischen Municipalwesens, die organische Einfügung der Stadtgemeinde in den Staat. In ganz Italien wurde eine große Anzahl Vollbürgergemeinden organisirt und den Staatsbehörden und der obersten Justizverwaltung in Rom untergeordnet. — Den Uebermuth und Trotz der Feldherren, die sich der neuen Ordnung nicht fügen wollten, wies Sulla durch Ernst und Strenge in die gesetzlichen Schranken.

Aber diese eingreifende Gesetzgebung, die alle menschlichen und bürgerlichen Rechte schonungslos den Parteiinteressen zum Opfer brachte, hatte viele Widersacher. Den „Männern des positiven Rechts", den Advocaten und Sachwaltern, war das Schalten mit dem Leben und Eigenthum der Bürger und Städte ein Gräuel; die gemäßigte Senatspartei wünschte durch Zugeständnisse an die Demokraten diese von neuen Aufstandsversuchen abzuhalten; die Landschaften zwischen dem Po und den Alpen waren durch das gewährte „latinische Recht" nicht befriedigt; die Bürgerschaften, die einen großen Theil ihres Grundvermögens durch Confiscation eingebüßt hatten, trugen tödtlichen Haß gegen die sullanischen Kriegsleute, die in ihre Mitte eingetreten waren; die Freigelassenen und Neubürger suchten wieder die frühere Stellung zu erwerben, aus der sie Sulla's Machtspruch hinausgedrängt hatte. Dazu kamen noch die Flüchtigen und Geächteten, von denen sich viele als Räuber und Bettler in ihren ehemaligen Wohnsitzen umhertrieben, und ihre Kinder und Verwandten, die um Ehre und Gut gekommen waren, die große Menge verschuldeter und ruinirter Männer, und die neuangesiedelten Soldaten, die, ohne Lust zu Arbeit und ehrlichem Erwerb und ohne Fähigkeit zum Ackerbau, nur in der Fortdauer der revolutionären Anarchie ihr Heil erblickten. Aus diesen verschiedenen Elementen bildete sich eine mächtige Opposition, die bald nach Sulla's Tode neue Stürme über den Staat brachte. Die Lage des Senats, dem der Dictator alle Gewalt zugewendet hatte, war gegenüber diesen unruhigen Bestandtheilen, gegenüber dem Trotz der Statthalter und Feldherren in den Provinzen und der gährenden

und beweglichen Volksmasse in der Hauptstadt, wie die „einer von allen Seiten ausgesetzten und bedrohten Festung", eine Lage, die um so schwieriger werden mußte, da kein Führer vorhanden war, der Sulla's Stelle hätte einnehmen können, der nur von ferne die Energie des Wollens und Handelns besessen hätte, die zur Behauptung der begründeten Verhältnisse erforderlich gewesen wäre. Diesen Mangel suchte die Aristokratie mittelst Verbindungen zu gemeinschaftlichen Zwecken zu ersetzen, wodurch die Leitung der Dinge in die Hände der „Coterien", der Sodalitäten kam und das Klikewesen, die „Häterie mit ihren geschlossenen Banden" den ganzen Staat durchdrang, zersetzte und beherrschte; und das Ziel und die Seele dieser Genossenschaften mit ihren Ränken und Cabalen war Befriedigung der Selbstsucht, der Eitelkeit, des persönlichen Interesses. Es war zunächst die Wirkung dieser Oppositionsthätigkeit, daß noch in Sulla's Todesjahr ein zweideutiger Charakter, M. Aemilius Lepidus, der aus unlautern Gründen das Lager der Sullaner verlassen hatte, unter Pompejus' Beistand zum Consul gewählt ward. „Einst ein eifriger Optimat, und, stark betheiligt bei den über die Güter der Geächteten angestellten Auctionen, hatte er als Statthalter von Sicilien die Provinz so arg geplündert, daß ihm eine Anklage drohte, und um dieser zu entgehen, sich in die Opposition geworfen." Ermuthigt durch die Erfolge des Sertorius in Spanien (§. 216), verlangte er mit den Waffen in der Hand die Herstellung der früheren Tribunengewalt und die Wiedereinsetzung der Vertriebenen in ihr Bürgerrecht und Eigenthum, erlag aber der Aristokratenpartei. Nach zwei verlornen Treffen schiffte er mit dem Reste des Heeres nach Sardinien, starb jedoch kurz nach seiner Landung.

4. Die Zeiten des Gnejus Pompejus.

a) Sertorius.

§. 216. Die geächteten und verfolgten Marianer, die in fernen Ländern und Küsten umherirrten, sammelten sich um den Demokraten Q. Sertorius, dem es durch sein kluges und freundliches Benehmen, wie durch seine Rechtschaffenheit und kriegerischen Tugenden gelungen war, das Zutrauen der unterjochten Völkerschaften in Spanien und Portugal zu gewinnen und daselbst eine unabhängige, aus Römern und Eingebornen gebildete Republik zu gründen. Mit einem geringen Heer römischer Demokraten und lusitanischer Freiwilligen
79 ff. durchzog der „neue Hannibal", wie ihn seine spanischen Krieger nannten, siegreich die pyrenäische Halbinsel bis an den Ebro, schlug mehrere Statthalter aufs Haupt und brachte selbst den Q. Metellus Pius, einen geschickten, wenn gleich allzu methodischen Feldherrn, in große Verlegenheit, indem er jede entscheidende Feldschlacht mied, aber nicht von seiner Seite wich und ihm die Zufuhr abschnitt. Tausende der edelsten Spanier schwuren dem ritterlichen und leutseligen Schaarenführer Treue bis in den Tod. Es schien, als ob sich der Westen von Rom ablösen sollte. Ein aus den Häuptern der Emigranten gebildeter Senat von 300 Mitgliedern verwaltete die pyrenäische Halbinsel nach Art des römischen; Corsaren vermittelten den Verkehr zur See mit Italien und Kleinasien; Mithridates schloß ein Bündniß mit dem Demokratenführer, welcher ihm gegen Schiffe und Geld geschickte Offiziere überließ und ihm die Abtretung der kleinasiatischen Bundesstaaten mit Ausnahme der Provinz Asia versprach. Stark durch seinen erfinderischen Geist wie durch die Anhänglichkeit des spanischen Volkes, widerstand Sertorius mehrere Jahre lang mit Glück und Ruhm den Angriffen der Feinde, dem Gold und den Waffen des Metellus Pius wie der Tapferkeit und Kriegskunst des Pompejus. Erst als der wackere Anführer auf Anstiften Perpenna's von seinen neidischen Genossen bei einem
72. Gastmahl im spanischen Osca ermordet worden war, gelang es dem kriegskun-

digen **Pompejus**, der sich als Jüngling an Sulla angeschlossen und nun als das Haupt der Aristokraten galt, die Insurgenten zu überwinden und ihre neue Republik wieder zu unterwerfen. Seine milde, versöhnliche Natur, sein freundliches, volksthümliches Wesen, sein unbescholtener Charakter, der aus seinem „ehrlichen Gesicht" hervorleuchtete, machten ihn zu einem glücklichen Vermittler der feindseligen Richtungen. Halb Held, halb Abenteurer wußte der unternehmende Feldherr aus dem Sabinerlande, der kräftige, gewandte Reiter und Fechter durch seine stattliche Gestalt, seine ritterlichen Manieren, sein würdevolles Aeußere, seine persönliche Tapferkeit die Phantasie des Volkes und die Streitlust der Krieger zu wecken und zu beleben. Den verrätherischen Perpenna lieferte er in die Hände des Scharfrichters und die Briefschaften des Sertorius, durch deren Auslieferung sich jener Elende das Leben zu retten hoffte, übergab er ungelesen den Flammen. Ein Theil der Emigranten wurde in Gallien als Gemeinde der „Zusammengelaufenen" angesiedelt; einem andern die Rückkehr in die Heimath gestattet. Der Rest setzte sein Abenteurerleben fort.

Sertorius' Ende. Sertorius, sonst ein weicher, gefühlvoller Mann, der mit schwärmerischer Liebe an seiner Mutter hing und bei der Nachricht von ihrem Tode sieben Tage lang sich in seinem Zelte dem tiefsten Schmerze überließ, wurde durch die Schwierigkeiten der Umstände und durch die sich mehrenden Anzeichen von Abfall und Verrath zur Strenge gezwungen. Dadurch wuchs die Zahl seiner Widersacher in seiner nächsten Umgebung; sie verbreiteten ungünstige Gerüchte über die Hoffnungslosigkeit des Kampfes; die Eingebornen, des langen Krieges und der Bedrückung müde, wurden schwierig und verließen seine Fahnen. Gern hätte Sertorius mit Rom seinen Frieden gemacht, wenn man ihm einen ruhigen Aufenthalt im Vaterlande gestattet hätte. Aber die herrschende Aristokratie fürchtete seine Anwesenheit in Rom und Italien, ihre Sicherheit schien seinen Untergang zu fordern. Endlich führte eine geheime Verschwörung, deren Seele Perpenna war, die Katastrophe herbei. Ein untergeschobener Brief meldete dem Feldherrn den Sieg eines seiner Legaten. Zur Feier des glücklichen Tages veranstaltete Perpenna ein Festmahl in Osca, bei welchem jener nicht wohl fehlen durfte. Es ging gegen die gewöhnliche Lagersitte toll zu und die Gäste suchten den Feldherrn, der ein Feind aller Unmäßigkeit und alles Rohen war, absichtlich durch Schwelgen und unanständige Reden zu reizen, um Anlaß zum Streit zu finden. Unwillig warf sich Sertorius auf das Polster zurück. Da ließ Perpenna eine mit Wein gefüllte silberne Schale klirrend auf den Boden fallen. Dies war das verabredete Zeichen. In demselben Augenblick versetzte M. Antonius, der neben Sertorius saß, diesem einen Dolchstich, und als der Getroffene sich aufzurichten versuchte, warf sich der andere auf ihn und hielt ihm die Hände fest, bis die übrigen Mitverschwornen ihn niederstießen. So endete einer der edelsten und größten Männer, die Rom hervorgebracht. Der tapfere Held erlag wehrlos den Streichen einer verruchten Bande, zu deren Führer ihn das Geschick bestimmt hatte. Die wenigen Getreuen, die, ohne in die Verschwörung eingeweiht zu sein, an dem Gelage Theil genommen, starben mit dem Feldherrn. „Die Geschichte liebt die Coriolane nicht; auch mit diesem hochherzigsten, genialsten bedauernswerthesten unter allen hat sie keine Ausnahme gemacht." Perpenna legte sich hierauf den Oberbefehl bei, aber ohne Zutrauen bei den Soldaten wurde sein Heer durch Ausreißen der Eingebornen wie der Emigranten so geschwächt, daß es beim ersten Zusammentreffen mit Pompejus und Metellus geschlagen ward. Die Verschworenen starben nach und nach sämmtlich, bis auf einen einzigen, eines gewaltsamen Todes.

b) Der Sklavenkrieg (73—71).

§. 217. Die Mißhandlungen, denen die zahllosen kriegsgefangenen oder gekauften Sklaven von Seiten habgieriger und gewinnsüchtiger Herren ausgesetzt waren (§. 204), trieben die Unglücklichen zuletzt zur Verzweiflung und führten einen drohenden Befreiungsversuch herbei. Siebenzig Fechtersklaven (Gladia-

73. toren) entflohen in Capua der Geißel ihres Zuchtmeisters, erbrachen die Sklavenkerker in Unteritalien und riefen zum Freiheitskampfe auf. In Kurzem war ihre Zahl auf 50,000 angewachsen. An ihrer Spitze stand der kühne, talentvolle Thraker **Spartacus**, der anfangs die Absicht hatte, die mit erbeuteten Waffen bewehrten Schaaren in ihre Heimath zurückzuführen. Allein die Niederlage und Flucht einiger consularischen Heere, die ihm den Weg verlegten, scheint ihn mit der kühnen Hoffnung erfüllt zu haben, die römische Macht zu stürzen und an den Eroberern des Erdbodens Rache zu nehmen. Groß war der Schrecken der Römer, als eine Legion um die andere den Sklavenrotten erlag und die Barbaren mit entfesselter Wuth Raub, Brand und Mord über Stadt und Land trugen. Aber Mangel an Kriegszucht und Eintracht führte eine Trennung der Sklaven und planlose Streifzüge herbei, wodurch dem **M. Crassus**, dem reichsten Manne in Rom, der mit einem beträchtlichen, durch strenge Mannszucht abgehärteten Heere wider sie auszog, der Sieg zu Theil ward. Er schloß die bruttische Halbinsel, wohin sich die Räuber begeben hatten, durch einen verschanzten Wall von sieben Meilen vom übrigen Italien ab und überwand sie dann im Sonderkampf am Bergwald Sila. Ueber 12,000 Streiter deckten die Wahlstatt, alle mit den Wunden auf der Brust. Zwar glückte es dem Führer selbst, mit einem Theil des Heers nach Lucanien durchzubrechen: aber die
71. mörderische Schlacht am Flusse Silärus (j. Sele), in welcher Spartacus nach heldenmüthigem Kampfe fiel, brach die Macht der Sklaven auf immer. „Verwundet und in die Knie gesunken führte er noch den Speer gegen die andringenden Feinde; der große Räuberhauptmann und mit ihm die besten seiner Gesellen starben den Tod freier Männer und ehrlicher Soldaten." Die Gefangenen wurden unter Martern getödtet, ihre gespießten und zerstückelten Leichname blieben unbeerdigt auf der Landstraße liegen. Einzelne dem Schwert entronnene Schaaren wurden auf dem Marsche nach ihrer Heimath von dem aus Spanien zurückkehrenden Cn. Pompejus vollends vernichtet und dann durch eine Menschenjagd die letzten Funken des gewaltigen Brandes zertreten. „Die schmachvoll verlornen Adler waren also wiedergewonnen." Die Consulwürde für's nächste
70. Jahr war der Lohn der beiden Sieger, die durch Kornspenden, Freigebigkeit und demokratische Einrichtungen (wodurch dem Tribunat seine frühere Macht zurückgegeben und die bisherige parteiische und käufliche Rechtspflege und die Theilung der Richterstellen zwischen den Senatoren und Rittern beseitigt ward) wetteifernd um die Gunst des Volkes buhlten und die strengaristokratische Gesetzgebung Sulla's in ihren wesentlichsten Punkten milderten oder aufhoben. Die Entlassung ihrer beiden Heere sollte den Anfang einer neuen Herrschaft des Gesetzes und des Rechts bezeichnen.

Sklavenaufstände in Sicilien. Crassus. Schon früher hatten die Sklaven, die in ihrer Heimath zum Theil im Wohlstande gelebt und nun durch mühevolle Arbeiten, schmale Kost und widerliche Nachtherbergen in engen Sklavenkerkern zur Verzweiflung gebracht wurden, durch wiederholte Aufstände ihr Loos zu verbessern gesucht. Bereits in den Jahren 136—133 hatten sich auf Sicilien die Sklaven in Masse erhoben und die römischen Heere mit solchem Erfolg bekämpft, daß ihr Führer, der syrische Sklave Eunus, der als Prophet und Wundermann galt, den Königstitel anzunehmen wagte, und die Sklaven und besitzlosen Leute, die sich ihnen anschlossen, fast die ganze Insel inne hatten. Nur mit Mühe und unter entsetzlichen Blutgräueln wurden endlich die Römer des Aufstandes Meister. Nach der Einnahme von Enna ließ der

Consul Publ. Rupilius, wie es heißt, 20,000 Menschen ans Kreuz schlagen. Einige Jahrzehnte nachher, als die reichen römischen Gutsbesitzer während der Adelsherrschaft ihre großen Ländereien hartherzig und eigennützig ausbeuteten, erhoben die mißhandelten Sklaven auf Sicilien abermals die Fahne der Empörung (103) und bemächtigten sich unter ihren Führern, „König" Tryphon und Anthenion, des ganzen flachen Landes. Ein zweiter fünfjähriger Krieg war nöthig, um die Ruhe wieder herzustellen. — Die sprichwörtlich gewordenen Reichthümer des **Crassus** rührten hauptsächlich von dem wohlfeilen Kauf der Häuser und Güter der durch Sulla's Proscriptionen Geächteten her. Auch waren ihm Fälschungen in den Listen nachgewiesen worden, denn in den Mitteln, reich zu werden, war er nicht wählerisch. Sein Vermögen wurde auf 170 Mill. Sesterzen (12 Mill. Thlr.) berechnet, dabei war er leutselig und gefällig. Seine Gewohnheit, den „Freunden" Geld ohne Zinsen auf beliebige Rückforderung vorzuschießen, machte eine Menge einflußreicher Männer von ihm abhängig. Crassus war ein mächtiger Mann; man verglich ihn mit dem Stier der Heerde, den zu reizen für Keinen räthlich war.

c) Der Seeräuberkrieg (67) und der zweite Mithridatische Krieg (74—63).

§. 218. In den unfruchtbaren Gebirgsländern des südlichen Kleinasiens (Kilikien, Karien, Lykien, Isaurien) wohnten kühne Freibeuter (Piraten), die im Bunde mit Kreta, dem alten Piratenstaat, Cypern und andern Inseln gegen tausend kleine schnellsegelnde Schiffe und Barken („Mauskähne") ausrüsteten und damit während der inneren Wirren des römischen Reichs das Mittelmeer durch Seeräuberei beunruhigten, Inseln und Küsten mit Raub und Verwüstung heimsuchten, reiche Tempel plünderten, vornehme Römer als Gefangene fortschleppten, um hohes Lösegeld zu erpressen, und Handel und Wandel störten. Man rechnete über vierhundert von den Piraten eingenommene oder gebrandschatzte Ortschaften, darunter Städte wie Knidos, Samos, Kolophon; aus nicht wenigen früher blühenden Insel- und Küstenplätzen wanderte die gesammte Bevölkerung aus, um nicht von den Seeräubern fortgeschleppt und als Sklaven an die römischen Gutsbesitzer und Großhändler verkauft zu werden. Die große Zahl heimathloser Demokraten, verfolgter Flüchtlinge und verkommener Leute vermehrte ihre Reihen. Sie bildeten einen festgeschlossenen Räuberstaat mit bürgerlicher Ordnung und starkem Gemeingeist, eine politische Macht, mit der Mithridates und die römische Demokratie in Spanien in Verbindung getreten waren. Die wahre Heimath dieses „schwimmenden Flibustierstaates" war die See, in den Felsenburgen Kilikiens, Lykiens und Isauriens bargen sie ihre Weiber, Kinder und Schätze, suchten sie eine sichere Zufluchtsstätte in drohenden Zeitlagen. Die Römer, deren Seewesen während der bürgerlichen Unruhen gänzlich darniederlag, waren nicht im Stande, diesem Unwesen zu steuern, wie tapfer auch Publ. Servilius zu Lande wider sie stritt, so daß er sich durch Zerstörung 79—76.
der Räuberstadt Isaura und anderer Felsenschlösser den Namen des „Isaurers" erwarb. Die Piraterie wurde dadurch eben so wenig unterdrückt, wie durch die von Cäcilius Metellus („dem Kretasieger") bewirkte Eroberung der Insel Kreta; der Uebermuth der Corsaren ging so weit, daß sie die in einem Seetreffen gefangenen Römer an die Mastbäume der erbeuteten Schiffe mit den eigenen Ketten aufknüpften. „Der latinische Bauersmann, der Reisende auf der appischen Straße, der vornehme Badegast in dem irdischen Paradies von Bajä waren ihrer Habe und ihres Lebens keinen Augenblick sicher; aller Handel und aller Verkehr stockte; die entsetzlichste Theuerung herrschte in Italien und besonders in der Hauptstadt." Diese Verhältnisse forderten eine gründliche Heilung. Und von wem anders konnte diese ausgehen als von dem „großen

Pompejus", dem Liebling des römischen Volkes? Zu diesem Behuf wurde, allen
Gegenbemühungen der Aristokratie zum Trotz, von der Bürgerschaft in der
Volksversammlung durch das **Gabinische Gesetz** eine **Küsten- und See-**
67. **Dictatur** über alle Meere, Inseln und Küstenländer zehn Meilen landeinwärts
mit der unumschränktesten Vollmacht auf drei Jahre geschaffen und dem Pom-
pejus übertragen, eine wahrhaft königliche, vom Senat unabhängige Gewalt. Mit
Truppen, Geld und Schiffen aufs Beste ausgerüstet, säuberte Pompejus in
drei Monaten alle Gewässer des Mittelmeers von den verwegenen Seeräubern,
indem er ihre Schiffe aus den entlegensten Gegenden zusammentrieb, sie wie mit
einem Netz umgarnte und in einem entscheidenden Treffen überwand. 1300
Corsarenschiffe mit 10,000 Bewaffneten sollen vernichtet worden, 400 Fahrzeuge
und 20,000 Piraten in die Gewalt des Siegers gefallen sein. Dann eroberte
und zerstörte Pompejus in ihrem eigenen Lande die festen Burgen und Städte
und suchte durch Ansiedelung vieler tausend Gefangenen in der kilikischen Stadt
Soli, die fortan **Pompejopolis** hieß, einem Rückfall in das alte Frei-
beuterleben zu steuern. Zu diesem raschen Erfolg trug seine wohlberechnete Milde
mehr bei als die Furcht vor seinen Waffen. Durch jene öffnete er die Thore
der schwer zugänglichen Seeburgen. Selbst die kretischen Städte ergaben sich
ihm, wurden aber dennoch von dem Aristokraten Metellus noch ferner bekriegt
60. und die ganze Insel endlich in eine **römische Provinz** verwandelt. —
Kaum hatte Pompejus durch Vernichtung dieses Piratenwesens Roms Seeherr-
schaft auf's Neue befestigt, so erlangte er durch das **Manilische Gesetz**
auch den Oberbefehl über die pontischen und armenischen Länder. „Niemals
noch, seit Rom stand, war solche Gewalt in den Händen eines einzigen Mannes
vereinigt gewesen". Die Benennung „König der Könige", die ihm die Griechen
Kleinasiens beilegten, war mehr als eine Schmeichelei.

§. 219. Während der innern Kriege Roms hatte **Mithridates**, der un-
versöhnliche Römerfeind, seine früheren Eroberungs- und Befreiungspläne wieder
aufgenommen, hatte sich mit **Sertorius** in Verbindung gesetzt und war mit
Heeresmacht durch Kappadokien in **Bithynien** (das den Römern von **Niko-**
75. **mēdes** erblich hinterlassen worden) eingerückt, während seine Flotte die römische
Seemacht bekämpfte. Wie im ersten Krieg gab auch diesmal seine Schilderhe-
74. bung das Zeichen zur Ermordung der römischen Familien in den Städten Klein-
asiens. Sieger in einem Seetreffen, war Mithridates mit der Belagerung der
reichen, den Römern verbundenen Inselstadt **Kyzikos** beschäftigt, wurde aber
hier durch die Tapferkeit der griechischen Bürgerschaft so lange hingehalten, bis
73. Licinius **Lucullus** mit einem Heere herbeikam und die durch Hunger und Seuchen
geschwächten Truppen des Königs aufs Haupt schlug. Nur ein kleiner Theil
rettete sich mit Mithridates zur See nach Pontos. Zugleich wurde die feindliche
Flotte im ägäischen Meere zerstreut oder vernichtet. Ermuthigt durch diese Er-
folge, zog dann Lucullus dem Mithridates in sein eigenes Reich nach. Durch
die treuen Galater unter ihrem Fürsten Dejotărus im Rücken geschützt, überschritt
er den Halys und brachte den pontischen König durch die glückliche **Schlacht**
72. **bei Kabeira** in solche Noth, daß er sich mit wenigen Begleitern zu seinem
Schwiegersohn, dem Großkönig Tigranes von Armenien, flüchtete, indeß sein
Reich mit allen Schätzen in die Gewalt der Römer fiel. Nur die griechischen

Küstenstädte Amisos, Sinope, Heraklea leisteten hartnäckigen Widerstand. Aufs Aeußerste gebracht, zündeten sie ihre Häuser an und begaben sich mit ihrer Habe auf die Schiffe. Lucullus stellte Pontos und Kleinasien, das von habsüchtigen Wucherern und Pächtern schwer gedrückt wurde, unter eine neue Verwaltung und geordnete Rechtspflege, und trug dann den Krieg auf eigene Hand wider Tigranes, der seine Herrschaft über den Euphrat bis nach Antiochia und an das syrische Küstenland ausgedehnt und im Osten mehrere armenische Lehnsfürstenthümer geschaffen hatte und dessen ganzes Auftreten, seine Pracht, wie seine Gewaltherrschaft an Salmanassar und Nebukadnezar erinnerte. Weggeführte Culturvölker bildeten die Einwohner seiner neuen riesenhaften „Tigranesstadt" (Tigranocerta), einer Nachahmung von Ninive und Babylon, mit hohen Mauern und weiten Palast-, Park- und Gartenanlagen. Mit einem unermeßlichen Heer eilte Tigranes von dem syrischen Küstenlande nach seiner bedrohten Hauptstadt; seine eisenbedeckten Lanzenreiter allein waren zahlreicher als des Lucullus gesammte Kriegsmacht, die dem Armenier vorkam, als sei sie zur Gesandtschaft zu viel, zum Heer zu wenig. Aber ein einziger Schlachttag vernichtete die zwanzigfach stärkere Armee des Tigranes. Der Bericht des 6. Oct. 69.
Siegers meldete, es seien 100,000 Armenier und 5 Römer gefallen und der König habe Turban und Stirnbinde von sich geworfen, um unerkannt mit wenigen Reitern zu entkommen. Der Sieg von Tigranocerta war einer der glänzendsten Sterne in der ruhmvollen Kriegsgeschichte Roms. Die unterworfenen Völker fielen von dem Zwingherrn ab und huldigten dem Sieger. Nun traf Lucullus Anstalten, das ganze Königreich zu unterwerfen und die römischen Adler in das ferne Parthien zu tragen, als die Legionen, unwillig über den verlängerten Kriegsdienst in dem unbekannten Lande voll reißender Ströme und schneebedeckter Berge und durch Uebelwollende verleitet, dem Feldherrn in der Nähe der alten Hauptstadt Artaxäta den Gehorsam versagten und durch Widersetzlichkeit seine Unternehmungen hemmten. Selbst die unermeßliche Beute, welche die Soldaten in der erstürmten Stadt Nisibis wie vorher in Tigranocerta machten, vermochte die meuterische Stimmung nicht zu unterdrücken. Darüber entkam Mithridates wieder nach Pontos, wo er mit rastloser Thätigkeit neue Kriegsrüstungen machte. Lucullus kehrte nach einem meisterhaften Rückzug zu seinen gepriesenen Reichthümern, Genüssen und Lustgärten in Rom zurück, indeß Pompejus den Oberbefehl über das armenisch-pontische Heer mit seinen übrigen Würden verband und dadurch unumschränkter Gebieter von Asien wurde.

Lucullus. In seinen zahlreichen Palästen, Landhäusern und Gartenanlagen (wo man die ersten Kirschbäume sah, welche er von Kerasus in Pontos nach Europa verpflanzte), hatte Lucullus, ein menschenfreundlicher, gebildeter Herr, große Schätze der Kunst und Wissenschaft gesammelt, die nebst dem zum Sprichwort gewordenen Lucullischen Luxus sein Haus zu einem gesuchten und bewunderten Vereinigungspunkt aller sinnlichen und geistigen Genüsse machten. Habsucht, die Quelle seiner fabelhaften Reichthümer, war das einzige Laster, das man ihm vorwarf. Im Uebrigen galt er für einen tüchtigen General und wohlwollenden, rechtschaffenen Mann, der aber bei den Kriegsleuten wenig beliebt war. „Er war unpopulär," sagt Mommsen, „als entschiedener Anhänger der Oligarchie; unpopulär, weil er in Kleinasien der gräulichen Wucherei der römischen Capitalisten nachdrücklich gesteuert hatte; unpopulär wegen der Arbeiten und Strapazen, die er den Soldaten zumuthete; unpopulär, weil er von seinen Soldaten strenge Mannszucht forderte und die Plünderung der griechischen Städte durch seine Leute möglichst verhinderte, daneben aber doch für sich selber manchen Wagen und manches Kameel mit den Schätzen des

Ostens beladen ließ; unpopulär wegen seiner feinen, vornehmen, hellenisirenden, durchaus nicht kameradschaftlichen und, wo immer möglich, zu bequemem Wohlleben sich hinneigenden Weise. Nicht eine Spur des Zaubers war in ihm, der zwischen dem Feldherrn und Soldaten ein persönliches Band schlingt." Drei Jahre lang wurde ihm die Ehre des Triumphes versagt; als er endlich gestattet wurde, war er einer der glänzendsten in Beziehung auf Beute und Gefangene, aber die Begleitung der Krieger war gering. — Wenn man blos auf die militärischen Leistungen sieht, so hat kaum ein anderer römischer General mit so geringen Mitteln so viel gethan wie Lucullus; das Talent und das Glück Sulla's schienen sich auf diesen seinen Schüler vererbt zu haben. Und dennoch war der glänzende Feldzug fast ohne Resultate; durch die Meuterei der Soldaten gingen die Erfolge eines achtjährigen Krieges wieder verloren. Man mußte die Unterwerfung von Neuem beginnen.

§. 220. In einer nächtlichen Schlacht am Euphrat, in jener schluchtenreichen Berggegend, wo in der Folge Nikopolis (Siegesstadt) angelegt ward, besiegte Pompejus den unermüdlichen Mithridates so vollständig, daß dieser sich
66. mit nur drei Begleitern auf schnellen Rossen nach Kolchis rettete. Was von seinen Truppen nicht dem Eisen der heranstürmenden Römer erlag, ward in dem fürchterlichen Gedränge unter den Hufen und Rädern zermalmt. Dann brachte Pompejus Armenien ohne Schwertstreich in seine Gewalt und zwang den mit seinem eigenen Sohne in Hader lebenden Tigranes zur Unterwerfung und Huldigung. Der gedemüthigte König warf sich dem römischen Feldherrn im Lager bei Artaxata zu Füßen und legte zum Zeichen seiner unbedingten Unterwerfung Diadem und Tiara in seine Hände. Pompejus, erfreut über den mühelosen Sieg, gab ihm die Abzeichen seiner Würde zurück und gewährte ihm den erbetenen Frieden unter der Bedingung, daß er die eroberten Länder aufgab und eine unermeßliche Geldsumme in die Kriegskasse und an die römischen Soldaten entrichtete. Fortan war Tigranes ein römischer Lehnsfürst. Siegreich durchzog Pompejus alsdann auf beschwerlichen Märschen das Flußthal des Kur und den schluchtenreichen Kaukasus, brachte die Iberer, „eine tapfere, wohlgeordnete, ackerbauende Nation", die unter der Leitung von Geschlechtshäuptern und Gauältesten das Land nach Feldgemeinschaft bestellte ohne Sondereigenthum der einzelnen Bauern, so wie die zahlreichen Stämme des bogenbewehrten Hirten- und Reitervolks der Albaner (Alanen) zur Unterwerfung und rückte die Grenzmarken der römischen Republik über den mächtigen Gebirgswall zwischen dem kaspischen und schwarzen Meer. Aus allen seinen Besitzungen vertrieben, faßte der achtundsechzigjährige Mithridates den verzweifelten Plan, an der Spitze seines buntgemischten Heeres durch die Donauländer nach Italien zu ziehen. Aber die Geschicke des greisen Königs sollten sich früher erfüllen. Im Kampfe mit seinem eigenen Sohn Pharnakes von seinen Truppen verlassen und von den gedrückten Unterthanen verrathen, gab er sich selbst im Schlosse zu Panti-
63. kapäon den Tod. Ein lorbeerbekränzter Bote meldete dem römischen Feldherrn im Lager vor Jericho den Untergang des größten Feindes. Nachdem Pompejus
64. noch der kraftlosen Herrschaft der Seleukiden in Syrien (§. 145) durch einen Machtspruch ein Ende bereitet und mehrere Raubfürsten hatte hinrichten lassen, ordnete er die asiatischen Staaten so, daß drei neue Provinzen, Bithynien (mit einem Theil von Pontos), Kilikien (mit Pamphylien und Isaurien) und Syrien (mit Phönizien), dem römischen Gebiet beigefügt wurden, während Groß-Armenien, der nördliche Theil von Pontos (Bosporos), Paphlagonien, Galatien, Kappadokien u. a. zinspflichtigen Königen

unter Roms Oberhoheit zufielen. Dasselbe geschah auch in **Judäa**, wo Pompejus nach der während der Sabbathruhe durchgeführten Erstürmung des **Tempels von Jerusalem** den Makkabäer Hyrcanus (§. 148) als **Vierfürst** (**Tetrarch**) einsetzte, dessen Bruder **Aristobulos** aber, der sich mit seiner fanatischen Partei auf dem steilen Tempelberg drei Monate hindurch mit todesmuthiger Hartnäckigkeit vertheidigt hatte, nebst beider Kinder nach Rom mitnahm, als er zur Feier seines glänzenden Triumphzuges sich dahin begab. Viele Juden gaben sich in der Verzweiflung selbst den Tod, indem sie sich von den Mauern in die Tiefe stürzten oder sich in ihren Häusern verbrannten. Der eigentliche Gebieter des Landes aber wurde Roms Schützling, der schlaue Idumäer **Antipater**, des Herodes Vater. Die Niederreißung der Stadtmauern und der königlichen Schatz- und Zwingburgen sollte allen kriegerischen Bewegungen in Zukunft vorbeugen. Auch der Wüstenfürst Aretas von Damascus reichte kniefällig den Oelzweig als Zeichen der Huldigung und des friedlichen Verhaltens. Eine Anzahl neugegründeter oder hergestellter und vergrößerter Städte mit Allmenden, Gemeindeordnungen, Munizipalrechten sollten dem Raubwesen entgegentreten und Pflanzstätten der römisch-griechischen Cultur und Lebensordnung werden. 63.

Mithridates' Ausgang. **Mithridates**, ein harter Despot, lag häufig im Streit mit seiner Familie. Bei seiner ersten, durch Lucullus bewirkten Flucht aus seinem Reiche hatte er seine sämmtlichen Frauen und Schwestern tödten lassen, damit sie nicht in die Hände der Römer fielen; nur eine einzige, die getreue, männlich gesinnte **Hypsikrateia**, begleitete ihn in persischer Reiterkleidung nach Armenien. Drei Söhne hatte der mißtrauische Vater bereits getödtet, als der vierte, **Pharnäkes**, sich aus Furcht wider ihn empörte und ihn den Römern ausliefern wollte. Umsonst flehte der alte Fürst auf den Zinnen seines Palastes den Sohn um sein Leben, seine eigene Grausamkeit hatte die Herzen der Seinigen wider ihn verhärtet; an seinen Händen klebte das Blut seiner Weiber und Kinder. An seinem Schicksale verzweifelnd, beschloß der Sultan „zu sterben, wie er gelebt hatte". Er nahm von dem Gifte, das er immer bei sich führte, und gab auch seinen Frauen und Töchtern davon; bei den letztern wirkte es sogleich; aber seine eigene abgehärtete Natur, die er an verschiedene Gifte zu gewöhnen gesucht hatte, widerstand demselben, so daß er sich endlich, nach einem mißlungenen Versuch der Selbstentleibung, von einem galatischen Leibwächter niederstoßen ließ. Pompejus befahl, den von dem Sohne ausgelieferten Leichnam in der Königsgruft zu **Sinōpe** beizusetzen; dem **Pharnakes** aber überließ er die Länder am kimmerischen Bosporos als zinspflichtiges Königreich. **Galatien** mit der Stadt Pessinus erhielt König **Dejotărus**. Die größte Sorgfalt wendete Pompejus bei seinen Organisationen dem **Städtewesen** zu. Nicht nur daß er mehrere neue Städte gründete, wie **Pompejopolis** in Kilikien und in Paphlagonien, **Nikopolis** in Kappadokien; viele herabgekommene Orte wurden hergestellt, erweitert und mit Rechten versehen, wie **Kabeira** (**Diospolis**, **Neocäsarea**), **Eupatoria** (Magnopolis), Mazaka in Kappadokien (Cäsarea), andere neu geordnet und mit Grundbesitz beschenkt. In Kilikien und Cölesyrien allein zählte man zwanzig von Pompejus angelegte Städte. Mehrere der ansehnlichsten, wie **Antiochia** am Orontes, Seleukia, Gaza, Phanagoria, Mitylene, erhielten Autonomie und wichtige Privilegien. „So war der Bau des asiatischen Römerstaates vollendet, der mit seinen Lehnkönigen und Vasallen, den **gefürsteten** Priestern (in **Pessinus**, im kappadokischen und pontischen **Comana**, im kappadokischen Morimēne, der Erzpriester des kilikischen Zeustempels u. a.) und der Reihe ganz- und halbfreier Städte lebhaft erinnert an das heilige römische Reich deutscher Nation." Die neue Vermögenssteuer, welche die Lehnsfürsten, die Priester und Städte nach Rom zu zahlen hatten, steigerte die römischen Staatseinnahmen fast um die Hälfte ihres bisherigen Betrags.

d) **Die Catilinarische Verschwörung und M. Tullius Cicero** (63. 62).

§. 221. Einige Zeit, ehe Pompejus seinen zweitägigen prunkvollen Einzug hielt und die Staatskasse mit fabelhaften Reichthümern füllte, hatte sich **M. Tullius Cicero** den Ehrennamen eines „Vaters des Vaterlandes" verdient. Cicero, in einer Provinzialstadt (Arpinum) von bürgerlichen Eltern geboren, hatte sich durch seine Talente, seine Thätigkeit und sein unbescholtenes Leben so ausgezeichnet, daß er, obwohl ein Unadeliger (homo novus), allmählich die meisten Staatsämter und endlich das Consulat erlangte. Er hatte in Athen und Rhodos sich mit solchem Eifer und Erfolg den Wissenschaften der Griechen, besonders der Beredsamkeit und Philosophie, gewidmet, daß er als Staatsmann und Redner mit Demosthenes verglichen werden konnte, und hat über Redekunst und Philosophie gründliche Werke verfaßt. Gegen seine Bürgertugend, seine Vaterlandsliebe und sein bewährtes Rechtsgefühl kommen seine Eitelkeit, Ruhmredigkeit und andere Schwächen nicht in Betracht. Sein häufig durch die Freundschaft für Pompejus bedingter politischer Standpunkt war der eines Vermittlers ohne scharfe Parteistellung. — Unter sei-
63. nem Consulate bildete der Sullaner L. Sergius **Catilina** (§. 215), ein Mann von Kraft und vornehmer Abkunft, aber befleckt durch ein lasterhaftes Leben und gedrückt von Schulden, mit einigen ehrsüchtigen Römern ersten Ranges eine Verschwörung, deren Zweck war, die Consuln zu ermorden, Rom anzuzünden, die Verfassung umzustürzen und in der Verwirrung sich mit Hülfe der Sullanischen Soldaten und des frechen Pöbels der Herrschaft zu bemächtigen und eine Militärdictatur einzurichten. Aber der wachsame Consul Cicero, dessen Eifer seine im Senat gehaltenen, durch Kraft und Lebendigkeit ausgezeichneten vier Reden gegen Catilina beurkunden, vereitelte das frevelhafte Unternehmen, von dem er durch geheime Agenten und verrätherische Genossen unterrichtet worden war. Der schlaue, in der Kunst der Verstellung sehr gewandte Verbrecher ward trotz seiner List und Verschlagenheit von Cicero entlarvt und zur Flucht aus der Stadt genöthigt, worauf der Senat auf Antrag des Consuls und unter Zustimmung des jüngern Cato die Todesstrafe gegen ihn und seine bereits zur Haft gebrachten Mitverschworenen (Lentulus, Cethegus u. A.) aussprach. Die letzteren wurden alsbald, Cäsars Fürsprache ungeachtet, im unterirdischen Gewölbe des capitolinischen Kerkers bei Fackelschein erdrosselt, ohne daß man ihnen den verfassungsmäßigen Weg der Berufung an die Volksgemeinde gestattet hätte; Catilina selbst aber, der mit dem Rest seiner
März 62. Rotte nach Etrurien geflohen war, fand in einem engen, von felsigen Bergen eingeschlossenen Thale bei Pistoria (Pistoja) im muthvollen Kampfe gegen die consularischen Heere seinen Tod. Die Entschlossenheit und der Muth der Kämpfenden wäre einer bessern Sache würdig gewesen. Schon damals meinten Viele, die Fäden der Verschwörung reichten höher hinauf als auf Catilina und Lentulus, und bezeichneten Crassus und Cäsar als die geheimen Mitwisser und Urheber; aber Niemand wagte den „Stier der Heerde" zu reizen.

Mommsen, der in der Catilinarischen Verschwörung den ersten Schritt einer großartigen Umwälzung erblickt, die unter geheimer Mitwissenschaft von Crassus und Cäsar die drohende Uebermacht des Pompejus beseitigen und den Senat durch eine demokratische Militärdictatur verdrängen sollte, macht von den Theilnehmern dieses verbrecherischen Planes folgende pikante

Schilderung: „Das hauptstädtische Modeleben zerrüttete nicht blos das Vermögen, sondern auch die Kraft des Leibes und des Geistes. Jene elegante Welt der duftenden Haarlocken, der modischen Bärte und Manschetten, so lustig es auch bei Tanz und Citherspiel und früh und spät beim Becher in ihr herging, barg doch in sich einen erschreckenden Abgrund sittlichen und ökonomischen Verfalls, gut oder schlecht verhehlter Verzweiflung und wahnsinniger und bübischer Entschlüsse. In diesen Kreisen seufzte man unverhohlen nach der Wiederkehr der cinnanischen Zeit mit ihren Aechtungen und Confiscationen und ihrer Vernichtung der Schuldbücher; es gab Leute genug, darunter nicht wenige von nicht gemeiner Herkunft und Anlage, die nur auf das Signal warteten, um wie eine Räuberschaar über die bürgerliche Gesellschaft herzufallen und das verlotterte Vermögen wieder zu erplündern. Wo eine Bande sich bildet, fehlt es an Führern nicht; auch hier fanden sich bald die Männer, die zu Räuberhauptleuten sich qualificirten. Der gewesene Prätor Lucius Catilina, der Quästor Gnäus Piso zeichneten unter ihren Genossen nicht blos durch ihre vornehme Geburt und ihren höheren Rang sich aus. Sie hatten die Brücke vollständig hinter sich abgebrochen und imponirten ihren Spießgesellen durch ihre Ruchlosigkeit eben so sehr wie durch ihre Talente. Vor Allen Catilina war einer der Frevelhaftesten dieser frevelhaften Zeit. Seine Bubenstücke gehören in die Criminalacten, nicht in die Geschichte; aber schon sein Aeußeres, das bleiche Antlitz, der wilde Blick, der bald träge, bald hastige Gang verriethen seine unheimliche Vergangenheit. In hohem Grade besaß er die Eigenschaften, die von dem Führer einer solchen Rotte verlangt werden. Die Fähigkeit, Alles zu genießen und Alles zu entbehren, Muth, militärisches Talent, Menschenkenntniß, Energie des Verbrechens, und jene entsetzliche Pädagogik des Lasters, die den Schwachen zum Falle zu bringen, den Gefallenen zum Verbrecher zu erziehen versteht. Aus solchen Elementen eine Verschwörung zum Umsturz der bestehenden Ordnung zu bilden, konnte Männern, die Geld und politischen Einfluß besaßen, nicht schwer fallen. Catilina, Piso und ihresgleichen gingen bereitwillig auf jeden Plan ein, der ihnen Aechtungen und Cassation der Schuldbücher in Aussicht stellte; jener war überdies mit der Aristokratie noch speciell verfeindet, weil sie sich der Bewerbung des verworfenen und gefährlichen Menschen um das Consulat widersetzt hatte. Wie er einst als Scherge Sulla's an der Spitze einer Keltenschaar auf die Geächteten Jagd gemacht und unter Anderen seinen eigenen hochbejahrten Schwager mit eigener Hand niedergemacht hatte, so ließ er jetzt sich bereitwillig dazu herbei, der Gegenpartei ähnliche Dienste zuzusagen. Ein geheimer Bund ward gestiftet. Die Zahl der in denselben aufgenommenen Individuen soll 400 überstiegen haben; er zählte Affiliirte in allen Landschaften und Stadtgemeinden Italiens; überdies verstand es sich von selbst, daß einer Insurrection, die das zeitgemäße Programm der Schuldentilgung auf ihre Fahne schrieb, aus den Reihen der dissoluten Jugend zahlreiche Rekruten ungeheißen zuströmen würden." — Sallust beschließt seine Geschichte des Catilinarischen Kriegs mit folgender Erzählung des Ausgangs: „Als Catilina seine Truppen zerstreut und sich nur mit Wenigen noch übrig sieht, stürzt er sich, seines Geschlechts und seines frühern Ansehens eingedenk, in den dichtesten Haufen der Feinde, wo er fechtend durchbohrt wird. — Aber nach beendigter Schlacht da konnte man in der That sehen, welche Kühnheit, welch' muthiger Geist in dem Heere des Catilina geherrscht hatte. Denn fast Jeder bedeckte, nachdem er den Geist aufgegeben, mit seinem Körper dieselbe Stelle, welche er lebend im Kampfe eingenommen hatte. Einige Wenige jedoch, welche die Garde-Cohorte mitten im Feinde aus einander gesprengt hatte, waren in einiger Entfernung von einander, wiewohl alle mit den Wunden auf der vordern Seite des Körpers, zusammengestürzt. Catilina aber wurde weit entfernt von den Seinigen unter den Leichen der Feinde aufgefunden, auch noch ein wenig athmend und das wilde Gemüth, das er im Leben gehabt hatte, im Gesichte noch bewahrend. Von seinem ganzen Heere wurde überhaupt weder in der Schlacht, noch auf der Flucht ein freigeborner römischer Bürger gefangen genommen. So wenig hatten Alle sowohl ihr eigenes Leben als das der Feinde geschont. Allein auch das Heer des römischen Volks hatte keinen frohen noch unblutigen Sieg erlangt; denn die Tapfersten waren alle theils in der Schlacht gefallen, theils schwer verwundet aus ihr zurückgekehrt. Aber Viele, die des Sehens halber oder um Beute zu machen, vom Lager aus hingegangen waren, fanden bei dem Umwenden der feindlichen Leichen entweder einen Freund oder auch einen Verwandten, Einige erkannten unter denselben auch ihre persönlichen Feinde wieder. So wogten verschiedentlich durch das ganze Heer Frohsinn, Betrübniß, Trauer und Freude."

5. Die Zeiten des Gaj. Julius Cäsar und Crassus' Ausgang.

a) Das erste Triumvirat (60).

§. 222. Sulla's Glück feuerte hochstrebende und ehrsüchtige Männer zur Nachahmung an. Jeder suchte der Erste zu sein und den Staat nach Willkür zu lenken. Nicht die Größe des Vaterlandes, sondern Befriedigung der Selbstsucht und des Ehrgeizes war nunmehr das Ziel aller Bestrebungen. In diesem Sinne handelte Pompejus, dem zum Königthum nur der Name fehlte. Aber während er im Vollgenuß des Glücks und im behaglichen Luxus auf den Lorbeeren seines Ruhmes ruhte, bemüht, „seinen gestickten Triumphalmantel schweigend zu conserviren", und sich in eitler Selbstgefälligkeit an dem Uebermaß der Schmeichelei ergötzte, die ihm von allen Seiten gespendet wurde, überholte ihn allmählich an Kriegsthaten und Volksgunst sein großer Nebenbuhler **Gaj. Julius Cäsar**. Dieser außerordentliche Mann vereinigte äußere und innere Vorzüge — hohe Geburt, majestätische Gestalt und Reichthum mit durchdringendem Verstand, tiefer Bildung und unermüdlicher Thatkraft, so daß er nicht minder als Redner und Schriftsteller, denn als Feldherr und Krieger und vor Allem als Staatsmann ausgezeichnet war. Seine verschwenderische Freigebigkeit, durch die er sich in Schulden stürzte, seine demokratischen Grundsätze, seine Verwandtschaft mit Marius und Cinna, die ihn während der Sullanischen Schreckenszeit in große Gefahr gebracht, erwarben ihm die Volksgunst, das sicherste Mittel der Erhebung, und sein Ehrgeiz spornte ihn zu Großthaten. Um der Partei der Aristokraten und Alt-Republikaner gewachsen zu sein, an deren Spitze der charakterfeste, durch Sittenstrenge, Bürgertugend und Kriegsmuth wie durch Bildung und Adel der Gesinnung hervorragende **M. Porcius Cato** (der
60. Jüngere) stand, schloß **Cäsar** mit **Pompejus** und **Crassus** einen Bund, **Triumvirat** (Dreimännerbund) genannt, dessen Zweck gegenseitiger Beistand zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Absichten war. Unterstützt von Cäsar, der für das
59. nächste Jahr das Consulat erlangte, betrieb Pompejus die Ausführung des neuen Ackergesetzes, nach welchem gegen 20,000 Bürger, großentheils alte Krieger aus seiner Armee, im Gebiet von Capua mit Grundbesitz ausgestattet wurden. Seitdem beherrschten die drei Männer mit Hülfe der Volkspartei, die durch Kornspenden, Landvertheilung und andere Anordnungen gewonnen wurde, den Staat, ohne sich um den Senat fürder zu kümmern, ließen die von Pompejus in Asien getroffenen Einrichtungen bestätigen, entfernten Cato unter einem ehrenvollen Vorwand aus Rom und setzten durch den lasterhaften Tribun Clodius aus dem vornehmen Geschlecht der Claudier die Verbannung Cicero's durch, des geschickten Sachwalters, welchem Cäsar und Crassus die ohne richterliches Urtheil vollzogene Hinrichtung der Genossen Catilina's, den „verfassungswidrigen Justizmord", nicht vergessen hatten. Durch diese „Coalition" gerieth die Aristokratie in eine schlimme Lage. „Von allen Seiten stehen wir im Schach", schrieb Einer von ihnen; „schon haben wir aus Furcht vor dem Tode oder vor der Verbannung auf die Freiheit verzichtet. Jeder seufzt, zu reden wagt Keiner." — Um Gelegenheit zu Kriegsruhm und Alleinherrschaft und ein treues Heer zu erhalten, ließ sich dann Cäsar, nach beendigtem Consulat, die Statthalterschaft
58. über das dies- und jenseitige Gallien und Illyricum übertragen und erneuerte zwei Jahre später, um die Eroberung von Gallien zu vollenden, auf

einer Zusammenkunft in Luca das Triumvirat. Dadurch verblieb ihm abermals auf fünf Jahre Gallien als Statthalterschaft, während der sechzigjährige Crassus, zur Befriedigung seines Ehrgeizes und noch mehr seiner Habsucht, das reiche Syrien mit seinen Schätzen auserkor, und Pompejus Spanien mit Afrika als Provinz erhielt, sie jedoch durch seine Unterbeamten (Legaten) verwalten ließ, indeß er in Rom eine dictatorische Gewalt übte. Gegen solche Uebermacht vermochte der wieder heimgekehrte Cato, der treue Wächter der Republik, nichts auszurichten, und Cicero zog sich verstimmt vom Staatsleben zurück. Crassus fand in Asien seinen Untergang. Während er von unersättlicher Geldgier getrieben, die Tempelschätze plünderte und mit Erpressungen die Zeit hinbrachte, rüstete der Partherkönig Orōdes (Arsāces XIV., † 36) ein tapferes Heer von Lanzenreitern und berittenen Bogenschützen aus und besetzte Mesopotamien. Von einem verrätherischen Beduinenfürsten verführt, überschritt Crassus, wohlmeinender Warnungen ungeachtet, in thörichter Verblendung den Euphrat, wurde aber in einer öden Sandfläche bei Karrhä von dem parthischen Reiterheer unter dem gewandten Feldherrn Surenas besiegt, und nachdem sein tapferer Sohn Publius mit dem größten Theil des Heeres gefallen war, auf der Flucht durch einen Hinterhalt getödtet. Höhnend füllten die Sieger den bleichen Mund des Unersättlichen mit Gold. Von 40,000 römischen Legionaren, die den Euphrat überschritten hatten, kam nicht der vierte Mann zurück; die Hälfte war umgekommen, gegen 10,000 Gefangene wurden im äußersten Osten des Reichs als heerpflichtige Leibeigene angesiedelt. Nur einen geringen Ueberrest rettete der besonnene Legat Cassius nach Syrien.

56.

53.

Cicero's Verbannung. Cato. Cicero hatte früher als Anwalt des Senats einen wegen Verletzung der Religionsgebräuche wider Clodius angebrachten Rechtsstreit geleitet, und diesen lockern und wüsten, aber nicht tatentlosen Mann bei jeder Gelegenheit durch beißende Reden gereizt, daher die Feindschaft. Durch Cäsars Beistand erlangte Clodius das Tribunat, nachdem er sich zuvor durch Adoption zum Plebejer hatte machen lassen, und setzte dann den Antrag durch, „daß Jeden, der einen römischen Bürger ohne ein Volksurtheil zum Tode verurtheilt hätte oder verurtheilen würde, die Strafe der Aechtung treffen sollte". In Folge dieses Gesetzes wurde Cicero, der nur auf einen Senatsbeschluß hin die Verurtheilung der Gefährten des Catilina vorgenommen hatte, geächtet und verbannt, sein Haus niedergebrannt und zwei seiner Landhäuser zerstört. Umsonst hatte er durch flehentliches Bitten vor dem Volke in Trauerkleidern den Spruch rückgängig zu machen gesucht und Pompejus kniefällig um Gnade gebeten, er mußte in die Verbannung ziehen, wobei er sich eben so kleinmüthig zeigte, wie bei seiner Verurtheilung. Nun betrug sich Clodius, im Vertrauen auf die frevelhaften Rotten, die ihn stets begleiteten, so frech und übermüthig, daß sich Pompejus und endlich auch Cäsar von ihm abwandten, wodurch es dem Tribunen Annius Milo gelang, die Zurückberufung Cicero's durchzusetzen. Gleich einem Triumphirenden kehrte hierauf der große Redner aus seinem sechzehnmonatlichen Exil über Unteritalien nach Rom zurück. Sein Haus und seine Landgüter wurden auf Staatskosten wieder hergestellt. —

58.

Cato. Cato (geb. 95 v. Chr.), „der rechtlichste Mann in Rom", hatte sich den Auftrag ertheilen lassen, die Insel Cypern, die dem Beherrscher, einem Bruder des Königs von Aegypten, wider alles Recht durch Volksbeschluß abgesprochen worden war, als betheiligt an der Piraterie Kreta's, in eine römische Provinz umzuwandeln. Auf diese Nachricht gab sich der cyprische König selbst den Tod, worauf Cato von den Gütern und Schätzen des reichen geizigen Fürsten (im Betrag von 12 Mill. Thlrn.) Besitz nahm und Alles redlich und gewissenhaft in die Staatskasse ablieferte. Cato war ein Mann vom besten Willen und seltener Hingebung, ernsthaft im Wollen und Handeln und voll Anhänglichkeit an sein Vaterland und die angestammte Verfassung, aber durch seine grundsätzliche Bekämpfung der neuen Richtungen und Bestrebungen den Macht-

58.

habern ein unbequemer Mahner. Wie der alte Censor, heißt es in des Verfassers „Allgemeiner Weltgeschichte", stand auch der Enkel in strenger und bewußter Opposition gegen den herrschenden Zeitgeist; während aber jener mit einigen Gleichgesinnten die erst im Entschwinden begriffene gute alte Zeit festzuhalten suchte gegen die einreißende hellenistische Neuerung, wollte dieser ein sittlich entartetes und in seiner politischen Bildung ganz abgewichenes Geschlecht dadurch heilen und bessern, daß er demselben die Sitten, Denkart und Handlungsweise der Vorfahren, die er selbst wie alle seine Altersgenossen nur aus Büchern kannte, als Muster hinstellte, zu denen man zurückkehren müßte und diese Rückkehr durch sein eigenes Beispiel zu empfehlen bemüht war. „Mit dem Gesetze in der Hand," sagt Drumann, „wollte er die Römer zwingen, gute Bürger zu sein, zu leben wie in Plato's Staate, nur auf erlaubte Art sich um Aemter zu bewerben und nur um dem Vaterlande zu nützen, als Magistrate und Senatoren ihre Pflichten zu erfüllen, keinen Lohn, nicht einmal Dank zu fordern, und in jeder Beziehung der Gesammtheit ihren besondern Vortheil aufzuopfern." Wie sein Aeltervater befliß sich Cato in Lebensweise und Kleidung der höchsten Einfachheit, lebte inmitten der größten Verschwendung mäßig und enthaltsam und stärkte seinen Leib durch Abhärtung; auf Reisen ging er meistens zu Fuß, gewöhnte sich baarhaupt an Hitze und Kälte, verschmähte alle Salben und allen Luxus der Mode. Aber freilich gab er durch seine Uebertreibungen den Spöttern manchen Anlaß, über den Sonderling zu lachen, der als Prätor ohne Schuhe und Tunica in der Stadt herumlief, weil die Statuen des Romulus und Camillus auch keine hatten. Wie der Aeltervater war auch der Enkel ein strenger Anhänger und Verfechter des senatorischen Regiments und der aristokratisch-republikanischen Verfassung und bekämpfte jede Neuerung und jeden Versuch eigenmächtiger Gewaltherrschaft, doch wurde der Enkel bei seiner Opposition mehr von Principien und weniger von persönlichen Motiven geleitet, als der Ahnherr. Wie der ältere Cato seinen Geist durch gediegene Werke zu bilden und seine Muße mit schriftstellerischen Arbeiten nützlich anzuwenden suchte, so auf gleiche Weise der Enkel. Aber während jener mitten im Leben stand und seine Kenntnisse und Erfahrungen zum Nutzen der Zeitgenossen in praktischen Schriften niederlegte, war der jüngere ein Mann der Doctrin, der Buchgelehrsamkeit, der Schule. Die Bibliothek war sein liebster Aufenthalt; selbst im Senat pflegte er vor Anfang der Verhandlungen in einem unter der Toga verborgen gehaltenen Buche zu lesen. Auf seinen Reisen, im Felde, wie auf seinen Gängen in der Stadt war er stets von Schriftstellern und Philosophen umgeben; daß es ihm gelang, den bejahrten Philosophen Athenodoros zu bewegen, ihm nach Makedonien zu folgen, schätzte er höher als einen Sieg. Aus den Lehren der Stoa, der er sich schon in jungen Jahren mit ganzer Seele widmete, und aus anderen philosophischen Schriften, die er sein ganzes Leben lang mit dem größten Eifer studirte, stellte er sich das Idealgebilde eines moralischen Mannes auf, das er sich in allen seinen Handlungen zur Richtschnur nahm. Und je mehr die entartete Gegenwart mit diesem Ideale in Contrast stand, desto fester beharrte er bei demselben, desto heftiger wurde seine Opposition gegen die Richtung und Bestrebungen seiner Zeit, desto eifriger verfocht er die alten Formen und Einrichtungen des Staats gegen die kühnen und genialen Männer, welche ihre Machtherrschaft auf den Trümmern des Bestehenden aufzurichten strebten. Er sprach oft so, sagt Cicero, als lebte er in der Republik Plato's und nicht unter den Hefen des Romulus. Das Gefühl, daß er mit seinen Begriffen und Anschauungen von Staats- und Menschenleben, mit seiner altrepublikanischen Gesinnung, mit seiner Pietät für die Sitten und Denkweise des alten Rom unter einem in Sein und Thun so gänzlich verschiedenen Geschlechte dastehe, verlieh seinem von Natur ernsten Charakter den Anstrich von Strenge, Bitterkeit und Morosität und seinen Reden den Stachel der Tadelsucht und lehrmeisterlichen Zurechtweisung, welche die Zeitgenossen an ihm rügten, die Nachwelt als Ergüsse seiner strengen Tugend mit den größten Lobsprüchen belegte. Von engem Gesichtskreise, von geringem Scharfsinn und von einem Geiste, der langsam dachte und begriff, sah Cato mit Argwohn auf alle Aeußerungen und Erscheinungen, die mit seiner Auffassung in Widerspruch standen, und bekämpfte alle von der herkömmlichen Ordnung abweichenden Persönlichkeiten als seine Feinde und Widersacher mit methodischer Opposition. Aber wie sehr auch diese Eigenschaften dem jüngern Cato das Gepräge eines philosophischen Sonderlings gaben und bewirkten, daß sein Name wie der seines Ahnherrn bei den Zeitgenossen als Ausdruck einer tadelsüchtigen, sittenrichterlichen und strengen Gemüthsart galt, so genoß er doch wegen seiner anerkannten Rechtschaffenheit, seines moralischen Lebens, seiner treuen Hingebung an seine Familie und Verwandten, seiner rücksichtslosen Strenge gegen Laster und Lasterhafte, seiner unbestrittenen Vaterlandsliebe

und seiner gewissenhaften Pflichttreue bei allen öffentlichen Geschäften in der Staatsverwaltung, wie bei Gericht und im Heer allgemeine Achtung.

b) Cäsars gallische Kriege. (58—50).

§. 223. In dem reichen Gallien und in dem Alpenlande Helvetien wohnten vor Alters die Kelten, in viele kleine Staaten, Stämme und Völkerschaften getheilt und unter verschiedenen Regierungsformen ohne ein gemeinsames Band. Das von einem ritterlichen Adel und der mächtigen, stolzen Priesterschaft der Druiden beherrschte Volk war großentheils gutshörig und unfrei und trotz mannichfacher Kunstfertigkeit, städtischer Anlagen und gesellschaftlicher Einrichtungen in einem beschränkten Bildungskreise und einer wenig veredelten Gedankenwelt befangen. Wild und kriegerisch von Natur, stürzten sich die Gallier, von Druiden und Barden angefeuert, mit Ungestüm in die Schlacht, ermangelten aber der Ausdauer. Die Edelleute und ihre Mannen bildeten den Kern des Heeres, die Reiter und Wagenkämpfer; das Fußvolk war mit großem Schild und langer Stoßlanze bewehrt; eine Wagenburg diente ihnen statt des Lagers. (§. 176).

Die **Druidenreligion** der Kelten in Gallien, Spanien und Britannien war ein Naturdienst, in welchem ursprünglich sichtbare Naturdinge und Erscheinungen von imponirender Mächtigkeit den Gegenstand der Verehrung bildeten, bis allmählich Götterwesen als persönlich gedachte Naturkräfte und Urheber dieser Naturerscheinungen der religiösen Andacht vorgeführt wurden.

So galt **Tarann** (Donnerer) als Gott des Himmels, als Beherrscher des Weltalls, als oberster Richter, der den Blitzstrahl unter die Sterblichen schleudert; **Belen** war der wohlthätige Sonnengott, welcher die Pflanzenwelt ins Leben ruft und den Kräutern die heilige Kraft verleiht; **Hesus**, **Heus** oder **Hu**, ursprünglich der göttliche Stifter der Druidenreligion, genoß als Gott des Krieges und der Eroberungen und als Begründer ländlicher Arbeit große Verehrung bei allen keltischen Stämmen; **Teutates** war Beschützer der Industrie, der Kunstthätigkeit und der Verkehrswege, daher ihn die Römer mit Merkur identificirten. Verwandt mit ihm war **Ogmios**, der Gott der Beredsamkeit, der freien Künste und Wissenschaften. Den keltischen Stämmen eigenthümlich waren die **Feen**, weibliche Gottheiten, welche den Lebens- und Schicksalsfaden der Menschen spinnen, „mütterliche Jungfrauen", welche als Schutzgeister über Länder und Städte, wie über einzelne Menschen walten, in der Vorstellung des Volkes mit allen Vorzügen und Tugenden ausgestattet.

Die mit der Pflege und Ausbildung des Religionsdienstes betraute Priesterschaft der Druiden bildete den ersten Stand bei den keltischen Völkern. Die Druiden waren nicht nur die Pfleger, Verkündiger und Lehrer des Glaubens, die Darbringer der Opfer für die Gesammtheit, wie für den Einzelnen, die Kenner der heiligen, den Göttern wohlgefälligen Religionsgebräuche und Ritualhandlungen; sie waren auch Gesetzeskundige, Richter und Aerzte, und überhaupt die Träger des gesammten geistigen Lebens der Nation; sie allein verstanden es, den Willen der Götter durch Zeichen zu erforschen; sie allein kannten das göttliche und menschliche Recht und die Heilkräfte der Natur; sie allein ordneten die Zeitrechnung, brachten das Mondjahr mit dem Sonnenjahr in Uebereinstimmung und bestimmten die festlichen Zeiten nach dem Umlauf des Mondes. Die Druiden bildeten einen festgeschlossenen Stand mit einem von der gesammten Priesterschaft gewählten Oberhaupte, mit eigener Ordenstracht, mit hierarchischen Rangstufen und mit Geheimlehren, die nur mündlich auf dem Wege der Tradition durch Priesterschulen erhalten und fortgepflanzt wurden. Sie waren vom Kriegsdienst, von der Steuerpflicht und allen öffentlichen Lasten befreit und genossen viele Vorrechte und Auszeichnungen. Durch solche Vortheile angelockt, traten viele Jünglinge, besonders aus den höheren Klassen, freiwillig dem geistlichen Stande bei.

Neben der Unterweisung über die Macht und Eigenschaften der Götter und die Geheimnisse der Zauber-Heilkunde (wobei die Mistel der Eichen und das Schlangenei in stillen Nächten gesammelt eine wichtige Rolle spielte), bildete die Lehre von dem Zustande der Seele und von dem hei-

ligen Opferdienst den wichtigsten Zweig des Unterrichts in den Priesterschulen. Die Druiden lehrten nämlich, daß die Seele unsterblich sei, daß sie nach dem Tode in einen andern Körper eingehe und dann in einer schönern Welt ein glückseliges Leben führe, ähnlich dem irdischen in seinen sonnigen Tagen, mit denselben Beschäftigungen und denselben Genüssen und Freuden, ja daß sogar die Seligen mit ihren hinterbliebenen Erdenbewohnern noch in einer gewissen Verbindung ständen, wie denn Diodor erzählt, daß bei Beerdigungen manchmal Briefe an Verstorbene in die Flammen geworfen würden, damit sie dieselben lesen möchten. Dieser Glaube erfüllte die Gallier mit Verachtung des Todes und war ein gewaltiger Sporn zur Tapferkeit. Aber er trug auch neben den Thaten der Hingebung und Aufopferung wilde Gräuel in seinem Schooß. In früheren Jahren war es nichts Seltenes, daß bei dem Hingang eines angesehenen Mannes sich einige seiner Angehörigen oder Clienten in die Todesflamme stürzten, eine Sitte, welche dann eine tragische Entwickelung nahm. Hatte nämlich ein Familienhaupt die Augen geschlossen, so ließen die Angehörigen einige seiner Sklaven oder Schutzbefohlenen, die der Verstorbene am meisten geliebt hatte, tödten, und zur Erhöhung der Leichenfeierlichkeit mit dem Herrn verbrennen oder begraben. Eben so pflegte man dem Verblichenen auch sein Schlachtroß, seine Waffen, seinen Schmuck ins Grab mitzugeben, damit er im andern Leben nicht vermisse, was ihm in diesem theuer gewesen war. — Den wichtigsten Theil des keltischen Religionswesens bildete der **Opferdienst**, der zu einer schrecklichen Ausbildung geführt wurde und namentlich Menschenblut als das wirksamste Versöhnungsmittel der Götter forderte. „Das gallische Volk," sagt Cäsar, „ist durchweg dem Aberglauben sehr ergeben. Wer an einer bedeutenden Krankheit leidet, wer sich in Krieg oder Gefahr befindet, opfert statt der Thiere Menschen, oder gelobt Menschenopfer, zu deren Darbringung sie sich der Druiden als Vermittler bedienen. Man hat nämlich die Meinung, daß für ein Menschenleben wieder ein Menschenleben gegeben werden müsse, anders lasse sich die Gottheit nicht besänftigen. Auch von Seiten des Staats hat man diesen Opfergebrauch. Einige Stämme haben große Götzenbilder aus Weidengeflecht, deren Glieder sie mit lebendigen Menschen anfüllen; diese werden dann angezündet und so die Unglücklichen dem Feuertode geweiht. Besonders angenehm, glaubt man, sei den unsterblichen Göttern die Opferung von solchen Menschen, die sich eines Diebstahls, Straßenraubs oder sonst eines Frevels schuldig gemacht; in Ermangelung solcher Verbrecher schreitet man aber auch zum Hinmorden von Unschuldigen." Lange herrschte die blutige Sitte bei den Kelten, alle Kriegsgefangenen unter lautschallenden Gesängen und wilder Musik den Göttern zu opfern, und aus dem rinnenden Blute und den zuckenden Gliedern die Zukunft zu deuten. — Neben den Priestern gab es in Gallien auch **weibliche Druiden**, die aber weder das Ansehen noch die Vorrechte der Männer genossen. Sie enthüllten die Zukunft durch Orakelsprüche, vollbrachten gewisse Opfer und standen im Ruf, geheime Zauberkünste zu besitzen. Britannien galt als die eigentliche Heimath des Druidenthums. In den Steinreihen von Stonehenge, den Spitzsäulen von Quiberon will man Monumente der Druiden, und in den auf stehenden Säulen quer überschwebenden Tafeln Altäre derselben erkennen.

§. 224. Durch glückliche Kriege mit den keltischen Stämmen der Arverner, Allobroger u. a. hatten die Römer bereits das südöstliche Gallien bis zur Stadt Tolosa unterworfen, als Provinz eingerichtet (daher Provence) und vermittelst einer Heerstraße mit Italien und Spanien verbunden; sie hatten darin Festungen und Städte angelegt (die Bäder des Sextius, Aquae Sextiae u. a.) und nach der alten Stadt N a r b o eine römische Colonie geführt; und durch den Einfluß der Handelsstadt Massilia, die längs der Küste eine Menge Handelsniederlassungen und Stationsplätze gegründet, zum Wein- und Oelbau angeregt und die Schriftkunde und Münzprägung eingeführt hatte, war römisch-griechische Cultur und bürgerliche Ordnung über das Land gekommen. „Das herrliche, dem italischen verwandte Klima, die günstigen Bodenverhältnisse, das dem Handel so förderliche große und reiche Hinterland mit seinen bis nach Britannien reichenden Handelsstraßen, der bequeme Land- und Seeverkehr mit der Heimath gaben rasch dem südlichen Keltenland eine große Wichtigkeit für Italien." Eine Menge römischer Kaufleute, Landwirthe und Viehzüchter nahmen daselbst ihren Aufenthalt, und freiwillige Auswanderer trugen den italischen Luxus an die Rhone

und Garonne. Durch sie wurde die Eroberung des Landes vorbereitet. Der süße Wein, den der Kelte sehr liebte, bahnte den römischen Heeren den Weg. — Da geschah es, daß die keltischen Helvetier, von den Germanen gedrängt, den Plan faßten, ihr armes und wenig fruchtbares Bergland mit dem reichen südwestlichen Gallien zu vertauschen. Dies gab den Römern, die das Vorhaben zu verhindern suchten, um nicht ein unruhiges und kriegerisches Volk zu westlichen Grenznachbarn zu haben, die gewünschte Veranlassung, in das Herz der keltischen Staaten einzudringen. Cäsar folgte den Helvetiern, die in langen, mit Weibern, Kindern und der besten Fahrniß beladenen Wagenzügen durch die Jurapässe über die Saone gesetzt waren, besiegte sie in einer blutigen Schlacht bei Vibracte (Mont Beuvray bei Autun) und zwang sie zur Rückkehr in ihre 58.
niedergebrannten Dörfer und Weiler und ihre verwüsteten Gaue. Die am anmuthigen Gestade des Leman gelegene Keltenstadt Noviodunum (j. Nyon) wurde in eine römische Grenzfestung, die „julische Reitercolonie", umgewandelt. — Hierauf überwand Cäsar den germanischen Heerführer Ariovist, der, von den Sequanern (um Besançon) wider ihre Nachbarn, die Aeduer („die Brüder des römischen Volkes"), herbeigerufen, die letzteren besiegt und unterjocht hatte, dann aber auch jene mit harter Botmäßigkeit drückte, indem er sich mit seinen abgehärteten Truppen häuslich unter ihnen einrichtete und die Einen wie die Andern zur Zinspflicht und zur Stellung von Geiseln zwang. Der Herzog selbst zog mit den geringen Ueberresten seines geschlagenen Heeres in sein überrheinisches Vaterland zurück, wo er bald nachher an seinen Wunden starb, aber den von ihm auf dem linken Rheinufer angesiedelten Germanen den Tribokkern um Straßburg, den Nemētern um Speyer, den Vangionen um Worms, ließ Cäsar ihre neuen Wohnsitze und vertraute ihnen die Bewachung der Rheingrenze gegen ihre Landsleute an. Nach der Unterwerfung des mittleren Galliens zog Cäsar gegen die große Eidgenossenschaft der 57.
Belger, die mit einer gewaltigen Heeresmacht unter ihrem König Galba ins Feld gerückt waren, und hielt sie durch kluge Kriegsbewegungen so lange hin, bis Mangel an Vorräthen und innere Zwietracht ihre Reihen löste, und die einzelnen Stämme um Frieden baten. Nur die tapfern Nervier und ihre Verbündeten lieferten den Römern an der Sambre (Sabis) eine schwere Schlacht, worin der Sieg lange schwankte, bis die römische Kriegskunst, verbunden mit der entschlossenen Tapferkeit des Oberfeldherrn, auch hier eine günstige Entscheidung bewirkte. Heldenmüthig stritten die Nervier, noch auf den Leichenbergen der Ihrigen fochten sie bis auf den letzten Mann; von 600 Rathsherren überlebten nur drei den blutigen Schlachttag. Die Remer (um Rheims), die sich an Cäsar angeschlossen, wurden im Norden der herrschende Gau, wie die Aeduer in der Mitte. Nicht minder heftig war der Kampf an der Westküste, wo die streitbaren Venĕter an der Spitze einer großen Bundesgenossenschaft und unter- 56.
stützt von vaterländischen Männern aus allen Gauen sich gegen Publ. Crassus, Cäsars geschickten Unterfeldherrn, zu Wasser und Land tapfer vertheidigten. Erst als ihre Flotte durch Decimus Brutus auf dem atlantischen Meere vernichtet war, gelang es Cäsar, die Ruthen und Beile Roms auch in den Gegenden der jetzigen Normandie und Bretagne zur Anerkennung zu bringen. Zum abschreckenden Beispiel ließ er den gesammten Gemeinderath der Veneter hinrichten und die Bürgerschaft bis auf den letzten Mann in Knechtschaft verkaufen.

Der Unterwerfung der Veneter folgte die Bezwingung der iberischen Völker-
schaften in Aquitanien, von der Garonne bis zu den Pyrenäen. Nachdem so
Cäsar innerhalb dreier Jahre ganz Gallien mit dem Schwert erobert, schlug er
55. (zwischen Bonn und Andernach) eine Pfahlbrücke über den Rhein und führte
die Legionen über diesen mächtigen Strom, um die kriegerischen Bewohner des
rauhen, von dunkeln Eichen- und Tannenwäldern (Hercynia) durchzogenen *Ger-
maniens* zu schrecken und von ferneren feindlichen Einfällen in das gallische
Land abzuhalten. Diesem Unternehmen, bei welchem die Römer wider gegebene
Zusage die germanischen Volksstämme der Usipeten und Tenchterer am Nieder-
rhein treulos überfielen und theils niedermachten, theils in den Rhein stürzten,
verdanken wir die erste kurze Beschreibung unseres Vaterlandes in *Cäsars
Denkwürdigkeiten über den gallischen Krieg*. Zwei Jahre später
wurde ein zweiter Uebergang bewerkstelligt. Doch gedachte der römische Feld-
herr weder in Deutschland noch in *Britannien*, an dessen felsiger Küste er
55. 54. bald darauf gleichfalls zweimal landete, bleibende Eroberungen zu machen. Er
wollte den Insulanern, welche den flüchtigen Galliern eine ehrenvolle Freistätte
bei sich gewährten, zeigen, „daß der Arm der Römer auch über den Kanal
reiche". Nachdem er den in Thierfelle gekleideten *keltischen* Bewohnern, die,
auf Streitwagen kämpfend, unter der tapfern und umsichtigen Führung ihres
Fürsten Cassivelaunus sich rühmlich vertheidigten, Ehrfurcht vor Roms Größe
eingeflößt, kehrte er von den Ufern der Themse mit den ihm übergebenen Geiseln
über den Kanal zurück, um die gallischen Völker, die, von unruhiger und wankel-
müthiger Natur, immer wieder abfielen und zu den Waffen griffen, wenn Cäsar
anderswo beschäftigt war, vollends zu unterwerfen. Während seiner Abwesen-
heit in Britannien waren die Einleitungen zu einem allgemeinen Aufstand aller
gallischen Stämme getroffen worden. Mit zorniger Scham gestanden sich die
Edelleute, daß die große streitbare Nation sich von 50,000 Römern habe ein
schimpfliches Joch auflegen lassen; dies sollte wieder gebrochen werden. Die
Hinrichtung des Aeduerfürsten Dumnorix, der aus den römischen Heeren ent-
53. wichen war, gab das Zeichen zur allgemeinen Erhebung. Die bei Aduatuka
(Tongern) unter *Sabinus* gelagerte Legion wurde von Ambiorix, dem Ober-
haupte der Eburonen, hinterlistig zum Abzug beredet und auf dem Wege in
einer schmalen Thalschlucht überfallen und sammt den Führern niedergemacht.
Von den Nerviern, Menapiern, Aduatukern u. A. unterstützt, warfen sie sich
dann auf eine andere einzeln stehende Heerabtheilung und brachten sie in große
Noth, bis Cäsar selbst, der auf die Kunde von diesem Verrath das Trauerge-
wand anlegte, und ehe er die Waffengefährten gerächt haben würde, es nicht
von sich zu thun gelobte, zu ihrer Hülfe herbeieilte. Seinem überlegenen Feld-
53. herrngeschick gelang es, des Aufstandes Meister zu werden und die Stämme
zu trennen. Umsonst bargen sich die Eburonen hinter Wäldern und Sümpfen;
der ganze Stamm wurde für vogelfrei erklärt und durch eine Menschenjagd aus-
gerottet. Nur wenige Edle retteten sich über den Rhein, unter ihnen Ambiorix.
Furchtbar wüthete nunmehr das Richtbeil in allen Gauen. Aber diese Strenge
füllte den ganzen Ritterstand mit Wuth und Entsetzen und führte neue Erhe-
bungen im mittleren und südlichen Gallien herbei. Selbst die bisher den Römern
treu ergebenen Arverner griffen unter dem tapfern und klugen Fürsten *Ver-*

Vercingetorix zu den Waffen. Es war der letzte großartige Versuch, das fremde 52.
Joch abzuschütteln, und die nationale Erhebung hätte keinen edleren und geschickteren Führer finden können. Der Arvernerfürst hatte von den Römern die Kriegsführung und die Kunst des Lagerschlagens gelernt und wandte die gewonnene Erfahrung mit Erfolg an. Die Dörfer und kleinen Ortschaften wurden niedergebrannt und die ganze Kraft in den größern befestigten Städten concentrirt. In der Bergstadt Gergovia (unweit Clermont) trotzte Vercingetorix allen Angriffen und Stürmen Cäsars und brachte diesen durch glückliche Ausfälle in solche Noth, daß er, nachdem er mit Mühe seinen tüchtigen Unterfeldherrn Labienus von der Seine an sich gezogen, auf die alten Grenzen der römischen Provinz zurückging. Das Eroberungswerk mußte von Neuem begonnen werden. Aber der keltischen Nation fehlte Eintracht und Ausdauer. Vor Alesia in Burgundien, wo sich die große Streitmacht der Insurgenten gesammelt hatte, schlug Cäsar ein festes Lager. Dieses suchte Vercingetorix zu stürmen. Als sein Unternehmen an dem unerschütterlichen Widerstand der Legionen scheiterte, erklärte der keltische Anführer im Kriegsrath, daß er bereit sei, sich den Römern auszuliefern, um durch dieses Opfer das Verderben so viel als möglich von der Nation auf sein Haupt abzulenken. Und so geschah es. Die keltischen Hauptleute lieferten ihren von der ganzen Nation feierlich erwählten Feldherrn dem Landesfeind zur Bestrafung aus. „Hoch zu Roß und in vollem Waffenschmuck erschien der König der Arverner vor dem römischen Proconsul und umritt dessen Tribunal: darauf gab er Roß und Waffen ab und ließ schweigend auf den Stufen zu Cäsars Füßen sich nieder. Fünf Jahre später wurde er im Triumphe durch die Gassen der italischen Hauptstadt geführt und als Hochverräther an der römischen Nation, während auf der Höhe des Capitols sein Ueberwinder den Göttern derselben den Feierdank darbrachte, an dessen Fuß enthauptet. Wie nach trübe verlaufenem Tag wohl die Sonne noch im Sinken durchbricht, so verleiht auch das Geschick noch untergehenden Völkern wohl einen letzten großartigen Mann.“ Erst nach Bewältigung dieses allgemeinen Aufstandes gelang es dem Eroberer, das ganze Land bis zum Rheinstrom allmählich zu unterwerfen. Die Bergstadt Uxellodunum am Lot war die letzte freie Burg der Kelten.
Das Schicksal der tapfern Besatzung, der Cäsar nach der Einnahme die Hände 51.
abhauen ließ, schreckte von weiterem Widerstand ab. In Kurzem hatten alle Städte und Gaue ihre Unterwerfung eingereicht, und der römische Oberfeldherr bemühte sich jetzt, durch milde und freundliche Behandlung der Stammhäupter, wie durch zweckmäßige Einrichtungen und mäßige Steuern Ruhe und einen geordneten Zustand zurückzuführen und Roms Herrschaft zu befestigen. Die Einführung der römischen Sprache, des römischen Rechts, der römischen Scheidemünze bahnte derselben den Weg. Aber vollständig gelang die Romanisirung Galliens erst dann, als die Macht der Druidenpriester, die ihren großen Einfluß auf die Gemüther des Volks zur Erweckung des nationalen Hochmuths und Selbstgefühls und zur Herabwürdigung alles Fremden benutzten, gebrochen war. Erst nachdem die Druidenreligion mit ihren düstern Menschenopfern dem griechisch-römischen Heidenthum erlegen war, konnte der Boden für höhere menschliche Bildung bestellt werden.

Gallien zu Cäsars Zeit und als römische Provinz. Vor der Ankunft der Römer stand Gallien noch auf einer niedern Culturstufe. Der Ackerbau ward wenig geachtet; es galt als unwürdig für den freien Kelten, den Pflug zu führen; im Norden überwog die Viehzucht durchaus. „Im Nordosten reichten dichte Wälder, an den Kern der Ardennen sich anschließend, fast ununterbrochen von der Nordsee bis zum Rheine, und auf den heute so gesegneten Fluren Flanderns und Lothringens weidete damals der menapische und treverische Hirte im undurchdringlichen Eichenwald seine halbwilden Säue." Erst die Römer führten Schafzucht und Ackerwirthschaft ein. — Dem Zusammensiedeln waren die Gallier von Haus aus geneigt; offene Dörfer gab es überall, aber auch an ummauerten Städten war kein Mangel, und die Römer bewunderten die Zweckmäßigkeit und zierliche Ineinanderfügung von Balken und Steinen bei dem Mauerwerk. — Zu Land und zu Wasser herrschte ein reger Verkehr; überall gab es Straßen und Brücken und die großen Flüsse wie die See waren mit Segelschiffen und Ruderböten bedeckt. Die Kelten der Bretagne holten aus England das Grubenzinn, das sie dann nach Narbo und Massilia ausführten. Auch in der Industrie, namentlich der Metallbereitung, besaßen die gallischen Kelten einige Geschicklichkeit, aber die rohe Münzprägung verräth einen geringen Kunstsinn. Alle diese edlen Keime der Cultur erhielten erst durch die Römer ihre volle praktische Ausbildung. — Die staatliche Verfassung ruhte bei den Galliern auf dem „Geschlechtsgau", mit dem Fürsten, dem Rath der Aeltesten und der Gemeinde der freien, waffenfähigen Männer. Ueber diese Gauverfassung kamen sie nicht hinaus; die Landesgemeinde des Gaues bildete die höchste Autorität. Bei einigen Völkerschaften war die Königsherrschaft beseitigt und der Adel im Besitze der Gewalt. Mächtige und reiche Edelleute hatten eine große Menge eigener und gutshöriger Leute unter ihrem Schutz und in ihrem Gefolge. — Die einzelnen Gaue waren unabhängig, nur ein geringer Ansatz zum Hegemoniesystem war vorhanden. „Der mächtigere Canton bestimmte den schwächeren, sich ihm in der Art unterzuordnen, daß der führende Canton nach Außen den andern mit vertrat und in Staatsverträgen für ihn mit stipulirte, der Clientelgau dagegen sich zur Heeresfolge, auch wohl zur Erlegung eines Tributs verpflichtete. Auf diesem Wege entstand eine Reihe von Sonderbünden; einen führenden Gau für das ganze Keltenland, einen wenn auch noch so losen Verband der gesammten Nation gab es nicht." „Die Civilisation der transalpinischen Kelten bietet manche interessante Seite dar," sagt Mommsen; „in mehr als einer Hinsicht schließt sie sich enger der modernen an als der hellenisch-römischen, mit ihren Segelschiffen, ihrem Ritterthum, ihrer Kirchenverfassung, vor allen Dingen mit ihren, wenn auch unvollkommenen Versuchen, den Staat nicht auf die Stadt, sondern auf den Stamm und in höherer Potenz auf die Nation zu bauen." Aber allem Anschein nach hatte zu Cäsars Zeit die keltische Nation den Höhepunkt der ihr möglichen Cultur bereits erreicht und wir können aus den unvollkommenen Zuständen auf ihre geringe sittliche Begabung und Bildungsfähigkeit schließen. Erst die Einwirkung der Römer erzeugte eine höhere Cultur und eine entwickeltere Ordnung. — „Durch Cäsars Eroberung," urtheilt Ranke, „wurden die beiden großen Halbinseln des Mittelmeeres und die daranstoßenden Eilande und Küsten, auf denen sich die römische und griechische Bildung entfaltete, wenigstens für einen langen Zeitraum vor aller Gefahr aus dem Innern des europäischen Continents her gesichert; aber zugleich wurden der Cultur selbst in der Mitte desselben neue Wohnsitze bereitet, Völkerschaften von unerschöpflicher Lebenskraft, tapfer und sinnreich, in ihren Kreis gezogen, ihren Ideen unterworfen. Erst nach ihrer Niederlage fingen die Gallier an, das Land ihrer Heimath allenthalben anzubauen und die Vortheile seiner geographischen Lage für friedliches Dasein zu genießen. Die Römer erfüllten es mit den großen Bauwerken, die ihre Anwesenheit überall bezeichnen, Amphitheatern, Thermen, Aquäducten, Heerstraßen; diese, die das Land in verschiedenen Richtungen durchzogen, waren fast die Hauptsache, denn sie brachten Alles in unmittelbare Verbindung mit den Hauptstätten der römischen Einwirkung: Lugdunum (Lyon) ward das transalpinische Rom. Es ist kein Zweifel, daß sich die Eingebornen den Anziehenden mit freudigem Eifer anschlossen. Aus den Geschlechtern und Stämmen, die das Land von jeher bewohnt hatten, und den Colonien der Ueberwinder bildete sich ein neues Volk, eine einzige große romanische Nation. Im zweiten Jahrhundert ist Gallien die bevölkertste, im vierten, wiewohl in der Tiefe sich manche ungebrochene Volksthümlichkeit erhielt, eine der gebildetsten römischen Provinzen. Wo das eigenthümliche Talent der Eingebornen mit einem Zweige der lateinischen Cultur zusammentraf, erhoben sie sich sogleich zu einer bemerkenswerthen Ausbildung. Nirgends gab es eine Zeit lang besser besuchte Schulen als in Gallien; geborene Römer lernten lateinische Bered-

samkeit im Sinne des Jahrhunderts an der Garonne." Die von Cäsar und seinen Nachfolgern angelegten Castelle und Standlager wuchsen bald zu Städten an; so Windisch an der Aar, Augst bei Basel, Zabern, Worms, Köln, Coblenz, Trier, Aachen, Soissons, Cambray u. a. m. Einige Decennien später wurde auch Süddeutschland bis zur Donau unterjocht, so daß die beiden großen Ströme Rhein und Donau die nördlichen Grenzen des Römerreichs bildeten. Auch hier entstanden aus den römischen Standlagern allmählich die Städte Bregenz, Kempten, Regensburg, Augsburg, Passau, Salzburg, Linz, Wien u. a. — Das Land auf der linken Rheinseite von den Vogesen bis zur Mündung der Schelde wurde als Bestandtheil des römischen Galliens betrachtet und erhielt in der römischen Staatssprache den Namen des „oberen" und des „unteren Germaniens", zwei getrennte Verwaltungsbezirke, deren Grenze in der Nähe des unteren Laufs der Mosel fiel.

c) Der zweite Bürgerkrieg (49—48).

§. 225. **Parteistellung in Rom.** Indessen war die Parteiwuth in Rom aufs Höchste gestiegen und Raub und Mord an der Tagesordnung. Mächtige Führer kämpften in den Straßen und Wahlplätzen mit Schaaren bewaffneten Gefolges wider einander, und der freche Demokratenführer Clodius, der mit seinen Pöbelhaufen, Freigelassenen und Sklaven Jahre lang Markt und Gasse beherrschte, wurde von Milo auf der appischen Straße ermordet. Bestechung 52.
ward mit unerhörter Schamlosigkeit geübt und die Schätze Galliens wanderten größtentheils nach Rom, um die feilen Seelen der Volkstribunen Curio, Antonius und anderer Parteigenossen zu sättigen und für Cäsars Interessen zu gewinnen. „Scheinreiche mit zerrütteten Finanzen, einflußreiche in Geldverlegenheiten befangene Damen, verschuldete junge Adelige, bedrängte Kaufleute und Banquiers gingen entweder selbst nach Gallien, um an der Quelle zu schöpfen, oder wandten sich an Cäsars hauptstädtische Agenten. — Dazu kamen die ungeheuren Bauten, die Cäsar für seine Rechnung in der Hauptstadt ausführen ließ und bei denen eine Unzahl von Menschen aller Stände vom Consular bis zum Lastträger hinab Gelegenheit fand zu verdienen, so wie die unermeßlichen für öffentliche Lustbarkeiten aufgewandten Summen. In beschränkterem Maße that Pompejus das Gleiche, ihm verdankte die Hauptstadt das erste steinerne Theater und er feierte dessen Einweihung mit einer nie zuvor gesehenen Pracht." — Die öffentliche Unsicherheit und Anarchie, verbunden mit den Gewaltthätigkeiten und Bestechungen, welche den nachtheiligsten Einfluß auf die Wahlen und Geschwornengerichte übten und alle Macht in die Hände der „Genossenschaften" (Clubs) und ihrer Führer brachten, bewogen endlich den Senat und die Alt-Republikaner, in Pompejus eine Stütze gegen den zunehmenden Volksübermuth zu suchen und, indem sie das Consulat gänzlich zu dessen Verfügung stellten, ihm eine dictatorische Gewalt zu übertragen. Dadurch erhielt aber der Parteieifer neue Nahrung, da Pompejus auf seines Nebenbuhlers wachsenden Kriegsruhm neidisch und seit dem Tode seiner Gemahlin Julia, Cäsars schöner und edler Tochter, demselben mehr entfremdet, sich seines Einflusses zu dessen Nachtheil bediente. Mit Cato und der aristokratischen Senatspartei verbunden, suchte er ihn von dem Consulat fern zu halten, aus Furcht, er möchte diese Stellung zur Erwerbung der Alleinherrschaft benutzen. Zugleich sollten seine Bürgerrechtsverleihungen und Coloniegründungen in Oberitalien als verfassungswidrig cassirt werden. Auf Pompejus' Zuthun erging sofort nach Beendigung 50
des gallischen Kriegs vom Senat an Cäsar das Gebot, seinen Oberbefehl nieder-

zulegen und seine Heere zu entlassen, indeß jener mit neuer außerordentlicher Macht bekleidet ward und durch die Zusammenziehung von Truppen in Capua seine kriegerischen Absichten kund gab. Die von Cäsar erkauften Volkstribunen, Q. Cassius, der tapfere Reiterführer M. Antonius und vor Allen der feile, verschuldete Curio, ein talentvoller Mann von geistreicher Rede, aber von politischer und sittlicher Grundsatzlosigkeit und einem wüsten, verschwenderischen Leben hingegeben, welche gegen den Senatsbeschluß ihr Veto einlegten und verlangten, daß auch Pompejus seiner Gewalt entsage, wurden drohend zurückgewiesen; sie flohen in Sklavenkleidern in Cäsar's Lager und gaben dem Feldherrn, der bisher mit großer Schonung und Mäßigung aufgetreten war und durch Vergleichsvorschläge den völligen Bruch zu verhüten gesucht hatte, einen günstigen Vorwand, sich zum Rächer der verletzten Heiligkeit des Tribunats und zum Beschützer der Volksrechte aufzuwerfen. Als er in einer glänzenden Rede seinen Legionen das undankbare Verfahren der Aristokratie gegen den Ueberwinder Galliens und die gewissenlose Verletzung der von den Vätern begründeten und mit ihrem Herzblute vertheidigten Verfassung darlegte, da waren Führer und Soldaten willig und bereit, ihm selbst zum Bürgerkrieg unbedingt zu folgen. Die Legionare machten sogar unter sich aus, daß sie den Sold, den ihnen Cäsar zu verdoppeln versprach, bis zur Beendigung des Kriegs in den Händen des Feldherrn lassen und inzwischen die ärmeren Kameraden aus allgemeinen Mitteln unterstützen wollten. Nur der tapfere T. Labienus ging in das Pompejanische Lager über.

Clodius und Milo. Milo, Cicero's Freund, der dreiste und im Intriguiren gewandte Wortführer der Aristokratenpartei, bewarb sich um das Consulat, wurde aber dabei von Pompejus und Clodius gehindert. Clodius überfiel ihn, als er mit seiner Familie nach seinem Landgute reisen wollte, mit einer Rotte, verlor aber bei dem zwischen den feindlichen Parteigängern entstandenen Gefechte das Leben. Wüthend über den Tod des Demokratenführers trug der rasende Pöbel den Leichnam vom Forum in die Curie, den Sitz der Aristokratie, und
52 machte das Gebäude, indem er die Brandfackel hineinwarf, zum Scheiterhaufen des Straßenhelden. Fünf Tage lang wurde Milo's Haus belagert. Die Aufregung war so groß, daß Pompejus zum „Consul ohne Collegen" ernannt wurde, um seine Macht zu erhöhen. Er ließ sofort gegen Milo durch eine von ihm ernannte Specialcommission einen Prozeß einleiten und denselben, trotz Cicero's meisterhafter Vertheidigungsrede, verurtheilen, worauf dieser nach Massilia in freiwillige Verbannung ging. Im nächsten Jahre theilte Pompejus das Consulat mit seinem neuen Schwiegervater Metellus Scipio.

Jan. 49. §. 226. Ilerda. Dyrrhachium. Pharsalos. Als Cäsar am Flusse Rubico stand, der die gallische Provinz von Italien schied, mochte er noch einmal die Wechselfälle des Geschicks überlegen, ehe er mit dem Ausruf: „Der Würfel ist gefallen", den Fluß überschritt. Er zog mit seinen abgehärteten, ihm treu ergebenen Legionen aus dem Po-Lande in raschem Siegeslauf durch Umbrien und die sabellischen Gaue. Denn es galt, die Gegner zu überraschen, ehe sie ihre zerstreuten Truppen um sich gesammelt hatten. Seine Milde und Freundlichkeit öffnete ihm alle Thore und gewann ihm die Herzen der Bewohner. Pompejus, zu spät aus seinem unbegreiflichen Selbstvertrauen und seiner sorglosen Zuversicht aufgeschreckt, wagte es nicht, den Feind in Rom zu erwarten; er eilte mit seinen neugeworbenen und wenig zuverlässigen Truppen und einem großen Gefolge von Senatoren und Aristokraten über Capua nach Brundusium, und

als sich der Sieger dieser Stadt näherte, auf den im Hafen vorräthigen Schiffen über das ionische Meer nach **Epirus**. Seine großsprecherische Aeußerung, daß er mit seinem Fuße Legionen aus dem Boden stampfen könne, hatte sich nicht bewährt. Die rasche Entschlossenheit seines Gegners hatte ihm nicht die nöthige Zeit gegönnt, die der aristokratisch-republikanischen Verfassungspartei zu Gebote stehenden Streitkräfte zu vereinigen. Man vergaß sogar in der Bestürzung, die öffentlichen Kassen in Sicherheit zu bringen. Cäsar verfolgte die Fliehenden nicht über das Meer. Er mußte zuvor die ängstlichen Gemüther beruhigen, welche die Rückkehr der Marianischen Schreckenszeit fürchteten, die Hauptstadt vor Anarchie schützen und dem Gegner die bedeutenden Streitkräfte in der pyrenäischen Halbinsel entziehen. Darum kehrte er nach Rom zurück, wo er März 49.
den gesprengten Senat wieder einsetzte und sich des von den flüchtigen Consuln zurückgelassenen Staatsschatzes (gegen 23 Mill. Thlr.) nebst den reichen Vorräthen bemächtigte, und begab sich dann nach **Spanien**. Hier trieb er nach der blutigen, aber unentschiedenen Schlacht bei **Ilerda** (**Lerida**), zwischen Pyrenäen und Ebro, die Heere seines Gegners durch sein überlegenes Feldherrntalent und die überflügelnde Schnelligkeit seiner Bewegungen so in die Enge, daß sie eine Capitulation schlossen, in Folge deren die Feldherren (Petrejus, Aug.
Afranius, M. Varro) und die Führer zu Pompejus entlassen wurden, indeß die Gemeinen entweder zu dem Sieger übergingen oder nach Ablieferung der Waffen nach Hause zogen. Auf dem Rückzug brachte der Imperator die reiche Handelsstadt **Massilia**, die aus alter Anhänglichkeit an Pompejus den Cäsarianern die Thore verschlossen hatte und darum während des spanischen Feldzugs von Decimus Brutus zu Wasser und zu Land hart belagert worden war, zur Unterwerfung; und obwohl sich die Bürgerschaft eines verrätherischen Ueberfalls nach geschlossenem Vertrag schuldig gemacht hatte, so besänftigte Cäsar dennoch die Wuth der Soldaten und bestrafte die Stadt nur mit Verlust der Waffen und Schiffe und mit Schmälerung ihres Gebiets und ihrer Freiheit. Sie blieb auch nach diesem Schlag immer noch der Mittelpunkt der hellenisch-römischen Cultur im Westen; aber in dem massaliotischen Dorfe Nemausus (Nimes), das zur latinischen Stadtgemeinde erhoben und mit Grundbesitz und Rechten ausgestattet ward, erstand dem alten Handelsstaat ein mächtiger Rivale. — Mittlerweile hatten seine Unterfeldherren Sicilien und die andern Inseln den Pompejanern entrissen und dadurch Italien vor Getreidemangel geschützt; dagegen ließ sich im Gebiete von Utica der geniale **Curio** durch seinen feurigen Muth auf einen ungünstigen Kampfplatz verlocken, wo er, von **Juba**'s numidischen Reitern umringt, mit seinem ganzen Heere umkam. Er suchte den Tod, weil Sept.
er sich schämte, als Besiegter vor seinem Gebieter zu erscheinen. „Sein Wesen war Leichtigkeit und oft Leichtfertigkeit, anmuthige Offenherzigkeit und volles Leben im Augenblick." — Während dieser Zeit war auch die Gegenpartei nicht unthätig. Aus dem weiten Osten, wo Pompejus viele Anhänger und Verehrer zählte, wurden dem republikanischen Feldherrn so viele Streitkräfte zugeführt, daß er über eine Armee von 7000 Reitern und elf Legionen und über eine Flotte von 500 Segeln zu gebieten hatte; und in Thessalonich versammelte sich eine solche Menge Emigranten aus dem Senatoren- und Ritterstande, daß der römische Staat seine Hauptstadt nebst dem Senat (den „Dreihundert") nach

Makedonien verlegt zu haben schien. Allein die Anwesenheit so vieler vornehmen Aristokraten im Lager erschwerte dem Oberbefehlshaber, der in dieser Zeit wieder sein früheres Feldherrntalent entwickelte, als er die Küste von Epirus um
Nov. die Hafenstadt Dyrrhachium bezog, den Kampf wider Cäsar's einmüthige und geschlossene Legionen. Nicht nur, daß die vornehmen Herren den Hader, die Zwietracht und die Meinungskämpfe der Hauptstadt ins Lager einführten und durch Kundgebung der heftigsten Parteiwuth und Rachsucht die Schwankenden und Unschlüssigen von sich stießen; auch die üppige Lebensweise wurde durch sie daselbst eingebürgert. Wie staunten die Cäsarischen Krieger, von denen viele seit mehr als zehn Jahren unter kein Dach gekommen, die in Feld und Lager und auf beschwerlichen Märschen alle Mühseligkeiten des Lebens getragen, an Hunger und Durst, an Hitze und Kälte und an Entbehrungen jeder Art gewöhnt waren, über die prachtvollen Zelte der Pompejaner, welche anmuthigen Lauben glichen, wo man den Fußboden mit frischem Rasen bedeckt sah, wo die Wände mit Lorbeeren, Epheu und Myrten bekränzt waren, wo kostbare Polster und Teppiche prangten, wo auf zierlichen Tischen kunstvolle Gefäße standen und die vornehmen Gäste bei festlichen Gelagen die Abende und Nächte und manche Stunden des Tages durchschwärmten! — Nach der Unterwerfung Massilia's begab sich Cäsar wieder nach Rom, ließ sich zum Dictator und dann (um den
48. Schein der Republik zu bewahren) für's folgende Jahr zum Consul wählen, und suchte den gährenden Staat durch versöhnende Gesetze zu beruhigen. Dann
Spätherbst. 49. setzte er mit einem Theil seiner Legionen über das ionische Meer nach der epirotischen Küste, wo Pompejus mit seinem überlegenen Heere stand. Da aber die übrigen Abtheilungen, durch ungünstige Witterung verhindert, nicht folgen konnten, so kam er in schlimme Lage. Schon gaben sich die Aristokraten der frohen Zuversicht hin, Cäsar würde als Abenteurer endigen und dann eine Sullanische Restauration folgen. Um die Einschiffung seiner Truppen zu betreiben, wollte sich sogar der Feldherr selbst auf einem Fahrzeug durch die feindliche Flotte nach Brundusium durchschleichen. Vermummt bestieg er in stürmischer Nacht ein kleines Schiff; den besorgten Steuermann trieb er mit dem Zuruf an: „fürchte nichts, du führst Cäsar und sein Glück!", aber die Wellen gingen so hoch, daß das Vorhaben aufgegeben werden mußte. Auch als bald nachher der muthige und getreue Legat M. Antonius mit drei Legionen Veteranen und 800 Reitern die kühne Ueberfahrt bewerkstelligte, behielten die Pompejaner die Oberhand. Eine Reihe blutiger Gefechte bei Dyrrhachium, worin Cäsar im Nachtheil war, erhöhte das Selbstvertrauen des Gegners, so daß er dem Ungestüm der ihn umgebenden vornehmen Jugend nachgab und den feindlichen Feldherrn, der sich mit seinen ermatteten Veteranen ostwärts zog, in die Ebene Thessaliens verfolgte, um eine rasche Entscheidung herbeizuführen. Aber
9. Aug. 48. der Hoffahrt folgte ein jäher Fall. In der **Schlacht bei Pharsălos** erfochten Cäsar's kampfgeübte Truppen einen glänzenden Sieg über das mehr als doppelt so starke feindliche Heer und erbeuteten das reiche, mit Kostbarkeiten und Vorräthen angefüllte Lager. 15,000 Feinde lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, während die Cäsarianer nur 200 vermißten; die noch zusammengebliebene Masse, gegen 20,000 Mann, streckte am andern Morgen die Waffen; von den elf feindlichen Adlern wurden Cäsar neun überbracht. Als die Schlacht

noch wüthete, legte Pompejus seine Feldherrnbinde ab und ritt auf dem nächsten Wege dem Meere zu, um dort ein Schiff zu suchen. Mit wenigen Getreuen floh er dann über Lesbos nach Kleinasien und von dort über Kypros nach Aegypten, fand aber hier statt gastlicher Aufnahme Tod durch Meuchelmord. Ptolemäos nämlich, in der Hoffnung, Cäsar's Gunst zu erlangen, ließ den gebeugten Helden bei seiner Landung in Pelusium tödten und den Leichnam unbeerdigt ans Ufer werfen. „Im Aussteigen stach der Volkstribun Lucius Septimius ihn hinterrücks nieder, unter den Augen seiner Gattin und seines Sohnes, welche von dem Verdeck ihres Schiffes aus dem Morde zusehen mußten, ohne retten oder rächen zu können. An demselben Tage, an dem er dreizehn Jahre 29. Sept. 48.
zuvor, über Mithridates triumphirend, in die Hauptstadt eingezogen war, endigte auf einer öden Düne des unwirthlichen Strandes durch die Hand eines seiner alten Soldaten der Mann, der ein Menschenalter hindurch der Große geheißen und Jahre lang Rom beherrscht hatte.“ Sein Ring und Haupt wurden dem Sieger überbracht.

d) Cäsars Siege und Tod.

§. 227. Das tragische Ende des großen Feldherrn erpreßte seinem Gegner, der bald ebenfalls in Aegypten eintraf, Thränen des Mitleids. Er versagte dem Urheber des Mords die gehoffte Belohnung und entschied, als er zum Schiedsrichter des Thronstreits zwischen den Kindern des jüngstverstorbenen Ptolemäos des „Flötenbläsers“ (Auletes), dem zehnjährigen Ptolemäos Dionysos und seiner schönen, anmuthvollen Schwester Kleopätra, erkoren ward, zu Gunsten der letztern, gerieth aber dadurch mit dem König und dem ägyptischen Okt. 48 bis
Volke in einen Krieg, der ihn neun Monate lang in Alexandria festhielt und Juli 47.
in die größte Gefahr brachte. Mit wunderbarer Kunst und Geschicklichkeit vertheidigte sich der von Truppen entblößte Feldherr gegen die zügellose Volksmasse der beweglichen Handelsstadt und die alte pompejanische Besatzung zuerst in der Königsburg, und als diese mit einem großen Theil der herrlichen Bücherschätze in Brand gerieth, auf der Leuchtthurminsel Pharos im Hafen. Erst als ihm Verstärkungen aus Syrien und Kleinasien zugekommen, und Ptolemäos nach einem unglücklichen Treffen auf der Flucht in den Wellen des Nils ertrunken 47
war, ergab sich Alexandria der Gnade des Siegers. Im Trauergewande, die Götterbilder in den Händen, flehten die Bürger um Frieden. Cäsar verfuhr schonend. Hinweisend auf den großen Schaden, den die Stadt durch den Flottenbrand und andere harte Schläge erfahren, ermahnte er die Einwohnerschaft ernstlich, sich künftig allein der Künste des Friedens zu befleißigen und die Wunden zu heilen, die sie sich selber geschlagen. Dann übertrug er die Verwaltung in Aegypten der Kleopatra (deren Reize ihn gefesselt) und ihrem jüngern, mit ihr vermählten Bruder und zog zu neuen Kämpfen aus. Der schnelle Sieg bei Zela, den er durch den Schrecken seines Namens über Mithridates' Sohn Aug. 47.
Pharnäkes (der die Verwirrung des Römerreichs zu Eroberungen in Kolchis, Armenien u. a. O. benutzt hatte) davon trug, ist durch die merkwürdige briefliche Nachricht darüber: ich kam, sah, siegte (veni, vidi, vici), verewigt worden. Pharnakes verlor alle seine Eroberungen und bald nachher durch einen treulosen Diener auch sein Leben. Sein unechter Halbbruder Mithridates von

Pergamum, der dem römischen Feldherrn in Aegypten gute Dienste geleistet hatte,
erlangte die bosporanische Königskrone. — In Rom verweilte Cäsar nur so
lange, als nöthig war, die aufgeregten Gemüther des Volks durch versöhnende
Maßregeln und die murrenden Soldaten durch Versprechungen und kluge Er-
regung ihrers militärischen Ehrgefühls zu beruhigen. Als sie im sichern Gefühl
ihrer Unentbehrlichkeit ihren Abschied verlangten, gewährte er ihnen denselben,
redete sie als „Bürger“ an und versprach, ihnen nach seinem Triumph Ge-
schenke und Aecker zu verleihen. Tief ergriffen, daß der Feldherr ihnen in Aus-
sicht stellte, dem Siegeszug ihrer Kameraden als Bürgersleute zuschauen zu
müssen, und durch die fremdklingende Anrede „gleichsam mit einem Schlage ihre
ganze stolze Soldatenvergangenheit zerstörte, und überwältigt durch den Zauber
des unwiderstehlich gewaltigen Menschen — standen die Krieger eine Weile
stumm und zaudernd, bis von allen Seiten der Ruf erscholl, daß der Feldherr
sie wieder zu Gnaden annehmen und es ihnen wieder gestatten möge, Cäsar's
Soldaten zu heißen.“ Er ließ sich endlich erbitten und setzte dann im Spätherbst
Oct. 47. des Jahres nach Afrika über, wo die Republikaner und Pompejaner sich um
Cato, *Metellus Scipio* und den Numiderkönig *Juba*, „in dem die
Erbitterung des Parteimannes mit der Wuth des halbbarbarischen Afrikaners
zusammenfloß“, vereinigt und während des langen Aufenthaltes Cäsar's in Ale-
xandrien eine wohlgerüstete zahlreiche Armee unter namhaften Führern aufge-
bracht hatten. Wie einst Thessalonich, wurde jetzt Utica der Sitz des Senats,
6. April 46. der „Dreihundert“. Aber die blutige **Schlacht von Thapsos** vernichtete alle
Hoffnungen der Republikaner. 50,000 feindliche Streiter deckten die Wahlstatt,
während der Sieger nur 50 Todte zählte. Wüthend über den endlosen Krieg,
ließ der Soldat seinem Rachegefühl vollen Lauf. Von den Ueberlebenden tödteten
sich viele mit eigener Hand, wie *Metellus Scipio*, des Pompejus Schwie-
gervater, der bei Thapsos den Oberbefehl geführt, und der hochherzige *Cato*,
der sich in *Utica* mit ruhigem Selbstbewußtsein und stoischer Fassung den Tod
gab, treu den Grundsätzen, die er im Leben ehrlich und muthig bekannt. Juba,
„eine jener im grellen und übermüthigen Lebensgenuß verwilderten Naturen,
die auch aus dem Tode sich ein Taumelfest bereiten“, begab sich mit Petrejus,
dem Ueberwinder Catilina's nach einem seiner Landhäuser. Hier ließ er einen
reichlichen Schmaus auftragen und forderte nach geendigter Mahlzeit seinen Be-
gleiter auf, mit ihm im Zweikampf um den Tod zu fechten. Als Petrejus
fiel, ließ sich der König von der Hand eines Sklaven durchbohren. Das nu-
midische Reich wurde zum Theil an Cäsar's Bundesgenossen vergeben. Italische
Colonisten, die daselbst angesiedelt wurden, brachten das herrliche Land bald
wieder zu neuer Blüthe. — Ein prachtvoller viertägiger Triumph, verbunden
mit den schmeichelhaftesten Huldigungen des Senats, mit glänzenden Festmahlen
und mit reichen Schenkungen, erwartete den Sieger nach seiner Rückkehr in
Rom, das er jedoch bald wieder verließ, um seine letzten Feinde, die sich um des
Pompejus beide Söhne geschaart, in Spanien anzugreifen. In der furchtbaren
März 45. **Schlacht bei Munda**, wo beide Theile mit dem Muthe der Verzweiflung stritten
und Cäsars Glück und Leben in der höchsten Gefahr schwebte, wurden die
letzten Reste der *Pompejaner* und *Republikaner* vernichtet. Der eine
der Söhne wurde nach der Schlacht, wo Tausende seiner tapfern Waffenbrüder

gefallen, auf der Flucht getödtet; der überlebende führte fortan als heimathloser Flüchtling ein unstetes Seeräuberleben, bis auch er zehn Jahre später eines gewaltsamen Todes starb.

§. 228. Nach Unterwerfung des südwestlichen Spaniens kehrte Cäsar als Herr und Gebieter des römischen Reichs nach der Hauptstadt zurück, wo er als „Vater des Vaterlandes" begrüßt und von dem demüthigen Senat auf Lebenszeit zum Dictator, von dem Volke aber zum Tribun gewählt und mit der erweiterten Aufsicht über die Sitten ausgerüstet wurde. Die Bezeichnung „Imperator", die ihm von nun an als ständiger Ehrentitel verblieb, verlor allmählich die Bedeutung eines bloßen Militäramtes; sie wurde zum Ausdruck der höchsten Amtsgewalt (Imperium), vereinigt in der Hand eines vom Senate unabhängigen Volkshauptes, eines Amtes, in welchem die richterliche und administrative Gewalt mit der Heerführung verbunden war. Allein so sehr auch Cäsar durch verständige Gesetze und Einrichtungen die Gemüther zu beruhigen suchte; so sehr er sich angelegen sein ließ, die gebildete und vornehme Klasse zur Theilnahme an der neuen Staatsordnung herbeizuziehen, die Geächteten durch Wiederherstellung ihrer Rechte und Güter zu versöhnen, die untern Volksklassen durch Fürsorge für ihren Unterhalt und ihr zeitliches Wohl zu gewinnen — sein sichtbares Streben, nicht nur nach der Gewalt, sondern auch nach dem Titel und der äußern Ehre eines Alleinherrschers, trieb einige schwärmerische Freiheitsfreunde, die da hofften, durch Herstellung der alten Verfassung auch den altrepublikanischen Geist wieder beleben zu können, zur Verschwörung. Der zunehmende Stolz des Imperators, der sich in seiner Mißachtung gegen den Senat und die republikanischen Formen kund gab, so wie sein sichtbares Wohlgefallen an dem von M. Antonius bei einem Feste dargebotenen Königsdiadem, das er nur mit erkünsteltem Unwillen zurückstieß, beschleunigten die Ausführung. An der Spitze der Verschworenen stand der hochsinnige, für die Idee der Freiheit begeisterte M. Junius Brutus, welcher Bildung, Beredsamkeit und sittliche Würde mit kriegerischem Muthe verband und mit Cäsar persönlich befreundet war, und neben ihm der von altem Republikanersinn durchglühte Gajus Cassius, eben so ehrgeizig als tapfer und entschlossen. Obwohl früher Pompejaner, waren beide von Cäsar mit der Prätur beehrt und gleich den meisten übrigen Mitverschworenen mit Wohlwollen und Vertrauen behandelt worden; aber das altrömische Vorurtheil gegen jede einherrliche Gewalt ließ sie alle Rücksichten vergessen. Mit der größten Verstellung und Heimlichkeit faßten sie den Mordplan. Aller Warnungen ungeachtet hielt Cäsar an den Idus des Märzes in der Halle des Pompejus eine Senatssitzung, um sich behufs seines beabsichtigten Kriegszugs wider die Parther den Königstitel für die außeritalischen Provinzen ertheilen zu lassen. Hier sank er von dreiundzwanzig Dolchstichen durchbohrt mit dem Ausruf: „Auch du, Brutus!" entseelt bei der Bildsäule seines ehemaligen Gegners nieder, nachdem er sich sorgfältig in die Toga gehüllt, um mit Würde und Anstand zu fallen. So starb der erste Imperator im sechsundfünfzigsten Jahre seines Lebens.

15. März 44.

Der Imperator. §. 229. **Cäsar's Reformen und Organisationen.** Cäsar suchte unter dem Titel eines „**Imperators**" das Wesen und die Machtbefugnisse des alten Königthums sich anzueignen, die Benennung „König" vermied er aus Rücksicht gegen die volksthümlichen Antipathien. Aber er ging in Allem auf die Ueberlieferungen der Königszeit zurück. Die Münzen wurden mit seinem Brustbild geziert; der **Senat**, den Cäsar selbst aus den Anhängern der neuen Ordnung, aus ergebenen Männern verschiedener Stände, zum Theil auch aus Provinzialen bildete und auf 900 Mitglieder vermehrte, diente fortan als höchster Reichsrath, den der Imperator benutzte, „um die Gesetze mit ihm vorzuberathen und die wichtigeren administrativen Verfügungen durch ihn oder wenigstens unter seinem Namen zu erlassen;" dem altrepublikanischen Geschlechteradel mit seinen Curienversammlungen fügte er eine große Anzahl neuer Familien bei und schuf somit eine monarchische patrizische Nobilität. Die Staatsgeschäfte waren alle in seiner Hand concentrirt und er trug Sorge, nur untergeordnete und ihm ergebene Leute in die Aemter zu bringen; die Verwaltung der Staatskasse behielt er sich selbst vor, die Erhebung der Provinzialgefälle und die Leitung des Münzwesens übertrug er seinen Freigelassenen. Ebenso besetzte er aus eigener Machtvollkommenheit die Statthalterschaften, doch verwendete er dabei, aus Rücksicht auf den Soldatengeist, in der Regel nur angesehene Männer zu Proconsuln und Proprätoren. Die städtischen Aemter, das Consulat, die Censur, Prätur, die Tribunen und Aedilen ließ er zwar bestehen, minderte aber ihre Bedeutung und Machtbefugnisse; sie wurden aus hohen Reichsbeamten zu Municipalitäten der Hauptstadt, zu Gemeindebeamten umgeschaffen und die Zahl der Mitglieder vermehrt. „Wenn also der Imperator für alle allgemeineren und wichtigeren Fragen sein eigener Minister war; wenn er die Finanzen durch seine Bedienten, das Heer durch seine Adjutanten beherrschte; wenn er die alten republikanischen Staatsämter wieder in Gemeindeämter der Stadt Rom umgewandelt hatte; wenn endlich zu dem Allen der Imperator das Recht besaß, seinen Nachfolger selbst zu ernennen, so war damit die Autokratie hinreichend begründet."

Der Senat. Das Patriziat. Verwaltung.

Das Pontificat. In die geistliche Hierarchie machte Cäsar weniger Eingriffe, nur „daß er das Oberpontificat und die Mitgliedschaft in den drei andern höchsten geistlichen Collegien mit der Person des Regenten verknüpfte." Ebenso ließ er auch die bisherige Gerichtsordnung bestehen; Senatoren und Ritter theilten sich in die Geschwornenstellen, doch nahm er das Recht in Anspruch, „Blutgerichte wie Privatprozesse zu alleiniger und endgültiger Entscheidung an sich zu ziehen;" zugleich hatte er kraft seiner tribunicischen Gewalt eine oberrichterliche Befugniß über alle Wahrsprüche, wodurch eine „kaiserliche Appellationsinstanz" ins Leben gerufen wurde. — Auch das verfallene Heerwesen suchte der Feldherr zu heben, wenn es ihm gleich nicht gelang, die alten Bürgerlegionen wieder ins Leben zu rufen, den militärischen Geist in der städtischen Bevölkerung wieder zu wecken. Die Führerstellen wurden als Eigenthum der höheren Stände angesehen, die Gemeinen waren ein aus allen Ländern zusammengetriebener und den untern Klassen angehörender Volkshaufen. Der schwierigen Aufgabe, die Mannschaften einer stehenden Armee innerhalb der Kreise des bürgerlichen Lebens zu halten, suchte er zu genügen durch Verkürzung der Dienstzeit und durch regelmäßige Ansiedelung der ausgedienten Soldaten als Ackercolonisten. Eine Leibgarde hielt er nicht. — In das Finanzwesen brachte Cäsar bessere Ordnung, einmal dadurch, daß er nur bei den indirekten Abgaben das bisherige Pachtsystem beibehielt, die direkten aber unmittelbar durch Staatsbeamte erheben ließ, sowohl die Naturalleistungen als die Geldabgaben; sodann durch die Beschränkung und Regulirung der Kornvertheilungen in der Hauptstadt; die Liste der Personen, an welche jährlich freies Korn abgegeben wurde, ward auf 150,000 festgesetzt, der Anfang der „segensreichen Anstalten, in denen das unendliche Erbarmen der Menschen mit der Menschen unendlichem Elend ringt." Viele Landschaften und Städte erhielten Steuerfreiheit oder eine Minderung ihrer Steuerbelastungen; andere, die auf Seiten der Pompejaner gestanden, wurden in der Steuer erhöht. Durch die im großem Maßstab angeordneten Confiscationen flossen der Staatskasse unermeßliche Summen zu, wodurch es möglich ward, die großen Ausgaben zu bestreiten, welche die Vermehrung der stehenden Heere zur Grenzvertheidigung und die Verdoppelung des Soldes für den Kriegsmann verursachten. — Die Uebervölkerung der Hauptstadt durch Sklaven, Freigelassene und die Proletariermenge suchte er durch großartige Ausführungen des untern Volkes nach den überseeischen Colonien zu mindern und dadurch der herrschenden Unsicherheit und den häufig eintretenden Nothständen zu wehren. Zugleich wurde die Markt- und Stadtpolizei vermehrt und besser organisirt, und durch neue gemeinnützige Bauwerke das Forum von dem städtischen Gedränge befreit. So errichtete er auf dem Marsfelde

Gerichtsordnung. Heerwesen. Steuer- u. Finanzwesen. Fürsorge für die Hauptstadt.

die Saepta Julia, eine neue Dingstätte für Wahlen und Volksversammlungen, und das Forum Julium zwischen Capitol und Palatin zum besonderen Gerichtsmarkt. Andere großartige Bauentwürfe blieben unausgeführt. In den städtischen Badeanstalten wurde auf seine Veranstaltung das Oel zum Salben umsonst gereicht. Aber die gesellschaftlichen Schäden der Hauptstadt waren zu groß, als daß sie hätten geheilt werden können. Die Einwohner theilten sich in die Klasse der Reichen und Vornehmen und in den besitzlosen Proletarierhaufen; der Mittelstand war fast ganz verschwunden und nur noch in einzelnen Gegenden Italiens in den Landstädten zu finden. „In der Umgegend Roms hatte die Nutzwirthschaft dem unfruchtbaren Luxus Platz machen müssen: wo die alten latinischen Bauerschaften gesäet und geerntet hatten, erhoben sich jetzt die glänzenden Landhäuser, von denen manches mit den dazu gehörigen Gärten, Parken und Wasserleitungen, den Süß- und Salzwasserreservoirs zur Aufbewahrung und Züchtung von Fluß- und Seefischen, den Wildhäusern, Volieren und Fasanerien den Raum einer mäßigen Stadt bedeckte.“ Im übrigen Italien wog die Gutswirthschaft mit Sklavenhaltung vor und verdrängte die kleinen Bauernhöfe und den freien Landbau. Zwar wurde dadurch der Feldbau großartiger und blühender, so daß die Dichter mit Recht das schöne Heimathland besingen konnten, „wo die wohlbewässerte Wiese, das üppige Kornfeld, der lustige Rebenhügel von der dunkeln Zeile der Oelbäume umsäumt wird; wo der Schmuck des Landes, lachend in mannichfaltiger Anmuth, die holdesten Gärten in seinem Schooße hegt und selber von nahrunggebenden Bäumen umkränzt wird;“ aber die kleine Bauernwirthschaft der alten Zeit ging darüber zu Grunde, und zwischen dem reichen Capitalisten und dem rechtlosen Sklaven- und Bettlerhaufen gähnte ein furchtbarer Abgrund. Die alten Landstädte Italiens sanken zu verlassenen Dörfern herab, während eine aus der Fremde herbeigezogene Bevölkerung von Sklaven, Freigelassenen und Händlern sich mehr und mehr über ganz Italien ausbreitete. Cäsar suchte nach Kräften der Capitalübermacht zu wehren, theils durch Zins- und Wuchergesetze und durch Aufhebung der persönlichen Schuldknechtschaft, theils durch Erneuerung des alten Gesetzes, wonach die rückständigen Zinsen niedergeschlagen und die gezahlten vom Capital abgezogen wurden, theils durch das Gebot an Viehzüchter und Grundbesitzer, den dritten Theil ihrer Hirten und Ackerbauern aus freigebornen Männern zu nehmen, und durch Ansiedelung ausgedienter Soldaten als Colonisten mit kleinem Grundbesitz. Zugleich suchte er durch gesetzliche Bestimmung dem Luxus und der Verschwendung ein Ziel zu setzen und der allzulangen Abwesenheit der Reichen von Italien zu begegnen. Neue Gemeindeordnungen sollten die verödeten und verfallenen Landstädte wieder in die Höhe bringen, Straßen, Canäle und Verkehrserleichterungen Handel und Gewerbthätigkeit fördern. — Vor allem war Cäsar beflissen, die Provinzialen der Bedrückungen durch die Beamten und Capitalisten Roms zu entlasten; das alte Gesetz gegen Erpressungen wurde mit unnachsichtiger Strenge gehandhabt. „Wie auch noch die alten Wunden schmerzten, mit Cäsar erschien den vielgeplagten Unterthanen die Morgenröthe einer erträglicheren Zeit, seit Jahrhunderten wieder die erste intelligente und humane Regierung, eine Friedenspolitik, die nicht auf der Feigheit, sondern auf der Kraft beruht.“ Die cisalpinischen Gallier jenseit des Po wurden in den römischen Bürgerverband aufgenommen und erhielten politische Gleichberechtigung mit dem Hauptland. Die italisch-hellenischen Bildungselemente, die überall gepflanzt und gepflegt wurden, sollten in dem großen Reich eine einheitliche Nationalität schaffen, sollten ein Weltreich mit gleichem Recht, gleicher Sprache, gleicher Bildung begründen. In derselben Absicht verlieh er den Lehrern der freien Wissenschaften und sämmtlichen Aerzten der Hauptstadt das römische Bürgerrecht. Auch dem Kalenderwesen widmete Cäsar seine reformatorische Thätigkeit. Der römische Kalender war durch die Unkunde der Pontifices, denen die Aufsicht und Regulirung desselben zustand, in heillose Verwirrung gerathen. Darum ließ Cäsar, mit astronomischer Wissenschaft vertraut und als oberster Pontifex mit der Leitung der Jahresrechnung beauftragt, durch den alexandrinischen Gelehrten Sosigenes den **julianischen Kalender** einrichten, worin das von Numa eingeführte Mondjahr zu 355 Tagen durch die Sonnenjahrsrechnung ersetzt ward, so daß nach drei Jahren von je 365 Tagen ein Schaltjahr von 366 Tagen eintrat; da aber jedes Jahr um elf Minuten und einige Secunden zu kurz kam, so wurde im Jahr 1582 durch Papst Gregor XIII. eine neue Kalenderverbesserung vorgenommen. Der julianische Kalender begann mit dem Jahr 45 v. Chr., nachdem das vorhergehende Jahr um 80 Tage verlängert worden war. — „Fünf und ein halbes Jahr schaltete Cäsar als König von Rom,“ schließt Mommsen die Darstellung seiner Reformthätigkeit, „zwischen sieben großen Feldzügen, die ihm

Vermögenszustände.

Schuld- u. Ackergesetze.

Erleichterung der Provinzen.

Kalenderwesen.

nicht mehr als zusammen fünfzehn Monate in der Hauptstadt seines Reiches zu verweilen erlaubten, ordnete er die Geschicke der Welt für Gegenwart und Zukunft, von der Feststellung der Grenzlinie zwischen Civilisation und Barbarei an bis hinab zu der Beseitigung der Regenpfützen auf den Gassen der Hauptstadt, und behielt dabei noch Zeit und Heiterkeit genug, um den Preisstücken im Theater aufmerksam zu folgen und dem Sieger den Kranz mit improvisirten Versen zu ertheilen. Die Schnelligkeit und Sicherheit der Ausführung des Planes beweist, daß er lange durchdacht und in allen Theilen im Einzelnen festgestellt war; allein auch so bleibt sie nicht viel weniger wunderbar als der Plan selbst. Die Grundzüge waren gegeben und damit der neue Staat für alle Zukunft bestimmt; vollenden konnte den Bau nur die grenzenlose Zukunft. Insofern durfte Cäsar sich sagen, daß sein Ziel erreicht sei, und das wohl mochten die Worte bedeuten, die man zuweilen aus seinem Munde vernahm, daß er genug gelebt habe. Aber eben weil der Bau ein unendlicher war, fügte der Meister, so lange er lebte, rastlos Stein auf Stein, mit immer gleicher Geschmeidigkeit und immer gleicher Spannkraft thätig an seinem Werk, ohne je zu überstürzen oder zu verschieben, eben als gebe es für ihn nur ein Heute und kein Morgen."

§. 230. **Cäsars Charakter und Eigenschaften.** Die Natur hatte den großen Römer, der berufen war, die abgelebte Republik in die neue monarchische Form hinüberzuführen, mit körperlichen und geistigen Vorzügen im reichsten Maße ausgestattet. Er besaß einen Körper, gleich fähig zum Genießen wie zum Ertragen. Wenn seine schöne, männliche und würdevolle Gestalt, sein hoher und schlanker Wuchs, seine Adlernase und seine schwarzen lebhaften Augen mit einem Ausdruck von Wohlwollen und Heiterkeit geeignet waren, ihm Liebe, Anhänglichkeit und Vertrauen im gesellschaftlichen Leben zu erwerben, so setzte ihn die körperliche Uebung und Abhärtung, die Gewandtheit im Reiten, Fechten und Schwimmen in Stand, alle Entbehrungen und Anstrengungen mit den Truppen zu theilen, Kälte und Hitze, Nachtwachen, Hunger und Durst zu ertragen. Noch weniger litten Geist und Gemüth unter den jugendlichen Ausschweifungen. Vielmehr erwarb er sich in dem bewegten, von Leidenschaften und Sinnenrausch verzehrten Leben jene Kenntniß der Welt und der menschlichen Triebe und Eigenschaften, durch die er eine unwiderstehliche Gewalt und Herrschaft über Alle erlangte, die in seine Nähe kamen; Alle waren durch die Macht seiner Persönlichkeit und durch die Ueberlegenheit seines Genius wie in einen Zauberkreis gebannt. Er besaß wie kein anderer die Gabe, sich alle Kräfte dienstbar zu machen, alle Personen an die rechte Stelle zu bringen, alle Menschen zu einem harmonischen Zusammenwirken nach einem großartig angelegten Plane zu vereinigen, ohne ihnen doch das Gefühl der Freiheit und selbständigen Action zu rauben. Er hielt alle Fäden in seiner kräftigen Hand und lenkte sie nach einem klaren, hohen Gedankengang. Seine Kriegsobersten und Hauptleute waren nur groß, so lange sie nach seinen Befehlen handelten, so lange sein Geist ihnen Richtung und Impuls gab, so lange sein Beispiel sie belebte und spornte; aus seiner Nähe geschieden, starrten sie ins Leere und verloren sich in der Menge. Dabei läßt sich streiten, ob er als Feldherr oder als Staatsmann am größten war, ob er mehr als Schriftsteller oder als Redner glänzte, ob man mehr den geistreichen Kunstkenner oder den witzigen, anmuthigen Gesellschafter im Freundeskreise an reichbesetzter Tafel in ihm bewundern muß. „Die meisten Menschen haben ihre Namen durch einseitige Größe verewigt," bemerkt Drumann, „Cäsar wurde von der Natur befähigt, in Allem groß zu sein, ihm blieb die Wahl, als Feldherr, Staatsmann, Gesetzgeber, Rechtsgelehrter, Redner, Dichter, Geschichtschreiber, Sprachforscher, Mathematiker und Architekt zu glänzen. Nie gebrach es ihm an Kraft oder Zeit; denn er erhaschte im Fluge, was Andere mühsam sich aneignen; das Verworrene löste sich schnell vor seinem Adlerblick und selbst Verschiedenes zugleich zu bedenken, war ihm möglich und leicht. Den Gaben entsprach die Empfänglichkeit, das Wissenswürdige, von welcher Art es auch sein mochte, hatte Bedeutung und Werth für ihn." Bei seinen Handlungen und Unternehmungen vertraute Cäsar nur auf die eigene Kraft, auf die Klarheit seines Verstandes, auf seine Umsicht und Berechnung und vor allem auf das Glück, das schon ein altes Sprichwort den Bundesgenossen der Tapfern nennt. Er war von Niemand abhängig, holte keines Menschen Rathschläge ein und fürchtete nicht die Rache der Götter. Ueber einen so starken und hochgebildeten Geist hatte der Volksglaube keine Gewalt, auf Wahrsagen, Opferschau und Götterzeichen legte er keinen Werth; die Religion

war ihm nur ein Mittel, auf das Heer zu wirken. — Ueber seine Soldaten hatte Cäsar eine unwiderstehliche Gewalt; der tapferste Mann im Heer, der in kritischen Augenblicken mit seiner Person einstand, der die wankende Schlacht oft durch seinen entschlossenen Muth herstellte, der bei Munda ohne Helm in erster Reihe focht und in Alexandrien sich durch Schwimmen rettete, war er dem Krieger ein lebendiges Vorbild in der Schlacht; die Verstandesklarheit, der rasche Blick, die kluge Berechnung der Umstände und Möglichkeiten erfüllten die Legionen mit Vertrauen und Siegesgefühl; und wie er beim Angriff „ein Wunder der Geschwindigkeit war und mehr Werth darauf legte, vor dem Feinde Tage und Stunden, als Legionen vorauszuhaben, um durch unerwartetes Erscheinen zu überraschen und zu verwirren, so unübertrefflich zeigte er sich in der Kunst der Befestigung, so sicher wußte er sein kleines Lager mit einem Zauberkreis zu umgeben." Das Heer wurde auf den Schlachtfeldern geübt und an Beschwerden aller Art, an Hitze und Kälte, an Hunger und Durst gewöhnt, ein abgehärtetes Geschlecht mit nervigem Arm, voll Vertrauen zum Anführer und zu sich selbst. — War bei Cäsar auch Verstand und staatsmännische Klugheit die hervorstechende Eigenschaft, so fehlte es ihm doch keineswegs an Herz und Gemüth. Ehrgeiz und Wollust zerstörten in ihm nicht den angebornen Adel der Seele. Wir haben gesehen, wie milde und versöhnlich er sich gegen die besiegten Widersacher benahm, ihr eigenes Wüthen hatte keinen Einfluß auf ihn; wenn er in Gallien und am Rhein hie und da grausame Strenge walten ließ, so lag die Ursache davon mehr in politischer Berechnung, als in der Herzenshärtigkeit. Gegen seine Freunde, Verwandten und Anhänger zeigte er Innigkeit des Gefühls und aufopfernde Hingebung. Seiner würdigen Mutter Aurelia bewahrte er stets die reinste Verehrung; seinen Frauen und vor Allen seiner Tochter Julia widmete er eine aufrichtige Zuneigung; mit den trefflichsten Männern seiner Zeit stand er in einem schönen Verhältniß gegenseitiger Treue. Es war ihm Bedürfniß, geliebt zu werden und Freunde zu haben. Seine Milde zählte nicht unter die geringsten Ursachen seines Todes. So war der große Mann beschaffen, den die Dolche der Verschwornen an den Iden des Märzes in der Curia des Pompejus mitten in seinem thatenreichen Leben dem Tode weihten. „Menschlich und geschichtlich steht Cäsar in dem Gleichungspunkt, in welchem die großen Gegensätze des Daseins sich einander aufheben," urtheilt Mommsen. „Von gewaltiger Schöpferkraft und doch zugleich vom durchdringendsten Verstande; nicht mehr Jüngling und noch nicht Greis; vom höchsten Wollen und vom höchsten Vollbringen; erfüllt von republikanischen Idealen und zugleich geboren zum König; ein Römer im tiefsten Kern seines Wesens und wieder berufen, die römische und die hellenische Entwickelung in sich wie nach Außen hin zu versöhnen und zu vermählen, ist Cäsar der ganze und vollständige Mann. — Seine Thätigkeit ist nicht mehr wie die Alexanders ein freudiges Vorwärtsstreben in die ungemessene Weite; er baute auf und aus Ruinen und war zufrieden, in den einmal angewiesenen weiten aber begrenzten Räumen möglichst erträglich und möglichst sicher sich einzurichten. Mit Recht hat denn auch der feine Dichtertact der Völker um den unpoetischen Römer sich nicht bekümmert und nur den Sohn des Philippos mit allem Goldglanz der Poesie, mit allen Regenbogenfarben der Sage bekleidet. Aber das staatliche Leben der Nationen hat seit Jahrtausenden wieder und wieder auf die Linien zurückgelenkt, die Cäsar gezogen hat, und wenn die Völker, denen die Welt gehört, noch heute mit seinem Namen die höchsten ihrer Monarchen nennen, so liegt darin eine tiefsinnige Mahnung. Er wirkte und schaffte wie nie ein Sterblicher vor und nach ihm, und als ein Wirkender und Schaffender lebt er noch nach Jahrtausenden im Gedächtniß der Nationen, der erste und doch auch der einzige Imperator Cäsar."

e) Der dritte Bürgerkrieg bis zum Untergang der republikanischen Verfassung (43—30).

§. 231. Bald zeigte sich, daß die Idee der Freiheit nur noch in den Köpfen einiger Gebildeten lebte, in der Brust des Volkes aber erloschen war. Denn die anfängliche Begeisterung für die neu errungene Freiheit ging schnell in Haß und Schmähungen gegen die Mörder des Dictators über, als der schlaue Consul M. **Antonius** bei Cäsar's Leichenbegängniß in einer kunstreichen Rede

dessen Verdienste und Vorzüge hervorhob, eine Menge wirklicher oder angeblicher Vermächtnisse und volksthümlicher Bestimmungen aus dem Testamente des Gemordeten vorbrachte und den Armen Geldgeschenke austheilen ließ. Dagegen war der Senat, wo Brutus' Freund *Cicero* seine rednerische Thätigkeit entfaltete, größtentheils für die Verschwornen und verlieh etlichen von ihnen Provinzen zur Verwaltung, dem *M. Junius Brutus Makedonien*, dem *Cassius Syrien*, dem *Decimus Brutus* das *cisalpinische Gallien*. Diese letztere Provinz ließ sich jetzt aber *Antonius* durch Volksbeschluß zutheilen und rückte mit Heeresmacht gegen *Mutina* (Modena), um den daselbst eingeschlossenen Decimus Brutus mit Gewalt zu verdrängen. Dies gab dem durch Cicero's *philippische Reden* wider Antonius aufgereizten Senat Veranlassung, den neunzehnjährigen Schwesterenkel des ermordeten Imperators, *Octavius*, der als Erbe von Cäsar's Namen (*Cäsar Octavianus*, nachmals *Augustus*) die Veteranen seines Heeres auf seiner Seite hatte, in Begleitung der beiden Consuln *Hirtius* und *Pansa* gen *Mutina* zu schicken, um das Vorhaben des für einen *Feind des Vaterlandes* erklärten Antonius zu vereiteln. Antonius unterlag in diesem *mutinensischen*
44–43. *Kriege* und floh zu dem Statthalter des jenseitigen Galliens, *Lepidus*. Da jetzt aber der Senat den verschwornen Republikanern offen seine Gunst zeigte und dem Decimus Brutus den durch den Tod der beiden Consuln erledigten Oberbefehl über die Legionen übertrug, pflanzte **Octavianus**, unter der drohenden Einwirkung seiner Soldaten zum Consul gewählt, die Fahne der Cäsarischen Blutrache auf und schloß auf einer kleinen Insel des Flüßchens
Oct. 43. Rhenus unweit Bologna mit **Antonius** und **Lepidus** das **zweite Triumvirat**. Decimus Brutus, von seinen Truppen verrathen und verlassen, wurde bei Aquileja erschlagen und sein Haupt dem Antonius überbracht. Sicher des durch Ländervertheilungen und Geldspenden gewonnenen Heeres, erließen sofort die Triumvirn neue *Achtungen* (*Proscriptionen*), die, nicht minder von Raub- und Gewinnsucht als von dem Trieb der Rache eingegeben, besonders dem Senatoren- und Ritterstand verderblich wurden. Die angesehensten und verdientesten Männer fielen unter den Streichen der Mörder; wie früher wurden auch jetzt die innigsten Verhältnisse, die Blut, Freundschaft und Pietät geknüpft hatten, zerrissen, da die von Habsucht, Rachgier und Herrschsucht erfüllten Machthaber sich und Andern jeglichen Frevel gestatteten. Die Leichen der Erschlagenen, deren Zahl sich nach einigen Angaben auf 300 Senatoren und 2000 Ritter belief, wurden in den Tiber geworfen oder den Thieren preisgegeben. Jeder der drei Verbündeten weihte seine Widersacher dem Verderben. Unter den Schlachtopfern des Antonius befand sich auch der 63jährige *Cicero*,
7. Dec. 43. den der Tod auf der Flucht ereilte, als er sich von seinem Landgute Formiä in einer Sänfte nach dem Meere tragen ließ, um sich zu Schiff zu M. Brutus zu begeben. Der Triumvir ließ dessen Kopf und Hand auf der Rednerbühne zu Rom aufpflanzen, nachdem sein lasterhaftes Weib Fulvia mit dem bleichen Angesicht ein freches Spiel getrieben.

§. 232. Nachdem Italien mit Mord, Raub, Gütereinziehung und Gelderpressungen genügend gestraft war, rüsteten sich die Machthaber zum Rachekrieg wider die Republikaner, die, um *Brutus* und *Cassius* geschaart, anfangs

im Orient gestanden, dann aber ihr Heerlager in Makedonien aufgeschlagen hatten. Hier wurde in der Ebene von **Philippi** die entscheidende **Doppelschlacht** 42.
geliefert, in welcher Cassius dem Antonius weichen mußte, indeß Brutus die Legionen des kranken Octavianus zurückdrängte. Als sich aber Cassius, durch falsche Kunde getäuscht, im Glauben, daß Alles verloren sei, verzweifelnd in sein Schwert stürzte, und die Triumvirn zwanzig Tage später mit vereinten Kräften die mörderische Schlacht erneuerten, erlag auch Brutus und gab sich wie Cassius mit eigener Hand den Tod. Sein Beispiel wurde von seiner Gemahlin Porcia, Cato's Tochter, die durch glühende Kohlen ihrem Leben ein Ende machte, und von vielen freiheitliebenden Streitern nachgeahmt, so daß die Wahlstatt von Philippi das Grab der Republik ward. Brutus und Cassius hießen „die letzten Römer". Fortan wurde um Herrschaft, nicht mehr um Freiheit gestritten. Die Sieger theilten sich in das römische Reich, so daß Antonius das Morgenland, Octavian das Abendland wählte. Der schwache, geldgierige Lepidus, der anfangs Afrika als Provinz besaß, aber nie viel Geltung hatte, wurde bald seines Antheils beraubt und von Octavian mit der machtlosen Würde eines Oberpriesters beschenkt.

§. 233. Aber indeß der wollüstige, den niedrigsten Sinnengenüssen fröhnende Antonius sich an „Griechenlands Weihrauch und Asiens Lüsten" ergötzte und die erpreßten Summen an Kleopatra's Hof durch ein schwelgerisches Leben vergeudete, gewann der kluge Octavianus und sein hochsinniger Flottenführer Agrippa das römische Volk durch freigebige Spenden und Spiele, belohnte die Soldaten durch Ackervertheilungen und hielt Heer und Flotte in Uebung. Der Versuch der leidenschaftlichen Fulvia und ihres Schwagers Lucius Antonius, diese ganz Italien in Gährung stürzenden Ackervertheilungen zu hindern und mit Hülfe der zur Verzweiflung gebrachten italischen Völkerschaften einen Bürgerkrieg zu entzünden, der die Rückkehr ihres Gatten und den Sturz des Octavian bewirken sollte, endete im **perusinischen Krieg** mit 40. 41
der Niederlage ihrer Partei und dem Untergange dieser altetruskischen Stadt. Nach den furchtbarsten Hungerleiden zur Ergebung gezwungen, wurde Perusia ein Raub der Flammen, nachdem, wie gemeldet wird, über 300 Senatoren und Ritter am Altare des göttlichen Julius geschlachtet worden. Bald nachher starb Fulvia, und nun wurde unter Vermittelung von Mäcenas und Pollio zu Brundisium ein Versöhnungs- und Theilungsvertrag zwischen den Triumvirn geschlossen und eine Vermählung zwischen Antonius und Octavians Schwester verabredet. Aber die aufgeregte Welt kam nicht zum Frieden. Sext. Pompejus (§. 227), der von Sicilien aus durch Freibeuterei eine Seeherrschaft begründet und die Hauptstadt durch Entziehung der Kornzufuhr in Noth und Aufruhr gestürzt hatte, wurde nach einem wechselvollen Land- und Seekrieg von Agrippa in der Seeschlacht bei Mylä und Naulochos um alle 36.
Früchte seiner Anstrengungen gebracht und starb im folgenden Jahre, als er sich 35.
in Kleinasien eine unabhängige Herrschaft begründen wollte, auf Befehl des Antonius in Milet eines gewaltsamen Todes. Er war ein wenig befähigter aufgeblasener Abenteurer, der sich als Sohn Neptuns verehren ließ. Als endlich Antonius, der mehrmals mit Octavian entzweit und kampfbereit sich immer wieder mit demselben vertragen hatte, auf einem unglücklichen Zug gegen die

35. Parther römische Ehre und römisches Blut vergeudete und sich von den Reizen der fremden Königin so unwürdig umgarnen ließ, daß er an ihre Söhne Provinzen verschenkte, und, um sich förmlich mit ihr zu vermählen, auf ihr Betreiben die
34. ihm angetraute Schwester seines bisherigen Freundes, die edle Octavia, mit
33. Hohn zurückschickte — da beraubte der von Octavian geleitete Senat den ehrvergessenen Triumvir aller seiner Würden und erklärte an Kleopatra den Krieg.
2. Sept. 31. Abendland und Morgenland rüsteten wider einander. Aber die **Seeschlacht am** akarnanischen Vorgebirge **Actium**, wo in der Folge die „Siegesstadt" Nikopolis angelegt ward, entschied durch Agrippa's kluge Anordnung, trotz der ägyptischen Uebermacht, zu Gunsten Octavians. Antonius und Kleopatra flohen. Als aber der Sieger sich den Thoren Alexandria's näherte, stürzte sich der erstere, getäuscht durch die falsche Botschaft, die Königin habe sich den Tod gegeben, in sein Schwert, und da Kleopatra merkte, daß ihre Reize bei dem neuen Machthaber wirkungslos
30. seien, und er die Absicht habe, sie zur Verherrlichung seines Triumphes nach nach Rom zu führen, tödtete sie sich durch das Gift zweier Nattern. Aegypten
29. wurde die erste Provinz des **römischen Kaiserreichs** und ward unabhängig vom Senat im Namen Octavians von einem kaiserlichen Statthalter verwaltet. Der Monat Sextilis, in welchem der Sieger in die Hauptstadt zurückkehrte, erhielt ihm zu Ehren den Namen Augustus.

IV. Das römische Kaiserreich.

1. Cäsar Octavianus Augustus.

a) Staatswesen und Reichsverfassung.

§. 234. Die blutigen Bürgerkriege hatten alle tüchtigen und freiheitsliebenden Männer dahingerafft; die noch übrige Masse war sowohl für die rauhe Einfachheit als für die republikanische Bürgertugend der Vorfahren unempfänglich.

Augustus 30. v. Chr. — 14 nach Chr.

Brod und Spiele (panis et circenses) waren die einzigen Wünsche des nur auf Genuß des Augenblicks bedachten Volks. Daher fiel es dem klugen Augustus, der tiefen Verstand und Herrschergaben mit Milde, Mäßigung und Beharrlichkeit verband, und seinen brennenden Ehrgeiz und Fürstenstolz unter einfachen Formen und bürgerlichen Sitten zu verbergen wußte, nicht schwer, die römische Republik in eine Monarchie umzuwandeln, wobei nur dem Senat eine Ehrenautorität zu Theil wurde. Doch gab er in sofern den verjährten Vorurtheilen nach, daß er sich nicht König oder Herr (Despot) nannte, sondern die republikanischen Namen und Formen und die Benennung Cäsar (daher Kaiser) beibehielt, sich aber allmählich alle Aemter und Gewalten von Senat und Volk übertragen und von Zeit zu Zeit erneuern ließ. Auch der religiöse Ehrenname Augustus, der „Geweihte", wurde ihm von Senat und Volk beigelegt. Als beständiger Imperator hatte er den unbeschränkten Oberbefehl über die ganze Militärmacht und die Bestimmung über Krieg und Frieden; als Fürst (princeps) war er Vorsteher des, durch freiwilligen oder gezwungenen Austritt vieler Mitglieder gereinigten und verminderten Senats und des aus geeigneten Gliedern desselben gebildeten Staatsraths und oberster Leiter der gesetzgebenden Macht und der Gerichte; als Inhaber der höchsten Tribunengewalt, mit der Vollmacht, seine

übrigen Collegen zu wählen, war er Vertreter des Volks, dessen Versammlungen daher immer seltener und machtloser wurden; als Aufseher der Sitten und Oberpriester hatte er das Privatleben, so wie Religion und Cultus unter seiner Aufsicht und als bleibender Consul und beständiger Proconsul, mit der Befugniß Stellvertreter und Amtsgenossen zur Wahl vorzuschlagen oder selbst zu wählen, leitete er die Verwaltung Roms und der Provinzen. „Es war die Alles überflügelnde und beherrschende factische Gewalt Augustus, welche die Schutzwehren gegen Unumschränktheit niederriß und dem Despotismus seiner Nachfolger die Bahn eröffnete. Der Senat bestand aus seinen Creaturen, das Volk war durch Brod und Spiele gewonnen, das Heer durch Beute und Geschenke an ihn gefesselt, und so hatte er in der Curie ein gehorsames Werkzeug seiner Pläne, die Comitien waren ein Widerhall seiner Wünsche und die Legionen vollstreckten bereitwillig die von ihm erhaltenen Befehle. Daneben mochten nun Senat und Volk sich der alten Formen des Freistaates erfreuen; sie waren nichtige Schatten, wenn es dem Oberhaupte galt, seinen Willen durchzusetzen." Der Kaiser übte das Recht der Gnade und seine Tempel waren schützende Asyle; und von allen Gerichtshöfen des Reichs war in Sachen des peinlichen und des bürgerlichen Rechts die Berufung an die kaiserliche Richtergewalt gestattet. — Das Reich, das sich vom atlantischen Ocean bis zum Euphrat und von der Donau und dem Rhein bis zu den Sandwüsten Afrika's und den Wasserfällen des Nil erstreckte, umfaßte 25 durch Heerstraßen mit Rom verbundene Provinzen, von denen Octavian diejenigen, in welchen zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung die Gegenwart der Legionen erforderlich war, seiner eigenen proconsularischen Gewalt unterstellte, die andern dagegen, die an ruhiges Gehorchen gewöhnt und von äußern Feinden nicht bedroht waren, der Verwaltung des Senats überließ. Je nach der Haltung und Ergebenheit wurden die Verhältnisse der Stadtgemeinden in den Provinzen geordnet. Die politische Stellung durchlief alle Stufen vom römischen Vollbürgerrecht in den Colonien und Municipien durch das italische und latinische Recht und die befreiten Communen bis zu den Unterthanenstädten, die der Jurisdiction des Statthalters in allen öffentlichen Angelegenheiten, sei es der Verwaltung oder der Rechtspflege, unterworfen waren. Aber selbst diesen letztern blieb noch ein Schatten von Selbstregiment und Autonomie in der Wahl ihrer städtischen Beamten, in dem Fortbestand religiöser Vereine und Communalverbände, in dem Eigenthumsrecht über das städtische Vermögen. — Die Grenzen wurden durch stehende Heere, die Küsten durch Flotten geschützt; Militärcolonien, wozu Augustus nach Beendigung der Bürgerkriege die Veteranen verwendete, befestigten Roms Herrschaft. Ein geregeltes Steuer- und Zollwesen brachte die Finanzen und den Staatshaushalt in guten Stand und eine wachsame Polizei hielt Ruhe, Ordnung und Sicherheit aufrecht und setzte den Ausbrüchen der Leidenschaften Schranken. In Italien wie in den Provinzen wurde die Verwaltung verbessert, die Rechtspflege gut geordnet, Handel und Gewerbthätigkeit gehoben; großartige Wasserleitungen, dauerhafte Landstraßen, stattliche Gebäude, Tempel und Hallen erregten die Bewunderung der Mit- und Nachwelt; Wohlhabenheit und äußerer Glücksstand machten sich überall bemerkbar.

Aber das Freiheitsgefühl, die Kriegstugend und die Kraft der republikanischen Zeit waren dahin; über dem Wohlleben und den verweichlichenden Genüssen erlahmte der Arm des Bürgers, und die Freiheit, die Selbstachtung und der Männerstolz früherer Tage arteten in Knechtsinn und kriechende Schmeichelkunst aus. Die Stadt wimmelte von fremden Glücksrittern und reichgewordenen Freigelassenen. Die alten Culturländer des Ostens sandten nicht blos Gelehrte und Künstler, sondern auch Diener des Luxus, der Schwelgerei, der Wollust. Die Bürger trugen kein Bedenken, in die Armenlisten sich eintragen zu lassen und an den öffentlichen Kornspenden und Almosen Theil zu nehmen; ja nicht selten verkauften sich freie Männer als Gladiatoren um Kost und Lohn an die Unternehmer der Fechterspiele, die nun immer mehr zur beliebten Unterhaltung des Volkes wurden, und die um so verwildernder auf die Gemüther einwirken mußten, als die Laune der zuschauenden Menge, nach deren Wink der Sieger den darniederliegenden Besiegten entweder verschonte oder durchbohrte, über Leben und Tod entschied. Mit der rohen Schaulust hielt die sittliche Entartung und der Verfall der häuslichen Tugend gleichen Schritt.

Provinzen. Die **römischen Provinzen** zur Zeit des Augustus zerfielen in cäsarische, die als noch nicht völlig unterworfen und beruhigt unmittelbar unter dem Imperator standen und eine größere Militärmacht besaßen, und in senatorische, die von den Proconsuln ohne Militärmacht verwaltet und vom Fürsten, Senat und Volk gemeinschaftlich besetzt wurden. Die Provinzen außer Italien waren folgende: 1) In Europa: Sicilien, Sardinien und Korsika; Thrakien und Mösien (die untern Donau-Länder), Makedonien, Achaja (Griechenland), Pannonien (Ober-Ungarn); Illyricum (Dalmatien), Noricum (Oesterreich, Kärnthen, Krain u. a.); Rhätien (Graubündten und Tirol), Vindelicien (die Länder von den Alpen bis zur Donau und vom Inn bis zum Bodensee); Gallien, Spanien und Lusitanien (Portugal). 2) In Afrika: Die Provinzen Afrika und Numidien mit Mauretanien im Westen der Nordküste; Cyrenaica und Aegypten im Osten derselben. In dem letztern Lande blieb das drückende Besteuerungssystem, das die Ptolemäer daselbst gegründet, auch unter der Herrschaft der Römer bestehen und führte im Laufe der Jahrhunderte wiederholte Aufstände herbei, die aber nur dazu beitrugen, die Lage des Volkes zu verschlimmern und Verarmung und Verwilderung im Lande zu begründen. Besonders nöthigte das Unwesen der Bukolen oder „Rinderhirten", jener zahlreichen Räuberbanden, die in dem unzugänglichen Röhricht der Sümpfe, am mittleren Nilarm hausten, ihre Frauen und Kinder auf kleinen Barken schützten und, jeder bürgerlichen Ordnung feindselig, Raubzüge in die benachbarten Gegenden unternahmen, die folgenden Kaiser zu häufigen Kriegszügen in das Nilland. 3) In Asien: Syrien mit Palästina, Kilikien, Bithynien; die Provinz Asien (Kleinasien); die mit dem Morgenlande geschichtlich verbundene Insel Kreta. — Die Provinzialverwaltung wurde verbessert, indem Augustus, um den Erpressungen zu steuern, den Verwaltungsbeamten einen bestimmten Gehalt festsetzte und die Einkünfte unmittelbar erheben ließ, in den cäsarischen Provinzen für den Fiscus (fürstliche Kammer und Kriegskasse) und in den senatorischen für das Aerar (Staatsschatz). Die Folgen waren bald sichtbar in dem zunehmenden Flor der Industrie, des Handels, des Ackerbaues 2c. Der Verkehr wurde erleichtert durch viele **Heerstraßen**, die theils neu angelegt, theils verbessert wurden, und die Provinzen mit Rom in Verbindung setzten; hierbei, wie bei Anlegung großartiger **Wasserleitungen** (Aquäducte), Kanäle, Kloaken u. dgl., zeigte besonders Agrippa einen großen Eifer. Aus allen diesen Einrichtungen und Organisationen erkennt man den klaren Plan des verständigen Herrschers, den losen Zuständen der Republik mit ihren Erpressungen und Willkürlichkeiten ein Ende zu machen, dem Freveln an fremdem Eigenthum zu wehren und das ganze Reich in eine feste monarchische Form zu bringen. Was Cäsar in Zeiten heftiger Aufregung und Parteikämpfe begonnen, führte der glücklichere Nachfolger unter ruhigeren Verhältnissen im großartigsten Maßstabe zum Ziele. Die Provinzen, durch Gesetze und Rechtsordnungen vor Druck und Mißhandlung geschützt, erhoben sich zu neuer Blüthe, ja manche, wie die Alpenvölker, wie Gallien und Spanien, traten jetzt erst in ein würdiges Staats-

und Culturleben ein. Die *hellenischen Staaten* freilich vermochten sich unter Roms eisernem Arm nicht mehr zu der früheren Größe emporzuringen; aber davon lag die Schuld mehr in der eigenen Entkräftung, die sie sich schon vor der Römerherrschaft durch ihre selbstzerfleischende Wuth bereitet hatten. Die Rollen ihrer Geschichte waren ausgespielt; sie siechten langsam dahin an den Wunden, die sie sich mit eigener Hand geschlagen. „Jugendzeit und geistige Schöpferkraft vermochte Rom den hellenischen Stämmen nicht wieder zu erwecken, aber es verlieh, was in seiner Macht stand. Es bewahrte Vorderasien vor dem ärgsten Loose, den östlichen Barbaren zur Beute zu fallen, es rettete hier die Nachblüthe der hellenischen Cultur und bereitete diesen wie andern Völkern den Zustand eines erfreulichen Privatlebens am Abend ihres alten geschichtlichen Daseins." — Das **Heerwesen** wurde von Augustus neu eingerichtet und in eine stehende Kriegsmacht umgeschaffen. (Heerwesen.) 25 Legionen (zu 6100 Mann zu Fuß und 726 Reitern) waren an den Grenzen des Reichs, namentlich am *Rhein*, an der *Donau* und am *Euphrat*, in festen Standlagern aufgestellt; für die Sicherheit der Stadt sorgte die unter dem *Präfecten der Prätorianer* stehende *kaiserliche Leibwache*. Die Flotten standen hauptsächlich in den Häfen von *Misenum*, *Ravenna* und *Forum Julii* (Frejus). Nach vollbrachter Dienstzeit von 12—16 Jahren erhielten die *Soldaten*, die jetzt von den *Bürgern* scharf getrennt waren, statt der frühern Ländervertheilungen eine bestimmte Summe Geld.

§. 235. **Augusts Charakter.** Ueber wenige Persönlichkeiten der Weltgeschichte gehen die Urtheile der Menschen so weit auseinander, als über Augustus; und bei wenigen Männern mag es so schwierig sein, ein wahres und zutreffendes Bild zu entwerfen, als von dem Begründer des römischen Principats, schon aus dem Grunde, weil bei dem Mann der Verstellung und Heuchelei die innere Beschaffenheit ein verschlossenes Buch war, weil das schärfste Auge nicht mit Bestimmtheit zu ergründen vermochte, welches die wahre oder angenommene Gestalt sei, weil man bei seinem ganzen Thun das Wesen vom Schein, die echte Gesinnung von der äußeren Kundgebung strenge scheiden mußte, weil kein Sterblicher diesen fein berechnenden, in der Kunst der Selbstbeherrschung wunderbar erfahrenen Fürsten zu durchschauen vermochte, weil sein Leben so ganz von der Politik durchschlungen war, daß der Mensch im Staatsmann aufzugehen schien. — Wenn Horaz in der fünften Ode des vierten Buches schildert, mit welcher Liebe und Anhänglichkeit das römische Volk dem Herrscher ergeben sei, der ihm Recht, Frieden und Wohlstand gebracht, so hat er darin, mag man auch immerhin einige poetische Schmeicheleien in Rechnung bringen, sicherlich der Gesinnung und Stimmung eines großen Theiles der römischen Nation Ausdruck gegeben. Millionen priesen Augusts Alleinherrschaft als die größte Wohlthat, die dem Reiche durch die Gnade der Götter verliehen worden, und beteten für seine Erhaltung und sein Leben. Und dies geschah nicht blos aus Wohldienerei und Servilität. Niemand verstand besser als er, sich die Liebe und Gunst des Volkes zu erwerben, ohne durch unwürdige Mittel und Künste darum zu buhlen. Wenn seine große Befähigung zum Herrschen, die Verbindung von Kraft und Milde, der feine, durchdringende Verstand, die geschickte Verwendung fähiger Männer zu seinen Diensten und Zwecken auf der einen Seite die feste Hand des Staatslenkers kund gaben und in den Unterthanen das Gefühl der Sicherheit und Ehrfurcht weckten und sie zum Gehorchen willig machten; so erzeugte auf der anderen Seite seine Leutseligkeit, sein herablassendes Wesen, seine einfache, prunklose Lebensweise, seine Achtung vor den herkömmlichen Gesetzen und Sitten Liebe und Ergebenheit. Er vermied jede äußere Auszeichnung, jede Schaustellung seiner Macht. — Konnte Augusts äußeres Leben, den Dienst der Venus abgerechnet, in vielen Beziehungen als Muster und Vorbild gelten, so war man dagegen in alter und neuer Zeit über seinen Charakter und sein inneres Wesen getheilter Meinung. Daß er ein Mann der Verstellung, der Heuchelei, des Scheines gewesen, darüber haben sich die Stimmen so ziemlich geeinigt; die Frage, die der Sterbende an die Umstehenden richtete, ob er seine Rolle im Drama des Lebens gut gespielt habe, schien diese Ansicht zu bekräftigen. Aber es würde ihm Unrecht geschehen, wollte man ihm alle Tugend, alle edleren Empfindungen und Gemüthsregungen absprechen, wollte man Selbstsucht und Eigenliebe für die einzigen Triebfedern seines Handelns halten; wollte man in allen jenen Zügen der Milde und Menschlichkeit, der Hingebung und Aufopferung für Volk und Vaterland, der Sorge für die öffentliche Wohlfahrt, welche die Zeitgenossen so sehr gepriesen, nur

die Früchte kalter Berechnung, politischer Ueberlegung, erheuchelter Gefühle sehen, an denen Herz und Gemüth ohne Antheil gewesen. In allen jenen Fällen, wo man ihm Blutgier und Grausamkeit vorwarf, galt es, mächtige und gefährliche Feinde niederzuwerfen und unschädlich zu machen und die Ermordung Cäsars, für den der Erbe stets eine aufrichtige Pietät bewahrte, an den Urhebern zu rächen; die That war folglich mehr das Ergebniß der Politik, als das Zeichen eines grausamen Gemüthes. Als er im Besitz der Alleinherrschaft war, hat er Verschworene, wie Cinna u. A., begnadigt, hat er Empörer gelinde bestraft, hat er Schmähungen in Wort und Schrift übersehen. Es hätte also auch dem Imperator nicht an Gelegenheit zur Strenge gefehlt, wäre er von Natur grausam gewesen. Er zog es vor, die auf blutigem Wege begründete neue Ordnung der Dinge durch Milde und Menschlichkeit zu befestigen, ein Verfahren, das seiner Natur und angebornen Gemüthsrichtung mehr entsprach, als die frühere Härte. — Ebenso ungegründet ist der Vorwurf der Feigheit. Allerdings schritt Octavian nicht auf der gewaltigen Siegesbahn zur Herrschaft empor, wie der göttliche Julius: sein schwächlicher, von häufigen Krankheiten heimgesuchter Körper hatte ihn nicht zum Krieger geschaffen. Nichts desto weniger hat er sich als Triumvir und Kaiser stets muthig allen Gefahren des Krieges ausgesetzt, hat sich bei Mutina in das Kampfgewühl gestürzt und in den Feldzügen gegen die Japyden und Dalmatier Wunden davon getragen. Dabei hat er mit Kraft und Entschlossenheit den Uebermuth der Legionen gebändigt, wo sich derselbe hervorwagte, und in der Schlacht durch kaltblütige Besonnenheit und Ausdauer den Sieg an seine Fahnen gefesselt. Zum Helden war er nicht geboren; seine glänzendsten Erfolge errang er auf dem Felde der Politik; doch hat er auch das Schwert nicht ruhmlos geführt. — Cäsar Octavianus Augustus war klein von Gestalt, aber bei dem schönen Ebenmaß seiner zart gebauten Glieder machte seine Erscheinung einen wohlthuenden, in späteren Jahren sogar einen würdevollen Eindruck. „Mochte er schweigen oder reden, ein heiterer Friede ruhte auf seinem Gesicht, der solchen Zauber übte, daß der Arm des Meuchelmörders, bei dem Anschlage auf ihn, erlahmte. Sein Auftreten wirkte auf die Umgebung zunächst, wie das eines biedern, würdevollen Alten. Nur dem genauern Beobachter gewährte er einen bedeutsamen Eindruck; denn die großen und klaren Augen, vor denen sich jeder getroffene Blick senkte, offenbarten die Schärfe seines durchdringenden Verstandes." Wie diese Seelenkraft bei ihm alle andern überragte, so hat auch die Politik, bis er das Ziel seiner Bestrebungen erreicht, den Menschen in ihm verdunkelt. Die Geschichte wird stets den Stab brechen über den blutbefleckten, heuchlerischen Triumvir; doch den Tadel, welchen sie auf den werdenden Herrscher häuft, darf sie nicht auf den gewordenen ausdehnen; eine gerechte Beurtheilung muß es anerkennen, daß der sichere Besitz der Herrschaft nicht das einzige und letzte Ziel seines Lebens war, sondern die Schöpfung einer neuen Staatsordnung. Dem Reiche verlieh er, was er vermochte: Frieden, Ruhe, heilsame Gesetze und eine bessere Verwaltung.

b) Roms goldenes Zeitalter in Literatur und Kunst.

§. 236. **Die verfeinerte Zeitbildung in Rom.** War schon in den letzten Jahrzehnten der Republik die Liebe zur Literatur und der Geschmack an Lectüre aller Art tief in die höheren Kreise eingedrungen, so daß Staatsmänner und Feldherren ihre Mußestunden gewöhnlich mit Lesen zubrachten und die hohe Aristokratie auf Feldzügen und Reisen mit Büchern versehen war, so nahm die Leselust und das Interesse an Kunst und Wissenschaft in dem monarchischen Rom noch bedeutend zu. Vornehme Herren und Frauen wetteiferten im Versemachen; die gesellschaftliche Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um Literatur; selbst die Tafelgenüsse wurden noch durch Lesen und Vorträge griechischer Dichter gewürzt. Der Laden und die Halle des Buchhändlers war der Versammlungsort der Gelehrten und Gebildeten, die Bibliothekzimmer der Reichen dienten zum Empfang der glücklichen Gäste; zu den Vorlesungen (Recitationen) neuer Werke drängten sich die Zuhörerkreise; literarische Wettkämpfe mit Dichterkrönungen dienten dem Ehrgeizigen und Fähigen als Sporn; und als Augustus, Cäsars Plan zur Ausführung bringend, die Schätze der Literatur in der ersten öffentlichen Bibliothek neben dem Apollotempel auf dem Palatin sammeln ließ, verdiente er sich den Dank von Tausenden. Feine Bildung, Kunstgeschmack und Literaturkenntniß wurden immer mehr das Eigenthum und Kennzeichen der aristokra=

tischen Kreise der Hauptstadt, daher man die höhere gesellschaftliche Bildung, die sich in der reinen, correcten Sprache wie in den feinen Formen des Umgangs und der geistreichen Unterhaltung kund gab, mit dem Ausdruck „Urbanität" bezeichnete. Zu dieser Verbreitung der hellenischen Weltliteratur über das Römerreich trug außer dem angebornen Bildungstrieb des römischen Volkes besonders das Beispiel bei, das Augustus selbst, ein Freund der Poesie und Bildung, der sich selbst in Gedichten versuchte, und die Günstlinge und Freunde desselben, Mäcenas, Pollio, Agrippa, Messala u. A., gaben. Alle diese Männer waren Kenner der griechischen Kunst und Literatur, Gönner und Beschützer der Künstler, Dichter und Schriftsteller griechischer und lateinischer Zunge; und im kaiserlichen Rom richteten sich schnell Aller Blicke nach dem Hofe und dem ihm zunächst stehenden Kreise, wo der vertraute Umgang mit gelehrten und talentvollen Männern und die freigebige Unterstützung ihrer literarischen Arbeiten als guter Ton und Ehrensache galt. Denn Augustus und seine Freunde erkannten mit richtigem Scharfblick die Macht und Bedeutung der Literatur für die öffentliche Meinung und waren daher bemüht, sie durch Gnade und Gunst in den Dienst der neuen Ordnung zu ziehen, und indem sie gelinde, aber sicher von oben her eingriffen, ihr Gang und Richtung zu bestimmen. Und ihre Bemühungen waren nicht erfolglos. Wie die alexandrinischen Schriftsteller, ihre Vorbilder in Inhalt und Form, die freigebigen Fürstenhöfe zu Alexandrien und Pergamum feierten, so vergalten auch die römischen Dichter und Gelehrten die Gunst, die ihnen Augustus und seine Freunde erwiesen, mit schmeichelnder Erkenntlichkeit und mit fügsamem Eingehen auf den Hofton. Hat doch Virgil, der populärste Dichter seiner Zeit, sein Epos an das julische Geschlecht gekettet und daraus vielfach Motive „zur Erwärmung eines kalten Stoffes gezogen"; bei Horaz hat nicht selten der Widerwille gegen die Lobpreisungen und feine Schmeichelei, womit er seine hohen Gönner verherrlichte, die Genialität und den Werth seiner Dichtungen verkennen lassen, und in Ovid verschwinden die letzten Töne der Freiheit und Vaterlandsliebe unter den Ergießungen der Ergebenheit und dem Buhlen um Fürstengunst. Zu dem wirksamen Beispiele von Oben kam noch die große Leere und das einförmige Leben, das unter dem ruhigen Fluß des monarchischen Regiments bald in der Hauptstadt einkehrte und die Interessen der Bevölkerung vom Handeln zum Denken und Dichten, von der That zum Wort hinlenkte. Die Zeit der großen staatsbürgerlichen Thätigkeit war für die Mehrzahl vorüber, seitdem Augustus die Macht und Befugnisse der Magistratur gebrochen und die letzten Entscheidungen in Verwaltung und Rechtspflege an seine Person geknüpft hatte. Der Kaiser und seine Beamten regierten das Innere, die fernen Kriege wurden durch untergebene Feldherren im Auftrage des Imperators mit stehenden Heeren ausgefochten; die Volksversammlungen verloren mit ihrer Macht und Bedeutung auch die leidenschaftliche Aufregung früherer Jahre, und mit der Volksgemeinde starb auch das Interesse am öffentlichen Leben und an den Staatsämtern ab. Die Dichtkunst wurde zu einem Beruf, der oft Vortheil und Ehre brachte, aber auch eine Unzahl talentloser Dichterlinge und Versemacher in den Dienst der Musen führte. Alles drängte zu gelehrten Studien, zum Lesen und Schreiben, und suchte in der Literatur „Ziel und Einheit des Lebens". Die Vorträge der Grammatiker und Rhetoren, der Philosophen und Aerzte wurden immer häufiger besucht; das gesammte Wissen der griechischen Welt zog in Rom ein. Asinius Pollio, ein gewandter Redner und Staatsmann von vielseitigen Kenntnissen, sammelte strebsame Jünglinge um sich, die sich unter seiner Leitung im Vortrag übten; es bildeten sich gelehrte Genossenschaften, die, aus jungen, für das Studium der Griechen begeisterten Männern bestehend, für die Verpflanzung der alexandrinischen Literatur nach Italien und für die Pflege und Ausbildung der verschiedenen Gattungen und Formen der Poesie thätig waren und einen entscheidenden Einfluß auf den Geschmack und die literarische Zeitrichtung gewannen. Bald entstanden auch periodische Schriften, Zeitungen und öffentliche Anzeigeblätter (Acta, Acta diurna), welche unter Anderem Berichte und Auszüge von den bedeutenderen Reden im Senat und in den Gerichtshöfen enthielten und durch regelmäßigen Postverkehr rasch über das ganze Reich bis in die fernsten Provinzen verbreitet wurden. Mit der äußeren Ausbreitung hielt aber die innere Gediegenheit nicht gleichen Schritt. Namentlich litten die beiden Literaturgattungen, die nur in freier Luft gedeihen können, Geschichte und Beredsamkeit, durch den Uebergang in die monarchi-

sche Staatsordnung; ihr Ton wurde gedrückt, ihr Gesichtskreis enger, ihr Object sogar flach und der Gegenwart abgewandt. Je mehr der Freimuth Gefahr brachte, desto mehr hielten die Historiker mit ihrem politischen Urtheil zurück oder wandten sich der gefahrloseren Geschichte des Auslandes oder der fernen Vorzeit zu. Noch empfindlicher wurde durch den politischen Wechsel die Beredsamkeit beeinträchtigt. Der üppige Stoff, den bisher die Leidenschaften und Verbrechen der Vornehmen gewährten, war entweder erloschen oder durch die neuen polizeilichen Ordnungen verschleiert und den Volksgerichten entzogen. Die Kunst der Rede beschränkte sich daher theils auf die durch Autorität des Kaisers bedingten und gezügelten Verhandlungen im Senat, theils auf den Privatproceß. — **Drama und Theater**, die in einer verfeinerten Zeit großen Einfluß auf die gesellschaftliche Bildung üben, nahmen einen neuen Aufschwung im Geiste der Zeit. Im Gegensatz und als städtisches Seitenstück zu den ländlichen Atellanen entwickelten sich unter den gewandten Händen eines D. Laberius und P. Syrus die **Mimen**, jene alterthümlichen Bühnenvorstellungen, welche in lockerer und kunstloser Composition unter Späßen, Tänzen und Flötenspiel das hauptstädtische Leben in seiner „grenzenlosen Freiheit und Frechheit" auf den Brettern vorführten, zu Sittengemälden des alltäglichen Lebens, der letzte noch grünende Trieb nationaler Literatur, der selbst in den ersten Jahrhunderten der Kaiserherrschaft, als aller Freimuth im politischen Leben erstarb, noch einige satirische Ausfälle und Anspielungen auf Personen und Verhältnisse der Gegenwart sich gestattete. Bald trat jedoch dem volksthümlichen Mimus unter dem Einfluß des Augustus und Mäcenas das „monarchische Prachtstück", der **Pantomimus** für die gebildeteren Klassen zur Seite, eine Kunstgattung, worin Ballet und Oper sich vereinigten und der Aufwand an scenischer Pracht, auf sinnlichen Reiz und lüsterne Augen berechnet, den höchsten Grad erreichte. Auf diese Weise näherte sich das Schauspiel den Belustigungen des Circus und Amphitheaters, den Umzügen zu Roß und Wagen, den **Fechterspielen** und **Thierkämpfen**, welche stets das Hauptvergnügen des römischen Volkes ausmachten und daher seit den letzten Jahren der Republik mit immer größerem Aufwand und in wachsendem Umfang veranstaltet wurden. Jeder suchte seinen Vorgänger zu überbieten und durch Hinzufügung neuer Erfindungen und ungesehener Schaustücke Abwechselung in die Welt der Genüsse zu bringen. Bald war es keine Seltenheit mehr, die Abkömmlinge der alten Geschlechter, ja selbst Kaiser in den Reihen der Kämpfer und Spieler auftreten zu sehen. Und um die wachsende Schaulust des Volkes zu befriedigen, kamen zu den gewohnten Belustigungen im Circus und in der Arena, zu den religiösen Festen und Umzügen in der Kaiserzeit noch die glänzenden und kostspieligen Seegefechte (Naumachien). In den **schönen Künsten** förderten die Römer nichts Eigenthümliches zu Tage. Die Statuen und Gemälde, welche die Paläste und Gärten der Reichen zierten, waren von griechischen Künstlern verfertigt. In Bauwerken dagegen, in **Kanälen**, **Wasserleitungen**, **Heerstraßen** u. dgl. gab sich die römische Größe kund. Tempel, Theater und Bäder wurden errichtet und die Stadt so verändert, daß Augustus sagen konnte, er habe ein ziegelsteinernes Rom angetroffen und hinterlasse ein marmornes. Der Tempel, den **Agrippa** allen Göttern weihte (**Pantheon**), ist noch jetzt eine der schönsten Zierden der ewigen Stadt.

§. 237. Die geistigen Schöpfungen der alten Culturvölker gingen somit auf die Römer über; und diese waren nicht die schlechtesten Träger und Hüter des heiligen Feuers. Fehlte auch dem Volk am Tiber die ideale Richtung und die kunstfertige Hand der Hellenen, so besaß es doch Empfänglichkeit genug, die edlen Güter fremder Kunstthätigkeit sich anzueignen, Verständniß genug, ihnen ein zeitgemäßes und nationales Gepräge zu geben, und Ausdauer genug, sie als theure Gabe zu bewahren und andern Volksstämmen zuzuführen zur Aussaat für die kommenden Geschlechter. Das römische Wesen war von so kräftiger Natur, daß es alles Fremdartige in seinem weiten Schooß sammeln konnte, ohne doch seine angeborne Eigenthümlichkeit darüber einzubüßen. Und ging auch der ideale Ton und die formale und technische Vollendung der hellenischen Kunst und Literatur der älteren Tage bei der Verpflanzung unter, so erlangte dafür das Gemeingültige durch die Behandlung
M. Tull. Cicero 106–43. und Verarbeitung der praktischen Römer Festigkeit und Dauer. **Cicero**, ein fleißiger Forscher und Leser und Meister in Stil und Darstellung, wenn auch ohne schöpferischen Geist und Erfindungskraft, hat in seinen **philosophischen** Werken nur die Schätze

griechischen Forschens und Nachdenkens aufgestellt und in seinen **rhetorischen** Schriften die Lehren und Erfahrungen griechischer Rednerschulen zur Richtschnur genommen; und dennoch fühlt man darin den Luftzug römischen Lebens und die Macht großartiger Staatsverhältnisse. Und in Cicero's **Reden** und **Briefen** wird man mitten in die gährende Zeit hineinversetzt, erkennt man das mächtige Wirken gewaltiger Menschenkräfte auf dem Markt und im Rathhaus und das reiche und bewegte Leben der Großen auf dem Schauplatz der Oeffentlichkeit wie im Innern der Familie. Die Ueberlegenheit, die Cicero im Laufe der Jahre über seinen älteren Zeitgenossen **Hortensius** in der Beredsamkeit erlangte, war ein sprechender Beweis, wie vortheilhaft die rhodische Rednerschule und das Studium griechischer Muster auf den römischen Staatsmann eingewirkt hatte; seine classische Sprache, sein glatter Stil, der sorgfältige Bau seiner Perioden, der Wohllaut und die kunstreiche Anordnung seiner Satzgefüge, die elegante Diction trugen den Sieg davon über die mehr im Volkston sich bewegende praktische Beredsamkeit seines Nebenbuhlers. Die Wortfülle und der gewählte Ausdruck in Cicero's Reden, sein treffender Witz, der mit zauberhafter Gewalt auf die Richter wirkte und den Gegner zu Boden schlug, seine rednerischen Wendungen, sein reiches, durch ein sicheres Gedächtniß unterstütztes Wissen, sein gewandter Vortrag, seine Geberden fesselten und bezauberten die Menge und seine Ueberredungsgabe machte ihn der Nobilität unentbehrlich. Die meisten seiner Reden wurden erst nach dem mündlichen Vortrag ausgearbeitet, wobei er den Zauber des lebendigen Worts durch stilistischen Schmuck zu ersetzen suchte. Und wie die Reden sind auch Cicero's **Briefe** von großer Wichtigkeit. Sie geben ein anschauliches Bild von jener tiefbewegten Zeit und den handelnden Personen, so daß sie nicht selten als zuverlässigste Quelle über manche historische Erscheinung dienen. Besonders gilt dies von den Briefen an **Atticus**, den durch seine Reichthümer, seine Geldspeculationen, wie durch seine Bildung höchst einflußreichen römischen Ritter, der mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in Verbindung stand und welchen Cicero seit seinem Aufenthalt in Athen zum Vertrauten aller seiner Pläne und Gedanken machte. Die Briefe sind ein Spiegelbild sowohl des hauptstädtischen Treibens, als des Lebens der Vornehmen auf den Villen; sie zeigen uns den merkwürdigen Mann in seinem innersten Wesen: als treuen Familienvater und gefälligen Freund, empfänglich und dankbar für Beweise wohlwollender Gesinnung, aber auch voll Zorn und Rachgier gegen Feinde und Widersacher; als wohlhabendes, selbstzufriedenes Glied der Nobilität, unter der er eine hervorragende Stelle einnahm sowohl durch seine ererbten, erheiratheten und erworbenen Reichthümer, durch seine Villen und Landgüter, als durch seinen äußern Aufwand in Hausgeräth, Silberzeug, Weinlager und reichbesetzten Mahlzeiten, wobei ihm ein angenehmes, belehrendes und witziges Gespräch mit gebildeten Freunden und Tischgenossen, „ein geistiges Zusammenleben (convivium) mit geistig Ebenbürtigen", für die schönste Würze galt. Wir lernen ihn ferner kennen als einen ehrbaren, mäßigen und keuschen Familienvater, der sich fern hielt von der herrschenden Sittenlosigkeit und Entartung seiner vornehmen Zeitgenossen; als emsigen, arbeitsamen Geschäftsmann, der mit seinen Stunden haushälterisch umging, von unermüdlichem Fleiß im Forschen und Ringen nach Erkenntniß und von großer schriftstellerischer Thätigkeit, aber auch als einen Mann von höchst beweglicher Natur und von grenzenloser Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, dem äußere Anerkennung, Ehre und der Beifall der Welt über Alles gingen, auf den fremdes Lob und fremder Tadel den größten Eindruck hervorbrachten, der mit merkwürdiger Eigenliebe stets den redseligen Herold seines eigenen Ruhmes machte und alle Neider und Widersacher mit unversöhnlichem Haß verfolgte. Wir lernen ihn ferner kennen als einen Mann, dem das Leben den höchsten Werth hat, der mit Furcht und Zagen jeder Gefahr auszuweichen sucht, der bei allem seinem Thun vorerst auf die eigene Sicherheit bedacht ist, der aus Feigheit mitunter gegen seine Pflicht und Ueberzeugung, gegen Wahrheit und Recht handelt. Kurz Cicero zeigt sich in seinen Briefen als einen Mann von reicher geistiger Begabung und vielen bürgerlichen Tugenden, von Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe, von politischem Verstand und Rechtssinn, aber ohne Festigkeit, ohne sittlichen Muth und ohne jene Charakterstärke, die in gewaltigen Zeitlagen Bewunderung und Vertrauen erweckt.

1. Cicero's Reden. Zu den berühmtesten Staatsreden Cicero's gehören folgende: die **Rede für Roscius Amerinus**, den er von der Beschuldigung des Vatermordes zu reinigen

suchte; die Reden **gegen Verres**, den Peiniger Siciliens (§. 202), eine Reihe von Reden in zwei Abtheilungen, wovon aber die erste schon von solcher Wirkung war, daß Verres das Ende des Processes gar nicht abwartete, sondern sich durch freiwillige Verbannung dem gerichtlichen Urtheil entzog; daher auch der zweite Theil nicht mündlich vorgetragen wurde; die Rede **für das manilische Gesetz**, wodurch **Pompejus** den Oberbefehl gegen Mithridates mit außerordentlicher Machtvollkommenheit erhielt (§. 218); die vier Reden **gegen Catilina** (§ 221); die Rede **für Murēna**, den er von der Anklage wegen Wahlbestechung zu befreien suchte; die Rede **für den Dichter Archias**, dessen römisches Bürgerrecht angefochten war; die vortreffliche, nachträglich mit großer Sorgfalt ausgearbeitete Vertheidigungsrede **für Milo** wegen der ihm Schuld gegebenen Ermordung des Clodius auf der appischen Straße (§. 222); die Rede **für P. Sestius**, der mit Milo Cicero's Zurückberufung aus dem Exil betrieb (§. 222 Note) und von des Clodius Anhängern in Anklagestand versetzt wurde; die Senatsrede **für Marcellus**, behufs seiner Rückkehr aus der Verbannung; die Rede **für den König Dejotărus** von Galatien, der eines Mordanschlags auf Cäsar angeschuldigt war; endlich die unter dem Namen **Philippica** bekannten 14 Reden gegen M. Antonius, „die Krone und der Triumph der ciceronischen Beredsamkeit", die in dem Zeitraum von Cäsars Tod bis zur Schlacht bei Mutina (§ 231) theils vor dem Senat, theils vor dem Volke gehalten wurden, um des Antonius ehrgeizige und staatsgefährliche Absichten zu vereiteln, diesen als den gefährlichsten Feind der Republik darzustellen und alle Römer zu einem Kampfe gegen denselben und wider seine verbrecherischen Pläne zu vereinigen.

2. **Werke über die Redekunst.** Unter den **rhetorischen** (oratorischen) **Schriften** Cicero's sind am bedeutendsten: 1) Die drei Bücher **vom Redner**, „worin er in drei den berühmtesten Rednern damaliger Zeit in den Mund gelegten Gesprächen zuerst das Ideal eines vollkommenen Redners überhaupt aufstellt und die zur Erreichung desselben nöthigen Mittel, nämlich wissenschaftliche und philosophische Bildung, Talent und Uebung angibt; sodann die Erfindung, Anordnung und Behandlung des rednerischen Stoffes mit Rücksicht auf die Bestimmung der zu fertigenden Rede erörtert, endlich die Kunst des Vortrags selbst, mit Bezug auf Sprache und Ausdruck abhandelt." 2) **Brutus** oder über die berühmten Redner, eine Geschichte der römischen Beredsamkeit und Andeutungen über Cicero's eigenen Bildungsgang enthaltend. 3) **Der Redner**, eine an Brutus gerichtete Schrift, in der er das Ideal eines römischen Redners und die dazu erforderlichen Eigenschaften entwirft. 4) Ueber die beste Gattung von Rednern, worin er der attischen Beredsamkeit vor der asiatischen den Vorzug gibt.

3. **Philosophische Schriften.** Neben jenen beiden mehr praktischen Richtungen war Cicero's Thätigkeit vorzugsweise der Philosophie zugewendet. Er schuf jedoch kein neues System, sondern huldigte dem Eklekticismus, indem er die vorhandenen Lehrsysteme durchforschte und die griechische Weisheit seinen Landsleuten faßlicher und zugänglicher machte. Sein Ziel war, die Ergebnisse griechischen Nachdenkens in das praktische Leben der Römer einzuführen und die Bedeutung dieser geistigen Errungenschaft sowohl für den Staat, als für das wechselvolle Dasein des Einzelnen nachzuweisen. Er schwankte lange, welcher Schule er den Vorzug geben sollte, entschied sich aber zuletzt im Praktischen für die stoische, im Theoretischen für die mittlere Akademie (§. 152). — Unter seinen **philosophischen Werken** sind am berühmtesten: 1) Die Schrift **über die Republik**, worin er in der Form eines Gesprächs Untersuchungen über die beste Staatsform anstellt, und diese in der römischen Verfassung vor der Zeit der Gracchen findet; den Schluß des Buches bildet der Traum Scipio's über die Nichtigkeit aller irdischen Dinge. In vielfacher Beziehung zu diesem Werke stehen die drei Bücher **von den Gesetzen**, worin Cicero, „das Princip der Gesetze aus der Natur des Menschen zu entwickeln und so die Rechtswissenschaft philosophisch zu begründen sucht." Die letzten Bücher sind verloren gegangen. 2) **Die tusculanischen Untersuchungen**, oder Gedanken und Ansichten über die höchsten Fragen des Menschen, über Tod, Unsterblichkeit, das Wesen der Seele, die Götter u. dgl. — 3) In den Gesprächen über das **höchste Gut** und das **höchste Uebel** stellt er die Ansichten der griechischen Philosophen über die wahre Glückseligkeit und den Zweck des Lebens dar, ohne ein selbständiges Urtheil abzugeben. Seine **akademischen Untersuchungen** handeln von den Lehren der älteren und neueren Akademie, und in seinen Werken **über das Wesen der Götter, über die Divination** oder Wahrsagung und dem unvollendeten **über**

das Fatum gibt er wichtige Andeutungen über die religiösen Begriffe seiner Zeit. Die kleineren Schriften: **Cato** oder über das Greisenalter und **Lälius** oder über die Freundschaft zeichnen sich durch Schönheit der Sprache und Darstellung aus. Das an seinen in Athen studirenden Sohn Marcus gerichtete Werk **über die Pflichten** oder Belehrungen über das Verhalten eines Staatsmannes in den verschiedenen politischen Verhältnissen, eine seiner vorzüglichsten und bekanntesten Schriften, gehört seinem spätern Alter an.

4. Briefe. Cicero's Briefe zerfallen in drei, durch seinen Freigelassenen Tiro veranstaltete Sammlungen: **1.** Sechzehn Bücher von Briefen an verschiedene Personen (epistolae ad diversos s. ad familiares) von 63—43. Neben seinen eigenen Briefen werden auch oft die Briefe der Personen mitgetheilt, worauf sich jene beziehen. 2. Sechzehn Bücher von Briefen an Pomponius Atticus nach der Zeitfolge geordnet. 3. Drei Bücher Briefe an Quint. Cicero. Eine vierte Sammlung von 18 Briefen an M. Brutus, sämmtlich nach Cäsars Tod geschrieben, wird von Vielen für unecht gehalten.

§. 238. **Die römische Dichtkunst.** Nicht minder abhängig von griechischen Einflüssen und doch in eigenen Bahnen einherschreitend, zeigten sich die römischen Dichter: **Lucretius Carus** schöpfte den Stoff zu seinem großen Lehrgedicht „über die Natur der Dinge" aus der Lehre Epikurs und entlehnte Form und Darstellung dem Naturweisen Empedokles, zeigte aber eine solche geniale Meisterschaft in Beherrschung des schwierigen Stoffes und in poetischer Naturschilderung, daß er mit Recht als ein Stern erster Größe in dem Himmelsraum der römischen Literatur bezeichnet werden kann. [Lucretius Carus 95—51 v. Chr.] Der Alterthumsforscher **M. Terentius Varro** hat in seinen zahlreichen Schriften viele aus griechischen Werken geschöpfte Belehrung seinen Landsleuten mitgetheilt und in seinen „Menippeischen Satiren", worin Verse und Prosa abwechselten und Sittenzeichnungen und Bilder aus dem Leben mit Heiterkeit, Witz und Laune und in originellen Ausdrücken und Wortbildungen dargestellt waren, einen sonst wenig bekannten griechischen Philosophen, den Cyniker Menippos von Gadara in Syrien, zum Vorbild gewählt; und dennoch ist Terentius Varro in Schrift und Leben ein echter Römer von alter Zucht und Sitte geblieben, dem es vergönnt war, „die Sorgen aus dem Herzen zu bannen durch das Lied und die heitere Dichtkunst", dessen Satiren noch der letzte grüne Sproß waren, den die volksthümliche Poesie Italiens getrieben hat und der gegen die grübelnde Weisheit der Griechen und die „Hundephilosophie" nicht minder seine Geißel schwang, als gegen das entartete Rom. [Terentius Varro 116—27 v. Chr.] Die drei Elegiendichter, der feurige Catullus, der seelenvolle Tibullus und der schwungvolle Propertius, lehnten sich in Form, Versmaß und künstlerischer Behandlung an die Alexandriner, besonders an Kallimachos, an; und dennoch wird man sowohl in der genialen Leidenschaft und sinnlichen Lebenslust des ersten, als in den weichen Tönen liebeschwärmender Naturdichtung des zweiten und in der leidenschaftlichen Liebeselegie des letzten den Ausdruck römischer Gesinnung und Empfindung nicht verkennen, nicht verkennen, daß diese Dichter die fremde Form mit eigenem Reichthum beseelt haben. [Catullus 86—46. Tibullus c. 54—19. Propertius c. 54—16.] Der berühmte Dichter Virgilius (Vergilius) Maro hat freilich sein Epos „die Aeneide" dem Homer und seine „Hirtengedichte" (Bucolica) dem Theokrit nachgebildet, aber mit solcher Meisterschaft, daß sie nirgends den Charakter der Ursprünglichkeit vermissen lassen und daß sein Heldengedicht, worin das kaiserliche Rom an den heiligen Mythenkreis der Vorzeit geknüpft ist, als das gefeiertste Denkmal des römischen Nationalstolzes dasteht; und was sein treffliches Lehrgedicht „vom Landbau" (Georgica) betrifft, in welchem die Liebe des alten Römers zum Ackerbau und zur Landwirthschaft ihren warmen Ausdruck findet, so trägt dasselbe nach Inhalt und Form eine volksthümliche italische Prägung. [Virgilius Maro 70—19.] Der geistreiche und gewandte Horatius hat in seinen durch Mannichfaltigkeit der Formen und Versmaße, wie durch Wohlklang und Correctheit der Sprache ausgezeichneten Oden die griechischen Lyriker, besonders Alkaios und Sappho, in seinen Epoden den Jambendichter Archilochos als Muster gewählt, und in seiner „Poetik" die Vorzüge der griechischen Kunstform vor dem heimischen „Knittelvers" dargethan; aber in seinen „Satiren" (Sermonen) und „poetischen Briefen" steht er auf eigenen Füßen, indem er im Geiste des Lucilius (§. 200) das ganze Leben seiner Zeit nach allen Richtungen und Erscheinungen im Spiegel aristippischer Heiterkeit, Lebenslust und Ironie, gepaart mit Gemüth und sittlicher Würde, überblickt und darstellt, ein echtes Kind des Augusteischen Zeitalters mit seiner Bildung, Genußliebe und philosophischen Weltanschauung. [Horatius 65—8.]

Ovidius Naso 43 v. – 17 n. Chr. Ovidius Naso, der formgewandte und anmuthige Erzähler, hat in seinen „Metamorphosen" und „Heroiden" die griechische Mythenwelt behandelt und in seinen elegischen Dichtungen von der Liebe viele griechische Sagen seinen Landsleuten mitgetheilt; dabei verstand aber niemand besser als er, das gelehrte Gerippe der alexandrinischen Dichter mit einem üppigen Kranze frischer Blätter und Blüthen zu umgeben und dem fremden Gut ein eigenthümliches Leben zu verleihen; und wenn er in seinem „Festkalender" (Fasti) den Beweis lieferte, daß auch die religiösen Traditionen der Römer und die altitalischen Feste nicht ohne Poesie seien, so zeigte er sich in seinen „Trauerbriefen" aus der Verbannung am Pontos ganz als den Sohn jener verweichlichten Zeit, dem nur das Leben in der Hauptstadt Reiz und Werth hat. Selbst die Aesopische Thierfabel

Phädrus. hat unter den Händen des Phädrus, angeblich eines von Augustus in Freiheit gesetzten thrakischen Sklaven, einen italischen Charakter, eine praktischere Haltung bekommen. Ist auch sein Vortrag im Ganzen kurz, trocken und unbelebt, so ist doch die Sprache einfach, klar und correct, und die nutzbare Moral oder Lebensregel, die den Hauptzweck und Kern seiner Fabeln bildet, mußte der praktischen Verstandesrichtung der Römer besonders zusagen. Unter den Händen dieser Schriftsteller erwuchs eine römische Literatur in heimischer Sprache, die auf Mit- und Nachwelt den größten Einfluß geübt hat. „Wie Cicero der Begründer einer der fortgeschrittenen Bildung angemessenen Prosa war, so waren die Augusteischen Dichter die Schöpfer einer neuen Dichtersprache. Sie bildeten die poetische Ausdrucksfähigkeit des Lateinischen nach allen Seiten hin in einer früher kaum geahnten Weise aus, verliehen ihm Reichthum, Mannichfaltigkeit und Fülle, Schönheit und Grazie, Würde und Kraft. Ein wahrer und echt römischer Patriotismus beseelte diese Dichter; sie wollten ihre Nation in den Besitz des Einzigen setzen, um das sie Griechenland noch zu beneiden hatte, der poetischen Kunstform."

Lucretius. **Lucretius Carus** nimmt durch sein Lehrgedicht „Von der Natur der Dinge" den ersten Rang in der didaktischen Poesie ein. Der Zweck dieses speculativen, mit Schwung und Begeisterung aufgefaßten und mit feuriger Beredsamkeit und lebendigen Schilderung dargestellten Lehrgedichts ist, durch die Entwickelung der Naturlehre Epikurs den Menschen von religiösen Traditionen und Vorurtheilen und von der Furcht vor Tod und Vergeltung zu befreien und ihn durch Zerstörung alles religiösen Aberglaubens und durch Belehrung über den wahren Urgrund und das Wesen der Dinge zu höherem Selbstbewußtsein und zu persönlicher Freiheit zu führen. Indem Lucretius nach Epikurs Atomenlehre die Entstehung und das Ende des Weltalls auf mechanische Weise zu erklären und „die Natur von ihren strengen Herren zu erlösen" unternimmt, sucht er die Ueberzeugung zu begründen, „daß der Tod, das ewige Ausruhen von allem Hoffen und Fürchten, besser sei als das Leben; daß die Höllenstrafen nicht nach dem Leben den Menschen peinigen, sondern während desselben, in den wilden und rastlosen Leidenschaften des klopfenden Herzens", und daß die Aufgabe des Menschen sei, seine Seele zum ruhigen Gleichmaß zu stimmen. Die Sprache ist kräftig und männlich, aber nicht frei von alterthümlichen Redensarten und Härten. „Seine Hexameter wälzen sich nicht wie die elegischen zierlich hüpfend, gleich dem rieselnden Bache, sondern mit gewaltiger Langsamkeit gleich dem Strome

Virgilius. flüssigen Goldes." — **P. Virgilius Maro** aus Andes in der Nähe von Mantua ahmte in seinen **Idyllen** oder Hirtengedichten („Bucolica", auch „Eklogen" genannt) den Theokrit (§. 150) nach; da er sich aber nicht wie dieser der Volkssprache bedienen konnte, sondern die gebildete, feine Sprache der vornehmen Welt zu seinen Schilderungen eines einfachen, kunstlosen Hirtenlebens anwendete, so entstand dadurch zwischen Form und Inhalt ein unnatürlicher Contrast. Die Hirten des römischen Dichters sind nicht sicilische oder arkadische Schäfer, sondern Leute der großen Welt im Hirtengewande, denen er seine eigenen Gefühle und Gedanken in den Mund legt. Dieser Contrast wird übrigens erklärt durch die Absichtlichkeit und persönlichen Beziehungen der meisten Gedichte. Sie dienen häufig nur als Rahmen und Form, um gewisse Zeitverhältnisse in halbverhüllter Gestalt anzubringen, um politische Beziehungen anzudeuten, um Huldigungen und Schmeicheleien in feiner, versteckter Weise einzuflechten. Aber bei allen diesen Mängeln sind die Eklogen reich an einzelnen Schönheiten und an gelungenen Schilderungen. — Sein Lehrgedicht **vom Landbau** ist sein Meisterwerk; hier ist nicht blos die Form schön und kunstreich, sondern auch der Inhalt echt national und darum für den Römer interessant. Virgil hat in diesem Gedicht (das im ersten Buch vom Ackerbau, im zweiten von der

Baumzucht, im dritten von der Viehzucht und im vierten von der Bienenzucht handelt) das altrömische Leben und die einzige Wissenschaft, die neben der Kriegskunst noch Geltung hatte, dargestellt. — In seinem dem Homer nachgebildeten epischen Gedicht Aeneide in 12 Büchern, worin er die Schicksale und Irrfahrten des Aeneas nach der Zerstörung Troja's und dessen Ankunft und Niederlassung an der Küste von Latium schildert und daran die Gründung der Stadt Rom und die Verherrlichung (von Iulus, Aeneas Sohn, abstammenden) julischen Geschlechts reiht, setzte er dem römischen Nationalstolz ein Denkmal, und suchte die Kaiserzeit durch Anknüpfung an das Heroenalter mit dem republikanischen Rom zu versöhnen und das gewaltsame Emporkommen des Herrschergeschlechts mittels des Umsturzes der alten Verfassung in Vergessenheit zu bringen oder zu verdecken. Mit großem Geschick weiß er dem fremden Stoff eine nationale Färbung zu geben, die verschiedenartigsten Sagen an Rom als den gemeinsamen Mittelpunkt zu knüpfen und dadurch seinem Gedicht einen volksthümlichen Charakter zu verleihen. Der Tod hinderte ihn, die letzte Hand an das durch Kunst der Dichtung und Sprache, durch patriotischen Ernst des Studiums, durch Genauigkeit der örtlichen Schilderungen und Wohlklang des Versbaues ausgezeichnete Werk zu legen. Virgil war der gelesenste Schriftsteller der alten Welt. „Seine Poesie drang in alle Bildungskreise, in alle Schichten der Gesellschaft, auch Handwerker und Krämer führten seine Verse im Munde und gebrauchten sie als Mottos; wie jetzt die Bibel wurde damals in schweren Lebensmomenten Virgil aufgeschlagen, und die Stelle, auf die der Blick fiel, als Schicksalsspruch betrachtet. In literarischen Kreisen wurde sein Geburtstag (15. October) gefeiert." Diese Verehrung dauerte das ganze christliche Mittelalter hindurch. — **Q. Horatius Flaccus**, Sohn eines wohlhabenden Freigelassenen aus Venusia in Apulien, erhielt eine gute Erziehung und widmete sich einige Zeit in Athen dem Studium der Philosophie. Mit Brutus befreundet, stand er bei Philippi auf Seiten der Republikaner, floh aber, wie er selbst scherzend erwähnt, mit Zurücklassung seines Schildes nach Rom, wo er auf Virgils Empfehlung die Gunst des Augustus und des feinsinnigen Welt- und Lebemanns Mäcenas erlangte. Horaz nahm die griechischen Dichter der classischen Zeit zum Vorbild, gab aber seinen Dichtungen eine eigenthümliche, nationale Färbung; die Schönheit und Eleganz seiner Sprache, die Feinheit und Gewandtheit des Ausdrucks und die Mannichfaltigkeit an Wendungen lassen nichts Fremdartiges erkennen. Vertraut mit den Sitten und der Denkweise der vornehmen römischen Welt und den Bedürfnissen des menschlichen Herzens, lehrte Horaz wahren Lebensgenuß und Lebensweisheit, den richtigen Gebrauch der äußern Güter und innern Bildung. Er bleibt dabei „ebenso sehr von der Rauhheit der einseitigen Stoiker, wie von der weichlichen Sinnlichkeit der spätern Epikuräer frei; er versteht es, die Philosophie der Entbehrung mit der Anweisung zum einfachen Lebensgenusse geschickt zu verbinden." Nur daß er die Gebrechen der Zeit zu leicht nimmt und über die entarteten Sitten oft scherzt, statt mit blutendem Herzen darüber zu klagen, erfüllt bisweilen mit Unmuth; denn „wem wahres Gut verloren ging, dem blieb oft viel, wenn des Verlusts Gefühl ihm blieb." — Während Horaz in seinen **Oden** und **Epoden** griechische Poesie und Lebensweisheit im römischen Gewande mittheilt, ist er in seinen **Satiren** (Sermonen) und **poetischen Briefen** ganz Original. Diese „haben es mit dem wirklichen Leben zu thun, sie zeichnen den Menschen und seine Natur, und unterscheiden sich dabei sehr von der bittern und herben Satire der Griechen; denn sie verwunden nie tief, sondern belehren und tadeln auf heitere und scherzende Weise, und indem sie nur Lebensgenuß zu lehren und Hofleute in der Kunst des Schmeichelns und Genießens zu unterrichten scheinen, führen sie die Leser unmerklich auf den Pfad zu einem bessern Leben, welches auf dem eigenen Innern derselben, auf der Wissenschaft und Kunst beruht." — Die dritte Epistel an die Pisonen handelt, wie die Ueberschrift besagt, „von der Dichtkunst", ist aber kein Lehrsystem der Poesie oder auch nur eine Anweisung zur Verskunst (Poetik), sondern eine kleine Dichtung von lockerer Composition, in welcher Horaz den beiden Söhnen des L. Piso seine Ansichten über einzelne bei dichterischen Productionen besonders zu beachtende Punkte ausspricht. Er verweilt hauptsächlich beim Drama. Sein letztes Gedicht war der „Säcularische Festgesang", ein von Knaben und Jungfrauen an dem hundertjährigen Sühn- und Dankfest vorgetragener Chorgesang. — Der feingebildete, geistreiche, aber leichtfertige und sittenlose **P. Ovidius Naso** genoß des Umgangs der gebildetsten Männer seiner Zeit, bis ihm ein unbekanntes Vergehen eine Verweisung nach dem rauhen, unwirthlichen Lande der Scythen am schwarzen Meer zuzog, wo er in trauriger Einsamkeit sein Leben beschloß. — Die **Heroiden** oder poetischen Liebesbriefe, welche Ovid von

Horatius.

Ovidius.

Frauen des mythischen Zeitalters an ihre Geliebten schreiben läßt, gehören zur episch-didaktischen Poesie und sind „ein mit gefälliger Rhetorik vorgetragenes Erzeugniß der Schulgelehrsamkeit.“ Die **Metamorphosen** oder **Verwandlungen** behandeln in der Form eines epischen Gedichts, aber ohne innern einheitlichen Organismus, eine große Menge mythologischer Erzählungen, welche alle mit einer Verwandlung endigen und ein künstlich verbundenes Ganze darstellen. Die geschickte Verbindung verschiedenartiger Stoffe, die anmuthige und lebendige Darstellung und die lebhafte Phantasie erwarben dem Buche von jeher viele Leser und Bewunderer. Die **Klagelieder** (Tristien) und die **Briefe aus dem Pontus** hatten eine größere Bedeutung zur Zeit des Dichters, als in der Folge. Sie zeigen zu deutlich „die Weichlichkeit des Augusteischen Zeitalters und die Einbildung der verwöhnten Römer, daß ein Leben außerhalb der Hauptstadt kein Leben sei, sowie einen Mangel an Natürlichkeit, der sogar den wahren Schmerz nur gekünstelt auszudrücken vermag.“ Außer diesen Werken schrieb Ovid auch noch einen poetischen Kalender, **Fasti** genannt, worin die römischen Feste und die ihnen zu Grunde liegenden Mythen beschrieben sind. Sie zeigen die Verbindung der römischen Staatsreligion und Geschichte mit dem öffentlichen und Privatleben und reihen zugleich die Namen der Herrscherfamilie an die gefeierten Namen der Sage und an die Nationalfeste. — Ovid machte besonders das reiche Gebiet der Liebe zum Gegenstand seiner (elegischen) Dichtungen; in diese Klasse gehören, außer den erwähnten Heroiden, die drei Bücher **Amores**, mit lebhaften und treffenden Schilderungen und Charakteristiken, die sich vorzüglich auf die räthselhafte Person der Corinna beziehen; die **Kunst zu lieben** und die **Heilmittel der Liebe**; „beide hervorragend durch sichere Correctheit in Stil und Anlage, durch Scharfsinn und Laune der Combination und durch ein allseitiges Verständniß des gesellschaftlichen Lebens.“ — Die **lyrische Poesie** erlangte bei den mehr dem praktischen Leben als der Innenwelt des Gemüths zugewendeten Römern nicht die hohe Vollendung wie bei den Griechen und andern sinnigen Völkern. Ihre **elegische**, den Alexandrinern nachgebildete **Poesie** hat einen ernsten, schwermüthigen Charakter und ist oft hart und ungelenk.
Catullus. Valerius **Catullus** (geb. 86 v. Chr. zu Verona), ein in der Blüthe der Jahre verstorbener feuriger und anmuthiger Dichter, dessen Elegien meistens derb und drastisch mit frischer Genialität und hinreißender Leidenschaft gedichtet sind; jeder Gedanke, jedes Wort bei ihm ist Ausdruck des natürlichen Gefühls, mag er nun das frohe Liebesleben des Mädchens oder die launigen Scherze im vertrauten Freundeskreise oder die Anmuth gebildeter Gesellschaften schildern; mag er die Pfeile des Spottes auf die schlechten Dichter loslassen oder auf die Gewaltigen, von denen der
Tibullus. Freiheit des Volkes Gefahr droht. Albius **Tibullus**, aus einem in den Bürgerkriegen verarmten Rittergeschlechte, geb. c. 54, Freund und Schützling des Messala, den er auf einem Feldzug begleitete. „Verehrung gegen Messala, das innige Wohlgefallen an der kunstlosen Natur (das ihn den ländlichen Aufenthalt auf seinem Gütchen allen andern Freuden vorziehen ließ) und die wärmste Liebe zur Genossin seines Lebens sind die Neigungen, welche die geistige Stimmung und Empfänglichkeit dieses kindlichen Gemüths bezeichnen“ und ihm den Ruf des ersten Elegiendichters erworben haben. Zartheit und Wahrheit des Gefühls, Natürlichkeit und Einfachheit der Darstellung, Reinheit und Klarheit der Sprache, Vollendung in der dichterischen Anlage sind seine Vorzüge; auch übertrifft er an Schwung und Phantasie seinen ältern Zeitgenossen Catullus; doch ist er nicht frei von Weichlichkeit der Gefühle und Empfindsamkeit. Sext.
Propertius. Aurelius **Propertius**, geb. c. 54 in Umbrien, „schuf mit dem jugendlichen Feuer einer sinnlichen Phantasie und dem majestätischen Ernst des nationalen Bewußtseins die römische Liebeselegie.“ Er hält sich genauer an die alexandrinischen Dichter und erscheint darum kälter, reflectirender und gelehrter als Tibull, dem er nur in künstlerischer Formation, nicht aber durch höhere geistige Eigenschaften überlegen ist.

§. 239. **Prosaliteratur der Römer.** Selbständiger und unabhängiger von griechischen Vorbildern bewegte sich die römische Geschichtschreibung, die unter dem Einflusse großartiger Ereignisse und Persönlichkeiten aus dem trockenen Annalistenstil in die pragmatische und künstlerische Historiographie überging und in der Gattung historischer „Denkwürdigkeiten“ die früheren Werke eines Catulus, Scaurus, Sulla u. A. weit über-
Livius 59 v. Chr. – 17 nach Chr. traf. Mag auch die „römische Geschichte“ des **Tit. Livius** nach Art der alexandrinischen Historiker mit erfundenen Reden, Schilderungen und Beschreibungen rhetorisch und poetisch
Sallustius 86–35 v. Chr. ausgeschmückt sein; mag auch Crispus **Sallustius** in seinem ergreifenden Gemälde der sittlichen Fäulniß und bürgerlichen Kämpfe und Parteistellungen während des catilinari-

schen und jugurthinischen Krieges den großen Thukydides vor Augen gehabt haben, so ist doch in der lebensvollen dramatischen Erzählungskunst des Livius, in seiner beredten und malerischen Darstellung effectvoller Scenen und Situationen ebenso wenig die originale Naturgabe zu verkennen, wie in den trefflichen Charakterzeichnungen und den geistreichen Reflexionen Sallusts die umfassende Welt- und Menschenkenntniß eines unter großartigen politischen Verhältnissen herangebildeten römischen Staatsmannes, und in den Denkwürdigkeiten („Commentarien") über den gallischen und bürgerlichen Krieg hat **Cäsar** in reinster lateinischer Prosa und mit plastischer Klarheit und Objectivität dem Cäsar. römischen Volke von seinen eigenen Thaten einen Rechenschaftsbericht abgelegt, über welchen der Zauber heiterer Anmuth ausgegossen ist und in dem die höchste Kunstvollendung mit natürlicher Einfachheit in reizender Harmonie gepaart erscheint. Diese Kunst einfacher Erzählung, diese Reinheit und Frische des Vortrags geht den zum Theil von Hirtius herrührenden Fortsetzungen über den alexandrinischen, afrikanischen und spanischen Krieg ab. Vergleicht man diese Werke, denen man auch die durch Eleganz des Stils wie durch Reinheit der Sprache ausgezeichnete Lebensbeschreibung des Pompon. Atticus von seinem Freunde Cornelius Nepos beizählen darf, mit den gleichzeitigen griechischen Historikern, **Diodor** von Sicilien und **Dionysios** von Halikarnaß, so wird man leicht erkennen, Diodor c. 50. daß die Römer in der Kunst der Geschichtschreibung die Griechen jener Tage überholt hatten; Dionysios c. 30. denn wie viele nützliche Belehrung wir auch aus der „historischen Bibliothek" oder „Völkergeschichte" des ersteren und aus der „römischen Archäologie" des letzteren ziehen mögen, die kritiklose Verworrenheit des Diodor und die rhetorische Künstlichkeit des Dionysios vermindern den Werth ihrer Arbeiten. Nur in **Strabo**, aus Strabo 66 v. bis Amasia in Pontos, dessen Erdbeschreibung einen reichen Schatz von geographischen, histori- 24 n. Chr. schen und ethnographischen Kenntnissen über alle bekannten Völker und Länder des Alterthums darbietet, ist uns ein würdiges Denkmal des griechischen Forschungsgeistes dieser Periode erhalten.

Wie viel übrigens die Römer in Bildung und Literatur dem hochbegabten Volke der Hellenen abgelernt haben, in einer großen Geistesarbeit waren sie unübertroffene und unerreichte Meister: in der **Rechtswissenschaft;** sie ist das eigenthümlichste und großartigste Erzeugniß des römischen Geistes. Seit den Tagen eines Mucius Scävola hat jede Generation an der Entwickelung der Rechtsbegriffe, an dem Ordnen und systematischen Zusammenfügen richterlicher Aussprüche und gesetzlicher Bestimmungen fortgearbeitet und das Material herbeigeschafft, das dann mit wunderbarer Schärfe der Form, der Beobachtung und des praktischen Verstandes zunächst durch Serv. Sulpicius Rufus und seine Schüler zu einem universellen System zusammengefügt wurde. Von den Kaisern vorzugsweise bei allen Gerichts- und Staatsgeschäften verwendet, hatten die Juristen den Vortheil, „ihre Wissenschaft mit der Fülle der Erfahrung stets in Einklang zu setzen und wiederum die wachsende Praxis durch die Theorie der Rechtsschulen, die von einer ausgedehnten Schriftstellerei begleitet war, zu berichtigen." Die Entstehung einer Klasse juristischer Geschäftsmänner, welche die Befugniß hatten, Rechtsgutachten abzugeben, die bei den Gerichten einer gewissen Autorität genossen, war der Ausbildung der römischen Rechtswissenschaft besonders förderlich. Schon unter Augustus entstanden die zwei in ihren Methoden auseinandergehenden Juristenschulen der Sabinianer oder Cassianer, die den Rechtsgelehrten Atejus Capito als ihr Haupt verehrten, von dessen Schülern Massurius Sabinus und Cassius Longinus jene Namen herrührten, und der Proculejaner, als deren Gründer Antistius Labeo und nach diesem Proculus galten: jene mehr conservativ am historischen und positiven Recht festhaltend, diese mehr rational, mehr den Geist der Gesetze, als das geschriebene Wort ins Auge fassend. In den juristischen Werken blieb auch der rhetorische Charakter fern, der sonst den meisten Erzeugnissen der römischen Muse aufgeprägt war.

Die römische **Geschichtschreibung**, die anfangs nur in einer trockenen chronologischen Aufzählung der Begebenheiten bestand (**Annalen** oder Chroniken §. 200), ging frühe auf den Gegensatz, — auf Biographien und **Denkwürdigkeiten** über, theils weil die aller Philosophie entbehrenden Annalen hinter der übrigen Bildung zurückstanden und die wahre Geschichtschreibung noch durch kein römisches Werk angebahnt war, theils weil sich die ganze römische Ge-

schichte um einzelne Aristokratenfamilien dreht und sich daher leicht zu Denkwürdigkeiten oder Memoiren eignet. Die Memoiren-Geschichtschreibung „sucht nicht sowohl die Handlungen, als vielmehr die Motive derselben anzugeben" und stellt „die Ereignisse nicht in ihrer Beziehung zur Nation, sondern zur eigenen Person" des Schriftstellers dar. Solche Denkwürdigkeiten verfaßten unter Andern Lutatius Catulus, des Marius College im Cimbernkrieg; Aemilius Scaurus, einflußreicher Senator im jugurthinischen Krieg; Corn. Sulla, der Dictator; der reiche und gebildete Ritter Tit. Pomp. Atticus, Cäsars und Cicero's Freund, u. A. Von allem dem besitzen wir jedoch wenig oder nichts mehr; dagegen hat uns **Gaj.**
Cäsar. **Julius Cäsar** in seinen Denkwürdigkeiten (Commentarien) über den gallischen und bürgerlichen Krieg ein schönes Denkmal seines Geistes und seines Talents hinterlassen. Cäsar bildet in seiner Geschichtserzählung den Mittelpunkt aller Unternehmungen; seine Soldaten streiten für seine Sache und erkämpfen sich ihren Ruhm nur durch den seinigen. Wenn schon das Werk eine Verherrlichung des römischen Namens, der römischen Kriegskunst und Tapferkeit ist, so erzählt doch Cäsar mit ehrenwerther Offenheit ohne „erkünstelte Humanität" alle Bedrückungen, Plünderungen und Grausamkeiten, die er über die Feinde zu verhängen für nothwendig fand. Sein Stil ist leicht und anmuthig, die Darstellung von durchsichtiger Lebendigkeit und über das Ganze ist eine „helle Heiterkeit", eine „einfache Anmuth" ausgegossen. — Der Sa-
Sallust. biner Crispus **Sallustius** ist der geistreiche und talentvolle Geschichtschreiber einer entarteten, aber hochgebildeten Zeit. Ein Freund von Cäsar, erlangte er durch denselben die Verwaltung der Provinz Numidien, wo er sich vieler Bedrückungen schuldig machte, was so wenig als sein nachheriger Luxus mit der in seinen Schriften zur Schau getragenen sittenrichterlichen Strenge harmonirt. Uebrigens ist er ein vollendeter Meister der historischen Kunst, der mit dem Blick eines Staatsmannes und Menschenkenners seine Zeit durchdringt, den bodenlosen Sittenverfall in seiner ganzen Größe kräftig und anschaulich schildert und in kunstvoller Anordnung und objectiver Darstellung so sehr hervorragt, daß man ihn häufig mit Thukydides zusammengestellt hat, den er sich auch in der Kürze und Gedrängtheit des Stils und in der pragmatischen Behandlung des historischen Stoffes zum Vorbild genommen. Allein was bei Thukydides Erzeugniß angeborner Schöpferkraft und eigener Erlebnisse, ist bei Sallust Product der Reflexion und der Kunst; und während der Grieche, im Gefühl seiner edlen Natur an Tugend glaubt und das Hohe und Edle in der Menschheit anerkennt und gelten läßt, sieht der von der sittlichen Entartung seiner Zeit tief berührte und in alle Laster verflochtene Römer nur die schlechte Seite der menschlichen Natur, legt den Handlungen und Bestrebungen meistens nur gemeine Motive unter und kehrt, indem er die Tugend als unerreichbares Ideal hinstellt und rühmt, nur die moralische Schattenseite des Lebens hervor und straft sie gelegentlich mit sittenrichterlicher Strenge und Bitterkeit. Sein größeres Geschichtswerk über die Zeit der Bürgerkriege ist uns verloren gegangen; wir besitzen nur die zwei Monographien über den catilinarischen und jugurthinischen Krieg, die indessen großes Licht über die vorhergehende und nachfolgende Geschichte Roms werfen. Es sind geschickte Tendenzschriften zu Gunsten der demokratischen Partei, die erstere in der Absicht verfaßt, den dunkelsten Flecken von Cäsars Charakter, seine Betheiligung an dem catilinarischen Complot, abzuwischen. Seine Darstellung ist ernst und würdig. „Seine Sprache zeichnet sich durch absichtlich gedrängte Kürze, durch eine sorgfältige Feile und durch ein künstlich-alterthümliches Gepräge aus, das seinen Sittengemälden ein gewisses ehrwürdiges Ansehen gibt. Die rhetorisirende Form und der pragmatische Charakter seiner Darstellung leitet eine neue Epoche der römischen Geschichtschreibung ein, die in der eigentlichen historischen Composition ihr Verdienst sucht." Den Gegensatz zu Sallust's Gemälde menschlicher Verdorbenheit bilden die Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Feld-
Corn. Nepos. herren, die dem Freund Cicero's, **Cornelius Nepos**, zugeschrieben werden; wie jener die abschreckende, egoistische Seite hervorkehrt, so dieser die glänzende und edle. Uebrigens sind die kurzen Lebensbeschreibungen nur Auszüge und von zweifelhafter Echtheit. Dagegen ist das Leben seines Freundes Pomp. Atticus durch Leichtigkeit und Eleganz des Stils wie durch Reinheit der
Livius. Sprache ausgezeichnet. — Titus **Livius** aus Patavium befolgt bei seiner **römischen Geschichte** die Vorschriften Cicero's über die nothwendige Verbindung der Rhetorik mit der ganzen Literatur. Seine rhetorische Volksgeschichte, wobei es ihm weniger zu thun ist um eine „kritisch-gesichtete und pragmatische" Geschichtsforschung, als um „lebendige und ergreifende Darstellung durch anziehende und unterhaltende Schilderungen", ist ein Nationalwerk geworden und ins

Leben der Römer übergegangen. Der Zweck seiner an rhetorischen und poetischen Ausschmückungen reichen Geschichte ist, das römische Volk „für Vaterlandsliebe zu erwärmen, insbesondere den Sinn desselben für den ehrlichen Glauben und die Tugenden der Vorfahren zu wecken, und es so an dem Hochbilde besserer Vergangenheit aus dem Verderben der Gegenwart emporzurichten." Livius besitzt Sinn für Poesie und Sage, Gewandtheit im Charakterzeichnen und Schildern bedeutender Persönlichkeiten, und ein wohlwollendes, freundliches Gemüth. „Er hat ein offenes Herz für Menschengröße und Menschenschicksal; er zeigt für alles Sittliche in menschlichen Beweggründen und Handlungen eine Sympathie, welche den wohlthuendsten Eindruck macht." Dagegen ist ihm der staatsmännische Gesichtspunkt eines Thukydides und Polybios ganz fremd; für das Staats- und Verfassungsleben, für die Entwickelung und Gestaltung socialer Verhältnisse und Standesvorrechte, für die Ausbildung des öffentlichen Rechts, für die Stellung der verschiedenen Factoren des Staats zu einander hat er wenig Sinn und Interesse und sehr unklare und oberflächliche Kenntnisse davon. Ein zweiter Mangel ist seine unzureichende Quellen- und Urkundenforschung, was zur Folge hatte, daß sich mancherlei Ungenauigkeiten, Lücken und Widersprüche in seinen Angaben finden. — Der griechische Geschichtschreiber **Diodoros** von Sicilien (Siculus), Diodor v. Sicilien. der zur Zeit des Cäsar und Augustus seine „historische Bibliothek", eine ethnographisch angeordnete Universalgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 60 in 40 Büchern verfaßt hat, wovon wir außer beträchtlichen Bruchstücken der übrigen noch 15 vollständig besitzen, ist von untergeordnetem Werthe, da er ohne Urtheil und Kritik alle, auch die unwahrscheinlichsten mythischen und fabelhaften Angaben älterer Schriftsteller nacherzählt, in seiner Darstellung verworren und ungeordnet ist und nur mit großer Vorsicht gebraucht werden darf. Seine Hauptbedeutung besteht darin, daß er aus ältern, nunmehr verlornen Schriften, wie aus Ephoros, Ktesias, Hieronymos von Kardia, Duris von Samos u. A. (§. 117), Auszüge mittheilt. Am Ende eines geschichtlichen Abschnitts erwähnt er die ältern Historiker, welche denselben Gegenstand behandelt haben, und gibt dabei kurze literarische Notizen über den Umfang. Die Zeitrechnung bestimmt er nach den attischen Archonten und den römischen Consuln. — Wichtiger für die ältere römische Geschichte ist die „römische Archäologie" oder Geschichte Roms von der Gründung der Stadt bis zum ersten punischen Krieg von dem in Rom wohnhaften griechischen Geschichtschreiber **Dionysios von Halikarnaß**, einem Zeitgenossen des Livius. Dionysios v. Halikarnaß. Von seinen rhetorisch und künstlich abgefaßten 20 Büchern besitzen wir noch neun vollständig, und zwei unvollständig, die bis zur Vertreibung der Decemvirn gehen. Sie sind als wahrheitsgetreue, sorgfältige Forschung über die Urgeschichte der Römer, deren Ursprung er von den Griechen abzuleiten bemüht ist, von höchster Wichtigkeit. Als Zweck seiner Geschichtschreibung gibt Dionysios in der Einleitung selbst an, „den Griechen, seinen Landsleuten, eine günstigere und würdigere Vorstellung von dem römischen Volke beizubringen; ihnen geschichtlich nachzuweisen, daß dasselbe nicht, wie von den Griechen aus Unkunde geglaubt und von griechischen Schriftstellern aus Mißgunst behauptet werde, von zusammengelaufenem, heimathlosem, barbarischem Gesindel abstamme, sondern vielmehr griechischen Bluts und achtbarsten Ursprungs sei; daß es nicht durch bloße Laune des Glücks, das oft dem Unwürdigsten seine Geschenke in den Schooß werfe, auf diesen Gipfel der Macht gelangt sei, sondern durch eine Fülle von Tugenden, wie sie keine andere Nation aufzuweisen habe. Irrthümer und gehässige Vorstellungen jener Art, die bei den Griechen aus dem Grunde so verbreitet seien, weil die Römer keinen einzigen namhaften Schriftsteller gefunden hätten, wolle er durch sein Werk berichtigen." — Auch der geistreiche, gebildete **Asinius Pollio**, Asinius Pollio. der mehr Sinn und Neigung für ein den Wissenschaften und der Literatur gewidmetes Leben hatte, als für das Kriegs- und Staatswesen, auf das ihn seine Bestimmung geführt, weihte seine Muße der Abfassung einer „mit attischer Kürze" geschriebenen Geschichte der letzten Bürgerkriege, deren Verlust sehr zu bedauern ist. Er verwendete sein großes Vermögen hauptsächlich zu Bücher- und Kunstsammlungen. — Der Architekt **Vitruvius** aus Verona, der zur Zeit des Vitruvius. Augustus viele Bauwerke in Rom aufführte, hat ein noch vorhandenes Werk über die Baukunst verfaßt; bagegen sind die zahlreichen Arbeiten des gelehrten und belesenen Terentius **Varro**, der außer den erwähnten „Menippeischen Satiren" in Versen und Prosa gegen 500 Varro. Schriften über alle Gegenstände des römischen Alterthums geschrieben hat, bis auf wenige verloren gegangen, und unter diesen Wenigen befindet sich ein Theil der bedeutungslosen Schrift „über die lateinische Sprache" und drei Bücher über den Landbau, während die wichtigeren Bücher über die öffentlichen und Privatalterthümer, die nach Cicero's Angaben den Zweck gehabt

hatten, „die Römer, die in ihrer eigenen Stadt Fremdlinge geworden waren, wieder in ihrem Hause einheimisch zu machen", bis auf geringe Andeutungen untergegangen sind. Seine Werke zerfielen in zwei Theile. Die erste Hälfte, die „Alterthümer der menschlichen Dinge", schildert die Urzeit Roms, die Land- und Stadteintheilung, die Wissenschaft von den Jahren, Monaten und Tagen, endlich die öffentlichen Handlungen daheim und im Kriege; in der zweiten Hälfte „von den göttlichen Dingen" wurde „die Staatstheologie, das Wesen und die Bedeutung der Sachverständigencollegien, der heiligen Stätten, der religiösen Feste, der Opfer- und Weihgeschenke, endlich der Götter selbst" übersichtlich entwickelt. Dazu kam noch außer einer Anzahl von Monographien die Schrift „vom Leben des römischen Volkes" als Nachtrag, ein merkwürdiger Versuch einer Sitten- und Bildungsgeschichte in den verschiedenen Perioden. Doch scheinen Varro's Schriften bei aller Gelehrsamkeit an einer gewissen Verworrenheit gelitten zu haben. Er war ein kräftiger, tapferer Mann aus einer altsabinischen Senatorenfamilie, der sich im Piratenkrieg den Schiffskranz erworben hatte und als Anhänger der Verfassungspartei das erste Triumvirat, das „dreiköpfige Ungeheuer", in Flugschriften bekämpfte. Später huldigte er dem neuen Gebieter Cäsar, der ihn mit Aufmerksamkeit behandelte.

c) Rom und Germanien.

1. Die Freiheitskämpfe der Deutschen.

§. 240. Augustus liebte den Krieg nicht; er sagte, die Lorbeeren seien schön, aber unfruchtbar. Seine Kriege in Spanien und in den Alpengegenden (Rhätien, Vindelicien, Noricum) hatten daher hauptsächlich Befestigung und Beschützung der Reichsgrenzen oder die Niederwerfung einzelner Aufstände zum Zweck, und die Parther wußte er durch Klugheit so zu gewinnen, daß sie freiwillig die Feldzeichen und Gefangenen aus Crassus' Heer (§. 222) zurückschickten.
7–11 n. Chr. Der blutige und verheerende Krieg in Dalmatien und Pannonien war ein Vertheidigungskampf wider eine im Aufstand begriffene kriegerische Nation, die sich mit den Waffen von der Steuerlast und dem Heerbann zu befreien suchte, aber nach dem heldenmüthigen Untergang der Stadt Arduba die Herrschaft Roms über die verwüsteten Länder vom Adriameer bis zur Donau anerkennen mußte. Nur in Germanien suchte des Augustus tapferer Stiefsohn Drusus, nachdem er den Rhein durch viele Castelle (Mainz, Bonn u. a.) befestigt, auch die
12–9 v. Chr. Völkerschaften zwischen diesem Flusse und der Elbe zu unterjochen. Er machte von Mainz aus mehrere glückliche Feldzüge gegen die dem Bunde der Sueven oder „schweifenden Leute" angehörenden Völkerschaften jener Gegend, die Usipeter, Sigambrer, Bructerer, Cherusker, Chatten (Hessen) u. a., und suchte das Gewonnene durch eine Veste an der Lippe (Aliso), durch den „Drususgraben" über den Taunus nach der Wetterau und durch eine Rheinbrücke bei Mainz zu behaupten. Als ein Sturz vom Pferde ihn auf dem
9 v. Chr. Rückzuge von der Elbe in der Blüthe der Jahre ins Grab stürzte, vollendete sein Bruder und Nachfolger Tiberius, mehr durch kluge Unterhandlungen mit
4 n. Chr. den zwieträchtigen Germanen, als durch Waffengewalt die Eroberung von Westdeutschland, worauf zwischen Rhein und Weser eine römische Statthalterschaft errichtet wurde. Des Drusus Name lebte noch lange im deutschen Volke fort. In dem „Eichelstein" zu Mainz sollen die Ueberreste seines Grabmonumentes erhalten sein. Bald drohten fremde Sitten, Sprache und Rechtspflege die deutsche Volkseigenthümlichkeit zu vernichten; schon fochten germanische Krieger in den Schlachtreihen der Römer und brüsteten sich mit fremder Auszeichnung, als die Hoffahrt, Habsucht und Unbedachtsamkeit des Statthalters

Quinctilius Varus, eines beschränkten, an Syriens knechtische Einwohnerschaft gewöhnten Mannes, der den Besiegten Tribut und römisches Gerichts- und Strafwesen aufbürdete, den eingeschläferten Freiheitssinn der germanischen Völker weckte. Unter der Leitung des kühnen und umsichtigen **Cheruskerfürsten Hermann (Armin)**, der in römischem Kriegsdienste den Feinden selbst ihre Kriegsweise abgelernt hatte, schlossen die Cherusker, Bructerer u. A. einen Bund zur Abschüttelung des fremden Jochs. Umsonst warnte Segest, dessen Tochter **Thusnelda** Hermann entführt und gegen des Vaters Willen geheirathet hatte, den nachlässigen, in argloser Sicherheit sich wiegenden Statthalter. Um einen absichtlich erregten Aufstand zu dämpfen, zog der verblendete Varus mit drei Legionen und vielen Hülfstruppen, nebst einem großen Troß und einer Masse von Wagen und Lastthieren durch den **Teutoburger Wald** (Lippe- 9 n. Chr.
Detmold), erlitt aber hier unter Hermanns Feldhauptmannschaft an drei stürmischen Regentagen eine so vollständige Niederlage, daß die Waldschlucht weithin mit römischen Leichen bedeckt war. Die Adler gingen verloren und Varus gab sich selbst den Tod. Die wilden Germanen nahmen blutige Rache an ihren Widersachern und schlachteten viele der Gefangenen an den Altären ihrer Götter. „Mancher Römer aus ritterlichem oder senatorischem Hause alterte bei einem deutschen Bauer als Hausknecht oder Heerdenhüter." Augustus rief bei der Nachricht verzweiflungsvoll: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!" und war fortan nur auf Sicherung der Rheingrenze bedacht.

Römische Rechtspflege in Deutschland. „Mit tiefer Entrüstung empfanden die Germanen die plötzliche Umkehrung aller Verhältnisse. Sie, deren ungeschriebene Gesetze bisher nur in ihrem Gedächtniß und Gewissen ruhten, sahen sich auf einmal willenlos gebeugt unter die Befehle eines römischen Proconsuls, dessen Edict fortan die Quelle ihres Rechts sein sollte. Alles, was man bisher auf Tagsatzungen in den Gauen und Marken, oder durch gewählte Schiedsrichter geschlichtet hatte, das entschied jetzt ein fremder Gewalthaber, nach Grundsätzen und Formeln, die man nicht begriff. Körperliche Züchtigung, welche bei diesen Stämmen nicht einmal im Kriege der Führer des Heeres, sondern nur der Priester, als Vollstrecker des Gottesurtheils, verhängen konnte, übte jetzt Varus im Frieden. Für leichte Vergehen erlitten freie Germanen Ruthenstreiche, die nach ihrer Ansicht für das ganze Leben entehrten. Ja, über Leben und Tod entschied sein Machtwort in einem Lande, wo Todesstrafe überhaupt selten war und nur in der Volksversammlung aller Freien erkannt werden konnte. Diese neue Ordnung der Dinge, die man gewahrte, seit Varus mit seinen Gerichtspflegern im Friedenskleide erschienen war und das römische Recht sogar an der Weser durch die Ruthen und Beile seiner Lictoren einschärfte, verletzte gleichmäßig alle Stände der Germanen."

§. 241. Als aber Augustus im 76. Lebensjahre zu Nola gestorben und durch eine Vergötterungsfeier (Apotheose) den Himmlischen beigezählt war, setzte 14 n. Chr.
des Drusus heldenmüthiger und hochherziger Sohn **Germanicus**, den seine edle Gemahlin Agrippina, des Augustus Enkelin, begleitete, abermals über den Rhein, um die römische Kriegsehre zu retten, verwüstete das Land der Chat- 15
ten (Hessen), begrub die bleichenden Gebeine der im Teutoburger Wald gefallenen Römer und führte Hermanns hochsinnige Gattin Thusnelda, die der treulose Segest den Feinden übergeben, in Gefangenschaft ab. Thusnelda, mehr von des Gatten als von des Vaters Geist beseelt, folgte dem Sieger „nicht zu Thränen erniedrigt, nicht flehend, sondern stolzen Blickes, die Hände auf der Brust gefaltet." Empört über diese häusliche Schmach, durchzog Armin die Gaue der Cherusker und rief alles Volk zur Rache wider die Römer auf,

„die sich nicht schämten, Krieg durch Verrath und wider schwache Weiber zu führen." Es gelang ihm, die Cherusker und mehrere Nachbarstämme zu einem großen Waffenbund zu vereinigen und den römischen Legaten Cäcina an dem langen Damm, der über die Moorgründe von der obern Lippe an den Rhein führte, in große Gefahr zu bringen. Dennoch erlagen die Germanen in zwei
16. Schlachten (in einer Gegend bei Minden, Idistaviso genannt, und am Steinhuder Meer) der überlegenen Kriegskunst der Römer und der Geschicklichkeit des Germanicus. Aber obschon der römische Feldherr durch diese beiden Treffen dem Cheruskerbunde schwere Schläge versetzte und, von den Batavern unterstützt, von der Seeseite her Deutschland hart bedrängte, so gelangte die Römerherrschaft auf dem rechten Rheinufer doch zu keiner Festigkeit und Dauer. Stürme zerschlugen die Flotte, unwegsame Gegenden und das Schwert der Germanen brachten die Landheere an den Rand des Untergangs. Bald darauf rief Kaiser Tiberius den thatenlustigen Neffen von dem Kriegsschauplatz ab: „es seien Thaten genug geschehen, der Opfer genug gebracht; man solle die Deutschen hinfort ihrer eigenen Uneinigkeit überlassen." Mit schwerem Herzen folgte der junge Mann den Geboten des neidischen Oheims. Er hielt einen glänzenden Triumph, bei welchem Thusnelda und viele edle Gefangene in Ketten durch die Straßen Roms schritten, während Segest, der Römerfreund, auf einem erhöhten Ehrenplatz der Siegesfeier zuschaute. Germanicus wurde nach Syrien ent-
19. sandt, wo er nicht lange nachher seinen Tod fand, wie man glaubte durch Gift. Seitdem hatten die Germanen am Niederrhein Ruhe vor der römischen Herrschgier und Eroberungssucht. Nunmehr kehrte aber der niederdeutsche Cheruskerbund seine Waffen gegen den oberdeutschen Markomannenbund, an dessen Spitze der durch kriegerischen Unternehmungsgeist, wie durch Verstand und Bildung ausgezeichnete **Marbod** als Feldoberster stand, was den Römern Gelegenheit gab, von Süden her Deutschland zu verwirren. Als Marbod dem Gegner weichen mußte, rief er die Hülfe des Tiberius an, beschleunigte aber dadurch nur seinen Fall. Aus dem Lande vertrieben, flüchtete er sich endlich zu den Römern, die ihm achtzehn Jahre lang in Ravenna das Gnadenbrod reichten, indeß Hermann nach beendigtem Kriege von scheelsüchtigen Freunden
19. im siebenunddreißigsten Lebensjahre ermordet ward. Seine Thaten lebten im Liede fort. Aber die Lieder, worin das deutsche Volk seinen ersten Helden verherrlicht hat, sind verklungen; keine heimische Sage ist aus dem Dunkel der Vorzeit zu uns gedrungen. Selbst das kolossale Standbild, das unser Zeitalter dem Befreier Deutschlands auf dem Teutberge bei Detmold zu setzen unternommen hat, ist unvollendet geblieben. Thusnelda starb in römischer Gefangenschaft, ihr in der Fremde geborner Sohn Thumelicus wurde, wie neuere Forscher und Dichter aus einer dunkeln Andeutung bei Tacitus geschlossen haben, zu Ravenna als Gladiator erzogen („Der Fechter von Ravenna"). Der Cheruskerstamm aber sank durch innere Parteikämpfe in Kurzem von seiner hohen Stellung herab. Durch Germanicus' Tochter Agrippina kam die alte Ubierstadt Köln (Colonia Agrippina) zum Anfang ihrer Blüthe. „Es war die Absicht gewesen, die germanischen Gaue zwischen Rhein und Elbe zu einer ähnlichen Gemeinschaft unter römischer Hoheit zusammenzufassen, wie dies mit den gallischen geschehen war, und denselben in dem Augustusaltar der Ubierstadt, dem Keim des heutigen Köln, einen ähnlichen excentrischen Mittelpunkt zu verleihen, wie der Augustusaltar von Lyon ihn für Gallien bildete."

2. Volksstämme. Religion und Götter. Sitten und Einrichtungen der Germanen.

§. 242. Etwa hundert Jahre nach Augustus verfaßte der große Geschichtschreiber Cornelius Tacitus die berühmte Schrift „Germania", eine Schilderung des deutschen Landes und seiner Bewohner nach ihren Sitten, Einrichtungen und Lebensformen, ein goldenes Büchlein, dem wir die erste genauere Kunde über unser Vaterland verdanken. Wir erfahren daraus, daß Deutschland von einer großen Zahl unabhängiger, oft verbündeter, oft mit einander kriegender Völkerschaften bewohnt war, die, einem innern Wanderungstrieb folgend, häufig ihre Sitze wechselten. Außer den schon erwähnten zwischen Rhein und Elbe wohnenden Stämmen finden wir am Westufer der Elbe die Longobarden, an der germanischen Donau und später in Böhmen die Markomannen (d. i. Grenzer), an der ungarischen Donau die Quaden, im Oder- und Weichselgebiet die Vandalen, in Schlesien die Ost-Sueven, zu denen die Semnonen und Burgunder gehörten, in Thüringen die Hermunduren, am frischen Haff zwischen Weichsel und Pregel die Gothen, an der Nieder-Elbe die Sachsen (Saxonen), an die sich südöstlich die Angeln anschlossen, an den Küsten der Ostsee die Heruler und Rugier, an der Nordseeküste die Friesen und Chauken; in Schleswig-Holstein die Cimbern, Teutonen und Ambronen; in dem morastigen waldbedeckten Landstrich an den Armen des Niederrheins und der Maas die Bataver und Caninefaten; auf dem linken Rheinufer die von den Römern unterworfenen Rauraker (mit Augst, der Mutterstadt von Basel), Nemeter (mit Speyer und Straßburg), Vangionen (in Worms) und Treverer (Trierer). Die Hauptbeschäftigungen der Germanen waren Jagd und Krieg; Ackerbau ließ das rauhe, von Wäldern durchzogene Land nur wenig zu, mehr die Viehzucht. Das Eigenthumsrecht des Einzelnen an Grund und Boden war noch sehr beschränkt, dagegen fand regelmäßig ein durch die Obrigkeit angeordneter Wechsel im Besitze des Ackerlandes statt. Städte und Dörfer bauten sie nicht; ihre Höfe und Hütten lagen zerstreut in der Mitte ihres Eigenthums, ein ruhiges Leben hinter Mauern widerstrebte ihrem Freiheitssinn und ihrer Streitlust. — Wenn die Römer lange vor dem germanischen Namen ein gewisses Grauen empfanden, so mochte der persönliche Verkehr nach der Beendigung des Krieges manches frühere Vorurtheil abstreifen und einer günstigeren Auffassung, einer wohlwollenderen Gesinnung Raum schaffen. Man bewunderte die schlanken und kraftvollen Gestalten der deutschen Männer und Frauen, die wallenden goldenen Haare, die hellen lichtblauen Augen, worin Stolz, Trotz und Hoheit der Gesinnung wohnte. Den Muth, die Stärke und Tapferkeit und die ganze kriegerische Haltung, die man in der Schlacht und im Handgemenge kennen und fürchten gelernt, ehrte man im friedlichen Umgang; und der Reinheit der Sitten, der Tugend der Gastfreundschaft, der Treue und Redlichkeit des Gemüthes, der Keuschheit des Ehebundes und der zarten Ehrfurcht gegen das weibliche Geschlecht zollte der römische Geschichtsschreiber solche Anerkennung, daß man in seinem Werke die Absicht erkennen wollte, in der Schilderung des Naturvolkes seinem entarteten, in Lüsten und Lastern versunkenen Zeitalter einen Spiegel vorzuhalten, die Verderbniß des eigenen Volkes am fremden Gegensatz zu zeichnen und zu strafen. Die freudige Bewunderung, die aus seiner Schilderung des ehelichen Lebens mit seiner Kraft und Sittenreinheit hervorleuchtet, durchbricht ein Schmerzensruf über die römische Verderbniß. Je mehr auf dem römischen Erdkreise nur der Abglanz einer schönen Vergangenheit leuchtete, Alles einem ruhmlosen Untergange entgegenreifte, in desto verklärterem Lichte erschien ihm das germanische Volksleben, in dem sich noch ein Bild der ursprünglichen Menschheit abspiegelte. Vor Allem bewunderte der Geschichtschreiber bei den Germanen die Verehrung der Frauen, ein Charakterzug, in dem sich der Keim und Kern des späteren Ritterthums erkennen läßt. „Sie sehen in dem Weibe etwas Heiliges, Vorahnendes," bemerkt er, „sie achten ihres Rathes und gehorchen ihrem Ausspruche." Man glaubte, daß die Gemeinden ihren Verpflichtungen gewissenhafter nachkämen, wenn unter den von ihnen gestellten Geißeln Jungfrauen sich befänden, und bei allen wichtigen nationalen Unternehmungen der Germanen begegnet man weissagenden Frauen, deren Aussprüche als Eingebungen der Gottheit verehrt und befolgt wurden. Dieser ritterliche Charakter leuchtet auch aus andern Zügen hervor: wenn sie nicht im Krieg oder auf der Jagd waren, so zechten und schmausten sie in den schmucklosen Hallen

ihrer Gehöfte, tranken Meth oder Bier, „eine aus Gerste und Weizen gebraute Flüssigkeit, die einige Aehnlichkeit mit Wein hat", hörten dem Liede des Sängers zu von den Thaten der Götter und Helden und vom Ruhm der Väter, und ergötzten sich am Würfelspiel, das sie leidenschaftlich liebten. Fügen wir zu diesen Zügen noch das strenge Festhalten am gegebenen Worte, das so weit ging, daß sie sich fesseln und als Sklaven verkaufen ließen, wenn sie ihre Freiheit im Spiel verloren; die Gastfreundschaft, die als heilige Pflicht geübt ward, so lange der eigene Vorrath ausreichte, und wenn dieser zu Ende war, suchte der Wirth sammt dem Gaste ein anderes Haus auf: so wird man in allen diesen Zügen den deutschen Mann des Mittelalters erkennen in seinen Tugenden wie in seinen Fehlern. Ein durch Krieg und Jagd, durch tägliches Baden, durch Anstrengungen und Entbehrungen abgehärtetes Leben und daneben ein träges Hinbrüten auf der Bärenhaut neben dem Feuerherde, langes Schlafen in den hellen Tag hinein, ein Zechen, das ganze Tage und Nächte ununterbrochen fortdauert und häufig mit Zank und Streit, mit Wunden und Todtschlag endigt; einfache Wohnungen aus unförmlichem Material ohne Steine und Ziegel, ohne Ansehen und Schmuck, und daneben eine gewisse Zierlichkeit in der Kleidung, in dem mit geflecktem Pelzwerk besetzten Ueberwurf des Mannes über die eng anliegenden Unterkleider und in dem ärmellosen, mit Purpurstreifen durchzogenen Rock der Frau, der die weiße Schulter und Brust unverhüllt sehen ließ. Wie wir aus den nachstehenden Ausführungen nach Tacitus erfahren, liebten die Germanen Dichtung und Gesang und stimmten beim Beginne einer Schlacht Kampf= und Kriegeslieder an. Diese Lieder, wobei bald gleichlautende Anfangsconsonanten (**Alliteration**), bald Gleichklang der Vocale (**Assonanz**) in Anwendung kamen, pflanzten sie mündlich fort; doch besaßen sie auch eine aus Buchstaben, **Runen**, bestehende Schrift, die sich noch jetzt, theils in Stein gehauen, theils in Holzstäbe eingeschnitten vorfindet (**Runensteine**, **Runenstäbe**).

Von den Sitten und Gebräuchen der Germanen macht **Tacitus** folgende Schilderung: Die Germanen preisen in alten Volksliedern, der einzigen Art geschichtlicher Denkmäler, den erdentsprossenen Gott Tuiscon und dessen Sohn Mannus, als des Volkes Stammväter und Gründer. Dem Mannus geben sie drei Söhne, nach deren Namen die zunächst am Ocean wohnenden Stämme Ingävoner, die mittlern Herminoner, die übrigen Istävoner genannt werden. Einige aber nehmen beim Schwanken alterthümlicher Sagen mehrere Göttersöhne und mehrere Völkerbenennungen, Marsen, Gambrivier, Vandalen an, alles echte und uralte Namen. — Auch Hercules, erzählen sie, sei bei ihnen gewesen, und sie besingen ihn beim Auszug in den Streit als den ersten aller Helden. Dann haben sie noch eine Art Kriegslieder, **Barbit** genannt, durch deren Anstimmung sie die Gemüther anfeuern und aus deren bloßem Schalle sie den Ausgang der nahen Schlacht ahnen; denn sie schrecken oder zagen, je nachdem der Schlachtgesang ertönt. Auch scheint derselbe weniger der Singstimmen als des Heldenmuths Einklang. Sie suchen vorzüglich rauhes Getön und gebrochenes Murmeln mittelst zum Munde gehaltener Schilde, auf daß der abprallende Ton voller und kräftiger anschwelle. — Ich selbst trete der Meinung derjenigen bei, welche dafür halten, daß Germaniens Völkerschaften, nicht durch Verehelichung mit fremden Stämmen entartet, als eigenthümliches, unvermischtes, nur sich selbst ähnliches Volk bestanden haben; daher auch, trotz der großen Menschenmenge, bei allen derselbe Körperbau: feurige, blaue Augen, röthliches Haar, große Leiber, doch nur zum Anstürmen tüchtig, in Arbeit und Mühsal weniger ausdauernd, ganz unfähig, Durst und Hitze zu ertragen, an Kälte und Hunger durch Himmel und Boden gewöhnt. — Im Innern wird nach einfacher, alterthümlicher Weise Tauschhandel getrieben. Sie lieben altes, längst bekanntes Geld, auch ist Silber gesuchter als Gold, nicht aus Vorliebe, sondern weil die größere Menge des Silbergeldes bequemer ist zum mannichfachen Kleinhandel. Selbst Eisen ist nicht im Ueberflusse vorhanden, wie aus der Art ihrer Waffen erhellt. Selten bedienen sie sich der Schwerter oder größerer Lanzen. Sie führen Spieße, oder nach ihrer Benennung Framen, mit schmaler und kurzer Eisenspitze, aber so scharf und zum Gebrauche bequem, daß sie mit demselben Werkzeuge nach Erforderniß von nahe oder von ferne kämpfen. Der Reiter wenigstens behilft sich mit Schild und Frame. Das Fußvolk schleudert auch Pfeile, Jeder mehrere und ungeheuer weit. Sie streiten nackt oder im leichten Kriegsmantel. Ihr Anzug ist ohne Prunk, nur die Schilde sind mit auserlesenen Farben bemalt; Wenige sind mit Panzer, nur hie und da Einer mit Helm oder Sturmhaube versehen. Die Pferde zeichnen sich weder durch Schönheit, noch durch Schnelligkeit

Volkslieder. Gestalt und Aussehen. Waffen und Kriegsweise.

aus; aber sie werden auch nicht, wie die unsrigen, zu allerlei Wendungen abgerichtet. Sie reiten gerade aus, oder mit zusammenhängender Schwenkung zur Rechten, in so geschlossenem Umschwunge, daß Keiner zurückbleibt. Im Ganzen besteht ihre Hauptstärke im Fußvolk; deshalb streiten sie in gemischten Haufen, wo die Schnelligkeit der Fußgänger sich dem Reiterkampfe trefflich anfügt, indem man die Auserlesenen der gesammten Jugend vor die Schlachtreihen stellt. Die Schlachtordnung wird in Keilrotten aufgestellt. Zurückweichen, wofern man nur wieder ansetzt, heißt ihnen vielmehr Klugheit als Zaghaftigkeit. Die Leichname der Ihrigen tragen sie, auch in unentschiedenen Gefechten weg. Den Schild zurücklassen, ist die größte Schande. Solch ein Ehrloser darf weder Opfern beiwohnen, noch in Volksversammlungen treten. Viele den Krieg Ueberlebende haben die Schmach mit dem Strange geendigt. Geburt bestimmt die Wahl der Könige, Tapferkeit die der Heerführer.

Könige und Heerführer.

Die Könige haben keine unumschränkte oder willkürliche Gewalt, und die Heerführer sind es mehr durch Beispiel als durch Oberbefehl; wenn sie rasch, wenn sie vorleuchtend, wenn sie an der Spitze streiten, herrschen sie durch Bewunderung. Uebrigens darf Niemand tödten, binden, nicht einmal schlagen, denn allein die Priester; nicht als zur Strafe, noch auf des Heerführers Geheiß, sondern als auf der Gottheit Befehl, die, wie sie glauben, über dem Kriegsmanne waltet. Das vorzüglichste Belebungsmittel der Tapferkeit aber ist, daß nicht das Ungefähr oder zufälliger Zusammenlauf, sondern Familienbande und Verwandtschaften das Geschwader oder die Keilrotte bilden; dann die Nähe ihrer Lieben, so daß der Weiber Geheul, daß das Gewimmer der Kinder herüberschallt. Diese sind Jedem die heiligsten Zeugen, diese die höchsten Lobredner. Zu den Müttern, zu den Gattinnen bringen sie die Wunden; diese scheuen sich nicht, die Hiebe zu zählen und zu untersuchen. Auch Speise tragen sie und Anfeuerung der Kämpfenden zu. Man erzählt Beispiele, daß wankende, ja schon weichende Schlachtreihen von Weibern hergestellt worden durch unablässiges Flehen, durch Hinweisen auf die nahe Gefangenschaft, die sie weit empfindlicher für ihre Weiber fürchten, also daß die Gemüther derjenigen Gemeinden wirksamer verpflichtet werden, denen man unter den Geißeln auch edle Jungfrauen abfordert. — Der Hoheit der Götter halten sie es unangemessen, sie in Wände einzuschließen oder irgend in Gestalt menschlichen Antlitzes abzubilden.

Heil. Haine.

Haine und Gehölze weihen sie und rufen unter göttlichen Namen jenes unerforschliche Wesen an, daß nur ihr ehrfurchtsvolles Gemüth erkennt. — Eine üble Folge der Freiheit ist, daß sie nicht alle zugleich, noch auf Befehl sich (zu Verhandlungen) einfinden, sondern daß der zweite und dritte Tag über dem Zaudern der Kommenden hingeht.

Versammlungen.

So wie die Schaar sich zahlreich genug dünkt, setzt sie sich bewaffnet nieder. Die Priester, denen hier auch das Zwangsrecht zusteht, gebieten Stillschweigen. Dann nimmt der König oder ein Vorsteher, wie Jeglichem Alter oder Adel, wie Kriegsruhm oder Wohlredenheit beiwohnt, das Wort, mehr durch Ueberredung eindringend, als durch Macht gebietend. Mißfällt der Vorschlag, so wird er mit Gemurmel verworfen; gefällt er, so rasseln sie mit den Framen. Die ehrenvollste Art der Zustimmung ist Waffengeklirr. — In den Volksversammlungen finden auch Anklagen statt und Rechtshändel auf Leben und Tod; ferner werden darin die Vorsteher gewählt, welche in den Gauen und Dörfern Recht sprechen. Jeglichem werden hundert Beisitzer aus dem Volke, zum Rathe sowohl als zur Abstimmung, zugeordnet. — Kein öffentliches, noch besonderes Geschäft verhandeln sie anders als in Waffen. Solche anzulegen ist aber Keinem erlaubt, bevor nicht die Gemeinde ihn für wehrhaft erklärt hat. —

Gefolgschaft.

Großer Wettstreit unter dem Gefolge um den ersten Platz bei dem Fürsten, sowie unter den Fürsten um das zahlreichste und wackerste Gefolge. Kommt es zur Schlacht, so ist es Schande für den Fürsten, an Tapferkeit nachzustehen, Schande für sein Gefolge, nicht dem Fürsten an Tapferkeit gleichzukommen. Ehrlos und geschändet auf Lebenslang ist, wer den Anführer überlebend aus der Schlacht zurückkehrt. Ihn zu vertheidigen, ihn zu schützen, ja eigene Heldenthaten ihm zum Ruhme anzurechnen, ist die höchste Eidespflicht. Die Fürsten kämpfen für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten. Wenn ihr Stammvolk in langem Frieden thatenlos hinstarrt, so ziehen die Schaaren edler Jünglinge freiwillig zu den Völkerschaften, die gerade Krieg führen. Nicht so leicht beredet man sie, die Erde zu pflügen und den Jahreslauf abzuwarten, als Feinde herauszufordern und Wunden zu erkämpfen; ja, es dünkt sie Trägheit und Erschlaffung, mit Schweiß zu erwerben, was mit Blut zu gewinnen ist. —

Lebensweise.

Wenn sie nicht in den Krieg ziehen, bringen sie viele Zeit mit Jagen, mehr noch in Müßiggang zu, dem Schlafen und Schmaußen ergeben. Die Tapfersten und Streitbarsten treiben Nichts. Die Sorge für Haus und Herd und Feld bleibt den Frauen, den Greisen und den Unvermögendsten der Familie überlassen; jene brüten unthätig hin. Seltsamer Widerspruch der Natur, daß

Tracht. dieselben Menschen so sehr den Müßiggang lieben und die Ruhe hassen. — Die allgemeine Tracht ist ein Rock mit einer Spange oder in deren Ermangelung mit einem Dorn zugemacht; im Uebrigen unbedeckt, liegen sie ganze Tage am Herd und Feuer. Die Reichsten zeichnet eigene Kleidung aus, nicht wallend, sondern enge und jedes Glied ausdrückend. Sie tragen auch Thierfelle; die Nächsten am Rheinufer ohne Wahl, die Entfernteren auserlesene, da kein Handel ihnen andern Schmuck liefert. Sie suchen Thiere aus und besetzen die abgezogenen Felle mit geflocktem Pelzwerk, das der äußerste Ocean hervorbringt. Die weibliche Tracht ist von der männlichen nicht unterschieden, nur daß die Weiber sich häufiger in leinene Gewänder hüllen, die sie mit Purpurstreifen zieren; die Kleidung läuft oben nicht in Aermel aus, so daß Schultern und Arme nackt sind; auch die Brust ist von Oben unverhüllt. — Bei ihnen ist das Ehebündniß strenge, und in keinem Punkt sind ihre Sitten lobenswürdiger. Denn sie sind fast die einzigen Ausländer, die sich mit Einem Weibe begnügen, sehr wenige ausgenommen, die Standes halber zu mehreren Eheverbindungen angegangen werden. Die Ausstattung bringt nicht das Weib dem Manne, sondern der Mann dem Weibe zu. Eltern und Verwandte sind zugegen, die Geschenke zu mustern; Geschenke, nicht ausgesucht zu weiblicher Tändelei, noch zum Aufputze der Neuvermählten; Rinder vielmehr und ein aufgezäumtes Roß, ein Schild sammt Frame und Schlachtschwert. Damit nicht die Gattin von Gesinnungen des Heldenmuths und den Schicksalen des Kriegs sich befreit wähne, so ermahnt sie die Eintrittsfeier des beginnenden Ehestandes selbst, sie komme als Genossin der Arbeiten und Gefahren, um Gleiches im Frieden, Gleiches im Kriege zu tragen und zu wagen: Dies kündigen das Rindergespann, dies das aufgerüstete Roß, dies die dargebrachten Waffen an. — So leben sie, unter der Obhut reiner Sitten, nicht durch verführerische Schauspiele, noch durch wollustreizende Gastmähler verdorben. Dort lacht Niemand des Lasters; verführen und verführt werden heißt nicht Zeitgeist, und mehr gelten dort gute Sitten als anderswo gute Gesetze. — Sowohl die Feindschaften des Vaters oder des Anverwandten, als seine Freundschaften zu übernehmen, ist Pflicht; sie dauern aber nicht unversöhnlich fort. Bewirthung und Gastrecht übt kein Volk so freigebig aus. Irgend einen Menschen vom Hause abweisen, wird für sündlich gehalten; Jeder bewirthet den Gast nach Vermögen mit reichlicher Kost. Gebricht der Vorrath, so gehen sie, der bisherige Gastwirth, nun Wegweiser, und sein Gefährte ungeladen ins nächste Haus; dies thut jedoch nichts; man nimmt sie mit gleicher Freundlichkeit auf. — Gleich nach dem Schlafe, den sie meistens bis in den Tag hinein dehnen, baden sie; nach dem Bade speisen sie. Dann gehen sie an die Geschäfte, nicht selten auch zu Trinkgelagen, in Waffen. Tag und Nacht ununterbrochen fortzuzechen, ist Keinem Schande. Häufig entstehen, als unter Betrunkenen, Zänkereien, die selten mit Schmachworten, öfter mit Wunden und Todtschlag enden. Aber auch wechselseitige Aussöhnung von Feinden, Abschließung von Eheverbindungen, Wahl der Häupter und endlich Frieden und Krieg wird meistens beim Gastmahl verhandelt, als ob zu keiner Zeit für aufrichtige Gedanken offener die Seele oder für große feuriger sei. Dieses Volk, ohne List und Trug, öffnet noch das Innere der Brust bei zwangloser Fröhlichkeit. Hat nun Jeder ohne Rückhalt seine Meinung dargelegt, so wird dieselbe des folgenden Tages neuerdings vorgenommen, und jedem Zeitpunkt widerfährt sein Recht. Sie rathschlagen, wo keine Verstellung, und beschließen, wo keine Bethörung stattfindet. — Das Würfelspiel treiben sie, sonderbar genug, nüchtern als ernsthaftes Geschäft, mit solcher Tollkühnheit bei Gewinn oder Verlust, daß sie, wenn Alles hin ist, auf den äußersten Wurf Person und Freiheit setzen. Der Verlierende begibt sich freiwillig in die Knechtschaft; wenn auch jünger, wenn auch stärker, läßt er sich binden und verkaufen. So weit geht in schlimmer Sache die Hartnäckigkeit, ihnen heißt es Redlichkeit. Sklaven dieser Art verhandeln sie, um zugleich sich selbst der Schande des Gewinns zu entledigen. — Zinsgewerb und Wucher ist unbekannt und darum besser verhütet, als durch Verbote. Die Ländereien werden nach der Zahl der Anbauer von der Gesammtheit abwechselnd in Besitz genommen und dann unter die Einzelnen nach dem Range vertheilt. Sie wechseln alljährlich mit dem Saatland um: manches bleibt brach liegen, denn ihre Thätigkeit steht mit der Fruchtbarkeit und der Ausdehnung des Bodens in keinem Verhältniß. Nur Getreide wird dem Erdboden abgefordert, daher sie auch das Jahr nicht in vier Zeiten theilen; nur Winter, Frühling und Sommer haben bei ihnen Sinn und Benennung; des Herbstes Name ist, wie seine Gaben, unbekannt. — Bei Bestattungen keine Rangsucht. Weder Prachtdecken noch Wohlgerüche werden auf den Holzstoß gehäuft. Jedem wird seine Rüstung, Manchem auch sein Streitroß ins Feuer mitgegeben. Die Grabstätte bildet ein Rasenhügel. Der Denkmäler stolze, thürmende Pracht verschmähen sie als die Abgeschiedenen

Der Ehebund. Gute Sitten. Gastfreiheit. Zechlust. Spiel. Feldbau. Bestattung.

drückend. Klagen und Thränen legen sie schnell ab, langsam Betrübniß und Schmerz. Frauen ziemt Trauer, Männern Andenken.

§. 243. Religionswesen und Götter der Germanen. Die älteste Religion der Germanen war ein an Sonne, Mond und die Elementarkräfte geknüpfter Naturdienst, ohne persönlich gedachte Götterbegriffe. „Wasser, Feuer, Luft und Erde sieht der Mensch in unabläßig reger Thätigkeit und Kraft auf die gesammte Natur einwirken, und so widmete er ihnen Verehrung, auch ohne das Walten eines Gottes in ihnen zu erkennen." Mit der Zeit gewannen jedoch durch die schaffende Phantasie des jugendlichen Volkes, vielleicht auch durch den Einfluß und das Beispiel der Römer, jene Naturmächte persönliche Gestaltung, so daß Wirkung und Ursache in einem göttlichen Urheber zusammenflossen. Daß unter diesen die Götter, welche den Natur= und Himmelserscheinungen vorstehen und über die Geschicke des Krieges walten, die erste Stelle einnahmen, wird nicht nur durch die Schriften der Alten bezeugt, sondern entspricht auch aller natürlichen Religion kriegerischer Völker. Ueber die Götterlehre der alten Germanen sind nur dürftige Andeutungen auf die Nachwelt gekommen; wir erfahren blos, daß sie drei Götter als die höchsten Lenker des Naturlebens verehrt hätten, daß auf einem Eilande des Nordens an einem geheimnißvollen waldumschatteten See ein gefeiertes Heiligthum der „Mutter Erde" (Nerthus oder Hertha) bestanden, von wo aus das Bildniß der Göttin von Zeit zu Zeit in einem verhüllten Wagen unter dem Geleite eines Priesters durch die Länder geführt worden sei und dann ein heiliger Gottesfriede mit heiteren Festen auf der Erde gewaltet habe; daß bei ihren Religionsfesten in heiligen Hainen feierliche Opfer, besonders Pferde und Menschen (Gefangene, Sklaven oder Verbrecher) auf hohen Altären den Göttern dargebracht worden, daß sie auf verschiedene Weise die Zukunft zu erforschen gesucht und auf die Aussprüche prophetischer Frauen, begeisterter Seherinnen, großen Werth gelegt hätten; aber durch Beiziehung der nordischen Mythologie, die mit der germanischen in den Grundzügen übereingestimmt zu haben scheint, sind durch den emsigen Fleiß sorgfältiger Sammler und Forscher die geringen Bausteine zu einem Ganzen verbunden worden, dessen Hauptinhalt in folgenden Namen und Vorstellungen zusammengefaßt werden kann:

1. **Götter**. Das höchste allwaltende Wesen heißt in allen deutschen Zungen „Gott". Aus Scheu vor dem heiligen Namen nannte ihn das Volk als den Ursprung alles Erschaffenen „Allvater". Er vereinigte die Eigenschaften aller übrigen Götter in sich, die gewissermaßen nur als seine „Ausflüsse, Verjüngungen und Erfrischungen" zu betrachten sind. Am vollkommensten ist die höchste Gottesidee in **Wodan** (Wuotan), dem **Odin** des Nordens ausgeprägt, der wie bei den Griechen Zeus als oberster Lenker des Weltalls und Götterkönig verehrt ward. Sein heiliger Wochentag war der Mittwoch (Wodnesdag). Wuotan umarmte die Erde; da gebar sie dem Himmelskönig den kraftvollsten und erhabensten seiner Söhne, den **Donar**, altnordisch **Thorr** genannt. Er ist seines Vaters rechte Hand, der über Regen und Wolken gebietet, sich durch Wetterstrahl und rollenden Donner ankündigt, aber bei aller Furchtbarkeit den Menschen freundlich gesinnt und hülfreich, und besonders der unverdrossene Beschützer der Mutter Erde und derer, die sie bebauen. „Wie Wuotan vor Allem der Gott der Helden und kriegerischen Begeisterung, so ist Donar vorzugsweise der Gott des Landmannes und der friedlichen Pflege des Ackerbaues." In dem Namen „Donnersberg", der in verschiedenen Gegenden vorkommt, und in der Bezeichnung des ihm geweihten Wochentages als „Donnerstag" hat sich das Andenken des Gottes bis auf unsere Zeit erhalten. Auch **Zio** (Tiu), der nordische Tyr, galt für einen Sohn Wodans und für dessen ausführende Hand, wo es sich um Schlacht und Kampf handelt; von Beiden geht der Ruhm des Sieges aus. Gleich dem Ares oder Mars der Griechen und Römer stellt er die schreckliche Seite des Krieges und die Wandelbarkeit des Kriegsglücks dar. Sein Symbol war das Schwert, sein heiliger Tag der Dienstag. Man pries ihn in Schlachtliedern und stellte ihm zu Ehren Kriegstänze an. Von gleichem Ansehen mit den genannten war **Fro**, nordisch **Freyr**, der frohe, frohmachende, beseligende, wunderschöne, heilige Herr. Er ist der Gott der Liebe und des Friedens, der Ehe und der Fruchtbarkeit, der den Bund der Liebenden durch reiche Nachkommenschaft segnet, daher er auch besonders von Mädchen und Frauen an bestimmten Festtagen angerufen ward. Aber Fro war auch Gott der Sonne; er führt gleich dem griechischen Helios, das von Wodan erschaffene Sonnenlicht den Sterblichen zu; daher verehrte ihn der Landmann vorzugsweise als den Gott der Fruchtbarkeit, der den Heerden Gedeihen gibt. **Paltar** oder **Balder**,

der weise, beredte und milde Gott, der gerechteste, dessen Ausspruch unumstößlich ist, dem die Menschen Gesetz und Recht danken, zugleich der schöne Herr, der wie Licht und Tag leuchtet, ein Sohn Wodans und seiner Gemahlin Frigga, wohnte gleich dem Vater in einem leuchtenden Saale, worin Alles von Gold und Silber glänzte. Nach den nordischen Mythen fiel Balder durch die Tücke eines bösen Gottes, des Unheilstifters Loki. 2. **Göttinnen.** Die Achtung und Ehrfurcht, die nach Tacitus die Germanen den Frauen zollten, prägte sich auch in den Vorstellungen von den Göttinnen aus. Allen weiblichen Gottheiten liegt ein gemeinsamer Begriff zu Grunde: sie sind hauptsächlich gedacht als umziehende, einkehrende Mütter, von denen das Menschengeschlecht die Geschäfte und Künste des Haushalts wie des Ackerbaues erlernt: Spinnen, Weben, Säen und Ernten. Durch diese Annäherung an die Werke und Bedürfnisse des Tages gewinnen die Göttinnen etwas Vertrauliches, daher ihr Andenken im Volke tiefer haftete, als das der Schlachten- und Kriegsgötter. Fast in allen Sprachen wird die Erde weiblich, und im Gegensatz zu dem sie umfangenden väterlichen Himmel als gebärende, fruchtbringende Mutter aufgefaßt. Allgemeine Verehrung bei allen deutschen Stämmen fanden zwei dem Begriff und Namen nach verwandte Göttinnen: **Frouwa** (Freya), die frohe, erfreuende, gnädige Göttin, die Schwester Fro's, von welcher das Wort Frau abstammt; und **Frigga** (Fria), die Gemahlin Wuotans, das freie, schöne, liebenswürdige Weib. Der sechste Wochentag führt von Freya den Namen Freitag. Frigga theilt nach der nordischen Ansicht den Hochsitz des Allvaters, mit dem sie darum auch die Allwissenheit gemein hat. Wie **Hulda**, mit welcher sowohl Freya als Frigga vielfach zusammentreffen, ist sie auch Beschützerin der Ehen, die den Kindersegen gewährt. Zu den weiblichen Gottheiten gehört auch **Hellia**, die unerbittliche Göttin der Unterwelt, zu welcher die in Krankheiten und vor Alter Gestorbenen hinabfuhren, während die im Kampfe Gefallenen in Walhalla einzogen. Ihre Wohnung lag tief im Dunkel der Erde, da thronte sie in furchtbarer Gestalt, halb schwarz, halb menschenfarbig. 3. **Helden.** „Zwischen Gott und dem Menschen besteht eine Stufe, auf der sich beide einander vermitteln, das göttliche Wesen, den irdischen Dingen näher gerückt, die menschliche Kraft verklärt erscheint.“ Gleich den griechischen Heroen mit übermenschlicher Kraft und Stärke begabt, kämpfen die Helden gegen das Böse in der Außenwelt wie die Heiligen der christlichen Sage gegen die sündhaften Triebe der Menschenbrust, und steigen durch ihre unsterblichen Thaten zur Gemeinschaft der Götter empor, von denen sie entsprossen sind. Sie wohnen auf Bergen und Felsen, welche den Namen „Stein“ führen, so der Eichelstein, Kriemhildenstein, Wasgenstein, Gibichenstein u. s. w. Als Urahnherrn des Volkes verehrten die Deutschen nach Tacitus **Tuisko**, den erdgebornen Gott, dessen Sohn **Mannus** war, der erste der Helden, der Vater der Menschen, und feierten ihre Thaten und Schicksale in alten Volksliedern. 4. **Weise Frauen.** Die Deutschen glaubten, daß den Frauen etwas Göttliches und Vorahnendes innewohne, daß Zauber und Weissagung besonders ihre Gaben seien. Die deutsche Mythologie kennt daher auch eine Reihe anmuthiger oder furchtbarer Halbgöttinnen, welche die Gottheit den Menschen vermitteln. Sie führen den Namen „Idisi“, kluge, weise Frauen, sind mit höheren geistigen Gaben ausgerüstet als die Helden, und haben die Bestimmung, den Menschen Heil oder Unheil, Sieg oder Tod anzusagen. Unter ihnen nehmen den ersten Rang ein die **Nornen**, Schicksalsgöttinnen, die gleich den griechischen Mören, den römischen Parzen, jedem Menschen seine Lebenszeit bestimmen. Es sind drei an der Zahl: Wurd (das Gewordene, die Vergangenheit), Werdandi (das Werdende, Gegenwart) und Sculd (das Werdensollende, Zukunft). Die Vorstellung vom Drehen, Spinnen und Abschneiden des Lebensfadens haben sie mit ihren griechischen Schwestern gemein. Eine wichtige Rolle in der deutschen Mythologie spielten die **Walküren**, die göttlichen Botinnen Allvaters, welche die auf dem Schlachtfelde (Wal) gefallenen Helden in Empfang nehmen (küren) und in Wuotans himmlische Wohnung tragen. 5. **Wichte und Elbe.** Nicht blos die himmlischen Götter verkehren mit der Menschenwelt; der deutsche Volksglaube kennt noch eine Reihe von Wesen, die nicht von menschlicher Art und Natur ein Reich für sich bilden, und die Kraft besitzen, dem Menschen zu schaden oder zu helfen, — die Wichte und Elben, die Wasser- und Hausgeister. Erfüllt von einer gewissen Scheu vor dem Menschen, dem sie an leiblicher Kraft nachstehen, werden sie nur durch Zufall oder durch den Drang der Umstände bewogen, sich in das Erdenleben zu mischen, bald freundlich und hülfreich, bald störend, feindselig und Schaden stiftend. Es sind die bekannten Gestalten, die sich nach dem Sturz der alten Götter in die Sagen- und Märchenwelt geflüchtet haben: die lichten weißen Elbe oder Elfen, die winzig, aber wohlgebaut in mondhellen Nächten ihre lustigen Tänze feiern; die

schwarzen, ungestalteten, höckerigen Zwerge, die unter mächtigen Königen, wie Goldemar, Gibich, Laurin, Elberich oder Alberich, in dem Gestein der Berge hausen und die unendlichen Schätze bewachen; die anmuthigen, freundlichen Nixen oder Wasserholden mit den langen Haaren und dem feuchten Schleier, die, in der Tiefe des Wassers wohnend, oft am Mittag auf den Wellen sich wiegen und sonnen, und sich gerne in die heitern Tänze mischen, die des Abends unter der Dorflinde stattfinden; die schlimmen Wassergeister, die um Johanni ihr jährliches Menschenopfer fordern; die Haus- und Poltergeister, die als Gutgesell, Heinzelmännchen, Kobold, Katermann und dergl. in Haus und Hof schalten, gleich den römischen Laren und Penaten am liebsten auf dem Herde weilen, meist gutmüthig, hülfreich und thätig, mitunter auch schadenfroh, neckend und von derbem Humor. Alle diese Wesen, sowie die ungeschlachten Riesen mit ihrer wilden Kraftfülle, aber ohne geistige Ueberlegung, haben ihren Ursprung in dem germanischen Heidenthum. Sie machen den Eindruck eines bedrängten untergehenden Geschlechtes, das den neuen mächtigeren Ankömmlingen die alte Heimath überlassen muß. 6. **Weltschöpfung** und **Weltuntergang**. Auch über den Ursprung der Welt und die letzten Dinge mögen die Vorstellungen der alten Germanen der in der nordischen Völupsa enthaltenen Kosmogonie ähnlich gewesen sein. Darin heißt es: Im Anfang war die Kluft der Klüfte, da weder Meer, noch Strand, noch erfrischende Winde waren, weder trockner Erdboden hier unten, noch fester Himmel oben, ein finsterer Abgrund ohne Gras und Gewächse. Noch kannte die Sonne nicht ihre Wohnung, der Mond nicht seine Macht und die Sterne wußten nicht, wo ihre Stelle war. Der nördliche Theil dieser unendlichen Oede hieß Niflheim (Nebelwelt) und darin herrschte Dunkel und grimme Kälte, der südliche Muspellsheim (Feuerwelt), und von hier ging Licht und Wärme aus. Durch die Wirkung der Wärme entstand aus der geschmolzenen Materie Ymir, ein bösartiger Riese, das Sinnbild des Chaos. Ymir wurde im Kampfe erschlagen von Odin und seinen Brüdern. Aus seinem Blute schufen sie das Meer und das Wasser, aus seinem Fleische die Erde, aus den Knochen die Berge, aus den Haaren die Wälder, aus den Zähnen die Felsen und Klippen. Den Schädel wölbten sie zum Himmel, befestigten daran die aus Muspellsheim lose umherfahrenden Funken und wiesen jedem dieser Lichter seine Stelle und seinen bestimmten Gang an. Allvater setzte die Nacht und ihren Sohn, den Tag, ein und gab Jedem einen einspännigen Wagen, auf dem sie um den Himmel fahren. Das Hirn des Riesen warfen sie in die Luft und es wurden Wolken daraus. Aus Ymirs Augenbrauen bauten sie die Burg Midgard, die alles Land umfaßte. Aber noch fehlte der Mensch. Da gingen die drei Brüder zum Meeresstrand; dort fanden sie zwei Bäume, Eiche und Erle, und schufen Menschen daraus, einen Mann (Asko) und ein Weib (Embla), und wiesen ihnen Midgard zur Wohnung an. Die göttlichen Mächte wählten sich hierauf den Himmel zu ihrem Aufenthalt und bauten sich daselbst die Stadt Asgard, von wo aus sie die Welt regieren und der Menschen Thun beobachten und ihre Geschicke lenken. Von den weltschöpferischen Mächten behielt Odin als „Allvater" die erste Stelle, während die beiden Brüder ganz aus dem Volksglauben verschwanden. Er umgab sich mit einer Menge Götter, welche die gemeinschaftliche Burg Asgard oder Asaheim bewohnen, von wo eine kunstvolle Brücke, von den Menschen Regenbogen genannt, auf die Erde führt. Mitten in Asgard war der goldschimmernde Hochsitz Odins, Gladsheim (Heimath des Glanzes), wo die zwölf obern Götter (Asen) sich zur Gerichtssitzung oder zum Mahl einfanden und den Meth tranken. den ihnen Iduna reichte, und dessen verjüngende Kraft ihre Lebensdauer weit über das menschliche Ziel ausdehnte. Außer diesem „Asenheim," wohin der Volksglaube auch „Walhalla", die Heimath der in der Schlacht gefallenen Krieger verlegte, kennt die nordische Mythologie noch acht Regionen oder „Heime", in welche sich das Weltall theilt, und die durch die Esche Yggdrasill, den Himmel, Erde und Hölle durchdringenden und verbindenden Weltbaum, zusammen gehalten werden; Muspellsheim, die Flammenwelt, die Gluthregion, wo nur die eingebornen Muspellssöhne wohnen können; Nebelheim, mit dem Aufenthalt der Todtengöttin Hela, die Wohnung der Todten; Mannaheim (Midgard), der Wohnsitz der Menschen; und die Wohnplätze der Elben und Alfen in „Alfheim", der Riesen in „Jotunheim", der Zwerge in „Svartalfheim". In der Edda wird den Göttern der einstige Fall des Weltbaumes und die Zerstörung Asgards verkündigt. Am Ende der Dinge brechen die bisher in Bann und Zwang gehaltenen bösen Wesen los und streiten wider die Götter; ein Wolf verschlingt die Sonne, ein anderer den Mond, die Sterne fallen vom Himmel, die Erde erbebt und alle Berge stürzen zusammen, alle Bäume werden entwurzelt, das Meer treibt aus seinen Ufern und überfluthet das Land, die ungeheure Welt-

schlange (Midgardsschlange), ergriffen von Riesenwuth, hebt sich aus dem Meer und zieht mit ihren Geschwistern (dem Wolf Fenris und der Todesgöttin Hela) und Loki ihrem Vater gegen die Götter. Zugleich reiten die Flammensöhne über den Regenbogen heran, und ihren vereinten Kräften erliegen nach heftigem Kampfe die alten Götter. Die Welt geht in Feuer auf, aber aus dem Meere steigt jetzt eine neue, seligere Erde mit verjüngten Göttern, eine bessere, höhere Weltordnung beginnt, in welcher kein Uebel ist. Diese Kämpfe der Zukunft, mit dem sie begleitenden Weltbrand und Weltuntergang im poetischen Bewußtsein des Volks, nannte die alte deutsche Sprache mit dem schönen Namen „Götterdämmerung".

§. 244. Germanische Einrichtungen. Es gab bei den Germanen zwei Stände: Freie oder Bevorrechtete und Unfreie oder Rechtlose. Erstere schieden sich wieder in edle Freie (Adalinge, Edelinge) und gemeine Freie; letztere in zins- oder dienstpflichtige Hörige (Liten) und eigentliche Sklaven (Schalke), die ursprünglich Kriegsgefangene waren oder im Spiel oder auf andere Weise ihre Freiheit verloren hatten. Der Lite unterschied sich darin vom Schalke, daß er vom Herrn ein Grundstück zur Nutznießung gegen Dienste und Abgaben (Feod) erhielt und darauf eine eigne Wirthschaft führte, während der eigentliche Sklave im Brod und Haus des Herrn selbst war. Der Lite konnte nur mit dem Grundstück, das er bestellte, veräußert werden; der Sklave hingegen wurde, wie jede andere Sache, frei aus der Hand und aus einem Land ins andere verkauft. Das Loos der Liten war demnach im Allgemeinen milder, indem er einerseits in gewisser Hinsicht selbständiger war als der Schalk, und andererseits ihm die Gelegenheit des Erwerbes und hierdurch die Möglichkeit der Erkaufung der Freiheit gegeben war. Doch besaß er gegen seinen Herrn so wenig ein Recht als der Sklave; er durfte nicht selbständig vor Gericht erscheinen, sondern konnte blos wie jener durch seinen Herrn vertreten werden. Ueber sein Besitzthum durfte er nicht unbedingt verfügen, sondern mußte in gewissen Fällen erst die Erlaubniß seines Herrn einholen. Auf dieses Verhältniß gründet sich das später ausgebildete Feudal- oder Lehnswesen. Der Stand der niedern Freien, der kleinen Gutsherren, die Keinem pflichtig waren und Keinem geboten, bildete sich aus den freigegebenen Liten oder Sklaven, die aber erst im dritten Geschlecht in den Genuß sämmtlicher Rechte eines Freien oder in den bevorzugten Stand eintraten, während die edeln Freien oder Adelinge von Haus aus frei waren (daher auch Ur- oder Semperfreie genannt wurden) und sich im Besitz eines Allod, d. i. eines nach dem Recht der männlichen Erstgeburt vererbbaren Eigenthums befanden. In der Urzeit bildeten sie allein den bevorrechteten Stand und hießen als solche Frowen, d. i. Herren, im Gegensatz zu den Schalken und Liten, Liuten (d. i. Leuten) oder dem Volke. Aus ihnen ging nachmals der hohe, so wie aus den niedern Freien der niedere Adel hervor. Der freigeborne Allod-Besitzer war der gesetzliche Vormund und Herr der ganzen Familie (Sippschaft). Seine Verwandten, männliche (Schwertmagen) wie weibliche (Spillmagen), standen in seinem Bann, d. h. mußten ihm gehorchen. Der Haupthof mit seinen Gliedern oder Hintersassen und die kleinen Besitzungen der gemeinen Freien bildeten die Gemeinde; mehrere Gemeinden standen in einem Verbande, der Markgenossenschaft hieß: Gemeinde und Mark war somit die freie Vereinigung mehrerer Allodbesitzer, deren gemeinsamer Besitzstand die Markung ausmachte; was nicht Privateigenthum war, wie Wald, Weide, Heideland blieb Gemeingut (Allmend); mehrere durch freie Verträge vereinigte Marken und Gemeinden bildeten einen Gau. Bei wichtigen Angelegenheiten traten alle freien Grundeigenthümer eines Gaues, große wie kleine, zu einer Volksversammlung im Freien (häufig in den „Hünenringen" auf Anhöhen) zusammen. Die Männer trugen Waffen, aber ein heiliger Gottesfriede herrschte an der geweihten Stätte. Hier wählten sie aus einigen durch Ehre, Reichthum und Gefolge hervorragenden Geschlechtern ihre Heerführer (Herzoge), die dem aus Allodbesitzern und ihren Leuten bestehenden Heerbann voranzogen, ihre Gaurichter (Graven, Aelteste) und ihre Priester; und von ihnen gingen die kurzen, mündlich oder durch Runenschrift fortgepflanzten und auf dem Gewohnheitsrecht beruhenden Gesetze aus, welche bei den Gericht- oder Malstätten in Anwendung kamen. Buße an Geld oder Gut (Wehrgeld) war die gewöhnliche Strafe für Freie. Liten hingegen und Sklaven büßten mit Verstümmelung oder mit grausamem Tode. Mord wurde ursprünglich durch die Blutrache der Verwandten gerächt; bald aber trat auch an die Stelle der Blutrache

das Wehrgeld, und es hing nicht mehr wie vorher von dem Belieben der beleidigten Familie ab, ob sie sich durch Geld versöhnen lassen und wie viel sie fordern wollte, sondern es bildete sich das allgemeine Gesetz aus, daß der Freie durch eine Vermögensbuße vor der Rache der Beleidigten sich sichern könne, und die Größe dieser Geldstrafen war genau vorgeschrieben. Sogar Verbrechen gegen den Staat wurden in der Regel durch Wehrgeld gebüßt, nur der Heerführer wurde, wenn er eine Schlacht verlor, mit dem Tode bestraft. In zweifelhaften Fällen trat bei Freien der gerichtliche Zweikampf ein; bei Liten und Schalken die Probe des siedenden Wassers. Es gab demnach für einen Freien keine Leibes- und Todesstrafe, wenn er im Stande war, das festgesetzte Wehrgeld zu zahlen. — In manchen Staaten gab es Könige, die aus dem ersten Adelsgeschlechte gewählt und vor dem versammelten Volke durch Zuruf bestätigt wurden, so daß Erblichkeit und Volkswahl zusammen wirkten. Um einzelne Kriegshelden schaarten sich Gefolgschaften, die mit jenen ins Feld zogen und an der Beute Antheil erhielten. Solche auf gegenseitige Treue gegründete und durch feierliche Gelöbnisse geheiligte Waffenverbrüderungen galten für die innigste Verbindung. Für das Ansehen und die Ehre, welches ein glänzendes und tapferes Gefolge dem Führer nicht blos bei dem eigenen Volke, sondern auch bei den Nachbarn verschaffte, belohnte der Dienstherr die Genossen mit Unterhalt und Geschenken an Waffen und Gewändern. Diesem Gefolgswesen verdankten die germanischen Volksstämme ihre Eroberungen, ihren Kriegsruhm und ihre Waffenehre. In ihm lag der Keim der Herrschaft und Kriegsverfassung der folgenden Jahrhunderte.

d) Jesus Christus.

§. 245. Als das römische Volk unter Augustus den Höhepunkt seiner Macht erstiegen und alle Nationen der bekannten Erde in seinen weiten Schooß aufgenommen hatte, da wurde im fernen Morgenlande der Grund zu dem „Reiche Gottes" gelegt, das bestimmt war, das römische Weltreich zu durchdringen und zu überwinden. Was der Mensch mit seinen natürlichen Kräften zu schaffen vermochte, das hatte der römische Staat damals im Besitze: Macht und Herrlichkeit nach Außen, gesetzliche Ordnung im Innern, eine Fülle geistiger Bildung, genährt an den glänzendsten Erzeugnissen der Literatur und Kunst der begabtesten Völker, die Resultate des Denkens und Forschens aller Weltweisen, die Güter und Schätze des Erdbodens; und dennoch lag das Menschengeschlecht in tiefer Versunkenheit, und eine Sehnsucht nach Erhebung und Erlösung durchzog Aller Herzen. Die heidnischen Religionen waren ausgelebt, die griechische Götterwelt und die römische Staatsreligion hatten ihre bindende Macht auf die Gemüther verloren; die Mysterien und Geheimlehren, in denen Viele Heil und Befriedigung suchten, erwiesen sich als Blendwerke des Aberglaubens und füllten die Seelen der Getäuschten mit Verzweiflung; die Lehrsätze der Philosophen waren morsche Stützen für tiefere Naturen bei den Wechselfällen des Lebens. Die Menschheit bedurfte eines neuen Lichtes, um aus dem dunkeln Wirrsal des Erdenlebens nach einem neuen Ziele mit neuer Hoffnung den rechten Pfad zu finden, und die Vorsehung, welche die Weltgeschicke nach einem ewigen Rathschluß lenkt, hat dem Augusteischen Zeitalter zu der Fülle der Macht und Herrlichkeit auch noch den Glanz verliehen, daß damals im jüdischen Lande das Senfkorn in die Erde gesenkt ward, aus dem der Lebensbaum emporwuchs für die hülfsbedürftige Menschheit. Die dunkeln Aussprüche der Propheten, die Weissagungen der Seher, die Ahnungen der Dichter und Weisen, das sehnsüchtige Harren der Völker — Alles deutete auf die Ankunft eines Retters und Führers, mit dem eine neue Zeit des Heils für alle Bewohner des Erdbodens anbrechen würde. Während aber die Juden in ihrem Messias einen König von irdischer Macht und Herrlichkeit erwarteten, der das „auserwählte" Volk zur weltlichen Größe und Herrschaft führe, die Römer in stolzem Nationalgefühl ihren Augustus als

den Gründer des goldenen Zeitalters schmeichelnd begrüßten, wurde im jüdischen Lande der Heiland der Welt in Demuth und Niedrigkeit geboren. Als er in stiller Verborgenheit das dreißigste Jahr erreicht hatte, berichten die Evangelien, und am Jordan von Johannes die Taufe empfangen, trat er sein Lehramt an. Umgeben von zwölf Jüngern, gleich ihm aus niedrigem Stande, unter denen Petrus, Jacobus und dessen Bruder Johannes seinem Herzen am nächsten standen, durchzog er lehrend und wohlthuend das jüdische Land und brachte die frohe Botschaft des Heils (Evangelium), daß das Reich Gottes nahe sei. Aber die verstockte Welt erkannte ihn nicht sogleich und verschmähte die Religion der Liebe und ein Reich, das nicht von dieser Welt sein sollte. Seine Feinde stellten dem römischen Landpfleger Pontius Pilatus den galiläischen Weisen als Unruhstifter vor, der das Volk zu Aufruhr und Empörung verleite und sich „König der Juden" nenne, und bewirkten, als Jesus durch den Verrath eines seiner Jünger, des Judas Ischarioth, in ihre Hände gerieth, daß er durch ein ungerechtes Gerichtsverfahren vor dem Hohenpriester und hohen Rath zum Kreuzestod verurtheilt und das Bluturtheil von Pilatus vollstreckt ward. Begleitet von Schaarwächtern und höhnenden Volkshaufen, das Kreuz mit den letzten matten Kräften selbst tragend, bis er darunter zusammenbrach und ein fremder Mann, Simon von Cyrene, es ihm abnahm, wurde der „Menschensohn" nach dem Richtplatze außerhalb der Stadt, Golgatha oder die Schädelstätte genannt, geführt und dort mit einer Dornenkrone um das Haupt zwischen zwei Verbrechern ans Kreuz geheftet. Mit ruhiger Ergebung in den Willen des Vaters ertrug Jesus alle Mißhandlungen und Schmerzen, Gott um Vergebung bittend für seine Peiniger, bis er mit den Worten „Es ist vollbracht!" sein Haupt neigte und verschied. Der Leichnam wurde in leinene Tücher gehüllt und mit Weihrauch und Wohlgerüchen versehen, von Joseph von Arimathia in ein neues Felsengrab seines Gartens beigesetzt. — So schloß Jesus Christus, der Abglanz und das Ebenbild des Ewigen, sein irdisches Leben und besiegelte mit seinem Tode die große Wahrheit seiner Sendung. Aber das Grab konnte den Gottessohn nicht bewahren. Nur den irdischen Leib hatte man getödtet, der verklärte Jesus dagegen nahm wieder seinen himmlischen Wohnsitz ein. In den Herzen seiner Getreuen erwachte der beseligende Glaube, daß der Gestorbene und Begrabene am dritten Tage auferstanden und Grab und Tod besiegend sich zum Himmel erhoben habe, daß er aber zugleich unter ihnen lebe und wirke und seine Wohnung habe in den Gemüthern seiner gläubigen Verehrer. Und mit solcher Lebendigkeit trat in den tiefbewegten Tagen nach des Meisters Hingang dieser erhebende Glaube vor ihre Seele, daß sie im gläubigen Entzücken den verklärten Heiland an den Stätten ihres ehemaligen Zusammenlebens noch in ihrer Mitte erblickten, sich noch wie ehemals an seinen Liebesworten aufrichteten, seine edle Gestalt in himmlischer Glorie verherrlicht erschauten und endlich in einer lichten Wolke vor ihren Augen gen Himmel aufsteigen sahen. Nun erschien ihnen der Heimgegangene als das „Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt", als der siegende Held, der Sünde und Tod überwunden hat; und gewaltiger als der auf Erden wandelnde „Menschensohn" wirkte nun der verklärte Jesus, der „Gottessohn", auf seine Jünger, und der starke Glaube, daß Er mit seiner göttlichen Kraft ihr Werk unterstütze und kröne, daß Er bei ihnen sei alle Tage

Der verklärte Christus.

bis an der Welt Ende und einst wiederkommen werde in seiner ganzen Siegesherrlichkeit, um sein Reich zu vollenden, beseelte sie bei dem Vorsatze, sein Lehramt fortzuführen und die frohe Botschaft des Heils in alle Welt zu tragen, daß Jeder, der Gott verehre im Geist und in der Wahrheit, an Jesus Christus seinen eingebornen Sohn glaube und Ihm, welcher der Weg, die Wahrheit und das Leben sei, nachfolge, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben erlange. Am siebenten Sonntage nach dem Osterfeste kam den in Jerusalem versammelten Jüngern zum ersten Mal der hohe Beruf zum vollen Bewußtsein, und im Aufschwunge der Begeisterung glaubten sie das Wehen des heiligen Geistes zu fühlen, der sie befähigte, in ergießenden Reden, gleichsam mit „neuen Zungen" Zeugniß zu geben von der Macht des christlichen Lebens in ihrer Seele und von der hohen Bedeutung ihres Werkes. Wie die alten Propheten die einströmenden Worte der Weissagung mit Zittern als eine „Last Gottes" empfanden, so gaben die Apostel die stürmisch auf sie einbrechenden Gedanken in schwärmerischen, fremdartig klingenden Reden und Lobgesängen kund. Es war die Geistessprache des neuen Evangeliums, das nun den Völkern aller Zungen verkündigt werden sollte. Die erste Christengemeinde entstand in **Jerusalem**, daher auch anfangs die Bekenner des neuen Glaubens sich an das Judenthum anlehnten und von den Römern für eine jüdische Secte gehalten wurden. Als aber Verfolgungen über die junge Gemeinde ergingen und der Almosenpfleger **Stephanus** als **erster Märtyrer** zu Tode gesteinigt wurde, da zerstreuten sich die Glieder der neuen Kirche über die benachbarten Länder und brachten die Botschaft des Heils auch den heidnischen Völkern. Dies geschah am eifrigsten durch den glaubensstarken, aus einem Gegner Christi zu dessen glühendstem Verkündiger erweckten Apostel **Paulus**, der auf drei längeren Reisen in den Städten Kleinasiens, Makedoniens und Griechenlands christliche Gemeinden gründete, während einer zweijährigen Gefangenschaft in Rom die Christengemeinde der Hauptstadt ordnete und durch seine **Sendschreiben** (**Episteln**) die Verbreitung des Evangeliums eifrigst beförderte. Paulus trug, immer zu weiteren Unternehmungen ausholend, den christlichen Gedanken, nachdem er ihn von bangenden Schranken befreit hatte, aus seinen Heimstätten Jerusalem und Antiochia nach Westen und goß neues Leben in die absterbenden Culturformen der alten Welt, so Alles vorbereitend, was nach ihm Größtes entstand. Und um diese Verbreitung zu erleichtern, erwirkte er auf einer Zusammenkunft zu Jerusalem, in der heil. Ueberlieferung „das Apostel-Concil" genannt, den Ausspruch, daß die Heidenchristen nicht an das mosaische Gesetz gebunden seien, ein Ausspruch, der von dem **Christenthum** die nationale und örtliche Beschränktheit abstreifte, es von den Banden des Judenthums befreite und seiner Bestimmung als **Weltreligion**, in der alle Völker des Erdbodens sich vereinigen und Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten sollten, näher brachte. Allein die Leiden, die der Stifter getragen, vererbten der jungen Kirche. Durch **Verfolgungen** suchten die stolzen Machthaber irdischer Reiche das geistliche Reich zu ersticken und den Glaubenseifer seiner **Bekenner** durch Marter und Tod zu schwächen; doch glorreich bestand die neue Glaubensgenossenschaft die harten Prüfungen, und die Rathschläge ihrer Feinde dienten nur zu ihrer Verherrlichung.

2. Die Kaiser des Julischen Hauses.*)

§. 246. Häusliches Unglück trübte Augusts Lebensfreuden. Die hoffnungsvollen Söhne seiner mit Agrippa vermählten Tochter Julia, Gajus und Lucius Cäsar, starben in der Jugend, nicht ohne Verdacht einer Vergiftung; Julia selbst, eine geistreiche, aber wollüstige Frau, verursachte durch ihren unsittlichen Lebenswandel dem Vater solchen Kummer, daß er sie zuletzt verbannte, und ein jüngerer, nach des Vaters Tod geborner Sohn des Agrippa und der Julia (Agrippa Posthumus) starb auf einer fernen Insel, wohin er wegen seiner rohen und unbändigen Natur verwiesen worden war, durch gedungene Mörderhand. So kam das Reich an Augusts adoptirten Stiefsohn, den staatsklugen, aber hartherzigen und menschenfeindlichen **Tiberius**, durch die Ränke seiner herrschsüchtigen
Tiberius 14–37.
Mutter Livia, des Kaisers dritter Gemahlin. Wenn Tiberius im Anfange seiner Regierung sich Augustus zum Vorbilde nahm, wenn er gleich diesem die herkömmlichen Formen und traditionellen Vorstellungen schonte, die Provinzen gegen Erpressung und Steuerdruck schützte und in seinem ganzen Thun politische Ueberlegung und Mäßigung zeigte, so führte er das römische Volk doch einen Schritt weiter in der Entartung und Entsittlichung, indem er bald in die unheimlichen Wege der Verstellung, Falschheit und Heimtücke einlenkte, in der Nation den Geist der Servilität, der Schmeichelei und Wohldienerei nährte und beförderte und dem römischen Gemeinwesen den letzten Rest politischer Lebensthätigkeit und nationaler Selbstregierung raubte. Dies geschah besonders, seitdem ihm Aelius **Sejanus**, ein Mann von etruskischer Herkunft, der unter schmeichlerischen Formen und gewinnendem Wesen einen brennenden Ehrgeiz, einen herrschsüchtigen und habgierigen Geist verbarg und sich die Gunst und das Vertrauen des sonst so argwöhnischen und zurückhaltenden Fürsten in hohem Grad zu erwerben wußte, den Rath ertheilte, die kaiserliche Leibgarde, die bisher über die Stadt und Vorstädte zerstreut und zum Theil bei den Bürgern einquartiert war, in einem befestigten Standlager vor dem viminalischen Thore zu vereinigen und damit den Anstoß zur Gründung einer Militärdespotie gab. Die Leibwache der **Prätorianer**, der 10,000 auserlesenen Krieger, die unter Sejans Oberbefehl

*) Die Hauptglieder des Julischen Hauses:

1. **Octavianus Augustus** Gem. Scribonia
† 14 n. Ch.
Julia
† 14 n. Chr.
1. Gem. Marcellus † 23 v. Chr. — 2. Agrippa † 12 v. Chr. — 3. Tiberius † 37 n. Chr.
Gaj. Cäsar † 4 n. Chr. — Luc. Cäsar † 2 n. Chr. — Julia II. † 28 n. Chr. — Agrippa Posthumus † 14 n. Chr. — Agrippina † 33 n. Chr. Gem. Germanicus
Nero. — Drusus. — Caligula. † 41 n. Chr. — Agrippina d. j. † 60 n. Chr.
1. Gem. Domitius s. 2.
(Nero)
2. Gem. Claudius s. 2. u. 3.

2. **Octavia**
1. Gem. Marcellus — 2. Gem. Antonius
Marcellus † 23 — Antonia d. ält. Gem. Domit. Ahenobarbus. — Antonia d. j. G. Drusus.
Domitia. Gem. Val. Messala — Domitius Gem. Agrippina d. j.
Messalina — Nero † 68 v. Claud. adopt.

3. Livia. Gem. a) Tib. Cl. Nero. b) Octavianus
Tiberius † 37 n. Chr. Gem. Vipsania — Drusus † 9 v. Chr. Gem. Antonia d. j. s. 2.
Drusus † 23 n. Chr. — Germanicus † 19 n. Chr. Gem. Agrippina s. oben — **Claudius** † 54 n. Chr. Gem. Messalina s. 2.
Octavia † 63 n. Chr. Gem. Nero. — Britannicus † 56 n. Chr

in dem Lager oder der Kaserne ihre Behausung hatten, war eine starke Schutzwehr des Kaisers und erleichterte ihm die Aufrichtung einer absoluten Monarchie; aber sie wurde auch bald eine Ruthe für den Thron. Schergen und Schaarwächter des Fürsten gegen das Volk, kehrten die Prätorianer nicht selten die gefürchtete Waffe gegen die Gebieter selbst und stürzten oder erhöhten die Kaiser nach Zufall, Leidenschaft und Laune. Das Prätorianerlager war eine Zwingburg gegen das römische Volk, vor der aber die Herrscher nicht minder zitterten als die Unterthanen. Von der Zeit an war der Präfect des Prätoriums der mächtigste und einflußreichste Mann im Staat. Nunmehr hörten die Volksversammlungen auf, der kriechende, willenlose Senat, dem die Wahl der Consuln und anderer Magistratspersonen übertragen wurde, war ein bloßes Werkzeug des Despoten, der dadurch den Haß, den seine Regierung erregte, auf Viele laden und sich dienstwillige Richter bei den Anklagen wegen Majestätsverbrechen schaffen wollte. Nach altem römischen Recht war jeder, der sich gegen die Wohlfahrt des Staates verging, des Todes schuldig; da nun der Princeps als Inbegriff des Staats galt, so wurde jede gegen sein Leben oder seine Sicherheit unternommene Handlung als ein Majestätsverbrechen angesehen und von dem Senat durch **Majestätsgerichte** untersucht und bestraft; sie waren ein Mittel, jeden gesinnungsvollen Mann zu verderben, indem sie nicht blos wegen Thaten, sondern selbst wegen Reden und wegen Kundgebungen jeder Art, die auf feindselige Gesinnung gedeutet werden konnten, an Leben und Gut straften. Abgefeimte, reichbezahlte Spione und Angeber (Delatoren) untergruben Treue und Glauben im Volk und vernichteten jeden Funken von Freiheit, während entnervende, von der Regierung beförderte Wollust jeden Keim sittlicher Kraft zerstörte, und die mit einem monarchischen Hof- und Staatsleben verbundene Titel- und Rangsucht Eitelkeit und kleinlichen Ehrgeiz weckte und nährte. Und als ob sich die Natur mit der Grausamkeit des Herrschers zum Verderben der Menschheit verbunden hätte, wurde das Reich noch durch Unglücksfälle aller Art heimgesucht, durch Feuersbrünste, durch ein verheerendes Erdbeben, welches viele der schönsten und reichsten Städte Kleinasiens in Trümmerhaufen verwandelte und durch den Einsturz des Amphitheaters in der Sabinerstadt Fidenä, wobei 50,000 Menschen verletzt, zerschmettert oder begraben 27.
wurden. Die letzten Jahre brachte der von Mißtrauen, Gewissensbissen und Menschenfurcht gepeinigte Tiberius auf der Insel Capreä (Capri) in Unteritalien zu, wo er sich in Menschenverachtung von der Welt abschloß, indeß Sejan in Rom Frevel auf Frevel häufte. Er hatte bereits den Drusus, den einzigen Sohn des Tiberius, einen jungen Mann von heftiger Natur und den Sinnengenüssen und Fechterspielen leidenschaftlich zugethan, durch Gift aus dem Wege geräumt und mehrere Glieder der kaiserlichen Familie, darunter des Germanicus Gemahlin und zwei Söhne, durch Verbannung entfernt oder durch Haft beseitigt und dann 30.
in der Stille durch Hungertod aus der Welt geschafft. Jetzt bewarb er sich um die Hand der verwittweten Gattin des von ihm ermordeten Drusus und gab deutlich zu erkennen, daß er nach dem Throne strebte. Als dieses trotz der zahllosen von Sejan besoldeten Späher dem Kaiser kund ward, ertheilte er mit der ihm eigenen Schlauheit und Verstellungskunst dem Senat den Befehl zur Hinrichtung des mächtigen Günstlings und wüthete dann gegen dessen Kinder, Verwandte und 31.
Vertraute. Die Gefängnisse füllten sich mit Gefangenen jedes Alters und Ge-

schlechts; die finstere Leidenschaft des Kaisers forderte immer neue Opfer. Zwei
33. Jahre nach Sejans Fall wurden alle, die als Mitwisser oder Theilnehmer seines Verbrechens noch im Kerker lagen, auf einen Schlag hingerichtet und ihre Leichen auf die Seufzerstufen geworfen. Endlich wurde Tiberius krank und die abnehmende Lebenskraft verkündigte sein baldiges Ende. Aber er verbarg seinen Zustand, und um seine Umgebung zu täuschen, faßte er den Plan, nach Rom zurückzukehren. Auf seinem Landgute in Misenum fiel er jedoch in eine todähnliche Ohnmacht, was einige seiner Begleiter bewog, den bei ihm weilenden kaiserlichen Großneffen Gajus Caligula als Thronfolger zu begrüßen. Allein Tiberius erholte sich wieder, worauf der Gardehauptmann Macro und Caligula selbst, um dem drohenden Verderben zu entgehen, dem zögernden Tod durch Ersticken mittelst Kissen zu Hülfe kamen. So starb Tiberius in seinem 78. Lebensjahre eines gewaltsamen Todes.

Caligula 37–41. §. 247. Sein Nachfolger Gaj. **Caligula**, der unwürdige Sohn des edeln Germanicus, schlug Anfangs andere Bahnen ein, gerieth aber bald in solche Gewaltsamkeiten, daß man eine Geisteszerrüttung annahm. Er war ein blutdürstiger, rasender Wütherich, der zu seinem Vergnügen Todesurtheile unterschrieb und vollstrecken ließ und sich an den Qualen und Jammertönen der Gefolterten ergötzte; ein wahnwitziger Verschwender, der die unsinnigsten Bauwerke unternahm, Spiele und Aufzüge von fabelhafter Pracht aufführte und den tollsten Lüsten fröhnte; ein eitler, hochmüthiger Prahler, der prunkende Triumphzüge über die Germanen und Briten hielt, gegen die er zum Schein einen Feldzug unternommen, ohne ihrer ansichtig zu werden, und sich in Tempeln Opfer darbringen und göttliche Ehre erweisen ließ; ein Schlemmer, dessen schwelgerische Tafel den Staatsschatz und die Provinzen aussog, ein Despot, dem man die Worte in den Mund legte: „Möchte das ganze römische Volk Einen Nacken haben, um es mit Einem Streich zu vernichten", der, umgeben von Gauklern, Fechtern und Buhldirnen, den Muthwillen der Tyrannei auf die Spitze und den Uebermuth ins Lächerliche trieb. Müde der endlosen Hinrichtungen, Gütereinziehungen und Erpressungen, bildeten einige vornehme Römer aus der Umgebung des Hofes eine Verschwörung, in deren Folge zwei Gardehauptleute den aberwitzigen Tyrannen nebst seiner Gemahlin und seinem Kinde ermordeten,
Claudius 41–54. worauf die Prätorianer dessen Oheim, den schwachen Tib. **Claudius**, nachdem sie ihn zitternd aus seinem Versteck gezogen, auf den Thron erhoben. Während dieser gelehrten Studien über Alterthum, Sprache und Geschichte oblag, höhnten seine Günstlinge (die Freigelassenen Narcissus, Pallas, Polybius) Recht, Gerichte und Verfassung durch schmählichen Aemterverkauf und Erpressungen, und seine Gemahlin Messalina trat Sitte und Anstand mit Füßen. Ein üppiger Hof von orientalischer Pracht und Schwelgerei, wo ein schamloses Weib, welches die edelsten Menschen (Appius Silanus, Arria und Pätus, Valerius Asiaticus) ihren Lüsten und ihrer Habsucht zum Opfer brachte, und wo feile Höflinge ohne Verdienst, Tugend und Herkommen den Ton angaben und unermeßliche Reichthümer sammelten, mußte den letzten Keim sittlicher Würde im Volke zerstören. Ging doch Messalina in der Schamlosigkeit so weit, daß sie trotz ihres Eheverhältnisses öffentlich ein glänzendes Vermählungsfest mit einem jungen Römer feierte. Als endlich die mit ihr entzweiten Günstlinge dem Kaiser die Augen über das schmachvolle Leben seiner Gemahlin öffneten und ihn durch Schilderung bevorstehender Gefahren ängstigten, gab er Befehl zu ihrer Hinrichtung und vermählte sich dann mit seiner schönen und geistvollen, aber sitten-

losen und herrschsüchtigen Nichte **Agrippina**, die jedoch den schwachen, weibersüchtigen Mann bald durch Gift aus der Welt schaffte, um ihren verdorbenen, schlechterzogenen Sohn erster Ehe, **Claudius Nero**, auf den Thron zu bringen.

Claudius' Regierung ist merkwürdig durch zwei großartige Unternehmungen: — die Ausgrabung und Befestigung des **Hafens von Ostia** und die **Ableitung des Fuciner Sees** mittelst eines riesenmäßigen Kanals (**Emissarius**), an dem 30,000 Menschen elf Jahre lang arbeiteten. Durch diesen Kanal sollte der zunehmenden Verschlammung der Umgegend gesteuert und eine ansehnliche Strecke Landes dem Ackerbau gewonnen werden. Indessen gewährte dieses großartige Unternehmen bei weitem nicht solche Vortheile, wie der Hafenbau mit seinen weiten Dämmen ins Meer hinein und mit dem Leuchtthurm. — Cäcina **Pätus** war wegen Theilnahme an einer Verschwörung gegen das unwürdige Herrscherhaus zum Tode verurtheilt worden. Da gab ihm seine muthvolle Gemahlin **Arria** das Beispiel der Selbstbefreiung, indem sie sich einen Dolch in die Brust stieß und ihn dem Gatten mit den Worten hinreichte: „Pätus, es schmerzt nicht!" Trotz der innern Entartung waren unter Claudius und Nero die römischen Waffen nach Außen siegreich, **Mauretanien** wurde in eine römische Provinz verwandelt; in **Britannien** wurden Eroberungen gemacht und in Asien (**Armenien**) erneuerte Domitius **Corbulo** den Kriegsruhm des alten Rom.

§. 248. Nero's innere Gemeinheit verdrängte bald die Milde, die er aus Nero 54—68. Rücksicht für seine beiden Lehrer, den Philosophen **Seneca** und den Gardehauptmann **Burrus**, im Anfang seiner Regierung bewies, und trieb ihn zu den ausgesuchtesten Freveltbaten. Er, der einst bei der Unterzeichnung eines Todesurtheils wünschte, nicht schreiben zu können, ließ nicht nur alle Männer, in denen sich noch Bürgertugend und Römersinn zeigte (wie Thrasea Pätus), verfolgen und hinrichten und ihr Gut einziehen, sondern er wüthete auch gegen seine nächsten Angehörigen — seinen Stiefbruder **Britannicus**, der bei der kaiserlichen Tafel an Gift starb, seine Gattin **Octavia**, des Claudius Tochter, die, auf Anstiften seiner Geliebten **Poppäa Sabina** auf eine einsame Insel verbannt, nach durchschnittenen Adern im überheißen Bade ihren Tod fand, seine schuldbefleckte herrschsüchtige Mutter, die er in der Bucht von Bajä durch ein künstlich eingerichtetes Schiff versenken, und als sie sich rettete, durch nachgesandte Mörder tödten ließ, und benutzte die Verschwörung des Calpurnius **Piso**, in welche der republikanisch gesinnte Dichter **Lucanus**, Verfasser des epischen Gedichtes „Pharsalia", verwickelt war, um nicht nur diesen, sondern auch dessen Oheim, den **stoischen Philosophen Seneca**, seinen eigenen Lehrer, zu verderben. Seneca öffnete sich selbst die Adern und sühnte durch würdiges Sterben manche unwürdige Handlung seines Lebens. Von Höflingen und Buhldirnen umgeben, beging der eitle und sinnliche Nero unglaubliche Schandthaten und Thorheiten. Schauspiele und schwärmende Umzüge, an denen er selbst als Sänger und Citherspieler verkleidet mit den Genossen seiner Lüste Theil nahm, üppige Schmaußereien und Gelage (wobei ihm der Präfect der Prätorianer, **Tigellinus**, und der durch seinen Witz und seine Unterhaltungsgabe bekannte Festordner (Arbiter) **Petronius** treffliche Dienste leisteten), Volksbelustigungen, verbunden mit öffentlichen Gastmählern in den Straßen und freien Plätzen, und sinnlose Verschwendungen aller Art verzehrten die Einkünfte des Staats und führten die ärgsten Erpressungen herbei. Von Künstlerlaune getrieben, durchzog er mit unsinnigen Festaufzügen die Provinzen, ließ sich von den entarteten und schmeichlerischen Griechen mit Siegeskränzen beschenken und nöthigte die Söhne

der ersten Familien Roms, sich durch niedrige Gaukelspiele der öffentlichen Verachtung preiszugeben. Bei einem Brande, der ganze Quartiere in Schutt und Asche legte, entstand das Gerücht, der Despot habe in frevelhaftem Uebermuth Rom an-
64. zünden lassen, um von den Zinnen seines Palastes herab den Brand von Troja zu besingen, und habe dann, um den Volkshaß von sich abzulenken, die Schuld auf die Christen geschoben, die, für eine jüdische Secte gehalten, wegen ihres abgeschlossenen Lebens bei dem römischen Volke verhaßt und verachtet waren. Viele derselben wurden zum Tode verurtheilt und mußten für ihren „Menschenhaß" durch Schwert, Scheiterhaufen und Kreuz büßen. Der verschönerte Aufbau der Stadt und „Nero's goldenes Haus" auf dem Palatin vermehrten den Druck, bis endlich die gehäuften Missethaten die gallischen und spanischen Legionen unter Julius Vindex und Serv. Sulpicius Galba zum Aufruhr führten. Als sich diese unter Galba der Hauptstadt näherten, floh Nero auf ein Landhaus und ließ sich (unter dem Ruf der Selbstbewunderung, welch' großer Künstler
68. der Welt in ihm verloren gehe!) zitternd von einem Freigelassenen durchbohren. Julius Vindex, der zuerst in Gallien die Fahne der Empörung aufgepflanzt hatte, erlebte den Untergang seines Todfeindes nicht mehr. Die Niederlage seines Heeres in einem unglücklichen, aus Mißverständniß herbeigeführten Treffen mit den Legionen des Oberrheins hatte ihn zum Selbstmord getrieben.

Nero im Volksglauben. Nero war der letzte Sprosse des Julischen Hauses, das seinen Ursprung auf Aeneas und die göttliche Mutter Venus zurückführte, das mit den wichtigsten Lebensgeschicken des römischen Volks zwei Jahrhunderte hindurch aufs Innigste verflochten war. Es war daher natürlich, daß der tragische und geheimnißvolle Ausgang Nero's auf dem Landhause seines Freigelassenen einen mächtigen Eindruck in dem römischen Volke hinterlassen mußte, daß, wie bei allen absterbenden Dynastien, die Sage entstand, Nero, dessen scharf markirte Gestalt sich den Zeitgenossen so tief einprägte, sei nicht gestorben, sondern nach dem fernen Oriente gerettet worden, von woher er einst wiederkommen und das Reich von Neuem gewinnen werde. Es wird berichtet, daß noch lange in Rom sein Grab mit Blumen geschmückt worden, es finden sich Angaben und Andeutungen, daß hie und da ein „Pseudo-Nero" aufgetaucht sei und einzelne Anhänger gefunden habe; besonders bewahrte das griechische Volk eine große Zuneigung, eine gewisse Sehnsucht für den Kaiser, der vorzugsweise der begeisterte Verehrer hellenischer Kunst, hellenischer Lebenslust, ein tollgewordener Hellenist war, der als Citharöde und Schauspieler in ihr Land gekommen und auf alle Bewunderer und Verehrer mit vollen Händen Gold und Güter ausgestreut, von dem sie nur Vortheile und Freuden genossen, ohne unter den schrecklichen Wirkungen seiner Tyrannei zu leiden. Von dieser letzteren Seite dagegen blieb Nero's Name im Andenken der Christen. Die schreckliche Verfolgung, welche den größten Theil der ersten Christengeneration ins Grab gestürzt, ließ ihn als den „Antichrist" erscheinen, und der Glaube an seine Wiederkunft fand auch in diesen Kreisen Eingang, doch so, daß diese Wiederkunft unmittelbar der Rückkehr des wahren Christus auf Erden vorangehen würde, daß die Erscheinung des kaiserlichen „Antichrists" der Vorbote des Weltunterganges und des tausendjährigen Reiches der Märtyrer wäre, woran sich dann unmittelbar das himmlische Reich des neuen Jerusalem schließen würde. Dieser Glaube haftete tief in den Gemüthern der gläubigen Christen jener Tage, und der Scharfsinn deutscher Gelehrten hat bewiesen, daß der Kern und Hauptinhalt der „Apokalypse", die wohl ein Werk des Johannes, des Lieblingsjüngers Jesu, sein möchte, in dem Glauben an die bevorstehende Wiederkehr Nero's wurzele, daß die sieben Häupter die sieben Kaiser, die sieben Berge Rom seien und in der Zahl 666 der Name „Neron Kaisar" enthalten sei.

Galba. §. 249. Mit Nero erlosch das Augusteische Haus. Galba wurde sein Nachfolger und eröffnete die Reihe der durch Militärgewalt erhobenen Herrscher.
Otho. Vitellius. 68—69. Als aber der strenge, geizige Greis die Habsucht der Prätorianer nicht befriedigte, riefen diese Otho zum Imperator aus und ermordeten Galba und den von ihm

ernannten Nachfolger und Mitregenten **Piso**, einen jungen, unbescholtenen Mann von vornehmer Herkunft, auf dessen Stelle sich der tiefverschuldete Otho vergeblich Hoffnung gemacht hatte. Gleichzeitig erhob sich jedoch am Rhein Vitellius, zog mit seinen Legionen nach Italien und besiegte am Po (bei **Bedriacum**) die Heere seines Gegners. Otho, früher ein Lustgenosse Nero's, dessen Geliebte Poppäa Sabina seine Gattin gewesen, beurkundete nach seiner Erhebung eine edle Gesinnung und sühnte, um ferneres Blutvergießen zu verhüten, durch einen selbstgewählten Tod ein sündhaftes Leben. Viele seiner Getreuen ahmten sein 69.
Beispiel nach. Vitellius war ein roher Schlemmer von gemeiner Denkart, der die kurze Zeit seiner Regierung zu den schwelgerischsten Mahlzeiten und gewaltsamsten Gelderpressungen benutzte. Ergrimmt über den unwürdigen Herrscher, riefen die **syrischen** und **ägyptischen** Legionen ihren tapferen Feldherrn **Flavius Vespasianus** zum Kaiser aus. Bald traten auch die Truppen in **Mösien**, **Dalmatien** und **Pannonien** bei und schlugen, in Oberitalien einrückend, die feindlichen Heere unweit **Cremona** in einer nächtlichen Schlacht, wobei diese schöne Stadt ihre Anhänglichkeit an Vitellius durch gänzliche Verwüstung büßte. Als Vespasians Feldherr Antonius gegen die Hauptstadt zog, entsagte Vitellius, in Trauerkleider gehüllt, unter Thränen dem Thron und erklärte sich bereit, in das Privatleben zurückzutreten. Aber seine Anhänger und die in Rom anwesenden Truppen widersetzten sich der Abdankung und bekriegten den Bruder des neuerwählten Kaisers, den Stadtpräfecten **Flavius Sabinus**, der sich mit Vespasians jungem Sohne Domitian in das Capitolium geworfen hatte, mit solchem Ungestüm, daß der herrliche **Tempel des capitolinischen Jupiter in Flammen aufging** und Sabinus, trotz der Fürbitte des Vitellius, ermordet ward. Domitian rettete sich im Gewande eines Isispriesters in das Haus eines treuen Clienten seines Vaters. — Bald änderte sich jedoch die Stimmung. Sobald sich die Flavianer den Thoren Roms näherten, wurde der träge Wüstling aus einem Winkel der Herrscherburg hervorgezogen und von einer Schaar roher Soldaten unter Qualen und Mißhandlungen getödtet; sein Haupt ward abgeschlagen und der Leib mit Haken in den Tiber geschleift. Gefühllos jagte während dieser Kriegsgräuel das verweichlichte und abgestumpfte Volk in Rom seinen gewohnten Lüsten und Sinnengenüssen nach und ergab sich dem albernsten Aberglauben. Die altrömischen Adelsgeschlechter schwanden mehr und mehr dahin; was noch Gefühl hatte für Sittlichkeit und Tugend, flüchtete sich aus der Stadt in die Landhäuser Campaniens oder wählte den Tod durch Selbstmord. Mancher suchte und fand Trost und Beruhigung in der Philosophenschule der **Stoiker** (§§. 152. 258).

3. Die Flavier und Antoninen.

§. 250. **Vespasian**, der erste in der Reihe der guten Kaiser, stellte durch Strenge die Kriegszucht in dem verwilderten Heere und bei den **Prätorianern** her, reinigte den Senat durch Entfernung unwürdiger Mitglieder, besserte die Rechtspflege nach Aufhebung der **Majestätsgerichte**, füllte die Staatskasse durch Sparsamkeit und gute Ordnung im Steuer- und Zollwesen und schmückte das wiederhergestellte Rom durch Anlegung des Friedenstempels und des großen **Amphitheaters**, dessen colossale Ruinen (Coliseo) noch jetzt die (Tit. Flav.) Vespasianus 69—79.

Bewunderung der Welt erregen. Dabei gab er dem Reiche größere Einheit, indem er auch den Provinzen die Erwerbung des Senatoren- und Ritterrechts zutheilte, und mehrere asiatische Bundesstaaten in den unmittelbaren Reichsverband zog; er brachte durch seinen Feldherrn Cerealis die unter dem tapfern Claudius Civilis aufgestandenen, von der Seherin Veleda begeisterten Bataver, Friesen und andere germanische Völker zum Gehorsam zurück und erweiterte die Grenzen des Reichs durch Unterwerfung Judäa's und Britanniens. Ein einfacher, praktischer Mann, entfernte Vespasian vom Hof allen Luxus, verbannte die zahllosen Philosophen, Astrologen und Wahrsager („Chaldäer") aus der Stadt und begünstigte nur solche Künste und Wissenschaften, die dem Staate Nutzen brachten. Trotz seiner an Geiz grenzenden Sparsamkeit rief er viele großartige Werke und Anstalten ins Leben. — Den Christen und Republikanern war Vespasianus gram, er ließ die erstern verfolgen und den wackern Helvidius Priscus, den Vorkämpfer der letztern, zuerst verbannen, dann hinrichten. Helvidius Priscus, gleich seinem Schwiegervater Thrasea Pätus (§. 247), ein charakterfester Mann von stoischen und republikanischen Grundsätzen, war dem Kaiser häufig durch scharfe Opposition im Senat lästig geworden. — Die Vereinigung etlicher Bundesstaaten mit dem römischen Reich führte viele feindliche Berührungen mit den angrenzenden Völkern (Parthern, Kaukasusvölkern u. a.) herbei.

a. Der jüdische Krieg. Judäa wurde seit dem Tode von Herodes' Enkel durch römische Landpfleger (Procuratoren) verwaltet, die das Land schwer bedrückten und durch Hohn und Uebermuth das Volk in seinen innersten Gefühlen verletzten. Am härtesten war der Druck unter dem von Nero eingesetzten Landpfleger Gessius Florus, der Habgier mit Grausamkeit verband und die Juden so lange reizte, bis sie, geleitet von der nationalen Freiheitspartei der Eiferer („Zeloten"), wider ihre Dränger aufstanden und die Römer zum Abzug aus Jerusalem zwangen. Aber die Strafe folgte bald. Während die Sieger in der Hauptstadt eine Herrschaft des Schreckens errichteten, die Gegenpartei der Gemäßigten blutig verfolgten und die römischen Gefangenen treulos mordeten, überzog Flav. Vespasianus von Ptolemais aus mit einem großen Kriegsheer das jüdische Land. Mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfte das irregeleitete, durch innere Zwietracht zerrissene und von den Heiden tödtlich gehaßte Volk gegen die unter Vespasian anrückenden Legionen, mußte sich aber nach Erstürmung der von Josephus tapfer vertheidigten Bergfeste Jotapata und nach einer furchtbaren Niederlage, wobei 40,000 Juden erschlagen wurden, auf die Vertheidigung der Hauptstadt beschränken, die nunmehr nach Vespasians Erhebung auf den Kaiserthron von dessen Sohn Titus belagert wurde. In der von Menschen überfüllten Stadt entstand bald die gräßlichste Hungersnoth, die in Verbindung mit Seuchen und selbstzerfleischender Parteiraserei Tausende ins Grab stürzte. Umsonst bot der menschenfreundliche Feldherr Gnade; Wuth und blindes Vertrauen auf Jehovah trieb die Juden zum Vernichtungskrieg. Vom Tempel aus vertheidigten sie sich mit Todesverachtung, bis nach Eroberung der Stadt das Prachtgebäude in Flammen aufging, und der Tod in jeglicher
10 August 70. Gestalt unter den Besiegten wüthete. Dann folgte die gänzliche Zerstörung Jerusalems und der Untergang des jüdischen Reichs. 11,000 Juden starben freiwillig oder gezwungen den Hungertod; die Ueberlebenden wurden theils gefesselt in die ägyptischen Steingruben geschickt, theils zum schmachvollen Fechterdienst ausersehen und die ganze Jugend unter siebzehn Jahren zu dem schrecklichsten Loose der Sklaverei verdammt. Ueber eine Million Einwohner soll der fünfjährige Vertilgungskrieg verschlungen haben. Unter den Gefangenen, die dem Triumphwagen der Sieger folgten, befand sich der jüdische Geschichtschreiber dieses Kriegs, Josephus, der, in einer Höhle vor dem Zorn der Römer und der selbstmörderischen Wuth seiner Landsleute wunderbar gerettet, seine schriftstellerischen Gaben und seine Kenntniß der griechisch-römischen Bildung zur Beschreibung der Thaten und Geschicke seines

Volks benutzte. Noch jetzt zeigt der Triumphbogen des Titus in Rom die Abbildungen jüdischer Heiligthümer, die damals in die Weltstadt wandern mußten, und die Scheu der in Rom wohnenden Juden, unter diesem Bogen durchzugehen, gibt Zeugniß von dem tiefen Groll, der sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hat. — Groß war der Druck, den von nun an die Zurückbleibenden unter der römischen Herrschaft zu leiden hatten; als aber 60 Jahre nach der Zerstörung von Hadrian eine heidnische Colonie auf dem geweihten Boden Jerusalems, das fortan Aelia Capitolina heißen sollte, angelegt, und auf der Höhe, wo einst Salomo's Jehovahtempel gestanden, ein Tempel des capitolinischen Jupiter errichtet wurde, da griffen die Juden, verführt von einem Fanatiker, Simon, der sich den Namen „Sohn des Sterns" (Bar Kokheba) beilegte und den messianischen Glauben des Volks zu neuer kriegerischer Begeisterung belebte, nochmals zu den Waffen, um diesen Hohn abzuwenden. In einem dreijährigen mörderischen Krieg, wobei 132-135.
über eine halbe Million Einwohner erschlagen und fast alle Städte und Ortschaften von Grund aus zerstört wurden, erlagen sie der römischen Kriegskunst. Die Ueberlebenden wanderten massenhaft aus; das Land glich einer trauernden Wüste und der jüdische Staat nahm hiermit sein Ende. Seitdem leben die Juden über den ganzen Erdboden zerstreut, unvermischt mit andern Völkern und treu ihren Sitten, ihrer Religion und ihrem Aberglauben. In der Folge erlaubte man den Verbannten, jährlich einmal (am 10. August, dem Tage der Zerstörung des Tempels) gegen eine Geldabgabe auf den Ruinen ihrer heiligen Stadt zu weinen und in zerrissenen Trauerkleidern der vergangenen Herrlichkeit und ihrer Hoffnungen zu gedenken.

b) Britannien. Auf dem seit Cäsars Landung (§. 223) bekannten Insellande waren zuerst unter Claudius einige Eroberungen gemacht worden; da aber die auf der 43.
Insel angesiedelten Römer die Einwohner mit Härte und Uebermuth behandelten, so erhoben sich die Briten unter der heldenmüthigen Königin Boadicea, drängten, von den Priestern angefeuert, die Römer unter blutigen Gefechten an die Meeresküste zurück, erlagen jedoch zuletzt in einer großen Schlacht der römischen Kriegskunst und dem Feldherrn- 61.
talent des Suetonius Paullinus. Verzweiflungsvoll gab sich Boadicea selbst den Tod; die Priester wurden erschlagen, die Altäre gestürzt, die heiligen Haine umgehauen. Unter Vespasian gelang es sodann dem hochherzigen Agricŏla, dessen Leben uns sein Schwiegersohn, der Historiker Tacitus (§. 242), beschrieben hat, Britannien bis zu den Hochlanden Caledoniens (Hochschottland) zu unterwerfen, die Insel Mona (Anglesea), 78—84
den Hauptsitz der keltischen Druidenreligion (§. 223), wo sich ihr heiligster, mit Schätzen gefüllter Tempel befand, zu erobern und durch seine Klugheit, Gerechtigkeit und gute Verwaltung allmählich der Cultur und Sprache, den Sitten und Einrichtungen der Römer Eingang zu verschaffen. Beinahe vierhundert Jahre blieb nunmehr Britannien den Römern unterthan. Durch die Civilisation, für deren Güter und Genüsse die Eingebornen sich bald empfänglich zeigten, erlahmte die kriegerische Kraft des Volks, daher in der Folge ihre der Waffen entwöhnten Arme den Angriffen der rauhen Caledonier (Picten und Scoten) eben so wenig zu widerstehen vermochten, als der von Hadrian angelegte und von Sept. Severus mit neuen Festungswerken verstärkte „Pictenwall" deren Einfälle abhielt.

c) Aufstand der Batăver. Die heutigen Niederlande waren mit den benachbarten gallischen und germanischen Territorien in den römischen Provinzverband aufgenommen worden, und die Heerführer und Statthalter waren bemüht, durch Damm- und Wasserwerke das Land wohnlich und fruchtbar zu machen, und durch Heerlager und Burgen (Nymwegen, Utrecht, Alfen, Flevo) die Einwohner im Gehorsam zu halten. Aber der Steuerdruck und die Aushebung der batavischen Jugend zum römischen Kriegsdienst erzeugte Unzufriedenheit, die endlich zur offenen Empörung überging. Dieser Aufstand der Bataver, unter dem waffenkundigen, im römischen Heerwesen geübten Civīlis, war höchst gefährlich, einmal, weil ein eben so kluger als tapferer Feldherr an der Spitze stand, der von dem zwischen Vespasian und Vitellius wüthenden Bürgerkrieg Vortheil zu ziehen wußte, dann weil die Germanen am Niederrhein und die Gallier unter Julius Sabinus u. A. zur Theilnahme bewogen wurden, und eine mächtige Gährung sich über den ganzen Nordwesten verbreitete. Köln, „das alte Lager" (Castra vetera, j. Xanten) und die andern

Burgen am Rhein fielen in die Gewalt der Aufständischen. Aber nachdem die Trevirer bei Bingen besiegt und die zwieträchtigen Gallier wieder zur Unterwerfung und Zinspflicht gebracht worden, führte die große Niederlage der Bataver bei Trier durch Ce-
70. realis die Beendigung des Kriegs und die Rückkehr zum alten Zustande herbei. Die Seherin Veleda starb in römischer Gefangenschaft.

Julius Sabinus, der Anführer des gallischen Aufstandes, der seine Herkunft von Julius Cäsar herleitete und den Kaisertitel angenommen hatte, floh nach seiner Niederlage auf sein Landgut, und als dieses bald darauf in Brand gerieth, glaubte man allgemein, er sei in den Flammen umgekommen. Allein er hatte den Brand selbst herbeigeführt und die Nachricht von seinem Tode absichtlich verbreiten lassen, um die Nachforschung von sich abzulenken. Aus Liebe zu seiner schönen Gemahlin Epponina blieb er jedoch in Gallien, trotz der bei einer Entdeckung drohenden Gefahr, und suchte Zuflucht in einer unterirdischen Höhle, wo er neun Jahre lang in Gemeinschaft mit seiner treuen Gattin lebte, bis er zuletzt entdeckt und nach Rom gebracht wurde. Umsonst suchte Epponina durch rührende Fürbitten die Gnade des Kaisers zu erwirken; Vespasian blieb unversöhnlich und ließ endlich nicht nur den Sabinus, sondern auch die Gattin, die durch Vorwürfe seinen Zorn gereizt, mit dem Tode bestrafen, ungerührt von solchen Beweisen ehelicher Liebe und Treue.

§. 251. Auf den einfachen, von altrömischer Gesinnung beseelten Vespasian folgte sein Sohn **Titus**, der nach seiner Thronbesteigung die Fehler und Sünden seiner Jugend ablegte und ein so edler Fürst wurde, daß man ihn die „Liebe und Wonne des Menschengeschlechts“ nennen konnte. Er widmete sein ganzes Leben dem Wohle des Staats und ordnete alle Neigungen und Leidenschaften seinen Regentenpflichten unter. Die schöne Berenice, eine jüdische Fürstin aus dem Herodeischen Herrscherhause, die aus Liebe zu Titus ihren Gemahl und ihr Volk verlassen hatte und dem römischen Feldherrn nach der Weltstadt gefolgt war, in der Hoffnung, seine Gattin zu werden und einst den Thron mit ihm zu theilen, mußte Rom verlassen, als das Volk seinen Unwillen über die fremde Herrscherin kund gab, so schwer es dem Kaiser auch fiel, sich von der reizenden Frau, mit der er zwölf Jahre verbunden gewesen, zu trennen. Er ließ Angeber und Spione mit Ruthenstreichen aus Rom treiben, gestattete in den herrlichen Bädern (Thermen), die er in der Nähe des Flavianischen Amphitheaters erbaute, dem geringen Volke freien Zutritt und erleichterte durch Mild-
24. Aug. 79. thätigkeit die harten Geschicke, die ein furchtbarer Ausbruch des Vesuvius über die Städte Herculanum, Pompeji und Stabiä, und Brand und Pest über Rom brachten.

Titus (Flav. Vespasianus) 79–81.

Herculanum und Pompeji. Dieser erste Ausbruch des Vesuvius, bei dem der wißbegierige Naturforscher Plinius der Aeltere durch den Qualm seinen Tod fand, ist von dessen Neffen Plinius dem Jüngern, dem Freunde und Lobredner Trajans, in zwei Briefen an den Geschichtschreiber Tacitus beschrieben worden. Fast siebzehn Jahrhunderte lagen die Städte unter der Lava verschüttet, bis sie, durch Zufall entdeckt, theilweise wieder ausgegraben wurden, ein Ereigniß, das für die Kunde des Alterthums wie für den Kunstgeschmack unserer Tage von der höchsten Wichtigkeit war. Von der zunächst an der Meeresküste gelegenen Stadt Stabiä haben sich nur geringe Spuren entdecken lassen; ergiebiger waren die Nachforschungen in Herculanum, aber vor Allem ist Pompeji der Ort, welcher am vollkommensten und klarsten ein Stück der antiken Welt mitten in unsere moderne stellt. „Pompeji liegt wieder offen unter dem freundlichen Lichte des campanischen Himmels, der ihm einst gelächelt hat,“ sagt J. Overbeck, „wir können, die leichte Luft des Lebens athmend, durch seine Straßen wandern, in seine Häuser eintreten und seine Monumente im Strahle der glänzenden Sonne betrachten, die, Leben und Freude weckend, die Gedanken an Tod und Zerstörung aus unserer Seele verscheucht. Herculanum ist eine dunkele Gruft, in der ein ganzes Geschlecht begraben liegt. Pompeji ist wie eine Stadt, die

nach einem Brande von den Einwohnern verlassen ist, welche sich die Phantasie als wiederkehrend denken mag. Ein wunderbares Walten des Schicksals hat uns diese beiden Stätten des Alterthums in ihrer Ganzheit bewahrt. Hier pulsirte das Leben in frischer Fülle und Kraft; hier schuf und wirkte dasselbe nach allen Richtungen mit ganzer reger Geschäftigkeit; hier trieb sich der lebhafte Verkehr eines sorglosen Völkchens durch die Straßen und Gassen; ja hier lag der Gedanke an Untergang und Zerstörung so fern, daß am Tage des Verhängnisses das Amphitheater von Pompeji von einer schaulustigen Menge erfüllt war; da plötzlich schnitt die Parze den Faden ab, da ließ ein ungeahntes furchtbares Ereigniß das glühende Leben erstarren, oder versenkte es in einen Schlaf gleich dem, welchen Dornröschen schlief, bis der warme Kuß des Lebens sie aus ihm erweckte; da warf der flammende Berg Massen von Asche und Sand und glühenden Steinen aus, die mit einer gleichmäßigen Decke die ganze Stätte dieses Lebens einhüllten, sie beschützend vor den langsam, aber sicher wirkenden Zerstörungen kommender Zeiten, und Alles, was sie trug, geheimnißvoll bewahrend bis auf späte Jahrhunderte." — Sind auch während des Jahrhunderts, das seit der Entdeckung verstrichen ist, die Ausgrabungen oft sehr saumselig und mit häufigen Unterbrechungen betrieben worden, so ist doch ein Drittheil der verschütteten Stadt wieder an den Tag gebracht, und zwar dasjenige Drittheil, welches außer dem Forum und noch ein paar Märkten die Hauptstraßen, die bedeutendsten öffentlichen Gebäude, Tempel, Basilica, Bäder, Theater und Amphitheater umfaßt und daneben eine Fülle von Wohnhäusern, Läden, industriellen Anlagen, so daß kaum eine Seite des alten Lebens in seinen monumentalen Resten nicht vor unsern Blicken offen läge.

§. 252. Leider folgte nach einer kurzen Regierung dem edeln Fürsten sein (Tit. Flav.) grausamer Bruder **Domitianus**, ein finsterer, menschenfeindlicher Tyrann und Domitian 81–96. ein feiger Wüstling, der Roms kriegerischen Ruhm so schändete, daß er nach einem schimpflichen Feldzug an der Donau den Frieden von den **Markomannen** und Daciern durch Jahrgelder erkaufte und sich dann doch durch einen prunkvollen Siegeseinzug, durch Festspiele und Triumphbogen verherrlichen ließ. Nur auf Thierkämpfe, Fechterspiele und rohe Genüsse bedacht, erstickte er alle edlern Regungen in seiner stolzen, despotischen Natur, lieh sein Ohr boshaften Angebern, Schmeichlern und Spionen und ergötzte sich an Foltern und Hinrichtungen. Das Meer war mit Verbannten angefüllt, sagt Tacitus, die Klippen vom Blute der Ermordeten gefärbt und in Rom herrschte Schrecken und Entsetzen. Von Menschenfurcht und finsterm Mißtrauen rastlos umhergejagt, wurde er endlich auf Anstiften seiner schönen und geistreichen, aber sittenlosen Gemahlin Domitia von den Dienern und Genossen seiner Gräuel und Lüste im eigenen Palaste ermordet und ein alter Senator von mildem, würdigem Charakter, Coccejus **Nerva**, auf Nerva 96–98. den Thron erhoben. Dieser war nach Kräften bemüht, die von Domitian geschlagenen Wunden zu heilen. Die Kerkerthüren öffneten sich den Gefangenen und die Verbannten kehrten in die Heimath zurück. Um die zunehmende Verwilderung der Prätorianer zu zügeln, welche die Milde des Kaisers zu tumultuarischen Auftritten, zu Mord und Gewaltthaten mißbrauchten, adoptirte er den thatkräftigen, durch königliche Gestalt und heroisches Wesen zum Herrschen geschaffenen römischen Heerführer Ulpius **Trajanus** aus Spanien, der sich durch Trajan 98–117. seine innere Regierung den Beinamen des **Besten**, durch seine Kriegsthaten den Ruhm des größten Imperators verdiente. Trajan achtete die altrömischen Gesetze und Staatsordnungen; er sorgte für unparteiische **Rechtspflege**, verlieh dem Senat wieder einige Macht, gründete Erziehungs- und Versorgungsanstalten (Waisenhaus), erleichterte Handel und Verkehr durch Anlegung neuer Heerstraßen, Kanäle, Brücken und Häfen (Civita vecchia) und durch Einrichtung von Posten, und schmückte Rom mit Tempeln, Triumphbogen, Säulengängen,

einer öffentlichen Bibliothek und einem großartigen, von Hallen umgebenen Forum (Marktplatz), wo ihm zu Ehren Senat und Volk die noch vorhandene Trajanssäule errichten ließ mit bildlichen Darstellungen aus seinen Kriegszügen. Er ehrte Bildung und liebte den Umgang geistreicher Männer wie des Geschichtschreibers Tacitus. Dem Redner und Staatsmann Plinius Secundus dem Jüngern verlieh er das Consulat und setzte ihn zum Statthalter von Bithynien ein, wofür dieser in einer feierlichen Prunk- und Dankrede (Panegyricus) die Vorzüge und Wirksamkeit seines kaiserlichen Freundes geschildert hat (§. 257). Die noch erhaltene Correspondenz zwischen Plinius und Trajan geben werthvolle Aufschlüsse über die Umsicht und Sorgfalt, welche der Kaiser der Verwaltung der Provinzen zuwandte. Trajans Lebensweise war einfach, seine Umgebung frei von Luxus und Hofzwang, sein Benehmen voll Leutseligkeit und Freundlichkeit; das Heer zeigte ihm Anhänglichkeit und Ehrfurcht; doch huldigte er auch den rohen Genüssen des römischen Volks durch Anordnung glänzender Fechterspiele und Thierkämpfe. Er wußte, welch großen Werth die Einwohner der Hauptstadt auf solche Vergnügungen legten und wollte Popularität gewinnen. Dem Präfecten der Prätorianer übergab er das Schwert mit den Worten: „Gebrauche es für mich, wenn ich das Gute will und gegen mich, wenn ich Unrecht thue". Seine Gemahlin Pompeia Plotina war ein Muster weiblicher Tugend.

Die Trajanssäule aus Erz mit den kaiserlichen Feldzügen in halberhabener Arbeit (Basreliefs) auf der Außenseite und mit dem colossalen Standbilde des Kaisers auf der Spitze nahm Marc. Aurelius bei der Antoninssäule zu Ehren des Markomannenkriegs, und Napoleon bei der Pariser Vendômesäule zum Vorbild. In der christlichen Zeit wurde die Bildsäule des Kaisers, die einst mit mildem Ernst auf Stadt und Volk herabschaute, durch die Statue des Apostels Petrus verdrängt.

100—103. u. 104—106. Seine Eroberungszüge richtete Trajan zuerst gegen die Donauländer, wo er die streitbaren thrakischen Völkerschaften der Dacier und Geten in einer Reihe blutiger Kämpfe besiegte und, durch den Eisernen Thorpaß vordringend, den König „Decebalus" zur Unterwerfung unter Roms Oberhoheit zwang. Ein zweiter Feldzug, herbeigeführt durch den Abfall des kriegerischen Volkes, endigte mit einer vollständigen Niederlage der Dacier. Viele Edle gaben sich den Tod durch Gift; Decebalus selbst, von römischen Reitern umringt, durchbohrte sich mit seinem Schwerte, um nicht in Gefangenschaft zu fallen. Sein Kopf wurde nach Rom gebracht und als blutiges Siegeszeichen aufgeführt, als der Kaiser mit kostbarer Beute beladen seinen Triumph feierte. Darauf gründete Trajan in dem zwischen Theiß, Karpathen und Donau gelegenen Lande, welches, einige morastige Gegenden abgerechnet, aus fruchtbaren Kornfluren und holz- und metallreichen Gebirgslandschaften bestand (Wallachei, Siebenbürgen und Niederungarn), die Provinz Dacien, die, von zahlreichen Colonisten bevölkert und durch eine steinerne Donaubrücke zugänglich gemacht, bald römische
114—117. Sprache, Cultur und Einrichtungen annahm. Im Orient bekriegte er die Parther, eroberte nach heftigen wechselvollen Kämpfen ihre Städte Babylon, Seleukīa und Ktesiphon und dehnte die Reichsgrenzen durch Umwandlung von Armenien, Assyrien und Mesopotamien in römische Provinzen über den Euphrat aus. Ein großes Erdbeben in Antiochien, wobei er selbst

in Lebensgefahr kam, gab ihm Gelegenheit, seine Baulust auch im Morgenlande zu entfalten. Selbst das nördliche Arabien mit den Städten Bostra und Petra mußte die Schärfe seines Schwertes empfinden; und im Fluge der Eroberungen dachte er schon Alexanders Indierzug nachzuahmen, als ihn auf einem beschwerlichen, von blutigen Aufständen und grausamen Verfolgungen begleiteten Rückzug der Tod in Kilikien dahinraffte, und seinen Verwandten und Landsmann Aelius **Hadrianus** auf den Thron führte. Die Asche des 7. od. 8. Aug. 117.
Kaisers wurde nach Rom gebracht und unter der Trajanssäule beigesetzt.

Das Decumatland. Die Gegend von den Donauquellen bis zum Oberrhein (Schwarzwald) wurde gegen Entrichtung des Zehnten von Getreide, Baumfrüchten und Vieh (daher Decumat-Land) an gallische und germanische Ansiedler abgetreten und später durch einen Pfahlgraben oder Grenzwall (vom Main über Jaxt und Kocher an die Donau bei Sigmaringen) gegen die Einfälle der andern Germanen geschützt. Bald zog mit der römischen Cultur auch Sittenverderbniß in das Decumatland ein und raubte den Bewohnern die kriegerischen Tugenden der Ahnen. Die Stärke ihres Armes erlahmte, da römische Legionen zwei Jahrhunderte lang die Angriffe der Feinde abwehrten und die Eingebornen sich des Gebrauches der Waffen entwöhnten. Als daher in der Völkerwanderung die römische Kriegskunst der germanischen Kraft erlag, fiel das Zehntland nebst den benachbarten Gegenden in Helvetien und Gallien den streitbaren Allemannen zu, deren ungestümen Kriegsmuth weder der kräftige Julian, noch der rauhe Valentinian (der zwischen Rhein und Neckar eine feste Schanze anlegte und einen Neckararm abgraben ließ) auf die Dauer zu brechen vermochten. Das jetzige Großherzogthum Baden und ein großer Theil des Königreichs Würtemberg gehörten dem Decumatland an und besaßen römische Cultur und Einrichtungen. Dies erkennt man theils aus Denkmälern und Alterthümern, die aus der Erde gegraben werden (als Altäre, Inschriften, Gefäße, Säulen, Waffen, Geräthschaften, Münzen u. dgl.), theils aus Trümmern alter Bau- und Mauerwerke in Städten, deren Ursprung in jene Zeit hinaufreicht. Zu diesen Städten gehörten, außer den Hauptorten am Rhein, Augst (Basel), Straßburg, Speier, Mainz u. a., vor allen Constanz und Bregenz am Bodensee, Badenweiler und Baden-Baden (Aquae Aureliae) an den Vorhügeln des Schwarzwaldes, Ladenburg am Neckar u. a. O. — „Die so eingehegten Gebiete wurden als römisches Zehntland auf fast drei Jahrhunderte der germanischen Freiheit entzogen, gewannen aber zeitweise unter römischem Schutze und römischer Pflege eine Bodencultur und verfeinerte Lebensweise, welche den jenseitigen Stammländern ein Jahrtausend fremd blieben. Denn nicht allein, daß die Römer die von Barbaren spärlich bewohnte Wüste, der wiederholten Einfälle ungeachtet, schnell in blühende Provinzen umschufen, indem sie überall erst feste Kriegsplätze anlegten, und in deren Bereich Municipalstädte mit Märkten, Tempeln, Theatern, Gerichtshäusern, Wasserleitungen, Bädern, mit dem gesammten städtischen Luxus der überalpischen Heimath gründeten, die neuen Pflanzungen mit trefflichen Straßen und Brücken verbanden und in kurzer Frist die etwa noch seßhaften Barbaren an Sitte, Sprache und Denkart in Römer umwandelten: sie waren auch befähigt, untrüglichen Blickes die Naturgaben der neuen Provinz zu erspähen, und alles Vorhandene zur sinnreichsten Benutzung auszubeuten. Sie verpflanzten gedeihlich ihre edeln Obstbäume, Getreidearten und Gemüse unter den fremden Himmelsstreich und schickten eigenthümliche Feld- und Walderzeugnisse, ja selbst Spargel und Rüben zum Genuß in ihre Hauptstadt; sie bewässerten künstlich Wiesen und Ackerland und zwangen die Oede, bisher unbekannte Frucht zu tragen; sie durchforschten Ströme und Bäche nach neuen, leckeren Fischgattungen und veredelten die Hausthiere; sie schürften nach Metallen, gruben nach Salzquellen, fanden überall den dauerbarsten Stein zu Staats- und häuslichen Bauten, wandten bereits die noch jetzt gesuchten härtesten Steinarten (Lava) zu ihren Mühlwerken, den zähesten Thon zu ihren Ziegelöfen an; sie leiteten Kanäle, regelten den Lauf der Wässer, bauten in Gegenden, die wie das Mosellande reich an Marmor, Sägemühlen zum Schneiden des Gesteins; kein heilkräftiges Wasser, kein warmer Quell, so erwünscht dem verwöhnten Südländer, verbarg sich ihnen; von Aachen bis Wiesbaden, von Baden-Baden bis nach Baden in der Schweiz, von Partenkirch (Parthanum) in den rhätischen Alpen bis Baden bei Wien hinab benutzten sie nicht allein diese Gaben einer reichen Natur; sie sammelten die Wässer in künstlichen Becken, überbau-

ten die Brunnen mit zierlichen Hallen und Säulen, schmückten sie mit Bildwerken und Inschriften, dergleichen die Nachwelt noch jetzt staunend aufgräbt, ja sie würdigten den ärmlichen Kunstfleiß der Eingebornen ihrer Aufmerksamkeit, machten ihn ihrem Bedürfniß dienstbar." Am Niederrhein und der Waal erhob sich gleichfalls ein reges Industrieleben, und manche Städte, wie Nymwegen, Durstadt u. a. blühten durch Handel. Auch in den unteren Donauländern faßte römische Sprache und Cultur feste Wurzeln. Städte wie Vindobona (Wien), Carnuntum (St. Petronell), Mursa (Essek), Taurunum (Semlin) und vor allen Sirmium (westl. von Belgrad), dann weiter abwärts Naissus (Nissa), Sardica (Sophia), Nikopolis am Hämus und das ganze reiche Itinerarium der Donau lassen auf ein Dasein schließen, welches an Fülle und Wichtigkeit vielleicht die Rheingrenze überholte.

Ael. Hadrianus 117—138.

§. 253. **Hadrian**, ein friedliebender Fürst, war mehr auf Beschützung als Erweiterung der Reichsgrenzen bedacht, daher er seines Vorgängers Eroberungen im Osten wieder aufgab. Er war ein Mann von hoher Bildung und edler Regungen fähig, wenn schon Eitelkeit und Dünkel ihm das gefährliche Gift der Schmeichelei lieb machten und Neid, Mißtrauen und Lebensüberdruß ihn gegen das Ende seiner Regierung zu Härte und Grausamkeiten verleiteten. Wie Augustus, sein Vorbild, war auch Hadrian bedacht, die monarchische Gewalt zu befestigen und auszubilden. Zu dem Zweck traf er die Einrichtung, eine Anzahl Senatoren und Consularen aus dem großen Reichskörper auszuscheiden und als kaiserlichen Geheimrath oder Staatsrath (Consistorium) bei allen wichtigen Angelegenheiten der Verwaltung und Rechtspflege beizuziehen. Besonders widmete er dem Gerichtswesen große Sorgfalt. Nicht nur, daß er selbst häufig Gerichtssitzungen abhielt und den Rechtsgang verbesserte; er ließ auch aus den obrigkeitlichen Erlassen, die bisher die Hauptquelle des Rechts gebildet hatten, durch den großen Juristen Salvius Julianus ein vollständiges Rechtsbuch, Edictum perpetuum, anfertigen und legte den Grund zu den kaiserlichen Rechtsbestimmungen oder „Constitutionen". — Hadrians Wißbegierde und Kunstliebe schufen ferner eine neue Blüthezeit der Literatur und des Kunstsinns in Rom und führten ihn auf große mehrjährige Reisen nach Osten (Griechenland, Asien, Aegypten) und nach Westen (Gallien, Spanien, Britannien und in die Rheingegenden). Zu diesen mit geringem Gefolge und meistens zu Fuße unternommenen Reisen wurde er theils durch seine unruhige Natur und durch den Trieb nach Wissen geführt, theils durch den Wunsch, die Bedürfnisse der Provinzen zu erforschen und ihre Lage nach Kräften zu verbessern. Die Hadriansmauer in Britannien (§. 250, b), die Colonie Aelia Capitolina auf der Stätte des zerstörten Jerusalem (§. 250, a), die Stadt Antinoopolis in Aegypten, die von seinem im Nil ertrunkenen Liebling Antinŏus den Namen trug, die Wasserleitungen, Brücken, Tempel in Rom und andern Städten und so viele Kunstschöpfungen in Athen, wo er mit Vorliebe weilte, beweisen die umfassende Thätigkeit dieses Kaisers. Hadrian war eine reichbegabte, vielseitige, für alles Große und Herrliche empfängliche Natur, geistreich, redselig und witzig im Umgang, aber reizbar und von den Eindrücken des Augenblicks abhängig. Er gehörte zu den hohen Fürstengestalten, die viel Licht ausstrahlen, aber auch großen Schatten werfen.

Nirgends hat Hadrian seinen Kunstsinn und seinen Reichthum an Kenntnissen mehr an den Tag gelegt, als in dem berühmten Tiburtinum, in der kunstgeschmückten „Villa des Hadrian" bei der alten Aequerstadt Tibur (h. Tivoli) mit den reizenden Wasserfällen. Das prachtvolle Landhaus, das trotz der Plünderungen vieler Jahrhunderte noch jetzt den

Anblick eines „Feenirrgartens“ voll überraschender und kostbarer Ruinen darbietet, „welche die Natur durch eine üppig wuchernde Vegetation von Bäumen, Blumen und Rankengewinden zu ehren scheint“, enthielt die Nachbildungen alles Herrlichen, was das Alterthum geschaffen. Tempel, Theater, Bäder, Hallen, Prachtsäle mit herrlichen Mosaiken und Bildwerken waren hier nebst den gewölbten Kammern für seine Leibwache in einem Umfange von zehn römischen Meilen in kunstreicher Vollendung aufgeführt. Die Mosaikböden, die Arabeskenmalereien, die Decken aus Stuck, die Mosaiktische und die zahllosen Kostbarkeiten, welche man aus den Trümmern hervorgezogen, geben den Beweis, wie prächtig die Ausschmückung der Zimmer gewesen sein muß. Doch waren sowohl die Bauwerke, als die zahlreichen Arbeiten der Bildnerei, unter denen besonders die Antinousstatuen hervorragen, mehr ausgezeichnet durch technische Fertigkeit, als durch Genialität der Kunstschöpfung. — Und nicht blos in den bildenden Künsten schuf Hadrian eine neue Periode, die letzte Blüthezeit: auch die Dichtkunst, die Musik und die Gelehrsamkeit fanden in ihm einen freigebigen Pfleger und Förderer. Er selbst war Dichter und Schriftsteller, doch ist von seinen Producten fast Nichts auf die Nachwelt gekommen. Vorzüglich begünstigte er hellenische Literatur und Weltweisheit, daher sich auch besonders griechische Philosophen, Sophisten und Rhetoren seines Umgangs und seiner Gunst zu erfreuen, aber auch von seiner Eifersucht und Eitelkeit zu leiden hatten. Seine mit den Jahren mehr hervortretende Neigung für orientalische Mystik und Geheimlehren, worin er den Schlüssel verborgener Weisheit suchte, für astrologische Träumerei und prunkende Vielwisserei brachte eine Menge Sophisten, Schwärmer und Mystiker zu Ehren und Ansehen. Unter den Männern, die zu dem Kaiser in näherer Beziehung standen, werden neben Arrian und Plutarch namentlich die Philosophen und Sophisten Heliodorus, Epiktet, Favorinus und Dionysius von Milet und die Rhetoren Corn. Fronto aus Cirta in Afrika und Herodes Atticus erwähnt. Der Letzte, im Besitze eines unermeßlichen Vermögens, das sein Vater durch die Entdeckung eines großen Schatzes auf seinem marathonischen Gute gewonnen, machte einen fürstlichen Aufwand, so daß er in Athen und Delphi in Bauwerken mit seinem kaiserlichen Gönner zu wetteifern wagte. Aber für die Literatur war Hadrians Einfluß weniger heilsam als für die bildende Kunst. Er drückte den geistigen Erzeugnissen seinen verdorbenen Geschmack auf und knüpfte die Zeitbildung an das Schicksal des sinkenden Reiches.

§. 254. Hadrians Adoptivsohn, der schlichte, wohlwollende und humane **Antoninus der Fromme (Pius)** war eine Zierde des Thrones. Von dem Grundsatz ausgehend, „daß er lieber Einen Bürger erhalten als tausend Feinde tödten wolle“, mied er den Krieg, um seine ganze Sorge den Künsten des Friedens zuzuwenden. Rechtspflege, Bildungsanstalten und Armenwesen erfreuten sich seines besondern Schutzes, so daß seine Regierung als das goldene Zeitalter der römischen Kaiserzeit gelten kann. Antonin war fast der einzige unter den Imperatoren (so schließt Capitolinus dessen Lebensbeschreibung), der, so viel an ihm lag, weder Bürger- noch Feindesblut vergoß und der mit Recht wegen seines Glücks, seiner Menschenliebe, seiner ruhigen Regierung und seiner Ehrfurcht für die Religion und die altrömischen Heiligthümer mit Numa verglichen zu werden verdient. — Sein Nachfolger **Marcus Aurelius** Antoninus der Philosoph war gleich ausgezeichnet in den Künsten des Kriegs wie des Friedens. „Ein Weiser auf dem Thron“, vereinigte er Liebe und Sinn für Bildung und Wissenschaft mit stoischer Tugend und Sittenstrenge und mit altrömischer Einfachheit und Abhärtung. Wie sein Vorgänger widmete er der Rechtspflege und Cultur große Sorgfalt und fand selbst noch unter den Waffen und unter der praktischen Vielgeschäftigkeit seines tiefbewegten Staats- und Kriegslebens Muße und Sammlung zur Abfassung eines Buches voll philosophischer Selbstbetrachtungen. Athen blühte unter seinem Schutze als Bildungsanstalt von Neuem empor. Ein Mann von moralischen Grundsätzen, führte Marc Aurel

Antoninus Pius 138—161.

Marcus Aurelius 161—180.

einen rechtschaffenen Lebenswandel, ganz ungleich seinem von ihm zum Mitregenten angenommenen Adoptivbruder Lucius Verus und seiner kaiserlichen Gemahlin Faustina, des frommen Antoninus unwürdiger Tochter, die beide der Wollust, Schwelgerei und niedrigen Sinnenlust ergeben waren. Als der Kaiser seinen Reichsgehülfen nöthigte, das Freudenleben der Hauptstadt mit einem
169. Feldzug zu vertauschen, ereilte denselben der Tod an der Seite des Bruders. Und nicht blos in Bildung, Sittlichkeit und Tugend leuchtete Marc Aurel seinen Zeitgenossen voran, er erneuerte auch den Kriegsruhm des alten Rom. Er beschützte die Ostgrenze mannhaft wider die Parther und eroberte abermals die vielumstrittene Stadt Seleukia; er drängte in dem „Markomannenkriege" die zu einem großen Bund vereinigten und schon bis an Italiens Grenze vorgeschrittenen germanischen Völker über die Donau zurück, besiegte die streitbaren Markomannen auf dem gefrorenen Flusse und die Quaden in ihrem eigenen Lande und erzwang einen Frieden, der jedoch bald durch einen erneuerten Aufstand gestört ward. Noch war dieser nicht bewältigt, als Marc Aurel, der von Sorgen und Leiden hart Geprüfte, zu Vindobona (Wien) starb. Sein Nachfolger enthüllte durch den schnellen Abschluß des Friedens den lauernden Germanen die Schwäche der Donaugrenze. Zahlreiche Schaaren wurden schon jetzt in das weite römische Reich verpflanzt, um als Colonen die Felder zu bestellen oder im Heer zu dienen, ein Beispiel, das die nachfolgenden Imperatoren fleißig nachahmten. Immer mehr füllten sich die Provinzen mit „blonden Barbaren". Unter M. Aurel war Italien durch Erdbeben, Pest und mancherlei Bedrängniß schwer heimgesucht.

Marc Aurels Buch: „Ueber sich selbst", ist eine Sammlung von Betrachtungen, Sprüchen und Gemeinplätzen, die, so manches Edle und Treffliche sie enthalten und so sehr sie von des Verfassers guten Grundsätzen und Bestrebungen zeugen, doch zu sehr die Schule verrathen und beweisen, daß der Kaiser seine Betrachtungen nicht aus dem frischen, bewegten Leben und warmen Herzen, sondern aus den Lehrsätzen und Maximen der stoischen Philosophie geschöpft habe.

4. Cultur und Literatur der letzten Zeiten des Heidenthums.

§. 255. Wie bei den Griechen, war auch im römischen Reich mit der größten sittlichen Entartung die höchste Civilisation verbunden. Künste und Wissenschaften wurden an den Höfen der Kaiser und in den Palästen der Reichen gepflegt und gefördert, und alle Stände nahmen Theil daran. Handel und bürgerliche Gewerbe blühten; Wohlstand und Bildung schufen Lebensgenuß; schöne, elegant eingerichtete Wohnhäuser und volkreiche Städte machten den Eindruck von äußerem Glück. In Rom wie in den bedeutenderen Städten der Provinzen erhoben sich Lehranstalten zur Verbreitung der Cultur. Die Trümmer der Bauwerke, Heerstraßen, Brücken u. dergl., die wir nicht nur in Italien, sondern auch in vielen Provinzstädten (Trier, Nismes, Arles u. a.) noch jetzt bewundern, die Statuen, Särge (Sarkophage) und Altäre mit Basreliefs und Inschriften, thönerne und eherne Gefäße (Vasen) von kunstreicher Form, die man aus der Erde gräbt, großartige Wasserleitungen, Alles gibt Zeugniß von dem weitverbreiteten Kunstsinn und der hohen Cultur der alten Völker in der Kaiserzeit. Die Bildung des Morgenlandes und der hellenischen Welt war damals in Rom vereinigt und ergoß sich von da aus nach dem Abendland und nach den entferntesten Provinzen des Reichs. Die römischen Städte in Spanien, Gallien, Britannien, am Rhein und an der Donau waren wirksame Pflanzschulen der Cultur und Gesittung für die unterjochten Völker, die mehr und mehr römisches Gepräge annahmen und ihre nationalen Eigenthümlichkeiten gegen die Sitten und Rechtsformen, gegen die Sprache und

Tracht des herrschenden Volkes vertauschten; eine gleichförmige geistige und gesellige Bildung durchdrang die höheren Kreise aller Länder. Da aber diese Bildung eine fremde Pflanze war, so mangelte ihr die beseelende und erhebende Kraft; sie streifte und glättete nur die Oberfläche, ohne ins Herz zu dringen. Sittlichkeit, Seelenadel und Charakterstärke waren eben so wenig bekannt und geschätzt als Genialität im Schaffen und Erfinden. In den Palästen der Reichen blendete die glänzendste Pracht an Hausgeräthe und Gewändern, an kostbaren Teppichen und eleganten Gefäßen und Geräthschaften das Auge, und alle Sinnengenüsse, besonders die Schwelgereien der Tafel, wurden im Uebermaß genossen. Was Land und Meer Wohlschmeckendes erzeugten, wurde in die Küchen und Keller der römischen Reichen geliefert, und die Art des Genießens, die Zubereitung der Speisen, die Einrichtung der Mahlzeiten, der Dienst des Aufwartens waren in kunstreiche Regeln und Systeme gefaßt. Als Muster für Alle kann *Cäcilius Apicius* gelten, der unter Tiberius als Meister der Leckerhaftigkeit berühmt war und dem noch vorhandenen Werke über römische Kochkunst den Namen gegeben hat. Das Volk, nicht mehr durch Krieg und Ackerbau gekräftigt, verfiel in Weichlichkeit und niedere Wollust, ergötzte sich an Schauspielen, die ihm in den *Theatern* und *Amphitheatern* (*Gladiatoren-Kämpfe*) und *Rennbahnen* (*Circus*) dargeboten wurden, und überließ sich den erschlaffenden Genüssen der üppigen *Badeanstalten* (*Thermen*), womit die Kaiser die Hauptstadt reichlich versahen, um die Bürger von ernsten Dingen abzuziehen (die Bäder des Titus, Caracalla, Diocletian u. a. m.). Ehrgefühl und Arbeitslust hatten dergestalt abgenommen, daß sich eine zahllose Menge der Bewohner der Hauptstadt den täglichen Brodbedarf von den Kaisern spenden ließ und die Zahl der von Almosen Lebenden mit jedem Tage wuchs. Sittlichkeit und Familienleben waren aus allen Schichten der Gesellschaft verschwunden; Geld und sinnliche Genüsse waren die Götter des Tages, denen man Ehre, Tugend und Gewissen zum Opfer brachte. Die Versunkenheit des Zeitalters forderte zur *Satire* heraus. Das Uebermaß von Bitterkeit und der sittliche Zorn verliehen den Worten eines *Persius* und *Juvenalis* Schwung und Kraft; auch zwei verjüngte Formen der Satire, das kurze *Epigramm*, worin Personen und Erscheinungen des äußern Lebens mit den Stacheln des Witzes und der Laune angegriffen und in überraschenden Wendungen beleuchtet wurden, und der breite humoristische „*Schelmenroman*", worin im leichten Fluß der Umgangssprache das bewegte Volksleben der Zeit in seiner ganzen Leichtfertigkeit, Unsittlichkeit und Frivolität dargestellt ward, fanden talentvolle und witzige Bearbeiter, jenes in *Martialis*, dieser in *Petronius*. Aber umsonst schwingt *Persius* zürnend und mit elegischer Wehmuth die Geißel der *ernsten Satire* über das entartete Geschlecht und sucht in düstern Gesprächen, wie Tacitus durch seine Geschichte, alte Kraft, Sittlichkeit und Einfachheit zurückzuführen; — umsonst enthüllt der geistreiche *Juvenalis* in seinen geharnischten *Satiren* voll lebenstreuer Schilderungen der Wirklichkeit die furchtbare Tiefe der Laster und Gebrechen und spottet seiner im Pfuhl der Sünde watenden Zeitgenossen; — umsonst sucht der gewandte Grieche *Lucian* durch seine in Witz und feine Satire gekleideten Schriften die Fehler und Schwächen der Zeit, die verkehrte Erziehung und Bildung, die überlebten Sitten und Gewohnheiten, die auf Aberglauben und Schwärmerei begründete Religion zu vernichten, damit auf den Trümmern des alten ein neuer und besserer Zustand erblühen möchte, — menschlicher Rath kam zu spät; nur eine höhere Macht konnte die untergehende Welt retten; die Hülfe war bereits erschienen, aber die verblendeten Römer erkannten sie nicht, weil sie nicht im Prunke der Herrschaft, sondern im Gewande der Demuth auftrat.

Persius *Flaccus* (34—62), von edler Abkunft aus Volaterrä, ergab sich der *stoischen Philosophie*. Persius 34—62.
Von ihr „entnahm er die trübe Gesinnung und den ungemilderten Ernst, der seine Betrachtungen der Außenwelt mit dem krampfhaften Anstrich einer gereizten Empfindsamkeit färbt." Seine *sechs Satiren*, worin er die Ursachen der Verdorbenheit und Verkehrtheiten schonungslos und bitter aufdeckt und der weitern Verbreitung der sittlichen Fäulniß entgegenarbeitet, sind dunkel und schwierig. — *Junius* **Juvenalis**, unter Claudius zu Aquinum ge- Juvenal c. 42—122.
boren, von Hadrian nach Aegypten verbannt, wo er sich zu Tode grämte. Seine sechzehn Satiren sind reiche Sittengemälde der Zeit und ausgezeichnet durch künstlerische Darstellung und Correctheit des Stils; Juvenalis ist ein Sittenrichter und Strafprediger von „furchtbarer Realität", der alle Nichtswürdigkeiten in nackter Gestalt vorführt. — Das „*Satiricon*" des **Petro-** Petronius.

nius (ungewiß, ob der erwähnte Festordner Nero's, jedenfalls aber dem ersten oder zweiten Jahrhundert angehörend) ist eine Art Roman in ungebundener Rede, die jedoch öfters in leichte graziöse Verse übergeht, ein satirisches Werk, von dem sich 141 Capitel erhalten haben. Es ist ein lebendiges, mit Geist und Witz verfaßtes Zeit- und Sittengemälde, das sich um die Abenteuer und Erlebnisse zweier Freigelassenen und eines verkommenen Dichters dreht, und worin das „Gastmahl des Trimalchio", eines reichen Emporkömmlings, den wesentlichsten Theil bildet. Der Ton ist humoristisch, und überall läßt sich ein ironischer Grundzug erkennen; Sprache und Ausdrucksweise sind dem Charakter der redenden Personen angepaßt. — Der Begründer und Meister der Epigramme oder launigen Sinngedichte, jener „gesellschaftlichen Streiflichter, die dem gutgelaunten Leser nur flüchtigen Genuß, aber ein reizendes Spiel des Geistes darbieten", war M. Vale-
Martialis c. 42–101. rius **Martialis**, der arm und unbekannt aus dem spanischen Bilbilis nach Rom gezogen war, um sich unter Domitian im Glanze des Hofes zu sonnen, aber nach langen Tagen der Noth und Entbehrung enttäuscht und arm wieder in die Heimath zurückkehrte. „Seiner Feder entströmte leicht und mühelos der Fluß des Verses, aber sein Gemüth war unstät und unbefriedigt: denn seinem für die Gebrechen und die Noth äußerst scharfblickenden Genius war es nur zur kleineren Hälfte vergönnt, die aufgefaßten Bilder lebenstreu wiederzugeben. Mangel und Klugheit zugleich veranlaßten ihn, seinem Witze nur das Bild persönlicher Lächerlichkeiten oder ganz allgemeiner Thorheiten zu gestatten; die nahe liegenden politischen Zustände zu geißeln, mußte ihm versagt bleiben. Deswegen ist sein Witz zwar immer treffend und scharf, seine Zeichnungen ebenso treu als vollendet, aber um das Interesse seines Publikums rege zu erhalten, um die übersättigten Gaumen der Hofleute noch zu reizen, war er genöthigt, in die unheimlichen Tiefen des Widrigen hinabzusteigen und den Skandal in das Bereich der Poesie zu ziehen. Und wenn er schmeichelt, wenn er denselben Leuten, die er innerlich verachtet oder verabscheut, ungezählte Lorbeeren flicht, um Brod zu haben, wenn ihn der Hunger nöthigt, sein widerstrebendes Talent zu erlogenen
Lucian c. 130–200. Huldigungen zu zwingen, welches Uebermaß, welche Unnatur tritt uns da entgegen." — **Lucian** aus der syrischen Stadt Samosata, widmete sich, trotz seiner Armuth, der Philosophie und Redekunst, machte dann große Reisen durch die bedeutendsten Länder des römischen Reichs, und erwarb sich dabei durch Unterricht in der Redekunst so viel Vermögen, daß er in Athen ungestört den Wissenschaften und der Schriftstellerei leben konnte Der Verlust seines Vermögens nöthigte ihn, unter den Antoninen in den Staatsdienst zu treten, er erhielt ein Richteramt in Aegypten, das er bis an seinen Tod bekleidete. In seinen zahlreichen, meist in leichter, gefälliger Gesprächsform und in einfacher, reiner Sprache verfaßten satirischen und philosophischen Schriften verspottet er mit unerschöpflicher Laune und treffendem Witz die Gebrechen und Verkehrtheiten der Zeit, vor Allem die Gleisnerei, den Mysticismus und den religiösen Aberglauben, sowohl in dem absterbenden Heidenthum mit seiner Mythen- und Fabelwelt, seinen Opferfesten, Symbolen und Ceremonien, als in dem durch Märtyrer- und Heiligenwesen, durch Wunderglauben und Schwärmerei bereits vielfach entstellten Christenthum; dabei macht aber sein frivoler Spott meist keinen Unterschied zwischen dem Kern und der Schale, zwischen dem Wesen und der Entartung, sondern er zieht mit gleicher Leichtfertigkeit gegen alle religiösen Erscheinungen zu Felde, ohne Ehrfurcht für das Alterthum und seine Poesie, ohne Achtung vor der Volksreligion, ohne Einsicht und Kenntniß von dem tiefen Gehalt des Christenthums, in dem er nur eine der vielen auf Täuschung, Betrug und Leichtgläubigkeit beruhenden Erscheinungen erblickte, geeignet, ihm einen neuen Stoff zu seinem satirischen Zeitgemälde zu liefern. Auf gleiche Weise ergießt er seinen Spott über die sittliche Versunkenheit und das leere, eitle Treiben großer Städte, über das Jagen und Haschen nach zeitlichen Gütern, Ehren und Genüssen bei der Vergänglichkeit alles Erdenglücks, über die Unverschämtheit, Hoffahrt und Eitelkeit der Gelehrten und Philosophen, welche die abgedroschenen Grundsätze und Aussprüche ihrer Lehrmeister im Munde führen und mehr Gewicht auf die äußere Erscheinung, auf Bart und Philosophenmantel legen, als auf Grundsätze fürs Leben, über die geistlose und schwülstige Art der Geschichtschreibung; auch die verkehrte Erziehung nimmt er in den Bereich seiner witzigen Ausfälle, immer in der Absicht, neben einer heiteren, geistreichen Unterhaltung auch Besserung zu bewirken. Allein die Besserung wurde nicht erreicht; die Laster und Thorheiten, die er verspottete, blieben herrschend, und der leichtfertige Ton, mit dem er auch das Heilige und Ehrwürdige behandelte, erschütterte noch das letzte Fundament der heidnischen Religion, Sittlichkeit und Denkart. Das Neue selbst zu begründen, vermögen nur positive Geister; Lucian aber war ohne Glauben und Ueberzeugung, ohne Begeisterung und Idealität.

§. 256. Im ruhigen Fluß des monarchischen Daseins flüchteten sich die besseren Naturen und die gebildete Klasse mehr und mehr aus der Welt der Wirklichkeit in das Innere, aus dem handelnden Leben in das Reich der Kunst und Literatur, des geistigen Genießens, der gelehrten Wißbegierde, aus der unerfreulichen Gegenwart in die Vergangenheit und Ferne. Diese Flucht aus der Wirklichkeit in die Welt des Lesens, Forschens, Sammelns gibt sich vor Allem in den Geistesproducten der Zeit kund. Was an Kraft und Wahrheit abging, suchte man durch Kunst und Reflexion zu gewinnen. Je mehr die freie Rede aus der Oeffentlichkeit verschwand und auf den Gerichts- und Hörsaal beschränkt ward, desto größere Bedeutung erlangten die **Rhetoren**, welche die Redekunst durch Regeln und Vorschriften lehrten und die Sprache des Herzens und der Natur durch gelehrten Prunk, durch künstlichen Formalismus, durch geistreiche Entwickelung und Anordnung der Gedanken und durch glänzenden Vortrag zu ersetzen bemüht waren. Die Rhetorik war die „geistige Gymnastik" der römischen Nation in der Kaiserzeit, so daß die ganze Bildung und Literatur ein rhetorisches Gepräge annahm. Unter den Händen griechischer Lehrer, die den alten Namen **Sophisten** führten, wurde die Redekunst zum einträglichsten und geehrtesten Beruf. Die rhetorischen Hörsäle versammelten und bezauberten die Jugend wie das gereifte Mannesalter; in allen gesellschaftlichen Kreisen glänzten die Lehrmeister der Rhetorik, selbst im Rathe und in der Umgebung des Kaisers hatten die angesehensten unter ihnen, ein **Dio Chrysostomus**, ein **Herodes Atticus**, ein **Favorinus** u. A., Zutritt und Geltung. Allenthalben bemühte man sich, den Mangel an innerer Gediegenheit und die Dürftigkeit der Gedanken und Ideen durch schöne Form und beredtes Wort zu verhüllen. Zunächst in der griechischen Welt die Lieblingskunst der Zeit, verpflanzte sie sich bald auch nach Rom, wo ihr in **Quinctilianus** ein gefeierter Redner erstand, und von da nach allen Culturstädten des gesammten Abendlandes. Quinctilians „Unterweisung in der Redekunst" und der gewöhnlich dem Tacitus zugeschriebene „Dialog über die Redner" gehören zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der römischen Sprache und Literatur in diesem Zeitalter, das man im Gegensatz zu dem goldenen des Augustus das „silberne" zu nennen pflegt. — Durch den überwuchernden Einfluß der Rhetorik wurde die Literatur und Kunst mehr und mehr dem Leben und der Natur entfremdet und in die Fesseln der Form und Nachahmung geschlagen. Am fühlbarsten machte sich diese Entfremdung von aller Wahrheit, Originalität und frischen ursprünglichen Kraft in der **Poesie** bemerklich, wo rhetorischer Schwulst, Uebertreibung und Unnatur in Schilderungen und Bildern die Armuth der Phantasie, den Mangel an poetischer Imagination und Gestaltung ersetzen, hohles Pathos den undichterischen Stoff und die Trivialität der Gedanken verhüllen sollte. Das abschreckendste Beispiel dieses gesunkenen Geschmacks sind die schwülstigen Dramen, die den Namen des Annäus **Seneca** an der Stirn tragen. Die epischen Gedichte eines **Lucanus**, **Silius Italicus**, **Valerius Flaccus** und **Statius** sind größtentheils trockene Nachahmungen, die, wenn auch freier von den gerügten Mängeln, doch weder durch ihren der römischen Geschichte oder der griechischen Mythologie entnommenen Stoff, noch durch die rhetorische Form und kalten Beschreibungen anzuziehen vermögen. Die echte Poesie war aus dem Leben und der Literatur verschwunden; dafür befaßten sich **Grammatiker** und **Commentatoren**, wie Aulus **Gellius** u. A., mit der Erklärung der altclassischen Dichter und Schriftsteller, suchten den errungenen Sprachschatz vor Verfall und Untergang zu retten und benutzten die vorhandene Literatur zu Sammelwerken und Auszügen vermischten Inhalts. Weniger litten die Prosaschreiber der „silbernen Latinität" unter der Ungunst der Zeitverhältnisse, wenn gleich auch ihre Schriften mehr für den Denker, als für den praktischen Bedarf berechnet waren und manche von ihnen, wie **Pomponius Mela**, **Columella** und der ältere **Plinius**, sogar über Dinge des realen Lebens und der Erfahrung „in gewundenen Worten empfindsam und dunkel" schrieben, und sämmtliche Historiker (mit Ausnahme des großen **Tacitus**, der durch seinen sittlichen Charakter wie durch Kraft, Wahrheit und Kunst mächtig über die Zeit emporragt), **Sueton**, **Curtius Rufus**, **Florus** u. A., weit hinter den großen Meistern der classischen Zeit zurückblieben und an Inhalt und Form die Wirkung des unfreien Staatslebens wie der rhetorischen Zeitbildung verrathen, Fehler, von denen sich auch weder der Philosoph **Seneca** mit seiner gespreizten Eleganz und Sentenzenfülle, noch der jüngere **Plinius** mit seiner weltmännischen Feinheit frei zu

Rhetoren und Sophisten.

Poesie.

Grammatiker und Commentatoren.

halten wußten. Aber ihre Sprache ist, wenn auch nicht classisch und musterhaft, doch noch immer geistreich durchdacht und an griechischer Redefreiheit genährt. Die gelehrten Forschungen und Sammlungen, die schon unter Augustus begonnen, dauerten fort und nahmen immer weitere Dimensionen an. So wurde die römische Rechtswissenschaft ihrer classischen Blüthe entgegengeführt, indem man die Quellen des Rechts, die Gesetze, Magistratsedicte und kaiserlichen „Constitutionen", die Richtersprüche und Rechtsentscheidungen sammelte, ordnete und erläuterte, und die Rechtsbegriffe entwickelte, erörterte und bestimmte. Die Durchbildung der Rechtswissenschaft ist die einzige gründliche Arbeit des Jahrhunderts. — In andern praktischen Wissenschaften blieben die Griechen noch immer die Lehrmeister: namentlich wurde die Geschichte, wie die Erd- und Weltkunde, in den zwei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung noch durch einige namhafte Schriftsteller wesentlich bereichert und vervollkommnet, freilich nicht mehr im classischen Stil und großartigen Sinne früherer Jahrhunderte, sondern mit rhetorischer Färbung und unter dem Einfluß der Philosophenschulen und des Zeitgeistes. So ist Plutarch aus Chäroneia in Böotien durch seine „vergleichenden Lebensbeschreibungen" wie durch seine zahlreichen „moralischen" Schriften vermischten Inhalts eine reiche lebendige Quelle für die gesammte Alterthumskunde geworden; so haben die Feldzüge des großen Alexander und das indische Land und Volk einen trefflichen Bearbeiter in Arrian gefunden, einem Griechen aus Kleinasien, der bei Hadrian in hoher Gunst stand und, wie sein Vorbild Xenophon, als Philosoph, Staatsmann und Feldherr hervorragte; so wurde die Geschichte des römischen Kaiserreichs von Appian, Dio Cassius, Herodian u. A. behandelt, und durch Polyäns Anekdotensammlung, „Kriegslisten" genannt, und durch Aelians Buch über die Taktik der Hellenen ist die Kriegsgeschichte vielfach beleuchtet worden. So hat ein anderer Aelianus zu Hadrians Zeit in zwei Sammelwerken, „Vermischte Geschichten" und „Thiergeschichten", eine Menge lehrreicher Notizen und Nachrichten aus verschiedenen Zweigen der Alterthumskunde, wenn auch ohne Kritik und Ordnung, hinterlassen, mit vielen erbaulichen Legenden, „über die Erweisungen der Gottheit in der Natur und im Menschenleben", ein orthodoxer Verfechter des alten Volksglaubens inmitten einer andersdenkenden Umgebung; so hat Aelius Aristides aus Bithynien unter Kaiser Marc Aurel in seinen „heiligen Reden" mit schwärmerischer Verehrung den Aesculapius gefeiert, der ihm in Träumen Heilung von einer vieljährigen Krankheit und ein neues Leben verhieß, während sein Freund, der Ephesier Artemidoros, in einem „Traumbuch" die Träume, welche die Götter „der von Natur prophetischen Menschenseele senden" zu einer „heiligen" Wissenschaft ausbildete, und Athenäus, ein als Grammatiker, Rhetor und Sophist bekannter Gelehrter aus Alexandrien, der zur Zeit des Commodus in Rom lebte, hat unter dem Titel „Gelehrtenmahl" (Deipnosophistai) eine Sammlung von Auszügen aus mehr als 1500 jetzt verlorenen Werken über alle Seiten des antiken Lebens in Form von „Tischgesprächen" verfaßt, eine wahre Fundgrube für die Kenntniß des gesammten Alterthums, der Literatur und Poesie, der Naturkunde und Grammatik, des öffentlichen und Privatlebens; so hat ferner Claudius Ptolemäus die Ergebnisse älterer Forschungen über Geographie, Astronomie und Zeitrechnung systematisch zusammengestellt und mit eigenen Beobachtungen vermehrt in Werken niedergelegt, die durch das ganze Mittelalter hindurch in der christlichen und mohammedanischen Welt als höchste Autorität galten; so hat Pausanias, von dessen Leben man nichts weiter weiß, als daß er in Kleinasien (Kappadokien oder Lydien) geboren, nach vieljährigen Reisen durch verschiedene Länder sich zur Zeit Hadrians oder der Antoninen in Rom niedergelassen hat, in seiner dichterisch gefärbten „Wanderung (Periegese) durch Griechenland" eine Menge nützlicher und wissenswürdiger Angaben, Erzählungen und Notizen gesammelt, die, wenn auch nicht immer ganz zuverlässig und in einer mitunter dunkeln und gespreizten Sprache und ungeordneten Darstellung vorgetragen, für Religion und Mythologie, für Kunstdenkmale und Künstler, für Geschichte und Landeskunde des griechischen Alterthums von höchster Bedeutung sind, so daß er neben dem trefflichen inhaltreichen Werke Strabo's und in Verbindung mit der „geographischen Unterweisung" des Ptolemäus die größte Ausbeute für die Länder- und Völkerkunde des Alterthums gewährt. Auch die Heilkunde verdankt den Griechen ihre wissenschaftliche Ausbildung; Galenus aus Pergamum hat in seinen zahlreichen medicinischen Schriften, von denen noch über hundert erhalten sind, die Erfahrungen und

Jurisprudenz.

Griechische Schriftsteller.

Beobachtungen des Hippokrates und anderer älteren Heilverständigen systematisch zusammengefaßt und mit eigenem Wissen bereichert; und für die Geschichte der griechischen Philosophie hat Diogenes Laertius im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein Werk verfaßt, das trotz der großen Mängel und Irrthümer der mit wenig Kenntniß, Geist und Genauigkeit bearbeiteten Compilation durch den Reichthum an Angaben über die Lehren und das Leben der Philosophen und andere Nachrichten für die Folgezeit von der höchsten Wichtigkeit geworden. Auch noch für eine neue Gattung der Literatur — den Roman — haben die Griechen, vielleicht von orientalischen Märchen und Dichtungen angeregt, dem Abendlande das Vorbild geliefert. Die „Milesischen Märchen" waren wohl schon frühe eine Quelle für schlüpfrige Erzählungen von Liebesgeschichten und Schelmenstreichen, wie wir sie in Lucian kennen gelernt und wie sie Appulejus nachgebildet. Im vierten und fünften Jahrhundert gewann die Romanliteratur immer breiteren Boden, ohne doch jemals für die Gesellschaft solche Bedeutung zu erlangen, wie die Moderomane in neuerer Zeit.

1. Rhetorik. In der Rhetorik waren die Römer mehr als in irgend einer Literaturgattung die Schüler der Griechen, deren Unnatur und künstliche Uebertreibungen sie noch überboten, bis sie durch tüchtige Lehrmeister auf bessere Wege geführt wurden. Begnügte man sich anfangs mit dem Sammeln und Uebersetzen einzelner Stellen und Redefiguren aus griechischen Rednern, so traten in der Kaiserzeit, als die gebildete Jugend in den Hörsälen der Rhetoren ihre Kräfte in Vorträgen und Controversen zu üben und zu messen begann und Vorliebe für Witz und geistreiches Leben einsog, auch römische Rhetoren mit selbständigen Arbeiten hervor. Nachdem M. Annäus Seneca, der Rhetor genannt, aus dem spanischen Corduba, ein Mann von mäßiger Bildung und Urtheilskraft, aber von außerordentlichem Gedächtniß, eine Sammlung von Schulreden veranstaltet, in welchen er, zum Zweck der rednerischen Bildung seiner Söhne, die von den namhaftesten Rhetoren über bestimmte Themata gegebenen Ausführungen und Ansichten als Musterstücke aus der Erinnerung zusammengestellt hatte, schrieb sein Landsmann M. Fabius Quinctilianus, ein in den Rhetorschulen der Hauptstadt und im Umgang mit namhaften Rednern gebildeter Gelehrter, der unter Vespasian als Professor der Beredsamkeit wirkte und von Domitian zur Erziehung seiner Großneffen berufen und öffentlich ausgezeichnet ward, das treffliche Werk „Unterweisung in der Redekunst" in 12 Büchern, „ein auf sittliche Grundsätze gebautes System des gesammten rhetorischen Wissens und Wirkens", das dem verkehrten Geschmack der Zeit kräftig entgegentrat und durch Hinweisung auf Cicero und die älteren Redner eine bessere Richtung anbahnte. Quinctilian war ein durch Lehrgaben, reinen Geschmack und edlen Charakter ausgezeichneter Mann, dessen letzte Jahre durch häusliches Mißgeschick, durch den Tod seiner jungen Gattin und seiner beiden Söhne getrübt waren. Er galt durch das ganze Mittelalter als Meister der Rhetorik. — Das vielbesprochene Schriftchen: „Dialog über die Redner" oder „Von den Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit", das man am liebsten als ein Jugendwerk des Tacitus ansieht, ist eine in Gedanken, Vortrag und Gesinnung gleich vortreffliche Abhandlung in Gesprächsform, jedoch so gehalten, daß die einzelnen Theilnehmer ihre Ansichten in zusammenhängender Rede vortragen. Von Corn. Fronto aus Cirta, einem von mehreren Kaisern mit Ehrenstellen ausgezeichneten Rhetor, hatte man früher nur eine kleine grammatische Schrift, bis vor einigen Jahrzehnten größere Stücke des vertrauten Briefwechsels mit Antoninus Pius und seinen kaiserlichen Zöglingen Marc Aurel und L. Verus und andere Bruchstücke entdeckt und herausgegeben wurden. Seitdem ist man von dem Lobe, das die Alten maßlos über seine Beredsamkeit ausgossen, bedeutend zurückgekommen.

M. Ann. Seneca 34 v. — 37 n. Chr.

Quinctilian c. 40–118.

2. Dichtkunst. In der Poesie wurde außer der Satire, von der oben die Rede gewesen, nichts Bedeutendes zu Tage gefördert. Man hielt sich an die vorhandenen Muster und ahmte namentlich den Virgil fast sklavisch nach. Der bemerkenswertheste Dichter der Kaiserzeit ist der durch seine Hinrichtung unter Nero (§. 248) bekannte Annäus Lucanus (38—65), dessen unvollendetes Epos „Pharsalia" weniger durch seine poetischen Vorzüge, als durch seinen kräftigen Inhalt und den edeln vaterländischen und republikanischen Geist, der darin weht, ausgezeichnet ist. Durch die stoische Philosophie gegen die Laster der Zeit und die Lockungen der Wollust gestählt, hauchte er seinen ganzen sittlichen Unwillen, den er auf keine andere Weise kund geben konnte, in seinen Versen aus. Den unpoetischen Stoff suchte er zu heben durch edle Gesinnung, erhabene Lehren und patriotische Begeisterung. Freilich müssen häufig „schimmernde Sen-

Poesie.

tenzen, pathetische Reden und ein stürmischer Gang der Erzählung den klaren Zusammenhang anschaulicher Handlung vertreten." — Ein trockener Nachahmer Virgils war **Silius Italicus**, ein reicher, gebildeter Staatsmann († 100 n. Chr.), der ohne alle Dichtergaben den zweiten punischen Krieg in ein episches Gedicht kleidete. Talentvoller war Papinius **Statius**, ein Schmeichler des Domitian, welcher außer zwei epischen Gedichten über Achilles und des Oedipus Söhne eine Anzahl zierlicher lyrischer Gedichte verfaßte, die er ihrer Mannichfaltigkeit wegen „Wälder" benannte, und wobei er griechische Dichter mit Glück nachahmte. Seine dem Idyll am nächsten stehenden Gedichte „sind Kinder des Augenblicks, Improvisationen, mit denen die immer sprudelnde poetische Quelle des Neapolitaners die Launen seiner hohen Gönner befriedigte, ohne viel Kunst und Ueberlegung, in wenig Tagen oder Stunden hingeworfen, aber der Geist, der in den anmuthigen Genrebildern weht, ist so rein und harmlos, so naiv und fast kindlich, daß man vergeblich darin den düstern Hintergrund sucht, den sie verhüllen. Nirgends findet sich eine Anspielung auf die Gräuel der letzten Zeit Domitians, obwohl gerade den neunziger Jahren die meisten Gedichte angehören; überall waltet Friede oder wenigstens still ergebene Resignation. Den Tadel kennt der Dichter kaum; außer einigen mißbilligenden Blicken auf längst Vergangenes erscheint die Gegenwart im rosigsten Lichte. Diese fast rührende Abgeschlossenheit gegen die äußern Verhältnisse, verbunden mit einer durch Armuth und Noth gebotenen Bereitwilligkeit, schmeichelnd anzuerkennen, was und wie man es nur verlangte, machte den Dichter selbst an Domitians Hof gelitten und gern gesehen." Nach dem Tode dieses Kaisers wanderte er arm und entsagend nach seiner Vaterstadt zurück, wo er vergessen starb (96). Des Statius Silven standen bei den Zeitgenossen und bei den nachfolgenden Geschlechtern in großem Ansehen, was, verbunden mit der unverbürgten Sage, daß er dem Christenthum ergeben gewesen, den italienischen Dichter Dante bewogen haben mochte, ihn dem Virgilius an die Seite zu stellen.

3. **Grammatiker und Commentatoren.** Unter den **Grammatikern** und Verfassern von Sammelwerken haben sich Manche durch ihre Notizen, Erklärungen und Auszüge um das Verständniß der classischen Literatur sehr verdient gemacht. Jul. **Hyginus**, dessen Lebenszeit nicht mit Sicherheit bestimmt werden kann, ist durch seine Sammlung von Fabeln aus dem gesammten Sagenkreis der alten Welt für die Mythologie, und durch sein Buch über die Himmelskunde für die Kenntniß der alten Astronomie und das Verständniß der Dichter von Wichtigkeit, so schlecht und nachlässig auch Form und Schreibart sind. Unter den Antoninen schrieb **A. Gellius** (um 130 — nach 175) die „attischen Nächte", eine planlose Sammlung von Auszügen vermischten Inhalts aus ältern Schriftstellern. Ohne literarischen Werth hat das Buch doch eine große Bedeutung wegen der Menge von Nachrichten über Sprache, Geschichte, Antiquitäten und andere Gebiete des Alterthums, so wie wegen der zahlreichen Fragmente verlorener Werke der classischen Zeit. Von gleicher Bedeutung ist das Werk des Grammatikers Nonius Marcellus über die lateinische Sprache, bei dessen Abfassung offenbar die Absicht vorlag, „in einer Zeit des immer mehr zunehmenden Verfalls der Sprache durch eine wohlgewählte und geordnete Zusammenstellung von solchen Formen und Ausdrücken, die einer früheren Periode angehören, auf die rednerische und stilistische Bildung seiner Zeit vortheilhaft einzuwirken und damit auch zugleich der damals sehr verbreiteten Vorliebe für ältere Worte, Ausdrücke u. dgl. Genüge zu thun". Auch bei diesem Buch besteht der Hauptwerth in den zahlreichen Anführungen aus verlornen Schriftstellern, besonders Dichtern der früheren Zeit. — Im Anfang des 5. Jahrhunderts verfaßte Macrobius, ein Neuplatoniker, außer den Commentarien zum Traum Scipio's von Cicero, ein dem Werke des Gellius im Inhalte ähnliches Buch, Festgespräche genannt, mit zahlreichen historischen, mythologischen und antiquarischen Erörterungen und Angaben.

Geschichtschreibung. a) Lateinische.

4. **Geschichtschreiber.** Unter den **Geschichtschreibern** der Kaiserzeit sind, außer **Curtius Rufus**, der Alexanders großartige Thaten durch hochklingende Phrasen, prunkende Schilderungen und geschraubte Declamation ins Fabelhafte übertreibt und weder Wahrheitssinn, noch Kenntnisse verräth, bemerkenswerth: **Vellejus Paterculus**, der Schmeichler und Bewunderer des Tiberius und Sejan, zu deren Zeit er lebte. Er schrieb einen gedrängten Ueberblick der römischen Geschichte, worin er die republikanische Zeit mit einem kurzen pomphaften Lob abthut, die Kaiserzeit dagegen „im Stil einer Hofzeitung" darstellt. Sein Streben nach affectirter Kürze ist eben so unnatürlich, als Curtius' Schwulst. Unter Trajan oder, wie Andere meinen, unter Hadrian behandelte Luc. Annäus **Florus** die römische Geschichte „mit epigrammatischer

Kürze und schwülstigem Pomp", aber ohne Kenntniß und Genauigkeit. **Suetonius Tranquillus** (75—160), Geheimschreiber bei Hadrian, verfaßte Lebensbeschreibungen der zwölf ersten römischen Kaiser, eine Sammlung biographischer und historischer Notizen und Anekdoten über die Kaiserzeit, größtentheils aus öffentlichen Acten oder mündlicher Erzählung geschöpft. Schon unter Tiberius hatte **Valerius Maximus** eine Anekdotensammlung aus der alten Geschichte mit declamatorischem Schwulst und gemeiner Denkart verfaßt. Von **Justinus** besitzt man einen ungenauen und mittelmäßigen Auszug aus dem lehrreichen, wohlgeordneten und gut geschriebenen Werk des Trogus Pompejus, eines gallischen Geschichtsforschers unter Augustus, welcher die Geschichte der dem makedonischen Reiche angehörenden griechischen und asiatischen Staaten aus den besten Quellen in ethnographischer Anordnung bearbeitet hatte. Die klägliche Zeit der Soldatenherrschaft behandelt eine klägliche Sammlung **kleiner Geschichtschreiber der Kaiserzeit**, unter denen nur Vopiscus von Syracus eine Erwähnung verdient, obwohl auch er gute Quellen in den meisten Fällen eilfertig und oberflächlich benutzte und mitunter aus persönlichen Rücksichten die Wahrheit verschweigt. Ganz flüchtig ist die Kaisergeschichte von **Marius Maximus**, obwohl im Alterthum und durch das Mittelalter weit verbreitet und vielgelesen. Diese stellen ohne alle Ordnung und kritische Sichtung Alles zusammen, „was sie aus Archiven, Protocollen und andern officiellen Quellen zusammentreiben konnten", geben aber durch ihre rohe Sprache, durch ihre Gedankenarmuth und durch ihr historisches Unvermögen ein sprechendes Zeugniß von dem Verfall der Literatur und Bildung. Von **Eutropius**, einem Zeitgenossen Julian's des Apostaten, besitzt man einen vielgelesenen Abriß der römischen Geschichte, „in faßlicher Mittelmäßigkeit". Den Schluß der römischen Geschichtschreibung in lateinischer Sprache macht des Vorigen Zeitgenosse, **Ammianus Marcellinus** (um 410), der die spätere Kaisergeschichte in geordneter Darstellung, kritischer Anordnung und „begeistertem Eifer gegen das herrschende Sittenverderben und die Unterdrückung der edelsten Bestrebungen und Institute" behandelt hat, mit Wahrheitsliebe und frei von religiösen Vorurtheilen. Aber seine schwerfällige Sprache und sein „durch ein geschmackloses poetisches Farbenspiel gedunsener Ausdruck" verrathen den literarischen Ungeschmack der Zeit.

5. **Griechische Literatur.** Bedeutender als die römischen sind die griechischen Geschichtschreiber der Kaiserzeit, wenn gleich auch sie die Spuren der Zeit, „wo Despotismus und Aberglauben die Geister gefangen hielt", an sich tragen. Der Mangel an Freimuth, Urtheil und männlicher Gesinnung wird durch den rhetorischen und sophistischen Firniß, von dem ihre Schriften überzogen sind, nicht verdeckt. Knechtsinn und Schmeichelei, die Grundübel ihres schlaffen und entarteten Jahrhunderts, leiten ihre Feder und ihr Urtheil. Zu den bedeutendsten gehört **Plutarch**, unter Trajan Staatsmann, unter Hadrian, seinem Freund und Schüler, Statthalter von Griechenland, ein fruchtbarer, vielgelesener philosophischer und historischer Schriftsteller. Seine Werke werden gewöhnlich eingetheilt in ethische (moralische), worin er theils die platonischen Lehren erläutert, theils die Grundsätze der Stoiker und Epikuräer bekämpft, theils sich über praktische Gegenstände (z. B. Kindererziehung) verbreitet, und in Biographien (§. 253). Nicht ohne Sinn für die Größe des alten Griechenlands und Roms, deren Großthaten und Heldenzeiten er poetisch und rhetorisch als Ideal hinzustellen suchte, wußte er zugleich die vornehmen Kreise seiner Zeit, denen er durch seine Bildung und Stellung angehörte, angenehm zu erregen, indem er Phantasie und Gefühl weckte und ihnen eine geistreiche und witzige Unterhaltung gewährte. Plutarch legt mehr Werth auf Charakterzeichnung, als auf die geschichtlichen Thaten und ist daher reich an einzelnen Zügen, Anekdoten und Reflexionen. Nach seiner eigenen Angabe ist oft eine kleine Geschichte, ein Wort, ein Scherz, eine bessere Bezeichnung des Charakters, als große Schlachten und Städteeroberungen. Er besaß eine außerordentliche Belesenheit, aber wenig Kritik und Auswahl der Quellen. Dennoch sind seine Biographien für die Geschichtskunde des Alterthums von großem Werthe, da er aus vielen Schriftstellern geschöpft hat, die nicht auf unsere Zeit gekommen sind. — Zu den ehrenwerthesten Erscheinungen in dieser erschlafften und sittenlosen Zeit gehört der stoische Philosoph **Epiktet**, der im J. 50 im Sklavenstand geboren, unter Nero mit der Freiheit beschenkt, dann, von Domitian aus Rom verjagt, durch ein achtbares Leben bewies, daß die Lehren von der innern Würde des Menschen, von sittlicher Freiheit und von der geringen Bedeutung äußerer Leiden, den Menschen auch in der niedrigsten Umgebung zu adeln vermögen. Seine zuerst in Rom, dann nach der Verbannung zu Nikopolis in Epeiros einem kleinen Kreise empfänglicher Freunde und Zuhörer mitgetheilten

b) Geschichtschreibung.

Plutarchos c. 50—120.

Epiktet 50 — c. 120.

Lehren hat sein Schüler **Arrian** (geb. 100), ein Grieche aus Kleinasien, in einem vielgelesenen Handbuche („Encheiridion") der Welt bekannt und zugänglich gemacht. Wie Epiktet bewies auch Arrian durch sein eigenes Leben den Werth der stoischen Grundsätze und zeigte durch seine Wirksamkeit als Staatsmann und Feldherr, daß ein inneres Leben und rein geistige Beschäftigungen zum Handeln nicht untauglich machen, daß der echte Philosoph auch im praktischen Leben an seinem Platze sei. Arrians Werke über das Kriegswesen und namentlich seine Schrift über Alexanders des Großen Feldzüge nach Xenophons Vorbild und unter demselben Titel (Anabasis) gehören zu den besten literarischen Erscheinungen der Zeit. Er folgte darin den zuverlässigsten Schriftstellern. Als eine Fortsetzung der „Anabasis" kann sein Buch über Indien gelten. **Appian** aus Alexandrien verfaßte eine „Römische Geschichte" in 24 Büchern auf ethnographischer Grundlage mit besonderer Berücksichtigung der Kriegsgeschichte. Seine nächste Aufgabe war, die Ausbildung, Ausbreitung und Mehrung des römischen Staats nachzuweisen. Diese Aufgabe hat er mit Wahrhaftigkeit und mit Sinn und Verständniß für die bessern Zeiten des Alterthums ausgeführt. — **Dio Cassius** schrieb eine römische Geschichte von der Gründung der Stadt bis auf sein eigenes Consulat im J. 229 in 80 Büchern, wovon aber die ersten 36 ganz und von den übrigen Manches verloren gegangen ist. Trotz der rhetorischen Färbung und des Mangels edler Denkart und Gerechtigkeit ist seine Geschichte der Kaiserzeit doch ein werthvolles Buch durch die gelehrten Kenntnisse und Forschungen und den praktischen staatsmännischen Blick des Verfassers. Er hat Sinn für Verfassung, Gesetzgebung, Kriegswesen und verfolgt die Entwickelung und Ausbildung der Staatseinrichtungen mit Einsicht und Aufmerksamkeit. Von weit geringerm Werth ist **Herodians** Geschichte seiner Zeit, von Marc Aurel bis Gordian; ein rhetorisch abgefaßtes Werk ohne Wärme, Leben und Genauigkeit. Die Geschichte des römischen Kaiserreichs von Augustus bis 410, von **Zosimus**, einem Zeitgenossen des Kaisers Theodosius II. (vgl. §. 298,3.), ist durch Form und Inhalt einer bessern Zeit würdig. Der Rhetor **Polyän** von Makedonien schrieb 8 Bücher „Kriegslisten", die er dem Marc Aurel und seinem Sohn Verus widmete, eine Sammlung von Anekdoten und Kriegsgeschichten der älteren Zeit von verschiedenem historischen Werthe. **Flavius Josephus**, der gelehrte Jude aus priesterlichem Geschlechte, hat seine schriftstellerischen Gaben und die während seines langen Aufenthalts in Rom gewonnene Kenntniß der griechisch-römischen Bildung zur Darstellung der Schicksale, des religiösen Entwickelungsganges und der Leiden und Drangsale seines Volkes angewendet. In der „Geschichte des jüdischen Krieges" in 7 Büchern hat er den großartigen Kampf unter Titus bis zur Zerstörung von Jerusalem geschildert (§. 250a), und in den 20 Büchern der „jüdischen Archäologie" und in den zwei apologetischen Büchern über das hohe Alter der Juden gegen Apion suchte er durch die Darstellung der früheren Geschichte seines Volks die Vorurtheile der Römer gegen dasselbe zu zerstören.

Jurisprudenz.

6. **Rechtswissenschaft.** Die römische **Jurisprudenz** erreichte in den beiden ersten Jahrhunderten der Kaiserregierung ihre höchste Ausbildung. Das wissenschaftliche Streben der Juristen, das in den letzten Zeiten der Republik sich bemerkbar machte, gewann tagtäglich an Tiefe und Gründlichkeit; wobei fördernd einwirkte: 1) daß die Kaiser bei Besetzung der Aemter sehr auf Rechtskenntniß Rücksicht nahmen, was dem Rechtsstudium ein erhöhtes Interesse verlieh; 2) daß die höheren Stände, bei welchen sich die meiste Bildung fand, durch die jetzigen Verhältnisse genöthigt wurden, sich aus dem öffentlichen, früher so bewegten Leben zurückzuziehen, und sich daher mehr den Studien und vorzüglich der Rechtswissenschaft zuwandten, und 3) daß von Staatswegen durch Gründung von Rechtsschulen und juristischen Bibliotheken für einen vollkommeneren Rechtsunterricht gesorgt ward. Daher werden die Juristen dieser Zeit vorzugsweise die classischen genannt. Besonders reich und blühend war die Rechtsgelehrsamkeit während der hundert Jahre von Hadrian bis auf Alexander Severus, daher auch der größte Theil der Pandekten (§. 291) aus diesem Hauptzeitalter der juristischen Literatur der Römer genommen ist. Zu den berühmtesten Rechtsgelehrten gehörten, außer den drei Sabinianern Salvius Julianus, Sext. Pomponius und **Gajus**, vor Allen die Präfecten des Prätoriums Aemil. **Papinianus** (unter Sept. Severus), Domitius **Ulpianus** und Julius **Paulus** (unter Alexander Severus). Ihre Richtung und Methode ging vorzüglich aufs Praktische; „man bezweckte in den juristischen Schriften stets wesentlich nur Zusammenstellung und Ordnung des geltenden Rechts, Bestimmung und Erklärung des Sinns der Vorschriften oder einzelner Ausdrücke in den Gesetzen und Entwickelung der aus dem Gegebenen fließenden Folgesätze." — Sie sind weniger stark in der lo-

gischen Form und philosophischen Anordnung, als in der dialektischen Gewandtheit und Schärfe bei der Zergliederung und Beurtheilung gegebener Fragen, Fälle und Verhältnisse. Die bedeutendsten Juristen waren Anhänger der stoischen Philosophie, die daher eben so großen Einfluß auf die römische Jurisprudenz übte, wie die Hegel'sche Philosophie auf die deutsche.

§. 257. Zu den wichtigsten Schriftstellern des „silbernen Zeitalters" in der römischen Kaiserzeit gehören **Seneca**, die beiden **Plinius** und der Geschichtschreiber **Tacitus**. — L. Annäus Seneca, der Sohn des Rhetors aus der spanischen Stadt Corduba, hat sowohl durch seine Lebensschicksale, als durch seine philosophischen Werke eine große historische Bedeutung erlangt. Unter Claudius auf die Insel Corsica verbannt, wurde er von Agrippina zurückgerufen und zum Lehrer ihres Sohnes Nero bestellt, der ihn dann nöthigte, sich selbst den Tod zu geben (§. 248). Von seinen zahlreichen Schriften sind uns erhalten: 1) eine Sammlung von 124 **Briefen** aus den Jahren 62–65, eine „Blumenlese" seiner Moral, reich an Sitten- und Charakterzügen und feinen Bemerkungen über Personen und Zustände. 2) Eine Reihe **philosophischer** und **moralischer Abhandlungen**, worin einzelne Theile der Sittenlehre behandelt und erörtert werden, z. B. „Von der Gnade"; „Vom Zorn"; „Ueber die Wohlthaten"; „Von der Vorsehung"; „Von der Seelenruhe"; „Von der Kürze des Lebens" u. a. m. 3) Drei **Trostschriften**: an seine Mutter Helvia; an **Marcia**, die Tochter des Historikers Cremutius Cordus, und an **Polybius**, des Claudius Freigelassenen und Günstling. 4) Die **naturwissenschaftlichen Untersuchungen** in 7 Büchern an denselben Lucilius, an den die Briefe gerichtet sind, „das bedeutendste Denkmal der römischen Physik und zugleich das physikalische Lehrbuch des Mittelalters, überall mit Moral durchflochten". 5) Endlich besitzt man noch unter Seneca's Namen eine von Witz und beißendem Spotte durchzogene Satire in Menippeischer Art, „Ein Spiel vom Tode des Claudius", die „Verkürbissung" (Apokolokyntosis) genannt, worin Prosa und Verse abwechseln, und eine Anzahl **Tragödien**, dem Sophokles und Euripides in Stoff und Form nachgebildet, selbst mit Beibehaltung des **Chors**, für den doch die römische Bühne keinen Raum hatte. Seneca † 65.

Wer der Verfasser dieser neun oder zehn Tragödien war, die eine alte Tradition dem Philosophen Ann. Seneca zuschreibt, kann nicht mit Bestimmtheit ermittelt werden; daß sie aber aus der Schule der Rhetorik des ersten Jahrhunderts hervorgegangen sind und nicht zur Aufführung auf der Bühne, sondern zu declamatorischen Vorträgen bestimmt waren, darüber ist man einig. Mit Ausnahme des letzten Stückes „Octavia" sind alle den griechischen Mythenkreisen entnommen: „Medea"; der „rasende Hercules"; der „Oetäische Hercules"; „Hippolytus"; „Oedipus"; „Agamemnon"; „Thyestes". Aber weit entfernt, der Wahrheit, Würde und Idealität der hellenischen Vorbilder nachzustreben, suchen die Tragödien Seneca's Effect zu machen durch überschwängliches Pathos und hohle Declamation, durch Uebertreibungen im Schrecklichen und Gräßlichen, durch den Prunk mythologischer Gelehrsamkeit und durch eine Fülle schimmernder Betrachtungen und witziger Sentenzen.

Seneca hat auf das Geistesleben der Mit- und Nachwelt mächtig eingewirkt. Im Gegensatz zu den Anschauungen der alten Welt, die den Menschen nur als Staatsbürger, das Sittliche nur in Beziehung auf Nation und Vaterland kannte und gelten ließ, erhob sich Seneca zum erstenmal auf einen höheren, rein menschlichen Standpunkt, lehrte ein Sittengesetz, das die ganze Menschheit umfassen sollte, und stellte eine ideale sittliche und göttliche Weltordnung dem gesunkenen und verderbten Reiche der Wirklichkeit gegenüber. Er war ein Mann von großer Begabung, der mit einer reichen und lebhaften Phantasie und einem productiven Geiste einen scharfen Verstand, ein umfassendes Wissen, ein empfängliches Gemüth verband; aber es fehlte ihm die Willenskraft, inmitten einer entarteten und entsittlichten Umgebung dem erkannten Guten und Wahren ohne Wanken anzuhangen, es fehlte ihm die Selbstbeherrschung, den lockenden Versuchungen zu widerstehen; es fehlte ihm der sichere Halt eines standhaften Charakters. Die überlieferte Angabe, daß der römische Philosoph, in dessen Schriften sich manche Uebereinstimmungen mit christlichen Doctrinen finden, mit dem Apostel Paulus in Verbindung gestanden, ist, wenn auch nicht unmöglich, doch geschichtlich nicht nachweisbar. — Wie zur Zeit der Republik Varro alle Merkwürdigkeiten, welche Italiens Völkerschaften in ihrem geschichtlichen, bürgerlichen und religiösen

Leben aufzuweisen hatten, in einem umfassenden Sammelwerke zusammenstellte, so hat in der Kaiserzeit der gelehrte Vielwisser **Caj. Plinius Secundus** aus Como in Oberitalien mit unermüdlichem Fleiße Alles zusammengetragen, was das Alterthum über die Natur im Allgemeinen wie in ihren einzelnen Theilen und Erscheinungen und über ihre Beziehungen zum Menschen erforscht und aufgezeichnet hat. Trotz der Staats- und Militärämter, die er bekleidete, fand er dennoch Muße zu den ausgedehntesten Studien, bis er als Märtyrer seiner Wißbegierde beim Ausbruch des Vesuv seinen Tod fand (§. 251). Plinius hat in seiner Naturgeschichte oder Encyklopädie der Naturwissenschaften (mit Einschluß der Astronomie, Geographie und Kunstgeschichte) der Nachwelt ein Riesenwerk hinterlassen, zu dem er die Kenntnisse aus mehr als 2000 Schriftstellern sammeln mußte. Ist auch die ungeheure Arbeit nicht in allen Theilen gleich zuverlässig und kritisch gesichtet, ist auch sein Stil ungleichartig, indem die Sprache bald hochtrabend und schwülstig, bald poetisch und dunkel, bald trocken und dürr erscheint, so ist doch das Werk für die allgemeine Menschenbildung von höchster Bedeutung. Sein Neffe und Adoptivsohn Plinius Secundus der Jüngere, ein Schüler Quinctilians und Liebling des Kaisers Trajan, durch den er zum Consulat und zur Statthalterschaft von Bithynien erhoben wurde, war ein edler, mit allen Gütern der Bildung und des Glücks ausgerüsteter Mann. Dem Cicero nacheifernd, verwandte er seine heitere, genußreiche Muße auf die Abfassung von Briefen an Trajan und an einige Freunde, deren Feinheit und Zierlichkeit in Sprache, Ton und Wendungen einen hohen Begriff von der geselligen Bildung und der geistreichen Unterhaltung der Zeit geben, die aber auch durch die Künstlichkeit und gezierte Manier den Beweis liefern, daß damals ein Werk der freien Geistesschöpfung schwerlich mehr entstehen konnte. Dasselbe geht auch aus Plinius' zweiter Schrift, der im Senat vorgetragenen Lobrede (Panegyricus) auf Trajan hervor, worin das Haschen nach geistreichen Wendungen und witzigen, feinen Ausdrücken den Leser von natürlichem Gefühl widerwärtig berührt (Vgl. §. 252.) Solche Lobreden wurden im 3. Jahrhundert massenhaft angefertigt. Sie wurden bei Jahresfesten und andern feierlichen Gelegenheiten von irgend einem angesehenen Rhetor in Gegenwart des Kaisers oder eines hohen Beamten gehalten. Was sich von niedriger Schmeichelei denken läßt, wurde von diesen Panegyrikern auf die Person des Kaisers gehäuft. Die zwei Reden des Galliers Claudius Mamertinus auf die beiden Kaiser Maximinus und Diocletianus, und des Rhetors Eumenius auf Constantius Chlorus überbieten sich im Eifer, die Herrscher zu verherrlichen und ihre Thaten mit denen der Götter und Heroen zu vergleichen. Das „Ersterben in Demuth" erscheint bei ihnen als die höchste Tugend. — Wenn Seneca und die beiden Plinius in Schriften und Leben die monarchische Zeit mit ihren Vorzügen und Fehlern abspiegeln, so ist der größte römische Historiker Cornelius Tacitus an Charakter und Gesinnung, an Bildung und Lebensanschauungen der alten Zeit und den untergegangenen Geschlechtern des Freistaats verwandt, und ragt wie die letzte starke Säule eines zertrümmerten Bauwerks in die anders geartete und anders gesinnte Kaiserzeit hinein. Wie es scheint, ist er zu Interamna (Terni) im südlichen Umbrien um das Jahr 52 oder 54 unserer Zeitrechnung geboren und unter Hadrian gestorben, ohne daß man den Zeitpunkt genauer angeben könnte. Nachdem er unter Vespasian einige obrigkeitliche Aemter bekleidet und sich dann der Schreckensherrschaft Domitians durch Schweigen und Zurückhaltung entzogen, wandte er sich unter Trajan in vorgerückten Jahren der Geschichtschreibung zu. Wenn der erwähnte „Dialog über die Redner", der ihm mit eben so viel Eifer abgesprochen als zugeschrieben wird, wirklich von Tacitus herrührt, so war er sein erstes Werk. — Wahrscheinlich noch unter der Regierung Nerva's, also im Jahr 97 und 98, um die Zeit seines Consulats, verfaßte Tacitus die treffliche Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters Agricola, des Eroberers von Britannien, der als ein echter Römer der guten alten Zeit geschildert wird, welcher „ein helles Licht im Dunkel der traurigsten Entartung", mitten in der allgemeinen Verdorbenheit dem römischen Nationalcharakter mit Ernst und Würde treu blieb. In das nächste Jahr 99 fällt die Abfassung der kleinen Schrift „Germania", worin der Geschichtschreiber die natürliche Beschaffenheit des deutschen Landes, die Sitten und Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner und die verschiedenen Volksstämme darstellte, wohl nicht nach eigenen Anschauungen und Erfahrungen, sondern nach älteren Aufzeichnungen oder mündlichen Berichten. Die

Randbemerkungen: Plinius d. Aeltere 23–79. — Plinius d. Jüngere 62–c. 110. — Die Panegyriker. — Cornelius Tacitus † nach 117.

Schrift ist eine „ethnographische Idylle", worin der Verfasser in klarer, aber lockerer Composition das vollständige Bild einer großartigen Volksweise mit Unbefangenheit und warmem persönlichem Interesse, wenn auch vom Standpunkte eines Römers entwirft, zugleich in der unverkennbaren Absicht, der einheimischen Verfeinerung und Sittenlosigkeit ein „kräftiges Naturleben" entgegenzustellen, die Schattenbilder römischer Verderbniß durch den Lichtglanz germanischer Volkstugend um so mehr hervortreten zu lassen, ein wahrhaft „goldenes Buch" für die Kunde der deutschen Vorzeit. — In den ersten Regierungsjahren Trajans begann sodann Tacitus das Hauptwerk „Historien", seine eigene Zeitgeschichte von Galba bis auf den Tod Domitians, wahrscheinlich in 14 Büchern, wovon aber nur vier ganz und vom fünften ein Theil erhalten sind, „ein in sich abgeschlossenes und in seinem Beginne dramatisch verlaufendes Ganze", an welches er in seinem Alter die Geschichte der Zeit unter und nach Nerva anzureihen gedachte. Aber da nach Beendigung der Geschichtsbücher Trajan noch am Leben war und es nicht passend scheinen mochte, jetzt schon Hand an dessen Geschichte zu legen, so wählte Tacitus das den Historien vorangehende halbe Jahrhundert seit Augusts Tod zur Behandlung. So entstand sein letztes Werk, die „Annalen" oder „Jahrbücher", eine aus den besten Quellen und den öffentlichen Tagesblättern (Acta) und Urkunden kritisch bearbeitete Uebersicht der inneren und auswärtigen Begebenheiten vom Jahr 14 bis 68 nach Chr. in 16 Büchern, wovon aber in der Mitte ein großer Theil und die zweite Hälfte des sechzehnten Buches verloren gegangen sind. — Tacitus beschreibt den Todeskampf des alten Römergeistes im Ringen mit dem immer weiter um sich greifenden Verderben; er betrachtet seine Zeit mit tragischem Ernste und zeichnet die bodenlose Entartung und das entsetzliche Sittenverderbniß mit dem bittern Unwillen, den eine edle vaterländische Natur bei dem tiefen Verfall der Nation empfindet. „Er gehörte zu den wenigen edlen Menschen seiner Zeit, er glaubte an die Würde der menschlichen Natur und war von Bewunderung für die besseren alten Zeiten erfüllt, in denen jeder Einzelne nur so viel galt, als er werth war, in welchen der Bürger, von edlem Selbstgefühl gehoben, sich seiner Bedeutung im Staate bewußt war und durch Verdienste den Beifall seiner Mitbürger zu erlangen strebte." Dieses Ideal der alten Zeit und ihrer Freiheit tief im Herzen tragend und mit Sehnsucht auf dieselbe zurückblickend, hegt er doch keine Hoffnung, daß die Republik wieder erstehen könne, und zeigt keinen Weg zu derselben zu gelangen; vielmehr fügt er sich mit stiller Ergebung in die bestehenden Zustände und preist die Einhaltung ihrer überlieferten Sitte und dessen, was mit der eigenen Ehre vereinbar ist, und die aus verständiger Einsicht in das Mögliche hervorgehende Mäßigung als die einzige zeitgemäße praktische Tugend. Mit ergreifender Tiefe und Menschenkenntniß zeichnet er die innersten Regungen entarteter Gemüther, die Schlechtigkeiten, die Ränke und das ganze, von Ehrsucht, Neid, von Begierden und Leidenschaften aller Art erregte und bewegte Treiben eines überbildeten, sittenlosen und schwelgerischen Hofes; er schildert mit Trübsinn und Verzweiflung die Lasterhaftigkeit und Gemeinheit des ganzen Geschlechts, kehrt die geheimsten Falten des Seelenlebens, die innerste Natur der Handelnden zu Tage, um aus ihrem Charakter die Motive ihrer Thaten zu entnehmen, und zerreißt den Schleier der Heuchelei und Verstellung, der die wahren Triebfedern verhüllt; in zweifelhaften Fällen ist er mehr geneigt, unlautere Beweggründe anzunehmen, dabei ist er aber nicht blind gegen menschliche Größe und Tugend. Der Heldensinn eines Drusus, Germanicus, Armin, die weibliche Würde einer Thusnelda und Agrippina, die Seelengröße eines Thrasea Pätus, Helvidius Priscus und Seneca finden bei ihm die verdiente Anerkennung; ja es thut seinem für Freiheit, Vaterland und Menschenwürde glühenden Herzen wohl, solche Größen als glänzende Sterne in der allgemeinen Dunkelheit leuchten zu lassen. Denn sein Streben ging dahin: „den erschlafften weichen Gemüthern einer entarteten Zeit die verlorene Federkraft wieder zu geben und gleichgestimmte Seelen gegen den Druck der Umstände zu stählen". Seine Darstellung und Ausdrucksweise ist trotz der körnigen gedankenreichen Kürze, der veralteten oft poetisch gesteigerten Sprache und des abgerissenen, mitunter bis zur Dunkelheit verstümmelten Satzbaues nicht ohne künstlerische Sorgfalt und Berechnung, nicht ohne rednerischen Vortrag. Den mit großer Genauigkeit erforschten Thatbestand ohne persönliche Eingenommenheit für oder wider mit der größten Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit darstellend, gibt er doch in der Wahl und Färbung der Ausdrücke den Antheil seines Ge-

müthes kund. Und wie seine Anlage und Schilderung dramatisch lebendig ist, so ist sein Ton vorherrschend elegisch, voll schmerzlicher Wehmuth über all das Unglück, das er zu schildern hat, voll Trauer über den Verlust einer theuern Vergangenheit, voll Sehnsucht nach einer schöneren Zeit und voll trüber Gefühle über die eigene Vereinsamung unter einem verderbten Geschlecht. Dieser schwermüthige Ton, der über das Ganze ausgegossen ist, macht einen ergreifenden Eindruck auf den Leser.

§. 258. **Philosophie und Religionswesen.** Die Lehren des Epikuros und Zenon (§. 152) behaupteten in den zwei ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung ihre Herrschaft über die Geister im römischen Weltreich. Wenn die Ansichten der Epikureer, daß die irdische Glückseligkeit Zweck und Ziel alles Daseins sei und daß man die Spanne Zeit, die zwischen Geburt und Tod in ewigem Wechselspiel dahineilt, sorglos genießen solle, dem leichtsinnigen, genußsüchtigen Geschlecht sehr zusagte, so suchten ernstere Naturen, denen die sittliche Entartung des Volkes und der Mißbrauch der Herrschergewalt auf dem Throne widerwärtige Erscheinungen waren, die es verschmähten, dem Zeitgeist zu dienen und dem gekrönten Laster zu schmeicheln, einen Halt in der Stoa und in der inneren Freiheit. Unter dem Regiment der Lüste bildeten die Stoiker die Opposition gegen Hof und Regierung und hatten darum manche Verfolgung zu erleiden, aber zur Zeit Hadrians und der Antoninen wurde ihre Lehre die begünstigte Staats- und Modephilosophie. Hatten die Stoiker vor ihren Gegnern eine tiefere Sittlichkeit, ein lebhafteres Pflichtgefühl voraus, so gaben sie dagegen durch ihr anmaßendes, rechthaberisches Wesen, durch ihre Tadelsucht und durch das hochmüthige Selbstgefühl, in dem sie sich mit ihrer Tugend brüsteten, häufig Aergerniß, zumal da der Philosophenmantel gar oft als Hülle dienen mußte, die sittliche Blöße zu bedecken und die Lebensweisheit oft nur in Schuldoctrinen und erlernten Sittengeboten bestand. Auch das plebejische Seitenstück der Stoa, die kynische Philosophie (§. 116), trat in dieser Zeit der Gegensätze wieder drastischer hervor, ein „Aushängeschild, unter dem sich eine Menge unreiner Elemente versteckte“.

„Die Masse dieser „Bettelmönche“ des Alterthums“, so werden die Anhänger der von Lucian so sehr verspotteten „Hundephilosophie“ dieser Periode von Zeller und Friedländer geschildert, „wurden durch Gemeinheit, Widerlichkeit und Unverschämtheit wenigstens in Griechenland zur wahren Landplage. Eine carikirende Nachahmung des Diogenes und Antisthenes in äußerer Erscheinung, Tracht, Lebensweise und Betragen, das war Alles, worin sich die auf Bedürfnißlosigkeit, Weltentsagung und Erhebung über alle menschlichen Schwächen beruhende sittliche Freiheit bei nur zu Vielen bekundete, die man an dem zerlumpten Mantel oder gar einem Bärenfell, dem unverschnittenen Haar und Bart, dem Stab (gelegentlich auch einer Mörserkeule) und Ranzen als Cyniker erkennen sollte. Die weltbürgerliche Heimathlosigkeit wurde hier zur Landstreicherei, die Rückkehr zum Naturzustande zu ekelhafter Unfläthigkeit, von der Epiktet in einem besonderen Vortrag beweisen zu müssen glaubte, daß sie keineswegs ein Erforderniß für Philosophen sei. Die Besitzlosigkeit mußte als Vorwand für freche Bettelei und niedriges Schmarozerthum dienen, die Selbsternennung zum Erzieher der zurückgebliebenen Menschheit und zum Arzt ihrer Gebrechen Zudringlichkeit und Marktschreierei rechtfertigen, pöbelhafte Grobheit statt derben Humors den Predigten dieser antiken Capuziner zur Würze dienen“. Doch fehlte es auch unter den Cynikern nicht an einzelnen edlen und würdigen Gestalten, die ihre Grundsätze im Leben bethätigten, wie Demetrius in Rom, dem auch Seneca mit Hochachtung begegnete, und Demonax in Athen, der als Tugendprediger und Sittenlehrer selbst bei Lucian und Epiktet Geltung fand und Lob erntete.

Neben diesen Schulen zählte auch die Akademie, die peripatetische und pythagoreische Philosophie viele Anhänger, und manche selbständige Männer flüchteten sich aus dem Gewirre der Meinungen und Anschauungen in die Skepsis, oder wählten aus den vorhandenen Lehrmeinungen das zum praktischen und vernünftigen Leben Zweckmäßige aus und verbanden es zu einem Eklekticismus oder Synkretismus. In dem pyrrhonischen Skepticismus, dem im Anfang des dritten Jahrhunderts Sextus Empiricus durch seine beiden Hauptwerke „Pyrrhonische Entwürfe“ und „Wider die Mathematiker“ die schärfste Prägung gab, wurde das System der Negation und des Zweifels auf die Spitze getrieben. Nach seiner Behauptung ist das menschliche Erkennen seiner Natur nach nicht im Stande, zu einer objectiven Gewißheit der Wahrheit zu gelangen; ein subjectives Fürwahrhalten sei das Höchste, was der forschende

Geist erringen könne. Indem aber so der Skepticismus durch die Negation aller objectiven Wahrheit in der Wissenschaft und im Leben dem philosophirenden Geiste alle Nahrung entzog, schaffte er Raum für neuen Anbau und edlere Früchte.

Schwärmerei und Synkretismus. Aber ehe die christliche Lehre den vom Skepticismus verwüsteten Boden der heidnischen Philosophie besetzen und mit neuen Saaten bestellen konnte, wurde derselbe von einer wilden Schaar phantastischer Schwarmgeister zum Tummelplatz gewählt, welche die herrlichen Gebilde edler Weisheit mit den Erzeugnissen einer ungezügelten Phantasie, einer unklaren Mystik und eines verschrobenen Wahn- und Aberglaubens zu einer unnatürlichen Mischung fremdartiger Lehr- und Glaubenssätze verbanden. Es war die Sehnsucht des Herzens nach Erlösung aus den Banden der philosophischen Schulphrasen und der abgestorbenen Volksreligion, was viele Römer des zweiten und dritten Jahrhunderts in den Zauberkreis orientalischer Geheimlehren führte; es war das Bedürfniß eines inneren Lebens inmitten der allgemeinen Erschlaffung und Sinnentaumels, was schwache Naturen antrieb, in Mystik, Aberglauben und Wunderglauben einen Halt zu suchen; es war der Mangel an höheren Lebenszwecken und die Oede einer übergebildeten, an allen Genüssen gesättigten Zeit, was die blasirten Stadtbewohner Gauklern und Geisterbeschwörern, Zauberern und Wundermännern in die Hände lieferte und die große Menge in die geheimen Religionsweihen, Mysterien und Orgien stürzte; es war die tiefwurzelnde überlieferte Verehrung für die heiligen Namen Pythagoras und Plato, was den Schwärmern und Propheten, den Magiern und Sectenstiftern Anhänger und Bekenner erwarb, indem das schlaffe Geschlecht mit Begierde nach einem Lehrsystem griff, das dem Hang nach dem Mystischen und Wunderbaren mit einem glänzenden Namen entgegenkam und dem hinwelkenden Heidenthum in seiner Rathlosigkeit eine neue Stütze und eine Waffe gegen das Christenthum verlieh. Aus diesen und andern Quellen floß die Mischung der Religions- und Lehrkreise, der philosophische und religiöse Synkretismus, welcher das junge Christenthum in seinem stillen Gange umstellte und zu verschlingen drohte; auf diesem üppigen Sumpfboden pflanzten die Schwarmgeister, welche die philosophische Negation mit dem feindlichen Gegensatz angeblicher Geheimlehren und übernatürlicher Wunderkräfte vertauschten, ihre sinnlich-phantastischen Gebilde auf und setzten der praktischen Lebensweisheit der älteren Philosophen und der einfachen Glaubens- und Sittenlehre der Evangelien einen Lehr- und Glaubenskreis entgegen, worin alle unklaren und unlauteren Richtungen und Bestrebungen der Zeit Raum zur Bethätigung fanden. Indem sie griechische und orientalische, namentlich jüdische und ägyptische, Vorstellungen und mythische Allegorien zusammengossen, umstrickten sie den schwachen Menschensinn mit einer angeblichen „Geisterkunde", mit Geheimlehren über die verborgenen Kräfte der Natur, die der Kundige und Eingeweihte sich dienstbar machen könne, mit trügerischen Vorstellungen von Wunder- und Zauberkräften, von Prophetengaben, Wahrsagerei und Hellsehen, mit Mysterien, Symbolen und abergläubischen Gebräuchen.

Schon zur Zeit Caligula's kam der gelehrte Jude **Philo**, ein älterer Zeitgenosse des Apostels Paulus, aus einem angesehenen, wahrscheinlich priesterlichen Geschlechte Alexandriens, in Angelegenheiten seiner Glaubensgenossen als Mitglied einer Gesandtschaft nach Rom. Er war der erste wissenschaftlich gebildete Mann, der die Resultate der griechischen Philosophie, besonders der platonischen und stoischen, mit den Glaubenssätzen der Juden und den religions-philosophischen Lehren des Morgenlandes in Verbindung brachte, um zu beweisen, daß die religiösen Wahrheiten und die Erkenntniß des Höchsten, welche die vollkommensten Weltweisen des Heidenthums auf dem Wege idealer Speculation und begeisterter Bestrebung errungen, dem jüdischen Volke durch Gesetz, Sitte und Offenbarung zu Theil geworden, und die heiligen Ueberlieferungen der Hebräer mit platonischen Lehrsätzen zu begründen und zu erläutern. Und wenn auch die von ihm in Umlauf gesetzten „speculativen Ideen" auf die heidnischen Zeitgenossen nicht von bedeutender Wirkung waren, so hatten sie um so größeren Einfluß auf die Entwickelung der christlichen Glaubenslehren und der griechisch-römischen Religionsphilosophie des 3. Jahrhunderts. Philo war der Repräsentant eines ähnlichen Idealismus im Judenthum, wie die Neu-Platoniker im Heidenthum. Eingeweiht in die ältere griechische Philosophie, aus der er die Grundlehren aller menschlichen Bildung schöpfte, und beseelt von dem Streben, das verborgene Wesen Gottes zu begreifen und zu entwickeln, war er zugleich ein gläubiger Bekenner und Lehrer der heil. Schrif- Philo c. 40.

ten seines Volkes, die er über jede andere Weisheit stellte, und hatte bei seinen rhetorisch gefärbten, aber mit einer gewissen Begeisterung verfaßten zahlreichen Schriften hauptsächlich die Rechtfertigung und Verherrlichung seiner vaterländischen Religion zum Zweck. Er vertheidigte darin die erhabenen Wahrheiten über Gott, wie sie im alten Testamente enthalten sind, und die religiösen Anschauungen der Israeliten gegen Heiden und ungläubige Juden. „Nachdem er sich sattgetrunken an den Quellen griechischer Wissenschaft, hält er gleichwohl fest am schroffen Gegensatze Gottes, als der allein sei, Jahve's und der Welt; und von der einen im Mosaismus enthaltenen Wahrheit, welche durch Allegorie herauszufinden, ist ihm alle übrige Weisheit nur zersplitterte und getrübte Ausstrahlung. An die Stelle der heidnischen Götter setzt er geistige, von Gott zuerst geschaffene Kräfte, die zwischen ihm und den endlichen Dingen vermitteln und im Logos zusammenlaufen, der stoischen Weltvernunft, welche mit dem Engel Jahve's übereinkommt. Nur darin, daß er die Gebrechen und Schäden des Endlichen auf die Materie zurückführt, d. h. Gott als den Bildner, nicht Schöpfer der Welt betrachtet, um die Mangelhaftigkeit des Werkes mit der Vollkommenheit des Urhebers auszugleichen, wird seine hebräische Rechtgläubigkeit von der Philosophie übermeistert." — Ob das Auftreten des wunderthätigen Weisen **Apollonius von Tyana**, der den heiligen Traditionen und Mythen überlieferten und mit vielerlei Zusätzen späterer Jahrhunderte erweiterten und entstellten Glaubenskreis der Pythagoreer in ähnlicher Weise als Reformator verklärt haben sollte, wie Jesus von Nazareth die mosaische Jehovahreligion, auf die damalige Generation einen merklichen Eindruck hervorgebracht hatte, möchte bezweifelt werden; die romanhafte Darstellung seines Lebens und Wirkens durch **Philostratus** gehört erst dem 3. Jahrhundert an, als das Christenthum und die neuplatonische Philosophie bereits die Blicke der Römer auf den Orient gerichtet und der Glaube an Wunderkräfte, an Geheimlehren und Mystik, an übernatürliche Einwirkungen in das Menschenleben alle Klassen durchdrungen hatte. Daß aus seiner Schule der Magier und Wahrsager **Alexander von Abonoteichos** hervorgegangen, dessen Trugkünste und Gaukelwesen Lucian mit der Lauge seines Spottes und seiner Satire übergossen, läßt schließen, daß auch der pythagoreische Prophet von Tyana dem Kreise der Magier, Wunderthäter und magischen Hellseher angehört habe, an denen der Orient damals reich war, die von der Leichtgläubigkeit der Menge Ehre, Ruhm und Vortheil zogen, und daß das ideale Charakterbild eines begeisterten und von den Göttern wunderbar verherrlichten Weisen und Menschenfreundes durch Philostratus nur ein Erzeugniß des religiösen und philosophischen Synkretismus seiner Zeit gewesen. Von der wachsenden Verbreitung der **Schwärmerei** und des **Mysticismus**, des **Aberglaubens** und **Wunderglaubens** während und nach dem Zeitalter der Antonine zeugt ein höchst eigenthümlicher Mann, **Appulejus** (geb. 126 oder 132) aus der Provinz Afrika, der in Rom die lateinische Sprache und Literatur kennen gelernt, „die Wissenschaft und die Thorheiten seiner Zeitgenossen auf vielfältigen Reisen erforscht", und dann in Karthago als Lehrer der Rhetorik glänzte und durch eine große Menge Schriften römische Cultur unter seinen Landsleuten verbreitete. Von diesen Schriften ist ein satirisch-phantastischer Roman: „**vom goldenen Esel**" am berühmtesten. In ihm findet man die Hauptcharakterzüge der damaligen Literatur, — „eine Sprache, die sich in die rein poetische Form verirrt, eine eitle und überschwenglich fromme Schwärmerei, die sich in den bloßen Gebilden der Phantasie, im Dunkel der Bilder und Symbole, im Schwulst der Darstellung und in abergläubischen Erdichtungen gefällt, und eine unerhörte sittliche Verdorbenheit, vermöge deren der Schriftsteller den frommen und schwärmenden Seelen die Zeit durch schlüpfrige Gemälde von solchen Lüsten kürzt, welche zu verabscheuen er den Schein annimmt." Unter den zahlreichen in die Metamorphosen des goldenen Esels eingeflochtenen Geschichten ist das Märchen von „Amor und Psyche" am bekanntesten. Die liebevolle Behandlung der Erzählung zeugt von seltenem Verständniß des Dichters „für die wilden Blumen der Poesie, welche die poetischen Kunstgärtner und deren Bewunderer vornehm ignorirten." Mit den phantastischen Lehren des **Neu-Platonismus** begründete Appulejus eine neue Geisterkunde und eine auf geheimnißvoller Erkenntniß der Natur beruhende und mit mystischen Weihen und Symbolen zusammenhängende Zauber- und Wahrsagekunst. Der Schutz und Beifall, den solch mystisches Treiben in den höchsten Kreisen des Lebens fand, bewirkte, daß sich eine Menge charakterloser, aber geistreicher Männer dieser Richtung hingaben und von den Schwächen und Thorheiten der Welt Vortheil zu ziehen suchten. An allen Lehranstalten, besonders in Athen und Kleinasien, gab es Gelehrte, Rhetoren und Philosophen, die ihren mystischen Kram und ihre

Apollonius v. Tyana 3—96.

Appulejus c. 160.

phantastischen Schwindeleien für tiefsinnige Weisheit und wunderwirkende Geheimlehren ausgaben.

Religionsphilosophie und Mystik. Neben der **mittleren Akademie**, welche Plato's Lehrsätze in völligen Skepticismus auflöste, ging die dogmatische Speculation ihren stillen Gang fort und hielt, im Gegensatz zu der negirenden Zeitrichtung des ersten Jahrhunderts, an der Möglichkeit einer Erkenntniß des Uebernatürlichen fest, ihren forschenden Geist hauptsächlich auf die Ergründung des Göttlichen und sein Verhältniß zur Welt und Menschheit richtend. Die genialen Phantasiegebilde des großen Weisen als reale Wahrheiten und wissenschaftliche Glaubenssätze hinstellend, bauten die Männer des speculativen Denkens allmählich ein religiös-philosophisches Lehrgebäude auf, in welchem sie Alles, was die verschiedenen Religionen und Philosophien Homogenes in Theorie und Praxis ausgebildet hatten, mit der Platonischen Ideenlehre verbanden und eine Weltanschauung schufen, die durch ihren Reichthum an geheimnißvollen und mystischen Lehren und Symbolen den Sinn mächtig gefangen nahm und sich, in weite Kreise verbreitend, gleichsam die geistige Atmosphäre wurde, in die sich die gesammte Zeitbildung hüllte. Aus Platonischen und orientalischen Elementen und Weisheitsschätzen wurde der religiöse und philosophische Synkretismus aufgebaut, in welchem morgenländische und abendländische Speculationen, Denkweisen und Religionsformen zu einem wunderlichen Ganzen sich verschmolzen und ein „geistiges Pantheon" errichtet ward, worin die Götter, Mythen und Symbole der verschiedensten Völker gleichsam verklärt und durch allegorische Deutungen in das Reich der Ideen erhoben sich wiederfinden sollten, wo die strenge Tugend- und Enthaltungslehre der Stoiker auf die Höhe orientalischer Ascetik gesteigert und der Wunder- und Dämonenglaube, wie er sich im Keime bei Plutarch, in weiterer Entwickelung bei Appulejus fand, zu schwärmerischen Phantasiegebilden erweitert wurde; wo man mit Wollust sich in die Geheimnisse der Mystik versenkte und die alte Volksreligion, die man durch allegorische Ausdeutung ihrer Mythen und Götterlehren vergeistigte, mit schwärmerischer Gluth gegen die überwältigende Macht des Christenthums zu vertheidigen suchte. „Die neue Geistesrichtung," sagt H. Ritter, „verkündete sich in einer göttlichen Verehrung der hochbegabten Männer, welche man als Stifter eines heiligen Lebens ansah, in der Vermischung aller Formen des Gottesdienstes, in der Sehnsucht nach mystischer Vereinigung mit dem Göttlichen, welche theils durch äußere Enthaltsamkeit, theils durch phantastische Gebräuche gewonnen werden sollte und gegen welche das thätige Leben bald mehr bald weniger als ein unheiliges Wesen zurücktrat."

Die wissenschaftliche Seite dieses Synkretismus fand ihren entschiedensten Ausdruck in der **neuplatonischen Philosophie**, die in der ägyptischen Weltstadt Alexandrien, wo hellenische Philosophie, orientalische Religionsspeculation, Judenthum und christliche Glaubenslehren sich berührten und in einander übergingen, ihren Ursprung hatte. Als Gründer der Schule galt **Ammonius Sakkas** aus Alexandrien, der, von christlichen Eltern im Christenthum erzogen, in der Folge, als er zum selbständigen Denken gereift war, zur heidnischen Philosophie überging. Seine aus einer eklektischen Zusammenstellung und Verschmelzung platonischer, pythagoreischer, aristotelischer und orientalischer Ideen und Aussprüche bestehende Philosophie, worin die bedeutsamsten Errungenschaften heidnischer Weisheitslehre zu einem System verbunden und als Bollwerk gegen das wachsende Christenthum aufgestellt waren, wurde mündlich einem kleinen Kreise wißbegieriger und begabter Jünger mitgetheilt und längere Zeit als Geheimlehre bewahrt, deren Verständniß nur den Eingeweihten zugänglich war, daher auch der Meister selber nichts Schriftliches hinterlassen hat. Aber sein großer Schüler **Plotinus** aus Lykopolis in Aegypten wurde für Ammonius, was Plato für Sokrates gewesen: er machte dessen Lehren bekannt, die aber unter seinen Händen und durch seinen phantasiereichen Geist eine gänzliche Umgestaltung und Fortbildung erfahren haben. Nachdem er zehn Jahre lang den Ammonius gehört, schloß er sich achtunddreißig Jahre alt (im J. 242) einem Kriegszug des Kaisers Gordianus nach Persien an, um die Weisheit des Morgenlandes in ihren Geburtsstätten Indien und Iranien kennen zu lernen. Die Ermordung des Kaisers vereitelte Plotins Plan; er kehrte nach Antiochien zurück, von wo er zwei Jahre später nach Rom übersiedelte (244). Hier fand er einen bedeutenden Wirkungskreis. Aus der Nähe und Ferne strömten Jünglinge und Männer zu seinen Vorträgen und wurden von ihm für platonischen Idealismus, für ascetische Tugendübung, für Weltentsagung, für stilles beschauliches Leben gewonnen und begeistert. Sein würdevolles Wesen, in welchem

Die neuplatonische Philosophie.

Ammonius Sakkas † c. 243.

Plotinus 205—270.

der orientalische, auf contemplativer Versenkung in die Tiefe des göttlichen Geistes gegründete Ernst mit hellenischer Milde und Heiterkeit gepaart war, seine ascetische Strenge, seine Enthaltsamkeit von allen sinnlichen Genüssen, sogar von Fleischspeisen, verschafften ihm das größte Ansehen, so daß er 26 Jahre lang als Prophet, Heiliger und Wunderthäter verehrt ward, und daß, so lange es Heiden gab, „seine Altäre nicht erkalteten". Der Kaiser Galienus und seine Gemahlin, so wie die ersten Männer und Frauen Roms nahmen seine Lehre „wie eine himmlische Botschaft" auf; und viele vornehme Eltern bemühten sich vor ihrem Tode, ihre Kinder der Obhut des „heiligen göttlichen Wächters" zu übergeben. In seinen letzten Jahren durch Krankheit schwer heimgesucht, starb Plotin, 66 Jahre alt, in den Armen seines Schülers **Eustochius**. Ein anderer begeisterter Jünger, **Porphyrius** (ursprünglich Malchus) aus Tyrus, ein gelehrter, strebsamer Mann, aber ohne Plotins Tiefsinn, Genialität und prophetischen Schwung, beschrieb das Leben seines Meisters und war bemüht, den neuplatonischen Lehren durch Schriften und Vorträge im Abendlande Verbreitung zu verschaffen, zugleich das Christenthum in einer nicht mehr erhaltenen Schrift mit seinen innern Widersprüchen bekämpfend. Von Porphyrius rührt auch die Anordnung und Zusammenstellung der Schriften her, die Plotin, der griechischen Sprache nur unvollkommen mächtig, nachlässig verfaßt hatte, mehr auf die Tiefe des Inhalts, als auf die Form bedacht; daher man auch von jeher über die Dunkelheit seiner in sechs „**Enneaden**" zusammengestellten Werke geklagt hat. Seine Darstellung ist oft verworren und breit.

Porphyrius 233—305.

Jamblichus † c. 333.

Noch einen Schritt weiter als Plotin ging **Jamblichus** aus Chalkis in Cölesyrien, der eigentliche Schöpfer des philosophischen Synkretismus. Hatten Plotinus und Porphyrius in der Anschauung Gottes mittelst Ekstase, in der mystischen Vereinigung der durch Contemplation und Tugendübung gereinigten Seele des Weisen in seligen Augenblicken des Entzückens den höchsten Triumph und das Ziel alles philosophischen Forschens und Strebens erkannt, so suchte Jamblichus, des letzteren Schüler, die sinnlichen Vorstellungen des Orients und den abergläubischen Dämonenglauben der Zeit mit dem Platonischen Idealismus und der Zahlenmystik der Pythagoreer verbindend, mittelst einer ausgebildeten Geisterkunde und theurgischen Symbolik den Glauben an das Hereinragen der Geisterwelt in das Menschenleben zu begründen. Indem er die Götter, Engel, Dämonen und das gesammte Geisterreich in Reihen und Ordnungen zusammenfaßte, lehrte er, wie durch Zauberkünste und Symbole, durch Gebete, Beschwörungen und Ceremonien, durch Weihungen, Priestermacht und alle Arten von Mantik die Menschen diese Dämonenwelt zu sich heranziehen und sich dienstbar machen können.

Longinus c. 213 273.

Unter den Schülern des Ammonius Sakkas erlangte neben Plotin den größten Ruhm Cassius **Longinus**, sowohl durch seine große Gelehrsamkeit und umfassenden Kenntnisse in verschiedenen Wissenschaften, als durch seinen männlichen Charakter und sein edles Leben. Longinus war ein klarer Denker und eifriger Forscher nach echter philosophischer Wahrheit, daher ihn auch weder der nebelhafte Neuplatonismus, dem er sich anfangs zuwandte, noch irgend eine andere der herrschenden Philosophenschulen auf die Dauer zu fesseln vermochte. Nachdem er seinen Geist an der gesunden Nahrung der echten Schriften Plato's und anderer großen Denker gestärkt und durch weite Reisen ausgebildet hatte, lebte er einige Zeit in Athen als Lehrer der Rhetorik und Philosophie und widmete sich dann dem thätigen Leben, ohne jedoch den Studien und der Wissenschaft zu entsagen. Er verfaßte viele Schriften, die aber bis auf das eine Werk „über das Erhabene" sämmtlich untergegangen sind; allein das Erhaltene ist durch correcte Sprache, durch Lebendigkeit der Darstellung und durch Gediegenheit des Inhalts so hervorragend, daß es den Verlust der übrigen um so schmerzlicher macht. Von seinem späteren Schicksale als Minister und Rathgeber der Königin Zenobia in Palmyra, bis zu seinem gewaltsamen Tode, den er mit der Ruhe und Stärke eines Helden und Weisen ertrug, werden die folgenden Blätter berichten.

Ausgang und Wirkung des Neu-Platonismus.

Proklos 412—485.

Die letzte Ausbildung erhielt der Neuplatonismus im 5. Jahrhundert zu Athen durch **Proklos**, die letzte Säule des hinwelkenden Heidenthums, dessen Religionsübungen er, verlästert und verfolgt, nur im Geheimen obliegen durfte. Es ist ein klägliches Zeugniß von der geistigen Ohnmacht der altersmüden Religionen, daß ein Mann von ausgezeichneter Bildung, von vielseitigen Kenntnissen (wie seine erklärenden Schriften über Plato beweisen), von dichterischen Anlagen, sich auf dem classischen Boden Athens mit abenteuerlichen Phantasiegebilden trägt, an die alten Mythen und Cultusgebräuche sich anklammert und in der Afterweisheit entarteter Schulen, welche ihre entstellten und mißbrauchten Lehren mit altehrwürdigen Philosophennamen deckten, die Sehnsucht des Herzens zu stillen sucht. Die Schüler des Proklos, **Isidorus**, **Damascius** und

Simplicius, waren die letzten Verkünder der heidnischen Philosophie. Als unter Justinian ihre Hörsäle geschlossen wurden, suchten sie eine Zufluchtstätte in Persien, wo sie das gelobte Land ihrer Träume und Speculationen zu finden hofften. Aber getäuscht in ihren Erwartungen, kehrten sie in die Heimath zurück, wo sie ungefährdet, jedoch mit geknickten Hoffnungen und zweifelnder Seele ihr Leben in Dunkelheit beschlossen. Doch trug der Neuplatonismus zu viele dem Christenthum ähnliche Elemente in sich, als daß sich seine Wirkungen nicht auch bald bei den christlichen Schriftstellern hätten kund geben sollen. Gleich dem Christenthum vorzugsweise auf Belebung der inneren Gefühlswelt, auf das Geistige und Sittliche gerichtet, übte der Neuplatonismus einen unverkennbaren Einfluß auf die Ausbildung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre und auf deren älteste Verkünder, die Kirchenväter.

Volks- und Staatsreligion. Dieselbe Richtung zum Mystischen und Geheimnißvollen gab sich auch in den heidnischen Religionen kund. Während die gebildeten Klassen im römisch-griechischen Weltreich in den Philosophenschulen und ihren speculativen und praktischen Lehrbegriffen einen sittlichen Halt fürs Leben, ein Ziel für die Sehnsucht des Herzens, einen Trost und Hoffnungsanker in den Stürmen der Zeit suchten und bei der Auflösung und Zerrüttung der Außenwelt und der gesellschaftlichen Formen die Einheit des Glaubens, Denkens und Seins in ihrem Innern zu begründen sich abmühten, stand das Volk hülflos und rathlos einem Religionswesen gegenüber, dem aller höhere Gehalt abhanden gekommen war, dem die Gebildeten, durch die philosophischen Lehren auf erhabenere Vorstellungen geführt, gleichgültig oder ungläubig den Rücken zuwandten, in dem die alten Cultusformen, Feste, Opferhandlungen und Gebete nur noch als ein leeres Gehäuse, als ein seelenloser Körper fortbestanden, an welchen die Menge aus Gewohnheit, aus Verehrung für die Ueberlieferungen der Väter, aus süßer Erinnerung an die unbefangene Jugendzeit festhielt, ohne Andacht, ohne Glaubenswärme, ohne Ueberzeugungstreue. Als aber der Cultus der alten Götter seine Macht verlor auf das Menschenherz, seitdem in der Literatur und im Christenthum sich so starke Gegner wider dieselben erhoben; da suchte das Volk Halt und Trost für die Aengsten des Lebens in geheimen Religionsweihen, in orientalischer Glaubensmystik, in wüster Religionsmengerei (Synkretismus, Theosynkratie). Neben dem Dienst des syrischen Sonnengottes Baal, den Kaiser Heliogabalus nach Rom verpflanzte (§. 260) und neben den unzüchtigen Symbolen und Gebräuchen des phantastischen Cultus der „großen Mutter", wurde besonders der persische Mithrasdienst und der Cultus der ägyptischen Götter Isis und Serapis Mittelpunkt abergläubischer Ceremonien und Geheimlehren. „Der Pomp der orientalischen Culte war auf die Sinnlichkeit wohl berechnet; ihr umständliches Ceremoniell imponirte der Einfalt, in ihren Symbolen, Wundern und Geheimnissen ahnten Gläubige eine höhere Offenbarung, der mystische Hang nach inniger Vereinigung mit dem Göttlichen fand hier vollste Befriedigung." An die Verehrung des Mithras und der großen Mutter und des Attis waren geheime Ordensbrüderschaften oder Religionsgenossenschaften geknüpft, in die man durch schwere Büßungen und Läuterungen, durch die „Züchtigungen" der Mithreen und durch die „Bluttaufe" der Taurobolien aufgenommen wurde.

Die Mithrasbrüderschaft war als geheimer Orden über das ganze Reich verbreitet, wie die zahlreichen „Mithreen" beweisen, enge Zellen in natürlichen oder künstlichen Höhlen mit Altären, Bildwerken, Symbolen, welche man in Rom, in Alexandrien und in vielen Orten nördlich von den Alpen und der Donau entdeckt hat. Vorgefundene Todtenschädel scheinen anzudeuten, daß die „Züchtigungen" bisweilen mit dem Leben bezahlt wurden. Auch die Neuplatoniker, besonders Porphyrius, empfahlen die „Läuterung der Seele" durch den Mithrasdienst als Trost für dieses und jenes Leben. Der Name des Sol invictus, des streitenden, aus dem Kampfe mit den Mächten der Finsterniß immer von Neuem siegreich hervorgehenden Königs der himmlischen Heerschaaren, der dem Mithras beigelegt ward, ist ein neuer Beweis für die Theokrasie des dritten Jahrhunderts, für den Hang der damaligen Menschheit, durch Vermischung der verschiedenartigsten Cultuselemente das religiöse Bedürfniß zu befriedigen. In diesem Sinne war Mithras das Vorbild des römischen Kaisers, der höchsten Siegesmacht auf Erden.

Es ist eine merkwürdige und rührende Wahrnehmung, wie im dritten Jahrhundert die von Zweifeln und von Unruhe des Herzens umstrickte Heidenwelt sich abmüht, auf dem

Boden der alten Religionen Lehren und Anschauungen zu erzeugen, welche die Sehnsucht des Herzens nach Erlösung, nach einem mit Bewußtsein und Glückseligkeit verbundenen Fortleben der Seele über die Pforten des Grabes hinaus befriedigen, dem leeren Erdenleben einen ernsteren Inhalt, ein dauerndes Ziel verleihen sollten. Wie unerquicklich auch die einzelnen Erscheinungen sein mögen, welche die Geschichte dieser Zeit uns auf jedem Blatte vorführt, der zunehmende Wunder- und Dämonenglaube und der heidnische Fanatismus, die Mystik und die bis zur Schwärmerei gesteigerte Entsagung: es sind großentheils Bemühungen der nach Erlösung von den Banden des ewigen Todes ringenden Menschheit; sie hatten den Zweck, mit den dämonischen Gewalten und Göttersystemen, die sich nach dem Volksglauben schichtweise zwischen sie und die höchsten Güter ihres Daseins gelagert hatten, ein Abkommen zu treffen, auf weiten und verschiedenartigen Umwegen zu dem Glauben einer Fortdauer der Seele in einem jenseitigen Leben emporzuklimmen, statt, wie das Evangelium lehrte, „durch einen unmittelbaren sittlich-religiösen Act sich dem Ewigen zutrauensvoll an den Busen zu werfen". Dieses Streben und Ringen fand seinen schönsten Ausdruck in der erwähnten Mythe von Amor und Psyche, worin das Schicksal der menschlichen Seele in den edleren und doch schwächlichen Naturen dieses Zeitalters versinnbildlicht ist. „Göttlichen Ursprungs, ist sie doch abgefallen und unterliegt im Erdenleben dem Irrthum; durch Prüfungen und Läuterungen muß sie wieder vorbereitet werden zur Fähigkeit eines seligen Lebens; der himmlische Eros, der sich ihrer annimmt und sie als seine Braut heimführt, ist eine Offenbarung der Gottheit, welche die verlorne Menschheit wieder an sich zieht und mit sich vereinigt."

§. 259. **Die spätere Literatur.** Mit Hadrian kam das Zeitalter der „silbernen Latinität" zum Abschluß; die folgenden Schriftsteller, welche unter dem eisernen Joche der Soldatenherrschaft die letzten grünen Zweige am absterbenden Baume der römischen Literatur und Wissenschaft mühsam und dürftig pflegten, werden dem „ehernen Zeitalter" zugetheilt, das jetzt in allen Richtungen und Regungen des inneren und äußeren Lebens auf der Menschheit zu lasten begann. Zu diesem Verfalle der römischen Literatur trugen Hadrian und die Antonine nicht wenig bei, theils durch ihre Vorliebe für das Griechische, theils durch die Beförderung eines verkehrten Geschmacks und einer affectirten Alterthümelei in Stil und Sprache, in Dichtung und Beredsamkeit. Unter solchen Verhältnissen konnte ein so verschrobener und beschränkter Mann wie Fronto das Haupt einer eigenen Schule werden, konnte Schüler und Bewunderer finden, wie A. Gellius, Sidonius Apollinaris u. A., konnte bei drei der namhaftesten Kaiser Gunst und Ehre erwerben und zu hohen Staatsämtern emporsteigen, blos weil er das Kunststück verstand, „die Blößen seiner Armuth an Wissen und Gedanken" mit alterthümlichen Ausdrücken und Sprachformen, mit einem gemüthlosen rhetorischen Pathos und mit einem gespreizten Stil zu verhüllen. Fronto selbst erlebte noch den Kummer, seinen Ruhm erbleichen zu sehen; aber die üppige und phantastische „afrikanische Latinität", welche in dem beweglichen und talentvollen L. Appulejus aus Karthago (§. 258) ihren Gründer verehrte und die nüchternen und pedantischen Frontianer aus dem Felde schlug, war nicht geeignet, das gewichene Interesse für römische Kunst und Literatur zurückzuführen und dem Griechenthum, dem sie ohnedies ihren künstlichen Schmuck entlehnt oder geraubt hatte, eine wirksame Opposition entgegenzusetzen. Der unrömische Charakter, der in dem „goldenen Esel" zu Tage tritt, greift in der späteren Kaiserzeit mehr und mehr um sich und dringt immer tiefer in das Wesen der lateinischen Literatur und Dichtkunst ein. Schon im dritten Jahrhundert scheidet sich der Osten mehr und mehr von dem Westen ab; beide ringen eine Zeitlang um die Weltherrschaft; darüber verliert Rom und Italien allmählich die gebieterische Stellung und das Uebergewicht im Reiche der Geister. Die Hauptstadt hört auf, der Mittelpunkt der Literatur und Wissenschaft zu sein; in der griechischen Welt laufen ihr Athen, Constantinopel und Alexandrien den Rang ab; die lateinische Bildung hatte bereits ihre Pflanzstätten in Gallien, Spanien und Nord-Afrika aufgeschlagen; und als das Christenthum anfing, die Literatur und das geistige Leben zu durchdringen, da gingen bald die nationalen Eigenthümlichkeiten in dem christlichen Gesammtcharakter auf; in der neuen Weltbildung fanden die griechischen und lateinischen Geistesproducte ihren gemeinsamen Boden und Ausdruck. In dieser Zeit, als

die beiden Religionsprincipien sich noch um die Herrschaft der Welt stritten, nahm die lateinische Poesie, die heidnische wie die christliche, einen letzten flackernden Aufschwung. An der Hand der alten classischen Autoren durch emsiges Studium und einiges Talent sich emporrichtend, haben mehrere größtentheils den Provinzländern entstammte Dichter des vierten Jahrhunderts nicht ohne Glück die mittleren Felder der Poesie angebaut und in lyrischen und epischen Formen dichterische Gewandtheit und metrische und sprachliche Kunstfertigkeit entfaltet, die, wenn auch ihre Poesie die Nachahmung verräth und „nach der Bücherwelt schmeckt", doch einer bessern Zeit würdig sind. So hat der Dichter und Naturmaler Ausonius aus Burdigala, ein fruchtbarer Schriftsteller des vierten Jahrhunderts, in seinen „Idyllen" die Moselgegenden in Hexametern anmuthig besungen und Festus Avienus, ein Nachkomme des Philosophen Musonius Rufus, außer andern dichterischen Versuchen die Küstenlandschaft von Gades bis Massilia in ein beschreibendes Gedicht gebracht; so haben in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts Calpurnius aus Sicilien und Aurel. Nemesianus Virgils Eklogen und Lehrdichtung nachgeahmt mit wenig Natur und Erfindung und im rhetorischen Geschmack der Zeit, aber mit einzelnen schönen Schilderungen; so hat Claudius Claudianus aus Alexandrien, dem römischen Adel und den Staatsmännern am Hofe des Honorius zu Ravenna befreundet, die Kriegs = und Friedensthaten Stilicho's, seines Gönners, in wohlklingenden Versen und leichter, correcter Diction gefeiert und die drei Consulate des Honorius mit Lobgedichten verherrlicht, und sein Zeitgenosse Rutilius Namatianus seine Rückkehr vom Hofe zu Ravenna in seine gallische Heimath in reiner, dem Virgil abgelernter Sprache beschrieben; so haben christliche Sänger aus Spanien und Gallien, unter denen Juvencus und Prudentius durch Schulbildung hervorragen, geistliche Dichtungen verfaßt, die indessen trotz ihrer antiken Sprache und Form, ihrer alterthümlichen Ausdrücke und Bilder, schon dem Geiste des Mittelalters angehören, schon mehr für Erbauung als für Kunstgenuß berechnet sind. Wie Juvencus das Leben Jesu nach den Evangelien, so hat der fromme Gallier Paulinus, des Ausonius Freund, das Leben des Märtyrers Felix im Geiste und in der Sprache Virgils bearbeitet.

Die lateinische Poesie. — Ausonius. — Avienus. — Calpurnius und Nemesianus. — Claudianus. — Namatianus. — Juvencus und Prudentius.

5. Rom unter der Militärherrschaft.

§. 260. Die morschen Zustände des römischen Reichs führten nach den Antoninen den raschen Untergang desselben herbei. Unter der Bevölkerung traten drei Hauptbestandtheile hervor: 1) Ein durch die unaufhörlichen Kriege in den Grenzländern stets zunehmender Soldatenstand, der hauptsächlich aus rüstigen, rohen und waffenkundigen Bewohnern der fernen uncultivirten Provinzen zusammengesetzt war und, immer mehr durch germanische, dacische und andere barbarische Miethtruppen vermehrt, nur durch hohen Sold, durch Geschenke und Geldspenden von Seiten der Kaiser in Ordnung und Gehorsam gehalten werde konnte. In Standlagern auf den Grenzen vereinigt, waren sie ein allzeit schlagfertiges Werkzeug in der Hand ehrgeiziger Führer und bestimmten meistens das Schicksal der Länder, den Charakter der Regierung. Die streitbarsten Kriegsmänner gingen aus den germanischen Ansiedlern hervor, die unter bestimmten Vertragsbedingungen als „Läten" in den römischen Reichsverband aufgenommen wurden und in größeren und kleineren Haufen in den Provinzen zusammenlebten. 2) Ein entnervter, der Waffen entwöhnter und in Weichlichkeit und Sinnengenuß aufgewachsener Bürgerstand ohne sittliche Kraft, ohne höhere Bestrebung, mit einer gekünstelten oberflächlichen Bildung, mit einem absterbenden Volksglauben und mit einem seelenlosen, aus abergläubischen Gebräuchen bestehenden Religionscultus. Die Decurionen oder Curialen, in den Municipalstädten dem römischen Senatorenstand entsprechend, versanken mehr und mehr in Verarmung, so daß sie den mit ihrem Ehrenrange verbun-

denen Bedingungen, Pflichten und Obliegenheiten immer weniger zu genügen vermochten und großentheils dem niedrigeren Stande der Gemeinbürger oder den halbfreien Colonen, der bäuerlichen Landbevölkerung anheimfielen. Neben diesen lebte über alle Theile des Reichs zerstreut: 3) Ein verachteter, rechtloser Sklavenstand, ohne Ehrgefühl und Kraft und ohne sittliche Erhebung, aus dem weder der Soldatenstand noch der Bürgerstand neue Kräfte ziehen konnte, der theils aus rohen, halbverthierten Fechtern, Lastträgern und Feldarbeitern, theils aus verweichlichten, abgefeimten Dienern des Luxus, der Verfeinerung und der Wollust bestand. Die Kaiser gehörten entweder dem ersten oder dem zweiten Stande an; in jenem Falle theilten sie die Rohheit, Brutalität und Grausamkeit der an Kampf und Blut gewöhnten Soldaten, in letzterem die Wollust, die Sinnengenüsse und die entnervende Weichlichkeit der Stadtbewohner. Sowohl der Sold und die Geldspenden an die Soldaten, als der Luxus und die Schwelgerei der Hofhaltung und die glänzenden Spiele und Erheiterungen für das schaulustige Volk machten Erpressungen und Steuerdruck nothwendig und schlugen dem Wohlstande der Provinzen tiefe Wunden. Angeberei und Spionentücke, wozu sich die feilen Bewohner der Hauptstadt stets gebrauchen ließen, untergruben Treue und Vertrauen und vernichteten den letzten Rest bürgerlichen Gemeinsinns. Wie die alten Könige Syriens und Aegyptens ließen sich die römischen Imperatoren noch bei ihren Lebzeiten als Götter verehren, und auf ihren Altären zu opfern galt als Zeichen loyaler Gesinnung.

Commodus 180–192. Mit **Commodus**, Aurel's unwürdigem, von seiner lasterhaften Mutter Faustina verzogenem Sohn, ging Rom immer mehr seinem Verfall entgegen. „Commodus besaß die grausame Neigung, Alles zu vernichten, was den Charakter der Ehrenhaftigkeit trug; die Annalen seiner Regierung sind mit dem Untergange unschuldiger Männer und Frauen gefüllt.“ Indeß der Kaiser, ein Mann von großer Gestalt und Körperkraft, an rohen Fechterspielen sich ergötzte und wohl selbst als „römischer Hercules“ zum Kampfe mit Gladiatoren und wilden Thieren in die Arena des Amphitheaters hinabstieg, wütheten der Hauptmann der Leibwache,
185. der herrschsüchtige und ehrgeizige Perennis und nach dessen Hinrichtung der habgierige Cleander, in des Kaisers Namen ärger als Pest und Hungersnoth, die gleichzeitig die unglückliche Hauptstadt heimsuchten. Cleander wurde der Wuth des Volkes geopfert. Die Römer schleiften den Körper des Gefallenen in der Stadt umher und steckten sein Haupt auf eine Stange. Als endlich der rohsinnliche Wütherich von seiner eigenen Umgebung unter Mitwirkung seiner Gattin Marcia ermordet ward, und auch sein wackerer Nach-
Pertinax 193. folger, der rechtschaffene und einfache **Pertinax**, nach einer Regierung von drei Monaten seine Reformenversuche mit einem gewaltsamen Tode gebüßt hatte, erreichte der Uebermuth und die Frechheit der Soldaten den höchsten Grad. Denn während in der Stadt die Prätorianer den Thron an den Meistbietenden feil boten und ihn endlich dem reichen Schlemmer Julianus gegen eine hohe Geldsumme übertrugen, riefen in drei Provinzen die Legionen ihre Anführer zu Imperatoren aus. Dies erzeugte einen mehrjährigen Bürgerkrieg,
Septimius Severus 193–211. wodurch der tapferste unter ihnen, **Septimius Severus**, die Alleinherrschaft erlangte, nachdem er seine beiden Gegner (im Westen Clodius Albinus und

im Osten **Pescenninus Niger**) besiegt und zu Fall gebracht und die gegnerische Stadt Byzanz erobert und mit unerhörter Härte bestraft hatte. Ergrimmt über den dreijährigen Widerstand ließ der strenge Septimius den Mauerkranz abnehmen und gab die Handelsstadt wehrlos den plündernden Freibeutern preis. Aber von unverwüstlicher Lebenskraft erhob sie sich bald wieder von ihrem Fall. Eine rauhe Soldatennatur, erweiterte der Kaiser das Reich durch Eroberungen im Orient, wo er den Parthern die Provinz **Mesopotamien** mit den Städten **Dara** und **Nisĭbis** entriß, bändigte den Trotz der Prätorianer durch Errichtung einer neuen **Leibwache** und Einführung strenger Mannszucht und warf alle Widersacher der kaiserlichen Machtvollkommenheit unter den vornehmen Ständen unbarmherzig zu Boden. Da er dem **Senat** seine letzte Macht raubte, die Leitung der Rechtspflege und des Staatshaushaltes hochgestellten, vom Kaiser ernannten Beamten und Rechtsgelehrten übertrug und sein ganzes Vertrauen auf seine Heere setzte, so wurde er der eigentliche Gründer der **Militärherrschaft**. Sein Tod zu **Eborăcum** (York) in Britannien, wo er nach einem mühseligen Feldzuge nach dem schottischen Berglande den Ungestüm der Caledonier durch neue **Schanzen** und **Grenzbefestigungen** zu hemmen gesucht, brachte seinen grausamen und eiteln Sohn (**Bassianus Antoninus**) **Caracalla** an die Regierung, der, des Vaters Lehren getreu, die Soldaten allein ehrte, alle andern Menschen aber mit Verachtung behandelte, in rauher Grausamkeit seinen Bruder **Geta**, den ihm der Vater zum Mitregenten an die Seite gesetzt, in den Armen seiner schönen und geistreichen Mutter Julia Domna aus Syrien ermordete, seinen Lehrer, den berühmten Rechtsgelehrten **Papinian**, hinrichten ließ, weil er sich weigerte, den Brudermord zu rechtfertigen, und Tausende zur Schlachtbank führte, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen. Auf seinen Kriegen gegen die Germanen im Donaugebiet und gegen die Parther am Euphrat äffte er Alexander nach. Von seiner Pracht und Verschwendung geben noch jetzt die riesigen Ruinen der „Thermen des Caracalla“ mit den weiten Wölbungen und Hallen und den zahllosen Kammern und Gemächern Zeugniß. Zur Erhöhung der Steuern **verlieh er allen Freigebornen** im ganzen Reich **das römische Bürgerrecht**. Nach dem gewaltsamen Tod des lasterhaften Wütherichs auf einem Feldzug gegen die Parther, wobei er Alexandria mit Plünderung und Blut füllte, gelangte zuerst sein Mörder, der Präfect **Macrinus**, und nach dessen Ermordung durch die eigenen Soldaten, Caracalla's Verwandter, der Priester des syrischen Sonnengottes zu **Emĕsa**, Antoninus **Heliogabălus** (Elagabalus) auf den Thron, ein weichlicher, grausamer Wollüstling, der durch Einführung des fleischeslustigen **Baaldienstes** aus Syrien den letzten Keim altrömischer Zucht und Sittlichkeit zerstörte. Der „Gott von Emĕsa“, ein schwarzer, kegelförmiger, mit kostbaren Edelsteinen gefaßter Stein, bekam auf dem Palatin seinen Tempel und wurde von syrischen Frauen mit üppigem Tanz und mit reichen Opfern und Wohlgerüchen gefeiert, während der römische Senat, gleichfalls in asiatischer Tracht, die Tempeldienste versah. Die Prätorianer ermordeten zuletzt den sinnlichen Schwächling und schmückten seinen Vetter **Alexander Severus** mit dem Purpur. Dieser war zwar ein einfacher, sittlich edler Mensch, der manche gute Einrichtung traf und den Rathschlägen seiner verständigen, den Christen gewogenen Mutter **Mammäa**, Schwestertochter der Julia Domna, Gehör schenkte, aber für die

Caracalla 211–217.

Heliogabalus 218–222.

Alexander Severus 222–235.

Leitung so schwieriger Staatsverhältnisse waren seine Kräfte zu schwach. Die Milde seines Charakters und seine häuslichen Tugenden machten so wenig Eindruck, daß die über Ulpians Strenge erbitterten Prätorianer diesen großen Rechtsgelehrten, der zu ihrem Präfect erhoben worden war, ungestraft vor des Kaisers Augen ermordeten und daß Volk und Garden sich drei Tage lang in den Straßen Roms blutig bekämpften; und an der Ostgrenze stürzte Ardschir (Artaxerxes) die Partherherrschaft und gründete, nachdem er die
226. Lichtreligion in der alten Einfachheit wieder hergestellt, das **neupersische Reich der Sassaniden**, die bald erobernd in die römischen Provinzen einbrachen. Die altpersischen Feueraltäre wurden wieder aufgerichtet und der mächtige Priesterstand der Magier, den König an der Spitze, opferte und betete auf ihren Stufen. Das griechisch-römische Heidenthum wie die Bekenner des Christenthums litten unter dem neuerwachten Fanatismus der Sassaniden blutige Verfolgungen. Ihren Herrschersitz schlugen sie in Madain, dem alten Ktesiphon und Seleucia, auf. Den Königsthron umgab ein mächtiger Priesterstand und ein ritterlicher Lehnsadel, Verhältnisse, die an das christliche Mittelalter erinnern.

Maximinus Thrax 235–238. §. 261. Die Ermordung des Kaisers und seiner Mutter durch einen von dem rohen starken Thrakier Maximinus geleiteten Soldatenaufstand bei Mainz brachte das Reich in solche Verwirrung, daß innerhalb zwanzig Jahren zwölf Imperator erhoben und gestürzt wurden. **Maximinus Thrax** kam während seiner dreijährigen Regierung nicht nach Rom, sondern blieb an der Spitze des Heeres, das er mit der Habe der Hingerichteten bereicherte. Ein Verächter der Weichlichkeit und des Luxus, aber auch jeder Bildung, ließ er alle Lehranstalten verfallen und nahm die für öffentliche Spiele bestimmten Summen in Beschlag. Seine Grausamkeit und Habsucht brachte zuletzt den Senat zur Verzweiflung, so daß derselbe nicht nur sogleich den in Afrika zum Kaiser ausgerufenen **Gordianus**, der seinen Sohn zum Mitregenten annahm, bestätigte, sondern auch, als die beiden Gordiane von dem benachbarten Statthalter von Mauretanien angegriffen, besiegt und getödtet wurden, aus seiner Mitte zwei Gegenkaiser, **Pupienus Maximus** und **Balbinus**, aufstellte. Wüthend über diese
238. Kühnheit rückte Maximin nach Oberitalien vor, allein seine mit jedem Tage zunehmende Härte und Grausamkeit wurde zuletzt seinen eigenen Soldaten so unerträglich, daß sie ihn ermordeten. Doch auch die Senatorenkaiser wurden bald nachher von den auf die angemaßte Macht des Senats eifersüchtigen
Gordianus III. 238–244. Prätorianern getödtet und dann der junge **Gordianus** (III.), der Enkel des in Afrika erschlagenen Imperators, zum Kaiser ausgerufen. Unter der Leitung des wackern Misitheus, des Präfects der Prätorianer, dessen Tochter an Gordianus vermählt war, regierte der junge Kaiser nicht ohne Ruhm; als aber Misitheus auf einem Zug gegen den Perserkönig Sapores umkam, er-
Philippus Arabs 244–249. langte **Philippus** „der Araber" die Oberbefehlshaberstelle über die Garde, bewirkte den Tod des Kaisers und bemächtigte sich des Throns. Seine fremdländische Abkunft, vielleicht auch sein duldsamer Sinn gegen die Christen zogen ihm den Haß und die Verachtung des Volkes zu, die er umsonst durch Veranstaltung eines glänzenden Säcularfestes zur Verherrlichung des tausendjährigen Bestandes der Stadt zu tilgen suchte. Abfall und Treulosigkeit des Heeres,
Decius 249–251. das ihn zur Herrschaft erhoben, stürzten ihn ins Grab. **Decius**, ein edler

Senator von altberühmtem Geschlechte, von altrömischer Sitte und Religion, wurde von den meuterischen Legionen zum Kaiser ausgerufen. Philippus, in Italien besiegt, fiel entweder in der Schlacht oder erlitt einige Tage nachher in Verona einen gewaltsamen Tod. Decius wollte das Christenthum mit blutiger Strenge ausrotten, indem er allen Bekennern des Evangeliums gebot, den Festen und Gebräuchen der Staatsreligion beizuwohnen. Aber der frühe Tod des tapfern Kaisers in einer Feldschlacht wider die Gothen (§. 274. 4.) in Mösien und die darauf folgende Verwirrung lähmten den Arm der Verfolgung. Als auch des Decius Sohn Hostilianus dem Vater ins Grab gefolgt war, gelangte **Gallus** an die Regierung und kaufte sich Ruhe vor den Gothen durch einen Tribut; dies erbitterte die Soldaten, sie wendeten sich dem Besieger der Gothen, **Aemilianus**, zu, nachdem sie den Gallus erschlagen (253), aber Aemilianus theilte noch in demselben Jahre das Schicksal seines Vorgängers, als der tapfere **Valerianus** mit seinem Heere aus den Alpengegenden nach Italien zurückkehrte und als Kaiser begrüßt ward. Valerianus nahm seinen Sohn **Gallienus** zum Mitkaiser an, aber nun stieg die Verwirrung dermaßen, daß das Reich seiner Auflösung nahe zu sein schien. In verschiedenen Provinzen erhoben sich unabhängige Imperatoren und nahmen den Purpurmantel, so daß die damaligen Historiker, in einfältiger Nachäffung der Geschichte Athens, die Jahre, während welcher der weichliche Gallienus in Rom regierte und sein unglücklicher Vater Valerianus in persischer Gefangenschaft schmachtete, die Zeit der dreißig Tyrannen nennen. Unterdessen wurde der Osten (Syrien) von den Neupersern unter dem tapfern Sapōres (Schapur) feindlich heimgesucht und die germanischen, durch Bündnisse (§. 274) gestärkten Völker bedrohten die übrigen Reichsgrenzen: die Allemannen den Oberrhein und Helvetien, die Franken den Niederrhein und Gallien, die Gothen die Donauländer und Kleinasien. Valerianus, den Sapores bei einer Unterredung treulos festnehmen ließ, endete seine Tage in der schmachvollen Gefangenschaft, von dem übermüthigen Sassanidenfürsten mit großer Härte behandelt. Gallienus, in dessen Natur Weichlichkeit und träge Beschaulichkeit mit Muth und Thatkraft zeitweise abwechselten, starb eines gewaltsamen Todes und der wahrscheinliche Urheber des Mords, **Claudius**, bestieg den Thron. Tapfer, abgehärtet und einfach, besiegte Claudius die Allemannen am Gardasee und stritt mit Glück gegen die Gothen in Pannonien, erlag aber bald einer ansteckenden Krankheit, worauf die Truppen den kriegskundigen Feldherrn **Aurelianus**, einen Pannonier von altrömischer Tugend und Tapferkeit, zum Kaiser ausriefen. Aurelianus stellte die Reichseinheit wieder her. Er überwand den Imperator von Gallien (Tetricus) und sicherte das Abendland; dann rückte er gegen das von Odenathus in Syrien gegründete und tapfer wider die Perser vertheidigte **palmyrenische Königreich**, wo nach Odenath's Ermordung seine geistreiche, schöne und heldenmüthige Gemahlin **Zenobia** herrschte, und stellte durch die Zerstörung der auf einer Oase der syrischen Wüste gelegenen Palmenstadt (Palmyra) die Ostgrenze wieder her. Zenobia, die gesittete Königin dieses durch Künste, Wissenschaft und Handel blühenden Reichs, zierte in goldenen Ketten den Triumph des Kaisers, indeß ihr Lehrer und Rathgeber, der wackere Philosoph Longinus (§. 258) mit dem Leben büßte. Noch jetzt fesseln die Ruinen

Gallus 251–253.

Aemilianus 253.

Valerianus 253–260.

Gallienus 253–268.

Claudius Gothicus 268–270.

Aurelian 270–275.

von Palmyra die Phantasie der Reisenden, inmitten jener quell- und baumlosen Sandsteppe, die sich zwischen dem syrischen Gebirgszug und den Niederungen des Euphrat und Tigris hinzieht, wo seit den Tagen der Vorzeit die Söhne der Wüste „ihre Zelte schlagen und ihre Kameele weiden, oder auf dem geschwinden Roß Jagd machen bald auf den Stammfeind, bald auf den wandernden Handelsmann." Im Norden stellte Aurelian die Donaugrenze wieder her, gab den vordringenden Feinden die jenseitige Provinz Dacien preis und verpflanzte die Einwohner auf das rechte Ufer (Mösien); und damit die Hauptstadt nicht durch einen plötzlichen Angriff in Gefahr komme, befestigte er dieselbe durch eine Ringmauer mit Thoren und Thürmen, ein großartiges fortificatorisches Werk. Nachdem er von dem über seine Strenge erbitterten Heere er-
Tacitus 275–276. mordet worden und sein Nachfolger, der reiche **Tacitus**, ein Abkömmling des Geschichtschreibers, den der Senat zum Imperator ernannt hatte, auf einem Zuge wider die Gothen durch die eigenen Truppen umgekommen war, wurde
Probus 276–282. Aurelians Landsmann, der tapfere und redliche **Probus**, auf den Thron erhoben. Dieser vollendete und erweiterte den gegen die Germanen errichteten Grenzwall (Pfahlgraben, Teufelsmauer, §. 252) von der bayerischen Donau bis zum Taunus und sicherte ihn durch Grenzsoldaten, denen er Ländereien, Häuser und eine bürgerliche Ordnung verlieh; er überwand die wilden Isaurier in ihren Bergschluchten und festigte Roms Herrschaft von Neuem in Kleinasien; er ließ in Gallien, am Rhein und in Ungarn Reben pflanzen; er suchte durch Aufnahme fremder Truppen in die Legionen und durch Herstellung strenger Mannszucht das Heerwesen zu bessern; aber seine Ermordung durch die empörten Soldaten in seiner Vaterstadt Sirmium hemmte sein Werk. Drei
Carus 282–283. Jahre später, nachdem Kaiser **Carus**, auf einem Zuge gegen die Perser durch einen Blitzstrahl betäubt, im Zelte von den eigenen Dienern verbrannt und sein Sohn Numerianus meuchlings getödtet worden war, kam der kluge und
284. gewandte **Diocletian** an die Regierung, jener Diokles, der „Zeusberühmte", aus der dalmatischen Stadt Dioclea, der durch seine Tapferkeit und Geistesgaben vom Sohn eines Sklaven zum Kriegsobersten emporgestiegen und sich jetzt durch die Ermordung des tückischen Aper, des Schwiegervaters und Mörders des Numerian, den Weg zur Herrschaft bahnte. Dies war der „Eber", nach dessen Erlegung ihm einst in der Jugend eine Druidin im fernen Belgien das Kaiserthum geweissagt hatte. Carinus, der ältere Sohn des Carus, der bei des Vaters Tod in Italien weilte, zog mit Heeresmacht dem neuen Herr-
285. scher entgegen, fiel aber vor der Schlacht bei Margus in Serbien durch die Hand eines schwerbeleidigten Anführers.

Palmyra. Auf der seit Trajan zum römischen Reiche gehörenden und durch Aurelian wieder gewonnenen Oase Palmyra bestand von Salomo's Zeiten her eine Stadt (Thadmor), die als Haupthandelsplatz zwischen dem persischen Busen und dem Mittelmeere diente. Sie hatte unter den Seleuciden griechische Cultur angenommen und war von griechischen Baumeistern mit prachtvollen Tempeln und anderen Gebäuden geschmückt worden. Auch Hadrian hatte ihr sein Kunstinteresse zugewendet. Durch Zenobia, „die Königin des Morgenlandes", die „zweite Semiramis", die sich rühmte von den Ptolemäern abzustammen, wurde orientalisches, griechisches und römisches Wesen zu einem eigenthümlichen Ganzen verbunden; sie selbst vereinigte in ihrer Kleidung und Lebensweise die verschiedenen Elemente. Als sie im Begriff stand, ihre Herrschaft, die sich bereits von der Südgrenze Palästina's über das reizende Damaskus bis an den Euphrat erstreckte, über Aegypten und Kleinasien auszudehnen, erlitt sie bei Emesa eine große Niederlage und mußte ihr Leben zu Tibur in römischer Gefangenschaft und in Dunkelheit beschließen. Pal-

myra, anfangs milde behandelt, wurde nach einer Empörung mit Sturm genommen und, nachdem alle Einwohner niedergehauen worden, ohne alle Schonung zerstört. Die wiederhergestellte Stadt wurde dann im achten Jahrhundert von den Arabern aufs Neue dem Erdboden gleich gemacht. Nachdem Aurelian den abgefallenen Statthalter von Aegypten besiegt, und sowohl in diesem Land als in Italien durch unerhörte Strenge und Grausamkeit die Ordnung fest begründet und die Grenzen gegen die Feinde sicher gestellt hatte, ereilte ihn in Byzanz der Tod durch den Verrath seines Heeres.

§. 262. Diocletian entkleidete zuerst die monarchische Gewalt der beschränkenden Formen und legte, von den Rechtsgelehrten unterstützt, den Grund zu der Alleinherrschaft, die dann Constantin vollends ausbildete. Er nahm dem Senat alle politische Macht und legte sie dem Throne bei; statt der Prätorianer übertrug er zwei treuen illyrischen Legionen, „Jovianer" und „Herculianer" genannt, den Dienst der kaiserlichen Leibwache; er hob den Unterschied zwischen Fürstenkasse (Fiscus) und Staatskasse (Aerarium) auf und stellte beide zur Verfügung des Machthabers; er richtete ein geordnetes, aber drückendes Steuerwesen im ganzen Reiche ein und vernichtete das Uebergewicht Roms durch Theilung des Reichs und Mehrung der Hauptstädte. Nun hielten es die Kaiser nicht mehr für nöthig, die alten Civilämter eines Consuls, Volkstribuns u. a., die, vom Senat übertragen, immer noch an den republikanischen Ursprung erinnerten, länger fortzuführen; sie ließen sie bei Seite und vereinigten in dem militärischen Ehrennamen „Imperator" und in der Benennung „Kaiser und Herr" die gesammte Machtfülle und die „geheiligte Hoheit", deren „Gottheit" (Numen) oder „göttliche Majestät" man anbetete. Diese gesteigerte Verehrung der Person des Fürsten bahnte den Weg zur Einführung persischer Hofsitten. Schwärme von Beamten, von prunkenden Hofleuten, von Dienern und Leibwächtern umgaben von da an die geheiligte Majestät des Kaisers und verliehen dem Hofe ein orientalisches Ansehen. Dadurch wurde der letzte Rest von Freimuth und Männerwürde vernichtet.

Diocletian 284–305. † 313.

Um den von allen Seiten andrängenden Feinden kräftiger widerstehen und das große Reich leichter regieren zu können, traf Diocletian die Anordnung, daß er selbst als **Oberkaiser** (Augustus) und Herr den Orient mit Thracien zur Verwaltung übernahm, indeß sein Reichsgehülfe (Cäsar) **Galerius**, der ehemalige „Rinderhirte", der nun seinen Herrschersitz zu Sirmium an der Save nahm, den illyrischen Provinzen vorstand; eben so sollte der tapfere, aber rohe **Maximianus**, den Diocletian schon früher zum Mitregenten angenommen, als Augustus von Mailand aus Italien, Afrika und die Inseln beherrschen, während dessen Schwiegersohn **Constantius** der Blasse (Chlorus) als **Cäsar** die abendländischen Provinzen Spanien, Gallien und Britannien gegen die Feinde beschützte, die Trevirerstadt (Trier) zu seinem Aufenthalt wählend. Durch diese Theilung der höchsten Gewalt erhielt das kaiserliche Regiment mehr Festigkeit und Dauer, indem dadurch die Gefahr vor Handstreichen und Verschwörungen ferner gerückt war. Zwanzig Jahre lang waltete Diocletian von Nicomedien aus mit Kraft und Geschicklichkeit über das Reich, durch seinen überlegenen Geist und seine imponirende Persönlichkeit die andern Regierungsgenossen zum einträchtigen Zusammenwirken und zur ehrerbietigen Haltung gegen ihn selbst zwingend. Er verbesserte die Gerechtigkeitspflege und die Gesetze des Marktes und Verkehrs; er beschäftigte Künstler und

292.

Handwerker durch Errichtung stattlicher Gebäude, Paläste, Tempel und Thermen; er begünstigte Wissenschaft und Bildung. Aber sein ganzes Thun trug den Stempel kaiserlicher Willkür und Gewaltherrschaft. Die Festsetzung eines höchsten Marktpreises (Maximum) für alle Lebensmittel war ein unerträglicher Eingriff in das Eigenthumsrecht. Ein Mann von gewaltiger Kraft und Majestät, und nicht frei von einem Anflug religiöser Schwärmerei für die heidnische Götterwelt, wollte Diocletian seinem Volke selbst als Gott, als olympischer Jupiter erscheinen, in welcher Gestalt er einst im heiligen Haine bei Antiochia den Vorsitz bei den Festspielen führte. Die alte Reichsreligion, die so innig mit dem ganzen Staatsorganismus verflochten war und als deren Hüter er sich ansah, sollte wieder den frühern Glanz erhalten und das mächtig anstrebende Christenthum, das so manche Hebel in den altrömischen heidnischen Staatsbau einsetzte, unterdrückt werden. War er schon durch seine eigene Natur und Anschauungsweise zu einem Schlag gegen die neue Religionsgenossenschaft angelegt, so führte ein Brand im Kaiserpalast, der den Christen zugeschrieben ward und auf eine Verschwörung hinzuweisen schien, den Vorsatz zur That. Auch wird gemeldet, daß der finstere Galerius und die Priesterschaft den Kaiser zur Erlassung der feindseligen Edikte gereizt haben. Indem sich aber Diocletian verleiten
303—305. ließ, eine blutige **Christenverfolgung** zu verhängen, um der morsch gewordenen heidnischen Religion das alte Ansehen zurückzugeben, oder um einem beabsichtigten oder versuchten Aufstande der Christen in Kleinasien zu begegnen, verkümmerte er sich den Abend seines thatenreichen Lebens und heftete seinem Namen und seiner Regierung einen ewigen Schandfleck an. Noch wüthete das Schwert der Verfolgung unter den Bekennern des gekreuzigten Christus, als Diocletian, nachdem er zur Feier seiner zwanzigjährigen Regierung gemein-
303. schaftlich mit Maximian den letzten Triumph in Rom gehalten, in einem
305. feierlichen Abdankungsakte dem Throne entsagte, um in ländlicher Stille zu Salōna in Dalmatien das Ende seiner Tage zu verleben und über der Anordnung seiner Paläste und Gärten das Treiben der Welt zu vergessen. Dort im alten Heimathlande hatte er sich eine großartige Wohnstätte bereiten lassen mit herrlichen Anlagen, Tempeln, Säulengängen, Hallen und Gemächern in solchem Umfang, daß die heutige Stadt Spalatro Raum in den Ruinen des „Palastes" gefunden hat. Aber die Stürme, die bald über das Reich hereinbrachen, störten auch noch seine Ruhe. Seine Gattin und seine Tochter starben nach langer unwürdiger Haft und elendem Umherirren in Thessalonich auf Licinius' Befehl durch Mörderhand, und er selbst hat vielleicht durch eigene Hand sein Leben verkürzt, um schimpflichen Mißhandlungen zu entgehen.

Aufstände. Maximian hatte anfangs seine Residenz in Trier oder Arles, um die westlichen Provinzen gegen die innern und äußern Feinde zu beschützen. In Gallien erhoben sich die durch den Druck der Edelleute und der Priesterschaft zur Verzweiflung gebrachten Bauern und Colonen (Kleinpächter) wider ihre Dränger und führten, mit Sklaven, Taglöhnern und Landstreichern verstärkt und in Bagauden d. i. Banden vereinigt, einen furchtbaren, verheerenden
313. Krieg, der das Land in seinen innern Grundfesten erschütterte und selbst durch die römische Kriegskunst nicht beendigt werden konnte. „Mit den Ackerwerkzeugen bewaffnet, auf ihren Ackerpferden beritten, durchzogen sie das flache Land, nicht nur um für ihren Hunger zu sorgen, sondern um es in wahnsinniger Verzweiflung zu verwüsten. Dann bedrohten sie die Städte, wo ihnen oft ein plünderungssüchtiger, im Elend verkommener Pöbel die Thore öffnete." Unweit der Mün-

dung der Marne in die Seine errichteten ihre Führer Aelianus und Amandus, welche den Kaisertitel führten, das „Bagaudenschloß" inmitten eines befestigten Lagers und machten von da aus Streifzüge in die Nähe und Ferne, große Beute zusammenschleppend. Die alte Stadt Augustodunum (Autun) wurde ausgeraubt und zerstört. — Zugleich bemächtigte sich der im Seedienst erfahrene Bataver Carausius der Herrschaft in Britannien und behauptete sie bis zu seiner Ermordung durch einen seiner Feldherren (im J. 294), worauf Constantius Chlorus die Insel wieder unterwarf. — Auch im Osten waren heftige Feinde zu besiegen. Die Perser, die alten Reichsfeinde, bekämpften anfangs mit Erfolg die römischen Truppen des Galerius und trieben sie nach Syrien zurück. Da fuhr vor Antiochien Diocletian, der soeben in dem empörten Aegypten mit großer Härte und unerbittlicher Strenge die Ordnung und das kaiserliche Ansehen wieder hergestellt hatte (§. 234), dem heranrückenden geschlagenen Heere entgegen. Galerius trat im kaiserlichen Purpurgewande an der Spitze seiner Soldaten an den Wagen des Oberkaisers und stand beschämt vor ihm. Diocletian wandte seinen Wagen und fuhr gefolgt vom Heere zurück; neben dem Wagen aber mußte der gedemüthigte Cäsar wohl eine römische Meile weit im Staube hergehen. Diese Demüthigung that die gewünschte Wirkung. Die Perser wurden besiegt und zur Abtretung von Mesopotamien gezwungen und Diocletian schützte die Grenzen durch Lagerburgen und Schlösser. — Die Genesis der Diocletianischen Christenverfolgung hat in einer Preisschrift von Otto Hunziker in Büdingers Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte eingehende Beleuchtung gefunden. Das Resultat wird in folgenden Sätzen zusammengefaßt: „1. Der Entschluß, die Christen zu verfolgen und das erste Edict Diocletians sind nicht durch christliche Intriguen, sondern lediglich aus freier Initiative des Kaisers hervorgegangen. 2. Die verschärfenden Maßnahmen, welche den Inhalt des zweiten Edicts bilden und Kirchenvorsteher bestrafen, so wie die strenge Behandlung der christlichen Hofleute in Nicomedien sind dagegen eine politische Vorsichts- und Strafmaßregel, die durch die Renitenz der Christen gegen die Ausführung des ersten Edicts hervorgerufen war."

§. 263. Der Abdankung Diocletians folgte eine Zeit voll Verwirrung und blutiger Bürgerkriege. Im Orient häufte der finstere, lasterhafte Galerius und sein grausamer, tückischer Neffe Maximinus Daza Gräuel auf Gräuel; in Italien bemächtigte sich Maximians hartherziger und wollüstiger Sohn **Maxentius** mit Hülfe des Heeres der Regierung und füllte Alles mit Schrecken und Verwüstung; Severus, der im Auftrag des Galerius wider ihn zu Felde zog, um ihn der angemaßten Herrschaft zu berauben, wurde von ihm geschlagen, gefangen und durch den Strang getödtet; und um das Maß der Verwirrung und Unordnung voll zu machen, nahm auch der alte Maximian, den Diocletian früher zur Entsagung bewogen, den Kaisertitel wieder an. Nur im Abendlande suchte Constantius durch Milde und Versöhnlichkeit die Leiden des Kriegs zu lindern und die Verfolgung der Christen zu hemmen. Als er zu Eboracum (York) starb, folgte ihm sein tapferer und kluger, aber von Ehrgeiz 306.
und Herrschsucht erfüllter Sohn **Constantinus** in der Regierung des Abendlandes. Dieser, von seiner Mutter **Helena**, der Tochter eines Schenkwirths in einem kleinen Küstenstädtchen bei Nicomedien, dem Christenthum gewonnene Fürst ließ zuerst den Maximian, der vor dem eigenen Sohne flüchtig bei ihm weilte und mit arglistigem Sinn die gallischen Truppen zu verlocken suchte, durch seine Soldaten in Massilia ermorden, besiegte dann nach einem glorreichen Feldzug 310.
durch Oberitalien unter der Kreuzesfahne (Labarum) den grausamen Maxentius „am rothen Stein" unweit der Milvischen Brücke (Ponte Molle) und 312.
bemächtigte sich, als der Gegner nach tapferem Kampfe mit einem großen Theil seines Heeres in den Fluthen des Tiber den Tod gefunden, seines Reichs und der Hauptstadt. Fortan beherrschte Constantinus den Westen, indeß sein Schwager, der harte, unbesonnene **Licinius**, seit Galerius' Tod (311) und seit seinem Sieg

313. über dessen Nachfolger, den grausamen Maximinus, bei Herakleia (Perinthos) an der Propontis, gebietender Herr in Nicomedien, den Orient verwaltete, bis Grenzstreitigkeiten, gegenseitige Eifersucht und Constantins Herrschgier einen neuen Krieg herbeiführten. In diesem wurde Licinius, der sich durch seine harten Maßregeln gegen die Christen und durch seine rohe Grausamkeit gegen die Angehörigen Diocletians und Maximins viele Feinde gemacht hatte, nach den zwei unglücklichen Treffen bei Adrianopel und Chalkēdon wider
324. Constantin selbst, und nach der verlorenen Seeschlacht bei Chrysopolis am Hellespont gegen dessen Sohn Crispus, zur Abdankung genöthigt; als er aber im nächsten Jahre mit dem Plane umging, die verlorene Herrschaft wieder an
325. sich zu bringen, ließ ihn der Kaiser zu Thessalonich mit dem Strange hinrichten. So wurde Constantin Alleinherrscher des römischen Reichs. Daß aber die von ihm begünstigte und durch das nach der Maxentius-Schlacht veröffentlichte Duldungsedict von Mailand und andere Erlasse vor weiteren Verfolgungen geschützte Lehre Christi nicht in sein Inneres gedrungen, bewies die Grausamkeit, womit er die Schaaren gefangener Feinde den wilden Thieren vorwerfen ließ, die Härte, die er durch die Hinrichtung seiner Gattin Fausta, seines edeln und tapfern Sohnes Crispus, seines Schwagers Bassianus und seines Neffen beurkundete, bewies die Rachsucht und Treulosigkeit seiner ganzen Natur. Er war ein genialer Mann, „der in der Politik von moralischen Bedenken nichts wußte und die religiöse Frage durchaus nur von der Seite der politischen Brauchbarkeit ansah".

§. 264. **Rückblick und Schluß.** So wären wir denn bei dem Zeitpunkte angekommen, wo durch die Verlegung des Kaiserhofes nach Byzanz und durch das Eindringen des Christenthums in das Geistesleben der cultivirten Menschheit dem Römerthum die Axt an die Wurzel gelegt, der Geschichtstempel des Alterthums geschlossen ward. Die weitere Geschichte des Römerthums ist nur der Todeskampf, welcher der Entwickelung neuer Lebensformen vorauszugehen pflegt; und die östliche Erbtochter nimmt bald ein so verschiedenartiges Wesen an, daß sich ihre Abkunft kaum mehr erkennen läßt. — Wie in der Geschichte des hellenischen Volkes kann man auch bei den Römern drei Perioden der historischen Lebensthätigkeit und Staatsentwickelung unterscheiden: eine Periode des Ortsbürgerthums in einem beschränkten Gemeinwesen, eine Periode des nationalen Großstaats innerhalb der natürlichen oder wenigstens übersehbaren Grenzen und eine Periode des Weltreichs in republikanischer und monarchischer Form. Wir sehen also auch hier eine zunehmende Erweiterung, aber nicht wie bei den Griechen auf geistigem Gebiete, sondern auf materiellem und praktischem, nicht ein Niederreißen der innern Schranken, sondern der äußern Begrenzung, nicht ein Fortschreiten zur eigenen Freiheit, sondern zur Beherrschung Anderer. Unter den ständischen Kämpfen in dem königlichen und patricischen Rom entwickelten sich die beiden Grundeigenschaften des römischen Charakters, die Mannheit (virtus) und der Rechtsverstand (prudentia); auf jener beruhte die kriegerische Tugend und das stolze Bewußtsein der Kraft; auf dieser die scharfe Ausbildung der Rechtsbegriffe von Staat, Person und Besitzthum. Die Entwickelung und Anwendung dieser beiden Eigenschaften bildet den Haupt-

inhalt der inneren und äußeren Geschichte Roms, bis Herrschsucht, Parteileidenschaft und Willkür sie trübten und zum Mißbrauch führten. Mannhaftigkeit und Rechtssinn lehrten die Bürger im alten Rom ihr Gemeinwesen nach Außen schützen und vergrößern, nach Innen Recht und Ordnung aufstellen. Weder in dem starren Festhalten am Herkömmlichen, noch in willkürlichen Neuerungen, sondern in einer lebendigen Fortbildung und Erweiterung der überkommenen und bestehenden Satzungen sahen sie die wahre Aufgabe des römischen Bürgers, in der Wohlfahrt und Größe des Vaterlandes das höchste Ziel des Handelns und Strebens (Pietät). Die Herrschaft des stricten Gesetzes über Alle war dem römischen Bürger die wichtigste Lebensform, darum hielten die Plebejer, während sie um Rechtsgleichheit mit den Patriciern aus allen Kräften rangen, doch strenge die alten Bestimmungen von Unterordnung des Sohnes und der Ehefrau unter die Gewalt des Hausvaters, des Knechts unter den Willen des Herrn fest und hüteten sich, die uralten Geschlechtsverbände und Familiengliederungen zu lockern oder aufzulösen. Und als sie endlich die Rechtsgleichheit errungen und, mit den Patriciern zu einem gesetzesstarken Gemeinwesen vereinigt, die umliegenden Völkerschaften mit der Kraft ihres waffengeübten Armes bezwangen, da ehrten sie auch in den Unterworfenen das bürgerliche und menschliche Recht, indem sie sowohl die stammverwandten Latiner, als die übrigen italischen Völker durch billige Bundesrechte mit dem siegreichen Staat in ein Rechtsverhältniß zu setzen bedacht waren. Die Größe des Vaterlandes war das gemeinsame Ziel aller Bürger, darum wurde auch die Stellung der Bundesgenossen, der Schutzhörigen und Untergebenen auf billiger Grundlage geordnet, ohne Beraubung und Bedrückung und fern von Eigennutz und Habsucht. Nur den Abtrünnigen und Treulosen traf schwere Züchtigung. Auch in der Festsetzung der eigenen staatsbürgerlichen Rechte und Verfassung beurkundeten sie die dem römischen Charakter eigenthümliche Mäßigung und Selbstbeherrschung; zufrieden mit der ausgesprochenen Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, überließen sie vertrauensvoll die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten dem Senat und die Wahrung ihrer Gerechtsame den Volkstribunen; die unbezwinglichen Sieger in der Schlacht waren zu Hause folgsame Söhne, in der Stadt pflichtgetreue Unterthanen der gesetzmäßigen Obrigkeit, allezeit bereit für das Vaterland in stummer willenskräftiger Ergebung in den Tod zu gehen.

Diese Züge blieben den Römern auch in der zweiten, die Unterwerfung der karthagischen und griechisch-morgenländischen Welt umfassenden Periode noch eigen, wenn gleich getrübt und verdunkelt durch Uebermuth, Herrschsucht und Ehrgeiz, wie durch den theilweisen Abfall der Bundesgenossen. Die Herrschaft über Italien innerhalb seiner natürlichen Grenzen war wohl im Anfang das höchste Ziel des römischen Senats. Dieses Ziel wurde erreicht durch den ersten punischen Krieg, welcher die italischen Inseln in Abhängigkeit von Rom brachte, und durch die Bezwingung der Gallier, wodurch die Po-Ebene bis zu den Alpen unterworfen ward. Der zweite punische Krieg und der damit im Zusammenhang stehende Kampf mit der makedonisch-griechischen Welt, in Folge deren die römische Herrschaft über diese natürlichen Grenzen hinausgerückt wurde, war zunächst nur ein Vertheidigungskrieg; aber der glückliche Fortgang der römischen Waffen weckte die Eroberungslust, und die Ohnmacht und Hülflosigkeit

der kleineren, durch Zwietracht, Neid und Hader zerrissenen und gespaltenen Staaten und Völkerschaften luden, nachdem die syrische, makedonische und karthagische Großmacht nach einander gefallen, zum Raube und zur ziellosen Vergrößerung des Reiches und der Herrschaft ein. Mit dieser Ausdehnung über fremde Länder und Nationen, die man nicht mehr wie die italischen Völkerschaften mit zarter Schonung in ein Rechtsverhältniß zu stellen besorgt war, verlor das römische Reich seinen festen Rechtsboden und innern Halt; die republikanische Verfassung, nur geeignet für kleine Gemeinwesen mit einfachen Formen und Verhältnissen, war für die verwickelten Zustände und den schwierigen Organismus eines Großstaates unzureichend und hemmend; daher sank die Volksversammlung der Centurien mehr und mehr zu einer bloßen Wahlkörperschaft von geringer Autorität herab, während die Macht thatsächlich in die Hände der senatorischen Familien und edlen Geschlechter kam, die sich anfangs solidarisch in die Aemter, Würden und Ehrenstellen theilten, bis einzelne Parteiführer, angetrieben von Ehrgeiz, Herrschsucht und glühender Leidenschaft und ermuntert durch die gelockerten Bande der Staatsgemeinschaft und die getrennten und auseinanderlaufenden Interessen der Bürger und Staatsangehörigen, nach einer dictatorischen Allgewalt trachteten, um zur Alleinherrschaft emporzusteigen. Selbst der einzige gefährliche Feind, der es wagte, an der Spitze einer großartigen Coalition dem Strome der römischen Eroberung einen Damm entgegen zu werfen, der pontische König Mithridates, übte nicht die versöhnende Gewalt auf die hadernden Parteien, wie einst Hannibal; und so stark war die Kriegsmacht des mannhaften Volkes, daß es unter den heftigsten Bürgerkämpfen dennoch den unternehmendsten und furchtbarsten seiner Gegner, den kriegskundigen und verschlagenen Beherrscher streitbarer Völkerschaften, überwand. Rom sollte nur durch sich selbst gebrochen der Fäulniß des Kaiserthums entgegengehen.

Diese innere Auflösung und allmähliche Entkräftung des römischen Staates, wovon das dreihundertjährige Dahinsiechen unter dem Schwert der Prätorianer und dem entnervenden Sinnentaumel des kaiserlichen Despotismus nur die natürliche Folge war, bildet den Inhalt der dritten Geschichtsperiode. Seitdem das Standes- und Parteiinteresse an die Stelle des gemeinsamen Vaterlandsgefühls getreten, fehlte das höhere sittliche Band, das die verschiedenartigen Elemente zu einem gemeinsamen Thatenziel vereinigt hätte; die vornehmen und reichen Familien der Senatoren und Ritter schlossen die untere Bürgerschaft von dem Mitgenuß der Güter, Aemter und Ehrenstellen aus, schmälerten deren Rechte und mehrten ihre Pflichten; die römische Bürgerschaft war bemüht, die Kluft zwischen sich und den Bundesgenossen zu erweitern, die Sonderrechte der Latiner, Italiker, Militärcolonien und anderer Genossenschaften zu verkürzen, die aus der Gemeinschaft mit Rom herfließenden Vortheile zu vermindern, während die Lasten, welche die ewigen Kriege mit ihren verderblichen Folgen auferlegten, immer drückender wurden; die Einwohner der Provinzländer, von römischen Beamten gedrückt, von römischen Steuererhebern, Wucherern und Kaufleuten ausgesogen, von römischen Soldaten und Heerführern in Gehorsam gehalten, hatten von der Gemeinschaft mit Rom nur Nachtheile; die fremde Cultur, die mit der Knechtschaft bei ihnen einzog, war anfangs ein geringer Ersatz für den Verlust der Freiheit, Nationalität und angestammten Sitte, zumal das Recht, das ihnen

aufgedrängt ward, nur im Gebrauch unter einander die Binde der Unparteilichkeit vor den Augen trug, im Verhältniß zu den römischen Bürgern aber offenen Blickes die Streitfragen nach Gunst und Willkür schlichtete. Aus diesen drückenden Rechtszuständen, welche ehrsüchtigen Demagogen und Abenteurern als Hebel zu Agitationen und Umtrieben dienten, gingen die heftigen Stöße und socialen Erschütterungen hervor, welche, zu leidenschaftlichen und blutigen Bürgerkriegen sich steigernd, die Grundfesten der Republik zum Wanken brachten und die physischen und moralischen Kräfte dergestalt schwächten, daß die kaiserliche Einherrschaft nicht nur eine natürliche Folge der allgemeinen Entkräftung, sondern sogar eine Nothwendigkeit und eine Wohlthat war, um die losen Elemente wieder zusammen zu fassen und vor dem gänzlichen Auseinanderfallen zu bewahren. Und wie erniedrigend und entehrend auch für den freigebornen Menschen die allgemeine Knechtschaft und die sittliche Versunkenheit unter dem Kaiserthum erscheinen mag, das Loos der Untergebenen sowohl in Italien, als in den auswärtigen Provinzen wurde leichter und erträglicher. Die italischen Bundesgenossen erhielten mit der Zeit das volle römische Bürgerrecht, das somit aus den Grenzen eines Gemeindebürgerrechts in den erweiterten Begriff eines Staatsbürgerrechts überging, und auch die Provinzen wurden mit einem gerechteren und billigeren Maßstab gemessen und nicht nur der Lasten und Pflichten, sondern auch der Vortheile und Rechte römischer Staatsangehörigen theilhaftig.

Mit dieser äußern Umgestaltung hielt die innere gleichen Schritt. Die altitalischen Gottheiten, die mit den Geschäften und Anliegen des Tages, mit dem Feldbau und dem Krieg, mit Haus und Familie, mit den Jahreswechseln und dem, was sie bringen, in innigster Beziehung standen, wurden allmählich verdrängt oder entstellt durch die Göttergestalten der griechischen Kunst- und Mythenbildung; der einfache Religionsdienst mit harmlosen Opfern und frohen ländlichen Festen bereicherte sich mit den Auswüchsen orientalischer Mystik, mit Geheimlehren und unzüchtigen Gebräuchen, und neben den uralten Auspicien und Augurien, die als ein Theil der Staats- und Regierungskunst sich fortpflanzten, drangen Wahrsagerkünste und Zauberwesen, Geisterbeschwörungen und religiöse Weihen in das öffentliche Leben ein, bis endlich das heidnische Religionswesen zu einer wüsten Mischung und Anhäufung verschiedenartiger Cultusformen und abergläubischer Gebräuche, Geheimdienste und Mysterien zusammenwuchs. — Auch Kunst und Literatur fanden Eingang in Rom, und ihrem Einfluß ist die Veränderung in Sitte und Denkweise, in Neigungen und Lebensformen wesentlich beizumessen; aber für die Geistes- und Gefühlswelt war bei dem praktischen, dem realen Leben und den menschlichen Dingen zugekehrten Volke keine gedeihliche Stätte. Griechenland blieb der Born, aus dem die römische Dichtkunst und Philosophie ihre Nahrung schöpfte, und die Werke plastischer Kunst, die noch heut zu Tage die ewige Stadt zieren, sind die Schöpfungen griechischer Künstler. Nur was auf den Staat und die menschliche Gesellschaft in ihrem irdischen Erscheinen Bezug hat, Geschichtschreibung, Beredsamkeit und Rechtskunde, fand einheimische Pflege und Ausbildung. Kein anderes Volk hat mit so sicherem Tact und mit so richtigem Verstand das Staats- und Rechtsleben erfaßt und festgestellt, als das römische; an Werken des Genius haben die Hellenen den ersten Rang eingenommen, an Bauwerken und großartigen Denkmälern und An-

lagen standen manche Völker des Morgenlandes nicht hinter den Römern zurück; in Handel und Seefahrt haben die Phönizier und Karthager ein wunderbares Geschick kund gegeben, aber in der Ausbildung praktischer Staatsformen und umfassender Gesetze und Rechtsinstitute, wie in großartiger Kriegskunst stehen die Römer einzig da; diese beiden Wissenschaften sind die Ergebnisse ihrer ureigenen Naturanlage.

Werfen wir einen flüchtigen Blick zurück auf das Alterthum, dessen Gebiet wir jetzt zu verlassen im Begriff stehen, so werden wir leicht bemerken, daß unser gesammtes Geistes- und Culturleben in demselben seine Wurzeln hat, und daß wir nur in wenigen Dingen, die auf reiner Geistesthätigkeit beruhen, die Errungenschaften der alten Welt überholt haben. Aus dem Orient sind unsere Religionsbegriffe geflossen, Griechenland hat für Kunst und Schönheitssinn ewig gültige Vorbilder und Gesetze aufgestellt und Rom hat die Rechtsverhältnisse der menschlichen Gesellschaft im Staats-, Gemeinde- und Privatleben mit einer solchen Umsicht und Verstandesschärfe geordnet und festgesetzt, daß die überwältigende Macht der römischen Gesetzgebung und Rechtsbestimmungen noch bis zur Stunde in allen Culturstaaten bemerkbar ist.

Zweites Buch.

A.

Die Völkerwanderung und die Begründung des Monotheismus.

B.

Das Mittelalter.

Zweites Buch

A.

Die Militärorganisation und die Kriegführung des Abendlandes.

B.

Das Mittelalter.

A. Die Völkerwanderung und die Begründung des Monotheismus.

I. Sieg des Christenthums über das Heidenthum.

1. Die christliche Kirche der ersten Jahrhunderte.

§. 265. Die Römer waren gegen die heidnischen Religionsformen anderer Völker sehr duldsam, wie schon daraus hervorgeht, daß sie nicht blos die griechische Götterwelt, sondern auch den Cultus und die heiligen Gebräuche des Orients der Chaldäer, Perser, Aegypter und Syrer, allmählich in den Kreis der Staatsreligion zogen, so daß das kaiserliche Rom ein wahres „Pantheon" wurde, wo alle heidnischen Gottheiten in bunter Mischung (Theosynkrasie, Synkretismus) Dienst und Verehrung fanden. Da aber das Christenthum keine Verbindung mit dem Heidenthum zuließ, sondern sogleich in strengen Gegensatz gegen dasselbe trat, die Christen alle Theilnahme an den Festen und Religionsgebräuchen der Heiden standhaft weigerten, Kriegsdienste und Staatsämter zu vermeiden suchten, den Cultus des vergötterten Kaisers, als des Genius und Schutzgottes des Reichs verschmähten und sogar im täglichen Verkehr sich absonderten, so erwachte der Haß des Volks und das Mißtrauen der Regierenden und es ergingen schwere Verfolgungen über die Christengemeinden, die gegen die bisherige Sitte aus allen Völkern und Ständen gemischt waren und sich vermaßen, in zuversichtlichem Vertrauen auf die erlangte Offenbarung, die Staatsreligion zu verachten und den Gesetzen Trotz zu bieten. Alle unheilbringenden Naturerscheinungen, alle öffentlichen Leiden und Unfälle wurden dem Zorne der Götter über die Verachtung ihres Dienstes zugeschrieben, und dann schrie das Volk „die Christen vor die Löwen". **Zehn Christenverfolgungen** werden erwähnt, von den Tagen des Nero, da Petrus und Paulus, die Häupter der „abergläubischen und verderblichen Secte", ihren Tod gefunden haben sollen, bis ins erste Jahrzehnt des vierten Jahrhunderts, als Diocletian und Galerius die Bekenner des gekreuzigten Christus durch Folter und Beil zum Opferaltar trieben, die Kirchen niederbrannten und die heiligen Schriften den Flammen übergaben. Unter Trajan wurde die Verfolgung gemildert, aber das christliche Bekenntniß als strafwürdiges Verbrechen gegen den Staat erkannt, wie wir aus den Briefen des Plinius erfahren (§. 252). Selbst der edle Marc Aurel glaubte den Starrsinn der vermeintlichen Schwärmer gewaltsam brechen zu müssen, ungeachtet nach der Legende einst sein Heer durch

das inbrünstige Gebet der Christen in der „blitzberührten" Legion vom Verdursten gerettet worden sein sollte, und des **Decius** kurze Regierung ist mit blutigen Zügen in den Jahrbüchern der christlichen Kirchengeschichte verzeichnet. Die republikanischen Gemeinwesen der ersten Christen, die sich unabhängig von der weltlichen Obrigkeit nach dem Grundsatz der Gleichheit und Bruderliebe selbst regieren wollten, drohten den Reichsverband zu lockern und die Grundlagen des einherrlichen Staats zu gefährden, daher gerade die kräftigsten und tüchtigsten Kaiser unter den Verfolgern genannt werden. Aber die Glaubensfreudigkeit, womit die **Blutzeugen** (**Märtyrer**) Marter und Tod ertrugen, mehrte die Zahl der Bekenner, so daß man mit Recht das Blut der Märtyrer den Samen der Kirche genannt hat. Die Tugenden des griechischen und römischen Alterthums erneuten sich in der Hingebung für ein überirdisches Vaterland. In den Tagen der Noth verbargen sich die Verfolgten in unterirdischen Gängen (Katakomben) bei den Gräbern ihrer Lieben, in Höhlen und Bergschluchten; die Bedrängniß erhöhte ihr Gottvertrauen und bewahrte die junge Gemeinde vor frühem Verfall und innerem Zwiespalt; die Zahl der „Gefallenen" und **Abtrünnigen** (Traditoren), welche die heiligen Schriften zum Verbrennen auslieferten oder vor den Bildsäulen der Kaiser räucherten und opferten, war gering gegen die der standhaften **Bekenner**, die als „Streiter Gottes und Christi" dem bei der Taufe geleisteten „Fahneneide" im Leben und im Tode treu blieben. Alle Mühseligen und Beladenen erfaßten mit freudigem Herzen die Botschaft des Heils, die den Gläubigen im Erdenleben Bruderliebe und Tröstung verhieß, die dem Tod seinen Stachel nahm und der Hölle ihren Sieg. Sobald Gott ihr Herz dem Glauben erschlossen, empfanden sie den beseligenden Frieden, den ihnen die damalige Welt nicht geben und weder Spott noch Verfolgung rauben konnte.

Die namhaftesten unter den **Märtyrern** waren: **Ignatius**, Bischof von Antiochia, ein Schüler des Apostels Johannes. Von ihm wird berichtet, daß er unter Trajan nach Rom gebracht und den wilden Thieren vorgeworfen worden sei (im J. 116). Die ihm zugeschriebenen sieben **Ignatianischen Briefe**, deren Echtheit jedoch großen Zweifeln unterliegt, sind ihres Alters wegen von Wichtigkeit. Der **katholische** Charakter der Kirche, der in ihnen stark hervortritt, hat schon einen hierarchischen Beigeschmack, insofern Ignatius die Katholicität oder kirchliche Einheit im **Bischof** repräsentirt sieht. — Unter **Marc Aurel** büßte **Justinus** „der Märtyrer", ein philosophisch gebildeter Denker aus Sichem in Samarien, seine standhafte Anhänglichkeit an die Lehre des Evangeliums, die er gegen den Irrlehrer **Marcion** in einer beredten Streitschrift vertheidigt, durch Geißelung und Enthauptung (im J. 166). Seine zwei „**Schutzschriften für die Christen**" an Antoninus Pius und M. Aurel waren ohne Erfolg geblieben. — **Polykarpus**, Bischof von Smyrna, gleich Ignatius ein Jünger des Apostels Johannes und wegen seines heiligen Wandels bei den Christen hoch verehrt, starb als Opfer der Volkswuth (169 n. Chr.). Sein Schüler war **Irenäus**, Bischof von Lugdunum (Lyon) in Gallien, bekannt durch seine apologetische Schrift „**fünf Bücher gegen die Häretiker**" und durch seinen Märtyrertod (i. J. 202). Auch **Cyprian**, Bischof von Karthago, der durch seine Schrift „**von der Einheit der Kirche**" einer der wirksamsten Begründer der bischöflich-katholischen Volkskirche ward und sein Leben der Armen- und Krankenpflege widmete, starb unter der zitternden Hand eines heidnischen Scharfrichters (258). „Zeitweise herrschte eine wahre Epidemie der Aufopferung," sagt Burckhardt, „die Christen drängten sich zum Tode und mußten von ihren Lehrern ermahnt werden, sich zu schonen. Bald wurden die Märtyrer die leuchtenden Ideale des Lebens; ein wahrer Cul-

tus knüpft sich an ihre Gräber, und ihre Fürbitte bei Gott wird eine der höchsten Hoffnungen des Christen. — Was auch die historische Kritik an den einzelnen Umständen und besonders den hinzugefügten Wundern mit Recht aussetzen möge, es bleibt immerhin ein historisches Schauspiel erster Größe, diese neue Gesellschaft mit ihrer neuen Religion und Weltanschauung gegen den gewaltigsten aller Staaten mit seinem Heidenthum und seiner tausendjährigen Cultur kämpfen und durch den Untergang siegen zu sehen."

Trajans Antwort auf den Brief seines Statthalters Plinius lautet: „Du hast in Ansehung der Christen, die bei dir verklagt wurden, den rechten Weg eingeschlagen; denn es läßt sich darüber nichts im Allgemeinen, das in allen Fällen maßgebend wäre, bestimmen. Man muß sie nicht aufsuchen; wenn sie aber angegeben und überwiesen werden, muß man sie bestrafen; doch so, daß, wenn Einer leugnet, Christ zu sein, und es durch die That, das heißt durch Anrufung unserer Götter, beweist, er wegen seiner Reue Verzeihung erhalten soll, auch wenn noch ein Verdacht aus früherer Zeit auf ihm lasten sollte. Nicht unterzeichnete Anklagen aber dürfen bei keinem Verbrechen angenommen werden, weil solches das gefährlichste Beispiel und dem Geiste meines Zeitalters entgegen wäre."

§. 266. Während der Jahre der Verfolgung verbreitete sich das Christenthum durch die inwohnende Kraft der Wahrheit und die beruhigende Lehre der Sündenvergebung und Unsterblichkeit, wie durch äußere günstige Umstände nach allen Himmelsgegenden, so daß es schon im dritten Jahrhundert die Grenzen des Römerreichs überschritt. Frühzeitig nahm die Christuslehre vom syrischen Lande aus ihren Weg nach Alexandrien, wo die Juden einen bedeutenden Theil der Bevölkerung ausmachten und durch die Philosophie des hellenistisch gebildeten Philo der Boden zur Aufnahme des Evangeliums bereitet war. Bald entstand in der regsamen und gebildeten Weltstadt eine blühende Kirche und Schule, die unter Clemens und Origenes ihr Licht weithin leuchten ließ und die christliche Glaubenslehre mit vielen tiefsinnigen Speculationen bereicherte. Von der ägyptischen Hauptstadt kam die christliche Heilslehre nach Oberägypten und nach Nord-Afrika, wo sie gleichzeitig von Rom aus verkündigt ward. Schon im zweiten Jahrhundert finden wir in Karthago eine christliche Lehranstalt, aus welcher „scharfmarkirte Charaktere", wie Tertullian und Cyprian, hervorgingen. Daß schon in den ersten Zeiten das Christenthum von Syrien nach Arabien, Mesopotamien und Persien gedrungen sei, ist bei der großen Verbreitung der Juden in allen diesen Ländern außer Zweifel und wird noch bestätigt durch Tradition und Geschichte, welche melden, daß bereits im zweiten Jahrhundert in Edessa das Christenthum blühte, wenn auch der Briefwechsel zwischen Jesus und dem Fürsten Abgar nur eine Fabel ist, und daß es in Arabien im dritten Jahrhundert christliche Gemeinden mit Bischöfen gab. Der Uebertritt des fürstlichen Hauses von Adiabene, südöstlich vom alten Ninive, zum Judenthum, um dieselbe Zeit, da Paulus seine Missionsreisen antrat, kann als Beweis gelten, wie sehr das Heidenthum nach neuer religiöser Belehrung dürstete. In Gallien fand das Evangelium gleichfalls frühzeitig Eingang. An den Ufern der Rhone, in Lugdunum und Vienne, wurden schon im zweiten Jahrhundert christliche Gemeinden gegründet, mag auch die Sage von Dionys dem Areopagiten, dem Schutzheiligen von Paris (St. Denys), nicht glaubwürdiger sein als der erwähnte Briefwechsel zwischen Christus und dem Fürsten von Edessa. Ebenso fand auch in Spanien das Christenthum frühe einen fruchtbaren Boden. Die Worte des römischen Bischofs Clemens an die Gemeinde von Korinth,

Paulus sei mit der Verkündigung des Evangeliums „bis an die Grenzen des Westens" vorgedrungen, werden am natürlichsten auf Spanien gedeutet, zumal da aus dem Römerbrief (15, 24, 28.) hervorgeht, daß der Apostel die Absicht hatte, nach jenem Lande zu reisen. Auch zu den **Briten** gelangte schon in früher Zeit die Botschaft des Heils von Kleinasien aus im Gefolge der römischen Legionen.

Alexandrien und Karthago. 1. In Alexandrien erhob sich in der Mitte des zweiten Jahrhunderts die erste christliche Lehranstalt oder „Katechetenschule", welche bald der Wirkungsplatz hervorragender Geister werden und mit ihrem Lichte die ganze Welt durchdringen sollte. Gegründet von **Athenagoras**, dem Apologeten, „der es gewagt hat, die Philosophie für die Auferstehungslehre anzurufen", und von **Pantänus**, dem früheren Stoiker, der das Evangelium nach dem fernsten Orient zu verbreiten bemüht war, gelangte die alexandrinische Schule zu hohem Ruhme durch die beiden Schüler des letzteren, **Clemens** und **Origenes**. Tit. **Flavius Clemens** war ein literarisch und philosophisch gebildeter Grieche von milder und humaner Gesinnung, der, nachdem er sich in männlichen Jahren aus dem Widerstreit der Philosophenschulen in das Christenthum geflüchtet und durch große Reisen die Sitten und Lehren der Heiden, Juden und Christen aller Orten erforscht, in seine christliche Bildung Alles aufnahm, „was sich in jeder Philosophie Herrliches findet, was den Menschen zur Gerechtigkeit und zur Frömmigkeit führt", der somit im Christenthum den Gipfel alles Denkens, alles Strebens und Forschens erkannte. Nach zwölfjähriger Thätigkeit (von 190—202) als Vorstand der alexandrinischen Schule flüchtete er sich vor der Verfolgung unter Sept. Severus zu einem seiner Schüler. Die letzte Spur seines Lebens findet sich in Jerusalem im J. 211. Sein Tod mag sechs Jahre später (217) eingetreten sein.

Clemens Alexandriner † c. 217.

Seine Schriften.

Von seinen Schriften sind besonders merkwürdig: **Stromata**, d. i. Teppiche oder Decken, so genannt, weil darin verschiedene philosophische Probleme in einer buntgemischten, aber kunstvoll zusammengefügten Form behandelt werden, in der Absicht, das Verhältniß der griechischen Philosophie zum Christenthum darzuthun und damit zur wahren christlichen Erkenntniß zu führen. Zu dem Zweck suchte er in den Schriften und Lehren der griechischen Philosophen, Dichter, Mythographen nach Beispielen, Belegen, Parallelen, und hat dadurch eine Menge werthvoller Nachrichten aus dem Gebiete der Philosophie und der Religionen des Alterthums der Nachwelt erhalten. Von Clemens stammt auch der älteste Hymnus zur Verherrlichung Christi mit Pindarischen Anklängen.

Origenes 185—254.

Des Clemens großer Schüler **Origenes** war in Alexandrien geboren. Als sein Vater Leonides unter Sept. Severus den Märtyrertod erlitt, wurde der Sohn nur durch die Liebe und List der Mutter abgehalten, dessen Schicksal zu theilen. In seinem achtzehnten Lebensjahre zum Vorsteher der alexandrinischen Schule erhoben (203), widmete er sich mit solchem Eifer den Studien und dem Unterrichte, daß man ihn den „Stählernen", den „Demantenen" nannte; voll hochfliegenden Geistes und fester Willenskraft erwarb er sich die ganze Gelehrsamkeit seiner Vaterstadt und wurde ein „Schriftgelehrter für das Himmelreich". Mit dieser geistigen Anstrengung verband Origenes die größte Enthaltsamkeit und die strengste Zucht des Leibes. Trotz seiner Armuth verschmähte er die Belohnungen seiner Schüler und in kühner Schwärmerei soll er an sich selbst in buchstäblicher Auslegung der heiligen Schrift (Matth. 19, 12) den Act der Entmannung vollzogen haben. Als Caracalla gegen die Schule von Alexandrien wüthete, zog sich Origenes nach Cäsarea in Palästina zurück, durch Lehre und Predigt für die Ausbreitung des Evangeliums wirkend. Die Kaiserin Julia Mammäa erfreute sich an den Gesprächen des berühmten Mannes, der, in die neuplatonische Philosophie eingeweiht, die Schätze griechischer Erkenntniß zur Verherrlichung des Christenthums anwendete, den Idealismus hellenischer Weltweisen mit den Lehren des Evangeliums verband, um auch die Klugen und Gebildeten für das Reich Gottes zu gewinnen. Seine unregelmäßige Weihe zum Presbyter zog ihm den Haß des auf sein Ansehen neidischen Bischofs Demetrius von Alexandrien zu. Als Irrlehrer verdächtigt, wurde er von der alexandrinischen Kirche ausgeschlossen. Er kehrte nach Cäsarea zurück, wo er durch Wort und Schrift mit unermüdlicher Thätigkeit an dem wissenschaftlichen Ausbau der Kirche arbeitete. Nur vorübergehend verließ er diese Stadt, bald um den Gefahren der Verfolgung zu entgehen, bald um in benachbarten Ländern falschen Lehrmeinungen entgegenzutreten. Unter Decius gefoltert und

mit Ketten beladen, entging er dem Märtyrerthum nur durch den Tod des Kaisers. Vier Jahre später (254) starb er zu Tyros, hochgefeiert von Mit- und Nachwelt und, gleich Plato, der Schöpfer und Meister eines philosophisch-religiösen Idealismus, aber auf christlichem Boden, der Begründer einer Schule, aus der eine große Anzahl begeisterter Jünger hervorging, glänzende Lichter der Kirche. — Origenes war ein fruchtbarer Schriftsteller, der, die alexandrinische Kritik und Auslegungskunst auf die heilige Schrift anwendend, alle Bücher der Bibel dem Verständnisse näher geführt hat, theils durch gelehrte Commentare, theils durch praktische Vorträge (Homilien). Von dem Glauben ausgehend, daß die heilige Schrift ein vom Geiste Gottes eingegebenes und erfülltes Ganze sei und somit alle Theile einen „Gottes würdigen" Sinn haben müßten, suchte er, wo der Wortsinn nicht genügend erschien, durch allegorische Deutung aus dem Buchstaben den verborgenen Geist zu entwickeln. Denn der geistige Organismus der Schrift habe, wie der menschliche, außer der leiblichen Hülle oder dem Wortsinn noch eine Seele, die moralische Bedeutung, und einen Geist, den mystischen oder allegorischen Sinn. Er war der erste, der das Ganze der christlichen Glaubenslehre in ein zusammenhängendes System gebracht, den Grund zur christlichen Dogmatik gelegt hat. Von seinem gründlichen Bibelstudium gibt die „Hexapla" Zeugniß, das große Werk, worin er die verschiedenen griechischen Uebersetzungen, mit dem hebräischen Urtexte verglichen, zusammengestellt hat.

Seine Schriften und seine Auslegungskunst.

Clemens und Origenes gaben dem Christenthum eine höhere wissenschaftliche Prägung, indem sie an der Hand griechischer Philosophie aus dem Thatsächlichen und Historischen die religiösen Ideen entwickelten, und bewahrten es zugleich vor den Ausschreitungen der Gnosis (§. 268), indem sie den Flug der Speculation durch den Realismus der historischen Wahrheiten des Evangeliums, die Freiheit des Denkens durch die kirchliche Ueberlieferung beschränkten. Gott wird von Origenes über alles Menschliche und Endliche hinausgerückt und zu dem Zweck allen Stellen der heiligen Schrift, worin von Gott in menschlicher Weise gesprochen wird, durch allegorische Auslegung ein tieferer Sinn untergelegt; dabei faßt aber Origenes die Gottheit nicht als ein abstractes, absolutes, über und außer der Welt stehendes Wesen, vielmehr als einen selbstbewußten Geist, der in Allem nach höheren Zwecken handelt, der von Ewigkeit her den Logos ausgesendet hat, um die Menschen zu erlösen und zu gotteswürdigen Wesen heranzubilden durch Befreiung der Seele von den Banden der Materie oder des Bösen, in die sie einst **vor** dem gegenwärtigen Dasein durch eigene Schuld und freie Wahl aus ihrer himmlischen Existenz herabgestürzt sei. Dieser Logos oder „Sohn Gottes" ist bei Origenes die ewige göttliche Weisheit, die schon den Heiden in einzelnen Ausstrahlungen kund geworden, aber erst in Christus in ihrer vollen Verklärung sich offenbart habe. Durch den Opfertod Jesu auf Golgatha sei die Erlösung für das ganze Weltall, für alle Wesen im Himmel und auf Erden vollbracht worden; das Ende der Dinge werde also in einer Rückführung alles Abgefallenen zur Gottheit bestehen, „damit Gott sei Alles in Allem", ein Zustand göttlicher Heiligung und Versöhnung, wo alles Böse verschwinden, wo „allen Sündern vergeben und die Hölle nicht mehr sein soll", wo die Seele sich frei zu Gott aufschwingen und in einem verklärten Leibe, in einem himmlischen Körper, in einem geistigen Sein fortleben werde in Ewigkeit. Aber wie der Fall, sei auch die Erhebung der Seele ein Act der Freiheit; die Gnadenmittel der Kirche seien dem Menschen förderde Stützen der Reinigung, aber nur wirksam, wenn sie im Glauben empfangen würden; die Sacramente vermöchten nicht, dem Menschen ohne sein Zuthun das Göttliche mitzutheilen.

2. Wie die beiden Alexandriner die idealistische Seite des Christenthums ausbildeten und ihm die heidnische und gnostische Weltweisheit in ihren gesunden Elementen zu gewinnen trachteten, so vertrat der kühne **Tertullianus**, anfangs Redner und Sachwalter, dann, in männlichem Alter zum Christenthum bekehrt, Presbyter der Kirche zu Karthago, die realistische und praktische Geistesrichtung. In die düstere, strenge Weltanschauung der Montanisten (§. 268) gebannt, bekämpfte er die griechische Weltbildung als die Mutter der Häresie und des Abfalls vom Evangelium, verfocht die positive Christenlehre in allen ihren Theilen als ein von Oben Gegebenes, göttlich Geoffenbartes, und setzte den Vernunftdenkenden einen kühnen „Glaubenstrotz" entgegen. In so weit huldigte auch er der griechischen Philosophie, die er gründlich kannte, daß er in der Tiefe der Menschenseele ein Gottesbewußtsein annahm, das, wie sehr es auch manchmal entartet und von Leidenschaften umnachtet sei, doch wieder aus der Betäubung erwache. Zum vollen Bewußtsein des Göttlichen komme die Seele erst durch Christus, erst wenn sie durch den Eintritt in die Kirche zum neuen Leben wiedergeboren werde. Denn nur die Kirche, die Gemein-

Der kirchliche Realismus in Karthago.

Tertullianus †220.

schaft der Gläubigen, „die auf dem von den Aposteln gelegten Grund ruhe und ihre Ueberlieferung rein bewahre", sei im Besitz der Wahrheit. Außer der Kirche sei kein Heil. Tertullian wurde daher einer der kühnsten Vorfechter für die Macht der katholischen Kirche. Ein fruchtbarer Schriftsteller, hat er aus afrikanischem Latein dem Christenthum eine Literatur errungen, „in welcher geistreiche Rhetorik, wilde Phantasie, grobsinnliches Auffassen des Idealen, tiefes Gefühl und juridische Verstandesansicht mit einander kämpfen." Seinem tiefen und fruchtbaren Geist fehlte Anmuth, Harmonie und die „Zucht der besonnenen Selbstbeherrschung".

Cyprian † 258. Tertullianus' Landsmann und Geistesverwandter war der schon erwähnte Cyprian. Einer angesehenen Familie entstammt und in heidnischer Wissenschaft erzogen, trat er aus eigenem Antrieb zum Christenthum über und bereitete sich, den größten Theil seines ansehnlichen Vermögens der Armen- und Krankenpflege widmend, durch strenge Bußübungen für den geistlichen Stand vor. Zum Presbyter geweiht, nahm er die ihm durch Volkswahl angetragene Bischofswürde nach einigem Bedenken und Sträuben an, lud aber dadurch den Neid und die Unzufriedenheit der älteren Amtsgenossen auf sich; und wenn er auch anfangs sich Mühe gab, sie durch Beiziehung zu allen Berathungen und Beschlußfassungen zu versöhnen, so durchbrach doch bald seine energische, herrschsüchtige Natur die Schranken der Schonung. Ein Kirchenfürst im vollen Sinne, trat er mit strenger Kirchenzucht dem schlaffen und ungebundenen Leben, das in dem reichen, herrlichen Lande unter den Wirkungen eines langen Friedens in allen Ständen eingerissen war, scharf und rücksichtslos entgegen. Erweckte er sich schon dadurch viele Gegner, die ihre Stimme laut wider ihn erhoben, so wuchs die Zahl seiner Widersacher und das Gewicht ihrer Vorwürfe, als derselbe Mann, der sich der Decischen Verfolgung durch die Flucht entzogen, nach hergestellter Sicherheit die Kirchengesetze in ihrer ganzen Strenge wider die „Gefallenen" in Anwendung brachte, behauptend, zu fliehen sei erlaubt, nicht aber den Glauben zu verleugnen. Selbst die Fürbitten der „Bekenner" (Confessoren), welche in den Tagen der Drangsal Verfolgung und Gefangenschaft erduldet, blieben lange wirkungslos.

Zu den äußeren Ursachen, wodurch die rasche Ausbreitung des Evangeliums befördert wurde, sind, außer den Verfolgungen, zu rechnen: 1) Die Größe des römischen Reichs, die enge Verbindung der einzelnen Provinzen und die weite Verbreitung der griechischen und lateinischen Sprache, wodurch die Mittheilung erleichtert ward. 2) Die Zerstreuung der Juden, an deren Schulen die Apostel und Glaubensboten des Evangeliums im Anfang einen Halt hatten, über das ganze römische Gebiet. 3) Die Richtung der Zeit zum Mystischen, Geheimnißvollen und Schwärmerischen, welche in der christlichen Glaubenslehre, in der von Wundern begleiteten Erscheinung des Erlösers, in den Symbolen u. dgl. m. reiche Nahrung fand. Während dadurch die gebildete und vornehme Welt allmählich angezogen wurde, und die Gelehrten und Philosophen die evangelische Lehre mit ihrer Weisheit und namentlich mit dem Systeme eines Pythagoras, Platon, Aristoteles u. A. in Verbindung brachten, traten 4) die Armen und Unfreien, Sklaven wie Freigelassene, schnell und mit Freudigkeit einer Lehre bei, welche ihnen die vom Heidenthum versagten Menschenrechte verlieh und Gleichheit vor Gott und vor dem Gesetz versprach. 5) Der Verfall des Glaubens und Vertrauens der Heiden zu den Göttern der Väter machte eine neue religiöse Erhebung des Volks zum Bedürfniß. Schon lange war es Sitte geworden, die anstößigen Göttergeschichten, die Liebschaften des Zeus und der Aphrodite zur Volksbelustigung in den Theaterpossen der Mimen in scurriler Weise darzustellen oder durch sinnlich-lüsterne Schilderungen herabzuwürdigen; schon seit längerer Zeit hatte sich die hülfsbedürftige Menschheit begierig jedem Glauben und Aberglauben hingegeben und dadurch eine wüste Mischung heidnischer Culte und Mysterien herbeigeführt (§. 258). Als nun in den Tagen der zunehmenden Bedrängniß „die alten Götter taub gegen die

Bitten der Gläubigen blieben, erstarb der Glaube an ihre Macht, und die schuldbelasteten Seelen und die geängsteten Gewissen wandten sich den christlichen Gemeinden zu, wo sie die Kraft des Gebetes wiederfanden und der Erhörung desselben durch den Vater im Himmel gewiß waren".

Die Christengemeinden, in die man durch die Taufe aufgenommen wurde, huldigten anfangs einer demokratischen Gesellschaftsverfassung mit brüderlicher Gleichheit und freiwilliger Gemeinschaft der Güter. Jeder diente seiner Gemeinde mit der Gabe, die ihm der Herr verliehen. Der nahen Wiederkunft des auferstandenen Heilandes in seiner Herrlichkeit entgegensehend, hielten sie alles irdische Gut für werthlos. Die Aeltesten (Presbyteri), auch Bischöfe, d. i. Aufseher genannt, denen die Aufsicht über die Sittlichkeit und Ordnung und die Leitung der Angelegenheiten nach Außen oblag, wurden von der Gesammtheit gewählt, ebenso die mit der Kranken- und Armenpflege und der Verwaltung des Gemeindegutes betrauten Diakonen (Almosenpfleger). Besondere Priester gab es anfangs nicht; bei den kirchlichen Versammlungen, wobei neben Gebeten und geistlichen Liedern Lesen der heiligen Schriften und religiöse Vorträge stattfanden und die gewöhnlich mit dem Abendmahle und den ursprünglich damit verbundenen, dann aber davon getrennten Liebesmahlen (Agapen) schlossen, waren Alle thätig. Unwürdige oder Abtrünnige wurden aus der Gemeinschaft ausgeschlossen (excommunicirt) und konnten nur durch Reue und Kirchenbuße die Absolution und damit die Wiederaufnahme in die „Gemeinschaft der Gläubigen" erlangen. Nach dem Tode der Apostel wurden diejenigen unter den Aeltesten, welche durch Ansehen und Würde besonders hervorragten, so daß sie als deren Stellvertreter und Nachfolger gelten konnten, als Vorsteher der Aeltesten eingesetzt; diese führten dann vorzugsweise den Namen Aufseher (Bischöfe), da sie über die Reinheit der Lehre wachten. Bald gelangte auch die Handhabung der Kirchenzucht oder die geistliche Gerichtsbarkeit, von der einfachen Rüge bis zum schweren Bann (Excommunication), in ihre Gewalt. Lange waren die einzelnen Gemeinden ohne äußeres Band; nur der gleiche Glaube und die gleiche Liebe zum Heiland umschloß alle Glieder der großen Lebensgemeinschaft.

§. 267. Mit der größeren Ausbreitung des Christenthums schwand die brüderliche Gleichheit allmählich dahin, indem sich die Beamten als ein auserwählter Stand (Klerus) dem Volke (Laien) gegenüber stellten und die anfangs freiwillig dargebrachten Erstlinge, Zehnten und andere Gaben bald als pflichtmäßige Abgaben in Anspruch nahmen. Doch behielt die Gemeinde noch das Wahlrecht ihrer Bischöfe, Presbyteren und Diakonen bis zu Ende des dritten Jahrhunderts. Je mehr aber die bischöfliche Gewalt stieg, desto mehr wurde der ganze durch die geistliche Weihe (Ordination, Handauflegung) ausgezeichnete Klerus dem Volke entrückt, bis die Presbyteren und Diakonen zuletzt von den Bischöfen, als den Nachfolgern der Apostel, ernannt wurden und die Geistlichen der Landgemeinden in ein untergeordnetes Verhältniß zu dem Bischof der Stadt, dem Oberhaupt des Sprengels oder der Diöcese traten, sowie dieser seinerseits wieder dem Bischof der Provinzial-Hauptstadt, der den Namen Metropolit oder Erzbischof führte, untergeben war. Unter den Metropolitanbischöfen hatten die von Antiochia, Alexandria und Rom, so wie die von Constantinopel, Jerusalem, Ephesus und andern „Apostelsitzen" das höchste Ansehen, theils wegen des hohen Ranges dieser Städte, theils wegen des Alters ihrer Kirchen. Sie hießen Patriarchen und erlangten allmählich das Recht, die übrigen Erzbischöfe zu weihen. Die Scheidung des höhern und niedern Klerus und die Einführung der Synoden, wo die Metropoliten mit ihren Landesbischöfen über alle kirchlichen Angelegenheiten Beschlüsse faßten, die dann durch die Bestätigung der Kaiser die Kraft von Reichsgesetzen erhielten, vollendete die Ausbildung der aristokratischen Kirchenverfassung, die dem Volke alle Machtbefugniß aus den Händen wand, dafür aber die höheren, nach Ehre und Auszeichnung trachtenden Stände, die anfangs der Lehre von brüderlicher Gleichheit wenig Gunst gezeigt, dem Christenthum mehr und mehr zuführte. So verlor die Kirche ihre wesentliche Grundlage in der Gemeinde der Gläubigen und sonderte sich von dieser aus, erhob sich über sie als eine priesterliche und bischöfliche Anstalt, die behauptete, daß sie das Heil

allein zu verwalten, zu spenden oder zu versagen habe, je nachdem sie Gehorsam fände oder nicht, die mit ihren Satzungen die Lehre, die Ordnungen des Lebens und der Gottesdienste festsetzte, die das Evangelium von Christo unter ihre Auslegung und Obhut stellte, die nun an dem Rest der Heiden die traurige Vergeltung der Verfolgung ausübte, die jeden Widerspruch gegen ihre Satzungen als Ketzerei bannte und verfolgte. Bei den bald ausbrechenden Streitigkeiten über **Glaubenssätze (Dogmen)** übten die Synoden, auf denen nach der Kirchenlehre der **heilige Geist** (Pneuma) ruhte, die gesetzgebende Gewalt, und ihre von der Mehrzahl gebilligten, gewöhnlich von allen Uebertreibungen (Extremen) entfernten Beschlüsse galten als die **allgemeine** oder **katholische Lehre**, während die Ansicht der Minderzahl als **Irrlehre (Häresie, Ketzerei)** angesehen ward, deren Bekenner sich als **Secte** ausschieden.

§. 268. **Häretiker und Secten.** So mußte schon im zweiten Jahrhundert das einfache christliche **Taufbekenntniß** durch genauere Bestimmungen und Zusätze gegen die Irrlehren der **Gnostiker**, **Manichäer** und anderer Häretiker geschützt werden, woraus allmählich das sogenannte **apostolische Glaubensbekenntniß** hervorging. Aber der furchtbarste Kampf entbrannte im vierten Jahrhundert über die **Natur Christi** zwischen den alexandrinischen Geistlichen **Arius** und **Athanasius**. Die Lehre des ersteren, „der Sohn sei einst durch den göttlichen Willen aus Nichts geschaffen, sei erstes Geschöpf und Weltschöpfer, daher allerdings Gott zu nennen, doch abhängig vom Vater" (**Arianismus**), wurde auf der von Constantin nach **Nicäa** entbotenen, aus 318 Bischöfen bestehenden **ersten allgemeinen (ökumenischen) Kirchenversammlung** oder Reichssynode, sowie auf der zweiten, die Theodosius in **Constantinopel** abhalten ließ, als häretisch verdammt und durch das **nicäische** und **athanasianische** Glaubensbekenntniß der **orthodoxe Kirchenglaube** von dem **dreieinigen Gott** festgesetzt: „der Sohn Gottes sei von Ewigkeit her nicht geschaffen, sondern gezeugt aus dem Wesen des Vaters und mit ihm **gleichen Wesens** (Homousios)". Aber die **germanischen Völker, Gothen, Vandalen, Langobarden**, zu denen das Christenthum durch arianische Missionäre gekommen war, beharrten noch Jahrhunderte in dem von diesen gepredigten Glauben, daß **Christus, der Sohn, von Gott dem Vater verschieden sei**. Eine vermittelnde Partei, den Bischof **Eusebius** von Nikomedien an der Spitze, mit der Lehre, „daß der Sohn von Ewigkeit aus dem Wesen des Vaters gezeugt, aber nur **ähnlichen Wesens (Homoiusios)** und dem Vater untergeordnet sei", erhielt unter dem Namen **Semiarianer** im Morgenlande einige Geltung. Ströme von Blut wurden wegen dieser dem menschlichen Geiste unerforschlichen Lehrsatzungen vergossen. „Orientalischer Starrsinn und griechische Sophistik marterten sich und den Buchstaben der Schrift, um irgend ein Symbol hervorzubringen, welches das Unbegreifliche begreiflich und irgend eine Auffassung desselben allgemeingültig machen sollte."

Arianer. 325. 381.

Die Häupter der beiden Parteien wurden abwechselnd verbannt und geehrt: **Arius**, ein ernster, finsterer Priester, bei dem mehr der Verstand als Gemüth und Phantasie ausgebildet war, starb, nachdem er aus seiner Verbannung zurückgerufen worden, im J. 336 in Constantinopel, am Tage seines feierlichen Einzugs in die Apostelkirche; noch wechselvoller war das Leben des **Athanasius**. „Von seinen Feinden geschildert als Tyrann, von den Kaisern bald verfolgt, bald verehrt, immer gefürchtet, vom ägyptischen Volke geliebt wie ein Volksfreund und angebetet wie ein Heiliger, hat er fünfundvierzig Jahre seines bischöflichen Hirtenamts, darunter zwanzig Jahre flüchtig oder verbannt, oft wunderbar gerettet durch Treue bis in den Tod, folgerecht gekämpft für den Gedanken seines Lebens, die wahrhaft göttliche Würde Christi und dadurch die Bedeutung des Christenthums als vollkommene Offenbarung Gottes gegen ein neues Heidenthum zu behaupten", ohne Menschenfurcht und weltliche Rücksicht, hart gegen Andere wie gegen sich selbst. Als er im J. 372 Ruhe im Grabe fand, war der Arianismus die kaiserliche Hofreligion.

Die ersten Secten entstanden unter den Judenchristen, welche die Nothwendigkeit des mosaischen Gesetzes behaupteten und den Heiden keine oder nur einen geringen Grad von Theilhaftigkeit an Christo zugestanden. Sie führten den Namen **Nazaräer** und **Ebioniten** („Armen"), betrachteten den Messias bald als bloßen Menschen, bald als höheres, durch jungfräuliche Empfängniß geborenes Wesen und verschwanden zu geringen Secten verkümmert und vertrocknet, die

Nazaräer und Ebioniten.

Einen im vierten, die Andern im siebenten Jahrhundert, ohne ein geordnetes Kirchenwesen erlangt zu haben. Im Gegensatz zu diesen bildete sich schon im apostolischen Zeitalter „unter dem Einfluß des platonischen und orientalischen Idealismus" die alle evangelische Geschichte vernichtende Ansicht der **Doketen** aus, welche alles Körperliche an Jesu leugneten und nur für Schein Doketen.
und Erscheinung des Geistes erklärten. Mit dem Namen **Gnostiker** bezeichnete man hauptsächlich Diejenigen, die nach der Sitte orientalischer Religionsgründer und griechischer Philosophen Gnostiker.
„einen Unterschied zwischen der gewöhnlichen Auffassung und einer höhern, nur wenigen Begabten oder Geweihten zugänglichen Erkenntniß der religiösen Wahrheiten machten." Sie waren in verschiedene Secten gespalten, je nachdem sie sich mehr der orientalischen Theosophie oder der platonischen Philosophie näherten; doch blieb im Allgemeinen die orientalische Anschauungsweise mit ihrer sinnbildlichen Darstellung und zügellosen Phantasie vorherrschend. In allen ihren Gestalten trug die „Lehre der Wissenden" eine dem Heidenthum verwandte polytheistisch-mythologische Färbung. Sie gelangte nie zum rechten Monotheismus, zu dem Begriffe Eines persönlichen Gottes, der nach freiem Willen Alles geschaffen hat und Alles nach unumschränkter Weisheit und Liebe regiert. „Der gnostische Gott ist ein dunkles, verhülltes Wesen, das erst durch ein mannigfach abgestuftes Heer von Kräften, die von ihm ausfließen (Emanation), sich zum Bewußtsein seiner selbst hindurcharbeiten muß." Die sichtbare Welt ist nicht eine freie Schöpfung dieses Gottes, sondern das Werk eines von dem höchsten Gotte ausgegangenen und demselben untergeordneten göttlichen Werkmeisters, Demiurgos, der sie aus der todten, bösartigen Materie geschaffen hat. Auch der Mensch ist ein Gebilde dieses untergeordneten Weltschöpfers, „unterthan einem blinden Geschick und preisgegeben den Mächten, die zwischen Himmel und Erde walten." Die Materie, die „dunkle Macht", ist der Sitz des Bösen; so lange der Mensch unter dem Einfluß dieser Materie steht, liegt er in den Banden des Bösen, ist er nicht erlöst. Die Erlösung kann nur dadurch geschehen, daß höhere Lichtwesen (Aeonen) den Menschen von der Macht der Materie befreien und ihn in das Lichtreich versetzen. Ein solches Lichtwesen ist nach der gnostischen Lehre auch **Christus**, einer der höchsten Aeonen, „der zur Aufnahme der Welt in die göttliche Lebensfülle und zur Lösung des großen Weltzwiespalts auf Erden erschienen sei." Die erlösten Menschenseelen „werden dann als eine Art von Engel, als vornehm-ideale Wesen im Triumphe eingeführt in das phantastisch-idealistische Lichtreich, nachdem sie durch Büßungen und Kasteiungen und endlich durch den Tod sich der Herrschaft des Leibes entledigt, sich zu lichten Geistnaturen verklärt haben." Daher legten auch die Gnostiker wenig Werth auf die Gnadenmittel der Kirche, auf die heilige Schrift und Sacramente; sie ließen zwar den Kirchenglauben als nothwendige Volksanschauung unangefochten bestehen, stellten aber ihre Lehre als Mysterien oder Geheimlehren weit über denselben. In der Moral und Lebensweise bewegten sich die Gnostiker meistens in Extremen; während sich die Einen die strengste Zucht auferlegten, die sich nicht selten zu gewaltsamer Peinigung des Körpers und zu freiwilligem Märtyrerthum steigerte, entbanden sich andere, nach dem Grundsatz, daß dem geistig freien Menschen Alles erlaubt sei, von jedem Sittengesetz und geriethen in die tollsten Ausschweifungen der Phantasie und der Sinnlichkeit. Aber trotz dieser Gebrechen, womit sich der Gnosticismus „wie ein dunkler Schatten" über die Anfänge der christlichen Kirche legte, war die „Lehre der Wissenden" doch von großer Bedeutung für die christliche Religion. Durch den Gnosticismus wurde Kunst und Wissenschaft in die Kirche eingeführt und die großartige Bedeutung des Christenthums als Welt- und Gottesgeschichte anerkannt. Frei und genial bewahrte er die Kirche vor Erstarrung in Formen. Die bis ins sechste Jahrhundert als kirchlich geordnete Partei fortdauernden, vielgehaßten und heftig verfolgten Marcioniten, die das Christenthum ganz vom Judenthum und vom Gesetz des alten Testaments ablösten, waren ein Zweig der Gnostiker. Marcioniten.
— Eine andere im Morgenlande, in Afrika und Italien weitverbreitete und von Heiden und Christen gleich angefeindete und verfolgte Secte waren die **Manichäer**, gestiftet von einem nach Begründung der Sassanidenherrschaft (§. 260) aus Persien vertriebenen Magier, Mani, einem reichbegabten Manne, der auf der Flucht die Idee faßte, als Reformator sämmtlicher Volksreligionen, die er alle erforscht hatte, aufzutreten, um sie in einer höhern Einheit zu verschmelzen. Manichäer.
Verstoßen von den Christen, bei denen er sich als gottbegeisterten Apostel Jesu ausgab, in welchem der verheißene Tröster (Paraklet) erschienen sei, verfolgt von den Magiern, die ihn in einer feierlichen Versammlung der Religionsfälschung überwiesen, wurde er, nach mannigfachem Glückswechsel, unter Varanes I. (272—275) zu der schrecklichen Strafe verurtheilt, daß ihm die Haut abgestreift und diese ausgestopft zum warnenden

Beispiel an den Thoren der Königsstadt aufgehängt wurde. Die Hauptsätze des Manichäismus sind: „Gott in seinem Lichtreiche und der Dämon mit dem Reiche der Finsterniß stehen einander unabhängig gegenüber. Nach langen innern Kämpfen vereinte sich das dämonische Reich zum Kampfe gegen das Lichtreich. Der Erstgeborne Gottes, der Urmensch, kämpfte mit den vier reinen Elementen für das Lichtreich, er wurde niedergeworfen, doch gerettet, aber ein Theil seines Lichts in die Finsterniß hinabgerissen. Zur allmählichen Wiederaufnahme dieses Lichts ließ Gott durch die Mutter des Lebens das Weltall erschaffen. Die lebendige Kraft darin ist jenes von den Banden der Materie festgehaltene Licht. Zu seiner Erlösung gehen zwei neue Himmelsmächte von Gott aus: Christus und der heilige Geist. Jener als Sonne und Mond, dieser als Aether zieht die Lichtkräfte der Erde an sich. Um sie festzuhalten, bildete der Dämon den Menschen nach des Urmenschen Bilde und vereinte in ihm das klarste Licht und seine eigene Finsterniß, daher der Mensch Vereinigungspunkt und Bild aller Kräfte des Weltalls, Mikrokosmos, ist. Das Licht brach sich in die Erzeugungen, die Menschheit unterlag den Verlockungen der Materie und den Vorspiegelungen des Dämon (Judenthum und Heidenthum). Da erschien Christus selbst auf Erden, mit einem Scheinkörper angethan, sein Leiden ist zwar nur scheinbar, doch geschichtlich geschehen, wird aber zugleich als Symbol des ganzen in der Materie befangenen Lichtes angesehen. Christus hat durch seine Lehre und seine Anziehungskraft die Erlösung des Lichtes begonnen, da aber seine Lehre von den Aposteln im Sinne des Judenthums aufgefaßt und die Evangelien entstellt worden, so ist Mani als Paraklet erschienen, um den Sieg zu vollenden. Daher nur in seinen Schriften die volle Wahrheit ist. Das Ende der Weltgeschichte wird sein die gänzliche Scheidung des Lichtes aus der Finsterniß, deren Gewalten dann wiederum einander selbst anfallen werden." Der Verein der Manichäer bestand aus einer Klasse Auserwählter, geheiligter Priester, die, zu der strengsten Askese, als Enthaltsamkeit von der Ehe, vom Fleische und berauschenden Getränken, verpflichtet, allein den Sinn der Geheimlehren besaßen, und aus Hörenden (Katechumenen), die „für ihre Theilnahme an den Geschäften und Freuden des Lebens durch die Fürbitte jener Vollkommenen Indulgenzen erhielten". Die Materie ist nach den Manichäern der Sitz des Bösen; daher ist nicht die freie Beherrschung der Materie, sondern die Abtödtung derselben und die Uebung in äußerer Werkheiligkeit das Wesen ihrer Sittenlehre. Ihr Cultus
Montanisten. war einfach; im sechsten Jahrhundert erlagen sie den Verfolgungen. — **Montanisten.** Wie Mani gab auch der Phrygier Montanus (geb. 150) sich für den von Christus verheißenen Paraklet aus, der erschienen sei, der Kirche ihre männliche Vollendung zu geben, unmittelbar vor dem Anbruche des tausendjährigen Reichs. Er trieb die Strenge des christlichen Lebens und der Kirchenzucht auf die Spitze. Er lehrte: „Das Leben des wahren Christen ist stete Entsagung, nur an Gott und auf den Märtyrertod soll er sich freuen, alle irdische Freude, auch an der Wissenschaft ist sündlich. Mord, Unzucht und Abfall zum Götzendienste schließen hoffnungslos von der Kirche aus. Aber diejenige Kirche ist nicht die rechte, welche die Strenge der Sitten nicht durchführt, die zweite Ehe zuläßt, und die Verbrecher wieder aufnimmt; über dieser fleischlichen Kirche steht die Kirche des Geistes." Von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, bestanden die Montanisten in eigener Kirchenverfassung bis ins sechste Jahrhundert. Im Abendlande huldigte der kühne Ter-
Novatianer. tullian ähnlichen Grundsätzen. Auch die Secte der **Novatianer** „schloß alle Todsünder von der Kirche, als einer Gemeinde der Heiligen und Reinen, hoffnungslos aus, hob die Gemeinschaft mit der katholischen Kirche auf und taufte die von derselben Uebertretenden von Neuem." Der von den Montanisten aufrecht erhaltene Glaube an die Wiederkunft Christi und das mit derselben eintretende tausendjährige Reich (Chiliasmus) hatte schon im Zeitalter der Apostel an Cerinthus einen begeisterten Verkünder. — Ueber die Zeit der Osterfeier entstand frühe Streit; die kleinasiatische Partei, welche die Sitte des jüdischen Passahfestes bei-
Quartodecimaner. behielt, wurde endlich als häretisch aus der Kirche gestoßen (Quartodecimaner). — Ein heftiger Streit entstand im vierten Jahrhundert in Afrika, wo eine auf strenge, unerbittliche Kirchenzucht haltende Partei sich der Einsetzung des von einem Traditor geweihten Cäcilianus zum Bischof von Karthago widersetzte und ihm den strengen Donatus, von dem die Partei den
Donatisten. Namen **Donatisten** führt, entgegenstellte. Die Kirche sei die Braut Christi und müsse daher rein, heilig und fleckenlos sein. Constantin übertrug die Untersuchung einer Commission in Rom und dann einer Kirchenversammlung in Arelate (314). Als der Spruch gegen sie ausfiel, erließ der Kaiser harte Gesetze zu ihrer Unterdrückung. „Aber die Bauern und Nomaden von Numidien und Mauretanien ergriffen ihre Keulen, um die Trümmer eingeäscherter Kirchen und das

vergossene Blut einiger Priester zu rächen. In wilder Todeslust führten sie das vierte Jahrhundert hindurch einen Räuberkrieg gegen die katholische Kirche und das römische Reich." In ihrem Eifer für die Reinheit vergaßen die Donatisten der Liebe. Die Circumcellionen, die glühendsten Eiferer unter den Donatisten, verbanden politische und socialistische Ansichten mit ihren religiösen Lehren, indem sie auf gänzliche Trennung der Kirche vom Staat, auf Freiheit und Gleichheit Aller und auf Gütergemeinschaft drangen. Mit geringem Glück suchte Augustinus (§. 271) die Milderen dieser Partei zu versöhnen oder zu widerlegen. Sie erlagen endlich den römischen Gesetzen und Legionen, nachdem Einzelne bis ins siebente Jahrhundert fortgeduldet und gekämpft hatten, „die ungeheuere Macht eines mißverstandenen Glaubens über treue, kraftvolle, düstere Gemüther bewährend."

2. Constantin's Waltung (325–337).

§. 269. Als Alleinherrscher vollendete Constantin die von Diocletian (§. 262) eingeleitete Reichsverfassung. Nachdem er das Christenthum unter den Schutz und die Begünstigung des Staats gestellt und geboten hatte, daß in Zukunft nur der Gottheit, „die es in Wahrheit sei", Verehrung und Anbetung gezollt werde, verlegte er die Residenz des Hofs nach dem für Handel und Schifffahrt günstig und schön gelegenen Byzanz (fortan **Constantinopel** genannt), das er mit Mauern und Thürmen wohl befestigte und mit Palästen und Kirchen, mit Rennbahnen und Säulengängen, mit Bildwerken und Gemälden, die aus andern Städten entführt wurden, ausschmückte. Am 4. Nov. 326 fand die feierliche Grundlegung der westlichen Ringmauer statt und schon nach weniger als vier Jahren (11. Mai 330) konnte die Einweihung der Residenz selbst erfolgen. Als „Neurom" sollte sie an die Stelle der alten Hauptstadt treten. Zu dieser Neuerung mochte Constantin durch die Einsicht geführt worden sein, daß Rom, der Hauptsitz des Heidenthums mit seinem Capitol und seinen Tempeln, mit seinen alten Erinnerungen und festgewurzelten Gewohnheiten, mit seinen Sitten und Vorurtheilen, ihm die beabsichtigte Umgestaltung der Religion und des Staatswesens bedeutend erschweren würde. Dann umgab er sich mit einem zahlreichen, durch Titel, Ehren, Rangverhältnisse und Hoftracht ausgezeichneten Hofstaat von Kammerherren, Ministern, Hofbeamten, Leibgarden und Hofbedienten, gestaltete das Finanzwesen um, indem er die Hoheitsrechte (Regalien), das Steuerwesen und die Abgaben genauer bestimmte und ordnete und eine drückende Grund-, Gewerb- und Kopfsteuer einführte, und traf eine neue Eintheilung des Reichs in **vier Präfecturen** oder Oberstatthalterschaften (**Orient**, wozu auch Thrakien und Aegypten gehörten; **Illyricum** mit Griechenland und den Donauländern; **Italien** mit Afrika; **Occident**, Gallien, Spanien, Britannien); jede Präfectur zerfiel in eine größere oder kleinere Zahl von Bezirken (Diöcesen), sowie diese wieder in Kreise (Provinzen) getheilt wurden. Die Präfecten und ein Heer von Unterbeamten leiteten im Namen des Kaisers die Verwaltung, Rechtspflege, Polizei und Staatshaushaltung; aber die Militärmacht, schon lange großentheils aus „barbarischen" Kriegsknechten zusammengesetzt, stand unter besondern Heerführern. Wie oft haben germanische Soldaten unter Roms Feldzeichen gegen ihre Stammesgenossen gestritten und Reich und Kaiser vertheidigt. Darum erwies ihnen auch Constantin Gunst und Gnade und beehrte sie mit seinem Vertrauen. In allen Dingen gab sich eine monarchische

Ordnung kund, die im Kaiser Spitze und Ausgang hatte. Ein geregeltes Postwesen erleichterte den Verkehr; dem Staatsrath kam die höchste Entscheidung in Rechts- und Verwaltungssachen zu, indeß der Senat ohne alle Bedeutung war und zu einer bloßen Anstalt des Prunkes herabsank. Rang und Titelwesen zerstörte das wahre Ehrgefühl und den männlichen Sinn, nährte den Hang zur Eitelkeit und steigerte die sittliche Versunkenheit des Volks. „Als die Freiheit erstarb, drängte sich der Egoismus überall an die Stelle der Tugend. Der grade Mann bog den Rücken, der Mund der Wahrheit bequemte sich zur Schmeichelei und Lüge, einst tapfere und thatkräftige Geschlechter versanken völlig in Lüste und Feigheit. Bald war es nicht mehr möglich, aus römischen Bürgern ein Heer zusammenzubringen, das dem Feinde Stand hielt, und Barbaren schlugen die Schlachten der Kaiser. Nur in Lustbarkeiten und Sinnengenuß lebte das feile, feige und faule Geschlecht." Die römische Welt lag geknechtet zu den Füßen des Kaisers, und der Zwang seiner Herrschaft war unwiderstehlich, so weit sein Reich sich erstreckte. Aber die Begriffe von Staat, Recht und Gesetz, welche bessere Zeiten scharf ausgeprägt hatten, von Menschenrechten und persönlicher Freiheit, die durch das Christenthum Eingang fanden, konnten nicht mehr untergehen, eine Errungenschaft, wodurch ein Rückfall in die großen Despotien des Orients verhindert ward.

Die Grundsteuer wurde vom ganzen Besitzthum, Sklaven, Knechte und Vieh eingerechnet, erhoben und zu dem Behufe alle fünfzehn Jahre eine neue Vermögensaufnahme gemacht; die Gewerbsteuer traf alle Arten von Geschäften und wurde alle vier Jahre neu geordnet; die Kopfsteuer ward von Sklaven und Unfreien erhoben und mußte für die erstern von dem Herrn, für die letztern von den Gutsbesitzern entrichtet werden, die demnach zweimal steuerpflichtig waren. Die Höhe der Auflagen und die drückende Art der Erhebung hatten zur Folge, daß die Städte von ihrer früheren Blüthe herabsanken, daß der Bürgerstand um seinen Wohlstand kam, und daß viele Grundeigenthümer verarmten und folglich die Zahl der halbfreien Colonen, die als zinsbare Leibeigene an die Scholle gefesselt waren, immer mehr zunahm, zumal als die verheerenden Kriege und die Raubsucht der größtentheils aus rohen Barbaren bestehenden Truppen sehr oft den Gutsherrn und den Landmann um die Ernte brachten. — Da von nun an nur die Christen das volle Bürgerrecht besaßen, so trat eine neue politische Rechtsungleichheit ein, indem den Juden und Heiden die wichtigsten bürgerlichen Rechte vorenthalten wurden. Diese Rechtsungleichheit wurde auch noch auf andern Wegen, namentlich durch Verleihung von Privilegien und Immunitäten an die Veteranen, herbeigeführt. Das Gemeindeleben in den Städten, das schon unter den früheren Kaisern mehr und mehr der selbständigen Verwaltung der Bürgerschaft entzogen worden war, wurde nunmehr gänzlich der Aufsicht und Leitung der kaiserlichen Beamten unterstellt. Alle Rathswürden und Gemeindeämter kamen in den Besitz einer kleinen Anzahl aristokratischer Vollbürger (Decurionen), indeß die übrigen Einwohner von jedem Antheil am öffentlichen Gemeindeleben ausgeschlossen waren. Den Decurionen waren jedoch so schwere Pflichten und Lasten auferlegt, daß das Decurionat mehr eine Bürde als eine Würde war.

§. 270. Hierarchie und Mönchswesen. Die letzten Jahre seines Lebens widmete Constantin hauptsächlich den religiösen und kirchlichen Angelegenheiten, wenn er gleich erst auf seinem Todbette sich durch die von Bischof Eusebius von Nikomedien vollzogene Taufe, die ihn von aller Sünde rein machen sollte, in die christliche Gemeinschaft aufnehmen ließ. Er verordnete die Sonntagsfeier und gab Gesetze zu ihrer Befolgung; er gründete viele Kirchen und beschenkte sie mit Grundbesitz aus dem Gemeindevermögen, in das er sich überhaupt viele Eingriffe erlaubte; er begabte den Klerus mit Steuerfreiheit und andern Vorrechten und gewährte den Bischöfen eigene Ge-

richtsbarkeit; er gestattete Vermächtnisse an die Kirche und untersagte zuletzt die heidnischen Opfer und Opferfeste.

Je mehr somit das Christenthum den heidnischen Cultus verdrängte, desto mehr Bestandtheile nahm es von demselben an. Ein nach Aemterordnung und Rangstufen vielgegliederter und mit hohen Vorrechten und eigener Gerichtsbarkeit begabter geistlicher Stand (Hierarchie) trat an die Stelle des heidnischen Priesterstandes und leitete das Religionswesen, die Schule, Erziehung und Armenpflege. „Dieses Priester- und Levitenthum forderte eine gottesdienstliche Ordnung, die sich an einen sichtbaren Tempel und Altar knüpfte und im Darbringen sichtbarer Opfer sich gefiel." Daher erhoben sich in den größern Städten prachtvolle Kathedralkirchen oder Dome mit kunstvoller Verzierung. Der einfache Gottesdienst der ersten Jahrhunderte wurde erweitert und kunstreich ausgeschmückt durch feierliche Gebetsformeln (Litaneien), durch prunkende Priestergewänder, durch Einführung symbolischer Ceremonien und wunderthätiger Reliquien und Gnadenbilder, zu denen Wallfahrten mit Bittgängen (Processionen) stattfanden, durch Herbeiziehung der Künste, besonders der Tonkunst und des religiösen Volksgesangs mit seiner anregenden Kraft und Weihe, so wie der Malerei, zur Erweckung der Andacht, und durch Verehrung der „Gottesmutter" Maria und der Märtyrer oder Heiligen, als Mittler zwischen Gott und den Menschen. Der in der Natur des Morgenländers tief begründete Hang, sich dem Leben und der Welt der Zerstreuung zu entziehen und in der Wüste und Einsamkeit sich der Sammlung und Contemplation hinzugeben, erfaßte die christliche Menschheit mit unwiderstehlicher Gewalt. Die Vermeidung der Ehe und aller Liebesgenüsse, die Ertödtung des Fleisches und der Sinnlichkeit, strenge Enthaltsamkeit (Askese, Ascetik) und Selbstpeinigung (Kasteiung) galten immer mehr für verdienstliche Werke, durch welche der Himmel gewonnen werde; das Einsiedlerleben (Anachoreten- und Eremitenwesen) erhielt das Ansehen eines heiligen Berufes und wurde von so Vielen gewählt, daß schon am Ende des dritten Jahrhunderts der glaubensstarke Aegypter Antonius (251—356), nachdem er seine reichen Güter von sich geworfen und, in ein härenes Gewand gehüllt, die Wüste zu seinem Aufenthalt erkoren, die bis dahin zerstreut lebenden Einsiedler (Monachi, Mönche) zu einem gemeinschaftlichen Leben unter seiner Aufsicht um sich sammelte, und sein Schüler Pachomius sie in eingehegten Plätzen oder abgeschlossenen Gebäuden (monasteria, coenobia, claustra, daher Klöster) nach einer geregelten Ordnung zu leben gewöhnte. Armuth, Keuschheit und Gehorsam waren die drei Gelübde, zu deren strenger Erfüllung jeder bei der Aufnahme sich verpflichten mußte. Durch Handarbeiten erwarben sie ihren Unterhalt, der Ueberschuß sollte unter die Armen vertheilt werden. Bald traten auch Frauen (Nonnen) zu einem solchen gemeinsamen Leben mit denselben Gesetzen zusammen. Dies war der Anfang des für das Mittelalter so wichtigen Mönchswesens. Von dem an traten die altrepublikanischen Tugenden, Vaterlandsliebe, Erfüllung der Bürgerpflicht und thatkräftiges Handeln zurück gegen die morgenländischen Ansichten, wonach ein beschauliches, nur der Betrachtung der göttlichen Dinge gewidmetes, von praktischer Thätigkeit und von den Leiden und Freuden der Welt abgewendetes Dasein für das verdienstlichste galt. Je größer die Entsagung und Selbstpeinigung der Büßer, desto größer die Bewunderung und Verehrung des Volks. Hatte schon Paulus der Eremit (235—340) lange Jahre in einer ägyptischen Felsenhöhle zugebracht, Antonius in einem verlassenen Gemäuer anfangs seine Wohnung aufgeschlagen und Hilarion (292—372) in Palästina in einer unbebauten Einöde Gott gedient, so gingen andere Helden der Wüste noch viel weiter in der Entsagung und Askese. Zwei sogenannte Säulenheilige (Styliten), Symeon und Daniel, die einen Theil ihres Lebens auf einer Säule zubrachten, um dem Himmel näher zu sein, erlangten ein solches Ansehen, daß ihre Worte für Orakelsprüche galten und auf die Denk- und Handlungsweise der morgenländischen Welt den tiefsten Eindruck machten.

§. 271. Die Kirchenväter. Prädestinationslehre. Pelagianismus. Die christlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte werden Kirchenväter genannt. Ihre Werke, größtentheils Vertheidigungsschriften (apologetische) oder Streitschriften (polemische) gegen die Angriffe der Heiden oder die Irrlehren der

Häretiker, sind um so wichtiger, als die Traditions- oder Erblehre, der die katholische Kirche neben den biblischen Schriften Autorität in Sachen des Glaubens, des Cultus und der Verfassung beilegt, auf ihnen beruht. Je näher sie daher dem apostolischen Zeitalter stehen, desto größer ist ihr Ansehen, da man annimmt, daß die Apostel ihren Zeitgenossen manche mündliche Mittheilungen gemacht haben, die sich nicht in ihren Schriften finden, wohl aber aus den Werken der Kirchenväter erkannt werden mögen. Auch sind sie dadurch wichtig, daß sie zuerst das Christenthum mit den wissenschaftlichen Begriffen und mit der Philosophie des Alterthums in Beziehung brachten und somit demselben Eingang in die höhern Stände verschafften. An die Zeitbedürfnisse sich anlehnend, suchten sie die Nichtigkeit des Heidenthums und den Irrwahn der polytheistischen Religionssysteme darzuthun und dagegen die evangelische Lehre von dem Einigen und Ewigen Gott, der sich durch Christus geoffenbaret, in ihrer beseligenden, das ganze Leben durchdringenden und reinigenden Kraft preisend (paränetisch) hervorzuheben. Unter den Kirchenvätern griechischer Zunge erlangten (außer den schon erwähnten christlichen Streitern des zweiten und dritten Jahrhunderts, Justinus dem Märtyrer und den beiden Alexandrinern Clemens und Origenes) das größte Ansehen: Basilius, von seinen Verehrern der „Große" genannt, Bischof von Cäsarea, sein Bruder Gregor von Nyssa und sein Freund Gregor von Nazianz, der „Theologe" die drei „großen Kappadokier"; ferner der Kirchenhistoriker Eusebius und der Kanzelredner Johannes Chrysostomus („Goldmund"). Ausgerüstet mit der Bildung des classischen Alterthums, die sie in Constantinopel unter Libanius und in Athen von den Sophisten aus Plato's Schule erworben, bekämpften die drei ersten in Reden und Schriften die Arianer zur Zeit ihrer Macht, hielten als Prediger, Seelsorger und Kirchenlehrer ihre Gemeinden fest in der Treue und im Glauben an den dreieinigen Gott und entzogen sich in drohenden Zeiten den Verfolgern durch die Flucht in die Einsamkeit der Gebirgslandschaften ihrer Heimath, wo sie in der Tugend der Entsagung und Entbehrung sich übten, durch frommen Sinn und Wandel ihre Gegner entwaffneten und erfolgreich für die theologische Wissenschaft wie für das Mönchthum wirkten. Johannes Chrysostomus wurde durch den mächtigen Präfecten Eutropius seiner Wirksamkeit in Antiochia entrissen, um den Patriarchenstuhl in Constantinopel einzunehmen. Stark durch die Liebe des Volks, das ihm trotz seiner Strafreden mit Begeisterung zugethan war, kämpfte er hier mit den furchtbarsten Waffen seiner eindringlichen Beredsamkeit gegen die Ausschweifungen des Hofes, gegen die Sittenlosigkeit der Stadtbewohner, gegen das ungerechte Regiment der Günstlinge, bis er dem Zorn der leidenschaftlichen und sinnlichen Kaiserin Eudoxia und der Wuth seiner Widersacher zum Opfer fiel. Von einem geistlichen Gerichte, wo seine Gegner die Mehrheit bildeten, verdammt, mußte er zweimal in die Verbannung ziehen; in der letzten erlag er im pontischen Comana den Leiden der Verfolgung im J. 407. — Unter den lateinischen Kirchenschriftstellern glänzten in erster Linie neben dem witzigen, phantasiereichen Tertullian von Karthago (§. 266) Lactantius († 325 zu Trier), Erzieher der Söhne Constantins, durch seine in Sprache und Philosophie dem Cicero nachgebildeten Schriften berühmt; Minucius Felix, dessen schön geschriebener, geistreicher Dialog „Octavius" die wahre Religion zu ergründen sucht; der classisch gebildete, verständige Ambrosius, Bischof von Mailand (§. 276), der Schöpfer des kirchlichen Chorgesangs und muthige Verfechter der Priestermacht, und der gelehrte, durch tiefe Sprachstudien ausgezeichnete und durch ein vielbewegtes, wechselvolles Leben zur Erkenntniß der Welt und der menschlichen Dinge geführte **Hieronymus** aus Dalmatien, dessen lateinische Uebersetzung der Bibel alten und neuen Testaments aus dem hebräischen und griechischen Urtexte unter dem Namen Vulgata kirchliche Geltung erlangte. Ein Begünstiger des Mönchswesens und Cölibats, hat er durch seine zahlreichen Schriften auf die Ausbildung der Kirchenlehre und der kirchlichen Satzungen, während eines neunzigjährigen Lebens, folgenreich und mächtig eingewirkt. Er starb als Einsiedler in der Nähe von Bethlehem im J. 420. Von der größten Bedeutung für die Kirchenlehren aller Zeiten war der kraft- und gefühlvolle **Augustinus** aus der römischen Provinz Afrika, der zum erstenmal die alte kirchliche Anschauung, daß der Wille des Menschen, wenn auch durch die Sünde geschwächt und geknechtet, in der Wahl des Guten wie des Bösen frei sei, durch den Satz zu verdrängen suchte, daß der Wille des Menschen von Natur unfrei sei und Alles von der

Basilius † 379. Gregor von Nissa † 394. Gregor v. Nazianz † 390.

Joh. Chrysostomus 347—407.

Hieronymus 331—420.

Augustinus 354—430.

Gnade Gottes abhänge, der Begründer der inhaltschweren Lehre von der Prädestination oder Gnadenwahl. Ein britischer, in Afrika weilender Mönch Pelagius hatte die Ansicht ausgesprochen, „daß durch Adams Sündenfall die menschliche Natur keineswegs überhaupt verderbt sei, der Mensch also durch die Kraft seines Willens auch außerhalb des Christenthums der göttlichen Gnade würdig, aber durch die Kirche in seiner Besserung gefördert und einer höhern Seligkeit im Reiche Christi theilhaftig werde". Gegen diese latitudinarische, den Glauben an die alleinbeseligende Kraft der Kirche gefährdende Ansicht verfocht Augustinus die Lehre von der Erbsünde und Prädestination: „durch Adams Sündenfall sei die menschliche Natur, mit einer unendlichen Schuld belastet, unfähig zum Guten aus eigener Kraft; daher nur die göttliche Gnade, ohne des Menschen Zuthun, durch die Kirche in Einigen ein neues Leben schaffe, Andere ihrem Verderben überlasse, also von Ewigkeit her zur Verdammniß bestimmt habe". Nach langem Hadern wurde eine vermittelnde Lehre, später Semipelagianismus genannt, als den Anforderungen der Kirche wie des freien, sittlichen Geistes am meisten entsprechend, begünstigt; nach dieser „kam durch Adams Fall eine Neigung zur Sünde über das ganze Geschlecht, aber nicht so groß, daß der Mensch nicht das Gute frei ergreifen könne, wenn er schon nicht ohne die Gnadengaben der Kirche in seiner Besserung fortschreite".

Augustinus, dessen Ansichten und Schriften auf die religiöse Anschauung des Mittelalters den größten Einfluß übten, hat in seinen „Bekenntnissen" seinen Bildungs- und innern Lebensgang dargestellt. Ein Mann von leidenschaftlicher Natur und strebsamem Wesen, hat er zuerst Befriedigung in irdischen Genüssen und in den philosophischen Schriften des Heidenthums, besonders des Cicero und der Neuplatoniker gesucht; aber weder diese, noch der schwärmerische Manichäismus (§. 268), dem er sich gleichfalls hingab, genügten seinem speculativen Geiste. Da lernte er in Rom und Mailand, wo er sich einige Zeit aufhielt, das durch Origenes und Ambrosius mit der alten Wissenschaft verbundene Christenthum, auf das ihn schon früher seine edle Mutter Monica hingewiesen, seinem ganzen Wesen nach kennen, und warf sich demselben mit aller Gluth seiner afrikanischen Natur in die Arme. Er änderte sein Leben und seine Gesinnung von Grund aus und wurde der eifrigste Verfechter christlicher Zucht und Lehre. Unter seinen Schriften, in denen neben rhetorischem Schwulst auch echte Poesie sich findet, ist sein dem Plato nachgebildetes Werk: „Vom Staate Gottes", besonders merkwürdig, sowohl wegen des geistlichen und frommen Inhalts, als wegen der hohen Bedeutung, welche die darin ausgesprochenen Ideen, besonders die Lehre von Engeln und Teufeln, auf die christliche Poesie, Kunst, und Denkweise des Mittelalters übten. Der Grundgedanke dieses Werks ist, daß, wie die Menschheit aus fleischlich Gesinnten oder Verdammten bestehe und aus solchen, die nach dem Geiste leben und zur Seligkeit berufen sind, so auch die Welt aus zwei neben einander existirenden Staaten, wovon der eine, vergängliche, vom Teufel regiert werde, die Selbstliebe zur Grundlage habe und zur Verachtung Gottes führe, der andere, himmlische, dagegen Gott zum Könige habe, auf der Liebe zu Gott beruhe und zur Entäußerung unseres sinnlichen Selbst leite. Zu jenem sündhaft irdischen Staat, der am jüngsten Tag durch einen Weltbrand zu Grunde gehen werde, gehört nach Augustinus die Welt der Erscheinung und vor Allem das Römerreich der Vorzeit und Gegenwart, das ihm mit allen seinen kriegerischen Großthaten, mit seiner Philosophie und Bildung nur als ein Werk des Teufels voll Frevel, Ungerechtigkeit und Lug erscheint: Wahrheit enthalte nur das himmlische Reich der Heiligen und Seligen, das unter göttlicher Leitung stehe und von Engeln, Heiligen und Geistlichen regiert werde. — Als Fortsetzung seiner „Bekenntnisse" können seine Selbstgespräche gelten, worin er darzuthun sucht, daß jedes Glück von den christlichen Tugenden, Glaube, Liebe, Hoffnung, ausgehen müsse. In der Schrift „von der wahren Religion" zur Bekehrung der Ketzer trägt Augustinus eine rednerisch ausgeschmückte Religionsphilosophie vor, worin er das Wesentliche der christlichen Lehre darzustellen sucht, dieses aber nicht in dem „sittlichen Zwecke des Christenthums" findet, sondern blos in der „Geschichte der Offenbarung und der Ertheilung der göttlichen Gnade", so wie in einer „ganz unbestimmten und unbestimmbaren Tradition und den Zeichen der Gottheit in den Propheten und in den Wundergaben", so daß die „inneren Beweise göttlicher Wahrheit den äußern nachstehen müssen."

3. Julianus der Abtrünnige (Apostat).

§. 272. Von Constantins drei lasterhaften Söhnen, die sich dem Willen des Vaters gemäß in das Reich theilten, also daß der Erstgeborne, Constantinus, das Abendland, der zweite, Constantius, das Morgenland, der dritte, Constans, Italien und Afrika beherrschen sollte, erlangte nach vielen Gräuelthaten und langjährigen blutigen Kämpfen **Constantius** die Alleinherrschaft über das ganze Reich. Constantinus wurde im Bruderkrieg durch einen Hinterhalt erschlagen; Constans fiel einer Verschwörung zum Opfer, welche **Magnentius**, Hauptmann der Kaisergarde, von fränkischem Lätengeschlecht, angestiftet und sich dann selbst mit dem Purpur geschmückt hatte. Aber von Constantius in der großen **Schlacht bei Mursa**, in den grasreichen Niederungen Pannoniens besiegt und zur Flucht getrieben, stürzte er sich in Lyon verzweiflungsvoll in das eigene Schwert. So kam der zweite Sohn des großen Constantin zum Besitz des mächtigsten Thrones. Ein eifriger Begünstiger des Arianismus, zwang er den Athanasius aufs Neue zur Flucht, beraubte die seiner Lehrmeinung ergebenen Bischöfe ihrer Stellen und verhängte blutige Verfolgungen über alle standhaften Bekenner des athanasianischen Glaubens. Zugleich war er eifrig bemüht, das Heidenthum zu unterdrücken; er ließ die Tempel schließen und untersagte die Opfer. Da Constantius im Orient wider die Perser beschäftigt war, so schickte er seinen Neffen **Julianus**, den er aus den Hörsälen der Akademie in Athen herbeigerufen und zum Rang eines **Cäsar** erhoben, nach Gallien, um die Reichsgrenzen gegen die germanischen Völker zu schützen. Julian, eben so tapfer als schriftkundig, besiegte den **Allemannenfürsten Knodomar** bei **Straßburg**, setzte zweimal (bei Speier und Mainz) über den Rhein, schlug in den Niederlanden die Franken zurück und erneuerte in dem Heere die altrömische Zucht und Kriegskunst. Die Allemannen und Franken mußten Frieden schließen und Heeresfolge leisten. Neidisch über diese Erfolge, rief der Kaiser den besten Theil der Truppen ab, um sie gegen die Perser nach Asien zu schicken. Umsonst machte Julian Vorstellungen gegen diese Maßregel. Da empörten sich die über die Abberufung ergrimmten Legionen und riefen ihren Feldherrn in seiner Lieblingsstadt **Paris** zum Kaiser aus. Schon rüstete sich Julian zu einem Bürgerkrieg wider den heranrückenden Constantius, als des letztern Tod bei **Tarsus** dem blutigen Beginnen Einhalt that und jenem den streitigen Thron sicherte. Bei seiner Ankunft in der Kaiserburg entfernte Julian nunmehr alles überflüssige Hofgesinde, beschränkte den Hofstaat und befliß sich in Kleidung und Lebensweise der größten Einfachheit und Mäßigkeit. Geistige Beschäftigungen hatten für ihn mehr Werth als sinnliche Genüsse. Er gab durch unparteiische **Rechtspflege** den Gesetzen Kraft; er stellte im Heerwesen Zucht und kriegerische Tugend her; er suchte das gesunkene Staatswesen wieder aufzurichten. Wirkte er dadurch kräftigend auf das erschlaffte Geschlecht, so störte dagegen sein Eifer, **das Heidenthum wieder zu beleben**, den Erfolg seiner Bestrebungen und führte ihn zu einem Kampfe, in dem er tragisch untergehen mußte. Der Druck, den er in seiner Jugend von christlichen Lehrern erduldet, hatte in ihm eine Abneigung gegen das Evangelium erzeugt, dessen hohen Gehalt er nicht erfaßte, während

Constantius 337–361.

351.

357.

360.

† 3. Nov. 361.

Julian 361–363.

seine phantasiereiche Natur und seine Liebe für Platon's Philosophie und die Literatur und Poesie des Alterthums ihn zum begeisterten Verehrer des Heidenthums machten. Doch war er zu gerecht und zu klug, als daß er blutige Verfolgungen über die Christen verhängt hätte, die einen unvermeidlichen Bürgerkrieg erzeugt haben würden. Er wählte den Weg des sanften Unterjochens; es genügte ihm, den Christen ihre Vorrechte zu entziehen, sie aus seiner Nähe und von den Staats- und Lehrämtern zu entfernen, die Ansichten der „leichtgläubigen Schüler der Fischer" durch gelehrte Schriften (Briefe, Reden und satirische Aufsätze) zu bestreiten und mit Spott und Ironie zu belegen, den heidnischen Cultus, besonders den prunkvollen Sonnendienst, wieder zur Volks- und Staatsreligion zu erheben und durch zahlreiche feierliche Opfer (Hekatomben) zu verherrlichen. „Von Jugend an," zeugt er von sich selbst, „war mir eingepflanzt eine heftige Sehnsucht nach dem Glanz des Gottes Helios." Er lebte in den Idealen der antiken Welt; er verkehrte mit den homerischen Helden und Göttern und begeisterte sich für das menschlich Große und Edle, zu dem er einen natürlichen Zug in seiner Seele empfand. Allein sein Bestreben, als „Romantiker auf dem Thron der Cäsaren" die zur Leiche gewordene heidnische Volksreligion wieder zu beleben und die Sitten und Einrichtungen einer entschwundenen Zeit zurückzurufen, war ein thörichtes Unterfangen. Die Poesie des Heidenthums war längst dahin und heidnischer Aberglaube, in Mystik, Rhetorik und Sophistik gehüllt, konnte dem Menschenherzen die ersehnte Ruhe nicht gewähren. Die allen Secten zugestandene Gleichberechtigung war, wie die Rückgabe der Gemeindegüter an die Städte, sowohl ein Act seiner Gerechtigkeit, als seiner Staatsklugheit. — Als er nach kurzer Regierung mit altrömischem Heldensinn einen kühnen Feldzug gegen die Neuperser unternahm, erobernd über den Euphrat und Tigris drang, dann aber, in unzugängliche Berggegenden verlockt, einen beschwerlichen Rückzug antreten mußte, da traf ihn ein tödtlicher Pfeil und vernichtete seine Schöpfungen. „Du hast 363.
gesiegt, Galiläer!" sollen seine letzten Worte gewesen sein.

§. 273. **Ausgang des Heidenthums.** Julians Nachfolger, der weichliche **Jovian**, gab in einem schimpflichen Frieden die Eroberungen vieler Jahre Jovian 363–364.
zurück und räumte dem Christenthum die frühere Stellung ein. Als er im nächsten Jahre starb, wählte das Heer den tapfern **Valentinian** I., den Sohn eines pannonischen Kriegsmannes zum Imperator, der dann seinen jüngern Bruder **Valens** Valentinian I. 364–375. Valens 364–378
zum Mitherrscher annahm. Beide bekannten sich zum Christenthum, nur daß Valens, der das Morgenland beherrschte, dem Arianismus schwärmerisch zugethan war, indeß sein älterer Bruder Valentinian I. im Abendlande Gewissensfreiheit möglichst schirmte. Aber des Valens Nachfolger **Theodosius** ließ nicht Theodosius 379–395
nur die Identität (Gleichheit) Christi mit Gott für rechtgläubig er- 381.
klären und den Arianismus in seinem Reiche verbieten und verfolgen, sondern er untersagte auch bei Strafe des Hochverraths den Gebrauch der Opfer und 388.
Weissagungen und gestattete, daß die heidnischen Tempel geplündert und zum Theil zerstört wurden. Die bischöfliche Kirche trat jetzt mit dem römischen Kaiserthum in Verbindung, um zur Staatskirche zu werden. Sie ertheilte dem Kaiser göttliche Weihe, heiligen Glanz, und empfing von ihm Macht und Reichthümer, oft aber auch Gebote über Glauben und kirchliche Dinge. So entwickelte sich allmählich das byzantinische Staats- und Kirchenthum,

worin zwar die reine Lehre des Evangeliums häufig zu weltlichen und politischen Zwecken mißbraucht und entstellt wurde, aber auch das Staatsleben die veredelnde Einwirkung einer höheren Religion empfing. „Die unsittlichen Schauspiele und Gladiatorenkämpfe wurden aufgehoben oder beschränkt, das Loos der Sklaven und Gefangenen gemildert, das so lange unterdrückte weibliche Geschlecht erlangte höhere Geltung, die Wittwen und Waisen gewannen den Schutz der Gesetze, Kirche und Staat beherrschten mit und neben einander das Leben der Menschen, und auf ihrem Verhältniß zu einander beruhte fortan jede wichtige Entwickelung des staatlichen Lebens." — Nunmehr erlosch das heilige Feuer der Vesta; die letzte greise Jungfrau der keuschen Göttin des häuslichen Herdes verbrachte den Rest ihrer Tage in dunkler Verborgenheit, nachdem sie über Serena, Stilicho's Gattin, welche frohlockend einen goldenen Halsschmuck aus dem Heiligthum angelegt, Auge in Auge einen furchtbaren Fluch ausgesprochen; nunmehr verstummten die Orakel und Sibyllen, nachdem die Stätten der Weissagung geschlossen, und die alte Götterwelt erlag dem Glauben an den gekreuzigten Heiland. Nur bei den Bewohnern entlegener Landschaften und Gebirge erhielt sich der heidnische Glaube und Opfercultus offen und geheim noch einige Zeit, von den Gebildeten als „Bauernreligion" (Paganismus) verachtet, und in den Schulen einiger Philosophen klammerte man sich mit rührender Pietät an die Vorstellungen und poetischen Gebilde der Vorzeit, bis endlich **Justinian** (§. 290) den vernichtenden Schlag gegen die morschen Reste führte und die hartnäckigen Anhänger der alten Volksreligion mit der Schärfe des
529. Schwertes zu bekehren suchte, worauf die Schule zu Athen nach neunhundertjähriger Dauer geschlossen ward, die sieben letzten Bekenner der platonischen Philosophie und der hellenischen Götterwelt (darunter Simplicius), gleichsam als die Schatten der alten sieben Weisen, zu den Persern auswanderten. Dagegen gingen in dem entarteten Römerreich der prunkvolle Cultus, die glänzenden Feste, die mystische Philosophie und die schwülstige Rhetorik und Sophistik von dem Heidenthum in die christliche Kirche über.

Julian und Libanius waren die letzten bedeutenden Schriftsteller des entschwindenden Heidenthums. Beide besaßen große Kenntniß und Belesenheit in den classischen Schriften des Alterthums; aber das philosophisch-poetische Gebilde, das der erstere dem Christenthum, welches aus der alten Religion die kräftigsten und besten Bestandtheile in sich aufgenommen hatte, entgegensetzen wollte, und für das er seinen Fleiß, seinen Witz, seine sophistische Beredsamkeit anstrengte, war „leer und unnütz für das Leben, unwirksam für das Gemüth, unverständlich für den einfachen natürlichen Sinn und unfruchtbar für thätige
Libanius. c.314-393. Liebe". Libanius, geb. zu Antiochia am Orontes 314, von Constantius bis Arcadius literarisch thätig, ein gepriesener Hellenist und berühmter Lehrer der Rhetorik, schrieb rhetorische Uebungsstücke für seine Schüler, Reden und Briefe, die in ziemlich reiner griechischer Sprache, wenn gleich mit gesuchter Darstellung und Künstlichkeit, uns manchen Aufschluß geben über die Sitten, Denkweise und Ansichten jener Zeit der sinkenden Cultur, des verfallenen Staatswesens und der Uebermacht christlich-religiöser Anschauung und mystischen Aberglaubens. Zur selben Zeit, als Theodosius im Morgenlande das Heidenthum unterdrückte, ließ Gratianus, der Sohn und Nachfolger Valentinians I., in
Zerstörung der Heiligthümer. Rom den Altar der Victoria von der Curie des Senats wegnehmen. Vergebens flehte der edle Consul Symmachus im Namen der Senatoren, „daß ihrem ergrauten Alter nicht jener Siegesaltar von froher Vorbedeutung genommen werde, der den Knaben schon theuer war, vergebens im Namen der ewigen Roma selbst, daß, bei Ungewißheit dieser Dinge, das altväterliche Herkommen geachtet und ein Glaube nicht vertilgt werde, mit dem sie die Welt erobert"; der sonst milde und nachsichtige Kaiser wollte nicht dulden, daß die

Augen der Gläubigen durch heidnische Denkmale Aergerniß nähmen. — Im Morgenlande wurde das Volk von gewaltthätigen Mönchen oder Bischöfen gegen die Tempel und Heiligthümer aufgereizt. Die Bitten des beredten Libanius für die griechischen Tempel, deren neue Verherrlichung er einst mit Julian unternommen hatte, vermochten nicht der religiösen Wuth und der Raubsucht Einhalt zu gebieten. Nur wenige von den schönen Bauwerken des Alterthums wurden durch ihre Einweihung zu Kirchen aus der Hand der frommen Barbaren errettet. In Gallien zog der heil. Martin von Tours an der Spitze seiner getreuen Mönche aus, um die Götzenbilder, Tempel und heiligen Bäume zu zerstören. In Syrien brachte der „göttliche" Marcellus, ein von apostolischem Eifer erfüllter Bischof, den mächtigen Zeustempel von Apamea, ein säulengetragenes Bauwerk von unglaublicher Festigkeit, mit den größten Anstrengungen zu Fall, und zog dann mit einer Schaar von Soldaten und Gladiatoren von Ort zu Ort, um die Behausungen der Dämonen umzustürzen, bis er von einer Schaar erbitterter Bauern erschlagen ward, und so in „Gottes Sache" sein Leben zum Opfer brachte. Den größten Eifer bei diesem Werke der Verwüstung zeigten die aus der Einöde herbeiströmenden Mönche, und Libanius ergeht sich in heftigen Klagen über die Habsucht und Unmäßigkeit, deren sich die „Schwarzröcke" in zerlumpten Gewändern dabei schuldig machten. An den meisten Orten ging die Zerstörung ohne bedeutenden Widerstand vor sich, nur in Alexandrien führte der bewegliche Geist der Bevölkerung Kämpfe herbei. Und als endlich das geheimnißvolle Serapeion eingeschlagen und des Gottes Bildsäule zerbrochen wurde, erwarteten die Aegypter, nach alter Weissagung, daß die Erde wieder ins Chaos versinken würde. Doch „der Himmel blieb freundlich über der Erde und der Nil spendete nach wie vor seine Segnungen". — Das Heidenthum hatte wenig Märtyrer. Einige Philosophen sind zwar als Opfer gefallen, aber nicht mit der Herrlichkeit eines frei erduldeten Märtyrerthums, sondern ohne Wahl von einem wüthenden Pöbel zerrissen. So ist die gelehrte und liebenswürdige Hypatia, die der neuplatonischen Schule zu Alexandria vorstand, eine Jungfrau, ebenso ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und Bildung, wie durch Adel der Gesinnung, liebenswürdigen Charakter und tugendhaften Wandel, auf Anstiften des ehrgeizigen und herrschsüchtigen Bischofs Cyrillus in eine christliche Kirche geschleppt und dort auf gräßliche Weise ermordet worden, eine That, die, wie der christliche Geschichtschreiber Sokrates bemerkt, dem Bischof wie der alexandrinischen Kirche zum großen Tadel gereichte. Hypatia † 415.

II. Die Völkerwanderung.

1. Die Völkerbündnisse der Deutschen (vgl. §. 242 ff.).

§. 274. Im Laufe des dritten Jahrhunderts wurde die bisherige Zerrissenheit Deutschlands durch große Völkerbündnisse gehoben und dadurch der Grund zu größeren und massenhafteren Unternehmungen gelegt. Ueber die Entstehung dieser Völkerverbindungen haben wir keine sichere Kunde; nur aus den Kriegsberichten der alten Schriftsteller erfahren wir ihre Namen und Thaten. Das Römerreich in seinem Verfall, nur noch durch Waffengewalt zusammengehalten, war für jugendliche, unternehmende Völker eine zu lockende Einladung zu Raub- und Beutezügen, als daß sie nicht hätten auf den Gedanken kommen sollen, mit vereinten Kräften zu erstreben, was Einzelnen nicht gelingen konnte. Die altgermanische Sitte des Gefolgwesens, wonach sich zunächst die Geschlechtsgenossen, dann auch andere streitbare Männer und Jünglinge an einzelne, durch Geburt, Tapferkeit und Waffenruhm hervorragende Kriegsherren oder Heerkönige anschlossen, erleichterte die Verbindungen zu gemeinsamen Raub- und Eroberungszügen, welche in der Folge der Bildung geschlossener Völkerschaften in den römischen Provinzländern so förderlich waren. Doch waren diese Verbindungen anfangs nur äußerliche, zu gemeinsamen Kriegsunternehmungen eingegangene Waffengenossenschaften, ohne Einfluß auf die Verfassung und Selbständigkeit der einzelnen Bundesglieder. Noch lange erscheinen die Stämme als unabhängige Völkerschaften mit eigenen Herzögen oder „Königen", die nur behufs der einheitlichen Kriegführung sich einem

allgemeinen Oberhaupte untergeordnet haben; auf der großen Wanderung gab der vorherrschende Stamm unter dem mächtigsten Heerkönig dem ganzen Zug Namen und Bestimmung.

1. Die Franken. So vereinigten sich jene Stämme am Niederrhein, an der Weser und am Harz, die wir als die streitbarsten Feinde der Römer unter Drusus und Germanicus kennen gelernt haben, die Sigambrer, Chamaven, Chatten, Attuarier (an der Lippe), Tubanten (in der Grafschaft Mark), und wohl auch die Bructerer zu einem Bunde, dessen ehrenvolle Benennung der Franken oder Freien (Frechen) die Einzelnamen der Bundesglieder verbarg, aber keineswegs vernichtete. Die Sigambrer bildeten, nebst den Chamaven, den Kern der Niederfranken, die von ihren Wohnsitzen an der Issel (Isala) den Namen Salier oder salische Franken (in Saalland und Hameland) führten, und in der Folge unter Clodio und Meroveus den nordwestlichen Theil von Gallien eroberten; die Chatten waren der Hauptstamm der Ober- oder Ufer-Franken (Ripuarier), die, von Köln bis Mainz seßhaft, allmählich zu den alten Wohnsitzen auf der rechten Rheinseite auch die Landschaften an der Mosel bis zur Maas erwarben. Ihre Stammesgenossen, die auf dem vaterländischen Boden zurückgeblieben waren, dehnten sich mit der Zeit über den Main aus, und behaupteten als Franken und Hessen die Landstriche an der Regnitz, Werra und Fulda. Uebereinkunft und gegenseitiger Vortheil gaben die ersten Bundesgesetze, welche dann mit der Zeit Gewohnheit und Erfahrung festkitteten. In freien Landesgemeinden wählten die Franken aus einem der angesehensten Geschlechter ihre Könige. Von den Sachsen in Osten gedrängt, setzten sie über den Rhein und entrissen den Römern unter vielen Kämpfen zunächst das belgische Gallien, dessen schwer zugängliche sumpfige Niederungen ihnen einen sichern Standort boten, von wo aus sie zu gelegener Zeit auf neue Eroberungen ausgingen. Die Franken waren ein mit Speer und Streitkolben (Franca) wehrhaftes Volk, das Kühnheit mit Schlauheit verband und der römischen Hinterlist mit gleichen Waffen begegnete. Sie waren über ein Jahrhundert die Geißel des gallischen Provinzlandes, bis sie ihre Herrschaft darin aufschlugen. Die „fränkischen Spiele" Constantins in Trier, wobei die Gefangenen massenweise den wilden Thieren vorgeworfen wurden, geben Zeugniß von der gegenseitigen Wuth der beiden feindlichen Völker. Ihre nördlichen Nachbarn, die Friesen, bewahrten ihre alte Heimath an der Küste der Nordsee und ihre angestammten Volkssitten mit „freier Stätte und freier Sprache".

2. Sachsen. In den nördlichen Umgebungen des Harzes, von der Elbe bis zur Ems und Eider, entstand aus der Vereinigung mehrerer älteren Völkerschaften, namentlich der Cherusker, Chauken, Angrivarier, der Nordalbinger in Schleswig-Holstein (Angeln, Saxonen oder Alt-Sachsen, Stormaren) und einiger kleinerer Küstenvölker der Bund der Sachsen. Den Kern dieser Völkervereinigung bildeten offenbar die Cherusker, deren frühere Thaten und Größe sie zu der ersten Stelle berechtigten. Südwärts von den Sachsen an der Saale und Werra bis zum Harz wohnten die wahrscheinlich aus Hermunduren und einzelnen Cheruskerschaaren erwachsenen Thüringer. Nach Widukind (§. 351) käme der Name „Sachsen" von einer scharfen Waffe „Sahs" her, womit sie einst die Thüringer bei einer Zusammenkunft treulos niedergestochen und sich ihres Landes bemächtigt hätten. Ein von der freien Landgemeinde gewählter Feldhauptmann (Herzog) gebot im Krieg; die inneren Anliegen ordneten Gaurichter oder Grafen. Die Sachsen drückten ihre niederdeutsche Mundart und ihr festes nationales Gepräge dem ganzen nördlichen Germanien auf.

3. Allemannen. Die fruchtbare Ebene am Ober- und Mittelrhein bis zur Lahn und die Gebirgslandschaften des Schwarzwaldes, des Odenwaldes und der Vogesen kamen allmählich in den Besitz der Allemannen, eines aus verschiedenen germanischen, besonders alt-suevischen Völkerschaften, wie die Juthungen, mittelst freier Gefolgschaften entstandenen „Mischvolkes", oder der „rechten Männer", deren ungestümer Kriegsmuth den Römern viel zu schaffen gab, und die aus allen Demüthigungen durch die römische Uebermacht sich immer wieder mit neuer Kraft erhoben. Als freie Völkervereinigung, deren Grundlage die Tencterer und Usipier gebildet haben mögen, ursprünglich am Neckar und zwischen Main und Donau seßhaft, brachen sie, von den Burgundern gedrängt, allmählich über den römischen Grenzwall und besetzten das „Zehntland" am Oberrhein und

Bodensee, bis sie bei zunehmendem Verfall des Römerreichs auch den Landstrich jenseit des Rheines erwarben, den sie als erobertes Land Alisaz (Elsaß), den „Fremdsitz", benannten. Die Abkömmlinge der deutschen Stämme Vangionen, Nemeter, Tribokker u. a., welche einst in Worms, Speier, Straßburg angesiedelt worden und längst in das römische Culturleben eingetreten waren, mögen gleich den im Decumatlande wohnhaften Celten in dem Allemannenbunde Aufnahme gefunden haben. Zu östlichen Nachbarn hatten die Allemannen den aus dem Norden gekommenen, später mit ihnen verbundenen Volksstamm der Schwaben, an deren Nordgrenze in den Maingegenden sich die Sitze der Burgunder (Burgundionen) ausdehnten, nachdem sie, der allgemeinen Strömung der Gemüther sich hingebend, die alten Wohnplätze an der Oder verlassen und sich dem Zielpunkte aller Germanen genähert hatten. Mit der Zeit dehnten die Allemannen ihre Wohnsitze über Rhätien aus und unternahmen Streifzüge nach Oberitalien. Kein anderer Stamm bewahrte so treu seine väterlichen Sitten, Sprache und nationalen Eigenthümlichkeiten wie die Allemannen.

4. Gothen. In den Zeiten Marc Aurels wanderten die Gothen („Tüchtigen"), die eine alte Volksüberlieferung aus der Insel Scanzia (Skandinavien) ausziehen läßt, von der Niederweichsel und der Ostsee („Bernsteinküste") in das weite Flachland, das sich von den Karpathen bis an die Küste des schwarzen Meeres ausdehnt. Sie besetzten die Länder, die früher Geten und Skythen bewohnt hatten, und die angrenzenden Völker germanischen und sarmatischen Ursprungs bald durch Bundesverträge, bald durch Gewalt mit sich vereinigend, breiteten sie ihre Macht allmählich so sehr aus, daß im vierten Jahrhundert das Gothenreich von dem Ufer der Theiß ostwärts bis zum Don, und von den Donaumündungen und den pontischen Gestaden über die Höhen der Karpathen sich erstreckte und die Aestyer (Esthen), die Anwohner der Ostseeküste, zu seinen zinspflichtigen Bundesvölkern zählte. Diesem Ostbunde der Gothen gehörten mehrere germanische Stämme an, die, lange unter dem allgemeinen Bundesnamen verborgen, in der Folge, als die Bewegungen der Zeit die Glieder lösten, ein selbständiges Staatsleben gründeten und zum Theil großen Kriegsruhm erwarben. So die Heruler, Taifalen, Rugier, Sciren, Turcilinger, Vandalen, Gepiden u. a. Schon im zweiten Jahrhundert unternahmen die Gothen und die ihnen zugewandten Stämme, unter denen sich besonders die Heruler durch Wildheit wie durch kriegerische Gewandtheit und Kühnheit auszeichneten, Raubfahrten zu Wasser und Land in das römische Reich, die mit einigen Friedenspausen bis ins vierte Jahrhundert fortdauerten. Die alten Schriftsteller melden viel von verheerenden Streifzügen und Plünderungen, denen die reichen Griechenstädte am schwarzen Meer und an der Propontis, von Pityus und Trapezunt bis nach Nikomedien, Byzanz und Chalcedon, und vom Hellespont bis nach Ephesus, Thessalonich und den Inseln und Küstenstädten des ägäischen Meeres ausgesetzt waren, von heftigen Kämpfen und friedlichen Verträgen, wodurch mehrere römische Kaiser die furchtbaren Feinde bald mit Waffengewalt, bald durch die sanften Mittel von Jahrgeldern und Geschenken zu einem ruhigen Verhalten zu bringen und die südlichen Donauländer vor ihren verheerenden Einfällen zu schützen bemüht waren. Als Aurelian die Provinz Dacien jenseit des Stromes räumte, fiel diese Schöpfung Trajans den Gothen anheim. Die alten Einwohner, Geten wie Romanen, wuchsen mit den neuen Eroberern zu Einem Volke zusammen und theilten die Schicksale ihrer germanischen Gebieter. Die Aehnlichkeit des Namens der Geten und Gothen begünstigte diese Verschmelzung. Griechische und römische Schriftsteller hielten die späteren Einwohner für die Abkömmlinge der alten Geten, deren schon Herodot in jener Gegend Erwähnung thut. Der Dnepr (Borysthenes) trennte im vierten Jahrhundert die Westgothen (Therwinger), die Bewohner der waldigen, grasreichen Gegenden zwischen der Niederdonau und den Karpathen (Siebenbürgen, Moldau, Wallachei) und der Ebene Südrußlands, von den Ostgothen (Greuthungen) in den sandigen Steppen an der Mäotis. In verschiedene Stämme und Völkerschaften getheilt, gehorchten doch alle Westgothen dem Fürstengeschlechte der Balthen (Kühnen), alle Ostgothen dem Herrscherhause der Amaler oder Amelungen (Makellosen). Die lebhaften Gothen waren besonders empfänglich für mildere Sitten und höhere Cultur, daher sie auch seit Constantin bei den Oströmern in Ehren und Ansehen standen und als die treuesten Bundesgenossen galten. Bei ihnen fand das Christenthum frühe Eingang und Wissenschaft und Gesetzgebung wurden gepflegt. Der gothische Stamm hat

sich vor allen anderen Germanen die Ausbildung der Muttersprache angelegen sein lassen, nicht nur in Liedern und Gesängen, die noch lange nachklangen, sondern auch zum Schriftgebrauch. Schon um die Mitte des vierten Jahrhunderts übersetzte Bischof Ulfilas (Wulfila, 318—388), der Abkömmling einer durch Kriegsgefangenschaft aus Kleinasien nach Dacien verpflanzten Familie, die ganze heilige Schrift, mit Ausnahme der Bücher der Könige, in die gothische Sprache, nachdem er zuvor das gothische Alphabet aus dem griechischen mit Benutzung der Runen geschaffen und festgesetzt hatte, die erste germanische Schrift, wovon sich noch beträchtliche Bruchstücke erhalten haben. Schnell faßte das Evangelium Wurzel in den Herzen der Gothen. Als treue Streiter und Dienstmänner folgten sie dem Heiland als dem Heerführer im Kampf gegen die Welt und ihre Sünden. Darum sagte ihnen auch die Lehre des Arius besonders zu, weil darin die Person des Heilandes ihnen menschlich näher trat und von der Einbildungskraft sicherer festgehalten werden konnte.

Ostwärts am Kaukasus und an der Wolga streiften die Alanen, ein kriegerisches Hirtenvolk von schönem, schlankem Wuchse und blondem Haare, und über und neben ihnen hausten in den unbekannten Gegenden des heutigen Rußland die zahlreichen Stämme der Sarmaten, nach alter Skythenart als Wanderhirten die Sitze nach der Jahreszeit wechselnd.

2. Theodosius der Große. Die Völkerwanderung bis zur Theilung des Römerreichs (395).

§. 275. Als Valens, der Sohn eines pannonischen Kriegers, den Osten regierte, kam aus den Steppen von Mittelasien ein wildes, häßliches, wohlberittenes Nomadenvolk — die **Hunnen** nach Europa. Nachdem sie die Alanen, ein kriegerisches Reitervolk von schlankem Wuchse und hellem Haupthaare, das in den grasreichen Ebenen zwischen Don und Wolga ein freies, ungebundenes Leben führte, in blutiger Feldschlacht besiegt und zur Unterwerfung gebracht, bewältigten sie die tapfern Ostgothen, deren greiser König Hermanrich aus dem Geschlechte der Amaler sich selbst den Tod gab, um den Fall seines Reiches, die Schöpfung seiner langen Heldenthätigkeit, nicht zu überleben, und warfen sich dann auf die Westgothen, die aber, weil sie bereits vom Bischof Ulfilas zum arianischen Christenthum bekehrt worden, von Valens die Erlaubniß erhielten, mit Weib und Kind über die
376. Donau zu setzen, um in Mösien neue Wohnsitze einzunehmen. Wider die Uebereinkunft blieben, durch die Bestechlichkeit der römischen Beamten, die Westgothen im Besitze ihrer Waffen, und da sie bald durch die Habgier und Härte der Statthalter und Reichsbeamten und durch eine künstlich erzeugte Hungersnoth auf's Aeußerste gebracht wurden, griffen sie unter ihrem streitbaren
377. Herzog Fridigern zu dem gewohnten Schwerte, stürmten die Stadt Marcianopel, schlugen die römischen Legionen auf dem „Weidenfelde" und durchzogen raubend und verwüstend ganz Thrakien. Da rückte Valens, durch die Vorwürfe der Hauptstadt und den Hülferuf der Bedrängten aus seiner Trägheit aufgestört, eilig gegen die Feinde, erlitt aber in der mörderischen
378. Schlacht **von Adrianopel**, trotz der Tapferkeit seines Fußvolks, eine Niederlage und verlor auf der Flucht in einer brennenden Hütte das Leben. Mit entfesselter Wuth durchstreiften jetzt die Sieger das wehrlose Land bis zu den julischen Alpen und bedrohten sogar die Grenzen von Italien. In solcher Noth ernannte Gratian, der erstgeborne Sohn des kraftvollen, aber harten und bis
379. zur Grausamkeit rohen Valentinian und seit dessen Tod (375) Beherrscher des
Theodosius 379—395. Abendlandes, den waffenkundigen Feldherrn **Theodosius**, welcher damals auf

seinem Landgute in Spanien in der Verbannung lebte, zum Augustus des Morgenlandes. Dieser beendigte durch bedächtige Kriegführung, lähmende Unterhandlungen und Zwietracht nährende Verträge den Gothenkrieg, indem er einen Theil der Feinde unter Gewährung von Steuerfreiheit und Anerkennung ihrer Gesetze und nationalen Eigenthümlichkeiten in Thrakien, Mösien und Dacien ansiedelte, einen andern Theil als Söldner in die römischen Heere aufnahm. Die geschwächten Ostgothen hielten sich an der Donau, wurden aber größtentheils, gleich den von der Niederelbe südostwärts gezogenen Langobarden, den Gepiden und andern germanischen Volksstämmen den Hunnen, die sich in den Sarmatenebenen an der Donau ein weites Reich gründeten, zins- und heerpflichtig.

Die Hunnen. Die Beschreibung, die der Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus (§. 256. 4.) von den Sitten, der Lebensweise und der ganzen äußern Erscheinung der Hunnen entwirft, gibt Zeugniß von dem entsetzlichen Eindruck, den die Ankunft dieser östlichen Barbaren, in welchen die Phantasie der Gothen Abkömmlinge von Dämonen und Zauberinnen erblickte, auf die Römerwelt hervorbrachte: „Das Volk der Hunnen, aus alten Berichten nur wenig bekannt, wohnt über den mäotischen See hinaus gegen das Eismeer hin, ihre Wildheit kennt keine Grenzen. Durch die Sitte, den Knaben gleich nach der Geburt die Wangen zu durchschneiden, wird der Bartwuchs gehemmt und das Angesicht entstellt. Von gedrungenem, starkem Gliederbau und langgestreckter Gestalt sehen sie mehr wie Bestien oder plump zugehauene Holzklötze aus. Mit der größten Häßlichkeit verbinden sie ungemeine Ausdauer und Abhärtung, so daß sie des Feuers und feinerer Nahrung ganz entbehren. Sie leben allein von Wurzeln und Kräutern und dem halbrohen Fleische aller möglichen Thiere, das sie auf dem Rücken ihrer Pferde etwas mürbe reiten. Nie kommen sie unter das Dach eines Hauses, das sie wie ein Grab meiden; nicht einmal Rohrhütten haben sie. Unstät schweifen sie durch Gebirg und Wald und gewöhnen sich an Hunger und Durst und an den Wechsel der Witterung. Ihre Kleider sind von Linnen oder aus Fellen von kleinem Gewild; dasselbe Gewand tragen sie im Hause und Außen, legen es nicht eher ab, als bis es ihnen in Fetzen vom Leibe fällt. Mit gebogenen Mützen decken sie den Kopf, mit Ziegenfellen die rauhhaarigen Beine, die unförmlichen Schuhe hindern sie am freien Gang. Deshalb sind sie zum Fußkampf untüchtig; an ihren häßlichen, aber ausdauernden Pferden hängen sie wie angewachsen und verrichten auf denselben ihre gewöhnlichen Geschäfte. Tag und Nacht sitzen sie zu Pferd, kaufen und verkaufen, essen und trinken, ja sie schlafen und träumen sogar, an des Thieres Nacken gelehnt. Nicht einmal bei Versammlungen und Berathungen steigen sie ab. Keine strenge Königsgewalt bindet sie; in stürmischer Eile wählen sie ihre Führer aus der Zahl der Häuptlinge. Werden sie zum Kampfe gereizt, so stürzen sie sich in keilförmigen Massen mit gräßlichem Kriegsgeschrei auf den Feind. Gewandt und behende sprengen sie oft absichtlich auseinander und zerstreuen sich ordnungslos zum wüsten Morden. In ihrem raschen Vordringen stürmen sie auch keine Schanzen und Lager. Aus der Ferne schleudern sie Wurfspeere und Pfeile, deren Spitzen künstlich aus scharfen Knochen gefertigt sind, im Handgemenge brauchen sie das Schwert. Dabei suchen sie dem Feind, während er auf ihre Klingen achtet, plötzlich Schlingen überzuwerfen, um ihn zu verstricken und wehrlos zu machen. Ohne Aecker und Felder, ohne Hof und Herd, ohne Gesetz und Recht schweifen sie wie Flüchtlinge mit ihren Wagen umher; diese sind ihre Wohnungen, der Aufenthalt ihrer Weiber, wo sie ihren geringen häuslichen Pflichten obliegen, die rohen Kleider weben und ihre Kinder um sich haben, bis sie erwachsen sind. Hier geboren, fern davon erzogen, kennt Keiner seine Heimath, weiß Keiner, woher er stammt. Treulos, wankelmüthig, jeder neuen Hoffnung hingegeben, folgen sie ganz dem Drang des Triebes. So leben sie wie das unvernünftige Vieh dahin, ohne Kenntniß von Tugend und Laster, ohne Achtung vor Glauben und Religion. Nach Gold sind sie ausnehmend lüstern, und so wankelmüthig und reizbar ist ihr Charakter, daß sie wohl mehrmals an demselben Tage sich entzweien und wieder versöhnen."

§. 276. Während Theodosius den Gothenkrieg zu Ende führte, zog sich im Westen **Gratian**, der Zögling des Dichters Ausonius (§. 259), durch seine Gratianus. 375—383.

unwürdigen Neigungen und Gewohnheiten den Widerwillen des Heeres und die Ungunst des Volkes zu. Der junge Kaiser entartete früh von den Tugenden, die ihm in den ersten Jahren seiner Regierung die Achtung und Liebe seiner Unterthanen und die Bewunderung der Legionen erworben hatten. Sein Hang zum Jagen wilder Thiere nahm dergestalt zu, daß er ganze Tage auf seinen Waldschlössern in den Parks und Wildgehegen zubrachte, daß er eine Schaar pfeilkundiger Alanen zu seiner Leibwache erhob, und sich häufig dem Volke und Heer in der Tracht und mit den Waffen eines skythischen Kriegers zeigte. Diese Verkehrtheit entstellte seine guten Eigenschaften, seine Milde, seine Frömmigkeit und seine Sittenreinheit und führte seinen Sturz herbei. Er erlag zu Lugdunum in Gallien den Streichen einer Reiterschaar, welche **Maximus**, der zum Imperator ausgerufene Statthalter von Britannien, dem Fliehenden nachgesendet hatte. Geschreckt durch Theodosius' kräftige Haltung, begnügte sich dieser anfangs mit den jenseit der Alpen gelegenen Provinzen, indeß Gratians
Valentinian II. 383–392. Bruder Valentinian II. und dessen schöne, dem Arianismus ergebene Mutter Justina Italien regierten. Als aber Maximus, im Vertrauen auf die religiöse Spaltung, auch Italien zu erobern gedachte, verlor er in einem Treffen an der Save gegen Theodosius Sieg und Leben, worauf dieser den zwanzigjährigen Valentinian, mit dessen schöner Schwester er sich vermählt hatte, als Kaiser
391. des Abendlandes anerkannte, ihm aber den tapfern Gallier Arbogast als Oberfeldherrn der gallischen Heere zur Seite setzte. Herrschsucht und Neid er-
392. zeugten jedoch bald Zwietracht zwischen diesen beiden. Valentinian wurde in seinem Bett ermordet, und Arbogast hoffte durch Ernennung eines schwachen, von ihm abhängigen Imperators (des Rhetors Eugenius) und durch Begünstigung der alten Volksreligion sich in der Herrschaft des Abendlandes behaupten zu können, wurde aber von Theodosius und seinem gothischen Söldnerheer in einer stürmischen Schlacht bei Aquileja besiegt und zum Selbstmord
394. getrieben. Auch Eugenius starb eines gewaltsamen Todes. Er wurde von den
394. Soldaten in dem Augenblicke niedergestoßen, als er Gnade flehend vor dem Kaiser im Staube kniete. So erlangte endlich nach vielen blutigen Kämpfen **Theodosius**, fortan der **Große** zubenannt, auch die Herrschaft über das Abendland und vereinigte zum letztenmal das ganze römische Weltreich unter seinem Scepter. Aber wie sehr er auch durch gute Gesetze den gesunkenen Staat zu heben suchte; der Steuerdruck, die Beamtenhabsucht und die kostspielige Hofhaltung hatten bereits eine drückende Armuth erzeugt, die verbunden mit den blutigen Kriegen eine solche Entvölkerung herbeiführte, daß in Italien wie in den Provinzen ganze Länderstrecken wüste lagen, da die Aecker der bebauenden Hände entbehrten. Ohne Lebensmuth und Hoffnung verbrachte der halbfreie Stand der Colonen (§. 269), an die Scholle des Gutsherrn gefesselt und mit dreifacher Steuer belastet, ein mühevolles, freudenleeres Dasein.

Die Kirchenbuße, die der unerschrockene Ambrosius von Mailand über den hohen Herrscher verhängte, als dieser in einer Anwandlung von Jähzorn im Circus von Thessalonich 7000 Bürger hatte tödten lassen, weil sie bei einem Volksaufstand den römischen Statthalter und einige Magistratspersonen erschlagen hatten, beweist, zu welcher Höhe die Episcopalgewalt bereits gestiegen war, und in der edeln Demuth, womit sich der Kaiser der Büßung unterzog, liegt eine tiefe Anerkennung der geistigen und sittlichen Macht des Christenthums, das den Mißbrauch der Herrschergewalt strafen und zügeln dürfe. In

ähnlicher Weise nahm sich der heilige Kriegsmann Martinus von Tours bei Kaiser Gratian des spanischen Häretikers Priscillian an, doch war seine Fürbitte nicht vermögend, die Vergießung des ersten Ketzerblutes zu verhüten. Pricillian und zwei seiner Glaubensgenossen starben zu Trier durch das Schwert auf Befehl des Maximus. — „So wurde die Kirche der Hort der Volksfreiheit, und Heilige übernahmen die Rolle von Volkstribunen"; und wenn das Christenthum einerseits durch die Lehre: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat" und durch das Gebot, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, dem monarchischen Staate eine festere Grundlage verlieh, als die feinste Staatsklugheit hätte schaffen können, so setzte es auch anderseits der Herrschergewalt eine undurchbrechbare Schranke, indem es lehrte, Gott mehr zu gehorchen, als den Menschen, und gab den Christengemeinden die Freiheit des Geistes, des Willens und des Gewissens. 385.

§. 277. **Theilung des Reichs.** Theodosius erfreute sich der Alleinherrschaft über das gesammte Reich nur vier Monate. Schon im Januar 395 erlag er zu Mailand einer Krankheit, tief betrauert von Ambrosius, der ihm eine glänzende Leichenrede hielt und zwei Jahre später seinem kaiserlichen Freunde ins Grab nachfolgte. Vor seinem Tode traf Theodosius die Verfügung, daß seine beiden Söhne, der achtzehnjährige **Arcadius** und der elfjährige **Honorius**, sich in die römische Welt theilten. Dem Aeltern fiel das Morgenland, dem Jüngern das Abendland zu. Von der Zeit an führten die zwei Reiche ihr gesondertes Leben. Die Gefühle des Hasses und der Verachtung zwischen Römern und Griechen, von Geschlecht zu Geschlecht fortgeflanzt, förderten die Scheidung der beiden Reiche und erweiterten die Kluft. Der byzantinische Staat nahm mehr und mehr die Formen und den Charakter des Orients an; mit der Zeit wurde die griechische Sprache, die im täglichen Verkehr von jeher die herrschende war, auch zur Amtssprache erhoben und dadurch das letzte Band zerrissen. Statt mit vereinten Kräften die Einbrüche der Barbaren abzuhalten, blickte jedes der Reiche mit Schadenfreude oder Gleichgültigkeit auf die Unfälle des andern und reizte die lauernden Feinde zu Einfällen in das Gebiet des Nachbars. Während **Arcadius** im glänzenden Kaiserpalast zu Constantinopel sein ruhmloses Leben in üppiger Ruhe verbrachte, leitete der Gallier **Rufinus**, ein ehrgeiziger, habsüchtiger Höfling, der sich durch heuchlerische Frömmigkeit die Gunst des Theodosius erworben und durch Frevelthaten und grausame Verbrechen die Stufe der Macht und Ehre erstiegen hatte, das Ostreich, das seine unsicheren Grenzen von der unteren Donau bis nach Persien und Aethiopien erstreckte und Dacien und Makedonien in sich faßte, und im Abendlande herrschte im Namen des jugendlichen **Honorius** der kriegskundige, staatskluge Vandale **Stilicho**, dessen Vater Befehlshaber einer germanischen Reiterschaar „mit goldglänzenden Haaren" gewesen, zuerst von Mailand, dann von Ravenna aus, über alle Länder vom adriatischen Meere bis zu den Bergen Caledoniens, und von den Alpen bis zu den Südgrenzen Mauretaniens und Numidiens, mit Einschluß der Provinzen Noricum, Pannonien und Dalmatien. Die weite und kriegerische Statthalterschaft Illyricum war zwischen beiden Reichen getheilt, gerieth aber thatsächlich in den Besitz der Westgothen unter dem kühnen und verschlagenen **Alarich** aus dem Königsgeschlechte der Balthen. 395. Arcadius 395–408. Honorius 395–423.

Indeß Rufinus durch Habsucht und Erpressung den Haß und Fluch der Völker auf sich lud und durch unmenschliches Wüthen gegen Alle, die seinem Ehrgeize und seiner Herrschsucht im Wege standen, seinen Namen zum Schrecken und Abscheu machte, wußte sich Stilicho, ein Kriegsmann von hohem Wuchs und würdevollem, majestätischem Wesen, bei Heer und

Volk Achtung und Zuneigung zu erwerben. Der mächtige Emporkömmling im Osten trug sich mit der Hoffnung, durch Vermählung seiner Tochter mit dem jungen Kaiser seiner Macht Dauer und Festigkeit zu verleihen; aber während er in Antiochien seiner Habgier und Rachsucht neue Opfer schlachtete, lenkte der Oberkämmerer **Eutropius**, das Haupt der verschnittenen Hofdienerschaft, die Neigung seines Herrn auf die reizende Eudoxia, die verwaiste Tochter des Frankenhäuptlings Bauto, die in der Familie des von Rufinus verfolgten Feldherrn Promotus Schutz und Aufnahme gefunden hatte. Der Einzug Eudoxia's in die kaiserliche Burg und in das Brautgemach des jugendlichen Herrschers war der Vorbote des Falles des gallischen Günstlings. Als er die Truppen des Ostens, die noch unter Stilicho's Oberbefehl in Italien standen, nach Constantinopel berief, wurde er im geheimen Auftrage Stilicho's von **Gainas**, dem Führer der gothischen Hülfsschaar in den römischen Legionen,
395. vor den Thoren der Hauptstadt ermordet. Aber auch Eutropius erlag nach einer vierjährigen Schandregierung den Palastintriguen, die derselbe Gothe **Gainas** durch die Kaiserin Eudoxia wider den mächtigen Günstling anzulegen gewußt. Anfangs durch die Fürsprache des **Chrysostomus** und das von ihm früher bedrohte Asylrecht der Kirche vor dem Tode geschützt, wurde er einige Zeit nachher durch einen Richterspruch dem Henker übergeben und zur Freude des Volks hingerichtet. Gainas überlebte jedoch den Sturz seines Gegners nicht lange. Schon
400. im nächsten Jahr fiel er im Kampf mit einem hunnischen Heerhaufen. Dem willen- und
Theodosius II. thatlosen Arcadius folgte sein schwacher Sohn **Theodosius II.** auf dem Thron. Während
408–450. seiner Regierung besorgte seine Schwester **Pulcheria**, die einzige, die von des Großvaters Eigenschaften und Geist ihr Erbtheil empfangen hatte, die Geschäfte und Anliegen des Staats. Mit ihren beiden Schwestern in klösterlicher Zurückgezogenheit und ewiger Jungfrauschaft lebend, und in Förderung der Kirche und der rechtgläubigen Lehre den höchsten Lebenszweck erkennend, verlor Pulcheria unter den Uebungen der Frömmigkeit und christlicher Werkthätigkeit doch nie die weltlichen Angelegenheiten aus dem Auge. So ruhmlos übrigens die Regierung des jüngeren Theodosius in der Geschichte dasteht, so ist doch sein Name durch einen wichtigen Reformversuch im Gerichtswesen verewigt worden. „Um nämlich theils den thatsächlich aufgehobenen Begriff der Rechtseinheit des Westens und Ostens durch die Gesetzgebung zu heben, theils den Mängeln und Widersprüchen der tief gesunkenen Rechtspflege zu steuern, ließ Theodosius durch einen Ausschuß von acht Rechtskundigen alle seit Constantinus in Kraft getretene Verordnungen (Constitutionen) sammeln, nach den Gegenständen (Materien) in Bücher und Abschnitte (Titel) zerlegen und als ein für beide Reichshälften gültiges Gesetzbuch (Codex Theodosianus) verkündigen." Aber in dem schwindenden Volksthum hatte der alte römische Rechtssinn seinen natürlichen Boden verloren, und in der Novelle, welche das neue Rechtsbuch einführte, wurde zugleich erklärt, daß alle künftigen Gesetzesbestimmungen nur innerhalb der Gebiete Geltung hätten, die dem Urheber derselben unterworfen seien, mithin die Theilung des Reichs auch in Hinsicht der Gesetzgebung anerkannt.

450. Als Theodosius durch einen Sturz vom Pferde starb, wählte Pulcheria unter dem Vorbehalt ehelicher Getrenntheit den Marcianus, einen bejahrten, aber kräftigen und rechtschaffenen Senator, zum Gemahl und Mitregenten, der dann dem Reiche die verlorene Ehre und Würde zurückgab.

3. Westgothen. Burgunder. Vandalen.

§. 278. Die Theilung schwächte vollends das Reich, das schon großentheils von fremden Beamten verwaltet und durch fremde Krieger geschützt wurde. Der Geist des Alterthums war spurlos verschwunden. Neid und Eifersucht auf Stilicho trieb den tückischen Rufinus an, den kühnen **Westgothenkönig Alarich** zum Einfall in die Provinzen des abendländischen Reichs zu reizen. Mordend,
396. raubend und verwüstend durchzogen sofort die Gothen **Thessalien**, **Böotien**, **Attika** und die Landschaften des **Peloponnes**, die Reste hellenischer Cultur und Kunst unter ihren Füßen zertretend, bis sie, im Lande Elis von Stilicho's Heeren umringt, zum Rückzug genöthigt wurden. Rachedürstend fiel hierauf

der von dem byzantinischen Hof zum Befehlshaber und Statthalter Illyriens ernannte Alarich in Oberitalien ein, drang verheerend an den Po-Ufern hinauf, erlitt aber in zwei blutigen, unentschiedenen Schlachten gegen Stilicho (bei Pollentia und Verona) solche Verluste, daß er nach Illyrien zurückzog, 403. um günstigere Tage abzuwarten. Bald lag das Geschick beider Reiche, die seine Dienste suchten, in der Hand des germanischen Heldenjünglings, den die Gothen auf den Königsschild erhoben hatten. Kaum war Alarich über die Reichsgrenze zurückgedrängt, als mächtige Schaaren heidnischer Germanen, **Vandalen, Burgunder, Sueven**, Alanen u. a. unter dem Herzog **Radagais** in Italien einbrachen, Städte und Dörfer, Kirchen und Tempel zer- 405. störten und Alles mit Mord und grausenhafter Verwüstung füllten. Aber auch diese erlagen bei **Fäsulä** (Fiesole unweit Florenz) Stilicho's Kriegskunst 406 und der Tapferkeit seiner germanischen Hülfstruppen. Der Anführer Radagais fand in der Gefangenschaft den Tod; Tausende sanken unter dem Schwert der Sieger oder kamen durch Hunger und Krankheit um; andere traten in römischen Sold. Die Trümmer des Heeres warfen sich, mit andern Schaaren germanischer Völker (Allemannen, Heruler u. a.) verbunden, auf Gallien, das sie von den Alpen bis zu den Pyrenäen und Ardennen mit Mord und Verwüstung heimsuchten. Die römischen Bollwerke am Rhein und im Innern des Landes wurden niedergeworfen, die alte Stadt Argentoratum (Straßburg) von Grund aus zerstört und die Herrschaft des feigen, hinter den Sümpfen und Mauern Ravenna's sich bergenden Honorius in jenen Gegenden gänzlich vernichtet. Das gallische Volk, einst so tapfer und ritterlich, hatte nur noch die Kraft der Duldung; ein dunkles Gefühl, daß die alte Welt mit ihren Tugenden und Lastern, mit ihrer Bildung und Verweichlichung dem Untergange bestimmt sei, durchzog alle Gemüther und lähmte jegliche Thatkraft. Die Verzweiflung suchte und fand Trost in der Religion und Einsamkeit. — Die **Burgundionen** erkämpften sich endlich nach langen Wanderzügen die schönen, fruchtbaren Gefilde an der Rhone, am Jura und am Oberrhein und gründeten das **burgundische Reich**, das die Länder am Jura und Lemanischen See, das östliche Gallien und das allobrogische Gebirgsland, jetzt Savoyen genannt, umfaßte und vom Mittelmeer bis zu den Vogesen (Wasgau) reichte. Ein Zweig des burgundischen Stammes, der am Mittelrhein, um Worms und Mainz seine Wohnsitze hatte, erlitt einige Jahrzehnte später durch die Hunnen einen vernichtenden 437 Stoß, von dem sich noch Nachklänge in den alten germanischen Volksdichtungen, dem Waltharilied und dem Nibelungenlied, erhalten haben. Dem Krieg und der Jagd ergeben, siedelten sich die germanischen Burgunder hauptsächlich in den Gebirgen an, während die Ebene und die Städte den alten Besitzern blieben. — **Die Vandalen**, Sueven, Alanen u. a. eroberten nach harten Kämpfen die westliche Hälfte der Pyrenäischen Halbinsel, wo die Sueven sich im Nordwesten (Galizien), die Alanen in Lusitanien (Portugal), die Vandalen im Süden (Vandalusien, Andalusien) niederließen. Nach zwei Jahrzehnten vertauschten die beiden letztern unter dem schlauen und streitbaren 429. Vandalenkönig **Geiserich** (Genserich) ihre spanischen Wohnsitze mit Nordafrika, indeß die Sueven mit der Zeit dem Westgothenreiche in Spanien (§. 279) einverleibt wurden.

So kam Spanien, durch den langen Frieden unter der Römerherrschaft entnervt und in Weichlichkeit und Laster versunken, in die Gewalt barbarischer Völker, die keine Schonung kannten und deren unaufhaltsame Raubzüge nur die Wogen des Atlantischen Meeres hemmten. Furchtbar lauten die Berichte von dem schrecklichen Loose des Landes. „Römer wie Spanier wurden ihres Eigenthums beraubt, mit gleicher Wuth Stadt und Land verwüstet. Da keine Saat ausgestreut und die vorhandenen Früchte mehr verdorben als genossen wurden, so brach eine solche Hungersnoth aus, daß die Bewohner genöthigt waren, ihr elendes Leben durch das Fleisch der Todten zu fristen. Die wilden Thiere, durch die vielen Leichname, die nicht begraben werden konnten, an Menschenfleisch gewöhnt, fielen die Lebenden an und zerrissen sie, und damit das Uebermaß der Leiden nicht ausbliebe, brach die gewöhnliche Gefährtin des Hungers, die Pest, aus und raffte Bedrücker und Bedrückte in ungeheuerer Zahl dahin.“

§. 279. In seiner Bedrängniß hatte der wackere Stilicho mit Alarich um einen jährlichen Tribut ein Freundschaftsbündniß geschlossen. Dies benutzten seine Feinde, besonders der listige Höfling **Olympius**, der seine Laster unter der Maske christlicher Frömmigkeit verbarg, zu einer Anklage auf Hochverrath
408. und bewirkten seine Hinrichtung in Ravenna. Von dem heiligen Altare, wo er Schutz gesucht, durch täuschende Vorspiegelungen weggelockt, fiel er unter den Schwertern einer Mörderschaar. Er starb mit dem Muthe und der Standhaftigkeit eines alten Römers; seine germanischen Söldner wurden theils erschlagen, theils zur Flucht genöthigt. Da rückte Alarich, ergrimmt über die Vorenthaltung des Tributs und von Stilicho's verfolgten Anhängern und den schwer gedrückten Arianern um Schutz angegangen, in Italien ein, belagerte Rom, wo Stilicho's Gattin Serena, die Nichte des Theodosius, als Opfer der Volkswuth fiel, den Fluch der Vestalin erfüllend (§. 273), und zwang die geängstigten, von entsetzlicher Hungersnoth heimgesuchten Einwohner, mit Gold, Silber und kostbaren Gewändern die Gnade des Siegers zu erkaufen. Selbst die Bildsäule der römischen Tapferkeit wurde dem Gothenkönig zugewogen. Verstärkt durch 40,000 Sklaven germanischer Abkunft, die ihre Ketten zerbrochen hatten und von Verlangen glühten, an ihren bisherigen Drängern Vergeltung zu üben, zog nunmehr Alarich nordwärts, um den Kaiser in seiner Hauptstadt aufzusuchen. Als aber der Hof von Ravenna alle Friedensanträge hochmüthig zurückwies, erschien der Gothenfürst wiederholt vor den Mauern der einst welt-
410. beherrschenden Stadt, erstürmte sie endlich bei nächtlicher Weile und gestattete seinem Heer und den zu ihm übergegangenen Schaaren von Sklaven eine dreitägige Plünderung. Doch ließen sie den christlichen Kirchen ihren reichen Schmuck und die goldenen Gefäße. In demselben Jahre starb der Held in des Lebens Blüthe in Unteritalien. Sein Sarg und seine Schätze wurden, der Sage nach, in dem abgeleiteten Flüßchen B u s e n t o, der die Mauern von Consentia (Cosenza) bespült, in die Erde gesenkt und dann alle bei der Arbeit verwendeten Gefangenen getödtet, damit Niemand erfahre, wo der große König begraben sei und römische Habsucht die Ruhe seiner Gebeine nicht störe. Sein Schwager **Athaulf** (Adolf), ebenso schön als tapfer, schloß mit Honorius, dessen edle und anmuthige Schwester P l a c i d i a ihm vermählt ward, einen Vertrag, worin der Abzug der Gothen nach dem von fremden Kriegsschaaren verheerten und durch ungetreue Statthalter und Feldherren von wilder Empörung heim-
415. gesuchten G a l l i e n bedungen war. Hier gründete Athaulf und, nach dessen Ermordung auf einem Feldzuge in Barcellona, der Hauptstadt des „Gothenlandes“

(Catalunien), sein Nachfolger Wallia das **westgothische Reich**, das sich anfangs 419 von der Garonne bis zum Ebro erstreckte und Tolosa (Toulouse) zum Hauptsitz hatte, bald aber, nach dem Abzug der Vandalen und Alanen nach Nordafrika, allmählich auch die übrigen Provinzen umfaßte, wogegen der südgallische Landstrich mit der Zeit den Franken zufiel. — Placidia, von den Feinden ihres Gatten unwürdig behandelt, kehrte an den Hof nach Ravenna zurück, wo sie ihre Hand dem Constantius, einem vornehmen römischen Heerführer, reichte. Nach dem Ableben des Honorius bewirkte sie mit byzantini- 423. scher Hülfe die Erhebung ihres feigen und verweichlichten Sohnes aus zweiter Ehe, Valentinianus (III.), zum Imperator des Abendlandes, über den sie dann bis an ihren Tod einflußreich herrschte.

Damit waren die Wanderungen der Westgothen vollendet. „Nachdem sie fast ein halbes Jahrhundert hindurch der Schrecken des ost- und weströmischen Reiches gewesen, beide an den Rand des Untergangs gebracht und auf ihren Zügen Griechenland, Italien, Gallien und Spanien durchwandert hatten, ruhten sie an den Ufern der Garonne friedlich lebend mit römischen Bürgern, deren Bildung und Künste sie sich bald ebenso schnell aneigneten, als sie die Provinzen durchzogen hatten. Geordnetes Staatsleben, das vor roher Willkür schützt, Ackerbau, der an den heimischen Boden fesselt und vor Hungersnoth sichert, Gewerbe und Künste, die das Leben bequem und angenehm machen, lernten sie nun kennen und schätzen, und machten darin solche Fortschritte, daß sie bald den Römern nicht nur den Vorzug der Tapferkeit, sondern auch den der Bildung entrissen." — Durch die Einfälle feindlicher Heere hatte bei der Ohnmacht der römischen Verwaltung und der Unmöglichkeit der Abhülfe die Verwirrung im aquitanischen Gallien bereits eine solche Höhe erreicht, daß die Einrichtungen, welche die Westgothen bei ihrer gewaltsamen Besitznahme trafen, den Eingebornen doch noch lieber waren als der Druck der Tribute, dem sie bisher unterlegen waren.

§. 280. Der Zug der Vandalen nach Afrika unter Geiserichs Füh- 429. rung geschah in Folge eines Bündnisses mit dem dortigen römischen Statthalter Bonifacius. Dieser war nämlich unter **Valentinian** III., der nach Valentinian III. 425—455. der zweijährigen angemaßten Herrschaft des Geheimschreibers Johannes den weströmischen Thron bestiegen, von seinem Erbfeinde **Aetius**, des Kaisers Feldherrn und einflußreichem Minister, aus Neid und Tücke zur Empörung gereizt worden und hatte, um sich zu stärken, die Hülfe der Vandalen angerufen, unter dem Versprechen, ihnen den dritten Theil vom Grund und Boden zu überlassen. Zwar bereute er bei der Ankunft der germanischen Heerschaaren seine rasche That und stellte sich ihnen mit Heeresmacht entgegen. Allein die kampfgeübten Vandalen, unterstützt von den gedrückten Eingebornen und den häretischen Donatisten (§. 268), bewältigten den Widerstand. Besiegt flüchtete sich Bonifacius nach Ravenna, wo er eine gnädige Aufnahme fand. Aber von Aetius mit Hülfe der Hunnen bekriegt, empfing er bald nachher die Todes- 432. wunde. Die germanischen Sieger trotzten dem Hofe von Ravenna Nordafrika ab, wo sie das **vandalische Reich** mit der Hauptstadt **Karthago** gründeten, 439. Sicilien, Sardinien und die Balearen eroberten und sich durch Freibeuterei allen Inseln und Küstenländern furchtbar machten. Eine schwere Zuchtruthe für das entnervte Römerreich, übten die Vandalen strenge Rache und Vergeltung für die alten, an Karthago begangenen Missethaten. Endlich von den Römern und Westgothen mit Krieg bedroht, bewog Geiserich die Hunnen zum Angriff auf das weströmische Reich.

Die Provinz **Afrika**, blühend durch Handel, Industrie und Wohlstand und ausgezeichnet durch Bildung und Literatur, kam sowohl durch die Religionsverfolgungen, welche unter der Römerherrschaft gegen die fanatische Secte der **Donatisten** verhängt wurden, als durch die entsetzlichen Gräuel, womit die wilden, raubgierigen Vandalen das unglückliche Land heimsuchten, in einen Zustand gänzlicher Verwilderung und Gesetzlosigkeit. Die blühenden Städte sanken in Trümmer, die Paläste und die reichen, geschmackvollen Wohnhäuser wurden ausgeplündert und dann niedergebrannt, die Kirchen beraubt, die Geistlichen ermordet, die Einwohner aller Schmach und Mißhandlung preisgegeben. Unter der Herrschaft **Geiserichs**, eines Mannes, „der die Wildheit und Raubsucht eines Barbaren mit der Arglist und Rachgier eines Spaniers und mit der Unbarmherzigkeit eines afrikanischen Tyrannen verband", verschwand in Kurzem jede Spur römischer Cultur in Afrika. Bei der Belagerung von **Hippo** (j. Bona) starb der geistvolle **Augustinus** (§. 271), Bischof dieser Stadt. Kurz vor seinem Ende hatte er eine Versöhnung zwischen der Kaiserin **Placidia** und **Bonifacius** bewirkt, ohne jedoch das schwere Geschick der Provinz Afrika mildern zu können.

4. Attila, der Hunnenkönig (450).

§. 281. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts verließ **Attila**, die **Godegiesel** (Gottes Geißel) genannt, ein gewaltiger Mann mit hellem Blick, festem Willen und kühnem Muthe, seine hölzerne Hauptstadt an der Theiß, um das weströmische Reich mit der Schärfe des Schwerts zu erobern. Nachdem er lange der Schrecken der Oströmer gewesen und dem byzantinischen Hof Jahrgelder und demüthige Gesandtschaften abgerungen, kehrte er, beleidigt, daß Valentinian ihm die kaiserliche Braut Honoria wider ihren Willen vorenthielt, und gelockt durch die reichen Geschenke und Versprechungen Geiserichs, seine
451. Waffen nach dem Westlande. Mehr denn eine halbe Million rauher Krieger, theils Hunnen und Bastarner, theils unterjochte oder verbündete und zum Heerbann gezwungene Germanen, zogen verheerend über Oesterreich (Noricum), Bayern (Vindelicien), Allemannien an den Rhein, allwo sie das burgundische Reich und das Königshaus in **Worms** vernichteten (§. 278.). Wohin der Huf von Attila's Pferd trat, heißt es in einem alten Volksspruch, da wuchs kein Gras mehr. Sie zerstörten die römischen Städte am Rhein und in Gallien (Metz, Trier u. a.) und trugen Mord, Raub und Verwüstung bis an die Loire, wo sie bereits Orleans (Genabum) belagerten. Da gelang es dem tapfern und thätigen **Aetius**, der in der Noth einen Bund mit den germanischen Völkern in Gallien und Spanien geschlossen, an der Spitze eines aus **Römern**, **Burgundern**, **Westgothen**, **Franken** u. a. bestehenden mächtigen Kriegsheers durch die mörderische **Völkerschlacht** in der breiten **catalaunischen Ebene** (**Chalons an der Marne**) dem erobernden Siegeslauf Attila's ein Ziel zu setzen. 162,000 Leichen, darunter der heldenmüthige Westgothenkönig Theodorich, deckten das Schlachtfeld, wo Deutsche gegen Deutsche unter fremdem Panier gestritten, und der lang erhaltene Volksglaube, daß die Geister der Erschlagenen, unversöhnt durch den Tod, noch drei Tage lang in den Lüften fortgekämpft, zeugt von der Erbitterung und Kampfwuth der rauhen Kriegsschaaren. Hinter seiner Wagenburg trotzte der Hunne, „wie ein von Jägern bedrängter Löwe", den anstürmenden Feinden und kehrte dann, durch den Abzug der Westgothen unter dem stolzen Königssohn Thorismund von seinen heftigsten
452. Gegnern befreit, nach Ungarn (Pannonien) zurück, um im folgenden Jahr durch die unbewachten Pässe der julischen Alpen in Oberitalien einzubrechen. Der

Zerstörung von Aquileja (welche die Veranlassung zur Gründung Venedigs auf den Felsen- und Sandinseln der Lagunen wurde) folgte die Erstürmung von Mailand, Pavia, Verona, Padua und andern Städten und die Verwüstung der Fluren Oberitaliens; und schon rückte Attila auf Rom los, als es den Bitten des römischen Bischofs Leo I. gelang, ihn zu einem Friedensschluß mit Valentinian und zum Rückzug zu bewegen. Das Gefühl der Freude und Dankbarkeit bei der unerwarteten Rettung war so mächtig, daß der fromme Glaube den Abzug des „Verwüsters von Italien" der himmlischen Erscheinung des Apostels Petrus zuschrieb, der seinem Nachfolger mit drohendem Schwerte zur Seite gestanden. Bald nach seiner Rückkehr starb der große Eroberer plötz- 453.
lich in seinem pannonischen Standlager entweder an den Folgen einer zerborstenen Ader oder durch die Rachethat seiner burgundischen Braut, mit der er am Abend zuvor sein glänzendes Beilager gefeiert. Sein Tod hemmte die Entwickelung des Hunnenreichs. Nach schweren Kämpfen, in welchen Attila's ältester Sohn Ellak erschlagen ward, erlangten die Ostgothen, Lango- 454.
barden, Gepiden u. a. Unabhängigkeit und Wohnsitze an den Ufern der Donau und in den weiten Ebenen der Theiß, indeß die Trümmer der Hunnen sich in die weidereichen Steppen an der Wolga zurückzogen, wo sie sich unter andern Nomadenstämmen, Bulgaren, Avaren, Chazaren verloren. „Wie eine Feuerkugel zuweilen vom nächtlichen Himmel herabschießt, die mit ihrem Glanze die Sterne überstrahlt und weithin das Dunkel erhellt, wie dann aber plötzlich ihr strahlender Schein erlischt und keine Spur der Erscheinung zurückbleibt, nur daß die Menschen noch lange staunen und davon sagen: so sank Attila's Macht plötzlich in das Nichts zurück und keine Spur blieb davon auf Erden, aber in Lied und Sage klang sein Name durch die Zeiten fort, und in den Jahrbüchern der Römer wie in unsern deutschen Heldenliedern lebt sein Ruf bis auf den heutigen Tag."

Attila und sein Bruder Bleda erlangten durch die Unterdrückung und Ermordung der zahlreichen hunnischen Stammhäupter die Herrschaft über alle Horden des wilden Räubervolks. Bald erlag auch Bleda den Nachstellungen seines herrschsüchtigen Bruders, worauf dieser viele germanische Stämme zur Unterwerfung und Heeresfolge zwang und den Oströmern einen schweren Tribut auflegte. Zugleich begünstigte er die Niederlassung civilisirter Römer und Griechen in seinem Reiche. Durch diese erhielten die Hunnen alle Arten von Luxus und Bequemlichkeiten gebildeter Völker, und das Leben der Barbaren zeigt uns daher eine sonderbare Mischung von asiatischer Sitte und Rohheit mit griechisch-römischen Genüssen und Einrichtungen. „Attila's Hoflager war mit dem ganzen Luxus der Höfe von Constantinopel und Ravenna ausgestattet. Seine Generale, seine Hofbeamten und seine zahlreichen Weiber hatten Teppiche, Bäder und Prachtgemächer; sie speisten beim festlichen Mahle von silbernen Schüsseln, hatten griechische Küche und schmückten sich und ihre Pferde mit den verschiedenartigsten Kostbarkeiten. Nur der König blieb der alten Sitte getreu; er aß und trank aus hölzernen Schalen, seine Nahrung und Kleidung war die eines mongolischen Hirten. Attila zeigte überhaupt neben der Wildheit und Rohheit eines hunnischen Eroberers große Regenteneigenschaften und eine Festigkeit, Einsicht und Ueberlegenheit, welche Jedem, der ihm gegenüberstand, und sogar ganzen Völkern das Gefühl der Scheu und Abhängigkeit einflößte." „Stolz trat er auf und die kleinen Augen blitzten nach allen Seiten, Selbstbewußtsein und Herrschsucht sprachen aus seinen Mienen, die meist einen ernsten, fast finstern Ausdruck hatten." Wie bei Alarich ehrten die Krieger ihren König durch eine großartige Leichenfeier, wobei sie Lieder zum Preise des Helden sangen und die Sklaven, die das Grab bereitet, tödteten, damit seine Ruhestätte mit den kostbaren Särgen und den reichen Schätzen nicht gestört würde.

5. Untergang des weströmischen Reichs.

§. 282. Rasch ging nunmehr die römische Herrschaft ihrem Ende zu.
454. Valentinian tödtete mit eigener Hand den tapfern Aetius, die letzte Säule des Reichs, aus Furcht vor der Größe des Mannes und aus Aerger über seinen
455. Freimuth. Aber bald darauf verlor der feigherzige Wollüstling selbst sein Leben auf Anstiften des **Petronius Maximus**, dessen häusliche Ehre er geschändet. Als er einst den Uebungen seiner Truppen auf dem Marsfelde in Rom zuschaute, wurde er nebst seinem Günstlinge von zwei Verschwornen vor den Augen des Volkes ermordet. Petronius, zu Valentinians Nachfolger erhoben, strebte nach der Hand der kaiserlichen Wittwe **Eudoxia**. Diese aber, im stolzen Gefühl ihrer hohen Geburt, verabscheute den Ehebund mit einem Manne, in dem sie den Urheber der Ermordung ihres Gatten ahnte und beschloß, wie es heißt, die **Vandalen** zum Werkzeug ihrer Rache herbeizurufen. Geiserich landete mit einem Geschwader an der Mündung des Tiber, zog, während Maximus auf der Flucht von der wüthenden Volksmenge im Getümmel erschlagen und
455. sein blutiger Körper den Wellen preisgegeben ward, vor die Thore Roms und verhängte eine vierzehntägige Plünderung über die hülflose Stadt, deren Kunstwerke theils geraubt, theils unbarmherzig verstümmelt wurden (**Vandalismus**). Auch Capua, Nola und andere Städte fühlten „Karthago's Nemesis". Beladen mit Beute, Schätzen und Gefangenen (darunter die Kaiserin und ihre beiden Töchter) kehrten die Vandalen nach Afrika's Küste in ihre glanzerfüllte Hauptstadt zurück und überließen den ohnmächtigen Thron seinem Schicksal. Aber Rom besaß nicht mehr die Kraft, für sich selbst zu sorgen. Bald erhielt es seine Herrscher von Gallien, wo die Westgothen das entscheidende Wort führten, bald von dem byzantinischen Hof, wo man die Autorität über Italien als legitime Erbschaft in Anspruch nahm. Die eigentliche Macht lag jedoch in den Händen des Sueven **Ricimer**, des ebenso tapfern und schlauen als grausamen und treulosen Oberfeldherrn der barbarischen Hülfsvölker. Dieser gewann zuletzt solchen Einfluß, daß er bis zu seinem Tode (472) willkürlich über Thron und Reich verfügte, ohne sich selbst mit dem kaiserlichen Purpur
Avitus 455—456. zu bekleiden. Der Arverner **Avitus**, ein sanfter und gebildeter Fürst, wurde
Majorian 457—461. entsetzt und auf der Flucht getödtet; **Majorian**, ein ernster und tapferer Kriegsmann, fand auf einer Heerfahrt wider die Vandalen in Spanien seinen
Libius Severus 461—465. Tod; und als der Schwächling **Libius Severus** den Kaisertitel führte, ohne nur aus dem Dunkel des Privatstandes zu treten, schaltete und waltete der Sueve nach Laune und Willkür. Und so wenig Geltung hatte dieser Schein-
Ricimer 465—467. kaiser, daß sein Tod kaum bemerkt wurde und Ricimer die Regierung zwei Jahre lang ohne alle Aenderung weiter führte, bis die schwierige Lage des Reichs die Aufstellung eines neuen Kaisers rathsam erscheinen ließ. Um nämlich den seeräuberischen Vandalen, die während der Verwirrung des Abendlandes mit ihren verwegenen Raubzügen alle Inseln und Küsten von Spanien und Kleinasien ungestraft heimsuchten, mit größerer Macht zu begegnen, ließ sich
Anthemius 467—472. Ricimer die Erhebung des **Anthemius**, eines Verwandten des byzantinischen Kaiserhauses, zum Beherrscher des Abendlandes gefallen. Unter seiner Regierung vereinigten sich zuletzt die Ost- und West-Römer zu einem Rachezug. Aber

die mit den ungeheuersten Kosten ausgerüstete Flotte ging theils durch Verrath und Fehlgriffe des Anführers Basiliskus, theils durch die Gewandtheit Geiserichs unfern von Karthago zu Grunde. Dieser Ausgang machte den Seeräuberkönig von Neuem zum Tyrannen des Mittelmeeres und zur Zuchtruthe des Abendlandes, und zerriß zugleich das gute Einvernehmen zwischen Ricimer und Anthemius. Der übermüthige Sueve verlegte seinen Sitz nach Mailand und zog von dort aus an der Spitze germanischer Kriegsschaaren vor die Thore Roms, um seinen Schützling Olybrius als Augustus einzusetzen. Nach kurzem Widerstand wurde die Stadt erstürmt, der edle Kaiser aus dem Versteck gezogen und auf Befehl Ricimers, seines eigenen Schwiegersohnes, getödtet. Mit dieser ehrlosen That schloß das blutbefleckte Leben Ricimers. Vierzig Tage nachher stürzte eine verheerende Seuche den gewaltthätigen Mann ins Grab und einige Wochen später folgte ihm sein Günstling Olybrius. Nun erhob der Befehlshaber der germanischen Truppen den Glycerius, einen tapfern Soldaten von unbekannter Herkunft, auf den machtlosen Thron, während der oströmische Hof den Julius Nepos zum Augustus des Abendlandes ernannte. Dieser rückte vor die Thore Roms. Glycerius, schwach unterstützt, entsagte der Herrschaft und begnügte sich mit der Würde eines Bischofs von Salona. Aber auch dem neuen Kaiser war eine kurze Regierung beschieden. Ein Aufstand der barbarischen Bundestruppen nöthigte ihn zur Flucht nach seinem dalmatischen Heimathland. Darauf schmückte der ehrgeizige Feldherr Orestes seinen Sohn **Romulus Augustulus** mit der ruhm- und machtlosen Krone. Aber da die von den germanischen Kriegsschaaren begehrte Abtretung des dritten Theils vom italischen Grund und Boden nicht gewährt wurde, ließ der kühne Heruler **Odoaker**, der einst als gemeiner Kriegsmann nach Italien gezogen und dann wegen seiner Tapferkeit von den Deutschen im römischen Dienste zum Anführer erhoben worden war, den gefangenen Orestes tödten, wies dem harmlosen Kaiser einen Wohnsitz in Campanien und einen Gnadengehalt an und machte, indem er sich nach dem Wunsche der germanischen Truppen den Titel eines **Königs von Italien** beilegte, dem weströmischen Reich ein Ende. Zehn Jahre später erlag der letzte römische Statthalter in Gallien (Syagrius zu Soissons) dem Schwert des Frankenführers Clovis (Chlodwig) worauf in Europa ein neuer, durch Christenthum und Germanenthum begründeter Zustand eintrat. So sank das römische Weltreich unter den Streichen der germanischen Krieger. Alle Stämme haben an dem großen Ereigniß Theil genommen, doch ohne Plan und Verabredung, gleichsam willenlos dem Geschicke dienend. Aber die Erinnerung an den gemeinsamen großartigen Weltkampf gestaltete sich zu reichen Sagenkreisen, aus denen die deutschen Sänger aller Stämme ihre Stoffe holten, wie einst die griechischen aus dem Trojanerkrieg. Die deutsche Heldensage, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwuchs, immer neue Lieder zeugend, hat ihre Wurzeln in dem großen Völkerkampf wider Rom.

[Margin: 468. — 472. — Glycerius 472. — Julius Nepos 474–475. — Romulus Augustulus 475–476 — 476. — 486.]

6. Theodorich der Ostgothe (c. 500).

§. 283. Zwölf Jahre hatte Odoaker als römischer Patricius und deutscher Heerkönig nicht ohne Ruhm, obwohl unabhängig von dem oströmischen Imperium, geherrscht, als, mit Einwilligung des oströmischen Kaisers, der auch das verwaiste Abendland als sein rechtmäßiges Herrschergebiet ansah, **Theodorich**, König der Ost-

gothen, aus Pannonien und Mösien gen Italien aufbrach. 200,000 streitbare Männer mit Weib und Kind und sämmtlicher Habe folgten ihm in langen Zügen.
489. Dieser Macht vermochte Odoaker nicht zu widerstehen. Bei Verona (Bern) von Theodorich besiegt, barg er sich hinter den Mauern von Ravenna, das er erst nach dreijähriger tapferer Vertheidigung unter ehrenvollen Bedingungen übergab. Aber wenige Tage nach dem Einzuge der Gothen wurde Odoaker bei einem lärmenden Ge-
493. lage von Theodorichs eigener Hand niedergestoßen, sei es aus Furcht vor dem gewaltigen Rivalen, dem er die Mitherrschaft zugesagt, oder um dessen Nachstellungen zu entgehen, sei es, daß die altgermanische Blutrache mächtiger in der Brust des Gothen wirkte, als der religiöse Eid. Dieser blutigen That folgte jedoch eine lange Regierung des Friedens und der Gerechtigkeit. Von dem byzan-
Theodorich. tinischen Kaiser Anastasius als „König von Italien" anerkannt, beherrschte fort-
493—526. an Theodorich von Ravenna aus das ostgothische Reich mit Weisheit und Kraft und verlieh demselben mehr durch glückliche Unterhandlungen als durch Kriege eine solche Ausdehnung, daß es mit der Zeit von der Südspitze Siciliens bis an die österreichische Donau reichte und Illyrien im Osten und das südöstliche Gallien (Provence) im Westen umfaßte. Mit den Vandalen und Burgundern schloß er Friedensverträge, die vor dem Schwerte der Franken flüchtenden Allemannen siedelte er in dem Alpenlande Rhätien an; mit Chlodwig und mit dem Fürsten der Thüringer knüpfte er durch Heirathen Bande der Verwandtschaft. — Voll Ehrfurcht für das altrömische Staatswesen und die kaiserliche Majestät, für welche die germanischen Heerkönige stets ein gewisses Gefühl der Abhängigkeit in sich trugen, achtete Theodorich die alten Gesetze und Einrichtungen, beschränkte aber die römischen Bewohner des Landes auf Gewerbe, Handel und Ackerbau, die durch ihn wieder fröhlich aufblühten, indeß er den Gothen ausschließlich die Führung der Waffen und der Kriege zuwies und ihnen dafür ein (steuerpflichtiges) Drittheil von Grund und Boden verlieh. Selbst Bildung und Gelehrsamkeit erfreuten sich seines Schutzes, wenn ihm gleich die Schreibkunst stets fremd blieb, und kenntnißreiche Römer, wie der Geschichtschreiber Cassiodorus „Senator", der in zwölf Büchern „die Geschichte der Gothen in einer Blüthenlese ihrer glücklichen Thaten" niederlegte, gelangten durch ihn zu den höchsten Staatsämtern. Theodorichs Regierung ist ein merkwürdiger Versuch, „die neuen Elemente mit den alten zu vereinen und die Herrschaft in den alten Formen fortzuführen; an seinem Hofe hörte man noch die gothischen Heldenlieder, aber es sammelten sich dort auch die noch übrigen Träger der alten Bildung". In Constantinopel, wo er in seiner Jugend mehrere Jahre als Geisel verlebt, hatte er Civilisation und ein geordnetes bürgerliches Staatswesen kennen und lieben gelernt. Er ließ aus dem römischen Rechte ein für die Gothen wie für die alten Einwohner gültiges kurzes Gesetzbuch anfertigen, stellte „Gothen-Grafen" auf, welche zur Beförderung der Unparteilichkeit in Klagsachen zwischen beiden Völkern den römischen Gerichtspersonen zur Seite treten und in den Hauptstädten der Provinzen ihren Sitz haben sollten, und wandte überhaupt der Rechtspflege große Sorgfalt zu. In religiösen Dingen war er duldsam. Die denkwürdigen Worte, die Cassiodor von Theodorich anführt, bezeichnen am besten sein politisches Streben: „Mögen andere Könige durch Schlachten die Beute oder den Untergang eroberter Städte zu gewinnen

suchen, unser Vorsatz ist, mit Gottes Hülfe also zu siegen, daß die Unterthanen sich beklagen mögen, unsere Herrschaft zu spät erlangt zu haben." Nach Außen war Theodorichs Ansehen so groß, daß habernde Könige ihre Streitigkeiten vor seinen Richterstuhl brachten und alle Völker des Abendlandes ihm ihre Ehre bezeigten. War doch das Hauptstreben des großen und weisen Königs dahin gerichtet, die deutschen Fürsten im Frieden unter seiner Leitung zu einigen und alle germanischen Stämme in seinen großen Völker- und Friedensbund zu ziehen, ein Streben, das nur mäßigen Erfolg haben sollte. Erst kurz vor seinem Ende führte ihn Mißtrauen wegen hochverrätherischer Verbindung einiger vornehmen Römer mit dem byzantinischen Hofe gegen die arianischen Gothen zur Härte, so daß er, erzürnt über den römischen Undank und die italienische Falschheit, den durch seine philosophischen Schriften berühmten Senator **Boëthius** 524.
und dessen Schwiegervater Symmăchus hinrichten ließ. Die von Boethius im Kerker verfaßte Schrift, Tröstung der Philosophie, gewährte vielen empfänglichen Gemüthern Erhebung und Beruhigung und machte um so größeren Eindruck, als er durch den Neid der Hofleute und durch Theodorichs Argwohn plötzlich von der Höhe menschlicher und irdischer Glückseligkeit in den Abgrund des Unglücks hinabgestürzt wurde. Diese Härte zog dem großen Gothenkönig den unversöhnlichen Groll der rechtgläubigen Römer zu. Bald nach seinem Tode wurde die Asche „des fluchwürdigen Ketzers" aus dem Riesen- Aug. 526.
steine zu Ravenna herausgeworfen und in alle Winde zerstreut; aber auch das leere Mausoleum ist ein redendes Denkmal, und in jenem weisen „Dietrich von Bern", der im Heldenlied und in der Sage von Geschlecht zu Geschlecht fortgelebt hat, erkennen wir die hohe und ernste Gestalt des großen deutschen Friedensfürsten.

Theodorichs Streben, die alte Cultur, Einrichtungen und Rechtspflege mit dem gothisch- Theodorich
germanischen Wesen zu verbinden, raubte dem gothischen Reich die Kraft und Dauer, die andere geb. 454.
germanische Staaten durch rücksichtslose Härte, Grausamkeit und barbarische Zerstörungswuth der Eroberer erlangt haben. Durch die Theilnahme der Ostgothen an der morschen Civilisation der hinsterbenden Römerwelt und durch die Verbindung eines rohen, kräftigen Kriegervolks mit der erschlafften und verweichlichten Bevölkerung eines abgelebten Culturstaats wurden die erstern in den „unvermeidlichen Untergang der seitherigen Staatsmaschine" verwickelt, und bei den letztern der Todeskampf und die Leiden eines unhaltbaren Geschlechts verlängert. Theodorich ließ die von den römischen Kaisern begründete Regierungsweise mit den meisten Aemtern, mit den Titeln und Rangordnungen bestehen und übertrug die Leitung der Verwaltungsgeschäfte ausschließlich den Eingebornen, die an Bildung und Geschäftserfahrung den kriegerischen Gothen weit überlegen waren. Die Gothen bildeten eine Art Kriegerkaste, die mit der alten Bevölkerung sich nie zu einem wahren Ganzen vereinigte. Nur selten wurden Ehen zwischen ihnen geschlossen und in allen innern und wesentlichen Beziehungen blieben sie geschieden: durch Sprache, Sitten, nationale Rechtsgewohnheiten, am meisten aber durch die Religion. — An diesem Zwiespalt ging das ostgothische Reich in Italien zu Grunde. „Weil Theodorich es nicht wagte, die morsche Hülle des Kaiserstaats zu zertrümmern, oder nicht vermochte, die römische Bildung zu bewältigen, so blieb der innere Gegensatz gefährlich bestehen, um sich wieder aufzuthun und auszukämpfen, wenn keine überlegene Gewalt ihn mehr fesselte und ein Angriff von Außen, von römischer Seite her, ihn aufs Neue entzündete." — Hinsichtlich der Rechtspflege erließ Theodorich folgende maßgebende Verordnung: „In Betracht, daß die Gothen mit Gottes Hilfe unter euch vermischt wohnen, haben wir für nothwendig erachtet, auf daß keine Unordnung wie zu geschehen pflegt, zwischen den Nachbarn entstehe, einen erprobten Mann als Graf zu euch zu schicken, um mit Berücksichtigung unserer Verordnungen den Streit zwischen zwei Gothen zu entscheiden; wenn aber eine Streitsache zwischen einem Gothen und einem

Römer entstehen sollte, so wird er einen rechtskundigen Römer hinzuziehen und den Proceß auf billige Weise schlichten. Zwischen zwei Römern aber mögen Römer erkennen, die wir als Richter in die Provinzen schicken, auf daß einem Jeden sein Recht gewahrt werde und bei der Verschiedenheit der Richter doch Eine Gerechtigkeit Alle umfasse." Unter Theodorichs friedlicher Regierung hob sich Italien wieder zu blühendem Wohlstand: „die Zertheilung der großen Landgüter in kleine Freiloose, welche fortan auch der Gothe allmählich seinerseits mit Lust bestellte, hob den tiefgesunkenen Feldbau; Gleichheit des Maßes, Gewichtes und der Münze, treffliche Straßen, von keinem Gesindel beunruhigt, Flüsse und Kanäle belebten den innern Verkehr; mäßige Zölle und liebreiche Aufnahme der Fremden den äußern, meist auf Griechenland gerichteten Handel". Von der kaiserlichen Machtfülle, die er thatsächlich besaß und übte, machte er stets einen umsichtigen Gebrauch.

Boethius geb. c. 470 † 524.

§. 284. Boethius und Cassiodor. Boethius (Anicius Manlius Torquatus Severus) ist der letzte Stern der römischen Literatur. Während er den Gothenkönig in der Verwaltung des Staats durch Rath und That unterstützte, verwendete er seine freie Zeit zur Abfassung wissenschaftlicher Werke, die durch das ganze Mittelalter im höchsten Ansehen standen. Unter seinem Namen besitzen wir eine Reihe theologischer Schriften, in denen er die ketzerischen Lehrmeinungen der Arianer, Nestorianer und Eutychianer bekämpfte und mit aristotelischen Formeln den Lehrbegriff der orthodoxen Kirche über die „Dreieinigkeit" zu erklären und zu rechtfertigen suchte. Von größerer Bedeutung sind seine Uebersetzungen und Erklärungen der philosophischen Schriften der Griechen, besonders des Aristoteles und Plato, deren Lehren er zu verbinden suchte, und die Bearbeitungen älterer griechischen Werke mathematischen und andern Inhalts. Wenn seine theologischen und philosophischen Schriften den Grund zur Scholastik des Mittelalters legten, so dienten seine größtentheils aus Uebersetzungen griechischer Werke hervorgegangenen Bücher über Geometrie (nach Euklides), über Musik (nach den Pythagoreern), über Arithmetik (nach Nikomachus), über Mechanik (nach Archimedes), über Astronomie (nach Ptolemäus), über Grammatik, Rhetorik und Dialektik (nach Aristoteles) als Lehrbücher über die sieben freien Künste, die im Mittelalter als die Grundlage der gesammten Schulbildung galten und die Summe der „Kreisbildung" für die jungen Leute von Stand umfaßten. Die letzten drei Wissenschaften (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) bildeten das „Trivium" für die unteren Klassen oder Trivialschulen; die vier ersten gaben den Lehrstoff für das „Quadrivium" oder die vier höheren Klassen. Aber den höchsten Ruhm erwarb sich Boethius durch die erwähnte Trostschrift in fünf Büchern: De consolatione philosophiae, in welcher poetische Stücke in die prosaische, mitunter rhetorische Darstellung eingestreut sind. Das Ganze ist in die Form eines Gesprächs gekleidet zwischen Boethius und der persönlich eingeführten Philosophie. Die himmlische Führerin tröstet den Gefangenen mit dem Glauben an eine göttliche Weltregierung über den Wechselfällen des Erdenlebens; sie lehrt ihn, daß bei der Hinfälligkeit aller irdischen Güter der Mensch sein Glück nur im Unvergänglichen suchen müsse und daß dieses nur in der Tugend zu finden sei, weshalb der Böse stets unglücklich, der Gute allein glücklich zu nennen sei. „Von der Erde erhob sich dann Boethius zum Himmel, um das höchste Gut zu suchen, durchforschte das metaphysische Labyrinth des Zufalls und des Schicksals, der Vorausbestimmung und der Freiheit des Willens, der Zeit und Ewigkeit und bestrebte sich hochherzig die vollkommenen Eigenschaften der Gottheit mit den scheinbaren Unordnungen seiner moralischen und physischen Regierung in Einklang zu bringen." So ist diese Schrift, welche sich zur Aufgabe gestellt hat, die Vereinigung der göttlichen Güte mit der Zulassung des Uebels, der göttlichen Vorsehung mit der menschlichen Freiheit nachzuweisen, eine Art Theodicee geworden, aufgebaut auf einer allgemein menschlichen und philosophischen Grundlage ohne Beimischung specifisch christlicher Glaubenslehren. Die Sprache ist rein und fließend, den Mustern der classischen Zeit nachgebildet, die poetischen Stücke zeichnen sich aus durch Leichtigkeit und Wohlklang der Verse bei strenger Beobachtung der metrischen Gesetze. Die Darstellung ist würdig und edel gehalten. Der Geist des Boethius lebte fort, um einen Strahl von Wissen über die finstersten Zeitalter der lateinischen Welt auszugießen; die Schriften des Philosophen wurden von Alfred dem Großen ins Angelsächsische übersetzt, und der deutsche Kaiser Otto III. ließ die Gebeine des zum Heiligen erhobenen „Märtyrers" nach einem ehrenvollen Grabe bringen. — Auch Cassiodorus

Senator war für die Bildung des Mittelalters von hoher Bedeutung. In seinem Alter zog er sich von den Staatsgeschäften zurück, um in dem von ihm in der Nähe seiner Vaterstadt Scyllacium in Bruttien erbauten Kloster Vivarese ein beschauliches, den Wissenschaften geweihtes Leben zu führen. Seine Schriften, in denen er die Trümmer der alten Wissenschaft für die Kirche zu retten suchte, sind mannichfachen Inhalts. Außer einer Brief- und Urkundensammlung verfaßte er eine „kurze Chronik" von Erschaffung der Welt bis zum Jahr 519 und eine „Geschichte der Gothen" in einer „Blüthenlese ihrer glücklichen Thaten" in XII Büchern, bei deren Abfassung die Verherrlichung des ruhmvollen Königsgeschlechts der Amaler Hauptzweck gewesen sein mag. Aus diesem letzteren, nicht erhaltenen Werke, worin Cassiodorus alles Rühmliche, was er aus mündlichen Unterredungen mit Theodorich von dem Alter und den Thaten des Gothenvolkes und seines erlauchten Königshauses erfahren hatte, sorgfältig zusammenstellte, hat Jordanis, ein vornehmer, dem Königsgeschlechte der Amaler verwandter Gothe des sechsten Jahrhunderts, seine „Geschichte der Gothen" (c. 550) verfaßt, wobei er neben dieser Hauptquelle und einigen andern Schriftstellern auch die heimischen Sagen und Heldenlieder des Volkes in den älteren Perioden benutzt zu haben scheint. Ferner schrieb Cassiodor eine Kirchengeschichte in XII Büchern (historia ecclesiae tripartita), ein Auszug aus den älteren griechischen Kirchenhistorikern, der neben der lateinischen Uebersetzung des Eusebius von Rufinus das Hauptlehrbuch für die Geistlichkeit des Abendlandes im Mittelalter und nebst der „Chronik" das Muster für die mönchische Geschichtschreibung der Folgezeit bildete. Auch die oben erwähnte Eintheilung aller nöthigen Schulwissenschaften nach den sieben freien Künsten wurde von ihm in einer eigenen Schrift (de septem disciplinis) empfohlen. Zu seinen ersten Schriften im Kloster gehört ein Commentar über die Psalmen, zu den letzten das Buch über die Orthographie. „Seine Werke verrathen eine große Belesenheit in allen Gebieten der Wissenschaft, einen rühmlichen Sammelfleiß zu allen Zeiten seines Lebens; aber auf der andern Seite eine gewisse Unfähigkeit zu eigener Production und vielfache Mängel in der Verarbeitung des zusammengetragenen Materials. Das beweisen vor Allem seine theologischen Werke, insbesondere der Psalmencommentar." Außer seinen schriftlichen Anweisungen erwarb sich Cassiodor auch dadurch große Verdienste um die Hebung und Veredlung des Mönchswesens, daß er zuerst die Klostergeistlichkeit zu wissenschaftlichen Beschäftigungen hinführte, daß er in seinem eigenen Kloster ein Vorbild aufstellte, wie die Brüder neben den religiösen Uebungen und den körperlichen Arbeiten in der Landwirthschaft und Obstcultur sich auch durch Unterricht und die Pflege der Wissenschaften um die Menschheit verdient machen könnten. Dadurch wurden manche Klöster in den finstern Zeiten, die bald nachher über das Abendland hereinbrachen, die Pflanzstätten der Cultur. Auch Jornandes trat später in den geistlichen Stand und starb wahrscheinlich als Bischof von Kroton. Der leitende Gedanke seines Geschichtswerkes ist, darzuthun, „daß nur in der friedlichen Einfügung des Gothenvolkes in das römische Reich die Möglichkeit und Hoffnung einer gedeihlichen Zukunft für dasselbe vorhanden sei".

Cassiodor c 480–575.

Jordanis c. 550.

7. Die Franken.

§. 285. Chlodwig. An der Maas und Sambre wohnten schon seit einigen Menschenaltern die salischen Franken germanischer Abkunft. (§. 274. 1.) Unter ihren ältesten Königen, die als Zeichen ihrer Würde und Geburt ihr blondes Haar in geringelten Locken über die Schultern wallen ließen, werden Pharamund (d. h. Oberhaupt, Herzog) und Meroväus genannt; Doornik war der Mittelpunkt ihres Reichs; die zerstörten Römerstädte Trier und Köln gaben Zeugniß von ihrer wilden Sinnesart. Als aber der streitbare und verschlagene **Chlodwig** zur Herrschaft kam, erweiterte er die Grenzen des Gebiets durch Eroberung des letzten Restes des Römerreichs an der Seine und Loire, ließ den wackern Statthalter Syagrius, der ihm von den Westgothen ausgeliefert wurde, enthaupten (§. 282) und erhob zuerst Soissons, dann Paris zu seinem Herrschersitz. Hierauf zog er (mit den stammverwandten ripuari-

Chlodwig 481–511

486.

schen Franken am Niederrhein verbunden) gegen die Allemannen, die sich auf beiden Seiten des Rheins ausgedehnt hatten, brachte ihnen in einer blutigen
496. Feldschlacht im alten Ubierlande, früher irrthümlich als Schlacht bei Zülpich (Tolbiacum) bezeichnet, eine entscheidende Niederlage bei und unterwarf sich ihr Gebiet am Rhein und an der Mosel, und von der Lahn über die Maingegenden bis zum Neckar. In der Hitze des Kampfes gelobte Chlodwig, wenn der schwankende Sieg sich zu seinen Gunsten entscheide, den Glauben seiner christlichen Gemahlin (Clotilde, einer burgundischen Königstochter) anzunehmen; und noch in demselben Jahre „beugte der Sigambrer sein Haupt" und empfing mit dreitausend Edeln seines Gefolges durch den Bischof Remigius in Rheims die Taufe nach athanasianischem Bekenntniß. Aber in seinem verwilderten Herzen schuf das Christenthum keine Regungen der Milde. Er blieb seiner Natur treu, in welcher rohe Kraft, listige Verstellung und barbarische Härte verbunden waren. Die Gaue, die nördlich vom Remsthal über die mittleren Neckar-, Kocher-, Jaxt- und Taubergegenden sich bis zum Main ausdehnten, wurden Franken zur Ansiedelung übergeben, und der fränkische Name verdrängte hier den allemannischen für alle Zeiten. Die Einheit des Glaubens zwischen Franken und Galliern wurde die Stärke des fränkischen Reichs. Chlodwig und seine Kriegsgenossen hielten es für ihre Pflicht, dem „Gottessohne" die volle Ehre zu geben, die ihm die Arianer geraubt. Darum wurden die Burgunder, deren Kraft durch Zwietracht und blutigen Familienhader gebrochen
500. war, zur Zeit des Königs Gundobald zur Zinspflicht und zur Annahme des katholischen Glaubens gezwungen und das Reich der Westgothen, dessen
507. König Alarich in der blutigen Schlacht bei Voullon unweit Poitiers vom Pferde gestürzt und von Chlodwigs eigener Hand getödtet ward, auf gallischem Boden beschränkt. Für solche Verdienste empfing der erste christliche Frankenkönig den Segen der Kirche als Lohn seiner Rechtgläubigkeit. „Gott warf Tag für Tag seine Feinde vor ihm zu Boden," sagt Gregor von Tours, „und vermehrte sein Reich, darum daß er rechten Herzens vor ihm wandelte, und that, was seinen Augen wohlgefällig war." Nachdem so Chlodwig das **Frankenreich** nach Osten bis zur Rhone, nach Westen über die Halbinsel Bretagne und nach Süden bis an die Garonne ausgedehnt hatte, suchte er durch grausame Ermordung aller fränkischen Stammhäupter, des Ragnachar von Cambrai, des Chloderich von Köln u. a., die Herrschaft über das ganze Reich sich und seinen Nachkommen zu sichern. Wegen seines Eifers für die Verbreitung der katholischen Kirchenlehre unter den arianischen Germanen wurde er von der Geistlichkeit als „allerchristlichster" König und zweiter Constantin gepriesen, und der byzantinische Kaiser verlieh ihm durch die Ertheilung des Ranges eines Patricius und Consuls einen Rechtstitel und ein legitimes Gepräge. Aus dieser Zeit mögen die größtentheils auf Gewohnheitsrecht beruhenden salischen Gesetze herrühren. Doch behielt das Frankenreich in Gallien sowohl in den Rechtsbestimmungen als in allen staatlichen und kirchlichen Einrichtungen das Meiste aus der Römerzeit bei. Die „blondgelockten" fränkischen Heerkönige traten an die Stelle der römischen Imperatoren und Statthalter, und in Verwaltung, Steuerwesen, Gerichtsverfahren, kurz im ganzen öffentlichen Leben blieben die alten Ordnungen, Gewohnheiten und Formen bestehen. Ro-

manen von alter Bildung umgaben den neuen Hof, leiteten die Hof- und Staatshaushaltung und bekleideten die ersten Aemter. Daher gewann auch in dem fränkischen Gallien das romanische Wesen in allen seinen Aeußerungen bald die Oberhand, zumal der Sinn der germanischen Franken vorzugsweise dem Kriege zugekehrt blieb.

Schon im dritten Jahrhundert war nach Gallien, welches mit Rom in der innigsten Verbindung stand, das Christenthum durch römische Soldaten gebracht worden, mag auch die Sage von der thebanischen Legion, die, unter Maximian gegen die Bagauden (§. 262) fechtend, um ihres christlichen Glaubens willen nebst ihrem Feldherrn Mauritius im walliser Rhonethal bei der heutigen Stadt St. Moritz (St. Maurice) den Märtyrertod gestorben, nur eine heilige Legende sein. Im vierten Jahrhundert nahm die Zahl der Bekenner unter dem empfänglichen Volke der romanischen Gallier bedeutend zu. „Man hat es sich dort zur Ehre gerechnet, daß das Haus der römischen Imperatoren, welches in dem Gegensatz der Religionen die Entscheidung zu Gunsten des Christenthums gegeben hat, in Gallien seinen vornehmsten Sitz hatte; eben da, sagt man, hat Constantin das Zeichen des Christenthums an das Labarum geheftet. Doch dauerte es dann noch einige Zeit, bis auch das Volk sich bekehrte. Erst in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts erschien der pannonische Kriegsmann, der heilige Martin (§. 276), der, seine Person einsetzend, vor den Augen des Volkes die Gegenstände seiner Anbetung umstürzte, die tonischen Denkmale und heiligen Bäume der einheimischen, so wie die Tempel und Bildsäulen der römischen Götter — denn beide standen und fielen jetzt mit einander — und an ihrer Stelle christliche Kirchen errichtete. Er stiftete das große Münster in Tours, dem zahlreiche andere mönchische Institutionen im Innern des Landes und auf den benachbarten Inseln folgten, Pflanzschulen zugleich für theologische Studien und für den Kirchendienst; Bischöfe der Städte und Bekehrer des Landes gingen aus ihnen hervor. — So vollkommen waren die Gallier der römischen Welt einverleibt, dem Fortschritt und Verfall ihrer Cultur, dem Wechsel ihrer Religion."

§. 286. **Die Merowinger.** Chlodwig's kriegerischer Geist und Frevelsinn vererbte auf die vier Söhne, die sich nach des Vaters Tode in das 511.
merowingische Frankenreich theilten. Theoderich, der Erstgeborne, nahm seinen Sitz in Rheims und beherrschte das Ostland, Austrasien, während Chlodomer zu Orleans, Childebert zu Paris und Chlotar zu Soissons das Gebiet der Westgothen und das burgundische Königreich mit dem westlichen Theil des Frankenreichs verbanden, das in der Folge den Namen Neustrien führte. Doch blieb die Nation verbunden und von Zeit zu Zeit wurde auch die Regierung wieder in Einer Hand vereinigt. (So unter Chlotar I. im J. 558, und Chlotar II. 613.) — Theoderich besiegte den Hermanfried von Thüringen, und als einst beide in Zülpich, wohin der Franke seinen Gegner zu Unterhandlungen eingeladen, auf der Stadtmauer umhergingen, da wurde der Thüringer plötzlich in die Tiefe gestürzt. „Wer es gethan, blieb unbekannt," sagt Gregor von Tours, „doch versichern Viele, es sei durch Theoderichs Hinterlist geschehen." Darauf vereinigte dieser das thüringische Reich bis auf die kleine Strecke am 531.
Waldgebirg mit dem fränkischen und verlieh den nördlichen Theil den Sachsen zum Lohn für ihre Waffenhülfe. Auch die Ueberreste der **Allemannen**, die sich noch in einer gewissen Selbständigkeit bewegten, wurden unter Chlodwigs Söhnen vollständig dem Frankenreiche einverleibt, und auch ihre östlichen Nachbarn von der mittleren Donau bis zu den Alpen und vom Lech bis zur Enns, ein unter dem Gesammtnamen **Bojovarier** (Baiern) zusammengefaßtes Mischvolk aus eingewanderten Herulern, Rugiern, Turcilingern und alten

keltischen und germanischen Volksresten, konnten sich den von drei Seiten mächtig andringenden Franken nicht entziehen. Ihre Herzoge aus dem edlen Hause der Agilolfinger traten in ein Verhältniß der Abhängigkeit oder Bundesgenossenschaft. An der Rhone und in den Alpen wurden die Burgunder, nachdem Gundobalds Sohn Sigismund im Kloster St. Moritz in der Mönchskutte gefangen genommen und in Orleans mit seiner Gattin und seinen Kindern in
532. einen tiefen Brunnen versenkt worden, zur völligen Unterwerfung gebracht, aber im Genuß ihrer einheimischen Gesetze und Einrichtungen belassen; und endlich kamen auch im Süden die ostgothischen Besitzungen an der Rhone und am Mittelmeer und die fruchtbaren Länder zwischen Garonne und Pyrenäen (Aquitanien) unter die fränkische Herrschaft. Viele blutige Fehden waren bereits um den Besitz dieses schönen Landes mit den alten Römerstädten Toulouse, Narbonne, Carcassonne u. a. zwischen Franken und Westgothen geführt worden, bis endlich der Westgothenkönig Amalrich, der im arianischen Eifer seine fränkische Gemahlin mißhandelte, um sie zu seinem Glauben zu bekehren, von deren Bruder, Childebert von Paris, besiegt und auf der Flucht
531. durch die Lanze eines Franken durchbohrt ward, worauf das ausgeplünderte Land als Beute den Siegern zufiel. — Chlotars Sohn, Chilperich, wurde von seinen Brüdern aus dem Alleinbesitz des Reichs, den er zu gewinnen strebte, verdrängt und zu einer neuen Theilung gezwungen, wonach Charibert in Paris, Guntramn in Orleans, Chilperich in Soissons, Sigbert in Rheims ihre Herrschersitze aufschlugen. Nach Chariberts Tod wurden seine Länder getheilt und damit die Scheidung des Reichs in die drei Hauptmassen Austrasien, Neustrien und Burgundien gegründet.

Das ganze Reich der Merowinger war in Grafschaften getheilt, die in den germanischen Theilen sich meist nach den alten Gauen, auf dem früher römischen Boden nach den alten Stadtgebieten begrenzten. „Die Grafen ernannte der König nach freiem Ermessen und übertrug jedem in seiner Grafschaft die Aushebung und Anführung des Heerbannes, die Erhebung und Ablieferung der Krongefälle, die Leitung der Rechtspflege und die Sorge für den Landfrieden. Jede Grafschaft zerfiel dann weiter in kleinere Bezirke, die den alten Hundertschaften der Deutschen entsprachen. In diesen wurde vom Grafen theils in regelmäßig wiederkehrenden, theils von ihm besonders gebotenen Versammlungen der freien Gemeindegenossen an den bestimmten Malstätten in alter, feierlicher Weise das Gericht gehegt", wobei die Gemeinde noch selbst lebendigen Antheil nahm und in den meisten Fällen das Urtheil sprach. Ueber mehrere Grafschaften wurde gewöhnlich ein Herzog gesetzt, dessen Befugnisse sich aber wesentlich nur auf die Heerverfassung bezogen. Der herzogliche Name bezeichnete demnach in Gallien nur einen militärischen, vom König eingesetzten Beamten ohne freie, ausgedehnte Gewalt.

§. 287. Die Majordomus. Unter den Söhnen Chlotars bietet das merowingische Königshaus, gleich dem frevelhaften Hause der Atriden, ein grauenvolles Bild menschlicher Verworfenheit dar. Bruder- und Verwandtenmord, blutige Bürgerkriege, Vielweiberei und die Ausbrüche eines ungebändigten, leidenschaftlichen Hasses füllen die Jahrbücher seiner Geschichte, wo man nur Zeichen des Verfalls und Untergangs erblickt ohne die Keime neuen Lebens. Besonders sind die wilden, durch Blutrache herbeigeführten Frevelthaten der Königsfrauen Brunhilde und Fredegunde schaudererregend. Sigbert von Austrasien hatte eine Gemahlin aus königlichem Stamme gewählt, Brunhilde, die Tochter des Westgothenkönigs Athanagild, schön, klug und von

ihrem Vater reich ausgestattet. Sein Glück reizte den König Chilperich von Neustrien, der von den Netzen einer sinnlichen Beischläferin, der Fredegunde, umstrickt war, des Bruders Beispiel nachzuahmen. Er warb um Brunhildens Schwester Galswintha und erhielt sie in die Ehe, nachdem er versprochen, alle seine Frauen und Buhlerinnen von sich zu thun. Fredegunde gewann jedoch bald wieder ihre alte Herrschaft über Chilperich. Galswintha, welche nach dem Wortbruch des Gemahls in ihre Heimath zurückzukehren verlangte, wurde eines Morgens todt im Bette gefunden, und wenige Tage darauf vermählte sich Chilperich mit Fredegunde. Brunhilde, in tiefster Seele verletzt, trachtete nach Rache; sie trieb Sigbert zum Krieg, und nun entbrannte ein furchtbarer Vertilgungskampf, der durch weibliche Leidenschaft angefacht und geschürt, das Reich und das Königshaus mit gräuelvoller Blutschuld befleckte. Sigbert und Chilperich fielen beide durch Mörderhand, und des letzteren Söhne ließ ihre ruchlose Stiefmutter Fredegunde tödten, um ihrem Sohn Chlotar das neustrische Reich zuzuwenden. Und dieser gelangte in der That durch die Wahl der Großen zur Herrschaft über das gesammte Frankenreich und nahm schreckliche Rache an der Feindin seiner Mutter. In der Schlacht durch Verrath unterlegen, wurde 613.
die hochbejahrte Brunhilde von einem wilden Pferd zum Tod geschleift. Chlotars Sohn war Dagobert, ein sittenloser Fürst, der aus Angst für das Heil seiner Seele die Abtei St. Denys bereicherte und sie zur Begräbnißstätte der fränkischen Könige bestimmte. Die wilden Frevelthaten und Gräuel zerstörten in Chlodwigs Geschlecht zuletzt jede sittliche und leibliche Kraft, so daß nach Dagoberts Tod die merowingischen Regenten als „faule Könige" in der 638.
Geschichte gezeichnet sind. Nach Brunhilde und Fredegunde „verliert im merowingischen Königshaus auch das Laster seine Größe, in wachsender Jämmerlichkeit schleppt sich das entartete Geschlecht noch anderthalb Jahrhunderte durch die Geschichte", indeß der Verwalter der königlichen Güter (Domänen), der **Majordomus** (Hausmaier), allmählich alle Regierungsgewalt nebst der Führung des Heers an sich brachte. Der Besuch der jährlichen Volksversammlungen (Märzfelder) auf einem mit vier Ochsen bespannten Wagen war endlich das einzige Geschäft der schwachen Merowinger, denen die Großen zuletzt sogar die Ernennung der Majordomus entrissen und das wichtige Amt durch Wahl besetzten, d. h. dem Mächtigsten aus ihrer Mitte auf Lebenszeit übertrugen, so daß diese fortan aufhörten, Diener oder Beamte des Königs zu sein. Anfangs hatte jedes der drei Reiche einen eigenen Majordomus; doch begründete unter Chlotar II. und Dagobert Pipin von Landen in Austrasien eine überwiegende Macht, die nach des Vaters Tod sein Sohn Grimoald noch erhöhte. „Das 638.
Oberhaupt des Reichs verwandelte sich in ein bloßes Sinnbild der öffentlichen Sache, welches zwar immer noch der Gegenstand einer gewissen überlieferten Scheu oder Schonung sein mochte, dem jedoch jeder lebendige Zusammenhang mit dem Staatswesen fehlte." Als Grimoald den Versuch machte, seinen Sohn auf den Thron zu erheben, da empörten sich die Franken wider ihn, tödteten ihn im Kerker und gaben die Herrschaft den Merowingern zurück. Auch 664.
Ebroin von Neustrien, ein Mann von großer Willens- und Thatkraft, büßte sein Streben nach Gewaltherrschaft mit dem Tode durch Mörderhand. Der Sohn von Pipins Tochter war Pipin von Heristal, der durch den

687. Sieg bei Testri an der Somme die Großmeisterwürde von Neustrien und Burgundien mit der austrasischen verband und in seinem Hause erblich machte. Fortan stand Frankreich unter der „Reichshauptmannschaft" der Pipine, deren Stammschloß an der Maas, in der Nähe von Lüttich stand. Die Nachkommen Pipins von Heristal, als Herzöge der Franken ausgezeichnet, hatten die Königsgewalt, während die Merowinger nur den Königsnamen führten.

Pipins Tod (714) gab das Reich neuen Stürmen preis. Sein waffengeübter Sohn Karl, dem in der Folge seine Tapferkeit den Namen Martel oder Hammer eintrug, wurde von seiner Stiefmutter Plechtrudis, die ihrem Enkel Theudoald die Herrschaft zu sichern suchte, im Kerker gehalten. Erst als Theudoald im Kampf wider die Neustrier unter dem Hausmaier Raginfried gefallen und Karl Martel, der Haft entkommen, bei Vincy die Neustrier geschlagen hatte (718), wurde die Ruhe hergestellt. Vom Jahre 720 an war Karl alleiniger Majordomus und Regent des Frankenreichs. Er bändigte die Aufrührer im Innern, rettete die Christenheit vor den Arabern (§. 308) und brachte die Friesen zur Unterwerfung, indem er von der See aus in ihr Land eindrang. Doch bewahrten sie ihre herkömmlichen Rechte, Sitten und Einrichtungen und ihr freies Gemeindeleben. Die Geistlichkeit war dem Reichshauptmann nicht hold, weil er in die übermächtig anwachsenden Besitzungen der Kirche zu Gunsten des Staats und seiner Diener sich Eingriffe erlaubte. Es ward erzählt, dem Sohne Karls, Pipin, sei von einem Mönch eine Traumerscheinung mitgetheilt worden, wie sein Vater in der Hölle gepeinigt werde. Darauf habe Pipin das Grab öffnen lassen; es sei leer gefunden worden, aber ein Drache sei unter Feuer und Schwefeldampf herausgefahren. Karl Martel beschloß sein thatenreiches Leben i. J. 741 auf dem Krankenlager. Sein ältester Sohn Karlmann vertauschte später das Kriegsgewand mit der Mönchskutte und führte bei den Benedictinern auf Monte Casino ein Leben der Andacht und Beschaulichkeit. Karls andrer Sohn aber, Pipin der Kleine, machte dem Trugbild des merowingischen Königthums ein Ende und begründete die karolingische Herrschaft i. J. 752 (§. 316). Die Geschichte dieser Zeit, namentlich wie sie von dem geistlichen Chronikschreiber **Gregor von Tours** (540—594) dargestellt ist, läßt einen sittlichen Zustand erkennen, wo rauhe Kraft, wilde Leidenschaft und sinnliche Begierden ungebändigt und ungemildert walten. Neben einem lasterhaften Hof, an welchem Frevelthaten, Wollust, Weiberbosheit und Grausamkeit neben äußerer Frömmigkeit, Aberglauben und Freigebigkeit gegen Geistlichkeit und Kirche herrschen, und der durch die Unmittelbarkeit und Naivetät, womit er sich dem einen oder andern hingibt, den von den geistlichen Geschichtschreibern angestellten Vergleich mit der israelitischen Königsherrschaft des A. T. rechtfertigt, steht ein Klerus, der täglich an Macht und Reichthum wie an Zahl zunimmt, und bei dem sich zwei verschiedene Richtungen kund geben: bei der weltlichen Geistlichkeit ein Streben nach Mehrung des Reichthums, der Macht und der Genüsse und folglich ein Anschließen an Hof und Adel, deren fromme Freigebigkeit Güter und Rechte mit vollen Händen spendete, und bei der Klostergeistlichkeit (regulärem Klerus) Bekehrungseifer, Ascetik und Entsagung, und innige Verbindung mit dem gedrückten Volke, dessen Leiden und Freuden sie theilt. Durch Gründung klösterlicher Institute in wilden, wenig bevölkerten Gegenden (St. Moritz in Wallis, Disentis in Graubündten, Maurmünster im Elsaß, Münsterthal im Jura, die Gegend von Salzburg und das Thal des Flusses Agout in Languedoc) legten sie den Keim zur Cultivirung unwirthlicher Landschaften und zur Urbarmachung verwilderter Districte. — Die von gallischen und britischen Missionaren um diese Zeit unternommenen Heidenbekehrungen bei den Friesen und Sachsen hatten noch wenig Erfolg. Merkwürdig ist die Antwort des tapfern Friesenführers Ratbod, der, als ihm die Geistlichen versicherten, seine heidnischen Vorfahren befänden sich in der Hölle, sich der Taufhandlung, die eben an ihm vollzogen werden sollte, mit den Worten entzog, er wolle lieber zu diesen tapfern Männern in die Hölle fahren, als getrennt von ihnen im Paradiese leben. Aber als der Friesenherzog Poppo dem Schwerte Karl Martels erlag, sanken auch hier die Götzenbilder.

8. Die Angelsachsen.

§. 288. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts verließen die römischen Heere Britannien, das sie nicht länger zu behaupten vermochten. Die Einwohner, unter der Römerherrschaft der Waffen entwöhnt und daher zu schwach, dem Ungestüm der wilden Picten und Scoten Caledoniens zu widerstehen, suchten Beistand bei den germanischen Volksstämmen der Niederelbe, die damals schon als kühne Freibeuter auf leichten Ruderkähnen bekannt und gefürchtet waren. Vortigern, ein in Kent und im südlichen Britannien einflußreicher Fürst, und seine in römischer Staatsklugheit erzogenen Rathgeber schickten, wie erzählt wird, eine Gesandtschaft an das deutsche Seevolk und riefen sie zu Hülfe gegen die nördlichen Feinde. Die wandersüchtigen, abenteuerliebenden Sachsen, An- 449.
geln, Jüten und andere Küstenvölker folgten, unter Hengist und Horsa, dem Rufe, kehrten aber ihr siegreiches Schwert bald von den nördlichen Caledoniern wider die Briten selbst, die zwieträchtig und ohne Gemeinsinn keinen nationalen Widerstand entgegensetzten, und eroberten, durch neue Ankömmlinge verstärkt, nach einem langen, furchtbaren Vernichtungskriege Britannien, fortan England genannt. Die Barbarei des Heidenthums und germanische Einrichtungen verdrängten die christlich-römische Cultur, Gesetzgebung und Sprache, die alten Römerstädte zerfielen oder verschwanden, die altbritische Kirche mit den Lehrbegriffen und Einrichtungen des morgenländischen Christenthums wich dem Odinscultus, und ein Naturzustand, wo neben Krieg und Jagd nur Ackerbau und Viehzucht Pflege fanden, faßte allmählich feste Wurzeln. Die keltischen Bewohner erlagen größtentheils der Schärfe des Schwerts; was sich retten konnte, flüchtete nach Gallien und mehrte die Zahl der britischen Ansiedler in Aremorica (daher Bretagne). Nur in den Gebirgsgegenden von Wales und auf der Süd-Westküste, in Cornwallis, behaupteten die keltischen Bewohner ihre Unabhängigkeit bis ins 13. Jahrhundert, und noch heut zu Tage geben Sprache und Lieder und nationale Eigenthümlichkeiten Zeugniß von ihrer verschiedenen Abkunft. Das übrige England kam nach einem Kampfe von mehr als anderthalb Jahrhunderten in den Besitz der Angelsachsen, die daselbst sieben kleine Königreiche (Heptarchie) gründeten: Kent, Sussex, Essex, Wessex, Ostangeln, Mercien, Northumberland. Diese bestanden getrennt unter steten
Kämpfen, Waffenthaten und Familienfehden bis ins 9. Jahrhundert, da **Egbert** 827.
von Wessex die sieben Reiche vereinigte und sich König von England nannte. Das germanische Heidenthum wich schon im 7. Jahrhundert dem Christenthum,
als, von Papst Gregor dem Großen gesandt, der Benedictinermönch Augustinus 596.
mit einer Schaar Missionare in Kent anlangte, den König und seine Edlen zur Taufe führte und den Grund zum erzbischöflichen Sitze von Canterbury legte. Unter dem Einflusse königlicher Frauen, die für die Lehre von dem leidenden und gekreuzigten Heiland mehr Empfänglichkeit zeigten, als die thatenfrohen Könige, erlangte das Christenthum bald auch in den übrigen Staaten der Heptarchie den Sieg. Die Angelsachsen, die aus Haß gegen das keltische Wesen dem altbritischen Christenthum mit seinen freieren Formen und Ansichten hartnäckig widerstanden hatten, gingen bereitwillig mit der Kirche des heiligen Petrus einen Bund ein, zahlten dem Papste den „Peterspfennig" und pilgerten andachtsvoll

nach der ewigen Stadt. Da der heil. Petrus, wie man sie lehrte, die Schlüssel zur Himmelspforte besitze, so wollten sie nicht zurückgewiesen sein, wenn sie dereinst an derselben anklopfen würden. — In **Irland**, wo die keltische Bevölkerung und das Christenthum durch die Angelsachsen nicht verdrängt worden, hatte der heil. **Patrik** schon um die Mitte des 5. Jahrhunderts das Evangelium nach römischer Auffassung verkündigt und den Grund zu dem **Kloster- und Mönchswesen** gelegt, das sich auch bald in Schottland an die Einsiedeleien der vor heidnischer Verfolgung sich bergenden **Culdeer** anlehnte. Von der Zeit an nahm das Kirchenwesen und die Zahl der Geistlichen und Mönche in den britischen Inseln dergestalt zu, daß der Staat in der Kirche aufzugehen drohte und viele Könige und Edelleute die Ruhe ihrer Seele entweder in der Stille einer Klosterzelle, oder auf fernen Pilgerfahrten zu erwerben suchten.

Arthur. Ossian. Beowulf. Aus dieser Zeit stammen die Sagen von dem britischen König **Arthur**, dem „christlich-keltischen Hector", der, ein Verfechter der altbritischen Nationalität und christlichen Cultur, in den Gebirgen von Wales den feindlichen Angelsachsen tapfern Widerstand geleistet haben soll, weshalb ihn die spätere romantische Poesie als Vorbild aller Ritterlichkeit und Gründer des **Ritterbundes der Tafelrunde** hinstellte und dadurch sein Leben vollends mit dem Schleier der Sage und Dichtung verhüllte. — Auch die schottischen Heldenlieder, die von einem blinden Helden und Sänger, **Ossian**, dem Sohne **Fingals**, herrühren sollen, und in schwermüthigen, sentimentalen Tönen die tapfern Thaten und Kriegszüge und die melancholischen und schwärmerischen Gefühle dahingegangener Kämpfer besingen, scheinen dieser Zeit anzugehören. Jahrhunderte lang mündlich fortgepflanzt, mögen die volksthümlichen Lieder mannichfache Umgestaltungen und Erweiterungen erfahren haben, bis sie gesammelt und (in **gaelischer Mundart**) herausgegeben wurden. — Das älteste angelsächsische Gedicht ist das an heidnischen Mythen reiche **Beowulfslied**, ein aus mehreren einzelnen Gesängen zusammengesetztes Heldengedicht aus der dänischen Vorzeit. Es handelt von den Thaten, Fahrten und Abenteuern des starken Königssohns Beowulf, welcher mit den riesigen Geistern der sumpfigen Oede kämpft und den Drachen erschlägt, der die goldenen Schätze bewacht, und gibt ein treues, anschauliches Bild von dem Ritterleben der nordischen Edelinge bei fröhlichen Gelagen, bei Waffenspiel und Harfenklang, wie von der wilden, rauhen Nordlandsnatur mit den eisigen Meeresküsten. Auch „**des Sängers Weitfahrt**", ein poetischer Reisebericht, ist wegen der Aufzählung vieler alten Volksstämme ein wichtiges Gedicht für die altnordische Sagengeschichte.

§. 289. **Angelsächsische Einrichtungen.** Die Angelsachsen trugen ihre heimischen Einrichtungen auf das eroberte Land über. Der freie Eigenthümer mit seiner Familie, seinen Hörigen und Knechten bildete ein **Geschlecht** oder **Hid**; mehrere Geschlechter verbunden gaben eine **Mark** oder Gemeinde; durch die Vereinigung etlicher Marken entstand der **Gau** oder **Shire**. Ein großer Theil des Bodens war Gemeindeland, namentlich das Weide- und Waldland; das nach Loosen getheilte Ackerland gehörte den **Edeln** und **Freibauern**; das größte besaß der aus den edeln Familien gewählte König, dem noch außerdem ein Wehrgeld zukam. Nur die Freien waren waffenfähig; nur sie machten Gesetze, sprachen Recht und stimmten in der Gemeinde; nächst den Waffen war das über die Schultern herabwallende lange Haar der Schmuck des freien Mannes. — Die ursprüngliche Volksversammlung (**Folkmot**), an der alle Freien Theil nahmen, ging frühe durch Vertretung in eine Versammlung der Wittigen oder Weisen, **Wittenagemot** über. Diese Versammlung stand dem König rathend zur Seite; sie überwachte das Volksrecht und vermehrte es durch neue Gesetze; sie wählte den König aus dem regierenden Geschlechte und durfte ihn zur Rechenschaft ziehen über seine Handlungen; sie entschied über Krieg und Frieden, und nur mit ihrer Einwilligung konnte der König die bewaffnete Macht aufbieten und Steuern einfordern. Um den zahlreichen Feinden kräftigern Widerstand leisten zu können, versichern viele Geschichtsforscher, stellten die angelsächsischen Fürsten und Edeln einen obersten Herrscher, **Bretwalda** genannt, als Heerkönig auf und legten ihm eine ausgedehntere Macht bei. „Zunächst nur bestimmt, die Streitkräfte der sieben Reiche unter seinem Befehl zu ver-

einen, hat der Bretwalda später, als das Christenthum unter den Angelsachsen Eingang fand, auch auf die kirchlichen Angelegenheiten in allen Reichen Einfluß gewonnen und damit die innern Verhältnisse derselben mehr und mehr von sich abhängig gemacht." Die Hauptbeschäftigungen der Angelsachsen in Friedenszeiten waren Viehzucht, besonders Schweinezucht, und Ackerbau; Handel und Gewerbwesen waren unbekannt; die alten Städte, die unter der Römerherrschaft aufgeblüht waren, geriethen in Verfall; manche verschwanden gänzlich vom Erdboden. — Die Einführung des Christenthums begründete eine neue Aera in der Entwickelungsgeschichte der Angelsachsen. Die Einwanderung fremder Geistlichen aus cultivirten Ländern, die Pilgerfahrten fürstlicher Personen nach Rom, der Verkehr mit Gallien und Italien förderten die Bildung und weckten den Trieb nach Belehrung und Wissen in der Brust des rauhen Kriegervolks. An den Sitzen der Bischöfe erhoben sich steinerne Kirchen mit Bleidächern nach dem Vorbilde der römischen Basiliken, größtentheils von fremden Werkmeistern und Bauleuten aufgeführt, vor welchen die altbritischen und schottischen Kirchen von Holz mit Schilf bedeckt bald verschwanden. Die Versammlung der Volkshäupter, das Wittenagemot, erhielt durch die Theilnahme hervorragender Kleriker an den Berathungen mehr Haltung und Bedeutung; die Schriftkunde, bisher nur auf rohe Runen beschränkt, wurde durch die Einführung des lateinischen Alphabets erleichtert und verbreitet; durch **Theodoros**, den der Papst aus dem Kloster in Tarsus auf den erzbischöflichen Stuhl in Canterbury berief (667), wurden allerlei nützliche Kenntnisse eingeführt und dadurch die Möglichkeit einer christlichen Literatur geschaffen, wie sie in **Beda** „dem Ehrwürdigen" zu Tage tritt. Wenn **Gildas Cormac**, der fromme Mönch von Bangor, der sein Leben in der Einsamkeit oder auf Pilgerfahrten verbrachte, als der würdigste Repräsentant der keltisch-römischen Geistlichkeit und ihrer Cultur betrachtet werden kann, so war Beda, Zögling des Klosters Wearmouth in Northumbrien, der Lehrer und Dolmetscher der angelsächsischen Christenheit. Tragen die Schriften des gelehrten Mönchs von Bangor, besonders sein „Tagebuch", die Spuren eines untergehenden Geschlechtes an sich, von dem er mit „schwarzen Zügen und strafendem Eifer", in schwülstiger, verworrener Darstellung ein düsteres Bild entworfen hat, so erkennt man in Beda's „Kirchengeschichte der Angeln" und in seinen zahlreichen Lehrbüchern und theologischen Werken den klaren, kräftigen Geist eines in froher Gläubigkeit aufstrebenden Christenvolkes. Sein Werk „von den sechs Lebensaltern der Welt" ist die Grundlage der meisten Universalchroniken des Mittelalters geworden, sein Martyrologium diente allen ähnlichen Schriften als Quelle und Vorbild; seine Ostertafeln galten als unentbehrliches Hülfsmittel der kirchlichen Zeitrechnung. In Beda und Wilfrid zeigte sich schon der siegesfrohe Glaubensmuth, von dem im nächsten Jahrhundert die gottbegeisterten Sendboten erfüllt waren, welche zu den Friesen, zu den Allemannen und Hessen und zu allen den deutschen Völkern, die noch in den „Schatten des Todes" wandelten, die Botschaft des Heils brachten.

III. Das byzantinische Reich.

1. Das Zeitalter Justinians.

§. 290. **Die Parteien der Rennbahn und der Kirche.** Während das Abendland sich von den Stürmen der Völkerwanderung allmählich erholte und nach der religiösen und nationalen Einigung der verschiedenen Volkselemente zu neuen gesunden Lebensformen sich emporarbeitete, beharrte das oströmische Reich in dem Zustande des Verfalls und der Entartung, in den es bereits bei der Gründung der neuen Hauptstadt eingetreten war. Ein von orientalischer Pracht und Ueppigkeit umgebener und von dogmatischen Parteifragen zerrissener Hof, wo Weiber und Günstlinge durch Ränke und Frevel die schwachen oder lasterhaften Kaiser heben und stürzen und einflußreiche Hoftheologen der Politik eine religiöse und kirchliche Richtung verleihen; eine übermüthige Leibwache, die

mit dem Thron ein eben so vermessenes Spiel treibt, wie früher die Prätorianer in Rom; eine erregbare Volksmasse, die ihrer Sinnenlust nachrennt, von Brodspenden lebt, und sich an den rohen Vergnügungen der circensischen Spiele in der Rennbahn (Hippodrŏmos) ergötzt, indeß die Provinzen unter dem Druck der Steuern und Beamtenwillkür erliegen, der Ackerbau in Verfall geräth, Handel und Gewerbe durch Zölle und Alleinverkaufsrecht (Monopol) zu Grunde gehen und die Städte mehr und mehr in Armuth und Knechtschaft stürzen: dies ist das traurige Bild, welches das byzantinische Reich im 6. und 7. Jahrhundert darbietet. Die volkreichen Länder des großen Staats waren der Sitz der Kunst und Gelehrsamkeit, der Ueppigkeit und des Reichthums, und die Bewohner, welche die Sprache und Sitten der Griechen bewahrt oder angenommen hatten, nannten sich den aufgeklärtesten und gebildetsten Theil der damaligen Menschheit; und dennoch ging das Reich einem unrettbaren Verfall entgegen. Leidenschaftliche Kämpfe über die unlösbaren Fragen nach der Art der Verbindung und dem gegenseitigen Verhältniß der göttlichen und menschlichen Natur in Christo theilten Hof und Reich in feindliche Parteien (Monophysiten, Monothelēten u. a.), deren Haß und Verfolgungssucht nur der Wuth gleichkam, womit die nach den Farben der Wagenlenker in den Rennbahnen benannten politischen Parteien der Blauen und Grünen einander anfeindeten. Bei den heißen Gefühlen der Südländer und ihrer regen Phantasie, in welcher auch das Geistige eine sichtbare Gestalt annimmt, konnten solche tiefsinnige Speculationen in das praktische Volksleben eindringen, und bei der unermeßlichen Zahl müßiger Mönche und Geistlichen in Stadt und Land, in den gefüllten Straßen und in der entlegenen Einöde fehlte es nicht an Führern und Streitern.

Monophysiten. Monotheleten. Adoptianer. In der alexandrinischen Schule faßte man die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur in Christo so streng, daß die menschliche Natur in der Gottheit unterzugehen schien; in der Schule von Antiochien nahm man, um das Dasein der menschlichen Natur zu sichern, „ein Fürsichsein derselben an, bei welchem die Einheit selbst gelöst erschien". Der Repräsentant der letztern Ansicht war Nestorius, Bischof von Constantinopel, die vollkommene Vereinigung verfocht Cyrillus von Alexandria. Der erstere, auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Ephesus (431) verdammt und „in klösterlich gelehrter Unbehülflichkeit dem (durch den gewandten und schmiegsamen Cyrillus bewirkten) Kampfe der Intriguen nicht gewachsen, von allen Parteien aufgegeben, starb im Elende (c. 440), sein Charakter verkannt, seine Lehre entstellt". Aber seine Grundsätze fanden Anhänger in Persien. Unter dem Namen der chaldäischen Christen, in Indien Thomaschristen, von ihren Gegnern Nestorianer genannt, verbreiteten sie tief nach Asien christliche Wohlthätigkeit und griechische Bildung. Der Streit bestand jedoch fort. Als Eutyches, Abt eines Klosters in Constantinopel, die Grundsätze des Cyrillus verfolgend, lehrte, „daß alles Menschliche im göttlichen Wesen Christi aufgegangen und mit ihm zu einer Natur geworden sei", wurde er verdammt und abgesetzt. Zwar bewirkte sein Anhänger Dioscŏrus von Alexandrien auf der allgemeinen Synode zu Ephesus (449) die Rechtfertigung des Eutyches und die Entsetzung seines Gegners durch die Gewalt eines aufgereizten Pöbels, allein der öffentliche Unwille über diese Gewaltthat machte ihre Niederlage um so vollständiger. Auf einer von der Kaiserin Pulcheria und ihrem Gemahl Marcianus nach Chalkedon berufenen allgemeinen Kirchenversammlung (451) wurde die Synode von Ephesus als eine „Räubersynode" cassirt, Dioscorus entsetzt, Eutyches verdammt und ins Elend getrieben, und als Kirchenlehre festgesetzt: „zwei Naturen sind unvermischt, aber auch unzertrennlich in der einen Person Christi vereint". Aber die alexandrinische Ansicht wurde darum nicht aufgegeben. Die Bekenner derselben, von ihren Gegnern **Monophysiten** (d. h. die an Eine Natur glauben) genannt, bewarben sich um den Schutz des Throns und bewirkten dadurch, daß der Glaubensstreit zum Werkzeug der Politik

ward und die kirchlichen Parteiungen auf die Palast- und Residenzrevolutionen einwirkten. Kaiser Zeno suchte durch eine zweideutige und unbestimmt abgefaßte Vereinigungsformel (**Henotikon**) die Spaltung zu heben; allein von beiden Seiten gleich geschmäht und von den 482.
strengen Monophysiten verworfen, vermehrte sie nur den Hader und die Spaltungen. Doch erlangte die monophysitische Ansicht von Einer Natur nie kirchliche Geltung. Nachdem Justinian vergeblich gesucht, durch einige Zugeständnisse den Zwiespalt zu lösen, trennten sich die Monophysiten von der katholischen Kirche und bildeten ein eigenes Kirchenwesen, dem angehörten: 1) die ägyptische Nationalkirche der Kopten; 2) die Armenier; 3) die Jacobiten in Syrien und Mesopotamien. — Kaiser Heraklius suchte die Monophysiten in Armenien und Syrien der Kirche wieder zu gewinnen, indem er ein Glaubensgesetz verkündigen ließ, „daß trotz der zwei Naturen doch nur eine Willensäußerung in Christo stattfinde". Dieses Gesetz erzeugte neue Kämpfe und Spaltungen. Die Anhänger desselben (**Monotheleten**) wurden von dem römischen Bischof verdammt, und wenn auch Kaiser Constans II. (648) den Bischof Martin I. von Rom entsetzt nach Constantinopel führen und im Elend sterben ließ, die sechste ökumenische Synode von Constantinopel (680) erklärte die Lehre von zwei Willensäußerungen, als den zwei Naturen entsprechend, für rechtgläubig. Von der Kirche ausgestoßen und von den Kaisern verfolgt, erhielten sie sich unter dem Namen Maroniten auf den Berghöhen des Libanon unter einem eignen Patriarchen, treu dem Bekenntniß von Einem Willen in Christo. — In dem von griechischer Cultur und Spitzfindigkeit entfernten Abendlande fanden diese Speculationen keinen geeigneten Boden. Als zwei spanische Bischöfe die nestorianische Meinung, „daß Christus nach seiner menschlichen Natur blos durch Adoption der Sohn Gottes sei", aufnahmen und ausbildeten, wurden sie durch Alcuin bekämpft und unter Karl dem Großen auf zwei Synoden verdammt und zum Widerruf gezwungen. Und war auch dieser Widerruf weder aufrichtig noch ausdauernd, so fand doch die Ansicht der Adoptianer zu wenig Anklang im Zeitalter, um nicht mit den Urhebern abzusterben.

§. 291. **Justinian und seine Vorgänger.** Unter Kaiser Leo I., Leo I. 457–474.
dem Nachfolger Marcians (§. 277), wanderten drei junge Bauernsöhne aus dem verödeten Land Dardanien (dem heutigen Bulgarien), eine Tasche mit Lebensmitteln über der Schulter, auf der großen Heerstraße nach der Hauptstadt Constantinopel, um sich dem Dienste der Waffen zu widmen. Ihr schlanker und hoher Wuchs und ihre kräftige Gestalt verschafften ihnen die Aufnahme unter die Leibgarde des Kaisers. Der Eine von ihnen hieß Justinus. Er war ohne jegliche Bildung, selbst des Lesens und Schreibens unkundig, aber von offenem Sinn für die Künste der Intrigue und die Schleichwege des Hoflebens. Unter Leo's Nachfolgern Zeno, dem Zeitgenossen Odoakers, und Anastasius, Zeno 474–491.
dem Erbauer der „langen Steinwehr", welche von der Propontis über Hügel Anastasius
und Flachland sechzehn Stunden weit bis ans schwarze Meer ging und die 491–518.
Hauptstadt mit den reichen Umgebungen gegen die Ueberfälle der Barbaren schützen sollte, stieg Justinus durch glückliche Feldzüge gegen das räuberische Bergvolk der Isaurier, gegen die Perser und Bulgaren, sowie durch die treuen Dienste, die er dem Kaiser bei den Empörungen und Bürgerkriegen leistete, rasch zu Reichthum und Ehrenstellen empor. Er erhielt die Würde eines Senators und den Oberbefehl über die Leibwache. Als Anastasius, ein sparsamer und umsichtiger Fürst, ins Grab sank, hoffte Hypatius, der älteste seiner drei Neffen, den Thron zu besteigen, aber der Gardepräfect Justinus, damals in einem Alter von 68 Jahren, bewirkte durch Hinterlist und Bestechung seine eigene Erhebung. Mit Hülfe der Leibwache wurde der dacische Bauer mit dem Purpur geschmückt; Heer, Volk und Klerus erkannten die Wahl freudig an; denn Justinus war ein Justinus 518–527.
tapferer Kriegsmann und als rechtgläubiger Christ hoch angesehen; und wenn er auch jeglicher Bildung ermangelte, so daß er gleich seinem Zeitgenossen Theo-

dorich in Ravenna seine kaiserliche Unterschrift mittelst eines mit eingeschnittenen Buchstaben versehenen Holztäfelchens unter die Urkunden setzte, so wußte er doch durch Sparsamkeit, Sittenstrenge und Kriegszucht, wie durch die Wahl guter Räthe dem Reiche Sicherheit und Ordnung im Innern und Kraft und Ansehen nach Außen zu verleihen. Da Justinus alt und kinderlos war, nahm er seinen
Justinian 527–565. Neffen **Justinian** zum Gehülfen in den Verwaltungsgeschäften an; dieser machte sich durch kluges Benehmen bei Senat und Volk, bei Heer und Geistlichkeit bald so beliebt, daß die allgemeine Stimme ihn dem Oheim zum Mitregenten aufdrängte und daß bei dessen Tod seine Thronbesteigung als ein frohes Ereigniß begrüßt ward. Justinian vermählte sich nun mit **Theodora**, einer ehemaligen, durch Sittenlosigkeit berüchtigten Schauspielerin und Buhlerin von Cypern, die Geist und Klugheit mit Schönheit und Herrschsucht verband und ihr früheres schamloses Leben durch äußere Frömmigkeit und kirchliche Rechtgläubigkeit in Vergessenheit zu bringen bemüht war; auf ihren Gemahl, der sie nicht nur als Kaiserin krönen und in öffentlichen Erlassen als seine „hochehrwürdige, von Gott verliehene Gemahlin" proclamiren ließ, sondern sie sogar zur Mitregentin erhob, übte sie stets einen großen Einfluß, so daß sie auf den Gang der Regierung und die Leitung der Staatsgeschäfte bestimmend einwirkte. Die wichtigsten Entscheidungen in Staats-, Rechts- und Kirchenangelegenheiten gingen von ihr aus; die ehemalige Buhldirne bestimmte die Formen und Gesetze der Rechtgläubigkeit und nöthigte die Mitglieder des Senats bei feierlichen Ceremonien, ihre Fußspitze mit den Lippen zu berühren. Furchtbar war ihre Rache und ihre Ungnade. „Nicht selten ließ sie den Gegenstand ihres frischen Hasses oder ihrer ehemaligen Gunst in den unterirdischen, grabesfinstern Kerkern des Palastes plötzlich verschwinden und langsam verschmachten." Justinians Regierung war der Glanzpunkt der byzantinischen Geschichte seit den Tagen des großen Constantin. Nur auf Befriedigung seiner Herrschsucht, seines Stolzes und seines Ehrgeizes bedacht, suchte er dem Kaiserthron allein alle Macht und alles Ansehen beizulegen; **ein** Staat, **eine** Kirche, **ein** Gesetz sollte die Welt beherrschen. Er vernichtete die letzten Spuren republikanischer Einrichtungen, wie das Consulat, und führte, da seine Prachtliebe und Verschwendung wie seine Kriege und Regierungsweise unermeßliche Staatsausgaben nöthig machten, ohne Rücksicht auf des Volkes Wohl und Wehe die mannichfaltigste und drückendste **Besteuerung** ein. Er ließ durch seinen Minister **Tribonian** und eine Anzahl angesehener Rechtsgelehrten
533. 534. die unter dem Namen **Corpus juris** bekannte Sammlung von Gesetzen und Rechtsbestimmungen anfertigen und reformirte die Rechtsschulen; er bändigte den Uebermuth der Factionen der Rennbahn, die eine furchtbare Empörung gegen ihn erregt hatten, indem er durch seinen Feldherrn **Belisar** 30,000 Auf-
20. Jan. 532. ständische, meistens von der Partei der Grünen, an dem berühmten „Nika"-Tag niederhauen und den Hippodrom auf unbestimmte Zeit schließen ließ; er verschaffte sich durch List Seidenraupen aus China und verpflanzte die Seidencultur nach Europa; er hob Handel und Industrie durch Anlegung von Straßen und durch Beförderung des Verkehrs und der Betriebsamkeit; er legte Kirchen (**Sophienkirche**) und Prachtgebäude an, befestigte das Reich durch Burgen (Castelle) längs der Donau und beschützte die katholische Glaubenslehre über die Natur Christi gegen die abweichenden Ansichten der **Monophysiten**, **Arianer**

und anderer Häretiker, die er verfolgte. In **Procopius**, dem Geheimschreiber Belisars, der in seiner Darstellung des **persischen**, **vandalischen** und **gothischen Kriegs** und in seiner geheimen Geschichte des Hofs („**Anekdota**") nach einander „die Geschichte, Lobrede und Satire" seines Zeitalters schrieb, hat Justinians Regierung einen trefflichen Bearbeiter gefunden. (§. 298.)

1. **Der Nika-Aufstand.** Gleich ihrem Gemahl begünstigte auch Theodora die Partei der „Blauen", weil die „Grünen" sie einst schnöde abgewiesen hatten, als sie um die Stelle eines Thierhüters, die ihr Vater bekleidet, für den zweiten Mann ihrer Mutter flehte. Ueberall wurden daher die Blauen bevorzugt. Nur ihnen wurden Gnaden erwiesen; nur sie konnten zu öffentlichen Aemtern gelangen; nur bei ihnen gingen zahlreiche Ungesetzlichkeiten, selbst Verbrechen, ungestraft oder gar unbeachtet hin. Denn wie die Hof- und Administrativbeamten, so waren auch die Mitglieder der Richtercollegien, das Personal der Stadtpräfectur, die Polizeicommissäre, Sergeanten und Constabler durchgehends Blaue. Ergrimmt über die Zurücksetzung und unterstützt von einer gegnerischen Hofpartei und von den unzufriedenen Monophysiten, erregten die Grünen einen drohenden Aufstand gegen Justinian; die Blauen, mit dem Verfahren des Kaisers unzufrieden, schlossen sich ihren ehemaligen Gegnern an und steigerten die Empörung zu einer Revolution und zu einem Straßenkampf, wobei die Hälfte der Stadt mit ihren prachtvollsten Gebäuden durch einen fünffachen Brand ein Raub der Flammen wurde. **Hypatius**, des Anastasius Neffe, das Haupt der Unzufriedenen, wurde zum Kaiser ausgerufen, Justinian dachte schon an die Flucht, zu welcher die Schiffe im Bosporus bereit standen; aber Theodora widersetzte sich. Da machte in einem günstigen Augenblick, als die unnatürliche Verbindung der feindlichen Parteien sich bereits zu lösen begonnen, **Belisar** mit germanischen Söldnern, Gothen und Herulern, einen plötzlichen Angriff, der mit einer furchtbaren Niederlage der Aufrührer endigte. Nun erging ein entsetzliches Strafgericht; 30,000 Leichen lagen im Circus; Hypatius und sein Vetter Pompejus fanden den Tod in den Wellen des Bosporus; die Confiscationen, Verbannungen und Hinrichtungen drängten einander von Augenblick zu Augenblick; überall herrschte Furcht und Todesangst. So endigte der „Nika-Aufstand".

2. **Das Corpus juris.** Dieses berühmte Gesetzbuch enthält: 1) die Gesetze und Verordnungen (Constitutionen) der früheren römischen Kaiser materienweise geordnet (codex Justinianeus); 2) ein wissenschaftliches Lehrbuch des Rechts (institutiones) in 4 Büchern auf Grund der Institutionen des Gajus, im J. 533 zum Abschluß geführt; 3) eine Sammlung von Aussprüchen, Erklärungen und Entscheidungen früherer Rechtsgelehrten, bestehend in Auszügen aus ihren Schriften und Commentaren, die, materienweise zusammengestellt und unter einzelne Titel gebracht, alles für den praktischen Gebrauch des Juristen Brauchbare enthalten sollten. Von dieser Anordnung führte die aus 50 Büchern bestehende Sammlung, das Ergebniß unendlicher Studien und Arbeiten, den Namen **Digesten**, während die Benennung **Pandekten** von dem das Ganze der römischen Rechtswissenschaft umfassenden Inhalt herrührt; endlich 4) neue (nach der zweiten Revision des Codex erlassene) Verordnungen Justinians (novellae); letztere größtentheils in griechischer Sprache, aber auch ins Lateinische übersetzt und dem großen Corpus juris als „authentische Zusätze" beigefügt.

3. **Justinian und Ludwig XIV.** Von **Justinians** Charakter und Regierung läßt sich in vielen Stücken dasselbe sagen, was von dem französischen König Ludwig XIV. gilt. „Beide bewiesen dieselbe unermüdliche Thätigkeit und Geschäftigkeit, Beide waren von derselben Bigotterie beseelt, auf Beiden lastete Weiberherrschaft und in Beider Staaten brachte die Begierde nach Kriegsruhm und eine auf großen Steuerdruck gegründete Prachtliebe dieselben Erscheinungen hervor." Die Finanzoperationen der neuern Staatskunst und die Mittel, die Staatseinnahmen zu vermehren, als Regierungsmonopole, Aemterverkauf, Zölle aller Art, Steuer auf Lebensmittel (Octroi), Zwangsanlehen, Gütereinziehungen (besonders bei Häretikern) u. A. m. wurden schon von Justinian in Anwendung gebracht.

§. 292. **Fall des Vandalen- und Gothenreichs.** Der verwirrte Zustand des Vandalenreichs in Afrika und des Ostgothenreichs in Italien lud zu Eroberungen ein. Darum faßte Justinian den Plan, beide mit Krieg zu überziehen, um durch Unterwerfung dieser Länder seinem Reiche die Ausdehnung wieder zu verleihen, die es unter Constantin besessen, und zugleich den Arianismus, zu dem sich diese Völker bekannten, zu unterdrücken. **Belisar**, der erste Kriegs-
534. held seiner Zeit, unterwarf in wenigen Monaten das seit Geiserichs Tod (477) durch Religionskriege zerrüttete und unter der heißen Sonne Afrika's der Erschlaffung verfallene Vandalenreich und führte den letzten König Gelimer, der seinen duldsamen, mit Justinian verbündeten Vetter Hilperich vom Throne gestoßen und nebst mehreren seiner Anhänger im Kerker getödtet hatte, als Gefangenen im Triumphe nach Constantinopel. Lange hatte sich Gelimer in einem numidischen Bergschloß tapfer und muthvoll vertheidigt, bis Mangel an Lebensmitteln ihn zur Ergebung gezwungen. So endete das Reich der germanischen Vandalen nach hundertjährigem Bestand. Das Land wurde einem oströmischen Statthalter unterworfen, der Arianismus ausgerottet, die blondgelockte vandalische Jugend in die byzantinischen Heere vertheilt und mit den Romanen vermischt, die geraubten Schätze nebst vielen Gefangenen nach der byzantinischen Hauptstadt geführt. — Um dieselbe Zeit wurde Theodorichs (§. 283) edle Tochter
534. **Amalasunta**, deren Vorliebe für römische Sitten und Bildung den rauhen Gothen mißfiel, von ihrem Vetter Theodat, mit dem sie zur Beruhigung des Volkes den Thron zu theilen beschlossen, nachdem ihr Sohn Athalarich ein frühes Opfer seiner Ausschweifungen geworden, feige ermordet. Da warf sich Justinian, den sie um Beistand gegen die Rohheit der gothischen Edlen wie gegen die Herrschgier ihres charakterlosen Throngenossen angegangen, zu ihrem Rächer auf und schickte Belisar nach Italien. Dieser eroberte Sicilien, erstürmte Neapel und vertheidigte das unter Beihülfe der romanisch-katholischen Bevölkerung ohne Schwert-
537. streich genommene Rom ein volles Jahr mit Kriegskunst und Heldenmuth gegen den Gothenkönig Vitiges, der durch Volkswahl nach germanischer Sitte auf den Königsschild erhoben worden, nachdem die erzürnten Gothen den unwürdigen Sprößling der Amaler, Theodat, auf der Flucht erschlagen hatten. Voll Bewunderung über Belisars Tapferkeit boten ihm die Gothen die Herrschaft über
539. Italien an und überlieferten ihm die Hauptstadt Ravenna. Aber obgleich er ihr Zutrauen täuschte und im Namen des Kaisers Besitz von dem Reiche nahm, entging er doch nicht dem Neide und der Verleumdung der byzantinischen Höflinge. Mitten im Siegeslauf wurde er abberufen, und eben so gehorsam und treu als tapfer, schiffte er sich mit der Beute, den Siegeszeichen und den edlen
540. Gefangenen, darunter Vitiges und seine Gemahlin, nach Constantinopel ein, um dem undankbaren Kaiser, zu dessen Füßen er den reichen Schatz Theodorichs des Großen demüthig niederlegte, die Ostgrenze gegen den Perserkönig Kosru (Chosroës) Nuschirwan zu schützen. Vitiges trat zur rechtgläubigen Kirche über und erhielt nebst reichen Erbgütern in Asien den Rang eines Senators und Patricius. Unterdessen machten die von den Gothen zu Hülfe gerufenen Franken die fruchtbare Po-Ebene zur Einöde, legten Mailand in Asche und ermordeten die männliche Bevölkerung. Aehnliche Gräuel begingen die Burgunder in Genua.

§. 293. Nach Belisars Abzug erhoben die Reste des Gothenheers in Pavia und Verona zuerst den Ildebald und dann, nach dessen Ermordung durch einen beleidigten Leibwächter, den tapferen **Totilas** auf den Herrscherschild und be- 541–552.
grüßten ihn als König. Dieser überwand die oströmischen Feldherren und unter-
warf in raschem Siegeslauf ganz Italien. Roms Kunstschätze, Denkmale und 544.
Bauwerke fanden dabei größtentheils ihren Untergang, so daß von dieser Zeit an Italiens alte Pracht und Cultur nur noch aus seinen Ruinen sichtbar war. Da kam Belisar abermals; allein von dem mißtrauischen Kaiser mit Truppen und Geld schlecht versehen, vermochte er mit allem Heldenmuth und aller Kriegskunst das Verlorene nicht wieder zu erobern. Wie in verstohlener Flucht mußte er mehrere Jahre lang an der Küste hin von einem Orte zum andern ziehen, ohne eine entscheidende Schlacht wagen zu können. Zürnend rief ihn daher
Justinian zurück und strafte ihn mit seiner Ungnade. Doch ist die Sage, daß 548.
er seiner Augen und seines Vermögens beraubt ins Elend gestoßen worden, und als blinder Bettler um ein Almosen „für den Feldherrn Belisarius" gefleht habe, eine Erfindung späterer Zeit. Seine Heldengröße und seine edlen Eigenschaften sind nur durch die Schwachheit getrübt, womit er sich seiner unwürdigen und lasterhaften Gemahlin Antonina, einer Freundin der Kaiserin Theodora, unterordnete. Sein Nachfolger war der Eunuche Narses, ein gewandter Höfling, in dessen kleinem, schwächlichem Körper eine Heldenseele, gleich der des Belisar, wohnte, der auf der schlüpfrigen Bahn der Hofintriguen seinen Geist und in Feld und Lager sein Kriegstalent ausgebildet hatte. Nachdem er durch einen meisterhaften Marsch längs der Küste der Adria seine Streitkräfte in der Hauptstadt Ravenna vereinigt, rückte er landeinwärts dem Gothenkönig entgegen, um durch eine Hauptschlacht das Schicksal Italiens zu entscheiden. Am Fuße
der Apenninen bei dem Dorfe **Tagina**, da, wo einst die Römer im Samniter- 552.
krieg einen Sieg erfochten und noch viele Leichenhügel die „Gräber der Gallier" bezeichneten (§. 182), kamen die Heere einander nahe. Bald ereignete sich die Entscheidungsschlacht, nach der beide Führer strebten. Nach einem heldenmüthigen Reiterkampf erlag Totilas mit seinen tapfersten Streitern dem Schwerte der überlegenen Feinde. Durch einen Kriegsmann vom Stamme der Gepiden im Rücken durchbohrt, wurde er zum Tode verwundet von einem seiner Getreuen auf ein nahes Landhaus gebracht. Hier starb Totilas wenige Stunden nachher, ein tapferer Krieger und edler Fürst, und seine trauernden Gefährten senkten die Leiche in ein armseliges Grab. Nun ging das Ostgothenreich rasch seinem Untergange entgegen. Umsonst erhoben die Trümmer des Gothenheeres den helden- März
müthigen Tejas auf den Königsschild; nach vielen blutigen Gefechten am 553.
Sarnus, der vor Nuceria in die Bucht von Neapel strömt, und bei dem alten **Cumä**, wo sein Bruder Aligern den Königsschatz hütete, fiel auch er an der Spitze seiner Edeln, und nur eine kleine Schaar, welcher Narses in Anerkennung ihrer Tapferkeit freien Abzug gewährte, suchte sich unbekannte Wohnsitze jenseit der Alpen, wo sie sich unter andern Volksstämmen verloren. So endete das Gothenreich nach einem glorreichen Fall; dem schönen Italien aber, das während dieser Entscheidungskämpfe auch noch durch die feindlichen Einfälle heidnischer
Allemannen furchtbar verwüstet und verheert wurde, bis die blutige Schlacht 554.
am Volturnus in Campanien Heer und Führer in ein weites Grab stürzte,

hatte der lange Krieg Wunden geschlagen, von denen es sich nie wieder ganz erholte. Die alte Welt mit ihrer Kunst und Herrlichkeit war darüber in Schutt und Trümmer gesunken.

2. Die Langobarden.

§. 294. Fortan verwaltete Narses als kaiserlicher Statthalter (Exarch) von Ravenna aus das eroberte Land nach byzantinischem Rechte; er verwandelte die Besitzungen der Gothen in kaiserliche Kammergüter, hielt die verwilderten Truppen in Zucht und legte den Einwohnern das Steuersystem auf, unter dem die übrigen Völker des Reichs seufzten. Aber sein Charakter wurde durch Hab-
Justinus II. 565–578. sucht befleckt. Davon nahmen nach Justinians Tod seine Feinde und Neider Veranlassung, den Ueberwinder der Gothen bei dem neuen Kaiser Justinus, auf den seine stolze Gemahlin großen Einfluß übte, zu verdächtigen. Wenn Narses noch länger das Land verwalte, versicherten sie, so werde das Volk sich einen andern Herrn suchen. Der schwache Justinus rief darauf den Statthalter ab, und die Sage meldet, die Kaiserin habe hinzugefügt, „der Eunuche solle das Kriegsamt Männern überlassen und heimkehren, um mit ihren Mägden in der Weiberstube Wolle zu spinnen"; darauf habe Narses zur Antwort gegeben, „er wolle ihr ein Gespinnst anfertigen, das sie ihr Lebenlang nicht werde entwirren können", sei nach Neapel gegangen und habe die Langobarden aus Pannonien ins Land gerufen. Die wanderungslustigen Germanen, schon seit dem Gothenkrieg mit Italiens Reizen bekannt, folgten gern dem Rufe und zogen unter der
568. Führung des waffenkundigen Heerkönigs Alboin (der kurz zuvor die Gepiden überwältigt, ihren König erschlagen und dessen Tochter, die schöne Rosamunde, als Braut heimgeführt) nach den Pogegenden. Nun bereute Narses seine rasche That und traf Anstalten zum Widerstand; aber sein Tod befreite die Langobarden von einem mächtigen und gefährlichen Gegner und erleichterte die Besitznahme des Landes, das von den Eroberern den Namen Lombardei erhielt. Pavia ergab sich nach dreijähriger Belagerung und wurde zur Hauptstadt des
572. Langobarden-Reichs erhoben.

Das langobardische Reich umfaßte bald ganz Oberitalien nebst Toscana, so wie die Gegenden von Capua bis Tarent mit Benevent, indeß das übrige Unteritalien, so wie das Herzogthum Rom und die Ostküste mit den Seestädten, bei dem oströmischen (griechischen) Exarchat von Ravenna verblieben. Auch Venedig nebst den Sümpfen von Ferrara und Stadt und Umgegend von Neapel standen unter byzantinischer Oberhoheit, und die Herzoge von Friaul, Spoleto und Benevent behaupteten eine unabhängige Stellung, wenn gleich dem Namen nach den Langobarden unterworfen und von diesen als Vorhut gegen Griechen und Avaren gebraucht. — Alboin starb durch die Blutrache seiner Gattin. Er hatte sich, wie die Sage meldet, nach skythischer Sitte aus dem Schädel ihres Vaters einen Pocal gemacht, woraus er einst bei einem lärmenden Gelage die Tochter zu
573. trinken zwang. Darüber ergrimmt veranlaßte sie seine Ermordung. Als sie aber im Laster fortschreitend ihrem neuen Buhlen Gift bereitete, um sich mit dem griechischen Statthalter zu vermählen, nöthigte sie jener, die Hälfte des Bechers zu trinken, so daß beide ihre Schuld
573. mit dem Tode büßten. — Nach Alboin wurde Kleph zum König gewählt; als dieser nach achtzehn Monaten von der Hand eines Dieners fiel, unterließ der Adel zehn Jahre lang die Königswahl, bis die verheerenden Einfälle der Franken von Westen und die Angriffe der Byzantiner von Osten die Herrschaft der Langobarden bedrohten, und die Furcht vor äußeren Gefahren und inneren Spaltungen eine neue Wahl herbeiführte. Sie fiel auf
Autharis 584–590. Klephs Sohn, den ritterlichen Autharis, dessen bayerische Gemahlin Theudelinde,

um die er selbst unerkannt geworben, sowohl während seiner eigenen Regierung, als unter seinen beiden Nachfolgern, ihrem zweiten Gemahl Agilulf und dem König Adelwald, großen Einfluß auf die Verwaltung des Reichs übte. Eine fromme Bekennerin des athanasianischen Glaubens, den sie aus ihrer bayerischen Heimath mitgebracht hatte, vermittelte sie die religiösen Gegensätze, indem sie die Anhänger der römischen Kirche vor Bedrückung schützte und die päpstliche Autorität förderte. Sie gründete die Kathedrale von Monza, wo fortan die mit einem eisernen Ringe versehene eiserne Krone der Lombarden aufbewahrt wurde. Nägel vom Kreuze Christi sollten zur Anfertigung des Ringes verwendet worden sein. Ihre Tochter Gundeberge, die Gemahlin zweier langobardischer Könige, des Ariwald und Rothäris, wirkte so erfolgreich im Geiste der Mutter, daß in Aribert, Theudelindens Brudersohn, die Langobarden einen katholischen König erhielten und duldeten.

Agilulf † 615. Adelwald † 624. Ariwald † 636. Rotharis † 652. Aribert † 661.

Die rauhen, nur auf Krieg und Jagd bedachten Langobarden behandelten die Eingeborenen gewaltthätig. Nicht vertragweise, wie die Gothen, sondern eigenmächtig setzten sie sich in den Besitz großer Länderstrecken und sprachen überdies den dritten Theil vom Ertrag alles Grundes und Bodens an. Die Bewohner des langobardischen Reiches zerfielen demnach in zwei Hauptgruppen, in die germanischen Langobarden, in denen der auf König, Edlen und Volksversammlung beruhende Staat gleichsam lebte und aufging, die allein vollkommenes Staatsbürgerrecht und politische Freiheit hatten; und in Romanen, die zwar persönlich und bürgerlich frei waren, auch wenn sie als zinspflichtige Leute fremdes Eigenthum bebauten, aber keine politischen Rechte besaßen. Außerdem gab es noch Halbfreie, „Aldien" genannt, worunter man die „alten, schon seit langer Zeit in Italien seßhaft gewordenen Germanen" verstehen will, und eigentliche Sklaven, welche die Einwanderer vorfanden oder mitbrachten. Die beiden Volkselemente der Germanen und Romanen standen anfangs ohne Vermittelung und Vermischung einander gegenüber, insbesondere so lange neben der Verschiedenheit der Abstammung auch noch die religiöse Trennung obwaltete. Selten wurden Mischehen eingegangen, auch wo kein gesetzliches Hinderniß vorhanden war. Nicht nur daß jede Rechtsgemeinschaft fehlte, daß die Romanen nach justinianeischem Gesetz, die Germanen nach ihren überlieferten Volksrechten gerichtet wurden, es wurde auch nicht einmal der Versuch gemacht, bei den Aufzeichnungen der langobardischen Gesetze eine Ausgleichung herbeizuführen. Erst bei der späteren Revision durch Grimoald und besonders in der erweiterten Ueberarbeitung durch die Könige Liutprand, Rachis und Aistulf in einer Zeit, da die nationalen Gegensätze durch längeres Zusammenleben und durch die religiöse Vereinigung abgeschliffen waren, vermochte das römische Recht mit seiner überwältigenden Macht auch das Leben der Langobarden zu durchdringen, ohne jedoch die Eigenthümlichkeiten der germanischen Rechtsanschauungen, die namentlich in den Bestimmungen des Wehrgeldes für Mord hervortraten, zu verwischen.

Grimoald 662–672. Liutprand 713–744. Rachis 745–749. Aistulf 749–756.

Das langobardische Gesetzbuch faßt hauptsächlich die ländliche Bevölkerung ins Auge; die städtischen Angelegenheiten werden in demselben kaum berührt. Man ist daher zu dem Schluß berechtigt, daß die Langobarden in den ersten Zeiten ihrer Niederlassung sich als Gutsbesitzer über das offene Land verbreiteten, daß die thatenfrohen „Faren" (Barone), die sich der reichen Ländereien bemächtigt, ihr Leben nach altgermanischer Weise auf den „Gehöften" inmitten ihrer Zinsbauern verbrachten, mehr auf Waffenübung und Krieg, auf Jagd und Falknerei bedacht, als auf die Künste des Friedens, auf Gewerbsamkeit und Han=

del, und daß aus diesem Grunde in den italischen Städten auch unter der Herrschaft der Langobarden die römische Stadtverfassung ungefährdet fortbestand, die inneren Anliegen der Gemeinden lediglich den städtischen Municipalbehörden überlassen blieben. Die langobardischen Grafen und Schultheißen (Judices), welche im Namen des Königs die Hoheitsrechte wahrten und die schutzherrlichen Pflichten und Befugnisse übten, mischten sich wohl selten in das innere Gemeindeleben. Sie vollzogen die höchste Gerichtsbarkeit, ordneten und leiteten die Wechselbeziehungen der Stadtgemeinden zu dem König und seinen Räthen und überwachten die Interessen derjenigen Langobarden, die ihren Aufenthalt in den Städten nahmen, aber lange Zeit eine Sonderstellung zur Gesammtheit der Bürgerschaft behaupteten.

So bildeten die Langobarden in den ersten Jahrzehnten ihrer Ansiedelung in Italien einen gesonderten Kriegsstaat, nicht unähnlich den Vandalen in Afrika. Der Volkskönig, gewählt oder bestätigt von der langobardischen Heergemeinde, war das Oberhaupt des Militärstaats, dem die übrigen freien Volksgenossen unter der Anführung der „Herzöge" und „Grafen" den Heerdienst zu leisten hatten. Mit der Zeit gestalteten sich die Verhältnisse günstiger. Die langobardische Bevölkerung nahm eher ab als zu; die unaufhörlichen Feldzüge und Eroberungskriege stürzten manchen tapfern Mann ins Grab; die fast unabhängige Stellung, welche sich die Herzöge von Spoleto, Benevent, Friaul und Tuscien, vielleicht mit Hülfe der Romanen, erwarben, schwächte die Gesammtmacht der Nation und führte zu Abfall, Spaltungen und Parteikämpfen. Bald übten auch die Lüste und Genüsse des südlichen Landes, von jeher der mächtigste Bundesgenosse der reizenden Halbinsel gegen die Kraft und rohe Leidenschaft des Nordens, ihre erschlaffende Wirkung auf die Natursöhne Germaniens, ein Moment, das in dem Verschmelzungsproceß der Volkselemente von nicht geringer Bedeutung war. So trat denn unter den späteren Geschlechtern eine heilsame Annäherung ein; die Güter und Gaben beider Volkstheile vermischten sich und aus ihrer Vereinigung erwuchs ein frisches, kräftiges Nationalganzes. Durch die sorgfältige Bestellung der Felder und die umsichtige Landwirthschaft der germanischen Ansiedler erhoben sich die fruchtbaren Gefilde der „Lombardei" bald zu neuer, schöner Cultur; die Uebung der Waffen, welche die alten Einwohner den Eroberern ablernten, seitdem auch den freien Romanen der Eintritt in den Heerbann gestattet oder geboten war, führte Muth, Freiheitssinn und Lebenslust in die Herzen zurück. Auch in den geistigen Gütern und Gaben trat ein Austausch ein; aber dabei waren die Germanen der verlierende Theil: die Sprache, Sitte und Volksdichtungen der Ahnen verschwanden; der arianische Glaube, unter dessen Fahne die Väter gestritten, verlor in ihnen seine letzten Bekenner. Dafür eigneten sich die Langobarden die Bildung und Wissenschaft der romanischen Bevölkerung an, sie lernten von ihr die Künste und Kenntnisse des Friedens und trugen, indem sie sich an dem Handel und Industrieleben der Städte mehr und mehr betheiligten, den alten Einwohnern das „schmachvolle Zeichen der Besiegten" abnahmen und durch ihre verständige Mitwirkung an dem Ausbau und den Reformen der Gemeindeverfassung dem erstorbenen Municipalwesen einen neuen kräftigen Geist verliehen, zur späteren Blüthe der langobardischen Städte wesentlich bei.

3. Der byzantinische Hof und der Bilderstreit.

§. 295. Der Glanz, den Justinian dem oströmischen Reiche verliehen, erlosch bald. Unter den nächsten Nachfolgern **Justinus**, **Tiberius**, **Mauritius** gingen die meisten Besitzungen in Italien verloren, bedrängten die Perser von Osten, die Bulgaren und Avaren von Norden das Reich, und im Innern stachelten religiöse Streitigkeiten, Verfolgungen und Steuerdruck die Leidenschaften und führten Abfall und Verrath herbei. Die siegreichen Feldzüge des **Heraklius** gegen den Sassaniden Chosroes II. bildeten den einzigen Glanzpunkt in dem langen Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten und retteten die römische Waffenehre vor gänzlicher Verachtung. Die übrige Geschichte des byzantinischen Hofes und Reichs bietet ein Bild sittlicher Verworfenheit und Entartung dar, wie es kaum schrecklicher und häßlicher gedacht werden kann. Unter empörenden Gräueln bestiegen lasterhafte Fürsten den blutbefleckten Thron, um ihn nach kurzem angstvollen Besitze wieder ebenso an einen Glücklichern zu verlieren; Blendungen, Verstümmelungen der Nasen und Ohren, Giftmischerei gehörten zu den alltäglichen Ereignissen an diesem gottvergessenen Hofe. Die kalte Grausamkeit eines **Phokas** und **Justinian** II. überstieg alle Frevelthaten eines Nero und Domitian, und die Raubgier eines **Constans** wurde für die Kunstschätze Roms und Syrakusens verderblicher als Alarichs und Geiserichs Heerzüge. Dieses grauenvolle Einerlei ward nur unterbrochen durch die Laster und Lüste einer sittenlosen, überbildeten Hauptstadt, durch das boshafte Ränkespiel übermüthiger Weiber und Höflinge (Eunuchen) und durch heftige Religionskämpfe über unerforschliche Fragen. — Indeß man sich mit leidenschaftlicher Hitze stritt, ob Christus vermöge seiner Doppelnatur **einen** oder **zwei Willen** besessen, und zuletzt die doppelte Willenskraft als rechtgläubig erklärte (§. 290), eroberten wilde **bulgarische** und **slavische** Horden die Länder am Hämus, behaupteten sich in Mösien und Makedonien und zertraten in Griechenland und im Peloponnes die letzten Spuren hellenischer Cultur. Selbst die Namen der Länder und Städte verschwanden und die Nacht der Barbarei lagerte sich über die Sitze alter Bildung und Humanität. Zugleich bedrohten von Norden die tatarischen **Avaren** (§. 320), von Osten die streitbaren **Perser** und von Süden die vom Islam begeisterten **Araber** (§. 307) die Grenzen des Reichs bis unter die Mauern der Hauptstadt.

Die Kaiser des siebenten Jahrhunderts. Auf den schwachen, gutmüthigen Justinus II. (§. 291) folgte der wackere Thraker **Tiberius**, der schon vier Jahre lang dem Vorgänger als Mitregent zur Seite gestanden, und auf diesen der Römer **Mauritius**, gerechte und würdige Fürsten, deren ganze Regierung theils mit theologischen Streitigkeiten, theils mit Kämpfen wider die Perser unter Hormisdas IV. und Chosroës II. Parwiz, theils mit Kriegen gegen die **Avaren**, von denen sie den Frieden durch Tribut erkaufen mußten, ausgefüllt war. Eine Empörung der Truppen raubte dem Mauritius den Thron. Der Insurgentenführer **Phokas** begann seine durch blutige Gräuel und weichliche Wollust gleich verhaßte Schreckensregierung mit der Ermordung seines Vorgängers und dessen ganzer Familie. Sein Nachfolger **Heraklius**, den die Feinde des Phokas aus seiner Statthalterschaft Afrika herbeiriefen, bereitete dem barbarischen Wütherich ein ähnliches Loos. Heraklius erkaufte anfangs von den **Persern**, die sich unter Chosroes **Syrien**, **Palästina** und **Aegypten** unterworfen, in Arabien festen Fuß gefaßt hatten und bereits Kleinasien bis in die Nähe von Constantinopel durchstreiften, einen

Tiberius 578—582.
Mauritius 582—603.
Phokas 603—610
Heraklius 610—641.

Frieden, den er aber zu Rüstungen und kriegerischen Uebungen mit solchem Erfolg benutzte, daß er in Kurzem den Feinden alle Eroberungen wieder entriß und durch die siegreiche
627. Schlacht bei den Ruinen von Ninive ihr Reich so sehr schwächte, daß es bald nachher die Beute der Araber ward. Die Wuth, womit Chosroes selbst und dann, nach dessen Ermordung durch den eignen Sohn und Nachfolger Siroes, auch dieser seine nächste Umgebung, seine Vertrauten und Verwandten verfolgte und tödtete, vermehrte die
Constans II. 641—668. Schwächung und den innern Zwiespalt in Persien. Unter des Heraklius zehn Nachfolgern verdienen, außer dem oben erwähnten Constans II., nur Constantin IV. und Justi-
Constantin IV. 668—685. nian II., der zweimal (685—695 und dann nach einer zehnjährigen Verbannung als Kaiser mit der verstümmelten Nase, Rhinotmetos, von 705—711) das Reich mit „Beil,
Justinian II. —711 Strick und Folter" regiert hat, genannt zu werden. Während ihrer Regierungszeit füllen neben den inneren Gräuelthaten die Kämpfe wider die streitbaren Araber die ganze byzantinische Geschichte.

§. 296. Als die zunehmende Verehrung der **Bilder und Reliquien**, die als die „Bücher der Unmündigen" in den Kirchen eingeführt worden waren, eine neue Abgötterei zu begründen drohte, indem das ungebildete, am Sinnlichen haftende Volk das Zeichen für die Sache nahm und in blindem Aberglauben
Leo III. d. Isaurier 718—741. den Bildern selbst Verehrung und Anbetung zollte, ließ Leo der Isaurier, ein rauher Kriegsmann ohne Bildung und Kunstsinn, das Gebot ergehen, alle Bilder aus den Kirchen zu entfernen. Dieses Gebot, in Folge dessen die Bildnisse Christi, der Jungfrau und der Heiligen zerbrochen oder, wenn sie an die Wände gemalt waren, mit glänzenden Farben überstrichen wurden, erregte einen Sturm, der über ein Jahrhundert Reich und Thron erschütterte, den Abfall des der byzantinischen Herrschaft noch unterworfenen Theils von Italien mit Rom herbeiführte und die Ausbrüche der wildesten Leidenschaften zu Tage förderte. Zwei Parteien, **Bilderdiener** (Ikonodulen) und **Bilderstürmer** (Ikonoklasten) standen einander feindselig gegenüber. Zahllose Denkmäler der Frömmigkeit wurden vertilgt, die Kunst selbst als Gehülfin des Götzendienstes geächtet. Weder die Vorstellungen des römischen Bischofs, noch die „Schutzreden für die Bilder", welche Johannes von Damaskos, der letzte der griechischen Kirchenväter, aus seiner Klosterzelle ausgehen ließ, machten Eindruck auf den strengen Kaiser. Er fuhr fort, die unfügsamen Bischöfe und Mönche zu verfolgen und überließ es den Bilderfreunden, die Schaaren der Heiligen und Märtyrer mit neuen
Constantin V. Kopronymos 741—775. Namen zu mehren. In Leo's Geist handelte sein thatkräftiger, aber gewaltthätiger Sohn **Constantin**, den die Bilderfreunde „vom Mist" (**Kopronymos**) benannten, weil er bei seiner Taufe das Becken verunreinigt hatte. Er ließ durch eine Kirchenversammlung den Bilderdienst als „Erfindung des Teufels" verdammen, strafte die Widerspenstigen mit Tod, Kerker und Verbannung und hemmte die Zunahme des Mönchswesens und der Ehelosigkeit (Cölibat). Zugleich bekriegte er mit Erfolg die wilden Bulgaren, ein asiatisches Nomadenvolk, welches auf den von den Hunnen eröffneten Wegen in die Donauländer vorgedrungen war und von den benachbarten Slavenstämmen Sprache und Sitte annahm, und wehrte ihren Einfällen durch feste Grenzcastelle. Auch sein Sohn
Leo IV. 775—780. Leo IV. gehört in die Zahl der bilderstürmenden Kaiser. Aber nach seinem frühzeitigen, plötzlichen Tode ließ seine Gemahlin, die leidenschaftliche,
Irene und Constantin VI. 787. herrschsüchtige Athenerin Irene, als Vormünderin und Regentin ihres minderjährigen Sohnes Constantin VI. durch eine neue Kirchenversammlung (zu Nicäa) die früheren Beschlüsse vernichten und gab den Kirchen ihren Bilder-

schmuck zurück. Aus Herrschsucht ließ zehn Jahre später das lasterhafte Weib ihren eigenen Sohn, als er im zwanzigsten Jahr selbst regieren wollte, in demselben Purpursaal, in dem er das Licht der Welt erblickt, grausam blenden und dann im Elend verschmachten. Irene belohnte die Vollstrecker der schreck- 797.
lichen That mit Würden und Gunstbezeigungen und führte noch fünf Jahre die Herrschaft mit Glanz und Uebermuth. Es wird gemeldet, daß Karl d. Gr. an eine Vermählung mit ihr gedacht habe, um die Christenheit des Morgenlandes und Abendlandes zu vereinigen. Aber bald zerschnitt eine von dem Großschatzmeister **Nikephōros** geleitete Verschwörung alle Entwürfe und stürzte die 802.
stolze Gebieterin selbst von der Höhe der Macht ins tiefste Elend. Sie wurde nach Lesbos verbannt, wo sie ihren Unterhalt mit Spinnen erwarb, bis der Tod sie erlöste. Für die Verachtung der Welt erlangte jedoch Irene die himmlische Glorie. Die dankbaren Mönche der rechtgläubigen Kirche belohnten die Wiederherstellerin des Bilderdienstes, die Spenderin frommer Gaben an die Klöster durch die Erhebung unter die Zahl der Heiligen. Das Haupt der Verschworenen, **Nikephōros**, wurde ihr Nachfolger, ein Herrscher, dessen Geiz Nikephoros I.
und Lasterhaftigkeit Irene's Regierung bald im glänzendsten Lichte erscheinen 802—811.
ließen. Er fand den Tod im Kriege wider den Bulgarenfürst **Krum**, den „zweiten Sanherib".

Den Verboten der Bilderverehrung lag vielleicht die Absicht zu Grunde, den Wahn der Juden und Moslemen zu zerstören, als glaubten die Christen nicht an **Einen Gott**, sondern trieben Götzendienst, da der Aberglaube, der sich an wunderthätige, nach der Volkssage von heiligen Händen gemalte oder vom Himmel gefallene Bilder heftete, dieser Verehrung eine höhere Bedeutung und einen heidnischen Anstrich verlieh. Denn da dieser Bilderdienst in strengem Gegensatz stand zu dem Judenthum und dem Islam, die alle bildliche Darstellung des Göttlichen verabscheuten, so sah Leo darin ein Haupthinderniß für die von ihm beabsichtigte Bekehrung der Juden und Mohammedaner zum christlichen Glauben. Die Mönche, die aus den Bildern ihren Unterhalt zogen, schürten die Flamme und reizten die Leidenschaften des frommsinnlichen Volks.

§. 297. Nachdem die beiden Nachfolger des Nikephoros, **Staurakios** und **Michael I. Rhangăbe**, den Thron nach kurzem Besitze mit der Klosterzelle vertauscht, gelangte der kraftvolle Leo V., der **Armenier**, an die Regierung Leo V. der Armenier 813—820.
und schreckte die **bilderdienende Partei** durch neue Verbote; eben so sein nächster Nachfolger, **Michael**, der Stammler, den die Ermordung Leo's in der Michael II. 820—829.
Frühmette des Weihnachtsfestes an heiliger Stätte aus dem Kerker und dem bevorstehenden Feuertode zum Throne geführt, und sein Sohn **Theophilos**, Theophilos
ein eifriger Beförderer der Baukunst, der Wissenschaften und der Schulbildung. 829—842.
Als aber dessen Gemahlin **Theodora**, während ihres Sohnes (Michaels III.) Minderjährigkeit, aus Andacht und Politik die Verehrung der Bilder wieder 842.
gestattete, legte sich allmählich der Sturm. Michael III., an Wollust und Schwelgerei Michael III.
wie an Frivolität und Grausamkeit den Schlimmsten nicht nachstehend, fiel endlich 842—867.
als Opfer einer von **Basilios dem Makedonier**, seinem Günstling, geleiteten Verschwörung. Mit Basilios, der durch die Gerechtigkeit, Kraft und Weisheit seiner nachfolgenden Regierung die blutigen Frevel seiner Thronbesteigung in Vergessenheit zu bringen bemüht war, kam nunmehr ein Regentenhaus auf den Thron, das mit geringer Unterbrechung gegen zweihundert Jahre regierte und dem Reiche, hauptsächlich durch Aufnahme ausländischer Söldner in die griechischen Heere, wieder Stärke, Ordnung und kriegerischen Muth verlieh. Im Abend-

lande wurden die Beschlüsse gegen die Bilder nicht anerkannt. Der Papst wies den Kaiser in einem Sendschreiben über seinen Irrthum zurecht, als ob die Bilder selbst von den Gläubigen verehrt würden; „sie seien nur da, um unsere Erinnerung zu wecken, unsern trägen Sinn zu ermuntern und unsere Augen durch das Anschauen himmlischer Gestalten zum Himmel zu erheben". Aber der übertriebene Bilderdienst der morgenländischen Kirche erschien dem Abendlande als
794. Abgötterei, und eine von Karl d. Gr. nach Frankfurt berufene Kirchenversammlung sprach sich für Vermittelung und Versöhnung der äußersten Richtungen aus. Die „Karolinischen Bücher" setzten den Grundsatz einer alleinigen Verehrung Gottes im Geiste den Beschlüssen der zweiten Synode von Nicäa entgegen.

§. 298. **Cultur und Literatur im byzantinischen Reich.** Trotz der herrschenden Entsittlichung des Volkes und der Lasterhaftigkeit des Hofes blieb Constantinopel durch das ganze Mittelalter hindurch der Sitz der Bildung und Gelehrsamkeit. Während das übrige Europa sich langsam aus dem Dunkel der Unwissenheit, des Aberglaubens und der Barbarei herausarbeitete, bewahrten die byzantinischen Schriftsteller mittelgriechischer Zunge noch wissenschaftlichen Sinn, Kenntniß der menschlichen Dinge und Achtung vor den literarischen Schätzen des Alterthums. Griechische Mönche verbreiteten die Lehre des Evangeliums unter den Bulgaren und den slavischen Stämmen im Süden und Norden der Donau und begründeten damit zugleich die Schriftsprache. Die Brüder Kyrillos (Constantin) und Methodios führten bei den Mähren Predigt, heil. Schrift und Gottesdienst in slovenischer Sprache ein. Sie traten in Verbindung mit Rom, ohne jedoch ihre griechischen Eigenthümlichkeiten zu verläugnen. Johannes Grammaticus aus dem Anfang des 7. Jahrhunderts, der gelehrte Erklärer des Aristoteles und Verfasser vieler Schriften aus dem Gebiete der Grammatik und Philosophie, Johannes von Damaskos, der Begründer der systematischen Theologie aus dem achten Jahrhundert, und der Patriarch Photius († 892), ein Mann von umfassenden Kenntnissen in der kirchlichen Literatur wie in der Alterthumswissenschaft, waren weithinstrahlende Lichter in jener Zeit der literarischen Oede. Aber Sittlichkeit und Tugend waren dahin. Selbst die kräftigsten Kaiser schändeten ihren Kriegsruhm durch unmenschliche Grausamkeit, und Luxus und Sinnengenuß galten für die Würze des Lebens. Die unter Basilios und seinen Nachfolgern veranstaltete Gesetzessammlung, Basiliken oder kaiserliche Constitutionen genannt, war ein würdiges Denkmal der Thätigkeit und Fürsorge dieser Kaiser. Zunächst eine Uebersetzung, Verkürzung und Umgestaltung der Justinianeischen Rechtsbücher (§. 291), wie die Veränderung der Sprache und Sitten sie verlangte, wurden die griechischen Basiliken in der Folge, nachdem sie verschiedene Revisionen mit erklärenden Zusätzen und Ergänzungen erlitten und mit einigen späteren kaiserlichen Constitutionen vermehrt worden, der Inbegriff des bürgerlichen und kirchlichen Rechts und zugleich ein wichtiges Hülfsmittel für die Kritik und Auslegung der römischen Rechtsentscheidungen des Corpus Juris. Freilich trug die byzantinische Literatur ebenso wie die griechische Sprache, die schon seit Justinian in der Schrift und im mündlichen Verkehr allgemein herrschend war, deutliche Spuren des Verfalls und der Entartung an sich. 1. Die Poesie stand im Dienste des Hofes oder der Kirche und beschränkte sich auf Lobgedichte, auf poetische Beschreibungen, auf religiöse Lieder und auf Epigramme vermischten Inhalts, von welcher letzteren Gattung im Lauf der Zeit mehrere Anthologien veranstaltet wurden. Einzelne größere Gedichte aus dem sinkenden Römerreich in griechischer Sprache, wie das epische Gedicht des Nonnos von Panopolis, „Dionysiaka", die bekannte Erzählung „Hero und Leander" von Musäos, die nachhomerischen Sagen des Quintus, „der Raub der Helena" von Kolluthos aus der ägyptischen Stadt Lykopolis, gehören einer früheren Periode, wohl dem fünften Jahrhundert an, als die letzte Begeisterung für die althellenische Mythenwelt noch eine vorübergehende Blüthe der epischen Dichtung hervorrief, ehe sie, „fast taumelnd und mit erschöpfter Kraft im sechsten Jahrhundert spurlos zerfiel". Als der Grammatiker Johannes Tzetzes von Constantinopel am Ende des zwölften Jahrhunderts es noch einmal unternahm, durch seine „Iliaka" den gesammten troischen Sagenkreis von der Geburt des Paris bis zur Rückfahrt der Achäer

zusammenzufassen und den Homer vorwärts und rückwärts zu ergänzen und zu vervollständigen, war jede Begeisterung, jede Hingebung an den Stoff aus der Seele der Griechen verschwunden, daher sowohl dieses große dreitheilige Werk, als die mythologischen und historischen Erzählungen dieses Schriftstellers, Chiliaden genannt, keine Spur poetischen Talents oder dichterischer Begeisterung an sich tragen, so sehr sie auch als gelehrte Arbeiten, als Ergebnisse mühsamer Studien durch ihren Inhalt für die Nachwelt Bedeutung haben, indem darin eine Menge Notizen über einzelne Gegenstände der Mythologie, Geschichte und Grammatik enthalten sind.

2. Wie die Poesie der byzantinischen Periode wesentlich auf das Zusammentragen und Verarbeiten althellenischer Sagenschätze beschränkt blieb, so war das wissenschaftliche Studium hauptsächlich auf das Sammeln, Erklären und Excerpiren der classischen Schriften früherer Jahrhunderte gerichtet, daher vor Allem die verschiedenen Zweige der Philologie gepflegt und ausgebildet wurden. Selbst die genannten Dichter, insbesondere Johannes Tzetzes, gaben sich mit solchen Studien ab, wie schon daraus hervorgeht, daß die meisten derselben als „Grammatiker" bezeichnet werden, eine Bezeichnung, die jedoch einen weiten Gesichtskreis umfaßte und mit dem Begriff von „Gelehrten" zusammenfiel. Wie einst in Alexandrien und Rom, so wurde auch in Constantinopel während dieser Culturperiode das Studium der alten Schriftsteller aufs Eifrigste betrieben und zu dem Zwecke die griechische Sprache durch Grammatiken und Wörterbücher dem Verständnisse näher geführt und die Kenntniß derselben den späteren Geschlechtern erhalten. Die kaiserliche Bibliothek gewährte zu diesen Beschäftigungen die besten Hülfsmittel, und mehrere Kaiser waren bedacht, durch Gehalte und Unterstützungen das Studium der alten Literatur zu fördern und zu beleben. Wissenschaftlich gebildete Männer suchten sowohl durch mündliche Vorträge, als durch Commentare und Scholien zu den alten Classikern die Sprach- und Literaturkunde zu heben, und da sie noch manche Schriften aus dem Alterthum besaßen, die in der Folge durch Gleichgültigkeit und Unwissenheit untergegangen sind, so liegen in ihren philologischen Werken, in ihren Wort- und Sacherklärungen, in ihren Auszügen, werthvolle Schätze verborgen, die für die Kenntniß des Alterthums von großer Bedeutung geworden sind. Die Commentare des Tzetzes zu Homer, Hesiod, Lykophron, die Glossarien von Orion, Hesychius u. A., die Anthologie des Stobäus und die „Bibliothek" des Photius, das Lexikon des Suidas und das Etymologicum magnum haben das Verständniß der alten Schriftsteller wesentlich gefördert, und manchen Schatz aus dem literarischen Schiffbruch gerettet. 2. Wissenschaft. Sammlungen u. Encyclopädien.

3. Eine ähnliche Richtung zum Sammeln, Excerpiren und Zusammenfassen vorhandener Stoffe gibt sich auch in der byzantinischen Geschichtschreibung kund, die sich wesentlich auf Chroniken und Biographien, auf Gedächtnißschriften und Memoiren beschränkt, zuweilen zur Weltchronik sich erhebt und besonders „das gedehnte kirchliche Detail ohne Reiz und Urtheil erzählt." Schon Eusebios von Cäsarea, den wir bereits als den Vater der Kirchengeschichte kennen gelernt, verfaßte eine „Chronik" oder „Allgemeine Geschichte" in zwei Büchern. Selbst Zosimos, einer der bedeutendsten Historiker der byzantinischen Zeit, der den unwürdigen Zustand des Kaiserreichs mit freimüthigem Urtheil, mit Sachverständniß und mit Kenntniß der Welt und der menschlichen Dinge darstellte, nicht ohne sichtliche Abneigung gegen das Christenthum und die Vereinigung aller Staatsgewalt in den Händen eines einzigen unbeschränkten Machthabers, hat in den vier ersten Büchern die Erzählungen seiner Vorgänger, eines Herennios Dexippos, eines Eunapios und Olympiodor, compilirt und abgekürzt. Erst vom fünften Buch an wird er pragmatischer Geschichtsschreiber, verfolgt er die Begebenheiten in ihren Anfängen und Folgen. Wie Polybios mit Bewunderung das Wachsthum Roms nachzuweisen bemüht war, so suchte Zosimos die Ursachen des Verfalls dieses mächtigen Weltreichs zu ergründen und fand sie hauptsächlich in dem Verlassen der alten Religion und in der monarchischen Allgewalt. Sowohl die erwähnten Zeitbücher des Eunapios von Sardes und des Olympiodor von Theben in Aegypten, als die historischen Schriften des Petrus von Thessalonich, Justinians Gesandten am gothischen Hof, die „byzantinische Geschichte" des Priscus von Thracien, und seines Fortsetzers Malchus von Philadelphia in Syrien, so wie die übrigen Annalisten und Memoirenschreiber, einen Nonnosos, Johannes von Lydien und Andere kennen wir nur aus 3. Geschichtschreibung. Zosimos. c. 450.

den Auszügen späterer Schriftsteller, insbesondere des Photius und Constantinus Porphyrogennetos. Nur die Regierungszeit Justinians erfreute sich noch eines hervorragenden
Procopius c. 540. Geschichtschreibers in der Person des oben (§. 291) erwähnten **Procopius**. Procopius aus der Stadt Cäsarea in Palästina, ein in den berühmten Schulen seiner Heimath, in Berytus und Antiochien, herangebildeter, in den classischen Werken des Alterthums wie in der Rechtswissenschaft erfahrener Grieche, der dem Feldherrn Belisarius als rechtskundiger Rath und Geheimschreiber auf seinen Feldzügen folgte, hat in den acht Büchern des **persischen**, des **vandalischen** und des **gothischen Krieges** eine Geschichte seiner Zeit geliefert, die als würdige Nachbildung der altgriechischen Schriftsteller, besonders des Herodot, gelten kann. Wie dieser, der ihm in Darstellung und Denkweise, in den Einschaltungen und abschweifenden Bemerkungen, selbst in dem Glauben an die Macht eines dunkeln Verhängnisses als Muster und Vorbild diente, hat auch Procopius seine Geschichte aus persönlichen Erfahrungen und eigenen Anschauungen, aus dem freien Verkehr mit den handelnden Personen und aus den zuverlässigsten Berichten geschöpft. Zunächst auf die Unterhaltung der Zeitgenossen bedacht, aber auch von dem edlen Ehrgeiz beseelt, von der Nachwelt gelesen und geachtet zu werden, hat er sich stets einer würdigen Haltung, einer Offenheit und Freimüthigkeit beflissen und sich von jeder niedrigen Schmeichelei und knechtischen Denkart fern gehalten. Im Styl strebte er nach Kraft und Eleganz, und in den Betrachtungen und Reden, die er häufig einflicht, barg er einen reichen Schatz politischer Kenntnisse und Erfahrungen. — Obschon Procopius das Werk ehrfurchtsvoll zu den Stufen des Thrones niederlegte, so scheint doch der Stolz des Herrschers sich verletzt gefühlt zu haben durch das dem Feldherrn gespendete Lob, und vielleicht hatte Procopius die Absicht, in den sechs Büchern über die **Bauunternehmungen Justinians** diesen Eindruck zu verwischen und durch die Schilderung der glänzendsten Seite von Justinians Regierung, wo dessen großartiger Sinn wie seine Frömmigkeit besonders hervorleuchtete, des Kaisers Gnade und Gunst zu erringen, In diesem Werke beschrieb Procopius die Kirchen, Klöster, Prachtgebäude, Bäder, Kranken= und Armenhäuser, Wasserbehälter, Denkmäler und Anlagen, womit Justinian Constantinopel und andere Städte des Reiches ausschmückte und bereicherte, ferner die Gründung und Erweiterung von Städten und Festungen, wie Antiochia und Karthago, die Wasserleitungen und Brücken in allen Provinzen seines Reiches, endlich die Mauern, Befestigungswerke und andere Anstalten zur Sicherstellung und leichteren Vertheidigung des Reiches gegen äußere Feinde. Wichtig durch die Reichhaltigkeit des Inhaltes, ist dieses Buch eine so überschwengliche Lobrede auf Justinian, daß man den sonst so freisinnigen und aufgeklärten Geschichtschreiber kaum darin zu erkennen vermag. Auch in religiöser Beziehung bildet das Werk über die Bauunternehmungen einen Abstand gegen die früheren. Während in den Kriegsgeschichten der Verfasser von jeder Hervorkehrung christlicher Gläubigkeit so entfernt ist, daß man ihn bald für einen Heiden, bald für einen hellenistisch gebildeten Juden zu halten geneigt war, ist in dem Lobe, das der Frömmigkeit des Kaisers in dem anderen gespendet wird, nicht zu verkennen, daß der Schreiber dem Christenthum angehört. — Wahrscheinlich ging jedoch die Hoffnung des Geschichtschreibers auf Lohn und Ehrenstellen nicht in Erfüllung; denn **der** Procopius, welcher im Jahr 562 als Senator und Stadtpräfect von Constantinopel erwähnt wird, scheint von dem Geschichtschreiber, der gewöhnlich den Beinamen „Rhetor" oder „Sophistes" führt, verschieden gewesen zu sein. Vielleicht war es das Gefühl der Rache für die getäuschten Erwartungen, das Procopius bewog die Lobschrift durch eine Schmähschrift zu verdunkeln, worin der Kaiser und seine Gemahlin Theodora als der Auswurf der Menschheit dargestellt sind. Das berüchtigte Buch „**Anekdota**" sollte von den in seiner Geschichte beschriebenen Ereignissen die verborgenen Ursachen enthüllen, welche bei der Abfassung, aus Furcht vor harter Strafe, hätten verschwiegen werden müssen. Das Werk, wenn es anders echt ist, wurde wahrscheinlich erst nach dem Tode Justinians in unvollendetem Zustande der Oeffentlichkeit übergeben. Die darin aufgeführten Thatsachen scheinen auf Wahrheit zu beruhen, aber durch das Gift der Bosheit in der Darstellung wird Alles in das schwärzeste Licht gestellt. Im Allgemeinen ist das Buch der Ausdruck der Opposition gegen Justinian, die sich gegen das Ende seiner Regierung und beim Beginn der folgenden gewaltig regte. — War in den historischen Werken des fünften bis siebenten Jahrhunderts immer noch ein größerer oder geringerer Rest der alten Kunst und Gesinnung zu erkennen, so verschwand in den Geschichtsbüchern des folgenden Zeitalters jede

Spur von eigenem Urtheil, von Planmäßigkeit und Geschmack, so daß sie nur um des Stoffes willen, oder weil sie aus Quellen schöpften, die für uns versiegt sind, einigen Werth haben, sofern sie nicht durch religiöse Engherzigkeit, Parteilichkeit oder Schmeichelei auch noch die Zuverlässigkeit ihrer Angaben mindern und das Vertrauen der Leser erschüttern.

Man theilt die byzantinischen Schriftsteller historischer Gattung gewöhnlich in vier Classen: in eigentliche Geschichtschreiber oder Annalisten, die, in den Sammlungen byzantinischer Geschichtschreiber zusammengestellt, eine vollständige Geschichte des oströmischen Reichs von der Gründung durch Constantin bis auf die Eroberung der Hauptstadt durch die Türken bilden. In diese Reihe rechnet man Zonaras, Niketas, Nikephoros und Chalkondylas, Historiker, die erst den vier letzten Jahrhunderten der byzantinischen Herrschaft angehören. — Die zweite Classe umfaßt die „Chronisten", d. h. solche Schriftsteller, welche die geschichtlichen Begebenheiten von der Erschaffung der Welt bis auf ihre Zeit in chronologischer Ordnung ohne inneren Zusammenhang aus älteren Werken zusammengestellt haben. Die bedeutendsten darunter, wie Georgios Synkellos und sein Fortsetzer, die Verfasser des Chronikon Paschale, die Chronikschreiber Simeon Metaphrastes, Julius Pollux u. A. lebten im neunten und zehnten Jahrhundert. — In die dritte Classe zählt man diejenigen Schriftsteller, welche, wie Johannes von Epiphania, der Verfasser einer „Geschichte des persischen Kriegs", besondere historische Ereignisse dargestellt oder Biographien einzelner Kaiser verfaßt haben. Unter den letztern verdient die vorzüglichste Stelle: Agathias von Myrina, der Fortsetzer des Procopios, der, wenn er auch an Geist und Einsicht seinen Vorgänger nicht erreicht, und durch schwülstige, mit poetischen Floskeln angefüllte Sprache hie und da den Leser abstößt, dennoch an historischem Sinn, an Einsicht in die Verhältnisse des Kriegs und Friedens und an interessanten Nachrichten über die Gebräuche und Einrichtungen fremder Völker seine Nachfolger weit übertrifft. Dieses Lob gebührt auch seinem Fortsetzer Menander von Constantinopel, soweit man aus den werthvollen Auszügen urtheilen kann, die sich in dem Sammelwerke des Constantinus Porphyrogennetos von ihm erhalten haben. Sein Werk war die Frucht eines zurückgezogenen Lebens aus der Welt des Geräusches und der Zerstreuung, in der er seine Jugend verbracht. Die Regierung und der tragische Ausgang des Kaisers Mauritius haben in Theophylaktus Simokatta einen oratorischen, sentenzenreichen Darsteller gefunden. Dem rednerisch ausgeschmückten Werke Constantins, „von dem Leben und den Thaten Basilius des Macedoniers", lag die Absicht zu Grunde, „eine Regel und ein Vorbild aufzustellen, das seine Nachkommen zum Muster nehmen möchten". Unter der vierten Classe der byzantinischen Historiker endlich begreift man diejenigen, welche über Verfassung, Alterthümer und statistische Gegenstände geschrieben haben. Dahin gehören die Werke des Johannes Laurentius, genannt Lydus, aus dem sechsten Jahrhundert, „von den römischen Magistraten", in drei Büchern, wichtig für die Kenntniß der römischen Alterthümer, und „von den göttlichen Zeichen", eine Zusammenstellung alles dessen, was sich von der etruskischen und römischen Wissenschaft der Auguren bis zur Zeit Justinians erhalten hatte, eine Schrift, die jedoch nur verstümmelt oder in Uebersetzungen erhalten ist. Ferner der „Reisegefährte" des Grammatikers Hierokles, eine Beschreibung der 64 Provinzen des oströmischen Reichs und der 935 darin gelegenen Städte, die nur in einigen Fragmenten vorhandene „Weltgeschichte" des Hesychius von Milet.

4. Neben den philologischen und historischen Studien wurden auch die übrigen Zweige des Wissens gepflegt. In der Mathematik und Astronomie, in der Architektur und Mechanik waren die Griechen die Lehrmeister der Araber wie der Abendländer, und in der technischen Fertigkeit und Gewandtheit bei allen Arten des Gewerbfleißes und höheren Luxus, namentlich in der kunstvollen Bereitung von Waffen und Schmucksachen, von feinen Geweben in Seide, Wolle und Baumwolle, von gefärbten Gewändern, standen sie allen Völkern im Osten und Westen weit voran. Ihre Erzeugnisse und Kunstwaaren waren gesuchte Handelsgegenstände bei den Arabern wie im christlichen Abendlande. In den schönen Künsten waren die Byzantiner noch immer die Lehrmeister und Muster. Zwar standen die Werke der Plastik weit hinter den Statuen und Reliefs des Alterthums zurück, welche die öffentlichen Plätze und Gebäude der Hauptstadt schmückten und durch ihre verschwenderische Pracht noch spät die fremden Beschauer mit der lebhaftesten Bewunderung erfüllten, und die Schnitzarbeiten von Holz und Elfenbein, wie zierlich und elegant auch die technische Behand- 4. Byzantinische Kunst.

lung sein mochte, konnten an Kunstvollendung und edlen Formen nicht von ferne mit den antiken Sculpturwerken verglichen werden; zwar war die Malerei, in den Dienst der Kirche gebannt und fast ausschließlich von Mönchen geübt, weit entfernt von dem freien Schaffen nach den Gesetzen der Schönheit und Idealität, und in den typischen Bildern nach überkommenen Formen und Regeln war weder edler Geschmack, noch Studium der Natur zu bemerken. Dagegen hielt sich die Architektur noch auf der Höhe der Kunstvollendung, und der byzantinische Baustyl übte im Morgenland und Abendland eine bestimmende Macht in der Errichtung von Kirchen, Moscheen und Palästen. Erwies sich in den Gemälden, in den Werken der Plastik und in den musivischen Arbeiten die Stärke des Künstlers in einem äußerlichen orientalischen Glanze, der in reich vergoldeten Flächen, buntfarbiger Ausführung und reich verzierter, faltiger, die Glieder dicht verhüllender Gewandung das Auge fesselte, so gab sich dagegen in der Architektur, seitdem Anthemios unter Justinian in der Sophienkirche ein unübertroffenes Muster von Symmetrie und prachtvoller Ausstattung aufgestellt, ein kühnes und freies Schaffen kund, das die nüchterne römische Ueberlieferung der Basiliken weit zurückließ.

4. Die slavischen Völker.

§. 299. **Die Slaven**, nächst den **Germanen**, **Romanen und Kelten** der Hauptstamm der europäischen Bevölkerung, lebten seit vielen Jahrhunderten an den waldbedeckten Höhen der Karpaten, von wo aus sie, durch die großen Völkerzüge gedrängt und mit asiatischen Hordenschwärmen verbunden, nach andern Ländern zogen, sich neue Wohnsitze zu suchen. Die Einen wandten sich nordwärts und ließen sich allmählich in den weiten Ebenen und Steppen nieder, wo die zahllosen Hirtenstämme, welche das Alterthum unter dem Namen der Skythen und Sarmaten zusammenfaßte, ihr einförmiges Wanderleben führten, die andern zogen nach Süden und Westen. Während die ersteren, die mit der Zeit unter dem Namen der Russen und Polen in die Geschichte eintraten und unter den schweifenden Hirtenstämmen die Sprache, Sitten und nationalen Eigenthümlichkeiten des slavischen Volkes am treuesten bewahrten, sich allmählich nach allen Seiten ausdehnten und in dem weiten Flachlande von der Weichsel bis zu den Ufern der Wolga und des Dnieprs ihre Hütten und Zelte aufschlugen, besetzten die gen Abend ausgewanderten Stämme, welche von den Deutschen als Wenden bezeichnet wurden, die durch die Völkerwanderung leergewordenen germanischen Länder vom Südrande der Ostsee und von der Mündung der Elbe bis zum Fichtelgebirg und zum Böhmerwald, und die anderen drangen südwärts bis zu den Grenzen des morgenländischen Kaiserthums vor. Nicht blos die Völker an der Oder und Warthe und die Bewohner von Böhmen (Czechen) und Mähren gehörten dem slavischen Stamme an; auch die Grenznachbarn der Deutschen an der Elbe, Havel und Saale, die Heveller und Ukraner in Brandenburg, die Daleminzier und Sorben in Sachsen, und die Bewohner der Ostseeländer, die Porussen in Preußen, die Wilzen (Liutizen) und Pomeraner in Pommern, die Obotriten in Mecklenburg, die Linonen im Lauenburgischen sind slavischer Herkunft, und in der Lausitz, am Fichtelgebirg und in den Main- und Regnitzgegenden ließen sich wendische Stämme nieder. Doch verloren diese mit der Zeit durch den Einfluß der unter und neben ihnen lebenden Deutschen ihre slavische Sprache und Eigenthümlichkeit und wurden bis auf wenige Reste germanisirt. Andere Schwärme besetzten die Länderstrecken zwischen der Donau

und dem adriatischen Meere, so die Slovenen und Karantanen (Winden) die östlichen Alpenländer, die man heut zu Tage mit dem Namen Steyermark, Kärnthen und Krain bezeichnet; andere ließen sich, bald mit, bald ohne Einwilligung der byzantinischen Kaiser, in den Donauländern nieder, in Illyrien, Dalmatien, Bosnien, Serbien, Slavonien, Kroatien, die noch jetzt ihren Namen von ihnen tragen, noch andere bevölkerten Makedonien, Griechenland und den Peloponnes. Alle diese slavischen Völkerschaften waren durch Sprache, Sitten und Abstammung nahe verwandt, zerfielen aber in eine Menge großer Völker und kleiner, bald unter einander verbundener, bald getrennter Stämme. Die Slaven sind lebhafter und erregbarer als die Germanen und besitzen manche häusliche Tugenden und liebenswürdige gesellige Eigenschaften; heiter, gesangliebend und dienstfertig setzen sie sich über die Sorgen und Beschwerden des Lebens mit leichtem Sinn hinweg; aber in der Aufregung überschreiten sie leicht die Grenzen der Mäßigung; in den Jahren des Vordringens und Kämpfens zeigten sie sich blutdürstig, rachgierig und treulos. Stolz auf ihre Nationalität widerstanden sie lange allem Ausländischen, wußten sich jedoch von jeher mit ihrer beweglichen Natur die fremden Eigenthümlichkeiten ohne große Mühe anzueignen. Ohne wahres, auf Selbstachtung gegründetes Freiheitsgefühl zeigten sie sich übermüthig gegen Geringe, kriechend und demüthig gegen Mächtige. Das Streben nach höherer Bildung, nach geistiger und sittlicher Veredlung war ihrer Natur weniger tief eingeprägt als den germanischen und romanischen Stämmen. Die von ihnen besetzten Provinzen des Römerreiches wurden Wüsteneien und erholten sich nie mehr, indeß die von den Germanen eroberten römischen Länder sich bald zu neuer Blüthe entfalteten. Von den Deutschen gedrückt und als Sklaven behandelt, haben sie sich für die Verachtung durch untilgbaren Haß gegen dieselben gerächt. Mehr den friedlichen Geschäften, der Viehzucht, dem Fischfang und dem Ackerbau ergeben, zeichneten sie sich im Krieg anfangs nur als gewandte Reiter aus. In ihren Sitten neigten sie sich dem Morgenlande zu, daher sie auch das Weib nicht so hoch stellten, als die germanischen Völker des Abendlandes, und ihr Familienleben minder edel gestalteten. Ursprünglich in demokratischer Gleichheit lebend, so daß die Hausväter die Gemeindevorsteher wählten und auf Kreis- und Landtagen die öffentlichen Angelegenheiten berathen wurden, nahmen die Slaven mit der Zeit mehr und mehr die feudalen Lebensformen der Nachbarvölker an, in Folge dessen bald in allen Ländern ein mächtiger Grundadel und eine leibeigene Bauernschaft einander gegenüberstanden.

Religion und Sitten. Die slavischen Völker hatten eine dunkle Vorstellung von einem höchsten göttlichen Urwesen, ehrten aber ein von ihm entsprossenes, in gute und böse Mächte geschiedenes Göttergeschlecht. Die letzteren, „die schwarzen Götter", repräsentirten die zerstörenden Naturkräfte. Bei mehreren slavischen Völkern, Russen, Polen, Litthauern, wurde Perun, der Herr des Blitzes und Donners, als höchster Gott angebetet. Sein Bild von Holz geschnitzt, mit silbernem Haupte und goldenem Schnurrbart, stand bei Kiew auf einem Hügel, in Nowgorod am Flusse Wolchow. Ewig brannte vor ihm ein Opferfeuer, und um seine Gnade zu erflehen oder seinen Zorn zu besänftigen, schlachteten ihm seine Verehrer Menschen und Thiere. Zu Arkona auf der Insel Rügen wurde Svantewit von den umwohnenden Slavenvölkern als Hauptgott verehrt. Sein vierköpfiges Bild hatte ein mit Meth gefülltes Trinkhorn und ein Schwert in den Händen,

und ein weißes Pferd wurde in seinem Heiligthum unterhalten. Auch dem bösen Obergott Czernebog, den man mit allen „schwarzen" Göttern und Geistern unter der Erde dachte, wurden Opfer dargebracht. Daneben hatten die Slaven eine Menge Stamm- und Localgötter und eine vielgegliederte Dämonologie. An den heiligen Orten, in Kiew, Arkona, Stettin, Rhetra, wo in Holztempeln ihre Götterbilder im abenteuerlichen Schmuck, zum Theil von edlem Metall, aufgestellt waren, befand sich eine priesterliche Hierarchie mit einem mächtigen Oberpriester, und ein heiliger Schatz. Feste wurden mit lärmender Ausgelassenheit, Trunk und wilder Lust begangen. „Die Menschenopfer waren martervoll und wüster Aberglaube dazu gesellt; dem Schlachtopfer ward wohl das Herz ausgeschnitten und dieses gebraten und verzehrt, um tapfer zu machen." Die Ahnung eines ewigen Lebens nach dem Tode scheint den slavischen Völkern nicht fremd gewesen zu sein. Wenigstens gaben sie den Leichen ein Feuerzeug und ein Beil mit ins Grab. Der Cult der schwarzen Götter ging in Zauberei über. Dem Christenthum standen die Slaven lange feindselig gegenüber, ein Verhältniß, welches die Kluft zwischen der germanischen und slavischen Bevölkerung erweiterte. „Uebrigens würde es der Wahrheit nicht entsprechen", urtheilt ein neuerer Schriftsteller (Droysen), „wenn man sagen wollte, daß die Slaven, namentlich die im Osten der Elbe, von Natur roher oder unbegabter gewesen seien, als ihre deutschen Nachbarn. Es ist aller Orten in diesen Slavenstämmen ein stiller, schmiegsamer, heiterer Sinn; sie strengen sich nicht gern zu langer und schwerer Arbeit an; das bequeme Fischen in See und Fluß, das beschauliche Schweinehüten im Wald, ein leichter Feldbau, wenn es genügt, mit dem Haken den Boden aufzuritzen, während der bessere Boden unbestellt, ungerodet bleibt, dazu Handel und Wandel, wozu sie natürliches Geschick haben, das sind ihre Beschäftigungen. — Ursprünglich haben sie den Unterschied von Ständen nicht, sie sitzen in kleinen Dorf- und Stammgemeinschaften unter gewählten Aeltesten; Arbeit und Ertrag ist gemeinsam, von persönlichem Eigenthum keine Rede. Es ist etwas, man möchte sagen, Geschichtsloses in ihrer Art; je weniger sich der Einzelne stark und auf sich selbst gestellt fühlt, desto leichter schließen sie sich in Massen zusammen, fügen sie sich der Leitung. Das am meisten unterscheidet sie von der hochgespannten, unruhig drängenden, aber auch gewaltsamen, selbstsüchtigen Germanenweise. Die Berührung dieser, der Kampf gegen sie zwingt sie zu höherer Spannung, zu größeren Vereinigungen. Dies und das Eindringen des Christenthums hat ihnen fürstenmäßige Herrschaft gebracht, die sich dann herrischer, als bei den deutschen Stämmen geschehen, gestaltete. So ist die Herzogsgewalt in Böhmen, in Polen erwachsen."

Längere Zeit mußten die südlichen Slavenstämme die Herrschaft der Avaren über sich anerkennen, endlich aber schüttelten sie das harte Joch derselben ab
627. und gründeten unter ihrem Führer, dem Franken Samo, ein eigenes Reich, dessen Kern das Böhmerland war, das aber von hier aus sich südlich bis zu den steyerischen Alpen, östlich bis an die Karpaten und nördlich bis an die Havel und Spree erstreckte. Siebenunddreißig Jahre hat Samo seine Herrschaft nicht nur gegen den Andrang der Avaren, sondern auch gegen die Waffen seiner eigenen Stammesgenossen behauptet und viel dazu beigetragen, die Macht der Slaven im Osten Deutschlands für alle folgenden Zeiten zu befestigen. Im Besitze der Küstenländer des baltischen Meeres haben die slavischen Völker auch eine Zeit lang eine große Handelsthätigkeit entwickelt. Noch lange erzählte man sich Wunderdinge von der sagenverherrlichten Wendenstadt Julin (Wollin), dem „nordischen Venedig", die auf einer der Inseln vor der Odermündung günstig gelegen im frühen Mittelalter der reiche Markt des Handels und Verkehrs für den weiten Osten gewesen sein soll. Schön gezimmerte hölzerne Häuser in großer Menge hätten Zeugniß gegeben von dem Reichthum und der Pracht der wendischen Kaufmannstadt.

§. 300. Rückblick und Resultate. Während die slavischen Völker an der Oder und Elbe, an der Donau und in den Ostalpen durch die Einwirkung der Deutschen zu den Anfängen eines umfassenderen staatlichen Lebens gelangten und ihre heimischen Sitten, Sprache und nationales Wesen mit der Zeit großentheils gegen das Germanische vertauschten, verloren die ausgewanderten deutschen Völkerschaften ihre vaterländischen Erinnerungen und Eigenthümlichkeiten in den fremden Ländern, die sie sich durch ihr Schwert erworben, und nahmen die Sprache, Cultur und Gesetzgebung der besiegten Völker an. Gibt diese Erscheinung einerseits Zeugniß von der Macht der geistigen Bildung, die auch dem Schwachen und Unterdrückten ein Uebergewicht verleiht über den ungebildeten Starken und Rohen, so ist sie zugleich ein Beweis von der empfänglichen und nachgiebigen Natur der Germanen, die fremden Einflüssen nicht nachdrücklich genug zu widerstehen vermag. Die schönsten Provinzen des römischen Abendlandes waren unter den Stürmen der Völkerwanderung germanischen Stämmen zugefallen; die Erinnerungen der alten Zusammengehörigkeit unter Roms Obmacht waren noch nicht ganz entschwunden; ein germanisches Westreich hätte sich wohl durch ein Bundesverhältniß erschaffen und dem byzantinischen Ostreich gegenüberstellen lassen. Aber weit entfernt, sich zu einem Ganzen zu vereinigen und den Bestrebungen des großen Theodorich förderndo entgegen zu kommen, gingen die germanischen Staaten immer mehr auseinander, gestalteten ihr Leben selbständig in eng begrenzten Kreisen und verschafften dadurch dem Fremden den Sieg. Die Langobarden in der Po-Ebene wurden Italiener, die Westgothen und Sueven in der Pyrenäischen Halbinsel wurden Spanier, die Franken nahmen gallische Sprache und Bildung an, wenn gleich Land und Volk seitdem von den neuen Einwanderern den Namen führte. Und nicht blos die Stämme vergaßen ihres gemeinschaftlichen Ursprungs und ihrer Geschlechts- und Blutsverwandtschaft und bildeten ihr Sonderleben unabhängig von den übrigen aus, die einzelnen Völker spalteten sich wieder in mehrere getrennte Staaten und Reiche und schwächten nicht selten ihre Kräfte durch Kriege, Stammfehden und Thaten der Blutrache. Die Angelsachsen, die in den britischen Inseln so sehr über die keltische Bevölkerung die Oberhand hatten, daß dort allein germanische Sprache und Lebensweise, Recht und Religion über die romanische Cultur den Sieg davon trugen, gingen in sieben Königreiche auseinander; die Franken theilten sich in drei oder vier Staaten; in Spanien wurde frühzeitig die nationale Scheidung geboren, die in der Folge mehrere Königreiche schuf; in Burgundien schwächte innere Zwietracht und Parteiung die Volkskraft. Nirgends steuerte ein Erbfolgegesetz der staatlichen Zersplitterung; wie Privatgüter wurden die Länder unter die Herrschersöhne vertheilt. Als Karl der Große im achten und neunten Jahrhundert die germanischen Staaten zu einem Ganzen zu vereinigen suchte, waren schon die Vandalen und der edle Stamm der Ostgothen dem Schwerte der Byzantiner erlegen, und bei den übrigen hatte sich durch die Vermischung mit der römischen Bevölkerung bereits ein bestimmter eigenthümlicher Volkscharakter ausgebildet und befestigt. Zu dieser Trennung trug auch die religiöse Verschiedenheit das Ihrige bei, indem unter den germanischen Völkerschaften die zuerst zum Christenthum bekehrten dem Arianismus huldigten, die Franken und Angelsachsen dagegen den römischen Lehrbegriff und

Cultus annahmen und mit Fanatismus zu verbreiten sich bestrebten. Und als unter dem Einfluß des größtentheils romanischen Klerus im sechsten und siebenten Jahrhundert allmählich alle heidnischen und häretischen Lehrmeinungen verschwanden und das römisch-katholische Kirchenwesen im ganzen Abendlande Eingang gewann, wurde wohl ein gemeinsames Band um alle Völker geschlungen, aber ein solches, das die nationale und volksthümliche Entwickelung mehr hemmte als förderte, das gerade dem Romanismus die vollständigste Herrschaft verschaffte und die germanische Volksnatur durch das allgemeine kirchliche Gepräge, das allen Völkern aufgedrückt wurde, zurückdrängte. — Zwar bewahrten die germanischen Völker noch lange ihr eigenthümliches Recht und ihre auf Herkommen und Ueberlieferung beruhenden Gesetze; an den Malstätten wurde noch in alter Weise das Recht gefunden, und die bedeutendsten germanischen Völker, die Langobarden, Burgunder, Franken und Westgothen suchten die überkommenen Rechtsinstitute durch Sammlungen und Aufzeichnungen vor dem Untergange und vor Fälschung zu retten und ihren Nachkommen zu erhalten; aber um dieselbe Zeit, ein merkwürdiges Zusammentreffen! wurde in Byzanz das Justinianeische Rechtsbuch angefertigt, das berufen war, in der Folge die germanischen Völker nicht minder unter das römische Joch zu beugen als die Kirche. Römische Cultur und Sprache, römisches Recht und römisches Kirchenthum waren allzu mächtige Factoren der öffentlichen Lebensthätigkeit, als daß nicht einfache, ungebildete und ehrliche Volksstämme ihren Einflüssen hätten erliegen sollen. Nur die heimischen Sitten und der angeborene Kriegsmuth, die in der ureigenen Natur und Geistesrichtung der Germanen wurzelten, blieben ungebrochen und übten bald eine wohlthätige Rückwirkung auf die entartete romanische Welt aus. Die deutsche Treue, das gerade Manneswort, die Achtung vor dem Weibe und die persönliche Ehre blieben forthin anerkannte Tugenden und Güter und dienten zur Veredlung des gesellschaftlichen und häuslichen Lebens. — Aber wie viele edle Kräfte die deutsche Nation durch die Völkerwanderung eingebüßt hat, dennoch bleibt dieselbe der Stolz und Ruhm der deutschen Geschichte, und die Vernichtung des römischen Weltreichs die größte That der germanischen Völker. Dies erkannte auch der Volksinstinct, indem er seine ältesten und großartigsten Dichtungen an jene tiefbewegte, thatenreiche Zeit anknüpfte. Das Heldenalter der Völkerwanderung gestaltete sich zu dem geheimnißvollen, sagenreichen Grundstock, wo in unerforschter Höhe die Lebensströme der germanischen Völkergeschichte ihren dunkeln Ursprung haben, wo, wie in einem mächtigen Alpengebirge, einzelne sonnenerleuchtete Häupter glänzend emporragen und in ihren goldenen Spitzen den Ruhm und die Herrlichkeit ganzer Volksstämme vereinigen. Der Zeitraum der Völkerwanderung ist in der deutschen Geschichte das Alpengebirg, wo sich die romanische und germanische Welt verbindet und trennt, vermischt und abstößt, und wo es oft schwer zu entscheiden ist, welchem Stamme die einzelnen glanzumstrahlten Höhen angehören. Es ist die letzte gemeinsame Heimath aller germanischen Völkerschaften, ehe sie nach den verschiedensten Richtungen auseinandergingen und in den neuen Wohnsitzen die alte Zusammengehörigkeit vergaßen. In den Heroengestalten der Volksdichtung erhielt sich die letzte Erinnerung der ehemaligen Verwandtschaft und nationalen Einheit.

IV. Die Araber unter dem Einfluß des Islam.

§. 301. Das Innere der Halbinsel Arabien ist eine weite, von Beduinenhorden (Nomaden) durchstreifte Sandwüste, wo kein Schatten gegen den glühenden Brand der Sonne Schutz gewährt, wo selten um eine Quelle oder einen bald im Sande versiechenden Bach ein grasreicher, mit Palmenhainen bewachsener Rastplatz (Oase) die Einförmigkeit der endlosen Ebene unterbricht, wo nur das Kameel, das Hunger, Durst und Schlaflosigkeit ertragen kann, das kostbarste Geschenk der Natur für die sandige Wüste, die Verbindung zu unterhalten vermag. Auf ihm und auf dem edlen, flüchtigen Pferde beruht der Reichthum der Wüstenbewohner (Beduinen). Der südwestliche, von fruchtbaren Thälern durchzogene Küstenstrich (Jemén) heißt wegen seiner Fruchtbarkeit das glückliche Arabien. Hier gedeihen in der tropischen Atmosphäre, welche durch die Höhe des Gebirges und durch die Winde, die über den Ocean heranwehen, abgekühlt wird, kostbare und edle Früchte. Hier ist das Land des Weihrauchs, des Zuckerrohrs, der Kaffeestaude (Mokka), der Granatäpfel, der Feigen und Dattelpalmen, der Weizen- und Durrafelder, und ein edles, bildungsfähiges Volk lebt hier in stolzer Unabhängigkeit. Nicht sehr weit von der Küste des rothen Meeres liegen in der Provinz Hedjas die Prophetenstädte Mekka und Medina. Nur das nördliche, von kahlen Granitfelsen durchschnittene peträische Arabien mit der alten Hauptstadt Petra (hebr. Sela), war von den Römern betreten worden. Ein nordöstlicher Stamm führte den Namen Saracenen, der mit der Zeit auf alle Araber überging. — Die Bewohner des glücklichen Arabien waren durch den ausgebreiteten Karavanen- und Seehandel, den sie schon in den ältesten Zeiten trieben, reich und dem Luxus und Wohlleben ergeben, indeß die Nomaden der Wüste unter ihren erblichen Stamm- und Familienhäuptern (Emirs, Scheikhs) ein einfaches, mäßiges Leben führten. Umgeben von dem Rath der Aeltesten, erhielten die Stammväter den Frieden unter den Genossen, schlichteten den Streit, führten die Jugend des Stammes auf den Raubzug und in die Fehde und theilten die Beute. Die Wüstensöhne sind ein durch das Wanderleben und die Sonnengluth der Steppen abgehärtetes genügsames und einfaches Volk, glühend in Liebe und Haß und schnell zur Rache. Neben den hohen Tugenden der Treue, der Ehrfurcht gegen die Stammhäupter, des männlichen Festhaltens am gegebenen Worte, des Muthes und der edlen Gastfreundschaft, besitzen sie heftige Leidenschaften und Laster, Grausamkeit und Blutdurst, Raubgier und Fehdelust und eine Blutrache, die von Geschlecht zu Geschlecht fortlebt und die Stammkriege ins Unendliche ausdehnt. Die rege Phantasie der Araber ergötzt sich an Erzählungen und Märchen, und in lyrischen Gesängen preisen sie die Thaten und Geschicke der Ahnen. Ihre Religionswesen, ursprünglich Naturreligion und Sterndienst, war durch das Hinzutreten jüdischer Satzungen und entstellter christlicher Lehren ein unklares Gemisch verschiedenartiger Bestandtheile und Culte geworden. Das angesehenste Nationalheiligthum der Araber war die Kaaba zu Mekka, ein Tempel mit einem viereckigen schwarzen Stein in der äußern Mauer. Nach der heiligen Sage hatte Ismael, der Stammvater der Araber und der Erbauer des Volksheiligthums, denselben von dem Engel Gabriel erhalten. Der Stein, der regungslos der Schwere folgt, diente als Symbol der blinden Naturnothwendigkeit und der treuen Festhaltung an Bundesverträgen. Zu der Kaaba, wo neben dem Einen höchsten Gott (Allah) jeder Stamm seine besonderen Götter oder Genien aufgerichtet hatte, fanden jährlich Wallfahrten statt, während welcher die Kriege eingestellt wurden, die Blutrache schwieg und Freund und Feind an den heiligen Handlungen und Umgängen friedlich Theil nahmen. Eine große Handelsmesse und poetische Wettkämpfe (§. 313) verherrlichten die heilige Festzeit an der geweihten Stätte, die dadurch einen Mittelpunkt und ein Vereinigungsband für die vielen, sonst so zerstreuten und durch Feindschaften und Eifersucht geschiedenen Stämme bildete.

§. 302. **Mohammed.** Mohammed, aus dem angesehenen ismaelitischen Geschlechte der Kureischiten, denen die Bewachung des schwarzen Steins in der Kaaba zu Mekka oblag, machte in seiner Jugend als Kaufmann Kara- Mohammed 571–632.

vanenreisen in fremde Länder, wobei ihm der Vorzug der monotheistischen Religion der Christen und Juden vor dem götzendienerischen Heidenthum der Araber klar ward. Auch war die Weltstadt Mekka, der vielbesuchte Wallfahrtsort des Morgenlandes, eine lehrreiche Bildungsschule für einen sinnigen jungen Mann. Sobald er daher durch seine Verheirathung mit der reichen Wittwe Chadidja eine unabhängige Stellung erlangt hatte, zog er sich von dem Treiben der Welt in sein Inneres zurück und sann nach, wie er sein Volk aus der Gesunkenheit erlöse. Das Harren der Juden auf einen Messias, die Verheißung Jesu, denen, die ihn lieben, einen Tröster (Parakleten) zu senden, der sie in alle Wahrheit führen würde, wirkten auf seine feurige Phantasie und weckten das Gefühl in ihm, daß er Der sei, dessen die Welt bedürfe. Seine epileptischen Anfälle begünstigten sein Vorgeben, daß er mit Engeln im Verkehr stehe und höhere Eingebungen (Visionen) habe. In seinem vierzigsten Jahre trat er mit der Lehre auf: „Allah ist Gott und Mohammed sein Prophet." Aber außer seiner Gattin, seinem Freund Abu Bekr, seinem nachmaligen Eidam und Vetter Ali und einigen andern Verwandten und Freunden glaubte anfangs Niemand an seine Sendung; ja ein drohender Aufruhr drängte seine Anhänger
16. Juli zur Auswanderung nach Abyssinien und er selbst war endlich genöthigt, sich den
622. Nachstellungen seiner Feinde durch die Flucht von Mekka nach Medina zu entziehen, um an der Pilgerschaar der „Hülfsgenossen" (Anßar), mit denen er bereits auf dem „Huldigungshügel" in einer nächtlichen Zusammenkunft den Treubund geschlossen, eine Stütze zu erhalten. Mit dieser Flucht, die in der Folge auf den 16. Juli des Jahres 622 unserer Zeitrechnung gesetzt ward, beginnt die Hidschra, die Aera der Mohammedaner oder Moslemen (Muselmänner) d. i. „Ergebene". In Medina fand der Prophet Bundesgenossen, Stammverwandte und gläubige Anhänger, mit denen er Streifzüge gegen Heiden und Juden machte und sich endlich nach mehreren glücklichen Gefechten, besonders nach dem
624. Sieg bei Bedr über die ergrimmten Kureischiten, die Rückkehr nach Mekka er-
März 625. zwang. Selbst die unglückliche Schlacht bei Ohod gegen die racheerfüllten Mekkaner, in welcher Mohammed im Gesicht verwundet dem Tode nahe war, hatte nicht den Glauben an seinen endlichen Sieg in seiner Brust zu tilgen
629. vermocht. Nachdem er zuerst unter dem Schutz eines Friedens auf einer Pilgerfahrt den heiligen Wallfahrtsort betreten, zog er mit einer bewaffneten Kriegerschaar gegen die Hauptstadt und nöthigte sie mit Gewalt zur Unterwerfung.
630. Nach der Eroberung Mekka's betrachteten die Bewohner die Vernichtung ihrer Götzenbilder mit verbissener Wuth, aber erschreckt durch die drohende Haltung des Siegers, der, in der einen Hand den Koran, in der andern das Schwert, Gehorsam forderte, beugten sie sich und fanden in seinem Glück den Glauben an seine göttliche Sendung. So erkannte auch Mekka den glücklichen Streiter als Propheten an, und in Kurzem betete ganz Arabien zu Allah, dem Einigen Gott,
8. Juni der sich durch Mohammed geoffenbaret. Im elften Jahre der Hidschra starb
632. der Prophet. Sein Grab in Medina blieb fortan, neben Mekka, seiner Geburtsstadt, ein heiliger Wallfahrtsort. Mohammed vereinigte Ernst und Würde in Gang und Haltung mit einem heitern, einnehmenden Wesen und mit äußerer Wohlgestalt. Er war mildthätig, von einfacher Lebensweise und nicht ohne häusliche Tugenden, nur der Frauenliebe allzusehr ergeben. „Feurigen, lebhaften Tem-

peramentes mit Anlage zur Schwärmerei, mehr träumend als mit offenen Augen und klarem Blick seinen Weg verfolgend, war Mohammed ein Kind des Augenblickes, in dessen Seelenleben sich die wechselnden Phasen seiner äußeren Lage immer getreu wiederspiegelten. Ein Gedanke, dessen Wahrheit ihm unmittelbar einleuchtete, konnte ihn ganz ergreifen und zu hoher dichterischer Begeisterung hinreißen, ihn langsam zu verarbeiten, ihn aus der ersten Gährung zum hellen, durchsichtigen Begriff abklären zu lassen, dazu fehlte ihm die Ruhe und Concentration des Geistes."

§. 303. Der Islam. Wie Mohammed Moses und Jesus als Propheten gelten ließ, deren Gesetz in ihm seine Vollendung gefunden, so nahm er auch die Grundlehren des Juden- und Christenthums an, hüllte sie aber in eine Menge Satzungen „voll eindringlicher Kraft für morgenländische Empfängniß". Seine Offenbarungen, nach seiner Aussage Eingebungen des Engels Gabriel, waren Sprüche der Begeisterung, häufig den Zeitumständen anbequemt, die zwei Jahre nach seinem Tode als heilige Schrift (Koran) gesammelt das Religions- und Gesetzbuch der Mohammedaner bildeten; denn der in Suren eingetheilte Koran umfaßt neben der Glaubens- und Sittenlehre auch die Ceremonialvorschriften und die bürgerlichen Rechtsgrundsätze. Er lehrte einen ewigen, durch Mohammed aufs Neue geoffenbarten Gott, Schöpfer und Erhalter des Weltalls, Auferstehung der Todten und ein jenseitiges Leben, wo die Guten und Gläubigen „das Angesicht Gottes schauen", die Bösen und Ungläubigen bestraft werden. Er behielt die herkömmlichen Wallfahrten nach Mekka und die von Abraham hergeleitete Sitte der Beschneidung neugeborner Knaben bei, gebot, orientalischen Gebräuchen folgend, häufige Waschungen, fünf tägliche Gebete mit nach Mekka gewandtem Gesichte, Fasten (im Monat Ramadhan) und Almosengeben, untersagte den Genuß des Weins und des von den morgenländischen Völkern als unrein gemiedenen Schweinefleisches und gestattete Vielweiberei. Ein Hauptgebot des Koran aber war, den Islam auf alle Weise zu verbreiten und die andersglaubenden Völker mit Feuer und Schwert zur Annahme desselben zu zwingen, und um den Muselmännern (Moslemen) Muth und Todesverachtung einzuflößen, wurde die Dauer des Lebens, sowie des Menschen Schicksal und Ausgang als durch göttlichen Rathschluß unabänderlich vorausbestimmt dargestellt (Fatalismus), und den im heiligen Kampfe Gefallenen ein Paradies voll sinnlicher Freuden, wo schwarzäugige Jungfrauen (Huri) ihnen dienen würden, verheißen. Um jeden Rückfall zum Götzendienst zu hindern, verbot Mohammed alle bildlichen Darstellungen der Menschengestalt, wodurch der plastischen und malerischen Kunstentwickelung ein unüberwindlicher Damm entgegengestellt ward.

§. 304. Das Khalifat. Ali, der Gatte der geliebtesten Tochter des Propheten, der Fatima, hoffte Mohammeds Nachfolger (Khalife) in dem geistlichen und weltlichen Richter- und Fürstenamt zu werden, aber durch die Thätigkeit der älteren Gefährten des Propheten wurde **Abu Bekr**, der Vater von Abu Bekr 632—634.
Mohammeds ränkevollem Weibe Aïscha, zu dieser Würde erhoben, welchem dann der durch Einfachheit, Thatkraft, Demuth und Mäßigkeit ausgezeichnete Kureischite **Omar** folgte. Unter diesem trugen die abgehärteten, durch den neuen Glauben Omar 634—644.
zum Heldenmuth und zur Todesverachtung erweckten Moslemen, nachdem sie die letzten Aufstände der alten Religionsgenossen in heißem Kampfe niedergeworfen, ihr siegreiches Schwert über Arabiens Grenzen. Palästina und Syrien wurden im ersten Sturm des „heiligen Krieges" erobert und in die christlichen Städte Jerusalem, Antiochien und Damaskus zogen Mohammeds be- 638.
geisterte Krieger ein. An der Stätte, wo einst Salomons Tempel gestanden, ließ Omar eine mohammedanische Moschee erbauen. Wer sich nicht bekehrte, trat in das Verhältniß der Unterthänigkeit und wurde steuerpflichtig. **Khalid**, „das Schwert Gottes", Saad und der schlaue **Amru** führten die Schaaren

des streitbaren Hirtenvolks, denen Ein starker Wille, Ein mit der geistlichen und weltlichen Allmacht ausgerüsteter Arm ein sicheres Ziel wies. Nach einer
636. Reihe blutiger Schlachten (bei Kadesia) wurde das durch Thronkämpfe verwirrte Perserreich zur Unterwerfung gebracht. Der letzte König Jezdegerd floh, wie einst Dareios vor Alexander, mit dem heiligen Feuer in das gebirgige
642. Hochland, wo er nach einer zweiten unglücklichen Schlacht den Tod durch Mörderhand fand. Mit ihm erlosch der Herrscherstamm der Sassaniden. Seine Residenz Madain (das alte Ktesiphon) mit dem weißen Palaste und unermeßlichen Schätzen fiel in die Hände der Sieger, die nunmehr die alten Culturländer Mediens und Persiens bis in die Ursitze der Iranier zur Unterwerfung brachten, im Fluge der Eroberung über den Oxus (Amu) und Jaxartes (Sihon) drangen und Mohammeds Lehre an den obern Indus trugen. Die alte Zendsprache (Pehlwi) ging unter, die Religion der Magier erlag dem Koran, und nur bei einer unterdrückten Secte (Ghebern) erhielten sich noch die Spuren der alten Religion. Eine kleine Parsengemeinde im Gebirge bewahrte noch einige Zeit den Glauben der Väter, bis die Verfolgung sie erreichte; dann wanderte sie nach Indien aus, wo sie nach vielen Schicksalen in der Halbinsel Guzurate eine bleibende Wohnstätte fand. Bald glaubten die wilden Bewohner Chorasans, der unbekannten Bucharei und des fernen Turkestans an Mohammeds Sendung, und auch in Armenien traten die Christen in das Verhältniß einer zinspflichtigen, bald geduldeten, bald gedrückten Secte. Fortan blieb der Islam die herrschende Religion des Morgenlandes. Die neuen Städte **Basra**, **Kufa** und etwas später **Bagdad** am Tigris wurden Mittelpunkte des Handels und Verkehrs, gepriesene Bildungsstätten der Wissenschaften und Künste, Sitze orientalischer Pracht und Ueppigkeit. Selbst im fernen Osten entstanden neue Herrschersitze auf den Trümmern altiranischen Wesens und entfalteten sich zu hoher Blüthe. So Nischabur in Chorasan, so Bochara, Balckh und das reizende Samarkand im Gebiete des Oxus, so Gasna im heutigen Kabul u. a. m.

§. 305. Von Syrien aus zog Amru nach dem durch religiöse Parteikämpfe
640. 641. zerrissenen Aegypten, eroberte Alexandrien, wobei die Reste der schon zu Cäsars Zeit durch einen Brand des Museums großentheils zerstörten Bibliothek (§. 151, 227) ihren Untergang gefunden haben sollen, und erstürmte das alte Memphis (Babylon) am Eingange in das reiche Nildelta. Die Feinde zogen sich auf die Insel Rhoda, während die Moslemen die Zelte ihres Lagers (Fostat) zu bleibenden Wohnungen umschufen und mit der verlassenen Stätte verbanden und dadurch den Grund zu Alt-Kairo (Misra) legten, das in der Folge als weite Vorstadt mit der neuen Hauptstadt Kairo (Kahira) zu einem Ganzen zusammenwuchs. Das Evangelium wurde durch den Koran verdrängt. Eine später aufgefundene Capitulationsurkunde beweist jedoch, daß Amru beflissen war, die Bewohner Aegyptens der arabischen Herrschaft geneigt zu machen; in derselben wird ihnen gegen Entrichtung eines Tributs Sicherheit nicht allein für ihre Person und ihre Güter, sondern auch für ihre Religion und ihre Kirchen versprochen. Die Kopten, die alten Bewohner des Landes, welche als Anhänger der Lehre von der Einen Natur in Christo harten Verfolgungen ausgesetzt waren, fügten sich willig den neuen Herrschern und trugen das Joch der Dienstbarkeit und Zinspflicht. — Bald darauf fiel Omar durch den Dolch eines
Othman 641–656. persischen Sklaven, und **Othman**, der Sammler und Ordner des Koran, erlangte das Khalifat. Die Parteilichkeit für seine Verwandten führte seine Ermordung im

Palaste zu Medina durch eine Schaar Verschworner herbei, und nun erst bestieg Ali den geheiligten Stuhl, den er längst als ihm zunächst gebührend angesprochen. Aber der Statthalter von Syrien, **Muawija**, aus jenem dem Propheten anfangs so feindseligen Geschlechte der **Omejjaden**, ein Verwandter Othmans, erhob sich gegen ihn und erlangte, mit Amru's Hülfe, nach langen blutigen Bürgerkriegen, welche die Ermordung Ali's und die Abdankung seines ältesten Sohnes Hasan zur Folge hatten, die Khalifenwürde. Er wählte zu seinem Herrschersitz das prächtige Damaskus, das „Auge des Orients" inmitten eines Waldes von Obstgärten und Orangenhainen. Ali's zweiter Sohn, der hochsinnige, sanfte Husein, der wider den Rath seiner Gattin nach Muawia's Hintritt nach der Khalifenwürde trachtete, erlag im ungleichen Kampfe gegen dessen Sohn Jezid I.; Husein starb von vielen Wunden bedeckt den Heldentod, nachdem sein jüngster Sohn und sein Enkel in seinen Armen von feindlichen Pfeilen getödtet worden; neben ihm fielen die edelsten und hochherzigsten Moslemen. Seine Nachkommen standen jedoch in hohen Ehren bei den Gläubigen.

Muawija der Omejjade 656–679.

661.

Jezid I. 679–683.

680.

Schiiten Ismaeliten und Sunniten.

§. 306. **Sectenspaltungen im Islam.** Der heilige Krieg zwischen dem Hause Ali und Omejja legte den Grund zu der Spaltung der Moslemen in die zwei großen Religionsparteien der Schiiten und der Sunniten. Jene, von der Secte der Charidjiten in Medina ausgehend und nur in der Verwandtschaft mit dem Propheten ein Nachfolgerecht erkennend, verehren Ali und sein Geschlecht als einzig rechtmäßige Khalifen und Statthalter Gottes, denen in der Interpretation des Koran die höchste Autorität beiwohne, weisen ihm den Rang eines Hohenpriesters, Imam, zunächst nach dem „Gesandten" des Herrn an und verfluchen die drei ersten Khalifen, welche das geheiligte Recht Ali's durchbrochen haben, mit den bittersten Verwünschungen. Da die Lehrmeinungen der Schiiten hauptsächlich in den östlichen Landschaften des Reichs tiefere Wurzeln faßten, so konnte es nicht fehlen, daß fremdartige Dogmen sich in den Islam einschlichen, die mit den Aussprüchen des Koran nicht in Allem übereinstimmten. So fand namentlich die indische Lehre von der Seelenwanderung und der Incarnation Eingang und führte zu dem Glaubenssatz des Imamats, also daß in ihm Gott selbst in Menschengestalt wohne, und von der Continuität der göttlichen Inspiration, wodurch die Möglichkeit gegeben war, daß auch nach Mohammed gottbegeisterte Männer als Propheten wirken konnten. Da diese Lehren mit manchen Aussprüchen des Koran in Widerspruch standen, so suchten sie die Schwierigkeit durch bildliche Deutung der gegen sie zeugenden Verse der heiligen Schrift oder der mündlichen Aussagen des Propheten zu beseitigen. So kamen sie zu einer freieren Ansicht über den Koran und die in demselben enthaltenen göttlichen Offenbarungen. Sie betrachteten das heilige Buch als ein „erschaffenes" Werk, nicht wie die Strenggläubigen als ein von Ewigkeit her vorhandenes; sie bekannten sich zu der Lehre vom freien Willen des Menschen im Gegensatz zu der strengen Prädestination Mohammeds, eine Lehre, die den Orthodoxen als Eingriff in die Allmacht Gottes erschien. Uebrigens traten in dem Schiitismus, wie in dem auf ähnlichem Entwickelungsgang beruhenden christlichen Protestantismus, verschiedene Richtungen hervor. Aus dem Widerspruch gegen die Göttlichkeit und Gemeingültigkeit (Katholicität) des auf historischem Boden zur Erscheinung und Ausbildung gekommenen islamitischen Religionssystems entwickelte sich in Folge allegorischer Schrifterklärung einerseits die Ansicht der Denkgläubigen, Mutazala genannt, die wie die Rationalisten durch freie Schriftforschung und Sinnerklärung die Aussprüche des Koran nach ihrer subjectiven Auffassung deuteten, ohne auf das geschriebene Wort große Bedeutung zu legen; andererseits die Schwärmereien und mystischen Auffassungen bei Almukanna und andern Propheten, oder die freigeistigen Lehren der Zendik, des Babek u. a., welche auf Communismus und auf eine den Gelüsten der Sinne huldigende laxe Sittenlehre hinausliefen.

Die größte Verbreitung unter allen schiitischen Secten erlangten in der Folge die Ismaeliten, welche mit dem Dogma, daß das Imamat oder der Mensch gewordene Geist

Gottes in der Familie Ismails, des siebenten Abkömmlings von Ali, sich forterbe und durch Wanderung von einem Leibe zum andern übergehe, allerlei mystisch-allegorische Deutungen des Koran, den Glauben an die Wiederkunft des im Verborgenen fortlebenden **Mahdi** (als welcher der Stifter der Secte, Ismail Ibn Djafar Assadik, von seinen Anhängern verehrt ward), verschiedene dem persisch-indischen wie dem christlich-jüdischen Religionskreise entlehnte Geheimlehren und eine mystische Heiligung der Zahl Sieben verbanden. Die Blutsverwandtschaft mit Ali und Fatima, der Tochter des Propheten, verlieh den höchsten Anspruch auf das Imamat; doch gab es auch ismaelitische Secten, welche, da der Stifter diesen Vorzug der Abstammung nicht nachzuweisen vermochte, an eine geistige Fortpflanzung der göttlichen Oberpriesterwürde durch Offenbarung geheimer Wissenschaft, durch Seelenwanderung, durch Infusion der Gottheit und andere schwärmerische Dogmen glaubten. Wie die Schiiten im Allgemeinen, gingen auch die Ismaeliten in verschiedene Parteien auseinander und gelangten durch bildliche Auslegung der heiligen Schrift bald zu freigeistigen, bald zu schwärmerischen Ansichten, zum Unglauben oder Aberglauben und zu einer Sittenlehre, die bei den Einen zu einer schrankenlosen Hingebung an die Gelüste des Fleisches führte, bei Andern zu einem Systeme der Weltentsagung und strengster Ascetik. Was die Verbreitung des ismaelitischen Religionssystems besonders förderte, war die unter Ismails Sohn Mohammed von seinem unternehmenden Missionar **Abd Allah** gegründete **Missionsschule**, aus welcher die eifrigen, politisch-klugen Glaubensboten hervorgingen, welche durch wissenschaftliche Unterredungen, durch Geheimlehren und Weihen, durch Mystik und Aberglauben und durch den ganzen Apparat der Mysterien und Geheimdienste, womit Schwärmer oder Betrüger Gemüth und Phantasie der Leichtgläubigen und Schwachen fesseln und sich dienstbar machen, dem sichtbaren oder verborgenen Imam bei allen Ständen und Völkern Gläubige zu gewinnen suchten. Aus dem Schooße der Schiiten gingen die **Fatimiden** in Afrika und Aegypten, die schwärmerische Secte der **Karmaten** im Stromgebiete des Euphrat und im nördlichen Arabien und später in **Assassinen**, die Genossenschaft fanatischer Meuchelmörder auf den Berghöhen des Libanon, hervor.

Die **Sunniten**, welche, in der historischen Entwickelung Gottes Willen und Rathschluß erkennend Abu Bekr, Omar, Othman und Ali als Heilige und rechtmäßige Nachfolger des Propheten annehmen, und zwar so, daß der Grad der Heiligkeit mit der Ordnung der Reihenfolge übereinstimme und folglich dem Gatten der Fatima der vierte und letzte Rang gebühre, ließen neben dem Koran auch die Sunnah, d. h. die von Abu Bekr und seinen Nachfolgern sanctionirten mündlichen Ueberlieferungen oder traditionellen Aussprüche, Reden und Erzählungen des Propheten, wie sie von Aïscha und den Gefährten Mohammeds aufbewahrt und fortgepflanzt worden, als bindendes Glaubensgesetz gelten, während die Schiiten sich lediglich an den Koran und die freie Schriftauslegung hielten.

Mit der Zeit traten auch unter den Sunniten verschiedene Richtungen zu Tage. Den Schwärmereien der Schiiten gegenüber übten zu Anfang des zehnten Jahrhunderts in Bagdad die **Hanbaliten**, die fanatischen Anhänger des um 855 im Streit über die Erschaffnung des Koran als Märtyrer gestorbenen Ahmed Ibn Hanbal, einen religiösen Gesetzeszwang und suchten durch Einführung eines Glaubensgerichts, nach Art der Inquisition in der katholischen Kirche, jede Abweichung von den Vorschriften des Koran und der Tradition zu verhindern, und nicht nur jede Häresie, sondern auch jede freiere Anschauung, jede latitudinarische Geistesrichtung in Sachen der Religion mit Gewalt zu unterdrücken.

§. 307. Unter den Omejjaden setzten die Araber, trotz der innern Zerrissenheit und Bürgerkriege, ihre Eroberungszüge zu Wasser und zu Lande fort. Cypern, Rhodos, Kleinasien fühlten ihre Waffen, und die Hauptstadt des byzan-
663–675. tinischen Reichs hatte sieben Angriffe und Belagerungen auszuhalten und rettete sich nur durch ihre feste Lage und durch das von dem syrischen Griechen **Kallinikos** erfundene „**griechische Feuer**“, das, aus einer künstlichen Mischung brennbarer Stoffe bestehend, sogar unter dem Wasser fortbrannte und von furcht-

bar zerstörender Wirkung war. Wenn die Branderschiffe mit den kupfernen Röhren, deren weite Rachen das im unteren Schiffsraume in großen Kesseln bereitete flüssige und verzehrende Feuer ausspieen, in die Nähe der feindlichen Flotte kamen, überfiel die Mannschaft ein unheimliches Grauen und Schrecken, das nicht wenig gesteigert ward durch die räthselhafte Zubereitung, die als strengstes Staatsgeheimniß bewahrt und von der Sage auf einen heiligen Ursprung zurückgeführt wurde. Merwan I., der Nachfolger von Jezids frühverstorbenem Sohn Muawija II., hatte meistens mit innern Feinden zu kämpfen und starb endlich von der Hand seiner eigenen herrschsüchtigen Gattin; als aber sein furchtbarer Sohn Abd-Almalik durch seinen blutdürstigen Feldherrn Haddjadi die aufrührerischen Stämme und Häuptlinge gebändigt und die Herrschaft über alle Gläubigen erlangt hatte, setzte er den Krieg gegen die Byzantiner in Armenien und Kleinasien mit Glück fort. — Zugleich wurde unter dem tapfern Okba dem Fahriten die Nordküste Afrika's bis an die Meerenge erobert und in einem langen Kriege die christliche Cultur und Religion vertilgt. Kairawan, im Gebiete von Tunis, umgeben von lachenden Triften und Dattelhainen, ward aus einem Lagerplatz die blühende Hauptstadt und der Mittelpunkt des Karavanenhandels. Karthago sank abermals in Trümmer und die christlichen Bewohner wurden mit der Schärfe des Schwertes geschlagen, auf daß der Islam die Herrschaft erlange. Die nomadischen Berber-Stämme, die Abkömmlinge der alten Numidier und Mauretanier, traten mit den Ueberwindern, denen sie an Sitten, Charakter und Lebensweise ähnlich waren, in ein inniges Verhältniß. Von da an schied Nordafrika, einst der Sitz römischer Bildung und Civilisation, aus der Reihe der cultivirten Länder. Wohlberittene Beduinenstämme gründeten mohammedanische Räuberstaaten auf den Trümmern alter Cultur und Herrlichkeit, und das Licht des Evangeliums, das in den Tagen des heiligen Augustinus seine erleuchtende und erwärmende Kraft über das ganze Abendland ausgestrahlt hatte, wurde ausgelöscht und verdrängt durch den Glauben an die mohammedanische Gottheit und durch orientalische Werkheiligkeit und Gebetsdienst.

Merwan I. 684—685. Abd-Almalik 685—705. 697.

§. 308. Als Welid, der Omejjade, der Nachfolger des blutgierigen und kriegerischen Abd-Almalik, Khalife in Damaskus war und sein Statthalter Musa die Heere in Afrika führte, geschah es, daß der Westgothe **Rodrigo** den kräftigen, aber gewaltthätigen König Witiza, der durch zweckmäßige Reformen das beschränkte Wahlkönigthum zu heben und die Uebermacht des Klerus und des unruhigen Adels zu brechen bemüht war, des spanischen Thrones beraubte. Da riefen die Söhne des Verstoßenen in Verbindung mit ihrem Oheim, dem Erzbischof von Sevilla, und dem Grafen Julian, Statthalter von Ceuta, die Araber zur Rache herbei. **Tarik**, Musa's Unterfeldherr, setzte darauf über die Meerenge, legte auf dem steilen Felsen des Vorgebirges Calpe den Grund zu der festen Stadt, deren Namen Gibraltar (Gebel al Tarik) noch jetzt an die merkwürdige Begebenheit und den kühnen Führer erinnert, und überwand die Westgothen in der großen **Schlacht von Xeres de la Frontera**, wo sieben Tage lang von beiden Seiten mit großer Tapferkeit gestritten ward. Als die Blüthe der westgothischen Ritterschaft die Wahlstatt deckte, legte Rodrigo seinen Königsschmuck ab und sprengte davon. Aber er entrann nur dem Tode auf dem Felde

Welid 705—715. 711.

der Ehre, um in den Wellen des nahen Flusses umzukommen. Schon im nächsten
712. Jahr fiel Cordova durch Sturm und Toledo, die Hauptstadt des Landes, durch Vertrag in die Hände der Ungläubigen. In raschem Siegeslauf durchzogen sofort die Araber (Mauren) ganz Spanien bis auf das von Bergen eingeschlossene **Asturien**, wo sich die tapfersten Westgothen um den sagenverherrlichten christlichen Helden Pelayo (Pelagius) sammelten und mit der Zeit den Herrschersitz Oviedo in anmuthiger waldbedeckter Höhe gründeten. Neben ihnen weg setzten die Saracenen über die Pyrenäen, eroberten Südgallien bis zur Rhone und drohten dem fränkischen Reiche und dem Christenthum den Untergang, als **Karl Martell** (der Hammer), der heldenmüthige natürliche Sohn des Majordomus Pipin von Heristal (§. 287), hundert Jahre nach dem Tode ihres
732. Propheten sie in der mörderischen **Schlacht zwischen Tours und Poitiers**, wo mit wechselndem Erfolg wie bei Xeres sieben Tage lang gekämpft ward, überwand und zur Rückkehr nach Spanien nöthigte. Sechs Jahre später erlangte er neue Siege über sie in Nimes, wo sie das altrömische Amphitheater in eine Festung verwandelt,
738. bei Avignon und Narbonne in der Provence. So wurde Karl Martell der Retter des christlichen Germanenthums im Abendlande. Aber erst seinem Sohne Pipin gelang es, die feste Stadt Narbonne zu erobern und die Saracenen
759. gänzlich über die Pyrenäen zurückzudrängen. Die spanischen Christen, die 125 Jahre früher (unter Reccared) den arianischen Glauben gegen den römisch-katholischen vertauscht hatten, wurden von den Arabern milde behandelt. Gegen eine mäßige Steuer durften sie ihren Gesetzen, ihrer Religion und ihren Sitten gemäß leben; nur die Herrschaft war bei den Siegern. Der Statt-
Suleiman 715–717. halter Musa fiel als Opfer des Neids. Der neue Khalife Suleiman (Soliman) ließ ihn in den Kerker werfen und seinen in Spanien zurückgelassenen Sohn enthaupten. — Auch in Sicilien gewannen die Araber festen Fuß, als
827. ein verrätherischer Beamter des byzantinischen Kaisers sie aus ihren afrikanischen Besitzungen nach der schönen Insel rief. Sie eroberten Messina, Palermo und
831. 832. die meisten andern Städte in raschem Siegeslauf und machten Raubzüge nach Unteritalien, wo sie sich in Tarent und in den calabrischen Gebirgen feste Sitze erkämpften, in den Kirchenstaat und nach Ligurien. Ja sogar nach Piemont und Hochburgund streiften sie und an des lemanischen Sees friedliche Ufer, „welche die Alpen vergeblich beschützten". Sie liefen mit einer Flotte in den
846. Tiber ein, schwärmten bis vor die Thore Roms und plünderten St. Peter, bis es dem Papste Leo IV. glückte, unter dem Beistande der Bürger von Neapel
849. und Gaeta die Seemacht der Ungläubigen bei Ostia zu vernichten und die ewige Stadt zu retten. Zum Schutze des heiligen Sitzes gründete er eine Colonie zu Portus und wies ihr Ländereien des römischen Stuhls und Klostergüter an. „Denn er liebte das Vaterland und die Erhaltung des ihm anvertrauten Volkes mehr als hinfällige Güter." Aber noch lange hielten sich die Saracenen in dem sonnigen Campanien mit seinen Goldfrüchten und seiner Pflanzenpracht; selbst die classische Gegend von Pompeji trägt die Spuren ihres Daseins. Der Besitz
878. der sicilischen Insel, der durch den Fall von Syrakus vollendet ward, erleichterte ihre Einfälle und gewährte sichere Rückzüge. Hier auf dem altberühmten Eilande gründeten arabische Stämme auf den Trümmern einer untergegangenen Welt, die ihnen immer fremd und unverständlich blieb, ihre Herrschaft. Unter

den **Fatimiden** und ihren Statthaltern fanden neben Krieg und Seeraub auch die Künste des Friedens, Baukunst und Poesie, Schutz und Pflege, so daß sich die Gefilde von Syrakus, die ruinenreichen Hügel von Agrigent und vor Allen die „goldene Muschel Palermo's“ durch emsigen Anbau zu neuer Blüthe erhoben. „Schöpfräder gossen Wasserfülle durch die Thäler und durch sie befruchtet ließ der Boden die Baumwollenstaude und das Zuckerrohr, den Safran und die Banane, den Myrrhenstrauch und die Dattelpalme neben der Weinrebe und Orange gedeihen.“

Das Westgothenreich in Spanien. Durch glückliche Kriege mit den Sueven im nordwestlichen Spanien und mit den griechischen (byzantinischen) Seestädten im Süden und Osten erweiterten die westgothischen Könige ihre Herrschaft und brachten endlich die pyrenäische Halbinsel zu einem einheitlichen Staatsganzen. Wie die Ostgothen nahmen auch die Westgothen die Cultur und Sprache der Besiegten an und suchten durch gleichmäßige Gesetzgebung (indem sie ihr einheimisches Gewohnheitsrecht niederschrieben und durch Zusätze aus dem römischen ergänzen ließen, §. 448) die germanische Bevölkerung mit den alten romanischen Einwohnern zu verschmelzen. So lange aber die Westgothen dem Arianismus huldigten, konnte diese Verschmelzung keine vollständige werden; Religionshaß und Verfolgungssucht führten blutige Gräuel herbei und störten das einträchtige Zusammenleben. Die zunehmende Macht der unter Roms Einfluß stehenden Bischöfe untergrub jedoch den Arianismus, und wenn auch Leovigild, der kräftigste und streitbarste König seit Theodorich II., dem eigentlichen Begründer der Westgothenherrschaft in Spanien, sei- *Theodorich II.*
nen erstgeborenen Sohn wegen seines Abfalls von der Lehre seiner Väter mit dem Tode *453—466.* *Leovigild*
bestrafte, sein zweiter Sohn **Reccared** verlieh dennoch der römisch-katholischen *569—586.* *Reccared*
Glaubensform die Herrschaft in Spanien und erleichterte durch Einführung *586—601.*
des Gesetzes, daß die Westgothen und die alten Einwohner rechtsgültige Ehen eingehen durften, die Vereinigung der germanischen und romanischen Bevölkerung. Reccared war der erste germanische König, der sich von einem Bischof krönen ließ. So vortheilhaft indessen die Glaubenseinigung für die Erstarkung des Staats war, so hatte sie doch auch ihre nachtheiligen Folgen. Die Geistlichkeit, an ihrer Spitze der Erzbischof von Toledo, gelangte bald zu einer Macht und zu einem Einfluß, hinter welchem die durch Wahl ernannten Könige weit zurückstanden; Concilien und Synoden, die an die Stelle der Reichsversammlungen traten, entschieden über Gesetzgebung und Verfassung, über Krieg und Frieden. Und als König Wamba ein Gesetz erließ, daß die Geistlichen gleich den Edel- *Wamba. 672—681.*
leuten zur Heeresfolge verpflichtet sein sollten, stieg der Einfluß und die äußere Macht des Klerus noch höher. Die Verfolgungssucht, die vorher die eine christliche Partei wider die andere getrieben, kehrte sich jetzt mit verdoppelter Heftigkeit gegen die zahlreichen, durch Reichthum und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Juden. Diesen Uebelständen suchte Witiza zu steuern, indem er die Judenverfolgungen verbot, die Macht der Geistlich- *Witiza 701—710*
keit beschränkte und mit allem Eifer an Begründung der Erblichkeit des Königthums arbeitete. Sein Sturz und Tod begründete eine verhängnißvolle Epoche für Spanien. — Die zahlreiche Judenschaft in Spanien erleichterte den Mauren die Besitznahme des Landes, und die von den Arabern versprochene Rechts- und Steuergleichheit Aller machte die vielen, unter dem Druck einer mächtigen Adelsaristokratie seufzenden Leibeigenen ihrer Herrschaft geneigt.

Die Araber auf Sicilien. Ueber die Einnahme von Syracus im neunten Jahrhundert berichtet ein Augenzeuge Folgendes: „Wir haben zehn Monate widerstanden; oft bei Tag, vielmal Nachts gestritten, zu Wasser, zu Land und unter der Erde; gegen den Feind, gegen seine Werke nichts unversucht gelassen. Das auf den Dächern wachsende Gras war unsere Speise; Gebeine von Thieren ließen wir mahlen, um sie für Mehl zu gebrauchen; endlich haben wir Kinder verzehrt; schreckliche Krankheiten waren Folgen des Hungers. Wir, auf die Feste der Thürme rechnend, glaubten Entsatz abwarten zu können; der mächtigste Thurm brach: noch hielten wir drei Wochen lang. In einem Augenblick, da von Hitze erschöpft unsere Kriegsleute Rast nahmen, plötzlicher Generalsturm, Einnahme der Stadt! Unsere Flucht ging in St. Salvators Kirche.

Der Feind uns nach. Obrigkeiten, Priester, Mönche, Greise, Weiber, Kinder mähete sein Schwert. Hierauf wurden die Edelsten, tausend an Zahl, vor der Stadt mit Steinen, Prügeln, Geißeln ermordet; der Commandant Niketas von Tarsos, halb geschunden, mit herausgerissenen Eingeweiden, an einem Stein todt geschmettert; alle großen Häuser verbrannt, die Burg niedergerissen. An dem Tag, da sie Abrahams Opfer feiern (am Baïram), wollten viele den Erzbischof und uns verbrennen; ein alter Mann, der viel bei ihnen vermag, rettete uns. Geschrieben vierzehn Schuh unter der Erde, unter unzähligen Gefangenen, Juden, Afrikanern, Lombarden, Christen und Unchristen, Weißen und Mohren zu Palermo."

Omar II. 717–720. §. 309. Die **Omejjaden** herrschten nicht ohne Ruhm; **Omars** II.
Jezid II. 720–724. häusliche Tugenden und gerechte Regierung, und **Jezids** II. heiteres, von
Liebe, Poesie und fröhlichen Festen gehobenes Hofleben wurden laut gepriesen.
Sie entlehnten von den Byzantinern die Verwaltungskunst und römisch-griechische Cultur und riefen Aerzte, Baukünstler und Mathematiker nach ihrer Haupt-
Hischam 724–743. stadt. Allein sie waren vielen Gläubigen verhaßt, und Spaltungen, Aufstände
Welid II. 743–744. und Familienzwist schwächten ihr Ansehen. **Welid** II., der wollüstige Neffe
Jezid III. † 744. und Nachfolger des ob seines Geizes und seiner Habsucht verhaßten Khalifen
Hischam, fand seinen Tod im blutigen Bürgerkrieg, und Jezid III. überlebte
seine Thronbesteigung nur um wenige Monate. Unter diesen Verwirrungen
Abbasiden 750. gelang es den von **Abbas**, einem Oheim Mohammeds, abstammenden **Ab-**
Merwan II. 744–750. **basiden**, die Macht der Omejjaden zu stürzen. Der tapfere Khalife **Merwan** II.
erlag nach einer kurzen stürmischen Regierung am großen **Zab-Fluß** in
Abul-Abbas 750–754. Turkestan seinem glücklichen Gegner **Abul-Abbas**, dem „Blutvergießer", und
dessen grausamem Oheim **Abdallah**, und wurde auf der Flucht von einem
fanatischen Khorasaner ermordet. Schrecklich war die Blutrache, der Omejja's
ganzes Geschlecht zum Opfer fiel. Neunzig Glieder dieser Herrscherfamilie
starben in Damaskus eines gewaltsamen Todes durch die Hand des unmenschlichen Abdallah, der dann auf den Leichen der Gemordeten ein gräuliches
Festmahl feierte. Die Gräber der Khalifen wurden geschändet und ihre Asche
den Winden preisgegeben. Greise, Männer und Säuglinge wurden ohne Barmherzigkeit hingeschlachtet. Nur **Abderrahman**, ein Enkel des Khalifen **Hischam**,
rettete sich unter dem Beistand getreuer Beduinen auf gefahrvollen Wüstenwegen
755. über Aegypten und Nordafrika nach Spanien, wo er, von den Stammhäuptern
der dortigen Araber zum König ausgerufen, in **Cordova** ein unabhängiges
Khalifat gründete. Die Abbasiden wählten das reiche, glänzende, von dem
762. „freigeistigen" Khalifen **Abu Diafar Mansur** erbaute **Bagdad** zur Haupt-
Mansur 754–775. stadt, wo Karls des Großen Zeitgenosse **Harun Arraschid** (der Gerechte), der
Mohammed I. Sohn des prachtliebenden und verschwenderischen Khalifen **Mohammed** I. **Al-**
Almahdi 775–785. **mahdi**, so ruhmvoll und kräftig regierte, daß sein Name noch lange in Er-
Harun Arraschid 786–809. zählungen und Märchen fortlebte. Den Ruhm seiner glänzenden Regierung
theilte sein Vezier **Djafar der Barmakide**, aus dem alten persischen
Königsgeschlecht, bis Harun Arraschid aus Mißtrauen und Neid über des
Mannes Größe ihn hinrichten ließ. Die aus Haruns Zeit stammende Märchensammlung **Tausend und Eine Nacht**, dem Inhalt nach großentheils aus
Indien entlehnt, ist noch jetzt ein Lieblingsbuch der Jugend. Am glänzenden
Khalifenhofe zu Bagdad trieb man mit Leidenschaft das Federballwerfen und
das Schachspiel, dessen Erfindung dem fernen Osten angehört.

Emin 809—813. Mamun 813—833. Mutassim 833—842. Mutawakkil 847—861. Muntassir 861—862.

Harun Arraschid und seine Nachfolger (Emin, Mamun, Mutassim, der verfolgungssüchtige Mutawakkil, Muntassir u. A.) wendeten ihre Aufmerksamkeit mehr auf die Künste des Friedens als des Kriegs. Moscheen, Paläste und Gärten, Bibliotheken, Sternwarten u. dergl. m. wurden in allen arabischen Städten angelegt; Gewerbfleiß und lebhafter Handel brachten Reichthum, woraus Liebe zu Luxus und Pracht, aber auch Weichlichkeit und Schwelgerei hervorgingen. Sobeide, Harun Arraschids Gemahlin, trug kein Bedenken, den Geboten Mohammeds zum Trotz Seiden- und Juwelenstickereien anzulegen, den Harem mit Salben und Wohlgerüchen zu erfüllen und die weibliche Dienerschaft in Knabengewänder zu kleiden. — Der Khalife selbst unterhielt einen Harem von 4000 Sklavinnen, die täglich vor ihm erschienen, um ihre Talente als Tänzerinnen und Sängerinnen, als Flöten- und Lautenspielerinnen, als Märchenerzählerinnen und Dichterinnen zu entfalten. — Poesie und andere Künste, als Architektur, Musik und Ornamentenmalerei (Arabesken) blühten in den arabischen Hauptstädten; in Damaskus und Bagdad, in Kahira und Cordova, in Nischabur und Samarkand erhoben sich berühmte Lehranstalten, wo an der Hand und auf Grund der griechischen Werke, von denen arabische und syrische Uebersetzungen veranstaltet wurden, gelehrte Männer in allen Wissenschaften unterrichteten, in Mathematik und Sternkunde, in Naturwissenschaften und Medicin, in Philosophie und Sprachkunde. Manche Schriften des Aristoteles, den die Araber besonders verehrten und studirten, des Theophrast und anderer Griechen sind den abendländischen Völkern zuerst durch arabische Uebersetzungen bekannt geworden; wie denn überhaupt der Einfluß arabischer Literatur und Cultur auf die Ausbildung des christlichen Mittelalters sehr groß war. Den Arabern verdankten die Culturvölker des Abendlandes die Bekanntschaft mit dem Reim, sowie verschiedene wichtige Formen des Versbaues; und wie sehr die Mathematik und Rechenkunst unter den Händen der Araber gefördert wurden, davon zeugen noch heute die von ihnen erfundene oder doch vervollkommnete „Algebra" und die aus Indien entlehnten sog. „arabischen Ziffern", wodurch die Abendländer mit der wunderbaren Erfindung vertraut wurden, den Zahlen durch ihre Stellung einen Werth zu geben. Die Araber erweiterten die geographischen Kenntnisse durch Entdeckungsreisen und durch Messung der Längen- und Breitenkreise. Zugleich bereicherten sie das Abendland mit neuen Handelsartikeln und schufen durch Verpflanzung der Seidenraupe, des Indigo, des Safrans, des Zuckerrohrs und anderer Gewächse nach Spanien und Sicilien dem Gewerbfleiß einen mächtigen Aufschwung. Wie die alten Phönizier, waren die Araber die Vermittler zwischen Morgenland und Abendland.

§. 310. **Verfall der Khalifenmacht.** Aber unter den Beschäftigungen des Friedens ging der begeisterte Heldenmuth und die kriegerische Tugend unter; Luxus und Ueppigkeit untergruben die Kraft und Waffenkunde früherer Jahre; religiöse Streitigkeiten erzeugten Spaltungen und Secten und schwächten die Energie, die vorher die gottbegeisterten Streiter zum Sieg geführt; treulose Statthalter und ungehorsame Stammhäupter fielen ab und gründeten sich unabhängige Herrschaften; Ländertheilungen, Thronkriege und Empörungen zerstörten die Einheit und hemmten die Volkskraft. Nirgends wurden die Laster und Lüste des Morgenlandes, die sprichwörtlich gewordene orientalische Ueppigkeit und Weichlichkeit so offen zur Schau gestellt, als an dem Khalifenhof von Bagdad. Ohne Scheu besangen frivole Dichter vor den Ohren des Fürsten der Gläubigen die Knabenliebe, das zunehmende Laster des entarteten Geschlechts, und den verbotenen Genuß des Weins an reichbesetzter Tafel im Kreise von Kunstgenossen, von Tänzerinnen und schönen Sklaven. Bald wurden die Khalifen von Bagdad der Spielball ihrer türkischen Leibwache, die gleich den Prätorianern in Rom über den Stuhl des Propheten verfügte und die geistliche Großherrnwürde in den Glanz eines Militärdespotismus hüllte.

Ein oberster Beamter (Emir al Omra) riß, wie der fränkische Majordomus, alle weltliche Gewalt in Staat und Heerwesen an sich und ließ dem Khalifen nur die ohnmächtige Würde eines geistlichen Oberhauptes. An die Stelle der Türken trat um die Mitte des zehnten Jahrhunderts als Beschützer des Khalifenthrons das aus Deilem stammende persische Fürstengeschlecht der Bujiden, die dem Beherrscher der Gläubigen nichts als die Chutbah (die Ehre im Gebet genannt zu werden) und das Münzrecht ließen. Sie selbst regierten das Reich nicht ohne Ruhm und achteten neben den Waffen die Wissenschaften und die Künste des Friedens. Aber die staatliche und religiöse Einheit, die dem Islam im Anfang so große Macht verliehen hatte, war dahin; der Emir al Omra fand nur so weit Anerkennung, als sein Schwert sie zu erzwingen vermochte. Im elften Jahrhundert wurden die arabischen Herrschaften des Orients ein Raub der zum Islam bekehrten Seldschukischen Türken, die bisher als Nomaden am Aralsee gehaust und deren Sultan den
1063. Khalifen von Bagdad die Würde eines Emir al Umara abtrotzte und auf seine Nachfolger vererbte. Bald waren die Seldschuken, die das reizend gelegene Bochara zum glänzenden Herrschersitz ihrer Dynastie erkoren, Herren von Vorderasien, indeß die Macht des Khalifen zu einem Schatten herabsank (vgl. §. 371). Noch zwei Jahrhunderte bestand die Würde fort, bis Hulagu,
1258. der Enkel des Mongolen Dschengis-Chan, Bagdad erstürmte, und der letzte der Khalifen, der üppige, in Stolz und trägem Sinnengenuß dahinlebende Mostassim, durch die Verrätherei seines ehrgeizigen Großveziers Ibn Alkami in dem allgemeinen Blutbad seinen Untergang fand (§. 413). Die Geschichte der Araber liefert aufs Neue den Beweis, „wie rasch das Ableben auch der hochbegabten Nationen erfolgt, sobald der Rost die sittliche Substanz der Völker ergriffen".

Ghasnaviden c. 1000. §. 311. **Stämme und Secten.** Die weichlichen Khalifen vermochten die Einheit des Reichs nicht zu erhalten. In Ostpersien (Afghanistan) gründeten die Ghasnaviden ein glänzendes Reich, das unter Mahmud bis an den Ganges ausgedehnt wurde. Er unterwarf die Beherrscher (Rajas) von Lahore, Multan, Delhi, zerstörte die festen indischen Tempel (Pagoden) auf den Vorhöhen des Himalaya, damit fortan der Islam daselbst herrsche, plünderte die Schätze des reichen Mahadevatempels von Somnath, zu dessen Cultus zweitausend Ortschaften steuerten, und führte unermeßliche Beute fort. Groß war der Ruhm des ghasnavidischen Herrschers, der die Tapferkeit eines Eroberers mit der Großmuth, Gerechtigkeit und Kunstliebe eines weisen Regenten verband und dessen glänzenden Hof in Ghasna die berühmtesten Gelehrten und Dichter des Morgenlandes verherrlichten. Zu jenen gehören Abu Nasr Ibn Ginmad al Farabi, der Verfasser des berühmtesten arabischen Wörterbuchs, und der Arzt und Philosoph Avicenna, den sich Mahmud von den besiegten Chowaresmiern statt allen Tributs erbeten hatte; unter den Dichtern muß vor allen der Perser Firdusi genannt werden, dessen großes mythisch-historisches Heldengedicht Schahname, Königsbuch, die Königs- und Heldensage von Iran nach alten Volkstraditionen und die spätere persische Geschichte bis zum Sturz der Sassaniden zum Inhalt hat. Neben Firdusi blühte an Mahmuds Hof der „Dichterkönig" Anssari. Aber nach wenigen Menschenaltern wurde das Reich des Ghasnaviden die Beute der Seldschuken. — Auf gleiche Weise machten sich im zehnten
Fatimiden. Jahrhundert die Schiitischen Fatimiden und ihre Nachfolger in Aegypten und Nordafrika unabhängig. Abu Abdallah, ein Ismaelitischer Missionär, welcher seine Abstammung von Mohammeds Tochter Fatime herleitete, und Obeid Allah, anfangs sein Gefährte, dann sein Feind, eilten, von ihren Anhängern als der verborgene Mahdi anerkannt, mit dem weißen Banner von Sieg zu Sieg und zwangen alle arabischen Stämme

in Nordafrika und auf den Inseln des Mittelmeers unter die Macht der fatimidischen Herrscher. Wenn gleich als Schiiten von den Rechtgläubigen gehaßt, erweckten doch die Fatimiden unter ihrem begeisterten Oberhaupte, welches sich den Titel eines Emir al Mumenin, d. h. Fürst aller Gläubigen, beilegte, den Fanatismus wieder, der dem Islam ursprünglich die gewaltige Siegeskraft verliehen. Einige Menschenalter herrschten die Fatimiden, besonders unter Obeid Allah und seinem gleichgesinnten Enkel Abu Thaher, Almansur d. h. Sieger genannt, ruhmvoll und kräftig vom rothen Meer und dem Libanon bis zum atlantischen Ocean; aber bald versanken auch sie in Weichlichkeit und führten dadurch Trennungen in mehrere Herrschaften herbei. Darunter wurde am berühmtesten das Reich der nomadischen Morabethen (Almoraviden), die Fez gewannen und Marokko (1063) bauten, wo Palmenbäume die Gassen beschatteten. Ein anderes Reich bestand in Tunis, und auf den Hochebenen des Atlas erhielten sich waffengeübte Beduinenstämme, die alle Mohammed als Prophet ehrten, in freier Selbständigkeit.

1) Im östlichen Persien drängte eine Dynastie die andere. Im neunten Jahrhundert herrschten in Khorasan und der Umgegend die **Tahiriden**. Nach einigen Jahrzehnten erlagen sie dem Tahiriden.
scharfen Schwert Jakubs des Schmieds (Saffar), der von Sebschestan aus gegen das Ende des neunten Jahrhunderts die benachbarten Ortschaften siegreich durchzog und das Reich der Saffariden.
Saffariden gründete. Bald nachher gelang es einem von den Sassaniden abstammenden persischen Fürsten Ismael, alle Provinzen vom kaspischen Meere bis über die Bucharei hinaus zu Samaniden.
Einem Staate zu vereinigen und auf seine Nachkommen, die **Samaniden**, zu vererben. Dieses Reich gelangte im zehnten Jahrhundert unter Ismaels Nachfolgern Ahmed (907—914) und Nasr (Emir es Said, der glückliche Fürst genannt, 914—943) zu einer hohen Blüthe. Die Hauptstädte ihres Reichs, Bochara, Samarkand, Balkh wurden die Sitze des Welthandels; Ackerbau und Gewerbthätigkeit standen im Flor; Heerstraßen, Kanäle, Wasserleitungen durchzogen das Land; in Bochara und Samarkand wurden hohe Schulen und Sternwarten angelegt und die Wissenschaft gepflegt; Nasrs Freund und der Herold seiner Thaten war der berühmte Dichter Rudegi, der Minnesänger, der die Blüthe der arabischen, persischen und indischen Literatur in seinen Werken vereinigte und die indischen Fabeln des Bidpai, die bereits ins Arabische übersetzt worden, ins Persische übertrug. Die glänzende Schöpfung des hochsinnigen und frommen Nasr, des Begründers des mohammedanischen Mönchs- und Eremitenwesens der Derwische, sank unter seinen schwachen Nachfolgern bald in Trümmer und wurde größtentheils die Beute des streitbaren **Ghasnaviden** Sebuktekin, der um 976 in Ghasna (oder Ghisni) und Kabul, am Fuße des Hindukhgebirgs, eine unabhängige Herrschaft gegründet Mahmud
hatte, die sich bald nach allen Richtungen hin ausdehnte. Sein großer Sohn Mahmud unterwarf sich das Reich der Samaniden, schlug in einer furchtbaren Schlacht bei Balkh (1006) die 998—1030.
zahllosen tatarischen Horden, die Ilek-Khan aus der Bucharei herbeigeführt, und vereinigte Indien und die altpersischen Provinzen Baktrien, Sogdiana u. a. zu einem glänzenden Reich, wo Handel und Industrie, Wissenschaften und Poesie blühten. Obwohl dem mohammedanischen Glauben ergeben, stützten diese Dynastien dennoch ihre Herrschaft auf das altiranische Nationalgefühl. Sie zeigten sich duldsam gegen den Zoroastrischen Licht- und Feuerdienst und förderten die Wiederbelebung der Sprache und Dichtung der Perser. Mahmud ließ in der Umgegend von Merv die alten Heldensagen und Traditionen sammeln, aus denen dann Abul Kasim Mansur, genannt Firdusi oder der Paradiesische, das großartige Epos Schahname zusammenstellte, das in seiner ersten Hälfte geschichtlich-religiöse Volkstraditionen aus Irans Vorzeit enthält. —
In Syrien und Mesopotamien gründeten im zehnten Jahrhundert die **Hamdaniden** zwei Hamdaniden.
kurz dauernde blühende Reiche, deren Hauptstädte Mosul und Aleppo die Sitze des morgenländischen Handels und arabischer Künste und Wissenschaften waren. Gedrängt von den Fatimiden im Südosten, im Nordwesten beunruhigt von den mächtigen **Bujiden**, die im zehnten Jahrhundert vom Lande Deilem am kaspischen Meere aus allmählich den größten Theil von Persien eroberten und zuletzt die Khalifen in Abhängigkeit brachten, konnten sich die Hamdaniden auf die Dauer nicht behaupten.

2) Vor den **Fatimiden** hatten sich im neunten Jahrhundert in Nordafrika die **Edrisiden**, Edrisiden. Aghlabiten.
Nachkömmlinge Ali's, im Lande Fez, und in der Gegend von Tunis die **Aghlabiten** eine unabhängige Herrschaft gegründet, und in dem durch Fruchtbarkeit und Handelsverkehr unermeßlich Tuluniden.
reichen Aegypten errichteten gleichzeitig die **Tuluniden** und nach ihnen die Ikschiden ein

selbständiges Reich. Die Aghlabiten, die das glänzende Kairawan zum Hauptsitz machten, herrschten mit Ruhm und Kraft. Sie eroberten Sicilien, das unter den Händen maurischer Ansiedler zu neuer Blüthe und zu einer aus antiken, christlichen und mohammedanischen Elementen gemischten Cultur emporstieg, und machten Streifzüge nach Unteritalien bis in die Nähe Roms. Aber ihre Herrschaft war auf das Schwert gegründet und der Haß, den Abu Ischak, ein Tyrann, der mit Tigerwuth Fremde, Stammverwandte, ja sein eigenes Geschlecht hinwürgte, durch seine blutigen Gräuelthaten auf seinen Stamm lud, bewirkte, daß sie gleich den westlichen Edrisiden, im zehnten Jahrhundert den Fatimiden erlagen. Als Moëz der Fatimide Nordafrika und
969. Sicilien unterworfen hatte, schickte er seinen tapfern Feldherrn Dschewar gegen Aegypten, wo kurz zuvor ein kluger, tapferer und für höhere Ideen empfänglicher Negersklave Kafur auf den Trümmern der Tulunidenmacht ein selbständiges Reich gegründet hatte. Dschewar eroberte das Land, dessen glänzende Hauptstadt Kahira von Moëz zum Herrschersitz des Fatimidenreichs erkoren ward. Moëz starb 975. Mit seiner Einwilligung hatte kurz zuvor Jussuf Balkin in
Badisiden. Zereiden. Kairawan eine unabhängige Herrschaft, die der **Badisiden** oder Zereiden, gestiftet, und in Fez behaupteten sich die **Zereiden** unter vielen Kämpfen mit den Omejjaden in Spanien. Raubzüge nach den Inseln und Küstenländern des Mittelmeeres waren die einzigen Thaten der afrikanischen Araber, deren Macht durch Spaltungen, Familienkämpfe und wilde Verfolgungssucht bald gebrochen ward.

§. 312. Spanien. Spanien erfreute sich unter den Omejjaden einer hohen Blüthe. Volkreiche Städte schmückten das Land; Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht fanden Pflege; Bergwerke wurden angelegt; lebhafter Handel mit den Erzeugnissen der Natur und Industrie (Wolle, Seide, Oel, Zuckerrohr u. dgl. m.) brachte Reichthum; schöne Dörfer, blühende Meierhöfe, prunkende Paläste (die mit prächtigen Gärten umgebenen Königsburgen Alkazar und Azzähra in Cordova und die weltberühmte Alhambra in Granada) zeugten von dem Wohlstand des Landes. Die Hauptstadt Cordova soll 113,000 Gebäude, darunter 600 Moscheen und mehrere weitläufige Herrscherräume besessen haben; Künste und Wissenschaften wurden mit Liebe gepflegt, und heitere Geselligkeit schuf Lebensfreude. Besonders glänzend war die fast fünfzigjährige Regie-
Abderrahman III. 912—961. Alhakem 961—976. rung Abderrahmans III., der, ein zweiter Salomo, alle Genüsse, alle Pracht und alle Bildung der Welt um sich sammelte, und die seines gleichgesinnten Sohnes Alhakem, der, von Gelehrten und Dichtern umgeben, sich ganz den Künsten des Friedens widmete und das Khalifenreich auf eine seltene Stufe des Glücks, des Wohlstandes und des Glanzes hob. Soll doch Spanien damals siebzehn Universitäten und siebzig große Bibliotheken besessen haben. Dabei wurden auch die Waffen nicht vergessen. Zahlreiche Schlachten wider die christlichen Westgothen tränkten die Ufer des Duero und die Gefilde von Leon und Castilien mit dem Blute der tapfern Streiter; und selbst im Seewesen blieben die maurischen Könige nicht zurück. Ein Befehlshaber zur See (Amir al ma, daher Admiral) wurde der ganzen Marine vorgesetzt. Zugleich dehnte der kräftige Abderrahman die Herrschaft der Omejjaden über die zwieträchtigen Araberstämme in Nordafrika aus und ließ aus der gewonnenen Kriegsbeute die große Moschee in Fez errichten. Sein größter Ruhm aber war der milde und duldsame Sinn, den er gegen Christen und Juden bewies. Als
Haschem II. 976—1013. mit dem schwachen Haschem II., der im süßen Nichtsthun seine Tage in den Gärten seines Schlosses verbrachte, die Herrschergröße der Omejjaden zu schwinden begann, ging die Macht allmählich an kriegerische Veziere über. Der berühmteste Name in der spanisch arabischen Kriegsgeschichte ist der des Veziers

(Hadschib) Almanzor, der, eben so kunstsinnig und klug als tapfer und gewaltthätig, den Staat zu Haus und im Felde mit unbeschränkter Allmacht leitete, die Hauptstadt Leon und den heiligen Wallfahrtsort St. Jago zerstörte und die christlichen Kämpfer in vielen blutigen Treffen überwand, bis er endlich an den Wunden, die er in der heißen Schlacht am „Adlerschloß" unweit der Quellen des Duero im kühnen Handgemenge empfangen, zu Medinaceli an der Grenze Castiliens in den Armen seines Sohnes Abdelmalik Modhaffer verschied. Bald nach seinem Tode traten heftige Thronkämpfe und blutige Bürger- 1002.
kriege ein, die wilde Gräuel, Schwächung des Reichs und den Untergang des omejjadischen Herrscherhauses im Gefolge hatten. Nach dem Erlöschen dieses 1031.
Geschlechts zerfiel auch in Spanien die maurische Herrschaft in viele kleine Staaten (Cordova, Toledo, Granada, Sevilla, Saragossa, Valencia, Murcia u. a.), die, geschwächt durch Feindseligkeiten und Kriege unter einander, allmählich den christlichen Westgothen des Nordens erlagen. Diese hatten zuerst unter Pelayo's Nachfolgern (Pelagier) aus Asturien und Gallizien das Königreich Oviedo errichtet und über dem Grabe des Apostels Jacobus die heilige Pilgerstadt S. Jago di Compostella gegründet, dann (im zehnten Jahrhundert) Leon dazu erobert und durch glückliche Kämpfe ihre Grenzen immer weiter nach Süden ausgedehnt. Im elften Jahrhundert verlieh **Sancho Mayor von Navarra** das aus der Grafschaft Burgos entstandene Königreich **Castilien** einem seiner Söhne, dem ritterlichen und tapfern Ferdinand, der den Kampf gegen die Araber als ein Werk des Glaubens ansah. „Man hörte ihn wohl in der Kirche des heiligen Isidorus, die er selbst erbaut, laut in die Gesänge der Priester einstimmen, und dann stürmte er vom Altare unmittelbar in das Kriegslager, um die Ungläubigen anzugreifen." Verheerend durchzog er die Gegenden jenseits des Tajo und gewann dauernd Lamego und Coimbra der Christenheit. Sein Sohn Alphons VI. fügte den väterlichen Eroberungen noch die Stadt Toledo bei. Das Königreich Castilien nahm mit der Zeit die andern nordwestlichen Staaten in sich auf, indeß die nordöstlichen Reiche Navarra (welches jedoch im zwölften Jahrhundert wieder unabhängig ward) und Catalonien oder die Markgrafschaft Barcelona nach und nach mit dem Königreich **Aragonien**, das ein anderer Sohn Sancho's, Ramiro, erhielt, vereinigt wurden. Ramiro's ritterlicher Sohn, Sancho Ramirez, entriß den Mauren die feste Stadt Barbastro, und als er bei der Belagerung von Huesca die Todeswunde empfing, trat sein Sohn Pedro in seine Fußstapfen und nahm den heiligen Krieg als väterliches Vermächtniß auf. Nach der Eroberung von Huesca war der Fall von Saragossa nur noch eine Frage der Zeit. Neben diesen beiden Reichen bildete sich um die Zeit des ersten Kreuzzugs die Statthalterschaft **Portugal**, die der burgundische Prinz Heinrich 1112.
durch glückliche Kriege mit den Mauren in ein selbständiges Reich umwandelte und seinen Erben zur Vergrößerung hinterließ. Diese drei Staaten, **Castilien**, **Aragonien** und **Portugal**, erhielten sich das Mittelalter hindurch unabhängig neben einander unter steten Kämpfen mit den Arabern des Südens, deren Kraft und Kriegsmuth bei der zunehmenden Civilisation, Ueppigkeit und Verweichlichung in demselben Grade schwand, wie der ritterliche Geist der Westgothen durch Glaubenseifer, Ruhmgier und Freiheitsstolz sich hob und ausbildete.

Sancho d. Große 970—1035.
Ferdinand 1037—1067.
Alfonso VI. 1072—1109.
Ramiro 1035—1063.
Sancho Ramirez 1063—1094.
Pedro 1094—1104.

† 1099. Die Thaten der gottbegeisterten Streiter, besonders des großen **Cid Campeador** wurden in Heldenliedern (Romanzen) der Nachwelt überliefert und hielten im spanischen Adel Muth und Rittersinn lebendig, während der Bürgerstand durch Rechte und Freiheiten (Fueros) zur freudigen Theilnahme am Staatsleben wie zum Kampf wider die Feinde ermuntert ward. Umsonst riefen die spanischen Araber die Morabethen (Almoraviden) aus Marokko zu Hülfe, die
1086. Früchte der Eroberungen des mächtigen Morabethenherrschers Jussuf Ibn Taschfin, welcher in der Schlacht bei Salaca die christlichen Streiter zurückdrängte, dann aber die andalusischen Fürsten selbst unterwarf, gingen unter seinen Nachfolgern wieder verloren; und selbst die neue Secte schwärmerischer Moslemen, die Almohaden, die nach Eroberung des Marokkanischen Reichs nach Spanien übersetzten, vermochten dem siegreichen Schwert der Christen nicht lange zu widerstehen. Der von der vereinten Christenmacht bei **Tolosa**
1212. in der Sierra Morena erfochtene Sieg brach auf immer die Herrschaft der Mauren. Einige Jahrzehnte später erkannten sogar Cordova und Gra-
1248. nada die Oberherrlichkeit Ferdinands III. von Castilien an. Fortan traten die Mauren in das Verhältniß der Unterthänigkeit und überließen die Herrschaft den Christen.

§. 313. Mohammedanische Cultur und Literatur. A. Dichtkunst. 1. **Araber. Bei** den Arabern wurde die Poesie von jeher gepflegt; kein Talent ward höher geschätzt, als die Gabe der Dichtkunst. Darum wendeten sich auch die hervorragendsten Männer der Poesie zu und nicht selten war der gefeiertste Dichter auch zugleich der tapferste Kriegsheld, der gepriesenste Richter, der zur Schlichtung von Familien- und Stammfehden als Schiedsmann oder Anwalt gewählt ward. Kriegerische Großthaten und die in den Kämpfen der einzelnen Stämme wurzelnden Gefühle der Freundschaft und Feindschaft, des Hasses und der genossenschaftlichen Treue, ferner glühende Liebe, die Frucht eines ungezwungenen Verhältnisses und einer freieren Stellung des Weibes zum Manne, Gastfreundschaft und Ehre bildeten den Stoff der ältesten arabischen Dichtkunst, die hauptsächlich eine aus Stammliedern bestehende, mit epischen und didaktischen Elementen versetzte Volkslyrik war. Als die ältesten und gefeiertsten Volkssänger der Araber werden bezeichnet Muhalhal, Taabbata-Scharran und Schanfara. Die dichterischen Wettkämpfe, die alljährlich auf der zahlreich besuchten Messe von Okhazh bei Mekka abgehalten wurden, trugen nicht wenig zur Blüthe der Poesie bei. Es wird gemeldet, das Gedicht, welches den Preis davon getragen, sei mit goldenen Buchstaben auf persische Seide geschrieben und zum ewigen Ruhme am Eingange der Kaaba aufgehängt worden, woher sie den Namen **Moallakat**, d. i. die aufgehangenen Gedichte, erhalten hätten. Als Dichter solcher Moallakat werden gerühmt: Amru, Hareth, Tarafa, aus dem sechsten Jahrhundert nach Chr., Suheir (oder Zohair), **Antara**, „ein Sänger und ein Held zugleich", **Lebid** und **Amrulkais** (Imriolkais), der feurige Sänger der Liebe, im Koran „der Fahnenträger zur Hölle" genannt, aus dem sechsten und siebenten Jahrhundert. Wegen eines Liebesverhältnisses zu einer fürstlichen Dame aus Constantinopel flüchtig, starb Imriolkais zu Angora an den Folgen eines vergifteten Hemdes, mit dem ihn Justinian beschenkt. — Vor Mohammed war die Literatur wie das öffentliche Leben nach Stämmen gesondert. Die Poesie bestand aus Stammliedern, die Geschichte aus losen, mit fabelhaften Zusätzen ausgeschmückten Stammsagen, die Gesetzgebung und Rechtspflege beruhten auf ungeschriebenem (traditionellem) Gewohnheitsrechte. Aus diesem Zustand der Begrenzung und Zerrissenheit wurde das arabische Volk durch Mohammed erlöst und zu einem nationalen Ganzen verbunden. Dadurch erhielt auch die arabische Poesie wie das ganze Leben eine Umgestaltung und neue Richtung. Die Literatur wurde vielseitiger, mächtiger, glänzender, aber sie verlor von ihrer ursprünglichen natürlichen Kraft und Originalität. Was bisher Sondergut einzelner Stämme gewesen, wurde jetzt Eigenthum des ganzen Volks. Es entstanden daher **Sammlungen von Liedern, Sagen und Rechtssprüchen** verschiedener Stämme, die dann zu einem Ganzen geordnet und verbunden wurden. Solche Liedersammlungen wurden

Divan (Anthologie, Blumenlese) genannt; die berühmteste entstand in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts durch Abu Tammam (805—846 n. Chr.), welcher die einzelnen Lieder nach mündlichen Ueberlieferungen niederschrieb und in ein Liederbuch vereinigte, das von der Ueberschrift seiner ersten Abtheilung den Titel **Hamasa**, d. i. Tapferkeit, erhielt. Nach Mohammed nahm die arabische Dichtung immer mehr den Charakter einer schmeichelnden Hofpoesie an; die frische, naturkräftige Liebe verschwindet nach und nach, weil der Islam dem Weibe eine unfreie und erniedrigende Stellung anwies, und das religiöse Element, das in der arabischen Denk- und Anschauungsweise so mächtig vorherrscht, verlieh der Poesie häufig eine dogmatische und zelotische Prägung. Auch artete die Dichtkunst bald in Künstelei aus, da die Araber zu großen Werth auf grammatische und prosodische Kleinigkeiten, auf Silbenfall, Silben- und Buchstabenklänge, Wortbildung, Wortstellung, Wortableitung, Ton und Biegung legten. „Der Araber, den ehemals sein Haß zu Zorngedichten begeisterte, der an Schlacht und Mord sich erfreute, am Sonnenbrand der Wüste und am Firmament der stillen Nächte sich erbaute, spann sich später in angeblicher Liebesqual ein seidenes Gehäuse schwierig gereimter Verse." — Der **Koran** selbst, der aus 114 Suren besteht und in rhythmischer Prosa verfaßt ist, enthält neben manchen rhetorisch gefärbten Stellen echt poetische Schilderungen voll Feuer und Phantasie, namentlich in den Abschnitten, wo die Schrecken des jüngsten Gerichts und die Qualen der Hölle beschrieben werden. — Unter den Dichtern der nachmohammedanischen Zeit sind am bedeutendsten: der erwähnte Sammler der Blumenlese Hamasa **Habib Abu Tammam** der Syrer, der Sohn armer Eltern, der sich sein Brod als Wasserträger in Kairo erwarb, und am liebsten von Schlachten sang, von „der Musik der klirrenden Waffen" und vom „Tod, der süßer schmeckt, als Feig' und Wein"; **Mutanabbi** (Motanebbi, geb. 915, im Kampf gefallen 965), Toghrai (ermordet 1121) und Asmai als Lyriker, Meidani († 1125) als Didaktiker u. A. m.; vor Allen aber **Hariri der Makamendichter** (1054—1120). Makame bedeutet einen Ort, wo man sich aufhält und unterhält; dann die Unterhaltung selbst, also eine Erzählung oder Novelle. In den Makamen des Hariri erzählt der Dichter unter dem Namen eines Hareth Ben Hemman die Fahrten, Abenteuer und „Verwandlungen" des Vagabunden Abu Seid aus Serug. „Die Form ist eine aus Versen und gereimter Prosa gemischte, gleich geschickt zu Ernst und Scherz, bald zu Wort-, Buchstaben- und Räthselspielen zugespitzt, bald lyrisch aufwirbelnd, bald in elegischem Flusse dahinströmend, bald rhetorisch gedehnt, bald gnomenhaft kurz." — Außer der erwähnten Märchensammlung Tausend und Eine Nacht sind durch zahlreiche Uebersetzungen in alle Sprachen des Auslandes besonders bekannt: die kleine, einem alten Weisen **Lokman** zugeschriebene arabische **Fabelsammlung**, deren Ursprung und Entstehungszeit unbekannt sind, und die von Almokaffa unter dem Khalifen Almansur aus dem Indischen oder Persischen (Pehlwi- oder Zendsprache) ins Arabische und daraus wieder in alle europäischen Sprachen übersetzten **Fabeln des Bidpai.**

2. **Perser**. Schöpferischer als in Arabien war der Islam in der persischen Literatur. Der schon unter den Sassaniden (§. 260) angebaute Boden der Poesie wurde unter dem Einfluß des Islam mit Erfolg bearbeitet und gepflegt, so daß vom zehnten bis ins vierzehnte Jahrhundert die persische Dichtkunst in hoher Blüthe stand. Ein neuerer Orientalist (Hammer-Purgstall) hat dieselbe in sieben Perioden eingetheilt und jede an einen bedeutenden Dichternamen geknüpft. 1) Von 913—1106. In dieser Periode blühte besonders Abul Kasim Mansur, genannt **Firdusi** (der Paradiesische) (§. 311), der Verfasser des Schahname (Königsbuch), † 1030 in seiner Vaterstadt Tus, zum Theil aus Verdruß, daß ihn der Sultan um den versprochenen Lohn verkürzt. Diese mythisch-historische Dichtung knüpft an die durch Ueberlieferung in den östlichen Landschaften Irans erhaltene Sagengeschichte der fernsten Urzeit die wirkliche Geschichte Persiens bis zum Untergang des Sassanidenreichs durch die Araber an. Es zerfällt in zwei große Hälften, deren erste, mehr poetische, das heroisch-mythische Zeitalter mit seinem Hauptheros Rustem umfaßt, die zweite, mehr historische, nach Art der Reimchroniken die geschichtlichen Zeiten und insbesondere die Thaten Iskanders (Alexanders) behandelt. „In diesem Epos (sagt der neueste Uebersetzer Fr. v. Schack) besitzen wir eines der größten Werke, welche die vereinte Dichtungskraft vieler Generationen geschaffen und einem mächtigen Genius, dem der Ruhm der schließlichen Feststellung vorbehalten war, überliefert hat." Firdusi hat die in Schriftwerken und im Munde des Volks erhaltenen Traditionen der Heldenzeiten und Heldenlieder des alten Iran mit schöpferischem Geist aufgegriffen und zu einem umfassenden Ganzen kunstvoll vereinigt:

„Nicht eine einzelne Begebenheit, sondern den ganzen Weltlauf will er schildern, wie derselbe in der Seele des Persers sich spiegelt; durch Jahrhunderte rauscht der Strom seines Gesanges und trägt eine Fülle thatenreicher Gestalten auf seinen Wellen; aber Alles ist umspannt durch die gemeinsame religiöse Idee vom Kampf des Lichts mit der Finsterniß, des Guten mit dem Bösen, Irans mit Turan, und der Held Rustem, der als Jüngling, Mann und Greis wie ein orientalischer Cid unter mehreren Königsgeschlechtern der hervorragende Streiter ist, bildet den persönlichen Mittelpunkt der Sagenpoesie, wie im zweiten Theil, wo der Dichter den hellern Zeiten der Geschichte sich zuwendet, dies Alexander der Große thut, den die Perser sich dadurch aneignen, daß sie die makedonische Königstochter ihrem eignen Fürsten vermählt, aber von ihm verstoßen werden lassen; die Frucht der Brautnacht jedoch ist der griechische Heldenjüngling, der also auf den persischen Thron das erste Recht hat und durch Persiens Eroberung von seinem eigenen Reich Besitz nimmt." Firdusi wird als der persische Homer gepriesen; er steht aber an Einfachheit und epischer Klarheit hinter dem Sänger der Ilias weit zurück. Das Schahname enthält 60,000 Doppelverse, von denen jedoch die letzten 4000 nicht von Firdusi selbst, sondern von seinem Lehrer Esſedi herrühren. — 2) Die zweite Periode von 1106—1203 schließt sich an den höfischen und lobpreisenden Dichter Enweri (gest. zu Balkh 1152) und an den fruchtbaren Lyriker und Epiker **Nisami** an (gest. 1180 in seiner Geburtsstadt Gendsch). Unter den zahlreichen Werken des letztern sind am berühmtesten der sogenannte Fünfer (Chamse), d. h. eine Reihe erzählender Gedichte, worunter Chosru und Schirin, Leila und Medschnun und das Alexanderbuch die gefeiertsten sind. — 3) Der dritte Zeitraum, von 1203—1300, wird als das mystische und moralische Zeitalter bezeichnet, wo die Beschaulichkeit und theosophische Betrachtung vorherrschend war. In diese Periode fallen, außer dem Feriddeddin Attar (erschlagen 1226), dem Verfasser des Mantikettair, d. i. Vögelgespräche, besonders der tiefsinnige **Dschelaleddin Rumi** (gestorben 1273 in Koniah) „der größte mystische Dichter des Orients, die Nachtigall des beschaulichen Lebens, der Verfasser des Mesnewi, eines berühmten doppelgereimten asketischen Gedichtes, und der Stifter der Mewlewi, des berühmtesten Ordens mystischer Derwische". „Auf den Flügeln der höchsten religiösen Begeisterung, welche hoch erhaben über alle äußeren Formen positiver Religionen, das ewige Wesen in der vollkommensten Abgezogenheit von allem Sinnlichen und Irdischen als den reinsten Quell des ewigen Lichts anbetet, schwingt sich Dschel. Rumi nicht blos über Sonnen und Monde, sondern über Zeit und Raum, über die Schöpfung und das Loos, über den Urvertrag der Vorherbestimmung und über den Spruch des Weltengerichts in die Unendlichkeit hinaus, wo er mit dem ewigen Wesen als ewig Anbetender, und mit der unendlichen Liebe als unendlich Liebender in Eins verschmilzt, immer sich selbst vergessend, nur das große All im Auge hat." Sein Zeitgenosse Moslicheddin **Saadi** (geb. 1189 zu Schiras, gest. ebendaselbst 1291), der als Gefangener der Kreuzfahrer nach dem Abendlande kam, ist der in Europa bekannteste orientalische Dichter. Saadi's lyrische und didaktische Gedichte, das Gulistan, d. i. Rosenhain, und das Bostan, d. i. Fruchtgarten, enthalten eine Fülle morgenländischer Weisheit, Lebensklugheit und Moral. Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gerieth er in die Gefangenschaft der Christen in Palästina, und wurde gezwungen, bei den Festungsmauern von Tripolis zu arbeiten. Er selbst erzählt sein Schicksal im Gulistan folgendermaßen: „Als ich des Umgangs mit meinen Freunden zu Damaskus müde geworden war, so begab ich mich in die Einöde von Jerusalem und lebte vertraulich mit den wilden Thieren, bis ich eines Tages Gefangener der Franken wurde, welche mich an dem Graben von Tripolis mit Juden arbeiten ließen." Dort erkannte ihn ein vornehmer und reicher Freund aus Haleb, kaufte ihn los mit zehn Goldstücken und nahm ihn mit sich nach Haleb, wo er ihm seine Tochter zur Gattin gab, mit der er aber nicht in besonderer Eintracht lebte. — 4) Der vierte Zeitraum von 1300—1397 ist die Glanzperiode der persischen Lyrik, das Zeitalter des Dichterkönigs Schemseddin Mohammed **Hafis** (d. h. der Preiswürdige); Hafis starb zwischen 1389 und 1394 in seiner Geburtsstadt Schiras. Sein Grab in der Vorstadt Moßella blieb Jahrhunderte lang eine Wallfahrtstätte für die frommen Moslemen. Denn Hafis, der feurige und liebliche Sänger der Liebe, des Weins und der sinnlichen Genüsse, lebte als Derwisch in freiwilliger Armuth in der anmuthigen Gegend seines Heimathlandes, vorziehend das Schwelgen in mystischer und pantheistischer Beschaulichkeit und Schwärmerei dem Freudeleben am Hofe von Bagdad, wohin der Sultan Achmed-Ischani ihn einlud; daher nannten ihn seine Verehrer die „mystische Zunge" und fromme „Wortgelehrte" legten seinen von Sinnlichkeit übersprudelnden lyrischen Gedichten einen geheim-

nißvollen mystischen Sinn unter und deuteten, wie die Bibelerklärer das „Hohe Lied", seine Aussprüche allegorisch, während die strenggläubigen Religionsgenossen ihn als Freigeist schmähten, „der Aergerniß schaffet", und ihm ein ehrenvolles Begräbniß verweigern wollten. „Alles athmet bei Hafis nur Wein und Liebe," bemerkt Hammer, „vollkommene Gleichgültigkeit gegen alle äußeren Religionspflichten und offenen Hohn der Klosterdisciplin, wiewohl er selbst nicht nur durch Kutte und Stab, sondern auch durch Verachtung aller Güter der Welt und freien, unabhängigen Sinn ganz eigentlich Derwisch war." Neben Hafis ist noch zu erwähnen Waßaf, der Lobredner des Sultan Abussaid, aus der Familie Dschengischans, ein schwieriger, an Alliterationen, Wortspielen, Allegorien und gelehrten Anspielungen reicher Dichter. — 5) Der fünfte Zeitraum, von 1397—1494, kann bezeichnet werden als die Periode des Stillstands, begrenzt durch **Dschami**, den letzten Dichter erster Größe (gest. 1492), der jedoch mehr durch Correctheit und Glätte des Stils und durch nachahmendes Talent, als durch schöpferisches Genie ausgezeichnet ist. Dem Nisami nacheifernd, hat er auch die Geschichte von Alexander, von Medschnun und Leila, sowie den biblischen Stoff Jussuf und Suleicha (Joseph und die Frau des Potifar) in einem sogenannten Fünfer (Chamse) romantisch behandelt. Außerdem dichtete er nach Saadi's Vorgang den Beharistan, d. i. Frühlingsgarten. — 6) Im sechsten Zeitraum, von 1494—1591, während der „Abnahme der Poesie", ist zu merken Hatifi, der Schwestersohn des großen Dschami, der ebenfalls in einem „Fünfer" die Sagen von Chosru und Schirin, von Leila und Medschnun u. a. m. behandelte. Neben ihm verdient noch besondere Beachtung Feisi († 1605), der Verfasser einer mystisch-philosophischen Dichtung, genannt „Sonnenstäubchen" (Serre), worin die altpersische Lichtreligion dargestellt wird. In dieser und der nächstfolgenden Periode ist die persische Poesie besonders reich an Sammlungen von Gedichten aller Art, von Fabeln, Märchen, Novellen u. dgl. m. Die Gedichtsammlungen (Divane) bestehen gewöhnlich aus zwei Hauptabtheilungen, aus Kaßiden oder Elegien und aus Gaselen, erotischen oder mystischen Inhalts.

§. 314. B. Studien und Wissenschaften. 1) Bei den Moslemen. Einen neuen Charakter bekam die Bildung und Literatur der Araber durch die Ausbreitung ihrer Herrschaft über den Osten und Westen und durch die Verlegung der Khalifenresidenz nach Damaskus, was Berührungen mit der byzantinisch-römischen Cultur zur Folge hatte. Die empfänglichen Araber nahmen die Wissenschaften und Künste, die Gelehrsamkeit und Poesie der frühern und damaligen griechischen Welt bei sich auf und machten sie zum Gegenstand des Studiums auf ihren neugegründeten Schulanstalten. Die Khalifen beriefen byzantinische Baukünstler, Geometer und Werkmeister in ihre Residenzen und benutzten sie bei ihren Bauwerken und Anlagen, wodurch die Entstehung einer neuen Architektur, des byzantinisch-arabischen Baustils, mit seinen leichten und schlanken Säulen und seiner Fülle feiner Verzierungen herbeigeführt wurde; byzantinische Mathematiker, Naturforscher und Aerzte wurden nicht nur zur Landesvermessung (Katastrirung), zur Regulirung des Steuerwesens und zur Heilung der Krankheiten von den Khalifen beigezogen, sondern sie legten auch den Grund zum Studium dieser Wissenschaften auf den hohen Schulen der Araber und vermittelten die (§. 309) erwähnten Uebersetzungen griechischer Mathematiker, Geometer und Mediciner ins Arabische. Die neugegründeten Schulanstalten in den arabischen Hauptstädten wurden nach dem Vorbild der römisch-griechischen eingerichtet; in beiden waren die realen Wissenschaften, so wie die Philosophie und die grammatischen und sprachlichen Forschungen die Hauptzweige (denn die Schwierigkeit der arabischen Sprache machte Grammatik und Worterklärung frühe zu einem nothwendigen Gegenstande des Studiums); und damit die Aehnlichkeit mit der römisch-griechischen Cultur noch größer werde, bildete sich auch bei den Arabern eine auf unergründlichen Speculationen beruhende mohammedanische Theologie aus, die wie bei den Christen zu zahllosen Spaltungen und Secten Veranlassung gab; nur wagten die Christen nicht, wie die Araber, die Religion in das Bereich der satirischen Poesie zu ziehen und die Satzungen ihrer Gegner mit Spottgedichten zu verfolgen. In der Astronomie, Mathematik und in der Erforschung der Natur übertrafen die Araber bald ihre griechischen Lehrmeister; nur daß sie, dem Hange des Morgenlandes zum Wunderbaren folgend, die Anfänge der Chemie oft zur Alchymie oder Goldmacherkunst, die Sternkunde zur Astrologie mißbrauchten; durch ihre genauen Beobachtungen des Himmels auf ihren zahlreichen Sternwarten und durch ihre geometrischen Messungen förderten sie die Wissenschaft der mathematischen Geographie. Abu Rihan, einer der gelehrtesten Männer des ghasnavidischen Reichs, galt durch das ganze Mittelalter in den astronomischen, mathematischen und geographischen Wissen-

schaften für die erste Autorität. Selbst unter den rohen Seldschuken blühten Mathematik und Astronomie im fernsten Osten, und Bagdad, Samarkand, Bochara, Herat und andere Städte besaßen noch bis ins tiefste Mittelalter berühmte Sternwarten, Akademien und Bibliotheken. Omar Chejan berechnete um 1080 zuerst das Sonnenjahr auf wenige Minuten richtig, und aus Samarkand stammen die vortrefflichen astronomischen Tafeln in persischer Sprache, die noch jetzt mit Nutzen gebraucht werden. Die Ilekhanischen Tafeln enthalten den Lauf der Planeten und Verzeichnisse der Fixsterne. — Einer gleichen Pflege erfreute sich die Astronomie bei den Mauren in Spanien. Die um dieselbe Zeit verfertigten Toledanischen Tafeln galten Jahrhunderte lang für die besten, und selbst die im dreizehnten Jahrhundert verfaßten Alphonsinischen Tafeln rühren hauptsächlich von maurischen Gelehrten her. Des Ptolemäos „Almagest", das allgemeine Lehrbuch der Astronomie durch das ganze Mittelalter, wurde von den spanischen Arabern verbessert und in dieser Gestalt dem christlichen Abendlande zugeführt. Die Theilung der maurischen Herrschaft in mehrere kleine Reiche war der Verbreitung der Wissenschaft förderlich, indem nunmehr die Höfe von Granada, Sevilla, Toledo und Valencia mit Cordova zu wetteifern suchten, so daß, wie bereits erwähnt, im elften und zwölften Jahrhundert Spanien siebzig große Bibliotheken und siebzehn glänzende höhere Lehranstalten besaß, wo die Gelehrten des Abendlandes ihre Kenntnisse in Naturwissenschaften (besonders Optik), Astronomie, Musik u. s. w. schöpften. Das von dem Italiener Guido von Arezzo im elften Jahrhundert eingeführte Notensystem rührt wahrscheinlich von den spanischen Arabern her. Von dem größten Einfluß auf die arabische Cultur und dadurch auf die ganze abendländische Bildung und Anschauung waren die Schriften des griechischen Philosophen Aristoteles, die durch die Studien der Araber eine eigenthümliche Deutung und Ausbildung erhielten und in dieser Gestalt der mohammedanischen, christlichen und jüdischen Speculation zur Grundlage dienten. Sowohl die spitzfindige arabische Theologie mit ihren Distinctionen und Disputationen, als die christliche Scholastik mit ihren dialektischen Untersuchungen und Grübeleien lehnten sich an die durch arabische Uebersetzungen und Erklärungen verdolmetschten Schriften des Aristoteles an. Auch die Heilkunde, in welcher die Araber trotz des Verbots, den menschlichen Leib zu zerschneiden und zu zergliedern, Großes leisteten, ruhte auf aristotelischen Gesetzen und Beobachtungen. Mohammed Ibn Zaccaria, Vorsteher des Krankenhauses zu Bagdad, verfaßte neben vielen andern philosophisch-medicinischen Schriften ein Lehrgebäude der praktischen Arzneikunde, das noch im sechzehnten Jahrhundert von italienischen Gelehrten studirt ward. Die berühmtesten Philosophen waren auch zugleich Aerzte und Lehrer der Heilkunde. So Alkendi von Baßra († 880), der durch seinen Commentar über Aristoteles der arabischen Philosophie die Bahn zeigte, auf der sie ihre größten Resultate gewinnen sollte; so Alfarabi in Bagdad und Damaskus († 950), der Begründer der metaphysischen Lehre von der Emanation aller Geisteskräfte und aller materiellen Substanzen aus einem Urwesen; so der erwähnte Gelehrte Ibn Sina, gewöhnlich **Avicenna** genannt, Lehrer in Bochara und Ispahan († 1037), dessen medicinischer Canon, frühe ins Lateinische übersetzt, Jahrhunderte lang als Grundlage des Unterrichts galt. Wie Alfarabi leitete auch Avicenna durch einen Emanationsproceß an der Hand der aristotelischen Dialektik alle Erscheinungen auf dem Gebiet des Geistes und der Natur aus einem absoluten Urwesen ab. Gott sei die Urquelle alles Geistigen, aus ihm gehe der reine Verstand, die Intelligenz und die bewegende Seele hervor, von denen dann wieder „durch die verschiedenen Himmelssphären hindurch die Kette der Ausflüsse bis auf unsere Erde herabreicht". Dieser Proceß sei ein ewiger; die Verbindung des Menschengeistes mit der Gottheit geschehe durch eine zwiefache Entwickelung „unseres potenziellen Verstandes zur Actualität", die eine, gewöhnliche, durch Unterricht und Studium, die andere, seltene, durch unmittelbare göttliche Erleuchtung. — Viele gläubige Mohammedaner mochten in der aristotelischen Philosophie eine Gefahr für den Islam erkennen. Daher trat mit der Zeit eine wissenschaftliche Reaction hervor, welche die Lehren der Philosophie selbst benutzte, um die antireligiösen Bewegungen in derselben zu bestreiten und durch skeptische Gründe dem alten Glauben neue Stützen zu gewinnen. Der erste, der sich dieser Aufgabe unterzog, war Abu Hamed Mohammed Al Ghazzali, geb. 1059 zu Ghazzalah in Chorasan, zuerst Lehrer in Bagdad, dann mehrere Jahre in Syrien in mystischer Contemplation lebend, endlich nach einer zweiten Lehrthätigkeit in Nischabur in Tus 1111 gestorben. Algazel behandelt in seiner Schrift „die Zielpunkte der Philosophen" die philosophischen Lehren nach Alfarabi und besonders nach Avicenna, um sie dann in der dazu gehörigen Schrift „Widerstreit der Philosophen" einer destructiven Kritik zu unterwerfen, in den „Funda-

mentalsätzen des Glaubens" seine positiven Ansichten darzulegen, und in der „Wiederbelebung der Religionswissenschaft" und in der Abhandlung: „O Kind!" für die Glaubens- und Sittenlehre des Islam in die Schranken zu treten. Der Erfolg des Skepticismus Algazels war im Oriente der Triumph einer unphilosophischen Orthodoxie; nach ihm sind dort keine namhaften Philosophen mehr aufgekommen. Dagegen blühte im elften und zwölften Jahrhundert unter den Moslemen in Spanien und Afrika, sowohl den Almoraviden als den Almohaden, die Philosophie neu auf, so sehr auch die letzteren, von Al-Ghazzali's Lehren begeistert, sich anfangs der speculativen Geistesthätigkeit abhold zeigten. Nachdem Ibn Badscha, von den Abendländern Avempace genannt, geboren zu Saragossa, als Arzt, Mathematiker, Philosoph und Dichter gefeiert, in seiner Schrift „Leitung des Einsamen" das allmähliche Aufsteigen der Geistes- und Seelenthätigkeit vom instinctiven Verfahren zur vollendeten Selbst- und Gotteserkenntniß nachgewiesen; nachdem sein jüngerer Zeitgenosse Ibn Tophail aus Cadix, ein in Spanien und Marokko nicht minder berühmter Arzt, Gelehrter und Dichter, in dem philosophischen Roman „Haji Ibn Jakdhan", welcher in der deutschen Uebersetzung den Titel „der Naturmensch" führt, den Grundgedanken „einer stufenweisen Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten bis zur Gemeinschaft seines Intellects mit dem Göttlichen" dargelegt: ging Ibn Roschd (**Averroes** 1105—1198), der berühmte Commentator des Aristoteles, noch einen Schritt weiter, indem er, des Aristoteles Lehre von dem passiven und activen Verstande in einem dem Pantheismus sich annähernden und die individuelle Unsterblichkeit ausschließenden Sinne deutend, „nur Einen der gesammten Menschheit gemeinsamen activen Intellect anerkennt, der in den einzelnen Menschen vorübergehend sich particularisire, aber jede seiner Emanationen wiederum in sich zurücknehme, so daß sie nur in ihm der Ewigkeit theilhaftig werde". Von der Zeit an theilten sich die arabischen Gelehrten in die zwei Schulen der Avicennisten und der Averroisten, wie die christlichen Scholastiker in Thomisten und Scotisten.

§. 315. 2) Jüdische Wissenschaft und Literatur. An dem Geistesleben der Araber nahmen auch die stammverwandten Juden Theil. Gelang es dem Propheten auch nicht, von ihnen als Messias anerkannt zu werden, so leisteten sie doch, von dem instinctiven Gefühle nationaler Verwandtschaft geleitet, der Herrschaft der Araber allenthalben Vorschub und standen, dem Christenthume gegenüber, stets auf ihrer Seite. Sie betheiligten sich an ihren wissenschaftlichen Forschungen und an der Pflege der Dichtkunst und des Gesanges. Auch darin glich das Judenthum dem Islam, daß im achten Jahrhundert eine tiefe Spaltung eintrat zwischen den Karäern oder Karaiten, die von Anan Ben David gestiftet, die Satzungen des Talmud verwarfen und auf das alte Gesetz der Schrift zurückgingen, und dem Rabbanismus, der besonders bei dem denkgläubigen Saadja (Said) Ben Joseph al Fajjumi aus Aegypten „die Uebereinstimmung der Vernunft mit dem Glauben behauptete und die Vernunftgemäßheit der mosaischen und nachmosaischen Glaubenssätze des Judenthums zu erweisen unternahm". Ein Mann von ausgedehntem Wissen, suchte er in mehreren arabischen Werken Schrift und Gesetzesüberlieferung mit der Vernunft auszugleichen. Unter den Omejjaden in Spanien nahm das Judenthum den regsten Antheil an dem arabischen Culturleben. Während in den christlichen Staaten das Mißtrauen der Kirche, die Vorurtheile des Klerus und der Haß der Völker die zerstreuten Judengemeinden niederhielten, bedrückten und von jeder Lebensgemeinschaft ausschlossen, erlangten sie in Spanien nicht blos Duldung, sondern manche durch Talent und Kenntnisse hervorragende Juden stiegen zu Staatsmännern auf und fanden Gelegenheit, sich als Aerzte, Astronomen, Mathematiker, Philosophen und Dichter auszuzeichnen. Bei Abderrahman III. leitete ein jüdischer Staatsmann, Chasdai Ben Isaak, die auswärtigen Angelegenheiten; er vermittelte nicht nur die Verbindung des Hofes von Cordova mit den Khalifenhöfen von Bagdad und Kahira und mit den mohammedanischen Fürsten des Ostens, er trat sogar mit dem König der Chazaren am Kaukasus in brieflichen Verkehr. Ein Jahrhundert später stieg ein Hebräer aus geringem Stande, Samuel Ha-Levi, genannt Ha-Nagid, der Fürst, zur Würde eines Veziers am Hofe zu Granada empor, wo er im J. 1055 starb, hochgeehrt als Staatsmann, Talmudist, Schulhaupt und Verfasser gelehrter Schriften und zahlreicher hebräischer Dichtungen. — Eine hervorragende Stellung in der semitischen Cultur nahm der spanische Jude Salomon Ibn Gabirol ein, den die christlichen Scholastiker für einen arabischen Philosophen hielten und unter dem Namen Avicebron anführen. Dichter und Philosoph hat er auf seine Zeit- und Glaubensgenossen einen bedeutenden Einfluß geübt.

Noch jetzt erklingen seine Lieder in den jüdischen Gotteshäusern, und sowohl in vielen Gedichten, als in seiner durch das ganze Mittelalter vielgelesenen, ins Lateinische übersetzten Schrift „der Quell des Lebens", im Geiste der Neuplatoniker, bewährte er eine kühn aufstrebende, mit sich ringende Natur. Mit der wachsenden Macht des Christenthums trat in dem spanischen Judenthum das mystische Element und das Streben nach einer Ausgleichung der christlichen und jüdischen Lehren mehr hervor. Dies geschah besonders in dem als Denker und Dichter gleich ausgezeichneten **Juda Ha-Levi**, dem Verfasser eines auch ins Deutsche übersetzten Liederbuchs (Divan), meistens religiösen Inhalts, und eines philosophischen Werkes in dialogischer Form, „Khosari", worin er auf die (historische) Bekehrung eines Chazarenkönigs zum Judenthum die Scenerie der Gespräche gründet, mild urtheilend über die mohammedanische und christliche Religion, wegwerfend über die griechische (aristotelische) Philosophie, die keinen zeitlichen Anfang der Welt zugestehe. Das jüdische Gesetz sucht er auf eine gemeinverständliche Weise als vernunftgemäß zu begründen. Juda Ha-Levi, geb. 1080 in Castilien, gest. 1150 in Palästina, war ein in allen Wissenschaften jener Zeit unterrichteter und mit den religiösen Anschauungen der Juden, Christen und Mohammedaner vertrauter Mann. In der Sehnsucht nach dem heiligen Lande mit den Christen seiner Zeit übereinstimmend, unternahm er eine große Reise nach Aegypten und Palästina. Die Resultate seines Nachdenkens und seiner Erfahrungen legte er in dem erwähnten philosophischen Werke nieder, das im Judenthum wurzelnd und in arabischer Sprache verfaßt dem Geiste nach mehr dem Christenthume verwandt ist. — Noch zwei hellstrahlende Namen jüdischer Männer treten uns aus dem sinkenden Reiche der spanischen Moslemen entgegen, Aben Esra, geb. 1093 in Toledo, gest. 1167 in Rom, ein mit der vollen spanisch-arabischen Bildung ausgerüsteter, aber innerlich zerrissener und unruhig umhergetriebener Mann, an dem sich Spinoza's Geist herangebildet, und Moses Ben Maimum (**Maimonides**), geb. in Cordova 1135, gest. 1204 in Fostat (Alt-Kairo), gleich hervorragend als Arzt und Gelehrter, als Philosoph und Talmudist. Der erstere als Grammatiker und Exeget, als Philosoph, Mathematiker und Dichter berühmt, hat viele wissenschaftliche Werke verfaßt und zwar in der ihm fremden arabischen Sprache, die er zu dem Zweck erst lernte. In allen Fächern bedeutend, ein Mann voll Geist, Witz und Kenntnissen, gelangte er doch nie zur inneren Einheit, zum Frieden der Seele. Der Letztere, ein durch die aristotelische Philosophie gebildeter, in hebräischer und arabischer Wissenschaft vollständig unterrichteter Mann, versuchte eine Ausgleichung zwischen jüdischer Theologie und aristotelischer Weltanschauung. Nachdem er in zwei Riesenwerken, dem „Commentar zur Mischnah" und der „Mischnah Thora" oder Satzungen des Judenthums, jenes in arabischer, dieses in hebräischer Sprache verfaßt, die Resultate der religiösen Glaubenslehren und der talmudischen Gesetzes- und Lebensvorschriften entwickelt, um zu beweisen, „daß das mosaische Gesetz und die mündliche Ueberlieferung dem Volke Israel nicht offenbart sei, um es zu blindem Gehorsam zu verpflichten, sondern daß die gesammte Offenbarung der Inbegriff der erhabensten Wahrheit sei, daß das höchste Verdienst nicht in der Ausübung bestehe, sondern in der Erkenntniß der inneren Gründe des Gesetzes, und daß es daher die dringendste Pflicht der Israeliten sei, dasselbe zu durchforschen, um es nicht blos nach dem Worte, sondern im rechten Geist zu üben"; schrieb er, auf dem Höhepunkt des Lebens angelangt und als Leibarzt des Sultans Saladin in hohem Ansehen stehend, sein Hauptwerk Dhalalath Al Hajrin „Führer der Irrenden" in arabischer Sprache. Diese für die Ausbildung der Religionswissenschaft bedeutsame Schrift, die alsbald ins Hebräische und später ins Lateinische und andere Sprachen übersetzt wurde, suchte an der Hand der Bibel und des Aristoteles, die ihm beide als untrügliche Quellen und Führer erscheinen, die tieferen Grundlehren des Judenthums zu enthüllen und in vollständigen Einklang mit der griechischen Philosophie zu setzen, die scheinbaren Widersprüche auszugleichen und den Offenbarungsglauben mit der Wissenschaft zu versöhnen. Im Gegensatz zu dem jüdischen Gesetzesdienst legte Maimonides in der Ethik und Pflichtenlehre den größten Nachdruck auf die Freiheit des Willens.

B. Das Mittelalter.

I. Das Zeitalter der Karolinger.

1. Pipin der Kleine (751—768).

§. 316. Die austrasischen Herzoge, die immer den fähigsten und streitbarsten ihrer Söhne zum Haupt der Familie erklärten, hatten sich durch ihre Kriegsthaten das Vertrauen der Nation, durch ihren Eifer um die Verbreitung des Christenthums die Gunst der Geistlichkeit erworben. Durch beides wurde die **Erhebung Pipin's auf den fränkischen Königsthron** herbeigeführt. 751.
Als nämlich von den beiden Söhnen Karl Martells (§. 287), die sich nach des Vaters Tod in die Großhofmeisterwürde getheilt, der älteste, Karlmann sich in das Kloster Monte Casino einschloß, wurde Pipin, in der Folge „der Kleine" oder „Kurze" genannt, von einer nach Soissons entbotenen Reichsversammlung weltlicher und geistlicher Großen als König anerkannt und dann, nachdem er nach alttestamentlichem Ritus von den Bischöfen des Landes geweiht und gesalbt worden, auf den Schild und Thron erhoben, um nach alter Sitte die Huldigungen von Adel und Volk entgegenzunehmen. Damit erlosch die „Reichshauptmannschaft" für immer in Franken. Der letzte Merowinger Childerich III. wurde seines Haarschmucks beraubt und in ein fränkisches Kloster gebracht, wo er und sein Sohn unbeachtet ihre Tage beschlossen. Der Papst hatte zum Voraus den Schritt gutgeheißen, um in seinem Gedränge zwischen Aistulf, dem streitbaren, eroberungssüchtigen Langobardenkönig, und dem griechischen Exarchat eine Stütze in dem fränkischen Herrscher zu finden. Zur Vergeltung für den Beistand und für die kirchliche Salbung und Königsweihe, welche zwei Jahre später Papst Stephan III. selbst in feierlicher Weise an dem „König von Gottes Gnaden" in der Kathedrale von St. Denys wieder- 754.
holte, erwarb dieser durch zwei siegreiche Feldzüge nach Italien dem römischen Stuhle Unabhängigkeit von den bilderstürmenden Kaisern (§. 296) und verlieh ihm durch die Pipin'sche Schenkung das den Langobarden entrissene Gebiet des Exarchats am adriatischen Meere von Ravenna bis Ancona. Dadurch wurde der Grund zur weltlichen Macht des Papstes gelegt. Doch kam der päpstliche Stuhl während des ganzen Mittelalters niemals in den vollen und wirklichen Besitz aller der zugewandten Landschaften und Städte, wenn er auch stets Ansprüche darauf geltend machte. In dankbarer Erkenntlichkeit für den empfangenen Dienst leistete Pipin, mit dem dunkeln und vieldeutigen Namen eines „Patricius der Römer" belegt, dem Papste stets willfährigen Schutz und Beistand sowohl gegen die aufrührerische Bevölkerung der Hauptstadt, als gegen die Langobarden und die „gottlosen und ketzerischen" Griechen. Sechzehn Jahre regierte Pipin kräftig und ruhmvoll über das fränkische Reich, das er durch Eroberungen im Süden (Aquitanien) und Norden (Friesen) erweiterte und abrundete. Die unfolgsamen Großen bändigte er durch die Ueberlegenheit seines Geistes und durch die Stärke seines Armes. Die

Sachsen in Westfalen wurden zur Entrichtung eines Tributs gezwungen, bei den ungehorsamen Allemannen hob er die Herzogswürde auf und ließ das Land durch Kammerboten regieren, und der Herzog von Bayern mußte den Frankenkönig als Oberherrn anerkennen und ihm Treue schwören.

2. Karl der Große (768—814).

768. §. 317. Bei seinem Tode theilte Pipin das Reich unter seine Söhne, so daß Karl Austrasien und die Länder des Nordens, Karlmann, der jüngere, den Süden, von der Grenze Bayerns bis zu den Pyrenäen erhielt. Als aber letzterer, mit dem Bruder während eines Krieges gegen Aquitanien
771. verfeindet und entzweit, schon nach drei Jahren starb, wurde (mit Umgehung seiner zwei Söhne) durch einen Beschluß der Reichsstände Karl Alleinherrscher der Franken, und regierte viele Jahre kräftig nach Außen, gerecht und glorreich nach Innen. Wie „ein Stern in dunkler Nacht" leuchtet seine hohe Gestalt hervor, und die Geschichte hat ihn vorzugsweise den Großen genannt. „Größere Herrschergaben haben sich selten in einem Manne vereinigt, und vielleicht nie hat ein Genie eine günstigere Zeit zu unsterblichen Thaten gefunden." Doch hafteten seiner Natur noch die Spuren altgermanischer Barbarei an, und wie sehr man seinen Geist, seine Willenskraft und seinen Unternehmungssinn im Großen und Ganzen bewundern muß, in einzelnen Handlungen begegnet man einem harten und strengen Gemüth. — Zuerst brachte Karl die bewegliche Bevölkerung des südlichen Landes Aquitanien, welche sich der Herrschaft der Franken entziehen wollte, zur Unterwerfung und beseitigte das eingeborne Dynastengeschlecht. Dann führte er, theils aus Glaubenseifer, theils um sein Reich gegen räuberische Einfälle zu sichern, einunddreißig Jahre lang blutige Kriege wider den Sachsenbund, der aus mehreren heidnischen Völkern an der Weser und Elbe (Engern, Ost- und Westfalen) bestand und an die Sitze der Franken und Friesen grenzte. Der Völkerbund der Sachsen (§. 274) hatte sich während der großen Wanderung nach Süden und Westen ausgedehnt, und war, nachdem er in Gemeinschaft mit den Franken das mächtige Reich der Thüringer erobert (§. 287), bis in die Umgebungen des Harzes vorgedrungen. Trotz vielfacher Befehdung von Seiten der Merowinger und ihrer Majordomus und ungeachtet der Tributpflichtigkeit, zu welcher Pipin der Kleine die westlichen Gaue gezwungen, hatte doch der Kern des Volks seine alte Freiheit bewahrt. Als freie Heiden waren die Sachsen natürliche Feinde der fränkisch-christlichen Verfassung. Sie haben nie Könige gehabt, sondern sie lebten, wie die alten Germanen, in freien Gemeinden, unter ihren Grafen und Edelingen; nur im Kriege vereinigten sie sich unter freigewählten Herzogen. Städte wurden so wenig bei ihnen gefunden, als im übrigen Deutschland, aber Burgen sah man hin und wieder. Eine gemeinsame Obrigkeit für das ganze Volk fehlte; auf der Landesgemeinde zu Marklo an der Weser, wo aus den freien Ständen des Volks Abgeordnete erschienen, wurde über die allgemeinen Landesangelegenheiten Raths gepflogen und über Krieg und Frieden entschieden. Der Sachsenkrieg war ein wahrer Nationalkrieg, ja ein heiliger Krieg: die Sachsen stritten für ihren Wodan und ihre Freiheit, die Franken für Christus, den Welterlöser, für die im Christenthum wurzelnde Bildung und für ihre

Weltherrschaft. Der Widerstand der am germanischen Heidenthum mit zäher Kraft festhaltenden Sachsen war um so nachhaltiger, als sie sich an die ganze nordöstliche Heidenwelt anlehnen konnten. Im Süden des Teutoburger Waldes, „unter großen Erinnerungen der Vorzeit", stand die Veste Eresburg mit der Irminsul, auf der Grenze des freien Heidenthums, etwa fünf Meilen von der vormaligen Donner-Eiche, die Bonifacius (§. 330) zu Fall gebracht. Karl eroberte die Eresburg, zerstörte das Nationalheiligthum, jenen riesenhaften 772.
Baum, der nach dem Glauben des Volks das All trug, nöthigte die Sachsen zur Unterwerfung und zu dem Versprechen, die christlichen Glaubensboten, die den fränkischen Heeren folgten, in ihrem Bekehrungswerk nicht zu stören, und versicherte sich der Eroberungen durch Besatzungen. — Bald mußte jedoch der Franke das verwüstete Sachsenland verlassen, um den Papst Hadrian gegen einen feindlichen Angriff der Langobarden zu schützen. Seiner Mutter zu Liebe hatte einst Karl die Tochter des Langobardenkönigs **Desiderius** zum Weibe genommen; da aber diese Verbindung einen Bruch mit dem römischen Stuhle herbeizuführen drohte, so trennte er sich später von ihr. Dadurch stellte er das gute Verhältniß mit Rom her, beleidigte aber den langobardischen König aufs Tiefste, so daß dieser die Wittwe Karlmann's bei sich aufnahm, ihre Söhne als Frankenkönige anerkannte und von dem Papste mit Waffengewalt ihre Salbung erzwingen wollte. Dieser aber blieb fest bei seiner Weigerung, obwohl Desiderius bereits die meisten der von Pipin geschenkten Städte besetzt hatte, und sandte einen Hülferuf an den Frankenkönig. Karl überstieg eilig mit einem bei Genf gesammelten Heer den Mont-Cenis, erstürmte die Alpenpässe und eroberte 774.
Pavia. Desiderius endete seine Tage in einem fränkischen Kloster. Als auch sein tapferer Sohn Adelchis in Verona überwunden war, ließ sich Karl in Mailand die lombardische Krone aufsetzen und vereinigte Oberitalien mit dem Frankenreich. Doch ließ er die Lombardei als besonderes Königreich und mit Fortdauer eigenen Rechts bestehen, nur daß der fränkische Heer- und Gerichtsbann daselbst eingeführt und das Land und die Stadtgebiete fränkischen Grafen untergeben wurden. — Das heilige Osterfest feierte Karl in Rom, wo er mit dem Papste den Bund erneuerte und demselben nicht nur die Schenkungen Pipin's bestätigte, sondern in der Folge auch noch Spoleto hinzufügte. Der langobardische Herzog von Benevent, der mit Adelchis im Bunde gestanden, huldigte dem Sieger und wurde in seiner Würde belassen. Der Geschichtschreiber Paul Warnefried (Diaconus), aus einem edlen Langobardengeschlechte in Friaul, der bei Bearbeitung seiner Geschichte der Langobarden bis auf den Tod des Königs Luitprand (§. 294) altgermanische Volkssagen und Heldenlieder vor Augen hatte, fand Gnade vor Karl, der Wissenschaften und Gelehrte achtete. Paulus vertauschte sogar die stillen Räume von Monte Casino auf einige Zeit mit dem Hofe des Frankenkönigs.

§. 318. Während Karl's Abwesenheit hatten die Sachsen die fränkischen Besatzungen verjagt, ihre früheren Grenzen wiederhergestellt und in die Nach- 774—777.
barlande Brand und Verwüstung getragen. Da rückte der König abermals wider das „treulose und eidbrüchige" Volk der Sachsen ins Feld, schlug sie in zwei Feldzügen zurück, befestigte die Weser durch Burgen und schloß dann auf dem Reichstag zu Paderborn mit den Häuptern des Volks eine Uebereinkunft, 777.

worin sie Unterwerfung gelobten, Geißeln stellten und die Begründung des Christenthums nicht zu hindern versprachen. Zum Beweis ihrer Aufrichtigkeit empfingen Viele die Taufe, und die Edelleute und Freien versprachen, den Befehlen des Königs unweigerlich zu folgen. Allein ihr streitbarer Herzog **Witukind** (Wittekind) war zu den Dänen geflohen und bestätigte den Vertrag nicht. — In den zwei folgenden Jahren kämpfte Karl in Spanien, wohin ihn der arabische Statthalter von Zaragossa wider die vordringende Macht des Khalifen Abderrhaman des Omejjaden (§. 309) zu Hülfe gerufen. Er besiegte die
778. Mauren, eroberte Pampelona und Zaragossa, unterwarf alles Land bis zum Ebro mit der Stadt Barcelona, nachdem er den vertriebenen Statthalter wieder eingesetzt und in Lehnspflicht genommen. Aber auf dem Rückzug erlitt die von dem riesenstarken **Roland** (Rutland) geführte Nachhut in dem Thale **Roncevalles**, nach einem von den epischen Dichtern des Mittelalters vielbesungenen Kampfe, eine Niederlage durch das kampfgeübte Bergvolk der Basken, wobei die tapfersten Helden der Franken den Tod fanden. Erst spät rächte Karl an den räuberischen Basken den Fall seiner Ritter und zwang sie zur Unterwerfung. Nach vielen blutigen Kämpfen wurde das Land jenseits der Pyrenäen behauptet und als „spanische Mark" dem Frankenreiche beigefügt.

§. 319. Diese Entfernung benutzten die Sachsen, von dem freiheitsliebenden Witukind in einen Waffenbund geeinigt und von den Dänen und Friesen unterstützt, zu einem neuen Aufstand. Sie verwüsteten Thüringen und Hessen mit Feuer und Schwert, zwangen die Mönche von Fulda zur Flucht aus ihrem stillen Sitze im Buchenwalde und drangen verheerend bis an den Rhein. Da eilte Karl herbei, besiegte sie wiederholt, denn im offenen Felde vermochten
780. ihre kleinen Kriegsschaaren den Franken nicht zu widerstehen, und unterwarf ihr Land bis zur Elbe, worauf er sich dieses Grenzflusses durch Burgen zu versichern suchte. Nun wurde die fränkische Heer- und Gerichtsverfassung eingeführt, das Land in Grafschaften getheilt und fränkische Große oder sächsische Edelinge, die sich ergeben hatten, an ihre Spitze gestellt. Schon wurde auch an die Vertheilung des Landes in bischöfliche Sprengel gedacht, christliche Priester angesiedelt und das Volk, wenn es nicht willig die Lehre Christi annahm, mit Gewalt zur Taufe, zu kirchlichem Leben und zur Entrichtung des Zehnten ge-
782. zwungen. Ein glänzender Reichstag an den Quellen der Lippe schien anzudeuten, daß der Frankenkönig in Sachsen jetzt gebiete „wie im eigenen Hause". Als er sie aber zum Heerbann gegen die slavischen (wendischen) Sorben an der Saale gebrauchen wollte, überfielen sie, ergrimmt über den Verlust ihrer Freiheit und über die erzwungene Kriegsfolge, die mitziehenden Franken am Suntal (zwischen Hannover und Hameln) und fügten ihnen eine schwere Niederlage bei. Dies forderte Strafe. Verwüstend durchzog der fränkische Machthaber das Land und hielt dann in Verden an der Aller strenges Ge-
782. richt. 4500 Gefangene wurden durch ein hartes Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und ohne Erbarmen durch die Waffen der Franken erschlagen. Dadurch entbrannte der Krieg mit neuer Heftigkeit. Empört über den Bluttag zu Verden und von Witukind zur Rache entflammt, erhoben sich alle Sachsenstämme zu einem letzten großen Kampf für die Freiheit, für die nationale Selbständigkeit und für die alten Götter. Aber dem neuen Glauben und seinem

starken, begeisterten Vorfechter war der Sieg beschieden. Die fränkischen Schaaren verheerten die sächsischen Lande vom Teutoburger Wald bis zum Elbstrom, und als die **Schlacht an der Hase** (im Osnabrück'schen) wider die Sachsen entschied, 782.
war ihre Macht auf immer gebrochen. In der königlichen Pfalz zu Attigny in der Champagne gelobten die Herzöge **Witukind** und **Albion** Unterwerfung, 785.
Treue und Heeresfolge, versprachen die Verbreitung des Christenthums zu fördern und ließen sich taufen. Dem Beispiele der Häupter folgte bald das Volk. Eine Anzahl neu gestifteter Bisthümer, die den Metropolitansitzen von Köln und Mainz unterworfen wurden und bald zu volkreichen Städten anwuchsen, sorgten für Erhaltung und Verbreitung der Lehre vom gekreuzigten Christus in den sächsischen Gauen. Nordthüringen erhielt seinen Bischofssitz in Halberstadt; bei den Engern sorgten die Bischöfe von Paderborn und Minden, bei den Ostfalen die von Verden und Bremen für das religiöse und kirchliche Leben, und in Westfalen erhoben sich die Bischofssitze von Münster und Osnabrück. Einige Jahre später rief jedoch der bei Gelegenheit eines großen Feldzuges wider die Avaren angeordnete drückende Heerbann und die ungewohnte Abgabe des Zehnten an die Kirche einen abermaligen Aufstand hervor, der erst nach dreijährigen Kriegen vollständig unterdrückt werden konnte 795–798.
und, wie der Geschichtschreiber Einhard versichert, die Wegführung von 10,000 sächsischen Familien und die Anlegung fränkischer Niederlassungen in ihrem Lande zur Folge hatte. So endete dieser mehr als dreißigjährige Krieg mit der Unter- 804.
werfung der Sachsen unter die fränkische Oberhoheit und unter die christlichen Satzungen. „Mit Blutgesetzen wurde das Christenthum und das Königthum zugleich den Sachsen aufgedrungen; mit Todesstrafen wurde die Taufe erzwungen, die heidnischen Gebräuche bedroht". Erst als die kirchlichen und staatlichen Einrichtungen tiefere Wurzeln zu schlagen begannen, ließ Karl die Blutgesetze in Vergessenheit kommen und zur Begründung eines dauernden geordneten Zustandes die Rechtsgewohnheiten der Sachsen aufzeichnen. Ein ähnliches Geschick traf die mit ihnen verbundenen stammverwandten Friesen. Beide traten zu dem Frankenreich in dasselbe Verhältniß wie die übrigen deutschen Völker. Doch 805.
ist der allgemeine Friede, den Karl auf seiner Villa in Salz oder Selz an 803.
der fränkischen Saale mit den sächsischen Volkshäuptern abgeschlossen haben soll, nach neuerer Forschung ein geschichtlicher Irrthum. Dem tapfern Dänenkönig Gottfried glückte es zwar einige Zeit nachher, als Bundesgenosse der Sachsen die Franken aus der nordalbingischen Halbinsel zu verdrängen, die er dann durch einen festen Grenzwall, „Danewirke", zu schützen suchte, und die Friesen und Obotriten auf kurze Zeit zinspflichtig zu machen; als derselbe aber durch 810.
einen seiner Dienstleute erschlagen wurde, brachte der Frankenkönig das überelbische Land wieder zur Unterwerfung und schützte es durch Wälle und Burgen 811.
(Esselveldoburg, jetzt Itzehoe).

§. 320. Während dieser Zeit versuchte **Thassilo** der Agilolfinge, Herzog der Bajuvaren oder Bojoarier (Bayern), deren Sitze vom Lech bis zur Enns, und von der Donau bis zu den Alpen reichten, das Joch der Franken, von denen er seine Herzogswürde zu Lehn trug, abzuschütteln. Ein Neffe Pipins und ein Eidam des Langobardenkönigs Desiderius, wünschte er sein Reich in königlicher Machtvollkommenheit zu besitzen und trat mit seinem Schwager Adelchis, mit dem byzantinischen Hofe, mit dem Herzoge von Benevent, in

Verbindung. Von Karl darüber zur Rechenschaft gezogen, wagte er nicht zu
787. widerstreben; er gelobte auf einer Heer- und Reichsversammlung zu Worms aufs Neue Lehnstreue und stellte Geiseln. Aber Haß und Mißtrauen wurzelten zu tief, als daß nicht ein Stachel in der Seele des Frankenkönigs wie des Herzogs hätte zurückbleiben sollen. Thassilo, gefoltert von dem Gefühl der Demüthigung und gereizt von seiner stolzen Gemahlin, welche die unfreiwillige Klosterhaft des Vaters schwer ertrug, brach wiederholt die Treue und suchte endlich mit Hülfe der Avaren seine Unabhängigkeit zu erkämpfen. Da führte Karl Klage bei
788. einem nach Ingelheim einberufenen Reichstag, welcher über den des Treubruchs schuldigen Herzog die Todesstrafe fällte, die jedoch der Frankenkönig in ewige Haft hinter den Mauern eines Klosters verwandelte. Ein gleiches Loos fanden seine Söhne und seine Gattin. Dann wurde die Herzogswürde abgeschafft und Bayern dem Frankenreiche einverleibt, dem auch das vom Main bis zu den Schweizer Alpen und vom Lech bis zum Jura und Vogesen reichende Land der Allemannen unterworfen war. Und um die Avaren, einen wilden tatarischen Volksstamm, der nach dem Untergange des Hunnenreichs vom kaspischen Meer in die Gegenden der Theiß und Donau gewandert war, zu
791. strafen und ihren Raubzügen zu steuern, unternahm Karl mit der ganzen Frankenmacht einen Kriegszug gegen sie, warf sie über den Wienerwald zurück und fügte das ihnen entrissene Land von der Enns bis zur Raab als östliche Mark (Oesterreich) seinem Reiche bei. Unermeßliche Schätze, die durch Hunnen und Avaren aus ganz Europa zusammengeraubt und hinter kreisförmigen Erdwällen (Ringen) in Ungarn aufbewahrt worden, fielen nach Erstürmung dieser festen Umpfählungen in die Hände der siegreichen Franken. Das eroberte Land
796. wurde deutschen (bayerischen) Colonisten zum Anbau überlassen und dadurch der Cultur und dem Christenthum gewonnen. Salzburg wurde zum Metropolitansitz für die Ostgegenden erhoben und von dort aus das Evangelium in den Donauländern, wo es längst erstorben war, von Neuem ins Leben ge-
794. rufen. In der klösterlichen Stille fand Thassilo's Seele Ruhe. Auf der Reichssynode zu Frankfurt erschien er im Mönchsgewande, legte alle seine Rechte und Ansprüche feierlich in Karls Hände nieder und kehrte dann in das Kloster Laurisham (Lorsch) an der Bergstraße zurück, wo er seine Tage beschloß. — Wie der König den Krieg gegen die Avaren zur Ausdehnung des Reichs im Südosten benutzte, so legte er im Norden den Grund zur Mark Brandenburg, nachdem er die Sorben und Wilzen zur Unterwerfung gebracht. Den slavischen Obotriten, die ihm wider die Sachsen geholfen, überließ er die Sitze an der Niederelbe und Ostsee (Mecklenburg). Karls Bestreben ging dahin, die zerstreuten deutschen Völkerschaften zu einer staatlichen Einheit zu verbinden, das Bewußtsein einer Gesammtnationalität in ihnen zu wecken und dem germanischen Volksstamme die Herrschaft in Europa zu verschaffen. Dadurch wurde die geistige Errungenschaft der antiken Welt dem christlich-germanischen Abendlande erhalten.

§. 321. Als Karl der Große alle Länder vom Ebro und den Apenninen bis zur schleswig-holsteinischen Eider, und vom atlantischen Ocean bis zur Raab und Elbe unter seine Herrschaft gebracht, begab er sich an der Scheide des
Hadrian † 795. Jahrhunderts nach Rom, um Hadrians Nachfolger, Papst Leo III., der vor den

Mißhandlungen einer feindlichen Gegenpartei Zuflucht bei dem Frankenkönig im fernen Paderborn gesucht, auf den apostolischen Stuhl zurückzuführen. Da wurde er am Weihnachtsfeste von dem dankbaren Kirchenfürsten, den er in Dec. 800.
feierlicher Gerichtssitzung von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen freigesprochen und in seiner Ehre hergestellt hatte, in der Peterskirche unter dem Jubelruf und den Glückwünschungen des Volks zum **römischen Kaiser** gekrönt und dadurch zum obersten Schirmherrn der Kirche und der Stadt Rom, zum Lenker des Rechts und Friedens in der Christenheit erhoben. Diese Kaiserkrönung am Weihnachtsfeste wurde als Wiederherstellung des römischen Imperiums aufgefaßt und dadurch die Idee einer Weltherrschaft, einer Universalmonarchie, wie sie mit jenem Reiche verbunden war, auf das christlich-germanische Frankenreich übertragen. Man gedachte „ein Gottesreich auf Erden", einen „christlich-staatlichen Organismus" in dem germanisch-romanischen Abendlande aufzurichten, ein Gedanke, der mit der Zeit um so leichter Eingang fand, als die Rangstreitigkeiten zwischen dem römischen Bischof und dem Patriarchen von Constantinopel (besonders dem gelehrten P h o t i u s), verbunden mit abweichenden Ansichten über die D r e i e i n i g k e i t, die P r i e s t e r e h e und einige Kirchengebräuche, die schon lange obwaltende Spannung endlich zu einer völligen Trennung der a b e n d l ä n d i s c h e n (r ö m i s c h - k a t h o l i s c h e n) von der m o r g e n l ä n d i s c h e n (g r i e c h i s c h - k a t h o l i s c h e n) Kirche führten. Wurde anfangs der „hohepriesterliche Kaiser" als die Quelle der geistlichen und weltlichen Gesetzgebung angesehen, als der einzige Stellvertreter Gottes geehrt, dessen Machtfülle in Staat und Kirche gelten sollte, so wurde diese Vorstellung bei dem steigenden Ansehen des Klerus allmählich dahin umgebildet, daß das Gottesreich in zwei Theile geschieden ward und der Kaiser das weltliche, der Papst das geistliche Oberhaupt sei. Die Welt gewöhnte sich dann, „den Begriff des Augustus gleichsam zu zertheilen und Kaiser und Papst als die zwei großen Sonnen zu betrachten, von denen Licht und Ordnung durch die sittliche Welt verbreitet werde", als die „beiden Schwerter", welche nach Gottes Anordnung die Christenheit in Kirche und Staat regieren und schützen sollten. Beide Häupter der christlichen Reichsgemeinschaft sollten im innigsten Bunde stehen: wenn der Kaiser, als „erster Sohn der Kirche" nur durch die päpstliche Krönung die Weihe und Bestätigung empfing, so durfte dagegen auch der Papst nur mit Bewilligung des Kaisers eingesetzt werden. Aber mit der Zeit bildete sich auf Grund der päpstlichen Krönung die Ansicht aus, daß die Kaiserwürde ihre Quelle und Begründung in der Kirche und ihrem Oberhaupte habe, daß sie, „an das weltregierende Amt Christi geknüpft", als dessen Ausfluß oder Lehn zu betrachten sei, eine mystisch-hierarchische Vorstellung, welche die Keime welterschütternder Kämpfe in sich barg.

„Der neue Kaiserstaat ruhte wesentlich auf kirchlichen Grundlagen; sein Ideal ist kein anderes, als das Gottesreich auf Erden, in dem der Kaiser von Gott selbst zu seinem Statthalter eingesetzt ist, damit er alles Volk, nach Nationen, Ständen und Rangstufen gesondert und geordnet, den göttlichen Absichten gemäß leite und regiere; in diesen gesonderten Klassen des Volks stellen sich die natürlichen Glieder des e i n e n großen Staatskörpers dar, dessen Haupt der Kaiser ist; wie er an seiner Stelle, so haben auch sie in ihrem Kreise einzeln ihre besondere Aufgabe in der göttlichen Weltordnung und müssen zur Erfüllung derselben vom Kaiser angehalten werden; jeder Einzelne aber muß nach dem Willen und dem Gesetze Gottes leben, und der Kaiser hat das

Schwert erhalten, die Uebelthäter zu strafen." — Das Kaiserthum blieb der Idee nach vom fränkischen Königthum geschieden und beruhte auf der Vorstellung, dem Kaiser stehe als dem Schirmherrn des päpstlichen Stuhls und der Weltstadt Rom die Oberhoheit über die christlichen Reiche des Abendlandes zu, mit dem Beruf, seine Macht zur Erhaltung des Weltfriedens anzuwenden und die Ausbreitung des Christenthums bei den noch heidnischen germanischen und angrenzenden slavischen Völkerschaften zu vollenden.

Verfassung und Rechtspflege.

§. 322. Für das Innere war Karls Regierung nicht minder folgenreich, als nach Außen. Er hob das königliche Ansehen und die Macht der Krone, indem er die Stammesherzoge beseitigte, die Lehnswürden enge an den Thron knüpfte und das Heer- und Gerichtswesen unter seine unmittelbare Leitung stellte. Das ganze Reich war in Gaue eingetheilt, wo Grafen den Gerichtsbann und Heerbann leiteten und als Kriegsführer die Ruhe und Ordnung schirmten. Königliche Sendboten, aus den erfahrensten und angesehensten Männern geistlichen und weltlichen Standes ausgewählt, bereisten das Land nach allen Richtungen, um das Ganze zu prüfen und zu überwachen, den Heerbann zu beaufsichtigen, von der Verwaltung der Krongüter Einsicht zu nehmen und die Rechte des Throns in allen Theilen der Monarchie zu wahren. Daneben wurden jährlich zwei Volksversammlungen aller Freien unter des Königs eigener Leitung abgehalten, wo die Annahme und Bestätigung der Gesetze vor sich ging, das Maifeld, der große Reichstag im Frühling, und eine kleine vorberathende Versammlung im Herbst. Wie groß immer Karls Kriegsthaten erscheinen mögen, so strahlt doch sein Ruhm als Gesetzgeber bei weitem heller in der Geschichte der Menschheit. „Ueber die persönlichen und Volksrechte, die er zum Theil selbst erst hatte aufzeichnen lassen, erhob er durch seine Capitularien — Edicte und Verordnungen, welche er entweder aus eigener Entschließung oder unter dem Beirathe der Reichsversammlungen erließ (vgl. §. 448), — ein allgemeines Reichsrecht, eine Staatsgesetzgebung umfassendster Art, die bald die großen Verhältnisse der Gesammtheit regelte, bald zu den localen Zuständen hinabstieg, um sie dem Ganzen anzupassen." Obwohl in lateinischer Sprache abgefaßt, trägt das Gesetzbuch doch germanisches Gepräge; alle Keime des sittlichen Lebens, die sich in deutschen Gesetzen, Sitten und Einrichtungen vorfanden, sind hier zusammengefaßt und veredelt. Denn „keinen Urtrieb germanischen Wesens hat dieser große König verkommen lassen, jeden aber in Zucht genommen, veredelt, an die rechte Stelle gebracht und so fähig gemacht, herrliche Blüthen und nützlichere Früchte zu zeitigen, als zuvor". Besondere Sorgfalt widmete Karl der Rechtspflege, wobei er zugleich bedacht war, die Gemeinfreien zu schützen und zu erleichtern, damit sie nicht genöthigt wären, sich in die Dienste und Abhängigkeit der Großen zu begeben. Die alte Ordnung des Gerichtswesens, nach welcher die freien Eingesessenen der kleineren Abtheilungen des Landes, der Hunderte, in bestimmten, nicht weit auseinander liegenden Fristen, meist alle acht oder vierzehn Tage sich zur gerichtlichen Tagfahrt einzufinden hatten, war bei der häufigen Abwesenheit der Grafen und Districtsvorsteher wie der waffenfähigen Einwohner auf weiten und lang dauernden Kriegszügen nicht mehr durchführbar. Zudem war die Zahl vollberechtigter Freien fortwährend im Abnehmen, so daß die richterliche Thätigkeit, die früher eine Ehre gewesen, mehr und mehr zur Last ward. Es war daher eine Erleichterung des freien Mannes, daß Karl die Tagfahrten und Gerichtstage beschränkte, indem er festsetzte, daß in minder wichtigen Rechtssachen nicht mehr alle Freien eines Gaues, sondern nur bestimmte Personen für die Urtheilfindung, die „Schöffen", dem Gerichte anwohnen sollten. „Nur dreimal im Jahre sollte fortan das große echte Ding gehalten werden, zu dem alle freien Männer der Grafschaft erscheinen mußten und wo außer den bedeutenden Rechtssachen alle Gegenstände von allgemeiner Wichtigkeit für die Gemeinde verhandelt wurden." Diese Versammlungen sollten nicht mehr, wie im alten Germanien, in Wäldern und auf Anhöhen unter freiem Himmel, sondern in bedeckten Räumen oder geschlossenen Gerichtsstätten stattfinden. Auch sollte Niemand bewaffnet mit Lanze und Schild sich einfinden, mithin Gerichts- und Heerversammlung geschieden sein. Die Zeitbestimmung stand dem Grafen zu, doch sollten kirchliche Feste, Sonntage und heilige Zeiten nicht zu Rechtshandlungen gewählt werden. Da die Grafen häufig durch den Heerdienst oder andere Geschäfte verhindert waren, die Gerichtstage abzuhalten, so wurde die Einrichtung getroffen, daß in wichtigen Sachen die Königsboten ihre Stelle vertraten, in geringfügigen Streit-

händeln dagegen das Recht von dem „Zentgrafen" (Centenarius, Vicarius) gesprochen ward. — Stark befestigte und wohlvertheidigte Marken umschlossen das weite Reich gegen feindliche Nachbarn, „gleichsam wie Schutzwehre und Dämme, die eine sorgsam bestellte Flur vor dem Andringen wilder Gewässer bewahren". Fränkische Vasallen unter der Leitung eines Markgrafen schützten diese Grenzländer. Sie waren eine stehende Dienstmannschaft, aus den tapfersten Kriegern und Edelleuten ausgewählt und von jedem andern Waffendienst entbunden. Solche Markgrafen hatte Kärnthen (Steiermark, Verona, Istrien, Treviso), Ost-Bayern (Oesterreich), Rhätien (Windische Mark), Thüringen (Meißen), Sachsen (Brandenburg) u. a. Auch der Staatshaushalt erfreute sich Karls Fürsorge. Von der Bewirthschaftung der Bauernhöfe bis zu der obersten Leitung der Finanzen wurde von ihm Alles sorgfältig regulirt und überwacht. Landbau und Viehzucht, die Hauptbeschäftigungen der Franken, fanden Aufmunterung; Dörfer und Meiereien erhoben sich; öde Haiden wurden in Ackerland umgeschaffen. Die Hauswirthschaft und die Kleiderkammern wurden von der Kaiserin selbst und ihren Töchtern besorgt. Karl selbst war der beste Landwirth und ließ sich von Allem genaue Rechnung vorlegen und Bericht abstatten. Zur Verwaltung der Krongüter und Beaufsichtigung der Lehen wurden in den entfernten Landschaften (in Allemannien, Ostfranken u. a.) Kammerboten bestellt. Allgemeine Umlagen oder Steuern waren noch unbekannt, wohl aber wurden die jährlichen Maigeschenke bereits als Schuldigkeit angesehen, die königlichen Beamten mußten auf ihren Geschäftsreisen von den Einwohnern unterhalten werden und das Kriegsheer, Dienstleute und Freie, stand auf eigene Kosten im Feld. Denn nur unter der Bedingung erhielten die Edelleute Reichsgüter, daß sie mit ihren Mannen dem König allezeit treu und gewärtig und zu jedem Dienst bereit sein wollten. — Die größte Aufmerksamkeit widmete Karl der allgemeinen Volksbildung. Dazu bediente er sich der Geistlichkeit, die er durch Schenkungen, durch Ueberweisung von Grundbesitz und Zehnten, durch Vorrechte und Befreiungen (Immunitäten) zu heben und mit den weltlichen Vasallen und Reichsbeamten auf gleiche Linie zu stellen suchte, und der christlichen Religion, die er durch Verbesserung der Kirchenmusik nach italienischem Vorbilde, durch Einführung eines von Paul Diaconus entworfenen Predigtbuchs und durch andere Mittel zu fördern bestrebt war. Indeß Glaubensboten (Missionare) zu den germanischen und slavischen Völkern zogen, um mit dem Christenthum auch die Keime edler Sitten, Cultur und Menschlichkeit zu pflanzen, wurden im Frankenlande die Bischöfe zur Errichtung von Schulen, zum Bau schöner Kirchen, zur Pflege christlicher Wissenschaft angehalten, und die Klosterbrüder wurden ermuntert, die Schätze altrömischer Literatur durch Abschreibung zugänglicher zu machen. Gelehrte, wie der britische Mönch Alcuin (geb. zu York 735, gest. 804 als Abt von Tours), und der Geschichtschreiber Einhard (770—840) aus dem Odenwalde, der Dichter Angilbert, der Karls Thaten in einem Epos gefeiert hat und in dem gelehrten Kreise des Hofes den Namen Homer führte, erfreuten sich seiner Gunst und Unterstützung in hohem Grade. Alcuin, der in York noch die Reste altrömischer Cultur kennen gelernt hatte, leitete als einflußreicher Rathgeber und Freund des Kaisers und als Vorsteher eines von ihm gestifteten gelehrten Vereins das ganze Bildungs- und Erziehungswesen, wodurch Karl römisch-griechische Cultur im germanischen Fankenreiche zu begründen bemüht war. Er suchte mit den Strahlen der alten Wissenschaft die herrschende Finsterniß zu vertreiben und Sinn für das Edle, für Sitte, Tugend und Recht zu wecken. Des Kaisers Interesse für Bildung gab sich auch in seiner Beschäftigung mit deutscher Grammatik und in der von ihm veranstalteten Sammlung alter germanischer Heldenlieder kund. Der Hauch göttlichen Wesens, der Kunst und Wissenschaft durchweht, trat ihm auch in den von Andern mißachteten deutschen Liedern entgegen. „Karl erhob seinen Blick weit über die engen Schranken, in welche die abendländische Kunst und Wissenschaft eingezwängt hielt, wo nur die neurömische Gelehrsamkeit Eingang gefunden hatte; er erkannte, daß das Christenthum die Menschen zu einer universellen Bildung führen sollte, die aber eben deshalb auch alle bildenden geistigen Elemente, die sich in der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Nationen zerstreut finden, in sich aufnehmen könne und müsse." Die Cultur des römischen Alterthums erschien ihm der geeignetste Förderer einer allgemeinen christlichen Volksbildung, daher er auch dieser seine ganze Aufmerksamkeit zuwendete. Aus seiner Bewunderung der

Markgrafschaften.

Staatshaushalt.

Volksbildung. Kirche und Klerus.

† 814.

alten Bildung floß seine Vorliebe für Rom und Italien. Durch italienische Künstler ließ er Paläste und Kirchen in römisch=byzantinischem Stil errichten und in Hausgeräthe, Schmuckwerk, Musik u. dgl. suchte er den italienischen Geschmack zur allgemeinen Geltung zu bringen. — Durch die Einführung des canonischen Rechts und der hierarchischen Rangordnung unter der Geistlichkeit wurde die fränkische Kirche der römischen näher gebracht, ohne daß sie jedoch ihre unabhängige Stellung ganz eingebüßt hätte. Durch die Gunst und Freigebigkeit des Kaisers für den Klerus erlangten die Bischöfe großes Ansehen und hohe Macht. „Sie standen den Grafen zur Seite, waren reiche Gutsbesitzer wie die weltlichen Großen, führten ihre Dienstleute oft selbst in den Krieg und vertauschten nicht selten den Krummstab mit dem Schwerte." War die Geistlichkeit früher fast durchgängig romanischer Abkunft, so widmeten sich jetzt auch viele deutsche Männer dem geistlichen Stande. Bald zeichnete sich der fränkische Klerus durch Gelehrsamkeit aus und die bischöflichen Schulen blühten in Kurzem erfreulich auf. — Auch für die Gründung und Entwickelung des Städtewesens war Karls Regierung von hoher Bedeutung. Die von ihm in Sachsen und andern Ländern gelegten Keime entfalteten sich durch die Pflege der Kirche bald zu schönster Blüthe, und die königlichen Pfalzen, die im ganzen Reich zerstreut lagen, waren die natürlichen Stützpunkte für die Anlegung von Städten. Am liebsten weilte er in der schönen Pfalz zu Ingelheim am lieblichen Ufer des Rheinstromes, und in Aachen, wo seine Leiche im Steingewölbe der von ihm neu erbauten Domkirche beigesetzt ward. Auch in Würzburg, Regensburg, Schlettstadt, Königshof, Frankfurt, Tribur, Worms, Nymwegen, Heristal (Lüttich) u. a. O. befanden sich kaiserliche Pfalzen oder Hoflager. Diese waren in Allem Vorbild edler Zucht und höfischer Sitte. In seiner Umgebung sah man die gewandtesten Geschäfsleute, die würdigsten Diener des Evangeliums, die ersten Gelehrten der Zeit und jene tapfern Ritter, die als „Paladine" den folgenden Geschlechtern vorleuchteten. Diese vereinten Eigenschaften und Großthaten erwarben dem Kaiser bei seinen Zeitgenossen solche Verehrung, daß sogar der Khalife Harun Arraschid (§. 309) ihm aus dem fernen Oriente kostbare Geschenke (darunter eine metallene, von Wasser getriebene Schlaguhr) zuschickte. Karl war auch auf Hebung des Verkehrs und Begründung neuer Handelswege durch Schiffbarmachung von Flüssen, Anlegung von Brücken (z. B. in Mainz) u. dgl. m. bedacht und suchte auf alle Weise zu einer ausgedehnten Erwerbsthätigkeit anzuregen.

Städtewesen. *Hoflager.*

Der Plan, durch die Anlegung eines Donau=Mainkanals die Nordsee mit dem schwarzen Meer in Verbindung zu setzen, kam nicht zu Stande und wurde erst in unsern Tagen ausgeführt. — Seit Karl dem Großen besaß die Stadt Aachen den Vorzug vor allen deutschen Städten, so daß sie die gewöhnliche Krönungsstadt der deutschen Könige war, bis Frankfurt am Main ihr den Rang ablief. Sie blieb lange der Sitz der angesehensten rheinisch=fränkischen Pfalzgrafen (§. 326) und besaß große Rechte und Freiheiten. Ihre Bürger waren im ganzen Reich frei von Hand= und Kriegsdiensten, Gefängniß und allen Abgaben. „Aachener Luft machte Jeden, selbst den Reichsgeächteten, frei." — Der Münster in Aachen war die erste Cathedrale unter der Karolingischen Herrschaft: eine Nachbildung byzantinisch=italienischer Bauten, doch von einem deutschen Meister Odo, ausgeführt, zugleich Schloßkapelle und Grabmonument.

Aachen.

Karls Charakter u. Lebensweise.

„Von frühe an", schildert ein neuerer Schriftsteller (Wilh. Giesebrecht) den ersten deutsch=römischen Kaiser, „erkannte man in ihm jene eiserne Willenskraft, jene rastlose Thätigkeit, jenen dem Höchsten zustrebenden Sinn und jene Bildsamkeit des Geistes, die ihn den ersten Fürsten aller Zeiten an die Seite setzen. Die Natur hatte Alles für ihn gethan. Ein stattlicher Körper bei dem schönsten Ebenmaß der Glieder, helle, klare Augen, gewinnende Gesichtszüge, Wohllaut der Stimme, ein durch und durch männliches Auftreten fesselten die Aufmerksamkeit und die Neigung der Menschen beim ersten Blick an ihn. Nie hemmte der Leib die Thätigkeit seines Geistes, mehr als dreißig Jahre seiner Regierung hat ihn keine Krankheit befallen, obwohl er niemals sich schonte. Unausgesetzt war er mit den Angelegenheiten seines Reiches beschäftigt; oft stand er des Nachts vier bis fünf Mal von seinem Lager auf und wandte sich seinen Arbeiten zu; selbst beim Ankleiden verhandelte er von Geschäften mit seinen Räthen oder ließ Parteien vor, die seinen Richterspruch suchten; beim Mahle ließ er sich geschichtliche oder theologische Schriften vorlesen; keine Stunde verstrich ungenutzt. Dabei war er stets klaren und heiteren Sinnes, nie hat er im Unmuth eine Ungerechtigkeit begangen. Im engen Kreise der Seinen war er glücklich, mit der ge-

wissenhaftesten Sorgfalt besorgte er seinen Haushalt, aber sein Blick erfaßte mit derselben Sicherheit und Klarheit das Entfernteste, wie das Nächste; die Lage der Welt lag nicht minder durchsichtig vor ihm, wie das seinem leiblichen Auge Erreichbare, mit derselben Befriedigung lebte er in den großen Dingen, wie in den nächsten Interessen seiner Familie. Im Waffendienst erzogen, lernte er erst als König die Anfangsgründe der Wissenschaft, wie sie jener Zeit überliefert waren, und war selbst im Alter in ihnen noch Schüler." — „Wie die Sterne die Sonne, so umgaben die Paladine den großen Kaiser, der sie alle verdunkelte und überstrahlte. Nicht freilich durch Glanz und Prunk der äußeren Erscheinung fesselte er die Blicke Derer, die sich ihm nahten, aber es umspielte seine hohe und würdevolle Gestalt gleichsam ein Schein höheren Lichtes, in dem die Klarheit seines großen Geistes auszustrahlen schien. Jene langen, weißen Locken, die im Alter sein Haupt zierten, jene großen, lebhaften und feurigen Augen, die stets heitere und ruhige Stirn, die mächtige Greisengestalt, der es doch nicht an Anmuth fehlte: dies ganze Bild hat sich tief nicht nur den Zeitgenossen eingeprägt, sondern Geschichte und Sage haben es für alle Zeiten festgehalten und noch wächst Niemand zum Jüngling heran, der es nicht in sich aufnähme. Viele hochstrebende Herrscher hat das Jahrtausend nachdem erzeugt, aber nach Höherem hat keiner gerungen. Das französische Ritterthum der späteren Zeit verherrlichte Karl als den ersten Ritter, das deutsche Bürgerthum als den väterlichen Volksfreund und den gerechtesten Richter, die katholische Kirche erhob ihn unter die Heiligen; die Poesie aller Völker in den folgenden Zeiten stärkte und kräftigte sich immer von Neuem an seiner gewaltigen Erscheinung: nie vielleicht ist reicheres Leben von der Wirksamkeit eines sterblichen Menschen ausgegangen."

3. Auflösung des Frankenreichs.

§. 323. **Ludwig der Fromme.** Karls des Großen jüngster Sohn, Ludwig der Fromme, dem nach dem frühen Absterben der älteren Brüder Karl und Pipin das Reich sammt der Kaiserwürde zu Theil ward, besaß nicht die Geisteskraft, die zur Leitung eines so großen, aus kriegerischen Völkern bestehenden Staates erforderlich war. Seine Natur war mehr für die Stille einer Klosterzelle als für die Höhe eines Throns geeignet. Andachtsübungen waren seine liebste Beschäftigung; Kirchen- und Mönchszucht, Bereicherung des immer begehrlicher auftretenden Klerus mit Gütern und Rechten und geistliche Stiftungen seine Hauptsorge. Karl hatte vor seinem Tode dem Sohne in Aachen die Krone aufgesetzt und ihn dadurch als Nachfolger in seiner ganzen Machtfülle bezeichnet; als aber Papst Stephan IV. zu seiner Begrüßung über die Alpen kam, willigte Ludwig ein, daß der heilige Vater die Krönungshandlung in Rheims von Neuem vornahm. Seine Thätigkeit war, neben einzelnen Versuchen, die unbotmäßigen Bretonen und Aquitanier zu bewältigen, fast ausschließlich auf die Beschützung der Grenzmarken gegen die Slaven im Osten und gegen die Dänen im Norden und auf die Verbreitung des Christenthums unter diesen heidnischen Nachbarvölkern gerichtet. Zu dem Zweck stiftete er das Bisthum Hildesheim für das östliche Sachsen und das Erzbisthum Hamburg für das überelbische Land mit großen Vorrechten für den Norden. Hier begann unter seiner Regierung der treffliche Anskar (Anschar) seine segensreiche Wirksamkeit als „Apostel des Nordens". — Mehr als die äußeren Anliegen beschäftigten ihn die Vorgänge im Innern. Eine voreilige Theilung seiner Staaten unter seine drei Söhne Lothar, Pipin und Ludwig bereitete dem gutmüthigen, schwachen Kaiser und dem Reiche ein Meer von Verwirrung und Leid und füllte das Herrscherhaus mit Blutschuld. Zuerst wurde Bernhard von Italien, der natürliche Sohn seines verstorbenen

Ludwig der Fromme 814—840.

816.

817.

37*

Bruders, welcher sich gegen die Anordnungen des Kaisers, die seine eigenen Ansprüche und Rechte zu verkürzen drohten, auflehnte, über die Alpen gelockt und mit einigen seiner Vertrauten der Augen beraubt und zwar mit solcher
818. Grausamkeit, daß sie einige Zeit nachher den Schmerzen erlagen. Noch mehr häufte sich das Ungemach im Kaiserhaus, als Ludwig nach dem Tode seiner Gemahlin Irmengard sich mit **Judith**, der Tochter des bayerischen Grafen
819. Welf, vermählte, einer ehrgeizigen, herrschsüchtigen Frau, welche großen Einfluß über ihren Gatten übte und den Söhnen der Kaiserin Irmengard nicht gewogen war. Diese bewirkte, daß Ludwig den Markgrafen **Bernhard** von Barcelona, ihren Günstling, einen ränkevollen, gewaltthätigen Edelmann, an die Spitze des königlichen Hauswesens stellte und dann nach ihrem Rathe eine neue Theilung vornahm, durch welche für den jüngsten Sohn **Karl**, den Judith am 13. Juni 823 in der Pfalz zu Frankfurt geboren, ein viertes Königreich aus der großen Ländermasse ausgeschieden werden sollte. Nun er-
830. hoben die ältern Söhne unter Lothars Führung die Waffen gegen den Vater. Bernhard wurde genöthigt den Hof zu verlassen und Judith in ein Kloster eingeschlossen. Aber der Versuch, Ludwig zur freiwilligen Niederlegung der Krone und zum Eintritt in den Mönchsstand zu bewegen, scheiterte an dem Widerstand der Sachsen und Ostfranken, welche dem Kaiser die Treue bewahrten. Lothar flehte des Vaters Verzeihung an, sein Rathgeber, der gute
831. Abt **Wala** von Corbie, Ludwigs Halbbruder, wurde auf ein unzugängliches Felsenschloß am Genfer See verwiesen (wahrscheinlich Chillon). Ludwig und Judith feierten jedoch einen kurzen Triumph. Die Bevorzugung des Lieblingssohnes Karl, „der wie Joseph über die älteren Brüder erhoben werden sollte“,
832. führte bald einen neuen Aufstand herbei. Pipin und Ludwig machten den Anfang, Lothar schloß sich ihnen an. Selbst der Papst, der als Friedensstifter über die Alpen zog, ergriff die Partei der Söhne. Da geschah es, daß auf dem Krongute bei Colmar, das „Rothfeld“ genannt, die Heere auf einander trafen. Ehe man zu den Waffen griff, wurden Vermittelungsversuche gemacht. Diesen Zeitraum benutzten die Söhne, um die Treue der kaiserlichen Dienst-
29. Juni 833. mannen zu beugen. Die List gelang. Während der Nacht zogen die meisten in das feindliche Heerlager über, so daß sich Ludwig nur noch von einer kleinen Schaar Getreuer umgeben sah. Auch diese hieß dann der gebeugte Vater zu den Söhnen übergehen, damit nicht fruchtlos Bürgerblut vergossen werde, und ergab sich dann mit Judith und Karl auf Gnade und Ungnade. Der Ort, wo dieser Verrath, diese „Schmach der Franken“, vor sich ging, wurde seitdem im Volksmunde als „Lügenfeld“ bezeichnet. Nun stellten die Sieger die Kaiserin und ihren Sohn unter Aufsicht, nahmen eine neue Reichstheilung vor und schlossen den Vater in das Medarduskloster zu Soissons ein. Und um ihn der Regierung für die Zukunft unfähig zu machen, bewirkte Lothar, daß ihm eine schwere Kirchenbuße auferlegt ward. In Gegenwart vieler Zuschauer mußte Ludwig im Büßerkleide vor dem Altare knieend ein Sündenbekenntniß ablegen, und der Erzbischof Ebbo von Rheims schärfte ihm ein, daß er ferner keine Waffen trage, sondern sich dem Dienste Gottes weihe. Diese Erniedrigung schlug dem Kaiserthum, der höchsten Gewalt auf Erden, eine unheilbare Wunde und trübte den Glanz der Krone. Allein so tief waren die fränkischen Völker nicht gesunken,

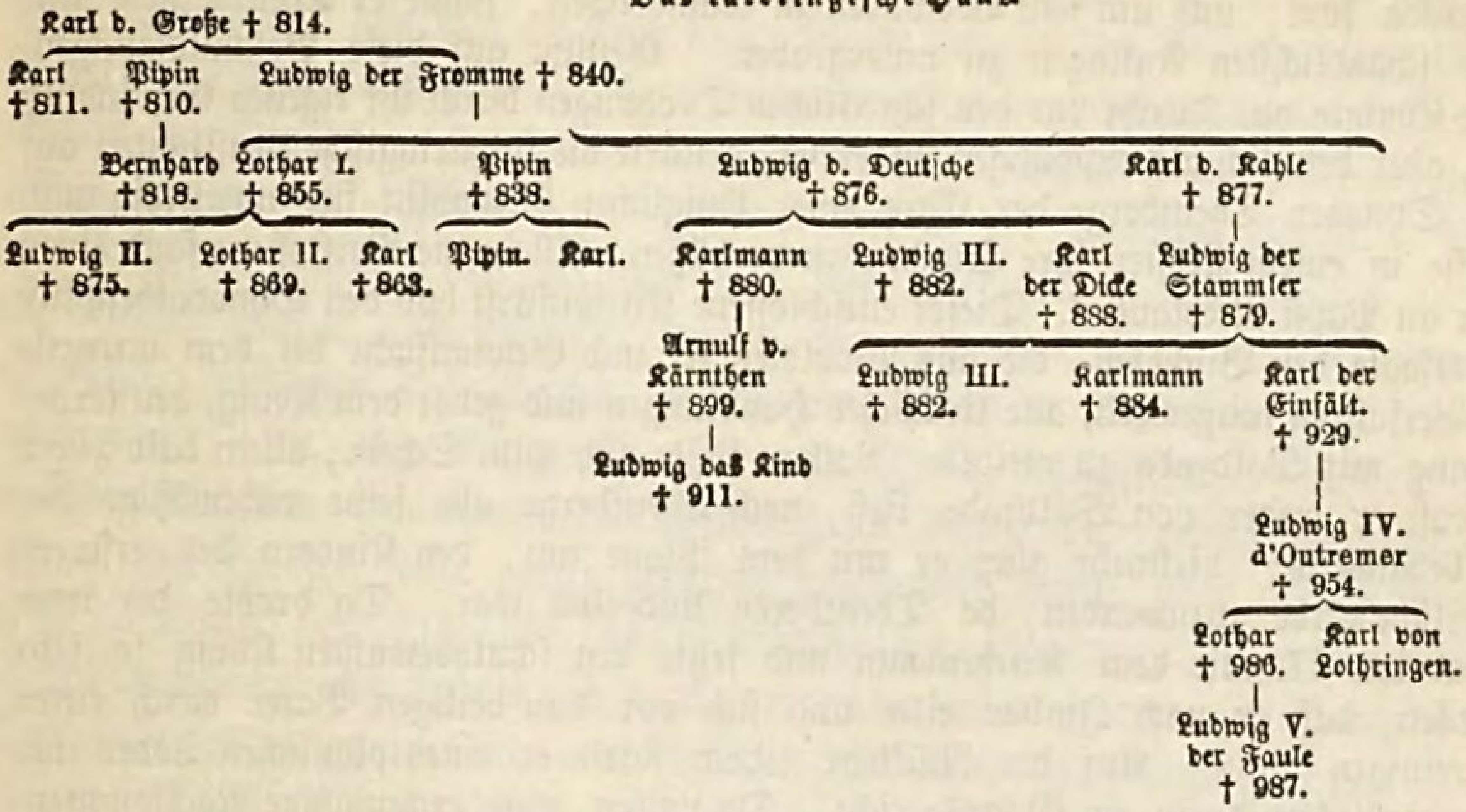
daß sie eine solche Schmach ruhig ertragen hätten. Auch bei den jüngeren Söhnen regten sich Gefühle der Scham und Reue. Sie traten ihrem Bruder Lothar, der nach der kaiserlichen Oberherrschaft strebte, ernstlich entgegen und bewirkten, daß Ludwig auf einer Versammlung in S. Denys von der Buße losgesprochen und in seiner kaiserlichen Ehre wiederhergestellt ward. Bald ver- 834.
einigten sich auch Judith und Karl wieder mit demselben. Die Versöhnung war jedoch von kurzer Dauer. Die Kaiserin wollte es auf alle Weise durchsetzen, daß ihr Sohn Karl den älteren Brüdern vorangehe oder doch gleichstehe. Ihr Vorhaben wurde durch den unerwarteten Tod Pipins, dem der Vater Aquitanien 838.
und das südliche Frankenreich übergeben hatte, erleichtert und befördert. Ohne Pipins Söhne zu berücksichtigen, nahm nunmehr Ludwig eine neue Reichstheilung vor, durch welche Lothar und Karl über Gebühr bevorzugt wurden. Das westliche Frankenreich sollte ihnen allein zufallen, während Ludwig auf Bayern beschränkt ward. Gekränkt durch diese Schwäche und Ungerechtigkeit des Vaters, griff nunmehr der jüngere Ludwig zu den Waffen, um sich den Besitz der ostfränkischen Länder zu erkämpfen. Schon drohte ein neuer Bürgerkrieg zwischen Vater und Sohn die Fluren des Rheines mit Blut und Verwüstung zu erfüllen, als der Kaiser in eine Krankheit verfiel, und auf einer Rheininsel in der 20. Juni
Nähe von Ingelheim, wohin er sich bringen ließ, verschied, getrennt von den 840.
Seinen und unversöhnt mit dem besten seiner Söhne. Dies war der Ausgang einer sechsundzwanzigjährigen Regierung, welche die Früchte von Karls des Großen Schaffen und Mühen zu Grunde richtete. Durch seinen Wankelmuth und seine Schwäche hatte Ludwig die Ehrfurcht vor dem Königthum untergraben, hatte seine Vasallen gewöhnt, Treue und Lehnseid geringer zu achten als den eigenen Vortheil, die Befriedigung der Selbstsucht höher zu stellen als die Ehre und Wohlfahrt der Monarchie.

§. 324. Durch den Tod des Vaters gestalteten sich die Angelegenheiten günstiger für den jüngeren Ludwig. Die Herrschsucht Lothars, welcher in die ganze Machtstellung des verstorbenen Kaisers eintreten wollte, entzweite ihn bald mit Karl; dieser näherte sich daher dem andern Bruder, der seine Gegner in der Schlacht auf dem „Riesgau" überwunden und sich dadurch den Besitz von Allemannien und Ostfranken gesichert hatte; die jüngeren Brüder schlossen ein Schutz- und Trutzbündniß wider den älteren und trachteten nach einer Reichstheilung, worin die Ländergebiete auf billige und naturgemäße Weise geordnet und die Gleichstellung und Unabhängigkeit der drei Könige festgesetzt werden sollte. Da Lothar den Gedanken an eine kaiserliche Vorherrschaft nicht aufgeben wollte, so mußte „das Gottesurtheil der Schlacht" entscheiden. Auf Lothars Seite standen die Anhänger der Reichseinheit, insbesondere die Bischöfe, die sich mit dem Gedanken einer Auflösung des „Gottesreiches" nicht befreunden konnten. Im Juni trafen die Heere bei dem „Bache der Burgundionen" etliche Meilen von Auxerre 841.
auf einander, an einem Orte, der von den alten Schriftstellern Fontanetum genannt wird und den die neuere Forschung in dem heutigen Fontenoy oder Fontenailles zu erkennen geglaubt hat. Hier kam es zu einer gewaltigen Schlacht, erzählt ein Zeitgenosse, und ein solches Morden geschah von beiden Seiten, daß unser Geschlecht sich nicht erinnert, je von einer solchen Vernichtung

des Frankenvolks gehört zu haben. Aber wie heldenmüthig auch Lothar sich auf seinem Streitrosse in die Feinde stürzte und ihre Reihen lichtete, das Glück war von ihm gewichen. Die Glieder seiner Schlachtordnung lösten sich und er selbst wurde vom Strom der Fliehenden fortgerissen. Lothars Niederlage auf den Gefilden von Fontenoy war das Grab des fränkischen Kaiserthums. Zwar setzte er den Krieg mit Eifer fort und suchte sich der Hülfe der Sachsen zu versichern, indem er den Frilingen und Lassen die Wiederherstellung der alten Zustände, „da sie noch Götzendiener waren", versprach und zum Kampf gegen die Grafen und Herren, Ludwigs Bundesgenossen, aufrief; als aber
842. Karl und Ludwig auf einer Zusammenkunft in Straßburg den Bund erneuerten und die Könige und ihre Völker sich durch einen in deutscher und romanisch-französischer Sprache feierlich abgelegten Eidschwur zum treuen Festhalten verbanden, da erkannte endlich Lothar die Nothwendigkeit eines Vergleichs. Die geistlichen und weltlichen Großen forderten mit Ungestüm den Frieden, damit man der wachsenden Verwilderung im Innern und den Raubzügen der Normannen kräftig entgegentreten könne. Nachdem sich die königlichen Brüder auf einer Zusammenkunft über die Grundzüge geeinigt, wurde durch den **Theilungs-**
Aug. 843. **vertrag zu Verdun** eine neue Reichsordnung geschaffen, welche für die Völkergeschichte Europa's von den wichtigsten Folgen war. Nach diesem Vertrag erhielt Lothar zu dem Königreiche Italien, das er schon lange besessen, das burgundische Land im Osten der Rhone, die mittleren Länder am linken Rheinufer und an der Mosel und Maas, die der Stammsitz des austrasischen Hauses waren und für die in der Folge die Bezeichnung „Lothars Reich" oder Lotharingien aufkam; Ludwig „der Deutsche" vereinigte mit seinem bayerischen Königreich noch die deutsch-fränkischen Länder über dem Rhein, Allemannien, Ostfranken und Sachsen, wo durch ein furchtbares Blutgericht der Freiheitsbund „Stellinga" ausgerottet ward, und auf dem linken Stromufer „des Weines wegen" die Gaue von Worms, Mainz und Speyer, und Karl „der Kahle" fügte seinem Erblande Aquitanien noch die spanische Mark so wie Neustrien, das bretonische und flandrische Gebiet und Burgundien westlich der Saone bei. Während somit Ludwigs Antheil nur deutsch-redende Völker umfaßte, in Karls Gebiet fast nur romanische Bewohner lebten, waren in Lothars Reich die Stämme gemischt. Aber wenn auch bei dem Theilungsvertrag die nationale Begrenzung keineswegs scharf festgehalten war, so kann derselbe doch mit Recht als die „Geburtsstunde" für das deutsche und französische Volk bezeichnet werden, indem sich die Absonderung mit der Zeit tiefer und eingreifender gestaltete, als anfangs beabsichtigt war. Die deutschredenden Stämme im Osten, in Sprache, Sitten und Denkart verwandt und gleichartig, schlossen sich mehr und mehr zu einer Nation zusammen, die man nach ihrer „volksthümlichen" Sprache „Deutsche" im Gegensatz zu der Bevölkerung im Westen und Süden bezeichnete; eben so bildeten die Bewohner des Westreiches seit der Trennung ihre fränkisch-romanische Nationalität fester und bestimmter aus. Diese nationale Scheidung erhielt eine starke Unterlage an der völligen Trennung der drei Reiche in Bezug auf die Regierung. Denn wenn gleich Lothar die Kaiserwürde führte und vorzugsweise in der alten Herrscherstadt Aachen seinen Sitz aufschlug, so war doch mit dieser Würde keinerlei Vorherrschaft ver-

bunden. Die drei Monarchen regierten ihre Reiche ganz selbständig, das fränkische Kaiserreich, die Schöpfung Karls des Großen, war aufgelöst. Fortan verfolgten die Völker germanischer und romanischer Zunge ihren Entwickelungsgang auf getrennten Bahnen.

Das karolingische Haus.



§. 325. Auch nach dem Vertrag von Verdun wurden die drei Frankenreiche von inneren und äußeren Kämpfen verwirrt. Karl der Kahle, ein gebildeter aber unkriegerischer Fürst, mußte das Reich, das ihm in Verdun zugetheilt worden, erst erobern. Nicht nur, daß die Aquitanier, ein beweglicher, unruhiger Volksstamm, nach einer selbständigen Stellung unter den Söhnen des verstorbenen Königs Pipin strebten; daß die Bretonen und Basken unter eingebornen Stammhäuptern sich der fränkischen Herrschaft zu erwehren suchten; daß die Normannen das ungeschützte Küstenland vom Ausflusse des Rheins bis zur Mündung der Garonne vorzugsweise für ihre Raubzüge auserſehen hatten; die Großen des Reichs entzogen sich mehr und mehr der königlichen Gewalt, die Grafen und Senioren fingen bereits an, ihren Rang und ihre Würde „von Gottes Gnaden" herzuleiten; in den Grenzmarken legten sich die Vorsteher allmählich den Herzogstitel bei; der erbliche Uebergang der Kronlehen auf die Söhne wurde schon als Regel angesehen. Als Karl den trotzigen Markgrafen Bernhard, der einst bei Frau Judith in so hoher Gunst gestanden, in sein Lager vor Toulouse lockte und ihn zum Tode verurtheilen und enthaupten ließ, entbrannte der Kampf im Süden mit größerer Heftigkeit, indem die Söhne den Tod des Vaters zu rächen suchten. Unter den fortwährenden Fehden wurde das Gefühl der Treue und Anhänglichkeit in den fränkischen Vasallen erstickt, so daß sie bald mit Lothar, bald mit Ludwig dem Deutschen gegen den eigenen Gebieter verrätherische Verbindungen eingingen, um durch Abfall und Eidbruch ihre Macht und Güter zu mehren. — Auch Lothar in Aachen und der deutsche Ludwig, der die alte Römerstadt Regensburg zu seinem Herrschersitz erkor, hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Jener mußte Friesland und die Handelsorte an der Nordsee gegen die Raubfahrten der Normannen schützen, dieser hatte die östlichen Marken gegen die slavischen Völkerschaften zu vertheidigen, welche der streitbare Fürst Rastislav zu einem Königreich Großmähren unter seinem Herrscherstab vereinigt. Lothars Leben ging frühe zu Ende. Als er fühlte, daß sein von Krankheit gebrochener Leib der Erde nicht mehr lange angehören werde, traf er die Bestimmung, daß sein Erstgeborener Ludwig (II.), der bereits zum König von Italien gekrönt war und die Kaiserkrone in Rom empfangen hatte, Italien behalten, die beiden jüngeren, Lothar (II.) und Karl sich in das übrige Reich theilen sollten. Dann ließ er sich im Kloster Prüm als Mönch einkleiden, starb aber schon nach sechs Tagen. Ludwigs II. Thätigkeit blieb auf Italien beschränkt, wo die Araber nicht minder verderbliche Raubzüge unternahmen, als die Normannen im Norden und Westen. Lothars II. Regierung wurde durch eheliche

Karl der Kahle † 877.

844

Lothar † 855.

Sept. 855.

Ludwig II. † 875.

Lothar II. 855—869.

und häusliche Wirrnisse aufs Tiefste erschüttert. Er hatte in jungen Jahren **Waldrada**,
eine Jungfrau aus edler Familie, zu seiner Lebensgefährtin erkoren. Als er durch den
Tod seines Vaters sein eigener Herr ward, verstieß er das Weib seiner Jugend, um sich
aus politischen Gründen mit **Theutberge**, der Schwester des eben so mächtigen und
reichen als lasterhaften Abtes Hucbert von St. Maurice, zu vermählen. Aber bald er=
wachte die frühere Neigung. Er trennte sich von seiner Gemahlin und setzte den Umgang
mit Waldrada fort; und um sein Verfahren zu rechtfertigen, suchte er Theutberge's Ruf
durch die schändlichsten Anklagen zu untergraben. Gestützt auf diese Beschuldigungen,
welche die Königin aus Furcht vor den schrecklichen Drohungen durch ihr eigenes Geständniß
bestätigte, aber heimlich als erzwungen widerrief, erklärte die lotharingische Geistlichkeit auf
mehreren Synoden Theutberge der Ehre einer königlichen Gemahlin für unwürdig und
nöthigte sie in einem Kloster ihre Sünden zu verbüßen. Allein die Verstoßene fand einen
Beschützer an Papst Nicolaus I. Dieser entschlossene Kirchenfürst hob den Synodalbeschluß
auf, untersagte den Bischöfen, die aus Wohldienerei und Gewinnsucht bei dem unregel=
mäßigen Verfahren mitgewirkt, alle kirchlichen Handlungen und gebot dem König, den ferne=
865. ren Umgang mit Waldrada zu meiden. Lothar fügte sich zum Schein; allein bald zeigte
es sich, daß er weder von Waldrada ließ, noch Theutberge als seine rechtmäßige Ge=
mahlin behandelte; vielmehr ging er mit dem Plane um, den Kindern der ersteren
das väterliche Erbe zuzuwenden, da Theutberge kinderlos war. Da drohte der neue
Papst Hadrian II. mit dem Kirchenbann und setzte den schuldbewußten König so sehr
in Schrecken, daß er nach Italien eilte und sich vor dem heiligen Vater durch einen
869. Eid zu reinigen suchte. Auf der Rückkehr jedoch starb er eines plötzlichen Todes und
die Völker erblickten darin ein Gottesgericht. Da Lothar ohne rechtmäßige Nachkommen=
Karl † 863. schaft aus der Welt schied, sein Bruder **Karl** von der Provence gleichfalls kinderlos starb
und der älteste der Brüder, Kaiser Ludwig II., nur eine Tochter hatte, so glaubte Karl
der Kahle sich der erledigten Länder bemächtigen zu können. Er setzte sich rasch in den
Besitz von Lotharingien; aber bald sah er sich durch die drohende Haltung seines Bruders
870. Ludwig des Deutschen zu einer Theilung genöthigt. Durch den **Vertrag von Mersen**
kam man überein, daß alles Land im Osten und Norden der Maas so wie die Gebiete und
Städte an der Mosel, auf beiden Rheinseiten und am Jura, also Friesland, das ripuarische
Franken, der größte Theil von Lotharingien sammt dem Elsaß und ein Stück von Burgundien,
an Ludwig fallen sollten, während die Grafschaften am linken Ufer der Maas und Mosel
und an der rechten Rhoneseite zu Karls Reich gefügt wurden. Fünf Jahre später fand
875. Kaiser Ludwig II., ein tapferer und gottesfürchtiger Fürst, die ewige Ruhe in der Am=
brosiuskirche zu Mailand. Da eilte Karl der Kahle über die Alpen und bewirkte durch
17. Dez. 875. Geschenke und Zugeständnisse, daß ihn die langobardischen Großen zum **König von**
Ludwig d. Deutsche **Italien** wählten und der Papst ihn in St. Peter zu Rom mit der **Kaiserkrone**
† 28. Aug. schmückte. Ludwig der Deutsche hätte wohl auch diesmal die ehrgeizigen Pläne seines
876. Bruders durchkreuzt; allein er litt schon längere Zeit an einer schweren Krankheit, welche
im nächsten Jahre in der Pfalz zu Frankfurt seinem thatenreichen Leben ein Ziel setzte.
Seine Söhne **Karlmann**, **Ludwig** der Jüngere und **Karl** „der Dicke" wiesen die
Gelüste ihres Oheims auf die Rheinlande kräftig zurück und trafen dann eine neue
Reichsordnung, in Folge deren der erste Bayern und die Ostländer, Ludwig (III.) Ost=
franken, Thüringen, Sachsen und Friesland, der letzte Allemannien und Elsaß als König=
reiche erhielten. Aber der Tod, der in den nächsten Jahren in dem Karolingischen Herr=
scherhaus eine große Ernte hielt, zerriß bald alle Pläne und Einrichtungen. Schon im
877. October 877 starb Kaiser Karl der Kahle, als er aus Italien in sein Reich zurückkehrte,
in einer ärmlichen Alpenhütte, vielleicht in Folge eines Giftes, das ihm ein jüdischer Arzt als
Karlmann † 880. Heiltrank gereicht. Bald stiegen auch seine Neffen **Karlmann** von Bayern und **Ludwig**
Ludwig III. der Jüngere ins Grab, worauf der jüngste Sohn Ludwigs des Deutschen **Karl** „**der**
† 882. **Dicke**" ganz Deutschland sammt der Kaiserkrone gewann. Nur Kärnthen und die Ost=
länder behauptete Karlmanns natürlicher Sohn **Arnulf** als väterliches Erbtheil und
mehrte es durch glückliche Kriege gegen die Slaven. In gleicher Weise wurde auch die
westfränkische Linie des Karolinger Herrscherhauses von raschen Todesfällen betroffen.

§. 326. Um die Mitte des 9. Jahrhunderts wurde Europa von drei Seiten durch Raubzüge schwer heimgesucht, **Italien** von den **Saracenen** (§§. 308. 311), **Ostdeutschland** von den **Wenden** in Mähren und andern **slavischen** Völkern (§. 299), und die Küsten der Nordsee von den **Normannen** aus **Scandinavien** und den **dänischen Inseln** der Ostsee. Von Jugend auf gewöhnt an das wilde Meer mit seinen Stürmen und Gefahren, führten die Normannen ein keckes Freibeuterleben, durchzogen raubend die Küstenländer der Nordsee, segelten mit ihren kleinen Schiffen die Mündungen der Flüsse hinan und kehrten dann beutebeladen in die Heimath zurück. Während die Nachfolger Karls des Großen sich über Vererbung des Reichs entzweiten, die Völker wieder aus einander traten, der gewaltige Heerbann sich trennte, die mächtigen Männer des Reiches verschiedene Parteien ergriffen, und ein Kampf entbrannte, der alle Aufmerksamkeit und Kraft beschäftigte, ergossen sich die seebeherrschenden Germanen des Nordens, in denen das zurückgedrängte Heidenthum noch einmal seine ganze Energie gesammelt hatte, über alle Küstenländer, vom Ausfluß der Elbe bis zur Mündung der Garonne. Sie legten die von Karl dem Großen gegründete und nach der umliegenden Hamme (Waldung) benannte
Stadt **Hamburg** in Asche und trieben die Einwohner sammt ihrem frommen 837.
Bischof **Anskar** ins Elend; sie durchzogen die **Niederlande** von einem Ende zum andern, beraubten die reichen Handelsstädte Utrecht, Durstadt, Nymwegen, Antwerpen, Mastricht und gründeten auf Walcheren und im Kennemerlande (Nordholland) mit Erlaubniß der Frankenkönige einen eigenen Lehnstaat; sie ließen die Städte Köln, Bonn, Trier und Koblenz in Flammen aufgehen, plünderten und zerstörten Nantes, Orleans, Bordeaux und Toulouse und bedrohten sogar **Paris** mit ihren Raubzügen. An den Mündungen der Flüsse legten sie Befestigungen an, wo sie ihre Beute bargen und die Wintertage verbrachten. Selbst das ferne Spanien fühlte die Geißel der heidnischen Piraten; Sevilla fiel nach einem heißen Kampfe mit den Arabern in ihre Gewalt und die Balearen und Sicilien litten unter ihren Schlägen. In der Kirchenlitanei sangen die zagenden Gemeinden: „Vor dem Grimme der Normannen schütz' uns, lieber Herre Gott!" Um ihren Einfällen zu begegnen, mußten, bei dem Mangel aller Seemacht, die karolingischen Könige den **Markgrafen** und kriegerischen Edelleuten hohe erbliche Gewalt einräumen und geschehen lassen, daß in einzelnen abgeschlossenen Stämmen die Würde der **Volksherzoge** wieder auflebte, welche Karl d. Gr. so energisch unterdrückt hatte. So geschah es, daß bei der Schwäche und Beschränktheit der meisten Karolinger bald alle Macht in die Hände der Großen kam. Gegen den Trotz dieser mächtigen Vasallen, die ihren Unternehmungen häufig noch durch Waffenverbrüderungen Nachdruck ver-
liehen, bildete die zur Leitung der obersten Justiz und zur Verwaltung der 877.
königlichen Einkünfte errichtete **Pfalzgrafenwürde** ein schwaches Gegengewicht. Ludwig d. Stammler
Als Karl der Kahle durch einen schnellen Tod hingerafft wurde, erkannten die † 879. Ludwig
neustrischen Großen seinen Sohn **Ludwig den Stammler** erst als König III. † 882.
an, nachdem er öffentlich bekannt hatte, daß er der Volkswahl seine Krone Karlmann † 884.
verdanke. Auch er und seine beiden Söhne (Ludwig III. und Karlmann) starben frühe dahin. Alle geistige und körperliche Kraft schien aus dem karolingischen Geschlechte gewichen, wodurch nothwendig die Gewalt an die mächtigen Edelleute kommen und das Erbkönigthum in ein Wahlreich übergehen mußte. — Dies

Karl der Dicke 876—887. ersieht man aus der Geschichte Karls des Dicken, dem durch das rasche Absterben seiner Brüder und nächsten Verwandten das Erbe seines Vaters, Ludwigs des Deutschen, und seines Oheims Lothar zufiel, und den zuletzt auch die westfränkischen Großen zum Oberhaupt wählten, so daß Karl der Dicke, ein schwacher, träger, von beständigen Kopfleiden gequälter Fürst, fast die ganze Herrschaft Karls des Großen nebst der Kaiserwürde besaß. Als dieser die
886. Normannen, welche die Seinestadt Paris mit harter Belagerung bedrängten, durch einen schimpflichen Vertrag zum Abzug bewog, und ihnen nicht nur alle Beute beließ, also daß sie zweihundert Schiffe mit Schätzen und Gefangenen beladen in die Heimath senden konnten, sondern ihnen noch einen entlegenen Landstrich zum Ueberwintern zuwies, fielen seine deutschen Vasallen von ihm ab und richteten ihre Blicke auf seinen Neffen Arnulf von Kärnthen. Als nun dieser, durch Liutward den flüchtigen Erzkanzler seines Oheims aufgereizt, mit einem Heer von bayerischen und slavischen Kriegsmannen nach Westen aufbrach, traten die Ostfranken, Sachsen und Thüringer auf seine Seite. Um-
Nov. 887. sonst entbot Karl die Vasallen zu einem Reichstag nach Tribur; die meisten folgten der Mahnung Arnulfs nach Forchheim in Franken und erwählten ihn dort zum König. Nicht einmal die Allemannen, die Karl als den Kernstamm seiner Herrschaft stets mit besonderer Vorliebe behandelt hatte, ergriffen die Waffen zu seiner Vertheidigung. Als der sieche Kaiser sich überzeugte, daß seine Macht zu Ende sei, schickte er seinen kleinen Sohn Bernhard mit Geschenken an den siegreichen Mitbewerber und übergab ihn in dessen Schutz und Dienst. Dafür wies Arnulf dem Oheim einige allemannische Kammergüter zum Unterhalt an. Zum Glück überlebte Karl der Dicke seinen Fall nur um einige Wochen. Schon im Januar 888 starb er zu Neidingen an der Donau und wurde zu Reichenau auf der lieblichen Klosterinsel des Bodensee's begraben. Bald kam das Gerücht in Umlauf, sein Leben sei durch Mörderhand verkürzt worden, und fand bei den Zeitgenossen Glauben. — Die französischen Edelleute erkannten größtentheils Odo, den streitbaren Grafen von Paris und Herzog von Francien (Isle de France), der allein im Krieg gegen die Normannen
Odo † 898. Muth und Feldherrntalent bewiesen, und ein Jahr lang die Seineinsel wider
Karl der Einfältige 898—929. ihre Angriffe vertheidigt hatte, als König an, nach dessen Tod der rechtmäßige Erbe, Karl der Einfältige, der jüngste Sohn Ludwigs des Stammlers, ein gebildeter, aber träger, den Waffen wie der Rechtsprechung abgeneigter Fürst, den machtlosen Thron zurückerhielt. Aber die burgundischen Länder im Rhonethale und am Genfer See wurden durch Graf Boso, den Schwager und Günstling Karls des Kahlen, von dem Frankenreiche losgerissen und in ein eigenes Königreich Niederburgund (Provence) mit der Hauptstadt Arles verwandelt; am Jura behauptete der Welfe Rudolf von Hochburgund eine unabhängige Stellung, und in Italien gewann der Herzog Guido (Wido) von Spoleto nach langem Kampf mit seinem Gegner Berengar von Friaul für sich und seinen Sohn Lambert eine kurze Herrschaft und von dem Papst die Kaiserkrone, aber ohne Glanz und Macht.

§. 327. Italien in der kaiserlosen Zeit. Fast noch größer als im Frankenreiche unter den letzten Karolingern war die Anarchie in Italien. Ludwig, Sohn des Grafen Boso (§. 326) von Niederburgund, ein junger, kräftiger Mann, erwarb sich

die Herrschaft von Oberitalien und vom Papst die Kaiserkrone. Aber Graf **Berengar** 901.
erhob sich wider ihn, nahm ihn in Verona gefangen und schickte ihn der Augen beraubt
nach Burgundien zurück, wo er noch über zwanzig Jahre ein elendes Leben und eine noch 905.
elendere Regierung führte, während welcher sein Dienstmann, Graf **Hugo**, ein Mann von
seltener Härte und Grausamkeit, aber von festem Willen und scharfem Verstand, die Macht
in Burgundien an sich riß, und **Berengar** in Rom die Kaiserkrone von Papst Johann X. 916.
erlangte. Aber seine Herrschaft war nicht von Dauer. König **Rudolf II.** von **Hoch-
burgund** stieg mit einem Heere über die Alpen, besiegte Berengar und nahm, als dieser 924.
bald nachher zu Verona durch Meuchelmord umkam, den Titel eines Königs von Italien
an. Die Ränke der reizenden und lasterhaften Gräfin Irmengard bewirkten jedoch auch
Rudolfs baldigen Sturz, worauf unter dem Beistand dieses mächtigen Weibes jener Graf
Hugo, der in Niederburgund alle Gewalt an sich gerissen, zu Pavia als König von Ita-
lien gekrönt und von den geistlichen und weltlichen Großen anerkannt ward. Bald verband
er damit auch noch das Herzogthum Niederburgund, das er aber größtentheils an König 926.
Rudolf von Oberburgund abtrat, um diesen zum Aufgeben seiner Ansprüche auf Italien 930.
zu bewegen. So wurden die burgundischen Lande wieder zu einem **arelatischen
Königreich** vereinigt. Als Rudolf mit Hinterlassung zweier unmündigen Kinder, eines
Knaben **Konrad** und einer Tochter **Adelheid**, starb, hoffte Hugo wieder in den Besitz 937.
des verlorenen Landes zu kommen; er vermählte sich selbst mit der Wittwe und seinen Sohn
Lothar mit ihrer Tochter Adelheid; aber der deutsche König Otto nahm sich des bedrohten
Knaben Konrad an und schützte ihn in seinem väterlichen Erbe. Mit unerhörter Grau-
samkeit behauptete sich dagegen Hugo in Italien, machte sich aber allgemein verhaßt, so
daß, als Markgraf **Berengar von Ivrea**, Sohn der Irmengard, der sich Hugo's
Grausamkeit durch die Flucht nach Deutschland entzogen, mit einem geworbenen Heere nach
Italien zurückkehrte, ihm Alles zufiel und ihn als Retter vor dem Uebermuth der Burgun- 945.
der jubelnd begrüßte. Seitdem trug Hugo nur eine Scheinkrone, während alle Macht in
Berengars Händen lag. Unter diesen Kämpfen einer anarchischen Feudalzeit sank Wohl-
stand und Bildung, Freiheit und Ordnung. Die geistlichen und weltlichen Großen ent-
wöhnten sich jeder Unterordnung unter eine königliche Macht und betrachteten sich als unab-
hängige Herren in ihren Territorien; die Araber machten sich die Umstände zu nutze und
dehnten ihre Raubzüge immer weiter aus; das schutzlose Volk sehnte sich umsonst nach einer
rettenden Hand. Auf dem Stuhle Petri saßen Schwächlinge und Lüstlinge, die auf die
Geschicke der Welt ohne Einfluß waren. Bald gesellten sich zu den Arabern auch noch die
Ungarn; die schwachvertheidigten Städte boten eine geringe Schutzmauer wider ihre un-
gestümen Streifzüge; sie verwandelten Pavia in einen Schutthaufen, so daß 43 Kirchen
ein Raub der Flammen geworden und von der ganzen Volksmenge nur 200 am Leben 924.
geblieben sein sollen, und drangen bis zu den Thoren Roms. Diese Unfälle wirkten nicht
wie in Deutschland stärkend auf das Volk; sie raubten ihm vielmehr den letzten Rest von
Mannhaftigkeit und Ernst. „Alle Bande der Scheu und des Gehorsams wurden ge-
sprengt; in zuchtloser Willkür walteten überall die entfesselten Lüste und Leidenschaften; nur
auf das sinnliche Leben war man bedacht, auf Essen und Trinken, prunkende Schätze und
schöne Weiber; alle höheren Güter der Menschheit, welche das Leben erst zum Leben
machen, hatten für dieses eben so verweichlichte als sittlich rohe Geschlecht ihren Werth
verloren. Eine Weiberherrschaft entwickelte sich hier, wie sie die Welt nie wieder gesehen
hat." Die Geistlichkeit stürzte sich gleich den Laien von Sinnenlust zu Sinnenlust; von
wahrhaft kirchlichem Leben war keine Spur mehr vorhanden, die Religiosität bestand in
der äußerlichsten Werkheiligkeit, alle kirchlichen Ordnungen waren erschlafft, die klösterliche
Zucht gänzlich aufgelöst. Dennoch blieben Handel und Gewerbthätigkeit auf ihrer früheren
Höhe, und das Städtewesen entwickelte sich ob der Unsicherheit des platten Landes sehr
rasch. Mauern und Gräben schieden das Stadtgebiet von dem ländlichen Bezirk der
Grafschaft; die Gerichtsbarkeit der Bischöfe, denen sich die Einwohner unterwarfen, ver-
drängte mehr und mehr den Gerichtsbann der Grafen, wodurch die Entwickelung der
Städte zu selbständigen Gemeinwesen sehr gefördert ward. Während dieser Zeit war die
Herrschaft über Rom und den Kirchenstaat in den Händen eines kraftvollen Patriziers,
Alberich. Er nannte sich „Fürst und Senator aller Römer" und schaltete über die † 954.

kirchlichen und weltlichen Dinge mit völlig freier Gewalt; er verschenkte den Stuhl Petri nach seinem Gefallen, so daß eine Reihe von Päpsten nur bedeutungslose Werkzeuge in Alberichs Hand waren. Um sich zu stärken, buhlte er um die Gunst des Kaiserhofes in Constantinopel, wie gleichzeitig Hugo, Lothar und Berengar thaten. Aber die schwachen Kaiser jener Zeit (§. 369) vernachlässigten die günstige Gelegenheit, ihr Ansehen in Italien aufs Neue zu begründen. Das Parteiwesen drohte Alles zu verwirren; das Kaiserthum war darin untergegangen; das Papstthum bestand nur noch dem Namen nach.

Arnulf 887–899. §. 328. Arnulf regierte mit Kraft. Er besiegte die Normannen bei
891. Löwen an der Dyle, wo sie ein verschanztes Lager bezogen hatten und der deutschen Ritterschaft Hohn und Trotz entgegensetzten, so vollständig, daß er sechzehn ihrer Fahnen nach seinem Schloß in Regensburg sandte und ihre Raubzüge auf längere Zeit aufhörten; er brachte die übermüthigen Vasallen durch Verleihung von Beneficien oder durch Gewalt zum Gehorsam; er bediente sich zur Schwächung des slavischen Fürsten Swatopluk (Zwentibold), der sein Reich Groß-Mähren über die Besitzungen der Avaren in Pannonien ausgedehnt hatte und das ihm von Arnulf lehnsweise übertragene Herzogthum Böhmen eigenmächtig an sich zu reißen suchte, der wilden, im Reiten und Pfeilschießen geübten **Magyaren** (Madjaren) oder Ugren (Ungarn), eines finnischen Nomadenstammes, der von den Höhen des Ural allmählich in die Steppen zwischen Don und Wolga herabgestiegen war und jetzt unter seinem streitbaren Fürsten Arpad in dem Flachlande zwischen Karpathen und Donau (nach ihnen Ungarn genannt) seine beweglichen Zelte aufschlug. Arpad war von den Häuptlingen der sieben Stämme, in welche das heerdenreiche Nomadenvolk getheilt war, zum gemeinsamen Oberhaupte gewählt worden. Swatopluk vertheidigte sich mannhaft gegen die Feinde im Osten und Westen, aber sein
894. Tod war auch das Ende der Mährenherrschaft. Unter seinen zwieträchtigen Söhnen Moimir und Swatopluk wurde sein Reich in Kurzem die Beute der neuen Ankömmlinge, welche die alten Bewohner theils zum Abzuge zwangen, theils unterwarfen. Aber die „Fremdlinge" (Ungarn) wurden für Deutschland
895. bald eine furchtbarere Geißel als je die Avaren. Als Arnulf nach einer glorreichen Heerfahrt nach Italien, wo er Rom erstürmte, die abgefallenen Herzöge von Spoleto, Benevent u. a. zur Unterwerfung brachte und die Kaiserkrone erlangte, in der Blüthe männlicher Kraft verstarb und sein unmün-
Ludwig das Kind diger Sohn **Ludwig das Kind** von den geistlichen und weltlichen Großen zu Forch-
900–911. heim an der Regnitz auf den erledigten Thron erhoben wurde, machten die Ungarn mehrere räuberische Einfälle in das durch den Hader der Edelleute zerrissene und geschwächte Deutschland, füllten alles Land vom adriatischen Meer bis zur bayerischen Donau mit Mord, Brand und Verwüstung und erzwangen sich einen jährlichen Tribut. Der glückliche Erfolg machte sie immer kühner.
907. Nachdem sie in einer entsetzlichen Schlacht den Markgrafen Luitpold von Bayern mit seinen Vasallen und vielen geistlichen Würdenträgern erschlagen und alles Land ostwärts der Enns in Besitz genommen, unternahmen sie verheerende
908–910. Streifzüge nach Schwaben und Franken, nach Thüringen und Sachsen und nöthigten den König Ludwig, durch einen schweren Tribut sich auf einige Zeit Ruhe zu erkaufen. Zu gleicher Zeit wurde der Frankengau am Main durch die Babenberger Fehde schwer heimgesucht, als der tapfere Graf **Adalbert von Babenberg (Bamberg)** das Geschlecht der Konradiner in Hessen,

Franken und bei Rhein blutig bekämpfte, bis er endlich in seiner Burg Theres 906.
zur Uebergabe gezwungen und enthauptet ward; und auch in den übrigen deutschen Landen herrschte Gewaltthat und Kriegsnoth. „Alles hadert", so schildert der gelehrte Bischof Salomo von Konstanz den damaligen Zustand in Deutschland, „Graf und Dienstmann, im Streite liegen die Mark- und Gaugenossen, in den Städten tobt der Aufruhr, das Gesetz wird mit Füßen getreten, und die, welche Land und Volk schützen sollten, geben gerade das schlechteste Beispiel. Die Großen, deren Väter einst die Empörungen niederkämpften, schüren jetzt selbst den Bürgerkrieg an. Da das Volk so gespalten ist, wie läßt sich da der Bestand des Reichs noch erhalten? Wehe dem Land, deß König ein Kind ist!" Nur in Sachsen führte der kraftvolle Otto der Erlauchte das Regiment mit fester und sicherer Hand und schützte und erweiterte seine Grenzen wider die slavischen Völker an der Elbe. Unter diesen Umständen erlangten die Grafen von Franken, Sachsen, Lothringen, Schwaben und Bayern hohe Gewalt, indem sie bei der königlichen Ohnmacht die Ungarn und die übrigen Feinde des Reichs mit eigener Kraft bekämpfen mußten, und legten sich die Würde von Herzögen bei. Vor Allen aber ragten Konrad von Franken aus dem erwähnten Geschlechte der Konradiner, und Otto von Sachsen hervor, sowohl wegen ihrer Macht, als ihrer Verwandtschaft mit dem karolingischen Hause. Als daher der letzte karolingische König ruhmlos und ohne Nachkommen ins Grab sank, versammelten sich zu Forchheim aus den fünf Herzogthümern die weltlichen und
geistlichen Großen (unter den letztern die einflußreichen Bischöfe Hatto von Mainz Nov. 911.
und Salomo von Konstanz) und wählten, da Otto wegen vorgerückten Alters Konrad I. der Franke
die Ehre von sich ablenkte, **Konrad von Franken** zum König. So ward 911–919.
Deutschland ein Wahlreich; doch blieb man in der Regel bei demselben Stamm
und verband somit Wahl und Erblichkeit. Im folgenden Jahr starb Otto 912.
von Sachsen, der Mächtigste unter den Großen des Reichs.

„Die **Magyaren** waren gefürchtete Feinde aller ihrer Nachbarn, denn in jeder kriegerischen Tugend zeichneten sie sich aus. Herzhaft im Angriff, ausdauernd in Beschwerden, vorsichtig gegen Listen des Feindes, sehr gewandt im Benutzen seiner Schwächen, so unbändig sie sonst waren, doch im Kriege strenger Zucht gehorchend, blieben sie im Kampf fast immer Sieger, zumal ihre Kriegführung eigenthümlichster Art war. Nicht in großen geschlossenen Reihen rückten sie an, sondern in vielen kleinen getrennten Heerhaufen, die nur scheinbar ein Ganzes bildeten, und nie vergaßen sie einen Theil des Heeres sich im Hinterhalt zu bewahren. Dadurch gewannen alle ihre Unternehmungen an Beweglichkeit, und es blieb ihnen stets Gelegenheit, dem Streite neue und unerwartete Wendungen zu geben. Oft verlockten sie den Feind durch verstellte Flucht aus seiner festen Stellung, und wenn er ihnen dann mit aufgelösten Gliedern nachsetzte, so machten sie plötzlich wieder Front, oft brachten sie ihn durch Abschneidung der Zufuhr in Verlegenheit und ermüdeten ihn so durch stetes Umschwärmen und Plänkeln, daß er zuletzt erliegen mußte; oder sie raubten ihm durch unerwarteten Ueberfall die Möglichkeit eines geordneten Widerstandes. Die Magyaren kämpften auf Rossen, die durch große Panzer gedeckt waren, und tummelten mit unglaublicher Gewandtheit diese trefflich geübten Thiere. Obwohl sie Schwert und Wurfspieß führten, war ihre Hauptwaffe doch der Pfeil, den sie mit der größten Sicherheit im Sturme des Rosses von dem hörnenen Bogen entsandten; er gehorchte ihnen nicht minder beim Einrennen auf den Feind, wie auf der eiligen Rückflucht. Grausam im Kampfe, schonungslos waren sie im Benutzen des Sieges. Erbarmen gegen den überwundenen Feind war ihnen fremd, wer sich ihnen entgegenstellte, wurde erschlagen; es soll unter ihnen der Glaube geherrscht haben, die auf Erden ihrem Schwert erlegen seien, würden ihnen im Himmel als Sklaven dienen. So besiegten sie nicht nur ihre Feinde, sondern vernichteten sie, und wohin sie ihre Rosse lenkten, machten sie den Boden zur traurigsten

Einöde. — Unbeschreiblich sind die Leiden, von denen damals die deutschen Länder heimgesucht wurden. Nicht allein, daß die Saatfelder verwüstet und verheert, das Vieh fortgetrieben, die Häuser eingeäschert, und jede werthvolle Habe eine sichere Beute der Feinde wurde, auch die hülflosen Menschen verschonte der vordringende Feind nicht. Nicht die zarte Unschuld der Kinder, nicht das ehrwürdige Haupt des Greises fand bei ihm Erbarmen. Wie Vieh zusammengekoppelt wurden die gefangenen Frauen und Mädchen unter Mißhandlungen fortgetrieben, um sie entehrender Wollust dienstbar zu machen. Die Spuren dieser furchtbaren Feinde war Verwüstung; Feuer und Rauch bezeichneten weithin die Straßen, die sie zogen, Schutt und Trümmer die Stellen, die sie verlassen hatten. Bei ihrem Nahen flüchtete Alles hinter die Mauern und Wälle der Burgen oder in das Dickicht der Wälder. Glücklich, wer nur das nackte Leben rettete! Schon der Anblick dieser Feinde erfüllte die Deutschen mit Abscheu und Widerwillen. Der niedere Wuchs, die funkelnden, tiefliegenden Augen in dem braunen, häßlichen Gesicht, der bis auf drei Zöpfe kahlgeschorene Kopf, dazu der rauhe Klang der ganz unverständlichen Sprache: dies Alles schien ihnen eher gespensterhaften Wesen, als Menschen eigen. Sie meinten, es seien die Völker Gog und Magog, die vom Ende der Welt kämen, um Alles von Grund aus zu vernichten; sie erzählten sich, wie diese Unmenschen, gleich reißenden Thieren, rohes Fleisch verschlängen und Blut tränken, ja wie sie sogar den Gefangenen das Herz aus dem Leibe rissen, weil sie dies für ein kräftiges Gesundheitsmittel hielten. — Indessen richteten die Magyaren sich allgemach in ihren neuen Sitzen an der Donau ein, die sie innerhalb eines Jahrzehnts von den Karpathen bis zu den Grenzen des Ostfrankenreichs und Böhmens ausgedehnt hatten. Die Häuptlinge theilten sich in das Land, und jeder bemaß den Männern seiner Horde einzeln ihren besondern Antheil; vor Allem wurde das Oberhaupt des ganzen Volkes reichlich bedacht, dem mehr als die Hälfte des Landes zwischen der Donau und Sau zufiel, und der als Eigenthümer eintrat, so oft irgend eines der 108 herrschenden Geschlechter ausstarb. Die alten Bewohner wurden als Zubehör des Landes behandelt und mit demselben vertheilt. So reich und fruchtbar der Boden ist, wurde der Ackerbau doch im Anfange nur spärlich betrieben, da das Volk, in allen friedlichen Künsten auf der niedrigsten Stufe der Cultur, meist noch von Jagd und Fischerei lebte. Sein ganzes Leben unterschied sich wenig von dem jeder anderen asiatischen Nomadenhorde. Die Kleidung bestand in Thierhäuten, im Sommer wohnte man unter Zelten, im Winter in elenden Rohrhütten oder Holzbuden — steinerne Gebäude waren noch viel später in Ungarn selten —, das erste und wichtigste Bedürfniß waren weite, üppige Weideplätze, für alles Andere sorgte die reiche Beute der alljährlich wiederkehrenden Heereszüge." (Dümmler und Giesebrecht.)

§. 329. Nicht minder groß war in Frankreich unter Karl dem Einfältigen die Verwirrung und Gesetzlosigkeit. Die Herzöge und Grafen schalteten eigenmächtig, rissen die Krongüter an sich und achteten weder Gesetz noch Recht. Odo's Neffe, **Hugo von Paris** (Herzog von Francien, Orleans und Burgund), ein mächtiger, hochfahrender Herr, hielt den gutmüthigen, aber unkräftigen König Karl in Unterwürfigkeit und zuletzt in harter Gefangenschaft, trug aber doch aus religiöser Scheu Bedenken, die Krone auf sein eigenes Haupt zu setzen. Dagegen wurde das Reich von den verheerenden Raubzügen der
912. Normannen befreit, seitdem Karl den Herzog Rollo (Rolf) in die nach ihnen benannte Provinz Normandie aufgenommen, unter der Bedingung, daß er sich mit seinen Begleitern taufen lasse, den König als Oberlehnsherrn anerkenne und das Reich beschützen helfe. Die bildungsfähigen Normannen, die auch über die Bretagne geboten, nahmen bald Sprache, Sitten und Cultur von ihren Nachbarn an. Robert, wie Rollo nach der Taufe sich nannte, vertheilte die Normandie nach dem Feudalsystem unter seine Ritter, sicherte das Eigenthum und suchte dann durch Gesetze, Rechtspflege, Hebung des Ackerbaues und Herstellung der verfallenen Städte und zerstörten Kirchen das verwüstete und verwilderte Land zu cultiviren. Bald übertrafen die Normannen an christlichem Eifer alle andern Völker. Die Kreuzzüge sind hauptsächlich von ihnen ausge-

gangen. — Karls Nachfolger **Ludwig IV.** der Ueberseeische (d'Outremer), der Ludwig IV.
nach des Vaters Tod von England, wo er Schutz gefunden, herüberkam, ob- 936—954.
wohl thatkräftiger und begabter als sein Vater, vermochte weder dem anarchischen Zustande zu steuern, noch sich der Herrschaft Hugo's zu entziehen; die Freiheit der niedern Klassen des Volks wurde ganz unterdrückt, und schutzlos war die waffenlose Menge den Gewaltthaten ihrer stets in Kriegsrüstung daherziehenden Herren ausgesetzt. Der König selbst wurde von dem stolzen Grafen
ein Jahr lang in Haft gehalten und durch Otto's des Sachsen Einschreiten in 947.
Frankreich wieder befreit. Bei seinem frühen Tod, den ein unglücklicher Sturz Lothar III. 954—986.
mit dem Pferde herbeiführte, empfahl Ludwig seinen Sohn **Lothar** und seine Gemahlin dem Schutze des übermächtigen Grafen und befestigte dadurch dessen Ansehen. Die Macht der Karolinger wurde zuletzt so beschränkt, daß sie nur noch die Stadt **Laon** mit der Umgegend besaßen, indeß alles Uebrige in die Hände trotziger Edelleute gerieth. Nach dem frühen Tode des kinderlosen **Lud-**
wig V. nahm **Hugo Capet**, Sohn und Erbe **Hugo's von Paris**, nach Ludwig V. (der Faule)
dem Wunsche der versammelten Großen, den **Königstitel** an, brachte die 986—987. Hugo
Vasallen im Norden der Loire zur Huldigung und ließ sich von dem Erzbischof Capet 987—996.
von Rheims krönen. Aber Ludwigs Oheim, **Karl von Lothringen**, ein gewaltthätiger, ruchloser Mann, machte ihm die Krone streitig. Er sammelte eine wilde Kriegsschaar um sich und führte, unterstützt von seinem klugen, aber lasterhaften und treulosen Bruder Arnulf, der sich mit Gewalt des Erzbisthums von Rheims bemächtigte, einen mehrjährigen blutigen Bürgerkrieg wider Hugo, bis Beide durch die List des Bischofs Adalbert von Laon gefangen genommen und dem König ausgeliefert wurden. Karl mußte hierauf nebst seinem
ältesten Sohn auf Lebenszeit im Kerker schmachten, und auch Arnulf wurde, 991.
von einer Synode seiner geistlichen Würde und Weihe verlustig erklärt, längere Zeit in Gewahrsam gehalten. Es war eine verwilderte treulose Zeit, deren Charakter sich in dem rhetorischen, den alten Schriftstellern nachgekünstelten Geschichtswerke des Mönchs **Richer** von St. Remy, eines Anhängers vom Erzbischof Gerbert, abspiegelt.

Die Volkselemente in Frankreich. Mit der Aufnahme der Normannen in das westliche Frankreich hörten die fremden Einwanderungen in das gastliche Land auf. Ziel und Tummelplatz der meisten Völkerzüge von den erobernden Römern bis zu den seeräuberischen Nordländern, hat Gallien die mannichfaltigsten Volkselemente in sich aufgenommen und zu einem nationalen Ganzen verbunden. „Der Grundstamm (sagt **Ranke**) über den ganzen Boden des Landes blieb die **romanisirte Bevölkerung**: in Sprache, Erinnerungen, einzelnen Instituten der italienischen und der unter der fremden Botmäßigkeit sich erhaltenden spanischen nahe verwandt. Neben ihr erschienen jene Ueberreste der alten Stämme, des **keltischen** in den **Britonen**, die, durch Zuzüge aus Altbritannien verstärkt, sich darin gefielen, aller Gesetze und Unterordnung zu spotten; des **iberischen** in den **Basken**, die eine immer zweifelhafte Unterwürfigkeit von Zeit zu Zeit mit heftigen Feindseligkeiten unterbrachen. Dagegen hatten sich die germanischen Einwanderer den Ideen von Kirche und Staat lebendig angeschlossen. Noch konnte man meistens ihre Herkunft unterscheiden; die **Gothen** selbst erneuerten ihren Stamm und Namen an den Grenzen der spanischen Mark. Am innigsten durchdrangen sich **fränkische** und romanische Elemente an der mittleren Seine, wo die merovingischen Könige besonders gern verweilt hatten, und sich jetzt um Paris her ein mächtiges Herzogthum unter dem Namen Francien bildete; nur allmählich rissen sich die latinisirten Franken von den Deutschen los, mit denen sie durch Sitte, Denkweise und die Grundlage ihrer Einrichtungen zusammenhingen. Endlich waren die **Normannen** eingedrungen und hatten die französischen Küsten mit dem hohen Norden in Verbindung gesetzt. Die Urbevölkerung

des europäischen Westens, die **romanische** Welt, welche noch immer einen so großen Theil desselben inne hatte, und die **germanische**, welche die Weltherrschaft zu Lande und zur See an sich gebracht, begegneten sich auf diesem Boden, innerhalb dieser Grenzen."

4. Die Kirche und die christliche Cultur des Abendlandes.

Gregor d. Große 590–604. §. 330. Als **Gregor der Große**, „der Knecht der Knechte Gottes", die päpstliche Krone trug, hatten alle germanischen Nationen den **Arianismus** mit dem **katholischen Glaubensbekenntniß** vertauscht; dadurch wurde das Streben dieses Kirchenfürsten, die abendländischen Christen zu einer kirchlichen Einheit zu verbinden, wesentlich gefördert. Dies geschah nach Außen durch **Heidenbekehrungen** (**Missionen**), nach Innen durch einen gleichmäßigen, die Phantasie anregenden Gottesdienst mit **Messe**, **Kirchenmusik**, glänzender **Priesterkleidung**, durch erhabene **Domkirchen**, prunkvolle **Feste**, besonders **Marientage** und geheimnißvolle **Ceremonien** und **symbolische Religionsgebräuche**; denn „die feierliche Pracht des Cultus war die verständlichste Sprache für die kräftige Sinnlichkeit ungebildeter Völker". — Als Heidenbekehrer waren im siebenten und achten Jahrhundert besonders Missionare aus den **britischen Inseln** thätig, wo seit der neuen Begründung des Christenthums ein hoher religiöser Eifer erwacht war, sowohl unter den Bekennern des altbritischen Glaubens, als unter den neubekehrten Angelsachsen. Das britische Volk, gedrückt durch das Elend der Zeit, griff mit Inbrunst nach den Tröstungen der Religion, und gottbegeisterte Männer zogen aus, um den Völkern, „die noch im Schatten des Todes wandelten", das Licht des Evangeliums darzubringen. Zu den ersten aus Irland, „der heiligen Insel", und aus Schottland herübergezogenen Glaubensboten gehören besonders in **Allemannien** **Columban** und **Gallus** (Stifter der Abtei St. Gallen) mit ihren Gehülfen. Im Schwarzwald und am Oberrhein, wo durch die Stürme der Völkerwanderung die unter der Römerherrschaft gestreute Staat des Christenthums erstickt worden war, wirkten für das Evangelium **Fridolin** (Gründer des Klosters **Säckingen**), **Trudbert**, **Landolin** und **Pirmin**. Das Kloster **Reichenau**, das der letztere unter dem Schutze der Allemannenherzoge Nabi und Berthold auf einer anmuthigen Insel im Bodensee gründete, und das von Karl Martell mit dem ganzen Eiland beschenkt ward, war eine Stätte der Cultur für die Umgegend und wetteiferte mit St. Gallen in Pflege der Wissenschaften. In den Maingegenden gründete **Kilian**, den die spätere Legende zum ersten Bischof von Würzburg machte, die Lehre vom Kreuz, und bei den Friesen und im Lande der alten Bataver wirkte **Willibrod** mit elf Gehülfen für Verbreitung des Evangeliums. „Vor der Kraft ihrer Arbeit und ihres entsagenden Märtyrerthums, in der Ehrfurcht vor den Mysterien, welche sie verwalteten, den Wundern, welche sie verkündeten, beugte sich der ahnungsreiche Sinn der Germanen, und sie wurden gläubige Söhne der glänzenden und geheimnißvollen Kirche, die ihr irdisches Dasein mit Züchtigen und Loslassen beherrschte und ihnen den Himmel um des Gehorsams willen verhieß." Willibrod, zum Bischof von Friesland ernannt, nahm seinen Wohnsitz in Utrecht, das unter dem Schutze der Kirche aus einem Lagerplatz zu einer ansehnlichen Stadt anwuchs. Unter den **Angelsachsen** zeichnete sich vor Allen **Winfried** (dem nachher Papst Gregor II. den Beinamen **Bonifacius** gab) durch seinen rastlosen Bekehrungseifer so sehr aus, daß er sich den Zunamen „**Apostel der Deutschen**" verdiente. Unterstützt von den ersten Karolingern, trug er die Lehre vom gekreuzigten Heiland in die Wälder Deutschlands, zu den **Hessen**, wo er die Abteien **Amönaburg** (**Amanaburg**), **Hersfeld** und **Fulda** gründete, nachdem er bei Ober-Geismar die heilige Wodans-Eiche gefällt, zu den **Thüringern** und **Franken**, wo er die Bisthümer und Lehranstalten von **Erfurt**, **Würzburg** und **Eichstädt** ins Leben rief, zu den **Bayern**, wo in **Regensburg**, **Salzburg**, **Freisingen** und **Passau** Pflanzschulen errichtet wurden. In allen diesen Ländern erstarb das Heidenthum, an der Stelle der heiligen Eichen entstanden christliche Bethäuser, den heidnischen Opfermahlzeiten wurde für immer ein Ende gemacht, die Neugetauften sagten durch heiligen Eidschwur dem Donar, Wodan und allen Unholden, allen Teufelswerken und Teufelsworten feierlich ab. Durch Synoden und Sendgerichte, durch Bisthümer und Klöster sicherte Bonifacius das mannichfaltige, mit Heidenthum untermischte christliche Kirchenwesen in den deutschen Lan-

den. Zum Erzbischof von Mainz ernannt, trieb ihn noch in seinen späten Tagen sein Missionseifer zu den heidnischen Friesen, wo er mit seinem ganzen Gefolge durch eine bewaffnete Rotte, die ihn als Verächter ihrer Götter und Feind ihrer Landessitte haßte, einen gewaltsamen Tod fand. Von der feindlichen Schaar bei einer heiligen Handlung 754.
überfallen, ließ er sich nebst seinen Begleitern ohne Widerstand erschlagen, das Evangelienbuch mit den Händen über seinem Haupte haltend. „In seinen Vorstellungen abergläubisch, in seinen Sitten streng, in Aeußerlichkeiten engherzig, gegen Untergebene herrisch, vor den Päpsten demüthig, außer wo er Mißbräuche in Rom geschützt sah, hat er klug und begeistert ein langes Leben an seinen Plan gesetzt und ihn durchgesetzt. Er hat, seinem Eide treu, die deutsche Kirche von den Päpsten abhängig gemacht, von denen er sich selbst abhängig fühlte". Alle von Bonifacius angelegten Bisthümer und kirchlichen Institute wurden mit dem römischen Stuhl in die engste Beziehung gesetzt und durch ein streng-hierarchisches Band verbunden. „Wir haben beschlossen", schreibt er, „dem heiligen Petrus und seinem Nachfolger unterthan zu sein, als Metropolitan das Pallium vor dem Stuhle Petri nachzusuchen und in allen Stücken den Vorschriften desselben Folge zu leisten." Und da auch die karolingischen Regenten das Streben, den Primat des römischen Stuhles in der ganzen abendländischen Christenheit zur Anerkennung zu bringen, kräftig förderten, so gewann die Idee, wonach das Frankenreich als ein kirchlicher und staatlicher Organismus mit einem geistlichen und weltlichen Oberhaupte, dem Papst und Kaiser, gedacht ward, immer mehr Eingang (§. 321). Durch Bonifacius wurde das Bisthum Mainz an Ansehen über das Erzstift Köln gerückt, das bisher als erste Metropole der deutschen Kirche gegolten, und somit zum Primat Germaniens erhoben. — Unter Ludwig dem Frommen und seinen Nachfolgern wendete sich die Missionsthätigkeit besonders den Völkern zu, welche im Osten und Norden die germanische Welt umlagerten. Während der edle Corveyer Mönch Ansgar als erster Metropolitanbischof von Hamburg-Bremen den Dänen und Schweden das Evangelium verkündigte, sandten die Bisthümer Salzburg und Passau Glaubensboten aus, welche den slavischen Völkern in den steierischen und julischen Alpen und den Bewohnern der Niederdonau die Worte des Heils brachten und den Boden zur Errichtung von Kirchensitzen für Land- und Chorbischöfe bereiteten. So entstanden in Kärnthen und Niederpannonien Bisthümer, die dem Metropolitanverband von Salzburg zugetheilt waren. In Mähren dagegen wurde die Missionsthätigkeit der Passauer Kirche frühe gehemmt, als Rastislav und sein Neffe Swatopluk den Entschluß faßten, die noch unvollständige Bekehrung des mährischen Volkes von Constantinopel aus zum Abschluß führen zu lassen. Kaiser Michael sandte das Brüderpaar Constantin (unter dem Namen Kyrillos bekannt) und Methodios aus Thessalonich zu den Slaven an der March und Donau. Kyrillos begann sein Bekehrungswerk damit, daß er ein Alphabet schuf, mit dessen Hülfe er das Neue Testament in die slovenische Sprache übersetzte. Auch die Messe und alle gottesdienstlichen Verrichtungen wurden von den beiden Brüdern und ihren Schülern in altslovenischer Sprache vollzogen. Umsonst suchten die deutschen Bischöfe diese Neuerung zu unterdrücken; der Papst gestattete den Gebrauch der slavischen Sprache bei allen gottesdienstlichen Handlungen. Kyrillos starb in Rom, Methodios da- 868.
gegen wurde zum Erzbischof von Mähren und Pannonien geweiht und erkannte Roms Supremat an. Bald nach seinem Tode erfolgte eine Reaction zu Gunsten der lateinischen 886.
Sprache. Die Schüler des Methodios mußten das Land verlassen, der slovenische Cultus wurde in Mähren und Böhmen durch den römischen verdrängt, und schon im zehnten Jahrhundert übte das Bisthum Prag, wo König Wenceslaus, Enkel der heil. Ludmila, eine christliche Kirche gebaut und dem Nationalheiligen Vitus geweiht hatte, eine ausgedehnte Missionsthätigkeit über die Slavenwelt. Auch Polen empfing von Deutschland aus die christlichen Lehren; Mieczislaw erkannte die Oberhoheit des römisch-deutschen Kaisers an und stellte die polnische Kirche unter den deutschen Metropolitanverband. Dagegen fand der slovenische Ritus Aufnahme bei den Bulgaren und verbreitete sich von da nach Rußland.

§. 331. Ein wirksames Mittel zur Mehrung der Macht der Kirche und ihres Oberhauptes war die Verpflanzung des orientalischen Mönchswesens nach dem Abendlande. Seitdem Benedict von Nursia das erste Benedictinerkloster auf dem Monte

529. Casino in Campanien gegründet und eine bestimmte Regel über Kleidung, Lebensweise und geistliche Uebungen für alle Glieder aufgestellt hatte, nahm die Zahl der Klöster rasch zu. Schenkungen und fromme Stiftungen brachten großen Grundbesitz mit gutshörigen Leuten; Immunitäten oder Befreiungen von Lasten und Leistungen, von Steuern und Zöllen, die Erträge der Zehnten von den Früchten und Heerden und mancherlei andere Vorrechte und Einkünfte schufen Reichthum und Ueberfluß. Schöne Abteien und Klostergebäude, zu deren Errichtung besonders Kaiser Karl der Große aufmunterte, wetteiferten mit den Burgen der Ritter und mit den Palästen der Grafen und Herzöge und gewährten den Bewohnern ein gemächliches, sorgenfreies Dasein. Am liebsten gründete man die Klosterstifte in schöner Wildniß. Frühzeitig der bischöflichen Gerichtsbarkeit entzogen und unmittelbar unter das Papstthum gestellt, waren sie eifrige Diener und Förderer der römischen Kirchengewalt. Die Benedictinerklöster, deren Mitglieder das dreifache Gelübde der Keuschheit (des ehelosen Standes), der persönlichen Armuth und des Gehorsams ablegen mußten, waren in diesen Jahrhunderten der Barbarei und der Gesetzlosigkeit eine Wohlthat für die Menschheit. Sie schufen Wälder und Haiden in blühendes Ackerland um; sie gewährten dem Verfolgten und Bedrängten ein schützendes Asyl; sie veredelten die rohen Gemüther durch Verkündigung des Evangeliums; sie legten durch ihre Schulanstalten in die Herzen der Jugend den Keim der Sittigung und Bildung; sie bewahrten die Reste der alten Literatur und die Elemente der Wissenschaft vor gänzlichem Verfall und Untergang. Viele Benedictinerklöster wurden die Pflanzschulen der Bildung, der Wissenschaften und Künste, so Tours, St. Gallen, Fulda, Hirschau, Reichenau, Weißenburg (im Elsaß), Corvey (in Westfalen) u. a. m. Die wenigen Ueberreste der Heldendichtungen aus germanischer, scandinavischer und britischer Vorzeit verdanken wir meist dem Fleiß und Interesse der Mönche. — Auch die theologische Wissenschaft flüchtete sich größtentheils in die Klosterräume. Dadurch konnte der Forschung um so leichter das Gepräge kirchlicher Rechtgläubigkeit aufgedrückt werden. Scotus Erigĕna freilich, ein Geistlicher aus Irland, welcher die Werke des Plato und Origenes in der Ursprache las, stellte in den Schriften „von der Prädestination", „von der Eintheilung der Natur" u. a. über Gott, Natur und Mensch in ihren Verhältnissen zu einander Grundsätze auf, welche an Pantheismus streifen und in der Folge, als man den tiefen Sinn seiner speculativen und mystischen Lehre zu begreifen begann, von der Kirche als häretisch verworfen wurden; aber im Allgemeinen stand die Wissenschaft im Dienste der Kirche; die gelehrten Kirchenhäupter, wie die Erzbischöfe Hincmar von Rheims und Rabanus Maurus von Mainz, gaben der Speculation und Religionsforschung Ziel und Richtung. Ihre Machtsprüche beherrschten die Wissenschaft wie die Kirche. Der deutsche Mönch Gottschalk, der gegen seinen Willen im Klosterleben festgehalten ward, zuerst in Fulda, dann in Orbais, wurde das Opfer geistlicher Tyrannei. Als er, in den Studien Ruhe für seinen beweglichen Geist suchend, sich in die Schriften Augustins vertiefte und die Lehre dieses Kirchenvaters von der Prädestination auf die Spitze trieb, wurde er auf einer Synode zu Mainz im Jahre 848 als Irrlehrer verdammt und auf Befehl dieser beiden Kirchenhäupter so lange gegeißelt, bis der Unglückliche halb sterbend sein Glaubensbekenntniß den Flammen übergab. Darauf wurde er zu ewiger Einsperrung in das Kloster Hautvilliers abgeführt, wo er ungebeugten Muthes und vertrauend auf den göttlichen Rathschluß der Auserwählung, auch als Gefangener noch seinen Peinigern trotzte und die Entscheidung über die Wahrheit seiner Lehre, die er durch Schriften zu vertreten fortfuhr, einem Gottesurtheil anheimstellte. „Zerschlagen von hierarchischer Gewalt, in selbstsüchtige Träumereien versunken, starb endlich Gottschalk in Bann und in Banden, ungebeugt und unversöhnt." Hincmars Haß verfolgte den standhaften Mönch noch über das Grab hinaus. Nicht auf dem Friedhof des Klosters, sondern an einem ungeweihten Orte ließ er ihn in der Stille ohne Sang und Klang verscharren.

Scotus Erigena † c. 880.

Gottschalk † 868.

§. 332. **Kunst und Literatur.** War die Machtherrschaft der Kirche und ihrer Häupter für die freie Forschung, für die Thätigkeit der speculirenden Vernunft eine drückende Geistestyrannei, so erwies sie sich dagegen in andern Gebieten des geistigen Lebens als eine anregende, fördernde und schützende Mutter. Alle Wissenschaften und Künste lagen in den Händen des Klerus. Nicht nur daß in den stillen Räumen der Klöster die Schätze des

Alterthums aufbewahrt wurden, auch Mathematik und Naturkunde fanden daselbst Pflege, auch die Kirchenmusik und die heiligen Künste wurden von Mönchen gelehrt und geübt, auch Sprach- und Geschichtsstudien beschäftigten die fleißigen Benedictiner von St. Gallen und Reichenau, von Fulda und Rheims.

1. Gesang war unter den Christen schon im apostolischen Zeitalter allgemein und verbreitete sich immer mehr, konnte aber zu keiner rechten Entfaltung gelangen, so lange der heidnische oder griechisch-römische Cultus der allein beschützte und rechtlich anerkannte war. Der christliche Gesang bildete sich daher zunächst in Kleinasien aus, wo günstigere, freiere Verhältnisse vorhanden waren als in Griechenland und Italien. Die wenigen Lieder, welche den Schriften des neuen Testaments eingewebt sind, müssen als Nachdichtungen der Psalmen angesehen werden, von denen sie das Versmaß entlehnten und mit welchen sie unzweifelhaft auch Melodie und Vortragsart gemein hatten. Sie enthalten aber zugleich die Keime derjenigen ureignen neuen Bildungen, welche die christliche Begeisterung hervorbrachte, der Hymnen. Aus den beiden ersten Jahrhunderten sind nur wenige Bruchstücke davon erhalten. Es läßt sich aber wahrnehmen, und zwar in liturgisch-musikalischen Dingen deutlicher und früher als in dogmatischen, daß schon in sehr früher Zeit eine Neigung zur Abtrennung und ein natürlicher Zug zur Selbständigkeit in der abendländischen Kirche vorhanden war. Schon **Ambrosius** († 397, §. 276) war von Haus aus Abendländer, hielt indeß noch die alte Verbindung fest, indem er, wahrscheinlich durch Bischof **Hilarius** († 368) angeregt, den im Orient ausgebildeten Wechselgesang in seiner mailändischen Kirche einführte. Der sogen. Ambrosianische Lobgesang rührt jedoch nicht von ihm her, sondern entstand erst im fünften Jahrhundert. Ambrosius bildet zugleich die Grenzscheide; denn von seiner Zeit an nahm Alles, was zur Entwickelung einer völlig neuen, dem Alterthum unbekannten Kunst der Töne führen sollte, auf abendländischer Seite einen durchaus selbständigen Verlauf. Rom wurde auch für dieses Gebiet der lebensvolle Mittelpunkt, und Papst **Gregor d. Gr.** gab der kirchlichen Musik diejenige Gestalt und Richtung, durch welche das von Ambrosius Begonnene ergänzt und vollendet und erst dadurch befähigt wurde, als ein bildungskräftiger Keim in die romanischen und germanischen Völker zu dringen. Ueber das ganze Abendland verbreitete sich der Gregorianische Chorgesang, der besonders von Karl d. Gr. und Alfred begünstigt und befördert und in den Klöstern von St. Gallen durch **Notker**, „den Stammler" († 912), und Flandern (durch **Hucbald**, † 930) ausgebildet ward. Der wichtigste Schritt in der musikalischen Bildung geschah jedoch erst viel später. Es war der Mönch **Guido von Arezzo** in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts, welcher ein wirkliches Liniensystem einführte, dessen Linien und Zwischenräume ganz nach unserer heutigen Weise benutzte, dadurch für die Tonhöhe feste Bestimmungen und für den Gesangunterricht die größte Erleichterung gewann. Erst seine Reform machte es möglich, die Melodien nach Höhe und Tiefe genau aufzeichnen zu können. Ein solches Ergebniß war schon an sich bedeutend genug, wurde es aber noch weit mehr durch das, was sich in der Folge daran schloß; denn auch die Begründung der harmonischen Kunst und damit der eigentliche Anfang der modernen Musik geht auf Guido und seine Schule zurück. 1. Kirchenmusik.

2. Unter den Stürmen der Völkerwanderung sank die alte Bildung in den Staub und die kraftvolle römische Sprache artete aus und verlor ihre grammatische Genauigkeit; bennoch übte die alte Cultur selbst in ihrer Entartung eine solche Macht auf die rohen Gemüther der germanischen Völker, daß diese in den Provinzen des römischen Reichs, wo sie noch Reste alter Bildung vorfanden, in Italien (Lombardei), Gallien, Spanien, allmählich ihre vaterländische Sprache, Gesetzgebung und Poesie vergaßen oder mit der Cultur der überwundenen Völker zu einem neuen Ganzen vereinigten. Aus dieser Verbindung germanischer Elemente mit der vorherrschenden römischen Bildung und Literatur gingen die romanischen Sprachen und die romantische Poesie hervor. Die deutsche Sprache, die noch mehrere Jahrhunderte lang von den Franken, Westgothen und Langobarden gesprochen ward, verlor sich mit der Zeit auch bei dem Ritterstande, und mit ihr auch viele andere Eigenthümlichkeiten. Zu diesem Sieg der romanischen Bildung über die germanische trug die Kirche nicht wenig bei. Denn da der Gottesdienst in der lateinischen Sprache gehalten wurde und der Klerus, der im Alleinbesitz der Bildung war, sich vorzugsweise diese Sprache aneignen mußte, so bediente sich derselbe bei Abfassung aller wissenschaftlichen Schriften, ja sogar bei allen Urkunden des öffentlichen und geselligen Lebens der lateinischen Sprache, was um so natürlicher und thunlicher war, als die deutsche, in viele Dialekte gespaltene Sprache zum schriftlichen Gebrauch nicht ausgebildet war und die romanische Volkssprache noch als unter- 2. Sprache.

geordnete, vielgestaltige Masse ohne Gesetze und Regeln mit landschaftlicher Willkür in bunter Verschiedenheit dastand. Diese Herrschaft des Lateinischen hatte zur Folge, daß an den öffentlichen Schulen, die sich alle an Klöster und kirchliche Institute anlehnten, und deren Lehrer sämmtlich dem geistlichen Stande angehörten, lateinische Sprache und Literatur die Grundlage des Unterrichts bildeten und daß man nur in dieser Sprache lehrte und schrieb. Mit Ausnahme der Poesie, die allmählich den Geistlichen entrissen ward und unter den Händen des dichtenden Ritterstandes einen weltlichen Charakter und eine volksthümliche Sprache annahm, wurden alle Schriften, weß Inhalts auch immer, lateinisch verfaßt, und da sie von Geistlichen herrühren, tragen sie auch meistens eine kirchliche oder religiöse Färbung und nach den römischen Vorbildern ein rhetorisches Gewand.

3. Die deutsche Dichtung. 3. Es wurde früher erwähnt (§. 242), daß in der Germania des Tacitus sich die Angabe findet, die streitbaren Germanen hätten beim Beginne einer Schlacht Kampf- und Kriegslieder gesungen, die, an sich schon rauh und unharmonisch, durch das Vorhalten der Schilde vor den Mund noch wilder und unmelodischer geworden seien. Ihre Absicht dabei war, die Feinde zu schrecken, und je voller daher die Töne klangen, desto sicherer erwartete man den Sieg. Die Ansicht, daß wie bei den scandinavischen Völkern die Skalden (§. 335), so auch bei den Germanen ein besonderer Sängerstand, Barden genannt, im Besitze dieser Lieder (barditus) gewesen und dem Heere als Harfner vorangezogen seien, scheint eine spätere Erfindung; und die Annahme, daß sie nicht Sondergut eines Standes, sondern Eigenthum des ganzen Volks waren, entspricht vielmehr sowohl der gesangreichen Natur der Germanen als den historischen Ueberlieferungen. Der Deutsche fühlte sich von jeher gedrungen, die verschiedenen Stimmungen und Empfindungen, welche die Wechselfälle des Lebens in uns erzeugen, durch Gesang auszudrücken, daher bei fröhlichen Gelagen laute Lieder erschallten und die Begräbnisse der Helden und Krieger unter Gesang vollzogen wurden. Von besonderer Wichtigkeit mögen die historischen Lieder gewesen sein, worin sie bald ihre Nationalgötter Tuisko und Mann, bald die Thaten ihrer Helden und Ahnen priesen, wie denn Armins Thaten noch lange nach seinem Tode im Liede fortlebten (§. 240). — Durch die Wanderzüge der Germanen im vierten, fünften und sechsten Jahrhunderte erhielten die historischen Gesänge, die früher aus einer Reihe gesonderter Stammsagen bestanden, eine neue Gestalt und einen erweiterten Umfang, indem theils verschiedene Sagen mit einander verbunden und verschmolzen, theils die großartigen Ereignisse der Wirklichkeit in den Kreis der Volksgesänge gezogen wurden. So bildeten sich umfassende Sagen-Kreise, die sich größtentheils an die Geschichte anlehnten, worin aber manches zeitlich und räumlich Getrennte durch die schaffende Phantasie verbunden und Gegenwärtiges und Vergangenes aneinander geknüpft ward. — Den umfassendsten Sagenkreis scheinen die Gothen, das bildungsfähigste und für die Aufnahme des Fremden empfänglichste der deutschen Völker, besessen zu haben. Mittelpunkt eines solchen Sagenkreises war der Gothenkönig Hermanrich, der als hundertjähriger Greis bei der Ankunft der Hunnen sich selbst den Tod gab, um den Untergang seines Volks nicht zu überleben (§. 275). Noch umfassender war die Dietrichsage, die sich an den Ostgothenkönig Theodorich (§. 283) anlehnt. Dietrich von Bern (Verona), aus dem Geschlechte der Amelungen und von Hildebrand erzogen, sucht, von dem römischen Kaiser Ermenrich vertrieben, mit Hülfe der Hunnen, bei denen er als Landesflüchtiger mit seinen Gothen weilt, sein Königreich wieder zu erobern, verliert aber in der Schlacht vor Raben (Ravenna), obgleich Sieger, so viele Leute, daß er wieder umkehren muß und erst später in den Besitz seines Reiches gelangen kann. Seine Jugendthaten, sein Aufenthalt bei den Hunnen, seine Wirksamkeit bis ins höchste Alter, wo er auf unbekannte Art der Welt entrückt ward, boten reichen Stoff für Volksgesänge, die sich lange erhielten und weit verbreiteten. Als Theile der Dietrichsage können wir die zweite Hälfte des **Nibelungenliedes**, das im dreizehnten Jahrhundert nach den vorhandenen Volksgesängen bearbeitet wurde, so wie das Bruchstück des schönen **Hildebrandliedes** betrachten. Das letztere, das dem achten Jahrhundert angehört, besingt den Kampf des aus fremden Landen heimkehrenden alten Hildebrand mit seinem Sohn Hadubrand. Nach Homerischer Weise fragen sich die beiden Ritter bei ihrer Begegnung um Namen und Herkunft, worauf sich Hildebrand seinem Sohn zu erkennen gibt; dieser glaubt ihm aber nicht, sondern hält den Vater für todt und verlangt den Kampf. Das Gedicht ist, wie die älteste Poesie überhaupt, alliterirend, d. h. mehrere der meist betonten Wörter beginnen mit demselben Anfangsbuchstaben, eine Eigenthümlichkeit, die das Volk besonders liebt, wie noch heut zu Tage manche Sprüchwörter be-

Die Dietrichsage.

weisen. — Einen zweiten, weit verbreiteten und umfangreichen Sagenkreis bildet die Siegfriedsage, die dem ersten Theil des Nibelungenliedes zum Grunde liegt. Wie die Dietrichsage dem Süden angehört, so hat die Siegfriedsage im Nordwesten, am Nieder- und Mittelrhein, bei den Burgundern und Franken ihre Heimath, wo auch der Ursprung der Thiersage, der uralten Volksdichtung vom Fuchs und Wolf, zu suchen ist. — Diejenigen Ausleger, die in der Siegfriedsage historische Begebenheiten annehmen, schreiben sie den fränkischen und burgundischen Volksstämmen zu und sehen in den blutigen Kämpfen der Merowinger (§. 286), in der Blutrache der Brunhilde wider die Fredegunde und in dem Untergange dieses Königsgeschlechts durch die aus Flandern stammenden Karolinger die geschichtlichen Momente für die dichterische Sage, während andere, an die skandinavische Sigurdsage anknüpfend, die mythologische und allegorische Deutung in den Vordergrund stellen und in dem versenkten Schatze (Nibelungenhort) den Kern der Sage, den Mittelpunkt des tragischen Geschicks der Helden finden. Denn nach der nordischen Mythe wohnt dem Golde die verhängnißvolle, verderbliche Kraft bei, daß es dem Besitzer den Untergang bringt. — Auf den burgundischen König Gunther und Hagen, „den Degen", die in dem Nibelungenliede eine so bedeutende Rolle spielen, weist noch ein anderes Volksgedicht hin, das wir jedoch nur aus einer Umarbeitung kennen, das Gedicht von Walther von Aquitanien, das der Mönch Eckehard in St. Gallen († 974) in lateinischen Hexametern verfaßt hat. Walther entflieht mit Hildegunde vom Hofe Attila's, wo sich beide als Geißeln befanden. Auf dem Wege durch Burgund wird er von Gunther und Hagen angegriffen. Eine Reihe blutiger Kämpfe wird gefochten, aus denen Alle schwer verwundet und verstümmelt hervorgehen und dann sich versöhnen. Die germanischen Volksgesänge vor und während der Wanderung sind in ihrer ursprünglichen Gestalt für uns verloren gegangen, wenn gleich, nach einer Angabe bei Einhard, Karl der Große dieselben sammeln ließ (§. 322). Den Geistlichen waren die profanen Lieder, in denen noch heidnische Elemente lagen, ein Gräuel, und da sie den Einfluß derselben auf die Gesinnung des Volks erkannten, so bemächtigten sie sich ihrer und änderten entweder den Stoff, indem sie derselben Sprache einen andern Inhalt gaben, oder die Form, indem sie die Volksgesänge in lateinische Verse brachten, um sie den Ungebildeten unzugänglich zu machen. Die Capitularien Karls des Gr. enthalten strenge Rügen und Verbote gegen die deutschen Volksgesänge, die auf freien Plätzen um die christlichen Heiligthümer gesungen zu werden pflegten. Aber Vieles aus den alten Götterliedern, was die christliche Zeit nicht mehr zu singen erlaubte, war dem Gemüthe des Volks so tief eingeprägt, daß es aus dem Götterkreise auf irdische Heldengestalten und geschichtliche Situationen, ja selbst auf christliche Heilige übertragen wurde. Auch läßt sich auf den Inhalt mancher dieser Sagenkreise noch aus den lateinischen Geschichtsbüchern des Jordanis und Paul Warnefried (Diaconus) schließen, indem jener in seiner Geschichte der Gothen, dieser bei der Darstellung der Heldenthaten der Langobardenkönige, namentlich des Alboin (§. 294) epische Volksgesänge benutzt zu haben scheint. Bei Paul Warnefried mögen diese Volksgesänge um so reiner geblieben sein, als sich die Langobarden das Fremde nicht so leicht und schnell aneigneten, wie andere deutsche Stämme, sondern dem Römerthum lange feindlich gegenüberstanden. Auf ähnliche Weise benutzte der Mönch Saxo Grammaticus in seiner dänischen Geschichte die alten skandinavischen Sagen und Lieder. — Durch die Wanderzüge des germanischen Volks in die römischen Provinzen war eine Wechselwirkung der lateinischen und griechischen Dichtungen auf die deutsche, und dieser auf jene unvermeidlich, und da das Bestreben der mittelalterlichen Poesie darauf gerichtet war, die Ereignisse der Wirklichkeit zu überbieten und das Wunderbare in ihren Kreis zu ziehen, so setzte sie sich sorglos über Zeit und Raum hinweg, verknüpfte historische Begebenheiten, die Jahrhunderte auseinander liegen, mit einander auf ganz unbestimmtem geographischen Boden und zog die Geisterwelt in die wirkliche hinein. Daraus entstand die romantische Poesie, die hauptsächlich in den Ländern, wo die romanischen Sprachen über die germanische der eingewanderten Völker den Sieg davon trugen, Wurzel faßte.

Die Siegfriedsage.

Anderweitige Sagenstoffe.

Geistliche Dichtungen.

Die ersten Verkünder des Christenthums unter den heidnischen Germanen sahen bald ein, daß die Verbreitung des Evangeliums nur vermittelst der Volkssprache von Erfolg sein könne. Darum hatte schon Ulfilas († 388) fast die ganze Bibel A. u. N. Test. in das Gothische übersetzt, nachdem er zuvor mittelst der Runen, die er mit griechischen Buchstaben vermehrte, die gothische Schriftsprache geschaffen (§. 274. 4.). Seine Uebersetzung, wovon sich der älteste sogen. silberne Codex in Upsala befindet, ist, als ältestes Denkmal eines der ausgebildetsten germa-

nischen Sprachdialekte, von der größten Wichtigkeit. — In ähnlichem Geiste wirkten unter den Karolingern mehrere Mönche und Priester, nachdem zuvor die sogen. **Glossarien** des **Rabanus Maurus** u. A. dergleichen Uebersetzungen möglich gemacht hatten. Aus dieser Zeit stammen die beiden ältesten Denkmale christlicher Dichtung, das „**Wessobrunner Gebet**", aus den letzten Jahrzehnten des achten, und „**Muspilli**", aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts. Beide sind christliche Dichtungen mit heidnischen Nachklängen. Das erstere, in dem bayerischen Kloster Wessobrunn entdeckte Gedicht knüpft an eine der jüngern Edda entlehnte Darstellung von dem **Ursprung der Welt** das Gebet um Tugend an; das zweite, ein Bruchstück eines althochdeutschen Gedichts „**vom jüngsten Gericht**", hat gleichfalls einen christlichen Inhalt, doch läßt sich dabei nicht verkennen, „daß auf die Behandlung der neutestamentlichen Lehre von den letzten Dingen, die uns hier vorliegt, heidnische Reminiscenzen von wesentlichem Einflusse gewesen sind, wie denn nicht allein das Wort **Muspilli** ursprünglich die Feuerwelt der deutschen Mythologie bezeichnet, sondern auch die Art und Weise, wie der Verfasser Elias und den Antichrist einander gegenüber stellt, ganz dem Verhältnisse entspricht, in welchem, nach den religiösen Vorstellungen des germanischen Heidenthums, Thorr und Surtr zu einander standen." Im Süden von Deutschland, wo man der romanischen Cultur näher war, gewann durch den Eifer **britischer Missionare** (§. 330) das Christenthum bald festen Boden, und es entstanden Klöster und Pflanzschulen, die sich der Volksbildung annahmen. Am einflußreichsten waren in
Rabanus Maurus † 856. dieser Beziehung die Abteien **St. Gallen** und **Fulda**. Hier wirkte **Rabanus Maurus** (Erzbischof von Mainz) anregend auf eine große Zahl wißbegieriger Schüler; dort fanden bei den gelehrten Benedictinermönchen wissenschaftliche Bestrebungen stets Schutz und Aufmunterung. Unter Rabans Schülern sind besonders berühmt geworden **Walafried Strabo** (der Schieler),
Otfried c. 870. Abt von Reichenau, durch Verbesserung der Kirchenmusik und **Otfried**, Mönch von Weißenburg im Elsaß, durch seine in **althochdeutscher** Mundart und in **gereimten Versen** abgefaßte **Evangelienharmonie**, „der Krist", die in fünf Büchern das Leben und die Lehren Jesu von seiner Geburt bis zur Himmelfahrt darstellt und die heidnischen Heldenlieder, die noch immer im Munde des Volkes fortlebten, vollends verdrängen sollte. — Einen interessanten Gegensatz zu Otfrieds Werk, das viele lyrische und didaktische Stellen und mancherlei mit dem Gegenstand seiner Dichtung nicht nothwendig zusammenhängende Betrachtungen enthält, bildet der **Heliand** (Heiland), oder die **niederdeutsche Evangelienharmonie**, die ein sächsischer Bauer im Auftrage Ludwigs des Frommen verfaßt haben soll. Hier, wo das Christenthum viel später Eingang fand, als in Süddeutschland und die romanische Cultur den germanischen Volksgesang noch nicht ganz verdrängt hatte, schloß die Bearbeitung der Evangelien sich mehr an die Form der Heldenlieder an und bewahrte daher treuer den epischen Charakter als das von lyrischen Elementen durchzogene Werk Otfrieds. Jener bleibt bei der einfachen Erzählung und hält sich an die **Alliteration** (**Stabreim**), wogegen Otfried öfters Betrachtungen einflicht und **Reim** und **Strophe** anwendet. Die **heidnische Alliteration** herrscht noch in dem sogen. **Wessobrunner Gebet**, das etwa hundert Jahre früher verfaßt wurde und die Grenzscheide des Heidnischen und Christlichen bezeichnet. Der **Reim** gehört der christlichen Zeit an. Otfried entlehnte aus dem lateinischen Kirchengesang den Endreim und führte ihn zuerst an die Stelle der Alliteration in die deutsche Poesie ein, wobei jedoch Maß und Charakter der alten epischen Langzeile unverändert blieben. „Wie die zwei Vershälften, aus denen sie besteht, bisher durch die Alliteration, durch den Anreim, so wurden sie nun durch den Endreim zusammengehalten und zu einer metrischen Einheit verbunden." Die Beschäftigung mit der deutschen Sprache mußte die Geistlichen auf die Volksdichtung führen, aus der man jene allein kennen lernen konnte. Anfangs mochten sie wohl im christlichen Eifer manche der heidnischen Lieder vertilgt haben, aber später eigneten sie sich dieselben an und legten theils der alten Form christliche Stoffe unter, oder sie gaben den Volksgesängen eine neue Form. Von jener Art ist das bekannte **Siegeslied über die Normannen** zu Ehren des Karolingischen Königs Ludwig III. († 882). Wenn man dieses mit dem angelsächsischen Liede auf Athelstans Sieg über die Dänen bei Brunanburg (937 §. 337) vergleicht, erkennt man leicht die verschiedene Richtung der christlichen und heidnischen Dichter. Denn während das Letztere den Leser mitten in die Schlacht unter gespaltene Schilde und gestürzte Banner versetzt, tritt Ludwig als Diener Gottes auf, singt mit seinen Kriegern vor dem Treffen Kyrieeleison und nach demselben ein Tedeum. Das Ludwigslied rührt wahrscheinlich von dem erwähnten Mönch Hucbald aus dem Kloster St. Amand sur l'Elnon her,

das nahe bei dem Schlachtfeld lag und wo man die altdeutsche Literatur und die Kirchenmusik ebenso eifrig pflegte wie in St. Gallen und Fulda.

4. Die Geschichtschreibung befand sich gänzlich in den Händen der Geistlichkeit, daher auch die kirchlichen Ereignisse in den Vordergrund traten und Lob und Tadel nach der Stellung vertheilt war, welche die Fürsten zur Kirche einnahmen. Diese geistlichen Geschichtsbücher sind nur Annalen (Jahrbücher) oder Chroniken (Zeitbücher), Zusammenstellungen geschichtlicher Begebenheiten mit Sagen und Legenden untermischt, meist ohne Kritik und Urtheil. Die historischen Schriften des alten Testaments und die römischen Geschichtschreiber der spätern Kaiserzeit dienten als Vorbilder. Von dem nach Cassiodorus bearbeiteten Werk des Gothen **Jordanis**: „Von der Gothen Ursprung und Thaten", so wie von der Geschichte der Langobarden des **Paulus Diaconus** ist schon oben (§§. 284. 317) die Rede gewesen. Ueber den letztern sagt Wattenbach: „Läßt er auch als gelehrter Geschichtschreiber viel zu wünschen übrig, so entschädigen uns doch dafür andere sehr wesentliche Vorzüge, die einfache Klarheit seiner Darstellung, die lautere Wahrheitsliebe, die ihn von Allem in ungeschmückter Geradheit berichten läßt, die Wärme des Gefühls für sein Volk, welche sich auch ohne ruhmredige Verherrlichung besonders in der Aufzeichnung der alten Sagen kund gibt. Sehen wir nun aber vollends auf den materiellen Werth seiner Geschichte, so ist derselbe unbedenklich als ganz unschätzbar anzuerkennen, wir verdanken ihm eben die Bewahrung jenes reichen, durch keine spätere Gelehrsamkeit verfälschten Sagenschatzes, und über die Geschichte der Langobarden, was er aus dem Secundus von Trident und anderen verlorenen Quellen schöpfte sowohl wie die Aufzeichnung mündlicher Ueberlieferung: rettungslos würde alles dieses nach dem Sturze des Reiches dem Untergange verfallen sein, wenn nicht des alten Mönches Hand es mit treuer Liebe aufgezeichnet hätte." — In Spanien bearbeitete Orosius eine Uebersicht der Weltgeschichte nach den vier Weltmonarchien bis auf seine Zeit (—417). Das ganze Wissen seiner Zeit brachte Isidor, Bischof von Sevilla, († 636) in ein Compendium (zwanzig Bücher Originum oder Etymologiarum), worin auch eine kurze Chronik enthalten ist; außerdem schrieb er ein Werk über die Kirchenschriftsteller (de scriptoribus ecclesiasticis). Eine Fortsetzung seiner Chronik, die Geschichte Spaniens von 610—754, besitzen wir unter dem Namen des Isidorus Pacensis (von Beja), trotz des verderbten lateinischen Stils eine wichtige Quelle für die spanische Geschichte, namentlich zur Zeit der arabischen Eroberung. — In England, wohin römische Geistliche die Cultur des Südens verpflanzten, hat etwa ein Jahrhundert vor Alcuin (§. 322) und zwei Jahrhunderte vor Alfred (§. 336) der Mönch **Beda** der Ehrwürdige (Venerabilis), † 735, eine Reihe von Schriften über die meisten zu seiner Zeit bekannten Wissenschaften verfaßt und in seiner Geschichte Englands, besonders in Beziehung auf die Begründung der christlichen Religion und Ausbildung der Kirche, ein schätzbares Werk der Nachwelt hinterlassen. In der Geschichte der Einführung des Christenthums gibt er zugleich die Geschichte der Civilisation seiner Landsleute. — Die älteste Geschichte der Franken fand einen naiven und treuherzigen Bearbeiter an **Gregor von Tours** (§. 287). Der Zweck seines Werkes, „zehn Bücher fränkischer Geschichten", das, wie die meisten Annalen des Mittelalters, mit der Schöpfung der Welt beginnt, dann aber die fränkische Geschichte bis zu Ende des sechsten Jahrhunderts darstellt, ist Erbauung und Einschärfung christlicher Grundsätze. Bei Schilderung der Gräuelthaten und Büßungen der fränkischen Könige ist seine Sprache aus den biblischen Büchern der Könige und Richter genommen. Allenthalben nimmt er die Kirche und ihre Gerechtsame gegen die königlichen Eingriffe in Schutz. „Seitdem Gregor zu den Bischöfen des Reichs gehörte, konnte kein bedeutendes Ereigniß eintreten, ohne ihn unmittelbar zu berühren, von Allem erfuhr er, und an vielen wichtigen Staatsgeschäften nahm er persönlich Theil. Da erwachte in ihm der Wunsch, die Kunde dieser Dinge auch der Nachwelt zu überliefern, und während er das Leben der Heiligen beschrieb und reiche Sammlungen von Wundergeschichten verzeichnete, arbeitete er zugleich unablässig an dem Geschichtswerke, welchem wir fast allein unsere Kenntniß von dem Reiche der Merowinger verdanken. Noch trägt es die Spuren seiner allmählichen Entstehung, man erkennt spätere Nachträge, und es fehlt ihm die letzte Vollendung. Um so größer ist deshalb die Glaubwürdigkeit der letzten Bücher, in welche er den Ereignissen gleichzeitig die Zeitgeschichte eintrug." Gregors volksthümliche und naive Geschichte fand viele Fortsetzer, die ihm aber alle weit nachstehen, so gleich der erste, **Fredegarius**, ein burgundischer Mönch, der in drei Büchern die Geschichte von Erschaffung der Welt bis auf Justinian aus älteren Chroniken erzählt, im vierten einen Auszug aus Gregor gibt und dann im fünften die Geschichte bis zum Jahre 641 fortführt. Aus seiner incorrecten Sprache und bar-

barischen Schreibweise läßt sich der niedere Stand der Zeitbildung erkennen. Er selbst hat diesen Verfall eingesehen. „Wir stehen jetzt im Greisenalter der Welt," sagt er; „darum hat die Schärfe des Geistes nachgelassen, und Niemand vermag es, in dieser Zeit den früheren Schriftstellern gleichzukommen." An Fredegar reihen sich wieder andere unbekannte Mönche. — Unter Karl dem Großen und seinem Sohne hob sich mit der allgemeinen Bildung auch die Zahl und Bedeutung der Geschichtschreiber. **Einhard** (§. 322), ein vielseitig gebildeter Mann, der dem Kaiserhause sehr nahe stand, hat in dem „Leben Karls des Großen" ein schönes Denkmal der Pietät aufgestellt, zugleich ist in den trefflichen Annalen des Klosters Lorsch, die für diesen Zeitraum als Jahrbücher des Reichs gelten können, seine Hand nicht zu verkennen. „Einhard hatte das unschätzbare Glück," bemerkt Ranke, „in seinem großen Zeitgenossen den würdigsten Gegenstand historischer Arbeit zu finden; indem er ihm, und zwar aus persönlicher Dankbarkeit für die geistige Pflege, die er in seiner Jugend von ihm genossen, ein Denkmal stiftete, machte er sich selbst für alle Jahrhunderte unvergeßlich. Vielleicht in keinem neueren Werke tritt nun aber die Nachahmung der Antike stärker hervor, als in Einhards Lebensbeschreibung Karls des Gr. Sie ist nicht allein in einzelnen Ausdrücken und der Phraseologie, sondern in der Anordnung des Stoffes, der Reihenfolge der Kapitel, eine Nachahmung Suetons." Auch wichtige Briefe und einen Bericht von Uebertragung der Gebeine der heil. Märtyrer Petrus und Marcellinus von Rom nach Seligenstadt im J. 826 besitzen wir von Einhard. Die von ihm überarbeiteten und fortgeführten Jahrbücher von Lorsch wurden das Vorbild aller späteren „Reichsannalen", die auch in der traurigen Zeit, die bald nach Karls Hintritt über das Reich hereinbrach, nicht ganz unterbrochen wurden. Den Streit der Söhne Ludwigs des Frommen hat einer der Kämpfer bei Fontenailles, **Nithard**, ein eifriger Anhänger Karls des Kahlen, Sohn des erwähnten Angilbert, Abts von St. Riquier (§. 322), in vier Büchern beschrieben. „Es ist das Werk eines wackeren Kriegshelden und einsichtigen Staatsmannes, welcher so recht aus der Mitte der Begebenheiten mit Ernst und Wahrheitsliebe berichtet, was er selbst durchlebt, woran er selbst den bedeutendsten Antheil genommen hat." Von da an blieb die Geschichtschreibung ausschließlich den Klostergeistlichen überlassen. Fast jedes bedeutende Kloster hatte seine fortlaufenden Reichsannalen, so Metz, Fulda (merkwürdig wegen des feindseligen Tons gegen die gallofränkischen Herrscher), Corvey, Reichenau, St. Gallen u. a. Nach dem Muster der Einhard'schen Jahrbücher werden darin die Ereignisse des Reichs nach der Zeitfolge dargestellt, so daß die Geschichte des Klosters nur als Nebensache erscheint. Der Mönch **Regino** aus dem lothringischen Kloster Prüm machte den Versuch, die Weltgeschichte in einer ziemlich ausführlichen Erzählung zusammenzufassen in einer dem Justinus nachgebildeten Chronik von Chr. Geb. bis zum J. 905. Trotz mancher Mängel und Irrthümer, namentlich in der Chronologie, ist das Werk doch von hohem Werth. „Die Schreibart ist einfach und dem Gegenstande angemessen, und wenn es ihm auch keineswegs gelungen ist, die Weltgeschichte in wirklich historischer Weise zu bearbeiten, so zeigt er doch für die ihm näher liegenden Zeiten und Verhältnisse einen freien Blick und ein gesundes Urtheil."

§. 333. Ausbildung der monarchischen Kirchengewalt und die isidorischen Decretalen. Die religiöse Richtung der Zeit und die geistige Uebermacht des Klerus mußte der Kirche und dem Papstthum die Herrschaft erwerben. Aber die Bischöfe von Rom, nicht zufrieden mit dem langsamen Gang naturgemäßer Entwickelung, beschleunigten durch unehrliche Mittel ihre Erhebung und machten verfälschte Pergamente zur Grundlage ihrer weltbeherrschenden Macht. Zuerst suchte man die unangenehme Erinnerung an die Entstehung der weltlichen Pontifenmacht durch Pipins Verleihung des Exarchats (§. 316) dadurch zu vertilgen, daß man eine unechte Schenkungsacte Constantins aufbrachte, wonach dieser Kaiser den Bischof Sylvester mit Rom und Italien begabt und deshalb seinen Sitz nach Constantinopel verlegt habe; eine Urkunde, deren Falschheit schon im fünfzehnten Jahrhundert durch Laurentius Valla so überzeugend nachgewiesen wurde, daß seitdem Niemand mehr die Echtheit zu verfechten wagte. Noch folgenreicher war die Umwandlung, die das päpstliche Kirchenrecht durch die „pseudo-isidorischen Decretalen" erlangte. Schon seit längerer Zeit bestand eine nach dem spanischen Bischof Isidor benannte Sammlung von kirchlichen Gesetzen und
ca. 850. Rechtssprüchen. Diese wurden in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts durch fränkische Bischöfe, wohl aus dem Bisthum Rheims, mit etwa hundert unechten Decretalen

von römischen Bischöfen der vier ersten Jahrhunderte vermehrt und zur Verhüllung des Betrugs vieles Fremdartige und Kleinliche aus kirchlichen Schriftstellern, aus Concilienbeschlüssen, aus der Bibel, aus römischen Rechtsbüchern und andern Werken der vorhandenen Literatur eingemischt. In diesen verfälschten, angeblich aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche herrührenden geistlichen Gesetzen „erscheint ein Rechtszustand, nach welchem der Klerus vom Staate gänzlich losgemacht, und durch Auflösung der Metropolitan- und Synodal-Rechte die höchste gesetzgebende, aufsehende und richterliche Gewalt im Papste vereinigt ist". Die Metropoliten und Bischöfe werden nach diesem neuen Rechtsbuch nur vom Papste in ihre Würde und Gerichtsbarkeit eingesetzt; nur von ihm werden Synoden berufen und ihre Beschlüsse erhalten nur durch seine Bestätigung Gültigkeit; alle Entscheidungen in wichtigen kirchlichen Angelegenheiten bleiben dem päpstlichen Stuhle vorbehalten, und in jeder Sache steht die Berufung an ihn frei. Der Zweck der Sammlung war demnach, die Kirche frei zu machen von der weltlichen Gewalt sowohl durch Steigerung der päpstlichen Autorität, als durch Befreiung des Episcopats von zeitlichen Gerichten und Obrigkeiten mittelst Erhöhung der geistlichen Jurisdiction und Disciplin. Der staatskluge und strenge Papst Nicolaus I. (858—867), der zuerst ein christliches Weltreich unter der Leitung des obersten Kirchenfürsten zu begründen strebte, wußte diesem angemaßten Rechte Geltung zu verschaffen, indem er in dem anstößigen Ehestreite Lothars II. von 863.
Lothringen mit seiner Gemahlin (§. 325) als Rächer der unterdrückten Unschuld einem wollüstigen König mit seinen knechtischen Bischöfen entgegentrat und ihn zur Demüthigung nöthigte, und den Streit des Bischofs Rothad von Soissons, der wegen Ungehorsams seiner Würde entsetzt worden war, aber Berufung an den apostolischen Stuhl erhoben hatte, wider den herrschsüchtigen Erzbischof Hincmar von Rheims zu Gunsten des ersteren nach dem neuen Gesetzbuch entschied und den Rechtssatz geltend machte, daß jeder angeklagte Bischof das unbeschränkte Recht der Appellation nach Rom besitze. Niemals war die Idee der pontificalen Gewalt so tief eingreifend im Innern und umfassend nach Außen aufgetreten, als es in Papst Nikolaus I. geschah. Die gallicanischen Bischöfe ließen sich die Anwendung um so lieber gefallen, als ihnen die ferne päpstliche Macht weniger beengend und gefahrdrohend schien, als die nahe Metropolitan-Gewalt. Die sittliche Entartung so vieler Kirchenhäupter im neunten und zehnten Jahrhundert schadete dem Ansehen des Papstthums wenig in den Augen der gläubigen Christenheit, und doch war diese Entartung so groß, daß die spätere Zeit, zur Bezeichnung der herrschenden Weiblichkeit, das Märchen von einer Päpstin Johanna erfand, die, ein verkapptes Mädchen, das sich in Athen große Gelehrsamkeit erworben, einige Jahre als Johann VIII. (c. 855) den päpstlichen Stuhl inne gehabt habe und „die Schuld ihres Geschlechts bezahlend tragisch untergegangen sei"; — und daß im Anfang des zehnten Jahrhunderts zwei herrschsüchtige und wollüstige Römerinnen, Theodora und Marozzia, „schön, schlau und kühn", in Verbindung mit dem sittenlosen, römischen Adel, ein halbes Jahrhundert hindurch die oberste Kirchenwürde an ihre Lieblinge Söhne und Enkel vergeben konnten. In Johann XII. (955—963) erreichte diese Ruchlosigkeit den höchsten Gipfel; selbst die Italiener, die doch in jener sinnlichen, gottvergessenen Zeit an das Laster reichlich gewöhnt waren, wandten sich mit Ekel von einem jungen Fürsten, der das höchste Priesterthum mit dem niedrigsten Schmutze besudelte; der Lateran wurde zum Haus der Unzucht und Gotteslästerung. Daß unter solchen Umständen der Glanz der päpstlichen Krone auf einige Zeit verdunkelt ward, und daß die Ottonen in Rom wie in Deutschland geboten, war eine natürliche Vergeltung.

5. Lehnsverfassung (Feudalwesen).

§. 334. Die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Mittelalters entstanden aus einer Vermischung der früher erwähnten germanischen Sitten und Lebensordnungen (§. 242) mit römischen Einrichtungen und Zuständen, und beruhten auf dem größeren oder geringeren Grade der persönlichen Freiheit oder Unfreiheit. Man faßt diese verwickelten Verhältnisse unter dem Namen Feudalsystem oder Lehnswesen zusammen. Nach Eroberung der entvölkerten römischen Provinzen eigneten sich die Sieger einen großen Theil des eroberten Landes in der Weise zu, daß der König alle Staatsgüter (Domänen) in Besitz nahm und von dem übrigen Grund und Boden einen Theil als freies Eigenthum (Allod) seinen Kriegsgefährten mit der Verpflichtung des Heerbannes überließ; das Uebrige

(darunter besonders die Städtegebiete) verblieb gegen Zins oder Abgabe den alten Bewohnern. Um aber die Freien enger an den Thron zu knüpfen, verlieh ferner der König einem Theil von ihnen passende Stücke von seinem Antheil zu lebenslänglichem Genuß. Dies nannte man Lehn (beneficium), der Geber war der Lehnsherr, der Empfänger hieß Lehnsmann, Dienstmann oder Vasall. Es galt als Belohnung oder Besoldung für Dienstleistungen sowohl im Heer als bei der Hofhaltung (die Großämter der Ministerialen) und konnte, wenn der Besitzer starb oder seiner Verpflichtung nicht nachkam, demselben wieder entzogen werden. Mit der Zeit erhob sich auch der Stand der Ministerialen zu größerer Selbständigkeit und rückte dem der unmittelbaren Vasallen näher, besonders als auch sie die Erblichkeit ihrer Stellen sich erwarben. Am ersten bildete sich in den geistlichen Herrschaften diese Dienstmannschaft zu einem erblichen Stand aus. Auf gleiche Weise belehnten reiche Freie andere minder Begüterte mit Theilen ihres Eigenthums, ja sogar ihrer Lehen (Afterlehen), und gewannen sich dadurch ebenfalls Lehnsleute oder Vasallen (Beneficiaten). Auch Bischöfe und Aebte, die für ihre zeitlichen Besitzungen zu den Landesherren im Lehnsverhältniß standen, vergaben Lehen an Ritter unter der Verpflichtung, das Kloster zu schützen und für dasselbe den schuldigen Heerbann zu leisten (Schirmherren, Kastvögte). Der Vasall gab seine Person dem Dienste des Herrn hin und gelobte, indem er durch den Lehnseid sich als Mann desselben bekannte, mit Rath und That für das Wohl und die Macht seines Herrn zu wirken, aber der Mittelpunkt seines Lebens blieb doch der ehrenvolle Krieg- und Waffendienst, und Niemand konnte ihn zu knechtischer Frohnarbeit zwingen. Seine Stellung in der Gaugemeinde blieb größtentheils unverletzt, und glänzende Beute und einträgliche Lehen lohnten den tapfern Krieger. Diese auf gegenseitige Treue gegründeten Verhältnisse wurden allmählich so allgemein, daß die Zahl der freien Gutsbesitzer sehr abnahm und zuletzt nur die Freiherren (Barone) umfaßte, die zwischen dem hohen Adel der Kron- oder Reichsvasallen (Herzöge und Grafen) und dem niedern der kleineren Vasallen (die neben ihrem Eigenthum noch Güter von diesen oder von der Kirche zu Lehn trugen) in der Mitte standen. Die Freien von kleinem Allod dagegen kamen mit der Zeit in Abhängigkeit, theils freiwillig, um sich den lästigen Heer- und Wachtdiensten und dem störenden Besuche der gehäuften Gerichtstage zu entziehen, theils gezwungen durch Druck oder Verarmung. Sie traten in das vielgestaltete Verhältniß der Hörigkeit, indem sie als Pächter und Hintersassen reicherer Gutsherren oder der Kirche ihr früheres Eigenthum fortan im Erbpacht oder als Zinsleute bebauten, und neben mancherlei Abgaben unentgeltliche Hand- und Spanndienste (Frohnden) entrichten mußten. Einsichtsvolle Herrscher, wie Karl der Große, suchten auf alle Weise die Verminderung des freien Standes zu hindern, aber in den Zeiten königlicher Ohnmacht und ritterlicher Willkür wußten die großen Gutsbesitzer durch Gewalt oder List die Unterwerfung der Freibauern und geringen Leute von kleinem Besitz zu erzwingen. Außer Stande, in den sturmvollen Kriegszeiten sich und die Seinigen zu erhalten und zugleich die Waffen zum Schutz des Landes zu führen, konnte der gemeine Mann sich nur dadurch retten, daß er gegen Zins und Dienst der Schutzbefohlene eines Mächtigern wurde. Wohl bestand, besonders in Deutschland, zwischen dem Gutsherrn und dem Zinsbauer oder Leibeigenen ein Uebereinkommen, ein Patronats- oder Clientenverhältniß, ein Hofrecht, ein Band unmittelbarer menschlicher Beziehungen. Aber mit der Zeit verschlimmerte sich allenthalben die Lage der unfreien Stände, mehr und mehr verschwand die Scheidung nach besserem und ärgerem Rechte, bis fast die gesammte Landbevölkerung dem drückenden Loose der Knechtschaft verfiel. Als Leibeigene an die Scholle gefesselt, waren sie der Willkür der Gutsherrschaft anheimgegeben und mußten sich vielen harten, mitunter ehrlosen Dienstleistungen und Verpflichtungen unterziehen. Diese Verhältnisse erfuhren im Laufe der Zeit mancherlei Störungen, worunter die folgenreichste die von den Edelleuten ertrotzte Erblichkeit der Lehnsgüter war. Mit der Erblichkeit der Grafenämter bildete sich in ihnen nicht allein ein kriegerischer, sondern zugleich ein richterlicher Adel aus, der mit seinen Unterbeamten und Schöffen der Träger der Rechtsgewohnheiten und Rechtsbildung des Volkes wurde. Seitdem standen gewaltige Reichsvasallen den Königen als Gleiche gegenüber, und wenn sich mehrere von ihnen verbanden, konnten sie dem Reichsoberhaupt ungestraft Trotz bieten.

II. Normannen und Dänen.

1. Scandinavien.

§. 335. **Wikingerfahrten.** Die Bewohner der Halbinsel **Scandinavien** gehören dem germanischen Volksstamm an, mit dem sie den ungestümen Freiheitsdrang, Thatenlust und Wanderungstrieb, so wie Sprache, Runenschrift, Religion und Sitten gemein hatten. Krieg und Raubfahrten, Jagd und Waffenübungen waren ihre einzigen Beschäftigungen, Ackerbau und Viehzucht überließen sie den Sklaven. Sie liebten frohe Gelage, aber ihre Lebensfreude war doch nicht stärker, als das Verlangen nach einem Heldentod. Ihre rohe Tapferkeit und Streitlust steigerte sich manchmal bis zur **Berserkerwuth**. Treue war ihre hervorragendste Tugend und die Liebe zur Dichtkunst die einzige zarte Regung der rauhen Männer. In schwermüthigen, empfindungsreichen **Heldenliedern** und Sagen priesen ihre Sänger (**Skalden**) die Großthaten der Altvordern. Von den Skalden umgeben schlug gar mancher Nordlandskönig seine Seeschlachten, mit Gold und Gütern, mit befrachteten Schiffen wußte er den Dichter zu lohnen. Wilde Kämpfe mit der Streitaxt und ferne Raubzüge füllten die älteste Geschichte Scandinaviens, das sich erst später in die drei unabhängigen Staaten **Dänemark**, **Norwegen** und **Schweden** schied. Getheilt in viele Völkerschaften mit erblichen Gaufürsten oder „Königen" und kriegerischen Edelleuten (Jarlen), über denen das **Thing**, die Versammlung aller freien Männer, als oberstes Gericht und Reichstag stand, waren sie bemüht, in den pflanzenreichen Thälern zwischen der buchtenzerrissenen Seeküste und den Eisbergen ihrer Heimath Stätten für höheres menschliches Dasein zu schaffen, oder sie unternahmen große Heerfahrten (**Wikingerzüge**) nach allen Richtungen hin und vertrauten Leben und Gut dem leichten Ruderkahn auf stürmischer Woge. Unter verschiedenen Namen waren sie der Schrecken der Völker; als **Normannen** suchten sie die Küsten der Nordsee heim (§. 326); als **Dänen** waren sie im neunten und zehnten Jahrhundert die Geißel Englands, dem sie einen schweren Tribut (Danegeld) abtrotzten, als **Ostmannen** erschienen sie in Irland. Da nur der älteste Sohn das väterliche Erbe erhielt und die Armuth des unfruchtbaren Landes wenig Mittel zum Lebensunterhalt bot, so waren die jüngern Söhne auf Seeraub und Wanderzüge angewiesen. Sitte und Gewohnheit steigerten den angebornen Wanderungstrieb; Lust nach Waffenruhm und Abenteuern und die Sehnsucht des Nordländers nach den Schätzen des reichen Südens spornten zu Thaten voll Gefahr und Wagniß; wer reich an Gold und Beute zurückkehrte, der fand Ehre in der Heimath, den pries das Lied der Sänger. Als in Norwegen und Dänemark umfänglichere Herrschaften sich bildeten, die tiefer in die Freiheit der Gemeinden einschnitten, da mehrten sich die Wanderzüge, indem die unbeugsamen und trotzigen Geister, die sich der Macht des Einzelnen nicht fügen wollten, die Heimath verließen und ihr Glück in der Ferne suchten. „Waffenbrüderschaften und Kriegsgefolge sammelten sich zu den verschiedenartigsten Unternehmungen; je kühner und gefahrvoller der Streit, je mehr reizte er die Phantasie, je höher steigerte

er den Muth dieser wilden Nordlandssöhne. Zugleich stürmten die nordischen Könige selbst in den Kampf, um durch den Glanz ihrer Siege den Ruhm ihrer Herrschaft zu sichern." Nur die Fahrten, die unter der Führung fürstlicher Häupter (Seekönige) unternommen wurden, galten für ehrenvoll. An Kraft und Abhärtung mußte der Führer allen Gefährten vorangehen. „Der glaubt allein Seekönig heißen zu dürfen," sagt ein alter Bericht, „der nie unter rauchgeschwärzten Balken schlief, nie am häuslichen Feuer sein Trinkhorn leerte". Wie die Wikinger für die See, so bildeten sich andere Schaaren unter dem Namen von Eidgenossen oder „Varinger" (Wäringer) zum Zug nach den weiten Ebenen und den Strömen des Ostens, bald auf eigene Hand, bald in fremdem Solde. — Die Normannen hingen noch größtentheils dem Heidenthum an; und obschon unter Ludwig dem Frommen der treffliche **Ansgar** (Anschar), der erste Bischof von Hamburg, den scandinavischen Reichen mit solchem Eifer das Evangelium brachte, daß er sich den Namen eines Apostels des Nordens verdiente, und obschon auch später von Bremen aus Missionare dahin geschickt wurden, so dauerte es doch noch zwei Jahrhunderte, bis das Christenthum den Odinscultus vollständig verdrängte. Eifrig ergeben dem Glauben der Väter und voll Anhänglichkeit an die Mythen der alten Religion, womit ihr ganzes Dasein, ihre Geschichte und ihr Waffenruhm innig verflochten waren, widerstanden sie hartnäckig der Lehre vom gekreuzigten Heiland und glaubten ihren Göttern zu dienen, wenn sie Kirchen und Klöster zerstörten und die Priester des Evangeliums vor den Altären mordeten.

§. 336. Heidenthum und Christenthum im Norden. In der westlichen Hälfte der scandinavischen Halbinsel ist der eine Theil dieser Nordgermanen von Norden her vorgedrungen: ihrem Lande ist der Name des Nordreiches oder Nordweges geblieben, sie selbst heißen Normannen; im Osten der Halbinsel haben sich die Fylken der Schweden von den reichen Ufern des Mälarsee's westwärts und auf den weiten Flächen des Küstenlandes südwärts ausgebreitet: Stämme, die in stärkerem Gefühle enger Zusammengehörigkeit früh ein gemeinsames Heiligthum und Königthum zu Upsala gründeten. Vor der stetig vordringenden Cultur dieser Völker wichen die schweifenden, in Felle gekleideten, über wüstem Zauber sinnenden finnischen Stämme mit ihren Rennthierheerden in die Gebirge des Inneren und weiter nach Norden. Wo sie nicht wichen, mußten sie ihren germanischen Nachbarn Tribut in Fischen, Fellen oder in jenen Schiffstauen zahlen, die sie aus Wal- und Seehundsfell aufs Beste zu fertigen verstanden. — Die scandinavische Mythologie scheint mit den Göttergebilden und poesiereichen Sagen der Germanen, die wir oben (§. 243) kennen gelernt, in den wesentlichsten Theilen übereingestimmt zu haben. Die zwölf Hauptgötter (Asen), an ihrer Spitze Odin, kamen aus der Ferne, bezwangen das bestehende Götter- und Riesengeschlecht und schufen die Erde und die Menschheit, über deren Schicksale sie dann walteten. Von Odin (Wodan) leiteten die Könige und Heerführer ihren Ursprung her. Aber auch nach dem Siege sind die Götter noch fortwährend von den Riesen, ihren alten Feinden, bedroht, darum wohnen sie in Asgard, der wohlummauerten Götterburg in der Mitte der Welt; und die Kämpfer, die Odin in Walhalla um sich sammelt, üben sich fortwährend in den Waffen zu dem furchtbaren Kampfe, der am Ende der Tage eintritt. Denn auch das Asenreich findet einst sein Ende. Locke, das Alles verzehrende Feuer, einer aus dem vertriebenen Göttergeschlecht, mischt sich unter die Asen und erlegt Balder, Odins Sohn, das Abbild sittlicher Veredelung. Die Mächte des Abgrunds gesellen sich ihm bei und erheben wider die Asen und Helden einen Kampf, in dem Alle erliegen; unter dem großen Todeskampfe stürzt die Welt aus ihren Fugen und verzehrt sich in Flammen. Danach wird eine neue Erde ge-

boren, auf der ein unschuldiges Menschenpaar vom Thau des Morgens lebt und dem wiedererweckten Balder dient. Treue und Ruhmliebe sind die hervorragenden Tugenden der Nordmannen; daher werden Meuchelmörder und Meineidige in den starrenden Giftstrom der düstern Unterwelt (Niflheim) versetzt und die ohne Waffenehre Gestorbenen müssen auf die Freuden der Walhalla verzichten. Die heiligsten Heidentempel fanden sich für Schweden in Alt-Upsala, für Dänemark in Ledra (Seeland), für Norwegen in Möre (Drontheim). Menschenopfer blieben lange Nationalsitte. — Wie die Mythologie enthält auch die scandinavische Poesie viele Anklänge an die altgermanischen Heldensagen, weshalb auch manche Forscher eine Uebertragung „der Grundstoffe" aus Deutschland annehmen. Die deutschen Sagen von den Helden der Burgunder und Gothen erklangen auch im Norden und in dieser Umformung ist uns manche sonst verlorne Erzählung erhalten. Diese Sagendichtung ist aufs Innigste mit der Götterlehre verflochten und ihrem Wesen nach episch, wenn gleich nicht zu einem großen zusammenhängenden Ganzen verbunden, sondern in viele einzelne Heldendichtungen zerspalten. Die darin herrschende Phantasie ist, wie die nordische Natur, düster, sonnenlos und eintönig, aber kräftig und erhaben. Am längsten erhielten sich diese mythologischen Heldensagen auf der Insel Island, wo das Christenthum erst im elften Jahrhundert zur Herrschaft kam. Um das Jahr 1100 wurden vierzig solcher epischen Lieder durch Sämund Sigfusson, einen gelehrten Isländer, gesammelt und zu einem Ganzen verbunden, welches den Titel **Edda**, d. i. Weisheit oder Verstand, führt. Den bedeutsamsten Theil derselben bildet die Völuspa oder das Lied der Sibylle Völa, welches die ganze nordische Götterlehre von der Weltschöpfung bis zum Weltuntergange in rascher Darstellung behandelt. Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts hat Snorre Sturleson aus dem Hause der alten Schwedenkönige diese poetischen Dichtungen prosaisch erweitert und in ein mythisch-historisches System gebracht. Daher die Bezeichnung ältere und jüngere **Edda**. Sigfusson 1056—1153. Sturleson 1178—1241.

2. England.

§. 337. Am schwersten wurde das britische Inselland von den seeräuberischen Dänen heimgesucht. Hier plünderten sie unter Egberts (§. 288) schwachen Nachfolgern die Küsten und Flußgestade, sogar die Stadt London, 851.
zerstörten die neugegründeten Kirchen und Klöster und vernichteten die Keime christlicher Cultur. Selbst **Alfred der Große** wurde von ihnen auf einige Zeit Alfred d. Große
vom Thron gestoßen, bis es ihm nach langem Umherirren gelang, hinter 871—901.
Sümpfen und Gehölzen verschanzt und von der angelsächsischen Ritterschaft unterstützt, den Dänen, deren Lager er als Harfenspieler verkleidet erforscht hatte, bei
Eddington eine entscheidende Niederlage beizubringen und durch List und 880.
Tapferkeit, durch Anlegung fester Orte und Wachsamkeit, durch Errichtung einer Flotte und Verbesserung des einheimischen Kriegswesens ihren Einfällen ein Ende zu machen. Einige zum Christenthum bekehrte Schaaren derselben durften sich in Northumberland niederlassen. Nach Bezwingung der Feinde widmete Alfred seine Kraft der Cultivirung des Landes, dem er zugleich Freiheit und Ordnung verlieh. Er ließ die zerstörten Städte und Klöster wieder herstellen, beförderte den Anbau der verwüsteten Felder und belebte Handel und Betriebsamkeit; zugleich bestimmte er die Rechte und Pflichten des in Edle (Grafen), Gemeinfreie und Hörige geschiedenen Volkes. Behufs der Rechtspflege erneuerte er die altgermanische Eintheilung in Gemeinden und Gaue (Grafschaften, Shires) und setzte Grafen und Aldermen darüber, sowohl als oberste Leiter der Verwaltung, wie als Vorsitzer der aus Bürgern und Bauern zusammengesetzten Gau- (Schwur-) Gerichte. Er gründete Kirchen und Schulen (Oxford) und hob die geistige und religiöse Bildung der Nation; er

ließ, gleich Karl dem Großen, die deutschen (angelsächsischen) Heldenlieder und Gesetze sammeln (Beowulf, §. 288), übersetzte selbst die Schriften des **Boethius** (§. 284), **Augustins Bekenntnisse** (§. 271), die Geschichtsbücher des spanischen Priesters **Orosius** u. A. in die volksthümliche Sprache, und suchte durch einheimische und aus der Fremde berufene Gelehrte geschichtliche, geographische und mathematische Kenntnisse unter dem Volke zu verbreiten; kurz er zeigte sich in den Künsten des Friedens eben so groß wie in den Waffen und im Kriegswesen. Bei wichtigen Angelegenheiten zog er den aus Edelleuten bestehenden Reichstag, **Witenagemot**, zu Rathe. Selbst Muster sittlicher Ordnung in seiner Lebensweise, gewöhnte Alfred auch sein Volk an Häuslichkeit und regel-
Eduard d. Aeltere 901—924. mäßige Thätigkeit. — Unter seinen Nachfolgern erregten die Dänen von Neuem Streit und suchten in Verbindung mit den Schotten und den alten keltischen Einwohnern die Macht der Angelsachsen zu brechen. Aber die kluge Vorsicht Eduards, welcher die Reichsgrenzen durch Burgen schützte, die mit der Zeit zu Städten heranwuchsen, der glorreiche, von englischen und scandinavischen Bar-
Athelstan 924—941. den vielbesungene Sieg des tapfern **Athelstan** bei **Brunanburg**, wo fünf
937. keltische „Könige" und sieben nordische Jarle im Streite erlagen, und der Kriegs-
Edmund 941—946. muth seines Sohnes **Edmund** bändigten die Feinde und hielten die Dänen
Edred 946—955. im Gehorsam. Edmunds schwache, unter der Leitung und strengen Zucht des
Edwi 955—959. **heil. Dunstan** stehende Nachfolger (Edred und Edwi) vernachlässigten über ihren sinnlichen Genüssen und geistlichen Büßungen Regierung und Kriegswesen und gestatteten jenem „Fürsten der Mönche" solchen Einfluß, daß die Kirche die Herrschaft über die weltliche Macht erlangte. Wurde doch König Edwi von Dunstan und den Benedictinermönchen gezwungen, seine geliebte Ethelgive, die wegen zu naher Verwandtschaft nicht als rechtmäßige Ehefrau
Edgar 959—975. von der Kirche anerkannt ward, zu verstoßen. Erst als Edgar mit dem zum Erzbischof von Canterbury erhobenen Dunstan sich aufs Innigste verband, also daß der König und der Hierarch sich gleichsam in die öffentliche Gewalt theilten, erlangte das Königthum durch die Weihe der Kirche wieder größeres Ansehen. Edgar führte glückliche Kriege, beförderte die Entwickelung der Gemeinwesen und hob Handel und Verkehr. Als er im vorletzten Jahr seiner Regierung eine Seefahrt um sein Reich vornahm, führten acht Clientelkönige die Ruder, während
Eduard der Märtyrer 975—978. er selbst am Steuer saß. Sein jugendlicher Sohn **Eduard** war nur ein Werkzeug in der Hand Dunstans und seiner Benedictiner. Als er nach kurzer Regierung auf Anstiften seiner herrschsüchtigen Stiefmutter Elfride in einem entlegenen Jagdschlosse ermordet ward, legte ihm die Geistlichkeit wegen seiner Unschuld und kirchlichen Gesinnung den Namen des „Märtyrers" bei. Der
Ethelred II. 978—1016. Sohn der Mörderin Ethelred II. bestieg den Thron; „aber an der Krone schien eine Blutschuld zu haften; er fand den Gehorsam seiner Väter nicht mehr". Die angelsächsischen Großen trachteten nach einer freieren Stellung und trieben Politik auf eigene Hand. Und gerade jetzt erneuerten die Dänen die Seeräuberzüge, die einige Jahrzehnte geruht hatten. Ethelred suchte mit Gewalt und List den inneren und äußeren Feinden zu begegnen; aber der Beiname des „Unberathenen" den er in der Geschichte führt, gibt Zeugniß von dem geringen Erfolge seiner Bemühungen. Unter seiner Regierung geschah es, daß in Northumberland die angelsächsische Bevölkerung an den unter ihnen lebenden und wegen

ihres Uebermuths und ihrer Raubsucht verhaßten Dänen schwere Rache nahm, 13. Nov.
indem sie durch eine schreckliche Blutthat in der St. Bricciusnacht viele 1002.
Tausende ihrer Feinde ermordete. Nicht blos dänische Männer, auch Kinder und sogar angelsächsische Frauen, die den Fremdlingen sich gewogen gezeigt, sollen von dem in Rache schwelgenden Volke ermordet worden sein. Alle Landeseingesessenen, seit Jahren von den gewaltthätigen und übermüthigen Dänen mißhandelt, betheiligten sich an der „dänischen Vesper“. Dieser Vorgang gab dem Dänenkönig Sueno (Swen) dem Glücklichen, der sich kurz zuvor Norwegen unterworfen und dessen tapfern König zum Selbstmord im Meer gezwungen hatte, die gewünschte Veranlassung, England von Neuem mit Raubzügen heimzusuchen. Seine Unternehmung war bei der Zwietracht und Sittenverwilderung des angelsächsischen Adels von solchem Erfolge gekrönt, daß König Ethelred nach der Normandie flüchtete, und Swens Sohn, **Kanut** (Knud) **der Große**, von den angelsächsischen Edlen (Witan) als König gewählt und anerkannt, die englische Krone mit der von Dänemark und Norwegen vereinigte. Seine Regierung war kräftig, weise und segensreich, Rechtspflege und Kriegswesen erfreuten sich seiner besondern Sorgfalt. Vor Allem lag ihm in England die Vereinigung der verschiedenen Volkselemente zu einem nationalen Ganzen und die Kräftigung der Königsmacht, in Scandinavien die Begründung und Verbreitung des Christenthums am Herzen. Zu dem Zweck beseitigte er die kleinen Gewalthaber, die er bald unter seinem gastlichen Dache, bald auf der Landstraße oder in ihren eigenen Wohnungen tödten ließ, beförderte er den Verkehr mit den übrigen Staaten Europa's und schloß mit Kaiser Konrad II. den ersten Handelsvertrag. Dem heiligen Vater bezeigte er seine Ehrfurcht durch eine feierliche Pilgerfahrt und seinem Eifer war es vorzugsweise zu danken, daß im elften und zwölften Jahrhundert das Christenthum in Dänemark, Schweden und Norwegen feste Wurzeln schlug.

Kanut d. Große 1016–1035.

§. 338. Nach dem Tode von Kanuts harten und ungerechten Söhnen gelangte die angelsächsische Königsfamilie mit Eduard dem Bekenner wieder auf den Thron. Aber Eduard, der während der Fremdherrschaft am Hofe des gewaltthätigen Robert (des Teufels) von der Normandie verweilte, hatte dort Liebe für die normännisch-französischen Sitten eingesogen. „Als er nun die Heimath seiner Bildung und seiner Freuden verließ, war der treuherzige Gruß des westsächsischen Landmannes seinem Ohr fremd geworden und sprach nicht zu seinem Herzen; die rohen Sitten der anglodänischen Magnaten, von deren Verkehre ihm nicht länger verstattet war, in das stille Klostergewölbe zu fliehen, widerten ihn an; der unabhängige Sinn der angelsächsischen Geistlichkeit, welche durch Sprache und alte Traditionen von der römischen Kirche stets getrennt blieb, erschien dem rechtgläubigen Katholiken nicht viel besser als todsündliche Ketzerei.“ Darum begünstigte er während seiner Regierung das Fremde auf Kosten des Heimischen und setzte (wie behauptet wird) bei seinem kinderlosen Tod Wilhelm von der Normandie, Roberts Sohn, zum Thronerben ein, obgleich noch Abkömmlinge der angelsächsischen Königsfamilie vorhanden waren. Die Nation sträubte sich und wählte den ritterlichen Harald, den Sohn des mächtigen Grafen Godwin, der unter Eduard die Regierung geleitet und die angelsächsische Nationalität gegen die normännisch-französische Bildung verfochten

Eduard d. Bekenner 1042–1066.

hatte, zum König. Wilhelm, ein unternehmender, fester und tapferer Fürst, dem Kampf und Waffenthaten als Lebensaufgabe galten, ließ sich jedoch nicht abschrecken. An der Spitze von 60,000 kampf- und beutelustigen Kriegern, die der Thatendrang der Zeit, die Lust zu einem fahrenden Kriegsleben im Dienste der Kirche, und der Abenteurergeist des damaligen Ritterthums, verbunden mit den lockenden Aussichten auf großen Gewinn, unter seine Fahne geführt, setzte er nach England hinüber. Der apostolische Stuhl begünstigte das Unternehmen, um über die englische Kirche größere Macht zu gewinnen, und vergalt, indem er dem Herzog eine geweihte Standarte zusandte, die großen Dienste der Angelsachsen um das römische Kirchenthum mit Undank. Unweit der Meeresküste, da wo in der Folge die stolze Abtei „Battle" die Nachwelt an die denkwürdige Begebenheit erinnerte, trafen die in Stahl gekleideten Normannen auf die Feinde, die ihnen in dem zwölfstündigen blutigen Entscheidungskampf
14. Oct. 1066. tapfern Widerstand leisteten. Aber durch die **Schlacht von Hastings** (oder Senlac), in welcher Harald von einem Pfeil im Auge getroffen neben dem Reichsbanner niedersank und die Blüthe des angelsächsischen Adels die Wahlstatt
Wilhelm d. Eroberer 1066–1087. deckte, wurde **Wilhelm**, forthin **der Eroberer** genannt, Herr von England. Trotz des tapfern Widerstandes der angelsächsischen Kriegsmannen unterwarf er in einigen Jahren die ganze Insel. Die einheimischen Großen gaben den letzten Sprößling des eingebornen Herrscherhauses, Edgar Atheling, den sie nach Haralds Tod zum König ausgerufen, preis und feierten durch ihre Anwesenheit die Krönung Wilhelms in der Westminsterkirche. Spätere wiederholte Aufstände wurden blutig unterdrückt und gaben dem König Gelegenheit, das fränzösisch-normännische Feudalsystem in dem Eiland einzuführen und sich dadurch den Besitz des neuen Reichs zu sichern. Er bereicherte seine normännischen Ritter mit dem Raube der angelsächsischen Gutsbesitzer; normännisches Recht verdrängte das einheimische; die französische Sprache wurde die Gerichts- und Hofsprache; fränkische Geistliche, die mit Panzer und Schwert unter Wilhelms geweihtem Banner ins Land gezogen waren, erhielten die einträglichsten Kirchenämter; die alten Klöster wurden geschatzt und nach gallicanischer Weise reformirt; der angelsächsische Cultus mit der Landessprache verschwand aus dem Gottesdienst; die Satzungen der römischen Synoden galten fortan als Kirchengesetze. Wie aus dem Grundbuch („Domesdaybook"), das sich aus jener Zeit erhalten hat, hervorgeht, schied der König von dem gesammten Reichsgebiet 60,215 Ritterlehen aus, wovon die Hälfte an weltliche Herren gegen die Verpflichtung des Waffendienstes verliehen, die andere Hälfte der Krone und der Kirche zugetheilt ward. Erbittert über die Neuerung und die Fremdherrschaft verließen viele tapfere Männer die Heimath und traten in die Dienste der griechischen Kaiser in Constantinopel, deren Leibgarde, die „Varanger", sie mehrten. So änderte eine einzige Schlacht den ganzen Zustand der Insel. Aber aus der Mischung der verschiedenen Volkselemente mit ihren Rechten und Gesetzen, ihren Sitten und Gewohnheiten, ihrer Sprache und Poesie entwickelte sich mit der Zeit ein lebenskräftiges Nationalganzes.

Wilh. II. (Rufus) 1087–1100. Nach Wilhelms Tod erbte sein ältester Sohn Robert die Normandie, indeß sein zweiter, Wilhelm Rufus (der Rothe), ein habgieriger, rechtsverletzender Fürst, England erhielt. Als jedoch der letztere nach einer gewaltthätigen Regierung auf einer Jagd getödtet

wurde, bemächtigte sich Heinrich, des Eroberers dritter Sohn, des Reichs und vereinigte Heinrich I. 1100—1134.
wieder die Normandie damit, indem er den ritterlichen, leichtsinnigen Robert, der den ersten 1105.
Kreuzzug mitgemacht, aber nach der Rückkehr mit seinem Bruder und dem normännischen Adel in Streit gerathen war, in seine Gewalt bekam und bis zu seinem Tod, 29 Jahre lang, in der Gefangenschaft schmachten ließ.

8. Die Normannen in Italien.

§. 339. Zwei apulische Herren von Bari, die ihre Vaterstadt von der griechischen Herrschaft befreien wollten, waren mit einer Schaar Normannen, welche der angeborne Wanderungstrieb aus ihrer westlichen Heimath auf eine Pilgerfahrt nach der heiligen Grotte des Berges Garganus in Apulien geführt hatte, einig geworden, daß diese ihnen bei dem Unternehmen behülflich sein sollten. Durch große Versprechungen wurden die Normannen bewogen, an dem Kampfe gegen die verweichlichten Griechen Theil zu nehmen. Anfangs waren 1016
sie nicht vom Glück begünstigt; vor Bari zurückgeschlagen, irrten sie in den Bergen und Thälern Campaniens umher, ihren Unterhalt mit dem Schwerte erobernd. Ihre Tapferkeit und Kühnheit erregte indessen bald die Furcht und Bewunderung der Umgegend, so daß die Fürsten von Capua und Neapel, Benevent und Salerno in ihren Kämpfen wider einander oder gegen die Griechen und Araber sie in ihre Dienste nahmen, und sie waren klug genug, ein gewisses Gleichgewicht unter den Fürsten zu erhalten, damit ihre Hülfe unentbehrlich bliebe. Im Jahre 1027 verlieh ihnen der Fürst von Neapel einen fruchtbaren Landstrich, wo sie die Stadt **Aversa** bauten. Der Ruf von ihrem Glück zog jedes Jahr neue Schaaren von Pilgern und Kriegern herbei. Die Erzählungen von den seligen Küsten von Salerno, von dem ewigen Frühling des Landes, von den Feigen und süßen Früchten und von den Schätzen, welche tapfere Männer dort erbeuten könnten, führten viele thatkräftige Ritter aus der normännischen Halbinsel nach dem reizenden Süden. Einen neuen Impuls empfingen die normännischen Unternehmungen, als die heldenmüthigen Söhne des alten Grafen Tankred von Hauteville unter der Führung **Wilhelms „des Eisenarms"**, des ältesten der Brüder, nach Unteritalien zogen und sich den früheren Ansiedlern anschlossen. Sie unterstützten den griechischen Statthalter auf einem Feldzug gegen die Araber auf Sicilien (§. 308); als aber dieser nach gewonnenem Siege ihre Dienste nicht nach Gebühr lohnte, kehrten sie ihre Waffen gegen ihn selbst. Nach einem Siege in der Ebene von **Cannä** bemächtigte sich Wilhelm der Eisenarm der Stadt **Melfi** und machte sie zum 1040.
Mittelpunkte weiterer Eroberungen in Apulien, während ein anderer Heerhaufen von Aversa aus Neapel und Capua in Furcht hielt. In gleichem Geiste handelten die jüngeren Brüder Drogo und Humfred. Aber erst als **Robert Guiscard** Robert Guiscard 1056—1085.
(„Schlaukopf"), der sechste Bruder Wilhelms, schön von Gestalt und Antlitz und von unternehmendem Geiste, auf den Schild erhoben und als „Graf von Apulien" begrüßt ward, gewannen die Normannen die Herrschaft über ganz Unteritalien. Nachdem er dem heiligen Vater in Rom durch sein Waffenglück Furcht, durch seine ehrfurchtsvolle Hingebung Vertrauen eingeflößt, bemächtigte er sich mit dessen Einwilligung nach und nach durch Tapferkeit und List des größten Theils von Unteritalien, nannte sich **Herzog von Apulien und Calabrien** und **erkannte den Papst als** 1060.

1072. Lehnsherrn an. Zwölf Jahre später entriß er in Verbindung mit seinem jüngsten Bruder, dem tapferen und hochsinnigen Roger, den zwieträchtigen Arabern die Insel Sicilien mit der Hauptstadt Palermo. Nachdem Robert die Seestädte Otranto und Bari nach langer Belagerung in seine Gewalt gebracht, traf er Anstalten, das byzantinische Reich zu erobern, indeß Rogers
1081. Waffen die noch unbezwungenen Theile der Insel vollends unterwarfen. Er schlug die Wäringer-Schaaren im Dienste des oströmischen Kaisers, bemächtigte sich der Stadt Durazzo (Dyrrhachium) und ließ durch seinen heldenmüthigen Sohn Boemund Thessalien und Epirus bekriegen — aber sein
1085. Tod und das baldige Erlöschen seines Hauses vereitelte das Unternehmen. In
Roger II. 1130—1154. der Folge vereinigte seines Bruders Sohn, der kluge und harte Roger II., ganz Unteritalien mit Sicilien und gründete, als er vom Papst den Königs-
1130. titel erlangt, das Königreich Neapel und Sicilien mit französischem Feudal- und Gerichtswesen und städtischen Einrichtungen. Auch nach Griechenland und Nordafrika trug er sein siegreiches Schwert. Durch gute Verfassung und Rechtspflege, durch Bildung und weltberühmte Lehranstalten (die medicinische und naturwissenschaftliche Schule von Salerno, die Rechtsschulen von Amalfi und Neapel u. a.) und durch Industrie, Ackerbau und Handel gelangte das normännische Königreich zu einer Blüthe, der keiner der übrigen italienischen Staaten gleich kam. Aber der kraftvolle Herrscherstamm ging im üppigen Süden einem raschen Ende entgegen; aus der Verbindung wilder Zügellosigkeit, wie sie die nordischen Abenteurer mitbrachten, mit den feineren Lastern des Südens entwickelte sich ein Zustand grenzenloser Verderbniß, der sich bald über den ganzen normännischen Adel ausdehnte, und der Einfluß mohammedanischer Sitten, Glaubensvorstellungen und Lebensformen auf die normännisch-christliche Bevölkerung schuf eine eigenthümliche Cultur, welcher die naturwüchsige kräftige Unterlage fehlte. Sechsundfünfzig Jahre lang blieben die schönen, reichen Länder
Wilhelm der Böse 1154—1166. in den Händen Rogers und seiner beiden Nachfolger (Wilhelms des Bösen und des Guten); dann kamen sie an die Hohenstaufen (§. 388. 391).
Wilhelm der Gute 1166—1189. Noch jetzt erinnern die schwärzlichen Ruinen alter Thürme und Castelle, die am reizenden Golf von Sorrento und Salerno auf steilen Felsenhöhen in den blauen Himmel emporragen, und manche stattliche Bauten auf Sicilien an die romantische Normannenzeit.

Sicilien. Im J. 1088 gewann Roger Syracus, 1089 Girgenti und 1091 die letzten von den Arabern vertheidigten Plätze. Seitdem war die ganze Insel in den Händen der Normannen. „Eine arabische Bevölkerung blieb in derselben auch in der Folge zurück, obwohl manche Muselmänner auch noch nach den letzten Kämpfen nach Afrika ausgewandert, viele durch die Normannen nach Calabrien verpflanzt waren. Den Zurückbleibenden beließ Roger die Uebung ihrer Religion, ihr Recht und eigene Richter; er störte sie nicht in ihren Sitten, wofern sie sich gehorsam bewiesen und ihm Tribut zahlten. Die letzten Zeiten der Araberherrschaft waren traurig und drückend genug gewesen; die Eroberung der Normannen erschien deshalb nicht allein den Christen, sondern auch den einheimischen Arabern bald in mehrfacher Beziehung als Wohlthat. Gewerbfleiß und Handel, früh von den Arabern hier gepflegt, aber in der letzten Zeit vernachlässigt, blühten wieder auf. Auch die kriegerische Tüchtigkeit der Saracenen erstarb unter der Fremdherrschaft nicht; fast überall finden wir arabische Krieger später in Rogers und seiner Nachfolger Heeren. Das eigenthümlichste Staats- und Culturleben entwickelte sich seitdem in Sicilien aus einer Mischung französischer, italienischer und orientalischer Elemente, welches auf das Festland Italiens nicht ohne tiefere Einwirkung blieb und selbst Deutschland berührte, indem es den letzten unserer großen Kaiser von Jugend an umfing."

4. Island und Rußland.

§. 340. Im neunten Jahrhundert entdeckten und bevölkerten Scandinavier (Norweger) die ferne Insel **Island**, jenes schnee- und eisbedeckte Land 874. mit feuerspeienden Bergen, mit heißen Sprudelquellen, mit romantischen Naturschönheiten. Bald entstand daselbst ein blühendes Gemeinwesen, „frei von der Könige und der Gewaltigen Druck", mit der Religion und Sprache, den Gesetzen und Einrichtungen des Mutterlandes, so daß, als in der Mitte des elften Jahrhunderts das Christenthum dort Eingang fand, bereits eine hohe, auf Einfachheit und Sittenreinheit gegründete Cultur vorhanden war. Daher erhielten sich hier die Denkmale des Heidenthums am längsten und reinsten (§. 335), und als es den christlichen Glaubensboten endlich gelang, mit der Runenschrift und den alten Göttern auch die heidnische Poesie zu verdrängen, bewahrte die isländische Sprache mit ihrem Reichthum an Formen und Wortbildungen noch immer die Spuren der altgermanischen Cultur. Durch Sagen und geschichtliche Erzählungen verkürzten und erheiterten die Bewohner die langen Winternächte und ersetzten den ihrer armen und kalten Insel versagten Reiz und Genuß der Natur durch das Großartige, Romantische und Abenteuerliche der alten Heldenlieder. Von Island stammte die Mehrzahl der Skalden, welche noch an den christlichen Höfen von Scandinavien die Thaten der Vorzeit erzählten, und auf jenem fernen Eilande wurden die beiden großen Sagensammlungen zusammengestellt, welche den Namen der älteren und jüngeren **Edda** führen und die Hauptquelle der scandinavischen Mythengeschichte bilden (§. 336). — Von Island aus wurde am Ende des zehnten Jahrhunderts **Grönland** entdeckt und bevölkert. Selbst **Amerika**, von den wildwachsenden Reben **Winland** genannt, war den Normannen bekannt. — Um dieselbe Zeit stritten die normännischen **Waräger** (**Wäringer**) wider die finnischen und slavischen Völker an den Küsten der Ostsee. Da trugen, wie die Ueberlieferung meldet, die in wilder Gesetzlosigkeit lebenden Slaven den **Russen** (Rodsen, d. i. Ruderern), einem Stamme der Wäringer, die Herrschaft an. „Unser Land ist gut und fruchtbar," sagten sie, „aber Ordnung ist nicht darin; kommt also über uns zu herrschen und zu gebieten!" Die Russen gingen auf den Vorschlag ein, worauf ihr streitbarer Fürst **Rurik** seinen Sitz in **Nowgorod** aufschlug und Stamm- 862. vater eines Geschlechts ward, das bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts über das weite Flachland gebot, aber die Sitten und Sprache der Eingebornen annahm. In der großen Masse der slavischen Bevölkerung verloren mit der Zeit die normännischen Krieger jede Erinnerung an die alte Stammgenossenschaft. Ruriks Nachfolger verlegten ihre Residenz nach Kiew, bedrohten auf der Wasserstraße des Dnjepr das schwache byzantinische Reich und trotzten den Beherrschern von Constantinopel Tribut ab. Auch die **Chazaren** und andere slavische Volksstämme wurden unterworfen, und jene sahen sich gezwungen, Zins und Schoß, die sie sonst von den westlichen Stämmen zu erheben pflegten, nun den Russen zu entrichten. Durch Drohungen erlangte der eroberungssüchtige **Wladimir** der Große, der Enkel der schönen **Olga**, der ersten christ- Wladimir d. Große lichen Großfürstin, die Hand der griechischen Kaisertochter Anna, Schwester der 980—1015. **Theophania** (§. 349). Diese Verbindung gab Veranlassung zur Begrün-

988. dung des Christenthums. Die Götzenbilder wurden zerstört; Wladimir ließ sich taufen und seinem Befehle und Beispiele folgte das ganze Volk; in Kurzem war die Lehre vom Kreuz die herrschende Religion des Landes. Aber nicht an Rom schloß sich die neue Kirche an, sondern sie folgte dem Lehrbegriff und den Satzungen der griechischen Mutterkirche, die auf rohe Gemüther minder veredelnd und cultivirend wirkte als die römische. Theilungen des Reichs, Bürgerkriege und die blutigen Kämpfe mit den kriegerischen Nachbarn, den Petschenären, Kumanen, Bulgaren und andern wilden Stämmen, schwächten unter Wladimirs Nachfolgern die Macht der Russen. Um dieselbe Zeit wurde von
965. Deutschland aus der römisch-christliche Glaube unter den slavischen Polen begründet. Mieczislaw (Miesko) aus dem Stamme der Piasten, von seiner frommen Gemahlin Dubrawka dem Evangelium gewonnen, war ihr erster getaufter König. — In Böhmen, wo zur Zeit der Völkerwanderung das slavische Volk der Tschechen (Czechen) in die verödeten Wohnsitze eingezogen, war schon vorher durch deutsche Glaubensboten der Samen des Christenthums und der Cultur gelegt worden. Seitdem trat Böhmen in das geschichtliche Leben ein. Die frühere Zeit vor der Verbindung mit Mähren ist ein Gewebe von Sagen. Libusa, die auf der Burg Wyšherad bei Prag den Herrscherstab führte, rief den gerechten und weisen Premysl (Premislaw) vom Pfluge auf dem „Königsfelde" zur Theilnahme des Throns. Nach ihrem Tode, heißt es weiter, kämpften die Frauen unter ihrer Freundin Wlasta mit den Männern um die Herrschaft (der „Mägdekrieg"), bis die letzteren siegten. Die böhmischen Herzöge, die unter der Oberherrschaft der deutschen Kaiser das Land regierten, ehrten Premysl als den Ahnherrn ihres Geschlechts.

Die **Finnen**, die einst den größten Theil von Scandinavien und dem nördlichen Rußland bewohnten, und in alten Zeiten mehr Industrie, Wohlstand und Bildung besaßen, als heut zu Tage, bilden mit den Lappländern, Liven, Esthen und Magyaren (Ungarn) einen eigenen, von dem indogermanischen Sprach- und Völkerstamm verschiedenen Menschenstamm. Durch eingewanderte germanische Völker weiter nach Norden gedrängt, nahmen sie an den Geschicken und an der Cultur Europa's wenig Antheil.

III. Die Vorherrschaft des deutsch-römischen Kaiserthums.

1. Das sächsische Herrscherhaus (919—1024).

§. 341. a) König Heinrich I. In Deutschland hatten die Gewaltthätigkeiten herrschsüchtiger und ungehorsamer Großen und die verheerenden Einfälle der Ungarn, die gleich einem unaufhaltbaren Strome jedes Jahr mit neuen Verwüstungen hereinbrachen und mit ihren raschen Reiterschaaren bis an die Saale und Weser streiften, einen Zustand der Verwilderung und Gesetzlosigkeit erzeugt. Diesem suchte schon der erste freigewählte König Konrad der Salier (§. 328) durch Ernst und Strenge zu begegnen. Er schützte die Bischöfe und die gesammte Geistlichkeit gegen die feindlichen Angriffe der Grafen und Edelleute; er führte, aufgestiftet von Bischof Hatto von Mainz, mit Heinrich von Sachsen, der ohne Rücksicht auf das Reichsoberhaupt die von
Otto 912. seinem Vater Otto dem Erlauchten ererbten Länder in freier Selbständigkeit regierte, lange, aber wenig erfolgreiche Kriege, und ließ endlich zum abschrecken-

den Beispiele die allemannischen Grafen Erchanger und Berthold, die ihr karolingisches Kammerbotenamt eigenmächtig zur Herzogswürde umwandeln und sich Konrads königlicher Macht entziehen wollten, enthaupten. Ihr Todfeind Salomo, der reiche und schlaue Bischof von Konstanz und Abt von Reichenau, ein Mann von den glänzendsten Geistesgaben, hatte auf der Reichssynode zu Hohenaltheim ihren Fall bewirkt. Ihr Verbündeter, 917.
Herzog Arnulf von Bayern, der sich gleichfalls dem neuen Königthum nicht fügen wollte, entging einem ähnlichen Strafgericht durch den Beistand der Ungarn, deren Hülfe er angerufen. Konrad war ein tapferer, mannhafter Fürst, reich an ritterlichen Tugenden, glänzend und stattlich, dabei freigebig, leutselig und von heiterer Laune; aber im erfolglosen Ringen mit den widerstrebenden Gewalten der Zeit wurde seine edle, tüchtige Natur herabgedrückt und seine Kraft vor der Zeit gebrochen. Da er einsah, daß seine Familie nicht die nöthige Herrscherkraft besitze, bewog er seinen Bruder Eberhard zur Verzichtleistung auf die Nachfolge und beförderte dann mit edler Selbstentsagung die Erhebung seines mächtigen Gegners **Heinrich** I. von Sachsen (nach einer spätern Volks- **Heinrich I. 919—936.**
sage der Finkler oder Vogler genannt). „Wir haben viele Getreue,“ sprach Konrad zu seinem Bruder, „und ein großes Volk, das uns im Kriege folgt, wir haben Bürger und Waffen, in unsern Händen sind Krone und Scepter, und es umgibt uns aller Glanz des Königthums. Aber es fehlt uns das Glück und die rechte Sinnesart. Das Glück, mein Bruder, und diese Sinnesart fielen Heinrich zu; die Zukunft des Reichs steht bei den Sachsen. Nimm also die königlichen Abzeichen, die goldenen Spangen mit dem Königsmantel, das Schwert und die Krone unserer alten Könige, gehe hin zu Heinrich und mache deinen Frieden mit ihm, auf daß du ihn fortan zum Freunde habest.“ Und Eberhard that, wie ihm der königliche Bruder rieth; und noch jetzt zeigt man in Quedlinburg die Stelle, wo nach der Sage der Sachsenherzog beim Vogelfang die fränkischen Großen mit ihrer Botschaft empfing. Zu Fritzlar in Hessen wurde hierauf Heinrich, ein Mann voll rüstiger Kraft und altdeutscher Einfachheit, von den weltlichen und geistlichen Fürsten und Herren als König **April 919.**
ausgerufen; doch erkannten ihn anfangs nur Sachsen und Franken an; aber durch Tapferkeit und Klugheit brachte er im nächsten Jahre auch die Herzöge von Schwaben und Bayern dahin, daß sie ihn als König verehrten und als seine ersten Lehnsträger mit der herzoglichen Würde sich begnügten. Die bischöfliche Salbung und Königsweihe wies Heinrich zurück; doch nannte er sich „König von Gottes Gnaden“. Den Besitz von Lothringen mußte er anfangs dem Franken Karl dem Einfältigen überlassen, wofür er aber von diesem 921.
auf einer Zusammenkunft in der Nähe von Bonn in seiner Königswürde anerkannt und bestätigt ward. Aber vier Jahre später, als mittlerweile der Frankenkönig in die Gewalt der gegnerischen Großen gerathen war und wilde Zwietracht und Parteiwuth das Reich zerfleischte, benutzte Heinrich die Umstände, um auch Lothringen wieder zu gewinnen. Damit kamen auch die Niederlande, 925.
die Grafschaften Flandern, Holland, Limburg u. a. an Deutschland.

§. 342. Mit großer Weisheit und Mäßigung gebrauchte Heinrich seine Macht. Nicht durch Unterwerfung der einzelnen Stämme unter den Einen Herrschenden wollte er die Reichsgewalt aufrichten und von einem Mittelpunkt

aus die Lande regieren, sondern „wie der Reif der Krone die strahlenden Juwelen einigt und zum herrlichsten Sinnbild irdischer Macht gestaltet", so sollte die königliche Gewalt die deutschen Länder zusammenfassen, ohne ihr eigenthümliches Leben zu vernichten: „Jeder Stamm stehe in seinen eigenen Angelegenheiten für sich, und ordne sich selbst nach altem Recht und Herkommen; ihn leite und führe in Zeiten des Kriegs und Friedens ein Herzog, dem die Grafen und Herren im Lande zu Kriegsfolge und Gehorsam verpflichtet sind; er schlichte auf seinen Landtagen die Streitigkeiten und Fehden im Lande, bei ihm finde der Arme und Bedrängte Schutz und Beistand; er schirme die Kirchen, erhalte den Landfrieden und schütze die Grenzen gegen den einbrechenden Feind; wie aber die Herzöge über die einzelnen Stämme im Reiche gebieten, so stehe hoch über allem Volke und allen Landen des Reichs der König, der höchste Richter und Heerführer des ganzen Volkes, die letzte Zuflucht der Bedrängten und Gewaltleidenden, der oberste Schirmherr der Kirche." Mit solchen Grundsätzen umging Heinrich die Klippe, an welcher sein Vorgänger seine Manneskraft umsonst zerschellt hatte. — Fünf Jahre hatte der König die Herrschaft geführt, als
924. die **Ungarn** einen neuen Einfall machten und sich besonders nach Sachsen wandten. „Alles, wohin sie kamen, wurde verwüstet. Die Burgen und festen Plätze, die Klöster und Kirchen, die Wohnungen des armen Landmannes wurden vom Feuer zerstört; Alt und Jung, Mann und Weib wurde erwürgt; wieder konnte man an den Rauchwolken und dem Feuerscheine am Himmel die Straßen verfolgen, welche der Feind zog, wieder flüchtete man sich in das Dickicht der Wälder, auf die Spitzen der Berge und in verborgene Höhlen". Diesem Feinde vermochte Heinrich mit dem schwachen, in den Waffen wenig geübten Heerbann und der dürftigen sächsischen Reiterei nicht zu widerstehen. Er schloß sich in einer festen Burg bei Goslar ein und knüpfte mittelst eines gefangenen Führers Unterhandlungen mit den Ungarn an. Als diese auf den Vorschlag des Königs, gegen einen jährlichen Tribut eine neunjährige Waffenruhe eintreten zu lassen, eingingen und das Land räumten, traf Heinrich Anstalten, ihren Einfällen in Zukunft zu begegnen und zugleich die Sachsen in festere bürgerliche Ordnung zu bringen. Damals wohnte das sächsische Volk noch nach uralter Sitte auf einzelstehenden Höfen, mitten in den Fluren und Aeckern, oder in offenen Dörfern. Städte kannte man blos am Rhein und an der Donau aus den Zeiten der Römer, aber die meisten waren unter den feindlichen Verheerungen in Trümmer gesunken; in Sachsen bildeten nur die Königspfalzen und festen Adelsschlösser und die umfriedeten Sitze der Bischöfe, Priester und Mönche Sammelplätze eines lebendigeren Verkehrs. Heinrichs Bestreben war nun vorerst darauf gerichtet, die bestehenden Burgen zu erweitern und stärker zu befestigen und dann an der offenen Grenze neue Festen anzulegen. Tag und Nacht wurde in den Markgegenden mit größter Anstrengung gebaut und schnell stiegen neue, mit Wällen und Mauern umringte Ortschaften empor, andere wurden vergrößert oder hergestellt. So wurde **Quedlinburg** am Harz von Grund aus aufgebaut, so **Goslar** am Rammelsberge, in dessen unterirdischen Gängen man bald die ersten Adern edlen Erzes entdeckte; **Merseburg** wurde befestigt und um die Burg herum, die von verläßlichen Leuten besetzt war, siedelte Heinrich muthige und verwegene Männer an, die als Räuber

und Diebe auf flüchtigem Fuße lebten; er gab ihnen Aecker und Waffen und gebot ihnen, mit ihren Landsleuten Frieden zu halten, gegen die Wenden aber, so oft sie wollten, auf Raub auszuziehen. So entstand die gefürchtete „Merseburger Schaar", die Vormauer des Reichs wider die Slaven. Dann befahl er, daß je der neunte Mann vom Lande in die umfriedeten Räume ziehe, und der dritte Theil aller Feldfrüchte dahin geschafft werde, alle Gerichtstage, Volksversammlungen und Kaufhandlungen sollten innerhalb der Burgthore vor sich gehen. Auch Meißen an der Elbe ward befestigt und sicherte die Verbreitung der deutschen Herrschaft im Lande der Lausitzer. So gewöhnte Heinrich zuerst die Sachsen planmäßig an das Leben hinter Stadtmauern und verschlossenen Thoren und trägt daher mit Recht den Namen eines Städtebegründers; denn die ältesten Städte Sachsens und Thüringens sind aus diesen zur Wehr gegen äußere Feinde angelegten Burgwarten hervorgegangen. Zugleich gewöhnte er die Sachsen an den Reiterdienst und bildete sich aus berittenen Dienstleuten und Knechten ein Reiterheer, um die Ungarn mit ihrer eigenen Kriegsweise zu bekämpfen. Seitdem verlor der Kriegsdienst zu Fuß im Heerbann allen Glanz und alle Ehre; aus dem Volksheer wurde ein Ritterheer.

§. 343. Nachdem der König innerhalb vier Jahren die Kriegsordnung gänzlich umgestaltet, unterwarf er die Heveller an der Havel und Spree 928.
und eroberte ihre Stadt Brennaburg (Brandenburg), die er auf dem gefrornen Fluß belagerte. Auch die weiter südwärts wohnenden Daleminzier wurden zur Unterwerfung gebracht, die männliche Bevölkerung ihrer Stadt Jana erschlagen, die Kinder in Sklaverei geführt. Von der Feste Meißen aus unterwarf er dann die Lausitzer an der obern Spree und machte ihre Stadt Lebusa und das ganze Land zinspflichtig. Bald war das sächsische Schwert überall gefürchtet, so daß, als Heinrich in Verbindung mit den Bayern durch den dunkeln Böhmerwald an die Moldau vordrang, der Böhmenfürst Lehnspflicht und Gehorsam versprach und dem Sachsenkönig Tribut entrichtete. Zu gleicher Zeit bekämpften die sächsischen Grafen, besonders Bernhard und Thietmar, die nördlichen Wenden mit Glück und Erfolg und eroberten alles Land zwischen Elbe und Oder. Da erfaßte die Wenden Wuth und Verzweiflung und das Land erhob sich wider die Deutschen; aber die Schlacht bei Lenzen, 929.
wo 200,000 Wenden den Tod gefunden haben sollen, vernichtete auf immer ihre Macht. „Es waren eherne Zeiten, wo deutsche Sitte und deutsche Sprache und mit ihnen das Christenthum in diese Gegenden gepflanzt ward; schwer wie Eisen hat die Hand der Sachsen auf den Wenden geruht und sie endlich zermalmt und vernichtet." — Mittlerweile war der Waffenstillstand mit den Ungarn abgelaufen; schwer lastete der Tribut auf dem sächsischen Volke; sollte er noch länger entrichtet werden, so mußte man Hand an die Kirchenschätze legen. Da beschloß Heinrich mit dem Schwerte die schimpflichen Bande zu sprengen, und alles Volk stimmte freudig dem Entschluß bei. Wie die Volkssage meldet, wurde den Ungarn höhnend ein fetter Hund statt des verlangten Zinses vorgeworfen, und als sie wuthentbrannt über diese Schmach mit zahllosen Schaaren das thüringische Land verheerend durchzogen, brachte ihnen Heinrich in der Schlacht bei Merseburg (oder bei Riade auf der güldenen Aue) eine entscheidende Niederlage bei. 15. März 933.
In wilder Flucht suchten sie das Weite, und ihr

mit Gütern und Gefangenen reich gefülltes Lager wurde eine Beute der Sieger.
934. Im nächsten Jahr gewann Heinrich auch das Land zwischen Eider, Trenne und Schlei, das die Dänen unter dem König Gorm dem Alten an sich gerissen, dem Reiche zurück und stellte durch die Gründung der Mark Schleswig die von Karl dem Großen gesteckten Grenzen wieder her. Nachdem so Heinrich ruhmvoll und glücklich gewaltet, berief er die Großen des Reichs zu einem Fürstentage nach Erfurt, empfahl ihnen seinen Sohn Otto zum Nachfolger und schied
2. Juli 936. dann zu Memleben an der Unstrut in der güldenen Aue aus dem Lande der Lebenden. Sein treues Weib Mathilde ließ ihn beisetzen in dem Kloster zu Quedlinburg, das er selbst gegründet hatte. Schlicht und einfach hat Heinrich Großes im Stillen vollführt.

Otto I. 936—973. §. 344. b) Kaiser Otto der Große. Otto I. war ein würdiger Nachfolger seines Vaters, auf dessen Bahn er fortschritt. Er brachte die Großen zur Unterwerfung und begründete die Einheit des Reichs; er besiegte die Feinde im Osten und Norden und ließ ihnen das Christenthum verkündigen; er schlug die Ungarn und machte ihren Raubzügen auf immer ein Ende. Aber von erhabneren Ideen getragen, erhöhte er noch den Glanz des Herrscherhauses durch Erwerbung der römischen Kaiserkrone.

1. Otto's erste Sorge galt der Befestigung der innern Ordnung und der Begründung der Reichseinheit. Kaum hatte er in Aachen auf dem Stuhle Kaiser Karls des Großen, den er sich zum Vorbilde wählte, durch den Reichserzkanzler von Mainz und die Bischöfe von Trier und Köln die feierliche Krönung und Salbung erhalten, wobei zum erstenmal die angesehensten Fürsten ihre Reichsdienste versahen (indem der Herzog von Lothringen als Kämmerer die Feier ordnete, der Frankenherzog als Truchseß für die Tafel sorgte, der Herzog von Schwaben als oberster Mundschenk des Schenkenamts wartete und der Herzog von Bayern als Marschall für die Ritter und Pferde Bedacht nahm), so hatte er viele und heftige Kämpfe zu bestehen, sowohl wider seine nächsten Verwandten, als gegen die trotzigen Großen. Wenn Heinrich den Herzögen der verschiedenen Stammlande eine gewisse Selbständigkeit gestattete und sich mit der Ehre begnügte, der Erste unter ihnen zu sein, so erkannte Otto seinen göttlichen Beruf darin, die gespaltenen deutschen Stämme zu einem einigen Reiche und Volke untrennbar zu verbinden und als freier „König der Deutschen" die höchste Richter- und Herrschergewalt in seiner starken Hand zu vereinigen. Die Herzogswürde erschien ihm als ein Reichsamt, das er nach freier Entschließung vergeben könne. Dieses Streben, die Herzogswürde ihrer unabhängigen volksthümlichen Gewalt zu entkleiden, erregte den Neid der übrigen Stämme, namentlich der Franken, welche die steigende Macht der Sachsen mit Eifersucht betrachteten und durch den Uebermuth der sächsischen Großen gereizt wurden. Namentlich fühlte sich der Frankenherzog Eberhard verletzt, daß ihn Otto wegen gebrochenen Landfriedens mit einer Gerichtsbuße belegte, als er an einem ungehorsamen Vasallen in Hessen Rache genommen. War er es doch, der einst die Königskrone dem Sachsenherzog zugewendet, die eigentlich dem fränkischen Stamme gebührte. Grollenden Herzens verband er sich mit dem ungestümen Thankmar, Otto's ältestem Bruder aus

einer für ungültig erklärten Ehe, und erhob die Fahne der Empörung wider den königlichen Jüngling. Wilde Kriegsgräuel wurden geübt in Hessen und Westfalen. Aber Thankmar wurde nach Erstürmung der Eresburg an dem Altar, 938.
wo er Schutz gesucht, getödtet und Eberhard, mit seinen eigenen Verwandten entzweit, mußte sich demüthigen und Otto's Gnade anflehen. Eine kurze Verbannung war seine Strafe. Nun griff aber Otto's jüngerer Bruder **Heinrich** zu den Waffen. Bei seiner Geburt trug der Vater schon die Königskrone, darum glaubte er „reineren Blutes" zu sein und gerechtere Ansprüche zu haben. Ein mannhafter Jüngling von seltener Schönheit und Gewandtheit und das Ebenbild seines Vaters, fand er großen Anhang. Im Bunde mit dem nach Rache dürstenden Eberhard und mit dem ehrgeizigen Giselbert von Lothringen, seinem Schwager, der sein Herzogthum in ein selbständiges Königreich zu verwandeln trachtete, und unterstützt von dem Frankenkönig Ludwig, rückte Heinrich mit Heeresmacht an den Rhein und brachte den König zweimal in große Noth. Aber unter dem Beistande Gottes (bemerkt Widukind), dessen Hülfe der fromme Otto in der Stunde der höchsten Noth mit heißem Gebet erflehte, wurden ihre Rathschläge vereitelt. Nach dem unglücklichen Treffen bei Birthen am Rhein wurden Eberhard und Giselbert unterhalb Andernach von einigen Rittern unerwartet überfallen und fanden einen schnellen Tod, jener im Kampf, dieser in den 939.
Fluthen des Rheins. Heinrich mußte sich unterwerfen, vergalt aber die Gnade, die der Bruder ihm großmüthig angedeihen ließ, mit schnödem Undank, indem er sich bald nachher mit dem Erzbischof Friedrich von Mainz und einigen unzufriedenen Großen in eine Verschwörung einließ, die zum Zweck hatte, den König an der Osterfeier in Quedlinburg zu ermorden. Das frevelhafte Vorhaben 941.
wurde jedoch entdeckt und vereitelt; die Hauptschuldigen büßten mit dem Leben; der Erzbischof und Heinrich wurden in Gewahrsam gebracht. Jetzt erst erwachte die Reue in dem Herzen des verirrten Jünglings; er entfloh der unerträglichen Haft, trat in der Domkirche zu Frankfurt im Bußgewand vor Otto und erlangte die Verzeihung und Versöhnung, um die er reuevoll flehte. Von dem an wurde die Eintracht der Brüder nicht ferner gestört. — Diese Vorgänge überzeugten Otto, daß eine starke Reichsgewalt mit der Fülle der Selbständigkeit, wie sie König Heinrich den Herzögen eingeräumt, nicht bestehen könne, zumal da auch der Adel und die höhere Geistlichkeit mehr und mehr nach einer unabhängigen Stellung gegenüber der Krone trachteten, jener, indem er die grundherrlichen Rechte auf seinem Eigenthum zu erweitern und die Erblichkeit seiner Lehen zu erlangen strebte, diese, indem sie ihre geistlichen und weltlichen Gerechtsame der königlichen Obmacht mehr und mehr zu entziehen und der Kirche größere Selbständigkeit zu erwerben suchte. Um diesen Bestrebungen entgegen zu treten, war Otto zunächst bedacht, die herzogliche Macht in ihrer Widerstandskraft zu brechen; seine persönliche Anwesenheit in allen Ländern wurde als Mittel gebraucht, die Herzogswürde zu verdunkeln und zurückzudrängen; die Aufstellung von **Pfalzgrafen**, die als Stellvertreter des Königs die Reichsrechte zu wahren hatten, diente zugleich zur Ueberwachung und Beschränkung der Herzöge und Grafen; erledigte Herzogthümer wurden entweder, wie **Franken**, gar nicht mehr besetzt oder mit verminderten Rechten an zuverlässige und dem Königshause ergebene Männer übertragen. So gab er **Lothringen** dem tapfern 944.

Grafen **Konrad** dem Rothen aus Franken und vermählte ihm seine Tochter Liutgard; und als das wichtige Herzogthum **Bayern** erledigt wurde, belehnte der König, auf Fürbitte seiner Mutter Mathilde, seinen Bruder **Heinrich**, den Eidam des verstorbenen Herzogs; aber das Recht, die Bischofsstühle zu besetzen, war schon vorher von dem Amte getrennt worden. Das Herzogthum **Schwaben** kam an Otto's jugendlichen Lieblingssohn **Ludolf**, der sich mit der Tochter des letzten Herzogs vermählte, und in **Sachsen** übte unter des Königs unmittelbarer Aufsicht sein tapferer und treuer Waffengefährte, der Slavenbekämpfer **Hermann der Billunge**, die herzoglichen Rechte, bis ihm später die Herzogswürde in aller Form übertragen ward. Lange und ruhmvoll herrschte das Geschlecht der Billunge in Sachsen. Wie Otto die Herzogthümer und Grafschaften als königliche Lehen behandelte, die er zu geben und zu nehmen vollkommene Gewalt habe, so auch die Bisthümer und Reichsabteien. „Wenn er die Herzöge und Grafen mit der befahnten Lanze belehnte, die geistlichen Würdenträger mit Ring und Stab, so mußten sie mit zusammengelegten Händen in seine Hand den Huldigungseid leisten und darin geloben, zu aller Zeit ihm treu und gewärtig zu sein, ihm zu folgen, wohin er sie entbiete, und ihn in keiner Noth zu verlassen." Eine gewaltige Herrschernatur, die sich schon in dem majestätischen Aeußern und dem Ehrfurcht gebietenden Blick und Wesen kund gab, warf Otto alle trotzigen Widersacher nieder, aber den Demüthigen und Gebeugten begegnete er mit Großmuth und Gerechtigkeit. Als mit der Zeit der Reichsadel wieder mehr erstarkte und Otto über die Herzogswürden und Grafenämter nicht mehr so unbedingt verfügen konnte, da suchte er den Bund zwischen Staat und Kirche um so fester zu knüpfen und vermittelst der Bisthümer und höheren geistlichen Stellen, die er mit Verwandten oder zuverlässigen und ihm ergebenen Männern besetzte, die Reichseinheit zu erhalten. — Wie Otto das königliche Ansehen zu wahren und zu erhöhen suchte, so auch die **Reichseinkünfte**, die außer den über das ganze Reich zerstreuten Kammergütern besonders in Königsforsten, in Bergwerken, in Zöllen und Wegegeldern, in dem Ertrag des Münz- und Marktrechts, in Gerichtsbußen u. A. m. ihre ergiebigsten Quellen hatten. Eine feste Reichssteuer gab es nicht, aber die „Ehrengeschenke", die nach alter Sitte von geistlichen und weltlichen Großen dargebracht wurden, nahmen immer mehr den Charakter einer gezwungenen, oft drückenden Abgabe an, und die Leistungen für die Hofhaltung, die unentgeltlichen Fuhren und Spanndienste, die Ausrüstung und Unterhaltung der Heeresmacht, die den einzelnen Landschaften aufgebürdet wurden, waren nicht selten schwere Lasten. Unter diesen Umständen konnte Otto als reicher König erscheinen und durch seinen Glanz wie durch seine Freigebigkeit die Würde des königlichen Namens erhöhen. — Zu den rühmlichsten Seiten Otto's gehört die Sorgfalt, die er der **Rechtspflege** zuwandte. Er hielt es für seine wichtigste Aufgabe, strenge darüber zu wachen, „daß Jedem sein gutes Recht werde und die Richter Niemand Gewalt thäten."

Rechtspflege. Otto sah sich als Nachfolger der Karolinger an, darum hielt er sich auch in der Rechtspflege an die **Capitularien** derselben, doch mit Berücksichtigung der veränderten Umstände. Aus den Capitularien leitete er seine königlichen Rechte her, nach fränkischem Rechte bestrafte er den Hochverrath und den Bruch des Landfriedens. Doch galt das ungeschriebene Her-

kommen mehr als das geschriebene Recht; Gewohnheit und Sitten waren die wichtigsten Quellen für das Rechtsleben, und Otto, welcher der Rechtspflege die größte Sorge zuwendete, war eifrig bedacht, das alte Volksrecht durch Richter und Schöffen unter seinem Vorsitz finden zu lassen. Waren diese in einer Streitfrage des Rechts nicht kundig, so ernannte man Schiedsrichter, oder was noch häufiger geschah, man stellte es Gott anheim, das Recht zu entscheiden, indem man gerichtliche Zweikämpfe anordnete. „Alles Gericht wurde öffentlich gehalten. Das Landgericht hegten die Herzöge, das Gericht in den Gauen und Hundertschaften die Grafen des Königs oder ihre Unterbeamten, in den Immunitäten die Vögte und Meier, dem Lehnsgericht saß der Lehnsherr, dem Hofgericht der Hofherr vor. Wie in dem Gericht über die freien Männer nicht des Königs Richter, der Graf, das Urtheil gab, sondern die aus den freien Männern erwählten Schöffen es fanden, und wie dort der Umstand, d. h. die dem Gericht außer den Schöffen beiwohnenden Freien, mit ihrem Rath die Urtheiler unterstützten und ihr Weisthum belobten oder tadelten, so hatten sich ähnliche Formen des Verfahrens auch in den andern Gerichten ausgebildet; überall zeigt sich der Richter von rechtskundigen Schöffen umgeben und überall nimmt das Volk an der Verhandlung einen lebendigen Antheil. Kein kunstreiches, fremdes Recht war es, das ungekannt und unbewußt über dem Volke und allem seinem Thun waltete. Recht und Gesetz waren noch nicht in die Schreibstuben gebannt, aus denen unsere Zeit sie mit großer Mühe und geringem Erfolge wieder zu befreien sucht; sondern mit Sitte und Herkommen waren sie innig verbunden, Jedem vertraut, zu allen Zeiten gegenwärtig, mit dem ganzen Dasein des Volks und jedes Einzelnen durch und durch verwachsen. Selten schrieb man das Gesetz auf Pergament; man bedurfte dessen nicht, es war jedem Manne in die Seele geschrieben. Frei entwickelte sich das Königsrecht, die Volksrechte, die Lehn- und Dienst-Rechte nach Sitte und Herkommen in der größten Mannichfaltigkeit." — Der König ist der Mittelpunkt des Reichs; wo er weilt, ist das Reichsregiment und der Hof. Frei wählt er seine Umgebung aus den Grafen und Bischöfen, die stets um seine Person sind, mit denen er die Angelegenheiten des Reichs beräth und entscheidet, die ihn begleiten, wenn er von einer Pfalz zur andern zieht, bald da, bald dort sein Hoflager haltend. Denn „sein Haus ist aller Orten in den deutschen Landen und überall will er selbst sehen und selbst entscheiden, was in seinem Hause vorgeht." Wenn sich Otto auch am liebsten auf seinen Burgen am Harz, am Kyffhäuser und in der güldenen Aue aufhielt, so weilte er doch selten lange an einem Orte. Ein rastloses Wanderleben führte ihn zu allen Stämmen und trug nicht wenig bei, die Einheit des Reichs zu befestigen. Einen besondern Glanz pflegte der König an den großen Kirchenfesten bei seinem Hoflager zu entfalten. Da empfing er die Besuche der geistlichen und weltlichen Würdenträger, die Huldigungen der Vasallen, die Tribute und Geschenke der Völker. „Ein fröhliches und buntes Leben entfaltete sich da am Hofe des Königs, wo er auch gerade weilen mochte; Feste drängten sich an Feste, Gelage an Gelage, viel Kurzweil wurde getrieben, aber auch die ernstesten Dinge wurden erwogen und oft nach alter Sitte bei den Freuden des Mahles. Hier wurde häufig über Krieg und Frieden entschieden; hier wurden Verträge mit fremden Königen und Völkern geschlossen oder gelöst, hier Bischöfe und Grafen ernannt, hier neue Belehnungen und große Privilegien ertheilt." So traten gewissermaßen die **Hoflager** an die Stelle der regelmäßigen **Reichstage** der Karolinger. Häufig waren damit auch **Kirchenversammlungen** verbunden, die sich auch auf das weltliche Gebiet erstreckten und wobei der König gewöhnlich zugegen war, und auf den Gang der Verhandlungen einen entscheidenden Einfluß übte.

§. 345. 2. Wie Heinrich erweiterte auch Otto das Reich gegen die **Slaven** und **Dänen** und suchte durch Einführung des Christenthums Cultur und Humanität unter ihnen zu verbreiten. Gleich nach seiner Thronbesteigung gründete Otto die **Lausitzer Mark** und übertrug die Beschützung und Verwaltung derselben dem Sachsen **Gero**, einem Manne ohne glänzende Abkunft, aber von großer Kühnheit und Klugheit, der durch seine Kriegsthaten bald der Schrecken der Feinde ward. Lange kämpfte er mit den **Liutizen** und andern wendischen Völkerschaften, die von der Saale und mittleren Elbe bis zur Oder wohnten, ohne ihrer völlig Meister zu werden, weil sie, tückisch und treulos, alle Verträge brachen. Einst machten sie einen Anschlag, den Markgrafen, wenn er

ganz sicher wäre, zu überfallen und zu tödten. Er aber, listiger als sie, kam ihrer Tücke zuvor; er lud dreißig Häuptlinge zu einem festlichen Mahle ein, und als sie vom Wein berauscht zu Boden sanken, ließ er alle in derselben Nacht erschlagen. Diese Bluthat erregte einen furchtbaren Aufstand unter allen wendischen Stämmen; aber innerer Verrath, Uneinigkeit und Zwiespalt schwächte ihre Macht und erleichterte dem Markgrafen den Sieg. Bis zur Oder wurden endlich alle wendischen Stämme unterworfen und zur Zinspflicht gezwungen. Die von Zeit zu Zeit erneuerten Versuche, sich der drückenden Last zu entziehen, endeten gewöhnlich zu ihrem Nachtheil und mehrten die Leiden der Knechtschaft. Selbst der mächtige Polenherzog, zugleich von dem streitbaren Gero und von den Wenden bekriegt, erkannte die sächsische Oberherrschaft an und zahlte Tribut. Einen nicht minder harten Stand hatte Hermann der Billunge gegen die nördlichen Wenden, die von der Mündung der Eider bis zum Haff die Küsten der Ostsee bewohnten und sich bei der allgemeinen Erhebung ihren Stammgenossen anschlossen. Aber auch sie wurden zuletzt besiegt und in ein friedliches Verhältniß zum Reich gebracht. Das durch den Fall der wendischen Fürsten und Häuptlinge herrenlos gewordene Gut vertheilte Otto unter die zahlreichen Vasallen und Ministerialen, die im Lande angesiedelt wurden und stets zum Kriegsdienst bereit und gerüstet sein mußten. Zahlreiche Burgen mit den dazu gehörigen Districten (Burgwarten) dienten als Stützpunkte für die Vertheidigung des Landes und für die Gründung neuer Städte. Die unterworfene Bevölkerung zahlte Tribut in Geld und Naturallieferungen an die Kammer des Königs und leistete den deutschen Grundherren Frohndienste mannichfacher Art. Die von Otto nach und nach gegründeten und dem im J. 967 errichteten Erzstift Magdeburg unterworfenen Bisthümer in Merseburg, Zeitz, Meißen, Brandenburg und Havelberg sorgten dann für Pflanzung des Christenthums und Verbreitung christlich-germanischer Bildung. Denn erst als der finstere Götzendienst mit seinen blutigen Opfern aufhörte und die Lehre vom gekreuzigten Heiland den Cultus des feindseligen Kriegsgottes Swantowit verdrängte, kam die Verschmelzung der verschiedenen Stämme zu Einem Volke allmählich zu Stande. Aber nicht leicht fand das Evangelium Eingang bei den Wenden. Sie haßten die Deutschen, die ihnen die neue Lehre brachten, und nahmen diese selbst darum mit Widerwillen auf; und sie zürnten, daß sie den Bischöfen Steuern und Abgaben entrichten sollten von ihrem Getreide, ihrem Flachse und ihren Heerden. Wichmann, ein sächsischer Edelmann von ungebändigter Kraft und starrem Trotze, der die Freiheit nur in der Herrschaft des eigenen Willens sah, diente den Wenden lange als Führer wider die Landsleute und Verwandten, bis er im Kampfe den Untergang fand. — Eben so erfolgreich waren Otto's Unternehmungen gegen den Dänenkönig Harald Blauzahn, der die sächsischen Ansiedler aus der schleswig'schen Mark getrieben und alles Land zwischen der Eider und dem Grenzwall in seine Gewalt gebracht hatte. Hermann der Billunge selbst war in dänische Gefangenschaft gerathen. Da rückte Otto mit Heeresmacht in das Dänenland ein, besiegte die Feinde und
947.? gewann die Mark Schleswig dem Reiche zurück. Bis zum Meer, das Jütland im Norden begrenzt, drang er vor und schleuderte seinen Speer in die Wogen, um nach alter Sitte die Grenzen seiner Herrschaft zu bezeichnen; davon erhielt

ein Meerbusen den Namen Ottensund. Auch hier wurden drei neue Bisthümer angelegt (Schleswig, Ripen, Aarhuus) und zuerst dem Metropolitansitz von Hamburg, dann dem Erzstift Bremen untergeordnet; überall war das Christenthum in jener Zeit der germanischen Herrschaft förderlich. Von dem Bischofssitz zu Oldenburg (Stargard), der später nach Lübeck verlegt ward, ging die Bekehrung der wendischen Völkerschaften an der Küste der Ostsee aus. Dem deutschen Krieger folgte der deutsche Priester und der deutsche Kaufmann in die fernen Lande; und an der Elbe, Oder und Donau entwickelte sich bald ein regsames Städteleben, wo christliche Cultur, Gewerbsamkeit und Handel der Barbarei und dem Nomadenzustand der alten Zeit siegreich entgegen traten. Auch die Böhmen, die unter dem kühnen und trotzigen Boleslav, dem Mörder seines frommen Bruders Wenzel, die deutsche Lehnspflicht abgeworfen hatten, wurden von Neuem zur Unterwerfung gebracht. Boleslav mußte sich, als Otto selbst gegen ihn zu Felde zog, der fremden Herrschaft beugen; unter seinem 950.
frommen Sohn Boleslav II. wurde mit der deutschen Lehnsherrlichkeit auch das Christenthum in Böhmen befestigt und in Prag ein bischöflicher 967.
Sitz errichtet. Durch diese und andere Großthaten erlangte Otto I. solches Ansehen im Abendland, daß sich an seinem Hoflager die Gesandten der Könige Frankreichs, Italiens, Burgunds und Englands mit den Häuptlingen der Wenden, Böhmen, Dänen und Ungarn begegneten, und daß der Kaiser von Constantinopel und der Khalife von Cordova Boten mit Ehrengeschenken an ihn schickten, wofür Otto mit Gegengesandtschaften dankte.

Otto's Sorge für christliche Bildung. Eine nicht minder hervorragende Eigenschaft als die Liebe zur Gerechtigkeit war Otto's Frömmigkeit. Als seine angelsächsische Gemahlin Editha, die wegen ihrer christlichen Gesinnung und Mildthätigkeit von dem sächsischen Volke wie eine Heilige verehrt ward, nach achtzehnjähriger Ehe durch einen raschen Tod dahingerafft und in der Klosterkirche des heiligen Moritz zu Magdeburg beigesetzt war, richtete Otto seine Aufmerksam- 946.
keit mehr als zuvor auf die himmlischen und geistlichen Dinge. Er las die heiligen Schriften und widmete den kirchlichen Angelegenheiten die größte Sorgfalt. Hatte er bisher sich häufig der höhern Geistlichkeit abgeneigt gezeigt und die Bisthümer und Abteien aus weltlichen Rücksichten besetzt, so zeigte er nunmehr ein großes Interesse für das religiöse und kirchliche Leben, begünstigte die Stiftung von Klöstern, unterstützte huldvoll die britischen und angelsächsischen Priester und Mönche, die, wie zur Zeit der Karolinger, Schutz in Deutschland suchten vor den Verfolgungen der heidnischen Dänen und das Klosterleben durch Literatur und strenge Religionsübungen hoben und veredelten. Otto's jüngster Bruder Bruno, ein in den kirchlichen Schriftstellern wie in den altklassischen Werken belesener Mann, erhielt als Erzcapellan die Leitung der Kanzlei, mit welcher Stelle auch die Ueberwachung der kirchlichen Verhältnisse des Reichs in Verbindung stand, und gebrauchte seinen Einfluß zur Gründung einer Hofschule, wo die sieben freien Künste gelehrt wurden, und gallische und italienische Geistliche wirkten für Beförderung der Wissenschaften an den Klosterschulen, für Veredlung der Sitten durch strenge Kirchenzucht. Diese Kapelle und Hofschule wurde eine treffliche Pflanzstätte für Kirche und Staat; hier wurden die Geistlichen gebildet, denen Otto und seine Nachkommen die Bisthümer übertrugen, die sie mit gewissenhafter Berufstreue und mit edler Hingebung an König und Vaterland verwalteten. Allen hierarchisch-theokratischen Bestrebungen fremd, regierten sie die von Gott ihnen zugetheilten bischöflichen Stellen in freier selbstständiger Gewalt und mit patriarchalischer Macht. „Herstellung der Kirchenzucht, Reformation der Klöster und Capitel, Erweckung wissenschaftlichen Lebens unter der Geistlichkeit, darin sehen sie zunächst ihre Aufgabe; aber nicht minder finden sie darin ihren Beruf: ihre Städte mit Mauern zu schützen, Markt- und Münzrechte ihnen zu gewinnen oder zu sichern, Handel und Verkehr zu heben, wüste Gegenden anzubauen, Wälder auszurotten, die Dienste ihrer Hörigen gesetzlich zu ordnen, Recht und Gerechtigkeit innerhalb ihrer Immunitäten zu hegen und zu pflegen. Es sind

durchweg praktische Aufgaben, die sie sich stellen und in deren Erfüllung sie Gott und ihren Mitmenschen einen Dienst zu erweisen meinen." Nach dem übereinstimmenden Urtheil der Zeitgenossen waren die deutschen Bischöfe in der Mehrzahl fromme Männer, mit wahrhaft christlichen Tugenden geschmückt, fest in Glaube und Hoffnung begründet und am wenigsten angesteckt von der sittlichen Fäulniß, welche den hohen Klerus in fast allen Ländern des Abendlandes ergriffen hatte. Von den Bischöfen gingen auch die folgenreichen Heidenmissionen aus. Adeldag, ein von der sächsischen Herrscherfamilie begünstigter Prälat, weihte als Erzbischof von Hamburg und Bremen die drei neuen Bischöfe von Schleswig, Ripen und Aarhuus, welche das Evangelium zu den Dänen und Schweden bringen sollten, und widmete der Heidenbekehrung die größte Sorgfalt. Gleichzeitig wurde von dem Bisthum Oldenburg aus das Christenthum den Obotriten und den andern wendischen Stämmen an der Ostsee überbracht; und an der Bekehrung der heidnischen Völker zwischen Oder und Weser hatte das Erzstift Magdeburg mit den ihm untergebenen Bisthümern den größten Antheil. Alle diese Heidenbekehrungen gingen von dem frommen Kaiser und seinen eifrigen Bischöfen aus. „Kein Papst dachte daran und die Kirche selbst hatte diese ihre so wichtige Aufgabe fast vergessen." Durch die Sorgfalt, die Otto auf die Besetzung der Kirchenämter mit befreundeten und zuverlässigen Leuten richtete, that er einen großen Schritt zur Begründung der Reichseinheit und zu einer innigeren Verbindung von Kirche und Staat. „Er wollte ein Gegengewicht gegen die Macht der Herzöge und Grafen gewinnen in einem Stande, der sich schon seiner Bedeutung nach über die besonderen Interessen, welche jene vertraten, zu allgemeinen politischen Ideen und Anschauungen erheben mußte und dem er überdies stets an seinem Hofe die ihm gefällige Richtung zu geben vermochte." Indem er aber so die Erzbischöfe, Bischöfe und Vorsteher der Reichsabteien zu Reichsbeamten machte, sorgte er auch dafür, daß sie ihren Verpflichtungen gegen das Reich nachkamen. Sie mußten für ihre Reichslehen Vasallen zum Heer schicken, ja nicht selten selbst in den Krieg mitziehen, und Otto machte den Anspruch, ohne Rücksicht auf das kirchliche Gesetzbuch, daß Concilien nur mit seinem Willen abgehalten würden und alle daselbst gefaßten Beschlüsse ihm zur Genehmigung vorgelegt werden müßten, daß er Bisthümer gründen, die Bischöfe selbst ernennen und vor seinen Richterstuhl ziehen dürfe u. drgl. m. — Nachdem Gero, „der Markgraf von Gottes Gnaden," durch seine Waffen das Christenthum und den deutschen Namen weit nach Osten getragen, pilgerte er demüthig nach Rom, schenkte alle seine Habe dem von ihm gegründeten Kloster Gernrode in
965. Quedlinburg und bestellte sich daselbst seine Ruhestätte. Am 20. Mai 965 starb der Kriegs-
966. held, gefeiert in Lied und Sage. Im nächsten Jahr fand auch Bruno einen frühen Tod auf einer Reise nach Frankreich im 42. Lebensjahre.

§. 346. 3. Ein folgenreiches Ereigniß für Deutschland war die Herstellung der deutschen Reichsgewalt in Italien. In diesem schönen Lande war seit dem Aussterben der Karolinger ein Zustand von Verwirrung, Gesetzlosigkeit und Sittenverderbniß eingetreten, der alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung zu lösen drohte (§. 327). Lasterhafte Edelleute streckten ihre bluttriefenden Hände nach der Königs- und Kaiserkrone aus, aber keinem gelang es, eine dauernde Herrschaft zu gründen. Am längsten regierte Graf Hugo von Niederburgund als König über Italien; als er sich aber durch Härte und Grausamkeit allgemein verhaßt machte, erhob sich Graf Berengar von Ivrea, dem er nach dem Leben getrachtet, wider ihn, nöthigte den Tyrannen zur Flucht über die Alpen und eignete sich selbst die Herrschaft zu, die er jedoch anfangs mit Hugo's Sohn Lothar theilte. Berengar, von den Italienern mit Jubel als Befreier begrüßt, war zuerst leutselig und freundlich und gewann Aller
947. Herzen. Aber als Hugo sein sündhaftes Leben in Burgundien beschloß, und
950. drei Jahre nachher König Lothar im Jünglingsalter zu Turin ins Grab sank, zeigte er sich in seiner wahren Gestalt, als gewaltthätigen und ungerechten Fürsten. Besorgt über den großen Anhang von Lothars junger Wittwe Adelheid, welche Schönheit und Anmuth mit Tugend und Frömmigkeit verband, wollte

er dieselbe noch vor vollendeter Trauer mit seinem Sohne Adalbert vermählen, und als sie diesen Antrag mit Entrüstung zurückwies, wurde sie von Berengar 951.
und dessen lasterhaftem und grausamem Weibe Willa auf alle Weise bedrückt, beraubt, mißhandelt und zuletzt der strengen Aufsicht eines Grafen auf der Burg Garda übergeben, wo sie in einem grauenhaften Kerker vier bange Monate zubrachte. Unter dem Beistande eines Priesters entkam Adelheid endlich auf wunderbare Weise aus dem Gefängniß und gelangte auf verborgenen Pfaden unter schrecklichen Entbehrungen und in steter Angst, von ihren Kerkermeistern wieder eingeholt zu werden, nach der Burg Canossa, wo sie Schutz fand, bis König Otto, der mit Heeresmacht zu ihrer Befreiung herbeigeeilt war und bereits ganz Oberitalien unterworfen hatte, mit Geschenken nahte und ihr seine Hand anbot. Und noch in demselben Jahre feierte der König mit der reizenden Fürstin zu Pavia das glänzende Hochzeitfest. Diese Vermählung verlieh den 951.
Ansprüchen, die Otto als Nachfolger der Karolinger auf Italien zu haben vermeinte, größern Nachdruck, den größten Nachdruck aber gab ihnen sein gutes Schwert. Ohne von Berengar gehindert zu werden, bezwang er das ganze Land und nahm den Titel eines „Königs von Italien" an. Als aber andere Sorgen den König mit seiner jungen Gemahlin nach Deutschland riefen, gab sein Schwiegersohn Konrad, den er als Statthalter in Pavia zurückgelassen, das italische Königreich dem Berengar zurück, unter der Bedingung, daß er sich Otto unterwerfe und ihn als Oberlehnsherrn anerkenne. Von Konrad begleitet, begab sich sofort Berengar nach Magdeburg und erhielt dann auf dem Reichs- 952.
tag zu Augsburg aus des Königs Hand die Belehnung; aber die Mark Verona und Friaul wurde dem Herzog Heinrich von Bayern verliehen, dem Adelheid besonders gewogen war und der sich seines Bruders Gunst durch tapfere Bekämpfung der Ungarn und durch Treue und Dienstfertigkeit in Italien gewonnen. Diese Bevorzugung Heinrichs reizte die königlichen Söhne Ludolf von Schwaben und Konrad von Lothringen. Sie sammelten verwegene Jünglinge um sich und empörten sich gegen den Vater. So spaltete Berengars 953.
Sache das Haus des Königs und entzweite die ersten Fürsten des Reichs. Ludolf, ein tapferer und mannhafter Jüngling, den die Großen schon als Otto's Nachfolger anerkannt hatten, und Konrad, der tapferste Ritter seiner Zeit, fanden großen Anhang. Lothringen, Franken, Schwaben und Bayern schwankten in ihrer Treue; der Erzbischof Friedrich von Mainz stand auf Seiten der Empörer, selbst in Sachsen hatte ihre Sache Gönner. Mit der Acht belegt und ihrer Herzogthümer verlustig erklärt, blieben sie dennoch furchtbar. Mainz und Regensburg waren in ihren Händen und wurden umsonst von Otto belagert; ein schrecklicher Bürgerkrieg tobte an der Maas, am Rhein, an der Donau; die unnatürlichen Söhne vergaßen sich so weit, daß sie mit den Ungarn in Ver- 954.
bindung traten und die alten Landesfeinde ins Reich riefen. Nichts vermochte jedoch Otto's Muth und Gottvertrauen zu erschüttern, wie sehr sein Herz auch blutete, bis endlich das Recht siegte. Als Lothringen durch das kluge Verfahren Bruno's, dem sein königlicher Bruder mit dem Erzstift Köln die herzogliche Würde in jenem Lande übertragen, allmählich in die Gewalt Otto's und seiner Anhänger gerieth, und der Erzbischof von Mainz kurz vor seinem Ende sich unterwarf, da mußten auch Konrad und Ludolf ihren trotzigen Sinn beugen.

Sie flehten die Gnade des Königs an und erlangten Verzeihung und ihre verlornen Burgen und Güter zurück, aber der herzoglichen Würde gingen sie verlustig. Der bejahrte Graf Burchard, mit Heinrichs jugendlicher Tochter vermählt, erhielt Schwaben. Otto's natürlicher Sohn Wilhelm wurde Erzbischof von Mainz. Lothringen wurde von dem „Erzherzog" Bruno in Ober- und Niederlothringen getheilt und über jedes ein eigner Herzog aus den Großen des Landes eingesetzt.

§. 347. 4. Längst hatten sich die Ungarn von der durch König Heinrich erlittenen Niederlage erholt und ihre alten Raubzüge nach dem südlichen Deutschland wieder unternommen. Zwar fanden sie an dem tapfern und unternehmenden Herzog Heinrich von Bayern einen wachsamen und streitfertigen Gegner; öfters wurden sie in ihre Steppen zurückgejagt und ihnen die geraubte Beute wieder abgenommen. Aber die Verwirrung des Reichs während der bürgerlichen Kriege und Aufstände und die ungeordneten Zustände Italiens in der kaiserlosen Zeit ermuthigten sie fortwährend zu neuen Unternehmungen; bis an das adriatische Meer und den Po dehnten sie ihre Raubzüge im Süden aus, bis an die Quellen der Donau streiften sie im Westen. Die Feinde des Königs standen nicht selten mit ihnen im Bunde. Endlich vereinigten sie sich zu einem Zuge,
955. größer und drohender als alle früheren. Hunderttausend Mann stark überschwemmten sie das Bayerland, drangen in dichten Schaaren in Schwaben ein und lagerten sich in der Ebene des Lech, während einzelne Reiterschwärme bis zum Schwarzwald streiften. Muthvoll widerstand der Bischof Ulrich von Augsburg mit einer Schaar kühner Ritter dem furchtbaren Andrang des Feindes und vertheidigte die schlecht befestigte Stadt mehrere Tage lang wider alle Stürme und Angriffe. Da nahte endlich Otto an der Spitze des sächsischen Heeres; die Bayern und Franken, die Schwaben und Böhmen und die Völker vom Rhein stießen zu ihm, und auch Bischof Ulrich mit seiner Heldenschaar fand sich ein. Nachdem das Christenheer durch einen Buß- und Bettag den Beistand Gottes erfleht, zog es am 10. August, am Laurentiusfeste, in acht nach Stämmen geordneten Zügen von je tausend Rittern wider den Feind. In der Mitte stand der König selbst. „Vor ihm flatterte die Lanze des heiligen Erzengels Michael, und wo die wehte, da hatte noch nimmer der Sieg gefehlt; dicht umringte sie und den König eine Schaar heldenkühner, todesmuthiger Jünglinge, die Auswahl der Tapfersten aus jedem Zuge des Heers." Der Führer des vierten Zugs war des Königs Schwiegersohn, Herzog Konrad von Lothringen, der Held des Tages, der die Erinnerung an den unrühmlichen Aufstand wider seinen königlichen Herrn (§. 346) durch neue Kriegsthaten austilgen
955. wollte. Der Anfang der Schlacht auf dem Lechfelde war für das Christenheer ungünstig; unerwartet im Rücken angegriffen, fingen die hintern Züge schon an zu wanken, als Konrad mit seiner todesmuthigen Frankenschaar in die Feinde einstürzte und sie in die Flucht trieb. Hierauf sprengte der König selbst, nachdem er seine Krieger durch eine kurze Anrede ermuthigt, mit Lanze und Schild hoch zu Roß in den dichtesten Schwarm. Sein Beispiel feuerte das ganze Heer an. In Kurzem waren die feindlichen Schaaren zersprengt und ihre Massen stoben nach allen Seiten auseinander. Furchtbar wüthete das deutsche Rache-

schwert unter der verwirrten und flüchtigen Menge. Aber mancher tapfere Mann bezahlte den Sieg und die Rettung des Vaterlandes mit dem Leben; tief beklagte der König den Fall der Helden, über keinen jedoch trauerte er mehr als über seinen Eidam Konrad, den ein Pfeil in die Kehle mitten im heißen Siegeskampfe ins Grab stürzte. Er starb den Heldentod für das Vaterland und sühnte so die schwere Verschuldung früherer Jahre mit dem höchsten Preise. Auch Bischof Ulrichs Bruder und Neffe hatten den herrlichen Sieg mit ihrem Blute erkauft. Otto verfolgte die fliehenden Feinde die Donau hinab bis Regensburg. Hier hielt er strenges Gericht über die Gefangenen und viele vornehme Ungarn fanden ihren Tod am Galgen. In allen Kirchen erschallten Lobgesänge zu Ehren Gottes und seines königlichen Streiters, des Vaterlanderretters.

Seitdem hörten die verheerenden Einfälle der Ungarn in Deutschland auf. Bald schuf das Christenthum, das von Passau aus bereits in Ungarn Eingang gefunden und am Ende des Jahrhunderts unter König Stephan dem Heiligen, dem Gesetzgeber und c. 1000.
Ordner des Landes, den Sieg erlangte, mildere Sitten und friedfertigeren Sinn. Die Ungarn gaben das unstäte Nomadenleben auf und fingen an in der fruchtbaren Donauebene feste Wohnsitze zu gründen und ihr sumpfreiches Land mit Pfählen und Wällen zu schirmen. Die deutschen Kriegsleute aber drangen allmählich über die Enns, setzten sich in dem schönen Landstriche diesseit und jenseit dieses Flusses fest und fügten denselben als bayerische Ostmark dem Reiche bei. In dem Jahre der Ungarnschlacht starb auch Herzog Heinrich noch im frischen Mannesalter, nicht auf der Wahlstatt, sondern auf dem Siechbett. Ein tapferer Mann, wußte er sich doch weder Liebe, noch wahre Freundschaft zu erwerben. Sein Sohn gleichen Namens folgte ihm in unmündigem Alter in der herzoglichen Würde.

§. 348. 5. **Das römische Kaiserthum deutscher Nation.** Unter diesen Umständen war Otto's Sehnsucht nach der römischen Kaiserkrone, die er schon auf seinem ersten Zuge nach Italien in seiner Seele trug, lange ungestillt geblieben. Aber bei einem Manne, der für persönliche Hoheit und weitgreifende Gewalt ein so lebendiges Gefühl besaß, konnte der Gedanke selbst nicht untergehen. Kaum waren daher die innern und äußern Feinde besiegt, so gab er auf einem Reichstag zu Worms, wo er seinen und Adelheidens siebenjährigen 961.
Sohn zu seinem Nachfolger erwählen und dann zu Aachen krönen ließ, den versammelten Großen seinen Entschluß kund, zum zweiten Male über die Alpen zu ziehen. — Berengar hatte seine Lehnspflichten gegen Otto bisher nicht erfüllt, vielmehr an den Anhängern des Königs schwere Rache genommen; und als Ludolf nach seiner Aussöhnung mit dem Vater ihn züchtigen und das Königreich für sich gewinnen wollte, wurde er mitten im Siegeslauf unweit des Langensees 6. Sept. 957.
von einem Fieber dahingerafft. Groß war die Trauer seiner zahlreichen Freunde um den theuern Mann. Bald gewann Berengar seine frühere Macht wieder und bekriegte sogar die Fürsten Mittelitaliens. Da rief Papst Johann XII. (§. 333), gedrängt von den Römern, die sich gegen den lasterhaften Oberpriester und das schmähliche „Metzen-Regiment" erhoben hatten, den König zu Hülfe und bot ihm die Kaiserkrone an. Dieser ergriff mit Freuden die Gelegenheit, seinen langgehegten Wunsch auszuführen. Im Herbst stieg er, begleitet von Adel- 961.
heid, mit einem zahlreichen Heere über die Alpen in das Etschthal hinab. Berengar, von seinen Truppen verlassen, suchte Schutz in einer festen Burg. Alle

Städte öffneten dem König ihre Thore, die Bischöfe und Grafen kamen ihm entgegen und huldigten ihm; mit großem Glanz feierte er das Weihnachtsfest
962. in Pavia. Im Februar zog er alsdann nach Rom, wo er mit Jubel aufgenommen wurde und in der reichgeschmückten Peterskirche nach der feierlichen
2. Febr. Salbung aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone und das Kaiserschwert empfing. Aber obschon Otto dem Papste vorher die Schenkungen der früheren Kaiser bestätigte, nahm er doch das oberherrliche Recht, wie es Karl der Große über Rom geübt, in vollem Umfang in Anspruch; die kirchlichen Angelegenheiten in Deutschland wurden nach seinem Wunsche geordnet und entschieden. Bald
Nov 963. bereute Johann seinen Bund. Kaum war daher Otto wieder abgezogen, so trat er gegen seinen Eid mit Berengar in Verbindung und suchte den Hof von Constantinopel und die Ungarn wider den Kaiser aufzureizen. Da zog Otto zum zweiten Male nach Rom, ließ den Papst, der sich aus der Hauptstadt geflüchtet hatte, durch eine feierliche Synode, bei welcher er selbst den Vorsitz führte, wegen Meineids, Verrätherei und lasterhaften Lebenswandels absetzen und bestätigte den von dem Volke und der Geistlichkeit gewählten Leo VIII. als Oberhaupt der Kirche. Zugleich ließ er sich von den Römern Geißeln stellen und einen Eid schwören, „daß sie niemals fortan einen Papst wählen und weihen wollten, ohne die ausdrückliche Zustimmung und Bestätigung des Kaisers". Vergebens suchten die Römer durch einen Aufstand die „Schirmvogtei" des Kaisers wieder abzuschütteln; Otto's gutes Schwert und strenges Gericht verschaffte ihm Gehorsam. „Wie der Falke die Tauben zerstreut", so jagten die deutschen Ritter die Römer auseinander. Bald war auch Oberitalien wieder in des Kaisers Gewalt, und Berengar und sein ruchloses Weib beschlossen ihr Leben in der Verbannung zu Bamberg. Kaum war jedoch Otto mit seinem
964. Heere von Rom abgezogen, so kehrte Johann wieder zurück, trieb den neugewählten Papst zur Flucht und nahm grausame Rache an seinen Widersachern. Zwar wurde er bald darauf mitten in der Sünde von einem Schlagfluß dahingerafft; aber die Römer wählten einen andern Papst, um ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu bewahren. Da zog Otto abermals vor die Thore der ewigen Stadt; der Widerstand der Römer war bald gebrochen; Leo nahm seinen Sitz wieder ein und der Gegenpapst Benedikt wurde zur Niederlegung seiner Würde gezwungen und starb in Hamburg in ehrenvoller Haft. So kam die Kaiserwürde an das heilige römische Reich deutscher Nation. Von da an beginnt die verhängnißvolle Verbindung Deutschlands und Italiens, eine Verbindung, die zwar für die Cultur, Gesittung und geschichtliche Größe des rauhen Landes wohlthätig wirkte, aber auch von „unsäglichem Weh" für das deutsche Volk war. Von nun an lag der Schwerpunkt des deutschen Königthums nicht mehr wie bisher im Norden; vielmehr waren die Blicke der Kaiser jetzt vorzugsweise nach dem Süden gerichtet. Nicht zufrieden mit der Stellung einer Vormacht, wie sie Deutschland bereits errungen, strebten nunmehr die deutschen Herrscher nach einer idealen Weltherrschaft mit unbegrenzten
966. Zielen. Auf einem dritten Zug verhängte Otto schweres Strafgericht über die wankelmüthigen Römer, die durch einen neuen Abfall seinen Zorn gereizt hatten, und machte dem Rotten- und Parteiwesen mit Entschiedenheit ein Ende. Damals knüpfte er die ersten Unterhandlungen mit Constantinopel an, die eine Vermählung der byzantinischen Kaisertochter Theophano mit seinem Sohne Otto zur

Folge hatten. Liudprand, Bischof von Cremona, ein Mann von großer Klugheit und Geschäftsgewandtheit, aber ohne sittliche Größe, diente als Botschafter und Vermittler (§. 351). Ueber vier Jahre zogen sich die Unterhandlungen hin, öfters durch Krieg in Apulien unterbrochen, bis endlich Theophano unter glänzendem Geleite nach Italien gebracht und in Rom mit dem jungen April 972. Fürsten vermählt und gekrönt ward. Im nächsten Jahr starb Kaiser Otto der 7. Mai 973. Große auf derselben Burg zu Memleben, wo sein Vater verschieden war. Die Trauer um seinen Waffengefährten Hermann Billung, der etliche Wochen früher aus der Welt gegangen war, hatte ihn tief ergriffen. Seit Karl dem Großen hatte das Abendland keinen Herrscher gesehen, der ihm an Regentenkraft, Geistesgröße und Thatenruhm an die Seite gestellt werden könnte. Otto's Ideal war dasselbe, das einst der Seele Karls des Großen vorschwebte; beide suchten „die römisch-germanische Welt, wie sie in einer Kirche verbunden war, so auch durch einen staatlichen Verband zusammenzuschließen, innerhalb desselben durch christliche Ordnungen einen dauernden Frieden herzustellen und mit den gesammten Kräften der abendländischen Christenheit das Heidenthum niederzuwerfen und sich dienstbar zu machen".

Otto's Leichnam wurde in der Moritzkirche zu Magdeburg neben seiner Gattin Editha beigesetzt in einem marmornen Sarkophage, der die einfache lateinische Inschrift trägt:

König war er und Christ und der Heimath herrlichste Zierde,
Den hier der Marmor bedeckt: dreifach beklagt ihn die Welt.

Die Verehrung und Bewunderung, die ihm die Mit- und Nachwelt zollte, galt sowohl seinen glänzenden Thaten, als seiner Persönlichkeit und Herrschernatur. „Der erste Blick," sagt der neueste Geschichtschreiber dieses Kaiserhauses, „ließ in Otto den gebornen Herrscher erkennen, dem das Alter nur neue Hoheit und Majestät geliehen hatte. Seine Gestalt war fest und kräftig, aber dabei nicht ohne Leichtigkeit und Anmuth in der Bewegung, noch in den späteren Jahren war er ein rüstiger Jäger und gewandter Reiter, im gebräunten Gesicht blitzten helle lebhafte Augen, spärliche graue Haare bedeckten das Haupt, der Bart wallte lang gegen die alte Sitte der Sachsen auf die Brust herab, die gleich der des Löwen dicht bewachsen war. Er trug die heimische Kleidung und mied ausländischen Prunk, auch sprach er nur seine sächsische Mundart, obschon er des Romanischen und Slavischen nicht ganz unkundig war. Sein Tag verstrich zwischen Arbeit und Gebet, Staatsgeschäften und Kirchendienst; die Nachtruhe maß er sich kärglich zu, und da er im Schlafe zu sprechen pflegte, schien er auch dann zu wachen. Freigebig, gnädig, leutselig und freundlich zog er wohl die Herzen an sich, aber doch war er mehr gefürchtet, als geliebt; sein Zorn, ob auch die Jahre diesen harten Sinn gemildert hatten, war schwer zu ertragen; der alte Kaiser konnte noch streng bis zur Härte sein, selbst der junge Kaiser bebte vor dem Groll des Löwen, wie er seinen Vater zu nennen pflegte. Die eiserne Willenskraft, die Otto schon in seiner Jugend verrieth, hat er bis an sein Ende bewahrt; treu blieb ihm das Streben nach großen, würdigen Thaten, das noch am Abend seines Lebens die Seele mit Jugendkraft erfüllte. Und auch jene edlen Gaben, die man schon am Jüngling pries: felsenfeste Treue gegen Freunde, Großmuth gegen gedemüthigte Feinde, blieben ein Schmuck seines Alters. Niemals gedachte er wieder eines Vergehens, wenn er es einmal verziehen hatte. Von seiner königlichen und kaiserlichen Würde hatte er die höchste Vorstellung. Die Krone, die er einzig und allein Gottes besonderer Gnade zu danken meinte, setzte er nie auf das Haupt, ohne vorher gefastet zu haben. Wer sich gegen seine Majestät erhob, in dem sah er einen Frevler an Gottes Gebot."

§. 349. c) Deutschland und Italien unter den jüngeren Otto II. 973—983. Ottonen und Heinrich II. Otto II. Des großen Otto Sohn besaß schöne Anlagen, große Bildung und ritterlichen Sinn, aber die Weisheit und Herrschergröße seines Vaters und Großvaters wohnten nicht in ihm. Anfangs übte seine

verständige Mutter Adelheid großen Einfluß auf den jungen Kaiser; doch bald wußte seine griechische Gemahlin, eine Frau von starkem Geist und feiner Bildung, sein Herz an sich zu fesseln. Die fremde Kaisertochter, die vom fernen Byzanz neuen Prunk und ungekannte Lebensgenüsse dem sächsischen Hofe zuführte, wurde von dem Volke mehr angestaunt als geliebt. Bei seinen ersten Regierungshandlungen schwebte dem jungen Kaiser das Bild seines großen Vaters vor Augen. Er schwächte die Macht seines Vetters, Heinrichs des Zänkers von Bayern, indem er das Herzogthum Schwaben, wo dessen Schwester Hedwig regierte, seinem Busenfreunde Otto, dem Sohne Ludolfs, verlieh und die Ostmark (Oesterreich), die bisher unter Bayern gestanden, zu einer selbständigen Markgrafschaft erhob und dem fränkischen Geschlechte der Babenberger zu-
974. theilte; und als Heinrich an einer Verschwörung Theil nahm, die zum Zweck hatte, den Kaiser vom Thron zu stürzen, wurde er in Ingelheim in Gewahrsam gebracht. Bald darauf rief ein Einfall der Dänen und Norweger in das überelbische Land den Kaiser an die Nordgrenze seines Reichs, er trieb die Feinde zurück und gewann den riesigen Grenzwall wieder, den die Sachsen früher zum Schutze aufgeworfen, die Dänen und die Norweger aber weggenommen hatten. Mittlerweile war Herzog Heinrich aus Ingelheim entflohen und hatte in Bayern die Fahne der Empörung aufgepflanzt. Ein verheerender Bürgerkrieg verwüstete
976. nunmehr die Länder an der Donau und Isar; doch auch hier siegten Otto's Heere. Heinrich floh nach Böhmen; über achtundzwanzig seiner Anhänger wurde Acht und Bann verhängt und Hab und Gut ihnen entzogen. Das Herzogthum Bayern wurde verkleinert, indem Kärnthen und Verona in eine eigene Mark verwandelt und die Besitzungen der Babenberger an der Donau und am Böhmerwald, so wie die Bisthümer Salzburg und Passau vergrößert wurden. Das geschmälerte Herzogthum wurde dann mit Schwaben verbunden. Adelheid, unzufrieden mit diesem Verfahren, verließ den Hof und begab sich nach ihrem Heimathland Burgund. Die eingezogenen Güter der Aufständischen in Bayern kamen größtentheils an die Kirche. Diese Unruhen im Reiche machte sich König Lothar von Frankreich zu Nutze, um im Einvernehmen mit einigen unzufriedenen Großen Lothringen an sich zu reißen. Er drang bis nach Aachen vor und ließ den Adler, der auf der Kaiserpfalz nach Osten gewendet stand, nach Westen richten, zum Zeichen, daß die Stadt fortan dem Westreiche angehöre. Da rückte Otto mit großer Heeresmacht in Frankreich ein, zog ohne
978. Widerstand über die Seine und besetzte den Montmartre. Die Stadt Paris konnte er jedoch nicht einnehmen; er mußte sich begnügen, die Einwohner durch ein lautes Hallelujah zu schrecken, das er durch eine große Menge Geistlicher anstimmen ließ. Bald nachher schloß Lothar freiwillig mit Otto Frieden und leistete Verzicht auf das Herzogthum. Auch in Polen und Böhmen, die sich der Dienstpflicht zu entziehen suchten, stellte Otto die Oberhoheit der Deutschen wieder her und sorgte eifrig für Verbreitung des Christenthums in diesen unbekannten Ostländern. Nachdem der junge Kaiser so des Vaters Erbe in Deutschland gefestigt und erweitert hatte, wollte er auch in Italien sein Beispiel nachahmen und die Länder jenseit der Alpen mit den deutschen zu einem Reiche verbinden. Begleitet von seiner Gemahlin, seinem kleinen Sohn und einer zahlreichen jungen Ritterschaft, „die nach Thaten dürstete, ihrer Väter werth", über-

stieg er die Alpen; in Pavia versöhnte er sich mit seiner Mutter Adelheid und zog dann über Ravenna nach Rom, wo **Crescentius**, der Sohn der jüngeren 981
Theodora, alle Macht an sich gerissen hatte, Papst und Bürgerschaft durch seine Tyrannei drückte und ohne Rücksicht auf die Schutzvogtei des deutschen Kaisers den Stuhl Petri mit seinen Anhängern besetzte. Otto gab dem Papste seine Ehre wieder, nöthigte Crescentius zur Flucht in ein Kloster des Aventin, wo er bald starb, und schlug dann in der Leostadt unweit der Peterskirche seine glänzende Hofhaltung auf, wo sich viele Bischöfe, Herzöge, Grafen und Herren aus Italien, Burgundien und Frankreich einfanden und sich um seine Gunst bewarben. Auf einer Tagfahrt in den Albanerbergen berieth er dann mit den Großen seiner Partei den kühnen Plan, die **Saracenen**, von deren wilden Raubzügen der ganze Süden fortwährend zu leiden hatte, aus Unteritalien und Sicilien zu vertreiben und die Christenheit von dieser Plage zu befreien. Dieses Vorhaben konnte aber nur dann mit Erfolg ausgeführt werden, wenn ganz Italien dem abendländischen Kaiser gehorchte; daher wurde auch zugleich beschlossen, Apulien und Calabrien den Byzantinern zu entreißen. Als Gemahl der Theophano glaubte Otto auch Erbansprüche darauf erheben zu können. Unterstützt von den langobardischen Fürsten, die Otto der Große mit der Herrschaft von Capua, Benevent, Spoleto u. a. O. belehnt hatte, eroberte der Kaiser Neapel, rückte in das Gebiet des meerbeherrschenden Amalfi ein und feierte das 981.
Weihnachtsfest in Salerno; bald fiel Bari und Tarent in seine Gewalt; der arabische Feldherr Abulkasem, der ihm mit einer beträchtlichen Streitmacht den Weg verlegte, erlag dem Muthe der christlichen Ritter, von den Seinen als 982.
Märtyrer betrauert und verehrt. Aber als Otto mit einer kleinen Schaar auserlesener Krieger sich zu weit vorwagte, wurde er von den Arabern, die sich in den Bergen gesammelt hatten, unerwartet überfallen und nahe an der Meeresküste, südwärts von Cotrone, an einer unbekannten Stelle gänzlich besiegt. Nur 13. Juli 982.
wie durch ein Wunder rettete sich der Kaiser auf ein griechisches Schiff und gewann dann, unerkannt von der Schiffsmannschaft, schwimmend die befreundete Küste; aber eine große Zahl deutscher und italienischer Edelleute fand den Tod durch die Hand der Feinde oder in den Fluthen des Meeres. „Vom Schwerte getroffen," sagt ein Zeitgenosse, „sank dahin die purpurne Blüthe des Vaterlandes, die Zier des blonden Germaniens, vor Allem dem Kaiser theuer, der es sehen mußte, wie das Volk Gottes in die Hand der Saracenen gegeben, der Ruhm der Christenheit unter die Füße der Heiden getreten wurde." Die dem Schwerte entrannen, erlagen entweder der brennenden Hitze und dem verzehrenden Durste, oder wurden als Sklaven nach Aegypten geschleppt. Nach dieser Niederlage in der sogenannten **„Schlacht von Basantello"** kehrte Otto traurig mit dem Reste seines Heeres über Capua und Salerno nach Rom zurück. Apulien und Calabrien fielen wieder in die Hände der Feinde; der Aufruhr drohte im obern Italien und an der Nordgrenze von Deutschland. Dennoch verlor Otto nicht den Muth. Auf einem stattlichen **Reichstage in Verona**, wo sich 983.
die geistlichen und weltlichen Großen aus allen Ländern diesseit und jenseit der Alpen einfanden, sollte die Vereinigung Italiens und Deutschlands zu Einem Reiche durchgeführt werden. Hier wurde Otto's vierjähriger Sohn ohne Widerspruch zu seinem Nachfolger bestimmt, seine Mutter Adelheid als Statthalterin

des Königreichs Italien eingesetzt, und Bayern und Schwaben, die durch Herzog Otto's Tod auf der Rückkehr nach der Heimath in Erledigung gekommen, an befreundete Edelleute vergeben. Darauf traf der Kaiser Zurüstungen zu einem neuen Feldzug in Unteritalien, aber in Rom wirkten die traurigen Nachrichten aus der Heimath, wo die Dänen wieder den Grenzwall erstürmt und verheerende Einfälle in das überelbische Reichsland gemacht hatten, wo die Wenden auf den Trümmern von Brandenburg und Havelberg von Neuem ihren finstern Götzendienst aufrichteten und die deutsche Herrschaft abwarfen, so erschütternd auf seine Gesundheit, daß er in ein hitziges Fieber verfiel, das ihn in einem Alter von
7. Dec. 983. achtundzwanzig Jahren ins Grab stürzte. In der Vorhalle der alten Peterskirche wurde er unter großen Feierlichkeiten beigesetzt. Der mächtige Porphyrstein, der einst seinen Sarg deckte, dient jetzt in der neuen Peterskirche als Taufbecken. Der Ruhm der deutschen Unüberwindlichkeit war dahingeschwunden, als das königliche Scepter in die Hände eines Kindes gegeben wurde.

Otto III. 983—1002. §. 350. **Otto III.** Noch waren die Fürsten bei dem Krönungsfeste des vierjährigen Otto III. in Aachen versammelt, als die Trauerkunde von des Kaisers Tode eintraf und Alle mit banger Erwartung der kommenden Dinge erfüllte. **Heinrich von Bayern**, seiner Haft entlassen, erhob sogleich Ansprüche auf die Verwaltung des Reichs während Otto's Minderjährigkeit, ohne Theophano's mütterliche Rechte zu beachten. Er bemächtigte sich des jungen Königs, wurde von den meisten geistlichen Würdenträgern und von vielen weltlichen Großen anerkannt und ging schon mit dem Plane um, sich selbst die Krone anzueignen. Dem karolingischen König Lothar von Frankreich versprach er Lothringen als Preis eines Bündnisses; und der Böhmenherzog, bei dem er ebenfalls Unterstützung suchte, bemächtigte sich der Burg Meißen. In dieser Noth rettete der verständige und treue **Willigis**, den einst Otto I. trotz seiner niedrigen Herkunft (eine spätere Sage machte ihn zum Sohn eines Wagners) zum Erzbischof von Mainz erhoben, dem jungen König Krone und Reich. Er rief die beiden verwittweten Königinnen aus Italien herbei, brachte die fränkischen und schwäbischen Grafen und Herren auf seine Seite, erwarb sich durch den Beistand des Erzbischofs von Rheims und des gelehrten Gerbert einen Anhang in Lothringen und schwächte durch seine umsichtige Thätigkeit Heinrichs Partei dermaßen, daß dieser genöthigt ward, den königlichen Knaben der Mutter auszuliefern, dem angemaßten Königstitel zu entsagen und alle Reichsvasallen, die ihm gehuldigt hatten, feierlich der Pflicht zu entlassen. Theophano, als Vormünderin und Reichsverweserin anerkannt, zog mit Adelheid und dem jungen Kaiser nach Sachsen. Heinrich aber demüthigte sich im nächsten Jahr, gelobte
985. dem rechtmäßigen Herrscher unverbrüchliche Treue und Dienstpflicht und erhielt dann sein Herzogthum **Bayern** zurück. Der bisherige Inhaber wurde mit **Kärnthen** und **Verona** zufrieden gestellt. Von der Zeit an betrug sich Heinrich so, daß das Volk seinen Beinamen „der Zänker" in den „des Friedfertigen" verwandelte. Der Kampf hatte sich für das legitime Königthum entschieden und die öffentliche Meinung für die Erblichkeit der Krone sich ausgesprochen; auch das „römische Kaiserthum deutscher Nation" wurde durch die Parteikämpfe nicht erschüttert. Nur die Ungunst der Verhältnisse verhinderte in der Folge die Entwickelung zu einer vollkommenen Erbmonarchie. — Theo-

phano waltete mit Kraft und Umsicht des Reiches. Es war ein eigenes Spiel des Schicksals, daß zu gleicher Zeit ihre Brüder in Constantinopel regierten und somit das Kaiserthum des Morgen- und Abendlandes sich in den Händen einer einzigen Herrscherfamilie befand. Meißen wurde wieder gewonnen durch den tapfern Markgrafen Eckard von Thüringen, und damit der Kampf gegen die Wenden erfolgreicher geführt werden könnte, theilte die Regentin Gero's Herrschergebiet in drei Marken, die Nordmark, die Ostmark oder Lausitz und die Thüringer Mark. Auch in dem französischen Thronstreite zwischen Hugo Capet und den letzten Karolingern (§. 329), sowie in Italien wahrte sie mit Klugheit die Interessen des deutschen Kaiserthums. Nur im Norden erlitt die Herrschaft der Deutschen und der keimende Christenglaube einen harten Stoß, als Harald Blauzahn im Kampf wider den eigenen Sohn Sven Gabelbart treulos ermordet wurde. Die unter Otto I. gegründeten Bisthümer 985.
gingen ein und das Evangelium behielt nur noch wenige schüchterne Bekenner, „während es in den alten Götterhainen wieder lebendig wurde". Aber es war der letzte Sieg der Odinsdiener. Wenige Jahre nachher nahm Sven selbst den christlichen Glauben an; das Heidenthum erstarb an seiner eigenen Schwäche. Allein die zerstörenden Fahrten der normännischen Wikinger und ihre verwüstenden Landungen an den friesischen und englischen Küsten waren unter dem Zeichen des Kreuzes nicht weniger verderblich als vorher unter dem Bilde Thors. — Mitten in dem eifrigen Bestreben, die Einheit des Reichs zu erhalten, starb Juni 991.
Theophano eines schnellen Todes zu Nymwegen am Rhein. Eine zarte Pflanze aus einer milderen Heimath, konnte sie sich mit ihrer feineren Bildung und ihren eleganteren Lebensformen in dem rauhen Norden, unter einem härteren derben Volke nie recht wohl fühlen. Sie erreichte ein Alter von nur dreißig Jahren. Die vormundschaftlichen Rechte übte nunmehr Adelheid, aber ihr zur Seite stand ein Reichsrath von geistlichen und weltlichen Großen, unter denen der erfahrene Willigis von Mainz als Reichskanzler das größte Ansehen besaß. Theophano und Adelheid waren bedacht gewesen, dem jungen Otto, dem schönen, reichbegabten Königssohne, der eine so große Lebensbahn vor sich hatte, eine treffliche Erziehung zu geben. Johannes aus Calabrien, später Bischof von Piacenza, war sein Lehrer im Griechischen; Bernward, ein deutscher Gelehrter von vornehmer Herkunft und vielseitigen Kenntnissen, in der Folge Bischof von Hildesheim, leitete seine frühere Erziehung, die dann der gelehrte Gerbert, den Otto selbst in seine Nähe berief, weiter entwickelte. In solcher Umgebung erlangte der wißbegierige Jüngling eine so ungewöhnliche Summe von Kenntnissen, daß man ihn „das Wunder der Welt" nannte. Aber das Bewußtsein seiner großen Bestimmung als Enkel der Kaiser des Morgen- und Abendlandes erfüllte ihn frühe mit Hoffarth und Uebermuth; er fand Gefallen an Schmeichelei und folgte oft lieber seinen Launen als dem weisen Rathe Aelterer. An gelehrten Kenntnissen, namentlich an Sprachenkunde den meisten Zeitgenossen überlegen, bewies er dagegen für die Regierung eines rauhen kriegerischen Volkes nicht die gehörige Kraft und Umsicht. Während er in Magdeburg an gelehrten Disputationen sich ergötzte, lebte in den deutschen Landen das Stammherzogthum wieder auf, das Otto I. mit so großem Erfolg niedergekämpft hatte; die geistlichen und weltlichen Großen erstrebten eine unabhängigere Stellung, und

Polen und Ungarn lösten die Verbindung mit Deutschland auf. Als Otto fünf-
zehn Jahre zählte, nahm die vormundschaftliche Regierung ein Ende, worauf sich
Adelheid auf ihr Witthum im Elsaß zurückzog. Um das Kaiserthum diesseit und
jenseit der Alpen wieder in seinem ganzen Glanze herzustellen, unternahm der
996. junge Kaiser auf Willigis' Rath alsbald einen Zug nach Italien. Mit einem
stattlichen Gefolge überschritt er den Brenner und das Etschthal, empfing in
Pavia die Huldigung der geistlichen und weltlichen Großen der Lombardei und
wurde in Rom von Gregor V., einem Verwandten des sächsischen Herrscher-
hauses, den Otto selbst zum Papst ernannt hatte, feierlich als Kaiser, Patricius
und Schirmvogt gesalbt und gekrönt. Johannes Crescentius, der gleich
seinem Vater mehrere Jahre über Rom tyrannisch geherrscht hatte, unterwarf sich
dem neuen Gebieter und gelobte Treue und Gehorsam. So traten zu gleicher Zeit
ein deutscher Papst und ein deutscher Kaiser an die Spitze des Abendlandes,
und Otto's Stolz wurde durch den raschen und glücklichen Ausgang noch mehr
997. gesteigert. Kaum aber war der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt, so brach
Crescentius die Treue, vertrieb den Papst, der sich durch seine strenge Sitten-
zucht viele Feinde gemacht hatte, und hob jenen Johannes, der einst Otto's
griechischer Lehrer gewesen, auf den Stuhl Petri. Da zog Otto zum zweiten
Male nach Rom; sein flüchtiger Vetter schloß sich dem Zuge an, und beide rückten
998. drohend vor die Thore der Stadt, die ihnen alsbald geöffnet wurden. Johannes
wurde bei der Verhaftung von deutschen Kriegern geblendet und verstümmelt
und auf Befehl des harten Gregor rücklings auf einem Esel sitzend durch die
Straßen geführt, nachdem man ihm sein Bischofskleid abgerissen; Crescentius
wurde in der erstürmten Engelsburg enthauptet und zwölf seiner Genossen neben
der aufgehängten Leiche ans Kreuz geschlagen. Mit unerbittlicher Strenge wurde
der Uebermuth des Adels gebrochen und das kaiserliche und päpstliche Ansehen
999. zu voller Geltung gebracht. Im nächsten Jahr starb Gregor in der Blüthe
der Jahre, und nun verlieh der Kaiser seinem Freund Gerbert, dem er be-
reits das Erzbisthum Ravenna verschafft hatte, die oberste Kirchenwürde. Im
April wurde er als Sylvester II. zum Papst geweiht. Erfüllt von Bewun-
derung für das alte Rom, ging nun Otto III., der sich ohnedies mehr als
Grieche denn als Deutscher fühlte, mit dem stolzen Gedanken um, das alte
Römerreich in seiner Herrlichkeit und Machtfülle wiederherzustellen, das „goldene
Rom“ wieder zur ersten Stadt des Reichs, zum Sitz des Kaisers und zum
Mittelpunkt der Welt zu machen und seinen Thron mit der feierlichen Pracht
des griechischen Kaiserthums zu umgeben. „Der Senat des alten Rom mit seiner
Weisheit und die Triumphe und das Siegesgepränge eines Trajan und Marc
Aurel, der Hof von Constantinopel mit seinem halb antiken, halb orientalischen
Prunk — das waren die Zauberkreise, in welche die Gedanken des schwärmenden
Jünglings gebannt waren.“ Diese Ideen beschäftigten ihn sogar inmitten der
strengen Bußübungen und Wallfahrten, denen er sich häufig unterzog. Denn
in der Seele dieses jungen Fürsten kämpften die widersprechendsten Regungen
— Weltmacht und Weltentsagung, Fürstenstolz und Selbsterniedrigung den
schweren Kampf, ohne ihr den ersehnten Frieden zu bereiten. Um dieselbe Zeit,
da er sich mit den hochfliegendsten Ideen der Weltherrschaft trug, sich in seinem
Palast auf dem Aventin mit einem auffallenden und wunderlichen Hofceremoniel

und Schaugepränge umgab und das römische Recht Justinians zum Kaiserrecht für das ganze Abendland zu erheben gedachte, lebte er wiederum in einer Höhle bei S. Clemente und zu Subiaco wie ein Einsiedler in Demuth und Selbsterniedrigung, besuchte baarfuß die Gräber der Märtyrer und schien alles Irdische gering zu achten. Diese Richtung zu Handlungen der Reue und Buße, der Sühnung und Selbstpeinigung wurde immer allgemeiner, je näher das Jahr Tausend heranrückte, das man vielfach im christlichen Abendland als das Ende der Tage ansah, wo das jüngste Gericht mit der Fackel des Weltbrandes hereinbrechen würde. Seine leidende Gesundheit und mehrere Trauerfälle in seiner Familie, vor Allem der Tod seiner geliebten Tante Mathilde in Quedlinburg und seiner Großmutter Adelheid in dem von ihr gestifteten Kloster zu Selz führten den jungen Kaiser um diese Zeit in die Heimath zurück. Bei dieser Gelegenheit besuchte er die Gräber zweier Männer, die ihm als Vorbilder der Weltentsagung und der Weltherrschaft vorschwebten, des heiligen Adalbert und Karls des Großen. Adalbert, ein böhmischer Edelmann, der aus Liebe zu einem beschaulichen Leben und zu dem sonnigen Italien das Erzbisthum Prag mit einer Klosterzelle am Aventin vertauscht hatte, war im J. 997 an die Ostsee gezogen, um den heidnischen Preußen, einem litthauisch-slavischen Volksstamme, das Evangelium zu verkündigen, war aber nach kurzer Thätigkeit auf Anstiften eines Götzenpriesters erschlagen worden. Die Leiche hatte der polnische Herzog Boleslav mit Gold erkauft und in Gnesen beisetzen lassen. Dahin unternahm 1000.
jetzt Otto, der dem schwärmerisch-frommen Mönch mit ungewöhnlicher Liebe zugethan war, eine Wallfahrt, um auf dem Grabe des Märtyrers zu beten, und legte dann im Verein mit dem Herzog an der heiligen Stätte den Grund zu dem ersten Erzbisthum und zur Mutterkirche von Polen. Von da begab er sich nach Aachen, der Todtenstadt des gewaltigen Frankenkönigs. Er stieg in die geöffnete Gruft hinab, um sich an dem Anblick des großen Herrschers, der noch im Tode eine majestätische Würde zeigte, für seine großartigen, aber unklaren und phantastischen Ideen zu begeistern und bei den Zeitgenossen die Erinnerung an die vergangene Größe des Reichs zu wecken. Allein „während sich Otto hoch über sein Volk aufzuschwingen vermeinte und von einer Höhe der Macht zur andern zu erheben gedachte, entschwand ihm der Boden unter den Füßen und er stürzte jählings in die Tiefe hinab". In Deutschland gewannen die geistlichen und weltlichen Großen eine immer selbständigere Stellung; im Norden und Osten wurde das Reichsgebiet geschmälert und das Christenthum aufs Neue gefährdet, in Polen und Ungarn erhoben sich unabhängige Königreiche; und selbst in Rom und anderen Städten Italiens zeigte sich Aufruhr und Abfall. Um
hier das kaiserliche Ansehen wieder herzustellen, unternahm Otto einen dritten 1001.
Zug über die Alpen, aber die Beweise von Undank, denen er allenthalben begegnete, und der Verdruß, daß sein väterlicher Freund Willigis wegen des Aufsichtsrechts über das Gandersheimer Kloster sich mit dem Papst und der kaiserlichen Familie entzweite, wirkten auf das Gemüth des reizbaren jungen Fürsten so erschütternd, daß er in der Burg Paterno am Soракte, im Angesicht von
Rom, in einem Alter von noch nicht zweiundzwanzig Jahren ins Grab sank. 23. Jan. 1002.
Er starb unvermählt und mit ihm endigte die glänzende Zeit der Ottonen.
Im nächsten Jahr folgte ihm sein gelehrter Freund Papst Sylvester II. Die 12. Mai 1003.

Sage hat den frühen Tod des Kaiserjünglings der Rache einer italienischen Frau zugeschrieben.

„Das Andenken an einen jungen Kaiser von so wunderbar phantastischer Sinnesart und so unglücklichen Schicksalen konnte der Welt nicht leicht entschwinden; poetische Sagen stiegen aus Otto's frühem Grabe auf und bewahrten sein Gedächtniß unter dem Volke länger, als die nüchterne Kunde der Geschichte. Schon frühe glaubte man, daß Otto durch Verrath der Liebe seinen Untergang gefunden habe; man mochte sich dieses glühende Herz, für die Freundschaft so empfänglich, nicht unberührt von dem Zauber der Liebe vorstellen. Stephania, eine schöne, aber stolze und herzlose Römerin, des Crescentius Wittwe — so berichtet die verbreitetste Sage — fesselte mit ihren Reizen das Herz des Jünglings, und als er sich ganz ihr ergab, tödtete sie ihn, um den Tod ihres Gemahls zu rächen, durch Gift. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dieser Sage, aber nicht eine Tochter Roms, sondern Roma selbst mit ihren unvergänglichen Reizen fesselte, verrieth, tödtete den mit der Kaiserkrone geschmückten Jüngling."

§. 351. **Culturleben unter den Ottonen.** Die Herstellung des römischen Kaiserthums durch Otto den Großen war für das gesammte christliche Abendland eine große zukunftreiche Begebenheit. In dem deutsch-römischen Kaiserreich fanden die zerrissenen Staaten ihre Einheit und ihren Mittelpunkt; der Verkehr mit Italien gab zur Verbreitung der Künste und Wissenschaften nach Deutschland einen mächtigen Anstoß; die ausländischen Königinnen, die in Italien und Constantinopel den Werth und die Vorzüge tieferer Bildung und feinerer Lebensformen kennen gelernt hatten, begünstigten und förderten das geistige Leben und wurden in ihren Bestrebungen nicht nur von einheimischen und ausländischen Prälaten, wie **Willigis**, **Bernward**, **Gerbert** u. A., sondern auch von einigen Gliedern der sächsischen Kaiserfamilie, namentlich Otto's II. Schwester **Mathilde** unterstützt. So kam es, daß in **Magdeburg**, **Halle**, **Bremen**, **Bardewick** u. a. O. eine treffliche Cultur aufblühte; daß in den deutschen Städten sich herrliche Domkirchen und Klostergebäude erhoben, welche die Bauwerke der karolingischen Zeit weit hinter sich ließen; daß in Sachsen sowohl die bessere Bodencultur und das aufblühende Städte- und Industrieleben, als die religiöse und kirchliche Bildung, der feierliche, durch Musik und Kunst getragene Gottesdienst u. A. m. den großen Aufschwung kund gaben, den das ganze geistige Leben genommen. Und wenn auch diese hohe Cultur durch das wilde Kriegsgetümmel der folgenden Jahre wieder unterging, so bewahrten doch die von den Ottonen gegründeten Lehranstalten (worunter die von Otto's I. Bruder **Bruno** gestiftete Schule zu **Köln** den ersten Rang einnahm) die Keime der Bildung. Die Klosterschulen hatten unter der neuen Anregung einen erfreulichen Aufschwung genommen. St. Gallen und Reichenau gediehen zu ihrer schönsten Blüthe; in Hersfeld, Fulda und Corvey trieb man die Wissenschaften mit großer Vorliebe, aber auch in den Nonnenklöstern zu Gandersheim und Quedlinburg lasen die Mädchen neben den Heiligenleben bald den Virgil und Terenz, und die schöne Herzogin Hedwig von Schwaben, Tochter von Otto's I. Bruder Heinrich, die in ihrer Jugend griechisch gelernt, erheiterte die Tage ihres Wittwenstandes auf ihrer Veste Hohentwil mit dem Lesen lateinischer Dichter, die ihr der Mönch Eckehard von St. Gallen erklärte. **Widukind**, ein Mönch aus Corvey an der Weser, hat in seinen „sächsischen Geschichten" die Thaten und Schicksale seines Volkes mit vaterländischer Gesinnung aufgezeichnet, in naturfrischer Lebendigkeit, in epischer Fülle und in einer Sprache, worin die Ausdrücke des Sallust mit Worten und Wendungen der lateinischen Bibel verbunden sind. **Thietmar** von Merseburg, ein tapferer und frommer Bischof, hat in seinen acht Zeitbüchern mit der Chronik seines Bisthums die Geschichte des sächsischen Herrscherhauses und die gleichzeitigen Weltbegebenheiten dargestellt, in ungewandter Rede, aber mit Sachkenntniß, Wahrheitsliebe und historischer Treue. Die Nonne **Rhoswitha** aus dem Kloster Gandersheim bearbeitete Heiligengeschichten in **dramatischer** Form nach dem Vorbilde des Terenz und pries in Hexametern die Großthaten Otto's I., eine historische Erzählung in epischem Gewande mit einer durch ihre Stellung zum sächsischen Herrscherhause gebotenen merklichen Rückhaltung und Vorsicht. Der kaiserliche Hof der Ottonen war der Sammelplatz aller hervorragenden Geister des Abendlandes; die gelehrte Bildung der Zeit sammelte sich wie in einem Brennpunkt damals in Magdeburg und Quedlinburg und durchdrang von da aus

die deutschen Länder. „Jene neulateinische Wissenschaft und Literatur, welche die Kirche auf Grundlage der altrömischen Bildung geschaffen hatte, ging auf das deutsche Volk über und mit ihr die classische Literatur der alten Römer; aber Allem, was die Deutschen empfingen, gaben sie sofort das eigenthümliche Gepräge ihres eigenen Geistes. Sie schrieben in römischer Sprache, aber nach deutschen Anschauungen und von deutschen Dingen." Es wurde früher dargethan (§. 332. 3.), daß der Mönch Eckehard von St. Gallen das altdeutsche Volksgedicht „Walther von Aquitanien" in lateinischen Hexametern bearbeitete. Ein Seitenstück dazu bilden die lateinischen Bruchstücke eines andern Volksgedichts, des „Ruodlieb", worin schon ein verfeinertes Ritterleben durchleuchtet. Eckehards Neffe und Schüler Notker, gewöhnlich Labeo genannt, der am 29. Juni 1022 an der Pest starb, theilte mit dem Oheim das Interesse für die deutsche Sprache, indem er die Psalmen und andere Bücher der heil. Schrift übersetzte. — Gerbert (geb. c. 950), ein weltbekannter Mann, der in Spanien bei den Arabern den Wissenschaften obgelegen, in Frankreich eine Zeit lang Erzbischof von Rheims gewesen und, obwohl von Geburt ein Franzose aus Auvergne, in Deutschland und Italien zu Hause war, hob in Verbindung mit den fremden Kaiserinnen und mit Otto's II. Schwester Mathilde, Aebtissin von Quedlinburg († 999), und ihrer Verwandten Gerberge, Aebtissin von Gandersheim, die römisch-griechische Cultur; aber als ein Mann ohne Charakter, für äußern Glanz und weltliche Ehre sehr empfänglich und der Schmeichelei und Wohldienerei zugänglich, übte er keinen wohlthätigen Einfluß. Gerbert gehörte zu den seltenen Gelehrten, „die in den weltlichen Dingen gleich heimisch sind, wie in dem Reich der Ideen, die von unbegrenzter Empfänglichkeit sich jeden Stoff aneignen, alle Verhältnisse durchschauen und bemeistern, denen die Hülfsmittel des Geistes nie versiegen und deren Kräfte auch die zerstreuteste Thätigkeit kaum zu erschöpfen scheint." Meister in der Philosophie, Mathematik, Astronomie und andern Wissenschaften, hat er nicht blos Lehrbücher verfaßt, sondern auch Erd- und Himmelskugeln und Sonnenuhren verfertigt, die Einführung der arabischen Ziffern betrieben und durch seine Kenntnisse in der Naturkunde die Bewunderung seiner Zeitgenossen in solchem Grade erregt, daß man ihn für einen Zauberer hielt, der mit dem Teufel einen Bund geschlossen. Von großer Bedeutung für die Kenntniß seiner Zeit sind seine „Briefe", etwa 230 an Zahl. Die kleine Schrift „zur Unterweisung der Bischöfe", worin Gerbert nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl seine Grundsätze darlegte, nach denen er sein apostolisches Amt zu führen gedachte, beweist, daß er von der bischöflichen und priesterlichen Gewalt die höchsten Vorstellungen hegte, dafür aber auch einen fleckenlosen Wandel bei dem Kleriker in Anspruch nahm, und die Simonie, d. h. den Erwerb der Kirchengüter und Pfründen durch Kauf, für einen Krebsschaden der Kirche hielt. Wohlthätiger und praktischer war die Wirksamkeit zweier anderen Geistlichen, Bernwards, Bischofs von Hildesheim, und Meinwerks von Paderborn, die ihre Kenntnisse und mechanischen Fertigkeiten in der Baukunst, Bildnerei und Malerei zur Hebung der Künste und Gewerbe in Norddeutschland anwendeten und zierliche Arbeiten in Gold, Elfenbein und Seidenwirkerei anfertigen ließen. Ein Mann von vielseitigem, leichtbeweglichem Geiste, den alles Neue und Fremde anzog, war Bernward besonders geeignet, unter den Sachsen, seinen Landsleuten, Kunstfertigkeit und wissenschaftlichen Sinn zu wecken. Zu seiner Zeit war Hildesheim durch Zierlichkeit des Baues vor allen Städten ausgezeichnet. — Die von den Ottonen begünstigte Civilisation und Lebensverfeinerung wurde besonders gefördert durch die Entdeckung der Silberbergwerke des Harzes, indem die dadurch herbeigeführte Vermehrung des Geldes Handel, Industrie und Cultur hob. Träger des Handels und aller Wechselgeschäfte, Lombarden und Juden, drängten sich von dem an nach Deutschland und an den sächsischen Hof. Mehrung der Städte und Zunahme bürgerlicher Bildung und städtischer Einrichtungen war die nothwendige Folge davon. Allenthalben erblicken wir in dieser Zeit eine Fülle treibender Kräfte. „Wir sehen nicht den Herbst mit seinen Früchten, nicht den Sommer mit seinen Blüthen, noch den Lenz mit seinem frischen Blätterschmuck; es ist gleichsam die Zeit, wo die erste Saat sprießt und der Wald dem fernen Beschauer noch die dürren Aeste zeigt, der spähende Blick aber in der Nähe schon die vollen kräftigen Blattknospen wahrnimmt, die, um aufzubrechen, nur eines warmen Sonnenblicks harren."— An der Spitze der Gesandtschaft, die für Otto II. um die Hand der byzantinischen Kaisertochter Theophano warb, stand der

gebildete, aber eitle, leidenschaftliche und schmähsüchtige Geschichtschreiber Liudprand, Bischof von Cremona. Er hatte sich schon zur Zeit Otto's I. bekannt gemacht durch eine die Jahre 887—950 behandelnde Zeitgeschichte in sechs Büchern, bei deren Abfassung er nach seinem eigenen Geständniß den Zweck hatte, „allen denen, welche ihm Gutes oder Böses erwiesen hatten, nach Verdienst zu vergelten", daher er ihr den Titel „Antapodosis", Buch der Vergeltung, gab. Hatte er in diesem Werke seinem Hasse gegen Berengar und Willa Luft gemacht, so stellte eine zweite Schrift „von den Thaten des Kaisers Otto des Großen" die Vorgänge in Rom in den Jahren 960—964, wobei er selbst Augenzeuge und Mithandelnder war, in einem für Otto günstigen Lichte dar, in würdigerer Sprache und mit weniger Leidenschaftlichkeit als in dem Buch der Vergeltung und in dem Bericht über die Gesandtschaftsreise nach Constantinopel. Dieser berühmte, aber unvollendete Bericht ist voll Gift und Hohn gegen den byzantinischen Hof, aber pikant und unterhaltend durch die Anschaulichkeit der Zeitschilderungen.

Heinrich II. 1002—1024. §. 352. Heinrich II. Kaum war Otto III. zu Aachen in die Gruft gesenkt, so traten drei Fürsten als Bewerber um den erledigten Kaiserthron auf: Heinrich von Bayern, Enkel von Otto's I. Bruder Heinrich (§. 344), der streitbare Markgraf Eckard von Meißen und der reiche Herzog Hermann von Schwaben. Eckard war „eine Zierde des Reichs, ein Schrecken der Feinde, eine Säule des Vaterlandes", aber ehe noch die Kaiserwahl entschieden war, wurde er von einer Schaar Verschworner in Pöhlde überfallen und sammt
30. April 1002. seinem Gefolge erschlagen. Nicht lange nachher wurde Heinrich von den fränkischen, bayerischen und oberlothringischen Großen als König anerkannt und von
6. Juni. dem Erzbischof Willigis in Mainz gesalbt und gekrönt, worauf auch die sächsischen Großen auf einer Versammlung in Merseburg ihn zum Reichsoberhaupt wählten. Nun widerstrebte auch Hermann von Schwaben nicht länger und noch vor Ende des Jahres war Heinrich II. allgemein als König der Deutschen begrüßt und somit das Erbrecht des sächsischen Herrscherhauses anerkannt. Mit Mühe hatte Heinrich die Herrschaft erworben, mit Mühe und schweren Kriegen wider Deutsche, Italiener und Slaven mußte er sie behaupten. Indeß er gegen die unruhigen, beweglichen Lothringer und gegen die trotzigen Herzöge und Markgrafen der deutschen Gaue zu Felde lag und die weitverzweigte Verschwörung, die Markgraf Heinrich von dem fränkischen Nordgau mit vielen Großen gegen den König angestiftet, durch Zerstörung der Burgen am Main und Fichtelgebirg unterdrückte, brachen die Polen unter ihrem streitbaren Herzog Boleslav dem „Glorreichen" (Chrobry) in die Ostmarken ein, verwüsteten alles Land bis zur Elbe und sagten sich von der Zinspflicht gegen die Deutschen los, und die Lombarden, die um diese Zeit größtentheils unter der Herrschaft einheimischer Bischöfe standen, suchten die Verwirrung und Zwietracht des Reichs zur Erwerbung ihrer Unabhängigkeit zu benutzen. Heinrich zog zuerst über die Alpen. Nachdem er über einen steilen Bergpaß in das Brentathal hinabgestiegen, trieb er Arduin von Ivrea, der sich zum König der Lombardei aufgeworfen, in die Flucht und zog dann über Verona und Brescia nach Pavia, wo er zum
15. Mai 1004. König von Italien gewählt und gekrönt ward. Aber in der folgenden Nacht entstand ein so mächtiger Volksauflauf, daß Heinrich nur durch die unerschütterliche Tapferkeit seiner Deutschen von Mord und Flammen gerettet wurde. Als der Aufstand niedergeschlagen war, lag der größte Theil der herrlichen Königsstadt in Asche. Aber diese Strenge sicherte ihm den Gehorsam der Lombarden. Mit gleichem Erfolg bekämpfte Heinrich den mächtigen und übermüthigen Polen-

Herzog Boleslav. Noch in demselben Jahr rückte er in Böhmen ein, befreite mit Hülfe einer nationalen Partei die Hauptstadt Prag von der polnischen Botmäßigkeit und setzte einen Abkömmling des alten Fürstenhauses als lehnspflichtigen Herzog ein. Und als er im nächsten Jahr die Oder überschritt und siegreich 1005.
bis in die Nähe der Stadt Posen vordrang, da bat Boleslav um Frieden. Er wurde ihm gewährt unter der Bedingung, daß er auf die Marken und auf Böhmen Verzicht leiste und das Abhängigkeitsverhältniß gegen das Reich wieder anerkenne. Den Raubzügen der Wenden wurde gesteuert und mehrere Häuptlinge derselben mit dem Strange bestraft. In den beiden folgenden Jahren zog Heinrich in Verbindung mit dem König von Frankreich 1006. 1007.
und dem Herzog von der Normandie wider den Markgrafen Balduin von Flandern, der die Stadt Valenciennes und andere Reichsgebiete an sich gebracht hatte, und nöthigte ihn trotz seiner tapfern Vertheidigung in seinem burgenreichen Lande zur Unterwerfung und zur Herausgabe des ungerechten Erwerbes. Von König Rudolf von Burgund, dem kinderlosen Bruder seiner Mutter, erwarb er die Zusicherung, daß nach seinem Tode sein Land an das deutsche Reich fallen sollte. So war Heinrich II. nicht allein „ein Wahrer", sondern auch „ein Mehrer" des Reichs. Aber mit den Siegen wuchs auch die Zahl der Feinde. Seine eigenen Schwäger und das ganze Geschlecht der Luxemburger traten wider ihn auf und nöthigten ihn zu vielen beschwerlichen Feldzügen gegen Lothringen; und Boleslav versuchte noch mehrmals das Glück der Waffen und entriß dem Reich die Lausitz und andere Gebiete, doch zerschnitt er nicht die Bande der Lehnspflicht. — Die fromme Gesinnung und die Hingebung an Kirche und Geistlichkeit, die Heinrich durch die Gründung des Bisthums an der Kathedrale zu Bamberg (dem Lieblingsort seiner Jugend, 1007.
in einer anmuthigen Landschaft Ostfrankens am Fuße der „Altenburg"), wie durch andere Stiftsgebäude und reiche Gaben an Gotteshäuser an den Tag legte, verschafften ihm und seiner gleichgesinnten Gemahlin Kunigunde in der Folge den Beinamen der Heiligen. Am 6. Mai 1012 wurde in Gegen- 1012.
wart vieler Bischöfe und hoher Personen der schöne Dom, wo beide in der Folge ihre letzte Ruhestätte fanden, feierlich eingeweiht. Seitdem erblühte das Bamberger Land zu einer fruchtbaren und reichen Landschaft, in der die deutsche Art vollständig die Oberhand gewann. „Die Ausdauer und der Fleiß deutscher Bauern, welche die Kirche in das Land zog, schufen es zu einem gesegneten Erntefeld um." Im Jahre 1013 unternahm Heinrich II. einen zweiten Zug 1013.
nach Italien, stellte in Rom die durch Parteiwuth und eine doppelte Papstwahl 14. Febr. 1014.
gestörte Ordnung her und wurde dann nebst seiner Gemahlin Kunigunde in St. Peter feierlich gesalbt und gekrönt. Nach vollbrachter Ceremonie weihte der neue Kaiser die Königskrone, die er bisher getragen, dem Apostelfürsten und den ihm von dem Papste überreichten goldenen Reichsapfel mit Edelsteinen und einem strahlenden Kreuze verziert, das Sinnbild der Reichsgewalt, dem Kloster von Cluny. Um seiner Lieblingsschöpfung, dem Bisthum Bamberg, einen besonderen Glanz zu verleihen, rief er, als einige Jahre nach seiner Rückkehr der Bau der Kathedrale vollendet war, den heiligen Vater Benedict VIII. über 1020.
die Alpen, damit er das Werk feierlich einweihe, und stellte dann die ganze Stiftung unter den besonderen Schutz des Stuhles Petri. Zum Dank dafür

versprach Heinrich dem Papste einen neuen Römerzug, um die Besitzungen des apostolischen Stuhles gegen die von Süden vordringenden Griechen zu schützen und zu vergrößern, und führte des Versprechen bald aus. Auf dieser dritten
1022. Romfahrt befestigte der Kaiser die Hoheit des abendländischen Reichs in Unteritalien und unterstützte den Oberpriester in seinen Bestrebungen, die Kirche zu reinigen und die Klöster nach der strengen Regel von Cluny zu reformiren. Trotz seiner Hingebung an die Kirche hielt übrigens Heinrich doch die deutsche Geistlichkeit fest unter seiner Hand. Er lenkte die kirchlichen Dinge nach seinem Willen, besetzte die Bisthümer mit Männern seines Vertrauens, oft der Reichskanzlei entnommen, entzog manchen Klöstern und Stiftern einen beträchtlichen Theil ihres Grundvermögens und wehrte der Anhäufung der Güter in todter Hand. Dabei übte er in Rom die Schutzvogtei mit Ernst und Strenge. Er strafte die unruhigen römischen Großen, schirmte den Papst in seinem Rechte und sorgte für Sicherheit und Ordnung. Aber mitten in ihren reformatorischen Bemühungen wurde zuerst der Papst und einige Monate darauf auch der nach
13. Juli 1024. Deutschland zurückgekehrte Kaiser vom Tode abberufen. Heinrich II. starb auf seiner Burg Grona unweit Göttingen, ein staatskluger, verständiger Mann, von dem die Geschichte ein ganz anderes Bild liefert, als die Legende von Heinrich dem „Heiligen". Er war ein hochgebildeter, redegewandter Fürst, dem die deutschen Interessen mehr am Herzen lagen, als die italienischen, welcher der Begründung eines gesicherten Rechtszustandes und gesetzlicher Ordnungen seine besondere Fürsorge zuwendete, welcher „der Tyrannei und Willkür des übermächtigen Adels durch Gesetz und Recht, wie durch die heiligen Mittel zu steuern, der Unterdrückung des niederen Volks zu wehren, das Königthum als schützende Macht über Alle und Alles zu erhöhen suchte". Wie reich an Kämpfen, Unruhen und Mißgeschicken seine Regierung auch gewesen, so wurde doch die Errungenschaft der Ottonen unter ihm nicht verkürzt. Das „heilige römische Reich deutscher Nation" bestand fort; die Herrschaft über Italien wurde behauptet; das deutsche Reich war auch ferner „Stern und Kern der abendländischen Welt". Diese dauerhafte Begründung eines großen Staatsganzen, in dem alle deutschen Stämme sich als Glieder fühlten, und die Erweckung eines gemeinsamen Volksbewußtseins in allen Gauen war das wichtigste Ergebniß der Herstellung des abendländischen Kaiserthums. Erst zur Zeit der Ottonen wurde die Gesammtheit der deutsch redenden und nun in einem Reiche verbundenen Volksstämme allgemein als „Deutsche" bezeichnet. Der Gegensatz zu Italien weckte somit das nationale Bewußtsein.

2. Das salisch-fränkische Kaiserhaus (1024–1125).

a. Konrad II. und Heinrich III.

§. 353. Nach Heinrichs Hinscheiden wurde **Konrad II.**, Herzog von
Konrad II. 1024–1039. Franken, ein Nachkomme Konrads des Rothen und einer Tochter Ottos des Großen (§. 344) in der blühenden Rheinebene bei Oppenheim von den geistlichen und weltlichen Fürsten mit überwiegender Mehrheit auf den Königsstuhl gehoben
3. Sept. 1024. und sogleich durch den Erzbischof Aribo von Mainz gekrönt, worauf die königliche Wittwe Kunigunde ihm die Reichsinsignien einhändigte und dann der Welt entsagte, „die ihr keine Pflichten mehr auflegte und keine Freuden mehr bot".

Hatte auch Konrad manche Gegner, besonders an den lothringischen Herzögen und an einem großen Theil der Bischöfe und Geistlichen, welche an seiner Ehe mit Gisela, der schönen, gebildeten und geistreichen, aber den Freuden und Genüssen der Welt ergebenen Herzogin von Schwaben, Anstoß nahmen, weil sie schon zweimal Wittwe gewesen, so brachte doch der stattliche Fürst schon bei seinem ersten Königsritt durch die deutschen Gaue die meisten Widersacher zum Schweigen und zum Gehorsam, und diejenigen, die in der Folge wieder ihr Haupt gegen ihn zu erheben wagten, wurden durch die Schärfe seines Schwertes in die Schranken gewiesen. Konrad, damals in der Blüthe des kräftigsten Mannesalters, war von imponirender Persönlichkeit: „sein Blick war sicher, sein Wille unbeugsam, er konnte streng sein bis zur Härte; alle Menschenfurcht war ihm fremd. Eine starke und leidenschaftliche Natur, hatte er doch in der Schule des Unglücks Selbstbeherrschung und Fassung gelernt, ein festes Herz auch in Leiden bewährt; freigebig war er bis zum Uebermaß, in allen ritterlichen Tugenden fand man kaum seines Gleichen". Sein Auge war unverwandt auf die Vergrößerung und Befestigung seiner Macht und Herrscherwürde gerichtet. Sobald er daher sein Ansehen in Deutschland fest begründet sah, unternahm er eine Romfahrt, um die wankelmüthigen Italiener, welche 1026.
mit dem Plane umgingen, einen auswärtigen Fürsten (Wilhelm von Aquitanien) zum König zu erheben und Italien von den Deutschen zu befreien, mit Gewalt in der Treue und Pflicht zum Reich zu erhalten. Er zog von Verona nach Mailand, wo er durch den mächtigen Bischof Heribert mit der eisernen Krone der Lombarden geschmückt und somit als König von Italien anerkannt ward; dann bändigte er die trotzigen Städte Pavia und Ravenna, welche die Herrschaft der Deutschen nicht anerkennen wollten, brach die Burgen der ungehorsamen Edeln und rückte im März in Rom ein. Nachdem er hier unter 1027.
großen Feierlichkeiten, an denen zwei Könige, Rudolf von Burgund und der auf einer Pilgerfahrt anwesende Kanut der Große (§. 337), Theil nahmen, die Kaiserkrone empfangen und einen Aufstand der römischen Bürgerschaft mit blutiger Strenge unterdrückt, durchzog er im Fluge die südlichsten Theile seines Reiches, um auch über die Städte Unteritaliens, über Capua, Benevent, Salerno, seine Hoheit zu befestigen, und kehrte dann im Mai wieder nach Deutschland zurück. Mit Erstaunen blickten die Zeitgenossen auf die raschen und großen Erfolge des thatkräftigen Mannes; dieselben wirkten so überwältigend, daß bei seiner Erscheinung die unruhigen Großen des Reichs, zu denen selbst seine nächsten Verwandten, sein Vetter Konrad von Franken, einst Mitbewerber um die Kaiserkrone, sein Stiefsohn Ernst von Schwaben nebst dessen Freunden Welf von Bayern und Werner von Kiburg gehörten, von jedem Widerstande abließen und die Gnade des Kaisers anriefen. 1028.
Als noch in demselben Jahre Konrads elfjähriger Sohn Heinrich durch die Wahl der Fürsten zum Nachfolger im Reich bestimmt und von dem Erzbischof von Köln zu Aachen gekrönt war, „leuchtete die Zukunft beruhigend in die bewegte Gegenwart hinein, wie lichte Wolken am fernen Horizonte bei Gewitterstürmen." Diese Krönung war der erste Schritt zur Begründung eines erblichen Kaiserthums, welche sich Konrad zur Lebensaufgabe gestellt.

Allein es standen noch viele Kämpfe bevor. Nicht nur, daß Miecziſlaw (Miesko), Boleslaws Sohn, der sich den Titel eines Königs beigelegt und sein Land der Hoheit des
1030. Reichs entzogen hatte, einen verheerenden Zug in die Ostmarken unternahm und mit Beute und Schaaren Gefangener beladen als Sieger zurückkehrte; auch im Süden und Westen drohten neue Feinde, als Konrad den König Rudolf von Burgundien von Neuem nöthigte, die Anwartschaft des Reichs auf die Länder an der Rhone, am Jura und in dem allodrogischen Alpengebiet anzuerkennen. Herzog Ernst, der als naher Verwandter Rudolfs auf dieses „arelatische Königreich" Ansprüche machte, erhob abermals die Fahne der Empörung; von dem Kaiser mit Acht und Bann belegt und seiner schwäbischen Erbländer beraubt, flüchtete er mit seinem treuesten Dienstmann Werner von Kiburg und einer Schaar tapferer Gesellen in die ödesten Gegenden und Schluchten des Schwarzwaldes, wo sie in der festen Burg Falkenstein Schutz suchten, bis sie im Kampfe wider den
1030. Grafen Mangold, den Führer eines kaiserlichen Kriegshaufens, nach tapferster Gegenwehr erlagen. Die Thaten und Schicksale des ritterlichen Herzogs Ernst gingen in die Volkssage über und wuchsen mit der Zeit durch Einflechtung fremder Sagenstoffe zu einer Heldendichtung an, die, während der Kreuzzüge mit den Fabeln des Morgenlandes ausgeschmückt, in ihrer bunten Gestalt sich bis auf unsere Tage erhalten hat. „Das deutsche Volk, von Alters her geneigt, jedes Anringen gegen die Uebermacht fürstlicher Allgewalt als ein ruhmwürdiges Trachten nach alt angeborner Mannesfreiheit und Selbstständigkeit zu preisen, besang Ernsts Kampf mit dem Kaiser in lange nachhallenden Liedern." Bald nachher wurde Konrad auch im Osten vom Glück begünstigt, indem Miecziſlaw, im Gedränge
1031. zwischen den deutschen Kriegsheeren und inneren Aufständen, die Beute und Gefangenen wieder herausgab, den Ostmarken entsagte und die Lehnsherrlichkeit des Kaisers willig an-
1034. erkannte. Einige Jahre nachher starb der Polenfürst, gleich seinem Vater ein eifriger Be-
1035. förderer des Christenthums in den Weichselgegenden. Auch Bretiſlaw von Böhmen, ein hochstrebender, friedliebender Fürst, trat wieder in den Lehnsverband ein, den sein Vorgänger zerrissen hatte.

Nicht minder glücklich und ruhmvoll beendigte Konrad den Streit am Jura und an der Rhone. König Rudolf „der Träge" hatte sterbend seine Krone, die Lanze des heiligen Moritz, das Banner seines Reichs und die an-
1032. dern Insignien dem Kaiser übersandt und ihn somit zum Erben erklärt. Aber die burgundischen Grafen und viele Bischöfe und Städte, die unter der schwachen Regierung Rudolfs alle Bande der Unterthänigkeit abgestreift hatten, verweigerten dem neuen König den Gehorsam; sie begünstigten den Grafen Odo von der Champagne, der als nächster Blutsverwandter Rudolfs Ansprüche auf das schöne Erbe machte, weil sie lieber einen geringen Fürsten als den mächtigsten Herrn der Christenheit zum Lehnsherrn haben wollten. Als aber Konrad auf einem Winterfeldzuge zuerst den allemannischen Theil Burgundiens unterworfen
1033. und seine Wahl und Krönung durchgeführt hatte und dann mit Heeresmacht die Stammlande Odo's bedrohte, da entsagte dieser seinen Ansprüchen, worauf Konrad auch als Herr des romanischen Theiles anerkannt ward. Im Dome zu Genf wurde er in einer glänzenden Versammlung deutscher, burgundischer und
1. Aug. 1034. italienischer Fürsten und Bischöfe mit der Königskrone geschmückt und somit das Rhonegebiet mit den reichen Städten Lyon, Vienne, Arles, Marseille, Genf, Besançon u. a. m., die anmuthigen Thalebenen Savoyens und die westliche Schweiz in den deutschen Reichsverband aufgenommen, der Anfang einer glücklichen und gesegneten Zeit für diese Länder. Denn waren auch die lehnsherrlichen Bande sehr gelockert, als Konrad die Herrschaft ergriff; waren auch die meisten Kronländer im erblichen Besitz der mächtigsten Familien, die Regalien in den Händen der Bischöfe, das Herrengut großentheils verschleudert, so war doch

die kaiserliche Macht stark genug, dem Raub- und Fehdewesen zu steuern, Recht und Ordnung zu schirmen, den Handel und die Gewerbsamkeit zu heben und Wohlstand und Bildung zu fördern. Hier war es, wo der wohlthätige „Gottesfriede" (Treuga Dei), in Folge dessen von Donnerstag Abend bis Montag Morgen, also an allen Wochentagen, die durch das Leben Christi eine höhere Bedeutung haben, die Waffen ruhen und alle Handlungen der Rache und Selbsthülfe unterbleiben sollten, durch den Einfluß der Bischöfe ins Leben trat, eine Erscheinung, welche unter den fränkischen Kaisern, besonders in den unsichern Zeiten Heinrichs IV. auch in Italien und Deutschland Geltung erlangte und dem Raub- und Fehdeleben durch die Macht der Religion und der heiligen Sitte eine wohlthätige Schranke setzte. Eine schreckliche Hungersnoth und Sterblichkeit, welche unter dieser Regierung mehrere Jahre lang ganz Europa schwer heimsuchte, wurde als Strafgericht Gottes über die Ruchlosigkeit der Menschen angesehen und von der Geistlichkeit zur Begründung dieses heiligen Friedens, den Christus der Welt verheißen, benutzt. Mit Begierde griff das schutzlose Volk nach dem dargebotenen Gut wie nach einem Anker der Rettung. Odo fand drei Jahre später seinen Tod im Kampfe gegen einen lothringischen Heerhaufen, als er gerade im Begriff stand, mit Hülfe der empörten Bischöfe 1037.
und Großen der Lombardei sich die Herrschaft von Oberitalien zu erkämpfen. — Im Westen und Osten wurde demnach das Reichsgebiet ausgedehnt und die Macht und die Ehre des Kaiserthums gemehrt. Dagegen wurde im Norden **Schleswig** an den mächtigen König **Kanut** (bei der Vermählung von dessen Tochter Gunhild mit Konrads Sohn Heinrich) abgetreten und die Eider als deutsche Reichsgrenze festgesetzt.

§. 354. Die Thaten im Felde hinderten Konrad nicht, seinen Blick den inneren Angelegenheiten zuzuwenden. Drei Mittel schienen ihm besonders geeignet, die Macht der Kaiserkrone zu erhöhen: die allmähliche Aufhebung der herzoglichen Gewalten und ihre Uebertragung auf den Kaiser; die Verleihung der einflußreichsten Kirchenämter an Glieder des Herrscherhauses und die Erblichkeit der kleinen Lehen (Beneficien). In dieser Absicht übertrug er die Herzogswürde in Bayern, Schwaben und Franken auf seinen Sohn und trachtete nach einer Gelegenheit, auch über die andern in ähnlicher Weise zu verfügen; durch das zweite Mittel erlangte er große Gewalt über die Kirche, die er mit schwerer Hand drückte, und auf seinem zweiten Römerzug, auf welchem er den übermüthigen und kriegerischen Bischof **Heribert** von Mailand lange und hart bekämpfte und den tyrannischen Herzog Pandulf von Capua zur Flucht trieb, erließ er das berühmte **Lehnsgesetz**, welches die Grundlage des ge- 28. Mai 1037.
sammten Feudalrechts wurde und für Italien die Erblichkeit der Beneficien in ähnlicher Weise feststellte, wie sie schon vorher in Deutschland zu Recht bestanden; zugleich bestimmte er die dem Kaiser schuldigen Lehnpflichten, Abgaben und Leistungen. Nur wer in einem Gericht seiner Standesgenossen eines Verbrechens überwiesen worden, könne seines Lehns beraubt werden. Durch diese Bestimmung wurde die Macht der Großen zersplittert und geschwächt, die Vasallen der Willkür ihrer Lehnsherren entzogen, der gewaffneten Selbsthülfe der Boden geschmälert und der Grund zu einem freien und angesehenen **Mittelstand** gelegt. Der Ackerbau hob sich, indem der niedere Adel im erblichen Be-

sitz einen natürlichen Anreiz fand, seine Hufen fleißiger zu bestellen und neue Zweige der Landwirthschaft zu ersinnen. — Konrad und seine Nachfolger liegen † 4. Juni 1039. im Dome zu Speyer begraben, dessen majestätischen Bau er begonnen (1030). Ueber ein halbes Jahrtausend war Speyer die heilige „Kaisertodtenstadt", und die Reste deutscher Könige, welche sich im Leben blutig befehdet, ruhten dort in der stillen Gruft des erhabenen Meisterwerks romanischer Architektur friedlich neben einander.

1. **Der Gottesfrieden.** Als das wilde Fehdewesen alle Gerichtsbarkeit verdrängte, Gewaltthat jeden geordneten Rechtsgang störte und der Schwache und Schutzbedürftige hülflos der Bedrückung ausgesetzt war, da suchte die französische Geistlichkeit durch die Macht der Religion der mangelhaften Rechtspflege nachzuhelfen und der Raubgier und den Thaten des Schwerts durch kirchliche Gebote Schranken zu setzen. Schon im J. 989 wurden auf einer Synode der Diöcese Poitiers folgende Beschlüsse gefaßt: „Wer in die Kirche einbricht oder Etwas mit Gewalt von dort wegnimmt, der sei, wenn er nicht Genugthuung leistet, verflucht. Verflucht sei weiter, wer Landleuten oder andern Armen Schafe, Rinder u. s. w. raubt. Der Fluch der Kirche treffe auch die, welche wehrlose Geistliche angreifen oder verletzen." Eine andere Friedensurkunde der französischen Geistlichkeit stellt auch noch Kaufleute unter den Schutz der Kirche, bedroht die Uebelthäter mit der strengsten Excommunication, bis sie Genugthuung geleistet, und belegt die Besitzungen der Widerspenstigen mit dem Interdikte. Es waren strenge, aber nothwendige Zwangsmittel, die nicht eitler Herrschsucht dienten, sondern, aus der Bedrängniß der Kirche selbst und dem elenden Zustande des schutzlosen Volkes hervorgegangen, das Werk des Friedens förderten. Noch wirksamer waren die Bemühungen des französischen Klerus im J. 1034, als er die in Folge einer dreijährigen Hungersnoth herrschende Zerknirschung des Volkes zur „Erneuerung des Friedens auf Erden" benutzte und zur Sühnung der Sünden außer andern Bußen namentlich die Enthaltung von Waffenthaten und räuberischen Ueberfällen geloben ließ. Hoch und Niedrig trat in die heilige Friedensverbrüderung ein. Ja die Geistlichkeit begnügte sich nicht mit dem bloßen Friedensgelöbniß, sie bildete sogar Waffenbrüderschaften, worin Jeder eidlich sich verpflichten mußte, gegen alle Friedensstörer mit dem Schwerte zu Felde zu ziehen und namentlich der Kirche und ihren Dienern den nachdrücklichsten Schutz zu gewähren. Priester sollten mit der heiligen Fahne dem Volke voranziehen (1038). Aber dieser gewaltsame Friedenszwang führte neue Störungen herbei. Endlich im J. 1041 kam der eigentliche **Gottesfrieden** (die Treuga Dei) zu Stande, hauptsächlich durch die Thätigkeit der Bischöfe von Arles und Avignon und des Abtes von Clugny. In einem Schreiben wird im Namen des gesammten Klerus von Frankreich unter Androhung kirchlicher und weltlicher Strafen gegen die Uebertreter der Gottesfrieden ausgeschrieben, der darin besteht, „daß von der Abendstunde des vierten Wochentages an unter allen Christen, Freunden und Feinden, Nachbarn und Fremden, ein heiliger und unverletzlicher Frieden herrscht bis zum zweiten Wochentage, d. h. bis zum Sonnenaufgang am Dienstag, so daß Jedermann zu jeder Stunde in diesen vier Tagen und Nächten vollkommene Sicherheit genießt und frei von jeglicher Furcht vor seinen Feinden unter dem Schutz des göttlichen Friedens thun kann, was ihm gelegen ist." Dieser von frommen Männern gepredigte und von dem bedrängten Volk als Rettungsmittel lebhaft ergriffene Frieden fand in Frankreich bald allgemeine Geltung und wurde auf zahlreichen Concilien in der Folge erneut und mehr ausgebildet. Bald wurde die Heiligkeit des Friedens auch auf die Adventszeit und die hohen Kirchenfeste ausgedehnt und übte auf die Entwickelung der Lebensverhältnisse in Frankreich den wohlthätigsten Einfluß. Nicht allein, daß er die Gewaltthaten, denen die unteren Volksklassen ausgesetzt waren, zu beschränken wußte, er begann auch das kriegerische Leben des Adels überhaupt zu disciplinieren. „Die Treuga Dei war ein glänzender Sieg, den die Ordnungsbestrebungen des Klerus über das unbändige und rohe Waffenleben des Adels davon trugen. Unter den Nachwirkungen dieses Erfolges hat sich dann das eigenthümliche französische Ritterthum mit seinen edleren und feineren Formen entwickelt, ist der Ritterstand als eine geschlossene Genossenschaft mit fester Gliederung unter nachweislicher Einwirkung der geistlichen Hierarchie entstanden." — Von Frankreich fand die heilige Sitte Eingang in Deutschland und Italien, in Spanien und England. Schon Heinrich III. suchte dem auf einem Reichstag in Konstanz erlassenen Friedensgebot im ganzen Reiche Geltung zu verschaffen; doch gebührt dem Erzbischof Sigiwin von Köln das Verdienst, den Gottesfrieden

in Deutschland begründet zu haben (1083). Nach seiner Verfügung, die bald in Lüttich, Münster und anderen Ländern nachgeahmt wurde, sollte nicht blos in den drei Tagen der Woche (Freitag, Sonnabend, Sonntag), sondern auch vom ersten Tage der Adventszeit bis nach Weihnachten und vom Beginne der Fasten bis acht Tage nach Pfingsten Niemand Waffen tragen und Gewaltthaten verüben. Kirchliche und weltliche Strafbestimmungen sollten dem heiligen Gebote Nachdruck verleihen. Zwar ist das Institut nicht, wie früher geglaubt wurde, unter die Reichsgesetze aufgenommen worden; aber die fränkischen Kaiser haben doch dasselbe nach besten Kräften zu fördern gesucht, wenn schon die Bischöfe wie die Urheber so die eigentlichen Hüter des Friedensgebotes gewesen zu sein scheinen. In England und Unteritalien wurde der „Friede Gottes" hauptsächlich unter dem Schutz der normannischen Fürsten begründet. Eine allgemeine Bedeutung aber erhielt die Treuga Dei, als das Oberhaupt der abendländischen Kirche sie für die ganze Christenheit als bindend aufstellte. Dies geschah zuerst durch Urban II. auf derselben Kirchenversammlung in Clermont, auf welcher der erste Kreuzzug beschlossen ward (§. 372). Dadurch sollte die ganze christliche Welt durch das Band des Friedens und der Versöhnung verbunden werden, um als ein geschlossenes Ganze gegen die Ungläubigen in den heiligen Kampf zu ziehen. Etwa drei Jahrzehnte später wurde der Gottesfriede, nachdem er noch auf einigen Concilien wiederholt worden war, in das kanonische Recht als allgemeines Kirchengebot aufgenommen und im J. 1179 von Alexander III. noch einmal in seinem ganzen Umfange bestätigt. Aber um diese Zeit hatte er bereits aufgehört, allgemeine Gültigkeit zu haben. Die Rechtsanschauungen hatten unter den neuen Zeitideen eine andere Gestalt angenommen; die Treuga Dei, die im elften Jahrhundert als letztes Rettungsmittel in Noth und Bedrängniß, als einzige Schutzwehr gegen einen Zustand wilder Anarchie von den hülfebedürftigen Völkern mit Begierde ergriffen worden, war am Ende des zwölften Jahrhunderts eine veraltete Einrichtung, die nur noch eine historische Bedeutung besaß. Andere kräftigere Friedensinstitute waren ins Leben getreten; die Waffenruhe von einigen Tagen und bestimmten heiligen Zeiten sollte durch einen allgemeinen, dauernden, durch einen ewigen Frieden ersetzt werden. In diesem Streben trafen die weltlichen Machthaber mit der Theokratie des Papstthums zusammen. Aber indem die Bestimmungen der Treuga in die neuen Friedensordnungen und Rechtsinstitute aufgenommen wurden, behielten sie auch noch später ihre Geltung. Noch im Sachsenspiegel werden gewisse Tage und Zeiten aufgeführt, die für alle Menschen Tage des Friedens sein sollten. Je mehr aber unter den Einflüssen des Faustrechts die Gemüther verwilderten, desto unzulänglicher waren die kirchlichen Friedensgebote; daher in den späteren Reichsfriedensgesetzen zur Unterdrückung des Fehdewesens derselben keine Erwähnung geschieht.

2. Die Slaven. (Vgl. §. 299.) Ostwärts von der Elbe lebten noch viele slavische Völkerschaften unter ihren Stammfürsten ohne weitere Verpflichtung, als Tribut zu geben und die Annahme der äußeren Formen des Christenthums zu geloben. Die bekanntesten und bedeutendsten waren die Sorben, Obotriten und Luitizen; zu ihrer Bewältigung hatten die sächsischen Kaiser Burgwarten und feste Städte an den Grenzen anlegen lassen und die Markgrafschaften Brandenburg, Thüringen (Meißen), Lausitz u. a. errichtet. Allein „die Art der Erwerbung dieser Länder durch die Waffen, die Härte, mit der die alten Einwohner gezwungen wurden, ihren heimischen geliebten Göttern zu entsagen, um sie gegen ihrer Unterdrücker Religion zu vertauschen, welche, tief vom Ursprunge herabgesunken, hauptsächlich die Abgabe des zehnten Theils der Früchte der Betriebsamkeit und des Schweißes ihrer Bekenner forderte, der Druck des Tributs an den König und die willkürlichen Erpressungen und, was am tiefsten schmerzte, der verächtliche Hohn, mit dem das fast zur Knechtschaft herabgewürdigte Volk wie seine Fürsten sich von den rauhen, habsüchtigen Kriegern behandelt sehen mußte, mit denen es als unehrlich sich durch Bande der Ehe nie zu Einem Volke vereinigen konnte: Alles dies mußte einen tief begründeten Haß erzeugen und konnte unmöglich, so lange die Nation noch Muth und Kraft hatte, einen Zustand sichern, welcher nur durch das Schwert gegründet war, nur durch Gewalt behauptet wurde." Wenn nun die Polen und Böhmen, die mit großem Widerstreben die Oberhoheit des deutschen Reichs anerkannten und von Zeit zu Zeit Versuche zu deren Abschüttelung machten, raubend und verheerend in die Ostmarken einbrachen, fanden sie Bundesgenossen und Freunde an den slavischen Ansiedlern. Den verheerendsten Einfall machten die Polen unter Mieczislaw (Miesko), wurden 1030.
aber nach einem zweijährigen blutigen Kriege wieder zur Lehns- und Tributpflichtigkeit gezwungen und an ihren westlichen Verbündeten, namentlich den am Heidenthum hängenden Luitizen

schwere Rache genommen. Unter Heinrich III. weigerte **Bretislaw**, der unternehmende und stolze Herzog von **Böhmen**, der einen glücklichen Feldzug gegen das zwieträchtige, zerrüttete Polen gemacht und viele Schätze und Beute weggeführt hatte, dem deutschen Reich den schuldigen Tribut und trug sich mit dem Plan, ein freies Slavenreich zu gründen. Von Prag aus hoffte er über Böhmen, Polen und Mähren zu herrschen und, mit der Königskrone geschmückt, dem deut-
1039 –1041. schen Kaiser als ebenbürtiger Herrscher gegenüberzutreten. Aber Heinrich machte drei erfolgreiche, wenn auch beschwerliche Feldzüge gegen Böhmen und zwang den Herzog zur Huldigung und zur Entrichtung von Geißeln und Tribut. Barfuß und im Büßergewand warf sich Bretislaw dem König in Regensburg zu Füßen, gab ihm die herzogliche Fahne Böhmens zurück, entsagte seinen polnischen Eroberungen und den königlichen Ehren. Heinrich versöhnte sich mit ihm und die Milde, die er dem demüthigen Fürsten bewies, knüpfte diesen auf immer durch die Bande der Dankbarkeit an das deutsche Kaiserhaus. In den unruhigen Zeiten Heinrichs IV. hielten die Böhmen treu zu dem Kaiser und bildeten den Kern seines Kriegsvolks wider seine Feinde, schändeten aber ihren Namen durch Grausamkeit und Raubsucht. Zur Belohnung ihrer Verdienste verlieh Heinrich IV. dem Herzog Wratislaw den **Königstitel** (i. J. 1086). Unter seinen zwieträchtigen Söhnen gerieth Böhmen während Heinrichs V. Regierung in große Verwirrung.

Heinrich III. 1039–1056. §. 355. Konrad's Sohn **Heinrich III.** („**der Schwarze**") war ein Mann von hoher Kraft, unter dem Deutschland seine größte Ausdehnung, die Kaiserwürde ihr höchstes Ansehen hatte. Ausgerüstet mit denselben Tugenden, die den Vater zierten, mit Seelenstärke, scharfem Verstand, Gerechtigkeitsliebe und persönlichem Muthe, trug er auch dasselbe stolze Gefühl von der Größe und Herrlichkeit der Kaisermacht in seiner Seele, war er auch von demselben mächtigen Trieb durchdrungen, sie ungeschwächt seiner Nachkommenschaft zu hinterlassen. Er befestigte die deutsche Lehnherrlichkeit über **Böhmen** (§. 354), verhalf dem flüchtigen Herzog **Kasimir**, aus dem Geschlechte der **Piasten**, zur Wiedererlangung seines väterlichen Herzogthums **Polen** unter der Oberhoheit des Reichs und zwang durch eine Reihe von Feldzügen und durch den glorreichen
Juli 1044. Sieg unweit der Raab die **Ungarn**, die unter der Führung des kriegerischen und gewaltthätigen **Aba** den König **Peter** zur Flucht gebracht und die alten Raubzüge erneuert hatten, den vertriebenen König wieder auf den Thron des
1045. heiligen Stephan, seines Oheims, zurückzuführen. Dieser ließ Aba enthaupten, stellte Ungarn unter den Schutz und die Lehnspflicht des deutschen Reichs und gestattete, daß der südwestliche Theil des Landes dem babenbergischen Beherrscher der **Ostmark** (Oesterreich) verliehen ward. — Wie Heinrich durch sein gutes Schwert die äußeren Feinde zügelte und zu Gehorsam und Lehnspflicht zwang, so wußte er auch den unbotmäßigen und trotzigen Geist der Großen des Reichs zu bändigen. Zu dem Zweck griff er im Anfang seiner Regierung den väterlichen Plan wieder auf, eine **kaiserliche Erbmonarchie** zu gründen und die Herzogthümer in den deutschen Landen mit der königlichen Gewalt zu vereinigen oder ganz von derselben abhängig zu machen. Deshalb besetzte er die erledigten Herzogthümer längere Zeit entweder gar nicht, oder verlieh sie an nicht einheimische, ihm ergebene Edelleute, wodurch die Erblichkeit derselben verhindert ward. So wurde das Herzogthum unter ihm nur ein Schattenbild des alten Stammfürstenthums; denn die Fremdlinge, die er als Herzöge über die Provinzen seines Reichs einsetzte, waren nur dienstwillige Diener des Königs. Aber diese Maßregel verwickelte den Kaiser in eine Reihe Fehden, die mit einigen Unterbrechungen und vorübergehenden Erfolgen seine ganze Regie-

rungszeit durchzogen und seine größeren Pläne und Unternehmungen oft hemmten und fesselten.

Als Herzog Gozelo von Lothringen starb, theilte Heinrich das Land unter dessen zwei Söhne, zog sich aber dadurch die Feindschaft des thatkräftigen und bisher dem Kaiserhause treu ergebenen Gottfried des Bärtigen von Oberlothringen, des ältesten der Söhne, zu, der das ganze Erbe des Vaters in Anspruch nahm. Nach einem unglücklichen Kampfe wurde Gottfried auf einem Fürstentage des Abfalls und Verraths für schuldig erkannt und nach dem Schloß Gibichenstein in Haft gebracht. Er demüthigte sich bald und erhielt sein getheiltes Erbe zurück, aber nicht das Herzogthum Niederlothringen, mit welchem der Kaiser vielmehr ein Glied des gegnerischen Hauses Luxemburg belehnte. Diese Kränkung konnte Gottfried nicht verwinden. Als der Kaiser mit den Anliegen Ungarns beschäftigt war, wo Peter von den aufständischen Magyaren geblendet und vertrieben und unter dem neuen König Andreas das Heidenthum vorübergehend hergestellt und die Verbindung mit Deutschland zerrissen ward, erhob Gottfried im Verein mit den Grafen Balduin von Flandern, Dietrich von Holland und andern lothringischen Großen abermals die Fahne der Empörung, zerstörte die Kaiserburg zu Nymwegen und die Kirche von Verdun und machte durch wilde Verheerungen seinen Namen zum Fluch und Abscheu aller Frommen. Da zog Heinrich wider die Aufständischen ins Feld; in den sumpfigen Mündungen des Rheins, der Maas und der Schelde sah man das Reichsbanner wehen, um die ungehorsamen Lehnsfürsten zum Frieden und zur Unterwerfung zu zwingen. „War Heinrich die glänzendste Personification der kaiserlichen Idee, so stellte sich in Gottfried dagegen in seiner ganzen starren und zähen Kraft jenes alte Fürstenthum dar, welches einst schon der Begründung des Reichs den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt hatte." Aber mit der Acht des Reiches und dem Bann der Kirche belegt und von dem siegreichen Schwert des Kaisers bedrängt, gab Gottfried seine Sache verloren; er unterwarf sich auf Gnade und Ungnade und versöhnte sich mit der Kirche durch harte Bußübungen. Auch Balduin stand vom Kampf ab und demüthigte sich, als sein Waffengenosse Dietrich im Feldstreit erlegen war. Erst gegen das Ende seines Lebens setzte Heinrich die besiegten Fürsten wieder in ihre Länder und Ehren ein. Durch seine Vermählung mit Beatrix, der reichen Markgräfin von Tuscien, war Gottfried bei dem Tode des Kaisers der mächtigste Fürst. Die glänzende Stellung, die ihm diese Heirath jenseit der Alpen bereitete, benutzte er, um die Tendenzen Clugny's, denen sein Haus ergeben war, auf dem Stuhle Petri zu schützen. Um Weihnachten des J. 1069 starb er in Verdun. — Auch Herzog Konrad von Bayern wurde seiner Würde entsetzt und mit der Acht belegt; er floh zu Andreas von Ungarn und rächte sich für die Schmach, indem er an der Spitze wilder Gesellen die Ostländer des Reiches verheerte. Er starb in der Verbannung, nachdem die Fürstenverschwörung, die Bischof Gebhard von Regensburg, Heinrichs Oheim, mit einigen süddeutschen Großen zur Ermordung des Kaisers und zur Rückführung des Herzogs gebildet hatte, gescheitert und mit der Haft der Schuldigen bestraft war. Graf Welf, der letzte vom Mannstamm dieses berühmten Geschlechts, dem Heinrich das Herzogthum Kärnthen mit Verona übertragen, hatte kurz vor seinem Tod aus Reue die Verschwörung verrathen. So gefürchtet war die Gewalt Heinrichs III., daß die Gegner keinen offenen Kampf mehr wagten, sondern zu den unheimlichen Waffen des im Finstern schleichenden Verraths griffen.

[Margin: 1044. — 1047. — 1049. — 1053.]

Aus allen Handlungen des Kaisers ging hervor, daß die Begründung einer Universalmonarchie, die Alleinherrschaft über die abendländische Welt das Ziel seines Lebens sei. Als die dänische Gattin Gunhild (Kunigunde) in der Blüthe der Jahre dahin geschieden war, führte Heinrich Agnes von Poitiers, die schöne, gebildete und reiche Erbin von Aquitanien, als Gemahlin heim und feierte mit ihr ein glänzendes Beilager in Ingelheim. Durch diese Ehe hoffte er nicht nur seine Macht in Italien und Burgundien fester zu begründen, sondern auch den König von Frankreich in eine abhängige Stellung zu bringen, die Hoheit des deutschen Reiches eben so nach Westen wie nach

[Margin: 1043.]

Osten aufzurichten. In diesem Streben fand er eifrige Stützen in dem mächtigen und einflußreichen Orden von Clugny, der an des Kaisers Frömmigkeit und christlicher Gesinnung Gefallen hatte und mit seiner Hülfe die Kirche des Abendlandes von den herrschenden Lastern und Gebrechen der Simonie und des Nicolaitismus zu befreien hoffte.

Unter Simonie verstand man den Wucher mit geistlichen Stellen, alles Kaufen und Verkaufen kirchlicher Aemter und Würden wodurch die Wahl, Belehnung und Weihe selten an die Würdigen kam, häufig an die Untauglichsten, wenn sie zugleich die Meistbietenden waren; unter Nicolaitismus alle fleischlichen Vergehungen des Klerus gegen die Gebote der Keuschheit, „von der durch die weltlichen Gesetze und die Sitten erlaubten Ehe hinab bis zu den widernatürlichsten Verirrungen der Sinnlichkeit". Der Kaiser selbst hielt sich unbefleckt von dem Pfründenwucher, der besonders in Italien und in Südfrankreich ohne alle Scheu betrieben wurde; nie hat er sich durch Verkauf geistlicher Stellen bereichert, aber voll wahrer Frömmigkeit stets für die Bedürfnisse und den Unterhalt der Geistlichen thätige Sorge getragen. In Rom hatten diese als ketzerisch bezeichneten Laster ihren Hauptsitz, besonders unter Benedict IX., der schon als Knabe den päpstlichen Stuhl erlangt hatte. „Kein Verbrechen gab es, dessen man ihn nicht mit Recht bezüchtigte. Raub, Mord, Unzucht verübten er und sein Geschlecht, die Grafen von Tusculum, ungescheut und ungestraft an dem römischen Volke; auf dem Wege nach den heiligen Stätten plünderte man die Pilger; an den Gräbern der Märtyrer riß man ihnen die dargebrachten Spenden mit gezückten Schwertern aus der Hand. Rom war zu einer Mördergrube geworden." Das Volk verlor
1044. endlich die Geduld. Benedict wurde durch einen Aufstand vertrieben und Sylvester III. an seine Stelle erhoben; aber schon nach sechs Wochen kehrte Benedict zurück und nahm aufs Neue Besitz vom Lateran, doch nur, um sein hohes Amt im nächsten Jahr um tausend Pfund
1045. Silber an Gregor VI. durch einen Kaufvertrag abzutreten. Ein Aergerniß ging durch die ganze Christenheit über solche Schmach; und da Benedict seinen Handel bereute und auch Sylvester nicht zurücktrat, so hatte Rom drei Päpste.

§. 356. So war der Zustand, als Heinrich auf seinem ersten Römerzug in Italien eintraf. Unter seinem Schutze trat eine Kirchenversammlung zuerst in Sutri, dann in Rom zusammen, welche die drei simonistischen Päpste absetzte und einen deutschen Bischof, Suidger von Bamberg, trotz seines Sträubens, als Clemens II.
1046. mit der Tiara schmückte. Von ihm wurde dann die Kaiserkrönung an Heinrich und Agnes in der Peterskirche vollzogen. In Rom herrschte darüber eine so allgemeine Freude, daß Klerus und Volk dem Kaiser freiwillig das Recht darboten, über den Stuhl Petri zu verfügen durch den Beschluß, daß fortan kein Papst ohne den Willen des Kaisers gewählt und geweiht werden solle. Nach-
Jan. 1047. dem auf der Synode zu Rom durchgreifende Beschlüsse gegen Simonie gefaßt, der Verkauf geistlicher Stellen und Würden mit dem Kirchenbann bedroht und dann eine Reihe erledigter Bisthümer in Italien und Deutschland mit deutschen Geistlichen besetzt worden, zog Heinrich nach Unteritalien, wo er den treugesinnten Lombardenherzog Waimar von Salerno und seine normannischen Bundesgenossen mit Campanien und Apulien belehnte (§. 339), und kehrte dann nach Deutschland zurück. In seinem Gefolge befand sich Papst Gregor, der im folgenden Jahre in Köln starb. Aber noch früher verschied in einem
Octbr. 1047. apenninischen Kloster Clemens II., der im schönen Italien nie das Bamberger Heimathland vergessen konnte. Benedict eilte nach Rom, um auf's Neue das Pontificat zu gewinnen; man beschuldigte ihn sogar, er habe Clemens durch Gift aus der Welt schaffen lassen; allein bald traf der vom Kaiser ernannte neue Papst Damasus II., ein bayerischer Prälat, ein, und als dieser schon

einige Monate nachher gleichfalls ins Grab sank, bestieg Heinrichs Blutsverwandter, Bischof Brun von Toul, ein kenntnißreicher, beredter Mann von strenger Sitte und gläubigem Sinn, unter dem Namen Leo IX. ohne Widerstand den Stuhl Petri. Durch ihn wurde das Papstthum in die engste Verbindung mit dem Kaiserthum gebracht. † Aug. 1048. 1049.

Klerus und Volk in Rom waren zufrieden, daß Heinrich über den päpstlichen Stuhl verfügte wie über die deutschen Bisthümer; denn Niemand war eifriger beflissen als er, die Kirche von der Simonie zu reinigen und Alles zu beseitigen, was Aergerniß geben konnte. Der Glanz, der durch seine Reformthätigkeit der Kirche verliehen ward, sollte auf das Kaiserthum zurückstrahlen und die abendländische Welt seinem Scepter dienstbar machen. Im Gefolge des neuen Papstes, der im demüthigen Pilgerkleide in die heilige Stadt einzog und sich einer Wahl unterwarf, befand sich der Mönch Hildebrand, der den Papst Gregor als Kaplan nach Deutschland begleitet hatte und nun nach Rom zurückkehrte, wo er bald den größten Einfluß gewann. Wie Leo IX. in Italien, so wirkte gleichzeitig Adalbert von Bremen im Norden für die Interessen des Kaisers. Stolz auf die großen Erfolge seiner Heidenbekehrungen unter den Slaven und Wenden der Nord- und Ostseeländer, ging der hochstrebende Prälat mit dem Gedanken um, das Erzstift Bremen-Hamburg zu einem Patriarchat für den gesammten Norden zu erheben und somit durch die Kirche Heinrichs III. Macht und Hoheit auch in den skandinavischen Reichen zur Anerkennung zu bringen.

Nach fünfjähriger thatkräftiger Regierung starb Leo IX. Die Kirche zählte ihn mit Recht unter die Zahl ihrer Heiligen. „Denn er war es, der die erstorbenen Kräfte des Papstthums zu neuem Leben erweckte, der zuerst der Welt wieder die hohe Bedeutung der römischen Kirche vor Augen stellte.“ Eine Gesandtschaft, Hildebrand an ihrer Spitze, begab sich zum Kaiser und bat ihn abermals, „wie die Knechte ihren Herrn“, um einen frommen Oberhirten. Gebhard von Eichstädt, gleichfalls ein deutscher Prälat, wurde unter dem Namen Victor II. Leo's würdiger Nachfolger. Im nächsten Jahr unternahm Heinrich seine zweite Romfahrt und erneuerte den alten Freundschaftsbund mit Victor. Um sich seines Raths noch ferner zu bedienen, rief er ihn bald darauf über die Alpen nach Goslar, seiner Lieblingsstadt, die er durch Erbauung des Domes und einer königlichen Pfalz zu einem würdigen Herrschersitz zu machen beflissen war. In seiner Gegenwart starb der Kaiser in seiner Burg Bodfeld auf den Höhen des Harzes, im neun und dreißigsten Lebensjahr, ein gewaltiger Herrscher, vor dessen Macht und Willen sich das Abendland mit Ehrfurcht gebeugt hatte. Nie hat das deutsche Reich eine so imponirende Stellung eingenommen, als unter ihm. Im Süden erstreckte sich sein Scepter über Burgundien und Italien, im Westen über Lothringen und die Niederlande bis zur Nordsee, im Osten erkannten die Ungarn, Böhmen und Polen die kaiserliche Oberlehnsherrlichkeit an; im Norden waren die Könige von Dänemark getreue Vasallen des Kaisers; Frankreich zitterte vor seiner Macht, der König der Angelsachsen hielt seine Flotte bereit, um ihn gegen die Rebellen zu schützen; selbst das christliche Spanien fürchtete für seine Freiheit. „Rings um den erhöhten Thron des Franken standen die Könige des Abendlandes in gebeugter Stellung.“ Neun Monate später erlag auch der Papst Victor der Sommerhitze des Südens, der letzte Kirchenfürst deutscher Abkunft, der das Heil der Welt in der Verbindung und gegenseitigen Unterstützung von Kaiserthum und Papstthum erblickte. Heinrich III. hatte sich mit großen Entwürfen getragen. „Es galt ihm, das Abendland unter sein Scepter zu beugen, die lateinische Christenheit rings zu

19. April 1054. 1055. 5. Octbr. 1056. 28. Juli 1057.

umfrieden", — daher er auch dem heiligen Gottesfrieden der Kirche durch strenge Gebote des Landfriedens fördernd entgegenkam — „eine allgemeine Reformation der Kirche durchzuführen, unter dem Schutz des Kaiserthums staatliches und geistliches Recht überall in Geltung zu setzen". Aber diese großartigen Entwürfe und Ideen, an deren Verwirklichung er sein ganzes Leben lang mit der größten Thatkraft und Hingebung gearbeitet, sanken mit ihm ins Grab. Ein sechsjähriges Kind, das bereits gewählt und gekrönt war, überkam den verwaisten Herrscherthron.

Aber wie viele Früchte auch unter den Stürmen der folgenden Regierung unreif abfielen, so war doch die Macht der fränkischen Kaiser ein großer Segen für das deutsche Volk. „Erst unter dem Kaiserthum waren die Deutschen zu einem einigen Volke geworden," sagt Giesebrecht. „Die Stammesunterschiede waren nicht verwischt, sondern zu einer reicheren und in sich völligeren Einheit gemischt, und verwuchsen immer mehr in dieselbe. Der Sachse und Franke, der Schwabe und Bayer wußte jetzt, daß er vor Allem ein Deutscher war. So fremd der Name dem zehnten Jahrhundert noch blieb, so geläufig wurde er dem elften. Und dieser Name gewann sogleich den schönsten und vollsten Klang; er bezeichnete das Volk der Macht, das Volk, bei dem die Entscheidung der Dinge stand, das Volk der Völker."

b) Die Zeiten des Investiturstreits.

Heinrich IV. 1056—1106. §. 357. **Heinrich IV.** Heinrichs III. Sohn war Heinrich IV., ein hochbegabter, kluger Knabe, über den anfangs seine verständige Mutter Agnes die Vormundschaft und die damit verbundene Reichsverwesung führte. Aber das weibliche Regiment war zu schwach für die schwierigen Verhältnisse. Die weltlichen und geistlichen Fürsten, ungeduldig des Zwanges, den Heinrichs kräftiger Arm ihnen auferlegt, brachen in Fehden und Gewaltthaten aus und bedrängten die Anhänger der Kaiserin. Ordulf der Billunge von Sachsen und sein Bruder Hermann verheerten die Güter und Schlösser des Erzbischofs Adalbert von Bremen, eines getreuen Dieners des kaiserlichen Hauses, und trotzten ihm große Lehen ab; Günther von Bamberg, ein leutseliger, kluger und schöner Prälat, bekriegte den Bischof Heinrich von Augsburg, den Vertrauten der Kaiserin; und Rudolf von Rheinfelden, den Agnes mit dem Herzogthum Schwaben belehnte und durch Familienbande an das Herrscherhaus zu fesseln bemüht war, wurde von Berthold von Zähringen, der sich auf die herzogliche Würde Hoffnung gemacht, und von den Grafen von Zollern befehdet. Auch in Ungarn erlag König Andreas, mit dessen Sohn Salomo die Kaiserin ihre zweite Tochter verlobt hatte, den Waffen seines Bruders Bela, als dieser mit polnischem Kriegsvolk einrückte und das deutsche Reichsheer trotz des tapfersten Widerstandes in der Feldschlacht überwand. Andreas selbst, ein hochbetagter Herr, fand nach muthigem Kampf im Getümmel der
1060. Schlacht ein trauriges Ende. Seitdem sank das Ansehen der Deutschen in den Ostländern, um dieselbe Zeit, da durch den kühnen Geist des Cardinals Hildebrand die kaiserlichen Hoheitsrechte in Italien von der römischen Curie erschüttert wurden. Aus Kummer über die Stürme, die von allen Seiten den Kaiserthron umtobten, legte Agnes das fürstliche Gewand ab und nahm den Schleier der Klosterfrauen; sie wollte dadurch andeuten, „daß ihr Regiment nicht durch Antrieb persönlichen Ehrgeizes, sondern lediglich durch die Pflichten
1061. der Mutter und das Wohl des Reiches bestimmt sei". Zugleich setzte sie Otto

von Nordheim, aus einer alten Familie Sachsens, deren Stammburg bei Göttingen lag, zum Herzog von Bayern ein, in der Hoffnung, in dem tapfern und reichen Grafen eine Stütze zu finden. Aber diese Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen. Schon im nächsten Jahr trat Otto mit dem Erzbischof Hanno von Köln und mit dem kühnen Eckbert von Braunschweig in Verbindung, um der Kaiserin die Regentschaft zu entreißen; Hanno, ein ehrgeiziger, kraftvoller Prälat, traute sich die Fähigkeit zu, die Reichsverwesung mit größerem Geschick zu führen als die sanfte Agnes. Seitdem Pfalzgraf Heinrich von Andernach, ein Verwandter Gottfrieds von Lothringen, der „wie ein wüthender Eber" die erzbischöflichen Länder verwüstete, von plötzlichem Wahnsinn erfaßt seine Gemahlin mit der Streitaxt erschlagen und dann seine Tage im Kloster beschlossen hatte, war Hanno der einflußreichste Fürst Deutschlands. Als die Kaiserin mit ihrem zwölfjährigen Sohne die Osterzeit auf der lieblichen Rheininsel St. Swibertswerth, jetzt Königswerth genannt, verbrachte, 1062.
wurde bei einem Besuche, den die Verschworenen der Regentin abstatteten, der junge Heinrich durch List vom Hoflager auf ein schönes Schiff des Erzbischofs gelockt, das alsbald absegelte. Erschreckt sprang der Knabe in die Fluthen des Rheins, aber Eckberts kräftige Arme entrissen ihn den Wellen. Mit Mühe wurde der Widerstrebende beruhigt und nach Köln entführt, aber nie vergaß er dieses Tages. Und nicht blos Heinrich und seine tiefgekränkte Mutter waren empört über diese ruchlose That; viele Fürsten und Bischöfe grollten dem stolzen Emporkömmling, welcher sich die Vormundschaft über den König und die Reichsregierung so gewaltthätig angemaßt. Besonders beneidete der Erzbischof Siegfried von Mainz den Kölner Prälaten um die Würde, auf die er selbst ein älteres Anrecht zu haben glaubte. Dennoch behauptete sich Hanno in seiner Stellung und wußte durch kluges Benehmen die Zahl seiner Anhänger zu mehren. Selbst in Italien fand er Gönner, da er in der streitigen Papstwahl zwischen Alexander II. und dem Bischof Cadälus (Honorius II.) eine versöhnliche Haltung annahm, während der Mainzer Erzbischof der Reformpartei der Cluniacenser, wozu Alexander und Hildebrand gehörten, lange widerstrebte. Dagegen verstand Hanno nicht die Kunst, sich die Liebe des jungen Königs zu erwerben. Der Freimuth und die Strenge, womit er die Neigungen und Triebe desselben bekämpfte, sowie sein Bestreben, das Kaiserthum durch die Macht der Fürsten und Bischöfe zu beschränken, mißfielen dem durch Schmeichelei verwöhnten Jüngling; um so größeres Gefallen fand dieser an dem Erzbischof Adalbert von Bremen, der in seinem Wesen wie in seinen Ansichten den Gegensatz zu Hanno bildete, der ebenso nachgiebig und schmeichelnd war, wie der andere hart und schonungslos; der eben so stolz auf seine vornehme Herkunft und feine Bildung blickte, als Hanno sich rühmte, durch eigene Kraft emporgestiegen zu sein, und der eben so eifrig die Kaisergewalt im Sinne Heinrichs III. auf Kosten der Fürstenmacht zu heben bemüht war, wie der Kölner Erzbischof das entgegengesetzte Ziel verfolgte. Nur in Einem Streben waren Beide einig; Jeder suchte seinen Einfluß bei dem König und die Reichsverweserstelle zu benutzen, um sich und seine Freunde, Verwandten und Anhänger zu erhöhen und mit Staatsämtern, Kirchenwürden und Reichsgütern zu bereichern und vor Allem, um sein Erzstift mit Macht und Glanz zu umgeben. Wie Hanno Köln zum

deutschen Rom erheben wollte, so Adalbert sein Bisthum Bremen-Hamburg zu einem Patriarchat des Nordens.

„Die gewohnten Pflichten ihres bischöflichen Amtes haben Beide nie versäumt," bemerkt Giesebrecht; „sie predigten in erbaulicher Weise; sie lasen die Messe mit der tiefsten Devotion und liebten, sie mit unglaublicher Pracht zu halten; sie beeiferten sich in guten Werken, indem sie Klöster und Probsteien gründeten, Arme und Pilger aufnahmen und ihnen dienten. Die Sorge für die Mission hat Adalbert bis in seine letzten Tage beschäftigt; auch unter den drängendsten Geschäften des Hofs gedachte er stets der Missionsbischöfe, welche er bis nach Island hin aussandte und mit Rath und That zu unterstützen nicht ermüdete. Sein äußerer Lebenswandel war ebenso unsträflich wie der des Kölner Erzbischofs. Beide hielten sich keusch und nüchtern; sie blieben es mitten unter den Genüssen des Hoflebens. Im Kreise seiner Schmeichler ließ Adalbert den Wein reichlich umgehen, er selbst stand oft ohne Trunk vom Mahle auf."

So verschieden geartete Naturen konnten nicht lange auf gleicher Stufe neben einander stehen. Bald nach dem Feldzuge, den Heinrich in Begleitung
1063. von Adalbert und unter der Führung Otto's von Nordheim nach Ungarn unternahm (wo nach Bela's plötzlichem Hinscheiden der junge Salomo, des Königs Schwager, durch die Waffen der Deutschen auf den Thron gesetzt ward), schwand Hanno's Einfluß auf die Reichsgeschäfte mehr und mehr, besonders als er auf
Pfingsten 1064. der Kirchenversammlung zu Mantua einen Beschluß unterstützte, welcher die kaiserlichen Hoheitsrechte über Rom verkürzte. Bald nach seiner Rückkehr er-
1065. reichte die vormundschaftliche Regierung ihr Ende, indem König Heinrich, um Ostern zu Worms feierlich mit dem Schwerte umgürtet und für mündig erklärt, die Zügel der Regierung in die eigene Hand nahm, obgleich er erst fünfzehn Jahre zählte. Von nun an behauptete Adalbert die erste Stelle im Rathe des Königs und verdrängte bald jeden anderen Einfluß, zumal da um dieselbe Zeit Agnes sich in das Kloster der heil. Petronella in Rom zurückzog. Deshalb hintertrieb er auch die anfangs beabsichtigte Romfahrt Heinrichs, damit nicht Hanno oder Herzog Gottfried neue Macht gewännen; und doch wäre der Zug und die Krönung zur Herstellung des sinkenden Autorität des Kaisers so zweckmäßig gewesen!

§. 358. Als Rathgeber und Günstling des jungen Königs suchte Adalbert die Leidenschaften seiner Seele, Herrschsucht, Habgier und Eitelkeit, auf alle Weise zu befriedigen. Es war, als ob das Glück alle besseren Eigenschaften in ihm getilgt hätte. Sein glänzendes Hofleben und seine kostspielige Baulust verschlangen die Einkünfte des Stifts und führten zu drückender Besteuerung; Schmeichler und Schmarotzer umgaben ihn und nährten seinen Stolz und seine Eitelkeit. Und alle diese Untugenden gingen auch auf den jungen König über, dessen ganzes Vertrauen er besaß und in dessen Nähe nur Anhänger und Geschöpfe des Erzbischofs geduldet wurden. Als endlich seine „Alleinherrschaft voll offenbarer Tyrannei" unerträglich ward und er seine Stellung mehr und mehr mißbrauchte, um sich durch königliche Schenkungen die einträglichsten Pfründen
Januar 1066. und Kirchengüter übertragen zu lassen, stellten die auf dem Reichstag in Tribur versammelten geistlichen und weltlichen Fürsten die dringende Forderung an Heinrich, den Günstling vom Hofe und von den Reichsgeschäften zu entfernen. Und wie tief auch die unwürdige Behandlung den jungen König verletzte, Adalbert mußte mit seinen Getreuen in der nächsten Nacht die Hofburg räumen und in

sein Bisthum zurückkehren, während die Fürsten das Reich bestellten; ja so weit gingen sie in der Anmaßung und Herrschsucht, daß sie noch in demselben Jahr den König nöthigten, sich mit **Bertha**, der ihm von seinem Vater in der Kindheit verlobten Tochter der Markgräfin von Turin (Susa), zu vermählen. Es ist nicht zu verwundern, daß diese Unbilden einen schlimmen Eindruck auf Heinrich hervorbrachten; er, der gerne mit jugendlichen Genossen in einem freien Jagd- und Waffenleben sich bewegte, sah sich nun gleichsam auf's Neue unter Vormundschaft gestellt, wie einen Gefangenen behandelt; und seiner Neigung für Liebschaften und schöne Frauen sollte durch die frühzeitige Verheirathung eine Schranke gesteckt werden. Diese Eindrücke erzeugten Mißtrauen und Verstellung in seiner Seele und erfüllten ihn mit einer unüberwindlichen Abneigung gegen die aufgezwungene Gemahlin. Bertha war jung, wohlgebildet, von unsträflichem Wandel und liebte den König, dieser gönnte ihr jedoch nur den Antheil am Thron, vermied aber jede eheliche Gemeinschaft. Er sah in ihr nur die Genossin seiner Dränger und wünschte nichts sehnlicher, als durch eine Ehescheidung von dem verhaßten Joch befreit zu werden. Der mit den Jahren wachsende Hang zu Muthwillen und geschlechtlichen Ausschweifungen machte ihm den Zwang immer unerträglicher, so daß er bei dem Erzbischof von Mainz auf Scheidung antrug. Dieser, gewonnen durch die Aussicht auf den Zehnten in Thüringen, den er eben so eifrig begehrte, als die Einwohner ihn weigerten, war nicht abgeneigt, den Wünschen des Königs zu willfahren; aber der päpstliche Legat Petrus Damiani, ein eifriger Vorkämpfer sittlichen Lebens, hintertrieb durch Androhung schwerer Kirchenstrafen das ungerechte Vorhaben, über das sich ein allgemeiner Unwillen bei Hoch und Niedrig kund gab. Mit der Zeit versöhnte sich Heinrich mit seiner Gattin, und sie blieb ihm ein treues Weib durch das ganze Leben.

Juli 1066.

1069.

§. 359. **Heinrich in Sachsen.** Die Entfernung des Erzbischofs Adalbert vom Hoflager war der Anfang trüber Zeiten für Deutschland. Während Heinrich in der kaiserlichen Pfalz zu **Goslar** mit seinen Genossen ein leichtfertiges Leben führte, erhob der alte Markgraf Dedi von der Ostmark im Bunde mit mehreren sächsischen und fränkischen Herren die Waffen des Aufruhrs, um dem König Lehen abzutrotzen; ihre Anschläge, von Dedi's eigenem Sohn verrathen, wurden durch Heinrichs rasches Einschreiten vereitelt. Die Schuldigen flehten reumüthig um Gnade, die ihnen auch zu Theil ward. Aber der junge Dedi fiel bald darauf durch die Hand eines Meuchelmörders, den seine leidenschaftliche Stiefmutter Adela wider ihn gedungen haben soll. Zu gleicher Zeit wiederholten die Billunger, vor Allen der junge Herzog **Magnus**, ihre feindlichen Angriffe wider das Erzstift Bremen. Sie verheerten das Land und trieben den Erzbischof in die Flucht. Von Kummer niedergebeugt, erkaufte er sich Frieden durch die Abtretung von tausend der Bremer Kirche gehörigen Gehöften. Dadurch sank das prächtige Patriarchat des Nordens, an dessen erträumter Herrlichkeit sich die Phantasie des stolzen Kirchenfürsten geweidet, in Trümmer. Die Wenden, besonders die Obotriten in Mecklenburg, erschlugen die Missionare und Priester, steinigten den Abt von Ratzeburg nebst achtundzwanzig Mönchen und brachten das abgeschlagene Haupt des Bischofs

Johannes ihrem Götzen Radegast als Opfer dar. Adalbert mußte noch kurz vor seinem Ende (1072) erleben, daß die Obotriten Hamburg überfielen und in Asche legten, daß sie Nordalbingien in eine Einöde verwandelten, daß sie die Lehnsleute der Bremer Kirche niedermachten oder in Gefangenschaft fortschleppten. — Im Erzstift Trier wurde der neue Bischof Konrad, ein Neffe Hanno's, weil er ohne Wahl in seine Würde eingesetzt worden, auf Anstiften des Burgvogts Dietrich auf der Reise überfallen und in einen tiefen Abgrund gestürzt; und in Italien gingen, da die im Frühjahr 1067 beschlossene Romfahrt und Krönung Heinrichs abermals unterblieb, die kaiserlichen Hoheitsrechte über die Normannen und das Papstthum vollends verloren. Hatte schon Gottfried,
Weihnachten 1069. der um diese Zeit zu Verdun starb, die Macht des apostolischen Stuhles befördert, so geschah dies noch mehr durch die Markgräfin **Mathildis**, die Tochter seiner Gemahlin Beatrix aus erster Ehe. Obwohl vermählt mit **Gottfried dem Höckerigen** von Niederlothringen, dem Sohn und Erben ihres Stiefvaters, blieb sie doch stets in Italien, während der Herzog an seiner deutschen Heimath hing.

Aber noch schlimmere Tage standen bevor. Um Pfingsten 1070 wurde **Otto von**
1070. **Nordheim** des Hochverraths angeklagt. Der bayerische Herzog, eben so ehrgeizig, gewaltthätig und rücksichtslos als tapfer, entschlossen und klug, und in allen Fällen von zweifelhafter Treue, war schon lange dem König, der ihm wie dem Erzbischof Hanno den Schreckenstag von Königswerth nie vergaß und nie verzieh, ein Gegenstand des Hasses und Mißtrauens geworden. Er schenkte daher gerne den Einflüsterungen feindlich gesinnter Edlen und der Aussage eines übel beleumundeten Ritters, daß Otto dem König nach dem Leben trachte, Glauben, und ließ ihn auf einem Fürstentag zu Goslar, trotz der unerwiesenen Anklage, verurtheilen. In Folge dieses Spruchs wurde Otto mit der Reichsacht belegt und seines Herzogthums wie seiner Reichslehen und Allodien beraubt. Und um sein Rachegefühl zu befriedigen, betheiligte sich Heinrich selbst an der Vollstreckung. Er zerstörte seine Burg Hanstein an der Werra, verwüstete seine Besitzungen in Sachsen und zwang die Verwandten und Freunde, ihm Geißeln zu stellen. Das Herzogthum Bayern verlieh er darauf dem jungen **Welf**, dem reichen Sohne des Markgrafen Azzo von Este, auf den sich der Name und die Macht des Welfengeschlechts vererbt hatte. Welf war Otto's Schwiegersohn, aber er schickte die Tochter dem Geächteten zurück, als er sich um die herzogliche Fahne von Bayern bewarb. Tief verletzt über diese Härte, zog sich Otto in den Thüringerwald, sammelte eine große Schaar verwegener Gesellen um sich und verheerte die königlichen Kammergüter und die Besitzungen der geistlichen Herren, die zu Heinrich hielten. Zu ihm stand der sächsische Herzog **Magnus**, der Billunge, Adalberts größter Gegner. Fast ein ganzes Jahr dauerte der
1071. Empörungskrieg. Da demüthigte sich Otto und erhielt auf Verwendung Adalberts und Hanno's einen Theil seiner Güter zurück. Sein Ankläger (Egino) wurde zwei Jahre später als Räuber geblendet und suchte dann bettelnd sein Brod. Magnus dagegen wurde noch länger in Haft gehalten. Selbst Rudolf von Rheinfelden, ein naher Verwandter Heinrichs, wurde von der Umgebung des Königs hochverrätherischer Pläne beschuldigt und entging einem ähnlichen Schicksal nur dadurch, daß er sich vom Hofe fern hielt und den Vorladungen nicht Folge leistete, bis es der Kaiserin Agnes gelang, eine Versöhnung zu bewirken.

In diesem Verfahren Heinrichs gegen die drei mächtigsten Herzöge erblickte man die doppelte Absicht, die Reichsfürsten wieder in die frühere Abhängigkeit vom Königthum zu drängen, und das unruhige Volk der Sachsen, das die ehemalige Machtstellung noch nicht vergessen hatte und stets mit Neid und Mißtrauen auf die fränkischen Herrscher blickte, zum Gehorsam zu zwingen. Nicht die Herzöge und andere angesehene Fürsten wurden zu Reichsgeschäften beigezogen, sondern die „Räthe des Königs" bestanden größtentheils aus seinen Jugend-

genossen, „aus jenen munteren und verwegenen Gesellen, die mit ihrer guten Laune ihm über schlimme Tage weggeholfen hatten, die ihn auf seinen Jagden und bei seinen Waffenübungen zu geleiten pflegten, mit denen er der Schwelgerei und ungebundenen Lust sich nur zu sehr überließ." Mit diesen nahm er seinen Aufenthalt gewöhnlich in Goslar und auf der glänzenden **Harzburg**, die er in der Nähe dieser Stadt errichtet, übersah es, wenn die Gefährten in jugendlichem Uebermuth dem sächsischen Volke Kränkungen zufügten, Lasten aufbürdeten und mit den Frauen und Töchtern buhlten, und gab durch die zahlreichen Burgen mit Brustwehren, Mauern und Thürmen, die er nach dem Rathe des wieder zu Einfluß und Macht gelangten Erzbischofs Adalbert auf allen Höhen Thüringens, Ostfalens und Sachsens erbauen ließ, die Absicht kund, die unruhigen Einwohner im Gehorsam zu halten und den unzuverlässigen Großen die Möglichkeit eines Aufstandes zu nehmen. Lüneburg, die Hauptfeste der Billunger, erhielt königliche Besatzung.

Diese Züchtigung der Sachsen war Adalberts letzter Triumph. Am 17. März des folgenden Jahres verschied er. Wie Vieles man an ihm zu tadeln finden mochte, Ein Ruhm 1072.
ist ihm stets geblieben: „Er war der Treueste dem König in einer Zeit, wo man nur in der Treulosigkeit zu wetteifern schien, und hing mit unerschütterlicher Festigkeit an den Erinnerungen jener alten glanzvollen Kaiserzeit, deren lebendiges Gedächtniß, man kann es wohl sagen, mit ihm unterging." Bald darauf entsagte auch **Hanno** den Reichsgeschäften, als er merkte, daß sein Einfluß nicht vermögend sei, den König auf andere Wege zu lenken und von seinen Leidenschaften zu heilen. Dagegen näherte sich jetzt Heinrich dem Erzbischof **Siegfried von Mainz**. Er sprach ihm auf der Synode zu Erfurt den viel bestrittenen Zehnten 1073.
in Thüringen zu und unterstützte ihn bei der Eintreibung mit Waffengewalt. Denn er hatte die Absicht, in Sachsen und Thüringen das nationale Selbstgefühl zu brechen und sich Unterwerfung und Gehorsam zu erzwingen. Darum hielt er auch **Magnus** fortwährend in Haft und weigerte sich, bei dem Tode seines Vaters Ordulf ihn mit dem erledigten Herzogthum zu belehnen. Die Verwendung und Fürbitte befreundeter Fürsten vermochte nicht seinen Sinn zu beugen. Otto von Nordheim erbot sich umsonst, für den Waffenfreund in den Kerker einzutreten. Heinrich war entschlossen, den Trotz der Stämme zu brechen und die Großen dem Königthum und den Interessen des Reichs dienstbar zu machen. Zur Erreichung dieses Zieles, auf dem Deutschlands Einheit und Macht beruhte, verschmähte er auch ungerechte und tyrannische Maßregeln nicht. Aber es fehlte ihm das Ansehen und die sittliche Kraft des Vaters.

§. 360. Während Heinrich Sachsen und Thüringen mit Zwingburgen und Kriegsschaaren füllte, bildeten die Fürsten und Edeln, an ihrer Spitze **Hermann der Billunge** und **Otto von Nordheim** nebst den Bischöfen von **Halberstadt** und **Hildesheim**, eine Verschwörung, um mit vereinten Kräften und unter Beistand des erzürnten Volkes, das schon längst das übermüthige Gebahren der Hofleute und Burgmannen mit Ingrimm ertragen, den König an der Ausführung seiner Pläne zu hindern. Offen wurde ausgesprochen, Heinrich wolle den Sachsen ihre ererbte Freiheit und ihre alten Rechte rauben; er erbaue die königlichen Festen in der Absicht, das freie Volk zu besteuern und zu knechten und seine Günstlinge im Land anzusiedeln. Die Verschwörung gewann immer mehr Anhänger; gegen 60,000 Sachsen und Thüringer verpflichteten sich eidlich zum Widerstand gegen den König. Als Heinrich ihren Beschwerden kein Gehör gab und mit der Freilassung des Herzogs Magnus zögerte, griff endlich die sächsische Ritterschaft unter Otto's Leitung zum Schwert; August 1073.
das in seinen Rechten und in seinem Eigenthum tief verletzte Volk von Sachsen

und Thüringen schloß sich dem Adel an; mehrere Burgen wurden gebrochen, der König zur schmählichen Flucht auf geheimen Waldwegen genöthigt, die feste Harzburg, die stolze Pfalz Heinrichs, belagert und endlich zerstört. Vergebens suchte der König auf mehreren Fürstentagen eine Ausgleichung der Streitigkeiten zu bewirken; die sächsischen Großen bezichteten ihn der abscheulichsten Laster und Frevel, und drangen auf seine Absetzung und auf die Wahl eines neuen Königs „nach dem Herzen Aller“, wobei sie Otto von Nordheim im Auge
Februar 1074. hatten; vergebens versprach Heinrich in dem „Frieden von Gerstungen“ Abstellung der Beschwerden in Sachsen und Thüringen und den Führern des Aufstandes Verzeihung und Befriedigung ihrer Forderungen; die Leidenschaften waren bereits zu sehr erregt: nur das Schwert konnte die Entscheidung herbeiführen. So brach denn der blutige Bürgerkrieg aus, in demselben Jahr, da der Ungarnkönig Salomo, Heinrichs Schwager, von seinem Vetter Geisa mit polnischer Hülfe aus seinem Reiche getrieben und die deutsche Macht im Osten geschwächt ward. Die rohe Zerstörungswuth der sächsischen Bauern, die nicht nur die königlichen Burgen dem Erdboden gleich machten, sondern sich auch an den Kirchen und Altären vergriffen, die Schätze und Kostbarkeiten raubten und selbst die Gräber der Todten durchwühlten, erfüllte den König mit gerechter Entrüstung und führte die meisten Fürsten und Bischöfe des Südens auf seine Seite. Die sächsischen Großen, bestürzt über die Ausschreitung des aufrührerischen Landvolks und durch Zwietracht geschwächt, verzagten, als Heinrich von der getreuen Stadt Worms aus mit einem mächtigen Reichsheer zur Rache und Vergeltung heranzog. Dennoch gelang es dem kriegskundigen Otto von Nordheim, dem erfahrensten Feldherrn seiner Zeit, eine beträchtliche Streitmacht
Juni 1075. unter die Waffen zu rufen. Bei Homburg (Hohenburg) an der Unstrut kam es zur Schlacht. Nach langem heißen Kampfe, wobei achttausend rüstige Sachsen auf der Wahlstatt blieben oder in den Wellen den Tod fanden, siegte Heinrich über die Tapferkeit seiner Feinde und über das Feldherrntalent Otto's, und drang sengend und brennend in die Länder seiner Gegner ein. Schwer fühlte das sächsische Volk die Rache der erzürnten Krieger. Arge Gräuel wurden begangen; Mord, Raub und Kirchenschändung herrschten im ganzen Lande. Demüthig flehten die sächsischen Fürsten und Bischöfe um Gnade; aber die milde Behandlung, die man ihnen für die freiwillige Unterwerfung in Aussicht gestellt, wurde ihnen nicht zu Theil. Sie wurden nach entfernten Gegenden gebracht und in Haft gehalten, während Heinrich über ihre Güter und Würden eigenmächtig verfügte. Als unter diesen Stürmen der alte Markgraf Dedi starb, übergab der König die verwüstete Ostmark dem Böhmenherzog, seinem Verbündeten, unbekümmert um den Grimm der übermüthigen Adela; die zerstörten Burgen wurden wieder aufgebaut und zuverlässigen Anhängern des Königs übergeben; von allen freien Männern, die ihm Besorgniß einflößten, ließ er sich Geiseln stellen; Sachsen hatte das Ansehen eines eroberten Landes. Nur der Hauptführer, Otto von Nordheim, fand Gnade, als er den stolzen Sinn vor dem Sieger beugte.

4. Decbr. 1075. Unter diesen Vorgängen schied Hanno aus dem Leben, niedergebeugt von harten Schicksalsschlägen, die seine letzten Tage trübten. Nicht der Aufstand der Kölner, den er mit blutiger Strenge unterdrückte, nicht der Abfall so mancher Getreuen, nicht der rasche Hin=

gang geliebter Verwandten schlug seinem Herzen so tiefe Wunden, als die Unfälle seiner sächsischen Freunde und der vollständige Triumph des Königs. Kummervoll und mit düstern Ahnungen erfüllt, sank er ins Grab, ein Mann von großen Geistesgaben, von durchgreifender Willenskraft und von einer gewaltigen Herrschernatur. Die späteren Geschlechter feierten sein Andenken in Legenden und die Kirche zählte ihn unter ihre Heiligen.

Jetzt schien für Heinrich der Zeitpunkt gekommen, die Stellung seines Vaters wieder einzunehmen und die Macht des römischen Kaiserthums über Staat und Kirche von Neuem zu begründen und zu vollenden. Die sächsischen Großen lagen in Banden, der Nordheimer war aus einem Gegner ein Anhänger des Königs geworden, den Kölner hatte der Tod zu einem „stillen Mann" gemacht. Die Anmaßung und der Trotz der Sachsen hatte den König in diese siegreiche Stellung gebracht; und gerade jetzt trat auch der Papst aus der bisher beobachteten rücksichtsvollen Haltung heraus und führte eine Sprache, die Heinrichs Zorn reizen und ihn zu einem ähnlichen entscheidenden Vorgehen bewegen mußte. Auch in Italien gab es viele widerstrebende Elemente, die in der Hand des Königs vereinigt den Kirchenfürsten von seiner angemaßten Höhe herabstürzen mußten. Aber hier brach sich Heinrichs Wille an unberechenbaren Gewalten.

§. 361. **Roms zweite Weltherrschaft.** Damals saß auf dem Stuhl Petri der willenskräftige, charakterfeste **Gregor VII.**, der aus einem niedrig gebornen Mönch, **Hildebrand**, der mächtigste Kirchenfürst geworden war und durch die Ueberlegenheit seines Geistes wie durch die rastlose Thätigkeit und Ausdauer in allen Geschäften schon unter den vorhergehenden Päpsten den größten Einfluß in der Curie besessen hatte. Durchdrungen von dem unerschütterlichen Glauben „an den unfehlbaren Sieg der moralischen Macht des Geistes über die physische Gewalt der Welt" und gehoben von dem Bewußtsein des durch seine Sittenstrenge erlangten Ansehens im ganzen Abendlande, strebte er sowohl nach der Reinheit als nach der Einheit der Kirche, und um dieses Ziel sicherer zu erreichen, suchte er unter der Geistlichkeit strengere Sittlichkeit und Religiosität zu begründen, die Kirche von der weltlichen Gewalt unabhängig zu machen und das Papstthum über das Kaiserthum und jede zeitliche Fürstenmacht zu erheben, mithin den Klerus vom Staat zu emancipiren und diesen der kirchlichen Hierarchie unterzuordnen. Dem Papst ist erlaubt, schrieb er einst, Kaiser abzusetzen und Unterthanen von der Pflicht gegen abtrünnige Fürsten zu entbinden.

Steigen der päpstlichen Macht. **Hildebrand** war auf einem kleinen Landgute im Gebiete des toskanischen Städtchens Soana um 1020 in einer Bauernfamilie geboren. Seine Erziehung empfing er bei seinem mütterlichen Oheim, dem Abte des Marienklosters am Aventin in Rom. Hier eignete sich der junge Mönch, der in der Folge die Universalherrschaft des Abendlandes, die Heinrich III. dem deutschen Kaiserthron zu erwerben bemüht war, dem Stuhle Petri verschaffte, frühzeitig die strengen reformatorischen Ansichten von Clugny an, die sein späteres Handeln bestimmten. Der Besuch am deutschen Kaiserhof, als er an der Spitze einer Gesandtschaft dort die Einsetzung eines neuen Papstes nachsuchte (§. 356), bereicherte seine politische Einsicht, und ein kurzer Aufenthalt in Clugny befestigte seinen Charakter und seine Grundsätze. Schon unter Victor II. und Stephan IX. bekleidete er eine einflußreiche Stellung in der päpstlichen Verwaltung; er leitete die städtischen Angelegenheiten, besorgte die Geldverhältnisse der Curie, nicht ohne eigenen Gewinn, und vermittelte den Verkehr mit den auswärtigen Höfen, besonders mit Frankreich. Die Strenge, womit Stephan (ein Bruder des Herzogs Gottfried von Lothringen

[§. 355] und früher Abt in Monte Casino) gegen verheirathete Priester und Kleriker einschritt und Curie und Kirche zu reinigen suchte, war ganz im Sinne Hildebrands. Als Stephan am 29. März 1058 in Florenz starb, wurde durch die Gewaltstreiche einiger römischen Großen Johann von Velletri unter dem Namen **Benedikt X.** auf den päpstlichen Stuhl erhoben, worauf die Anhänger der Reformpartei nach Florenz oder Monte Casino flohen. Aber nicht sobald wurde Cardinal Hildebrand, von einer Gesandtschaftsreise aus Deutschland zurückkehrend, in Florenz von diesen Vorgängen unterrichtet, so betrieb er mit allen Kräften die Beseitigung des neuen Papstes. Eine nach Sutri einberufene Synode sprach Bann und Absetzung über ihn aus und wählte den von der Kaiserin bestätigten Bischof Gerhard von Florenz, der den Namen **Nicolaus II.** annahm. Schon im Jan. 1059 zog derselbe mit Hülfe der von Hildebrand gewonnenen Trasteveriner im Lateran ein, woraus Benedict nach kurzem Kampfe geflohen war. So befreite Hildebrand den Stuhl Petri von der Tyrannei des römischen Adels; wenn er sich dabei der kaiserlichen Autorität bediente, so war er doch weit entfernt, diese zu stärken oder zu erhalten. Vielmehr schien ihm jetzt der Augenblick gekommen, „wo er keine andere Rettung für die kirchlichen Ideen sah, die ihn und seine Freunde erfüllten, als in einer selbständigen Politik des apostolischen Stuhls, in seiner Freiheit von jeder weltlichen Gewalt, die sich, wie er wußte, nur erreichen und behaupten ließ, wenn es gelänge, die Kirche über jede irdische Macht, auch über das Kaiserthum zu erheben". Die Reformbestrebungen der Cluniacenser und die Machtstellung des apostolischen Stuhls in Rom fanden mächtige Stützen in der Lombardei und in Unteritalien. 1. Dort kämpften strenge Sittenprediger, wie Arialb und Landulf, gegen die laxe Disciplin der lombardischen Bischofshöfe und des durch eheliche Verwandtschaftsverhältnisse mit denselben verbundenen städtischen Adels. Die Nachfolger des heil. Ambrosius zu Mailand bewahrten noch immer eine gewisse Selbständigkeit gegenüber dem römischen Stuhl sowohl in Hinsicht der kirchlichen Ordnung, als der äußeren Rangverhältnisse. Die übrigen Bischöfe Oberitaliens standen unter dem Erzbischof von Mailand. Die Kleriker dieser Mailänder Diöcese waren meistens verheirathet und in weltliche Interessen verflochten. Sie widerstrebten daher den Reformpredigern aus allen Kräften, und wenn diese die Mailänder Geistlichen „Simonisten" und „Buhler" nannten, so vergalten diese den Schimpf mit der Benennung „**Pataria**", d. h. Lumpengesindel, weil sie ihren Hauptanhang in den niederen Volksklassen hatten. Bei wachsender Parteiwuth gesellte sich zu der religiösen Richtung noch eine politische, indem die Bischöfe und der städtische Adel sich enger an den kaiserlichen Hof anschlossen, die „**Patarener**" dagegen die Oberherrschaft des Papstthums zu begründen strebten. 2. Um dieselbe Zeit eroberte Richard Graf von Aversa, ein stattlicher Ritter von einnehmenden Gesichtszügen, hellem Auge und kühnem Muthe, das Herzogthum Capua und
1058. trieb die letzten Sprößlinge des Langobardenfürsten ins Elend, und **Robert Guiscard** bemächtigte sich des größten Theils von Apulien und Calabrien (§. 339). Hildebrand schloß mit ihnen im Namen des Papstes **Nicolaus** ein Bündniß; sie wurden als Fürsten in ihren eroberten Ländern anerkannt, mit der Bedingung, daß sie dem apostolischen Stuhl Lehnstreue gelobten und den neuen Papst gegen die Widersacher unterstützten. Darauf rückten die Normannen in das römische Gebiet ein, brachen die Burgen der ungehorsamen Grafen und nöthigten Benedict, das päpstliche Gewand abzulegen. Auch in der Lombardei siegte die römische Partei. Der Cardinal **Petrus Damiani** unterwarf die mailändische Kirche dem apostolischen Stuhle, belegte die Kleriker, welche sich der Simonie und des Nicolaitismus schuldig gemacht, mit Kirchenbußen und zwang den Erzbischof und seine Suffragane, sich in Allem den römischen Formen, Gesetzen und Vorschriften zu fügen. Damit empfing die Freiheit der Ambrosianischen Kirche und das kaiserliche Hoheitsrecht über den päpstlichen Stuhl den Todesstreich. Um die Papstwahl sowohl der Bestätigung des Kaisers, als der Einwirkung der römischen Adelsgeschlechter zu entziehen, erließ die Kirchen-
1059. versammlung im Lateran, an welcher 113 Bischöfe aus Italien, Burgund und Frankreich und eine große Zahl niederer Kleriker und Mönche Theil nahmen, eine neue Wahlordnung, kraft deren der Stuhl Petri fortan durch das **Cardinalcollegium**, den obersten Staats- und Kirchenrath, besetzt werden sollte, nicht wie bisher durch Adel, Volk und Priesterschaft. Wenn dabei noch in unbestimmten und zweideutigen Ausdrücken des Rechts der Zustimmung und Bestätigung von Seiten des Kaisers Erwähnung geschah, so war das nur noch ein schwacher Schatten von Hoheit, der bald verschwand. Die Krone, welche die Päpste von nun an mit der Mitra verbanden, — die Doppelkrone, die im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts mit einer dreifachen Krone vertauscht wurde — verkündete den Grundsatz, „daß das Imperium von Gott und dem heil. Petrus un-

mittelbar den römischen Bischöfen übertragen sei, jede anderweitige Uebertragung nur von dem Stuhle Petri ausgehen könnte". Dadurch kam das Kaiserthum wie jede weltliche Macht in die Abhängigkeit und Dienstbarkeit der römischen Kirche. Zugleich übte diese Synode die gesetzgebende Gewalt über den gesammten Klerus durch den Canon, daß jeder verheirathete Priester seiner Einkünfte beraubt und vom Chor ausgeschlossen und jedem Manne verboten sein solle, bei einem verheiratheten Priester Messe zu hören, so wie durch die Vorladung Berengars von Tours und die Verdammung seiner für ketzerisch erklärten Abendmahlslehre. Der eingeschüchterte Prälat wurde gezwungen, seine geistigere Auffassung abzuschwören und ein Glaubensbekenntniß vorzulesen, worin das Dogma von der Transsubstantiation durch die Hand des Priesters in den gröbsten sinnlichen Ausdrücken dargestellt war. Und als er später das abgezwungene Glaubensbekenntniß widerrief, hatte er es nur der Gnade des ihm befreundeten Papstes Gregor zu danken, daß er das Ende seiner Tage in stiller Zurückgezogenheit verbringen durfte. — Aber der deutsche Klerus, an seiner Spitze der gewaltige Erzbischof Hanno von Köln, trat diesem eigenmächtigen Verfahren des römischen Hofes entgegen. Unbeirrt durch diesen Widerstand, der an dem römischen und lombardischen Adel eine Stütze fand, bewirkte jedoch Hildebrand, daß nach Nicolaus' II. Tod 27. Juli 1061.
die Cardinäle unter dem Beistand der Normannen den Bischof von Lucca zum Papst wählten, einen Prälaten, der für einen eifrigen Anhänger der Grundsätze von Clugny und der Enthaltungslehre der Pataria galt. Er nahm den Namen Alexander II. an. Zwar stellte die Gegenpartei October 1061.
auf der Synode zu Basel in dem Bischof Cadalus von Parma einen Gegenpapst, Honorius II., auf; allein derselbe kam nicht zum Ziel, obwohl er mit Hülfe des unzufriedenen Adels zweimal in Rom eindrang und einige Tage in der Leonsstadt und in der Engelsburg herrschte. Selbst in Deutschland fand die Reformpartei größern Anhang, seit Hanno von Köln auf der Synode 1062.
zu Augsburg eine Versöhnung der Gegensätze zu begründen suchte, wie sehr auch Siegfried von Mainz und seine Anhänger die Anmaßungen der römischen Curie zurückwiesen. Auf dem Concil Pfingsten 1064.
zu Mantua wurde Cadalus mit dem Anathem belegt und Alexander feierlich als rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche anerkannt. Dies war der erste Sieg des Papstthums über das Kaiserthum, um so entscheidender, als der Reichsverweser Hanno selbst dabei mitwirkte. Aber noch lange herrschte Spaltung in der Kirche. Die Verwirrung war in Italien nicht geringer als in Deutschland; durch die Verzögerung der Romfahrt ging die kaiserliche Autorität bei den Normannen wie in der Kirche zu Grunde. Als im Jahre 1068 Hanno als kaiserlicher Gesandter in Rom erschien, wurde er von Alexander II. zur Kirchenbuße gezwungen, weil er zuvor mit dem Lombardenpapst Cadalus behufs der Beilegung des Schisma's eine Zusammenkunft gehabt hatte. Während dieser Spaltung wurde Arialb bei einem Aufstande in Mailand erschlagen. Sein Märtyrertod steigerte den Fanatismus der Patarener. Arialbs Freund und Gesinnungsgenosse Erlembald, ein ritterlicher Mann aus einem der ersten Geschlechter der Stadt, hoch angesehen bei allem Volke, stellte sich an die Spitze der Eiferer, um den Tod des Märtyrers zu rächen und die geknechtete Kirche zu befreien. „Ein wunderbarer Mann dieser gegen Priesterehe und Simonie streitende Ritter: vor der Welt tritt er prächtig in Waffen und Kleidern auf, aber im Geheimen hüllt er sich wie ein Eremit in ein härenes Bußhemd." Bald herrschte die Pataria durch Erlembalds Kraft und Thätigkeit in Mailand, Cremona und Piacenza. Als im Jahre 1072 der Gegenpapst Cadalus starb, erlangte in der Lombardei das reformirte Papstthum dieselbe unbestrittene Geltung wie in Rom. Die selbständige Bischofsmacht und das königliche Ernennungsrecht waren auch in der Kirche des heil. Ambrosius verschwunden. — Die Bestrebungen der Patarener fanden die eifrigste Förderung durch die beiden Markgräfinnen Beatrix und Mathilde, die mit einem männlichen Geiste die wärmste religiöse Hingebung verbanden und sich geflissentlich dem Ehebette und dem Familienleben entzogen, um ihr großes Erbe jenseit der Alpen, wozu die meisten Städte Toscana's, so wie Modena, Reggio, Parma, Mantua, Piacenza und Verona gehörten, dem Stuhle Petri zu hinterlassen. **Mathilde von Tuscien** vereinigte alle Tugenden einer Frau und Fürstin; sie verband mit Macht und Reichthum Geist, Kühnheit, Standhaftigkeit, Bildung und strenge Gottesfurcht, so daß man sie die große Gräfin nannte. Sie besaß eine ansehnliche Büchersammlung, beförderte das Studium des römischen Rechts und besorgte ihre Correspondenz in deutscher, französischer und italienischer Sprache selbst. „In allen Regierungsgeschäften erfahren, unermüdlich thätig, zog sie durch ihre Länder, schuf und erhielt Ordnung. — Ihres glänzenden Hofes größte Zierde war sie selbst. Freigebig gegen Arme, hülfreich gegen Unglückliche und Vertriebene, erbaute und schmückte sie viele Kirchen und Klöster. Selbst die Stürme des Kriegs unterbrachen ihre Andachtsübungen nicht."

In ihrem 43. Jahre ließ sie sich noch durch den Papst bestimmen, ihre Hand dem achtzehnjährigen Welf von Bayern zu reichen. Doch war sowohl diese Ehe als die erste mit Gottfried dem Höckerigen von Niederlothringen nur eine Scheinehe. Sie lebte in klösterlicher Entsagung; ihr Herz scheint für die Freuden irdischer Liebe unempfänglich gewesen zu sein; nur für Hildebrand's kirchliche Ideale war ihre Seele entzündet. Mit Recht hat ihr Papst Urban VIII. in St. Peter zu Rom ein Grabmal unter den Gräbern der Päpste errichtet und sie auf demselben „die Verfechterin des apostolischen Stuhls" genannt. „Sie bewirthete den Papst wie Martha und lauschte seinen Worten wie Maria".

§. 362. **Das Pontificat unter Gregor VII.** Wie sehr auch die Schwingungen der italienischen Bewegung nach den verschiedensten Richtungen auseinander gingen; in Rom trafen sie alle zusammen. Nicht allein der Sitz der Religion ist die alte Weltstadt, sie ist zugleich von Neuem der Mittelpunkt für Italiens Politik geworden. Bis nach Spanien, wo um diese Zeit die christlichen Streiter, unterstützt von französischen Rittern und Abenteurern, immer mehr Boden gegen die Araber des Südens gewannen (§. 312), erstreckte sich die Macht des römischen Kirchenfürsten und die Reformthätigkeit der Cluniacensischen Priesterschaft; in England gewann die römische Hierarchie einen vollständigen Sieg durch Wilhelm den Eroberer (§. 338), und in Ungarn, Polen und Böhmen wurden folgenreiche Verbindungen angeknüpft. Alle Bestrebungen Hildebrands und seiner Freunde liefen darauf hinaus, die deutsche Kaisermacht von ihrer Höhe zu stoßen und an ihre Stelle die Weltherrschaft der römischen Kirche zu setzen. Hatte der Cardinal Hildebrand schon als Rathgeber
Gregor VII. 1073–1085. Alexanders II. die Kirchenreform und Kirchenherrschaft mit allen Kräften zu begründen gesucht, so verfolgte er nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl diese Ideen mit der zähen Hartnäckigkeit eines Mönchs und mit dem scharfen Blick eines Staatsmannes. Weit entfernt eine Bestätigung bei dem deutschen König nachzusuchen, obwohl er keineswegs in ordnungsmäßiger Weise, sondern durch Zuruf von Volk und Klerus gewählt worden war, nahm er gegen Könige und Fürsten, gegen Geistlichkeit und Volk eine gebieterische Stellung ein. Er brachte die unfügsamen Edelleute des Kirchenstaates zum Gehorsam, forderte und erlangte von den normannischen Herzogen Huldigung und Lehnseid und knüpfte mit Constantinopel Verbindungen an zur Herstellung der kirchlichen Union und zur Bekämpfung der Mohammedaner. Er sprach über Robert Guiscard, der mit der Anerkennung der päpstlichen Lehnsherrlichkeit über Unteritalien zurückhielt, den Kirchenbann aus, er bedrohte den König von Frankreich mit der Ausschließung, wenn er nicht die gallicanische Kirche zum Gehorsam unter die römischen Kirchengebote zwinge, und brachte den deutschen König Heinrich durch ernste Vorstellungen dahin, daß er ein Schreiben voll Ergebenheit nach Rom sandte. Zugleich erneuerte er das Verbot der Simonie und Priesterehe in der strengsten Form. Auf
1075. der großen Synode zu Rom wurde die Ehelosigkeit, die bisher nur für die Bischöfe allgemeine Sitte gewesen, indeß die niedere Geistlichkeit, besonders in Deutschland und in der Lombardei, der Mehrzahl nach verheirathet war, allen Klerikern zum strengsten Gesetz gemacht und den verehelichten Priestern bei Vermeidung der Excommunication auferlegt, ihre Frauen von sich zu thun; die Bischöfe und Aebte, die im Ruf standen, ihre Stellen durch Kauf oder Bestechung gewonnen zu haben, wurden zur Verantwortung geladen und mit Absetzung und Bann bedroht, und fünf der einflußreichsten Räthe Heinrichs aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen; und um das Uebel mit der Wurzel auszurotten, erließ dieselbe Synode das Verbot gegen jede **Laien-Investitur**, d. h. gegen die Besetzung der Kirchenämter durch die Landesfürsten vermittelst der Belehnung mit Ring und Stab, Gesetze, welche tief in das gesellschaftliche und staatliche Leben einschnitten. Durch den **Cölibat** wurde der Klerus aufs Engste an die Kirche geknüpft, da von nun an nicht mehr Weib und Kind mit allen Hoffnungen und Sorgen den Geistlichen an das Land seiner Geburt, an Familie und bürgerliche Verhältnisse fesselten und er weniger von dem Arme weltlicher Dränger zu fürchten hatte. Die Entziehung des Belehnungsrechts aber war eine zu große Verminderung der weltlichen Macht, als daß sich nicht die Landesfürsten und vor allen die Kaiser solchen Eingriffen in ihre Hoheitsrechte hätten widersetzen sollen. Denn da durch die vom Geist der Zeit herbeigeführte Freigebigkeit der Kaiser, Könige und Edlen die Bischöfe und Klostervorsteher nicht nur mit **Gütern** aller Art, sondern auch mit der unabhängigen Gerichtsbarkeit und mit vielen andern Rechten begabt und durch die **Immunitäten** in eine bevorzugte Stellung gesetzt wurden, so mußten die deutschen Kaiser und in anderen christlichen Ländern

die Könige gewisse Hoheitsrechte über dieselben in Anspruch nehmen, wenn sie nicht einen großen Theil des Reiches ihrer Autorität entzogen sehen wollten. Ohne die Behauptung dieses Investiturrechts wäre das Ansehen und die Rechtsgewalt des Kaisers in den geistlichen Territorien, die im Anfang hie und da großen Grafschaften und ganzen Herzogthümern gleich kamen, gänzlich vernichtet worden. König Heinrich kümmerte sich daher nicht um das Verbot der Investitur, sondern fuhr fort, Bisthümer und Abteien nach freiem Willen zu besetzen, namentlich seitdem der Sieg an der Unstrut seine Machtstellung in Deutschland erhöht hatte. Der Papst, damals auf allen Seiten von Widersachern bedrängt, ließ den König gewähren, so lange er sich auf die deutsche Nation beschränkte; die Wahrnehmung, daß die canonischen Beschlüsse gegen Simonie und Priesterehe bei dem deutschen Klerus auf den heftigsten Widerstand stießen, daß die Forderung an die Geistlichen, ihren Frauen oder ihren Pfründen zu entsagen, allgemeinen Unwillen erregte, daß die Bezeichnung der bisherigen Stellenbesetzung, wobei Gunst und Geld häufig den Ausschlag gaben, als Simonie und Kirchenverbrechen großen Anstoß gab, machte ein behutsames Vorschreiten rathsam. Als aber Heinrich in der Lombardei sich auf die Seite der Ambrosianischen Reaction stellte, als er nach dem Wunsche der patriotischen, aus Adel und Bürgerschaft bestehenden Partei, welche kurz zuvor die Pataria im Straßenkampf überwunden und ihr Oberhaupt Erlembald erschlagen hatte, einen neuen Erzbischof (Thedald) ernannte und die Bischofsstühle von Fermo und Spoleto eigenmächtig besetzte, da glaubte Gregor die schwankende und zuwartende Stellung aufgeben und die Würde und Autorität des apostolischen Stuhls mit Entschiedenheit behaupten zu müssen. Er ließ durch eine Gesandtschaft dem König verkündigen, wenn er nicht bis zur nächsten Fastensynode deutliche Beweise seiner Sinnesänderung gegeben und wegen der Laster, deren er allgemein beschuldigt werde, Buße gethan hätte, so sei er genöthigt, ihn aus der kirchlichen Gemeinschaft auszuschließen. Zu diesem kühnen Entschlusse erhob sich der Papst in einem Augenblick der höchsten Bedrängniß, als der gebannte Normannenherzog Robert seine Herrschaft bis zum See von Celano ausdehnte und den Eingeborenen Tribut auflegte, als eine verwegene Rotte unter der Führung des ruchlosen **Cencius** den Kirchenfürsten am Altare zu Maria Maggiore in der Christnacht überfiel und verwundet in einen Thurm schleppte, aus dem er jedoch des andern Tages durch die über den Frevel wüthende Volksmenge wieder befreit ward; als in Oberitalien, in Ravenna und anderwärts die Gewalt in den Händen der feindlichen Gegenpartei lag; als Heinrich selbst auf dem Höhepunkt seiner Macht stand und nichts mehr wünschte, als seinen Sieg durch die Beseitigung eines rücksichtslosen Papstes vollständig zu machen. März 1075.

§. 363. **Bann und Buße.** Heinrich empfing am Hoflager in Goslar die Botschaft des Papstes und entbrannte darüber in heftigem Zorn. Die ernste Mahnung an den König, seinem Lasterleben zu entsagen und durch eine öffentliche Buße seine Sinnesänderung zu bethätigen, war ein deutliches Zeugniß, daß Gregor den Beschuldigungen der sächsischen Feinde Glauben beimesse; die Aufforderung, die gebannten Bischöfe und Räthe aus seiner Nähe zu entfernen, den gefangenen Prälaten die Freiheit zu geben, die Gesetze über Simonie und Cölibat in Ausführung zu bringen und sich der Verleihung von Bisthümern und Abteien zu enthalten, schien ihm eine unerträgliche Anmaßung, ein Eingriff in die königlichen Hoheitsrechte, der eine strenge Zurechtweisung verlange. Seine Erbitterung wurde noch gesteigert durch den flüchtigen Cardinal Hugo, dessen frühere Ergebenheit gegen Gregor in leidenschaftlichen Haß übergegangen war, weil er für seine Dienste bei dessen Wahl und Erhebung nicht den erwarteten Dank erhalten hatte, und durch den Herzog Gottfried von Lothringen, welcher die Hingebung und das Vertrauen seiner Gemahlin Mathilde für den Kirchenfürsten mit Aerger und Mißtrauen ansah. Die verbitterte Stimmung fand ihren Ausdruck auf dem **Nationalconcil in Worms**, das in Gegenwart des Königs am 24. Januar unter dem Vor- 1. Januar 1076. 1076.

sitz des Erzbischofs von Mainz eröffnet ward und dem außer den genannten und dem Erzbischof Udo von Trier noch vierundzwanzig deutsche Bischöfe, viele Klostergeistliche und eine beträchtliche Zahl weltlicher Fürsten und Herren anwohnten. Hier wurde auf die Anklage Hugo's der Beschluß gefaßt, daß der Papst den Stuhl Petri, den er widerrechtlich bestiegen und zu eigenmächtigen und verderblichen Neuerungen mißbraucht habe, verlassen müsse und nicht ferner als Haupt der Kirche anzuerkennen sei. Ein von allen anwesenden Bischöfen unterzeichnetes Schreiben voll harter Beschuldigungen über seine ungesetzliche Thronbesteigung, seine Regierung und seinen Lebenswandel, über den „Weibersenat", durch den die ganze Kirche geleitet werde, verkündete dem Papste diesen Beschluß, und der König fügte ein Begleitschreiben bei, das die Ueberschrift trug: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes heilige Einsetzung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch" und die Vorwürfe der Kirchenversammlung in noch stärkeren Ausdrücken und Schmähungen wiederholte. Zwei deutsche Bischöfe brachten diese Schriftstücke nach der Lombardei, von wo aus sie, nachdem die Synode von Piacenza die Wormser Beschlüsse bestätigt, von zwei italienischen Geistlichen nach Rom getragen wurden. Als diese inmitten einer zahlreichen Versammlung von Cardinälen und Bischöfen im Lateran dem Kirchenfürsten zuriefen: „Der König und unsere Bischöfe gebieten dir, von dem Stuhle Petri zu steigen, den du nicht nach dem Recht, sondern durch Raub erlangt hast", entstand ein furchtbarer Sturm. Nur durch den Schutz des Papstes entgingen die kühnen Redner dem sichern Tod. Als die Schreiben verlesen waren, erklärte der Papst mit freudiger Zustimmung der ganzen Versammlung die Beschlüsse der Wormser Synode für ungültig, da nach den Isidorischen Decretalen (§. 333) nur die von dem rechtmäßigen Papste einberufenen Concilien Gültigkeit hätten und ihre Aussprüche der Autorität des apostolischen Stuhles untergeordnet wären, schloß den Erzbischof von Mainz, „weil er die Bischöfe und Aebte des deutschen Reichs von der heiligen römischen Kirche, ihrer geistlichen Mutter, zu trennen sich erdreistet hätte", die lombardischen Bischöfe, „weil sie mit Verachtung der Kirchengesetze sich gegen den heil. Petrus verschworen hätten", und alle Prälaten, welche bei den Wormser Beschlüssen beharrten, von ihrem Amt und von der Gemeinschaft der Kirche aus, und belegte den König mit dem Bann, entsetzte ihn seiner Würde und entband alle seine Unterthanen von dem Eide der Treue. Durch diese in einem Gebet an Petrus feierlich verkündeten Beschlüsse sprach also Gregor offen aus, daß der Papst, als Nachfolger des Apostelfürsten, die höchste Gewalt in der Christenheit besitze, daß das Papstthum den Ausgangspunkt jeder weltlichen Ordnung bilde und das Kaiserthum selbst nur von ihm seine Autorität empfangen könne. So führte Gregor das Recht des apostolischen Stuhles, das er schon lange beansprucht hatte, in einer großen und verhängnißvollen Action in die Geschichte ein. In der römischen Synode wurden die gesetzlichen Formen nicht strenger beobachtet als auf dem Wormser Concil; aber es war eine Handlung der Nothwehr gegen einen gewaltthätigen Angriff. Nun waren die Würfel gefallen und Gregor scheute kein Mittel, seine Sache durchzusetzen. Er ließ die Abgesandten des Königs, die er in der Versammlung vor dem Tode geschützt, foltern und durch die Straßen der Stadt führen; er

näherte sich dem Normannenherzog Robert, er erweckte im Bunde mit Mathilde von Tuscien, die um diese Zeit durch den blutigen Ausgang ihres lothringischen Gemahls Gottfried im fernen Friesenland und durch den Tod ihrer Mutter **Beatrix** die alleinige Herrschaft über das große Erbe erlangte und als „getreue Magd des heil. Petrus" dem Papste aufs Eifrigste zugethan blieb, die niedergeworfene Pataria in der Lombardei; in Deutschland predigten schwärmerische Mönche dreist von der Macht des apostolischen Stuhls und wiegelten das Volk gegen die simonistischen und beweibten Priester und ihre Beschützer auf; während Gregor die geschlossenen Reihen seiner fürstlichen Widersacher schlau durchbrach, indem er den Reuigen die Hand der Versöhnung bot und die weltlichen und geistlichen Großen zu trennen suchte. In Sachsen, wo das Volk mit Ingrimm die gebotenen Steuern entrichtete und Hand- und Spanndienste leistete, erzeugte die Kunde von dem Banne neue Bewegungen. Die Steuereinnehmer wurden verjagt, die Anhänger des Königs vertrieben und ihre Güter verheert, die Besatzungen zum Abzug genöthigt. Die gefangenen Fürsten und Bischöfe kehrten in die Heimath zurück, manche aus der Haft entlassen, andere in der Aufregung Gelegenheit zur Flucht gewinnend. Selbst Otto von Nordheim trat aufs Neue zu den alten Waffengenossen über, des Königs Milde mit Undank vergeltend. In Kurzem entbrannte ganz Sachsenland wieder in wildem Aufruhr; viele süddeutsche Fürsten beförderten durch ihren Abfall die Empörung des Nordens. War ja doch Eidbruch vom Stuhle Petri geheiligt! Der einzige Mann, der in dieser Zeit der Noth dem König mit heilsamem Rath und kräftiger Hülfe hätte beistehen können, Gottfried der Höckerige von Lothringen fiel durch Mörderhand; sein Neffe Gottfried von Bouillon erbte seine Güter; aber die Herzogswürde verlieh Heinrich seinem zweijährigen Söhnchen Konrad. Diese Erneuerung der alten Hauspolitik der Frankenkaiser minderte abermals die Zahl seiner Getreuen. Selbst Siegfried von Mainz versöhnte sich mit dem Papst. „Wie der Schnee an der Sonne, zerrann der Anhang des Königs"; alle ihm geschworenen Eide schienen vergessen. Weltliche und geistliche Fürsten verhandelten bereits mit Gregor über die Wahl eines neuen Oberhauptes. Dieser war dem Plane nicht entgegen, sofern der Gewählte die Bestätigung in Rom nachsuchen würde; doch wollte er lieber Heinrich auf dem Thron erhalten, aber unter Bedingungen, welche die Herrschaft der Kirche über das Kaiserthum außer Frage stellten. Er sollte die Lossprechung vom Banne nachsuchen, die excommunicirten Räthe entlassen und sich in Zukunft der Investitur enthalten. Am 16. October wurde in **Tribur** ein Fürstentag eröffnet, der das deutsche Kaiser- 1076.
thum in die tiefste Erniedrigung stürzte. Noch nie hatte man die Großen des Reiches im Süden und Norden so einig gesehen, als in der Stunde, da die Macht und die Ehre des Herrscherhauses in den Staub getreten werden sollte. Zwar kam der anfängliche Plan einer Absetzung nicht zur Ausführung; dagegen wurde der mit kleinem Gefolge in **Oppenheim** weilende König zu so demüthigenden Zusagen und eidlichen Gelöbnissen gezwungen, daß er dadurch ganz und gar in die Abhängigkeit vom Papste gerieth. Die Fürsten und Bischöfe erklärten feierlich, daß sie Heinrich nicht mehr als ihren König und Herrn anerkennen würden, wenn er nicht binnen Jahresfrist von dem Bannfluch durch den Papst selbst gelöst sei, und preßten ihm die schriftliche Erklärung ab, daß er sie

mit Unrecht verfolgt habe. Heinrich, ohne höheres sittliches Streben, das allein im Unglück Kraft zum Ertragen oder Muth zur Rettung gibt, hatte alle Haltung verloren und bewies sich nun eben so kleinmüthig und demuthsvoll, als vorher leidenschaftlich und übermüthig. Auf einem feierlichen Fürstentag, der auf den 2. Februar 1077 in Augsburg festgesetzt ward, sollte in Gegenwart des Papstes die Sache des Königs verhandelt und das Urtheil endgültig gefällt werden. Bis dahin sollte Heinrich in Speyer in größter Zurückgezogenheit leben und sich aller Reichsgeschäfte und alles königlichen Glanzes enthalten. Mit stolzer Selbstzufriedenheit vernahm Gregor den Ausgang der Oppenheimer Verhandlungen; nun war er durch die deutschen Fürsten selbst zum Schiedsrichter und Oberherrn aufgestellt und der König in seine Gewalt gegeben. An dem Zuströmen der geistlichen und weltlichen Herren, die im Büßergewand um Absolution flehten, erkannte er die Vollständigkeit seines Sieges. Unter ihnen befanden sich die treuesten Räthe und Anhänger des Königs, die der Gedemüthigte von sich stoßen mußte.
1077. Zu Anfang des Jahres machte sich der Papst auf, um zu der festgesetzten Zeit in Augsburg einzutreffen. Da wurde er in Canossa, jener „weißen Feste", die im Gebiete von Modena den breiten Gipfel eines steilen Felsens krönte, dem festesten Schloß der „großen Gräfin" Mathilde, durch die Nachricht überrascht, König Heinrich sei in der Nähe, um sich vom Banne lossprechen zu lassen. Um den neuen Demüthigungen zu entgehen, die auf dem Augsburger Fürstentage seiner warteten, war er in der strengsten Winterkälte mit seiner Gattin, seinem dreijährigen Sohne und einem einzigen treuen Diener von Speyer aufgebrochen und über Besançon und Genf nach Savoyen geeilt, wo er von der Markgräfin Adelheid von Susa, seiner Schwiegermutter, und ihrem Sohne Amadeus ehrenvoll empfangen und bei seiner beschwerdevollen Reise über den Mont-Cenis mit dem Nothwendigen versehen ward. Mit den furchtbarsten Mühen und Gefahren erreichten sie die Höhe des Alpenpasses, um dann auf einem abschüssigen, spiegelglatt gefrorenen Boden in's Thal hinabzusteigen. „Kriechend auf Händen und Füßen oder die Schultern der Führer umklammernd, bald strauchelnd, bald weite Strecken hinabrollend, kamen die Männer endlich herunter. Die Königin und ihre Dienerinnen wurden auf Rindshäuten hinabgezogen." In der Lombardei hatte Gregor viele Widersacher. Sie sammelten sich in Menge um Heinrich und boten ihm ihre Hülfe an. Er wies sie zurück und eilte mit geringer Begleitung nach der steilen, mit einer dreifachen Ringmauer umgebenen Felsenburg Canossa. Der Papst überzeugte sich bald, daß der König in aufrichtiger Reue erschien; dennoch trug er Bedenken, seine Buße und Unterwerfung anzunehmen, aus Besorgniß, durch die Absolution den Bund mit den deutschen Fürsten zu lockern. Erst als Heinrich drei Tage mit nackten Füßen und im Büßergewande vor dem Burgthore auf Erhörung geharrt und mit Thränen das Mitleid des heiligen Vaters angerufen, gelang es den Fürbitten der Gräfin Mathilde und des Abts von Clugny, den starren Sinn des Kirchenfürsten zu erweichen. Nachdem Heinrich in Gegenwart mehrerer Zeugen sich eidlich verpflichtet, den von ihm abgefallenen Fürsten nach dem Urtheil des Papstes Genugthuung zu geben, oder sich mit ihnen nach dessen Wunsch zu vergleichen, erlangte er mit anderen Gebannten Zutritt. Unter einem Strom von Thränen warfen sie sich vor dem gewaltigen

Priester zu Boden. Dieser hörte das Schuldbekenntniß der Reuigen und ertheilte ihnen dann die Absolution nebst dem apostolischen Segen. Mit einer Messe in der Burgkirche schloß die ergreifende Handlung. Nun war Heinrich von dem Banne gelöst; er trat wieder in sein Königsrecht ein und der Fürstentag von Augsburg war vereitelt. Aber das Ansehen der Krone war dahin. Offen lag es zu Tage, „daß der Erwählte der römischen Cardinäle der Mächtigere sei, der den König in den Staub stürzen und aus dem Staube erheben könne." Als Heinrich vor dem Thore von Canossa im Büßerhemde um Einlaß flehte, „erblaßte der Glanz des deutschen Kaiserthums und eine neue Glorie bildete sich um das Haupt des römischen Bischofs." Mit dem Tage von Canossa beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der mittelalterlichen Menschheit. Was dem Verfasser des Isidorischen Gesetzbuches als Ziel vor Augen geschwebt, wurde jetzt in die Wirklichkeit eingeführt. Der apostolische Stuhl galt als Quelle und Ausfluß aller Macht in Kirche und Staat.

„Auf einem nackten, hohen und fast nach allen Seiten abschüssigen Felsen liegt Canossa, von Natur fest und durch Mathildens Vorfahren mit Allem ausgerüstet, was nach der Kunst der Zeit einen Platz zu sichern vermochte. Ein dreifacher Mauerring umgab die Burg, die für unbezwinglich galt, selbst wenn sie nur von einem kleinen Häuflein vertheidigt wurde. Sie war von nicht geringem Umfang und schloß geräumige Wohngebäude, eine Kirche und ein Mönchskloster in ihren starken Mauern ein. Jetzt sind von dem alten Glanz keine Spuren mehr geblieben: aber an den Trümmern der Burg und am Fuße des Berges lebt eine zahlreiche Bevölkerung von Bauern. Von den Straßen des großen Verkehrs abgelegen, wird jene Stelle selten von Reisenden aufgesucht, wo das Papstthum fast widerwillig einen seiner größten Triumphe feierte, indem ein deutscher König, und zwar der stolzesten einer, sich zu der tiefsten Erniedrigung drängte." (Giesebrecht.)

§. 364. **Heinrich IV. in Rom.** Mit dem Bußacte zu Canossa, zu dem sich Heinrich im Augenblick der höchsten Bedrängniß verstanden hatte, war jedoch die Widerstandskraft des jungen Königs und des deutschen Kaiserthums keineswegs erschöpft, vielmehr stärkte die Härte des Papstes Heinrichs Ansehen von Neuem und führte ihm zahlreiche Anhänger zu, so daß er seinen Gegnern, welche kurz nach dem Tage seiner Erniedrigung ihn auf dem Fürstentag zu 15. März
Forchheim des Thrones entsetzt und seinen treulosen Schwager, den Herzog 1077.
Rudolf von Rheinfelden, zum König gewählt hatten, die Spitze bieten konnte. Umsonst warf sich Gregor, dessen geistlichen Beistand die abgefallenen Fürsten anriefen, zum Schiedsrichter auf; Heinrich wußte jede Einmischung mit Klugheit fern zu halten. Nun entstand ein verheerender Bürgerkrieg, in dem Heinrich wider Rudolf und Otto von Nordheim in mehreren Treffen, wie bei 1078.
Melrichstadt und Flarchheim, wenn auch ohne Entscheidung, so doch 1080.
mit Erfolg stritt. So wenig dem König sonst das Glück hold war, auf der Wahlstatt wußte er es zu fesseln. Es war ein schreckliches Schauspiel, wie das edle Reich sich damals zerfleischte. „Die Bande der Gesellschaft lösten sich völlig; keine Pflicht, kein Vertrag, kein Eid, keine Pietät hatte mehr Kraft. Vom Geringsten bis zum Höchsten waren Alle der Habsucht ergeben, und galt weder menschliches, noch göttliches Recht. So herrschte Trug, Lüge, Untreue, Unzucht und jegliche Verwilderung mehr denn seit Menschengedenken." Unterdessen ließ sich Geisa die freie Krone der Magyaren aufs Haupt setzen, während Salomo, den einst das deutsche Reichsheer auf den Thron geführt, als Flüchtling im Kloster Admunt das Gnadenbrod essen mußte; in Polen zerriß Boleslaw die Bande der Lehnspflicht gegen das

Reich und nahm die Krone aus den Händen seiner Bischöfe, und der Norden ordnete seine Angelegenheiten in Staat und Kirche nach eigenem Ermessen. Unter diesen öffentlichen und häuslichen Leiden endete die Kaiserin Agnes ihr
14. Dez. 1077. mühevolles Leben, „aufgezehrt in dem Streite mütterlicher Natur, die sie zu dem Sohne hinzog, und der ängstlichen Frömmigkeit, die ihr an der Unfehlbarkeit und Allgewalt des Papstes nicht zu zweifeln erlaubte." — Nach dem Treffen bei Flarchheim trat Gregor aus seiner bisherigen Rückhaltung heraus und nahm offen Partei für die aufständischen Fürsten. Auf einer Synode in
März 1080. Rom belegte er Heinrich IV., den „sogenannten König", und alle seine Anhänger zum zweitenmale mit dem Banne, entkleidete ihn der königlichen Würde und Gewalt in Deutschland und Italien und erklärte die ihm geleisteten Eidschwüre für nichtig und ungültig; dagegen erkannte er Rudolf als rechtmäßig gewählten König an und ertheilte Allen, die ihm anhängen und gehorchen würden, Vergebung der Sünden und den apostolischen Segen. Aber der zweite Bannstrahl hatte nicht dieselbe Wirkung, wie der erste; der Pfeil prallte an des Königs Schild ab. Auf Heinrichs Ladung trat um Pfingsten eine Kirchenversammlung in Mainz zusammen, auf welcher neunzehn Erzbischöfe und Bischöfe dem Papst zum zweitenmal den Gehorsam aufkündigten und die Lombarden zu einem ähnlichen Beschluß aufforderten. Heinrich begnügte sich damit nicht: wie Gregor ihn durch den Gegenkönig bekämpfte, so stellte er ihm einen Gegenpapst auf. Der Bischof von Speyer begab sich mit der Absetzungsurkunde über die Alpen, lud die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna mit ihren Suffraganen zu einer Kirchenversammlung nach Brixen (Brescia) ein und bewirkte, daß in Gegenwart des deutschen Königs, der sich ebenfalls dahin begeben hatte, die Anwesenden dem Mainzer Beschluß beitraten. Dreißig
Juni 1080. italische Bischöfe erklärten hierauf, daß Gregor nicht als rechtmäßiger Papst anzusehen sei, und erwählten den alten Gegner desselben, Wibert von Ravenna, einen Prälaten von edler Geburt, Gelehrsamkeit und politischem Verstande, zum Papst. Drei Monate nachher ereignete sich die blutige Schlacht
15. Oct. 1080. an der Elster, in welcher die königlichen Truppen in die Flucht geschlagen wurden, aber der Gegenkönig Rudolf die Todeswunde empfing. Ein Schwerthieb hatte ihm die rechte Hand abgehauen und ein Lanzenstoß ihn getroffen. Später hieß es, Gottfried von Bouillon sei der Thäter gewesen. In den Augen der Welt galt der Vorfall als Gottesgericht und Rudolf selbst sagte zu denen, die sein Sterbelager umstanden: „das ist die Hand, mit der ich meinem Herrn und König Treue geschworen. Nun lasse ich Reich und Leben". Seine Leiche wurde in der Merseburger Domkirche beigesetzt. Jetzt konnte Heinrich zu einem Rachezug gegen Gregor schreiten. Zu dem Ende überließ er seinem Schwiegersohne Friedrich von Hohenstaufen, dem er seine Tochter Agnes vermählt und das Herzogthum Schwaben verliehen hatte, den Kampf wider die noch übrigen Feinde in Deutschland, den Herzog Welf und Berthold von Zähringen, und zog dann mit Heeresmacht über die Alpen. Eine
April 1081. von ihm nach Pavia entbotene Kirchenversammlung, der viele deutsche und italienische Bischöfe anwohnten, bestätigte die Wahl Wibert's von Ravenna als Papst. Er legte sich den Namen Clemens III. bei und begleitete dann den König auf seinem Zuge gen Rom, um in St. Peter die Krone zu holen, die

einer dem andern geben wollte. In Mittelitalien traten viele Städte und Burgherren zu Heinrich über; desto standhafter hielt Mathilde zu dem apostolischen Stuhl; ihre Schlösser boten allen Gregorianern Zuflucht und Sicherheit; dafür wurden ihre Dörfer und offenen Flecken mit Feuer und Schwert verheert. Um Pfingsten lagerte sich das deutsche Kriegsvolk auf den Neronischen Feldern im Angesichte Roms. Aber die Bürger, unterstützt von etruskischen und normannischen Hülfstruppen, vertheidigten die befestigte Leostadt, so daß Heinrich nach einiger Zeit wieder abzog, um die Umgegend in seine Gewalt zu bringen. Zwei Jahre wüthete jetzt ein verheerender Krieg an den Ufern 1081—1083.
des Tiber und im etruskischen und latinischen Gebirgslande; dreimal sahen die Römer die deutschen Heere unter ihren Mauern gelagert. Endlich ermatteten die Kräfte des Widerstandes. Mailändische und deutsche Krieger erstiegen die Wälle, machten die Wächter nieder und bemächtigten sich der Leostadt. Gottfried von Bouillon soll sie zuerst betreten haben. Nach einem blutigen Kampfe Juni 1083.
fiel auch die Peterskirche in die Hände der Stürmenden, und Heinrich konnte mit seinen Bischöfen in den geweihten Räumen das Tedeum singen, während Gregor sich grollend hinter den Mauern der nahen Engelsburg barg. Nun suchte der deutsche Herrscher durch das römische Volk den Kirchenfürsten zu bestimmen, daß er den Bann löse, ihn als rechtmäßigen König anerkenne und ihm die Kaiserkrone aufs Haupt setze; aber an der felsenfesten Brust des Oberpriesters prallten alle Bitten und Vorstellungen ab: Heinrich sollte seine Würde niederlegen und sich dem Spruche des Papstes unterwerfen, lautete der Bescheid. Gregor wollte lieber Alles über sich ergehen lassen, als das errungene Uebergewicht durch einen Vergleich aufs Spiel setzen, als die Krönung sich abtrotzen lassen. Als alle Versöhnungsversuche scheiterten, erklärten endlich die Römer, niedergebeugt durch die Kriegsleiden und Verwüstungen, daß sie bereit seien, von Gregor abzufallen und den König sammt dem Gegenpapst in ihre Mauern aufzunehmen. Nun hielt Heinrich seinen Einzug in die ewige Stadt, bezog mit Clemens den Lateran und ließ durch eine Versammlung geistlicher und weltlicher Großen die Absetzung des noch immer in der Engelsburg weilenden Gregor aussprechen. Darauf vollzog Clemens, nachdem er selbst von zwei Bischöfen die Weihe erhalten, am Ostersonntag die Kaiserkrönung an Heinrich und Bertha. 31. März 1084.
Von den Deutschen bedroht, von den Römern verlassen, verlebte nunmehr Gregor sorgenvolle Tage, bis endlich Hülfe von Süden kam. Er hatte in seiner Bedrängniß mit dem räuberischen und treulosen Normannenfürsten **Robert Guiscard** (§. 339), der dem Papstthum und dem römischen Gebiet so manchen Schaden zugefügt und darum mit dem Fluche der Kirche beladen worden, ein Bündniß geschlossen, kraft dessen dieser vom Banne gelöst ward, **Unteritalien als päpstliches Lehn** empfing und dafür seinen Beistand gegen die Deutschen verhieß. Die Normannen überfielen Rom, warfen die Brandfackel in die Häuser, zerstörten die Denkmäler alter Kunst und Herrlichkeit, plünderten Kirchen und Paläste und schleppten die gefangenen Bürger in Knechtschaft fort. Diese Mißhandlungen und Verheerungen erbitterten die Römer dergestalt, daß der Papst es für rathsam erachtete, seinem Gegner den Platz zu räumen und den Normannen, die mit Beutewagen, Gefangenen und Geißeln abzogen, nach Unteritalien zu folgen. Im nächsten Jahre starb er zu

25. Mai 1085. Salerno an der reizenden Meeresbucht, noch auf dem Sterbelager bindend und lösend. Seine letzten Worte: „ich liebte die Gerechtigkeit und haßte das Unrecht, darum sterbe ich in der Verbannung!“ geben Zeugniß, daß er mit dem Bewußtsein eines Märtyrers aus der Welt gegangen. Ehrgeiz und Herrschsucht waren die Haupttriebfedern seiner Handlungen, seiner Worte, seiner Gedanken, die Welt beherrschen durch das Wort, das Ziel seines Lebens; diesen Leidenschaften opferte er wie ein ruheloser Eroberer das Glück von Millionen, den Frieden der Völker. „Des Papstes Fuß“, schrieb er einst an den König von Dänemark, „sollen alle Fürsten küssen, nur er soll kaiserliche Insignien tragen, durch das Verdienst des heil. Petrus ist er ein Heiliger des Herrn“.

§. 365. Heinrichs IV. Ausgang. Aber noch waren Heinrichs Leiden nicht zu Ende. In Deutschland, wo mittlerweile die mächtigen Gegner des Kaisers, Otto von Nordheim, Eckbert, Markgraf von Meißen, Herzog Welf von Bayern, einen Gegenkönig in dem Grafen Hermann von Salm
1081. aufgestellt, der sich als williges Werkzeug von ihnen brauchen ließ, wüthete inzwischen der furchtbarste Bürgerkrieg. Die Feinde des Kaisers trugen mit ihren verwilderten Schaaren Mord, Raub und Verwüstung durch die deutschen Gaue des Südens und Nordens. Gesetz und Ordnung lagen darnieder; Verrath und Tücke lauerten auf allen Wegen; Verwirrung und wildes Fehdewesen herrschten durch das ganze Reich; denn in einer Zeit, da nur die That die That bändigte, nur das gezückte Schwert in des Kaisers Hand das Schwert der Fürsten in der Scheide hielt, fehlte in Deutschland die ordnende und gebietende Kraft eines unbestrittenen Oberhauptes. Es änderte wenig an der
1083. 1084. trostlosen Lage, daß in den Jahren, da Heinrich noch in Italien weilte, manche seiner heftigsten Gegner, wie Otto von Nordheim und Siegfried von Mainz,
1087. aus dem Leben schieden, daß bald nach seiner Rückkehr in die Heimath der Gegenkönig Hermann, müde die klägliche Rolle eines Schattenkönigs zu spielen,
1088. seiner Würde entsagte und sich auf seine Güter zurückzog, wo er bald nachher in einer Fehde durch einen Steinwurf den Tod fand, daß um dieselbe Zeit in Sachsen die thatkräftigsten und erbittertsten Gegner des Kaisers, der kriegerische,
1088. unternehmende Bischof Burkhard von Halberstadt und der kühne Markgraf
1089. Eckbert von Meißen durch Meuchelmord fielen: denn in Bayern stritt der tapfere Welf mit Erfolg unter der Fahne des Kreuzes gegen Heinrichs Heere, und in Schwaben schwankte das Kriegsglück hin und her. In Italien erregte
Urban II. 1088– Urban II., ein staatskluger Kirchenfürst von vornehmer französischer Herkunft,
1099. der nach dem kurzen Pontificat Victors III. den päpstlichen Stuhl bestieg und auf Gregors Bahn fortschritt, dem Kaiser, der noch immer an dem Gegenpapste Clemens festhielt, eine Menge Feinde. Nicht nur, daß er die „große Gräfin“ und ihren jungen Gemahl Welf V. bewog, demselben, als er aber-
1090–1092. mals über die Alpen stieg, den Durchzug durch ihr Land mit den Waffen zu wehren, er entfremdete ihm auch das Herz seiner zweiten Gemahlin Adelheid, einer russischen Fürstin, welche ihres Gatten Ehre mit schmachvollen Beschuldigungen befleckte, sich von ihm trennte und im Kloster ihr Leben beschloß. Zu-
1093. letzt traten seine eigenen verführten Söhne als Gegner wider ihn auf; Konrad, ein sanfter frommer Jüngling, den die päpstliche Partei als König von

Italien anerkannt und in Monza gekrönt hatte, wurde von dem Vater verstoßen und starb einige Jahre nachher kummervoll und verlassen auf einer einsamen Burg, von schweren Seelenkämpfen zerrissen; aber nicht lange nachher erhob auch der bereits gekrönte Heinrich das Schwert gegen den Vater. Gewonnen von dem Papste Paschalis II., der über den alten Kaiser von Neuem den Bannstrahl schleuderte, und verlockt von den vielen geistlichen und weltlichen Feinden desselben, zog König Heinrich wider seinen Vater, nahm ihn am Rhein durch List und Verrath gefangen und nöthigte ihn im Schlosse zu Ingelheim, wo einst Karl der Große in Macht und Herrlichkeit gewaltet und alle folgenden Kaiser ihren Glanz gezeigt, seine Schlösser, sein Erbe, sein Reich und Alles, was er besaß, hinzugeben und sich selbst der Regierung für unwürdig zu erklären. Der gedemüthigte Kaiser entkam jedoch der Haft und fand bei den über die Härte des Sohnes empörten Bürgern von Worms, Köln, Aachen, Lüttich und andern Reichsstädten, die stets mit Treue an Heinrich gehangen und dafür mit Rechten und Freiheiten belohnt worden, Schutz und Hülfe. An der Maas wurden die Truppen des Königs, der den Vater aufs Neue in seine Gewalt bringen wollte, von dem Herzog von Niederlothringen und andern Anhängern des Kaisers zurückgeschlagen, und nun drohte ein Bürgerkrieg, schrecklicher als alle früheren, zwischen Vater und Sohn auszubrechen. Heinrich IV. selbst leitete in Köln die Vertheidigungsanstalten und gab durch seinen Namen und seinen Beitritt dem Krieg gegen den König einen legitimen Charakter. Das Maß des Elends war jedoch voll. Von Unglück und Kummer gebeugt, sank Heinrich IV. in Lüttich ins Grab. Aber selbst nach dem Tode kam der Gebannte nicht zur Ruhe. Nachdem sein Leichnam einige Zeit auf einer Insel der Maas gestanden und ein von Jerusalem zurückgekehrter Mönch Tag und Nacht dabei Bußpsalmen gesungen, wurde er nach Speyer gebracht, wo er fünf Jahre lang in ungeweihter Kapelle über der Erde stehen blieb, ehe die Beisetzung in der Kaisergruft gestattet wurde. — Heinrich IV. war eine edle, hochbegabte Natur voll herrlicher Anlagen und Eigenschaften, siegreich und tapfer im Feld, großmüthig gegen Freund und Feind, wohlthätig und hülfreich gegen Unglückliche, dabei von majestätischem Wuchs und Ansehen und von einem durchdringenden Feuerblick; aber seinen Leidenschaften und Begierden wußte er nicht zu gebieten und der Geist der Zeit war ihm entgegen. Die Einheit des Reichs und die kaiserliche Machtfülle, die Otto I. und Heinrich III. mit so großem Eifer zu begründen gesucht, wurde durch die aufrührerischen Kämpfe unter dieser Regierung gefährdet und geschwächt. „Wäre das deutsche Fürstenthum mit der Krone einig gewesen, keine Macht der Welt hätte dem Reiche gefährlich werden können. Aber gerade in ihren ersten Vasallen hatten die Kaiser ihre ersten, ihre schlimmsten Feinde; unter ihren „Getreuen" herrschte Treulosigkeit und Verrath; kein Eid wurde schlechter gehalten als der Lehnseid, und der Lehnsverband, welcher das Reich zusammenfassen sollte, zeigte sich als ein überaus schlaffes und elastisches Band." Die weltlichen Großen, nur auf ihr eigenes Standes- und Familieninteresse bedacht, hatten weder Vaterlandsliebe noch Treue; während der bedrängte und verfolgte König bei der Bürgerschaft der Reichsstädte und bei dem über die zunehmende Gewalt des römischen Hofes besorgten höheren Klerus Unterstützung fand, waren die Reichs-

[Margin notes: † 1101. — 1099. — 1104. — 1105. — 7. August 1106.]

fürsten und größeren Vasallen stets zum Aufruhr wider ihren unglücklichen Kaiser bereit und förderten durch ihr unruhiges Treiben die Macht des Papstthums über den deutschen Klerus und die Auflösung der Reichseinheit in die alten Stämme und Landschaften. Den größten Theil der Schuld an dieser staatlichen Zerfahrenheit trug, außer der Liebe zu einem ungebundenen Leben und dem deutschen Sondergeist, das herrschende Feudalwesen, dessen Streben nothwendig auf Verwandlung des Lehns in erblichen Besitz gerichtet sein mußte.

Heinr. V. 1106–1125. §. 366. **Fortgang und Ende des Investiturstreites.** So lange Heinrich V. mit seinem Vater in unrühmlichem Kampfe lag, war er mit dem Papste **Paschalis** II. verbunden. Kaum war er aber im Alleinbesitz der Herrschaft, so gerieth er gleichfalls über die **Investitur** mit demselben in Streit. Ein kräftiger, verschlagener und herrischer Fürst, war Heinrich V. weit entfernt, eine Minderung der kaiserlichen Gerechtsame zu dulden. Der Oct. 1106. Papst und seine Anhänger, welche zwei Monate nach des Kaisers Tod auf der Synode zu Guastalla den Beschluß faßten, die Leiche des im Sept. 1100 verstorbenen Clemens III. in Ravenna ausgraben zu lassen und den Wellen preis zu geben, konnten sich bald überzeugen, daß sie den „Dornbusch" zum König eingesetzt. Da sich Paschalis trotz des Schutzes der Gräfin Mathilde in Italien nicht ganz sicher glaubte, begab er sich nach Frankreich, um unter dem Beistande des getreuesten Sohnes der Kirche die Ausgleichung des Investiturstreites, der die Lebensgeister der Völker wie im Starrkrampf gefesselt hielt, zu versuchen. April 1107. Aber die **Synode von Chalons**, wo der gewandte Erzbischof Bruno von Trier und der großsprecherische Herzog Welf von Bayern die Sache Heinrichs führten, brachte keine Entscheidung. Der Papst kehrte nach Rom zurück, und da in den nächsten Jahren der König in den östlichen Grenzländern mit bürgerlichen Unruhen vollauf beschäftigt war, so blieb die Investiturfrage in der Schwebe. Erst als Heinrich V. die Hände so weit frei hatte, daß er einen 1110. Zug über die Alpen antreten konnte, wurden ernstliche Schritte zur Herstellung des Friedens zwischen Kirche und Staat gethan. Noch nie sahen die Italiener ein so stattliches Reichsheer auf der roncalischen Ebene gelagert, wie im Herbst des Jahres 1110. Niemand wagte den gewaltigen Kriegsherrn durch Ungehorsam zu reizen. Selbst Mathilde schickte ihrem erlauchten Verwandten Geschenke und Worte des Friedens. Aber der Papst verlangte als Vorbedingung der Kaiserkrönung, daß der deutsche Herrscher zuvor das Investiturgesetz anerkenne und sich selbst jeder Belehnung geistlicher Stellen enthalte. Und als die Bevollmächtigten Heinrichs geltend machten, daß doch das Reichsoberhaupt unmöglich so große Besitzungen und Hoheitsrechte aus der Hand geben könne, erklärte Paschalis in großartiger Selbstentsagung, so möge der König die Regalien behalten, die Diener der Kirche sollten sich mit Zehnten und Opfern begnügen und dem Reiche die Güter und Einkünfte zurückerstatten, ein Anerbieten, das an dem Klerus selbst den heftigsten Widerstand fand. Zwar wurde in Sutri Febr. 1111. ein Vertrag in diesem Sinne zwischen den beiden Oberhäuptern der Christenheit wirklich abgeschlossen, kraft dessen der König am Tage der Kaiserkrönung der Investitur der kirchlichen Würdenträger auf immer entsagen, die Geistlichen dagegen alle Reichslehen und Hoheitsrechte zurückgeben sollten; als aber in der Peterskirche die Vertragsbedingungen, welche die seit mehr als drei Jahrhunderten

zur Ausbildung und Geltung gekommenen Rechts- und Besitzverhältnisse vernichtet haben würden, verlesen wurden, entstand ein solcher Tumult, daß die Krönung nicht vollzogen werden konnte. Die Weigerung wurde von Heinrich als Verrath und Treubruch erklärt, der heilige Raum stand in Gefahr, mit Waffen und Blut befleckt zu werden; endlich gab der König Befehl, den Papst sammt den Cardinälen und vielen hohen Geistlichen gefangen wegzuführen. Wüthend über diesen Gewaltstreich, machten die Römer einen Angriff auf das deutsche Lager in der Leostadt und kämpften einen ganzen Tag mit der größten Erbitterung, um die Gefangenen zu befreien. Der König selbst stürzte, nachdem er fünf feindliche Krieger mit seiner Lanze im Handgemenge niedergestoßen, verwundet vom Pferde. Erst bei einbrechender Nacht wurden die Römer über die Engelsbrücke zurückgeworfen. Zwei Tage nachher zog Heinrich ab, den Papst und sechzehn Cardinäle als Gefangene mit sich führend. So vergalt der fünfte Heinrich, den einst die päpstliche Partei zu ihrem Rüstzeug gegen den Vater erkoren, die Schmach von Canossa mit einem gleich entehrenden Gegenschlag. Es war die Nemesis der Geschichte, welche jede Ueberhebung straft. Zwei Monate durchzog der König mit seinen Gefangenen das römische Gebiet, Alles mit Feuer und Schwert verheerend. Da ließ sich der Papst durch die Bitten des Volks zu einem neuen Vertrag bewegen, worin er versprach, die Einsetzung der frei gewählten Bischöfe und Aebte durch den König zu gestatten, ihm die Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen und ihn nie mit dem Banne zu belegen. 13. April
Nun setzte Heinrich seinen Gefangenen in Freiheit und empfing in St. Peter 1111.
die Kaiserkrone. Aber es war ein Fest ohne Heiterkeit und ein Friede ohne Dauer. Denn kaum war Heinrich nach Deutschland zurückgekehrt, so wurde der Papst durch die Gregorianischen Eiferer bestimmt, auf einer Synode den Vertrag zu widerrufen und das abgerungene Investiturrecht für ungültig zu erklären. Doch hielt er sein Versprechen in so fern, als er über den Kaiser nicht die Excommunication aussprach. Aber der päpstliche Legat in Gallien fluchte dem „zweiten Judas". Auch in Deutschland stieß Heinrich auf heftigen Widerstand, als er sich anschickte, gegen die Fürsten, welche während der Verwirrung unter Heinrich IV. viele Reichslehen an sich gebracht, die Reichs- und Königsrechte mit der Schärfe des Schwertes wieder geltend zu machen. Schwer lag die Hand des strengen Gebieters auf den unruhigen Großen und trieb diese zu Verschwörungen und Aufständen. Wiederum waren die Sachsen voran, jetzt unter ihrem neuen Herzog **Lothar von Supplinburg**, dem Nachfolger des im Jahre 1106 gestorbenen Magnus, des letzten Billungen. Sie 11. Febr.
siegten am **Welfsholze** über des Kaisers tapfern Freund **Hoyer von** 1115.
Mansfeld, der daselbst dem Schwerte Wiprechts von Groitzsch erlag. Dies erfüllte die Curie mit neuer Zuversicht. Paschalis verdammte auf einer Synode noch einmal das dem Kaiser ertheilte Investiturrecht und trat der Wiederholung der Excommunication durch seine Legaten nicht entgegen. Da eilte Heinrich,
den deutschen Krieg seinen Neffen Konrad und Friedrich von Hohenstaufen 1116.
überlassend, abermals nach Italien, theils um die Rechte des Reichs und seines
Hauses an die Güter der kurz zuvor verstorbenen Gräfin Mathilde geltend zu 1115.
machen, theils um den römischen Hof zum Festhalten an dem Vertrage zu zwingen. Er brachte Paschalis zur Flucht aus Rom und ließ, als weder er,

1118. noch nach seinem bald darauf erfolgten Tode sein Nachfolger Gelasius II. zu einer Ausgleichung sich herbeiließ, einen Gegenpapst wählen. So war denn Reich und Kirche aufs Neue gespalten. Gelasius, von einer feindseligen Partei aus Rom vertrieben, flüchtete sich in ärmlichem Aufzug zu Schiff nach Frank-
Jan. 1119. reich, wo er bald im Kloster Clugny sein müdes Haupt zur Ruhe legte. Ein französischer Prälat von hohem Stande und edler Bildung wurde unter dem
Octbr. Namen Calixtus II. sein Nachfolger. Dieser versuchte zuerst auf dem Concil zu Rheims den Kirchenfrieden herzustellen; als aber der Kaiser nicht in die verlangte Verzichtleistung auf die geistliche Belehnung einwilligen wollte, sprach die Versammlung über ihn und seinen Gegenpapst Gregor VIII. den Bannfluch aus. Nun entbrannte aufs Neue ein furchtbarer Bürgerkrieg, der besonders den Rheingegenden, wo die Bischöfe meistens für den Papst, die Bürgerschaften für den König stritten, verderblich war. Mittler-
1121. weile kehrte Calixtus II. nach Rom zurück, wo er mit Triumphzügen empfangen ward, nahm den Gegenpapst gefangen und schloß ihn nach schmachvollen Mißhandlungen in einen Klosterkerker ein, wo er bald seinen Tod fand. Dieser tragische Ausgang des kaiserlichen Papstes übte eine mächtige Rückwirkung auf Deutsch-
Sept. 1121. land und steigerte den Wunsch nach Frieden. Nachdem auf einem Fürstentag in Würzburg die Bedingungen festgestellt waren, kam endlich ein Vergleich zu Stande, der dem unseligen Investiturstreit ein Ende machte. In dem
23. Sept. 1122. **Wormser Concordat** vereinigte sich der Papst mit Heinrich dahin, „daß die Bischöfe und Aebte frei in Gegenwart des Kaisers oder seines Bevollmächtigten gewählt und von demselben durch das Scepter mit ihren zeitlichen Besitzungen und Rechten (Regalien) belehnt werden sollten, wogegen aber der Kaiser auf das Recht der Belehnung mit Ring und Stab, oder die Einsetzung in das geistliche Amt zu verzichten habe." Man schied also fortan das Amt des geistlichen Fürsten von seiner politischen Stellung. So kam der unheilvolle Investiturstreit, der über fünfzig Jahre das deutsche Reich zerrissen und geschwächt hatte, zu einem Abschluß durch die natürliche Scheidung der geistlichen und weltlichen Gewalt im Episcopat. Es war ein Compromiß, der das innige Band, welches bisher zwischen Kaiserthum und Kirche in Deutschland bestanden, bedeutend lockerte und den deutschen Klerus näher an das Papstthum knüpfte; der aber doch die Gefahr einer Priesterherrschaft, wie sie dem Stolze Gregors VII. vorschwebte, glücklich von der deutschen Nation abwendete und bewirkte, daß der deutsche Klerus nicht ganz von dem Lehnsstaat und dem weltlichen Oberhaupte losgerissen und noch einiges Interesse für die historische und nationale Entwickelung in ihm lebendig erhalten wurde. Doch schuf das Concordat eine weite Kluft zwischen den deutschen Bischöfen und dem Kaiser.

§. 367. Lothar der Sachse. Die Strenge, womit Heinrich die trotzi-
23. Mai 1125. gen Reichsfürsten gedemüthigt, hielt diese ab, bei seinem kinderlosen Ableben den nächsten Verwandten des fränkischen Hauses, Friedrich von Hohenstaufen, den Sohn der Kaisertochter Agnes, auf den Thron zu heben. Auf Betreiben der den kirchenfeindlichen Saliern abgeneigten Geistlichkeit, besonders des klugen Erzbischofs Adalbert von Mainz, wählten sie auf einer glänzenden
Lothar der Sachse 1125–1137. Versammlung in dieser rheinischen Bischofstadt Heinrichs V. Gegner, **Lothar von Sachsen**, den Erben Otto's von Nordheim, erzeugten aber dadurch einen

Bürgerkrieg und eine höchst verhängnißvolle Spaltung. Denn als nunmehr Friedrich und Konrad von Hohenstaufen die gebotene Herausgabe der Reichslehen weigerten, die sie sich aus der salischen Hinterlassenschaft angeeignet, und der letztere sich eigenmächtig den Königstitel beilegte und nach seiner Krönung zu Mailand in Oberitalien Anerkennung fand, suchte sich Lothar, nachdem er zu Goslar die Reichsacht über die unfolgsamen Fürsten ausgesprochen, durch 1127.
engen Anschluß an Herzog **Heinrich den Stolzen** von Bayern aus dem Welfischen Hause zu verstärken, indem er ihm seine Tochter Gertrud vermählte und die großen Besitzungen dieser Familie noch durch Verleihung des Herzogthums Sachsen vermehrte. Dadurch entschied sich der Kampf zum Nachtheil der Hohenstaufen, obwohl sie in Schwaben, Franken und am Rhein viele Anhänger zählten und die Lombarden größtentheils auf ihrer Seite standen. Nach der Zerstörung ihrer tapfern und getreuen Stadt Ulm mußten sie sich unterwerfen, mußten Lothar, welcher auf einem kurzen Römerzug, zur Zeit des kirchlichen Schisma um den Besitz der Tiara, von Papst Innocenz II. in der Laterankirche die Kaiserkrönung empfangen, aber die Peterskirche und die Engels- 1133.
burg in der Gewalt des Gegenpapstes Anaklet II. gelassen hatte, als Reichsoberhaupt anerkennen und ihn auf seinem zweiten Zuge wider die Normannen 1135.
in Unteritalien begleiten. Dafür wurde ihnen der Fortbesitz ihrer Reichslehen 1136.
und der Salischen Erbgüter gestattet. Der ruhmlose erste Feldzug nach Italien, wo Lothar weder die ungehorsamen Lombarden zur Huldigung bringen konnte, noch die durch die doppelte Papstwahl bedrohte Kircheneinheit herzustellen im Stande war, noch den normannischen Herzog Roger (§. 339) von der Eroberung Neapels und der Unterwerfung der kaiserlichen Lehnsherzogthümer Capua und Aversa abzuhalten vermochte, hatte den Kaiser zur Versöhnung und zum Frieden geneigt gemacht, damit er Rache an seinen Gegnern nehmen könne.

§. 368. **Reichsverfassung und Bildungsstand der Zeit.** Unter den fränkischen Kaisern erscheint das deutsche Volk, d. h. alle Freien, in sieben, von der Form des Reichs- Heer-
heeres herstammende Abtheilungen oder Heerschilde getheilt. „Den ersten Heerschild schilde.
hebt der König, den zweiten die geistlichen Fürsten, weil sie nur des Königs Dienstmannen sind; den dritten die weltlichen Fürsten, weil sie ihrer Würde unbeschadet der Bischöfe Lehnsleute sein können; den vierten die Grafen oder Freiherren, als Dienstleute der Fürsten, denen sie ihrem Geburtsstande nach gleich sind. Diese vier Heerschilde machen den hohen Adel aus; den fünften halten die Mittelfreien oder Bannerherren, welche ihrer Geburt nach nicht zum hohen Adel gehören, aber Freie zu Mannen haben können; den sechsten die Vasallen der Mittelfreien oder die gemeine Ritterschaft, welche keine Mannen haben; den siebenten jeder Freie, d. h. der nicht eigen und ein ehelich Kind ist." — Der gewählte und in Aachen gekrönte König, der erst nach seiner Krönung in Rom den Titel Kaiser führte, war oberster Heerführer, Richter und Lehnsherr, Quelle der Fürstenmacht und des Adels. Er regierte das Reich nach den herkömmlichen Rechten und Gewohnheiten mit Zuziehung der Reichsfürsten auf Reichstagen; seine Einkünfte bezog er größtentheils aus den Reichsgütern, Bergwerken, Forsten, Zöllen und freiwilligen Gaben der Geistlichkeit; auch gerichtliche Strafgefälle und die Schutzabgaben der Juden fielen dem Reichsoberhaupt zu. Eine kaiserliche Residenzstadt gab es nicht; die Kaiser führten ein Wanderleben, wie es die vielen Kriege und verschiedenartigen Anliegen mit sich brachten; allenthalben hatten sie Burgen oder Pfalzen, wo sie sich abwechselnd aufhielten. Die hohen Festzeiten, Ostern, Pfingsten, Himmelfahrt, Weihnachten, feierten sie meistens in größeren Städten, wie wir schon bei Otto I. gesehen (§. 344). Bei solchen

Gelegenheiten versammelte sich Alles, was groß, mächtig und angesehen war, an dem kaiserlichen Hoflager, um die heilige Zeit im Kreise der kaiserlichen Familie mit Frömmigkeit und fürstlicher Festfreude zu begehen. Zu der religiösen Andacht gesellte sich dann die Kurzweil einer glänzenden Hofhaltung, Waffenspiele, Musik, Tanz und fröhliche Mahlzeiten an reich besetzter Tafel; der Kaiser aber benutzte diese festliche Zeit, um mit seinen Räthen wichtige Staatsgeschäfte abzuthun, Gesandtschaften zu empfangen, Streitigkeiten der Fürsten auszugleichen, Berichte anzuhören, Huldigungen entgegenzunehmen. — Unter den Königen standen in den größeren Landschaften Herzöge, die mit Zuziehung der Edlen ihres Landes auf ihren Landtagen gesetzliche Ordnungen für ihre Territorien trafen. Die Grenzländer gehorchten Markgrafen. Die Grafen waren die Oberrichter eines Gaues und besorgten zugleich das Aufgebot zum Reichsheer. Alle diese hohen Lehnswürden wurden unter den fränkischen Kaisern nach und nach erblich, was die Schwächung der Kaisermacht und die Herausbildung der Landeshoheit zur Folge hatte. — Da der Kriegsdienst eines geharnischten Ritters zu Pferde für den gemeinen Freien von kleinem Eigenthum auf die Dauer zu kostspielig und beschwerlich ward, so stellten sich immer mehrere unter die Hut des Schutzherrn, der gegen Entschädigung für sie den Heerbann leistete. Dadurch nahm die Zahl der Freien mehr und mehr ab (§. 334); und hätten nicht die fröhlich aufblühenden Städte den bedrängten Freien aufgenommen, so wäre bei der unter Heinrich IV. herrschenden Gesetzlosigkeit der Stand der Gemeinfreien untergegangen. So aber fanden sie einen Zufluchtsort in den Städten, wo sie, geschirmt durch Graben, Wall, Mauer und Thurm, ihre Freiheit behaupteten; hier wurden sie durch Betriebsamkeit und Handel reich, ohne die Waffen ganz wegzulegen, welche vorzüglich die rittermäßigen Bürger zu Rosse führten, während die übrigen Einwohner als Fußvolk stritten und die Vertheidigungs-Maschinen bedienten. Treu standen sie stets auf Seiten ihres Kaisers im Kampfe gegen die ungetreuen Fürsten. — Den größten Einfluß auf die Staatsverwaltung und Rechtspflege übten die Geistlichen, die schon durch ihre höhere Bildung zu den Staatsgeschäften am meisten befähigt waren. Die Bischöfe und Aebte waren die ersten Räthe des Kaisers, die Erzieher und Vormünder minderjähriger Fürstensöhne; unter ihnen stand die Kanzlei des Reichs. Dabei waren sie mächtige Lehnsfürsten, die dem Kaiser gerüstete Mannschaft stellten, auch wohl selbst den Waffendienst versahen. Unter den fränkischen Kaisern gab es sechs Erzstifte: Mainz, Köln, Trier, Magdeburg, Bremen, Salzburg, denen 35 Bisthümer untergeordnet waren. Die Erzbischöfe erhielten gegen eine beträchtliche Abgabe das Pallium von Rom und durften erst nach dessen Empfang die Bischöfe weihen. Der Erzbischof von Mainz galt als Stellvertreter des Papstes in Deutschland. Die Kaiser begünstigten die Erhöhung der Bischöfe, um dem Ehrgeiz der weltlichen Fürsten und dem Sondertrieb der Stämme entgegenzuwirken; daher vereinigten die deutschen Prälaten das geistliche und weltliche Schwert, sprachen Bluturtheile, führten Kriege und verwalteten zugleich das Hirtenamt. Von Jahr zu Jahr wuchsen ihre Immunitäten, in die schon zur Zeit der Ottonen ganze Grafschaften aufgingen. Wie staunte jener lombardische Bischof, der einst im Zwiegespräch mit Christian von Mainz auf seine Frage, ob er wohl alle Seelen seines Bisthumes kenne, von dem deutschen Prälaten zur Antwort bekam, sein Sprengel sei so groß wie die ganze Lombardei. Unaufhörlich erhielten sie neue Privilegien und neue Schenkungen; mit verschwenderischer Gunst theilten die Kaiser die Regalien an sie aus. Doch vergalten sie nicht immer deren Gunstbezeugungen durch Treue und Anhänglichkeit; das zeitliche Wohl ihrer Kirchen stand ihnen meistens höher als das Interesse des Reichs. —

Städte.

Klerus.

Geschichtschreibung. 1) In Deutschland.

Unter dem Geräusche der Waffen und den bürgerlichen Kämpfen sank die Schulbildung, sanken Wissenschaft und Literatur von der Höhe herab, auf der wir sie zur Zeit der Ottonen erblickt haben (§. 351). Die Geistlichen, welche noch immer im Alleinbesitz der gelehrten Bildung waren, verbanden Worte und Ausdrücke römischer Schriftsteller mit dem Bibel- und Kirchenlatein zu einer unbehülflichen Sprache und zu ungewandten Redeformen. Nur wenige erhoben sich auf einen höheren Bildungsstand und zu tieferen Sprachkenntnissen oder würdigten die deutsche Sprache einiger Beachtung. **Wippo**, Kaplan Kaiser Konrads II., ein würdiger, auch als Dichter gefeierter Priester, verfaßte in einer dem Sallust nachgebildeten Sprache eine Lebensbeschreibung dieses verständigen, tüchtigen Kaisers

in frischen, kräftigen Zügen, und **Williram**, ein in Fulda gebildeter Franke, der als Abt des Klosters Ebersberg in Bayern 1085 starb, brachte das „Hohe Lied" in lateinische Verse und legte es deutsch aus, die sinnlichen Anschauungen unter allegorisch-mystischen Deutungen verbergend. Der gelehrteste und bedeutendste Schriftsteller des elften Jahrhunderts war Graf **Hermann von Veringen**, gewöhnlich wegen seines lahmen und gichtbrüchigen Körpers **Hermannus Contractus** genannt. Er war Mönch in dem reichen und anmuthig gelegenen Kloster Reichenau, wohin lernbegierige Jünglinge aus allen Ländern gezogen kamen, um aus dem Munde des sanften und wohlwollenden Mannes, der die ganze Gelehrsamkeit seiner Zeit mit einem lebhaften, scharfsinnigen Geist verband, die Lehren der Weisheit zu vernehmen. Ausgezeichnet als Philosoph, Rhetor, Astronom, Musiker und Dichter und der griechischen, lateinischen und arabischen Sprache mächtig, hat Hermann eine Menge gelehrter Werke, Kirchengesänge u. dgl. m. verfaßt, und zugleich mit geschickter Hand mechanische und musikalische Instrumente verfertigt. Aber sein Hauptwerk ist die in gutem Latein und mit Benutzung der frühern christlichen Geschichtschreiber bearbeitete **Chronik** in sechs Zeitaltern mit chronologischer Ordnung und verständiger Kritik und Auswahl. Wo er sich seiner eigenen Zeit nähert, wird er ausführlicher und erhebt sich vom J. 1039 an zu einer Quelle ersten Ranges bis zu seinem Todesjahr 1054. Er erreichte ein Alter von 41 Jahren. Während des langen Investiturkrieges wurde nicht nur im Felde mit den Waffen, sondern auch in den Klosterzellen und Studirstuben mit großer Leidenschaftlichkeit für und wider Rom gestritten. Bei den geistlichen Schriftstellern fand jedoch die Sache des Kaisers nur wenige Gönner. Die meisten standen auf Seiten des Papstes, die Einen aus kirchlicher Ueberzeugung, wie die Mönche **Bernold** von St. Blasien und **Berthold** von Reichenau, deren **Chroniken** in Ton und Urtheil den papistischen Standpunkt ihrer Verfasser verrathen; die Andern, wie der sächsische Mönch **Bruno**, aus nationalen und persönlichen Motiven. Bruno's „Geschichte des Sachsenkriegs" ist eine scharfe Parteischrift aus der Mitte der sächsischen Fürsten und ihres Anhanges, in der Absicht geschrieben, den Krieg als rechtmäßig und die Empörung wider den König als eine Sache der Selbstvertheidigung und Nothwehr hinzustellen. Zu dem Zweck mußte natürlich das Verfahren Heinrichs IV. in Sachsen im schwärzesten Lichte geschildert werden und Bruno hat dieses Ziel scharf im Auge behalten. Der böse Leumund, in dem der fränkische König bei der Nachwelt steht, ist zum größten Theil den ungünstigen Angaben Bruno's zuzuschreiben, der einseitig und leidenschaftlich alles Böse und Schändliche, das ihm zu Ohren kam, als wahr hinstellte und noch mit Uebertreibungen und Entstellungen vermehrte. Selbst das vorzüglichste Geschichtswerk des elften Jahrhunderts, die **Jahrbücher** des **Lambert von Hersfeld**, läßt bei aller Haltung, Würde und Mäßigung im Ausdruck dennoch durchfühlen, daß der Verfasser mit seinem Herzen auf päpstlicher Seite steht, daß auch er nicht frei ist von der Gesinnung, welche fast die gesammte Klostergeistlichkeit in dem Streite zwischen Kaiser und Papst hegte. Doch ist sein Sinn für historische Gerechtigkeit so lebendig, daß er auch die Fehler und Vergehen der Gregorianischen Partei und die Sünden und Gebrechen des geistlichen Standes nicht verschweigt. Von Lamberts Leben wissen wir wenig. Nachdem er den Studien in der Hersfelder Schule obgelegen, wurde er nach seinem eigenen Zeugniß im J. 1058 zu Aschaffenburg von dem Erzbischof von Mainz zum Priester geweiht (daher er auch früher gewöhnlich „**Lambert von Aschaffenburg**" genannt ward), trat dann sogleich eine Pilgerreise nach Jerusalem an, und zwar ohne Wissen seines Abtes Meginher, worüber er sich schwere Vorwürfe machte. Er war daher sehr beruhigt, als er bei seiner Rückkehr im J. 1059 den Abt noch am Leben fand und Verzeihung erhielt. Von der Zeit an lebte er als Mönch im Kloster Hersfeld. Nachdem er eine metrische Geschichte seiner Zeit und eine Geschichte des Klosters Hersfeld verfaßt, die aber nicht erhalten sind, begann er die Ausarbeitung der Annalen, die nach einem kurzen chronologischen Abriß der früheren Weltbegebenheiten mit dem J. 1040 reichhaltiger zu werden anfangen und mit der Regierungszeit Heinrichs IV. immer vollständiger werden, so daß die Erzählung wie ein mächtiger breiter Strom ruhig dahinfließt, bis der Verfasser bei der Wahl des Gegenkönigs Rudolf im J. 1077 abbricht, „ermattet und überwältigt von der Last des unermeßlichen Stoffes", wie er selbst sagt, und einer andern Hand die Fortsetzung überlassend. Durch die günstige Lage seines Klosters in der Nähe des Hauptschauplatzes der Begeben-

heiten und durch die geschichtliche Bedeutung desselben war Lambert in Stand gesetzt, sich von den Vorgängen sichere Nachrichten zu verschaffen. Auch verkehrte er häufig mit den handelnden Personen. Seine Darstellung ist ruhig und objectiv; er schildert die Verwickelungen der Zeit, den Kampf zwischen Königthum und Fürstenthum, zwischen Kaiserthum und Hierarchie mit einem über den Streitfragen stehenden Geist und mit warmem Mitgefühl mit der leidenden Menschheit. „Die Sprache selbst ist klar und rein, gebildet nach dem Muster der alten heidnischen und kirchlichen Schriftsteller, aber frei von der affectirten Gelehrsamkeit.“ Auch **Eckehard**, Abt des Klosters Aurach in Franken, der Verfasser einer in Sprache und Darstellung vortrefflichen Weltchronik bis zum J. 1125 mit Inbegriff des ersten Kreuzzuges, wandte sich, wenigstens in seinen späteren Jahren, der siegreichen päpstlichen Partei zu und preist Heinrich V., der im Anfang als deren Führer galt. Dagegen theilte **Adam von Bremen**, der Verfasser einer „Hamburgischen Kirchengeschichte“ in vier Büchern, die mit dem Tode Adalberts abschließt (1072), die Gesinnung seines großen Erzbischofs und Gönners und legte in seinen Urtheilen über Personen und Ereignisse christliche Milde und Humanität an den Tag. In einer dem Sallust nachgebildeten Sprache hat Adam mit Fleiß und Sorgfalt die Nachrichten zusammengestellt, die er über die Völker des Nordens, die Dänen, Normannen, Schweden, Slaven in älteren Quellen vorfand oder aus mündlichen Mittheilungen schöpfte, von reisenden Geistlichen oder Kaufleuten, selbst von dem dänischen König Sven Estrithson. Durch diese Mittheilungen sind Adams „Bischofsgeschichten“ für die historische Kunde des Nordens von der höchsten Wichtigkeit. Und wie sehr er auch den Erbischof Adalbert, dessen Geschichte er im dritten Buche behandelt, bewundert und verehrt, so urtheilt er doch über denselben mit der größten Unparteilichkeit. — Etwa hundert Jahre nach Adam vom Bremen verfaßte ein dänischer Gelehrter, Namens **Saxo**, aus einer vornehmen seeländischen Familie, den man um seiner Gelehrsamkeit willen den „Grammatiker“ nannte, auf Anregung des berühmten Bischofs Absalon (Axel) von Roeskild und Erzbischofs von Lund, zu dessen Schreibern er gehörte, die erste dänische Geschichte in sechzehn Büchern von den ältesten Zeiten bis zum J. 1186 in einem, wenn auch rhetorisch gezierten, doch correcten und fließenden Latein; die neun ersten Bücher, die Vorzeit Dänemarks entnahm er aus alten Liedern, die im Volke umgingen, und aus Erzählungen der Isländer. Sie enthalten lebensvolle Bilder aus den alten Heldensagen, poetische Schilderungen der Kämpfe und Abenteuer, der alten Zustände und Sitten, aber ohne geschichtliche Zuverlässigkeit, ohne Zeitrechnung und Stammtafeln. Geschichtlichen Werth haben erst die sieben letzten Bücher, worin Saxo berichtet, was er am Hofe des Bischofs aus dem Munde kundiger Männer erfahren oder was er selbst erlebt hat. Für die große Zeit der Dänen unter dem ersten Waldemar ist er der wichtigste Quellenhistoriker. — Einen merkwürdigen Gegensatz zu Bruno bilden zwei unbekannte Schriftsteller, die im Lobe des Königs eben so überschwänglich sind, als der sächsische Mönch in Tadel und Schmähungen — der Verfasser der metrischen Erzählung vom Sachsenkrieg und der früher erwähnte Biograph Heinrichs IV., in dem Manche den Bischof Otbert von Lüttich erkennen wollten. Unmittelbar nach dem Siege des Königs über die Sachsen bei Hohenburg hat ein unbekannter Dichter von guter classischer Bildung es unternommen, den Krieg von seinem Ursprunge an in entschieden königlicher Auffassung zu schildern und er hat diese Aufgabe mit vielem Geschick durchgeführt. „Hexameter von bemerkenswerther Reinheit, wenngleich mit manchen damals üblichen Freiheiten und häufig leoninisch gereimt, fließen ihm mit Leichtigkeit und die Darstellung ist so lebendig und spannend, daß man ihr mit Vergnügen bis ans Ende folgt.“ Die Kriegsbegebenheiten werden mit großer Anschaulichkeit geschildert. — Ueber den unmittelbar nach Heinrichs IV. Tod von einem begeisterten Anhänger desselben verfaßten Lebensabriß, dem in Betracht der Form wenige Erzeugnisse der mittelalterlichen Historiographie an die Seite gesetzt werden dürften, urtheilt Jaffé, der Uebersetzer desselben: „den hervorragenden Platz, welchen die Schrift einnimmt, begründet sowohl das ungemeine Geschick, mit dem die Hauptmomente der Regierungsgeschichte Heinrichs in gedrängten wirkungsreichen Zügen hingestellt sind, wie der kunstvolle, an der Antike gebildete Vortrag, der lebendig, lichtvoll, beredt und selbst nicht ohne dichterische Erhebung die Begebenheiten, so wie den sie begleitenden leidenschaftlichen Antheil des Erzählers zur Anschauung bringt. Der literarische Werth ist unschätz-

bar, ihr historischer dagegen unterliegt mehrfachen Begrenzungen". Den größten Werth hat die Darstellung der letzten Jahre, wobei die Motive der Gegner mit der größten Schärfe und wohl auch der Wahrheit gemäß aufgedeckt werden. Es ist die rührende Todtenklage, die der mit ganzer Seele dem Verstorbenen ergebene Verfasser in einem Sendschreiben an einen gleichgesinnten Freund ausspricht, in einem Zeitpunkt, da das eigene Parteibanner bereits unrettbar verloren, und „die Wahrheit schreiben gefährlich war".

Das deutsche Reich war der Mittelpunkt der europäischen Geschichte und Politik, wo alle Fäden des öffentlichen Lebens zusammenliefen. Es war daher eben so natürlich und nothwendig, daß die deutschen Geschichtswerke sich über die anderen Staaten verbreiteten, als daß die Chroniken der Nachbarvölker sich wesentlich mit den Vorgängen des großen Mittelreiches befaßten. Dies gilt sowohl von den nichtdeutschen Ländern im Osten, als von den französischen und italienischen Geschichtsbüchern. Unter den slavischen Werken ist das älteste und bedeutendste die Chronik des böhmischen Priesters Cosmas, eines Zöglings der Lütticher Schule, von vornehmer polnischer Abkunft († 21. Oct. 1125). In drei Büchern behandelt er die allgemeine Geschichte und die Geschichte der böhmischen Nation bis auf seine Zeit, die früheren Jahrhunderte nach den vorhandenen älteren Chroniken und nach einheimischen Legenden, Sagen und Märchen, die späteren Theile nach eigenen Erfahrungen, die er sich auf vielen Reisen in mancherlei Staatsgeschäften erworben, und nach Mittheilungen von Augenzeugen. Das Buch von Cosmas ist eine wahre Volksgeschichte nach Art des Paulus und Widukind, daher man ihn mit Recht den „Vater der böhmischen Geschichte" genannt hat. Nach dem Vorbilde des Sallust liebt er es, seine Geschichtsbilder mit künstlichen Reden zu schmücken, und ergeht sich gerne in wortreichen Erzählungen und Beschreibungen. Auch theilt er die Liebhaberei der deutschen Geschichtschreiber der Frankenzeit, einzelne Verse einzumischen und seine lateinische Prosa durch ähnlich lautende Schlußwörter am Ende der Satztheile gereimter Dichtung anzunähern. — Auch in der „Geschichte der englischen Könige und der englischen Kirche" von Wilhelm von Malmesbury (vor 1143), einem Werke echten Benedictinerfleißes, das trotz seiner rhetorischen Färbung wegen der Gründlichkeit und Wahrhaftigkeit des Inhalts und der Reichhaltigkeit seiner Angaben zu den bedeutendsten Geschichtsbüchern des zwölften Jahrhunderts gehört, sind viele gute Nachrichten über den Streit Heinrichs V. und Paschalis II. enthalten. Es umfaßt 1) eine Geschichte Englands von der Ankunft der Sachsen bis auf König Heinrich I. (449—1126) in 5 Büchern; 2) eine Fortsetzung unter dem Namen Historia Novella bis 1142; 3) die Geschichte mehrerer englischen Bischöfe und Klöster. — Am engsten war Italien mit dem deutschen Reiche verknüpft, aber die Geschichtschreibung theilte den allgemeinen Verfall der Wissenschaften und der Cultur, der während dieser Periode in der apenninischen Halbinsel und vor Allem in Rom zu Tage tritt. Zwar bieten die geschichtlichen Werke des Abtes Hugo von Farfa über die Schicksale seines Klosters und das römische Pontificale nebst den Biographien einzelner Päpste, unter denen das Leben Leo's IX. durch den Archidiacon Wibert von Toul und Gregors VII. durch den deutschen, in Rom lebenden Mönch Paul von Bernried besonders hervorragen, manche historische Belehrung und sind für die Erkenntniß der Zeitgeschichte von hoher Wichtigkeit, aber hinsichtlich der Darstellung, der Sprache und der künstlerischen Bewältigung des Stoffes sind sie von untergeordneter Bedeutung. Wir haben in den früheren Blättern gesehen, mit welcher Leidenschaftlichkeit der Partei- und Principienkampf zwischen Kaiser und Papst und der Streit über die Investitur durch Laienhand und über den Cölibat in allen Ländern, zumeist jedoch in Italien, geführt worden. Diese Leidenschaftlichkeit der Parteistellung tritt auch in der historischen Literatur zu Tage: während Bonizo, welcher nicht, wie vielfach angenommen ward, bei dem Aufstande in Piacenza 1089 ermordet wurde, sondern am 14. Juli 1091 als Bischof von Sutri gestorben ist, in seinem an einen Freund gerichteten Buche, „über die Verfolgung der Kirche" als unbedingter Anhänger Gregors VII. und der Gräfin Mathilde erscheint und alle Bedrückungen, welche die Kirche von jeher durch die weltliche Macht erfahren hat, freilich mit vielen Irrthümern, Ungenauigkeiten und Entstellungen untermischt, zusammenfaßt; ist die Lobschrift des Bischofs Benzo von Alba (am Tanaro) auf Kaiser Heinrich IV., in gereimter rhythmischer Prosa und mit schwülstiger Rhetorik verfaßt, eine heftige und leidenschaftliche Polemik

2) Im Ausland

gegen die gesammte Hildebrand'sche Partei und ihre kirchlichen Ansichten und Ziele. Ein hitziger Feind der Pataria, suchte Benzo mit poetischen Briefen, Pamphleten und Schmähschriften der verschiedensten Art den Muth seiner Partei zu beleben, den Zorn seiner Gegner zu reizen. Erst im späten Alter sammelte er diese Streitschriften, arbeitete sie um, bereicherte sie mit neuen Aufsätzen und bestimmte dann das Werk für Heinrich IV., von dem er dafür große Belohnung erwartete. Das Buch ist für den Culturzustand Italiens merkwürdig, aber durch die Uebertreibung, Parteiwuth und Entstellung für die Geschichte unzuverlässig. Von ähnlicher Art ist das Leben der Gräfin Mathilde von dem Benedictinermönch Donizo von Canossa. Es war für Mathilde selbst bestimmt und wurde daher mit prächtigen Miniaturen geschmückt; aber ehe es überreicht werden konnte, starb die Gräfin (24. Juli 1115), worauf der Verfasser noch eine Klage über ihren Tod hinzufügte. Beide Lobschriften müssen mit großer Vorsicht benutzt werden. Dasselbe gilt von der als „Leben Gregors VII." bezeichneten Schmähschrift des Cardinals Benno, einem Buch voll lügenhafter Angaben, Verleumdungen und Irrthümer aller Art.

Auch in der deutschen Dichtung gibt sich der Verfall der Kunst und Bildung zu erkennen. Wie alle ereignißvollen Zeitläufe, wo Wechselfälle und rasche Uebergänge einander drängen, eine zwiefache Gemüthsrichtung hervorbringen, religiöse und contemplative Vertiefung und als Gegensatz Weltlichkeit und sinnliche Genußsucht, so sehen wir auch in der Zeit des Investiturstreits eine geistliche Literatur, die sich mit Vorliebe in die Mysterien des Glaubens, in die letzten Dinge, in die Schrecknisse der Hölle, in die Angst des jüngsten Tages versenkt, neben leichtfertigen Sitten, neben Gefallsucht und Weltlust einhergehen, welche zu Strafreden und Rügen herausfordern. So verfaßte ein Mönch Ezzo das Lied „von den Wundern Christi", als Einleitung zu dem größeren Werk „von dem Anegenge"; ein anderer schrieb das Buch von der Schöpfung; in dem „Merigarto" besitzen wir das Bruchstück einer Weltbeschreibung in Reimprosa; in einer andern geistlichen „Rede" eine schwungvolle Schilderung der Freuden des Himmels und der Schrecken der Hölle in sinnlich ausmalender Poesie. Eine Klausnerin, Frau Ava, verfaßte ein „Leben Jesu" mit „wohlthuender Sinnigkeit"; die „Urstande" geben eine legendarische Erzählung von Christi Tod, Auferstehung und Himmelfahrt. Dagegen werden in den Lehrgedichten des „armen Knecht Heinrich", „vom Pfaffenleben" und „von des Todes Gehügede" die Hoffahrt, Ueppigkeit und Sinnenlust gerügt, die unter allen Ständen, insbesondere bei der Geistlichkeit und in der Frauenwelt eingerissen waren. Wahrscheinlich ist derselbe Dichter auch der Verfasser des „gemeinen Lebens", worin jenen Schilderungen die Schrecken des Todes und die Eitelkeiten dieser Welt als Kehrseite gegenübergestellt werden. Die meisten dieser „poetischen Reden", in denen geistliche Dichter im tadelnden Gegensatz zu der herrschenden Weltlust auf die Lehren der Religion und das dauernde Glück im Jenseits hinweisen, gehören dem südöstlichen Deutschland und den Gegenden am Niederrhein an. Die prophetischen Aussprüche vom „Antichrist", vom jüngsten Tag und von der Welt Untergang, die in der „sündbewußten Zerknirschung" jenes Geschlechts einen Anhalt fanden, gaben den Stoff zu vielen Dichtungen des 11. und 12. Jahrhunderts. Damit hingen dann die dichterischen Lobpreisungen auf die Himmelskönigin Maria zusammen, in der man sich die kräftigste Fürsprecherin der Menschen bei dem letzten Gericht dachte und deren Cultus vor jedem andern verherrlicht ward.

Aus der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts stammen drei geistliche Dichtungen, die zu den bedeutendsten Erzeugnissen der Zeit zu rechnen sind: 1. Das Lied „von den Wundern Christi", das der Mönch Ezzo verfaßte, „ein weiser und gelehrter Mann", welcher den Bischof Gunther von Bamberg auf der großen Pilgerfahrt nach Jerusalem begleitete (1065), und wozu ein anderer, Namens Willo, die Weise fand, ein Gedicht von solcher Wirkung, daß Viele, die es hörten, „eilten sich zu münchen" (in den Mönchstand einzutreten). 2. Das Buch „von der Schöpfung", eine kleine, durch Inhalt und Sprache hervorragende Dichtung, „die Arbeit eines ernsten und gehobenen Geistes", eine sinnbildliche Darstellung der Schöpfung und Erlösung, der Geburt und Wiedergeburt der Menschheit, womit „der Kern der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, die Einschärfung der selbstlosen Liebe zu Gott und Menschen und die Zuversicht zu Christus" verknüpft ist. 3. Die „vier Evangelien" oder das ältere Gedicht „von dem Anegenge", eine ausführlichere „Rede", die wohl denselben Mönch Ezzo zum Verfasser hatte und der das Lied

„von den Wundern Christi" als Einleitung diente. Wie die beiden ersten, enthält auch das Buch von den vier Evangelien ein kurzes Leben Christi mit Hinzufügung der Vorbildlichkeiten aus der Geschichte des alten Bundes, anhebend (den ersten Worten des Evangeliums Johannis gemäß) mit der Schöpfung der Welt und des Menschen und darum, „von dem Anegenge" genannt. In demselben wird das Verhältniß zwischen Schöpfung und Erlösung, zwischen dem alten und dem neuen Bunde in bildlicher Sprache vorgeführt und daran die Mahnung geknüpft, „im Vertrauen auf den guten Führer den Kampf mit dem Bösen um unser Erbtheil zu kämpfen, unter dem Segel des Glaubens auf dem Meere dieser Welt zum Himmel, unserer Heimath, zu steuern". Denselben Gegenstand behandelt auch das jüngere „Anegenge" aus dem 12. Jahrhundert, aber mit weniger Schwung und mit gesuchter Rhetorik. — Die trübe Zeitstimmung über die einreißende Unsittlichkeit der Zeit findet in den Lehrdichtungen eines österreichischen Schriftstellers der Laienwelt, „der arme Knecht Heinrich" genannt, „von des Todes Gehügede", „vom Pfaffenleben", „vom gemeinen Leben" einen deutlichen Ausdruck. Nachdem er die Hoffahrt und Ueppigkeit der Pfaffen gerügt, „die da wähnten das Himmelreich mit herrlicher Speise, mit wohlgesträhltem Barte und hochgeschorenem Haar erwerben zu können und durch ihr böses Beispiel die Laien verleiteten, so daß der Blinde den Blinden in die Grube führe", wendet er sich gegen die Frauen, „die einhergehen in langen Gewanden, daß der Falten Nachwurf den Staub erregt, als ob das Reich bei ihrem hoffährtigen Gange desto besser stehe, die mit fremder Farbe auf der Wange und mit gelbem Gebände über ihren Stand wegstreben", und tadelt endlich die Ritter wegen ihrer schlimmen Sitten, „daß sie den Armen nichts geben und in ihrer Unterhaltung nur buhlerische Reden führten und sich des Bösen rühmten, das sie gethan". In dem Gedichte „vom Pfaffenleben", das wohl demselben Verfasser angehört, wird mit scharfen Worten gerügt, „wie sich die Geistlichen in das neue, gehobene Leben des Ritterstandes einmischen, wie sie den Becher reichen, auf weichen Polstern manches Spiel beginnen, von Minne reden, davon sie viel schreiben hören, und von dem Umgang mit wohlgethanen Weibern wohl gern die Laien ausschlössen, da sie doch keine um sich dulden sollten, als Mutter oder Schwester".

IV. Die Uebermacht der Kirche im Zeitalter der Kreuzzüge.

1. Der erste Kreuzzug (1096–1099).

§. 369. Die morgenländische Welt. 1. Das byzantinische (oströmische) Reich. Das byzantinische Reich ging langsamen Schrittes seinem Verfall entgegen. Ein sittenloser, wollüstiger Hof, wo Ränke, Buhlereien und sinnliche Genüsse die Würze des Lebens bildeten; ein mächtiger, herrschsüchtiger Klerus, der nur auf Mehrung der Kirchen und Klöster bedacht war, den Aberglauben wach erhielt, durch religiöse Streitfragen die Leidenschaften reizte und Spaltungen und Parteiungen hervorrief; ein trotziges, großentheils aus fremden Söldnern und barbarischen Hülfsvölkern bestehendes Heer, allezeit bereit, den ehrgeizigen Bestrebungen und Verschwörungen der Führer durch das Schwert Nachdruck zu geben — dies sind Jahrhunderte hindurch die gewöhnlichen Erscheinungen der byzantinischen Reichsgeschichte. Nur von Zeit zu Zeit, wenn ein kriegerischer Geist einen oder den andern der Kaiser oder Heerführer überkam, geschahen im Felde Kriegsthaten, die an altrömische Heldenzeit und militärische Tugend erinnerten. Dagegen fanden Künste und Wissenschaften, Gesetzgebung und Staatsverwaltung, bürgerliche Ordnung und gesellige Bildung an den meisten Kaisern eifrige Pfleger und Förderer. Aber die Wissenschaften waren, mit Ausnahme der Rechtsstudien, ohne lebendige Triebkraft; man zehrte blos an den Erzeugnissen der alten Welt und verfaßte Auszüge, Sammlungen, Grammatiken und Wörterbücher; Schwung und Poesie mangelten gänzlich. Ein großes Verdienst hatte jedoch das byzantinische Reich; es diente als Wall und Grenzmauer wider das mächtige Khalifenreich und die wilde Seldschukkenmacht und barg die alte Bildung so lange in seinem Schooß, bis das christliche Abendland zur befruchtenden Aufnahme reif genug war.

Dynastie der Makedonier. Basilios der Makedonier 867—886. **Basilios** der Makedonier (§. 297), ein Mann voll Kraft und Klugheit, der sich durch Schmeichelei die Gunst des Kaisers Michael und durch dessen Ermordung den Thron erworben, herrschte nach seiner Erhebung gerecht nach Innen und kräftig nach Außen. Wohlwollend und mild suchte er durch Errichtung kirchlicher Gebäude das arme Volk zu beschäftigen. Er starb in Folge
Leo VI. der Weise 886—911. eines Unfalls, der ihn auf der Jagd betroffen. Sein Sohn **Leo** der **Weise** oder **Philosoph** war mehr den Künsten des Friedens und den Genüssen des Lebens als dem Kriege zugethan. Streitigkeiten mit den Geistlichen, die Anstoß an seiner viermaligen Verheirathung nahmen, be-
† 891. sonders mit dem gelehrten und klugen Patriarchen **Photios** (den er zuletzt absetzen und im Kloster sterben ließ), füllten einen großen Theil seiner Regierungsgeschichte, die jedoch auch an rühmlichen Thaten reich ist. Den Studien und Wissenschaften ergeben, beförderte er Bildung und Rechtspflege. Die **Basiliken** (§. 298), die zeitgemäße Umarbeitung des Justinianeischen Gesetzbuches, die Basilios begonnen, wurden unter Leo und seinem Nachfolger zur Vollendung geführt. In sechzig Bücher über sechs Theile vertheilt, umfaßt das Gesetzbuch in übersichtlicher Ordnung das im byzantinischen Reiche geltende geistliche und weltliche Recht. Mit den Bulgaren und Arabern führte
Constantin V. 911—959. Leo unglückliche Kriege. Sein Sohn **Constantin** V. **Porphyrogennetos** (d. h. der in Purpur Geborene) besaß als Erbtheil seiner Familie Bildung, Gelehrsamkeit und Kunstsinn, erlangte aber über seinen Studien weder Herrschermacht, noch Charakterstärke. Zuerst stand er unter der Leitung seiner Mutter **Zoë** und ihrer Brüder und Günstlinge. Dann bemächtigte sich der Flottenführer
Romanos I. 920—944. **Romanos** der höchsten Macht, verbannte die Kaiserin nebst ihrem Anhang, vermählte Constantin mit seiner Tochter und beherrschte den Staat als Kaiservater im eigenen Namen unumschränkt und willkürlich, indeß sich Constantin, ein harmloser, gutmüthiger Mensch, mit Büchern, Musik und Malerei beschäftigte. Aber auch Romanos nahm die Thatkraft und den Kriegsmuth eines Feldherrn nicht auf den Thron herüber. Sittenlos und wollüstig suchte er sein ausschweifendes Leben durch abergläubische Religionsübungen und durch den Umgang mit Geistlichen und Mönchen zu sühnen, bereicherte Kirchen und Klöster und vernachlässigte das Kriegswesen. Als die **Bulgaren** ihre Grenzen erweiterten und erobernd bis vor die Thore Constantinopels drangen, bekämpfte er sie nicht mit dem Schwert, sondern ging, mit dem Gewande der heiligen Jungfrau angethan, in ihr Lager, um einen Frieden zu erflehen. Endlich wurde er von seinen eigenen ehrgeizigen Söhnen auf eine ferne Insel verbannt, wo er starb. Nach seiner Entfernung und nach dem Sturze der verhaßten Söhne erlangte Constantin wieder die Herrschermacht und schützte sich gegen den Andrang feindlicher Völker durch ein Bündniß mit den **Russen**, wodurch dem griechischen Christenthum der Weg in dieses barbarische Land gebahnt ward. Seine Enkelin Theophano war die Gemahlin des römisch-deutschen Kaisers Otto II. (§. 349), ihre Schwester reichte ihre Hand dem Großfürsten von Rußland (§. 340). Indeß sein schwacher Sohn und Nachfolger **Ro-**
Romanos II. 959—63. **manos** II. seinen Vergnügungen lebte und, während er selbst der Jagd und dem Ballspiel nachging, die Regierungsgeschäfte seiner Gemahlin **Theophano**, einer stolzen, schönen Spartanerin von männlichem Muthe und zügellosen Sitten, und dem ränkevollen Josephus überließ, gewannen seine beiden Feldherren **Nikephoros** und **Leo Phokas** glänzenden Waffenruhm und zeigten sich noch einmal als würdige Erben des römischen Namens. Sie eroberten die Insel **Kreta** und zerstörten den Piratenstaat daselbst; sie erfochten über die Mohammedaner in Syrien und Meso-
960. potamien eine Reihe glänzender Siege, nahmen Aleppo und sechzig andere Städte ein und füllten die Staatskasse mit den erbeuteten Schätzen. Nach dem wahrscheinlich durch Gift beschleunigten
Nikephoros 963—969. Tode des Romanos gab die unternehmende Theophano dem siegreichen Feldherrn **Nikephoros** mit ihrer Hand die Vormundschaft über die kaiserlichen Kinder und die Herrschaft über das byzantinische Reich. Nachdem dieser die Krönung ertrotzt, setzte er auch als Kaiser seine glorreiche Kriegslaufbahn fort. Er erweiterte das Reich nach Osten gegen die Araber, er verweigerte den Bulgaren den von seinen Vorgängern bezahlten Tribut und bediente sich zu ihrer Schwächung der Hülfe des russischen Großfürsten, er behauptete die Ehre der Waffen im Kampf mit Otto dem Großen in Unteritalien. Aber seine Strenge, seine Einfachheit und seine Sparsamkeit mißfielen den Höflingen; der Klerus haßte ihn trotz seiner äußeren Frömmigkeit und der strengen Kirchenbußen, weil er der Häufung der Kirchengüter in todter Hand durch Beschränkung der Vermächtnisse an die Kirche steuerte und in die Besetzung der Bisthümer eingriff, und das von unaufhörlichen Kriegen gedrückte Land sehnte sich nach Ruhe. Es bildete sich eine Verschwörung, den großen, von ihm zurückgesetzten Feldherrn **Tzimiskes** und seine eigene lasterholle Gemahlin Theophano an der Spitze, in deren Folge Nikephoros in der Nacht in seinem Schlafgemache überfallen und

ermordet und sein Leichnam über die Schloßmauer in den Schnee geworfen ward. **Tzimiskes** Johannes Tzimiskes
sühnte als Kaiser die Freveltha, womit er den Thron erlangt. Die grausame Theophano wurde 969—976.
nach dem östlichen Kleinasien verbannt, wo sie in einem entlegenen Kloster ihr sündhaftes Leben
beschloß. Dann herrschte er ruhmvoll nach Außen und Innen. Er erweiterte die Ostgrenze durch
siegreiche Kämpfe gegen die Mohammedaner und vernichtete die Macht der Hamadaniden in Syrien;
er bekriegte mit Glück durch seinen Feldherrn Manuel die Araber auf Sicilien; er bewältigte die
Bulgaren und verwandelte ihr Land in eine Provinz; er bediente sich der raubsüchtigen Petsche-
nären zur Schwächung der Russen, die unaufhaltsam bis unter die Mauern von Constantinopel
gedrungen waren. Im Innern herrschte er milde und gerecht; ein großer Hang zur Wollust und
zu sinnlichen Genüssen durchbrach nur zuweilen seine Herrschertugenden. Sein Tod erfolgte nicht Basil. I.
ohne den Verdacht der Vergiftung. — Sein Nachfolger **Basilios** II. regierte in ähnlichem Sinn. 976—
Durch energische Kriegführung, wobei er sich barbarischer Miethtruppen bediente, erweiterte und 1025. und sein
sicherte er die Ostgrenzen; in einem zehnjährigen grausamen Kriege bändigte er die Bulgaren, die Bruder Constan-
wieder abgefallen waren und unter einem streitbaren Führer verheerende Streifzüge nach Griechen- tin VI.
land und Illyrien unternommen hatten, und jagte ihnen durch eine blutige Gräuelthat, die ihm —1028.
den Namen des „Bulgarentödters" eintrug, solchen Schrecken ein, daß sie von der Zeit an vom
Kampfe abließen und sich der byzantinischen Herrschaft fügten. Es wird erzählt, daß er die in
mehreren Schlachten gefangenen Bulgaren blenden ließ und in Abtheilungen von je hundert unter
Führern, denen Ein Auge gelassen wurde, dem König Samuel zurückschickte, der bei dem Anblick
von solchem Schrecken ergriffen ward, daß er zwei Tage nachher starb. Auch die Kroaten und
Serben zwang Basilios zur Huldigung. Durch eine bedeutende Seemacht schützte und erleichterte
er Handel und Verkehr; aber eine übermäßige Besteuerung lastete schwer auf dem Volke. Sein Roma-
Bruder Constantin VI. ernannte den Gemahl seiner Tochter Zoë, **Romanos**, zu seinem Nach- nos III.
folger. Dieser nahm sich nach dem Zeugniß des Michael Psellos, eines gleichzeitigen Schrift- 1028—1034.
stellers, den Augustus und die Antonine zu Vorbildern und lebte mehr den Wissenschaften und
gelehrten Studien als dem Kriege. Er erlitt eine schwere Niederlage von den Arabern. Seine
lasterhafte Gemahlin Zoë ließ ihn an einem langsam wirkenden Gifte sterben und vermählte sich Mich. IV
mit dem schönen Geldwechsler Michael dem Paphlagonier, der aber bald in Geisteszerrüttung 1034—
verfiel und im Kloster endete, worauf Zoë seinen Neffen gleichen Namens an Kindesstatt annahm. 1041. Mich. V.
Als sich dieser ihrer Herrschaft zu entziehen suchte, stürzte ihn Zoë mit Hülfe des Volks vom Thron, 1041—
ließ ihm in einem Kloster die Augen ausstechen und vermählte sich in ihren alten Tagen mit **Con-** 1042.
stantin VII. **Monomachos**, der zwar nicht ohne Ruhm regierte, und mehrere gefahrdrohende Constantin VII.
Verschwörungen durch seine Entschlossenheit scheitern machte, aber doch der schwierigen Lage des Mono-machos
Reichs nicht gewachsen war. Das Haupt einer dieser Verschwörungen war der tapfere Feldherr 1042—
Maniakes, der einige Jahre früher Sicilien den Arabern entrissen, aber durch Hofränke in seinen 1054.
Unternehmungen gehemmt und zuletzt einem feigen Günstling untergeordnet, dem byzantinischen
Hof den Gehorsam verweigerte und sich mit Hülfe der Normannen zum Herrn von Sicilien und
Neapel zu machen suchte. Zwar wurde sein Vorhaben vereitelt und Maniakes nach der unglück- 1043.
lichen Schlacht bei Bari zur Flucht über das Meer gezwungen, wo er bald seinen Wunden erlag,
aber sein Abfall erleichterte den Normannen die Eroberung dieser schönen Länder (§. 339). Zu
gleicher Zeit wurden die Provinzen an der Donau von den räuberischen Petschenären heim-
gesucht und die zur Vertheidigung herbeieilenden byzantinischen Söldnertruppen in einer mörderi-
schen Schlacht zurückgeschlagen, und der Osten des Reichs war den unaufhörlichen Einfällen der Theodora
Seldschukken bloßgestellt. Nach Constantins Tod regierte Zoë's Schwester **Theodora**, der 1054—1056.
letzte Sprosse des von Basilios I. abstammenden Herrschergeschlechts, das Reich mit Kraft und Mich. VI.
Verstand. Aber der von ihr zum Nachfolger eingesetzte alte und einfältige Michael VI. Stra- —1057.
tiotikos vermochte die Kaiserwürde nicht zu behaupten. In einer Schlacht überwunden, mußte
er die Herrschaft an den tapfern Sieger **Isaak Komnenos**, den Gründer des ruhmvollen
Kaiserhauses der Komnenen, abtreten.

§. 370. Die Komnenen. Isaak war des Thrones werth; er sicherte das Reich durch Ver- Haus der Komne-
träge mit den Petschenären und herrschte im Innern mit Weisheit und Kraft. Er beschränkte die nen.
Gütererwerbungen der Geistlichkeit und ordnete den Staatshaushalt mit Sparsamkeit. Michael 1057—1185.
Psellos, ein berühmter byzantinischer Vielwisser (Polyhistor), der über Geschichte, Medicin, Isaak Komne-
Alterthumswissenschaft und Staatskunst geschrieben, Gedichte verfertigt und die bürgerlichen Ge- nos
setze in Verse gebracht, der Mathematik und Naturwissenschaften verstand und in einer Ency- 1057—1059.

clopädie alles Wissen seiner Zeit von der Dogmatik bis zur Kochkunst abgehandelt, war unter Isaak und seinen Nachfolgern ein einflußreicher, schmeichelnder Staatsmann. Isaak überließ noch während seines Lebens die Regierung seinem Verwandten **Constantin** VIII. **Dukas**, welcher gleich seiner Gemahlin, der als gelehrte Schriftstellerin bekannten **Eudokia**, seine ganze Aufmerksamkeit den Wissenschaften und den innern Staatsgeschäften zuwendete. Nach seinem Tode gab seine wortbrüchige Gemahlin Eudokia dem tapfern Feldherrn **Romanos** Diogenes mit ihrer Hand die Herrschaft. Als dieser aber nach einem unglücklichen Feldzug durch Verrath in die Gefangenschaft der Seldschukken gerieth, wurde ihm durch eine Palastrevolution die Kaiserwürde entzogen und Constantins ältestem Sohne, **Michael** VII., übertragen. Nach einiger Zeit entließen die Seldschukken, in Anerkennung seiner Tapferkeit, den gefangenen Kaiser ehrenvoll der Haft; aber statt des gehofften Throns fand er bei seiner Rückkehr Untreue, Abfall und einen martervollen Tod durch barbarische Blendung. Die gelehrten Hofschranzen, denen er seine Gunst nicht zugewendet, bewirkten seinen Untergang. Michael war eben so unfähig als herzlos. Indeß er sich abmühte, im Umgang mit Psellos eine Masse todter Gelehrsamkeit und nutzloser Wissenschaft in sich aufzunehmen, vernachlässigte er das Kriegswesen, so daß die Normannen in Unteritalien (§. 389), die Donauvölker und die Seldschukken ihre Eroberungen immer weiter ausdehnten und das byzantinische Reich sich wie im Belagerungszustand befand. Normännische Abenteurer, Waräger und asiatische Söldnerschaaren mußten die Grenzen gegen die Ungarn, Kroaten, Serben und andere Völker vertheidigen. Bedrängt von zwei kühnen Insurgentenführern, welche vor den Thoren der Hauptstadt erschienen, gehaßt von dem Volke, das ihm den Beinamen „Parapinäkes" d. i. Vierlingsabzwacker beilegte, weil er im Bunde mit einem habgierigen Günstling den Preis des Getreides gesteigert und das Maß vermindert hatte, entsagte Michael zuletzt der Regierung und endete seine Tage im Kloster. Einer der Empörer, der bejahrte Nikephoros Botoniätes, erlangte den Purpur, war aber zu schwach, seine Herrschaft gegen äußere Feinde und inneren Verrath zu wahren. Sein Feldherr **Alexios**, Enkel des Isaak Komnenos, empörte sich gegen ihn, eroberte die Hauptstadt und erneuerte auf rauchenden Trümmern den Thron des Hauses der Komnenen, die ihn nun mehr als hundert Jahre lang im Besitz behielten. Nikephoros verschwand in einer Klosterzelle. Alexios, ein staatskluger, gewandter und kriegskundiger Fürst, behauptete den Thron 37 Jahre lang, zu einer Zeit, da durch die Kreuzzüge das Morgenland und Abendland wieder in nähere Verbindung traten und das orientalische Wesen durch seine Rückwirkung auf das germanische und romanische Europa eine größere Bedeutung für die Weltgeschichte erhielt. Mit Umsicht, Klugheit und Kraft begegnete er den Schwierigkeiten, die sein Reich von Westen durch die Normannen und Kreuzfahrer und von Osten und Süden durch die Seldschukken bedrohten. Er führte Ordnung in die Verwaltung zurück, brachte den zerrütteten Staatshaushalt in bessern Stand, achtete und pflegte die Wissenschaften und regelte das Hofleben durch gesetzliche Bestimmungen über Rangverhältnisse und Hofetikette. Besonders erfreute sich die Geistlichkeit seiner Gnade; denn im Morgenlande wie im Abendlande waren damals die Geister auf das Religiöse gerichtet. Aber neben manchen Lichtseiten war seine Regierung und sein Charakter von häßlichen Flecken entstellt, die sich selbst in der schmeichelnden Lebensgeschichte dieses Kaisers von seiner Tochter **Anna Komnena** erkennen lassen. Wenn nicht geleugnet werden soll, daß Alexios wenigstens in seinen früheren Jahren Tapferkeit und Kriegsmuth besaß, so zog er doch Hinterlist und die Künste der Täuschung, der Verstellung und des Betrugs dem offenen Kampfe vor, Eide und Verträge wurden gebrochen, wenn es ihm Vortheil brachte; um die Staatskasse zu füllen und Mittel für eine glanzvolle Hofhaltung zu gewinnen, trieb er das verderbliche System der Monopole auf die Spitze, untergrub durch schlechte Münzprägung das Vertrauen im Handel und Wandel und drückte das Volk durch harte Steuererhebung. Keine dauernde Schöpfung, keine epochemachende That, keine lebenskräftige Einrichtung verherrlicht seine Regierung; als er gehaßt und geschmäht vom Volke und von seiner eigenen Gattin als Heuchler gebrandmarkt aus der Welt ging, war das Reich in demselben Zustande des Sinkens und Verfalls, wie bei seiner Thronbesteigung, nur daß der Schatz der aus ältern Schriftstellern in geistloser Weise zusammengetragenen Literatur durch einige Sammelwerke vermehrt und der Prunk und das Ceremonienwesen des Hofes noch durch neue Titel, Rangordnungen und Vorschriften peinlicher Etikette gesteigert worden war. In Alexios' Geist regierten auch seine beiden Nachfolger, der eben so edelmüthige als tapfere **Johannes** (Kalojohannes) und sein starker, kriegerischer Sohn **Manuel**. Unter ihnen bilden die bald freundlichen, bald feindlichen Beziehungen zum Abendland, so wie die

Constantin VIII. Dukas 1059—1067.
Romanos IV. Diogenes —1071.
Michael VII. Parapinakes 1071—78.
Nikephoros Botoniates 1078—81.
Alexios Komnenos 1081—1118.
Johannes Komnenos 1118—43.

Kriege mit den wilden Grenzvölkern im Osten und an der Donau (**Serben** und **Ungarn**) den Hauptinhalt der Geschichte. Manuels Name glänzt in den Jahrbüchern kriegerischer Großthaten wie kaum ein anderer. In einer Zeit, da ritterlicher Muth, persönliche Tapferkeit, Kraft des Armes und körperliche Gewandtheit sehr hoch in Ansehen standen, ragte er unter allen Lebenden des Abendlandes und Morgenlandes, christlichen und mohammedanischen Glaubens, weit hervor. Wie bei seinem Zeitgenossen Richard Löwenherz ist auch über Manuels Person der Glanz der Romantik ausgegossen. In der Schlacht und im feindlichen Handgemenge, wie auf dem Marsche, im Turnier und im ritterlichen Zweikampfe, wie auf der Jagd, im Lager und im wilden Reitergefechte, wie im Seekriege auf dem Verdecke des wogenden Schiffes kam ihm kein bewaffneter Mann gleich an kühnem Wagen, an Stärke und Gewandtheit, an Muth und Ausdauer. Die Waffenthaten und Heldenzüge, welche die griechischen Schriftsteller von dem kaiserlichen Kämpfer mit der hohen Gestalt und den sehnigen Armen melden, gleichen mehr den Schilderungen eines Ritterromans als den Erscheinungen des wirklichen Lebens. Dennoch blieb sein Name nicht in so ehrenvollem und gesegnetem Andenken wie der seines Vaters. Den größten Theil seiner Regierung füllten Kriege mit den alten Feinden des Reichs, den Türken im Osten und den barbarischen Horden jenseits der Donau, mit den Normannen und Venetianern in Griechenland und auf den Inseln und Meeren des Westens, mit den Kreuzfahrern von Antiochien, mit den Ungarn in den breiten Ebenen ihres Landes und mit den Arabern an der Küste von Aegypten. Aber diese Kriege, so sehr sie auch das Ansehen des byzantinischen Reiches nach Außen hoben und es in den Mittelpunkt des politischen Lebens der Zeit stellten, mehrten die Nothstände und beschleunigten den Verfall. Der Kaiser selbst besaß nur die Tapferkeit und den persönlichen Muth eines Soldaten, keineswegs aber die Geschicklichkeit und Klugheit eines Feldherrn. Während er eine Ehre darein setzte, die Ritter und Barone des Abendlandes, welche die Kreuzzüge nach Constantinopel, Kleinasien und Syrien führten, an Waffenthaten, glänzenden Turnieren und ritterlichem Schaugepränge zu überbieten und durch den Glanz und den Prunk seiner Hofhaltung zu blenden, gerieth das Kriegs- und Seewesen mehr und mehr in Verfall. Schaaren fremder Söldner, Türken und Barbaren Franken, Normannen und Waringer füllten die Legionen und beschützten die Grenze und die Hauptstadt, und um die Unterhaltung von der Staatskasse abzuwälzen, wurden die Truppen in Friedenspausen in die Städte vertheilt und bei den Bürgern einquartiert. Die Kriegskosten, verbunden mit der Verschwendung am Hofe, mit den Apanagen der zahlreichen Glieder des kaiserlichen Hauses, erschöpften den Schatz und nöthigten Manuel, die Einkünfte mit allen Mitteln zu mehren. Wenn die Ritter des Abendlandes, die er gerne um sich sammelte, über die Pracht des Hofes, über den Glanz der Feste und Lustbarkeiten erstaunten, sahen sie nicht den Druck und die Erpressung der Steuererheber, nicht die Masse der Monopole und Privilegien, wodurch das Volk verarmte und einige wenige Begünstigte bereichert wurden. Mit Manuels Hingang begann für das byzantinische Reich eine Periode von Verwirrung und Gräuel. Seinem dreizehnjährigen Sohne **Alexios II.** und dessen schöner, schwacher Mutter Maria war nach einem kurzen Traum der Herrschaft ein tragisches Ende beschieden. Maria, welche nach kurzer Wittwentrauer im Kloster die vormundschaftliche Regierung übernahm, war dem Volke fremd und wegen ihrer lateinischen Herkunft verhaßt. Bald entstand das Gerücht, sie gehe mit dem Gedanken um, ihren Sohn seiner Rechte zu berauben, um sie einem Günstling zuzuwenden. Nun füllte sich der Palast mit Cabalen und Nachstellungen, die Stadt mit Aufruhr und Parteiwuth. Diese Verwirrung benutzte Manuels Vetter **Andronikos**, ein eben so kühner und unternehmender als ruchloser Mann, der bisher ein Leben voll Abenteuer und wunderbarer Schicksalswechsel geführt hatte und von dem Kaiser nach den Gestaden des schwarzen Meeres verwiesen worden war, um aus der Verbannung herbeizueilen und mit Zustimmung des Volkes, das in ihm den einzigen fähigen und kraftvollen Verwandten des Herrscherhauses erblickte, die Leitung der Dinge in die Hand zu nehmen. Seine Herrschaft dauerte nur zwei Jahre, aber sie war eine ununterbrochene Reihe der grausamsten und verruchtesten Thaten. Mit heuchlerischen Betheuerungen, daß er nur dem Rufe des Vaterlandes folge und die Rechte des jungen Kaisers ehren werde, nahm er Besitz von dem Palaste. Kaum fühlte er sich aber fest in der Macht, so wurde die Kaiserin-Mutter Maria, nachdem man ihre Ehre befleckt, wegen hochverrätherischen Einverständnisses mit dem König von Ungarn zum Tode verurtheilt und ihre Leiche ins Meer geworfen. Darauf wurde ihr Sohn Alexios mit einer Bogensehne erdrosselt und noch im Tode mit Schmähungen und Fußtritten beschimpft. Diesem Anfang entsprach der Fortgang von Andronikos' Regierung. Es soll nicht geleugnet werden, daß in ein-

Manuel Komn. 1143–80.

Alexios II 1180–1183.

Andronikos 1183–1185.

zelnen Handlungen der Gesetzgebung, der Rechtspflege und der Verwaltung sein überlegener Geist sich offenbarte, daß der Steuerdruck erleichtert, der Aemterverkauf beschränkt und mancher eingewurzelte Mißbrauch abgeschafft wurde; aber die Wuth und Grausamkeit, womit er alle Verwandten, Freunde und Anhänger der gestürzten Herrscherfamilie, alle, die ihm während seines Abenteurerlebens jemals im Wege gestanden, verfolgte und mordete, machte ihn zum Gegenstand des allgemeinen Hasses. Die Opfer seiner Rache waren zahllos, über allen Häuptern schwebte das Tyrannenschwert. Schaaren von Flüchtlingen bevölkerten die Küsten von Kleinasien und die Inseln und suchten durch Aufstände das despotische Joch zu brechen. Endlich war das Maß gefüllt. *Isaak Angelos*, in weiblicher Linie ein Nachkomme des großen Alexios, erschlug den Henker, der ihm das Leben nehmen sollte, und entfloh in die Sophienkirche. Hier versammelte sich bald eine Schaar von Menschen um ihn. Ihre Menge flößte ihnen Muth ein. Die Kerker wurden erbrochen und Isaak Angelos zum Kaiser ausgerufen. Andronikos sah sich bald verlassen. Er wollte zu Schiff nach dem asiatischen Ufer entfliehen; aber die kaiserliche Galeere wurde eingeholt, der Tyrann in Ketten zu den Füßen des neuen Herrschers geschleppt und unter den unmenschlichsten Martern getödtet. Das byzantinische Reich gewann wenig bei dem Thronwechsel. Wenn Andronikos durch seine Grausamkeit und Zügellosigkeit den Haß und die Verachtung der Bevölkerung der Hauptstadt auf sich geladen, so hatte er doch auch wieder durch seine Kraft, Energie
Isaak Angelos 1185–1195. und Klugheit Furcht eingeflößt und die Provinzen vor Mißhandlungen geschützt. Isaak Angelos dagegen war ein charakterloser Schwächling, welcher die Regierung seinen Günstlingen und Eunuchen überließ. Feig und wollüstig verbrachte er seine Tage im Palast, umgeben von Komödianten, Possenreißern und Buhlerinnen, und während die Provinzen unter der Last der Erpressung in Elend und Armuth sanken und Aufruhr und Empörung mit den Feinden wetteiferten, das Reich in den Abgrund zu stürzen und der Auflösung entgegen zu führen, verschwendete der Kaiser in Ueppigkeit und Schwelgerei mit den Genossen seiner Lust unerhörte Summen und trieb in Luxus und Pracht, in Bauwerken und glänzenden Aufzügen einen Aufwand, der alle Einkünfte verschlang und die Erpressung auf den höchsten Gipfel steigerte. Der Steuerdruck brachte die *Walachen* und *Bulgaren* zum Aufstand, sie gründeten ein unabhängiges Staatswesen und wiederholten ihre früheren Raubzüge. Aus Haß gegen die Lateiner knüpfte Isaak Verbindungen mit Saladin, dem Feinde des christlichen Namens an, konnte aber weder die Verwüstung seines Landes durch Friedrich Barbarossa, noch den Verlust der Insel Cypern durch Richard Löwenherz verhindern. Isaak Angelos hatte viel Unheil über sein Reich gebracht; es bedurfte daher nur eines schwachen Anstoßes, nur einiger Aussicht auf eine erfolgreiche Empörung, um die Bewohner der Hauptstadt wider ihn zu waffnen. Als er einst in den thracischen Wäldern den Freuden der Jagd oblag, gelang es seinem Bruder *Alexios*, die Truppen für sich zu gewinnen. Er wurde zum Kaiser ausgerufen und die Wahl von Klerus und Volk gebilligt. Auf die Kunde von diesen Vorgängen floh Isaak Angelos nach Stagira in Macedonien, aber verlassen und verrathen wurde er als Gefangener nach Constantinopel zurückgeführt, der Augen beraubt und in einen einsamen Thurm eingeschlossen, wo er bei Wasser und Brod über die Wechselfälle des Geschickes nachsinnen
Alexios III. 1195–1203. konnte. Nun bestieg *Alexios* III. den Thron, ein Fürst eben so schwach als treulos und dabei dem Aberglauben und Fanatismus ergeben. Unter ihm erlitt das Reich durch die Venetianer und Kreuzfahrer einen harten Stoß.

§. 371. 2. *Die mohammedanischen Reiche.* Die mohammedanische Welt, längst in viele Reiche und Dynastien zerfallen, bildete im zehnten und elften Jahrhundert zwei Hauptgruppen von Staaten: die Reiche und Herrschaften in Asien, welche dem *sunnitischen* Glaubenskreise ergeben waren und den Khalifen von *Bagdad* als geistlichen Oberherrn verehrten; und die dem *schiitischen* Lehrbegriff folgenden *Fatimiden* in Kahira, deren Beherrscher von den Stämmen Afrika's und einzelnen schwärmerischen Secten Syriens und Arabiens als rechtmäßiger Khalife oder geistliches Oberhaupt anerkannt wurde. Das „Schatten-Khalifat von Bagdad“ war nur noch eine ehrwürdige Ruine, ein geheiligter Name. Die Entscheidung der Weltbegebenheiten lag in den Händen gewaltiger Befehlshaber, die als *Emire al Umara* alle weltliche Gewalt an sich rissen und die moralische Macht, die noch in den Augen der Gläubigen an die heilige Würde geknüpft war, als Schild und Wehr für ihre eigene Herrschsucht benutzten, oder in den Händen kriegerischer und glücklicher Stammhäupter, welche bald da, bald dort unabhängige Dynastien gründeten

und mit dem Schwerte ihre Ländergebiete mehrten. An die Stelle der Buiden (§. 310), welche die Würde eines Emir al Omra in ähnlicher Weise gebrauchten, wie einst die fränkischen Hausmaier ihr hohes Amt, aber durch innere Kriege ihre Kraft zersplitterten und durch allzu große Schwächung des Khalifats den Rechtgläubigen Aergerniß gaben, traten im elften Jahrhundert die Hirtenstämme der Turkmannen unter ihrem sieggekrönten Häuptling Seldschukk und seinen Nachfolgern. Bei dem schiitischen Khalifat in Aegypten, das unter Muiz und Aziz noch die alte Stellung behauptete, war länger als in Bagdad mit dem geistlichen Ansehen auch noch die weltliche Macht verbunden, die in dem großen Reichthum des Landes eine kräftige Unterlage hatte, und Hakem, das dritte Oberhaupt der ägyptischen Fatimiden, entzündete noch einmal die politisch-kriegerische Energie an der Fackel des religiösen Fanatismus; aber die krankhafte Ueberreizung schlug bald in Erschlaffung um, so daß die späteren Khalifen in Kahira nicht minder die Geschöpfe und Werkzeuge der Befehlshaber ihrer Söldnertruppen wurden, als die Abbasiden in Bagdad, und daß auch sie den Abfall der afrikanischen Stämme und die Bildung unabhängiger Staaten und Dynastien, wie der Badisiden in Kairo, der Zereiden in Fez u. a., nicht zu hindern vermochten. Um die Zeit, da das geistliche Oberhaupt der Christenheit durch sein Wort große Kriegsschaaren zu einem Kampf um ideale Güter in unbekannte Länder zu treiben vermochte, war in der mohammedanischen Welt, deren erster mächtiger Impuls aus der Verbindung der geistlichen und weltlichen Macht floß, die Entscheidung der großen menschlichen Anliegen lediglich in die Hände streitbarer Kriegsfürsten gelegt, die keinen andern Rechtsgrund für ihre Herrschaft und Hoheit geltend machen konnten, als die Stärke ihres Armes und ihres Schwertes. Im syrischen Lande begegneten sich die geistlichen und weltlichen Gewalten beider Religionsgenossenschaften zum mächtigen Wettkampfe, und hier entfaltete auch die Secte der Assassinen, welche der ismaelitische Missionar Hasan kurz vor dem ersten Kreuzzuge in Persien gegründet hatte, ihre furchtbare Thätigkeit.

a) Die **Seldschukken** gehörten dem türkischen Völkerstamme an, der einen Zweig der kaukasischen Race, aber nicht der indogermanischen Abtheilung derselben bildet. Im zehnten Jahrhundert zogen die Seldschukken als Nomaden unter der Leitung eines Häuptlings, der gleich andern Stammführern einem Groß-Khan zinspflichtig war, in dem Lande der heutigen Kirgisen umher, bis sie unter **Seldschukk** um das Jahr 1000 sich von der Unterwürfigkeit losmachten und in die Nähe der Bucharei wanderten. Hier traten sie, um von den benachbarten tatarischen Horden Schutz zu erhalten, zum Islam über, und vergrößerten sich durch die Aufnahme vieler Männer aus andern Horden. Seldschukks Sohn **Arslan** ließ sich im Gebiete der Stadt Bochara nieder und gab dadurch dem Stamme feste Wohnsitze. Von dem Ghasnaviden Mahmud I. (§. 311) unterworfen und zinspflichtig gemacht, begaben sie sich, in einzelne Stämme getheilt abermals auf die Wanderung, bis sie nach Mahmuds Tod unter den Neffen Arslans sich in Chorasan festsetzten und das Land mit Waffengewalt wider die Ghasnaviden behaupteten. **Togrulbeg**, der eine dieser Neffen, eroberte Ispahan, stürzte, vom Khalifen zu Hülfe gerufen, die Macht der Buiden und ließ sich von dem Befreiten mit der höchsten weltlichen Würde, dem Amte eines Emir al Umara, feierlich bekleiden. Siegreich über alle seine Feinde starb Togrulbeg, eben so tapfer als fromm, in hohem Alter und überließ die Macht seinem gleichgesinnten Neffen **Alp Arslan.** Dieser dehnte die Grenzen des Seldschukkenreichs aus über Turkestan und Chowaresmien, bekämpfte die Fatimiden und das byzantinische Reich und vereinigte Heldengröße mit Menschlichkeit und Demuth. Großmüthig entließ er den byzantinischen Kaiser Romanos Diogenes aus der Gefangenschaft. Nach seiner Ermordung durch einen kriegsgefangenen Sklaven erlangte sein Sohn **Malek Schah**, der Erbe seiner Macht und seiner Weisheit, die Herrschaft und wählte Ispahan zur Hauptstadt. Den Ruhm, von den späteren persischen Dichtern und Gelehrten als einer der größten Regenten gepriesen zu werden, verdankte er seinem erfahrenen Vezier **Nizam al Mulk**, einem Mann, der ganz nach den Vorschriften des Korans lebte. Ein unerbittlich strenger Richter, ein unermüdlicher Wohlthäter der Armen und ein treuer Diener seines Herrn, war Nizam die Säule des Throns. Er verfaßte ein Lehrbuch für Fürsten, das neben guten Rathschlägen auch historische Muster enthält; er stellte die zerfallenen Lehranstalten in Bagdad und in den andern Hauptstädten des Ostens wieder her, ließ durch acht Astronomen eine neue Zeitrechnung (dschellalebinische Aera) bearbeiten und zeigte sich in allen Dingen als einen erfahrenen und denkenden Staatsmann. Als nach Malek Schahs Tod das Herrscher-

Togrulbeg † 1063.

Alp Arslan † 1072.

Malek Schah † 1092.

1079.

geschlecht der Seldschukken durch Bürgerkriege und Familienfehden geschwächt ward, löste sich das große Reich in eine Menge unabhängiger Herrschaften auf, deren Kriege unter einander und wider die Kreuzfahrer den einzigen Inhalt der Geschichtsbücher des Morgenlandes bilden. Unter diesen Herrschaften, die nur ein schwaches Lehns- oder Clientelverhältniß an das Reichsoberhaupt band,
Suleiman † 1086. war das von **Suleiman** (Soliman) gegründete und durch glückliche Kriege mit den Oströmern über Kappadokien, Kilikien, Isaurien und andere Länder Kleinasiens ausgedehnte Sultanat von Ikonium (Rum) mit der Hauptstadt Nicäa das merkwürdigste. Suleimans Sohn, **Ki-**
Kilidsch Arslan † 1107. **lidsch Arslan**, verlor zwar Nicäa an die Kreuzfahrer, behauptete sich aber in seinen übrigen Ländern und legte auch den Schein einer Abhängigkeit von Malek Schahs Nachfolgern ab. Aehnliche Dynastien erhoben sich in Syrien und anderwärts. Die meisten dieser Clientelfürsten gehörten dem seldschukkischen Herrscherhause an, da Malek Schah die Kriegszüge seiner Verwandten in feindliche oder unerobertе Länder begünstigte und beförderte, um die Macht und den Ruhm des Geschlechts zu vermehren. Ihrem Beispiele folgten jedoch bald andere Häuptlinge türkischer Stämme, und auch Araber und Perser gründeten Dynastien von größerem oder kleinerem Umfang, von kürzerer oder längerer Dauer. Zwischen und neben ihnen bestanden noch christliche Herrschaften unter armenischen Fürsten, bald unabhängig, bald unter byzantinischem oder türkischem Schutze, und an der pontischen Küste hemmte die feste, von Schluchten und Burgen geschützte Griechenstadt Trapezus den Lauf der Sieger. Diese Zerbröckelung der mohammedanischen Welt wurde durch die Art der Kriegführung wesentlich gefördert. Es standen eine Menge kühner Schaarenführer auf, welche gleich den italienischen Condottieri des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts an der Spitze streitbarer Horden verschiedener Abstammung und Sprache, aber alle dem mohammedanischen Glauben angehörend, in die Dienste irgend eines ehrgeizigen, herrschsüchtigen oder fehdelustigen Emirs oder Statthalters traten und dessen Unternehmungen so lange unterstützten, bis sich ihnen eine günstige Gelegenheit zur eigenen Erhebung darbot. Die Geschichte Asiens vor der Ankunft der Kreuzfahrer ist ein trauriges Gemälde ununterbrochener Kriege und wilder Empörungen, in das nur die Dichtkunst und die wissenschaftliche Thätigkeit, die an einzelnen Höfen gepflegt ward, einige Blumen flocht. Nicht blos die arabischen und persischen Dynastien ahmten das von den Khalifen gegebene Beispiel der Beförderung der Künste und literarischen Studien nach, selbst die Häuptlinge der Turkmannenhorden, die aus den Steppen und Wüsten Mittelasiens mit ihren abgehärteten Hirtenvölkern zur Eroberung und Gründung neuer Reiche auszogen, wurden großmüthige Gönner der Dichter und Gelehrten, errichteten Lehranstalten und Sternwarten und suchten die rauhen Sitten und Naturanlagen ihrer Kriegsvölker durch die Güter und Gaben des Geistes, durch die Früchte des Nachdenkens, durch die Schöpfungen der Phantasie zu bilden und zu veredeln. In Bochara, Samarkand und Nischabur entstanden Schulen und Akademien, die mit den ältern Anstalten in Damaskus und Bagdad, in Kahira und Kordova an Ruhm und Gelehrsamkeit, an Eifer für geistliche und weltliche Wissenschaften wetteiferten, und die Sultane des Ostens und ihre Veziere waren nicht minder als die Khalifen bemüht, die größten Dichter und die ausgezeichnetsten Gelehrten in ihre Nähe zu ziehen und dadurch ihren Höfen einen besonderen Glanz zu verleihen.

§. 372. b) Die **Fatimiden.** Unter den ersten Fatimiden gelangte Aegypten zu hoher Macht und großem Wohlstand. Der Ackerbau blühte, Handel und Verkehr nahmen einen mächtigen Aufschwung; Finanzen und Steuerwesen waren gut geregelt, eine verständige Ordnung und einsichtsvolle Verwaltung war allenthalben zu bemerken. Dabei hatte das fatimidische Reich eine große Ausdehnung. Durch den Besitz von Palästina und Syrien stand es mit Asien in Verbindung; durch die Erwerbung der arabischen Küste mit den heiligen Städten Mekka und Medina kam der Handel mit Indien und den Ostländern Asiens in die Hände der Aegypter; Nordafrika und Nubien erkannten die Herrschaft der Fatimiden am Nil an; mit Sicilien, Italien, Spanien be-
Aziz 975–996. standen Handelsverbindungen. **Aziz**, ein kluger, einsichtsvoller Regent, der die Wissenschaften (Astronomie) beförderte und kluge Männer, ohne Rücksicht auf Religion, zu Beamten wählte, erwarb die syrischen Reiche der Hamadaniden mit Aleppo, Damask und Mosul. Sein junger Sohn
Hakem 996–1021. **Hakem** war zwar anfangs ebenfalls auf Hebung des Wohlstandes, Handels und Ackerbaues und auf gute Verwaltung und Rechtspflege bedacht, aber Religionshaß machte ihn grausam. Er verhängte die furchtbarsten Verfolgungen über die Sunniten in Syrien (§. 305), und nicht zufrieden, dem Glauben der Schiiten und der echten Abstammung der Fatimiden von dem Propheten mit Gewalt und Strenge Anerkennung zu verschaffen, gab er sich dem Wahne hin, daß er

die verkörperte Gottheit sei, daß in ihm der verborgene Mahdi zur Erscheinung gekommen. In diesem Wahn beging er Handlungen und erließ Gesetze, die einen zerrütteten Geist bekundeten, und wüthete dabei mit unmenschlicher Härte gegen Christen und Juden wie gegen die widerstrebenden Mohammedaner. Die persönliche Freiheit wurde durch unerhörte Sittenstrenge vernichtet. Hakem, der Stifter der noch jetzt im Libanon seßhaften schwärmerischen Secte der **Drusen**, wurde zuletzt auf Veranlassung seiner Schwester ermordet, die dann ihrem Neffen **Thaher** die Regierung verschaffte. (Thaher 1021—1036.) Dieser erlangte allgemeine Anerkennung als Khalife und hob Aegyptens Flor durch weise Verwaltung. Aber unter seinem Sohne **Mostanser** und dessen Nachfolgern (Mostanser 1036—1094.) erging es den ägyptischen Khalifen wie denen in Bagdad; sie mußten sich mit der leeren Ehre und dem prunkvollen Titel eines geistlichen Oberhauptes der Gläubigen begnügen, indeß die ganze weltliche Gewalt in die Hände des Anführers der türkischen Leibwache kam, der anfangs den Titel Vezier führte, später sich die Benennung König oder Sultan beilegte. Der erste dieser unumschränkt gebietenden Veziere war Abu Mohammed Hasan, genannt **Yazuri**, der neun Jahre lang mit Kraft und Weisheit das Reich regierte, für Rechtspflege und Polizei musterhaft sorgte, Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel hob und das Steuerwesen verständig ordnete. Aus Haß gegen die Byzantiner und Christen ließ er die in der Auferstehungskirche zu Jerusalem niedergelegten Schätze wegnehmen. Seine Ermordung erzeugte einen furchtbaren Kampf zwischen der türkischen Leibwache und den Negerhorden, die des Khalifen Mutter gegen jene herbeigerufen. Die ersteren siegten unter der Anführung des harten **Nasr ed Daula**, der sich dann ganz Unterägyptens bemächtigte, alle Cultur daselbst zerstörte, die werthvolle Khalifenbibliothek verschleuderte und die Dämme und Kanäle vernichtete, um sich in dem verwüsteten Lande besser behaupten zu können. „Zu diesen Uebeln eines Vertilgungskrieges kam, um die Leiden der unglücklichen Aegypter voll zu machen, noch eine beispiellose Hungersnoth und in ihrem Gefolge die Pest. Der damalige Zustand des übervölkerten und fünf Jahre lang von Hunger, Krieg und Pest heimgesuchten Landes ist schwer zu beschreiben. Mehl und Brod waren manchmal nicht für Gold und Edelsteine zu kaufen, alle Polizei hörte auf, die Menschen verwandelten sich in reißende Thiere, Menschenfleisch ward fast zur gewöhnlichen Speise, die Gegend von Kairo zu einer Einöde und der Palast des Khalifen zu einer Räuberhöhle. Der Khalif selbst kam in eine Lage, welche der eines Bettlers völlig gleich war. Nachdem er die Reste der fatimidischen Reichthümer verschleudert und sogar die Verzierungen an den Gräbern seiner Vorfahren verkauft hatte, fristete er sein Leben nur noch von Almosen." Aus diesem jammervollen Zustande wurde Aegypten erst gerettet, als nach Nasr ed Daula's Ermordung der Khalif den zum Islam bekehrten Armenier **Bedr** al Dschemali mit seinen Miethtruppen aus Syrien herbeirief. Dieser stellte durch weise Regierung die Ordnung und den frühern Wohlstand wieder her, aber Syrien und Palästina mußte er einer wilden, räuberischen Türkenschaar überlassen, die durch ihre Mißhandlungen gegen die Christen die Hauptveranlassung zu den Kreuzzügen gab. Bald erlagen diese Türkenhorden der überlegenen Kraft eines Seldschukkenhäuptlings, der nunmehr in Damask seinen Sitz aufschlug und sein Reich gegen die Okailidenherrschaft in Mosul und Aleppo erweiterte. Aber das Schicksal der Christen, sowohl der einheimischen als der Pilger, wurde durch diesen Wechsel nicht gebessert. Um die Zeit des ersten Kreuzzugs brachte Malek Schahs Sohn Barkiarok ganz Syrien und Mesopotamien in seine Gewalt und setzte über Jerusalem, Antiochia, Mosul u. a. O. zinspflichtige Herrscher. Allein kurz vor dem Erscheinen der ersten Kreuzfahrer war Jerusalem in die Hände des ägyptischen Veziers Ahmed Afdal, Bedrs Sohn, gefallen. Die durch die Herrschsucht und Vergrößerungsbestrebungen der einzelnen Gebieter und durch den Religionshaß der Schiiten und Sunniten erzeugten Spaltungen unter den Mohammedanern waren den Unternehmungen der Christen förderlich.

§. 373. Peter von Amiens. Schon seit dem vierten Jahrhundert war die Sitte herrschend geworden, zum Heil der Seele und zur Büßung eines sündhaften Lebens Wallfahrten nach Palästina zu unternehmen, um die Fußstapfen des Heilandes, der Jünger und der Propheten aufzusuchen und an der Stelle, die man für Christi Grab hielt, und die darum von Kaiser Constantin und seiner Mutter Helĕna mit einem prächtigen Gewölbe und einer Kirche versehen worden war, zu beten. Je mehr die religiösen Ideen die Herr-

schaft über die Gemüther der Menschen erlangten, je mehr die um Christi willen getragenen Leiden und Entbehrungen, Buße und Ascese als der sicherste Weg zur himmlischen Seligkeit angesehen wurden, desto häufiger wurden die Pilgerfahrten, zumal als um das Jahr 1000 der Glaube Eingang fand, daß das jüngste Gericht und die Wiederkehr Jesu nahe seien und für die Frommen die Herrlichkeit des tausendjährigen Reiches anbrechen werde. Dieser Brauch dauerte auch fort, als der Zeitabschnitt ohne den gefürchteten Weltuntergang vorüberging. Im Jahre 1064 bewegte sich eine große Pilgerfahrt von siebentausend Personen, Geistliche und Weltliche aus allen Nationen, an ihrer Spitze der Erzbischof Siegfried von Mainz, durch Ungarn nach dem syrischen Land. Nur der dritte Theil kehrte wohlbehalten zurück, die übrigen fanden den Tod in Palästina oder auf der Reise. So lange die handeltreibenden Araber im Besitze des Landes waren, durften die Pilger gegen Entrichtung einer Steuer ungehindert kommen und gehen; als aber Syrien und Palästina von den Seldschukkischen Türken erobert wurde, erlitten sowohl die eingebornen Christen als die Wallfahrer harte Drangsale. Die Klagen über Mißhandlung, Mord und Raub wurden immer lauter, so daß schon Gregor VII. mit dem Gedanken umging, sich des Religionseifers des Abendlandes zur Befreiung der heiligen Stätte zu bedienen. Aber sein Kampf mit Heinrich IV. zerriß alle seine Pläne. Da trat ein von Jerusalem heimkehrender Pilger, **Peter der Einsiedler von Amiens**, vor Urban II., schilderte ihm die Leiden der Christen im Morgenlande und überreichte ihm ein Schreiben des Patriarchen von Jerusalem mit flehenden Bitten um Hülfe. Der Papst ertheilte ihm den Auftrag, in Stadt und Land umherzuziehen und die Gemüther für das große Unternehmen einer Befreiung des heiligen Landes aus den Händen der Ungläubigen vorzubereiten. Mag man auch dem Eremiten eine zu große Bedeutung zugeschrieben haben: als Träger und Verkündiger einer tiefgehenden geistig-religiösen Strömung war er kein geringes Rüstzeug des Herrn. Wunderbar, so lauten die Berichte, war die Bewegung, welche die feurigberedten Schilderungen des phantasiereichen Pilgers in allen Ländern, besonders in Frankreich und unter allen Ständen hervorriefen. Sein abgehärmtes Gesicht, sein dürftiges, mit einem Strick umgürtetes Gewand, sein flammendes Auge gaben seinen Worten Nachdruck. Als daher der Papst in einer auf der weiten Ebene von **Clermont**, im süd-
1095. lichen Frankreich, abgehaltenen **Versammlung**, der viele Bischöfe, Herren und eine zahllose Menge Volkes romanischer Zunge aus allen Ständen beiwohnten, das Abendland wider das Morgenland unter die Waffen rief und seine feurige Rede mit der Ermahnung schloß: „daß Jeder sich selbst verläugne und sein Kreuz auf sich nehme, damit er Christus gewinne", da ertönte aus allen Kehlen der Ruf: „Gott will es!" und Tausende knieten nieder und begehrten sogleich in die Zahl der heiligen Streiter aufgenommen zu werden. Sie hefteten sich ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter, woher die zum gemeinsamen Unternehmen zusammengetretene neue Verbrüderung den Namen **Kreuzfahrer** erhielt. Alles eilte das Wort des Herrn zu erfüllen: Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der ist meiner nicht werth! Völliger Ablaß der Sünden und ewiger Lohn im Himmel wurde nebst mancherlei irdischen Vortheilen den Ziehenden verheißen.

§. 374. Eine mächtige Begeisterung erfaßte alle Gemüther; kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wollte zurückbleiben; der Landmann eilte vom Pflug weg, der Hirte von seiner Heerde, Ehegatten trennten sich, Väter verließen ihre Kinder, Greise, Knaben und Weiber folgten dem Ungestüm der Bewegung, Mönche und Nonnen entliefen ihren Zellen; ein neuer Geist war über Europa gekommen, eine neue Völkerwanderung brach aus, nur mit verschiedenem Streben und mit geänderter Richtung. Wo die religiöse Begeisterung nicht mächtig genug wirkte, da halfen andere Motive mit: die Reize eines ungebundenen Wanderlebens, die Lust zu Kampf und Waffen, zu Abenteuern und Ritterthaten, die Aussicht auf Reichthümer und Schätze, auf Herrschaften und Lebensgenüsse; der Arme und Schutzlose hoffte der Noth des Lebens und dem Druck der Verhältnisse zu entgehen, der Leibeigene die Freiheit zu erlangen, der Schuldner sich aus den Krallen des Wucherers zu retten, der Sünder und Verbrecher der zeitlichen und ewigen Strafe zu entgehen. „Hinüber! Hinüber!" war der Volksruf, der von allen Lippen tönte. Die Rüstungen der Fürsten und Edlen dauerten den Aufgeregten zu lange, daher zogen schon mit dem Beginn des Frühlings ungeordnete und schlecht bewehrte Schaaren, 1096.
unter der Leitung Peters von Amiens und eines französischen Ritters Walther ohne Habe, durch Deutschland nach Ungarn gen Constantinopel. Als ihnen die kriegerischen Völker an der untern Donau den Durchgang wehrten und die Lebensmittel verweigerten, erstürmten sie Semlin, bedrohten die Mauern von Belgrad und erfüllten das Land mit Raub und Mord. Da fielen die Einwohner über sie her und erschlugen sie zu Tausenden. Die übrigen mit den Führern erreichten Constantinopel, wurden nach Kleinasien übergesetzt, fanden aber in den Schluchten und Thälern unweit Nicäa bis auf wenige Versprengte ihren Untergang durch die Seldschukken. Im ritterlichen Kampfe fiel Walther, umgeben von seinen Brüdern und den tapfersten Genossen. Nicht besser erging es den ungeordneten Schaaren, die nach einer blutigen Judenverfolgung in den rheinischen Städten (Straßburg, Worms, Mainz u. a.) unter Leitung des Priesters Gottschalk und des tapfern aber rohen und verwilderten Grafen Emiko von Leiningen ausgezogen waren.

§. 375. Gottfried von Bouillon. Hunderttausend Menschen waren bereits umgekommen, als der hochsinnige **Gottfried von Bouillon**, Herzog von Lothringen, mit seinen Brüdern, dem tapfern Eustach und dem kraftvollen Balduin, mit dem Grafen Robert von Flandern und einer großen Zahl wohlgerüsteter Ritter und Edlen aus den Landen am Niederrhein, an der Maas, Mosel und Schelde auf demselben Wege gen Constantinopel zog, indeß die Kreuzfahrer aus dem nördlichen und südlichen Frankreich und aus Unteritalien auf verschiedenen Wegen zur See dahin abgingen. An der Spitze der ersteren stand **Hugo**, „der Große", Graf **von Vermandois**, Bruder des Königs von Frankreich, Robert von der Normandie, Sohn Wilhelms des Eroberers (§. 338) und Stephan von Blois, von dem es hieß, daß er so viele Burgen zählte als Tage im Jahr. Im südlichen Frankreich, in den reizenden Gefilden von Languedoc und Pro-

vence, wo die romantisch-religiöse Zeitrichtung am tiefsten in die Gemüther eingedrungen war, sammelte sich „alles Volk zwischen Alpen und Pyrenäen" um den reichen und mächtigen Grafen **Raimund von St. Gilles und Toulouse.** Die Zahl der bewaffneten Streiter zu Fuß und zu Roß, die ihm folgten, wird auf hundert Tausend angegeben. Unter seiner Fahne, welche das Bild der heiligen Jungfrau zeigte, zog Adhemar von Puy, der päpstliche Legat, der eigentliche Führer und Bannerträger der heiligen Gottesfahrt, und mehrere Bischöfe. Auch die Normannen Unteritaliens und Siciliens wurden von der Begeisterung und Wanderlust fortgerissen. Sie folgten dem kühnen, unternehmenden, schlauen Fürsten **Boemund** von Tarent (§. 339) und seinem ritterlichen, von Ehrbegierde und Thatendrang glühenden Neffen Tankred, den die Dichter als Spiegel und Vorbild aller Ritterschaft priesen. Nachdem sie dem byzantinischen Kaiser **Alexios dem Komnenen** (§. 370) nach langem Widerstreben den Lehnseid geleistet und die Rückgabe aller vor der Türkenherrschaft dem oströmischen Reiche zugehörigen Städte versprochen hatten, wurden sie nach
1097. Asien hinübergesetzt. Bei der Musterung in einer Ebene unfern Nicäa soll man 100,000 schwergerüstete Reiter und 300,000 Mann gewaffneten Fußvolks gezählt haben, nicht zu gedenken der Menge des Trosses, der Frauen und Kinder, der Geistlichen und Mönche und der Pilgerschaaren, die ohne Unterlaß aus allen Ländern Europa's hinzuströmten. Französische, normännische und flandrische Ritter bildeten den Kern und die Hauptmacht; das zwieträchtige, von Hader und Bürgerkrieg zerrissene deutsche Reich wurde erst später in die religiöse Begeisterung hineingezogen. Die Belagerung der Stadt Nicäa und der Sieg über den zum Entsatz herbeieilenden Sultan war die erste bedeutende Waffenthat der Kreuzfahrer. Lange widerstand die durch ihre Lage wie durch eine tapfere Besatzung vertheidigte Stadt den im Belagerungskrieg ungeübten Abendländern; und als sie sich nicht mehr halten konnte, pflanzte sie die byzantinische Fahne auf ihre Zinnen auf und schützte sich dadurch vor der Erstürmung und Plünderung. Wohl murrten die Kreuzfahrer, daß ihnen die Beute entgehen sollte, aber das Gefühl der Ehre und Religion und die Aussicht auf Belohnung siegten endlich über die rohen Triebe der Habsucht und Rache. Sie überließen Nicäa dem klugen Alexios, der dann die Führer mit werthvollen Geschenken, die Kriegsleute mit entsprechenden Gaben belohnte und unter die Hülfsbedürftigen reichliche Almosen vertheilte.

§. 376. Doryläum und Antiochia. Hierauf zogen die Kreuzritter in zwei getrennten Heerhaufen weiter nach Süd-Osten durch das Gebiet des Sultans von Ikonium. Da stellten sich die wohlberittenen Seldschukken unter Kilidsch Arslan bei Dorylaum der einen Abtheilung entgegen, deren Untergang unvermeidlich schien, als zu rechter Zeit Gottfried mit dem andern Heere zu Hülfe kam und die Türken zurückschlug. Die Eroberung des
1. Juli 1097. reichen Lagers voll prächtiger Stoffe war die Frucht des Sieges **bei Dorylaum.** — Mangel an Lebensmitteln in dem von den Türken ringsum verwüsteten Lande und die Zwistigkeiten Tankreds mit Balduin minderten indessen bald die Reihen des Pilgerheeres. Viele erlagen dem Hunger, der Anstrengung und dem feindlichen Schwerte. Andere zogen heim, noch Andere

trennten sich vom Heere und gründeten in der Fremde auf eigene Hand Herrschaften mit heimischen Einrichtungen. So zog Balduin nach Edessa, einer Einladung des christlichen Fürsten Thoros folgend, der ihn gegen die Türken zu Hülfe gerufen und in feierlicher Versammlung zum Sohn und Nachfolger erklärte. Und als bald darauf der alte Fürst von dem über sein tyrannisches 1098.
Regiment erbitterten Volke ermordet ward, erlangte der flandrische Ritter die Herrschaft in der berühmten Stadt und machte das Euphratgebiet zu einem festen Bollwerk des heiligen Landes. — Endlich traf das Heer in den reizenden Gegenden von **Antiochia** am Orontes ein und umlagerte die feste, mit Allem reichlich versehene und von dem Seldschukkenfürsten Baghi Sidjan tapfer vertheidigte Stadt. Aber Mangel, Krankheit und die kühnen Ausfälle der Belagerten brachten die Kreuzfahrer bald in große Noth. Erst als ein zum Entsatz herbeieilendes Türkenheer zurückgeschlagen war und genuesische Schiffe dem Mangel abgeholfen, gelang nach neunmonatlicher Belagerung die Eroberung 3. Juni
der Stadt. Ein zum Islam übergetretener Syrer von vornehmer christlicher **1098.**
Herkunft hatte, von dem Emir beleidigt, mit Boemund Verbindungen angeknüpft und öffnete dem Normannenfürsten, nachdem sich dieser zuvor den Besitz Antiochiens von den übrigen Heerführern hatte zusichern lassen, bei nächtlicher Weile einen Zugang. Furchtbar war die Rache der Christen in der eroberten Stadt. „Flucht, Morden, Verfolgung durch alle Straßen, grenzenloses Entsetzen auf der einen, losgelassene Wildheit auf der andern Seite, so wurde kein Gefangener gemacht und kein Fliehender geschont.“ Die Zahl der Erschlagenen überstieg zehntausend. Aber schon nach drei Tagen erschien der seldschukkische Sultan Kerbuga von Mosul und schloß mit zahllosen Schaaren das nunmehr entblößte Antiochien ein. Da gerieth das Kreuzheer in Kurzem in solche Hungersnoth, daß sein Untergang unvermeidlich schien und Verzweiflung sich Aller bemächtigte. Aus dieser Lage rettete sie die nach der Angabe eines Priesters in der Peterskirche entdeckte heilige Lanze, deren Auffindung die ausgehungerten, halbnackten Kreuzfahrer in solche Begeisterung versetzte, daß sie bei einem Ausfall das übermächtige Heer der Belagerer in die Flucht 28. Juni.
schlugen, das reiche Lager derselben eroberten und sich den Weg nach Jerusalem öffneten. Der Glaube an die Echtheit der Lanze schwand jedoch bald, als der Priester Peter an den Folgen des ihm aufgelegten Gottesurtheils starb. Es ist eine bekannte Legende, wie er die heilige Waffe in der Hand durch den von zwei Reihen brennenden Reisigs gebildeten Flammenweg schritt, aber zwölf Tage später an den Brandwunden und an den durch die Verehrung des Volkes empfangenen Verletzungen starb. Nur Raimund und die Provençalen hielten den Glauben an die Echtheit fest.

§. 377. Das befreite Jerusalem. Nunmehr zwang das Heer die hadernden Fürsten, die das hohe Ziel über selbstsüchtigen Zwecken aus dem Auge verloren, zum schleunigen Aufbruch. Ihr Weg führte zwischen der Meeresküste und dem Libanon hin. Als sie um Pfingsten über Ramla und Emmaus **1099.**
die Anhöhe erreichten, wo zuerst Jerusalem sichtbar ward, da fielen sie in heiliger Andacht auf die Kniee, vergossen Thränen der Freude und priesen Gott mit Lobgesängen. Aber die Eroberung der festen, mit allen Bedürfnissen wohl versehenen Stadt, die mittlerweile in die Gewalt des fatimidischen Khalifen von

Aegypten gefallen, war eine schwere Aufgabe für das geschwächte, ermattete und aller Belagerungswerkzeuge entbehrende Pilgerheer. Mangel an Lebensmitteln und Trinkwasser und die verzehrende Gluth der Sonne wirkten verderblicher als die Pfeile der Feinde. Ein verfrühter Angriff ohne Maschinen und Sturmleitern wurde zurückgeschlagen; mit jedem Tag wuchs die Noth und Gefahr. Erst als man von einigen bei Joppe gelandeten genuesischen Schiffen Lebensmittel, Arbeitsgeräthe und Werkmeister erhalten, als Tankred durch einen glücklichen Zufall in einer Grotte tief versteckt gewaltige Stämme entdeckte, die schon früher den Aegyptern zur Berennung der Stadt gedient hatten, als aus einem entlegenen Walde Holz zum Bau von Maschinen und Thürmen herbeigeschafft ward, nahm der Krieg einen bessern Fortgang und die neuerwachte Begeisterung überwand endlich alle Hindernisse. Nach dreißigtägiger Belagerung
15. Juli 1099. wurde endlich **Jerusalem** durch einen zweitägigen Sturm unter dem Rufe: „Gott will es! Gott hilft uns!" **von den Kreuzfahrern erobert.** Schrecklich war jetzt das Loos der Ueberwundenen, durch deren Ermordung blinder Religionseifer eine heilige Pflicht abzutragen glaubte. Ueber die Treppe der Moschee rieselte das Blut von zehntausend erschlagenen Saracenen; die Juden wurden in ihrer Synagoge verbrannt; keines Geschlechts ward geschont; die Straßen füllten sich mit Leichen, Blut und Gliedmaßen von Verstümmelten; die Luft ertönte von dem Jammergeschrei und Gestöhne der Verwundeten und Sterbenden; Raub, Mord und Verwüstung herrschten allenthalben. Erst als die Rache gestillt und die Raubgier befriedigt war, kehrte christliche Demuth, Bußfertigkeit und frommer Sinn in die Gemüther zurück; und nun sah man dieselben Menschen, die kurz vorher wie rasende Thiere gewüthet, entblößten Hauptes und barfuß unter Lobgesängen nach der Kirche des heiligen Grabes ziehen, um an geweihter Stätte mit inbrünstigem Gebete und unter Freudenthränen Gott für das gelungene Werk zu danken und Buße zu geloben. — Als die Stadt gereinigt und die Ruhe und Ordnung hergestellt war, traten die Fürsten in Berathung über die Wahl eines Oberhauptes. Die Ansprüche des Klerus, Jerusalem mit der Umgegend zu einem kirchlichen Gemeinwesen zu machen, wurden beseitigt und die Errichtung einer weltlichen Herrschaft beschlossen. Manche gedachten Raimund mit der höchsten Würde zu schmücken; aber schließlich vereinigte sich die Wahl der Fürsten auf G o t t f r i e d v o n B o u i l l o n, der auf dem ganzen Zug eben so viel Festigkeit und Besonnenheit als Frömmigkeit und Großmuth gezeigt hatte. Aber in christlicher Demuth weigerte sich der Herzog, an der Stätte eine Königskrone zu tragen, wo der Heiland der Welt unter einer Dornenkrone geblutet. Er verschmähte die äußere Auszeichnung und nannte sich B e s c h ü t z e r d e s h e i l i g e n G r a b e s; und mit wie viel Recht er diesen Titel führte, bewies bald nachher der glorreiche **Sieg bei**
12. August 1099. **Askalon,** wo er mit geringen Streitkräften die überlegene Heeresmacht des ägyptischen Sultans zurückschlug, den christlichen Rittern unermeßliche Beute erwarb und dem jungen Königreich Jerusalem seinen Bestand sicherte. Aber
18. Juli 1100. schon im nächsten Jahre erlag Gottfried von Bouillon dem ungewohnten Klima und der heftigen Anstrengung. Er ward beerdigt in der Kirche des heiligen Grabes und gleichmäßig beweint von Franken, Syrern und Griechen, ein reiner, sittlicher Charakter, der echte Repräsentant des religiösen Heldenthums der Zeit,

daher auch die Liebe und Begeisterung der Mit- und Nachwelt vorzugsweise an seinen Namen geknüpft ist. Sein Bruder **Balduin**, welcher auf die Kunde von Gottfrieds Tod das Fürstenthum Edessa seinem Verwandten Balduin von Burg zu Lehn gab und nach Jerusalem eilte, erbte die Herrschaft und nahm zuerst den **Königstitel** an. Auch er bestand Kämpfe wider die ägyptischen Mohammedaner, wie sie die Dichter den Rittern der Tafelrunde zuschreiben. Das felsige und zerklüftete Land mit der Wüste umher war bei dem ungestümen Andrang der Feinde, welche die Eroberung Jerusalems als eine dem gesammten Islam zugefügte Schmach betrachteten, und bei der Zwietracht, Unfolgsamkeit und Abenteuerlust der Kreuzfahrer nicht minder schwer zu behaupten als zu erobern. Doch fehlte es im Anfang nicht an streitbaren Pilgerheeren, da die religiöse Begeisterung seit der Eroberung Jerusalems einen neuen Aufschwung genommen und Tausende von Wallfahrern jedes Standes, Alters und Geschlechts in ununterbrochenen Zügen dem heiligen Lande zuströmten. Es war eine Wanderung ohne Unterbrechung, wenn schon nur die größern Fahrten in der Geschichte verzeichnet sind. Allein durch Planlosigkeit, Mangel an Ortskunde und Uneinigkeit der Führer blieben viele Züge ohne Nutzen und Erfolg für das Ganze. So gleich der nächste große Heereszug von Kreuzfahrern verschiedener Nationen, die in drei Heersäulen getheilt von Nicomedien aus den Weg östlich nach Armenien einschlugen, aber in den Einöden und Schluchten des alten Kappadokiens durch Hunger, Unordnung und die Pfeile der Türken elendiglich 1101.
umkamen.

§. 378. **Das Königreich Jerusalem.** Unter Balduin I. († 1118) und Balduin II. († 1131) hatte das Königreich Jerusalem seine größte Ausdehnung. Nach Erwerbung der Seestädte Cäsarea, **Akkon** (**Acre**, **Ptolemais**), Tripolis, Berytus, Sidon und Tyrus reichte es von Tarsus (in Kilikien) und Edessa bis nach dem südlichen Gaza. Doch standen die **Grafschaften Tripolis** und **Edessa** und das **Fürstenthum Antiochien** nur in losem Lehnsverband damit. Den größten Antheil an der Behauptung, Vertheidigung und Erweiterung des morgenländischen Königreichs nahmen die Freistaaten Italiens, **Venedig**, **Genua** und **Pisa**, sowohl aus religiösen Beweggründen, als ihres Handels und gewinnreichen Verkehrs wegen. Die Staatsform wurde streng nach dem **Feudalsystem des Abendlandes** eingerichtet. Den **erblichen Königsthron** umgab ein in drei Rangklassen getheilter und mit Territorialhoheit und obrigkeitlicher Gewalt in seinen Gebieten begabter **Lehnsadel**, ein von einem **Patriarchen** geleiteter **Priesterstand** mit fast unabhängiger Macht und im Besitze vieler Klöster, und in den Städten ein **Bürgerstand** mit den Anfängen einer freien Communalverwaltung, eigner Gerichtsbarkeit und mancherlei städtischen Einrichtungen. Die **Rechtspflege** geschah nach eigenen Satzungen und Gewohnheitsrechten (Assises et bons Usages), bestehend aus denjenigen Rechtsbestimmungen, die in Frankreich, Italien, England und den Rheingegenden, den heimathlichen Stätten der Kreuzritterschaft, allgemeine Geltung hatten. Denn da die Wallfahrer verschiedener Nationen und Zungen die den Saracenen entrissenen Orte und Landschaften in Besitz nahmen und durch Einführung abendländischer und christlicher Einrichtungen zu colonisiren und zu cultiviren suchten, so mußte in Verfassung und Gesetzgebung das allen jenen Völkerschaften Gemeinsame herausgesucht und, nach den Begriffen und Principien der Zeit und der entwickelten Lehnsverhältnisse gestaltet, in ein Ganzes zusammengefaßt werden.— Die eingewanderten Europäer entarteten frühe und nahmen mehr und mehr asiatische Sitten, Lüste und Laster an; die im Morgenlande Gebornen fränkischer Abkunft hießen **Pullani**, die eingebornen (syrischen) Christen **Surianer**, die Griechen **Griffones**. Italiener, Provençalen und Deutsche unterhielten lebhaften Handelsverkehr im Lande. Auf Balduin II., der trotz mancher Wechselfälle (die ihn ein-

1123. mal nebst dem tapfern Joscelin von Edessa in syrische Gefangenschaft führten, aus welcher sich der König durch eine hohe Geldsumme loskaufte, während sein Genosse sich mittelst einer abenteuerlichen Flucht über den Euphrat rettete) durch heldenmüthige Kämpfe gegen die Ungläubigen das Reich vergrößerte, folgte sein Schwiegersohn Fulko von Anjou (—1143), dann der ritterliche Balduin III. (—1162), anfangs unter der Leitung seiner Mutter Melesinde, bis er seine Mündigkeit in der heldenmüthigen Eroberung von Askalon (1153) bewies, und sein gleichgesinnter Bruder Amalrich (—1173), der erobernd und raubend in Aegypten eindrang, aber vor den von dem zitternden Khalifen herbeigerufenen Kurden zurückweichen mußte (1168). Balduin IV. litt an der unheilbaren Krankheit des Aussatzes, die ihn frühe ins Grab stürzte (1185); als ihm sein unmündiger Nachfolger Balduin V. im nächsten Jahre in die Gruft folgte, verschaffte dessen Mutter Sibylle ihrem zweiten Gatten, dem schönen Guido (Veit) von Lusignan, die Königs-
3. Octbr. 1187. würde. Unter ihm wurde Jerusalem durch Saladin den Christen wieder entrissen. — Die losen Verhältnisse des auf schwacher Grundlage aufgebauten Feudalstaats, verbunden mit der Verschiedenheit der Nationen, die einander eifersüchtig bewachten, und mit den erschlaffenden Einflüssen des morgenländischen Lebens und der ungewohnten Genüsse, hemmten die Erstarkung und Consolidirung des Königreichs Jerusalem.

§. 379. **Ritterorden.** Die Hauptstützen des neuen Königreichs waren die Ritterorden, in denen sich der Geist des Ritterthums und des Mönchswesens vereinigte, indem sie außer den drei Mönchsgelübden Keuschheit, Armuth und Gehorsam noch ein viertes: Kampf wider die Ungläubigen und Beschützung der Pilger ablegten. Sie erlangten große Vorrechte und Reichthümer und nahmen viele Kriegsleute in Sold. Alle hatten eigene mit einem Kreuz bezeichnete Ordenstracht. 1) Die Hospitaliter zum heiligen Johannes oder Johanniter. Im elften Jahrhundert wurde zur Pflege und Unterstützung armer, verwundeter oder kranker Pilger von Kaufleuten aus Amalfi nicht weit vom heil. Grab ein Hospital mit der Ordensregel der Benedictiner erbaut. Bald war dieses Asyl nicht mehr hinreichend, daher errichteten die Mönche noch ein neues Hospiz, das sie dem Patriarchen Johannes von Aegypten weihten, welcher im Anfang des siebenten Jahrhunderts durch Wohlthätigkeit sich so sehr hervorgethan hatte, daß ihm der Beiname „der Barmherzige" beigelegt worden. Dieser Orden, der seine letzte Verfassung und Ordensregeln in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erhielt, entfaltete eine segensreiche Wirksamkeit. Nach dieser Verfassung zerfielen die Ordensglieder in drei Klassen: dienende Brüder, denen die Pflege kranker und verwundeter Pilger oblag, Priester, zur Besorgung des Religionswesens, und Ritter, die mit den Ungläubigen zu kämpfen und die Pilger zu geleiten hatten. Nach dem Verluste des heiligen Landes erhielten sie die Insel Rhodos (Rhodiser Ritter), und als sie diese nach dem heldenmüthigsten Kampfe an die osmanischen Türken abtreten mußten (1522), wurde ihnen von Kaiser Karl V. die Insel Malta angewiesen (Malteser-Ritter). Nach der Uebergabe dieser Insel an Napoleon (1798) und der Eroberung derselben durch die Engländer (1800) verlor der Orden alle Bedeutung und in den meisten Ländern seine, schon durch die Reformation sehr verminderten Güter. 2) Der von französischen Edelleuten nach denselben Regeln und Einrichtungen gegründete Orden der Tempelherren, welche den Namen „Brüder der Miliz des Tempels" von ihrer Wohnung im königlichen Schlosse bei dem Tempel Salomo's führten, war ausgezeichnet durch Tapferkeit und Kriegsmuth und gelangte durch Schenkungen und Vermächtnisse zu großen Reichthümern. Nach dem Verluste ihrer Besitzungen in Palästina zogen die meisten Mitglieder nach Cypern und von da nach Frankreich, wo sie in Unglauben und morgenländischen Aberglauben verfielen, sich durch den Müßiggang verführt einem üppigen Leben ergaben und dadurch ihren Untergang durch Philipp IV. (den Schönen) im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts beschleunigten (§. 459). — Da der Johanniter-Orden hauptsächlich für italienische, der Templer-Orden für französische Pilger sorgte, so wurde auf dem dritten Kreuzzug nach dem Vorbild und mit der Verfassung der beiden andern in dem von Bremer und Lübecker Kaufleuten gegründeten deutschen Hospital „unserer lieben Frau zu Jerusalem", unter den Auspicien des bald nachher gestorbenen Friedrich von Schwaben (§. 390) 3) der Orden der
1190. Deutschherren zur Pflege deutscher Pilger gestiftet. Ihr erster Ordensmeister war Graf

Waldbott von Bassenheim am Rhein. Von diesen deutschen Ordensrittern folgte im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, als Hermann von Salza Großmeister war, eine kleine Schaar dem Rufe des Herzogs von Masowien, um die in den Weichselgegenden gepflanzten Keime des Christenthums wider die heidnischen Preußen zu schützen (§. 420), die schon seit mehr als zwei Jahrhunderten, nachdem sie im J. 997 den ersten Missionar Adalbert von Prag erschlagen (§. 350), hartnäckig allen Versuchen, ihnen die Götzen und den mächtigen Priesterstand zu rauben, widerstanden hatten. — Um die Zeit des ersten
Kreuzzugs vermehrte der mohammedanische Prophet Hassan die schwärmerischen Secten 1090-92.
der Ismaeliten durch Stiftung des fanatischen Ordens der Assassinen (Haschischim), die in dem alten Parthien (in Dilem) und auf den Berghöhen Syriens ihre Sitze hatten und durch die gänzliche Entäußerung alles eigenen Willens merkwürdig waren. Sie hatten Geheimlehren und beeidigte Bundesmitglieder mit allegorischen Zeichen und Symbolen. Dem Befehle ihres Oberhauptes oder Großmeisters, „des Alten vom Berge" (Scheikh-al-Gebel), kamen sie mit dem blindesten Gehorsam und mit der größten Todesverachtung nach, verübten mit Kühnheit und List jede ihnen übertragene Mordthat und spotteten der Marter, wenn sie ergriffen wurden. Reiche Beute im Leben und die Hoffnung auf die Seligkeiten eines sinnlichen Paradieses nach dem Tode waren mächtige Triebfedern für verwegene Thaten. Sie waren der Schrecken der Christen und Saracenen. Auf ihren unzugänglichen Felsenburgen trotzten die Assassinen allen Angriffen der Seldschukken. Ihr Name diente fortan in vielen abendländischen Sprachen zur Bezeichnung des Meuchelmords.

2) Die Hohenstaufen (1138—1254).*)

A) Konrad III (1138—1152).

§. 380. Welfen und Waiblinger. Lothars zweite Romfahrt war ein ruhmvoller, wenn auch unfruchtbarer Waffengang. Nachdem er auf dem
Roncalischen Felde bei Piacenza die italienischen Vasallen um sich gesammelt, 1136.
durch ein Gesetz die Zersplitterung und Veräußerung der Lehnsgüter untersagt und die Städte in Ober- und Mittel-Italien durch das Schwert an ihre Pflichten gegen Kaiser und Reich erinnert, zog er in Verbindung mit dem Papste gegen den Normannenfürsten Roger von Apulien und nöthigte ihn zur Huldigung. Da sowohl der Kaiser als der Papst auf die Hoheitsrechte Anspruch machten, so wurde die Auskunft getroffen, daß beide Häupter vereinigt dem Herzog die Lehnsfahne überreichten. Auch der lange Streit über den Besitz der Mathildischen Güter (§. 361) wurde auf einige Zeit ausgeglichen, indem man sich dahin einigte, daß Lothar gegen einen Jahreszins von hundert Mark Silber für sich und seinen Schwiegersohn Heinrich auf Lebenszeit die Belehnung empfing mit der Bedingung, dem apostolischen Stuhl dafür den Eid der Treue zu leisten und dadurch dessen Eigenthumsrecht anzuerkennen, ein Vertrag, den man in der Folge in Rom so darstellte, als sei der Kaiser des Papstes Lehnsmann geworden. — Als Lothar auf dem Rückzug in einer Alpenhütte in Tyrol plötzlich
starb, glaubte sein Eidam, Heinrich der Stolze, dem der sterbende Im- 3. Dec 1137.
perator die Reichsinsignien übergeben, die nächsten Anrechte auf den Kaiserthron zu haben. Allein theils die große Macht des welfischen Hauses, dem Bayern und Sachsen gehorchten und dessen Besitzungen nunmehr vom Mittelmeer bis zur Nord- und Ostsee reichten, theils der Stolz des hochfahrenden Herzogs, dem man ein gebieterisches Auftreten im Reich und gegen die Kirche zutraute, bewog mehrere Fürsten, den Erzbischof Adalbert von Trier an der Spitze, auf
einem Reichstag in Koblenz Konrad von Hohenstaufen zu erwählen. Aber 7. März 1138.

Heinrich zauderte mit der Anerkennung des unter römischem Einfluß mit hastiger Uebereilung gewählten Königs und weigerte die verlangte Huldigung. Da erklärte Konrad die Vereinigung zweier Herzogthümer in Einer Hand für ungesetzlich, sprach, als Heinrich in die Abtretung nicht willigte, eigenmächtig die Reichsacht über den Herzog aus und belehnte andere Fürsten mit Sachsen und Bayern. Das erstere wurde dem großen Slavenbändiger **Albrecht dem Bär**, dem Stammvater des **askanischen** Geschlechts, übertragen, das letztere sollte an den Markgrafen Leopold von **Oesterreich** kommen. Dies hatte die Erneuerung des Kampfes zwischen **Hohenstaufen** und **Welfen** und einen verheerenden Bürgerkrieg im Süden und Norden zur Folge. Zwar gelang es dem Herzog, welcher mit Roger von Sicilien im Bunde stand und von ihm Subsidiengelder bezog, vor der Burg **Vallei** seinen Gegner Leopold zurückzuschlagen, aber dieser Vortheil ging bald verloren. Drei Monate nachher zog Konrad
1140. vor **Weinsberg**, das zu den welfischen Stammgütern gehörte. Heinrichs Bruder, Graf Welf, wagte einen Ueberfall, erlitt aber eine Niederlage. Der größte Theil seiner Streiter wurde erschlagen, in den Neckar gesprengt, gefangen. Welf selbst rettete sich mit einer kleinen Schaar durch die Flucht. Es ist eine oft wiederholte, aber wenig verbürgte Angabe, daß bei dieser Gelegenheit zum erstenmale der Schlachtruf „Hie Welf! Hie Waibling!" vernommen worden, ein Losungswort, das zur Entstehung der Parteinamen **Welfen** (ital. **Guelfen**) und **Waiblinger (Ghibellinen)** Anlaß gegeben. Stadt und Burg mußten dem Kaiser übergeben werden, aber die Besatzung wurde der Sage nach durch die List und Treue der Frauen gerettet (**Weibertreu**). Jedermann kennt die komische Erzählung, wie die weiblichen Einwohner, als ihnen gestattet wurde, in Sicherheit auszuziehen und mit sich zu nehmen, was jede auf den Schultern tragen könne, ihre männlichen Mitbürger auf dem Rücken aus der Stadt trugen, und wie Konrad zu seinem Bruder Friedrich, welcher diese Auslegung der gewährten Vergünstigung nicht gelten lassen wollte, in heiterer Laune sagte: „Ein Königswort darf nicht gebrochen oder gedeutelt wer-
1139. den!" Nach Heinrichs des Stolzen frühem Tode wurde der Streit in dem
1142. Frankfurter Frieden dadurch beigelegt, daß der Kaiser dem Sohne seines Gegners, **Heinrich dem Löwen**, Sachsen zurückgab, dafür aber dem tapfern Albrecht dem Bär die Nordmark **Brandenburg** als selbständiges Fürstenthum zutheilte. Bayern verblieb durch die Vermählung der verwittweten Herzogin Gertrud mit dem Markgrafen von Oesterreich (**Heinrich „Jasomirgott"** aus dem **Babenberger** Stamm) in des letztern Händen; allein erst als nach dessen Tod Konrads Nachfolger auch Bayern dem Welfen auf's Neue
1156. verlieh, dafür aber **Oesterreich zu einem unabhängigen Herzogthum mit großen Vorrechten erhob**, kam auf einige Zeit eine völlige Aussöhnung zwischen Hohenstaufen und Welfen zu Stande. Die Babenberger Markgrafen nahmen ihren Sitz in der alten Römerstadt **Wien**, die von da an wieder neu emporblühte. Durch diese innern Kämpfe wurde das Ansehen der deutschen Kaiser nach Außen geschwächt. Die **Slaven** im Osten, die **Burgunder** im Südwesten und die **Italiener** im Süden suchten sich dem Reichsverbande zu entziehen. In Unteritalien hatte Papst Innocenz II., als
1139. er auf einem unglücklichen Feldzug wider die Normannen in Gefangenschaft ge-

rathen war, von der mit Lothar bedungenen gemeinschaftlichen Belehnung der normannischen Besitzungen Umgang genommen und dem Herzog Roger die Königswürde verliehen. Dafür willigte Roger ein, die Lehnsherrlichkeit des Papstes über das Königreich Neapel und Sicilien anzuerkennen.

Guelfen und Ghibellinen. Die Benennung Guelfen und Ghibellinen (von Waiblingen, dem Stammschlosse der Hohenstaufen im Remsthale) bezeichnete anfangs blos die Anhänger der beiden hadernden Familien. Aber während des Kampfes der hohenstaufischen Kaiser mit dem Oberhaupt der Kirche bekamen diese Parteinamen in Italien eine weitere Bedeutung, indem man unter Ghibellinen die Anhänger der kaiserlichen Macht und der Oberhoheit des Reichs über die Einzelstaaten, unter Guelfen die Verfechter der politischen Autonomie und Unabhängigkeit der Herrschaften und republikanischen Gemeinwesen begriff. Während also jene den Kaiser (das weltliche Oberhaupt) als Schutzherrn der italienischen Staaten und Gemeinwesen, dem die zeitliche Herrschaft und das Schwert zustehe, anerkannten und dem Papste nur die oberste Leitung der religiösen und kirchlichen Dinge zugestanden, strebten die Guelfen mehr nach einer selbständigen Stellung und freien Entwickelung ihrer staatlichen Ordnungen, wobei sie dem kirchlichen Oberhaupte einen Ehrenrang zutheilten. Diese durch ganz Italien verbreiteten Parteien führten die leidenschaftlichsten Kämpfe wider einander und vergossen Ströme von Blut.

*) Das Haus der Hohenstaufen:

Kaiser Heinrich IV.

Agnes ⁀ Friedrich von Schwaben.

Friedrich, Herz. v. Schwaben. — Konrad III.

Friedrich Barbarossa. — Friedrich v. Rothenburg.

Heinrich VI. — Philipp v. Schwaben.

Friedrich II.

1) Heinrich. 2) Konrad IV. 3) Margaretha. 4) Enzio. 5) Manfred.

Konradin. — Gem. Albrechts (des Unartigen) v. Thüringen. — Constantia, verm. mit Peter III. v. Aragonien.

Friedrich mit der gebissenen Wange. — Diezmann. — Friedrich v. Sicilien.

§. 381. Bald nachher weckte die Kunde von dem Fall von Edessa und die Bußpredigten des heil. Bernhard auch unter den Deutschen Begeisterung für die Kreuzzüge, Glaubenshaß und Bekehrungseifer. Während aber die Schwaben, Franken, Bayern und Lothringer, nach einer erneuerten Judenverfolgung in den rheinischen Städten, dem Könige nach Asien folgten, richteten die Sachsen und andere Bewohner Norddeutschlands ihr Schwert gegen die heidnischen Wenden an den Küstenländern der Ostsee. Die unter den Ottonen nothdürftig zum Christenthum bekehrten slavischen Völkerschaften in Mecklenburg, Pommern, Holstein u. a. O. waren unter den fränkischen Kaisern von der Lehre des Evangeliums wieder abgefallen, hatten die Kirchen verbrannt, die Priester auf den Altären ihrer alten Götter geopfert und mit den Bekennern jede Spur des Christenthums vertilgt. Von Neuem beteten die wendischen Völker zu ihren Götzen und trugen wieder alles erbeutete Gold und Silber in den Tempel ihres Hauptgottes Swantewit auf Rügen (§. 299). Von Holstein bis Danzig gründeten sie eine Menge slavischer Staaten, die alle den Tempel zu Arkona auf Rügen als Mittelpunkt ihres Cultus an-

sahen und die christlichen Länder und Städte, besonders Lübeck, mit Raub und Verwüstung heimsuchten. Da rückten viele christliche Fürsten unter der An-
1147. führung des jungen Heinrich des Löwen, Albrechts von Brandenburg, Konrads von Wettin, Markgrafen von Meißen, u. A. m. mit einem stattlichen Heer gegen die räuberischen Horden; allein die Uneinigkeit der Führer, die Unzugänglichkeit der Gegend und die festen Wälle von Demmin und Stettin hinderten glänzende Erfolge. Die unbestimmte Zusage, das Christenthum annehmen zu wollen, und die Herausgabe der Gefangenen waren die einzigen Friedensbedingungen. Die Missionspredigten des frommen Mönchs Vizelin hatten einige Zeit nachher bessern Erfolg als die Waffen der sächsischen Krieger, so daß, als
1168. zwei Jahrzehnte später Heinrich der Löwe die Heidenfeste Arkona in Flammen aufgehen ließ, das Christenthum in Kurzem die herrschende Religion des Lan-
1147. des wurde. — Glücklicher war die Unternehmung einiger Schaaren Westfalen, Friesen und Niederländer, die in Verbindung mit britischen Kreuzrittern zur See nach Palästina ziehen wollten, sich aber unterwegs bereden ließen, dem Grafen Alfons, Sohn Heinrichs von Burgund (§. 312), bei Eroberung Portugals behülflich zu sein. Beutebeladen kehrten sie von Lissabon in die Heimath zurück. — Konrads einflußreicher Rathgeber und Geschäftsführer war der gelehrte und stolze Abt Wibald von Corvey, den der Kaiser zum Reichsverweser einsetzte, als er den Kreuzzug antrat.

§. 382. Der zweite Kreuzzug (1147—1149). Das Königreich Jerusalem hatte harte Kämpfe wider die Saracenen in Aegypten und an der Ostgrenze (Mosul) zu bestehen und vermochte sich nur durch fortwährende Unterstützungen aus dem Abendlande zu erhalten. Da aber einige Züge verunglückten, indem die Theilnehmer im Innern von Asien entweder verschmachteten oder durch das Schwert der Feinde aufgerieben wurden, und die Zahl der wallfahrenden Ritter im Allgemeinen abnahm, so ward die Lage des christlichen Reichs in Palästina von Tag zu Tag bedenklicher. Umsonst forderte der Papst zu neuer Hülfe auf; — erst als der Atabeke (Reichsstatthalter) Emadeddin Zenki die östlichen Besitzungen der Franken in seine Gewalt brachte und nach seiner Ermordung sein Sohn Nureddin, der tapfere und kluge Beherrscher von Mosul, nach Unterwerfung der kleinen seldschukkischen Reiche am
1146. Euphrat und Tigris Edessa eroberte und zerstörte, die christliche Bevölkerung mit der Schärfe des Schwertes schlug und dann drohend an die Grenzen des Königreichs Jerusalem rückte, gelang es dem heil. Bernhard, Abt von Clairvaux in Burgundien, den schlummernden Religionseifer wieder zu wecken. Das Ansehen dieses Mannes, dessen Enthaltsamkeit und Ertödtung aller sinnlichen Begierden durch Kasteiung und Selbstpeinigung aus seinem abgehärmten geisterhaften Körper ersichtlich war, hatte solches Gewicht, daß Ludwig VII. von Frankreich, der während einer Fehde die Kirche zu Vitry in Brand gesetzt und dadurch mehr als tausend Menschen dem Flammentode preisgegeben, in der Seelenangst über den Frevel mit der heiligen Oriflamme auszog, und selbst Konrad III. ihm nicht zu widerstehen wagte, als er ihn im Dome zu Speyer in einer feurigen Rede ansprach. Konrad nahm das Kreuz, zog mit einem stattlichen Heer durch Ungarn nach Constantinopel (dessen Kaiser Manuel mit ihm verschwägert war) und erreichte nach mancherlei Streitigkeiten mit den

treulosen, von Mißtrauen und Hoffahrt erfüllten Byzantinern die asiatische Küste. Als aber die Kreuzfahrer den Landweg über Ikonium einschlugen, 1147.
wurden sie durch türkische Wegweiser in wüste Berggegenden geführt, wo sie zuerst aus Mangel an Mundvorrath den bittersten Hunger litten, und dann am dritten Tag plötzlich die Höhen ringsum mit Türkenschaaren überdeckt sahen. Von Hunger und Durst verzehrt, von den Pfeilen der Feinde verfolgt, wandten sich die Deutschen zum Rückzug. Ohne Mittel, dem von zwei Seiten drohenden Tod zu entgehen, sanken sie zu Tausenden dahin, verschmachtet oder von den Geschossen der Türken durchbohrt. Von dem schönen Heer rettete sich kaum der zehnte Theil mit Konrad nach Constantinopel. Nicht viel besser erging es einer zweiten Abtheilung, welche des Königs Halbbruder, Bischof Otto von Freising, auf einem andern Weg in das syrische Land führte. Auch sie gingen durch griechische Falschheit und türkische Waffen bis auf ein kleines Häuflein zu Grunde. Gewarnt durch diesen Ausgang, schlug Ludwig VII. den Weg längs der Meeresküste über Smyrna und Ephesus ein, aber ohne bessern Erfolg. Als das Kreuzheer nach unzähligen Leiden im schrecklichsten Zustande an der Küste des alten Pamphylien anlangte, wurde mit den Griechen ein Abkommen getroffen, daß sie den König mit den Baronen und reicheren Rittern zu Schiff nach Antiochien bringen, die übrigen Wallbrüder zu Lande dahin geleiten und mit Lebensmitteln versorgen sollten. Diese Bedingung wurde jedoch nicht erfüllt. Nachdem die zurückgebliebenen Pilger ihre letzte Habe aufgewendet, wurden sie hülflos dem Elende preisgegeben. Die Einen erlagen dem Hunger, der Seuche, den Entbehrungen; die Andern wurden von den Türken erschlagen oder in Sklaverei verkauft. Nur Wenige retteten sich durch das Mitleid und die Großmuth der Feinde. In Jerusalem, wohin sich Ludwig und seine Begleiter über Tyrus und Ptolemais begaben, und wo zuletzt auch Konrad mit den Trümmern seines Heers anlangte, wurde ein Eroberungsplan wider Damaskus beschlossen. Aber das Vorhaben scheiterte, trotz Konrads 1148.
Heldenmuth und Tapferkeit, an dem Verrath der morgenländischen Christen und an der Festigkeit der Stadt, so daß das ganze Unternehmen erfolglos blieb und die Lage der Franken im heiligen Lande immer schlimmer wurde. Bald fiel auch Damaskus, der reizende Herrschersitz eines noch unabhängigen mohammedanischen Häuptlings, in die Gewalt des eben so gerechten als tapfern Nureddin, der somit die Grenzen des christlichen Königreichs immer näher bedrohte. Wie hätte das durch die Uneinigkeit der Ordensritter und die trotzige Ungebundenheit der Vasallen geschwächte, von unmündigen oder schwachen Königen regierte Reich, wo der Glaubenseifer nur zu oft dem Eigennutz, der Habsucht und dem Neide wich, wo alle Laster und Leidenschaften fessellos walteten, den streitbaren, durch Fanatismus und Christenhaß zum Kampf begeisterten Mohammedanern widerstehen sollen? zumal als nach Nureddins Tode der großmüthige, tapfere und gebildete Kurdenhäuptling **Saladin** (Sala- 1174.
heddin), der Führer kriegerischer Söldnerschaaren, sich des Sultanats von Aegypten bemächtigte, dem schiitischen Schatten-Khalifat am Nil ein Ende machte und in Kurzem alle Länder von Kairo bis Aleppo unter seinem Scepter vereinigte. Bald gerieth das Königreich Jerusalem ins Gedränge. In der Schlacht bei Ramla unweit Askalon errang die Tapferkeit der Kreuz- 1178.

ritter den letzten ruhmvollen Sieg über den mächtigen Feind, wodurch der Fall der christlichen Herrschaft noch auf einige Jahre verzögert ward. Saladin gewährte eine Waffenruhe; als diese aber von einem christlichen Ritter im Hebronthale verletzt wurde, dem treulosen Abenteurer Rainald von Chatillon, der mit frecher Gewalt eine durchziehende Caravane überfiel und beraubte, da rückte
5. Juli 1187. der Sultan mit Heeresmacht ins Feld. Die Schlacht von Hittin am lieblichen See Genezareth unweit der Stadt Tiberias entschied wider die durch Zwietracht und Verrätherei geschwächten Christen; denn „ihr Gott war von ihnen gewichen". König Guido und viele seiner Edlen geriethen nach dem tapfersten Kampfe in Gefangenschaft; die Templer wurden niedergestoßen, Rainald von des Sultans eigner Hand getödtet; Joppe, Sidon, Akkon
3. Octbr. 1187. und andere Städte fielen in die Hände des Siegers; endlich erlag auch Jerusalem. Die Kreuze wurden niedergerissen, die christlichen Symbole und Geräthschaften zerstört, aber die Bewohner mit Milde behandelt. Gegen ein mäßiges Lösegeld, das den Aermern später noch erlassen ward, wurde ihnen die Auswanderung gestattet. Saladin, an Tugenden seinen christlichen Gegnern weit überlegen, befleckte seinen Sieg durch keine Grausamkeit. Nur Tyrus wurde durch den Heldenmuth des ritterlichen Konrad von Montferrat gerettet und bildete mit Tripolis und Antiochien den Rest der christlichen Besitzungen im syrischen Lande.

B) Friedrich I. Barbarossa (1152–1190).

16. Febr. 1152. §. 383. Wenige Jahre nach seiner Rückkehr starb Konrad III., ein tapferer, frommer und einsichtsvoller Mann. Mit Zurücksetzung eines minderjährigen Sohnes hatte er selbst in edler Sorgfalt für des Reiches Wohlfahrt die Aufmerksamkeit der Fürsten auf seinen tapfern, hochsinnigen, kraftvollen Neffen Friedrich, Herzog von Schwaben, gelenkt, der für die Blume der Ritterschaft galt und dessen hervorragende Eigenschaften er auf dem Kreuzzug kennen gelernt. Der einunddreißigjährige Mann von mittlerer Größe und wohlgebauter Gestalt, dessen hellblondes Haar und röthlicher Bart ihm bei den dunkelfarbigen Italienern den Beinamen „Barbarossa" erwarb, vereinigte äußere und innere Vorzüge. Mit kriegerischem Muthe verband er Freigebigkeit und Gerechtigkeit, Verstand, Beredsamkeit und Liebe für Wissenschaften und Künste. Sein Streben ging dahin, der Kaisermacht wieder das Ansehen zu verleihen, das sie unter den sächsischen und fränkischen Kaisern besessen. Um aber in diesem Streben nicht durch einen mächtigen Gegner behindert zu werden,
1156. gab er, wie erwähnt, Heinrich dem Löwen Bayern zurück und erhob Oesterreich zu einem selbständigen Herzogthum mit dem Rechte dynastischer Erbfolge (§. 380). Dann bändigte er den Trotz der deutschen Reichsfürsten und steuerte ihrem Fehde- und Raubwesen, zwang die Beherrscher von Polen und Böhmen zum Lehnseid und zur Anerkennung der kaiserlichen Hoheitsrechte, stellte sein Ansehen in Burgundien her, nachdem er die Großen auf einem Reichstag zu Besançon zur Huldigung gebracht und sich mit Beatrix, der jugendlich schönen Erbin der burgundischen Freigrafschaft, in zweiter Ehe vermählt hatte, und befestigte seine Regierung durch Ertheilung erledigter Fürstenthümer an seine Söhne und Verwandten. So verlieh er die Pfalz-

grafschaft bei Rhein, die früher ein Bestandtheil des Herzogthums **Franken** gewesen, seinem Halbbruder **Konrad**, dem Gründer von **Heidelberg** (1155). Der Herrschergeist des gewaltigen Mannes, der Strenge mit Großmuth und Gerechtigkeit verband, erweckte allenthalben Ehrfurcht und Gehorsam. Unerbittlich ließ er die alte Strafe, wonach die **Störer des Landfriedens** zur Schmach einen Hund über die Gemarkung tragen mußten, an Hoch und Niedrig vollziehen.

Die Pfalz bei Rhein. In den Gegenden am Neckar und Mittelrhein, wo die ursprüngliche allemannische Bevölkerung mit fränkischen und sächsischen Ansiedlern vermischt worden, waren unter den letzten Karolingern die **Pfalzgrafen**, denen wie den Sendboten die oberste Richtermacht und die Verwaltung der königlichen Einkünfte und Kammergüter zustand, zu hohem Ansehen gelangt, das sie auch unter den sächsischen Kaisern zu behaupten verstanden. Das Land, das davon den Namen **Pfalz** erhielt, bildete in der Folge den schönsten Bestandtheil des Herzogthums **Rheinfranken**, und als mit Konrad II. die salisch-fränkischen Herzöge den Kaiserthron bestiegen, wurde das **Pfälzer-Land**, das man als die Zierde des Reichs betrachtete, ihr Lieblingssitz. Heinrich IV. und V. weilten hier mit Vorliebe, sowohl in den Tagen des Glücks, als der Trübsal. Als nach dem Erlöschen dieses kräftigen Herrschergeschlechts die salischen Stammgüter und endlich auch die Kaiserwürde auf deren Verwandte, die **Hohenstaufen**, übergingen, verlieh **Friedrich Barbarossa** das wichtige Pfalzgrafenamt seinem Halbbruder **Konrad**. Dieser nahm seinen Wohnsitz auf dem Jettenbühel, legte in dem reizenden Neckarthale, wo bisher nur zerstreute Fischerhütten um eine alte Capelle der heiligen Jungfrau gestanden, den Grund zur Stadt **Heidelberg** 1155. und suchte durch Kraft und Klugheit das Erbe der Salier, von dem Vieles an die Bisthümer Mainz und Worms und andere geistliche Stifter übergegangen war, wieder zu vereinigen. Konrad starb im Jahre 1195 und wurde in dem von ihm reich beschenkten Kloster Schönau beerdigt. Er hinterließ eine Tochter, Agnes, nachdem ihm ein Sohn, Friedrich, frühe gestorben war. Diese hatte sich trotz der Bemühungen Kaiser Heinrichs VI., sie mit König Philipp II. von Frankreich zu verheirathen, dem Zuge ihres Herzens folgend, mit Heinrich dem Welfen, Heinrichs des Löwen Sohn, vermählt, der dadurch die rheinische Pfalz erhielt und sie an seinen Sohn, Heinrich den Jüngern (— 1214), vererbte. Die Verwirrung, die im deutschen Reiche durch den Thronstreit **Philipps von Schwaben** und **Otto's IV.** eintrat, war für die Gegend am Neckar und Rhein besonders unheilvoll. Als aber Friedrich II. zur Kaiserwürde gelangte, traf er eine folgenreiche Anordnung. Er verlieh nämlich die **Pfalzgrafenwürde bei Rhein Ludwig dem Ersten** aus dem den Hohenstaufen treu ergebenen Hause der **bayerischen Wittelsbacher** 1214. (§. 389) und gab dadurch dem schönen Lande ein Regentengeschlecht, das gegen sechs Jahrhunderte in Freud und Leid über dasselbe herrschte.

§. 384. Den härtesten Kampf fand Friedrichs Bestreben in **Italien**, wohin er sechs folgenreiche Heereszüge machte. Die **lombardischen Städte**, besonders das stolze **Mailand**, hatten sich allmählich von der Herrschaft der Bischöfe und Grafen freigemacht und waren zu großem Wohlstand und zu hoher Macht und Bildung gelangt. „Die bischöfliche Macht war der Kelch gewesen, welcher eine Zeit lang die Blüthe italienischen Lebens in einer Knospe zusammengehalten hatte; der Kelch verlor nun seine Kraft, er wich zurück, und es entfaltete sich dem Auge als innerer fruchterzeugender und fruchtbringender Boden der Blume das städtische Leben Italiens, und um dasselbe in reichen Blättern als Schutz und Zierde die bunte Krone der italienischen Ritterschaft". Im Gefühle ihrer Kraft und Freiheit und im Besitze einer streitbaren, von Vaterlandsliebe erfüllten Bürgermacht strebten die lombardischen Städte nach Unabhängigkeit und freier Selbstregierung in republikanischen Formen unter freigewählten Consuln und städtischen Obrigkeiten und Richtern. Sie kümmerten sich wenig um die kaiserlichen Hoheitsrechte, die längst in Vergessenheit gerathen

waren, ordneten die Angelegenheiten ihrer Communen nach eigenem Gutdünken, und die Mailänder Bürgerschaft zwang die benachbarten Edelleute und Städte zu einem Bund unter ihrer Vorherrschaft und behandelte die Schwachen, wie Lodi und Como, die sich ihren Machtgeboten nicht fügen wollten, mit Härte und Ungerechtigkeit. Dieser Geist der Widerspenstigkeit kam schon auf Friedrichs
1154. erstem Zuge, als er auf der Roncalischen Ebene (bei Piacenza) nach alter Sitte Heerschau hielt und die Fürsten und Städte Oberitaliens zur Huldigung aufforderte, zu Tage. Zwar konnte er diesmal seine Waffen noch nicht gegen das mächtige, wohl vertheidigte Mailand kehren, so viele Klagen auch gegen dasselbe laut geworden waren; doch zeigten schon jetzt seine Handlungen, daß er entschlossen sei, den republikanischen Trotz der Lombarden, der den Lehnsstaat und das geheiligte Königsrecht in Italien aufzulösen drohte, zu brechen und die alten Gerechtsame des Reichs wieder zur Geltung zu bringen. Die Zerstörung einiger kleineren Orte, insbesondere der tapfern Mailänder Bundesstadt Tortona, sollte Schrecken verbreiten und die größeren Communen für
1155. die Zukunft fügsamer machen. Um Ostern ließ er sich die lombardische Krone aufs Haupt setzen, aber nicht in der Ambrosiuskirche zu Mailand, sondern in der kaiserlich gesinnten Stadt Pavia. Bald nach der Krönungshandlung brach Friedrich gen Rom auf, wo der Einfluß des Reformpredigers **Arnold von Brescia**, dessen feurige Reden in seiner Vaterstadt wie in der ganzen Lombardei wesentlich zur Erweckung des republikanischen Sinnes beigetragen, eine tiefgehende politische Umgestaltung hervorgerufen hatte. Dieser merkwürdige Mann, ein Schüler Abälard's, erblickte in der Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt, in der Rückkehr der Kirche zu den Idealen des Urchristenthums und in der Aufrichtung freier Gemeinwesen mit römischen Magistraturen und Rechtsordnungen das Heil der Welt. Er wollte die Kirche zur apostolischen Einfachheit zurückführen und den Lehnsstaat durch die republikanischen Formen des Alterthums verdrängen. Daher eiferte er wider die irdischen Besitzthümer und die Hoffahrt und Weltlichkeit des Klerus, sprach den Bischöfen das Recht ab, zeitliche Güter und Herrschaften zu Lehn zu tragen, und erklärte die weltliche Macht des kirchlichen Oberhauptes für eine Uebertretung der heiligen Schrift. Begeistert für die entschwundenen Zustände einer großen Vergangenheit, legte er an den Staat und die Kirche seiner Zeit den Maßstab seiner idealen Gebilde und suchte eine fremdgewordene Welt in die Gegenwart zurückzuführen und eine neue christliche Gesellschaftsordnung zu gründen. Hörigkeit und Leibeigenschaft wurden als unvereinbar mit den Grundsätzen des Christenthums dargestellt. Angefeuert durch die Reden des Mönchs, kündigten die Römer dem Papste den Gehorsam auf und stellten eine republikanische Verfassung nach dem Vorbilde der Alten her; bis nach Helvetien und den Städten Süddeutschlands, wo er vor den Verfolgungen der rechtgläubigen Geistlichkeit, besonders des heil. Bernhard, Zuflucht gesucht, verbreiteten sich die Ideen von bürgerlicher und kirchlicher Freiheit, welche Arnold in den niederen Volkskreisen, in den Gemüthern der Armen und Gedrückten erweckte. Eugen III., Bernhards treuer Freund und Gesinnungsgenosse, mußte das Capitolium dem „Senat und Volk der Römer“ überlassen. Sein Nachfolger, Hadrian IV., ehemals ein Bettelknabe aus England, belegte die Stadt mit dem Interdicte, schloß den

Reformator nebst seinem Anhange von der Gemeinschaft der Gläubigen aus und entwich in die Campagna. Die hadernden Parteien wandten sich beide an Friedrich. Dieser entschied sich für die Sache des Papstes. Als er über Etrurien in das kirchliche Gebiet einrückte, kam ihm Hadrian in Sutri entgegen. Nach einigem Widerstreben bequemte sich der Hohenstaufe, dem heil. Vater die Steigbügel zu halten, so sehr auch anfangs sein stolzer Sinn sich sträubte, „die Dienste eines Stallknechts" zu verrichten. Darauf empfing er von dem Papste den Friedenskuß und das Versprechen der Kaiserkrönung. Zu dem Behuf zogen beide mit dem deutschen Heer nach der Leostadt, den gefangenen Arnold, den die Römer preisgegeben und zur Flucht gezwungen, mit sich führend. Die römische Gesandtschaft, welche mit hochtönenden Reden dem deutschen Herrscher den Eingang in die Stadt wehren wollte, bis er die Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung und andere Bedingungen beschworen hätte, strafte er mit strengen, stolzen Worten. Kaum aber war die Krönung in der Peterskirche vollbracht, so versuchten die Römer durch einen bewaffneten Ausfall die Deutschen zu vertreiben und Arnold zu befreien. Sie wurden jedoch nach einem blutigen Kampfe zurückgeschlagen, und dann der Reformprediger auf einem freien Platze am Tiberufer oder vor dem „Volksthor" den Flammen übergeben. Seiner Zeit voraneilend, starb Arnold als Märtyrer der kirchlichen und politischen Freiheit, aber sein Geist stieg wie ein Phönix aus der Asche. Er galt den nachgebornen Geschlechtern als Bannerträger der Freiheit. 18. Juni 1155.

§. 385. Ueber der Asche Arnolds hatten Kaiser und Papst, die ihre Oberherrschaft durch den Reformprediger in gleicher Weise bedroht sahen, sich die Hände zum Bund gereicht. Aber kaum war Friedrich von der Brandstätte des widerspenstigen Spoleto in die Heimath zurückgekehrt, nachdem er in den Klausen der Etsch den tückischen Nachstellungen der Veronesen glücklich entronnen und der den Weg verlegenden Räuberschaar durch die Tapferkeit seines Bannerträgers Otto von Wittelsbach (welcher mit zweihundert kühnen Rittern eine steile Felsenhöhe über der feindlichen Burg besetzte) Meister geworden, so trennten sich die beiden Häupter der Christenheit in bitterem Hader. Friedrich zürnte dem Papst, daß er sich mit den Normannen verbunden, die dann seine Aussöhnung mit dem „Senat und Volk" der Römer vermittelten, und Hadrian empfand es sehr übel, daß zwei burgundische Ritter den von Rom heimziehenden Erzbischof von Lund ausplünderten und einkerkerten, ohne deshalb von dem Kaiser Strafe zu erleiden. Auf dem Fürstentag zu Besançon, wo die burgundischen Großen sich in Ehrfurcht und Dienstbeflissenheit dem Herrscherthron des kraftvollen Gebieters nahten, trat der Zwiespalt und die Verstimmung offen zu Tage. Der päpstliche Legat Roland, der seine Herkunft von dem Grafengeschlecht der Bandinelli herleitete, verlas ein Schreiben, worin sich der heilige Vater über Friedrichs Undank beschwerte, da er ihm doch so große „Beneficien" ertheilt habe, ein Ausdruck, der in der Sprache des Mittelalters die Bedeutung von „Lehen" angenommen hatte. Das doppelsinnige Wort, wodurch Hadrian andeuten zu wollen schien, daß er die Kaiserkrone als päpstliches Lehen, den Kaiser als seinen Vasallen betrachte, erzeugte eine allgemeine Entrüstung, insbesondere als der Legat durch die Frage „von wem hat denn der Kaiser die Krone, wenn nicht vom Papst?" diese Auffassung bestätigte. Nur mit Mühe entging der Cardinal der Todesgefahr, womit ihn der jähzornige Otto von Wittelsbach bedrohte. Ein Oct. 1157.

heftiger Streit entbrannte; wie einst Gregor VII., suchte Hadrian die geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands für seine Sache zu gewinnen. Aber die Zeiten waren anders geworden. Der deutsche Klerus und Adel hielt zum Kaiser. Es tauchte die Idee einer deutschen Kirche auf, die unabhängig von Rom den Erzbischof von Trier als Oberhaupt aufstellen sollte. Des Kaisers Kanzler, der geistvolle und energische Rainald von Dassel, nachmals Erzbischof von Köln, war ein eifriger Förderer des Planes. Da lenkte Hadrian ein; eine neue Gesandtschaft überbrachte dem Kaiser ein Entschuldigungsschreiben, worin der Papst erklärte, daß er das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung, nicht in dem Sinne von „Lehen" verstanden habe. — Und nicht blos Rom und der apostolische Stuhl zeigten dem Kaiser einen feindseligen Sinn, auch die Mailänder und ihre Bundesstädte beharrten in ihrer republikanischen Selbständigkeit und gaben durch manche Handlungen kund, daß sie nicht gewillt seien, die deutsche Oberherrlichkeit anzuerkennen. Tortona wurde wieder aufgebaut, Pavia gezwungen, einen Stadtvorsteher von Mailand anzunehmen und Geißeln zu stellen, die kaiserlich gesinnte Stadt Lodi zerstört. Mailand und andere Communen, wie Brescia, Piacenza, Crema, betrachteten die Freunde des Kaisers als ihre Feinde. Diese Kundgebungen bildeten einen grellen Gegensatz zu den Beweisen von Ehrfurcht und Ergebenheit, die dem mächtigen Herrscher von allen Königen und Fürsten des Auslandes entgegengebracht wurden, zu den Beweisen von Gehorsam und Unterwürfigkeit, die sein starkes Regiment im Innern erzeugte. Die schonungslose Bestrafung der Ruhestörer und Wegelagerer, die Zerstörung der Raubburgen, die kraftvolle Durchführung des Landfriedens, die Beseitigung der unberechtigten Zölle an den Flüssen und gangbaren Verkehrsstraßen hatten dem Gesetze Achtung verschafft, den Frevelmuth niedergeworfen. Vertrauensvoll blickte der Bürger und Bauer wieder in die Zukunft und trieb seine Geschäfte mit frischem Muth. Das Recht hatte einen starken Schirmer, eine feste Stütze gewonnen. Nur die städtischen Gemeinwesen Italiens fügten sich nicht der kaiserlichen Oberhoheit. Darum beschloß Friedrich eine neue Heerfahrt über die Alpen. Das Reich Karls des Großen wieder aufzurichten, das republikanische Selbstregiment der lombardischen Communen zu unterdrücken, das erloschene oder vergessene Kaiserrecht herzustellen, die gelockerten Bande des Lehnsstaates und der Feudalherrschaft wieder fester zu knüpfen, war nunmehr sein eifrigstes Bestreben. Das freie Staatsleben mit städtischer Bürgerwehr, mit eigener Gerichtsbarkeit, mit freigewählten, unabhängigen Consuln erschien dem in monarchischen und feudalen Vorstellungen sich bewegenden Kaiser als Abfall von aller gesetzlichen Ordnung. In diesen Ideen wurde er bestärkt durch das neuerwachte Studium des römischen Rechts, das in Bologna und Padua mit jugendlicher Begeisterung gelehrt ward. Auf der Anschauung fußend, daß der römische Kaiser deutscher Nation der gleichberechtigte Nachfolger Constantins und Justinians sei, führten die Juristen seine Befugnisse auf das altrömische Imperatorenrecht zurück und legten ihm die unbedingte Herrschaft in allen Gebieten des öffentlichen Lebens bei. Danach stand dem Kaiser das Recht zu, alle Würden und Aemter zu übertragen, von den Reichsangehörigen Heeresfolge und Lieferung der Nahrungsmittel für Mannschaft und Pferde zu verlangen, über die Stadtgemeinden kaiserliche Oberbehörden (Podesta) einzusetzen, alle Regalien, als Münze, Zölle,

Wege- und Brückengelder, Fischereien, Salzquellen, Bergwerke u. A., in Nutzung und Verwaltung zu nehmen oder nach Gutdünken auszugeben. Die italienischen Städte betrachteten diese Hoheitsrechte als tyrannische Eingriffe in ihre Freiheit und waren entschlossen, sie mit allen Kräften zu bekämpfen. Zwei Principien, der monarchische Lehnsstaat Karls des Großen, den sich Friedrich zum Vorbild gewählt, und die freie republikanische Selbstregierung, wie Mailand sie anstrebte, stießen hart aufeinander, als um Pfingsten das kaiserliche Heer in Oberitalien 1158. erschien. Die Belagerung des mit der Acht belegten Mailand war die erste große Waffenthat. Von allen Seiten eingeschlossen und durch Hunger bedrängt, sah sich die Stadt bald zu einem Vertrag genöthigt, in welchem sie dem Kaiser 8. Sept. Treue und Gehorsam versprach. Nun wurde auf der Roncalischen Ebene Novbr. ein großer Reichstag abgehalten, wo die gegenseitigen Rechte und Pflichten zum Austrag kommen sollten. Hier wurden nun dem römischen Kaiser durch die Thätigkeit der Rechtsgelehrten alle im Justinianeischen Gesetzbuch begründeten Hoheitsrechte oder Regalien zugesprochen und eine Staatsordnung aufgestellt, in welcher die Freiheit und Selbstbestimmung der städtischen Gemeinwesen keinen Raum und keine Berechtigung fand. Kaiserliche Landvögte sollten in Zukunft die städtische Verwaltung und Rechtspflege überwachen, die Gemeindebeamten einsetzen oder bestätigen, die Erhebung der Regalien betreiben. Erschreckt durch die kaiserliche Uebermacht, die durch den Anschluß des Adels und der zahlreichen Gegner der Mailänder noch verstärkt worden war, fügten sich die meisten Städte dem Reichsbeschluß, entrichteten die Abgaben und gehorchten den Vögten. Nur der Papst und einige Communen, vor Allen Mailand und seine Bundesstadt Crema, widersetzten sich der Ausführung. Gegen diese richtete sich daher der Winter ganze Zorn des deutschen Herrschers. Crema wurde belagert, die Bürgerschaft 1159—1160. nach dem heldenmüthigsten Vertheidigungskampfe zum Abzug gezwungen, die Stadt niedergerissen. Nun zog Friedrich gegen das mit der Acht belegte Mailand, das die kaiserlichen Bevollmächtigten vertrieben hatte und durch seine energische Kriegsrüstung den Beweis gab, daß es sich der Ausführung der Roncalischen Beschlüsse mit aller Macht zu widersetzen gedächte. Zugleich trat er in einen folgenschweren Kampf gegen die kirchliche Hierarchie ein. Hadrian IV. war am 1. September in Anagni aus dem Leben geschieden. Bei der neuen Papst- 1159. wahl gingen die Parteien auseinander, indem ein Theil der Cardinäle den Führer der kaiserlichen Partei in Rom Octavian wählte, die übrigen den erwähnten Roland, der einst als päpstlicher Legat auf dem Reichstag zu Besançon durch sein anmaßendes Betragen Aergerniß gegeben. Jener nannte sich Victor IV., dieser Alexander III.; jeder von beiden behauptete, er sei der rechtmäßig gewählte Papst, und belegte den andern mit dem Banne. Der Kaiser ordnete in Pavia eine Kirchenversammlung an, die sich für Victor aussprach; Febr. 1160. Alexander erklärte aber die Synode für ungültig, schleuderte den Kirchenbann auf Friedrichs Haupt und förderte von Frankreich aus, wo er seinen Sitz aufschlug, den Widerstand der lombardischen Städte. Abermals wurde die Christenheit durch eine Kirchenspaltung verwirrt und Italien zugleich durch den verheerenden Belagerungskrieg vor Mailand in angstvoller Aufregung erhalten. Endlich entschied sich der blutige, von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführte Krieg zu Gunsten des Kaisers. Mailand, von Hungersnoth, Krank-

März 1162. heit und Zwietracht schwer heimgesucht, mußte sich nach britthalbjähriger Belagerung auf Gnade und Ungnade ergeben. Nachdem der Fahnenwagen, das ruhmgekrönte Carroccio mit der weißen Stadtfahne über dem aufgerichteten Kreuze, und alle Feldzeichen abgeliefert waren und die Häupter der Stadt mit der gesammten Bürgerschaft, Stricke um den Hals, demüthig des Siegers Gnade angefleht hatten, wurden nach dem Ausspruche der haßerfüllten Nachbarstädte die Mauern und ein großer Theil der Häuser dem Erdboden gleichgemacht und die Einwohner gezwungen, sich in vier offenen, von einander entfernten Flecken ihres Gebiets anzusiedeln. Erschreckt durch diesen Ausgang, unterwarfen sich die übrigen lombardischen Städte, erkannten die Roncalischen Beschlüsse an und nahmen kaiserliche Obervögte (Podesta) bei sich auf. „Aber Gnade den Einen erwiesen, Schrecken auf die Andern gehäuft, konnten nicht die Herrschaft über ein Volk sichern, das nicht mehr aus Sklaven bestand. Der Druck ließ erst den Werth der Freiheit voll empfinden, und bald stimmten alle Lombarden, auch die Getreuen des Kaisers, darin überein, besser sei zu sterben, als solche Schmach länger zu tragen."

§. 386. Von den Trümmern Mailands kehrte Friedrich über Burgundien, wo er vergebens den französischen König für seinen Papst Victor IV. zu gewinnen suchte, nach Deutschland zurück. Hier bestrafte er die Stadt Mainz, wo der Juni 1160. Erzbischof Arnold von Selenhofen bei einem Volksaufstand in einem Kloster erschlagen worden war, mit dem Verluste ihrer Mauern und Freiheiten, stellte in Schwaben, wo eine blutige Fehde zwischen dem Pfalzgrafen Hugo von Tübingen und dem jüngeren Welf (VII.) den alten Familienkrieg zwischen Waiblingern und Welfen wieder zu erwecken drohte, den Landfrieden her, indem er 1165. den Pfalzgrafen nöthigte, sich dem Herzog Welf (VI.) auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen und sich der Haft zu unterziehen, die ihm dieser auflegte, und schloß einen Freundschaftsbund mit Heinrich dem Löwen, damit ihn dieser unterstütze, wenn er zu einem neuen Zug über die Alpen genöthigt würde. Zu dem Ende räumte er demselben eine Stellung ein, die von der eines Königs kaum verschieden war. Heinrich der Löwe schaltete und waltete in den Slavenländern nordwärts und ostwärts der Elbe, die er mit seinen Vasallen und Bundesgenossen zur Unterwerfung und Zinspflicht brachte, nach freiem Ermessen; er gründete Städte, unter denen das von Adolf von Schauenburg ihm abgetretene Lübeck durch seine Fürsorge und Begünstigung bald zu hoher Blüthe aufstieg, er rief fremde Ansiedler herbei, er setzte Bischöfe in den neuerrichteten Bisthümern ein (Oldenburg, Schwerin, Lübeck), er schied in dem eroberten Obotritenlande, dem heutigen Mecklenburg, eine große Zahl Rittergüter aus, die er an seine Waffengefährten vertheilte. Auch in Bayern hinterließ er dauernde Spuren einer erfolgreichen Thätigkeit. Die Anlegung einer Brücke über die Isar und einer Straße nach den Salzwerken von Hallein hatte zur Folge, daß der bis dahin unbedeutende Flecken München sich rasch zu einer namhaften Stadt entwickelte. — Unterdessen erzeugte in Italien der Druck der kaiserlichen Reichsvögte und die Eintreibung der Zölle und Abgaben große Unzufriedenheit und Aufregung. Um-Winter 1163—64. sonst nahm der Kaiser während des Winters seinen Aufenthalt in Pavia; da er die Klagen der Lombarden über die Härte und Habgier seiner Beamten nicht beachtete, so wuchs die Verstimmung und der Groll in den Gemüthern. Bald

gesellte sich zu den politischen Beschwerden noch eine religiöse Antipathie, als durch den geschäftigen Eifer Rainalds von Köln bei dem Hingange Victors IV. 20. April 1164.
in Lucca ein anderer Gegenpapst, Paschālis III., aufgestellt wurde, den der Kaiser anerkannte und dadurch die Kirchenspaltung schärfte. Nun trat Alexander III., welcher noch immer in der französischen Stadt Sens weilte, durch Geheimboten mit den Lombarden in Verbindung und füllte sie mit Haß gegen den Kaiser und mit Abscheu gegen seinen Papst Paschalis III. An manchen Orten wurden die Vögte vertrieben oder erschlagen; in Verona bildete sich ein Bund gegen die fremde Gewaltherrschaft, dem in Kurzem alle namhaften Städte des obern Italiens beitraten. Die wachsende Gährung nöthigte den Kaiser, der nur mit einem geringen Gefolge nach Italien gekommen war, zur Rückkehr nach Deutschland. Aber entschlossen, nach dem Vorbilde Karls des Großen, den er bei seiner Anwesenheit in Aachen feierlich heilig sprechen ließ, die monarchische Weihnachten 1165.
Machtherrschaft herzustellen, schritt er zu Maßregeln, welche alle seine Widersacher niederwerfen sollten. Im Bunde mit König Heinrich II. von England ließ er durch den Erzkanzler Rainald auf dem Würzburger Reichstag Pfingsten 1165.
den Beschluß fassen und von allen geistlichen und weltlichen Fürsten und Edlen und ihren Untergebenen beschwören, daß sie nie Alexander III. oder einen von seiner Partei Gewählten als kirchliches Oberhaupt anerkennen wollten, beraubte alle Anhänger desselben, in erster Linie die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, ihrer Bisthümer und rüstete zu einer neuen Heerfahrt über die Alpen. Rainald von Köln und der neuerwählte Erzbischof Christian von Mainz bildeten die Vorhut. Mit Verwunderung blickten die Italiener auf den deutschen Prälaten, der ebensowohl durch sein kriegerisches Wesen und seine Neigung für galante Abenteuer, wie durch seine Gelehrsamkeit und Sprachkunde hervorragte. „Eine Riesengestalt, liebte er einen goldenen Helm, einen eisernen Panzer und darüber einen veilchenblauen Rock zu tragen, in der gewaltigen Faust einen dreizackigen eisernen Streitkolben, womit er einst achtunddreißig edlen Lombarden in Einem Treffen die Zähne einschlug. So ritt er einher, der gewaltigste Kämpe, der je den Priesterrock getragen." Sie drangen in das Herz Italiens vor, um 1166.
dem kaiserlichen Papst Paschalis, welcher in Viterbo weilte, Beistand zu leisten gegen Alexander III., der nach dem Würzburger Reichstag aus Frankreich nach Rom aufgebrochen und von Senat und Volk mit allen Ehren empfangen worden war. Bald folgte der Kaiser selbst mit dem Hauptheer. Während er die von den Byzantinern besetzte Seestadt Ancona belagerte, machten die Römer mit ihrer ganzen Streitmacht einen Ausfall gegen Tusculum, wohin sich Rainald geworfen hatte. Auf seinen Hülferuf eilte Christian mit einer kleinen, aber tapfern Kriegsschaar herbei und brachte dem überlegenen Heer der Feinde eine solche Niederlage bei, daß viele Tausende auf der Wahlstatt blieben, und die Uebrigen sich 1167.
in wilder Flucht nach Rom retteten, die reiche Beute den Deutschen und dem Brabanzoner Söldnervolk zurücklassend. Nun rückte der Kaiser vor Rom. Im heißen Kampfe wurde das römische Bürgerheer, das sich in der Leostadt befestigt hatte, über den Tiber gedrängt, wobei die Marienkirche und mehrere hochverehrte Heiligthümer ein Raub der Flammen wurden. Paschalis zog in St. Peter ein; aber standhaft verwarf Alexander den Vorschlag, die Entscheidung über ihre Ansprüche einer neuen Wahlversammlung zu unterwerfen. Er erklärte, der

Statthalter Christi sei keinem Gericht der Erde unterthan, und als das römische Volk, das der deutschen Gäste müde war, ihn zur Nachgiebigkeit zu drängen suchte, entfloh er heimlich aus der Stadt und begab sich nach Benevent unter den Schutz der Normannen. Der Kaiser war am Ziel. Rom lag ihm zu Füßen; sein Papst saß auf dem apostolischen Stuhl; die Städte Oberitaliens gehorchten den Machtgeboten der kaiserlichen Vögte. Da wurde er durch einen unerwarteten Schlag von seiner Höhe herabgestürzt und seinen stolzen Entwürfen
1167. ein Ende mit Schrecken bereitet. Am 2. August steigerte die plötzliche Abwechselung von Gluthhitze und Regen das Sumpffieber, das gewöhnlich in dieser Jahreszeit zu herrschen pflegte, zu einer pestartigen Krankheit, welche die Blüthe der deutschen Ritterschaft, darunter die vertrautesten Freunde und Rathgeber des Kaisers, wie Rainald von Köln, wie die Bischöfe von Speier, Regensburg, Augsburg, Lüttich, Halberstadt, die Grafen von Sulzbach, Tübingen, Nassau, und viele Andere ins Grab stürzte. Haufen von Leichen trieben den Tiber hinab, andere blieben unbeerdigt liegen und füllten die Luft mit neuen Pestdünsten, der Tod hielt eine furchtbare Ernte unter Häuptern und Gliedern, 25,000 der besten Krieger wurden von dem schrecklichen Würgengel hingerafft. Auch der junge Welf war unter den Leichen, und als endlich Friedrich, wie einst der Assyrier Sanherib Jerusalem, mit Grauen das Feld der Verwüstung verließ, um die Trümmer des Heeres zu retten, erlagen noch viele auf dem Rückweg den Wirkungen der Seuche. Unter ihnen war auch der Schwabenherzog Friedrich, der schönste Ritter im Heer, eben so menschenfreundlich als tapfer. Die, welche der Wuth der Krankheit entgingen, schlichen wie Schattengestalten einher. Diesen Schlag, den die Anhänger Alexanders als göttliches Strafgericht wegen Entweihung der Heiligthümer deuteten, benutzten die Städte Oberitaliens zu ihrer Befreiung. Während der Kaiser in Etrurien und Latium weilte, hatten ihre Abgeordneten in einem entlegenen Kloster getagt, den Bund von Verona zu einem **lombardischen Städtebund** erweitert und die Wiederherstellung Mailands mit gemeinsamer Arbeit in Angriff genommen. Alle städtischen Gemeinwesen, von Mailand und Bergamo bis Verona, Padua und Mantua, von Brescia und Vicenza bis Parma, Piacenza und Modena traten dem Vereine bei und schwuren, lieber mit Ehren zu sterben, als in Schmach und Schimpf zu leben. Als nun der Kaiser von dem römischen Todesfelde nordwärts zog, fand er die Pässe der Apenninen besetzt und konnte sich nur auf Umwegen unter dem Beistande des Markgrafen Malaspina in sein getreues Pavia retten. Aber ungebeugt widerstand er den zahlreichen Gegnern. Er sammelte seine Getreuen um sich, warf den Fehdehandschuh auf die Erde und sprach über alle Städte, die
21. Sept. 1167. dem Bunde beigetreten, die Acht aus. Nur Lodi und Cremona, die mit Gewalt zum Anschluß gezwungen worden, sollten ausgenommen sein. Acht Monate trotzte er in Pavia der feindlichen Uebermacht der Lombarden; er schwächte ihre Reihen durch Ausfälle und Streifzüge; er knüpfte, um sie lässiger zu machen, täuschende Unterhandlungen an; er suchte durch Erweckung von Sonderinteressen die Glieder zu lockern. Erst als er fürchten mußte, von den Alpenpässen abgeschnitten zu
März 1168. werden, trat er den Rückzug durch Savoyen an, verfolgt von den Lombarden, deren Nachstellungen er nur mit Mühe entging. In Susa, erzählt ein Chronist, sollte der Kaiser in der Herberge überfallen und gefangen genommen werden.

Aber die Verschwörung wurde verrathen. Ein treuer Ritter, Hartmann von Siebeneichen, der dem Rothbart ähnlich sah, nahm dessen Lager ein, während der Kaiser mit seiner Gemahlin und geringem Gefolge verkleidet in der Nacht entkam. Die Lombarden ehrten jedoch, als der Betrug zu Tage kam, die Treue des Lehnsmannes und entließen ihn ungefährdet in die Heimath.

§. 387. Alessandria. Legnano. Venedig. Fast sieben Jahre weilte Friedrich in Deutschland und seiner unermüdlichen Thätigkeit gelang es, die Ordnung im Innern herzustellen und zu erhalten, das oberherrliche Ansehen in Polen und Böhmen geltend zu machen, Regiment und Verfassung so zu handhaben, daß der Ausdruck „Kaiser und Reich" als die höchste gesetzliche Autorität anerkannt ward. Dabei war er bemüht, die hohenstaufische Hausmacht zu vergrößern und Vorkehrungen zu treffen, daß die deutsche Krone seinem Geschlechte als Erbtheil verbleibe. Durch das Sterben in Rom waren mehrere schwäbische Ritterfamilien erloschen und der Kaiser benutzte die Gelegenheit, die erledigten Güter für sein Haus zu gewinnen; dem alten Welf VI., der seit dem Tode seines Sohnes sich einem leichtsinnigen, verschwenderischen Leben ergeben und in Memmingen eine Hofhaltung voll Pracht und mittelalterlicher Kurzweil hielt, lieh er die Geldsummen, deren derselbe zu seinen Jagden, Gelagen, Ritterspielen und reichen Geschenken an seine Gäste benöthigt war, und ließ sich dafür die großen Güter und Lehen, die der Welfe in Schwaben, Franken und Italien besaß, abtreten oder zusichern, ein Verfahren, das Heinrich der Löwe, der sich bereits als Erbe seines Oheims angesehen, sehr übel aufnahm. Zugleich bewirkte
er, daß sein Sohn Heinrich, damals ein Kind von fünf Jahren, auf dem Reichstag 1169.
zu Bamberg als König anerkannt und am 16. August durch den Erzbischof Philipp von Köln in Aachen gekrönt ward. Dabei behielt er jedoch auch die italienischen Angelegenheiten fest im Auge. Sein Kanzler und Reichsfeldherr, Christian von Mainz, wahrte in Etrurien und Latium die Rechte seines
Herrn und des Gegenpapstes Calixtus III., den nach Paschalis' Tod die kaiser- 1168.
liche Partei erwählt hatte. Aber auch die Lombarden machten sich die Abwesenheit des Kaisers zu Nutze. Sie erbauten mit gemeinschaftlicher Anstrengung an der Grenze des Stadtgebiets von Pavia und Montferrat, da wo die Bormida und der Tanaro ihre Wellen vereinigen, eine neue Festung, die als ein wahrer „Trutzkaiser" von Papst Alexander den Namen Alessandria erhielt und bald durch freiwillige Einwanderung 15,000 bewaffnete Bürger zählte; sie dehnten ihren Städtebund über ganz Ober- und Mittelitalien aus und knüpften sogar Verbindungen mit dem byzantinischen Hof an. Darüber gerieth jedoch Venedig in Besorgniß, so daß, als Christian von Mainz die mit Constantinopel in
Schutzverhältniß stehende Seestadt Ancona mit harter Belagerung bedrängte, 1174.
die Venetianer ihm Beistand leisteten. Doch widerstand Ancona heldenmüthig den feindlichen Waffen wie den Leiden des Hungers. Endlich zog Friedrich zum fünften Male über die Alpen, um das gefährdete Reichsansehen in Oberitalien
wieder aufzurichten. In raschem Zuge rückte er über Susa und Turin in die Herbst 1174.
Lombardei ein, in der Hoffnung, die feindliche Stadt durch einen raschen Angriff zu Fall zu bringen. Allein die ungünstige Witterung, die Schwierigkeit der Verpflegung und die Tapferkeit der Einwohner bewirkten, daß sich die Be-
lagerung in die Länge zog. Vier Wintermonate lag das kaiserliche Heer vor 1174—1175.

den Mauern von Alessandria; die Ueberfluthungen hatten die Gegend in einen weiten Sumpf verwandelt; die Stürme in der Osterwoche wurden abgeschlagen. Durch Verluste und Anstrengungen geschwächt, mußten die Deutschen abziehen, ohne die Festung erobert zu haben. Nun knüpfte Friedrich Unterhandlungen an; allein da er auf den Roncalischen Beschlüssen bestand und Alexander nicht unbedingt als rechtmäßigen Papst anerkennen wollte, kam es zu keinem Ergebniß. Doch gewann der Kaiser Zeit, neue Mannschaft aus dem Reich herbeizurufen. Aber die Truppen, die ihm Philipp von Köln, der Graf von Flandern, Erzbischof Wichmann von Magdeburg u. A. zuführten, waren nicht ausreichend, und der mächtigste Fürst, auf den er am meisten gerechnet hatte, Heinrich der Löwe, versagte ihm seinen Beistand. Mehr auf die eigene Vergrößerung, als auf Förderung der Zwecke des Hohenstaufen bedacht und auf Friedrich wegen des Vertrags mit Welf erzürnt, weigerte er sich unter allerlei Ausflüchten standhaft, dem Rufe des Kaisers zu folgen. Schon waren die Verhandlungen abgebrochen und die Lombarden standen aufs Neue kampfbereit unter den Waffen; aber Heinrich machte keine Anstalten zu einem Heerzug. Selbst die persönliche Zusammenkunft in Partenkirchen oder in Chiavenna, wo Friedrich fußfällig den Sachsenherzog um Hülfe angefleht haben soll, blieb ohne Erfolg. Grollend eilte der Kaiser nach Como, dem Sammelplatz seiner deutschen Kriegsmannen, und ließ sich dann gegen den Rath seiner Freunde mit den an Zahl weit überlegenen Lombarden in einen Kampf ein. Dadurch wurde die Nieder-
29. Mai 1176. lage der Deutschen in der Schlacht **bei Legnano** herbeigeführt. Wie eine Mauer stand das Mitteltreffen, wo die Mailänder „Schaar des Todes", die geschworen hatte, zu siegen oder zu sterben, im Viereck aufgestellt war, und die „Heilige Schaar des Carroccio" den Fahnenwagen schützte. Der Kaiser selbst, dessen Streitroß in der Hitze des Kampfes mit ihm gestürzt war, wurde etliche Tage vermißt. Nun überzeugte sich Friedrich, daß er mit seiner bisherigen Politik nicht zum Ziel kommen würde. Er entsagte dem Traum von einem Kaiserthum nach dem Vorbilde Karls des Großen, von einer Staatsordnung, worin das römische Imperatorenrecht mit den Institutionen des Feudalismus vereinigt sein sollte, und stieg auf den Boden der Wirklichkeit herab. Eine Gesandtschaft, an ihrer Spitze die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Magdeburg, begab sich zu
Oct. 1176. Alexander III. nach Anagni und schloß mit demselben eine vorläufige Uebereinkunft, kraft deren der Kaiser den Gegenpapst Calixtus aufgab, Alexander III. als rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche anerkannte und auf die kaiserliche Schutzvogtei in Rom verzichtete, der Papst dagegen die von Friedrich und den Gegenpäpsten getroffenen Besetzungen der Kirchenämter für gültig erklärte, den Frieden mit dem lombardischen Städtebund zu vermitteln versprach und den Kaiser wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufnahm. Auf Grund dieser „Verheißungs-
Mai bis August 1177. artikel" von Anagni wurde dann auf dem glänzenden Congreß von Venedig, wo zum ersten Male bürgerliche Abgeordnete, die Vertreter der lombardischen Gemeinwesen, als gleichberechtigte Theilnehmer in den Fürstenrath zugelassen wurden, ein allgemeiner Friede aufgerichtet und die Versöhnung zwischen dem geistlichen und weltlichen Oberhaupte vollzogen. Auf den Stufen der Marcuskirche empfing Alexander den Hohenstaufen, den die venetianische Jugend mit seinem Hofstaate in glänzendem Aufzug aus der Inselstadt Chioggia auf geschmückter Galeere

abgeholt hatte. Friedrich küßte dem Nachfolger des Apostelfürsten die Füße, dieser richtete ihn auf und ertheilte ihm den Friedenskuß und Segen. Nach vollbrachtem Hochamte verließen sie die Kirche, und nun sah man den stolzen Herrscher neben dem Zelter des Kirchenfürsten, den Steigbügel in der Hand, durch die dichtgedrängten Reihen des Volkes einherschreiten. Mit dem lombardischen Städtebund schloß der Kaiser zunächst nur einen sechsjährigen Waffenstillstand auf Grund der bestehenden Verhältnisse, die schließliche Ordnung einem weiteren Abkommen überweisend. Dieses wurde dann auf dem Reichstag zu Juni 1183.
Konstanz getroffen, auf welchem die Hoheitsrechte (Regalien) des Reichs innerhalb bestimmter Begrenzungen festgestellt, der rechtliche Bestand des Bundes und die Selbständigkeit der Stadtgemeinden in Verwaltung und Gerichtsbarkeit, so wie die Befugniß, Mannschaft auszuheben und Festungswerke anzulegen, anerkannt und alle vergangenen Beleidigungen durch eine allgemeine Amnestie ausgeglichen oder der Vergessenheit übergeben wurden. In wichtigen Fällen der Strafgerichtsbarkeit sollte die letzte Entscheidung bei dem Kaiser oder seinem Stellvertreter ruhen, und auf den Italienerzügen die übliche Beisteuer (Fodrum) nebst dem freiwilligen Geschenk von den Städten dem kaiserlichen Heer gereicht und für einen genügenden Markt gesorgt werden. — Wie im Triumphzug kehrte Alexander III. von dem Congreß in seine Hauptstadt zurück. Der Gegenpapst Calixtus kniete in Tusculum vor ihm nieder und huldigte ihm als dem rechtmäßigen Oberhaupte. Und Alexander dachte großmüthig genug, den verlassenen Greis nicht vollends zu Boden zu werfen. Er verzieh ihm und gab ihm eine ehrenvolle Versorgung. Vier Jahre nachher starb der dritte Alexander im 30. August 1181.
neuen Unfrieden mit den Römern, aber bei der Nachwelt als großer und milder Herrscher verehrt.

§. 388. Als die Kunde von Friedrichs Aussöhnung mit Alexander III. nach Deutschland kam, erschrak Heinrich der Löwe sehr. Er hatte, wie erwähnt, seine Herrschaft über die slavischen Volksstämme in Pommern und Mecklenburg ausgedehnt und seine Besitzungen zu einem Königreich erweitert, das durch Herbeiziehung fremder Colonisten, durch Handel und Gewerbfleiß, durch Anlegung von Städten und Bisthümern in Kurzem zu hoher Blüthe aufstieg. Aber seine Herrschsucht und Gewaltthätigkeit gegen Fürsten und Prälaten waren nicht minder bekannt als seine kriegerischen Großthaten, so daß der eherne Löwe, den er vor der Burg seiner Residenzstadt Braunschweig aufgepflanzt hatte, eben sowohl als Sinnbild seiner Raubsucht und Tyrannei, wie seiner Kraft gedeutet werden konnte. Die Klagen, die daher nach des Kaisers Rückkehr allenthalben von geistlichen und weltlichen Fürsten gegen den Herzog erhoben wurden, gaben jenem die gewünschte Veranlassung, ihn vor ein Reichsgericht zuerst nach Worms, dann nach Goslar und Magdeburg zu laden, und als der Welfe im Bewußtsein seiner Schuld und im stolzen Vertrauen auf seine Macht der wiederholten Ladung keine Folge leistete, sprach Friedrich auf dem Fürstentag zu Würz- Januar 1180.
burg die Reichsacht über ihn aus und erklärte ihn seiner beiden Herzogthümer Bayern und Sachsen und aller Reichslehen verlustig. Jenes erhielt (jedoch in vermindertem Umfang) der tapfere, den Hohenstaufen treuergebene **Otto von Wittelsbach**, Sachsen aber beschloß Friedrich in mehrere Theile zu zerlegen, damit dessen Größe nicht fortwährend die Kaisermacht bedrohe. Der Landstrich

zwischen Weser und Rhein (Westfalen) wurde dem Erzbischof Philipp von Köln mit der weltlichen Gewalt als Fahnlehen verliehen; die Besitzungen, welche die Bisthümer Magdeburg, Bremen, Paderborn, Verden, Hildesheim dem Herzog zu Lehen gegeben hatten, zogen sie wieder an sich, das Uebrige, ein bescheidener Theil des ehemals so stolzen Sachsen, kam an Bernhard von Anhalt (Ascanien), den Sohn Albrecht des Bären, als neuen Herzog von Sachsen. Aber nur nach einem verheerenden Krieg konnte der Löwe gebändigt werden. Zwei Jahre lang widerstand er allen Feinden. Er zerstörte Goslar mit seinen ergiebigen Bergwerken und reichen Münzstätten und legte Halberstadt in Asche;
Mai 1180. er überwand bei Weißensee den Landgrafen Ludwig von Thüringen und führte ihn mit seinem Bruder Hermann und vielen Rittern in Gefangenschaft; sein Bundesgenosse Adolf von Schauenburg in Holstein und andere seiner Lehnsritter trugen in Westfalen über den Kölner Erzbischof und dessen Verbündete einen glänzenden Sieg davon und kehrten mit edlen Gefangenen und reicher Beute beladen nach Braunschweig zurück. Erst als Friedrich selbst mit Heeresmacht seine Staaten bedrohte, als seine Vasallen von ihm abfielen, als Adolf, von dem Herzog beleidigt, sich der Gegenpartei anschloß und Graf Bernhard von Ratzeburg, bisher einer seiner treuesten und unternehmendsten Anhänger, von dem argwöhnischen Mann des Verraths bezüchtigt und seiner
1181. Stadt beraubt, zu dem Hohenstaufen überging, da neigte sich der Stern des Welfen zum Niedergang. An seinem Glück verzweifelnd, floh er in einem Schifferkahn über die Elbe nach Stade und ertheilte den Lübeckern die Erlaubniß, dem Kaiser, der mit Kriegsmacht vor ihren Mauern erschien, die Thore zu öffnen, und als er dann selbst in Stade mit einer Belagerung bedroht war —
27. Nov. 1181. da demüthigte er sich vor seinem großen Gegner, that einen Fußfall in Erfurt und zog als Verbannter mit Weib und Kind auf drei Jahre nach England. Doch erhielt er für sich und seine Familie die Zusicherung seiner Erbländer Braunschweig und Lüneburg. Die Stadt Lübeck, die er nach italienischem Vorbilde neu gründete, nachdem eine Feuersbrunst den früheren unscheinbaren Ort in Asche gelegt, und mit Rechten und Freiheiten reichlich bedachte, wurde eine Pflanzstätte der Cultur und des Verkehrslebens für den ganzen Norden. „Was an menschenwürdigen Rechtsansichten und humanen Gesellschaftseinrichtungen die entferntesten Städte der Ostseeküste bewahrt haben, verdanken sie der Quelle der bürgerlichen Civilisation an der Trave, welche wiederum über Soest nach Köln, der Altfrankengemeinde, zurückführt." — Nachdem so Friedrich alle seine Feinde bezwungen, ordnete er zu Ehren seiner Söhne, des Königs Heinrich und des Schwabenherzogs Friedrich, welche die Schwertleite empfangen und in
1184. die Ritterschaft aufgenommen werden sollten, in Mainz das prachtvolle Nationalfest an, von dessen Glanz und Herrlichkeit die Dichter germanischer und romanischer Zunge noch lange zu erzählen wußten. Aus allen deutschen Gauen und aus fernen Landen strömten Ritter und Reisige und eine zahllose Volksmenge „in Schiffen und in Straßen" herbei, so daß die Stadt die Gäste nicht alle zu beherbergen vermochte und auf dem rechten Rheinufer eine zweite Stadt aus Hütten und Zelten sich erhob. Denn Friedrich war nicht blos groß im Felde, er war auch ein Freund und Beschützer der Dichtkunst und des verfeinerten Ritterwesens mit seinen Waffenspielen und seinem edlen Frauendienst; er

liebte die alten Heldenlieder und zur Erholung nach der Kriegsarbeit las er in den Jahrbüchern seines Oheims, des Bischofs Otto von Freising, die Thaten der Kaiser und bewunderte die Heldengröße Karls des Großen, den er sich zum Vorbild genommen und im Vergleich mit dem ihm seine eigenen Waffenthaten nur als Schatten vorkamen. — Glänzend lag nun die Zukunft des hohenstaufischen Hauses vor den Blicken des gewaltigen Kaisers da; fünf ritterliche Söhne umstanden ihn; und als er im August desselben Jahres zum sechsten Male über die Alpen stieg, nicht wie sonst an der Spitze zahlreicher deutscher Heerhaufen, sondern mit wenigem auserlesenem Gefolge, wie es die Geschäfte des Friedens erheischten, da thaten sich ihm die Thore der lombardischen Städte von selber auf und sein Weg nach Mailand glich einem Triumphzug; und als Zeichen des wiederhergestellten Friedens und Vertrauens erbaten sich die Bürger die Gunst, daß der Kaiser im nächsten Jahr die Vermählung seines Erstgebornen mit Constantia, der reichen Erbin des normannischen Reiches in Unteritalien und Sicilien, in ihrer Stadt feiere. Das glänzende Hochzeitfest, Januar 1186. zu dessen Verherrlichung alle lombardischen Städte und Edeln wetteiferten, schien ein unauflösliches Band zwischen Deutschland und Italien zu schlingen. Aber grollend blickte der Papst Urban III. auf den verhängnißvollen Ehebund. Er begünstigte den feindseligen Bund, den Philipp von Köln, seit dem Mainzer Fest gegen den Kaiser gereizt, mit einigen deutschen Fürsten verabredete und dem auch Heinrich der Löwe nicht fremd war, und hielt schon den Bannstrahl gezückt, als die Trauerbotschaft von dem Falle Jerusalems seinem Leben schnell Oct. 1187. ein Ende machte. Ueber dem großen Unglück in der Ferne wurden dann die kleineren Anliegen bald vergessen und der drohende Krieg am Rhein unterblieb.

§. 389. Neue Staatenbildungen in Deutschland. Die Regentenhäuser von England, Braunschweig und Hannover stammen in gerader Linie von Heinrich dem Löwen ab. Nach wiederholten Kämpfen zwischen dem zurückgekehrten Welfen und Friedrichs Nachfolger Heinrich VI., wobei jener die blühende Handelsstadt Bardewick von Grund aus zerstörte und zur abschreckenden Warnung an die Domkirche die Worte setzen ließ „des 1189. Löwen Spur", der letztere zur Vergeltung die Stadt Hannover mit ähnlichem Schicksal heimsuchte, übergab Heinrichs des Löwen Enkel Otto (das Kind) die einst durch Heirath an das welfische Haus gekommenen Erblande Braunschweig und Lüneburg dem Kaiser Friedrich II. und erhielt sie von diesem als erbliches Reichslehn mit dem Rang eines 1235. Herzogthums zurück. — Die Zersplitterung der welfischen Besitzungen entschied das Uebergewicht der Hohenstaufen und legte den Grund zu mehreren neuen Staaten: 1) Die 1) Bayern u. Pfalz. früher als Pfalzgrafen von Scheyern bekannten Wittelsbacher erhielten außer dem Herzogthum Bayern bald nachher die Rheinpfalz (§§. 383. 457), einen Bestandtheil des ehemaligen Herzogthums Franken, aus dem sich noch ferner zwischen und neben den Besitzungen der Bischöfe von Würzburg und Bamberg die Burggrafschaft Nürnberg (später Anspach und Bayreuth) herausbildete, welche zur Zeit des Interregnums an Friedrich von Zollern, den Stammvater des preußischen Königshauses, kam. 2) Die Babenberger, seit 983 Markgrafen von Oesterreich 2) Oesterreich. (§§. 340. 380), erlangten durch die Welfenfehde von den Hohenstaufen den Herzogstitel und Erweiterung ihres, von Bayern nunmehr unabhängigen, Gebiets durch Hinzufügung der Steyermark. Unter Leopold VI. (der an dem dritten Kreuzzug Theil nahm) und seinem gleichnamigen Sohne erlangte das Herzogthum Oesterreich mit der alten Hauptstadt Wien seinen höchsten Glanz. Es herrschte Wohlstand und Freiheit und die heitere Dichtkunst wurde von Fürsten und Volk geübt und gepflegt. Aber bald erlosch der Stamm der Babenberger, worauf König Ottokar von Böhmen das Land an sich

brachte und noch Kärnthen damit verband. Als nämlich der letzte Babenberger Friedrich der Streitbare, der Sohn Leopolds VI., in einem Krieg gegen den König von Ungarn in der Schlacht an der Leitha im J. 1246 kinderlos gefallen war, trat in Oesterreich eine Zeit der Unordnung und Verwirrung ein, welche mehrere Fürsten, darunter auch Hermann von Baden (§. 450), der Gemahl von Friedrichs Brudertochter und Vater des unglücklichen Gefährten von Konradin (§. 412), zur Erwerbung des Landes zu nützen suchten; aber Ottokar, der sich mit einer Schwester Friedrichs des Streitbaren vermählte, dieselbe aber später verstieß, erlangte zuletzt die Oberhand und verband Oesterreich mit seinen übrigen Besitzungen im östlichen Deutschland (§. 449). 3) Das Haus Anhalt (Ascanien) stieg in Sachsen zu hoher Macht. Albrecht der Bär machte zuerst die Markgrafschaft Brandenburg, mit der Hauptstadt Salzwedel, unabhängig von den sächsischen Herzögen, erweiterte sein Gebiet durch glückliche Kriege wider die Wenden, zog flandrische und holländische Colonisten „aus den Wasserlanden" ins Land, erhob Brandenburg an der Havel zur Hauptstadt und legte den Grund zu Berlin. Ein altsächsisches Volkslied sagt von Friedrich dem Rothbart, Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bär: „Das waren drei Herren, die konnten die Welt verkehren"; aber während die beiden Andern ihre Kraft über fernen Unternehmungen verzehrten, wuchs Albrechts Gründung rasch und glänzend empor. Eine Reihe meist hochbegabter und kühn strebender Nachfolger führte das Begonnene weiter und verlieh der Markgrafschaft nicht blos einen erweiterten Umfang, sondern auch eine fast unumschränkte Macht. Der Markgraf war hier von Reichs wegen „die höchste und einzige Obrigkeit, oberster Richter, oberster Kriegsherr, Obereigenthümer von Grund und Boden". Albrechts ältester Sohn Otto erbte die Mark, sein zweiter, Bernhard, das auf die Gegend von Wittenberg und die Ebene von Lauenburg beschränkte Herzogthum Sachsen, dessen Name folglich auf Länder übertragen wurde, welche Albrecht der Bär kurz zuvor größtentheils den Wenden entrissen hatte. In der Mark Brandenburg erlosch mit dem glorreichen Markgrafen Waldemar im J. 1319 das ascanische Haus, worauf eine Zerrüttung entsetzlicher Art über das Land hereinbrach. Unter Bernhards Nachkommen wurden Anhalt, Lauenburg und Sachsen drei getrennte Staaten. 4) Die Landgrafen von Thüringen gewannen die fruchtbaren und lieblichen Lande am Thüringer Wald. Graf Ludwig mit dem Barte hatte durch Kauf und Erbschaft den ihm von Kaiser Konrad II. verliehenen Landstrich am Thüringer Wald erweitert. Sein Sohn Ludwig der Springer hatte während der unruhvollen Regierung Heinrichs IV. die Wartburg bei Eisenach erbaut, die von dem an der Herrschersitz blieb. Ludwigs Sohn gleichen Namens (1130—1140) erlangte vom Kaiser die Würde eines Landgrafen, womit die Hoheitsrechte über die benachbarten Lande und Edelleute verbunden waren. In dem Kampfe der Welfen und Ghibellinen stand Ludwig der Eiserne (1140—1172) auf Seiten des Kaisers und vergrößerte dadurch seine Macht und sein Gebiet. Unter seinem Sohne Hermann (1190—1216) war der Hof von Eisenach einer der glänzendsten. Die ausgezeichnetsten Dichter und Sänger erheiterten das Leben auf der Wartburg. Hermanns Sohn Ludwig (1216—1227) und dessen Gemahlin, die hochgefeierte Elisabeth die Heilige († 1231 zu Marburg) zeichneten sich durch Thaten christlicher Frömmigkeit aus. Mit Ludwigs gleichgesinntem Bruder Heinrich Raspe (vergl. §. 408) erlosch der landgräflich-thüringische Mannsstamm im Jahre 1247. Nach Heinrich Raspe's Tod erbte Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen von der jüngern Linie des alten Herrscherhauses Wettin den größten und reichsten Theil der Landgrafschaft Thüringen und verband denselben mit seinen Stammländern an der Elbe und Mulde (Freiberg) und mit dem neuerworbenen Pleißnerland (Altenburg, Chemnitz, Zwickau u. a. O.). Doch hatte er zuvor mit Sophie von Brabant einen blutigen Erbfolgekrieg zu bestehen, in dem Thüringen hart mitgenommen wurde, bis man sich dahin verglich, daß der Sohn der Sophia, Heinrich, Landgraf von Hessen ward (1265). Heinrich des Erlauchten Nachfolger in Thüringen war Albrecht der Unartige (§. 412. 451), dessen Sohn Friedrich der Gebissene nach einer wechselvollen Regierung das Land auf seine Nachkommen vererbte. Einer davon, Markgraf Friedrich der Streitbare, erlangte im Jahr 1423 vom Kaiser Sigismund für seine im Hussitenkrieg geleisteten Dienste (§. 475) die Sachsen-Witten-

3) Brandenburg u. Sachsen.

4) Thüringen u. Meißen.

berg'schen Lande nebst der Kurwürde und wurde dadurch einer der mächtigsten Reichsfürsten. Die Erzbischöfe von Magdeburg, Bremen und Salzburg, so wie viele Bischöfe, Markgrafen und Städte (Regensburg), wurden reichsunmittelbar. 5) Friesen und Dithmarsen. Die Friesen, ein tapferer Volksstamm von der Weser bis zur Südersee, die zur Zeit der ersten Ottonen noch Heeresfolge leisteten, lösten sich allmählich von dem Reiche, das in seiner Zerrissenheit ihnen keinen Schutz gegen die verheerenden normannischen Wikingerzüge zu leisten vermochte. Sie entzogen sich ganz dem Reichsdienste und waren nur auf die Deckung ihrer Küsten bedacht; das Regiment der königlichen Grafen unter ihnen hörte auf und eine eigenthümliche Gemeindeverfassung bildete sich aus, in der die altgermanische Freiheit auf wunderbare Weise noch einmal auflebte und sich fast unberührt von den Bewegungen des innern Deutschlands Jahrhunderte lang erhielt. In den Kämpfen mit den benachbarten Fürsten und Grafen erstarkte ihre Freiheit und Mannhaftigkeit. Mancher holländische Graf ließ sein Leben im Kampfe gegen die streitbaren Bauern. Im elften Jahrhundert schlossen sie einen allgemeinen Wehrbund, welcher, in sieben Seelande getheilt, auf den jährlichen Landtagen unter der hohen Eiche bei Aurich am Upstalsboom (Obergerichtsbaum) durch Abgeordnete gesetzgebende Gewalt übte, Krieg und Frieden bestimmte, schwierige Rechtsfälle entschied, Streitigkeiten schlichtete, vor Allem aber das allgemeine Landrecht in den sogenannten Willküren festsetzte. Jede Gemeinde hatte ihre besonderen Ordnungen und Gewohnheiten. Jahrhunderte lang behaupteten die Friesen ihre alten Rechte, ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegen äußere Anfechtungen, bis sie, durch innere Zwietracht geschwächt, im vierzehnten Jahrhundert unter die Herrschaft des Adels kamen. Der nördliche, von Eider, Elbe und Nordsee eingeschlossene, von Geesten und Marschen durchzogene Landstrich im westlichen Holstein war von dem kräftigen, in bäuerlicher Einfachheit lebenden Volke der Dithmarsen bewohnt. Sie gehörten dem sächsischen Volksstamme an, hatten aber frühe friesische Einwanderer unter sich aufgenommen; von den letztern trugen sie den Freiheitssinn und die Thatkraft in sich, von dem erstern den Sinn für Ordnung und Gesetz. Von Karl dem Großen unterworfen und zum Christenthum bekehrt, standen sie seitdem unter der Schutzherrschaft des Bischofs von Bremen, der Meldorf zum kirchlichen Hauptorte erklärte. Aber ihr Freiheitssinn widerstrebte jeder Botmäßigkeit. Des Bischofs Lehnsmann, Graf Rudolf, der die Bewohner mit hartem Zins belegte, ward 1145 erschlagen, und die adeligen Vögte, die Heinrich der Löwe daselbst einsetzte, wurden nach seinem Fall vertrieben. Im dreizehnten Jahrhundert bildeten die Dithmarsen einen Bestandtheil des großen Dänenreichs der Waldemare (§. 523); aber als die dänische Vorherrschaft durch die Schlacht von Bornhövde, wo die Tapferkeit der Dithmarsen den Ausschlag gab, gebrochen wurde, blieb die Republik dreihundert Jahre lang frei und unabhängig, wie viele Angriffe sie auch von den holsteinischen Grafen und andern Gegnern zu bestehen hatte. Der bischöfliche Vogt zu Meldorf hatte außer dem Blutbann und einigen bestimmten Einkünften keinerlei Gewalt in den Marschen. Das Volk war in eng verbundene, zum gemeinsamen Kampf und zur Blutrache verpflichtete Geschlechter (Klüfte), das Land in Gaue (Döffte) und Kirchspiele eingetheilt. Von den letztern hatte jedes größere vier, jedes kleinere zwei Vorsteher, Slüter (Schlüsselführer) genannt, die dort mit zwanzig, hier mit sechzehn Geschworenen wöchentlich auf dem Kirchhof zu Recht saßen. Blutrache war Pflicht, doch konnte Todtschlag mit Geld gesühnt werden; Unkeuschheit galt für ein Verbrechen und wurde häufig durch Ausstoßung aus dem Familienverbande (Kluft) bestraft. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde ein Oberlandesgericht eingesetzt, bestehend aus achtundvierzig Oberrichtern, an das man von den Kirchspielgerichten appelliren konnte. Die Achtundvierziger hatten ihren Sitz in Heide, das von dem an als die Hauptstadt des Landes galt. Die Edelleute wurden allmählich aus dem Lande verdrängt, die nicht weichen wollten, zu gleichem Recht mit den Bauern gesetzt und der Erzbischof genöthigt, seine Vögte aus der Bauernschaft zu wählen. Die Bauern waren freie Eigenthümer und besaßen gleiche Rechte ohne alle Feudallasten; sie übten sich nicht blos in den Waffen, sondern trugen dieselben beständig bei sich.

5) Friesen u. Dithmarsen.

Juli 1227.

§. 390. **Der dritte Kreuzzug** (1189—1192). — Die Nachricht von der Eroberung Jerusalems (§. 382) erregte im ganzen Abendlande einen gewaltigen Schrecken und weckte den eingeschlummerten Glaubenseifer. Von der Südspitze Italiens bis zu den rauhen Berghöhen Scandinaviens strömten bewaffnete Schaaren nach dem heiligen Lande. Wer zu Hause blieb, mußte in Frankreich und England eine Kreuzzugssteuer, „Saladins-Zehnten" genannt, entrichten. Es war **Friedrich Barbarossa** beschieden, seine Heldenlaufbahn zu enden, wie er sie begonnen — mit einem Kreuzzug. Sein Unternehmen fand Nachahmer in **Philipp August** II. von Frankreich und in **Richard Löwenherz** von England. Was der Kaiser im Feuer der Begeisterung erfaßt, führte er mit der besonnenen Klugheit des reifen Alters und mit der reichen Erfahrung eines wechselvollen kriegerischen Lebens aus. Nachdem er einen allgemeinen Landfrieden geboten und den aus England heimgekehrten Heinrich den
1189. Löwen, der die Theilnahme ablehnte, auf weitere drei Jahre des Reichs verwiesen, zog er mit einem wohlgerüsteten Heer in schönster Ordnung und strenger Kriegszucht über Ungarn und Thracien nach Constantinopel, züchtigte die treulosen Griechen, schreckte den weichlichen und arglistigen Kaiser **Isaak Angelos**, der nach dem Aussterben des ruhmreichen Geschlechts der **Komnenen** den Thron von Byzanz erlangt hatte, durch die Schärfe seines Schwerts, wie durch die Würde und Majestät seiner Person und schlug, nachdem das Kreuzheer den schrecklichen Weg durch Wälder und Einöden unter furchtbaren Hungerleiden und
1190. türkischen Geschossen zurückgelegt, im heißen Kampf den treulosen **Sultan von Ikonium** in der Nähe seiner Hauptstadt. Mit wunderbarer Kriegskunst, Umsicht und Tapferkeit leitete Friedrich die ganze Unternehmung und machte dadurch seinen Kreuzzug zur glänzendsten Waffenthat der Deutschen im ganzen Mittelalter. Weder die Beschwerden des Zugs durch unfruchtbare Gegenden und wasserlose Einöden in morgenländischer Sonnengluth, noch die Noth und Leiden des Heers oder die List und die Pfeile und Lanzen der Feinde vermochten seine Kraft zu lähmen, seinen Muth und seine Standhaftigkeit zu brechen. Als aber der greise Held mit jugendlicher Kühnheit zu Pferde über den reißenden
10. Juni 1190. Bergstrom **Selef** (Kalykadnus) in Cilicien setzen, oder nach andern Berichten sich in den kühlen Wellen baden wollte, rissen ihn die Wogen mit sich fort. Entseelt wurde er in der Nähe von **Seleucia** ans Land gezogen. „Ein anderer Moses hatte er sein Heer durch die Steppen und Wüsten Europa's und Asiens bis an die Grenzen des gelobten Landes geführt, da fand der fast siebenzigjährige Greis sein Grab in den Fluthen." In derselben Gegend hat einst ein anderes erlauchtes Heldenleben, der Macedonierkönig Alexander, in Todesgefahr geschwebt (§. 130). — Des Kaisers zweiter Sohn **Friedrich von Schwaben**, „die Zierde und einzige Hoffnung der deutschen Ritterschaft", führte die Kreuzritter, die nicht die Rückkehr in ihre Heimath vorzogen, über Antiochien nach Palästina zu König **Guido**, welcher mit den christlichen Rittern Syriens und mit abendländischen Kreuzfahrern bereits die von Saladin eroberte Stadt
1191. Ptolemais oder **Akkon** (Acre) belagerte, fand aber dort gleichfalls seinen Tod, nachdem er noch die Gründung des **deutschen Ordens** eingeleitet (§. 379). Die Uebrigen erlagen theils der Pest und den Mühseligkeiten des Wegs, theils dem Schwert der Feinde. Es schien, als wollten die Glieder ihr Haupt nicht

überleben. Bald nachher trafen auch die Könige von England und Frankreich, die unterwegs Messina gestürmt und geplündert hatten, mit der Blüthe ihrer Ritterschaft vor Akkon ein. Ihren gemeinschaftlichen Anstrengungen gelang die Eroberung der bedrängten Stadt, wobei Richard Löwenherz den Ruhm, den ihm 12. Juli 1191.
sein Heldenmuth und seine Tapferkeit erworben, durch Habgier, Stolz und Grausamkeit befleckte. Gewinnsüchtig schloß er die Deutschen von der Beute aus, obwohl sich Leopold von Oesterreich bei der Einnahme von Akkon hervorgethan hatte, und als derselbe später seine Dienste bei der Befestigung von Askalon weigerte, ließ er die deutsche Fahne im Lager herunterreißen und durch den Koth ziehen; da das für die gefangenen Saracenen bedungene Lösegeld nicht zur Stunde entrichtet ward, gab er Befehl, dritthalbtausend dieser Unglücklichen niederzuhauen. Richards Name war der Schrecken des Morgenlandes, und so gewaltig wirkte die Furcht vor seiner Tollkühnheit, daß er einst bei Joppe mit wenigen Rittern einen ganzen Schwarm ägyptischer Moslemen 1192.
in die Flucht schlug. Aber trotz der Tapferkeit und der Stärke seines Arms wurde Jerusalem nicht wieder erobert. Zweimal schlug Richard sein Lager bei Beitnubah, eine Tagereise von der heiligen Stadt auf, ohne einen Angriff zu wagen. Zwistigkeiten zwischen ihm und Philipp August (der aus Eifersucht und Verdruß über die ungleiche Vertheilung der Beute nach der Eroberung von Akkon heimzog und bald darauf in Richards französische Besitzungen einfiel), Uneinigkeit der Kreuzritter und Mangel an religiöser Begeisterung schwächte die Macht der Franken. Nach Abschluß eines Vertrags, wodurch der Küstenstrich von Tyrus bis Joppe und der ungestörte Besuch der heiligen Orte den Christen zugesichert ward, zog auch Richard nach Hause. Auf der Fahrt nach Palästina hatte er die reiche Insel Cypern dem Fürsten Isaak aus dem byzantinischen Kaiserhause der Komnenen entrissen, als dieser mehrere gestrandete Schiffe der englischen Flotte berauben ließ und die gefangenen Ritter in Haft hielt. Diese Insel verlieh Richard bei seiner Rückkehr dem König von Jerusalem, Guido von Lusignan, dessen Nachkommen drei Jahrhunderte im Besitz dieses Königreichs blieben. — Der tapfere Konrad von Montferrat (§. 382) starb durch die Mörder des „Alten vom Berge". Bald nach Richards Abzug sank auch der hochherzige Saladin ins Grab. Von großmüthigem 3. März 1193.
und menschenfreundlichem Charakter, hat er ein fleckenloses Leben geführt, so daß selbst christliche Schriftsteller ihn als Muster ritterlicher Tugend priesen.

Richard Löwenherz. Auf dem Heimwege wurde Richard nach mancherlei Wechselfällen an die italienische Küste verschlagen, von wo aus er seine Rückreise durch Deutschland nach England zu machten gedachte. Aber unweit Wien wurde er an einem kostbaren Ring erkannt, von dem schwerbeleidigten Leopold von Oesterreich gefangen genommen und an den deutschen Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert, der ihn nach einer dreizehnmonatlichen strengen Haft auf der Burg Trifels gegen ein schweres, durch Umlagen auf Adel und Geistlichkeit erhobenes Lösegeld freiließ. Denn Richard Löwenherz hatte die Gegner des Hohenstaufen, namentlich den Welfen Heinrich den Löwen und Tankred von Sicilien (§. 391), stets mit Rath und That unterstützt und war gerade bemüht, einen aufrührerischen Bund deutscher und italienischer Großen wider den Kaiser zu fördern. Auch an der Verwirrung des deutschen Reichs nach Heinrichs VI. Tode hatte Richard großen Antheil, indem er seinen Neffen Otto (§. 392) mit Geld und Waffen unterstützte; aber vor der Entscheidung erlag der englische König in einer Fehde in Frankreich. Am 6. April 1199.
machte der sichere Pfeil des limousinischen Ritters Bertrand de Gordon, der einen Vater

und zwei Brüder zu rächen hatte, vor den Mauern des Schlosses Chaluz seinem Leben ein Ende. Die Volkssage und die mittelalterliche Dichtung hat jene Haft und die Entdeckung von Richards Kerker durch den Sänger Blondel romantisch ausgeschmückt. Denn der vom Ruhme der Tapferkeit und Körperstärke und vom ritterlichen Glanze umstrahlte Heldenkönig war eine Lieblingsgestalt der romantischen Poesie. Seine Jugend hatte er in dem warmen Süden verlebt; dort, wo Alles sang und focht, fühlte er sich zeitlebens heimisch. Gesang und Dichtung blieb stets sein Ergötzen und mit vielen Troubadours war er befreundet.

C) Das Papstthum auf seiner Höhe und im Kampfe mit dem Kaiserthum.

Heinr. VI. 1190—1197. §. 391. **Heinrich VI.** — Friedrichs I. Sohn **Heinrich VI.** besaß wohl die Kraft, den klaren Herrschergeist und die rastlose Thätigkeit des Vaters, aber nicht den Adel der Gesinnung. Habgier, Härte und Grausamkeit schändeten seinen Charakter. „Sein hageres, farbloses, allzeit ernstes Gesicht verrieth die von immer neuen Sorgen und Entwürfen bewegte Seele." Den zarten Regungen der Minne, deren Klänge er in den Tagen seiner Jugend angestimmt, hatte sich sein Herz bald entwunden. Die Lust zu herrschen erstickte in ihm frühe alle weichen Empfindungen, wie alle Leidenschaften und Sinnengenüsse. — Um die Kaiserkrönung zu erlangen, gab Heinrich auf seinem ersten Römerzug das seinem Hause treu ergebene **Tusculum** der Rache der Römer preis, die nach
1191. Entfernung der deutschen Besatzung über die wehrlose Stadt herfielen, die Einwohner verstümmelten und tödteten und die Häuser niederbrannten. Der geringe Ueberrest der Tusculaner, meldet eine alte Erzählung, erbaute sich Laubhütten, und aus diesen entstand nach und nach eine neue Stadt, welche von den Zweigen (frasche), aus denen die ersten Wohnungen errichtet waren, den
† 1189. Namen **Frascati** erhielt. — Nach dem Tode des letzten normannischen Königs (§. 339) begab sich der Kaiser nach Unteritalien, um das Erbe seiner Gemahlin Constantia, **Neapel** und **Sicilien**, in Besitz zu nehmen. Aber die Hoffnung, im Siegeslauf die schönen Besitzungen zu erobern, ging nicht in Erfüllung. Ein unebenbürtiger Verwandter der Kaiserin, der tapfere **Tankred**, nahm mit Billigung des Papstes den Königstitel an und fand bei den normannischen Großen, die des Hohenstaufen Herrschsucht und Geldgier fürchteten, und bei der republikanisch gesinnten Bürgerschaft einiger Städte kräftige Unterstützung. Vor
1191. Neapel raffte ein pestartiges Fieber einen großen Theil des Heeres dahin, so daß die Belagerung der Stadt aufgegeben werden mußte; der Kaiser selbst wurde schwer erkrankt fortgetragen; seine Gemahlin wurde bei einem Aufruhr der treulosen Einwohner von Salerno gefangen genommen und auf einem sicilischen Schiffe nach Palermo gebracht, doch nach kurzer Zeit von dem ritterlichen Tankred in Freiheit gesetzt. Zugleich erhob im deutschen Reich der Aufruhr von Neuem sein Haupt. Heinrich der Löwe war nach Braunschweig zurückgekehrt und hatte die alten Welfenpläne wieder aufgenommen. Die Trümmer der zerstörten Handelsstadt **Bardewick** bezeichneten „des Löwen Spur" (§. 389). Die Unfälle Heinrichs in Italien füllten die Gegner mit neuen Hoffnungen. Der Welfe und seine Söhne, der Herzog von Brabant, der Markgraf Albrecht von Meißen und andere Reichsfürsten traten in eine Ver-
1192. bindung gegen den Kaiser, um die Reichsgewalt zu lockern und die Hoheit der Landesfürsten zu stärken. Ein weit verzweigter Bürgerkrieg, der sich vom

Niederrhein über Sachsen nach Böhmen erstreckte und in seinen äußersten Ausläufen die sicilische Insel erreichte, drohte das Reich zu zerreißen. König Richard Löwenherz (§. 390), mit Tankred befreundet und mit Heinrich dem Löwen verwandt, war auf dem Rückweg aus dem gelobten Lande und schien willig und bereit, dem Aufstand frische Kräfte zuzuführen. Aber thatkräftig und entschlossen begegnete der Kaiser allen Gefahren; durch die Verhaftung des englischen Königs wurde der Bund gesprengt; klug berechnete Verträge mit andern Großen erzeugten Zwietracht und Spaltung unter den Gliedern; die Zahl der Feinde schwand mehr und mehr dahin, namentlich als Heinrich der Löwe und sein Sohn sich mit dem hohenstaufischen Herrscher aussöhnten und durch Verheirathung sich verwandtschaftliche Bande knüpften. Dabei wurde der Kaiser auch vom Glück begünstigt. Denn um dieselbe Zeit, da Richard Löwenherz seine Freiheit erkaufte, starb Tankred, zum Theil aus Gram über den 1194.
frühen Hingang seines ältesten, zum Mitkönig gekrönten Sohnes, und im folgenden Jahre sank auch der alte Welfenherzog Heinrich der Löwe zu Braun- 6. August 1195.
schweig ins Grab. Tankreds Tod raubte dem zwieträchtigen normannischen Adel, der ohnedies an unheilbaren sittlichen Gebrechen litt, Halt und Mittelpunkt und hob die Zuversicht der hohenstaufischen Partei. Ein deutsches Heer, das in raschem Siegeszug Italien durchschritt, vernichtete, unterstützt von der Flotte der Genuesen und Pisaner, bei Catanea die normannische Macht und unterwarf dem Kaiser Neapel und Sicilien. Heinrichs Einzug in Syrakus und 1194.
Palermo bezeichnete den Anfang der neuen Herrschaft, die mit furchtbarer Strenge auftrat; denn Milde und Erbarmen war Heinrichs Sinne fremd, wenn es galt, den gefährlichen Gegner zu strafen und zu schrecken. Die Kerker füllten sich mit Grafen, Edlen und Bischöfen, von denen die Einen geblendet und gespießt, die Andern gehängt, verbrannt und in die Erde vergraben wurden. Den Raub trugen schwerbeladene Saumrosse auf die hohenstaufischen Burgen. Durch Schrecken wollte Heinrich Gehorsam und Zucht, Recht und Gesetz in dem tief zerrütteten Lande herstellen und „auf den Schultern der kernhaften und treuen Kriegernaturen, die er aus Deutschland mitbrachte, einen neuen Staat aufbauen". Darum erschien er dem Italiener während seiner kurzen Herrschaft „furchtbar prächtig wie blutiger Nordlichtschein". Um die Zeit, als Constanze Friedrich, geb. Dec.
ihren kaiserlichen Gemahl mit einem Knaben beschenkte, lag Unteritalien und 1194.
Sicilien demüthig zu den Füßen des hohenstaufischen Herrschers; auch in Ober- und Mittelitalien beugten sich die Fürsten und Prälaten vor seiner Macht, und selbst in Rom übte er die schutzherrlichen Rechte, wie einst die Ottonen gethan, unerschüttert durch die Drohungen und Widersprüche des Papstes. — Mit gleicher Energie verfolgte Heinrich in Deutschland, wo um dieselbe Zeit der Tod Heinrichs des Löwen den Widersachern des hohenstaufischen Hauses ihre stärkste Stütze raubte, seine Pläne zur Erweiterung und Befestigung der kaiserlichen Macht. Er zog die durch den schnellen Hingang des Markgrafen Albrecht erledigte Mark Meißen mit der reichen Stadt Leipzig und mit den ergiebigen Bergwerken von Freiberg als Reichslehn ein und ließ sie durch seine Beamten verwalten, ohne sich um den Widerspruch von Albrechts Bruder zu kümmern. Richard Löwenherz von England erkannte ihn, zum Lohne für seine Befreiung und für die ihm übertragenen südburgundischen Länder von der

untern Rhone bis an die Pyrenäen, als Oberlehnsherrn an und zahlte ihm einen jährlichen Zins. — Sodann suchte Heinrich die deutschen Fürsten für den Plan zu gewinnen, die Kaiserwürde in dem hohenstaufischen Hause erblich zu machen und das Wahlkönigthum abzuschaffen. wofür er ihnen versprach, Apulien und Sicilien mit dem Reiche zu vereinigen, dem Anrecht auf den beweglichen Nachlaß der Bischöfe (dem Spolienrecht) zu entsagen und die Erblichkeit der Lehen selbst in weiblicher Linie festzusetzen; und wenn auch das Vorhaben am Widerspruch des Papstes und des sächsischen Adels scheiterte, so bewirkte er doch, daß sein bald zweijähriger Sohn Friedrich als deutscher König ausgerufen ward. — Der größte Preis der Herrschaft aber winkte dem Kaiser im Osten. Es war Heinrichs großartigster Gedanke, „den Eifer der Kirche, den Thatendrang der Ritterschaft, die fromme Begeisterung der Masse, alle Kräfte, die seit einem Jahrhundert das Abendland in Bewegung gesetzt hatten, aber in planloser Zersplitterung vergeudet worden waren, in seiner allgewaltigen Hand zusammenzufassen" und die ganze morgenländische Welt in den Herrscherkreis des abendländischen Kaiserthums zu ziehen. Schon pochte er als Erbe der normannischen Könige an die morschen Pforten des griechischen Reichs; schon erkannten ihn die christlichen Staaten in Asien als Schutzherrn an; schon zog ein Heer deutscher Kreuzfahrer nach Unteritalien, an deren Spitze der Kaiser selbst einen Zug nach dem heiligen Lande zu unternehmen und die Pläne seiner herrschsüchtigen Seele auszuführen gedachte —
Sept. 1197. da starb er plötzlich zu Palermo in Folge einer Erkältung, die er sich auf der Jagd zugezogen, in einem Alter von zweiunddreißig Jahren, und das stolze Gebäude seiner Macht und Entwürfe sank in jähem Sturze hinter ihm zusammen.
27. Nov. 1198. Im nächsten Jahre folgte ihm seine Gattin Constantia ins Grab. Sein Hingang war der Anfang großen Jammers für das deutsche Land. Dietrich von Bern, der Held der Volkssage, sollte in den Moselgegenden auf schwarzem Geisterroß seinen Umzug gehalten haben, das bevorstehende Unglück verkündend.

§. 392. **Philipp von Schwaben und Otto IV.** Der Tod des sechsten Heinrich änderte die Lage der Dinge von Grund aus. Alle die widerstrebenden Kräfte, die des Kaisers mächtiger Wille zusammengehalten und sich dienstbar gemacht hatte, suchten jetzt wieder ihre eigenen Bahnen. Mit Heinrich starb Gerechtigkeit und Friede im Reich. Des Kaisers zweijähriger Sohn **Friedrich**, über welchen der staatskluge Papst **Innocenz III.** die Vormundschaft führte, war zwar bereits zum König gewählt worden; aber die Fürsten vergaßen schnell die beschworene Treue und stellten Geld, Vortheil und Parteiinteresse höher als Eid und Ehre. Den meisten galt die eigene Herrschaft mehr als die Einheit, Macht und Würde des Reichs und sie strebten immer offener nach Befreiung der fürstlichen Landeshoheit von der königlichen Gewalt. Erzbischof **Adolf von Köln** gab das erste Zeichen des Abfalls. Im Einvernehmen mit Richard Löwenherz von England erklärte er sich für **Otto**, den zweiten Sohn Heinrichs des Löwen, und brachte viele Großen der benachbarten Gebiete auf seine Seite. Zu gleicher Zeit trug der reiche Herzog **Berthold von Zähringen** Verlangen nach der deutschen Krone und fand einigen Anhang am Oberrhein und im Elsaß. Aber die Mehrzahl der geistlichen und weltlichen Fürsten bewahrte dem hohenstaufischen Hause die Treue; nur verlangten

sie, daß **Philipp von Schwaben**, des verstorbenen Kaisers Bruder, nicht als Vormund und Reichsverweser im Namen des unmündigen Neffen regiere, sondern die Krone selbst trage. Philipp gab ihrem Verlangen nach, worauf Berthold von Zähringen durch hohenstaufisches Geld zum Rücktritt bewogen ward (§. 395). Der Erzbischof von Köln dagegen beharrte bei seinem Widerstand und krönte **Otto IV.** in Aachen; aber feierlicher war die Königsweihe, die Philipp zwei Monate nachher in Mainz von der Hand des Erzbischofs von Trier empfing. So hatte das Reich zwei Häupter; der welfische König, ein kühner Rittersmann von trotzigem Sinn und ungebundenem Wesen gleich seinem mütterlichen Oheim Richard Löwenherz, fand Anerkennung im Norden, am Niederrhein, in Flandern und Brabant, und sein Hauptstützpunkt war die reiche und mächtige Stadt Köln; der Hohenstaufe, ein leutseliger Herr von milder Gesinnung, feiner Sitte und frommer Demuth, zählte die meisten Bischöfe und Reichsfürsten von Süd- und Mitteldeutschland zu seiner Partei, unter ihnen den Herzog Ottokar von Böhmen, der dafür den Königstitel erhielt, und Dietrich von Meißen, dem Philipp das Erbe seines Bruders Albrecht zurückgab.

12. Juli 1198.
8. Sept.

Otto IV. und Philipp.

Wie verschieden waren beide Fürsten! Otto hatte seit seinem siebenten Jahre im Ausland gelebt; ihm war das Land seiner Väter fremd geworden. An Frankreich und England knüpfte ihn die Erinnerung der Kindheit, die Hoffnung der Jugend. „Während unter Kaiser Heinrich der deutsche Name nah und fern zu nie gekanntem Glanz und Ansehen gelangte, trieb sich Otto in wilden Fehden an der Garonne und Seine herum. Statt des deutschen Gesanges, der in den Tagen seiner Regierung die höchste Vollendung erreichen sollte, klangen ihm die französischen Weisen der Troubadours in das Ohr und die feurigen Sirventen Bertrans de Born (§. 425), der jedem Frieden den Krieg erklärte. So hatte sich Otto, mehr als dem deutschen König frommen mochte, in die französische Sitte und Sprache des englisch-normannischen Adels eingelebt; und bei seinem von Natur harten, ungeschmeidigen Wesen und seinem Mangel an Selbstbeherrschung trat dieser Uebelstand nur um so schroffer und verletzender hervor. Umsonst bemühte er sich dann, durch unbeugsamen Trotz, was ihm an Kraft, durch persönliche Tapferkeit und oft an Tollkühnheit grenzenden Muth, was ihm an Ueberlegung und Staatsklugheit abging, zu ersetzen. Er hat sich nie Liebe und Zutrauen in Deutschland erwerben können. — Wie ganz anders König Philipp! Dessen milden und freundlichen Sinn wußten Alle zu rühmen. Wie er in seiner äußeren Erscheinung, in Größe und Gestalt, dem schönen Antlitz und dem blonden Haar dem Bruder nicht unähnlich war, so erinnerte auch seine Leitung der Staatsgeschäfte in manchen Stücken an den verstorbenen Kaiser; nicht unkriegerisch, suchte er doch mehr durch klug geführte Unterhandlungen als durch Gewalt der Waffen zum Ziele zu kommen." Das Leben Philipps und seiner byzantinischen Gemahlin Irene, die einst die jugendliche Braut von Tankreds früh verstorbenem Sohne gewesen war und seit ihrem Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche den Namen Maria führte, bot das schönste Bild häuslichen Glückes dar. Die Liebe zur heimischen Dichtkunst und zu den Wissenschaften vergaß Philipp auch über dem Getöse der Waffen nicht. Seine Gottesfurcht machte ihn Geistlichen und Laien werth. Unter den Leidenschaften der Parteien während eines zehnjährigen Bürgerkriegs hat er sich bei Freund und Feind einen makellosen Ruf bewahrt.

Beide Fürsten bemühten sich, das kirchliche Oberhaupt für sich zu gewinnen, um ihre Sache durch seinen schiedsrichterlichen Spruch zu stärken. Aber **Innocenz III.**, ein Mann von hohem Verstand und großen Herrschergaben, der um diese Zeit in einem Alter von sieben und dreißig Jahren den Stuhl Petri bestieg, hielt absichtlich seine Entscheidung zurück, in der richtigen Berechnung,

daß die Verwirrung des Reichs seinen ehrgeizigen Plänen förderlich sein würde. Obwohl er einsah, daß Philipp von den meisten und würdigsten Fürsten gewählt und anerkannt worden, zeigte er doch der englisch-welfischen Partei Gunst und Freundschaft, trat aber nicht gleich offen auf ihre Seite. Vielmehr benutzte er zunächst die günstigen Umstände zur Erweiterung der päpstlichen Macht in Italien.

Innocenz entriß dem kaiserlichen Statthalter **Markward** von Anweiler die Landschaften Mittelitaliens, die Heinrich VI. demselben sterbend übertragen, und zwang Adel und Städte zur Huldigung und Anerkennung seiner oberlehnsherrlichen Rechte; ebenso nöthigte er den kaiserlichen Reichsvogt von Spoleto zum Abzug und unterwarf das Herzogthum dem Stuhle Petri. Der Haß der Eingebornen gegen die Deutschen erleichterte das Streben des Kirchenfürsten. Zugleich machte Innocenz die alte Oberlehnsherrlichkeit der römischen Krone über das Normannenreich in Neapel und Sicilien, die unter Kaiser Heinrich ganz erloschen zu sein schien, wieder in ihrem vollen Umfange geltend, besonders seitdem ihm die Kaiserin-Wittwe Constanze kurz vor ihrem Tode die Vormundschaft über ihren jungen Sohn übertragen. Das alte Fürstenthum Benevent wurde schon längere Zeit von päpstlichen Rectoren oder Cardinallegaten regiert.

§. 393. **Bürgerkrieg in Deutschland und Philipps Ausgang.** Die Zurückhaltung des Papstes steigerte die Parteiwuth und Verwirrung in Deutschland. Die Waffen mußten entscheiden, und so begann ein verheerender Bürgerkrieg, während dessen Recht und Gerechtigkeit darnieder lag, Gewaltthat und Bedrückung frei waltete und eine ritterliche Anarchie aller Gesetze und Ordnung spottete. Sechzehn Klöster und 350 Pfarrkirchen wurden in einem einzigen Jahre in Asche gelegt. Nicht nur die Heere der beiden feindlichen Könige bezeichneten ihre Spuren am obern und untern Rhein, an der Mosel und im Thüringer Wald, in Sachsen und Braunschweig durch wilde Kriegsgräuel, die sie an Städten und Dörfern, an Menschen und Feldfrüchten verübten; in allen Gauen des Reichs bekämpften die Fürsten und Grafen ihre Widersacher in Burgen und Städten, und in mehreren Bisthümern, in Würzburg, Hildesheim, Mainz, führten geistliche Doppelwahlen Verwirrung, Unordnung und Spaltungen herbei. Schon vier Jahre hatte der Krieg gewüthet und der Sieg schien sich für die gerechte Sache des Hohenstaufen zu entscheiden, da trat endlich der Papst offen auf die welfische Seite und warf dadurch neuen Brennstoff in die
1201. abnehmende Flamme. Otto IV. wurde von dem heiligen Vater feierlich als König der Römer anerkannt, nachdem er eidlich gelobt, dem Stuhle Petri Gehorsam und alle schuldigen Dienste und Ehren zu erweisen und die territorialen Ansprüche, welche zur Ausbildung und Befestigung des Kirchenstaates führen sollten, zu gewährleisten; Philipp dagegen wurde als unwürdig verworfen und über ihn und alle seine ferneren Anhänger der Bannstrahl geschleudert. — Die hohenstaufische Partei ließ sich zwar durch die angedrohte Kirchenstrafe nicht zum Abfall bewegen; aber die Sache Otto's erhielt dadurch einen neuen Aufschwung; unbekümmert um des Reiches Ehre und Wohlfahrt, gestattete er seinen dänischen Bundesgenossen Kanut und Waldemar, die Städte und Küstenländer an der Ostsee an sich zu reißen (§. 523), und erkaufte sich den Beistand des Papstes und der deutschen Prälaten durch Verzichtleistung auf werthvolle kaiserliche Gerechtsame. Der Abfall des Bischofs **Konrad von Würzburg**, eines geistreichen, welterfahrenen, aber der Prachtliebe und Genußsucht ergebenen Prälaten, von dem hohenstaufischen Herrscherhause, dem er viele Verpflichtungen schuldig war, blieb

für Philipp ohne nachtheilige Folgen, da der Verrath der Treue schon im nächsten Jahre dessen Ermordung in den Straßen seiner eigenen Hauptstadt zur 1202. Folge hatte; als aber der Landgraf Hermann von Thüringen die Fahne wechselte, als Ottokar von Böhmen, um von dem Papst in seiner neuen Königswürde bestätigt und seines anstößigen Ehestreites wegen nicht gebannt zu werden, auf die welfisch-päpstliche Seite trat und viele Bischöfe aus Furcht vor dem Zorn des gewaltigen Kirchenfürsten in Rom den gebannten König verließen, da stieg Otto's Macht und Ansehen mehr und mehr und der Bürgerkrieg gestaltete sich immer furchtbarer. Aber Philipp verlor den Muth nicht; der Wankelmuth der deutschen Fürsten und die Unzufriedenheit vieler geistlichen und weltlichen Großen über Otto's barsches Wesen und des Papstes Herrschsucht verschaffte ihm bald wieder neue Anhänger. Landgraf Hermann von Thüringen und Ottokar von Böhmen wurden besiegt und zur Unterwerfung gezwungen, und selbst die ältesten Bundesgenossen Otto's, sein eigener Bruder, Pfalzgraf Heinrich, der Erzbischof Adolf von Köln und Herzog Heinrich von Brabant, traten auf die Seite des Hohenstaufen. Dafür unterzog sich Philipp einer neuen Königskrönung in Aachen durch den Erzbischof. Aber die Stadt Köln hielt treu zu Otto und dem Papste; Adolf wurde seiner Würde entsetzt und gebannt und ein neuer Prälat auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben. Nun zog sich der Kriegssturm an den Niederrhein; die Stadt Köln, seit dem Jahr 1200 mit einem gewaltigen Mauergürtel, zwölf burgartigen Thoren und fünfzig „Wichhäusern" befestigt, widerstand lange allen Angriffen; als aber Otto bei einem Ausfall von der Rückkehr abgeschnitten und zur Flucht gedrängt wurde und der neue Erzbischof in Gefangenschaft gerieth, mußte sich die Stadt er- 1206. geben, Adolf wieder als ihren Herrn anerkennen und dem hohenstaufischen Kaiser huldigen. Dafür wurde sie mit Schonung behandelt und in ihren Rechten und Freiheiten erhalten. Diese Erfolge stimmten den Papst milder gegen Philipp. Er erließ eine Bulle, worin er die traurigen Folgen der bis- 1207. herigen Spaltung schilderte: „Während die Christen sich unter einander niedermetzeln, leisten sie den Feinden der Kirche keinen Widerstand und der Hülfezug ins heilige Land hört auf; Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Glaube geht zu Grunde, die Ketzereien nehmen überhand, die Saaten werden verwüstet, es entsteht Hungersnoth und Armuth, Mord, Brand und Kirchenraub wird verübt, die Männer werden hingeschlachtet, die Wittwen beraubt, die Jungfrauen geschändet, die Armen unterdrückt, die Landstraßen gesperrt und es füllt sich, da Jeder ungestraft übel thut, das ganze Land mit Bösewichtern". Um diesem jammervollen Zustande ein Ende zu machen, schickte Innocenz hierauf zwei Cardinallegaten über die Alpen, welche von Philipp den Bannfluch wegnahmen, um die Wiederherstellung des Friedens und der Eintracht im Reich zu erleichtern. Damit war das Uebergewicht des Hohenstaufen entschieden; Otto's Hoffnung beruhte nur noch auf fremder Hülfe und heimischer Zwietracht. Und die Zwietracht, verbunden mit der allgemeinen, durch den langen Bürgerkrieg erzeugten Verwilderung, führte den Welfen rascher zum Ziel, als alle menschliche Berechnung ahnen konnte. Als Philipp auf der Altenburg zu Bamberg Hoflager hielt, drang Pfalzgraf **Otto von Wittelsbach**, ein heftiger, leidenschaftlicher Ritter aus einem den Hohenstaufen sehr befreundeten Geschlechte, in das Ge-

21. Juni 1208. mach, wo der Kaiser der Ruhe pflegte, und versetzte ihm eine Wunde, an der er wenige Minuten nachher starb. Die Gründe dieser schwarzen That sind dunkel; ob der Mörder blos aus Privatrache wegen des königlichen Uriasbriefes handelte, wie die Sage meldet, oder in Folge einer Verschwörung, ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Heinrich von Andechs und sein Bruder, Bischof Egbert von Bamberg, entflohen mit Otto und wurden auf dem Reichstag zu Frankfurt, wo die Acht über den Mörder ausgesprochen ward, als Mitschuldige von derselben Strafe betroffen und ihrer Würden und Güter beraubt, aber einige Jahre später begnadigt. Otto von Wittelsbach dagegen, der sich auf einem Hofe an der Donau versteckt hielt, wurde von den Vollstreckern der Reichsacht entdeckt, worauf der Marschall Heinrich von Kalindin
1209. dem Pfalzgrafen den Todesstreich gab. Das Haupt ward vom Rumpf getrennt und in die Donau geworfen: der Leichnam blieb unbestattet liegen, bis ihm nach sieben Jahren auf päpstliche Erlaubniß ein christliches Begräbniß im Kloster Indersdorf zu Theil ward; die alte Burg Wittelsbach wurde geschleift.

Der Cistercienserabt Arnold von Lübeck erzählt über die Veranlassung des Königsmordes Folgendes: „König Philipp hatte seine Tochter dem Pfalzgrafen Otto als einem erlauchten Manne zu vermählen beschlossen. Weil aber dieser Otto ein überaus grausamer und roher Mensch war, gab er seine Absicht wieder auf. Als der Pfalzgraf das vernahm, bemühte er sich um die Tochter Herzog Heinrichs von Polen und sprach zu König Philipp: „Herr, laßt Euch in Gnaden daran erinnern, wie ergeben ich Euch immer gewesen bin, welche Kosten ich in diesem Kriege für Euch aufgewandt habe und wie ich auch jetzt wieder mit großer Rüstung für Euch ins Feld zu ziehen bereit bin. Darum bitte ich, daß Ihr Euch nun in einem geringen Stück mir geneigt erweiset und mir Empfehlungsschreiben an den Herzog von Polen gebet, damit der gut eingeleitete Verlobungsvertrag durch Eure Vermittelung um so besser zu Ende geführt werde." „Sehr gern will ich das thun", sprach der König. Da freute sich Jener und reichte ihm einen bereits ausgefertigten Brief. Philipp hieß ihn gehen, nach einer Weile solle er wiederkommen, so werde er das Schreiben gesiegelt finden. Als aber der Pfalzgraf fort war, wurde der Brief im entgegengesetzten Sinne umgeändert und mit dem königlichen Insiegel versehen. Philipp hatte dazu aber seine guten Gründe, denn das Mädchen, das Otto zu heirathen gedachte, war mütterlicher Seits mit ihm verwandt und daher wollte es dem König nicht gefallen, daß die edle Jungfrau einen so unverständigen, grausamen und gottlosen Mann zum Gemahl bekäme. Wie nun der Pfalzgraf den Brief zurück erhielt, erweckte ein Flecken, den er darauf bemerkte, Verdacht in ihm; er wandte sich an einen seiner Vertrauten und sprach zu ihm: „Eröffne mir den Inhalt dieses Briefes." Als der den Brief durchlas, erschrak er und sprach: „Ich bitte Euch um Gotteswillen, mich nicht zur Angabe des Inhalts zu zwingen, denn ich sehe den Tod vor mir, wenn ich es thue." Da ging der Pfalzgraf mit dem Briefe zu einem Andern und setzte dem so lange zu, bis er den Inhalt des Schreibens erfuhr; über den aber kam er in solche Wuth, daß er auf nichts Anderes sann, als auf den Tod des Königs."

§. 394. **Kaiser Otto IV. und Papst Innocenz III.** Zwei Monate nach Philipps traurigem Hingang starb auf Burg Staufen seine zarte Gattin Irene. „Drüben im nahen Kloster Lorch, wo man vom grünen Hügel hinabschaut in das tannenumsäumte, wehmüthig freundliche Wiesenthal, da liegt dem Stammherrn der Hohenstaufen zur Seite „die griechische Maria" begraben, die Rose ohne Dorn, die Taube sonder Galle, wie sie einst Walther von der Vogelweide in den Tagen ihres Glückes besungen hatte". Im deutschen Reich aber nahm die Verwirrung nach Philipps Ermordung noch zu. Durch keinen Herrn und König mehr im Zaum gehalten, überließen sich Ritter und Barone, „die in Deutschland die Haupträuber zu sein pflegen", ungescheut ihrer wilden Fehdelust. Alter Hader und Haß erwachte mit frischer Heftigkeit,

ungerechtes Streben nach Machtvergrößerung entzündete neue Feindschaft. Das schlimmste Schicksal traf wie immer das schutzlose Volk auf dem Lande und in den kleineren Städten. In zügellosen Banden ergoß sich das aufgelöste Heer über das ganze Reich; in Franken, Schwaben und Elsaß herrschte wilde Unordnung und Gewaltthat; längs des Bodensees sah man die rothen Feuersäulen zum Himmel aufsteigen. Mit der äußern Noth hielt die innere Verwilderung gleichen Schritt.*) König Otto IV., dessen Anhang sich jetzt wieder mehrte, gab sich alle Mühe, die hohenstaufische Partei zu versöhnen und für sich zu gewinnen, indem er sich mit einer Tochter des ermordeten Kaisers vermählte und über die Urheber der verruchten That die strengste Reichsacht verhängte; aber die herrschende Unordnung und Gesetzlosigkeit, die bereits über zehn Jahre das unglückliche Land zerfleischt hatte, konnte nicht so schnell unterdrückt werden. Nachdem Otto auf dem Reichstag in Frankfurt von allen deutschen Fürsten als König anerkannt war und die Einheit des Reichs hergestellt 1209.
hatte, zog er über die Alpen, empfing von Papst Innocenz in Rom die Kaiserkrone und suchte dann das gesunkene Ansehen des Reichs wieder aufzurichten. Darüber zerfiel er mit dem Papste. Als nämlich der Welfenkönig, welcher durch die Uebereinkunft von Neuß und Speyer die kaiserlichen Hoheitsrechte in den Landschaften und Städten Mittelitaliens dem päpstlichen Stuhle überlassen hatte, nach erlangter Kaiserkrönung diese (geheimen) Verträge nicht beachtete, die Reichsrechte von Neuem in Anspruch nahm und sogar in Unteritalien einbrach, um auch das Königreich Sicilien wieder an das Reich zu bringen und der römischen Lehnsherrlichkeit und dem päpstlich-hohenstaufischen Lehnskönig zu entreißen, da sprach Innocenz den Bannfluch über denselben aus und schickte den jungen Friedrich, der nunmehr nach italienischem Gesetz die Jahre der Mündigkeit er- 1209.
reicht hatte und bereits von den Gegnern Otto's auf einem Fürstentag zu Nürnberg zum König gewählt worden war, nach Deutschland, um den Kampf zwischen Welfen und Ghibellinen von Neuem anzuregen. Begierig ergriff Friedrich die Gelegenheit, den hohen weltgeschichtlichen Beruf seines Hauses anzutreten und den Thatenruhm der Ahnen zu mehren, womit er an den Bildern in der Königsburg zu Palermo seine jugendliche Phantasie genährt. Nachdem er die vormundschaftliche Regierung über seinen Sohn, den einjährigen „König" Heinrich von Sicilien seiner aragonischen Gemahlin Constantia übertragen und in Rom den Segen des heil. Vaters eingeholt, fuhr er zur See nach Genua 1212.
und überstieg dann von Verona aus die Tiroler Alpen. Auf die Kunde, daß der „Pfaffenkaiser" im Anzug sei, eilte Otto von Thüringen, wo er gerade die Burg Weißensee belagerte, nach dem Süden, um demselben den Weg in das Reich zu verlegen. Aber schon war Friedrich in Konstanz mit Jubel aufgenommen worden und setzte nun seinen Zug rheinabwärts fort. Freudig schloß sich die hohenstaufische Partei an den schönen, hoffnungsvollen, in ritterlicher Kraftfülle prangenden Jüngling an, dessen Ansehen von Tag zu Tag wuchs, während Otto's Anhang sich minderte. Als dieser zuletzt als Bundesgenosse und Verwandter Johanns von England an dem Kriege dieses Königs wider Philipp August von Frankreich Theil nahm und bei **Bouvines** in Flandern eine 27. Juli
Niederlage erlitt (§. 491), wurde **Friedrich II. von Hohenstaufen bald allgemein als deutscher König anerkannt.** Nach dessen feierlicher 1214.

24. Juli 1215. Königsweihe in Aachen sah sich Otto genöthigt, auch die treue Stadt Köln, von jeher die Hauptstütze seiner Herrschaft, zu verlassen und sich nach seiner Stammburg Braunschweig zurückzuziehen, wo er noch beinahe drei Jahre vergebens die Krone gegen den mächtigen Rivalen zu behaupten sich abmühte. Verlassen von allen Fürsten, mit Ausnahme seines Bruders, des Pfalzgrafen
10. Mai 1218. Heinrich, starb er auf der Harzburg im dreiundvierzigsten Lebensjahre, ein tapferer Ritter von starker Hand und durchgreifendem Wesen, aber ohne den Gleichmuth der Seele, der in glücklichen wie in schlimmen Tagen stets das richtige Maß einhält. Seiner kräftig angelegten Natur fehlte die Zucht einer sittlichen Durchbildung. Nun empfing Friedrich von dem Pfalzgrafen Heinrich die Reichskleinodien und die Huldigung der welfischen Lande; und als im folgen-
April 1220. den Jahre der Reichstag zu Frankfurt seinen Sohn Heinrich, den Erben der sicilischen Krone, zum römischen König wählte, schien die Macht der Hohenstaufen diesseit und jenseit der Alpen fest und dauerhaft begründet. Das um diese Zeit erfolgte Aussterben des herzoglichen Hauses der Zähringer, wodurch ansehnliche Städte und Lehen an das Reich zurückfielen, setzte den hohenstaufischen Herrscher in Stand, erwiesene Dienste huldreich zu lohnen. Voll stolzer Hoffnungen kehrte nunmehr Friedrich nach Italien zurück, wo er durch Honorius III., den Nachfolger des mittlerweile verstorbenen Papstes Inno-
22. Nov. 1220. cenz III., die Kaiserkrönung erlangte.

*) Die Sonne hat den Schein verkehret,
Untreu' den Samen ausgeleeret
Allwärts über Feld und Rain.
Der Vater bei dem Kind Untreue findet,
Der Bruder seinem Bruder lüget,
Die Geistlichkeit in Kutten trüget,
Statt Gott der Menschen Herz zu weihn.
Gewalt siegt ob, des Rechtes Ansehn schwindet:
Wohlauf! hier frommt nicht müßig sein!
Walther von der Vogelweide.

§. 395. **Die Zähringer.** Das kräftige Fürstenhaus der Zähringer, dessen
Berthold d. Bärtige † 1078. Stammgüter gleich denen der Welfen und Hohenstaufen in Schwaben und unfern der Besitzungen der Habsburger lagen, leitet seinen Ursprung von Berthold dem Bärtigen, einem Zeitgenossen Kaiser Heinrichs III. und IV., ab. Der erstere hatte ihm die Anwartschaft auf die Herzogswürde in Schwaben zugesichert; da sie aber erst nach dem Tode des Kaisers in Erledigung kam, so gelang es dem Grafen Rudolf von Rheinfelden, sich durch die Kaiserin Agnes den Besitz derselben zu verschaffen; Berthold erhielt dafür die ferne Markgrafschaft Kärnthen mit Verona, ein geringer Ersatz für die höchste Würde in dem Lande, wo seine Stammgüter lagen. Diese Zurücksetzung erbitterte den Grafen Berthold gegen das fränkische Regentenhaus. Als daher Heinrich IV. mit dem Papst und den Reichsfürsten in Streit gerieth (§. 363), trat jener auf die Seite der Gegner und unterstützte denselben Rudolf von Rheinfelden (Schwaben) in seinem Streben nach der Kaiserkrone. Aber die kaiserliche Partei siegte. Schwaben wurde von Kriegsleiden schwer heimgesucht; innere Zwietracht und das Schwert der Feinde schlug in Schloß und Hütte, in Stadt und Kloster tiefe Wunden; die Brandfackel des Bürgerkrieges verödete die fruchtbaren Fluren des Breisgaus und Mittelrheins. Berthold, seiner entlegenen Lehen Kärnthen und Verona beraubt und in seinen schwäbischen Erbgütern bedroht, fiel vor
Berthold II. 1078–1111. Kummer in Geistesverwirrung, in der er starb. Sein ältester Sohn, Berthold II., erbte die Güter im Breisgau und wählte die kleine, aber feste Burg Zähringen, mit herrlicher Aussicht über die reichen Gefilde der Umgegend, zu seinem dauernden Wohnsitz.

Sein zweiter Sohn, Hermann der Heilige, dem der Vater die Markgrafschaft Verona zur Verwaltung übergeben und der durch seine dem gräflichen Geschlechte von Eberstein angehörende Gemahlin das Schloß Baden mit den Gütern und Bädern an der Oos erworben hatte, endete seine Tage in dem Kloster von Clugny (§. 398). Er ist der Stammvater der Markgrafen von Baden. Der dritte Sohn Bertholds des † 1074.
Bärtigen ward Bischof von Konstanz und war als solcher gemeinschaftlich mit seinem ältesten Bruder eifrig bedacht, dem bedrängten Oberlande den Frieden zurückzugeben und die Wunden, die der verheerende Krieg geschlagen, zu heilen. Zu diesem Zweck gab Berthold II. seine Ansprüche an die Herzogswürde von Schwaben auf, als die Hohenstaufen danach strebten und ihre Bewerbung mit den Waffen zu unterstützen bereit waren. Dafür bestätigte ihm der Kaiser den Titel eines Herzogs von Zähringen und ertheilte ihm die Reichsvogtei über den Thurgau und Zürich. Dies war der Anfang einer Würde, die sich bald über die burgundischen Lande der heutigen Schweiz erstreckte und dem Geschlechte einen großen Schauplatz wohlthätiger Wirksamkeit eröffnete. — Berthold III. gründete die Stadt Freiburg an der Dreisam nach dem Vorbilde Kölns, Berthold III. 1111—1123.
dessen blühenden Zustand er erkannte, als er nach einem unglücklichen Feldzuge mit Kaiser Heinrich V. eine Zeit lang als Gefangener daselbst geweilt hatte. Eben so erhob er den Marktflecken Villingen zu einem städtischen Gemeinwesen. Sein Bruder Konrad, Konrad 1123—1152.
der ihm in der Herzogswürde nachfolgte, vollendete das Begonnene, indem er der Freiburger Bürgerschaft durch einen Freibrief hohe Rechte verlieh und zu dem herrlichen Münster, der Zierde deutscher Baukunst, den Grund legte. Dieser Zähringer, der in allen Unternehmungen einen großartigen Sinn bewies, erhielt zuerst von Lothar das Reichsverweseramt über Burgundien, das er aber nur durch eine Reihe heftiger Kriege mit den einheimischen Fürsten zu behaupten vermochte. In dem Kampf der Waiblinger und Welfen (§. 380) schloß er sich an die letztern an und bereitete dadurch seinem Lande einen verheerenden Krieg, der noch nicht beendigt war, als er starb und sein Sohn, Berthold IV., Berthold IV. 1152—1186.
sein Nachfolger ward. Dieser, gleich groß in den Künsten des Kriegs wie des Friedens, verglich sich mit dem Hohenstaufen Friedrich Barbarossa und erhielt gegen die Zusage der Heeresfolge auf des Kaisers italienischen Feldzügen nicht nur seine Stammgüter zurück, sondern auch die burgundischen Reichslehen und die Kastvogtei über Genf, Lausanne und Sitten. Ihm verdankt die Stadt Freiburg im Uechtlande, die ganz nach dem Muster der breisgauischen eingerichtet wurde, ihre Entstehung, und in seinen Erblanden gründete er Neuenburg am Rhein und Offenburg und Haslach an der Kinzig. Sein Sohn, Berthold V., trat in des Vaters Fußstapfen. Er legte den Grund zu den Berthold V. 1186—1218.
Städten Bern, Burgdorf, Yverdon und Milden (Moudon), und behauptete sein Ansehen in den burgundischen Landen durch die Gewalt seiner Waffen und die Stärke und Festigkeit seines Charakters und Willens. Durch Sparsamkeit und guten Haushalt erwarb er sich solche Schätze, daß man ihm den Beinamen des Reichen beilegte, aber seine Sparsamkeit zog ihm den Vorwurf des Geizes und sein strenges Verfahren gegen seine Feinde den der Härte und Grausamkeit zu. Daß ihm Geld und Ruhe über Ruhm und äußere Ehre ging, ersieht man daraus, daß er sich um 11,000 Mark Silber bestimmen ließ, seine durch die Wahl mehrerer Fürsten erlangten Ansprüche auf den deutschen Kaiserthron an Philipp von Schwaben abzutreten. Freilich hätte er wenig Aussicht auf Erfolg gehabt, da schon Welfen und Hohenstaufen darüber im Kampfe lagen. — Als Berthold V. kinderlos verstarb, wurden seine Besitzungen getheilt. Die Reichslehen, 1218.
wozu die Städte in den burgundischen Landen und Offenburg an der Kinzig gehörten, fielen an den Kaiser; die Güter im Breisgau, in Schwaben und auf dem Schwarzwalde erbte die älteste, an den Grafen von Urach vermählte Schwester, indeß die Besitzungen in Helvetien an den Gemahl der jüngeren Schwester, den Grafen von Kyburg, übergingen. Egon von Urach verkaufte sein Stammschloß auf der schwäbischen Alb und siedelte nach dem Breisgau über. Durch seine Söhne theilte sich sein Geschlecht in die Grafen von Freiburg, denen die breisgauischen Länder angehörten, und die Grafen von Fürstenberg, welche die schwarzwäldischen Besitzungen mit den Städten Villingen und Haslach besaßen. Hundertundachtundvierzig Jahre blieb Freiburg bei Egons Hause.

§. 396. **Papst und Kaiser.** Die Zeit der Verwirrung im Reich während des Thronstreits zwischen Hohenstaufen und Welfen benutzte der staatskluge, mit seltenen Geisteskräften, Kenntnissen und Herrschergaben ausgerüstete
Innocenz III. 1198—1216. Papst **Innocenz** III., um das Werk Gregors VII. zu vollenden. Sein Blick war sowohl auf die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft, als auf die Erhöhung der Kirche über jede zeitliche Macht gerichtet. Er gab dem Kirchenstaat eine feste Grundlage, indem er von Otto IV. die Bestätigung aller früheren Schenkungen und die Verzichtleistung auf die kaiserlichen Lehnsrechte über Rom und die damit verbundenen Landestheile erlangte und dadurch den Stadtpräfecten, der bisher vom Kaiser eingesetzt worden war, sowie die gesammte Bürgerschaft nebst dem Senat und den Gerichtscollegien unter seine unmittelbare Herrschaft brachte. Er vereinigte die Städte von Toscana, mit Ausnahme des ghibellinischen **Pisa**, zu einem guelfischen Bund gegen den Kaiser. Er entzog den Landesfürsten allen Einfluß auf die Bischofswahlen, um den Klerus fester an den päpstlichen Stuhl zu knüpfen. Er verschaffte dem Grundsatz Geltung, **daß die Kirche über dem Staat, das geistliche Oberhaupt über dem weltlichen stehe**, daß Königs- und Fürstenmacht nur ein Ausfluß der päpstlichen sei und folglich alle Gewaltigen der Erde sich vor der höhern Autorität des Papstes beugen und denselben als obersten Lehnsherrn und Schiedsrichter anerkennen müßten. „Gleich wie Gott, der Schöpfer des Weltalls," so läßt er sich in seinen Briefen vernehmen, „zwei große Lichter am Firmament des Himmels gesetzt hat, ein größeres, daß es den Tag, und ein kleineres, daß es die Nacht beherrsche, also hat er auch am Firmament der allgemeinen Kirche zwei große Aemter eingesetzt, ein größeres, die Seelen, und ein kleineres, die Leiber zu beherrschen: das sind die päpstliche Hoheit und die königliche Gewalt. Wie ferner der Mond, der nach Größe und Beschaffenheit, nach Stellung und Kraft der geringere ist, von der Sonne sein Licht erhält, so erhält auch die königliche Gewalt den Glanz ihres Amtes von der päpstlichen Hoheit." Diese mit Kühnheit durchgeführten Ansichten fanden einen entschiedenen
Friedr. II. 1218—1250. Widersacher in dem geistvollen, gebildeten und freidenkenden Kaiser **Friedrich** II., dessen Regierung einen fortwährenden Kampf zwischen **Kaiserthum** und **Papstthum** darbietet, aus dem aber das letztere siegreich hervorging. Von mütterlicher Seite normannisch-italienischen Ursprungs, vereinigte er in seinem Wesen die heiße Leidenschaft des Südländers mit der trotzigen Kraft des Nordens, die keck Zweifelsucht des Italieners mit dem widerspenstigen Sinn des Deutschen. In arabischer Weisheit erzogen und von Jugend auf von mohammedanischen Gelehrten und Staatsmännern umgeben, fühlte er eine gewisse Zuneigung zu den Bekennern des Islam und eine große Vorliebe für orientalische Lebensweise, Sitten und Weltanschauung. Er stand in freundschaftlichem Verkehr mit den mohammedanischen Fürsten von Aegypten und Syrien; er gründete in Apulien die saracenische Militärcolonie **Luceria**, indem er mohammedanische Kriegsschaaren aus Sicilien dorthin verpflanzte und ihnen gestattete, nach den Vorschriften des Koran zu leben. Sie stellten ihm 20,000 streitbare Männer zur Leibwache und ihre Treue gegen den „großen Sultan der Christen" starb erst mit dem letzten Hohenstaufen. Und wie sehr auch Friedrich beflissen war, sich durch äußere Handlungen den Anschein eines guten katholischen Christen zu

geben, wie sehr er die Bemühungen der Päpste zur Ausrottung der Häretiker durch scharfe Ketzergesetze unterstützte und sogar in der Folge bei dem großen Kirchenfest in Marburg (§. 401) mitwirkte, als die Gebeine der von dem Papste heilig gesprochenen Landgräfin Elisabeth in einem kostbaren Schrein beigesetzt wurden, so vermochte er doch nicht das Mißtrauen des römischen Stuhls zu tilgen. Nicht minder fühlte sich die Curie beunruhigt durch die politische Stellung des hohenstaufischen Herrschers. Die weltliche Macht des Papstthums, wie sie Innocenz III. zu begründen gesucht, war in steter Gefahr, wenn die Krone von Sicilien und die Oberherrschaft in der Lombardei mit der Kaiserkrone verbunden war, wenn „deutsche Kraft und italisches Gold" dem ehrgeizigen Herrscher stets zu Gebote standen. Darum war es das eifrigste Bemühen der Curie, die sicilische Krone, die als ein Lehn des apostolischen Stuhls galt, von dem deutschen Kaiserthum zu trennen und zugleich die Begeisterung für die Kreuzzüge nach dem Grabe Christi wach zu erhalten. Friedrich II. wußte jedoch durch staatsmännische Gewandtheit die Angelegenheiten so zu leiten, daß er die Herrschaft beider Reiche in der Hand hielt; denn sein Sohn, der junge „König" Heinrich, war in Deutschland nur des Vaters Stellvertreter. Honorius III., ein milder, wohlwollender Kirchenfürst, vermied alle feindseligen Schritte, um dem Kreuzzug, zu dem sich Friedrich schon bei der Königsweihe in Aachen und dann bei der Kaiserkrönung in Rom verpflichtet hatte, keine Hindernisse zu bereiten; und als der Hohenstaufe, mit innern Anliegen seiner Reiche und mit Befestigung seiner Macht beschäftigt, die Ausführung von Jahr
zu Jahr verschob, begnügte sich der Papst auf einer Zusammenkunft in San 1225.
Germano mit der feierlichen Zusage Friedrichs, daß er im August des Jahres 1227 das Unternehmen sicherlich vollführen werde, und bewirkte, um durch persönliche Interessen seinen Eifer noch mehr zu entflammen, daß der Kaiser, dessen erste Gemahlin schon seit Jahren aus dem Leben geschieden war, sich in zweiter Ehe mit **Jolantha**, der Tochter des Titularkönigs von Jerusalem, Johann von Brienne, vermählte. Aber ehe der Termin abgelaufen war, starb
Honorius III. und an seine Stelle trat **Gregor IX.**, ein leidenschaftlicher 18. März 1227.
Greis, der, mit aller Heftigkeit die Pläne des dritten Innocenz verfolgend, die Weltherrschaft des Papstthums zu vollenden und zu befestigen trachtete. Als das sicherste Mittel dazu erschien ihm die Belebung der Kreuzzüge, welche den Religionseifer wach erhielten und den Menschengeist unter die Gebote der Kirche zwangen. Er unterließ daher nicht, den Kaiser sofort in dringender Weise zur Erfüllung seines Versprechens zu ermahnen. Friedrich machte nun große Zurüstungen, und aus allen Landen strömten Pilger nach Brindisi, wo die Einschiffung vor sich gehen sollte. Aber mangelhafte Verpflegung und die Gluth des süditalischen Sommers erzeugten Krankheiten. Viele angesehene Häupter und eine zahllose Menge Volks erlagen der Seuche. Auch der Kaiser, der schon in See gegangen war, fühlte sich ergriffen; sein Begleiter, Landgraf Ludwig von Thüringen, der Gemahl der heil. Elisabeth, büßte sein junges Leben ein. Da verschob Friedrich die Abfahrt abermals und begab sich bis zu seiner Genesung in die Bäder von Puzzuoli. Ergrimmt über diese neue Verzögerung, schleuderte nun der heftige Kirchenfürst, welcher in dem ganzen Vorgang nur Täuschung und bösen Willen erblickte, „voll Haß und Zorn" den Bannstrahl

über den Kaiser, der den Vertrag von Germano gebrochen und seine Pflicht als „Fahnenträger der Christenheit" so unverantwortlich verletzt habe.

§. 397. **Die hierarchische Monarchie.** — Was dem Verfasser der **isidorischen Decretalen** als Ziel vor Augen geschwebt, was Gregor VII. (§. 362) mit der ganzen Energie seines Charakters zu begründen gesucht, das erlangte die Kirche durch Innocenz III. und seine gleichgesinnten Nachfolger — die Herrschaft über alle christlichen Reiche und Fürsten der Welt. Aus den **demokratischen** Institutionen der apostolischen Christenheit (§. 266) war eine **hierarchische Monarchie** mit irdischer Macht und weltlichem Glanz hervorgegangen. Die **Kaiserkrone**, womit anfangs die Schirmvogtei über Rom verbunden war, galt jetzt als **päpstliches Lehn**; die **bischöfliche Würde**, die ursprünglich von den Landesfürsten verliehen worden, war jetzt durch den Lehnseid, den jeder Bischof bei seiner Einsetzung zu leisten hatte, ganz von der römischen Curie abhängig, besonders seitdem in Rom die Sitte herrschend geworden, in allen Ländern Bisthümer und Pfründen eigenmächtig zu vergeben. Zugleich wurde die **geistliche Gerichtsbarkeit** der Landesbischöfe, zum großen Nachtheil der **Kirchenzucht**, gemindert, theils indem der Gebrauch immer allgemeiner wurde, von den Aussprüchen der bischöflichen Gerichtshöfe an das päpstliche Ober-Gericht zu **appelliren**, theils indem viele Abteien, Klöster und geistliche Würden dem Bereiche der Bischofsgewalt entzogen (**eximirt**) und unmittelbar unter die römische Curie gestellt wurden. Und um das ganze Kirchenwesen fortwährend überwachen und von Rom aus Alles leiten zu können, zog beständig ein Heer von **Legaten** in den Ländern umher, machte willkürliche Eingriffe in die bischöfliche Gerichtsbarkeit und erhob die Abgaben und Sporteln, die theils für das **Pallium** der Erzbischöfe und die Bestätigung der Bischofswahlen (**Annaten**), theils für die zahlreichen **Dispensationen** und **Gerichtsurtel** nach Rom entrichtet werden mußten, auf die drückendste Art. So wurde allmählich die päpstliche Gewalt eine **unumschränkte** und je höher sie stieg, desto weniger wagte Jemand dagegen aufzutreten: jeder Gegner der bestehenden geistlichen Einrichtungen galt als Feind der Kirche, und die furchtbarste **Kirchenstrafe** in ihrer dreifachen Abstufung, als **Bann**, der den Einzelnen traf, als **Interdict**, das, über ganze Landschaften ausgesprochen, alle kirchlichen und gottesdienstlichen Handlungen untersagte, und als **Kreuzzug** mit Inquisition, wodurch ganze, der Häresie oder des Unglaubens beschuldigte Völkerschaften und Kirchengemeinden der Vernichtung preisgegeben wurden, bedrohte die Vermessenen. Wenn ein Land mit dem Interdict belegt ward, so wurden die Kirchen geschlossen, die Glocken verstummten; mit Ausnahme der Taufe und der Beichte durfte kein Sacrament, selbst das höchste die letzte Oelung nicht, verwaltet, kein Todter in geweihter Erde begraben werden. Außer den Hohenstaufen fühlten besonders die englischen Könige Heinrich II. und Johann die päpstliche Allgewalt. — Die Macht der Kirche wurde hauptsächlich befördert 1. durch die große Zunahme des **Mönchswesens** und die Vermehrung der **geistlichen Orden** und **Klöster**, 2. durch die **Scholastik**.

§. 398. 1) **Mönchsorden.** Aus dem allmählich schlaff gewordenen **Benedictiner-Orden** (§. 331) schied sich im zehnten Jahrhundert das Kloster **Clugny** in Burgundien aus und führte, besonders unter den Aebten Odo (927—942), Majolus (c. 964—994) und Odilo (994—1049), strengere Ordensregeln ein. Die Regel wurde dahin ausgebildet, daß durch schwere, ununterbrochene geistliche mechanische Beschäftigungen jede Individualität vernichtet und der kirchlich-klösterliche Gemeinsinn allein großgezogen wurde. Dem Stuhle Petri in Ehrfurcht dienend, suchten die Mönche alle Kirchen der Macht des römischen Bischofs zu unterwerfen und die pseudoisidorischen Decretalen (§. 333) zu allgemeiner Geltung zu bringen. Im zwölften Jahrhundert zählte die Brüderschaft der **Cluniacenser** über zweitausend Klöster. Die religiöse Erregung der Zeit und das Verlangen des Volkes nach Zeichen und Wundern und überirdischen Erweisungen, denen die Mönche des Ordens von Clugny bereitwillig entgegen kamen, mehrten ihre Zahl und Bedeutung und hoben das Ansehen des apostolischen Stuhles, der ihre Dienste und Ergebenheit trefflich zu benutzen verstand. — Aber auch dieser Orden genügte den strengen Anforderungen des Mittelalters gegen die Lockungen der Sünde und die Verführung des Fleisches auf die Dauer nicht. Es traten neue klösterliche Genossenschaften ins Leben,

welche die Gebote der Entsagung und Weltverachtung an die Spitze ihrer Lebensordnung stellten. **Bruno** von Köln baute auf den Rath des Bischofs von Grenoble in der Nähe dieser Stadt mit dreizehn Genossen in einem rauhen, von hohen Bergen eingeschlossenen Thale ein Kloster, welches nach der Gebirgskluft die „Karthause", Chartreuse, genannt wurde, und dem Orden, der von dort ausging, den Namen **Karthäuser** verschaffte. Sechs Jahre später wurde Bruno von seinem ehemaligen Schüler Urban II. nach Rom berufen; aber das weltliche Treiben mißfiel ihm; das angebotene Bisthum Reggio verschmähend, flüchtete er sich in die Einöde Calabriens, wo er unweit Squillace eine zweite Karthause errichtete, die bald sein Grab wurde († 1101). Die Karthäuser, deren Ordensregeln erst vierzig Jahre nach des Stifters Tod aufgestellt wurden, verbanden das Einsiedlerleben mit dem Klosterleben. Ein abgeschlossenes, schweigsames Zellenleben, spärliche und geringe Nahrung ohne Weingenuß, ein härenes Büßerkleid auf bloßem Leibe, strenge Andachtsübungen mit Handarbeit verbunden, wurden jedem Gliede des Ordens zur Pflicht gemacht. Doch pflegten sie auch die Wissenschaften, legten Bibliotheken an und „nährten sich von unvergänglicher Speise". Von größerer Bedeutung war der **Cistercienserorden**, den der Benedictinermönch **Robert** aus der Champagne, unwillig über das gemächliche Leben der reich gewordenen Klosterbrüder, mit einigen gleichgesinnten Genossen in einem einsamen, von dichten Waldungen umgebenen Thal bei Dijon in Burgund gründete. Die Mönche von **Citeaux**, von Roberts zweitem Nachfolger durch das „Gesetz der Liebe" zu einer Ordensgemeinschaft vereinigt und dem besonderen Schutze des Papstes empfohlen, befolgten die alten Vorschriften von Clugny, aber mit strengerer Enthaltsamkeit in Betreff der Nahrung und Kleidung. Die schwarze Benedictinertracht wurde mit der weißen Kutte vertauscht. Ihre apostolische Einfachheit, ihr ärmliches Leben und ihr religiöser Ernst erwarben ihnen das Vertrauen und die Ehrfurcht der Zeitgenossen, so daß der Cistercienserorden bald in allen Ländern zahlreiche Congregationen zählte und an Ansehen und Einfluß die Cluniacenser überflügelte, besonders seitdem die Cistercienser-Abtei in **Clairvaux** durch den Abt **Bernhard** eine welthistorische Bedeutung erlangte. Mit dem Orden von Citeaux wetteiferte, wie an Enthaltsamkeit und Strenge, so an Ansehen und Verbreitung, der Orden der **Prämonstratenser**, der von dem Mutterhause in dem waldigen Thale **Premontré** unweit Laon seinen Namen trug. **Norbert**, ein Deutscher aus vornehmem, dem Kaiserhause verwandten Geschlechte, wurde durch eine Erscheinung, die an die Bekehrung des Paulus vor Damascus erinnert, bewogen, allen Ansprüchen, Reichthümern und Ehren zu entsagen und in der ärmlichsten Gestalt eines Bußpredigers umherzuziehen. Das Volk, an das er sich vorzugsweise wandte, als seine Reformversuche von der Priesterschaft zurückgewiesen wurden, verehrte ihn bald als einen Heiligen. Nur sieben Gefährten folgten ihm in das ungesunde Thal von Couci, wo das Mutterhaus des Ordens gegründet ward; aber schon nach dreißig Jahren trugen gegen hundert Aebte in Frankreich und Deutschland die weiße Ordenstracht der Prämonstratenser und wohnten den Versammlungen bei, welche alljährlich an der heiligen Stätte von Premontré gehalten wurden. Auch in Paläſtina entstand während der Kreuzzüge ein Verein von Eremiten-Mönchen nach dem Vorbild der Karthäuser, als der Wallfahrer Berthold von Calabrien sich mit einigen Pilgern in einer Höhle des Berges **Carmel** ansiedelte, wo einst Elias geweilt. Davon erhielt der Orden den Namen **Carmeliter** und die Sage führt seine Entstehung auf den Propheten selbst zurück. Besonders erfolgreich war die Gründung der sogenannten **Mendicanten-** oder **Bettel-Orden** im dreizehnten Jahrhundert, die in treuer Nachahmung des armen Lebens Jesu und der Apostel sich aller irdischen Habe entschlugen und durch ein elendes Erdenwallen in Armuth und Entbehrungen die himmlischen Güter zu erringen trachteten. **Franz von Assisi** († 1226), der Sohn eines reichen Kaufmanns, entsagte allen seinen Gütern, hüllte sich in Lumpen und zog bettelnd und Buße predigend durch die Welt. Sein Feuereifer verschaffte ihm Anhänger, die gleich ihm Geld und Gut von sich warfen, fasteten, beteten, sich mit Geißeln den Rücken zerrissen und ihre geringen Bedürfnisse von freiwilligen Gaben und Almosen fristeten. Der von ihm gegründete Orden der **Franziscaner** oder „**Minderbrüder**", **Minoriten**, deren einziger Besitz eine braune, mit einem Strick umgürtete Kutte war, verbreitete sich schnell über alle Länder. Mit der Zeit theilten sich die Franziscaner in mehrere Zweige. Zuerst trennten sich die eifrigen **Minoriten** (**Spiritualen**),

in denen der kühne Geist des Gründers fortlebte, und die nicht einmal dem Orden das Recht des Güterbesitzes zugestanden, von den Gemäßigten, „den Brüdern der Gemeinschaft“ (Conventualen), die blos dem Einzelnen, nicht aber der Genossenschaft unbedingte Armuth auflegten, und verfochten ihre Grundsätze sogar gegen die Päpste', welche die letztere Ansicht begünstigten. Die Conventualen, d. h. die in Ordenshäusern lebenden Klosterbrüder der laxeren Richtung, hatten durch den Schutz des päpstlichen Stuhles lange den Vorrang; aber im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert erlangten die Anhänger der strengeren Richtung, Observanten, auch Barfüßer genannt, welche den Gesetzen der Armuth zum Theil bis zum Eremitenleben treu blieben, mehr und mehr Ansehen, bis sie zuletzt von der Jurisdiction der Conventualen befreit wurden und das Recht erhielten, eigene Vorgesetzte zu wählen. Auch der von der jungfräulichen Clara von Assisi gegründete Nonnenorden der Clarissinnen wurde von der Jungfrau Coleta im Sinne der Observanz reformirt, und der im sechzehnten Jahrhundert gestiftete Capuziner-Orden folgte gleichfalls der strengen Richtung der Minoritenbrüder. — Gleichzeitig mit den Franziscanern entstand der von einem vornehmen, gebildeten Spanier (Dominicus oder Domingo de Guzman, † 1221) gestiftete Orden der Dominicaner oder Predigermönche, deren nächstes Ziel die Reinerhaltung des herrschenden Glaubens und die Vertilgung aller häretischen Ansichten war. Die Bekehrung der Albigenser (§. 401), unter denen der Stifter lange verweilte, war die nächste Aufgabe des Ordens, dessen Glieder ebenfalls das Gelübde gänzlicher Armuth ablegten und durch Entbehrung und strenge Andachtsübungen den Himmel zu erwerben trachteten. Darum wurden auch nach Beendigung der Albigenserkriege die geheimen, auf furchtbare Gesetze, grausame Verhöre und schreckliche Bestrafung durch Flammentod begründeten Inquisitions-Gerichte den Dominicanern übertragen. — Die Verfassung beider Orden war eine mit republikanischen Formen umgebene Monarchie: Ein Guardian (bei den Dominicanern ein Prior) stand einem Kloster, ein Provinzial den Klöstern einer Landschaft, der General in Rom dem ganzen Orden vor. Die Bettel-Orden waren die mächtigste Stütze des Papstthums, daher sie auch mit den größten Vorrechten (z. B. überall Beichte zu hören und zu predigen) begabt, der Gerichtsbarkeit der Landesbischöfe entzogen und unmittelbar unter die Curie gestellt wurden. Die Minoriten besaßen das Herz des Volkes, an dessen Leiden und Freuden sie Theil nahmen, und wirkten daher hauptsächlich als Seelsorger; die Dominicaner widmeten sich den Wissenschaften, füllten allmählich die Lehrstühle auf den Universitäten und zählten die größten Kirchenlehrer (Thomas von Aquino, Bonaventura u. A.) unter ihren Mitgliedern. Später wurden sie die blinden Vertheidiger aller römischen Mißbräuche gegen den freisinnigen Geist der großen Concilien (§. 470 ff.) und zogen sich dadurch, wie durch ihren ohnmächtigen Kampf wider die neue classische oder humanistische Wissenschaft und durch ihr Ketzerwittern allenthalben Haß und Verachtung zu. An den Franziscanerorden schloß sich die Brüderschaft der Tertiarier an, deren Mitglieder den Gürtelstrick trugen und die meisten Satzungen annahmen, ohne jedoch der Welt und dem bürgerlichen Leben zu entsagen.

§. 399. 2) Die Scholastik. Die von den feingebildeten Griechen erhobenen unlösbaren Streitfragen über den Begriff mancher Dogmen (§§. 290. 296) fanden im Abendland, wo der Glaube stärker war als das Denken und die Phantasie den Verstand beherrschte, wenig Anklang. Daher gelang es den Leitern der Kirche, ohne Anfechtung ein System von Glaubenssätzen aus der heiligen Schrift und den Kirchenvätern auszubilden und als rechtgläubiges Bekenntniß der katholischen Kirche aufzustellen. Diese als unbedingt wahr vorausgesetzte Kirchenlehre bildete die Grundlage der seit dem elften Jahrhundert ins Leben getretenen Scholastik (Schulweisheit), und alle geistige Thätigkeit war nur darauf gerichtet, die kirchlich angenommenen Dogmen vor dem denkenden Bewußtsein darzustellen und mit Gründen der Vernunft als nothwendig zu rechtfertigen. Dazu bediente man sich der von Aristoteles aufgestellten Denkgesetze, erfand (da die Wissenschaft ganz formell und nur für den Verstand war) eine Menge von Formeln und Schulausdrücken (Terminologien) und gerieth zuletzt auf spitzfindige Grübeleien, inhaltleere Speculationen und regelrechte, aber begriffslose Unterscheidungen, Erklärungen und Beweisführungen (Demonstrationen). Die Scholastiker schufen Werke, bei denen man in Zweifel ist, ob

man mehr den Scharfsinn, der sich in der Dialektik, im Spalten der Begriffe, im Bilden und Verbinden der Schlüsse kund gibt, oder den Fleiß, die Gelehrsamkeit und die erstaunliche Arbeitskraft bewundern soll. Anfangs, als die christliche Kirchenlehre noch nicht unwandelbar fixirt war, die speculirende Vernunft sich also noch frei an das Object des Glaubens selbst wagen durfte, ohne durch das drohende Gespenst der Häresie in ihrem Fluge gehemmt und von jedem kühneren Resultat abgeschreckt zu werden, nahm auch im Abendlande die Theologie noch hie und da eine freiere Richtung und einen höhern Schwung. So bei Johann Scotus Erigĕna (§. 331). Später mied die scholastische Wissenschaft solche schwindelnde Höhe und gefährliche Abwege und hielt sich strenge an die Lehrsatzungen der Kirche. Doch traten in den Grundanschauungen der Dinge bald zwei Richtungen hervor, eine ideale (Realismus genannt), welche entweder die Ideen oder allgemeinen Begriffe (Universalien) für das Ursprüngliche im Geist (ante rem) erklärte und ihnen, wie einst Platon, ein von den wirklichen Dingen unabhängiges Dasein (Realität) beilegte, oder wenigstens ihre reale Existenz als in den Individuen (in re) vorhanden annahm, und eine empirische (Nominalismus), die, wie Aristoteles von der unmittelbaren Wahrheit der Erfahrungswelt ausgehend, die allgemeinen Begriffe nur als subjective Vorstellungen, als Abstractionen des Verstandes aus den gegebenen Gegenständen (post rem) oder als bloße Namen gelten ließ. Die letztere Richtung, als deren Haupt Abälard († 1142) angesehen werden kann, behauptete eine freiere Haltung der Kirche gegenüber, als die Realisten, die den glaubensstarken Anselm von Canterbury († 1109) als Gründer verehrten. Gegen die stolze Alleinherrschaft der Vernunft und der Geistesfreiheit, wie sie in Abälard versteckt, in seinem Schüler Arnold von Brescia (§. 384) offen hervortrat, verfocht Bernhard von Clairvaux die unbedingte Geltung der Kirchenlehre und der hierarchischen Autorität und machte zugleich gegen die dialektische und logische Verstandesarbeit der Scholastiker das religiöse Gefühl des gläubigen Herzens geltend, während Hugo von St. Victor († 1141), ein tiefinnerlicher, versöhnender Geist, eine Ausgleichung und Vermittelung der Gegensätze erstrebte, indem er in seinem Hauptwerk, einer Art Encyklopädie, die Bedeutung und Nothwendigkeit der empirischen Wissenschaften für die Erkenntniß Gottes und der heiligen Schrift und die gegenseitige Ergänzung von Vernunft und Glauben darlegte, als das höchste Ziel aber die lebendige Ergreifung Gottes durch den Willen und die darauf beruhende mystische Contemplation erklärte. Ein anderer akademischer Lehrer, Petrus Lombardus († c. 1160), ein ruhiger, bescheidener Mann, suchte den Widerstreit zwischen der speculirenden Vernunft und dem positiven Glauben dadurch auszugleichen und zu mildern, daß er in seiner Hauptschrift „Sentenzen" die aus den Vätern geschöpfte Kirchenlehre in ein wissenschaftliches System brachte und dadurch Verfasser eines Lehrbuchs ward, welches wegen seiner Gemeinverständlichkeit und gemäßigten Haltung lange Zeit hindurch allgemein als Grundlage des theologischen Unterrichts und der dialektischen Erörterung theologischer Probleme gebraucht wurde und noch den spätern Geschlechtern als Vorbild diente. Im dreizehnten Jahrhundert erlangte die Scholastik an der Hand der aristotelischen Schriften ihre höchste Ausbildung. Nachdem Alexander von Hales († 1245) mit gewandter Dialektik und umfassendem Wissen der philosophisch-theologischen Forschung eine praktische Unterlage gegeben und die richtige Bahn gezeigt, bildete der gelehrte Dominicaner Albert von Bollstädt, der „Große" genannt, den wir später noch näher werden kennen lernen, die gesammte aristotelische Philosophie im Sinne des kirchlichen Dogma's um und schloß die christlichen und biblischen Offenbarungslehren von der Erkennbarkeit durch die Vernunft aus, sie der Erleuchtung durch göttliche Gnade zuweisend. Sein Schüler, der Dominicaner Thomas von Aquino, schuf durch möglichste Anbequemung der aristotelischen Philosophie an die kirchliche Orthodoxie ein System, das als die höchste Entwickelung christlicher Wissenschaft von der Kirche geehrt ward und bis heute als der Grundbau der katholischen Kirchenlehre gilt. In Thomas, der im Jahre 1274 im Neapolitanischen starb, und in seinem gleich gelehrten und gleich scharfsinnigen Gegner, dem Franziscaner Duns Scotus († 1308), welcher die theologisch-philosophische Wissenschaft mit der Fackel der Kritik und Skeptik beleuchtete, erlangte die Scholastik den Höhepunkt ihrer Ausbildung, so daß sich von nun an alle Scholastiker in Thomisten (die Dominicaner voran) und Scotisten (zu denen sich die Franziscaner hielten) schieden. Dem ersteren, der aus Schöpfungen des Ver-

standes, aus Begriffen und Speculationen ein bewundernswürdiges Gebäude errichtete und den Aristoteles, mit dem sein Geist verwandt war, als Grundsäule der Befestigung der Kirchenlehre benutzte, verdankt die Kirche die Ausbildung mehrerer der Hebung des Papstthums und des gesammten Klerus förderlichen Dogmen, wie die Lehre vom Schatz der Kirche und vom Ablasse, vom Fegefeuer und der daraus folgenden Nützlichkeit der Seelenmessen, von der Nothwendigkeit der Ohrenbeichte und Priester-absolution, und besonders die Erweiterung des Dienstes der unbefleckten Maria als Mutter Gottes. Auch der im dreizehnten Jahrhundert eingeführte Gebrauch, den Laien beim Abendmahl den Kelch zu entziehen, die Siebenzahl der Sacramente und der hohe Werth der Werkheiligkeit fanden in ihm einen Fürsprecher. Ausgerüstet mit Waffenvorräthen von Spitzfindigkeiten, mit den zahllosen Formen und Formeln, Fragen und Antworten und allen dialektischen Künsten und Handgriffen ihrer arbeitsmächtigen Häupter, kämpften die Thomisten und Scotisten in den Hörsälen heiße Disputationsschlachten mit Schlüssen, Kettenschlüssen und allen Mitteln gelehrter Beweisführung über unbegreifliche Dinge, wie die geharnischten Ritter in den Turnieren mit Speer und Lanze. Zwei Jahrhunderte blieb die Scholastik ein mächtiger Hebel des Papstthums; als aber der Glanz der dreifachen Krone zu erbleichen anfing, gab der kühne Franziscaner Wilhelm Occam, der Vertheidiger Ludwigs des Bayern gegen päpstliche Anmaßung (§. 460), auch der scholastischen Wissenschaft eine freiere Stellung und eine polemische Richtung gegen die Hierarchie, legte jedoch, da er das hohle Formelwesen und die spitzfindigen Grübeleien auf die Spitze trieb, den Keim des Todes in die ganze Schulweisheit. Warme Gemüther und gefühlvolle Naturen konnten sich mit dieser Richtung der christlichen Wissenschaft nicht befreunden; daher wurde von Anfang an stets die Scholastik durch die Mystik ergänzt und ermäßigt. Dies geschah am erfolgreichsten durch den Franziscaner Johannes Fidenza Bonaventura († 1274), welcher die aristotelisch-scholastische Verstandesrichtung mit platonischer Idealität und christlicher Gefühlswärme bekämpfte, die theologische Speculation „mit der Innigkeit seines Gefühles erquickte". Von der Scholastik ausgehend, hat seine Theologie die Mystik zur Gefährtin genommen, um die religiöse Erhebung des inneren Menschen zur unmittelbaren Vereinigung mit Gott zu bewirken. Neben dem Fluge der Gottesliebe ließ Bonaventura, „der Lehrer der Weisheit der Engel" (Doctor Seraphicus), auch den Weg der Erkenntniß gelten. In seiner gemüthvollen Beschaulichkeit des innern und äußern Lebens als eines Spiegels der ewigen Wesenheit von der Kirche zu weitgreifender Thätigkeit berufen, war er eine der hohen Gestalten, an denen sich das in sich befriedigte Kirchenthum glorreich darstellte; an seinem Sarge weinten die Repräsentanten des ganzen Abendlandes. Sein mit Gefühl und poetischem Talent begabter und an der schweren Kunst der Dialektik gestählter Geist suchte aus der heiligen Schrift, der er neben dem Wortsinn noch eine tiefere mystische und moralische Bedeutung beilegte, das Wesen der Gottheit, die Ordnung des menschlichen Lebens und die Einigung der Seele mit Gott darzuthun.

§. 400. **Die kirchliche Opposition.** Je mehr die römische Kirche bemüht war, die individuelle Freiheit des Denkens und Glaubens unter ihre hierarchischen Satzungen gefangen zu nehmen, alles geistige Forschen und Streben in ihren Dienst zu zwingen, über das ganze religiöse Leben den Mantel einer katholischen Uniformität und einer prunkvollen Priesterkirche auszubreiten, desto mehr regte sich die Sehnsucht nach tieferer Belehrung und religiöser Erleuchtung, desto mehr fanden die häretischen Lehrmeinungen der Katharer und Waldenser Verbreitung. Im siebenten und achten Jahrhundert hatte sich im Morgenlande eine Religionspartei aus einer Combination christlicher und muhammedanischer Doctrinen entwickelt, Paulicianer (Manichäer); von den Ansichten der herrschenden Kirche losgesagt und als Secte ausgeschieden. Blutige Verfolgungen führten viele von ihnen durch Bulgarien und Illyrien nach verschiedenen Gegenden des Abendlandes, wo sie unter dem Namen Katharer (= Puritaner, daher Ketzer), weil sie sich als eine ausgewählte Schaar von Heiligen betrachteten und auf eine Reinigung oder Vereinfachung der Kirche in Glauben, Cultus und Verfassung hinstrebten, unter allem Druck sich erhielten. — In Streben und Zweck verwandt mit den Katharern, aber reiner in Wandel und frei von Schwärmereien war eine andere im Abendlande entstandene Secte, die lange unbeachtet in den stillen Thälern der obern Apenninen gelebt hatte, bis Petrus

Waldus, ein reicher Kaufmann aus Lyon, der seine Güter den Armen vertheilte, im zwölften Jahrhundert ihren Ansichten größere Ausbildung und weitere Verbreitung gab, daher sie auch nach ihm „Waldenser“ genannt wurde. Der Macht, dem Luxus und der Verweltlichung des Klerus stellten die Waldenser die Lehre von der apostolischen Einfachheit und Armuth entgegen; sie wiesen auf das innere religiöse Leben in unmittelbarer Gemeinschaft mit Gott hin; sie verwarfen die Autorität des Papstes, bestritten die durch die Scholastik ausgebildeten Satzungen vom Opfer der Messe, von der Ohrenbeichte, von der Substanzverwandlung u. A., nahmen nur zwei Sacramente, Taufe und Abendmahl, an und betrachteten die heilige Schrift als die einzige Quelle des Glaubens und die Worte der Bergpredigt als das höchste Sittengesetz; und wenn sie auch einen Unterschied machten zwischen dem Stande der „Vollkommenen“, in den man vermittelst einer Geistestaufe eintrete, und der Gemeinde der „Gläubigen“, so verwarfen sie doch die hierarchische Ordnung von Klerus und Laien.

§. 401. Die Albigenserkriege und die Stedinger. Gerade zu der Zeit, da Innocenz III. bemüht war, die gesammte Christenheit unter die Herrschaft des Papstthums zu beugen und dem römischen Kirchenwesen alleinige Geltung zu verschaffen, trat in den Landschaften und Städten von der unteren Rhone bis zum oberen Lauf der Garonne die kirchliche Opposition der Katharer und Waldenser besonders scharf hervor. In der Provence und Languedoc, wo unter einem schönen, sonnenreichen Himmel sich ein wohlhabender Bürgerstand gebildet hatte, wo freie Institutionen und republikanische Städteverwaltung Selbständigkeit in Thun und Denken erzeugten, wo die Reste griechischer und römischer Cultur, verbunden mit germanischem und spanisch-arabischem Wesen, eine eigenthümliche Bildung und eine Fülle heiterer Dichtung und praktischer Wissenschaft hervorgebracht, wo die provençalische Poesie der Troubadours ihre Laune und ihren satirischen Muthwillen an Bischöfen und Priestern ausließ, wo die ewigen Gegensätze, die sinnliche Lebenslust und die strengste Askese, gleich tiefe Wurzeln hatten und neben der leichtfertigen Dichtkunst und Weltlust die Kreuzzüge und die Bußpredigten der Mönche von Clugny ihre feurigsten Verehrer zählten, da war der Hauptsitz dieser beiden Secten, die trotz ihrer inneren Verschiedenheit von ihren Gegnern mit dem gemeinsamen Namen **Albigenser** von der Landschaft Albigeois und der Stadt Alby zusammengefaßt wurden. Denn die Kirche hat sich nie die Mühe gegeben, die Ketzer nach ihren Eigenthümlichkeiten zu sondern, und Innocenz verglich alle Häretiker mit den Füchsen Simsons, die, verschieden von Angesicht, doch mit den Schwänzen in einander verschlungen wären, wo es gelte, das Feld der Kirche zu verwüsten. Der Papst schickte zuerst zwei Missionsprediger ab, welche die Verirrten in den Schooß der Kirche zurückführen sollten. Als aber einer derselben, Peter von Castelnau, welcher den Grafen Raimund VI. von Toulouse, den Hauptbeschützer der Ketzer, in der Kirche von St. Gilles scharf zurechtwies und aus der kirchlichen Gemeinschaft ausschloß, von einem Dienstmann des Grafen mit einer Lanze durchstochen ward, legte er 1208.
das ganze Land unter Bann und Interdict, ließ von den Cisterciensermönchen das Kreuz predigen und verlieh Raimunds Güter dem harten Grafen Simon von Montfort. Sofort zogen Schaaren wilder Krieger, vor denen fanatische Mönche mit dem Kreuz einherschritten, in das blühende Land, zerstörten die reichen Städte, die prunkenden Paläste, die stolzen Burgen, mordeten Schuldige und Unschuldige, ließen Scheiterhaufen lodern und füllten Alles mit Verwüstung, Mord und Raub. Als die Stadt Beziers mit Sturm genommen wurde und es schwer war, Rechtgläubige und Ketzer zu scheiden, sprach der Legat: Tödtet Alle, der Herr kennt die Seinen! und rühmte sich, als Bote der göttlichen Rache die Stadt vernichtet zu haben. Raimund widerstand lange seinen Gegnern; als aber nach Simons Tod Ludwig VIII. von Frankreich, von unedler Ländergier getrieben, die auf ihn übertragenen Rechte und Ansprüche der Montforts annahm und den Kampf wider die Ketzer fortsetzte, da beugte sich der Graf und trat in einem Frieden den größten 1229.
Theil seiner Besitzungen an den König ab (§. 492). Aber der zwanzigjährige verheerende Krieg hatte die schöne Cultur des südlichen Frankreichs vernichtet, das Land in eine Wüste verwandelt und den heitern Gesang der Troubadours für immer zum Schweigen gebracht. Die römische Kirche konnte auf rauchenden Trümmern und blutgetränkten Stätten ihr siegreiches Panier aufpflanzen, zugleich empfing aber auch das romanische Wesen des süd-

1232 lichen Frankreichs den Todesstoß. — Wenige Jahre nachher wurde auch die tapfere Bauernrepublik der friesischen **Stedinger** an der Hunte, deren Widerstand gegen die Eingriffe der geistlichen und weltlichen Fürsten in ihre alten Freiheiten und Rechte für Ketzerei erklärt ward, mit Bann und Interdict belegt und auf Veranlassung der Bischöfe von Bremen, Ratzeburg u. a. mit einem Vernichtungskrieg heimgesucht. An der Spitze dieses Kreuzheers stand der Graf von Oldenburg; ihn umgaben viele Edle aus Brabant, Holland und andern benachbarten Ländern mit ihren Vasallen. Umsonst kämpften die streitbaren Bauern mit Heldenmuth gegen ihre Feinde und erschlugen den Grafen von Oldenburg mit viertausend seiner Reisigen; die Uebermacht und bessere Bewaffnung des ritterlichen Heers und die der Reiterei günstige Bodenbeschaffenheit gaben dem Herrenstand den Sieg. In dem
Mai 1234. Todeskampf bei Altenesch wurde der Bauernstaat auf immer vernichtet. Die Stedinger fanden ihren Tod theils auf dem Schlachtfeld, theils in der Weser oder in den Fluthen, welche die Feinde mittelst Zerstörung der Deiche über ihre Wohnungen leiteten; das Land wurde verwüstet, die Rinderheerden weggeführt, Weiber, Kinder und Greise erschlagen. Die Geretteten vereinigten sich mit einem andern friesischen Stamm, den Rüstringern, ihr Gebiet fiel in die Gewalt des Erzbischofs von Bremen. Noch lange erklangen in Lied und Sage die Namen der Stedinger Bauernhelden, eines Bolke, eines Thoma Huntorpe, eines Detmar Dieke. — Strenge Ketzergesetze und die Uebertragung der Inquisitions-Gerichte an den neugegründeten Orden der Dominicaner (§. 398) sollten die Einheit der Kirche für alle Zukunft bewahren. In Deutschland erregte aber diese Einrichtung solchen Widerwillen, daß der erste Inquisitions-Richter Konrad von Marburg, der den Kreuzzug gegen die Stedinger mit besonderem Eifer anfachte und „im Bunde mit unheimlichen Gesellen" und getrieben von heiliger Wuth in Sachsen, Hessen und Thüringen sein Amt mit großer Strenge verwaltete, von dem ergrimmten Volke
1233. erschlagen wurde und im nächsten Jahre zwei seiner Haupthelfer ein ähnliches Schicksal fanden. Mit ihnen verschwand die Inquisition in Deutschland. In dem „Ketzerbach" bei Marburg hat sich noch eine Erinnerung an jene Zeit der blutigen Religionsverfolgung erhalten, wo nur, wie man aus der Geschichte der heiligen Elisabeth ersieht, die Tugend Geltung fand, die im Gewande der Buße und der Selbsterniedrigung auftrat. Als ihr Gemahl, der edle Landgraf Ludwig IV. von Thüringen, auf dem Wege nach dem heiligen Land im fernen Apulien in jungen Jahren starb, entsagte sie allen Freuden der Welt, selbst dem Umgang mit ihren Kindern, verbrachte, von der Wartburg vertrieben, ihr Leben mit Werken christlicher Demuth und Barmherzigkeit und unterzog sich den schärfsten Züchtigungen und Bußübungen, die der harte und rauhe Konrad, ihr Gewissensrath, ihr auflegte. Sie starb zu Marburg im J. 1231 in einem Alter von vierundzwanzig Jahren. Nach ihrer Heiligsprechung wurde die Beisetzung ihrer Gebeine in dem kostbaren Sarg als Nationalfest gefeiert (§. 396).

§. 402. **Vierter und fünfter Kreuzzug.** — Im Anfang des
1203 dreizehnten Jahrhunderts, als die feurigen Kreuzpredigten Fulco's von Neuilly, des „heiligen Mannes" an der Loire und Seine, die Gewissen der Menschen geschärft und eine neue Begeisterung für das Grab Christi erweckt hatten, versammelten sich französische und italienische Ritter unter der Anführung des Grafen Bonifacius von Montferrat, Balduins von Flandern u. A. in Venedig, um sich nach dem heiligen Lande übersetzen zu lassen. Da erschien vor ihnen der flüchtige Kaisersohn Alexios aus Constantinopel, dessen Vater Isaak Angelos (§. 390) von seinem eigenen Bruder des Throns beraubt, geblendet und eingekerkert worden, und flehte ihre Hülfe wider den Thronräuber an. Durch die Zusicherung großer Belohnung und durch das Versprechen, die morgenländische Kirche der Autorität des Papstes zu unterwerfen und zu Wiedereroberung Jerusalems behülflich zu sein, gewann Alexios die für Abenteuer und romantische Ritterfahrten begeisterten Kreuzfahrer für seine Zwecke, und die Venetianer, die sich von dem Vorhaben große Handels-

vortheile versprachen, standen ihm kräftig zur Seite. Auch König Philipp, der Gemahl von Alexios' Schwester Irene, begünstigte das Unternehmen, an dem er selbst nicht, wie er wohl gewünscht hätte, Theil nehmen konnte. Unter der Leitung des neunzigjährigen, fast erblindeten Dogen Heinrich Dandolo von Venedig segelten die Kreuzritter durch den Archipelagus und die Dardanellenstraße nach Constantinopel, eroberten mit geringen Streitkräften die feste, herrliche Stadt und gaben, da der Kaiser Alexios während des Kampfes mit seinen 12. April 1204.
Schätzen nach Thrakien entflohen war, den byzantinischen Thron dem aus dem Kerker befreiten Isaak Angelos und ihrem Schützling Alexios zurück. Aber das trotzige und übermüthige Auftreten der siegreichen Franken, die nunmehr mit Ungestüm auf die Erfüllung der Versprechungen drangen und die Byzantiner sammt der Herrscherfamilie mit Verachtung behandelten, erzeugte Unzufriedenheit und Haß unter der wankelmüthigen, erregbaren Bevölkerung. Unter der Leitung eines Verwandten des Kaiserhauses, des eben so tapfern und entschlossenen als treulosen und ränkevollen Alexios Dukas, von seinen buschigen Augenbrauen Murzuphlos genannt, entstand ein Aufruhr, in Folge dessen Alexios verrätherisch in ein abgeschlossenes Gemach geführt und ermordet ward und, da um dieselbe Zeit Isaak den körperlichen Leiden und den Wirkungen des Schreckens erlag, der Urheber der Empörung den Thron erlangte. Damit war die Losung zu einem heftigen Kampf gegeben, der zwei Monate dauerte und mit dem Sieg der Kreuzfahrer endete. Die Franken erstürmten Constantinopel, plünderten Kirchen, Paläste und Wohnhäuser, und häuften Frevel auf Frevel. Sie schonten weder Heiliges noch Profanes, zerstörten in wildem Vandalismus die herrlichsten Kunstschätze des Alterthums und füllten Alles mit Gräuel und Schrecken. Brand, Mord und Verwüstung entstellten die prachtvolle Stadt, von welcher der vierte Theil in Flammen aufging, und ihre werthvollsten Kostbarkeiten, Reliquien und Bildwerke wanderten nach dem Abendlande. Nachdem die Rache und die Raubgier gestillt war, beschlossen die Kreuzfahrer, nach dem Beispiel ihrer Vorgänger in Jerusalem, ein abendländisches Reich zu gründen und die Provinzen in Lehnsherrschaften zu zertheilen. Murzuphlos war nach Thrakien zu dem früheren Kaiser Alexios geflohen, der ihn aber der Augen beraubte und ins Elend stieß. Bald gerieth er in die Hände der Franken, die ihn von einer hohen Marmorsäule herabstürzten, daß er zerschmetterte. Das neuerrichtete **lateinische Kaiserthum** mit der Hauptstadt Constantinopel wurde dem tapfern **Balduin** zu Theil, der bei allen wichtigen Angelegenheiten den Rath der Venetianer und fränkischen Großen einholen sollte; die Venetianer eigneten sich die Küstenländer des ägäischen Meeres zu (später auch Candia, wie damals schon die altberühmte Insel Kreta genannt wurde); der Graf von Montferrat erhielt Makedonien und einige Landschaften des alten Hellas als Königreich Thessalonich; Gottfried von Villeharbouin aus der Champagne, der Geschichtschreiber dieser Begebenheit, erwarb eine schöne Besitzung an den Ufern des Hebrus und verband mit seiner bisherigen Würde das Marschallamt von Romanien. Andere Dynastien entstanden in Athen. Theben, Achaia u. a. O. Das oströmische Reich wurde als herrenloses Gut angesehen, dessen Städte und Territorien den glücklichen Abenteurern zufielen, die mit ihren Rittern und Mannschaften darin einzogen und sich zu behaupten

vermochten. Der Patriarch von Constantinopel mußte sein Pallium in Rom holen und lateinischer Gottesdienst ward der Kirche aufgezwungen. Wie in Jerusalem wurde auch hier eine **Lehnsmonarchie** mit abendländischen Formen errichtet, wobei die alte Bevölkerung von den bürgerlichen Ehren und Rechten ausgeschlossen wurde und von dem Stammeshaß und dem Religionseifer der Franken viel zu leiden hatte. Da aber die Sieger mit den Besiegten in keine Gemeinschaft der Sitten und Lebensweise traten und ebenso wenig durch eigene Kraft sich zur Selbständigkeit erhoben, hatte das neue Kaiserthum keine feste Grundlage und keine lange Dauer. Mühsam erhielt es sich mit abendländischer Hülfe ein halbes Jahrhundert wider die zahlreichen Feinde.

§. 403. **Das lateinische Reich in Constantinopel.** Den größten Gewinn aus diesen Vorgängen zogen die **Venetianer**, denen dadurch der ganze Handel der Levante zufiel und deren zahlreiche Lehnsträger den Ruhm der seebeherrschenden Kaufmannsstadt erhöhten. Aus den Trümmern des byzantinischen Reichs schufen sie die Grundlagen einer Weltmacht, und auf der Markuskirche und dem Dogenpalast prangten die geraubten Kunstschätze der morgenländischen Kaiserstadt, die vier bronzenen Pferde und das kunstreiche Thor der Sophienkirche. Dabei muß rühmend erwähnt werden, daß sie in ihrer constantinopolitanischen Pflanzstadt die Zierden des alten Griechenlands, Recht, Gesetz und Bürgerfreiheit, welche seit vielen Jahrhunderten verschwunden waren, wieder ins Leben riefen. Auch in allen ihren übrigen griechischen Besitzungen erweckten und belebten sie durch ihre Einrichtungen den Bürgersinn, die Vaterlandsliebe, den Ackerbau, den Kunstfleiß und die Betriebsamkeit, und erlangten dadurch den großen Vortheil, daß ihre Colonien sich selbst vertheidigten. — Das griechische Kaiserthum behauptete sich jedoch in Kleinasien, wo der noch in Constantinopel auf den Thron erhobene Komnene **Theodor Laskāris**, der
1206. Schwiegersohn Alexios' III., ein Reich mit der Hauptstadt **Nicäa** bildete, und in Pontos gründete ein anderer Nachkomme der Komnenen, **Alexios**, Enkel des Andronikos, das selbständige Königreich **Trapezunt**; ein dritter Verwandter des Kaiserhauses errichtete sich eine unabhängige Herrschaft in **Epirus**, von wo er die fränkischen Ritter und ihre Staaten fortwährend bekämpfte. — **Balduin** erlag schon im ersten Jahre seiner Regierung den wilden
1205. **Bulgaren** und **Kumanen**, die ihn unter schrecklichen Martern sterben ließen. Sein Bruder
Heinrich 1205—1216. **Heinrich** suchte mit Klugheit, Gerechtigkeit und Muth das Reich im Innern und an den Grenzen zu schützen; er und seine schwachen Nachfolger behaupteten den Thron nur unter
Balduin II. 1237—1261. schweren Kämpfen. **Balduin II.** wanderte zwei Jahre lang in Europa umher, um von dem Papst und den Königen Geld und Truppen für sein sinkendes Reich zu erbetteln. Er verkaufte dem heiligen Ludwig IX. von Frankreich den kostbarsten Schatz des lateinischen Reichs, die Dornenkrone Christi, und verpfändete seine Grafschaft Namür. Aber weder durch die abendländischen Söldner und Abenteurer, die er damit an sich lockte und die bald ihm, bald dem Feinde dienten, noch durch seine unnatürlichen Bündnisse mit den Kumanen und Türken vermochte er dem morschen Staate Halt und Dauer zu verleihen. Arm und hülflos fristete Balduin sein trauriges Dasein nur mit fremdem Schutz, indeß das byzan-
† 1255. tinische Königreich Nicäa unter dem verständigen und tapfern **Johann Vatazes**, Theodors Schwiegersohn, zu neuer Kraft und Blüthe emporstieg, so daß sein zweiter Nach-
Michael Paläologos 1261—1282. folger, der tapfere und kluge Feldherr **Michael Paläolŏgos**, der durch Treubruch und Mord den blutbefleckten Thron des byzantinischen Kaiserreichs bestieg, aber mit Gerechtigkeit und bürgerlicher Tugend regierte, wieder zu der Eroberung der alten Hauptstadt schreiten konnte. Mit Hülfe der auf Venedigs Macht eifersüchtigen **Genuesen** gelang es ihm durch List und Verrath, Constantinopel wieder einzunehmen und das **byzan-
1261 tinische Kaiserthum herzustellen**, aber mit Verminderung des äußern Umfangs und mit Verlust der innern Kraft. Balduin II. starb 1272, nachdem er vergebens die Päpste und Könige des Abendlandes um Beistand zur Wiedereroberung des verlornen Reichs angefleht. Die kleinern lateinischen Vasallenstaaten gingen nach und nach im Sturm der Zeiten unter. Was Morgen- und Abendland unauflöslich verschmelzen sollte, das begründete nun gerade die tiefste und bleibendste Spaltung und bahnte der Herrschaft der

Türken den Weg. Der „heilige Raub" von Reliquien, welche einzelne Kreuzfahrer in die Heimath mitbrachten, war fast die einzige Errungenschaft.

§. 404. Dieser vierte Kreuzzug war demnach ohne Erfolg für Jerusalem und das syrische Land, das mittlerweile von Dürre, Seuchen und Erdbeben schwer heimgesucht wurde, und so sehr sich auch Innocenz III. und seine Kreuzprediger bestrebten, den erkalteten Eifer wieder anzuregen, es kam kein gemeinsamer Zug der abendländischen Christenheit mehr zu Stande. Das hülfebedürftige lateinische Reich in Constantinopel mit seinen glänzenden Aussichten auf Beute, mit seinen Abenteuern und Fehden entzog dem heiligen Lande die besten Kräfte. Wohl fühlten sich fortwährend einzelne fromme Gemüther angeregt, zur Wiedererwerbung des verlorenen Kleinods ihre Kräfte anzustrengen, aber die vereinzelten Schaaren, die ohne Plan und Führung aus allen Ländern Europa's über die Seestädte des Mittelmeeres auf die gefahrvolle Unternehmung auszogen, waren eben so wenig vermögend, das verlorne Jerusalem wieder zu gewinnen, als die krankhaft gesteigerte Religionsschwärmerei, welche auf Anregung eines französischen Hirtenknaben, der himmlische Erscheinungen zu haben vorgab, zu dem seltsamen phantastischen Kinderkreuzzug führte. Geleitet von dem mißverstandenen Ausspruche Jesu, daß man den Kindlein nicht wehren solle, zu ihm zu kommen, da solcher das Himmelreich sei, verließen in Frankreich und Deutschland Tausende von Kindern, Knaben und Mädchen oder auch solche, die bereits zu Jünglingen und Jungfrauen herangereift waren, das elterliche Haus und die Heimath, um das heilige Kreuz zu gewinnen. In Pilgertracht gehüllt und von einigen Priestern und Mönchen begleitet, begaben sie sich auf verschiedenen Wegen nach Südfrankreich oder Italien, um sich in Marseille und andern Seestädten einzuschiffen, fanden aber größtentheils ihren Untergang. Die Einen erlagen den Anstrengungen des Weges, dem Hunger, der Ermattung; die Andern fielen habsüchtigen Kaufleuten oder Seeräubern in die Hände, welche sie als Sklaven verkauften. Nur wenige der jugendlichen Pilger kehrten geheilt von dem schwärmerischen Taumel zu den Ihrigen zurück. — Keine Mißgeschicke vermochten jedoch den Papst Innocenz III. von seinem Eifer für das heilige Grab abzubringen. Er klagte mit den Worten des Propheten Jeremia, daß die heilige Stadt traure wie eine verlassene Wittwe; er machte es allen Ständen zur religiösen Pflicht, daß jeder nach seinen Kräften und Gaben mitwirke zur Erlösung des heiligen Grabes aus Schmach und Schande. Wie in den ruhmreichen Tagen Gottfrieds von Bouillon sollte die Führerschaft, welche ganz in die Hände der weltlichen Fürsten und Machthaber gerathen war, wieder der Kirche zufallen. Seine unermüdliche Thätigkeit war nicht erfolglos. Eine frische Begeisterung durchdrang die ganze Christenheit, selbst die slavisch-magyarischen Völker, die bisher theilnahmlos geblieben, wurden in die religiöse Strömung hineingerissen. Die angesehensten Fürsten des Abendlandes nahmen das Kreuz. In Deutschland folgte eine beträchtliche Zahl geistlicher und weltlicher Großen ihrem Beispiel; am Niederrhein leuchtete Köln, die Stadt der Heiligen, an regem Eifer hervor. Auf jenem glänzenden Reichstag der Christenheit im Lateran legte Innocenz der Geistlichkeit das heilige Amt auf, wie einst die Maccabäer die Stadt Gottes vor dem Hohn der Heiden zu erretten. Aber der Papst starb und in raschem Sturz

Kinderkreuzzug c. 1212

fiel das stolze Gebäude seiner Hoffnungen und Entwürfe hinter ihm zusammen.
1217. Der Zug, den im nächsten Jahre König **Andreas II. von Ungarn** mit den Herzögen von Oesterreich und Bayern, dem Grafen Wilhelm von Holland und vielen deutschen Edlen und Bischöfen unternahm, blieb ohne Erfolg, indem der König nach einigen Streifzügen am Jordan mit dem größten Theil seiner Begleiter wieder umkehrte, um seine Königsrechte gegen den ungarischen Adel zu vertheidigen, und die von Wilhelm von Holland und dem tapfern König von Jerusalem, **Johann von Brienne**, mit Niederländern, Friesen, Westfalen, Bremern u. A. in Aegypten gemachten Eroberungen durch die Unfähigkeit des päpstlichen Legaten Pelagius und das Ausbleiben der erwarteten Hülfe Friedrichs II. wieder zerrannen. Die mit unglaublicher Mühe und Anstrengung
1218. eroberte Nilstadt **Damiette**, deren Einwohner bis auf wenige Tausend durch Hunger, Elend und Krankheit aufgerieben wurden, mußte nach zwei verlust-
1221. vollen Kriegsjahren wieder aufgegeben werden, als es den Aegyptern gelang, das nach der Hauptstadt Kahira nilaufwärts ziehende Kreuzheer durch Ueberschwemmung des Landes vermittelst Durchstechung der Kanäle in die größte Noth zu bringen. Durch die Theilung des Saladin'schen Reichs unter seinen Söhnen und Verwandten (den **Ejubiden**) war jedoch die Macht der Kurden nicht minder gebrochen als die der Kreuzritter. Aus der Milde und Toleranz, welche die Moslemen bei verschiedenen Gelegenheiten gegen die Christen kund gaben, schloß Meister **Oliver von Köln**, der den Kreuzzug mitgemacht und beschrieben hat, auf eine vorherrschende Neigung für das Christenthum und richtete Bekehrungsschreiben an den Sultan Kamel und die ägyptische Geistlichkeit, und der heil. Franziscus von Assisi (§. 398) wagte sich in das saracenische Lager, um den Ungläubigen die Worte des Lebens zu verkündigen.

Die Kreuzfahrer in Damiette. Den Pilgern, welche Besitz von Damiette nahmen (erzählt **Wilken** im VI. Bande seiner „**Geschichte der Kreuzzüge**"), bot sich ein schauderhafter Anblick dar. Nicht nur die Häuser, sondern auch selbst die Straßen waren mit unbegrabenen Leichnamen angefüllt, welche meistens ohne Kleidung und Bedeckung den Hunden zur Nahrung dienten; in den Betten lagen Todte neben hülflosen Kranken und Sterbenden, und die Verpestung der Luft war unerträglich. Von achtzig Tausend Einwohnern, welche die Stadt im Anfange der Belagerung gezählt hatte, waren nur noch drei Tausend übrig, und unter diesen nur noch hundert Gesunde. Trostlos war besonders der Zustand der Kinder, welche, beraubt ihrer Eltern und Pfleger, um Speise und Trank flehten. Gleichwohl erwürgten manche fühllose Pilger an dem Tage der Eroberung von Damiette eine nicht geringe Zahl der unglücklichen Muselmänner, welche Hunger und Krankheit unfähig zum Widerstande machte. — Die Gefangenen wurden mit Ausnahme von vierhundert wohlhabenden und reichen Muselmännern, welche zum Behufe der Auswechselung von gefangenen Christen zurückbehalten wurden, als Sklaven verkauft, weil die Ernährung Aller dem Schatze des Heeres lästig wurde; und der Bischof von Ptolemais, Jacob von Vitri, nahm eine große Zahl von saracenischen Kindern an sich, welche er taufte und entweder bei sich selbst behielt und im Christenthum unterwies, oder seinen Freunden zur Erziehung und zum Unterrichte übergab. Fünfhundert dieser unglücklichen Kinder aber, deren Lebenskraft durch Hunger und Elend war zerstört worden, starben sehr bald nach der Taufe; und auch von den erwachsenen Gefangenen überlebten sehr viele nicht lange den Verlust ihrer Freiheit, die übrigen wurden von ihren Herren nach Ptolemais geschickt. — Der Cardinal Pelagius hielt erst am Tage Mariä Lichtmessen, nachdem die Stadt vollkommen gesäubert worden war, seinen feierlichen Einzug, begleitet von dem Patriarchen von Jerusalem, der ganzen übrigen Geistlichkeit und dem Volke, mit brennenden Kerzen und der Absingung von Hymnen und Lobgesängen zu Ehren Gottes.

§. 405. Nach solchen Vorgängen unternahm endlich der mit dem Bannfluch beladene (§. 396) Kaiser Friedrich II. den fünften Kreuzzug, zu 1228 einer Zeit, da der Sultan Kamel von Aegypten mit seinem Neffen, dem Beherrscher von Damaskus, über den Besitz von Syrien und Palästina im Kriege lag. Nun aber zürnte der leidenschaftliche Papst Gregor IX. nicht minder über den Vollzug des kaiserlichen Versprechens, wie er vorher über die Unterlassung gezürnt. Er nannte Friedrich einen „Heiden und Mohammedaner", er verbot den Ordensrittern und allen christlichen Streitern, den Gebannten in seinem Unternehmen zu unterstützen, und als es diesem dennoch glückte, durch die Ueberlegenheit seines Geistes, durch seine Sprachkenntnisse und durch kluge Benutzung der Umstände den bedrängten und aufgeklärten Sultan zu einem Vertrag zu bringen, wodurch Jerusalem, Bethlehem und Nazareth sammt 1229. ihren Gebieten und der ganze Küstenstrich von Joppe bis Sidon den Christen abgetreten wurde, so schleuderte der Kirchenfürst, dem dieser Friede durch den Patriarchen von Jerusalem als ein Gewebe von Falschheit und Tücke, als ein dem Christenvolk gelegter Fallstrick geschildert ward, sogar über die Stadt und das heilige Grab den Bannstrahl, so daß Friedrich II., als er an der Spitze seiner getreuen Kriegsschaaren unter dem Jubel des Christenvolks in Jerusalem einzog, ohne Messe und priesterliche Ceremonie sich selbst die Krone aufs Haupt setzen mußte. Gehaßt von dem Patriarchen, verrathen und verleumdet von den Ordensrittern verließ endlich Friedrich, begleitet von seinem getreuen Waffengefährten Hermann von Salza, dem Großmeister des Deutschordens, und seinen deutschen Kriegern das heilige Land, um seine italienischen Staaten wider die feindlichen Kriegsschaaren zu schützen, welche der römische Oberpriester aus allen Ländern nach dem Süden gerufen und denen er dieselben Vortheile wie den Jerusalemfahrern zugesichert hatte. Erst als Friedrich diese mit dem Schlüssel Petri bezeichneten und von fanatischen Bettelmönchen und Kreuzzugspredigern angefeuerten „Schlüsselsoldaten" siegreich aus Apulien getrieben und sich durch einen Bund mit mehreren dem Papste feindlich gesinnten Adelsfamilien (Frangipani u. A.) den Weg in den Kirchenstaat geöffnet hatte, ließ sich Gregor zu dem Frieden von S. Germano und zur Lösung des Bannes bereitwillig finden. 1230. Eine persönliche Zusammenkunft des Kaisers mit dem Papste, in Gegenwart des Ordensmeisters Hermann von Salza, befestigte die Versöhnung beider Häupter der Christenheit. Nun bestätigte Gregor des Kaisers Vertrag mit dem Sultan Kamel, den er früher als eine Schmach der Christenheit gebrandmarkt hatte. „Die Straßen uns alle offen stehen, die zu den heiligen Stätten gehen", rief ein Dichter der Zeit in der Freude seines Herzens über diese Erfolge.

§. 406. Friedrichs II. Wirksamkeit in Sicilien und Deutschland. Nach dem Frieden von S. Germano entwickelte der Kaiser eine großartige organisatorische Thätigkeit, die sich über alle Theile seines Reiches erstreckte. Das apulisch-sicilische Königreich erhielt durch die „Constitutionen" von Melfi eine Verfassung, worin auf Grund und mit Benutzung älterer normannischer Bestimmungen und Einrichtungen ein Staatsbau gegründet wurde, der schon von dem Hauche des modernen Staates durchweht ist. Auf den Trümmern der Lehnsaristokratie erhob sich eine festgegliederte Beamtenhierarchie mit königlicher Spitze, wobei die Staatsgewalt in den Händen des Königs und der

von ihm eingesetzten Organe ruhte, zugleich aber durch Beiziehung von Beiräthen aus den bürgerlichen Kreisen der Grund zu einem parlamentarischen Staatsleben mit einem strammen monarchischen Regimente gelegt ward. Ein Collegium von vier Großhofrichtern unter dem Vorsitz des Großhofjustitiar leitete die Rechtspflege und wachte über die Ausführung und Beobachtung der Gesetze und Verordnungen. Königliche Kämmerer und Amtleute besorgten die Erhebung der Steuern und Einkünfte der Krongüter unter der Controle eines Oberrechnungshofes. Ein sorgfältig geordneter Staatshaushalt mit geregelten Einnahmen, ein ausgedehnter Handel mit Zöllen, Hafengefällen und Monopolen, eine umsichtige Volks- und Landwirthschaft mehrten die Staatseinkünfte und füllten die fürstliche Kasse; eine stattliche Flotte und ein schlagfertiges, meistens aus Deutschen und Saracenen zusammengesetztes Heer unter zuverlässigen Führern schreckte die inneren und äußeren Feinde. Die hohen Schulen in Neapel und Palermo erreichten unter Friedrichs Pflege den Ruhm der christlichen und arabischen Akademien von Paris und Bologna, von Bagdad, Damaskus und Kahira. Die großen Einkünfte, die dem Kaiser von allen Seiten zuflossen, setzten ihn in den Stand, eine Hofhaltung einzurichten, die alle abendländischen Höfe in Pracht und Herrlichkeit verdunkelte und in Luxus und Ueppigkeit mit den Chalifensitzen der mohammedanischen Welt wetteiferte. Wie die morgenländischen Fürsten unterhielt er an seinem Hofe viele schöne Frauen, an deren Liebreiz und Kunstfertigkeit in Gesang und Dichtung er sich ergötzte. Auf seinen prächtigen Schlössern wechselten Ritterspiele und Sängerfeste mit Jagd und Falknerei; Troubadours und Minnesänger belebten die Gesellschaften und die heiteren Mahle, und der Kaiser selbst wie seine Freunde und Gefährten stimmten in die weichen Töne der Minne ein und in das Lob der Frauen. Geblendet von solchem Glanze und Reichthum meinten die Zeitgenossen, seit dem großen Karl habe kein Kaiser so viele Schätze an Gold und Silber aufgehäuft als Friedrich II. Doch wurden die Tage des Glücks und der Freude auch von kummervollen Ereignissen durchbrochen. In Deutschland führte während der minderjährigen Regierung des Kaisersohnes Heinrich (VII.) der kraftvolle und verständige Erzbischof Engelbert von Köln das Reichsregiment; aber wie umsichtig er auch die schwierigen Verhältnisse zu beherrschen suchte, er konnte nicht verhindern, daß die Reichshoheit des Kaisers mehr und mehr sank und die Territorialhoheit der „Landesherren" sich ausbildete; daß Gesetzlosigkeit und Unbotmäßigkeit unter den Großen immer frecher hervortrat, daß ein großer Theil von Norddeutschland einige Zeit unter dänische Herrschaft kam, daß der junge König mißleitet und seinem Vater entfremdet ward. Die Uebelstände mehrten sich noch, als der Reichsverweser Engelbert auf der Reise nach Nürn-
Nov. 1225. berg, wo König Heinrich, kaum den Knabenjahren entwachsen, mit Margaretha von Oesterreich sein Vermählungsfest feierte, von seinem eigenen Neffen Friedrich von Ysenburg und einigen ruchlosen Gesellen ermordet ward. Nun ging das Reichsregiment in die schwachen Hände Heinrichs über und in Deutschland trat ein Zustand ein, wie einst in Israel, „da es keinen König gab, sondern Jeglicher that, was ihm gefiel". Der junge König gerieth bald auf Abwege. Im Umgang mit lustigen Jagdgenossen und Minnesängern, die ihm schmeichelten und ihn verführten, mit Gauklern, Possenreißern und Spielleuten ergab er sich

einem leichtfertigen Leben voll sinnlicher Lust. Statt die Reichsfürsten in seine Nähe zu ziehen, folgte er den Eingebungen und Rathschlägen geringerer Männer aus dem Stande der Ritter und Ministerialen. Vergebens suchte der Kaiser bei einer persönlichen Zusammenkunft zu Cividale unweit Aquileja den Sohn 1232.
durch scharfe Zurechtweisung auf andere Wege zu leiten, indem er ihm zur Pflicht machte, den Rath der Reichsfürsten zu befolgen; Heinrich fühlte sich durch die väterlichen Vorwürfe verletzt, und voll Argwohn, Friedrich möchte seinem zweiten Sohn Konrad, bei dessen Geburt Jolantha ihr Leben verloren, die deutsche Königskrone zuwenden, sann er auf Abfall. Er verband sich mit einigen unzufriedenen Fürsten und Großen; er suchte die rheinischen Städte auf seine Seite zu ziehen; er knüpfte Verbindungen an mit dem König von Frankreich und mit den Lombarden, die schon längst auf die hochfliegenden Herrscherpläne des Kaisers voll Mißtrauen blickten. Da beschloß Friedrich über die Alpen 1235.
zu ziehen und persönlich die deutschen Angelegenheiten zu ordnen. Begleitet von Hermann von Salza und andern hervorragenden Männern und mit großen Geldsummen versehen, erschien er in Süddeutschland, wo sich bald viele geistliche und weltliche Reichsfürsten bei ihm einfanden. Heinrich, von seinen offenen oder geheimen Anhängern verlassen, unterwarf sich und flehte in Worms des Vaters Verzeihung an. Aber Friedrich wollte ihm nur das Leben lassen, die königliche Ehre aber auf Konrad übertragen. Da faßte Neid und Ingrimm des Jünglings Herz und er beschloß zu fliehen, um in Verbindung mit mehreren schwäbischen Rittern zur offenen Empörung zu schreiten. Noch war die Reichsfeste Trifels mit dem Reichsschatz und den Reichsinsignien in seiner Gewalt. Aber die beabsichtigte Flucht wurde entdeckt und der unglückliche Fürst verlor nun nicht blos die Herrschaft, sondern auch die Freiheit. Er wurde zuerst auf das Heidelberger Schloß gebracht und unter die Aufsicht seines erbitterten Gegners, des Pfalzgrafen Otto, gestellt. Dann ließ ihn der Kaiser nach Unteritalien 1236.
bringen, wo er auf verschiedenen Burgen in strenger Haft gehalten wurde, bis er nach sechs Jahren ungebeugt und ohne Reue aus dem Leben schied. Seine † 1242.
Anhänger in Deutschland unterwarfen sich und erlangten Vergebung. Nur Herzog Friedrich der Streitbare, Heinrichs Schwager, wurde wegen seines trotzigen und ruhelosen Verhaltens mit der Reichsacht belegt und das Herzogthum Oesterreich unter die Verwaltung einer kaiserlichen „Landeshauptmannschaft" gestellt, bis eine Aussöhnung zu Stande kam. Als König Heinrich in Fesseln abgeführt ward, hielt der Kaiser in Worms ein glänzendes Hochzeitsfest mit 1235.
seiner dritten Braut, der schönen Isabella von England, Heinrichs III. Schwester, deren Rheinfahrt durch die ritterlichen Ehrendienste der jungen Bürger der rheinischen Städte zu einem festlichen Triumphzug gemacht worden, und traf dann auf dem glänzenden Reichstag von Mainz Rechtsbestimmungen zur 15. August 1235.
Erhaltung des Landfriedens, zur Unterdrückung des Raub- und Fehdewesens, zur Sicherstellung alter Ordnungen und Einrichtungen. Die auf dem Mainzer Reichstag bewirkte Aussöhnung des welfischen und hohenstaufischen Hauses, wozu die englische Heirath den Weg gebahnt (§. 389), kam den kaiserlichen Friedensbestrebungen zu statten. Ein glänzendes Reichsfest, womit der Mainzer Fürstentag geschlossen ward, brachte die Tage des ersten Friedrich in Erinnerung. Bald darauf verließ der Kaiser Deutschland, nachdem er noch die Fürsten und

März 1237. Bischöfe bewogen hatte, seinen Sohn Konrad, den „König von Jerusalem", zum deutschen König und künftigen Kaiser zu wählen.

§. 407. **Die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen.** Während dieser Vorgänge blieb das gute Verhältniß zwischen Kaiser und Papst ungestört. So unheimlich dem römischen Stuhle auch die „Constitutionen des sicilischen Königreichs" waren, und so wenig die Verbindung Deutschlands und Italiens der päpstlichen Politik entsprach, so legte doch Gregor IX. dem Kaiser keine Schwierigkeiten in den Weg. Als aber Friedrich Anstalten traf, die kaiserlichen Hoheitsrechte über die lombardischen Städte, wie sie einst im Constanzer Frieden (§. 387) festgesetzt worden, aber längst außer Uebung gekommen waren, wieder zur Geltung zu bringen und den durch die Selbständigkeit der städtischen Gemeinwesen des Po-Landes unterbrochenen Reichsverband herzustellen; als er die über die Herrscherpläne des Hohenstaufen besorgten Guelfenstädte nöthigen wollte, den Lombardenbund, den sie nach der Weise der Väter mit Bundesheeren, Bundeskassen und Bundesbeamten geschlossen, aufzulösen: da zerriß das künstliche Band und das Papstthum machte gemeinschaftliche Sache mit dem Bürgerthum der Städte und segnete die Waffen, welche den hohenstaufischen Herrscher abhalten sollten, Italien als „sein Erbe" zu betrachten und eine kaiserliche Weltherrschaft von der Ostsee bis über den Faro hinaus aufzurichten. Bald entbrannte ein heftiger Partei- und Principienkrieg zwischen den Anhängern der kaiserlichen Reichshoheit, Ghibellinen, und den Verfechtern republikanischer Selbstherrschaft und nationaler Unabhängigkeit der Einzelstaaten unter dem Ehrenvorsitz des Papstes, Guelfen (§. 380). Aber der Bund der Kirche mit der republikanischen Städtefreiheit siegte über die monarchisch-feudale Herrschergewalt des Kaiserthums. Unterstützt von dem furchtbaren Tyrannen Ezzelino von Romano, der allmählich den ganzen Nordosten von Italien, die Veronesische und Trevisanische Mark, unter seine Botmäßigkeit zwang und mit unmenschlicher Grausamkeit und Heimtücke in seinen Krallen hielt, gelang es zwar dem Kaiser, mit Hülfe der Ghibellinen und seiner Saracenen und
1237. deutschen Söldnerschaaren dem vereinigten Heer der Lombarden bei Cortenuova am Oglio eine solche Niederlage beizubringen, daß sich alle Städte bis auf Mailand, Bologna und wenige andere unterwarfen; der erste Beamte (Podestà) der lombardischen Hauptstadt wurde, an das erbeutete Carroccio gebunden, zum schmachvollen Tode geführt. Als jedoch der Kaiser seinen Sieg mit allzugroßer Strenge verfolgte, von den Mailändern Ergebung auf Gnade und Ungnade verlangte, das angebotene Schiedsgericht und Mittleramt Gregors verwarf, seinem natürlichen Sohn, dem schönen, tapfern **Enzio** (Heinz), die von dem apostolischen Stuhl angesprochene Insel Sardinien als Königreich verlieh, Neapel und Sicilien mit schweren Abgaben und Kriegssteuern drückte, da erneuerte der greise Kirchenfürst, ermuthigt durch die Unfälle des kaiserlichen Belagerungsheeres vor Brescia, am Palmsonntag den Bannfluch in der
1239. strengsten Form, entband alle Unterthanen des Treueids, schloß sich offen an die Lombarden an und suchte dem hohenstaufischen Herrscher, den er des Unglaubens und der Religionsverachtung beschuldigte, allenthalben Haß zu bereiten. Er wollte das Kaiserhaus nicht blos von seiner Würde und Höhe herabstürzen, er wollte demselben vor Allem die sicilische Königskrone, das kostbarste Lehnsgut der Kirche,

entreißen und Italien auf immer vom deutschen Reich trennen. Es war ein Kampf um Herrschaft, um politische Machtstellung, dem die Religion das gleißnerische Gewand lieh. Umsonst wies Friedrich die Beschuldigungen kräftig zurück, widerlegte die päpstlichen Manifeste durch energische Gegenschriften, mißachtete den Bann und bestrafte die Geistlichen, die ihn bekannt machten; umsonst suchte er eine ohne seine Erlaubniß nach Rom entbotene Kirchenversammlung, bei welcher es auf seine Thronentsetzung abgesehen war, zu hindern, indem er durch Enzio und den Flottenführer Anselm de Mari nach dem hitzigen Seetreffen auf der Höhe von Meloria mehr als hundert übers Meer dahin 1241. ziehende Prälaten gefangen nehmen ließ und auf feste Burgen in Unteritalien brachte — noch beherrschten die religiösen Ideen die Gemüther und verliehen der Kirche den Sieg. Aber die Schmähungen, welche die beiden Oberhäupter der Christenheit gegen einander schleuderten, schwächten den Glanz ihren Kronen.

§. 408. Innocenz IV. Gregor, von dem Kaiser in seinen eigenen Staaten bedroht, sank endlich, fast hundertjährig, ins Grab, ein finsterer Greis, der sich den August 1241. demüthigen Dienstleistungen eine Franciscaner-Mönchs unterzogen, zugleich aber in den Foltern und Kerkern der Inquisition die wirksamsten Mittel der religiösen Heilslehre erblickt hatte. Die verzehrende Fiebergluth des Augustmonats in der von den kaiserlichen Heeren umringten Stadt, verbunden mit der aufgeregten Seelenstimmung lösten endlich die sterbliche Hülle, welche den unbeugsamen Geist umschlossen hielt. Gegen zwei Jahre blieb nunmehr der apostolische Stuhl verwaist, während Friedrich mit seinen Kriegsmannschaften im Kirchenstaat weilte. Endlich fiel die Wahl auf den Cardinal Sinibald Fieschi 1243 von Genua, der schon durch den Namen Innocenz IV., den er sich beilegte, andeutete, daß er in dem hierarchischen Geiste seines Vorgängers zu regieren gedenke. Er galt für einen Freund des Kaisers, aber dieser erkannte richtig, daß bei dem Gegensatz der Principien eine Versöhnung der beiden Gewalten unmöglich sei. „Ich fürchte", soll er gesagt haben, „daß ich einen Freund unter den Cardinälen verloren habe und einen Feind auf dem päpstlichen Stuhle wiederfinde, denn kein Papst kann Ghibelline sein". Der Abfall von Viterbo und die verlustvolle Vertreibung der kaiserlichen Besatzung aus dieser Stadt war ein unglückliches Vorspiel. Die Friedensverhandlungen, die bald nachher zwischen den Bevollmächtigten beider Häupter eröffnet wurden, waren von keiner Seite ernstlich gemeint; daher auch der auf vieldeutiger Basis aufgerichtete Kirchenfrieden, den die gesammte Christenheit als frohe Osterbotschaft mit Ge- März 1244. fühlen des Dankes vernahm, nicht zur Wahrheit ward. Innocenz beschuldigte den Kaiser, er sei von seinem Eide „abgesprungen", und um freiere Hand zu haben und aus Friedrichs Bereich zu kommen, beschloß er aus Italien zu entfliehen. In ein Kriegskleid gehüllt, ritt er in finsterer Mitternacht von Sutri aus durch das unwegsame Hügelland dem Gestade zu, wo er ein genuesisches Schiff bestieg und nach seiner Vaterstadt segelte. Von dort reiste er dann über den Mont Cenis nach der auf der Grenzscheide der germanischen und romanischen Welt günstig gelegenen Bischofstadt Lyon, wohin er alsbald Prälaten aller Nationen zu einer feierlichen Kirchenversammlung einberief. Ohne April 1245. Friedrichs Vertheidigung durch den größten Rechtsgelehrten der Zeit, den Großhofrichter Thaddäus von Suessa, zu beachten, erneuerte hier Innocenz

kraft der ihm verliehenen Gewalt „zu pflanzen und auszureißen" in der strengsten
17. Juli 1245. Form den Bannfluch wider den Kaiser, der ein Gotteslästerer, ein heimlicher Mohammedaner, ein Feind der Kirche und Religion sei, erklärte ihn seiner Würden und Kronen verlustig, entband seine Unterthanen der ihm geleisteten Eide und bedrohte alle seine Anhänger mit dem Fluche der Kirche. In ernstem Schweigen ließen die versammelten Bischöfe die brennenden Fackeln, die sie während der Verkündigung des Bannes in Händen gehalten, zur Erde fallen, daß sie erloschen, und Thaddäus rief kummervoll aus: „dies ist der Tag des Zorns, der Trauer und des Verderbens, über den die Feinde der Christenheit jubeln werden". Friedrich aber schrieb auf die Kunde von dem Glaubensgericht in Lyon an seine Anhänger: „Bisher habe ich als Ambos gedient, jetzt will ich die Rolle des Hammers übernehmen!" — Nun loderte in allen Ländern der Streit von Neuem auf, wobei besonders die Bettelorden (§. 398) sich als rüstige und thätige Hülfsmannschaft des Papstes zeigten, dessen Sache sie als die des Glaubens und der Religion darstellten. Man stritt mit der Feder in Angriffs- und Vertheidigungsschriften und mit den Waffen im Felde und auch die dunkeln Pfade der Verschwörung und der Heimtücke wurden nicht verschmäht. In Deutschland
1246. glückte es der klerikalen Partei, die Wahl eines Gegenkaisers in **Heinrich Raspe** von **Thüringen** durchzusetzen; und als dieser von den Gegnern als „Pfaffenkönig" bezeichnete Fürst, nach dem unglücklichen Gefechte bei Ulm wider König
Wilhelm von Holland 1247–1256. Konrad, des Kaisers Sohn, verlassen und machtlos auf der Wartburg starb, ließ sich der jugendliche Graf **Wilhelm von Holland** bewegen, den von einigen, meist geistlichen Reichsfürsten dargebotenen Kaisertitel anzunehmen. Aber seine Macht war gering. Viele angesehene Städte, welche während dieser Zeit des Kampfes und der Parteiung große Rechte und Freiheiten erwarben und durch die Hohenstaufen von der bischöflichen Herrschaft befreit und als Reichsstädte unter die unmittelbare Hoheit des Kaisers gestellt wurden, so wie die meisten weltlichen Fürsten hielten zu Konrad, trotz der Drohungen des Papstes, und die Kreuzpredigten der Dominicanermönche dienten nur dazu, das furchtbar verwilderte Land vollends zu zerrütten.

§. 409. Friedrichs Ausgang. Schrecklich wüthete unterdessen in Italien der Krieg zwischen Guelfen und Ghibellinen. Das heiße Blut des rachsüchtigen und jähzornigen Südländers führte unerhörte Gräuelthaten herbei; Familie war wider Familie, Stadt wider Stadt; kein Alter noch Stand entzog sich dem Kampfe; Parteiwuth beherrschte Alles. Der Stolz und Uebermuth der guelfischen Städte reizte den harten Sinn des ghibellinischen Adels, dessen Führer Ezzelino Frevel beging, vor denen die Einbildung zurückschaudert, und die blutige Grausamkeit, womit die Anhänger des Kaisers durch Azzo von Este in Ferrara und die Guelfen Mittelitaliens verfolgt wurden, findet sich nur in den Parteikämpfen des alten Griechenland in ähnlicher Stärke. — Lange hielt sich Friedrichs edle Gestalt aufrecht; die Zahl seiner Feinde hob nur seinen Muth; Verschwörungen gegen sein Leben scheiterten an seiner Wachsamkeit und führten in Sicilien schwere Strafgerichte über die Schuldigen herab. Er beschränkte die zeitliche Macht und Gerichtsbarkeit des Klerus in seinen Staaten und stellte in scharfen Schriftstücken den Fürsten Europa's die Gefahren dar, von denen die weltliche Herrschergewalt

durch den geistlichen Hochmuth bedroht sei. Aber schwere Schicksalsschläge, die innerhalb weniger Jahre ihn trafen, stärkten die Gegner. Die Unfälle vor 1248.
Parma, wo durch einen glücklich vollführten Ausfall der Guelfen die mühevollen und kostspieligen Belagerungsarbeiten eines ganzen Jahres zerstört, 1500 tapfere Kriegsleute getödtet, 3000 in Gefangenschaft geführt wurden und der wackere Großhofrichter Thaddäus von Suessa im Getümmel seinen Tod fand, waren eine große Niederlage für die kaiserliche Sache und ein Triumph für die Feinde, vermochten jedoch nicht die Energie und den Muth des großen Fürsten zu lähmen. Als aber sein hochsinniger Sohn Enzio, des Vaters Ebenbild, nach der unglücklichen Schlacht am Waldbache Fossalta in die Gewalt 1249.
der Bolognesen fiel und alle Bemühungen, ihn zu befreien, an dem plebejischen Trotze der Bürgerschaft scheiterten; als sein gebildeter, in der ernsten Wissenschaft wie in der heitern Dichtung hervorragender Geheimschreiber Peter von Vineis, der sein ganzes Vertrauen besaß, sich von der Gegenpartei gewinnen ließ, und einer Verschwörung und eines Vergiftungsversuches beschuldigt bei der Abführung zum Tode sich in oder bei Pisa an einem Kirchenpfeiler die Stirn einstieß — da brach endlich Friedrichs Herz. Als er gerade im Begriff stand, einen neuen Feldzug nach Oberitalien zu unternehmen und vielleicht seinen Widersacher in Lyon selbst heimzusuchen, erlag er einer Krankheit. Im sechsundfünfzigsten Jahre seines Alters verschied er in den Armen seines ge- 13. Dez. 1250.
liebten Sohnes **Manfred** zu Firenzuola unweit Luceria in Unteritalien. Seine Leiche wurde in Palermo beigesetzt, wo sein byzantinisches Grabmal, eine Urne aus rothem Porphyr von vier Löwen getragen, noch jetzt zu sehen ist. — Friedrich II. vereinigte seltene Geistesgaben, hohe Bildung und vielseitige Kenntnisse, Sinn für Wissenschaft und Dichtkunst und die Fähigkeit, sich fremde Sprachen und Eigenthümlichkeiten leicht anzueignen, mit Tapferkeit, Heldenmuth, Schönheit des Körpers und anmuthigem, gewinnendem Wesen. Umgeben von Pracht, Herrlichkeit und Freuden jeder Art, an denen sein Herz sich ergötzte, empfänglich für Kunst und Poesie, die an seinem glänzenden Hofe Aufmunterung und Pflege fanden, ein Gönner des heitern Minnegesangs, dem er selbst mit Glück oblag, im Besitz schöner Paläste und großer Reichthümer, hatte Friedrich alle Ansprüche auf Glück, hätte nicht sein freier Geist der kirchlichen Hierarchie widerstrebt und hätte er besser gelernt, seine Leidenschaften zu zähmen und seine Begierden zu mäßigen. Im Umgang mit leichtfertigen Dichtern romanischer Zunge, im Verkehr mit mohammedanischen Fürsten und Gelehrten und bestrickt von den Netzen italienischer Sinnlichkeit und Verführung, hatte er in Denkart, Sitten und Leben vielfach gegen die Ideen der Zeit und die Satzungen der Kirche verstoßen und sich rückhaltlos der Genußsucht und der Frauenliebe hingegeben. Er galt in der gesammten Christenheit als Freigeist und Ungläubiger, darum erscheint er in Dante's Hölle (§. 456) unter der Zahl der kühnen himmelstürmenden Zweifler, die zur Strafe in feurigen Gräbern liegen.

§. 410. **Untergang der Hohenstaufen. a) Konrad IV. und Manfred.** In Lyon wurde der Tod des Kaisers mit der freudigsten Erregung vernommen. Die Schreiben, welche die Kunde in die Welt trugen, glichen Siegesbotschaften. Doch verließ Innocenz nicht sogleich den bisherigen

Aufenthaltsort; die Fäden, welche er durch die wandernden Predigermönche von Lyon aus nach allen Richtungen angeknüpft hatte, konnten in der günstig gelegenen Rhonestadt leichter unterhalten werden. Daher wurden zunächst alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die glückliche Wendung des Schicksals zum vollständigen Sieg der Kirche und zum Untergang des „gottesfeindlichen Geschlechts der Hohenstaufen" auszunutzen. Schaaren von Bettelmönchen durchzogen die Länder und reizten zu Abfall und Aufruhr. Der ausgestreute Same trug reiche Frucht. In Kurzem waren alle Länder und Völker von der Südspitze Siciliens und den felsigen Gestaden Unteritaliens bis zur Donau und zum Rhein von Kriegsnoth heimgesucht und allenthalben wüthete Kampf und Parteiung, Brand
März 1251. und Raub. Erst als Wilhelm von Holland, nachdem er bei Oppenheim über seinen Gegner einige Vortheile davon getragen, nach Lyon geeilt war und den Rath und Segen des heiligen Vaters eingeholt hatte, kehrte Innocenz über Marseille, Genua und Mailand nach dem Kirchenstaat zurück, das zerrüttete Reich und den Kampf wider den mit dem Kirchenfluch beladenen „Herodessohn" Konrad der Thätigkeit der Kreuzprediger und der Selbstsucht der Großen überlassend. Bald zog auch König Konrad IV., nachdem er durch Verpfändung oder Verkauf der schwäbischen Erbgüter des Hauses die erforderlichen Geldsummen gesammelt, mit deutschen Kriegsmannen über die Alpen, um in Verbindung mit seinem Halbbruder **Manfred** das durch die Geschäftigkeit der Bettelmönche und die päpstlichen Proclamationen tief aufgeregte sicilisch-apulische Königreich seinem Hause zu erhalten. Unterstützt von dem schrecklichen Ezzelino, der trotz Bann und Interdict bei der ghibellinischen Partei aushielt und von todbringen-
1252. dem Argwohn erfüllt auf der Bahn der Tyrannei immer weiter fortschritt, gelangte er nach Unteritalien, wo er an der Seite des ritterlichen, leutseligen Manfred bald die abgefallenen Städte bis auf Neapel zur Unterwerfung brachte.
1. Oct. 1253. Nach langer Belagerung wurde auch diese Hauptstadt zur Ergebung auf Gnade und Ungnade gezwungen und für ihre Untreue hart gestraft. Innocenz gerieth in Unruhe und sah sich nach englischer und französischer Hülfe um. Aber sechs
21. Mai 1254. Monate nachher wurde König Konrad IV. zu Lavello unweit Melfi durch die Fieberluft des südlichen Italiens, die so manches deutsche Leben in der Blüthe der Jahre geknickt hat, schnell dahingerafft. Nun kam ein Vergleich zu Stande, kraft dessen die Lehnshoheit des apostolischen Stuhles über das sicilische Königreich von Neuem festgestellt wurde und Manfred die Regentschaft führen sollte, bis der kleine Konradin, den Frau Elisabeth dem abwesenden Gemahl im fernen Bayerland geboren, zu Jahren gekommen sein würde. Im Triumphe zog nun Innocenz in Neapel ein. Aber Manfred überzeugte sich bald, daß sein Leben oder seine Freiheit durch die päpstliche Partei gefährdet sei. Er entfloh daher in dunkler Nacht durch das apulische Waldgebirg nach Luceria, der treuen Saracenenstadt seines Vaters, wo er Schutz und Hülfe fand und als unabhängiger Fürst auftreten konnte. Vergebens zog des Papstes Neffe, Cardinal Wilhelm Fieschi, gegen den Hohenstaufen zu Feld; als geschlagener Flüchtling kehrte er bald wieder mit wenigen zersprengten Mannschaften nach Neapel
7. Dec. 1254. zurück, gerade als Innocenz aus dem Leben schied, verdüstert und fieberhaft aufgeregt durch die Trauerbotschaften. Es half nichts, daß der Nachfolger **Alexander IV.** bald durch angeknüpfte Friedensunterhandlungen, bald durch

Erneuerung des Bannstrahls Manfreds Siegeslauf zu hemmen suchte und zugleich dem englischen Königssohn Edmund das sicilische Reich als kirchliches Lehn gegen eine jährliche Abgabe von tausend Unzen Goldes anbot; Manfreds 1255.
Glücksstern leuchtete immer glänzender. Mit Hülfe seiner Oheime Galvano und Friedrich Lancia und anderer ergebenen Führer eroberte er ganz Unteritalien 1256 1257.
sammt der Insel und brachte das staufische Erbrecht von Neuem zur Geltung. Die abgefallenen Städte Neapel, Capua, Aversa huldigten ihm, die guelfischen Heere mußten sich in den Kirchenstaat zurückziehen, in England, wo die päpstlichen Gelderpressungen unruhige Auftritte erzeugt hatten, gab man die Eroberungspläne auf. Innerhalb zweier Jahre war die Unterwerfung der Länder auf beiden Seiten der Meerenge vollendet, so daß sich Manfred in Palermo als **König** 11. Aug. 1258.
von Sicilien krönen ließ, ohne des abwesenden Neffen Konradin dabei zu gedenken. Die gleichzeitigen Vorgänge in Oberitalien, die des Papstes ganze Aufmerksamkeit nach der Lombardei kehrten, begünstigten sein ehrgeiziges Streben. Dort stand nämlich **Ezzelino** mit den Ghibellinen gegen die päpstlich-guelfischen Heere im Felde. Bei der Brücke von Cassano kam es zu einer Schlacht, in welcher der Anführer nach tapferem Kampfe verwundet in die Hände seiner Feinde fiel und als Gefangener nach dem Mailändischen Schlosse Soncino gebracht wurde. Hier saß er in finsterem Hinbrüten, die Tröstungen der Religion und die Bußpredigten der Minoritenmönche verächtlich von sich weisend, bis der Tod eintrat, den er selbst durch Aufreißen des Verbandes seiner 27. Sept. 1259.
Wunden zu beschleunigen suchte. Also starb Ezzelino da Romano „mit dreifachem Banne beladen, voll schweigender Verachtung der Welt, des Papstthums, der Kirche und seines ihm von den Sterndeutern verkündeten Schicksals". Mit seinem Tode stürzte sein blutbefleckter Herrscherbau zusammen. Verona, Bassano, Vicenza verjagten die Besatzungen, öffneten die Kerker und stellten ihre städtische Freiheit her. Ezzelino's Bruder **Alberich** mußte das feste Bergschloß, wo er sich mit seinem Weibe, seinen sechs Söhnen und seinen schönen Töchtern mit verzweifelter Tapferkeit vertheidigt, dem Guelfenführer Azzo von Este übergeben, der die Kinder vor den Augen des Vaters erwürgen ließ, worauf dieser 1260.
selbst von Pferden zu Tode geschleift und sein Körper verbrannt wurde. So erschütternd wirkten diese Vorgänge auf die Zeitgenossen, daß Schaaren von Büßenden in langen Zügen durch die Städte Italiens zogen, den entblößten Rücken mit Geißeln sich blutig schlagend und Berge und Thäler mit Wehrufen um Friede und Gnade erfüllend.

§. 411. b) **Schlacht bei Benevent.** Mit Manfreds Krönung brach für Sicilien eine glückliche Zeit an. Ackerbau und Industrie blühten von Neuem auf, der Handel belebte sich wieder, Wohlstand und Lebensfreude kehrten zurück. Der Hof von Palermo war ein würdiger Ausdruck dieses Aufblühens. Manfred und die griechische Fürstentochter Helena, seine zweite Gemahlin, waren ausgezeichnet durch Schönheit und Bildung. In dem Königspalaste am Meeresstrande herrschte wie in den schönsten Tagen Friedrichs II. fürstlicher Glanz, gehoben durch Poesie und wissenschaftliches Leben, durch Ritterspiel, Tonkunst und Gesang, durch gesellschaftliche Formen voll Anmuth. Aber dieses Glück reizte die römische Curie zu neuem Haß und Neid. Als Manfred sich weigerte, den Forderungen des Papstes gemäß das sicilische Königreich als

ein zinspflichtiges Kirchenlehn hinzunehmen und die Saracenen aus Italien zu verweisen, erklärte der Papst die Krönung für ungültig, sprach abermals den Bann aus über den „Verbündeten der Heiden" und ließ durch die Bettelmönche Abfall und Empörung predigen. Aber Manfred saß fest in seiner Herrenburg inmitten eines ergebenen Volkes und bald sollte sich seine Macht sogar über Mittelitalien erstrecken, als mit seiner Hülfe die Ghibellinen bei der Burg
Sept. 1260. Montaperta die florentinischen Guelfen aufs Haupt schlugen und in ganz Toscana das Uebergewicht gewannen. Da erkannte man in Rom, daß das Papstthum nicht vermögend sei, mit eigener Kraft das Königreich zu unterwerfen. Alexanders Nachfolger Urban IV. trat daher mit dem Bruder des französischen Königs Ludwig IX., dem Grafen Karl von Anjou, in Verbindung, einem unternehmenden, thatkräftigen aber hartherzigen Fürsten, der durch Heirath in den Besitz des schönen Landes Provence gekommen und einer der mächtigsten Fürsten geworden war. Er sollte mit Provençalen und Guelfen das Königreich erobern und den Papst als Oberlehnsherrn durch einen Jahreszins und einen weißen Zelter ehren. Freudig gingen Karl und seine ehrgeizige Gemahlin Beatrix auf den Antrag ein und rüsteten Truppen und Schiffe aus. Mit großer Verwegenheit setzte darauf der Graf mit geringem Gefolge zur See nach der Tibermündung über, während seine Kriegsmannschaft ihren Weg über die Alpenpässe suchte und durch die Lombardei und die Apenninen vordrang, und gelangte nach Rom, wo er vom Volk als „Senator" ausgerufen
Juni 1265. und von dem neuen Papst Clemens IV., einem gebornen Provençalen, mit der sicilischen Krone belehnt ward. Nun entbrannte ein furchtbarer Kampf, dessen Preis das schönste Land der Erde sein sollte. Karl wurde von der klerikalen Partei als der „Maccabäus" dargestellt, welcher den „fluchbeladenen Ketzer und Mohammedanerhäuptling" zu Boden schlagen werde. Seinem „Kreuzheer" wurde Absolution von allen Sünden und Verbrechen, wie den Jerusalemfahrern, verheißen. Mit großer Tapferkeit stritten Manfred und seine Getreuen wider den übermächtigen Feind. Aber der Boden, auf dem seine Herrschaft ruhte, war durch Verführung und Verrath wankend geworden. Am 26. Februar
Februar 1266. 1266 kam es auf dem „Rosenfelde" **bei Benevent** zur Entscheidungsschlacht. Als trotz der Tapferkeit der Saracenen und Deutschen das Kriegsglück durch italienische Verrätherei gegen Manfred entschied, stürzte sich der hohenstaufische König in den dichtesten Schwarm der Feinde und starb den Heldentod. Die Leiche wurde in ungeweihter Erde verscharrt, aber die französischen Krieger trugen, seinen Heldenmuth zu ehren, jeder einen Stein herbei und häuften ihm ein kunstloses Grabmal. Jetzt war die Macht der Ghibellinen gebrochen; Neapel und Sicilien fielen in die Hände des Siegers, der das unglückliche Land alle Schrecknisse der Eroberung fühlen ließ. Manfreds Gemahlin, welche mit ihren Kindern in ihre griechische Heimath entfliehen wollte, fiel in die Hände des hartherzigen Provençalen, der sie in Fesseln legte, bis sie nach fünfjährigen Leiden, im dreißigsten Lebensjahre ins Grab sank. Ihre Tochter schmachtete achtzehn Jahre im Burgverließ von Neapel und die drei Söhne Manfreds sahen nie das Tageslicht wieder. Dagegen wurden die Verräther, welche am Tage der Entscheidung die Sache ihres Königs verlassen, mit Gütern und Gnaden belohnt. Damit feierte das romanische Wesen seinen Sieg über das Germanenthum in Ita-

lien, die Kirche ihren Triumph über das verhaßte Geschlecht der Hohenstaufen, von dem nur noch ein schwacher Sprößling im fernen Bayerland in Freiheit lebte.

§. 412. c) Konradin. Schwer lag nunmehr die Hand des Schicksals auf der besiegten Partei; Schaffot, Gefängniß, Verbannung war das Loos von Tausenden, indeß französische Edle sich in die Güter der Hohenstaufen und ihrer Anhänger theilten und die Ueberwundenen mit Hohn und Uebermuth behandelten. Steuerdruck, Zollbelastung und Wucher brachten die Einwohner zur Verzweiflung; die Rechte der Stände, die Sicherheit der Person und des Eigenthums wurden freventlich verletzt. Da wandten sich die Bedrängten an Konrads IV. jugendlichen Sohn **Konradin**, welcher, seitdem seine Mutter Elisabeth sich in zweiter Ehe mit dem Grafen Meinhart von Görz und Tirol verbunden, still und unbemerkt bald am Hofe seines Oheims, des Bayernherzogs Ludwig, in Donauwörth gelebt, bald in Constanz an den reizenden Ufern des Bodensee's bei seinem Erzieher, Bischof Eberhard, geweilt hatte, seinen Geist nährend an Liedern und an den Erinnerungen der einstigen Größe seines Geschlechts. Boten brachten ihm reiche Geschenke und den Schmerzensschrei des Landes und versprachen ihm die Huldigungen berühmter Herren und Städte. Konradin, in dem der hohe Sinn und Heldengeist der Ahnen wohnte, verließ die Heimath, um mit seinem 1267.
Freunde und Altersgenossen Friedrich von Baden und wenigen Getreuen das Erbe der Hohenstaufen wieder zu erobern. Umsonst warnte die Mutter vor Italiens Reizen, die alle Glieder seines Hauses angelockt, um sie tückisch zu verderben; Durst nach Thatenruhm und Heldengröße führte den letzten Sprößling des glorreichen Geschlechts über die Alpen, wo ihn die Ghibellinen mit Jubel begrüßten, Clemens mit dem Bannfluch zu schrecken suchte. Siegreich durchzog er das obere und mittlere Italien, rückte unter den Augen des Papstes an den Mauern von Viterbo vorüber auf Rom los, wo er unter Jubelgesängen des Volkes seinen Einzug hielt und auf dem Capitol die Huldigung der ewigen Stadt als Weihe des Todes empfing, und überschritt die Grenze von Neapel. In der Ebene von Scurcola, zwischen Tagliacozzo und der Felsenstadt 23. Aug. 1268.
Alba, stieß das deutsche und ghibellinische Heer auf den Feind, der nach Angabe des erfahrenen französischen Ritters und Kreuzfahrers Erard von Valery seine Truppen getheilt und die Tapfersten und Entschlossensten hinter dem nahen Felsgebirge aufgestellt hatte. Konradin griff muthig an und schlug die gegenüberstehenden Franzosen und Guelfen in die Flucht. Schon erfüllte dieser glückliche Ausgang des Treffens seine Partei mit den glänzendsten Hoffnungen, als sein zu rasches Verfolgen den im Hinterhalt lauernden Feinden den Sieg verschaffte. Seine Truppen wurden theils getödtet, theils zersprengt; er selbst entkam mit seinem Freunde glücklich nach Astura ans Meer, wurde aber hier durch den schändlichen Verrath des Johannes Frangipani (§. 405), dessen Familie von Friedrich II. mit Ehren und Gütern überhäuft worden war, aus schnöder Gewinnsucht seinem Gegner ausgeliefert. Karl von Anjou ließ alsbald vor einem aus italienischen Richtern und Rechtsgelehrten zusammengesetzten Gerichtshof die Gefangenen des Hochverraths anklagen; aber nur ein einziger, der knechtisch gesinnte Robert von Bari, wagte es, den Erben des erlauchten Herrscherhauses schuldig zu finden; die übrigen sprachen ihn frei. Dennoch folgte Karl von Anjou der einen Stimme und fällte eigenmächtig das Todesurtheil.

29. Oct. 1268. In Folge dieses ungerechten Richterspruchs wurde Konradin nebst seinem Busenfreunde **Friedrich** auf dem Karmelitermarkt zu Neapel mit dem Beile enthauptet. So sank der letzte Sprößling eines Heldengeschlechts, das an Macht, Glanz und allen Gütern der Erde, wie an Talent, Seelenadel und Hochgefühl alle andern überstrahlte, in ein ruhmloses Grab. Fern von der Heimath wurden die Leichname der Getödteten in einer kleinen Kapelle und später in der Kirche Sta. Maria del Carmine beigesetzt, wo sie jetzt noch sich befinden. Vier Wochen nachher schied Clemens IV. aus dem Leben. „Die erschütternde Gestalt des schuldlosen Enkels von Friedrich auf dem Schaffot von Neapel, wie er die Hände zum Himmel rang, und dann betend niederkniete, um den Todesstreich zu empfangen, stand am Lager des sterbenden Papstes und verfinsterte seine letzte Stunde." Sein Nachfolger **Gregor X.** strebte nicht nach Siegen und Lorbeeren, sondern nach dem schönern Ruhm eines Versöhners und Friedensfürsten. Nach **Lyon**, wo der Streit zwischen Kirche und Reich seinen Ursprung ge-
1274. nommen, wurde durch ihn ein neues **Concil** einberufen, welches sich in erster Linie mit der Frage befaßte, wie die gestörte Ordnung im Reich und in der Kirche gehoben und einer künftigen Wiederkehr solcher Zustände vorgebeugt werden könne. Die Königswahl **Rudolfs von Habsburg**, die hier als gültig anerkannt wurde, war ein wichtiger Schritt dazu. — Während dieser Zeit wüthete Karl von Anjou mit Härte und Grausamkeit gegen alle Anhänger der Hohenstaufen. Die Saracenen in Luceria wurden vernichtet und an ihre Stelle Landleute und Handwerker aus der Provence angesiedelt; provençalische Ritter wurden mit den eingezogenen Gütern verfolgter und getödteter Ghibellinen bereichert. Da schwur **Johann von Procida**, ein seiner Habe beraubter Ghibelline, dem Tyrannen Rache. Unter seinem Einfluß bildete sich eine Verschwörung, in deren Folge
1282. alle Franzosen durch die sogenannte **sicilianische Vesper** von den schwer beleidigten, hart gedrückten Sicilianern ermordet und dann die Insel dem tapfern und schlauen Schwiegersohn Manfreds, **Peter von Aragonien**, übergeben wurde, mit dessen Hülfe die Einwohner alle Angriffe Karls siegreich zurückschlugen und ein selbständiges, von der päpstlichen Zinspflicht befreites und von Peters Nachkommen regiertes Königreich gründeten. Nach langen wechselvollen Kriegen, deren Ausgang Peter und Karl nicht erlebten, wurde endlich des Aragoniers zweiter Sohn **Friedrich** als König von Sicilien gekrönt. Neapel dagegen blieb über zwei Jahrhunderte unter französischer Herrschaft (§. 511).

Ein hartes Geschick verfolgte alle noch übrigen Glieder des Hohenstaufischen Hauses. **König Enzio**, der ritterliche, gesangliebende und leutselige Fürst, wurde bis zu seinem Tode (1272) zu Bologna in Haft gehalten, nachdem ein Fluchtversuch mißlungen war. Er war in einem Fasse aus dem Kerker gebracht, aber an einer hervorragenden Locke seines blonden Haupthaares entdeckt worden. Seitdem hatten die Bolognesen seine Gefangenschaft verschärft. — Nicht minder kummervoll war das Leben von Friedrichs II. Tochter Margaretha, welche an Albrecht den Unartigen, Markgrafen von Thüringen und Meißen, vermählt war. Dieser vernachlässigte seine Gemahlin auf unwürdige Weise, lebte im Ehebruch mit Kunigunde von Eisenburg und trachtete endlich, um diese zu seiner rechtmäßigen Gattin erheben zu können, der Kaisertochter nach dem Leben. Sie wurde jedoch von dem Diener, dem die Ermordung aufgetragen war, gewarnt und beschloß durch schleunige Flucht ihr Leben zu retten. Noch einmal ging sie zu ihren kleinen Söhnen Friedrich, Heinrich und Diezmann. Im grenzenlosen Schmerze über die Trennung von ihren Lieben, berichtet die

geschichtliche Volkssage, biß sie den ältesten, Friedrich, so heftig in die Wange, daß er ein Mal und den Beinamen „mit der gebissenen Wange" davon behielt. Dann ließ sie sich bei nächtlicher Weile mit Stricken von der Wartburg herab und wanderte, von Angst und Sorgen getrieben, hülflos durch das Land, bis der Abt von Fulda die Unglückliche nach Frankfurt bringen ließ, wo sie bei der Bürgerschaft eine ehrenvolle Aufnahme fand. Aber noch in demselben Jahr, den 8. August 1270, endete der Tod ihre Leiden. Die letzte überlebende Tochter Friedrichs II., Katharina, hatte freiwillig den Kaiserhof ihres Vaters verlassen und den Nonnenschleier gewählt. Sie verbrachte ihr Leben in der stillen Zelle eines französischen Klosters bei Montargis, wo sie im J. 1279 starb. Noch findet sich daselbst ihr Grabmal, und darüber ihr Bildniß. In der Rechten hält sie eine Palme, in der Linken eine Tafel mit der Aufschrift: „Kronen und alle Pracht der Welt habe ich nichts geachtet". Ein zweiköpfiger Adler erinnert an ihre kaiserliche Geburt.

§. 413. Die Mongolen. Im Anfang des 13. Jahrhunderts zog Temudschin, der Oberheerführer (**Dschengis-Chan**) einiger streitbaren Nomadenhorden aus der asiatischen Hochebene zwischen China und Sibirien, auf Eroberungen aus. Er überstieg die chinesische Mauer, eroberte das unermeßliche „himmlische Reich" und stürzte die herrschende Dynastie. Bald erlag auch Hin- 121
dostan seiner Macht, und vor der wilden Kraft des vorwärts drängenden Hirtenvolks bestand nicht einmal das große Reich der Chowaresmier, das, von einem Sklaven der Seldschukken gegründet, durch kriegerische Häuptlinge so ausgedehnt worden war, daß es sich vom kaspischen Meer über Persien nach Indien erstreckte. Der reiche Schah Mohammed wurde aus dem Beherrscher einer halben Welt ein landesflüchtiger Bettler; seine Söhne wurden ermordet, seine Töchter unter die Sieger vertheilt; selbst sein heldenmüthigster Sohn, der vielgepriesene Dschelaladdin, vermochte mit aller seiner Tapferkeit auf die Länge nicht zu widerstehen. Bochara, Samarkand, Balkh und andere blühende, volkreiche Städte gingen mit allen ihren Schätzen der Kunst und Wissenschaft in Flammen auf, die Bibliotheken wurden in Ställe verwandelt, und mongolische Barbarei lagerte sich über die Staaten und Völker vom Indus bis zum kaspischen Meer. Schon machte der Welteroberer Anstalten, die Länder im Westen des Euphrat zu unterwerfen, als ihn der Tod dahinraffte. Dschengis- 1227.
Chans Söhne und Enkel setzten die Eroberung fort. **Batu** unterwarf die Länder nordwärts vom schwarzen Meer, machte Rußland zinspflichtig, nachdem er auf zwei Feldzügen den Großfürsten Wladimir mit den Häuptern seines Volkes er- 1237–1239.
schlagen, die Hauptstädte Moskau und Kiew erobert und das Land mit Feuer und Schwert verheert hatte, verbrannte Krakau und füllte das zwieträchtige und gespaltene Polen und Ungarn mit Mord und grausenhafter Verwüstung. Auf der Haide von Mohy am Sajoflusse sanken die Magyaren wie die Blätter März 1241.
im Herbste unter den Pfeilen und Lanzenstößen der Nomaden. Die wilden Horden verwandelten Ungarn in eine Wüste, erschlugen die Einwohner zu Hunderttausenden und streiften bis nach Illyrien und Dalmatien. Zuletzt überschritten die Mongolen (von den Europäern auch Tataren genannt) die Oder; Herzog Heinrich der Fromme von Niederschlesien fiel mit dem Kerne seiner christlichen Streiter auf der Wahlstatt bei Liegnitz unter 9. April 1241.
den Streichen der heidnischen Nomaden; die Bürger von Breslau zündeten ihre hölzernen Häuser an und zogen sich auf die feste Burg der Dominsel an der Oder; alles Volk flüchtete sich in die Berge; das ganze Abendland zitterte,

da Kaiser und Papst, in heftigem Hader begriffen, nichts zur Rettung der Christenheit beitrugen. Zum Glück gingen die Feinde nicht weiter. Die Tapferkeit der stahlbewehrten europäischen Kämpfer und die festen, ihren ungestümen Siegeslauf hemmenden Burgen und ummauerten Feldklöster schreckten sie ab. Sie kehrten zurück aus dem Lande, wo keine Reichthümer lockten, und trugen ihre Waffen gegen das üppige Khalifenreich in Bagdad, dem sie ein blutiges Ende
1258. bereiteten (§. 310). Nachdem der letzte Khalife mit 200,000 Moslemen gefallen und der alte Sitz abbasidischer Größe vierzig Tage lang geplündert war, vernichteten sie den schwärmerischen Stamm der persischen Assassinen (§. 379) mit entsetzlicher Grausamkeit, drangen dann nach Syrien vor, eroberten das prächtige Haleb (Aleppo) und Damaskus und zertraten die christliche und arabische Cultur in dem heiligen Lande unter den Hufen ihrer Rosse. Erst die Mammeluken (§§. 415, 416) setzten ihren Eroberungszügen einen Damm. Nach einigen Menschenaltern zerfiel das Mongolenreich, dem die große Stadt Karakorum im Wassergebiet des Baikalsee's als Mittelpunkt diente, in mehrere unabhängige Staaten. Aber noch über zwei Jahrhunderte trugen die Russen das Joch der „goldenen Horde" im Osten der Wolga, und Ungarn und Polen erholten sich nur langsam von der Verwüstung. Ohne religiöse Entschiedenheit und ausgeprägten Cultus waren die Mongolen vielen Bekehrungsversuchen sowohl von Seiten der Christen als der morgenländischen Religionsparteien ausgesetzt; allein den einfachen Abstractionen des Lamaismus (eines Zweiges der buddhistischen Secten) und den sinnlichen Verheißungen des Islam waren diese Barbaren leichter zugänglich als den christlichen Lehren. In China und der Mongolei wurden die Mongolen Buddhisten, in ihren übrigen Reichen Mohammedaner; dem ursprünglichen Religionswesen blieben nur die Horden der Bucharei, die in den großen Ebenen vom Dschihun bis zum Irtisch nomadisch umherzogen, noch länger treu.

3. Ausgang und Folgen der Kreuzzüge.

§. 414. Ludwigs des Heiligen Unternehmungen. Weder die großen Anstrengungen der Päpste, noch die unermüdlichen Kreuzpredigten wandernder Mönche waren im Stande, den erkalteten Eifer der abendländischen Christenheit für einen neuen Kreuzzug anzufachen. Man begnügte sich mit freiwilligen Gaben und Steuern zur Unterstützung der Bedrängten und Pilger. Nur vereinzelte Schaaren unter der Anführung französischer und englischer (normannischer) Fürsten und Edeln, bei denen der religiöse Rittersinn am längsten vorhielt, wagten noch die beschwerliche und gefahrvolle Fahrt. Unter ihnen befand sich der berühmte Thibaut von Champagne, der gepriesene Sänger der Liebe und Waffenehre, und Simon von Montfort, der blutige Verfolger der Albigenser (§. 401). Erst die ritterliche Frömmigkeit des französischen Königs Ludwig IX. und der Fall des Königreichs Jerusalem brachten noch einmal eine vorübergehende Begeisterung hervor. Als Kamels (§. 405) jüngerer Sohn die Absicht zu erkennen gab, Saladins Reich wieder in seiner ganzen Ausdehnung herzustellen und deswegen den Sultan von Damaskus, seinen Oheim, mit Krieg überzog, schloß dieser ein Bündniß mit den Christen von Palästina. Da sich der ägyptische Herrscher hierdurch bedroht sah, so nahm er eine wilde

Horde streitbarer Chowaresmier in Sold, die seit dem Sturze ihres mächtigen Reichs durch die Mongolen (§. 413) in den Gegenden des Euphrat und Tigris umherstreiften. Diese fielen in Palästina ein, Mord und Verwüstung vor sich hertragend. Sie eroberten Jerusalem, tödteten die Einwohner, zer- 1244.
störten das heilige Grab und trieben Hohn mit den Gebeinen der Könige, die sie aus den Grüften rissen. Bei Gaza fiel die Blüthe der geistlichen Ritterorden unter den Schwertern der Moslemen. Akkon und einige andere Küstenstädte blieben der einzige Besitz der Christen, indeß der Sultan von Aegypten nach der Eroberung von Askalon Palästina, Syrien und Damaskus seinem Reiche beifügte, und die Turkomanen das Fürstenthum Antiochien hart bedrängten.

§. 415. So niederschlagend die Kunde von diesen Vorgängen im Abendlande wirkte, so dauerte es doch noch mehrere Jahre, ehe eine größere Kreuzfahrt zu Stande kam. Der Mißbrauch, welchen Innocenz IV. mit den Kreuzbullen trieb, indem er die Streiter Christi gegen den Kaiser unter die Waffen rief, den Kampf wider das hohenstaufische Herrscherhaus an Verdienstlichkeit einer Fahrt nach Palästina gleich stellte, und die milden Gaben, die der fromme Glaube für die bedrängten Brüder im Morgenlande steuerte, zu selbstsüchtigen Zwecken verwendete, raubte den Kreuzzügen den heiligen Zauber, welcher bisher die christlichen Völker in den gefahrvollen Kampf gegen die Ungläubigen getrieben. Am längsten glühte das Feuer der religiösen Romantik und der Begeisterung für die Jerusalemfahrten in Frankreich. Hier nahm nach langen Vorbereitungen König Ludwig IX., später zum Heiligen erhoben, mit vielen Edlen seines 1248.
Volks das Kreuz und segelte auf einer schönen Flotte von Marseille aus über Cypern, wo das Kreuzheer den Winter verbrachte, gen Aegypten, um durch 1249.
Eroberung dieses Landes jeden Entsatz von Jerusalem unmöglich zu machen und sich zugleich die Zufuhr zu sichern. Die feste Grenzstadt Damiette fiel durch die übereilte Flucht der Besatzung zum zweiten Male in die Hände der Franken, und in der ersten Moschee erschallte der Ambrosianische Lobgesang aus der dankerfüllten Brust der Pilger; aber wie früher (§. 404) gereichte auch jetzt die Beschaffenheit des Landes den Christen zum Unheil. Als sie zur Eroberung Kairo's nilaufwärts zogen, wurde das Landheer bei der festen Lagerstadt Nov. 1249.
Mansurah zwischen die Kanäle und Flußarme eingeschlossen, während die Flotte durch das griechische Feuer zu Grunde ging. Nachdem des Königs Bruder, der kühne Robert von Artois, mit den tapfersten Rittern gefallen war, minderten Hunger, Pest und das Schwert der Feinde so sehr die Reihen der Streiter, daß zuletzt kein Widerstand mehr möglich war. Ludwig gerieth mit seinem ganzen 1250.
Heer in Gefangenschaft und mußte für sich und einen Theil seiner Leute die Freiheit durch ein starkes Lösegeld und die Zurückgabe der eroberten Städte erkaufen. Aber die Mehrzahl des Pilgerheeres sah die Heimath nicht wieder; was dem Schwert und der Lagerseuche entronnen war, kam meistens durch die Grausamkeit der Mohammedaner um. Denn wenn auch der König selbst und einige der reicheren und angeseheneren Edelleute, wie der Graf von Joinville, der Geschichtschreiber dieser Begebenheit, schonend behandelt wurden, so fanden dagegen die übrigen Kämpfer ein hartes Geschick. Zehntausend Ritter und andere geringe Leute, welche zu Mansurah in einem Hofe, der von einer Erdmauer umgeben war, bewahrt wurden, führten die Saracenen nach einander einzeln

hervor und fragten sie, ob sie ihren Glauben verleugnen wollten, worauf diejenigen, welche dazu bereitwillig waren, abgesondert, den übrigen aber die Köpfe abgeschlagen wurden. Nach seiner Befreiung begab sich der fromme König mit Joinville und andern Getreuen nach dem syrischen Lande, um Verstärkungen ab-
1250—1254. zuwarten. Während er in Akkon fast vier Jahre unter vielen Beschwerden und Unfällen verweilte und sich besonders damit beschäftigte, diese und die übrigen Küstenstädte in guten Vertheidigungszustand zu setzen, wurde in Aegypten die Herrschaft der Kurden von den über den Abschluß des Friedens mit den Franken erbitterten **Mammeluken** gestürzt, die aus unterdrückten Knechten die Leibwächter der Sultane geworden waren und jetzt ihren bisherigen Gebietern das Sklavenjoch auflegten. Die kriegerischen Mammeluken, durch kräftige Jünglinge aus dem Kaukasus fortwährend erfrischt und vor Verweichlichung bewahrt, behaupteten lange ihre auf den Säbel gegründete Herrschaft in Aegypten. Um das Jahr 1260 bestieg Sultan Bibars, der aus einem schwarzbraunen Sklaven zum Anführer der Mammeluken emporgestiegen, den ägyptischen Thron, zu dem er sich durch die Ermordung zweier früheren Beherrscher den Weg gebahnt. Obwohl ein blutbefleckter Mann, war Bibars dennoch kein unwürdiger Nachfolger Saladins, sowohl in Betreff der kriegerischen Thatkraft und des Unternehmungsgeistes, als hinsichtlich seiner Gerechtigkeit, Mäßigung und häuslichen Tugenden. Es dauerte nicht lange, so gerieth Bibars mit den syrischen Christen in Krieg
1262—1268. und brachte innerhalb sechs Jahren auf vier Feldzügen die meisten noch übrigen Gebietstheile des zertrümmerten Königreichs Jerusalem in seine Gewalt. Er
1268. zerstörte die Kirchen in Nazareth und auf dem Berg Tabor, eroberte Cäsarea und Joppe, bedrohte die Mauern von Ptolemais und bemächtigte sich endlich der Stadt und Gegend von Antiochia. Da gelobte König Ludwig IX., „den keine Mißgeschicke von der Liebe Christi zu trennen vermochten", abermals einen Kreuzzug.

1270. §. 416. Sechzehn Jahre nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande unternahm Ludwig den zweiten Kreuzzug, den er aber zuerst von der Insel Sardinien aus nach Nordafrika wider die seeräuberischen Saracenen in Tunis richtete, theils um sie zu zwingen, den von seinem habgierigen Bruder Karl von Anjou in Neapel beanspruchten Tribut abzutragen, theils in der Hoffnung, das Christenthum daselbst zu pflanzen. Schon belagerte er den Sitz ihres Reiches, als die ungewohnte Hitze ansteckende Krankheiten erzeugte, die den König selbst und viele Tapfere seines Heeres ins Grab stürzten. Schnell schlossen alsdann die französischen Führer mit den Saracenen einen Vertrag, worin Erstattung der Kriegskosten und Entrichtung des Tributs an Karl bedungen ward, und kehrten in die Heimath zurück, oder schlossen sich in Trapani der Pilgerfahrt des englischen Königsohnes Eduard an. Dieser Zug des englischen
1271. Kreuzheeres, an dem fünfhundert rüstige Friesen Theil nahmen, schützte die letzten Besitzungen der Christen gegen Bibars' Eroberungsgier, fristete aber das Dasein des christlichen Reichs nur auf kurze Zeit. Immer mehr bedrohten nun die
1277. streitbaren Mammeluken, besonders seitdem der kriegerische Sultan Kelaun Bibars' Thron eingenommen, die schwachen Reste des Königreichs Jerusalem.
1289. Als Tripolis in ihre Hände gefallen und Akkon, trotz der heldenmüthigsten Vertheidigung der christlichen Ritter, durch die feindliche Uebermacht und die

Trefflichkeit der Belagerungswerkzeuge erstürmt und von Grund aus zerstört 18. Mai 1291.
war, übergaben die noch anwesenden fränkischen Christen Tyrus, Sidon, Berytus u. a. O. ohne Schwertstreich und verließen freiwillig das syrische Land, das seit zwei Jahrhunderten mit dem Blute so vieler Millionen getränkt worden. Alle ferneren Bemühungen, das Verlorne wieder zu erlangen, waren romantische Nachklänge ohne praktische Wirkungen. Die Bewegung, die einst so mächtig die mittelalterliche Welt ergriffen und erschüttert hatte, erstarb an Theilnahmlosigkeit und Ermattung.

§. 417. **Die Folgen der Kreuzzüge.** Man hat die Kreuzzüge bald verdammt als die höchste Verirrung des Menschengeistes, als Ausgeburt der Schwärmerei und des religiösen Wahnes, bald verherrlicht als die glorreiche Entfaltung eines von religiöser Weihe durchglühten und von idealen Bestrebungen gehobenen thatenvollen Lebens. Wie man auch über die Licht- und Schattenseiten dieser merkwürdigen Begebenheiten urtheilen mag, immerhin wird man zugestehen müssen, daß sie für den Entwickelungsgang der europäischen Menschheit von der größten Wichtigkeit waren. Wir wollen die Folgen und Wirkungen unter nachstehenden Gesichtspunkten zusammenfassen: 1) Die gesellschaftlichen Lebensformen und die Entwickelung und Ausbildung der verschiedenen Stände erfuhren durch die Kreuzzüge eine tiefgehende Umgestaltung. Die mittelalterliche Menschheit hatte den Trieb, sich nach dem Beruf in abgeschlossene Lebenskreise und Corporationen zu sondern und zu gliedern. So trat schon frühe neben den klerikalen **Lehrstand** die berittene Kriegsmannschaft als **Wehrstand**; und als sich aus der ländlichen Bevölkerung, dem **Nährstande**, die Einwohnerschaft der Städte ausschied und mit dem verburgrechteten Adel und den Amt- und Dienstleuten der Stadt- und Burgherren vereinigt sich als **Bürgerstand** organisirte, trat auch hier wieder eine Gliederung nach Geschäft und Beruf in Zünfte und Innungen ein. Für alle diese Bildungen waren die Kreuzzüge die fruchtbarste Werkstätte: Zunächst feierten darin die **geistliche Hierarchie** und das **weltliche Ritterthum** ihre Triumphe, und die Vereinigung beider Ideen in den geistlichen **Ritterorden** (§. 379) bezeichnete den Höhepunkt ihrer Macht und ihrer Herrschaft über die Geister und über das gesellschaftliche und öffentliche Leben. Allein die Ueberspannung und Schwärmerei, zu der beide durch die aufregenden Fahrten und Kämpfe gesteigert wurden, legte auch den Keim zu ihrer Entartung und Entkräftung. Was aber die beiden privilegirten Stände an Macht und Bedeutung einbüßten, gewann die bürgerliche Freiheit in den **Städten**, auf deren Entwickelung und Aufblühen die Kreuzzüge den wohlthätigsten Einfluß übten; und selbst auf den gedrückten **Bauernstand** warf das Grab des Heilands noch einige Strahlen der erlösenden und befreienden Kraft. 2) Die Pilgerfahrten nach dem Morgenlande übten auf die Vorstellungen und den Bildungsgang der mittelalterlichen Menschheit den größten Einfluß. Die Bekanntschaft mit fernen Ländern und Völkern, mit fremden Sitten und Gebräuchen, mit andern Staatseinrichtungen und gesellschaftlichen Formen, mit verschiedenartigen Anschauungen, Gewohnheiten und Institutionen riß den abendländischen Mann aus der bisherigen Beschränktheit, machte ihn vertraut mit den Wissenschaften und Künsten, mit der Poesie und dem geistigen Leben anderer zum Theil entwickelterer Völker, hellte seine Begriffe über Welt

und Menschheit auf und führte ihn in neue erweiterte Gedankenkreise ein. Byzanz öffnete seine goldenen Thore, das Morgenland mit seinen Wundern und Heiligthümern rückte nahe heran, die verschwisterten Völker des Abendlandes, die lange Zeit eines des andern vergessen hatten, vereinigten sich zu neuen, zu heiligen Wanderungen.

3) Wir werden bei der Darstellung der deutschen Dichtung in der hohenstaufischen Zeit erfahren, welchen mächtigen Impuls die Kreuzzüge mit ihrem fahrenden Ritterthum, mit ihren romantischen Waffenthaten und Abenteuern, mit ihrer Sängerlust und ihrem Frauendienst auf die Phantasiewelt und auf die gesammte gesellschaftliche Bildung gehabt haben. Der alte Sagenschatz wurde erweitert, umgebildet und mit dem Morgenlande in Beziehung gesetzt; neue Lebensinteressen regten zu neuem Schaffen und Erfinden an; die Einbildungskraft bewegte sich in neuen dichterischen Sphären. Auch die andern Künste, die Architektur und Plastik, die Malerei und Musik, empfingen viele anregende Motive, wodurch sie zu neuen Entwickelungsstufen aufstiegen, und was den wissenschaftlichen Gesichtskreis betrifft, so wurde derselbe durch neue Kenntnisse und Erfahrungen, besonders auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde, der Naturwissenschaften und Medicin, erweitert und bereichert.

3. Klerus und Kirche.

§. 418. Klerus und Kirche. Daß zunächst Kirche und Klerus durch den frommen Eifer der Wallbrüder an Macht und Reichthum gewannen, war natürlich. Wir wissen ja, daß das kirchliche Oberhaupt der Urheber der ganzen Bewegung gewesen ist, daß die Päpste fortwährend als die eigentlichen Führer und Oberbefehlshaber angesehen wurden und durch ihre Legaten den Unternehmungen Richtung und Ziel gaben; daß die großartige Völkerwanderung nach dem Orient im Anfang vorzugsweise von religiösen Impulsen geleitet war. Und wie sehr die Hierarchie die Zeitrichtung zu ihrer Erhöhung zu benutzen verstand, wurde früher dargethan. Große Besitzungen, Burgen, Ackerland und Wiesen, Waldungen und Weinberge, meistens in den besten Lagen, kamen durch den frommen Sinn der Pilger in Folge von Schenkungen und Vermächtnissen oder durch billigen Kauf an die Kirche. Ganze Fürstenthümer und Grafschaften fielen den Bisthümern und Abteien als Eigenthum zu; zahllose Menschen lebten unter dem sanften Joche des Krummstabs und leisteten der Kirche Zins und Dienste, und wie sehr die geistlichen Herren es verstanden, ihre Rechte und Einkünfte auf Kosten des Reichs zu mehren, sich Befreiungen von lästigen Verpflichtungen und mancherlei werthvolle Privilegien zu erwerben, haben wir bei verschiedenen Gelegenheiten erwähnt. Die Hierarchie war denn auch von ihrer Machtstellung während der Kreuzzugsperiode so sehr durchdrungen, daß sie jeden Versuch, sich ihrer geistigen Herrschaft zu entziehen, als das schwerste Verbrechen gegen götliche Anordnungen mit den grausamsten Strafen verfolgte. — Der Kampf des Christenthums gegen den mächtig vordringenden Islam war der Grundgedanke der Kreuzzugsbewegung; die Lehre des „falschen Propheten" Mohammed sollte aus Europa, aus der pyrenäischen und apenninischen Halbinsel verdrängt und die Herrschaft und Ehre Christi gewahrt werden. Aber bald wurden die Ziele weiter gesteckt: der Vertheidigungskampf wurde zum Angriffskrieg; Jerusalem und Palästina, das Erbtheil Jesu Christi, sollte dem Volke Gottes zurückerobert, und das Kreuz in den Ländern, wo es einst geherrscht, wieder aufgerichtet werden. Bald nahm die Kreuzzugsbewegung noch größere Dimensionen an: auch die heidnischen Völker an der Ostsee und Weichsel sollten das Joch Christi tragen und den Geboten Roms gehorchen, und endlich wurde die Kreuzesfahne sogar gegen die inneren Feinde der Kirche, gegen die Widersacher der Hierarchie und des Papstthums gekehrt. Ueber dieser Ausdehnung der Kreuzzüge und zum Theil durch die Abirrung von ihrem ursprünglichen Ziele erlosch jedoch das innere Feuer der Begeisterung, das ihnen Leben und Nahrung gegeben. Ohne große Erregung vernahm man daher im Abendlande den Verlust des heiligen Landes und bald nach dem Falle von Ptolemais wurde dem kirchlichen Oberhaupt durch einen christ-

lichen König eine unauslöschliche Schmach zugefügt. Mit den Trophäen der „auswärtigen Politik" zerrann auch der Glanz der Curie. Es war, als ob die Christenheit aus einem zweihundertjährigen Traum erwacht wäre. Aber zu diesem geistigen Erwachen haben die Kreuzzüge selbst die Lebenskräfte geschärft.

§. 419. Das Ritterwesen. Wie die kirchliche Hierarchie brach sich auch das Ritterthum an der Ueberspannung, an dem Widerspruch der äußeren Formen und des inneren Gehalts. Die äußeren Formen allerdings wurden wie bei der Kirche aufs Sorgfältigste ausgebildet: wenn der Edelknabe, der Sprößling eines ritterbürtigen Geschlechtes, zum Jüngling herangereift war, empfing er die feierliche Schwertleite, indem er öffentlich vom König oder Kaiser, von einem Fürsten oder einem hohen, in Krieg und Waffen erfahrenen Herrn wehrhaft gemacht und durch die Waffenprobe des Ritterschlags in die Ritterschaft aufgenommen ward. Schlachttage oder große Feste wurden am liebsten für die Ceremonie ausersehen; die ganze Familie betrachtete die Feier als ein frohes Ereigniß und der Jüngling zählte den Tag, an dem ihm die Ehre zu Theil wurde, zu den denkwürdigsten seines Lebens. Die feierliche Schwertleite, wodurch der junge Mann in die kriegerische Volljährigkeit eintrat, hatte für den Adel dieselbe Bedeutung, wie die Priesterweihe für den Klerus. Wie verschieden auch die Einzelnen an Rang und Geburt, an Vermögen und Lebensstellung sein mochten, durch die Ritterwürde war der gesammte Adel, vom König bis zum adeligen Dienstmann, zu einer Gesammtheit, zu einer Adelsgemeinde oder Wehrgenossenschaft vereinigt. Die Ritterwürde galt als der höchste Schmuck des freien Mannes; sie legte ihm die Pflicht auf, für Glauben und Kirche, für die Ehre und Vertheidigung der Frauen, für die Treue gegen den Lehnsherrn das Schwert zu führen. Ritterspiele und Turniere, wobei ein Edelfräulein dem Sieger den Preis (Dank) reichte, dienten zur Erhaltung und Belebung des ritterlichen Sinnes, der kriegerischen Kraft, des männlichen Muthes; und damit kein Unberechtigter unter der Hülle der Rüstung, des Helms und Panzers sich einschleiche, wurden die Wappen als symbolische Andeutung der Namen und Geschlechter eingeführt. Dieses Ritterthum wurde nun während der Kreuzzüge von den Dichtern, welche vorzugsweise diesem Stande angehörten, zu einer idealen Höhe aufgeschraubt, die mit der Wirklichkeit nicht selten im grellen Widerspruch stand. Die zur schwärmerischen „Gottesminne" gesteigerte religiöse Geistesrichtung gab sich häufiger durch fanatischen Haß gegen Andersdenkende als durch Werke der Frömmigkeit und Christenliebe kund; der conventionelle Frauendienst war mit leichtfertigen Sitten, mit Sinnenlust und Ausschweifungen verbunden; die ritterliche „Treue" wurde häufig durch Abfall und Verrath gebrochen; und wie wenig die in den Ritterbüchern gelehrten und empfohlenen christlichen Tugenden vor Mißhandlung der Schwachen, vor Gewaltthat und Unrecht bewahrten, werden wir in der Geschichte des Interregnums sehen. Gerade die Ritterschaft war es, welche diese Jahre zu einer Zeit des Schreckens und der Anarchie machte. Die Formen einer äußerlichen Standesbildung schützten nicht gegen Rohheit des Gemüthes, gegen Laster und Grausamkeit.

2. Ritterschaft.

§. 420. Der deutsche Ritterorden an der Ostsee. Größere und dauerndere Erfolge als im syrischen Lande erfocht die christliche Ritterschaft an den Gestaden der Ostsee. Die wilden Bewohner der baltischen Küstenländer von der Weichsel bis zur Mündung der Newa, bestehend aus den slavischen Lithauern, den finnischen Esthen und den aus beiden gemischten Völkerschaften, den Preußen, Curen, Letten, Semgallen und Sameiten, widerstanden lange dem Christenthum und der Civilisation. Sie erschlugen den ersten Apostel ihres Landes, den frommen Bischof Adalbert von Prag (§. 350) und trieben sich nach Art ihrer Altvordern in wilder Selbständigkeit fast nomadisch umher. Von Bischöfen, Zehnten und Kirchenbauten wollten sie nichts wissen, dagegen fanden mit der Zeit die betriebsamen Handelsleute und Handwerker aus Westfalen und Niedersachsen Zugang bei ihnen. Unter Innocenz III. wurden ernstliche Bekehrungsversuche gemacht; ein rüstiger Domherr aus Bremen, Albert von Apeldern, wurde Bischof von Livland, und um seinem Ziele näher zu kommen, gründete er im Bunde mit dem Papste den Orden der Schwertbrüder aus Abenteurern und fahrenden Rittern ver- 1202.
schiedener Länder, deren starkem Arm und stahlfesten Waffen das ungeübte Landvolk auf die Dauer nicht zu widerstehen vermochte. Riga und Reval wurden die Sitze christlicher Cultur, an die sich aber die Eingebornen noch lange nicht gewöhnten. König Philipp er- 1206.

klärte den Bischof von Riga zum deutschen Reichsfürsten und belehnte ihn kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit mit ganz Livland. Bald darauf wurde ein deutscher Mönch, Chri-
1215. stian aus dem Kloster Oliva, von Innocenz III. zum ersten Bischof von Preußen erhoben. Da aber die lettischen Bewohner von ihren Götzen und ihrer wilden Unabhängigkeit nicht lassen wollten und die Verbreiter und Bekenner des Christenthums tödteten, so rief der Bischof in Verbindung mit dem polnischen Herzog Konrad von Masovien den Orden der Deutschherren zu Hülfe (§. 379). Das Kulmer Land wurde ihnen
1223. überlassen; im Auftrag des Großmeisters zog Hermann Balk als Verweser des Landes Preußen mit einer Anzahl Ordensritter zuerst an die Weichsel; und da der Papst den Streitern an der Ostsee dieselben geistlichen Vortheile und Segnungen verlieh, wie den heiligen Kämpfern am Jordan, so nahm die Zahl der Ritter mit jedem Jahr zu, besonders da außer den himmlischen Gütern auch irdische Besitzungen in Aussicht standen. Tapfer verfochten die Eingebornen ihre Freiheit und Nationalität, ihre Religion und ihr Eigenthum
1231. gegen die fremden Einwanderer. Sie überfielen den Bischof Christian bei einer heiligen Handlung und hielten ihn gegen neun Jahre in Gefangenschaft. Aber in viele Völkerschaften geschieden und nicht zu einem gemeinsamen Bund vereinigt, erlagen sie, nach langjährigen blutigen Kämpfen voll der entsetzlichsten Thaten wilder Grausamkeit von beiden Seiten, dem Schwert der kampfgeübten Ritter und der Macht der Cultur. Langsamen Schrittes, aber unablässig drangen die Künste und die Bildung des Mittelalters bis in das innere Land; die fremden Eroberer lichteten die Wälder, trockneten die Sümpfe aus, vernichteten den wilden Naturzustand, die Freiheit und den Götzendienst der Ureinwohner, verpflanzten deutsche Sitten, Sprache und Bildung nach Preußen, gründeten Burgen, Städte und Klöster und stifteten Herrschaften und Bisthümer deutscher Art. Die Sprache, die Sitten, die Freiheit und die Nationalität der Eingebornen mußte selbst da weichen, wo
1236. diese nicht verfolgt wurden. Nach einer schweren Niederlage durch die Lithauer bei Rhaden
1237. an der Memel suchten und erlangten die Schwertritter Vereinigung mit dem deutschen Orden, wodurch die Germanisirung und Christianisirung mehr Einheit und Plan erhielt.
1238. Im folgenden Jahre zog Hermann Balk als erster Landmeister des vereinigten Ordens nach Livland. Mit der abnehmenden Begeisterung für die Palästinafahrten mehrten sich die Einwanderungen nach den fruchtbaren Niederungen der Weichsel und des Niemen, die weniger Gefahr und sichere Beute versprachen. Die Päpste unterstützten die Bemühungen des Ordens und dieser erkannte dafür willig die Oberhoheit des apostolischen Stuhls über das eroberte Land an. Diesem Zusammenwirken und der Vereinigung verschiedenartiger Kräfte verdankte der Orden seine wunderbaren Erfolge. Streitbare Kriegsmänner und emsige Gewerbsleute zogen in großer Menge an die Ostsee; jene unterwarfen, im Bunde mit den benachbarten Fürsten von Brandenburg, Böhmen u. A., die heidnischen Völkerschaften und vernichteten ihren Götzendienst und ihre ererbten Sitten und Ordnungen mit Feuer und Schwert, diese legten den Grund zu städtischen Gemeinwesen mit bürgerlicher Freiheit und deutschen Einrichtungen. Mit dem Krieger und dem Priester ging der Kaufmann Hand in Hand. „Kaum ist ein Stück Landes von den Deutschen erstürmt, so führen deutsche Schiffe Balken und Steine die Weichsel herab, und an den äußersten Grenzen des Eroberten entstehen jene Burgen, deren strategisch glückliche Lage Kriegskundige noch heute bewundern — zuerst Thorn, Kulm, Marienwerder." Auch König Ottokar von
1254. Böhmen unternahm einen Kreuzzug an die baltischen Gestade; ihm zu Ehren erhielt die neugegründete Stadt und Burg den Namen Königsberg. Auch in Elbing, Memel, Marienburg schlossen sich an die festen Burgen allmählich Städte an, wo deutscher Fleiß und Anbau bald eine hohe Blüthe schuf und ein wohlhabender Bürgerstand unter freier Municipalverwaltung und mit städtischen Rechten ein reges Leben, wenn auch unter Kämpfen und Mühen führte. Dagegen war das Loos der Besiegten drückend. Die Ordensritter führten die Herrschaft; wer ihnen Treue, Gehorsam und Heeresfolge gelobte, behielt ein zinsfreies Eigenthum, wogegen alle mit Waffengewalt unterworfenen Gutsbesitzer so wie der zahlreiche Bauernstand in das harte Verhältniß der Hörigkeit oder Leibeigenschaft traten. Blutige Kämpfe mit den benachbarten Völkerschaften
1242. waren indessen noch zu bestehen. Eine Niederlage der deutschen Ritter auf dem gefrornen Peipussee durch den russischen Großfürsten Alexander Newski setzte ihren Eroberungen

im Nordosten eine Grenze; die wilden, dem Christenthum lange feindlich widerstehenden Lithauer brachten ihnen bei Durben einen schweren Schlag bei, worauf sich die Preußen in einer allgemeinen Empörung erhoben und wilde Gräuel an ihren Ueberwindern verübten. Ein zehnjähriger furchtbarer Krieg drohte alle Früchte dreißigjähriger Mannesarbeit zu vernichten und auf den Trümmern der deutschen Zwingburgen und der christlichen Kirchen den alten Götzendienst und die wilde Freiheit wieder aufzurichten. Aber die Kraft und Ausdauer der durch fortwährende Zuzüge verstärkten Ordensritter trug doch zuletzt den Sieg davon. Jahr aus Jahr ein zogen aus allen christlichen Ländern Fürsten, Herren und Ritter als „Gäste" nach Preußen, um eine „Heidenjagd" mitzumachen. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts finden wir den Orden bereits im Besitz des linken Weichselufers mit der blühenden Handelsstadt Danzig, und als der Hochmeister Sigfried von Feuchtwangen den Hauptsitz in der Marienburg aufschlug, begann eine neue Periode der Entwickelung. Nach vielen blutigen Kriegsthaten vereinigten die Deutschherren, nachdem sie auch Esthland von den Dänen gekauft und unter furchtbaren Gräueln an sich gebracht hatten, ihre sämmtlichen Besitzungen zu einem zusammenhängenden, von der Oder bis an den finnischen Meerbusen sich erstreckenden Territorium. Ein schönes, reiches Land voll blühender Handelsstädte und wohlhabender deutscher Colonien, brachte es dem Orden große Einkünfte durch Zölle, Gefälle und Herrengüter; der einträgliche Bernsteinhandel war ein Regal des Ordens. Die lange Regierung Winrichs von Kniprode wurde als die „goldene Zeit" des Ordens bezeichnet. Wiewohl auch er die „Heidenfahrten" nach Lithauen fortsetzte und die „Strutterzüge" begünstigte, war er doch zugleich bemüht, der Rohheit und Unwissenheit der Ordensbrüder einigermaßen zu steuern und durch verständige Gesetze und Einrichtungen dem Staate Ordnung und Haltung zu schaffen, so daß er in allgemeiner Achtung stand. Als aber nach der gänzlichen Bekehrung der benachbarten Länder zum Christenthum die Zuzüge neuer Kreuzritter aufhörten, schwächten die steten Kämpfe mit Polen und Lithauen und der durch die zunehmende Macht einzelner Aristokratenfamilien erzeugte Factionsgeist die Kraft des Ordens, daher sich derselbe endlich genöthigt sah, als sein Hochmeister mit der Blüthe der Ritterschaft in der blutigen Schlacht bei Tannenberg gegen Jagello von Polen (§. 530) gefallen war und die ungetreuen Unterthanen die Niederlage zum Abfall benutzten, sich unter den Schutz der Polen zu stellen. „In keinem Lande," sagt eine Ordenschronik, „ist je von so großer Untreue und schneller Wandelung gehört, als da Preußenland unterthänig ward dem Könige binnen eines Monats, das Gott an ihnen nimmer lasse ungerochen." Innere Zwietracht zwischen Rittern und Städten und die Unbotmäßigkeit der Ordensglieder, die sogar den tapfern Hochmeister Heinrich von Plauen absetzten, „weil sein harter Sinn nur nach neuem Kriege gegen Polen stehe", verschlimmerten die Lage. Der „feste Schild" war gebrochen; in dem schmählichen Frieden von Thorn mußte der Orden seine schönsten Besitzungen (Pommerellen, Kulmer Land, Elbing, Marienburg) an Polen abtreten, worauf der Großmeister seinen Sitz nach Königsberg verlegte und ganz in polnische Abhängigkeit kam.

[Randnotizen: 13. Juli 1261. — 1309. — 1346. — 1351–82. — 15. Juli 1410. — 1414. — 19. Oct. 1466.]

§. 421. Bürgerthum und Städtewesen. Wenn die Wirkungen der Kreuzzüge für Klerus und Adel von gemischter Natur waren, so hatten jene Pilgerfahrten nach dem Morgenlande für den Bürger- und Bauernstand nur segensreiche Folgen, ohne irgend welche verderbliche Zusätze. Nicht nur daß viele gutshörige und leibeigene Leute zur Freiheit und zu besseren Rechtsstellungen gelangten, indem die Ritter und Herren häufig beim Scheiden die Fesseln der Unfreiheit lösten oder lockerten, oder für den Fall, daß sie nicht wiederkämen, die Freilassung verfügten; Alle, die als Unfreie das Kreuz nahmen, das keinem Stande versagt werden durfte, und lebend aus dem heil. Lande zurückkehrten, traten sofort für sich und ihre Familien in den Stand der Freien, mochten sie nun dem alten Stand treu bleiben, oder als Söldner den Waffenberuf wählen, oder als Colonisten neue Ansiedelungen suchen. So wirkte noch das leere Grab Christi befreiend auf die Welt und erlöste die Mühseligen und Beladenen von dem harten Joche der Knechtschaft. Und wie viele Kreuzritter sahen sich, um die Kosten der Fahrt aufzubringen, genöthigt, bald ihre Güter und Schlösser zu verkaufen oder zu verpfänden, bald gegen Entschädigung die Unterthänigkeitsverhältnisse aufzuheben! Vor Allem aber waren die Städte und der Bürgerstand derjenige Factor der Staatsgesellschaft, der aus den Kreuzzügen die größten Vortheile zog.

[Randnotiz: 3. Der Bürger- und Bauernstand.]

Wir haben gesehen, welches rege Leben in den Seestädten Italiens und Südfrankreichs sich entfaltete, wie es wimmelte von wandernden Menschen aller Länder und Zungen, welche bald gingen, bald kamen; wie nicht nur die Ueberfahrt, sondern auch die Zufuhr von Kriegs- und Lebensbedarf durch venetianische, genuesische, pisanische Fahrzeuge vermittelt wurde; wie der rege Verkehr mit dem Morgenlande an den günstig gelegenen Gestaden einen Markt schuf, wo alle Güter und Reichthümer der Erde zusammenflossen, die Prachtgewänder mit Goldstickereien, die glänzenden Wehrgeräthe, die Gefäße und Schmuckwaaren aus edlen Metallen, das Pelzwerk und die Wohlgerüche ferner Länder. Dieser Aufschwung der Seestädte, der sich auch in andern Ländern, in den Rhein- und Donaustädten, in Frankreich, in Flandern und Brabant fühlbar machte, hatte nicht nur auf die Hebung der materiellen Güter, der Industrie und Kunstfertigkeit, sondern auch auf die Entwickelung des gesammten Städtewesens eine heilsame Rückwirkung. In allen Ländern wurden die städtischen Communen die Sitze des Wohlstandes, der Gewerbthätigkeit, des Handels; und je mehr jene großen Seerepubliken die bürgerliche Freiheit und Autonomie bei sich ausbildeten, desto anregender wirkte ihr Beispiel auf die übrigen Stadtgemeinden. Wie die norddeutschen und rheinischen Städte die Gestade der Ost- und Nordsee, von Nowgorod und Wisby bis London, von Köln bis Bergen mit ihren Anlagen und Factoreien bedeckten, so gründete der italienische, französische und catalonische Kaufmannstand auf den Inseln des Mittelmeers, in Griechenland und in der Levante, in Syrien und an der Nordküste Afrika's Handelsniederlassungen und Stationshäuser mit eigener Verwaltung und Jurisdiction. Bei solcher Umgestaltung der Lebensverhältnisse konnten die alten Anschauungen nicht fortbestehen. Die Kreuzzüge erschütterten und lockerten die Fesseln der Feudalität und des Lehnswesens und hoben den Bürgerstand auf gleiche Stufe mit dem Edelmann und dem Klerus; und je bedeutender die Städte in das öffentliche Leben eingriffen und an innerer Prosperität aufblühten, desto zahlreicher wurden die Einwanderungen aus hohen und niedern Ständen, desto mehr suchten die Gutsbesitzer und Burgherren, die Ritter und Ministerialen vom Lande sich an dem Rechte und an den Vortheilen des Bürgerthums und des Städtewesens zu betheiligen. So bezeichneten die Kreuzzüge zugleich den Höhepunkt des Ritterthums und das beginnende Aufblühen des Städtebürgerthums; aber während jenes an seiner Ueberspannung und Unnatur, an dem Contraste zwischen Idee und Wirklichkeit zu siechen und abzusterben begann, blühten die Stadtgemeinden fröhlich auf solider Grundlage empor und waren die Träger vaterländischer Gesinnung, humaner Bildung und freiheitlichen Strebens, die Sitze regen Kunstfleißes, die Pflanzstätten edler Sitten. Die stattlichen Rathhäuser, die gothischen Domkirchen, die Paläste und Wohnhäuser, die wir noch jetzt in den alten Städten der europäischen Culturländer bewundern, zeugen von der Kraft, dem Wohlstand, der Lebensfrische und der Bildung der Bürgerschaften, welche im Zeitalter der Kreuzzüge den Grund zu der inneren Freiheit und der äußeren Machtstellung legten, in deren Besitz wir sie in den nächsten Jahrhunderten erblicken.

§. 422. Deutsches Städtewesen. Was sich die lombardischen Communen bereits unter Friedrich I. errungen, sollte demnach den deutschen Stadtgemeinden hundert Jahre später zu Theil werden — unter den Ständen des Reiches als ebenbürtiges Glied und Rechtsgenosse neben dem Adelstand und Klerus eine Stellung zu nehmen und an der Gestaltung des öffentlichen Lebens und dem Ausbau der Reichsverfassung mitzuwirken. Schon längst waren übrigens die deutschen Städte Sitz und Mittelpunkt des gesellschaftlichen Volkslebens. Wir haben in den früheren Blättern gesehen, wie gerne die Kaiser die hohen Feiertage in den Städten verbrachten, wie dann Hoffeste und Ritterspiele einander drängten; wir wissen, wie man sich lange erzählte von der Pracht und Herrlichkeit, welche einst die beiden Friedriche in Mainz entfalteten. Als der Glanz der kaiserlichen Hofhaltungen erbleichte, gaben die Reichstage Veranlassung zu festlichen Zusammenkünften, zu fröhlicher Unterhaltung. Wie viele Drangsale die Städte von dem Uebermuth des Adels, von der Raubsucht der geharnischten Ritter und Burgherren zu erdulden hatten, das Leben der Bürger war darum nicht arm an Freuden und Genüssen. Für die Entbehrungen und Beschwerden der Werktage und Arbeitszeiten hielt man sich schadlos durch Stunden des Frohsinns und festlicher Lust. Mit dem Wohlstand und der äußern Macht kehrte gesellige Heiterkeit und Lebensfreude, gehoben durch Zunfttänze, Maispiele, Schützenfeste und Kurz-

weil aller Art in die Städte ein. Am Rhein trieben sich fahrende „Spielleute" in solcher Menge umher, daß häufig durch obrigkeitliche Verbote und Ausweisungen gegen sie eingeschritten werden mußte. Ueberall pflegten die Kleinbürger und Handwerker das Pfingstfest mit Jubel und Tanz im Freien zu begehen; die düstere Winterzeit wurde mit Volksbelustigungen anderer Art erheitert. Neben diesen fröhlichen Spielen hatten aber auch die sündige Weltlust und der leichtfertige Frauenverkehr ihren Hauptsitz in den volkreichen Städten.

Städte aus der Römerzeit.

An den beiden Hauptströmen Deutschlands, am Rhein und an der Donau, ferner in den Provinzen Rhätien, Noricum und Pannonien war zur Zeit der Römer theils aus befestigten Lagerplätzen, theils aus eigentlichen römischen Colonien, theils aus Handelsstationen eine Reihe von ansehnlichen Städten entstanden, deren Reichthum und Glanz hier und da noch aus den erhaltenen Trümmern ersichtlich ist, deren römische Verfassung zum Theil noch durch aufgefundene Inschriften bezeugt wird. Einzelne, wie Köln, genossen sogar des in diesen Gegenden seltenen Vorzugs des italischen Stadtrechts. Diese Römerstädte überdauerten in ihrem äußern Bestand die Stürme der Völkerwanderung, so viele Verwüstungen auch über sie hingingen, und einzelne, wie Köln, Trier, Regensburg, Augsburg, mögen auch noch einige Trümmer der altstädtischen Verfassung und Einrichtung aus dem allgemeinen Ruine in die spätern, etwas ruhigern Zeiten gerettet und unter dem Schutze der Kirche neu belebt haben, wie denn Einige in der Kölner Richerzechheit (d. i. Zeche oder Gilde der Reichen), einer patricischen Genossenschaft, aus welcher die Schöffen, Bürgermeister und Zunftmeister gewählt wurden, eine Fortsetzung der altrömischen Curie erkennen wollten. Die meisten jedoch erhielten neue Bevölkerung und neue germanische Einrichtungen und Satzungen. Die Bezeichnung mancher städtischen Behörden als „Consuln", die von Italien und Frankreich nach Deutschland und zu den slavischen Ländern des Ostens kam, darf nicht als Beweisgrund einer fortdauernden altrömischen Städteordnung in diesen Ländern genommen werden; denn „die verfallenen römischen Städte bildeten nur die Unterlage, auf welcher die romanischen und germanischen Nationen einen ganz neuen Bau nach ihren besonderen Zwecken und Bedürfnissen aufführten." — Die deutschen Städte, die ihren Ursprung im Zeitalter der Karolinger nahmen, waren theils bischöfliche Städte, welche ihre Entstehung oder ihr neues Emporkommen der bischöflichen Kirche verdankten, theils königliche Städte, die ihren Ursprung von ansehnlichen Pfalzen des Königs in der Mitte der Reichskammergüter genommen und sich daher unmittelbar unter der Vogtei desselben befanden, z. B. Frankfurt a. M., Ulm, Nürnberg. Anfangs übten Grafen als königliche Beamte die Gerichtsbarkeit und Hoheitsrechte. In der Folge, als die Grafen sich unabhängiger stellten, setzten die Könige Reichsvögte ein, welche in der Burg ihren Sitz hatten. An vielbesuchten Klöstern und Stiftern wurden zur Zeit der großen Feste Märkte angelegt, die nicht selten zur Gründung von Handelsplätzen Anlaß gaben. „Weltliche und geistliche Geschäfte, Andacht und Gewinnsucht gingen Hand in Hand, durchdrangen einander; die heiligsten Stätten, nicht die Kirchhöfe allein, auch die Kirchen erfüllten sich mit anstößigem Getümmel. In Kirchen wurden wohl selbst die Waaren zur Sicherheit niedergelegt; daher Messe und Markt gleichbedeutend wurden." — In die Reihe der königlichen und bischöflichen Städte sind auch die meisten der unter den sächsischen Kaisern aus den Burgwarten entstandenen Städte zu zählen, die durch Mauern und Thürme, durch Graben und Bollwerk gegen schnelle Ueberfälle gesichert und von der Besatzung geschützt, in Kriegszeiten eine Zuflucht für Personen und Sachen gewährten und der Gewerbthätigkeit eine sichere Stätte boten, so wie alle spätern Reichsstädte, die aus kirchlichen Stiftungen, aus Markt- und Handelsplätzen auf des Reiches Boden hervorgingen und unter ihren vom Reiche belehnten geistlichen oder weltlichen Stadtherren standen, wie z. B. Erfurt, Bardewick. — Außer diesen königlichen und bischöflichen Städten, die in der Folge größtentheils zu Reichsstädten heranwuchsen, von der gräflichen Gerichtsbarkeit befreit wurden und unmittelbar unter Kaiser und Reich standen, gab es viele fürstliche Städte, d. h. solche Städte, welche aus herrschaftlichem Willen geistlicher oder weltlicher Fürsten entstanden, wie z. B. Soest, Braunschweig, Göttingen, oder auf fürstlichen Territorien gegründet wurden, wie in Süddeutschland die zähringischen Städte (Freiburg, Bern u. a.), in Norddeutschland die welfischen (Lübeck, Hamburg u. a.). Doch kamen in der Folge auch von diesen einzelne bei verschiedenen Veranlassungen unmittelbar unter das Reich, wie die zähringischen Stadtgemeinden in der Schweiz, welche der letzte Herzog an das Reich überließ, unter der Bedingung, daß sie sich selbst regieren sollten, wie Köln. Hinsichtlich der städtischen Verfassung ist zu unterscheiden zwischen

Bischöfliche und königliche Städte.

Fürstliche Städte.

Städtische Verfassungen. den Städten, in welchen sich eine altfreie Gemeinde mit beständigem Schöffenthum von Alters her erhalten oder frühzeitig gebildet hat, und solchen, wo die altfreie Gemeinde gänzlich unterdrückt wurde und unter die Herrschaft des Bischofs oder Feudalherrn kam. Von der erstern Art, wo ein alter freier Decurionenstand den Kern der Bürgerschaft bildete, aus dem die Schöffen gewählt wurden, war die Stadt Köln, deren Verfassung und Recht bei der Gründung vieler andern Städte eingeführt ward. Hier besetzten die altbürgerlichen Geschlechter die Schöffenstühle, wie die andern Stadtämter und bildeten somit ein Patriciat, welches sich in der „Richerzechheit" auch gildenmäßig abschloß und eben dadurch gegen die übergreifenden Ansprüche der bischöflichen Herrschaft bis zum dreizehnten Jahrhundert hin behaupten konnte. Auf ähnlichen Grundzügen beruhte die Verfassung der Stadt Magdeburg, ohne daß dabei eine unmittelbare Uebertragung oder Einwirkung der einen auf die andere anzunehmen sein dürfte; und auch von den königlichen Reichsstädten, die sich an die Königspfalzen anlehnten und worin Vollfreie und ritterliche Reichsministerialen mit freien Zinsleuten der königlichen Villa vereinigt lebten, nahmen manche, wie Frankfurt und Ulm, eine ähnliche Verfassungsentwickelung. In solchen Städten wurde der aus den altfreien Geschlechtern gebildete patricische Schöffenrath im Laufe der Jahre durch einen Gemeinderath verdrängt, den die anfangs unfreie, aber mit der Zeit zur Freiheit gelangte Bürgerschaft wählte. Von der zweiten Art, wo die städtischen Beamten, der Schultheiß, Burggraf, Zöllner, Münzmeister aus den bischöflichen Dienstleuten (Ministerialen) anfangs von dem Stadtherrn bestellt wurden und die Bürgerschaft als solche gar keinen Antheil an der Regierung hatte, war Straßburg die angesehenste Stadt. Auch in diesen bildete sich allmählich ein freier Bürgerstand mit dem Recht der Selbstregierung heran, aber hier ging der Stadtrath aus dem Emporstreben einer die Dienstbarkeit immer mehr abwerfenden Bürgerschaft hervor und lehnte sich folglich nicht an ein schon vorhandenes Schöffenthum der altfreien Geschlechter-Gemeinde an, sondern machte für sich die ganze Vertretung der Bürgerschaft aus. Einen ähnlichen Gang beobachtete man auch in den alten Römerstädten Worms und Speier, und später in Bremen. Die meisten dieser Städte erlangten ihre Freiheit und ihre autonome Verfassung, die freie Wahl ihres Gemeinderaths und die städtische Gerichtsbarkeit nur unter harten Kämpfen mit den Stadtherren, deren Gewalt zuletzt nur noch eine nominale war. Anfangs mit den herrschaftlichen Beamten sich in die Stadtämter und die Gerichtsbarkeit theilend, rissen sie dieselben mit der Zeit ganz an sich. Die Kaiser aus dem hohenstaufischen Hause begünstigten und beförderten in den letzten Jahren die Erhebung der Städte gegen die Bischöfe und gewährten ihnen Rechte und Freiheiten mancherlei Art. — Ruhiger entwickelte sich die städtische Freiheit in den königlichen und anderen älteren Reichsstädten. Hier kam es nicht, wie in den bischöflichen, zu einem ähnlichen, die bürgerliche Freiheit gewaltsam hervortreibenden Gegensatz: sondern in dem Maße, wie der Bürgerstand allmählich mit dem Betrieb von Handel und Gewerb emporkam und erstarkte, „wurde ihm auch der gebührende Antheil an der Gemeindeverwaltung und endlich eine gewisse Selbstregierung eingeräumt, bei der sich die königliche, herzogliche oder markgräfliche Herrschaft nur die vogteilichen Rechte und Einkünfte mit Ernennung der gewöhnlichen Stadtrichter, des Vogts oder des Schultheißen vorbehielt." So in Goslar, Erfurt, Nürnberg u. a. m. — Die fürstlichen Städte kamen hinsichtlich der Verfassungsform und in manchen andern Beziehungen den Reichsstädten sehr nahe: „aber es bezeichnet ihre Eigenthümlichkeit, daß sie vornehmlich aus Markt- und Handelsplätzen entstanden sind oder als solche gegründet waren, daß in ihnen das Bürgerthum von Anfang an rein für sich hervortritt, endlich daß ihre Verfassung und städtische Freiheit ursprünglich als eine von der Herrschaft verliehene erscheint." Zu den merkwürdigsten und ältesten Städten dieser Art gehört Soest in Westfalen. Ursprünglich ein Markt- und Handelsplatz, dem Erzstift Köln zugehörend, stand die Stadt ganz unter der Herrschaft des Erzbischofs; die Bürger waren seine Hintersassen, die Zins und Abgaben an den erzbischöflichen Schultheißen entrichteten und bei dem Vogte das Recht holten. Aber schon im zwölften Jahrhundert wohnten gewählte Schöffen aus der Bürgerschaft den Gerichtssitzungen bei, und bald kamen die meisten städtischen Angelegenheiten an den Stadtrath. Auf das Soester Stadtrecht war, wie wir gesehen, das alte Recht von Lübeck gegründet; aber schon vor Friedrich II. erlangte die thatkräftige Stadt die Reichsfreiheit und große Privilegien. Wie das lübische Recht in den meisten Städten der Ostsee anerkannt und eingeführt wurde, so das Magdeburger Stadtrecht in den deutschen Städten der östlichen, von Slaven bewohnten Länder, wie in Stendal (gegründet 1151 von Albrecht dem Bär).

4. Cultur und Bildungsstand im dreizehnten Jahrhundert.

A) Poesie und Kunstbildung.

§. 423. Wie die Institutionen der Kirche, des Feudalwesens, der Ritterschaft in dem französisch-normannischen Volksstamme ihre hauptsächlichsten Träger gefunden und von dort aus die Kreuzzüge ihren Ausgang genommen haben; so ist auch für die Art der Dichtung, welche sich an die Vorstellungen und Ideenkreise der Wirklichkeit anlehnte, und als die romantische bezeichnet zu werden pflegt, im westlichen Europa, im provençalischen Süden und im französisch-normannisch-bretagnischen Norden die eigentliche Heimath zu suchen. Die religiöse Poesie, die, im Anfang unserer Periode dort wie in Deutschland von Geistlichen gepflegt, die dichterische Thätigkeit fast ausschließlich in Anspruch nahm, trat unter dem Einflusse der treibenden Zeitideen bald in den Hintergrund: die Dichter mußten entweder die Interessen und Vorstellungen, welche das lebende Geschlecht fesselten, in ihren Kreis ziehen und den weltlichen Stoffen eine religiöse Unterlage geben, oder sie mußten den fremden Sagen- und Phantasiegebilden den Platz räumen. So kam es, daß man zunächst die in der Volkstradition erhaltenen Heldensagen aus Karls des Großen Zeiten im Sinne der herrschenden Anschauungen bearbeitete, indem man bald die Conflicte des königlichen Herrschers und seiner getreuen Paladine gegen eine trotzige Lehnsaristokratie poetisch gestaltete und großartige Heldencharaktere sich entwickeln ließ, bald seinen Kampf gegen die Ungläubigen, die Sachsen wie die Saracenen, im Geiste der Kreuzzüge darstellte. Als aber das verfeinerte Ritterthum und der Frauendienst in den Vordergrund traten und das gesellschaftliche Leben der adeligen Kreise zu beherrschen anfingen, verlor sich der Geschmack für die derben, in naturwüchsiger Kraft und altgläubiger Frömmigkeit auftretenden Heldengestalten aus einer fremdartigen Vergangenheit; die Ritter und Frauen sehnten sich nach einer Unterhaltung, die mehr ihren Sitten und Neigungen entsprach; sie wollten von Personen und Verhältnissen hören, in denen sich ihr eigenes Dasein, die „höfische" Bildung der Zeit, abspiegelte, deren Thaten und Schicksale, deren Bestrebungen und Lebensziele mit ihren eigenen Interessen und Seelenrichtungen, mit ihren eigenen Anliegen und Erlebnissen in Beziehung und Uebereinstimmung standen. Einen solchen Boden fand die Dichtkunst in den Sagengebilden eines halberstorbenen Volksstammes, der, seit Jahrhunderten aus dem öffentlichen Leben ausgeschieden, ein stilles, wenig beachtetes Dasein verbracht hatte, bis er in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts durch ein großes weltgeschichtliches Ereigniß wieder aus der Verborgenheit hervortrat. Es waren dies die Sagen von Arthur und seiner Tafelrunde, die bei den keltischen Volksresten der Altbriten in Wales, Cornwallis und Bretagne sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hatten und durch den Eroberungszug des Normannenherzogs Wilhelm (§. 338), an dem sich viele Ritter aus der Bretagne betheiligten, einen neuen Impuls erhielten und die Aufmerksamkeit anderer Nationen erweckten. So wenig auch diese wunderlichen Sagen von Irrfahrten und Abenteuern, von Kämpfen und Schlachten ohne geschichtliche Unterlage, ohne Plan und Ziel den Anforderungen der Poesie genügen konnten, in ihrer losen Gestalt, in ihrer

1. Poesie.

Die Karlssage.

Die bretonisch-fränkischen Sagenkreise.

Unbestimmtheit, in ihrem fahrigen, unausgebildeten Wesen reizten sie das Kunsttalent begabter Dichter. Aus diesem uncultivirten Boden konnten schöpferische Hände fruchtbare Gefilde erzeugen; der rohe Stoff schien zu künstlerischen Gebilden sich zu eignen; die abenteuerlichen Helden der Tafelrunde, die fast alle einander gleich waren, forderten die Bildungskraft zur Lösung psychologischer Charakterentwickelungen heraus. So wurden denn diese bretonischen Kämpfer in ihrer ungeschlachten Kraft und Derbheit und mit ihren wunderlichen, fremdklingenden Namen von den französischen Dichtern zu Helden ihrer epischen Gedichte und Romane gewählt und zu Trägern der Zeitideen, zu Mustern und Vorbildern aller Ritterschaft erhoben. Zunächst wurde der Frauendienst als treibendes Element beigezogen: an die Stelle der Gottesminne trat die Geschlechtsliebe; die Helden, deren Erziehung und ritterliche Heranbildung den Dichtern schon Gelegenheit zur Charakterentwickelung und Seelenmalerei bieten mußte, erliegen der zwingenden Gewalt der Liebe, handeln im Dienste der Frauen. Lanzelot und Tristan sind über dieses Stadium nicht hinausgetreten; ihnen ist ein höfisches Ritterleben im Genusse des Waffenruhmes und des Minnesoldes Zweck des Daseins, und die Kunst, womit französische und deutsche Dichter dieses Liebeleben ausmalten, das ganze Lebensinteresse um die einzige Leidenschaft sich bewegen ließen, die Liebe als ein „so seliges Ding" hinstellten, daß darüber alle übrigen Güter und Tugenden zurücktraten, hat diese Namen zu den Lieblingsgestalten des ganzen Mittelalters erhoben. Auf dieses Feld konnte die im Cölibat lebende Geistlichkeit der Poesie nicht folgen, und so sehen wir denn die ritterliche Laienwelt an ihrer Stelle in den Dienst der Musen treten. Nicht nur, daß die Lyrik, die bisher vornehmlich als Volksgesang ein wenig beachtetes Dasein geführt, nun unter den Händen ritterlicher und adeliger Troubadours und Minnesänger vorzugsweise zur Verherrlichung der Liebe und Frauen, zur Belebung und Verschönerung der vornehmen, „höfischen" Gesellschaftskreise, zur Knüpfung zarter oft unsittlicher Liebesbande gebraucht ward; auch die erzählende Poesie fiel gänzlich der Pflege weltlicher Dichter anheim. Und so sehr wuchs das Interesse für diese Literaturgattung, daß die Rittergeschichten an Zahl und Umfang fort und fort zunahmen, daß man der leichteren Abfassung und Verbreitung wegen die metrische Form und den Reim allmählich aufgab und zu breiten Prosaerzählungen fortschritt, bis endlich diese sich zuletzt wieder in Volksbücher verkürzten. Wenn neben dieser weichen Poesie der Minne in Deutschland auch noch die alte Volksdichtung fortlebte und die überlieferten Sagenstoffe von den Nibelungen und der Kudrun von kunstfertiger Hand überarbeitet wurden, so lagen die Motive dieser Thätigkeit weniger in der Zeitrichtung, als in der gesunden Natur einiger Dichter, denen über dem conventionellen Ritterwesen der Sinn für die nationalen Gebilde des germanischen Geistes noch nicht abhanden gekommen war. — Aber man stand in Gefahr, über dem Liebesgetändel und dem Sinnenrausch der Minnedichtung den Ernst des Lebens, die höheren sittlichen Interessen aus dem Auge zu verlieren: darum mußte der Poesie wieder ein tieferer Inhalt gewonnen, mußte ihr wieder der rechte religiöse Geist zurückerobert werden. Und auch dazu wußte man die bretonischen Artusromane anzuwenden; sie wurden als Gefäß und Rahmen für die zuerst in Südfrankreich und Spanien ausgebildeten mystisch-religiösen Erzählungen vom heiligen

Gral benutzt. Die alte geistliche Dichtung vom Leben Jesu und der Maria, von den Geschichten der Märtyrer und Heiligen hatte das ehemalige Interesse verloren; man mußte wie in den Kreuzzügen Religion und Leben in Verbindung setzen; dies geschah durch die „Massenie des heiligen Gral", ein seliges Fürstengeschlecht mit seinem Hofgesinde, den Templeisen, die wie die Ordensritter alle Tugenden und Eigenschaften der höheren Stände, der Geistlichkeit und des Waffenadels in sich vereinigend, Burg und Tempel des Grals als fromme Hüter schützen sollten. Durch dieses dritte Element, das in dem Helden Parzival seinen vollendetsten Ausdruck fand, traten die Artusromane in eine neue Entwickelungsstufe, die jedoch nicht allen zusagte. Gottfried von Straßburg hielt sich fern davon, gab in Tristan und Isolde den Liebesgefühlen den reizendsten Ausdruck und schalt auf die Dichter, „die in Mähren wildern". Er zog es vor, mit der Welt zu schwimmen, während Wolframs Parzival ihr entgegensteuerte. Auf dieser Entwickelungsstufe des Epos kamen die Laiendichter der Geistlichkeit wieder nahe; die Heldendichtung nahm einen lehrhaften, allegorischen Charakter an und schlug dadurch in eine Richtung ein, wo sich beide Stände aufs Neue die Hände reichen konnten. Aber die poetische Schöpfungskraft hatte bereits ihre höchste Ausbildung erreicht: während die ritterlichen Dichter noch eine Zeitlang fortfuhren, von dem Baum der Minnepoesie einige Früchte zu brechen, oder wie früher die Geistlichkeit auf den wenig anziehenden Gebieten der alten Geschichte, des Trojanerkriegs, der Alexandersage, der Legenden und Heiligengeschichten sich herumtrieben; während bekehrte Laiendichter die trockene Spruch- und Lehrdichtung der verwelkenden Blume der Minnepoesie entgegenstellten, oder die romantische Fabelwelt des Rittereposs durch „Reimchroniken", durch geschichtliche Werke in Versen halb geistlichen, halb weltlichen Inhalts und Wahrheit mit Dichtung vermischend zu verdrängen suchten, wuchs allmählich der Bürgerstand zu Bildung, Wohlstand und Ansehen empor und fing an, die Hand auch nach dem Füllhorn der Poesie auszustrecken. Hierarchie und Ritterschaft hatten am Ende des dreizehnten Jahrhunderts ihre glänzendsten Zeiten bereits hinter sich; aus den Formen, die noch ein Jahrhundert fortbestanden, war bereits der belebende Odem entwichen: die Bewohner der Städte strebten mit jugendlicher Kraft empor und suchten nach einer Nahrung, die den Bedürfnissen ihres Geistes, der Sehnsucht ihres Herzens, dem Erwachen ihres religiösen Gefühles entspräche und den Forderungen ihrer wachsenden Einsicht Genüge leistete. Gralsage.

a) Die Dichtungen romanischer Zunge zunächst in Frankreich.

§. 424. Durch die Kreuzzüge kam die Poesie fast ausschließlich in die Hände der Ritter und weltlichen Dichter. Die Streiter, die von höhern Beweggründen getrieben die Großthaten vollbrachten, suchten dieselben auch im Liede zu verherrlichen; und die romanische Poesie, deren Mittelpunkt und Kern Liebe und Frauendienst war, konnte füglich nicht von Geistlichen gepflegt werden. Zwei Umstände bewirkten, daß die Dichtkunst eben so gleichartig und universell war, wie die lateinische Wissenschaft, erstlich der Verkehr und die Berührung der verschiedensten Völker im heiligen Lande und der dadurch bewirkte leichte Austausch der nationalen Sagen und Dichtungen, und zweitens die große Verbreitung und allgemeine Verständlichkeit der romanischen Sprache, in welcher die meisten Poesien verfaßt waren. In den Ländern, die ehemals Bestandtheile des römischen Reichs bildeten, in Italien, Frankreich, Spanien redete man Sprachen, die unter einander sehr Vorherrschaft der franz. Bildung.

ähnlich waren und nur als Dialekte einer und derselben Kernsprache angesehen werden konnten, so daß die literarischen Erzeugnisse des einen Landes ohne Mühe in dem andern verstanden wurden, und daß zum mündlichen Verständniß nur ein kurzer Verkehr erforderlich war. Diese romanische Sprache war seit den Eroberungen der Normannen auch in England einheimisch, und durch den ununterbrochenen Verkehr Deutschlands mit Italien und dem burgundischen Reiche in Südfrankreich war sie auch über den deutschen Westen und Süden verbreitet. Dadurch wurden die poetischen Erzeugnisse der catalonischen und provençalischen Landschaften, wo die Dichtkunst vorzugsweise zu Hause war, bald Gemeingut der ganzen europäischen Menschheit, und da der Inhalt nicht sehr mannichfaltig war, sondern sich ausschließlich entweder mit Stoffen aus der christlichen Vorzeit befaßte, oder sich um Rittersagen, Abenteuer und Minnedienst drehte, so nahm die Poesie aller Länder eine ähnliche Richtung und hatte ähnliche Gegenstände zum Inhalt. Von der Provence, der schönen sonnenreichen Heimath der Kreuzzüge und des Ritterwesens, der Gesangeslust und der Lebensfreude, ist es bekannt, daß die sogenannte frohe Kunst und die Gerichtshöfe der Edelfrauen über Liebe, Gesang, Edelmuth und Gewandtheit daselbst ihren eigentlichen Sitz hatten; daß die Poesie dort eben so, wie zu Homers Zeit in Griechenland, von Festen und Mahlen unzertrennlich war, daß die Sänger der Tapferkeit und der Liebe dort sich bildeten und ihre Muster suchten, daß endlich die ältesten Dichter Italiens in der Landessprache aus diesen Quellen tranken; und in dem gesangreichen Spanien mit seiner melodischen Sprache boten die Kämpfe mit den Mauren eine unversiegbare Quelle zu Rittersagen und Heldendichtungen; das verfeinerte Ritterthum mit seinen Turnieren und seiner Frauenverehrung gab reichen Stoff zu lyrischen Gesängen der Liebe und der Manneskraft, und die südliche, im Kampf mit den Mohammedanern gesteigerte Gluth des Glaubens hauchte Begeisterung für Religion und christlichen Heiligendienst ein. Durch die Religionskriege wurden viele Ritter und Abenteurer aus Südfrankreich nach der pyrenäischen Halbinsel gezogen und eine Völkermischung erzeugt, die wie in Palästina den Austausch poetischer Erzeugnisse erleichterte. Die provençalischen Gedichte der Troubadours, sowohl die lyrischen Gesänge als die Romanzen und Erzählungen (Novellen) waren im Norden der pyrenäischen und der apenninischen Halbinsel eben so bekannt, wie an der Garonne und Rhone. Frankreich, die vorzüglichste Bildungsstätte des Ritterthums, war somit auch die Heimath, oder doch die fruchtbarste Pflanzstätte der romantisch-ritterlichen Poesie, die von dort aus ihren Weg nach allen Nachbarländern fand, und selbst die fremden Sagenstoffe, welche die französische Dichtkunst in sich aufnahm, empfingen ein nationales Gepräge, und gelangten in dieser Gestalt zu andern Völkern. Es wurde früher erwähnt, wie eifrig an den Burgen der südfranzösischen Grafen und Herren die heitere Kunst gepflegt ward; dadurch gewann anfangs die Sprache und Poesie der Provence und der Languedoc den Vorrang vor der nordfranzösischen, und die Italiener, Catalonier und Arragonier schöpften aus ihrem reichen Borne. Bald rückte das nördliche Frankreich, wo der normannische Rittergeist auch auf die Poesie einwirkte, nebst den verwandten Höfen in England und Flandern dem Süden nahe, und während hier, zum Theil durch das Beispiel der arabischen Sänger, die Lyrik vorherrschte, gewann dort unter Einwirkung bretonisch-celtischer und normannischer Sagenstoffe das Epos die Oberhand. Nirgends wurde die Dichtkunst mit solchem Eifer und solcher Vorliebe gepflegt als bei dem hohen und niedern Adel Frankreichs und der normannischen Staaten. Gesang und Saitenspiel und die Kunst der dichterischen Rede gehörten zum Unterricht der fürstlichen und adeligen Jugend, und bei Kaiser Otto IV. und Richard Löwenherz haben wir bereits erfahren, wie sehr diese Fertigkeit als unentbehrlicher Schmuck und wesentliches Element des ganzen Ritterlebens angesehen ward. Daß bei der wichtigen gesellschaftlichen Stellung, welche die französisch-normannische Nation während der Kreuzzüge behauptete, auch die ritterliche Dichtkunst von dort aus ihren Weg nach andern Ländern nahm, war natürlich, und wir werden bald erfahren, wie insonderheit die deutsche Poesie durch französische Einwirkung bestimmt worden ist. Nicht nur, daß viele Worte und Kunstausdrücke in die Sprachweise der vornehmen Gesellschaft Eingang fanden, deutsche Redeweisen den französischen nachgebildet wurden; die lyrischen Dichter der höheren und niederen Gattung empfingen von den provençalischen Troubadours und ihren untergeordneten Genossen, den Jongleurs, Impulse und Beispiele zur Nachahmung und die epische Poesie entlehnte ihre bedeutsamsten

Stoffe aus den französisch-normannischen Vorbildern. Wie im achtzehnten Jahrhundert, so führte auch im dreizehnten Frankreich den Reigen in der gesellschaftlichen Bildung; die französische Nation schuf die Gesetze und Lebensformen für die gesammte vornehme Welt, übte bestimmenden Einfluß auf Sitten und Mode und herrschte im Reiche des Geschmacks, der Kunst, der Schönheit.

§. 425. Wie im ganzen Leben, so war auch in Sprache und Poesie das südliche Frankreich von dem nördlichen viele Jahrhunderte lang geschieden: nach den Wörtern der Bejahung bezeichnete man das Sprachgebiet der Südfranzosen oder Provençalen mit langue d'oc, das der Nordfranzosen mit langue d'oïl oder d'oui. In den Landschaften an den Pyrenäen und am Mittelmeer, an der Garonne und Rhone, wo die romanische Nationalität weniger von fremden Volkselementen unterdrückt und überwuchert war, hatte sich von alter Zeit eine heimische Volkspoesie gebildet, welche an dem zur Fröhlichkeit und Sinnlichkeit geneigten Naturell der Bewohner und an ihrem Hang zum Wunderglauben und Abenteuerlichen einen Anhalt besaß und sich im Besitz eines fahrenden Sängerstandes befand. Diese Wandersänger, die schaarenweise von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg zogen und mit Gesang und Musik auch oft das niedere Gewerbe von Gauklern und Possenreißern verbanden, gaben durch ihr leichtfertiges Leben oft Anstoß. Besonders klagte die Geistlichkeit über die lustigen Künste der scurrae und Mimi, welche von der lateinischen Benennung joculatores den Namen **Jongleurs** erhielten. Als nun die Ritterschaft sich ausbildete, genügte die herabgesunkene Kunst der Spielleute und Bänkelsänger nicht mehr; die Edlen fingen an sich nach feineren poetischen Genüssen zu sehnen und widmeten sich daher selbst der Dichtkunst, die sie nach Form und Inhalt zu heben bemüht waren. So entstand neben der alten Volkspoesie die neue Kunst der **Troubadours** oder **Trouvères**, welche, für die höhere Gesellschaft berechnet, einen feineren Ton anschlug und auf den Geist des Ritterthums, aus dem sie hervorging, eine bedeutende Rückwirkung übte. Im Gegensatz zu den fahrenden Jongleurs machten nun die Troubadours die Poesie zu einer adeligen Kunst, die sie durch edlere Sprache, durch Mannichfaltigkeit der dichterischen Formen und Weisen, durch regelmäßigen Reim und Versbau zu heben suchten, und zur Belebung und Verschönerung des Ritterlebens, zum Lob und Preis der Frauen, zur Verherrlichung freigebiger, gesangliebender Fürsten und Herren anwendeten. Wenn auch die Troubadours, die großentheils aus dem niederen Dienstadel hervorgingen, es nicht verschmähten, aus den Händen der hohen Herren und Frauen, an deren Burgen und Höfen sie weilten und die sie in ihren Liedern feierten, Geschenke anzunehmen; so blieben doch Dichtung und Gesang eine freie Kunst, so wurden sie doch nicht als Mittel des Erwerbes, sondern als Zierde des Ritterthums angesehen, daher auch bald Könige und Fürsten und Edle jedes Ranges eine Ehre darein setzten, zu den Troubadours gezählt zu werden, und ritterliche Sänger gastfrei aufzunehmen, sie zu ehren und zu beschenken galt in Frankreich und Spanien, in Italien und in England als eine der ersten Fürstentugenden, als eine königliche Eigenschaft. Und wie zur Entfaltung und Uebung ritterlicher Kraft und Gewandtheit Turniere und Ritterspiele angeordnet wurden, so mögen an manchen Orten „Minnehöfe" und heitere Dichterfeste bestanden haben, wo die Sänger in Tenzonen oder Wettgesängen um den Preis stritten und liederkundige Edelfrauen das Urtheil fällten und die Blume des Sieges reichten. Auch die Fertigkeit, poetische Erzählungen vorzulesen, war eine sehr willkommene Gabe. Die Schreibekunst besaßen nur wenige, der Dichter war also genöthigt, seine Verse einem Schreiber in die Feder zu sagen, daher Dictiren gleichbedeutend mit Dichten war. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gerieth mit dem Ritterthum auch die schöne Kunst der Troubadours in Verfall. Die Albigenserkriege, die Verarmung des Adels in Folge der Kreuzzüge, die wachsende Rohheit der Zeit minderten das Interesse für die Dichtkunst und entzogen den Sängern den Lohn. Nach einer fünfzigjährigen Periode des Aufstrebens vom Einfachen zum Künstlichen, als deren Repräsentant **Guillem de Poitiers** gelten kann, und einer hundertjährigen Blüthezeit, während welcher **Bernart von Ventadour**, **Bertran von Born**, der „Lehrer der Liebe", **Arnaut Daniel**, nach Dante's Zeugniß Lieder- und Romandichter, und **Guirant de Borneil**, der „Meister der Troubadours", ihre Lieder anstimmten, trat somit eine Zeit ein, da die Lyrik mehr in das Lehrhafte und in die „dunkle Rede" überging. **Guiraut Riquier** war der letzte würdige Meister dieser Periode des Sinkens. Durch die ritterlichen Sänger erhielt die lyrische Poesie des südlichen Frankreichs eine reiche Mannichfaltigkeit. Nicht nur daß **Rhythmus** und **Reim** sorgfältiger behandelt wurden und der **Strophenbau** zu hoher Vollendung kam; auch in Beziehung auf Charakter und Inhalt der

a) Lyrische Poesie.

Dichtung tritt eine große Verschiedenheit zu Tage. Man unterscheidet **Minnelieder**, **Sirventes**, **Tenzonen** und **Pastourelle**.

1. Minnelieder. Wie die deutschen Minnesänger, die wir im nächsten Abschnitt kennen lernen werden, gingen auch die Troubadours von Naturschilderungen aus. Das Grün der Wiesen und Bäume, der Duft der Blumen, die Klarheit der Sonne, der Gesang der Vögel bilden die immer wiederkehrenden Gegenstände ihrer Gleichnisse und Bilder, wobei man oft durch die Zierlichkeit der Einkleidung, durch die Gewandtheit des Ausdrucks überrascht wird. Nur selten schimmert etwas von dem Golde der classischen Literatur durch, da nur wenige der romantischen Dichter mit der alten Poesie vertraut waren. Meistens dient die Naturschilderung nur als Unterlage für den Gesang der **Liebe**, der die Kunst der Troubadours vorzugsweise gewidmet ist. Und hier begegnen wir derselben Eigenthümlichkeit wie bei den deutschen Minnesängern, daß der Dichter in der Regel vornehme Frauen verherrlicht, mit denen kein näheres Verhältniß gedacht werden kann, die meistens im Ehestand leben und durch Rang und gesellschaftliche Stellung weit über dem Verherrlicher ihrer Schönheit und Tugenden stehen, daher auch Geheimniß und Verschwiegenheit fort und fort empfohlen, die Namen nur angedeutet oder unter bildlichen Bezeichnungen verhüllt werden. Liebesboten überbrachten der Verherrlichten die Huldigungen des Verehrers, oder da nur wenige Frauen lesen konnten, so trug auch wohl ein „Spielmann" das Liebes- und Lobgedicht recitirend mit Musikbegleitung vor. Das Liebeslied setzte daher mehr den Geist als das Herz des Dichters in Bewegung; die Sprache der Galanterie tritt an die Stelle der unmittelbaren Gefühlsergüsse, die Verehrung und Huldigung der gepriesenen Dame ist meist nur Sache der Phantasie und des Verstandes ohne die Leidenschaft des Gemüthes. Oft gleichen die höfischen Liebeslieder einer „Perlenschnur von lebenden Beiwörtern, von Bildern des Schönheitspreises". Statt aus dem frischen Borne eigener Empfindungen, eigener Erlebnisse zu schöpfen und dadurch einen stets neuen und reichen Inhalt, ein ewig Jugendliches in sich zu tragen, bewegen sich die Lieder meistens in allgemeinen Schilderungen und Betrachtungen, in Lobpreisungen und Klagetönen. Das Lieben erscheint wie das Dichten als eine auf Regeln zurückgeführte Kunst. Der Troubadour muß sich „auf Liebe verstehen".

2. Sirventes. Die höfische Dichtung der Franzosen beschränkte sich jedoch nicht blos auf den engen Kreis zärtlicher Empfindungen und Liebesklagen: sie wagte sich auch auf den Kampfplatz der Oeffentlichkeit, in das handelnde Leben, um die Schäden und Gebrechen der Zeit zu bekämpfen, für die gute und gerechte Sache in die Schranken zu treten, um scharfe Rügen im Sinne einer Partei, im Dienste eines Herrn zu erheben, um mit sittenrichterlicher Strenge gegen die Großen und Mächtigen in Staat und Kirche zu eifern. Gedichte dieser Art nannte man **Sirventese**, „Dienstlieder", und es wurde schon bei Gelegenheit der Albigenserkriege erwähnt, von welcher Wirkung diese oft mit den Waffen des Spottes und der Satire auftretenden Rügegedichte auf die Stimmungen und Ansichten des Volkes gewesen sind. Im Sirventes spiegelte sich die Zeit in allen ihren Erscheinungen und Richtungen, in ihren Kämpfen und Parteianliegen, und oft waren die Verfasser die Gefährten und Vertrauten hochgestellter Fürsten und Häupter, deren Sache sie mit der Gewalt ihrer Poesie unterstützten. Der scharfe, oft leidenschaftliche Ton, der gern Persönlich-

Bertran v. Born. keiten einmischt, machte das Sirventes zu einer gefürchteten Waffe. Die Sirventesen **Bertrans von Born** gingen von Mund zu Mund und brachten in den Kriegen des englischen Königs Heinrich II. und seiner Söhne solche Wirkung hervor, daß sie von der Garonne bis zum Ausfluß der Seine fortwährend blutigen Streit erzeugten.

3. Tenzone u. Pastourelle. Neben den Sirventesen liebten die provençalischen Dichter noch die **Tenzone** und das **Pastourelle**. Tenzonen waren Wett- und Streitgesänge, worin die Dichter sich ihre Strophen reihum mittheilten und einige gewählte Richter nach beendigtem Vortrag die Entscheidung fällten, bald Spiele und Uebungen des Witzes über pikante Controversfragen, bald pedantische Versdisputationen voll Spitzfindigkeiten und gelehrten Wortkrams. Lyrische Gedichte, worin ländliche Scenen, Liebschaften zwischen Hirten und Bäuerinnen und idyllisches Naturleben den Inhalt bildeten, hieß man Pastourelle.

4. Die nordfranzösische Lyrik. Der Süden Frankreichs war die eigentliche Heimath des lyrischen Gesanges; nur die Bretagne konnte mit der Provence einen Vergleich aushalten. Die übrigen Landschaften entlehnten das Meiste von ihren südlichen Nachbarn: ihre **Lais** entsprachen den provençalischen Canzonen, waren wie diese theils ernsthaften elegischen, theils heitern, scherzhaften Inhalts und wurden gleichfalls mit Saitenspiel vorgetragen. Nur das **Fabliau**, die beliebte poetische Erzählung, bald belehrenden

moralischen, bald leichtfertigen und muthwilligen Inhalts, voll obscöner Beschreibungen und Schwänke, war mehr im nördlichen Frankreich zu Hause und zeugt von der vorherrschenden Neigung der französisch-normannischen Bevölkerung für die epische Dichtung, für den Roman, die Novelle, die Legende und Reimchronik. Unter den nordfranzösischen Dichtern war neben Pierre de Craon und einigen andern „Chansonniers" Graf **Thibaut von Champagne**, später König von Navarra (1201—1253), der berühmteste. Thibauts Lieder sind theils Ausbrüche sinnlicher Liebe, wie sie sich bei den provençalischen Sängern finden, meist ohne Innigkeit und tieferes Gefühl, theils religiöse Ergüsse, Hymnen an die h. Jungfrau u. A. Unter der von ihm besungenen Dame hat man die Königin Blanca, die Mutter Ludwigs IX., zu erkennen geglaubt.

Thibaut von Champagne.

b) Der epische Gesang. 1. Geistliche Dichtungen.

§. 426. Wenn auch die Provençalen neben der lyrischen Dichtung die epische nicht vernachlässigten, so muß doch das nördliche und westliche Frankreich als die eigentliche Heimath des Romans und der Novelle betrachtet werden. Bis in die Zeiten der Kreuzzüge wurde die Dichtkunst des gesammten christlichen Abendlandes von Geistlichen geübt. Dadurch ergab es sich von selbst, daß religiöse und kirchliche Stoffe den Hauptinhalt bildeten; nur darin machte sich allmählich ein Fortschritt bemerkbar, daß die Landessprache mehr in Anwendung kam. Auch im zwölften Jahrhundert war die epische Dichtung noch großentheils Eigenthum des geistlichen Standes, und wir werden später bei der deutschen Literaturgeschichte erfahren, wie ähnlich und verwandt diese geistliche Dichtung nach Inhalt und Form in allen Ländern gewesen ist, wie gewisse Erzählungen aus den Sagengebieten, die sich um Christus und die Apostel, um Maria und ihr Geschlecht, um die Heiligen und Märtyrer gelagert hatten, und gewisse religiöse Erzählungen und Vorstellungen eben so sehr als Gemeingut der gesammten Christenheit betrachtet wurden, wie die Glaubenslehren und die kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen, und daß man die nationale und sprachliche Verschiedenheit nur als etwas Unwesentliches und Zufälliges ansah. Eine Menge Legenden, Wunder- und Heiligengeschichten, theils von localem Charakter, an gewisse berühmte Andachtsstätten oder Wallfahrtsorte angelehnt, theils der gesammten Christenheit angehörend, wurden, meistens nach lateinischen Quellen bearbeitet, in allen Ländern verbreitet; als Erzeugniß des gemeinsamen christlichen Geistes trugen sie nur selten den Namen eines Verfassers; poetisches und literarisches Eigenthum war ein unbekannter Begriff. Besonders liebte man solche Erzählungen, welche mit dem Morgenlande in Beziehung standen oder fremde Wunderländer vorführten. Zu den ältesten und berühmtesten dieser Gattung gehörten: „Die Reise des heil. **Brandanus** zum irdischen Paradies", eine Art mönchischer Odyssee in achtfüßigen Versen, die sich auch in deutscher und flämischer Sprache erhalten hat; die Geschichte des Kaisers **Heraclius**, die an die Auffindung des heil. Kreuzes und an das Fest der Erhöhung geknüpft ist, und vor Allen „**das Leben des heil. Josaphat**", die Bekehrung des indischen Fürstensohnes durch den christlichen Einsiedler Barlaam, ein Siegesdenkmal des Christenthums über Heidenthum und Judenthum, wie über die Verführungen des sinnlichen Lebens. Aus dem griechischen Urtexte des Johannes Damascenus zuerst ins Lateinische übersetzt, wurde das Werk bald in allen Sprachen bearbeitet und blieb ein Lieblingsbuch des ganzen Mittelalters.

2) Romantische Dichtungen aus dem Karolingischen Sagenkreis.

Wenn schon in diesen und anderen geistlichen Dichtungen neben dem erbaulichen und belehrenden Inhalte auch das Interesse der Zeitgenossen für die große Sache der Kreuzzüge, die siegreichen Kämpfe des Christenthums gegen den mohammedanischen Glauben oder, was damals als gleichbedeutend galt, gegen die Heiden, mit großer Entschiedenheit hervortritt; so geschah dies in noch höherem Grade in dem **romantischen Epos** aus dem Karolingischen Sagenkreis. Wir wissen, wie sehr das Heldenleben Karls des Großen von poetischen Sagengewinden durchflochten und umhüllt war, und besonders wurde schon frühe sein Name mit dem heil. Grabe in Verbindung gebracht. Es lag somit nahe, gerade in dieser Zeit die Sagen, Romanzen, Schlachtgesänge, welche im Laufe der Jahrhunderte herangewachsen und allgemein bekannt waren, zu epischen Compositionen zu verbinden und mit dem Hauptanliegen der Gegenwart in Beziehung zu setzen, den großen christlichen Kaiser als Vorbild aller Kreuzfahrer und Glaubenshelden aufzustellen. Dieser Aufgabe unterzogen sich zunächst Geistliche, aus deren Händen wir zwei lateinische Romane religiöser Tendenz hervorgehen sehen, die **Wallfahrt Karls des Großen ins heilige Land** und die unter dem Namen der **Chronik Turpins** zusammengefaßten Sagen und Erzählungen von dem Feldzug gegen die Saracenen in Spanien. Dieses wohl in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts aus alten Liedern und Romanzen, aus Sagen und Erzählungen zusammengefügte und einem Zeitgenossen Karls, Turpin, zuerst Mönch von St. Denys, dann Erzbischof von Rheims,

zugeschriebene Buch, das bald in die Volkssprache übersetzt ward, bildete eine Hauptquelle für die Romane aus dem Karolingischen Mythenkreis, ohne daß jedoch die älteren Ueberlieferungen, Gedichte und Sagen, die neben jenem herliefen, dadurch verdrängt worden wären; vielmehr ergänzten diese die „Chronik", bei der eine religiöse Tendenz sichtbar vorwaltet, vorwärts und rückwärts und faßten insbesondere die weltliche Seite ins Auge. Denn Karl der Große trägt eine zwiefache Gestalt: er ist weltlicher Held, der gegen die riesige Kraft und Wildheit seiner trotzigen Reichsbarone, besonders der Söhne Haimons, wie gegen die Verrätherei und Tücke des Mainzer Geschlechts, als dessen Haupt Ganelon erscheint, zu kämpfen hat, und ist zugleich Gottesstreiter, der die Sache des Christenthums wider die Ungläubigen verficht. In diesen heiligen Kriegen gegen die Heiden stehen dem König zwölf ausgewählte Kriegsgenossen als „geharnischte Apostel" zur Seite, um mit ihm das Reich Gottes zu mehren; sie ziehen mit ihm zum heil. Grab, kämpfen mit ihm gegen die Sachsen und Saracenen, bis sie nach vielen wunderreichen Thaten und Schicksalen durch Ganelon, den Judas, verrathen im Thale Ronceval gemeinsamen Helden- und Märtyrertod leiden. Karl selbst bleibt mit Einigen am Leben, aber nur um jene zu rächen, zu verherrlichen und zeitlebens zu betrauern. Diese poetischen Heldensagen, von denen einzelne Lieder sehr frühe vorhanden waren und theils beim Vorrücken zur Schlacht, theils bei geselligen Mahlen gesungen zu werden pflegten, wurden um die Mitte des zwölften Jahrhunderts in dem „Rolandslied" oder „Roman von Roncevaux", das wir in der deutschen Bearbeitung näher kennen lernen werden, durch einen Dichter Turold zu einem Ganzen verbunden, von dem dann im Laufe der Zeit viele Ueberarbeitungen veranstaltet wurden.

8. Die Artusromane. Wie die bedeutsamsten Volkslieder aus dem Karolingischen Sagenkreis in Turpins Chronik Aufnahme fanden, so die bretonischen und walisischen Volkstraditionen in der lateinischen Chronik, welche Gottfried von Monmouth (Gruffyd ab Arthur) nach seiner eigenen Angabe aus einem Werke übersetzte, das ein gelehrter Benedictiner, Archidiaconus Walter von Oxford, aus der Bretagne mitgebracht und das in der Sprache jenes Landes die Thaten aller britischen Könige von Brutus dem ersten König herab bis auf Cadwaladr, den Sohn Cadvallons, berichtet habe. Zu der Uebertragung ins Lateinische sei er durch seinen Herrn, den Grafen Robert von Glocester († 1147), aufgefordert worden. Aus dieser Angabe hat man geschlossen, daß in Gottfrieds „Geschichten der britischen Könige" altkymrische Volkslieder und Sagen von der Zeit der angelsächsischen Invasion an zusammengestellt und verarbeitet worden und daß daraus die Stoffe für die Romane von Artus (Arthur) und der Tafelrunde geflossen seien. Diese Chronik nun wurde die Quelle zahlloser Romane und Dichtungen. Allein die Sitten und Lebensweise eines abgeschlossenen, in der Cultur zurückgebliebenen Volkes, die wilden Kämpfe des Königs Arthur und seiner Kriegsgefährten und die Märchen von dem Zauberer Merlin konnten dem fortgeschrittenen Ritterwesen der Zeit nicht genügen, daher gesellten sich bald in den französisch-normannischen und deutschen Bearbeitungen neue Elemente im Geiste der Zeit und der herrschenden Bildung hinzu. Die einförmigen Erzählungen von Waffenthaten und Abenteuern, von Helden- und Zaubergeschichten dienten nun als Unterlage für das verfeinerte Ritterthum mit seinem Frauendienst, seinen höfischen und kriegerischen Sitten, seinen sinnlichen und sinnigen Freuden, so daß Arthur und sein Hof bald zum Ideal alles höfischen Lebens, seine Tafelrunde zu Musterbildern aller ritterlichen Eigenschaften ausgebildet wurde. Hohe Geburt, Stärke, Tapferkeit, Treue gegen den Fürsten waren die unerläßlichen Bedingungen der Aufnahme in die Ritterschaft der Tafelrunde, wo ein Leben voll heiterer Geselligkeit im Dienste der Liebe und der Frauen und im Genusse des erworbenen Waffenruhmes winkte. Die anziehende Darstellung eines solchen Lebens hat den beiden Romanen „Lanzelot" und „Tristan" so hohen Reiz verliehen, daß die französischen Bearbeitungen dieser Erzählungen in allen Ländern Eingang fanden und die Lieblingsbücher der vornehmen Gesellschaft durch das ganze Mittelalter geworden sind. Aber selbst dieses von Kriegsthaten und Minnedienst gehobene Ritterleben war noch unvollständig; es mußte noch ein drittes Element, das christlich-religiöse, die „Gottesminne" hinzutreten, und dieses erhielt die bretonische Dichtung in der Sage vom heiligen Gral, dessen Hüter aus den Rittern der Tafelrunde gewählt wurden. Erst durch die Vereinigung religiöser Heiligkeit mit Tapferkeit und weltlicher Tugend kommt der Ritterkreis zur Vollendung. Als das Ideal eines solchen vollkommenen Ritterhelden steht der Parzival da, eine Dichtung, die gleichfalls aus Frankreich ihren Weg nach Deutschland und andern Ländern genommen hat. Auch die lothringische Geschichte

vom Schwanenritter Lohengrin, der auf dem von einem Schwan gezogenen Schiff nach Brabant zieht, um einer bedrängten Herzogin beizustehen, hängt mit der Gralsage zusammen.

Unter dem heil. Gral dachte man sich eine kostbare Schale, deren sich Christus beim letzten Abendmahl bedient und in die Joseph von Arimathia bei der Kreuzigung das Blut des Herrn aufgefangen haben sollte. Mit Rücksicht auf die königliche Würde Christi wurde daher die Schale selbst sanguis regalis, Sang réal, sainct Graal genannt, wenn man nicht die Ableitung aus dem provençalischen Worte „Gragal", d. h. Schale, vorzieht. Der ursprüngliche Hüter dieses Kleinods war Joseph selbst, und ein altes, von der Kirche als apokryphisch ausgestoßenes Evangelium des Nicodemus erzählt bereits die wunderbare Rettung, welche Joseph durch jene Reliquie im Gefängniß erfuhr. Er sollte hierauf mit Maria Magdalena von seiner Heimath nach Frankreich und von hier nach Spanien und England zur Ausbreitung des Christenthums sich begeben haben. Der Gral, der allerlei wunderbare Eigenschaften hat, wählt seine Hüter, die Templeisen selbst, und zwar blos aus den edelsten und frömmsten Rittern, und das Königthum desselben wird nur erlangt durch die reinste Gesinnung und die vollkommensten Rittertugenden. Das Gefäß, eine Reliquie aus dem Paradiese, ist mit Kräften des ewigen Lebens ausgestattet; es gewährt denen, die es anschauen, die reichste Fülle irdischer Güter und schützt sie vor den Leiden des Alters und den Schmerzen des Todes. Der runde Tempel, in dem der heil. Gral nach der Dichtersage aufbewahrt war, stand in der Mitte der prachtvollen, von Thürmen umgebenen, auf ehernen Säulen gewölbten und von Schwibbogen getragenen Gralburg, die der wunderbar geborene König Titurel auf dem unnahbaren Onyxberge Montsalvage in Spanien gegründet hatte und die von den Dichtern als Wunder aller Herrlichkeit geschildert wird, prangend von Gold, Edelgestein und Kostbarkeiten in üppiger Fülle.

Neben diesen epischen Gedichten und Romanen in gebundener und ungebundener Rede, denen auch noch die aus der alten Geschichte entlehnten und in ähnlicher Weise behandelten Dichtungen vom Trojanerkrieg, von Alexander d. Gr. u. a. beigefügt werden können, befaß die französische Literatur des Mittelalters noch eine Gattung poetischer Werke epischer Richtung, die „Contes und Fabliaux", welche gleichfalls ihren Weg zu andern Völkern nahmen und insbesondere in Italien einen fruchtbaren Boden fanden. Es sind Erzählungen und Märchen von der buntesten Mannichfaltigkeit des Inhalts und von großer Verschiedenheit im Umfange: kitzliche Rechtsfälle, sophistische Probleme, Streiche der Einfalt und Schlauheit, der Schalkheit und des Betrugs, Märchen, Lieblingsanekdoten, oft moralisch gewendet in Regeln und Satiren. Sie sind meistens in vierfüßigen jambischen Versen verfaßt und beschränken sich nicht, wie die genannten Romane, auf einheimische Sagenkreise, sondern verbreiten sich über alle Völker und Zeiten, und während in der ruhigen Darstellung des Epos die geistigen Kräfte noch ungetrennt erscheinen, so ist in den Contes und Fabliaux bald das Phantastische, bald das Rührende, bald das Belehrende vorwaltend. Besonders tritt in vielen der kleineren Erzählungen und Fabeleien ein muthwilliger Witz und eine Neigung zum Leichtfertigen, Zweideutigen und Obscönen hervor. „In Nichts sind sie muthwilliger, als wenn es über die Ehe hergeht; in Nichts schelmischer, als wenn es den Mönchen und Nonnen gilt; in Nichts erfinderischer, als in Schlüpfrigkeiten", und in der Kunst, diese behaglich auszumalen, sind die Dichter Meister. Auch darin unterscheidet sich diese Gattung von den älteren, daß sie sich nicht auf den Klerus und die Ritterschaft beschränkt, sondern daß sie, ausgehend von der Anschauung des wirklichen Lebens, Bürger und Bauer, Handwerker und Kaufmann mit dem geistlichen und adeligen Stande in Beziehung setzt. Meistens aus lateinischen Quellen fließend und zum Theil dem orientalischen, griechischen und römischen Alterthum entnommen, wurden diese Erzählungen bald Gemeingut der ganzen Welt und eine Fundgrube für spätere Dichter aller Gattungen und Zungen. 4. Contes und Fabliaux

§. 427. An dem Kunst- und Poesieleben, wie es in Frankreich und Deutschland zur Entfaltung kam, nahmen auch die niederländischen Landschaften, welche bei dem Sinken und Schwinden der Reichsmacht mehr und mehr zu einem selbständigen Staatsleben sich entwickelten, regen Antheil, und wenn sie auch mehr Empfänger als Geber waren, so haben sie doch eine bedeutende Schöpfung ausgebildet und der Welt mitgetheilt, — das Thierepos von Reineke Fuchs, die poetische Hauptthat des niederländischen Volkes. Ursprünglich ein Bestandtheil des Herzogthums Lothringen mit germanischer Bevölkerung, folgten die flandrischen, brabantischen und holländischen Landschaften anfangs dem inneren und äußeren Entwickelungsgang des Reiches, und wir haben bei verschiedenen Gelegenheiten gesehen, wie eifrig sich die niederländische Klostergeistlichkeit an dem literarischen und geistigen Leben Deutschlands betheiligte. Doch trat schon frühzeitig in Brabant und Flandern eine Annäherung an Frankreich ein, veranlaßt durch die natürliche Lage und durch politische Verhältnisse und Wechselbeziehungen. In Folge dieser Doppelstellung zu den beiden vorherrschenden Culturvölkern schlug auch das geistige und künstlerische Leben an der Maas Niederländische Poesie. Reineke Fuchs.

und Schelde dieselben Richtungen ein, die in den beiden Nachbarländern zur Entfaltung kamen. Man baute im gothischen Stil Kirchen und Rathhäuser, man übte an den fürstlichen Höfen von Holland und Brabant, von Flandern und Hennegau Gesang und Saitenspiel nach Art der Troubadours und Minnesänger, man erheiterte das gesellschaftliche Leben durch Dichtungen und Romane aus dem Karolingischen Sagenkreise und aus den Fabelgeschichten von Arthur und der Tafelrunde; der allegorisch-epische Roman von der Rose war in den Niederlanden nicht minder verbreitet als in Frankreich und hat noch im fünfzehnten Jahrhundert in Heinrich von Aken einen geschickten Bearbeiter in der Landessprache gefunden. Und als der Bürgerstand der gewerbreichen Städte zu größerer Bedeutung kam und das Interesse für Ritterthum und höfische Poesie zurückgedrängt ward, betraten Jacob von Maerlant, „der Vater der niederländischen Dichtkunst" aus Damme, der Hafenstadt von Brügge, und seine Zeitgenossen Jan van Heelu, Melis Stoke, Ludwig von Velthem u. A. den Boden der Historie und verfaßten „Reimchroniken" in der Sprache und aus der Geschichte ihres Landes. Diese historische Dichtung fand indessen bei dem Klerus so wenig Beifall als die Ritterpoesie, und da der bürgerliche Meistergesang sich noch nicht hervorwagte, so nahm die Lehrdichtung und die geistliche Poesie den Platz ein. Maerlant selbst wurde von der Geistlichkeit vermocht, der weltlichen Dichtung zu entsagen und seine Gaben dem Preis der Maria und der Heiligen zu widmen. Nach seinem Vorgange bildeten Legenden und religiöse Gedichte lange Zeit die vorherrschende Gattung der niederländischen Literatur. Man bekämpfte die wälschen Dichter mit ihren „falschen Mähren" und verfolgte die Minstrels. Nur die adeligen Geschlechter fuhren fort die romantische und historische Dichtung zu begünstigen. — Neben dieser Uebereinstimmung und Gleichartigkeit des geschichtlichen Entwickelungsganges mit dem der größeren Nachbarreiche traten jedoch schon frühzeitig die Keime hervor, die dem späteren nationalen Leben der Niederländer ein eigenthümliches Gepräge gaben. Das Feudalwesen gelangte dort nicht zu solcher Herrschaft, wie anderwärts: im Norden bewahrten die friesischen Bauernschaften ihre Freiheiten und altväterlichen Einrichtungen, in Flandern und Brabant entwickelte sich ein regsames Städteleben, welches zu dem Ritterthum einen scharfen Gegensatz bildete und die alte Volkspoesie in seinem Schooß bewahrte und mit praktischem Beobachtungssinn ausbildete.

Maerlant 1235–1300.

Die Thiersage.

Die Thiersage, welche neben den uralten Heldendichtungen von Sigfried und Dietrich am tiefsten in dem germanischen Volksbewußtsein wurzelte, gelangte am frühesten in Lothringen zur schriftlichen Bearbeitung. Wenn, wie vielfach angenommen wird, Vorgänge am austrasischen Hofe die erste Veranlassung zur Aufzeichnung gegeben haben, so war damit auch zugleich das Vorbild aufgestellt, das dehnbare elastische Gebilde der volksthümlichen Sage stets mit Rücksicht auf Zeitverhältnisse zu behandeln, den überlieferten Stoff als Rahmen und Grundlage für Beziehungen und Anspielungen auf die Gegenwart zu benutzen und in diesem Sinn zu erweitern und umzugestalten. Wenige Erscheinungen auf dem Gebiete der Volksdichtung haben so sehr zu eingehenden Forschungen angeregt, als die Sagen vom Wolf Isengrim, vom Fuchs Reineke und von der ganzen großen Thierwelt, die um sie und den Löwenkönig geschaart ist. Wenn gleich das bis jetzt bekannte älteste Denkmal der Thierdichtung, die Ecbasis eines lothringischen Verfassers in lateinischen Versen, erst dem zehnten Jahrhundert anzugehören scheint, und sowohl der deutsche Reinhart Fuchs des Elsässers Glicheser (Gleisner), als die zahlreichen französischen und niederländischen Bearbeitungen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert stammen; so ist doch anzunehmen, daß der Kern der Dichtung aus viel älterer Zeit herrührt, ja daß er eben so sehr das ursprüngliche Eigenthum der germanischen Nation gewesen ist, wie die Grundbestandtheile des nationalen Heldengesangs. Beide haben ihre Wurzeln in der angebornen Natur jugendlicher Völker: wenn der Kriegerstand und seine Sänger sich angezogen fühlen, in den göttlichen Heroengestalten der heil. Tradition sich Vorbilder der Kraft, des Muthes, des Heldensinnes zu schaffen, so versenkt sich der Bauern- und Hirtenstand mit Vorliebe in die Thierwelt, deren Tugend, Freundlichkeit und nützliche Thätigkeit in den Hausthieren ihm Zuneigung und Vertrauen erwecken, deren Laster und leidenschaftliche Triebe er in den Raubthieren des Feldes und Waldes fürchtet. Es war daher natürlich, daß sich der beobachtende Sinn vorzugsweise der „Heimlichkeit der Thierwelt" zuwandte und aus dem instinctiven Thun und Treiben derselben Beispiele und Lehren zum eigenen

Nutzen und Gebrauch schöpfte. Diese Lehren und Beispiele waren zunächst praktischer Art, Lebensregeln für das eigene Handeln, moralische Anweisungen und Winke über Recht und Unrecht, über Tugend und Fehler; sie gehörten der didaktischen Poesie an, zu welcher sich die unteren Stände mehr hingezogen fühlten als zur Heldendichtung; daher war auch die Erzählung selbst kurz und bündig, sie sollte ja nur das Gefäß für die Nutzlehre sein. Von der Art waren die orientalischen und griechischen Fabeln, welche unter den Namen Bidpai, Lokman, Aesop Gemeingut der ganzen Welt geworden sind. Aber schon bei den Griechen trat eine andere Seite hervor: das Thierleben, in epische Form gekleidet, nahm einen satirischen und polemischen Charakter an. Wir kennen die Batrachomyomachie, jene merkwürdige Parodie der Götter- und Heldenwelt der Ilias, und die Aristophanische Vögelkomödie, worin die athenische Schwindelpolitik gegeißelt wird (§§. 70. 104). Diese Seite wurde von dem germanischen Volksstamm mit dem größten Erfolg ausgebildet. Nur da, „wo ein unvertilgbarer Hang zum Stillleben und zur Naturfreude und ein Sinn für die kleineren menschlichen Verhältnisse obwaltete", konnte das Thierepos und Thiermärchen Wurzel schlagen und zu einer so ungemein reichen Entfaltung kommen. Aus der symbolischen Gestalt der **Thierfabel**, worin einzelne Thiere zu einander in Verhältniß gesetzt sind, um gewisse Sittenlehren oder Lebensregeln zu veranschaulichen, ging die Erzählung in das allegorische Thierepos oder Thiermärchen über, indem die Thiere als eine Gesammtheit, als Bürger eines Staats, aufgefaßt und durch diese Eine Idee in die mannichfachsten Beziehungen unter einander gebracht werden. Das vielgestaltige Leben der Thierwelt wird als Spiegel gebraucht, um die öffentlichen Zustände der Zeit, um die Denk- und Handlungsweise der herrschenden Stände darzustellen, mit scharfer Zeichnung wirklicher Verhältnisse, hie und da auch wohl mit Beziehungen und Anspielungen auf geschichtliche Personen und Begebenheiten. Der Thierstaat entlehnte Gestalt und Formen vom wirklichen Staat und an der schärfer hervortretenden Stellung des Wolfes oder des Fuchses darf man wohl auf eine ältere oder jüngere Abfassungszeit schließen. In jenem wird die Geistlichkeit und die Feudalritterschaft dargestellt, die in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters vorzugsweise die Welt regierten, während in dem klugen, redegewandten Fuchs, der als rechtskundiger Kanzler auftritt, sich die spätere Zeit der Fürstengewalt abspiegelt. „Es mag wohl sein, daß einst, als noch nach einheimischen Rechten Könige waren, der Bär das Reich der Thiere beherrschte, und daß erst, nachdem das biblische Königthum von Karl d. Gr. eingeführt ward, der habsüchtige, jähzornige, lenksame, in anerkannter Majestät unthätige Löwe den Thron einnahm, der in allen Zügen jenen Königen des ernsten Epos entspricht." Obwohl die polemische Richtung gegen Kirche und Geistlichkeit einen hervorstechenden Zug der ganzen Dichtung bildet, so rührten doch die lateinischen Bearbeitungen meistens von flandrischen Klostergeistlichen her. Frühzeitig bemächtigte sich die französische Dichtung des ergiebigen Stoffes und behandelte denselben im Charakter der Contes und Fabliaux. Zuerst geschah dies im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts durch Joh. Perrot de St. Cloot (Cloud); andere Dichter griffen sodann mit ihren Erfindungen ein und erweiterten das Werk durch Einstreuung von Schwänken und fremdartigen Zusätzen ins Unförmige, doch mit großer Erzählungsgabe und voll epischen Lebens. Der von Méon herausgegebene Roman du Renart enthält beinahe 42,000 Verse, anderer Bearbeitungen, worin das Gemeine und Unzüchtige mit besonderem Wohlgefallen behandelt ist, nicht zu gedenken. In Deutschland fand das Thierepos erst größere Verbreitung, als die höfische Poesie im Sinken begriffen war. Aus dem flandrischen „Reinaert de Vos" scheint die niedersächsische Bearbeitung des „Reineke de Vos" (von Hinrik von Alkmar) hervorgegangen zu sein, die dann wieder ins Hochdeutsche und andere Sprachen übersetzt ward und die Grundlage aller neueren Bearbeitungen geworden ist.

Der in Lübeck 1498 gedruckte „Reineke de Vos", nach dem Goethe seinen „Reineke Fuchs" gedichtet hat, ist das lebensvolle Gemälde eines monarchischen Hofes, wo Ränke, Intriguen, Weibereinflüsse und andere höfische Künste Recht und Gesetz beugen und schmeichlerische Rathgeber Alles vermögen, wo Befriedigung der Selbstsucht für das höchste Ziel der Herrschaft gilt und Recht, Tugend und Sittlichkeit nur von den Schwachen und Einfältigen geübt werden; ein Gemälde, worin die trostlose Lehre zur Anschauung kommt, daß die Welt im Argen liegt, daß die höheren Stände von niedrigen Begierden und Leidenschaften beherrscht werden und derjenige stets im Vortheil ist, welcher mit geistiger Ueberlegenheit und ohne Rücksicht auf Wahrheit, Recht und Tugend sich die Fehler und Schwächen Anderer zu Nutze zu machen versteht. Alle Thiere treten gegen Reineke als Kläger auf: er hat alle Gesetze verachtet, mit Völkerrecht und Religion seinen Spott getrieben, durch List und Betrug, durch Falschheit und Wortbruch die größten Frevelthaten ausgeführt, Mord und Raub verübt, die Ehe geschändet, die ärgsten Laster mit Hohn und Uebermuth begangen; aber durch seinen erfinderischen Geist und seine gewandte Zunge, durch Verdrehung und freche Entstellung, durch Heuchelei und Verleumdung, durch Verrath und Tücke, durch Ränke und Schmeichelei triumphirt er über seine Ankläger und Feinde, und nachdem er im Zweikampf mit Isegrim dem Wolf Inhalt.

durch List und gewandte Ueberlegung den stärkeren Widersacher zu Fall gebracht, kehrt er als Sieger in seine Feste Malepartus zurück, geleitet von großem Gefolge, von dem König mit Zeichen der Gnade und Huld entlassen und mit dem Amte eines Reichskanzlers beehrt.

b) Die deutsche Dichtung im Zeitalter der Kreuzzüge.

§. 428. Entwickelungsgang der deutschen Poesie. „Die Kreuzzüge legten erst die Ideen der alten Welt ab und setzten christliche und neue an die Stelle; sie bildeten die große Umwälzung von der alten zur neuen Welt. Bis zu ihnen hatte das Griechische und Römische nie aufgehört, das geistige Reich zu beherrschen; von jetzt beginnt jene schrankenlose Herrschaft des Gemüths und der Empfindung, welche den schärfsten Gegensatz des Mittelalters gegen die römische Zeit bildet, jenes Gemüthsleben, zu welchem die nordischen Nationen alle neigten." Diese Bemerkung bestätigt für die deutsche Dichtung unsere obigen Andeutungen über die hohe Bedeutung dieses welterregenden Ereignisses auf die innere und äußere Lebensentwickelung des ganzen Abendlandes. Im elften Jahrhundert war noch die gesammte Literatur in den Händen der Geistlichkeit und fast durchgängig in lateinischer Sprache. Erst die Kreuzzüge, welche die Ritterschaft in den Vordergrund des handelnden Lebens stellen und die Wirkungskreise beider Stände zu einem gemeinsamen heiligen Ziel vereinigten, führten die Laienwelt auf dem Gebiet der Dichtkunst zunächst zum Wettkampf mit dem Klerus und endlich zum Sieg und riefen zugleich für die Muse der Poesie und des Gesangs den Gebrauch der Volkssprache hervor. Und mit solcher Macht trat diese bald in die Schriftwelt ein, daß sie bereits im dreizehnten Jahrhundert in Italien und Frankreich auch in geschichtlichen Werken, in Deutschland in Predigten und Andachtsbüchern zur Anwendung kam. Noch einige Zeit versuchte die Geistlichkeit sich im Alleinbesitz der Dichtkunst zu behaupten und das Interesse durch Gedichte religiösen oder geschichtlichen Inhalts, durch Legenden und Erzählungen aus der Heiligengeschichte und aus der alten Welt zu fesseln. Selbst die Kreuzzüge, welche im Anfang vorwiegend einen kirchlichen Charakter trugen, boten Seiten dar, welche sie in ihrem Sinne verwerthen konnte: die Dichter durften nur das Morgenland und die Kämpfe gegen die Ungläubigen in den Vordergrund stellen, die Landessprache und die neue leichtere Verskunst in Anwendung bringen und das ritterliche Kriegsleben, an dem der geistliche Stand ja bis dahin stets den regsten Antheil genommen, in die Darstellung verweben. So entstanden nach französischen Vorbildern zwei der vorzüglichsten Epopöen des früheren Mittelalters, das Rolandslied und das Alexanderlied. Ja selbst als Frauendienst und Minne das höfische Ritterleben und die romantische Poesie zu durchdringen und zu beherrschen begann, wußte der Klerus noch seine Stellung zu behaupten, indem er den Cultus der Maria zum Gegenstand seiner „Gottesminne" machte. In den der Verherrlichung der Himmelskönigin geweihten Marienliedern konnten noch die geistlichen Dichter mit den weltlichen Hand in Hand gehen. Erst als die ritterlichen Sänger ihre Muse der irdischen Liebe zuwandten, mußten jene das Feld räumen. Und nun nahm die deutsche Dichtung einen freieren Gang und einen höheren Flug. Wenn der lyrische Minnegesang sich in das Gemüths- und Naturleben versenkte und die gesellschaftlichen Kreise an den Fürstenhöfen und auf den Ritterburgen zu beleben und zu verschönern beflissen war; so benutzten die epischen Dichter die bretonisch-französischen Heldensagen, um die Lebensinteressen der adeligen Stände zu fesseln und zu heben, indem sie entweder, wie Gottfried von Straßburg in „Tristan und Isolde" die persönliche Liebe zum Mittelpunkt des poetischen Schaffens erhoben und in das Gemüthsleben der Ritter- und Hofwelt einführten, oder, wie Wolfram von Eschenbach in seinem „Parzival", dem Ritterwesen außer der Frauenliebe noch eine tiefere religiöse Unterlage schufen und in das Ideenleben der Zeit versetzten. — Und während die ritterlichen Sänger das lyrische Natur- und Liebeslied in mannichfachen Tönen und Weisen, aber mit einförmigem Inhalte pflegten und ausbildeten, und die größten Dichter ihr künstlerisches Talent an fremdländische Rittersagen verschwendeten, wurde auch im Stillen von unbekannten, aber kunstgeübten Händen das nationale Epos von den Nibelungen und von der Kudrun in neue Formen gegossen und als stolze Schöpfung des germanischen Geistes der Nachwelt überliefert. — Mittlerweile war das Ritterthum von seiner idealen Höhe herabgestiegen; andere Interessen und Geistesrichtungen hatten in den

Gemüthern Wurzel geschlagen. Da lenkten die Laiendichter wieder mehr und mehr in die alten Bahnen der geistlichen ein, indem sie die Lehrdichtung anbauten oder aus der christlich-religiösen Sagenwelt und der Geschichte ihre Stoffe nahmen.

§. 429. Die Dichtkunst unter den Händen der Geistlichen. Im Anfang der Kreuzzugsperiode war die deutsche Dichtkunst noch vorherrschend religiöser Art, beschränkte sich aber nicht mehr auf das Leben und Leiden Jesu, nicht mehr auf die Evangelien und die Geschichte der Apostel, sondern erweiterte ihre Kreise durch Herbeiziehung von Sagen und Erzählungen aus dem großen Gebiete der heil. Geschichte, wie sich dieselbe im Laufe der Zeit durch die thätige Phantasie der Kirchenmänner und die gläubige Hingebung der Völker theils schon ausgebildet hatte, theils noch fortwährend im Ausbilden begriffen war. Durch die Pilgerfahrten nach dem Oriente kam eine Welt von Legenden in Fluß, „in der sich die entferntesten Völker, die alten und neuen Sprachen, der Osten und Westen in ihren Ueberlieferungen in der mannichfaltigsten und ausgedehntesten Weise berührten". Zunächst von Geistlichen in lateinischer Prosa verfaßt, wurden diese Legenden bald in alle Sprachen übertragen und in poetisches Gewand gekleidet und bildeten, als die Kreuzzüge das altchristliche Märtyrer- und Heldenthum näher führten, auch in Deutschland den Mittelpunkt der dichterischen Literatur und Unterhaltung. Die Geschichten der Heiligen und Märtyrer beschäftigten die Mußestunden des gelehrten Mönchs in der stillen Zelle, stärkten und ermunterten den Pilger auf der gefahrvollen Wanderschaft, füllten die Seele des Volks an den Andachtstätten und im häuslichen Kreise. Mit gläubigem Herzen nahmen Alle die wunderbaren Sagengebilde in sich auf, die sie bald mit Schauder und Mitleid erschütterten, bald mit beseligenden Gefühlen und erhebenden Hoffnungen belebten. Ohne eine Spur von Kritik oder Zweifelsucht, ohne eine Ahnung von den historischen oder natürlichen Unmöglichkeiten oder Unwahrscheinlichkeiten versenkten sich die Menschen in die bunte Welt romantischer Dichtung und Sage, worin räumlich und zeitlich Getrenntes, Heimisches und Fremdes, fabelhafte Erzählungen von wunderbaren Erlebnissen, Schicksalen und Abenteuern, öfters an einen bekannten Namen, an eine in Geschichte und Tradition gefeierte Persönlichkeit geknüpft, hie und da auch mit Zusätzen aus dem Kreuzfahrerleben vermehrt, der gläubigen Einfalt und Phantasie vorgeführt wurden. Die Wirklichkeit war so reich an wunderbaren Erscheinungen, die Phantasie war so angefüllt mit fremdartigen Eindrücken und Bildern, daß man Nichts für unglaublich hielt, daß, je seltsamer und übertriebener die Erzählung oder Schilderung war, sie um so größeres Wohlgefallen erregte. 1. Die Legendendichtung.

Bald wurden mit den religiösen Erzählungen auch geschichtliche Namen und Begebenheiten in buntem Durcheinander und mit merkwürdigen Zeitverstößen verbunden. So hat der wahrscheinlich dem niederrheinischen Kloster Siegberg angehörende geistliche Dichter des „Annoliedes" nicht nur Alles zusammengestellt, was sich aus dem Leben des „Heiligen" zu dessen Ruhme, aus seinen Wundern zu dessen Verherrlichung sagen ließ; um auf den Ursprung Kölns und seines Erzstuhles zu kommen, beginnt er mit der Schöpfung und dem Sündenfall, und nachdem er die Städtegründungen von Ninus an und die vier Weltreiche nach Daniels Traum vorgeführt, bringt er den Julius Cäsar mit den deutschen Völkern, den Schwaben, Baiern, Sachsen und Franken in Verbindung; so kleidet ferner der Verfasser der „Kaiserchronik", während er über die Lügenhaftigkeit der altdeutschen Heldendichtung eifert, eine Menge kleinerer und größerer Erzählungen, worin alte und neue Geschichte, Legende, Novelle, Märchen, Fabel, Anekdote in wunderlicher Weise durch einander geworfen sind, in den Rahmen eines fabelhaften Zeitbuches des christlich-römischen Reiches. Die Wahrhaftigkeit war in den neuen Dichtungen nicht größer als in der Heroensage; „aber das Interesse der Zeit suchte jetzt andere Wunderthaten und Abenteuer; der christliche Heroismus ward die Bewunderung der Gegenwart, die Thaten und Werke, die der heil. Geist verrichtete". Der Verfasser, der in Oesterreich gelebt zu haben scheint, wollte durch sein Werk hauptsächlich religiösen Zwecken dienen, weshalb er es auch ein „Gotes liet" nennt. Annolied u. Kaiserchronik.

Weist die Legendendichtung mehr auf die Zeit der Pilgerfahrten vor den eigentlichen Kreuzzügen hin, so sind zwei andere Werke geistlicher Dichter, das „Rolandslied" und das „Alexanderlied", aus dem Geiste dieser weltbewegenden Begebenheit selbst hervorgegangen. Wenn Geistliche ihre Muse auf Krieg und Waffenleben richteten, so begaben sie sich auf kein fremdes Gebiet. Wir haben gesehen, wie oft noch in der hohenstaufischen Periode Kirchenmänner mit Schild und Schwert ins Feld zogen und Heere führten; und trugen denn die heiligen Fahrten nach dem syrischen Lande nicht eben sowohl einen kirchlichen als ritterlichen Charakter? Es lag somit nahe, daß Kleriker 2. Die Karlssage und die Alexandersage.

ihre Belesenheit und Schriftkenntniß dazu anwandten, den Zeitgenossen Heldengestalten und Bilder aus der Vergangenheit vorzuführen, welche mit den großen Ereignissen des Tages in ein Verhältniß gesetzt werden konnten, welche die religiösen Kämpfe früherer Generationen den Nachgebornen ins Gedächtniß riefen oder das ferne Morgenland, den Gegenstand der Sehnsucht, des Interesses, der frohen oder schmerzhaften Erinnerung, in neuer Gestalt vorführten; und die Kraft und Lebendigkeit, womit die beiden „Pfaffen" **Konrad** und **Lambrecht** die Schlachten und Waffenthaten und den Heldensinn der Kämpfenden schildern, geben den Beweis, daß sie ihre Darstellungen aus dem Leben und aus der eigenen Empfindung geschöpft haben. Das Rolandslied, das der **Pfaffe Konrad** nach einer französischen Darstellung im Dienste Heinrichs des Löwen verfaßte, welcher gleich seiner englischen Gemahlin Mathilde ein Freund ritterlicher Sagen war, ist ganz durchglüht von dem Geiste der Kreuzzüge und der kriegerischen Atmosphäre Deutschlands in jenen Tagen.

Karl der Große faßt, von einem Engel gemahnt, den Entschluß, die Heiden in Spanien zur Annahme des Christenthums zu zwingen. Als er bereits viele Burgen und Städte erobert hat, senden die „hoffährtigen" Heiden Friedensboten ab, um dem Kaiser, der als königlicher Prophet und Gottesstreiter auftritt und dessen Augen wie der Morgenstern leuchten, ihre Bereitwilligkeit, sich zu Christi Lehre zu bekehren, anzukündigen. Darauf beschließt Karl, Gesandte an den Hof des Heidenkönigs Marsil von Saragossa zu schicken, um sich von dessen wahren Absichten zu überzeugen. Auf Rolands Vorschlag wird die Gesandtschaft seinem Stiefvater **Ganelon** übertragen, der anfangs aus Feigheit die Uebernahme weigert, dann aber, als ihn der Kaiser dazu zwingt, aus Groll auf Rolands Untergang sinnt, weil er glaubt, derselbe habe aus Eigennutz, um ihn zu beerben, den Rath gegeben. Von dem Heidenkönig mit Gold bestochen, bringt er, ein zweiter Judas, durch trügerische Botschaft Karl d. Gr. dazu, daß er aus Hispanien abzieht und Roland, den er als Unterkönig einsetzt, mit der Nachhut des Heeres in den Engpässen der Gebirge zurückläßt; aber in Folge des Verraths von Ganelon werden die christlichen Streiter in dem Thale **Roncevalle** von einem überlegenen Heer der Heiden überfallen und trotz ihrer Riesenstärke und wunderähnlichen Tapferkeit sämmtlich erschlagen. Der Kampf und Tod der Helden, besonders Rolands und seines Freundes Olivier, sind trefflich geschildert. Karl, durch Rolands elfenbeinernes Horn (dessen Schall auf Tagesweite gehört ward) zur Hülfe herbeigerufen, zieht mit einem Heer hin und rächt den Tod der Gefallenen durch eine Schlacht, worin die Heiden besiegt, Saragossa erobert und ihre Oberhäupter sammt dem König getödtet werden. Mit Karls Klage und der Bestattung der Todten, wobei allerlei Wunder geschehen, schließt das Gedicht. Karl kehrt nach Aachen zurück und hält Gericht über Ganelon, der wilden Pferden an den Schweif gebunden und von diesen durch Dorne geschleift und zerrissen wird. — Eine andere Bearbeitung des **Rolandsliedes** ist die vom **Stricker** aus dem dreizehnten Jahrhundert, welche jedoch der ersten an Einfachheit und Natürlichkeit weit nachsteht.

3. Das Alexanderlied. In ganz anderem Geiste ist das Alexanderlied des Pfaffen **Lambrecht** gedichtet. Während im Rolandslied die Helden als Streiter Gottes auftreten, deren Handlungen ihren Hauptwerth durch die religiöse Gesinnung, durch den Kampf für den Glauben und für die Ehre Christi erhalten, wird in Lambrechts Dichtung die Thatenlust des Alterthums dargestellt, die in dem eigenen Ruhm, in dem siegesfrohen Bewußtsein der Kraftentfaltung ihre Befriedigung findet. Im Gegensatz zu Kaiser Karl, dem apostolischen Gotteskämpen, erscheint Alexander als Musterbild des alten Heldenthums, „das die ruhmvolle That um ihrer selbst willen ehrte und suchte". Die Thaten und Schicksale des griechischen Heldenkönigs, der in Wirklichkeit Alles übertraf, was die Geschichte Großes aufzuweisen hat, waren schon im Alterthum bei allen Völkern des Morgen- und Abendlandes Gegenstand der Poesie, der Sage, des Märchens geworden. Auch die Perser und Araber feierten die Heroengestalt, welche die ganze Weltgeschichte in neue Bahnen gelenkt, und suchten sie in ihr nationales Geschichtsleben einzuflechten. Im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, als das „vorübergerauschte Glanzbild" des Helden bereits zum Roman geworden war, faßte ein Grieche aus Alexandrien die zu seiner Zeit umlaufenden Geschichten und Sagen in eine Erzählung zusammen, die als „Leben Alexanders von Macedonien" dem Kallisthenes zugeschrieben ward und, ins Lateinische übersetzt, allen späteren Romanen und epischen Gedichten, deren das Mittelalter eine zahllose Menge hervorgebracht hat, als Hauptquelle diente. Auch den deutschen Alexanderliedern eines Lambrecht, eines Rudolf von Ems, eines Ulrich von Eschenbach liegt der „Pseudokallisthenes" zu Grunde, sei es in der lateinischen Bearbeitung, oder in einer „wälschen" Nachbildung. Das französische Werk eines Elberich von Bisenzun (Besançon), Mönch zu Clugny, dem Lambrecht nach seiner Versicherung folgte, ist nicht näher bekannt; aber wie viel oder wie wenig der deutsche Weltpriester dem fremden Vorbild entlehnt haben mag, sein „Alexanderlied" ist durch die edle und würdige Haltung des Ganzen, durch die tactvolle Auswahl aus der großen Masse des angehäuften Sagen- und Märchenstoffes, durch die wenn auch schmucklose und einfache, doch warme und kräftige Sprache und Darstellung in oberdeutscher Mundart eines der schönsten Erzeugnisse der mittelalterlichen Dichtkunst.

Das Alexanderlied zerfällt in zwei Theile, wovon der erste sich mehr an die Geschichte anlehnt, der zweite voll Wundersagen und Märchen ist. Dort werden Alexanders Erziehung, wobei der Dichter die ritterliche Ausbildung

der adeligen Jugend seiner eigenen Zeit vor Augen hat, seine Feldzüge gegen die Perser, die Schlachten und Heldenthaten höchst lebendig und anschaulich geschildert und in dem Leser sowohl Mitleid für Darius als Bewunderung für den großmüthigen Sieger, dem ein hoher Sinn und eine edle Natur inwohnt, geweckt. In dem zweiten Theil kommt Alexander zuerst zu den Scythen, für deren Armuth und Bedürfnißlosigkeit der Held dieselbe Bewunderung zeigt, wie bei Diogenes im Faß. Auf ihre Frage, warum er, ein Sterblicher wie sie, die Welt so in Bewegung setze, antwortet er: „Uns ist von der höchsten Gewalt eingepflanzt zu üben, welche Kraft wir erhalten haben. Das Meer ist dem Winde gegeben, es aufzuwühlen. Dieweil ich Leben habe und meiner Sinne Meister bin, muß ich etwas beginnen, das mir wohlthut." Dann wird der Zug ans Ende der Welt und die gefahrvolle Rückkehr durch die Schrecknisse der Wüsten und Wälder unternommen. An der Welt Ende beschleicht ihn ein Heimweh und eine mächtige Sehnsucht zu Mutter und Lehrer, an die er daher einen Brief richtet, worin sein und seiner Gefährten Schicksale und Erlebnisse, gekleidet in das anmuthige Gewand der orientalischen Fabelwelt, geschildert sind. Durch diese geschickte Wendung lenkt der Dichter die Verantwortung für die unglaublichen Erzählungen von sich ab und schiebt sie dem Sagenhelden selbst zu. Die wunderbaren Geschöpfe einer fremden Natur, die zauberhaften Gegenden, die singenden Waldmägdlein, die im Dunkel des Waldes auf grünen Triften mit den Blumen entstehen und verwelken, können mit den schönsten Schilderungen in der Odyssee verglichen werden. Endlich will der makedonische Held noch das Paradies erobern, zieht durch die Hölle voll scheußlicher Ungethüme, erhält aber zuletzt die Mahnung, daß der Mensch aus Staub und Erde gemischt sei; er solle Mäßigung lernen und sein Gemüth Gott zuwenden, dann werde er in das Paradies eingehen. Der Charakter des Helden und des Alterthums ist vortrefflich gezeichnet.

§. 430. **Uebergang zur weltlichen Poesie.** Das Alexanderlied war das letzte würdige Denkmal geistlicher Dichtkunst. Auf das Feld wunderbarer Waffenthaten und Eroberungen in fernen unbekannten Ländern konnte der kriegerisch geübte Klerus des Mittelalters dem Rittersmann wohl folgen. Als aber während der Kreuzzugszeit der Frauendienst ein so wesentliches Element in dem ausgebildeten Ritterthum ward, und die Galanterie gegen die Damen der vornehmen Gesellschaft, die in der Erziehung des jungen Adels so stark betont wurde, auch in die Dichtkunst eindrang, so daß die „Minne" den Charakter und Namen derselben bestimmte, da mußte die Geistlichkeit der Ritterschaft das Feld räumen. Denn wie sollten Kleriker, die durch den Cölibat von dem Verkehr mit Frauen ausgeschlossen waren, und deren Stellung und Beruf eine ernstere Haltung und Beschäftigung gebot, sich ferner einer Dichtung widmen, worin Frauendienst und Minne den Mittelpunkt bildeten? Dieser Uebergang von der geistlichen zur weltlichen Poesie machte sich zuerst in dem Ritterdichter Heinrich von **Veldeke** bemerkbar. Wenn auch dieser gefeierte Dichter anfangs noch dem bisherigen Geschmack huldigte und eine Heiligengeschichte „Servatius" zu Ehren des Schutzheiligen seiner niederländischen Heimath verfaßte (die sich jedoch nicht erhalten hat), so galt er wegen seiner „**Eneit**", welche, obwohl sie sich gleich dem Alexanderlied auf dem Boden altgriechischer Geschichts- und Heldensage bewegt, schon den Charakter der „Minne" vorwalten läßt, den Zeitgenossen als der Begründer der „höfischen" Poesie, als Vater des Minnegesanges. Zwar folgte Veldeke im Allgemeinen dem Gange der Aeneide Virgils, von der er jedoch nur eine französische Bearbeitung vor Augen hatte; allein während der römische Dichter der Beschreibung von Kämpfen und Stürmen den größten Fleiß zuwendet, macht uns der deutsche Rittersmann mehr mit der Empfindungswelt vertraut, die er mit Innigkeit und Lieblichkeit darstellt. Die Helden führen antike Namen, handeln und reden aber wie deutsche Ritter. So wurde die „Eneite", ein Epos ohne großen dichterischen Werth, über Gebühr gepriesen. Veldeke war von Geburt ein Niederdeutscher und scheint sich in den siebenziger Jahren des zwölften Jahrhunderts am Hofe von Cleve aufgehalten zu haben. Wenigstens gab er die gegen 1180 größtentheils vollendete Aeneide einer Gräfin von Cleve „zu lesen und zu schauen". Einige Jahre später begab er sich auf die Wartburg, wo er sein Gedicht auf Veranlassung des Landgrafen Hermann von Thüringen, seines Gönners, vollendete. Auf der Wartburg hielt sich auch **Herbort von Fritzlar** auf, der in ähnlichem Sinne wie Veldeke in der gemischten Mundart seines hessischen Heimathlandes ein „Lied von Troja" dichtete, gleichsam eine rückschreitende Vervollständigung der „Eneite". Als „gelehrter Scholare" wird Herbort die im Mittelalter vielgelesenen lateinischen Erzählungen des **Dares** und **Diktys** von diesem Krieg gekannt haben, wenn er gleich nach einem wälschen Vorbilde, das ihm durch die Vermittelung des Landgrafen **Hermann von Thüringen** zukam, arbeitete.

1. Heinrich von Veldeke. *Herbort von Fritzlar.*

Als die geistliche Dichtung zu Ende ging und die Ritterpoesie mit ihrem gespreizten Minnedienst noch nicht zur vollen Blüthe gelangt war, lebte noch einmal eine volksthümliche Behandlung alter Sagenstoffe auf, in der sich „Legende und Heidenthum, alte ungeschlachte Tapferkeit und neue Verfeinerung, ernsthafte Auffassung und possenhafte Darstellung" wunderlich mischten und die nur in so weit der Zeitrichtung huldigte, daß sie mit fremdartigen Zusätzen erweitert und mit Constantinopel und dem Morgenlande in Beziehung gesetzt wurde. Es wurde bei verschiedenen

2. Umdichtung älterer Sagenstoffe.

Gelegenheiten bemerkt, wie sich zu allen Festlichkeiten an die Höfe der Könige und an die Burgen der Fürsten und Ritter ein Schwarm von fahrenden Leuten zu drängen pflegte, die als Sänger und Spielleute, als Gaukler und Possenreißer von der Freigebigkeit und guten Laune der Vornehmen reichliche Spenden erhielten, aber auch oft durch ihren leichtfertigen Sinn und Wandel Anstoß gaben. Diese fahrenden Leute scheinen in der Uebergangszeit, da die Laien noch mit dem Klerus um die Herrschaft im Dienste der Musen rangen, die alten Volkssagen und Volkslieder im Gedächtniß bewahrt und sie mit neuen Erzählungen vermehrt in das öffentliche Leben eingeführt, auf Straße und Markt wie in der festlichen Halle vorgetragen zu haben.

So wurde nicht nur das alte Volksbuch vom „Herzog Ernst", dessen geschichtliche Urbestandtheile wir früher kennen lernten (§. 353), mit Abenteuern und Märchen der wunderbarsten Art vermehrt und mit dem Morgenlande in Verbindung gebracht; nicht nur in „König Ruother" eine ältere Volkssage umgearbeitet und durch eine Brautwerbung in Constantinopel und einen geistlichen Schluß der Richtung und den Interessen der Zeit näher geführt; nicht nur in der unvollendeten Ritterdichtung „Graf Rudolf" die Abenteuer eines deutschen Ritters und Kreuzfahrers im heil. Lande und seine Liebe zu der von ihm zum Christenthum bekehrten Tochter des Heidenkönigs von Haleb geschildert; sondern die ganze Volksdichtung erfuhr unter dem Einfluß der Kreuzzüge eine Umgestaltung im Geiste der Zeit. Wanderzüge und Brautfahrten, Verkleidungen, Entführungen, Zaubereien, Kämpfe mit Riesen u. drgl. bildeten wie in „König Orendel", in „König Oswald", in „Salomon und Morolf" die Lieblingsstoffe dieser Dichter zweiten und dritten Ranges. Auch das weltlich muthwillige Gedicht „Heraclius", welches Meister Otte, der sich selbst als einen „gelehrten Mann" bezeichnet, dem Französischen des Gautier von Arras nachbildete und worin die schon in der Kaiserchronik vorkommende Legende von der Wiederfindung des heiligen Kreuzes durch Heraclius mit Liebessagen von der Untreue und Seitenliebe der Kaiserin Athenais verbunden ist, darf diesen „byzantinisch-palästinischen Dichtungen" beigezählt werden. „Eine große Regellosigkeit der Form, eine Menge haftender Alliterationen, hie und da unverwischt durchbrechende Strophen unter Reimpaaren, uralte Stoffe in offenbar verjüngter Gestalt machen diese Poesie sehr merkwürdig. Es scheint eine Spielmannspoesie gewesen zu sein, die im Lagerleben der ersten Kreuzzüge aufblühte und durch geringe Kunst der Form sich bequem handhaben ließ, bequemer als die bald so geschniegelt einhertrippelnde Anmuth der höfischen Poesie. Allen ist stofflich eine Brautwerbung im Morgenlande gemeinsam, mehreren der mönchische Schluß." Bei einigen, wie in St. Oswalds Leben und in Salomon und Morolf (Marcolf), ist die religiöse Legende mit so wenig Ehrfurcht behandelt, treten in Ton und Sprache so viel komische Züge, eine solche volksthümliche Derbheit und Ursprünglichkeit hervor, daß man leicht auf Parodie, auf einen ironischen Gegensatz gegen die aristokratische und hierarchische Gespreiztheit schließen möchte.

Die Minnesänger.

§. 431. **Die Minnesänger.** Es wurde erwähnt, daß das Ritterthum der Kreuzzugszeit und die damit verbundene Dicht- und Tonkunst im südlichen und westlichen Frankreich, in dem normannischen England und dem sagenreichen Wales ihre wahre Heimath und Bildungsstätte hatten. Die Vermählung Friedrichs I. mit der Erbin von Burgund und Provence und seines großen Rivalen Heinrich des Löwen mit der britischen Königstochter Mathilde erleichterte der fremden Kunst den Eingang in die deutschen Lande: unter dem Schutze und der Begünstigung beider fürstlichen Geschlechter, der Hohenstaufen und Welfen, verbreitete sie sich rasch im Süden wie im Norden; dort fand sie liebevolle Gunst und Pflege im gesangreichen Lande Oesterreich, wo das babenbergische Herrscherhaus, insbesondere Friedrich und der sechste und siebente Leopold sich ihr mit Liebe zuwandte, hier bildete die Wartburg, wo der gefeierte Landgraf Hermann, „der Düringe Bluome", die berühmtesten Sänger der Zeit an seinem gastfreien Hofe um sich sammelte, einen viel gepriesenen Musensitz, der seine Strahlen nach andern Gegenden des nördlichen und nordöstlichen Deutschlands warf und Nacheiferung erweckte. Die von den Häuptern der beiden Herrscherhäuser gepflegten Keime des kunstreichen Gesanges gingen dann, mit neuen Gaben vermehrt, an ihre Erben über, indem sowohl Heinrich VI. als die Gegenkönige Otto und Philipp das überkommene Gut in treue Obhut nahmen und ausbildeten, bis es endlich, von Friedrich II. und seiner Umgebung zu üppiger Blüthe getrieben, zuerst in der provençalischen Heimath unter dem Gifthauche des religiösen Fanatismus hinstarb und in Deutschland dem verwildernden Einfluß der Anarchie in der kaiserlosen Zeit erlag. Denn was sich noch in die habsburgischen Zeiten erhielt, war nur eine hinwelkende Nachblüthe. Von den letzten Jahrzehnten des zwölften Jahrhunderts also bis an das Ende des dreizehnten war die Blüthezeit des deutschen Rittergesanges unter dem Einfluß der Minne. Die Mehrheit der Dichter gehörte dem Herrenstande, dem höheren und niederen Adel an; nur eine geringe Zahl werden durch die Bezeichnung „Meister" als Leute bürgerlicher Abkunft mit gelehrter Bildung eingeführt. Viele Fürsten waren nicht blos Gönner und Förderer der Dichtkunst, sie verfaßten auch selbst Minnelieder. Die bedeutendsten Sänger gehörten jedoch dem niedern Adel, dem Stand der kleinen Lehnsritter und Ministerialen an, welche ihre Dienste den reicheren und mächtigeren Fürsten widmeten, die Hoffeste mit ihren Liedern verherrlichten, im Krieg und Waffenspiele sich dem fürstlichen Gefolge anschlossen, für Geschenke und

Unterhalt, die ihnen gereicht wurden, das Lob und die „Milde" der Geber verkündeten, auch wohl ihre Gönner ins heilige Land begleiteten.

Unter der Pflege dieser fürstlichen und adeligen Sänger wurde die Poesie eine adelige Kunst, die aus den Händen der Geistlichen und der fahrenden Spielleute in die der vornehmen Gesellschaft überging, die aus der stillen Klosterzelle und von Markt und Straße ihren Weg zu den Burgen und Höfen suchte, die Sitten und Lebensformen der vornehmen Stände durchdrang, beherrschte und verfeinerte. So lange das hohenstaufische Haus in Macht und Herrlichkeit thronte, war Süddeutschland, vor allen Schwaben, der Hauptsitz der Minnesängerkunst, daher auch die schwäbische oder „mittelhochdeutsche" Mundart die gewöhnliche Dichtersprache war. In der schwäbischen Mundart, welche die obersächsische an Reichthum wie an Wohlklang übertraf, dichtete der Westfale wie der Meißner, sang man am babenbergischen wie am thüringischen Hofe. Als aber in den vornehmen Gesellschaftskreisen die höfische Bildung und die conventionellen Formen des Ritterthums abnahmen und das Interesse für die Minnedichtung zu schwinden begann, kam die Dichtkunst wieder in die Hände bürgerlicher Sänger, die zwar noch in der alten Weise fortdichteten, aber die Kunst nicht mehr zu beleben vermochten. Sie wandten daher die erlernte Kunstübung und die ausgebildeten Dichtungsformen auf bürgerliche und bäuerliche Lebensverhältnisse an, bis schließlich die Ritterdichtung wieder in die Hände von Spielleuten und Fahrenden kam, die den letzten Rest von Adel und Würde verzettelten. Diese von dem adeligen Laienstande gepflegte Dichtung, die man die „höfische" oder „romantische" genannt hat, wurde aus der Fremde eingeführt; aber wenn sich auch ihr Ursprung nie ganz verkennen ließ, so nahm sie doch auf deutschem Boden bald ein eigenthümliches, dem germanischen Charakter entsprechendes Gepräge, eine mehr dem Innern, dem Natur- und Gemüthsleben zugekehrte Richtung. Während die provençalische Dichtung stets eine „freie Kunst" blieb, vorzugsweise der heiteren Seite des Daseins, dem Lebensgenuß, dem Frauendienst zugewendet war, erscheint in der deutschen Poesie die Freude mit Leid gemischt, tritt neben die heitere Stimmung zugleich ein Ton der Klage und Wehmuth. Wie in den heidnischen Religionsdiensten lehnt sich der deutsche Minnegesang zunächst an das Naturleben an. Man sang vom Sommer und seiner Wonne, vom Winter und seinen Schmerzen, von süßer Maienblüthe und bitterem Reife, der sie tödtet, und knüpfte daran das innere Gefühlsleben „der Liebe Lust und Leid", bald in Uebereinstimmung, bald im Widerspruch zu der äußern Welt. In diesem innigen Mitleben mit der Natur, wodurch dem Minnegesang die Anmuth der Jugendlichkeit verliehen ward, liegt der Reiz und das Wesen desselben. „Es war die stumme, zurückhaltende, blöde Liebe der ersten Jugendzeit, die mit den rothen Blumen auf dem Anger und der Haide erwacht, mit dem jungen Laube des Maienwaldes grünt und mit den Vögeln der Frühlingszeit jubelt und singt; die mit der falb werdenden Linde, mit den wegziehenden Waldsängern, mit dem fallenden Laube trauert, und mit dem trüben Reif und Schnee des Winters in schmerzliche Klagen ausbricht." Maifest und Winterklage, Liebesgunst und Verschmähen, „dieser einförmige Jahresverlauf eines einförmigen Sinnens und Trachtens" ist das Allgemeine und Gewöhnliche in diesen Liedern.

Im Gegensatz zu der Selbstgefälligkeit der provençalischen Troubadours sieht man somit im Minnegesang neben den frohen Empfindungen auch „Verachtung der Welt, Schärfe und Bitterkeit gegen die Sitten der Zeit, Wehmuth und einen Zug des Schmerzes über die Nichtigkeit der menschlichen Dinge Hand in Hand gehen"; und während jene mit dem erotischen Gesange zur Laute auch den Preis des Kriegslebens und ritterlicher Thaten verbanden, auch Kampfspiele, fröhliche Gelage und andere Freuden eines kräftigen Männergeschlechts feierten, wandte sich der deutsche Gesang fast ausschließlich der inneren Gefühlswelt zu, wodurch er allmählich in Weichlichkeit und Eintönigkeit ausartete und der ganzen Minnepoesie der Charakter der Weiblichkeit, einer „frauenhaften Kunst" aufgeprägt ward. Zu dieser Verflüchtigung der erotischen Lyrik trug die wachsende Marienverehrung nicht wenig bei. Statt der Liebeshöfe der Provençalen sehen wir die deutschen Minnesänger den Altar der jungfräulichen Gottesmutter mit reichen Opfern bekränzen, ihre heilige und fromme Sängerliebe der Göttin weihen, „die alle Enge und Weite umspannt, die auf Erden und im Himmel thront, die überall, nur in der Hölle nicht, gegenwärtig ist."

Doch unterscheiden sich nach Form und Haltung die älteren Minnelieder eines Kürenberger, eines Ditmar von Aist, eines Reinmar von Hagenau und Heinrich von Morungen, die im Allgemeinen noch einen einfacheren, kräftigeren Charakter tragen, die Liebe noch natürlicher und unschuldiger behandeln, dagegen an Glätte und Reinheit in Sprache und

Metrik zurückstehen, von den späteren, bei denen sich die fortgeschrittene Ritterbildung in der klangvolleren Sprache, in der größeren Regelmäßigkeit des Strophen- und Versbaues, wie in dem gesteigerten Frauencult und der schärfer hervortretenden Sinnlichkeit und muthwilligen Lust erkennen läßt. Je nachdem Umgebung, Charakter oder Landessitte einen bestimmenden Einfluß auf die Dichter übten, trat somit auch in Ton und Haltung eine Verschiedenheit hervor. Wie bei den Romanen sich die Pastourelle bildete, so entstand auch in Deutschland eine niedere und höhere Minne. „Neben die höfischen Lieder stellten sich bei den süddeutschen Dichtern Gottfried von Neifen, Ulrich von Wintersteten, Burkart von Hohenfels u. A. muthwillige Schwänke, neben die elegischen Liebesklagen frohe Tanzleiche und Reihenlieder, neben das Ritterliche das Ländliche, neben den anständigen Frauendienst im adeligen Kreise Brunnenliebschaften, neben den zierlichen und feinen Ton ein derber und volksmäßiger." Am schärfsten tritt diese Neigung zum Realistischen im Gegensatz zu dem übertriebenen Idealismus der eigentlichen Minnepoesie in dem Dichter Nithart (Neidhardt) von Reuenthal, dem Schöpfer der „höfischen Dorfpoesie", hervor, dessen Person und Name in der Folge sagenhaft ausgebildet ward. Auch bei dem Tanhäuser, der aus einem edlen Geschlechte in Baiern entstammt, ein unstetes Wanderleben führte und in der Volkssage für den Aufenthalt im Venusberge durch reumüthige Buße die göttliche Gnade wieder erlangte, gleitet die Poesie aus dem feinen höfischen Leben der Ritterschaft immer mehr in das gemeinere des reichen Bauernstandes und der „Tanzweisen" herab.

Spruchpoesie. §. 432. Walther von der Vogelweide. Von Anfang an trat neben die Liederdichtung eine Spruchpoesie. Bei der vorherrschenden Neigung des deutschen Volkes zur Beschaulichkeit und Lehrhaftigkeit errang diese Nebengattung der lyrischen Poesie eine wichtige Stellung. Die Spruchgedichte, die nicht wie die Lieder mit Musikbegleitung gesungen, sondern sprechweise vorgetragen wurden, sind zumeist ethischen, mitunter auch politischen Inhalts. Sie ergehen sich in Betrachtungen über Menschen und Dinge, ertheilen Lehren und Ermahnungen, spenden Zuständen und Personen der Gegenwart Lob und Tadel. Diese Spruchdichtung hat nach dem Vorgange eines ältern Meisters, Spervogel, besonders Walther von der Vogelweide mit so viel Geschmack behandelt, daß er den späteren Lehrdichtern als Führer und Vorbild diente und daß die unter dem Namen Freidank bekannte Spruchsammlung von Wilh. Grimm ihm zugeschrieben werden konnte.

Walther von der Vogelweide. Wenige Dichter des Mittelalters haben sich von jeher einer so allgemeinen Gunst zu erfreuen gehabt als Walther, daher auch die Forschung der Germanisten sich ihm mit Vorliebe zugewandt hat. Schon Gottfried von Straßburg, selbst einer der ersten Minnesänger, hat, „seitdem die Nachtigall von Hagenowe verstummt", das Banner in seine Hände gelegt; und bis auf unsere Tage, da ihm Uhland, sein Geistesverwandter, ein würdiges Denkmal errichtet, hat es ihm nie an Verehrern gefehlt. Dennoch ist es trotz aller Bemühungen noch nicht gelungen, das Dunkel, das auf Walthers Heimath und Geschlecht, so wie auf der Zeit seiner Geburt und seines Todes liegt, völlig aufzuhellen. Nach der Ansicht des neuesten Herausgebers seiner Gedichte sprechen die gewichtigsten Gründe für die Maingegenden. „Jedenfalls hat er in Franken längere Zeit gelebt, dort hatte er einen festen Wohnsitz, fühlte er sich heimisch und fand seine letzte Ruhestätte." Doch hat man seine Heimath auch nach Oesterreich verlegt, wo er so lange Jahre seines Lebens zugebracht. Daß er aus einem ritterbürtigen Geschlechte stammte, geht daraus hervor, daß die Zeitgenossen ihm das Prädicat hêr (Herr) beilegen, welches nur Leuten adeligen Standes zukam. Aber Walthers Geschlecht war weder vornehm noch begütert, es gehörte dem niedern, sogenannten Dienstadel an. Das Besitzthum seiner Familie muß, wie schon der Name „Vogelweide" vermuthen läßt, ein sehr bescheidenes gewesen sein. Es war wohl „das einfache Gehöfte eines niedern Dienstmannes in der Lichtung eines Waldes", wo Walther seine Kindheit verlebte. Frühe muß er sein väterliches Haus verlassen haben. Schon kurz vor oder nach d. J. 1190 begab er sich als zwanzigjähriger Jüngling nach Oesterreich, um dort an dem glänzenden Hof der Babenberger in Wien die Ausbildung in der edeln Sangeskunst zu suchen. In diese Zeit seines ersten Wiener Aufenthaltes, die wohl mit dem Tode Friedrichs I. (1198) ihren vorläufigen Abschluß fand, fällt ohne Zweifel der größte Theil der Frühlings- und Liebeslieder, der Wechselgespräche und Reihen, welche durch leichte anmuthige Bewegung, durch Unmittelbarkeit der Empfindung, durch reizende Naivetät und eine Schalkhaftigkeit, die sich bisweilen bis zum Muthwillen steigert, deutlich verrathen, daß sie einer Zeit angehören, wo des Dichters Herz selbst noch in rascherem Tacte schlug. Zwar hat Walther auch noch in vorgerückten Jahren „der Minne gehuldigt und zu ihrem Preis

gesungen"; aber die Wärme des Gefühls und der jugendliche Reiz litten unter dem gedankenvollen Ernst und den schweren Erfahrungen seines reiferen Lebens. Die Frische und Heiterkeit des lyrischen Gesanges verschwand unter den immer mehr sich häufenden Klagen über den Verfall der Zucht und Sitte; ein lehrhafter Ton voll Reflexion, eine kühlere Betrachtungsweise, ja selbst spitzfindige Erörterungen schlichen sich in seine Lyrik ein und schwächten die erotische Kraft seiner Minnelieder. Ueberhaupt war diesem vielseitigsten der altdeutschen Liederdichter der Kreis des Minnegesanges zu enge, „er fühlte das Bedürfniß einer umfassenderen Weltanschauung, er richtete das Lied auf die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes und der Kirche, und bei diesen ist er mit voller Seele". Die schrecklichen Zeiten, die durch Philipps und Otto's Thronkämpfe über das Reich hereinbrachen, fanden einen lebendigen Nachhall in des Dichters Seele. Es prägt sich in seinem Liede aus, wie warm sein Herz für das deutsche Vaterland schlug, wie tief er die traurigen Folgen der inneren Zerrissenheit und die Schmach der ränkevollen selbstsüchtigen Politik des päpstlichen Stuhles empfand, und wie freimüthig er alle Schäden und Nachtheile tadelte, welche durch die wälsche Tücke und den Wankelmuth der deutschen Fürsten über Land und Volk hereinbrachen. Die großen Ereignisse des Reiches machten Walther zum politischen Dichter. Er begab sich an den Hof Philipps und erhob seine Stimme zu Gunsten des „jungen süßen Mannes", und seine Verse machten dem Papst viele Tausende abwendig. Als aber der Königsmord in Bamberg den Welfen auf den Kaiserthron führte und zwei Jahre nachher der Papst den früher Begünstigten mit dem Bann belegte und das Reich verwirrte, da verfocht der Dichter Otto's Sache mit jugendlicher Frische und Kraft gegen die Machtsprüche und Intriguen Roms. Und wie wenig Dank ihm auch für seine Unterstützung zu Theil wurde, er hielt bei dem Welfen aus, so lange er ihn als rechtmäßiges Oberhaupt betrachten konnte; erst als Otto geschlagen und verlassen in Braunschweig seine letzten Tage in ohnmächtigem Trotze verbrachte, wandte sich auch Walther dem neu aufsteigenden Sterne zu, „dem die Herzen der deutschen Patrioten mit freudiger Erwartung entgegen schlugen". Friedrich II. lohnte seine Verdienste: er gab dem Dichter ein Lehngut und blieb ihm stets hold und gnädig gesinnt. Und dieser vergalt dem Kaiser mit Treue und wirkte für denselben mit allen Kräften, die ihm zu Gebote standen. Als Friedrich zur Kreuzfahrt rüstete, forderte Walther in einem „Kreuzlied" zur Theilnahme auf und man hat vermuthen wollen, daß er die Pilgerfahrt mitmachte. Bald nach dieser Zeit ging Walthers vielbewegtes Wanderleben zu Ende. Er hatte nicht blos an den verschiedenen Kaiserhöfen und in Wien geweilt, auch in Kärnthen und Meißen hielt er sich auf, und von seiner Anwesenheit am Thüringer Hof auf der Wartburg gibt die Sage von dem in Kunst und Poesie vielgefeierten „Sängerkrieg" Zeugniß. Zu Würzburg, in dessen Nähe ohne Zweifel das ihm von dem Kaiser verliehene Gut lag, hat Walther, wahrscheinlich zu Anfang der dreißiger Jahre, sein Leben beschlossen.

Die Größe des Sängers aus Franken tritt noch mehr zu Tage, wenn man auf die Oede blickt, die bald nach seinem Tode sich über den Boden der deutschen Lyrik hinlagerte. Der Frauendienst in seiner schönen Zeit, da er mit Sitte, Zartgefühl und Herzensreinheit gepaart war, hatte einen poetischen Zug und hielt das Interesse für Dichtkunst wach. Von der Ost- und Nordsee bis in die Alpen blühte deutscher Gesang an den Höfen und Burgen. Aber bald nach dem Untergang der Hohenstaufen artete der Frauendienst aus und sank ins Derbe und Gemeine herab. Dies hatte auch den Verfall der Minnepoesie zur Folge, besonders seitdem die Habsburger und die übrigen deutschen Fürsten ihrer Zeit sich so gleichgültig und theilnahmlos dagegen zeigten, kein Hof mehr als Mittelpunkt und Sammelplatz poetischer Bestrebungen diente und der Adel zuletzt die Pflege des ritterlichen Gesanges den wenig geachteten Dichtern bürgerlicher Abkunft überließ. Ohne tieferen lyrischen Sinn verfielen die Dichter in mechanische Nachahmung und entlehnten ihren Vorgängern stehend gewordene Gefühle und Ausdrücke. „Der früher so geachtete Stand der Sänger ward ein verachteter, und an den Spielleuten, weil sie aus der Kunst ein Gewerbe machten und Gut um Ehre nahmen (wie der mittelalterliche Ausdruck lautet), haftete der Makel, wenn nicht gerade der Ehrlosigkeit, doch der Unehrenhaftigkeit." Umsonst klagt bereits um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts **Reinmar von Zweter** (gebürtig vom Rhein, in Oesterreich erwachsen und zuletzt am Hofe des Böhmenkönigs Wenzel ein eifriger Verfechter der hohenstaufischen Sache) in seinen Spruchstrophen („Frau Ehrenton") über die Entartung des Frauendienstes und Ritterthums und sucht durch ernste Rügelieder dem Verfall der Minnepoesie zu steuern; die Theilnahme war erloschen und das geringe Interesse konnte durch die mittelmäßigen Talente der nächstfolgenden Zeit nicht erhöht werden. Umsonst will **Ulrich von Lichtenstein** († c. 1275), ein

thätiger Parteigänger in den bürgerlichen Kämpfen Oesterreichs, durch Uebertreibung die absterbende Kunst und Sitte erhalten — die Unnatur und Selbstquälerei seines „Frauendienstes“ und seines „Frauenbuches“ erzeugen nur Widerwillen und Spott, so daß bereits sein Zeitgenosse, der Zürcher Hadlaub, den feierlichen Minnegesang parodirt und wie schon vor ihm Steinmar aus Thurgau in Herbst- und Ernteliedern statt des Hoflebens und der Edelfrauen ländliche Festmahle und Dorfschönen besingt. Umsonst hoffen die Minnedichter bürgerlicher Abkunft ihre Kunst zu halten, indem sie den Stoff erweitern und bald die scholastische Wissenschaft und die freien Künste in ihr Bereich ziehen, bald volksthümliche Sittensprüche (Priameln) einflechten, bald in dunkle Räthsel und geheimnißvolle Denksprüche (Gnomen) tiefsinnige Lehren einhüllen — die Producte ihrer Dichtkunst sind eintönig und langweilig, und so heftig sie selbst in ihren Tenzonen unbedeutende Streitfragen wider einander verfechten, so gleichgültig bleiben die Leser dabei. Einen solchen Streit führten im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts der Gelehrte Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, und der Schmied Barthol. Regenbogen in Mainz über die Namen „Frau“ und „Weib“. Heinrich, ein fahrender Sänger bürgerlicher Herkunft, der sich an allen norddeutschen Höfen umhertrieb und endlich im J. 1318 von Mainzer Frauen zu Grabe getragen ward, ist eben so dunkel, schwülstig und überschwenglich, wie sein überwundener Gegner Regenbogen einfach, schlicht und natürlich ist, und während jener die Poesie noch als Vorrecht der höheren Stände behaupten will, leitet der ehrliche und gemüthliche Handwerker auf die Meistersänger, in deren Hände die lyrische Poesie übergehen sollte.

§. 433. Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Seitdem Heinrich von Veldeke an einem wenig geeigneten Stoff die Minne in die Poesie eingeführt und die Dichtkunst zum Ausdruck des verfeinerten höfischen Ritterlebens gemacht, war seinen Zeitgenossen der Weg und das Verfahren vorgezeichnet, womit sie sich allein den Beifall der gebildeten Gesellschaft erwerben konnten. Es kam weniger darauf an, durch neue Schöpfungen zu glänzen, als aus der bekannten Sagenwelt einzelne Partien geschickt und eigenthümlich zu behandeln, die Sprache und Verskunst mit Anmuth und Leichtigkeit zu handhaben, den herrschenden Zeitideen und Gefühlen in Lied und Vortrag den rechten Ausdruck zu geben, die Leser und Zuhörer in die Zauberkreise zu bannen, mit welchen die Sitte und Mode des Tages, das idealisirte Ritterthum, das Beispiel der Fremde und der Höfe, die Macht conventioneller Formen die Geister umschlossen hatte. Die Gebiete, auf denen sich die Dichter bewegen mußten, waren bestimmt und abgegrenzt: Christenthum und Kirche, Ritterthum und Waffenehre, Frauendienst und Minne lieferten den Inhalt, und so sehen wir denn auch die namhaftesten Dichter der Zeit, die mit Heinrich von Veldeke und Walther von der Vogelweide um die Palme rangen, Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach, aus diesen Fundgruben die Stoffe zu ihren Werken hervorholen, die Einen mehr diese, die Andern mehr jene Seite in eigenthümlicher Weise hervorkehrend. Diese Eigenthümlichkeit trat weniger zu Tage in ihren lyrischen Erzeugnissen als in ihren epischen Gedichten und Erzählungen. Am vielseitigsten ist Hartmann von Aue, als Kreuzritter und Minnedichter viel genannt. Die Zeitgenossen rühmen an ihm die „Mâze“, die schöne Tugend der Mäßigung, die sich sowohl in der harmonischen Form, in dem schlichten und klaren Vortrag, in der zierlichen Reimsprache kund gibt, als in der ruhigen Haltung seiner Gedanken und Betrachtungen und in der ungetrübten friedfertigen Gesinnung, womit seine epischen Gedichte durchzogen sind. Seine poetische Thätigkeit scheint er mit einer Erzählung aus dem britischen Sagenkreis „Erec“ (etwa um 1197) begonnen und mit einer andern aus demselben Gebiet „Iwein“ (vor 1204), geschlossen zu haben. Diese Dichtungen, wohl beide aus dem Französischen des Chrétien von Troyes entlehnt, verrathen keine besondere Begabung, nur daß auch ihnen schon die dem Dichter eigenthümliche Kunst „der Aufstellung und Versöhnung sittlicher Gegensätze“ innewohnt. In größerem Maße tritt dieser Vorzug hervor in den legendenartigen Gedichten, die Hartmann zwischen jenen Romanen nach lateinischen Quellen bearbeitete und worin der Versuch gemacht ist, die kirchliche Sage im Geiste der ritterlichen Poesie zu behandeln, Rittersinn, Weltlust, Sünde durch die Macht des Glaubens, des Gebetes, der Buße überwinden zu lassen. Es war ein unglücklicher Gedanke, dieses Problem des Widerstreits und der Ausgleichung von weltlicher Ritterschaft und religiösem Glaubensheroismus in einer Erzählung „Gregor vom Steine“ vorzuführen, welche die alte Oedipussage an Gräuel, Blutschande und Schrecklichkeit überbietet und dennoch den „guten Sünder“ durch das härteste Büßerleben auf einsamem Fels im wilden Meere Gnade vor Gott und den Menschen und Er-

Hartmann von Aue † zwischen 1210 u. 1220.

hebung zur höchsten Ehre der Christenheit finden läßt. Die glatte Form in leichten gefälligen Versen vermag den grausigen, widerwärtigen Stoff nicht zu verhüllen. Geeigneter für diesen anmuthigen Erzählungston und für die fromme, sanfte Gemüthsart des Dichters war die Legende „vom armen Heinrich“, eine Geschlechtssage seiner Lehnsherren, der schwäbischen Herren von Aue. Aber auch dieses Gedicht leidet an der Schwächlichkeit und Unnatur, die den meisten geistigen Erzeugnissen dieser Periode anhaftet. Der todesmuthige Heroismus der Jungfrau, die sich für ihren aussätzigen Herrn dem Tode weihen will, hat weniger in dem natürlichen Gefühl des Mitleids und der liebevollen Hingebung seine Quelle, als in dem Glauben, durch die Selbstaufopferung das eigene Seelenheil zu erringen. Die ascetische Tugend kann Bewunderung, aber kein poetisches Wohlgefallen erzeugen. Im Erec und Iwein betritt Hartmann das bretagnisch-französische Sagengebiet, mit dem schon früher Ulrich von Zazikoven (c. 1195) in seinem „Lanzelot vom See“ die Deutschen vertraut gemacht hatte. Wir kennen bereits jene Artusromane, womit die französische und deutsche Epik der Zeit sich fast ausschließlich befaßte. Der ganz fabelhafte Boden der Sage und das Gefallen der Zeit am Wunder- und Märchenhaften gestatteten die schrankenloseste Ausdehnung und die willkürlichsten Erfindungen einer ausschweifenden Phantasie. Kämpfe und Irrfahrten herumziehender und nach Abenteuern strebender Ritter, die meistens in der Fremde oder in der Einsamkeit erzogen und von der Heimath entfernt sind, Rettungen und Beschützungen bedrängter Frauen, Gefechte mit hohnsprechenden Rittern, ungethümen Riesen und boshaften Zauberern, weitläufige Beschreibungen von Anzügen, Schmuckwerk, Waffenstücken u. dergl. bilden den Hauptinhalt dieser sonderbaren Sagen, an denen die ausgezeichnetsten Dichter des Mittelalters ihr Talent verschwendet haben. Nicht heftige Leidenschaften oder mächtige Verhältnisse sind die Triebfedern der Handlungen, sondern die Launen der Frauen, die Grillen der Männer, die Convenienz der Gesellschaft. Dagegen ist die psychologische Seite, die Welt der Gefühle und Empfindungen, die Macht der Liebe auf das Seelen- und Gemüthsleben in den meisten Dichtungen dieses Sagenkreises mit tiefer Seelenkenntniß erforscht und mit künstlerischem Talent geschildert. Hartmann war kein genialer Dichter; und dennoch diente er vielen Zeitgenossen als Vorbild. Die fromme Gemüthsart und reine Gesinnung, die ihn von allem Niedrigen und Gemeinen fern hielt, und ihn in seinen Dichtungen die Aufgabe verfolgen ließ, „den Guten gute Lehren zu geben und den Trauernden süße Linderung zu schaffen“, sagte den friedfertigen Dichtergemüthern zu und erweckte ihm viele Nachahmer. Der fränkische Ritter Wirnt von Gravenberg, aus der Gegend zwischen Baireuth und Nürnberg, dichtete nach der mündlichen Erzählung eines Knappen den „Wigalois“, die Geschichte eines Ritters, von seinem Helmschmuck „mit dem Rade“ genannt, welcher nach Arthurs Hof zieht, um seinen unbekannten Vater zu suchen, den er schließlich nach vielen wunderbaren Abenteuern, Kämpfen und Liebesgeschicken in Gawein entdeckt. Die Erzählung dient dem Dichter oft als Folie, um seine eigenen Betrachtungen und Lebenserfahrungen in lehrhaftem Tone anzubringen. Seiner Natur widerstrebt eigentlich der phantastische Stoff; aber er folgt der Mode. *Wirnt von Gravenberg † nach 1204.*

Die vollendetste Dichtung aus dem Sagenkreise der Tafelrunde und des Gral besitzen wir in dem Parzival des Wolfram, eines fränkischen Dichters aus dem in der Nähe von Ansbach gelegenen Eschenbach im baierischen Nordgau. Er gehörte dem Ritterstande an, scherzt aber selbst über seine Dürftigkeit. Er schätzte Ritterleben höher als gelehrte Kenntnisse und gesteht unverhohlen, daß er weder schreiben noch Geschriebenes lesen konnte. Den Landgrafen Hermann von Thüringen, an dessen Hof er sich aufhielt und der im J. 1215 starb, hat er überlebt. Wolfram von Eschenbach ist der ausgezeichnetste Dichter des deutschen Mittelalters, voll Tiefe und männlicher Würde, „der mit ganzer Seele in seinen Stoffen steht, ohne die sicherste Herrschaft über dieselben zu verlieren“. Den strengen, feierlichen Ernst mildert oft ein rasch wechselnder Humor und eine gutmüthige Ironie, die er mitunter gegen sich selbst kehrt. Obschon auch er französischen Quellen folgte, bewahrte er sich doch eine freiere Selbständigkeit des Umgestaltens und des Erfindens. Außer dem Parzival besitzen wir von Wolfram noch den „Wilhelm von Oranse“, ein unvollendetes Epos aus einem volksthümlichen französischen Sagencyklus, der mit der Zeit durch Verbindung verschiedenartiger Stoffe zu einem großen Umfang erweitert ward; und zwei Bruchstücke „Schionatulander“, gewöhnlich nach dem Anfangsnamen des einen „Titurel“ genannt, in klangreicher Strophenform, einer der herrlichsten Reste mittelalterlicher Dichtung voll trefflicher Charakterschilderungen und zarter Seelenmalerei. Aus diesen Bruchstücken und anderen Erzählungen dieses Sagenkreises bearbeitete ein Dichter Albrecht (von Scharfenberg) zur Zeit *Wolfram v. Eschenbach c. 1200.*

des Interregnums den jüngeren Titurel, der lange Zeit für eine Arbeit Wolframs gehalten wurde und bis zum Schluß des Mittelalters eines der gelesensten Bücher war. — Wenn gleich auch der Parzival nicht frei von den Fehlern ist, die wir an dem ganzen Sagenkreise gerügt haben; wenn gleich auch hier oft Begebenheiten an Begebenheiten gereiht sind ohne innern Zusammenhang und Entwickelung, ohne Ziel und Beweggründe; wenn gleich auch hier nur das höfische Ritterleben verherrlicht wird, das Volk ganz zurücktritt, so liegt dem Gedicht doch ein tiefsinniger Ernst, ein epischer Plan, eine hohe Idee zum Grunde und nirgends finden wir den Geist der Zeit, da Weltlichkeit und Kirchlichkeit so innig verbunden sind, deutlicher veranschaulicht als hier.

Gottfried v. Straßburg c. 1220.

Einen merkwürdigen Gegensatz zu Wolframs Parzival bildet „Tristan und Isolde" von Gottfried von Straßburg. Wie uns der Erstere den Ernst des Lebens vorführt, in seinem Helden die sittliche Größe, die Charakterfestigkeit und den Adel der Gesinnungen und Bestrebungen preist, aber seinen gehaltvollen Inhalt nicht selten in mystisches Dunkel kleidet und durch seine gehobene, feierliche Sprache das Verständniß seines Gedichts erschwert, so schildert Gottfried den Leichtsinn, die Charakterschwäche, die Sündhaftigkeit und die irdischen Freuden und Genüsse eines von der Liebe beherrschten, dem Sinnentaumel fröhnenden Paars, aber in zierlicher, gefälliger Sprache, in klarer und schöner Darstellung und mit einer bewunderungswürdigen Wahrheit der Beobachtung. „Meister" Gottfried, wahrscheinlich von bürgerlicher Abkunft, spricht sich selbst mißbilligend über Wolframs dunkle Manier und das träumerische Seelenleben seines Helden aus und theilt die Palme der Poesie dem Hartmann zu; aber wie sehr auch Gottfrieds Gedicht an Kunstfertigkeit und Vollendung der Form über dem Parzival steht — der sittliche Werth des Inhalts stellt das letztere dennoch höher. An gelehrten Kenntnissen übertraf der bürgerliche Dichter die Rittersänger. Für die Erkenntniß jener Zeit der Minne ist dieses in Form vollendete und im Ausmalen und Schildern der Zustände eines auf Sinnlichkeit gegründeten Seelen- und Gefühlslebens unerreichte Gedicht höchst wichtig.

Das Nibelungenlied.

§. 434. Die Nibelungen. In der Blüthezeit der höfischen Poesie, da die Minne die ganze Dichtung beherrschte, erhielt unser altes Volksepos, die Nibelungen, seine heutige Gestalt in einer den Zeitbegriffen entsprechenden Umbildung (nach Lachmann um 1210), wenn es gleich zu dem Minnegesang den reinsten Gegensatz bildet. Denn wie dieser durch zarte Empfindung und kunstreiche Form hervorragt, aber durch Leerheit des Inhalts ermüdet und unbefriedigt läßt, so glänzt das Nibelungenlied durch die Großartigkeit seines Stoffes und die kräftige Charakterzeichnung, leidet aber an Eintönigkeit und Trockenheit der Sprache, an Armuth und Ungeschick in Reim und Versbau, an Ungefügigkeit und Kunstlosigkeit in Anlage und Form. Eben so verschieden ist es von dem höfischen Ritterepos, das wir in seinen bedeutendsten Erscheinungen soeben kennen gelernt haben. Denn während hier unnatürliche Verhältnisse durch Kunst und Talent interessant gemacht werden, erregen dort die mächtigen Heldengestalten und die großartige Natur des Gegenstandes ohne kunstvolle Einkleidung und Schilderung unsere innigste Theilnahme, unser tiefstes Mitgefühl. „In den Nibelungen stehen wir in einer Welt von Menschen, die nicht die Minne bewegt, sondern der Zwang der Verhältnisse, die nicht mit Grillen im Kampfe liegen, sondern mit dem Schicksal, die nicht blind in Abenteuer stürzen, sondern in ein großartiges Verhängniß von einer außer ihnen liegenden Gewalt gestürzt werden." Auch darin ist das Nibelungenlied von den romantischen Ritterdichtungen verschieden, daß keine Einmischung der Persönlichkeit des Dichters darin zu erkennen ist, daß es, wie die gegenständliche Kunst der Alten, durch die unmittelbaren Eindrücke auf die Sinne und die Phantasie des Lesers zu wirken sucht. Der Bearbeiter ist unbekannt. Ganz ohne Grund hat man früher den Minnesänger Heinrich von Ofterdingen dafür genommen. Nach dem neuesten Stand der „Nibelungenfrage" hat der Minnesänger Kürenberger, auf Grund der Volksüberlieferung und einer lateinischen Bearbeitung der Burgundersage durch Meister Konrad von Passau, das Nibelungenlied frei in einer von ihm erfundenen Strophenform gedichtet.

Inhalt und Gang der Dichtung. a) Die Sigfriedsage.

Zu Worms am Rhein lebte der Burgunderkönig Gunther mit seinen Brüdern Gernot und Giselher und mit vielen auserwählten Rittern, die ihm dienten, wie Hagen von Tronek und sein Bruder Dankwart, wie Volker von Alzeie und Ortwein von Metz. Gunthers Schwester war die schöne Kriemhild, die unter der Obhut der Mutter Ute herrlich heranblühte. Noch ist die Liebe in ihrem Herzen nicht erwacht. Als sie einst träumte, sie habe einen Falken gezogen, der vor ihren Augen von zwei Adlern zerfleischt worden, und die Mutter die Deutung gab, das sei ein edler Mann, den sie verlieren werde, wenn ihn nicht Gott behüte, so will sie nichts wissen von der Liebe Lust und Leid; sie will ohne Ritterminne bleiben ihr Lebenlang. Da kommt Sigfried von Santen (Xanten) „niden by dem Rine", der Sohn Sigemunds und der Sigelinde, mit glänzendem Gefolge nach Worms. Er hat von der schönen Königstochter gehört und will um ihre Hand freien. Bei dem Einzug der

fremden Ritter erzählt Hagen, Gunthers Dienstmann, die früheren Thaten Sigfrieds, daß er das Zwerggeschlecht der Nibelungen überwunden, einen reichen Schatz (Hort) nebst einem unsichtbar machenden Gewande (Tarnkappe, Nebelmantel), welches ihm die Stärke von zwölf Mann verleihe, erworben und einen Lindwurm erschlagen habe, durch dessen Fett und Blut, in dem er sich gewälzt, sein Körper hörnen und unverwundbar geworden. Einen so starken Recken, meint er, solle man gut aufnehmen. Ein ganzes Jahr verweilt Sigfried bei den Burgunden unter Ritterspielen und Festlichkeiten, ohne nur einmal die edle Jungfrau von Angesicht zu sehen. Erst als er in einem Krieg wider die Sachsen und Dänen dem Gunther Hülfe geleistet und die beiden feindlichen Könige gefangen nach Worms geführt, wird ihm das Glück zu Theil, die Königstochter zu begrüßen. Wie das Morgenroth aus trüben Wolken hervorleuchtet, so tritt die holdselige Jungfrau dem herrlichen Manne, den sie im Stillen liebt, nach dem sie öfters verstohlen aus ihrer Kemenate geblickt, zum ersten Male entgegen. Und nun entfaltet sich die Knospe der Liebe immer schöner. Aber ihre Hand muß Sigfried erst durch eine neue Dienstleistung gewinnen. Gunther hat von der schönen **Brunhild** auf Isenland gehört und beschließt um sie zu werben. Aber sie ist mit wunderbarer Stärke begabt und nur derjenige kann sie gewinnen, der sie in drei Kampfspielen besteht. Sigfried verheißt Gunther seinen Beistand, wenn er ihm dafür die Hand der Schwester verspreche. Von Kriemhilde und ihren Jungfrauen mit herrlichen Kleidern versehen, fahren die Ritter den Rhein hinab nach dem Isenstein, wo Sigfried sich als Gunthers Dienstmann ausgibt. Als das Kampfspiel angeordnet wird, holt Sigfried aus dem Schiff die Tarnkappe und vollbringt, unsichtbar neben Gunther stehend, so daß dieser nur die Geberden macht, den Speerwurf, den Steinwurf und den Sprung. Und so groß ist seine Stärke, daß er bei dem Sprung noch den König, ihn um den Leib fassend, an das Ziel trägt. Brunhilde erklärt sich nun für besiegt und heißt ihre Mannen dem Gunther huldigen. Sigfried aber trägt die Tarnkappe wieder ins Schiff und stellt sich dann, als erwarte er noch den Anfang des Wettkampfes. Brunhilde will aber immer noch nicht folgen. Erst als Sigfried auf einem Schiffe tausend Nibelungen herbeiholt, die er für Gunthers Mannen ausgibt, wagt sie nicht länger zu widerstehen. Begleitet von den Nibelungen fahren nun die Burgunder mit Brunhild nach Worms zurück. Sigfried wird vorausgesandt, um den Frauen die frohe Botschaft zu melden. Kriemhilde gibt ihm in der Freude ihres Herzens vierundzwanzig kostbare Armringe mit Edelsteinen besetzt zum Botenlohn, der Held aber vertheilt sie unter ihr Gesinde. Nach dem feierlichen Einzug der Heimkehrenden wird Kriemhilde mit Sigfried verlobt. Brunhilde ist traurig, daß die königliche Jungfrau mit einem nicht Ebenbürtigen vermählt werden soll. In der Brautnacht erwacht noch einmal Brunhildens Trotz; sie wehrt sich gegen Gunthers Minne, bindet dem Ueberwundenen mit einem Gürtel Hände und Füße zusammen und hängt ihn an einen Haken an der Wand; erst nachdem er versprochen, sie nicht zu berühren, wird er befreit. Am andern Tag klagt Gunther Sigfrieden sein Leid und dieser gelobt ihm abermals Hülfe. In den Nebelmantel gehüllt, folgt er in der nächsten Nacht beiden in das Brautgemach, ringt mit Brunhilden, bis sie unterliegt und sich bereit erklärt, dem Willen des Mannes sich zu fügen. Da nimmt er der Königin Gürtel und Ring, aber ohne ihre Minne zu genießen, räumt den Platz dem Gunther und entschlüpft. Mit ihrer Jungfrauschaft verliert die Königin ihre übernatürliche Stärke und ist nun Gunthers Ehegenossin. Kriemhilde reicht hold verschämt, aber innerlich selig dem geliebten Manne die Hand und zieht nach einem glänzenden Hochzeitsfest, das vierzehn Tage dauert, mit dem Gemahl nach Niederland, wo er das väterliche Reich antritt. In einer vertrauten Stunde entdeckt er der geliebten Frau das Geheimniß und gibt ihr Brunhildens Gürtel und Ring. Zehn Jahre später, nachdem mittlerweile Kriemhilde einen Sohn geboren, der des Oheims Namen Gunther empfing, und auch Brunhilde ihrem Eheherrn einen Sohn geschenkt, der Sigfried genannt war, beredet die burgundische Königin ihren Gemahl, die Anverwandten zu einem Feste nach Worms einzuladen. Sigfried und Kriemhilde nehmen die Einladung an und ziehen mit dem Vater Sigemund und mit stattlichem Gefolge an den Rhein, wo sie mit großen Festlichkeiten empfangen werden. Da gerathen die beiden Königinnen in Streit über den Rang und Vorzug ihrer Männer. Kriemhilde, stolz den Helden, der alle andern übertrifft, den Ihren zu nennen, fühlt sich beleidigt, daß Brunhild den Sigfried für einen Dienstmann Gunthers hält. Einst treffen sie mit ihren Frauen bei dem Münster zusammen; da verlangt Brunhilde den Vortritt, „da Eigenholdin nicht vor Königsweib gehen soll". Erzürnt wirft Kriemhilde der Gegnerin vor, daß sie ja nur durch den Beistand ihres Mannes Gunthers Gattin geworden; „wie mochte eines Mannes Kebse je werden Königsweib"? Zugleich zeigt sie ihr den Gürtel und Ring und geht dann stolz voran in das Münster, um zu beweisen, daß sie auch Königin sei. Wüthend über die Verhöhnung und noch mehr über den Betrug, von dem sie eine Ahnung hatte, und der ihr um so schmerzvoller war, als sie, wie man aus der Sigurdsage ersieht, früher den Sigfried geliebt, sinnt Brunhild auf Rache. Nach einer Unterredung mit Gunther und Hagen wird Sigfrieds Ermordung beschlossen. Der Letztere übernimmt die Ausführung, wozu Gunther nach einigem Sträuben seine Einwilligung gibt. Er läßt eine falsche Kriegsbotschaft im Lande verbreiten, und als, wie er voraussah, Sigfried sich erbietet, wieder gegen die Feinde auszuziehen, begibt sich Hagen zu Kriemhilden, um sich zu verabschieden. Sie sagt ihm, wie leid es ihr sei, daß sie Brunhilden so tief gekränkt habe, worüber ihr Eheherr „zur Strafe ihren Leib zerbläuet", sie bittet Hagen, daß er doch ihre Schuld nicht den edlen Sigfried entgelten lassen möge, und entdeckt ihm, als er sich mit erheuchelter Freundschaft erbietet, denselben zu beschützen, wenn er in seinem hohen Muthe sich allzu sehr der Gefahr aussetze, das Geheimniß, wo er verwundbar sei. Ein Kreuzchen auf seinem Waffenrock sollte ihm die Stelle bezeichnen, wo einst ein Lindenblatt das Blut des Drachen fern gehalten; dort möge er ihn mit seinem Schilde decken. So ward Sigfried verrathen. Nun mußten Friedensboten verkünden, daß die feindliche Heerfahrt aufgegeben sei. Statt des Kriegszugs wird ein Jagen im Waskenwalde (nach einigen Handschriften im Odenwalde) beschlossen. Sigfried nimmt Theil, wie sehr ihn auch Kriemhilde, durch Träume erschreckt, zurückzuhalten sucht, und erlegt Eber, Büffel, Bären und anderes Wild in Menge. Endlich versammelt man sich beim Feuerplatz, um zu speisen; da fehlt aber der Wein, den die Knechte aus Irrthum in den Spessart getragen haben. Doch Hagen weiß Rath; er kennt eine Quelle unter einer Linde in der Nähe und schlägt einen Wettlauf dahin vor. Sigfried, ein Renner wie Achilles, stimmt gern zu, und obwohl er Schild, Speer und Jagdgewand trägt, während die Andern leicht gekleidet „wie zwei wilde Panther" durch den Klee laufen, erreicht er doch früher den Brunnen. Er lehnt den Wurfspieß an den Lindenast und wartet, so sehr ihn auch dürstet, bis Gunther getrunken hat. Dann legt er sich auf die Erde, um seinen Durst zu stillen. Diesen Augenblick benutzt Hagen, um den Arglosen im Rücken an der verwundbaren Stelle zu durchbohren und dann schnell mit dessen Schwert davon zu

eilen. Sigfried rennt ihm nach; er erreicht ihn, wirft ihn nieder und schlägt mit dem Schilde so heftig auf ihn los, daß der Schild zerbrach und das edle Gestein niederrieselte. Hätte er sein Schwert in Händen gehabt, es wäre Hagens Tod gewesen. Aber durch die blutende Wunde geschwächt, sinkt er endlich bleich und ermattet in die Blumen, die Untreue der Mörder scheltend. Mit einer Wehklage um den Vater und mit der rührenden Bitte an Gunther, sich Kriemhildens in Treue anzunehmen, stirbt der edle Held. Die Gefährten beschließen einstimmig auszusagen, Sigfried sei von Räubern erschlagen worden; allein Hagen erwiedert, es kümmere ihn nicht, wenn die That bekannt werde. Darauf läßt er den Leichnam vor Kriemhildens Thüre tragen. Am Morgen will Kriemhilde in die Messe; da stößt ein Kämmerer auf den todten Ritter. Kriemhilde ahnt sofort, daß es Sigfried sei und wer ihn ermordet: „Brunhilde hat's gerathen und Hagen hat's gethan". Sie hebt mit ihren weißen Händen das Haupt empor und wie sehr es auch durch Blut entstellt ist, sie erkennt es sogleich. Jammernd ruft sie aus: „Dein Schild ist nicht zerhauen, Dich fällte Meuchelmord". Sigemund kommt mit Sigfrieds Recken herbei; sie wollen zum Schwert greifen, aber Kriemhilde verhindert es. Nun wird die Leiche in einem kostbaren, aus Gold und Silber geschmiedeten Sarg nach dem Münster getragen. Gunther begibt sich mit seinen Mannen dahin, um mit heuchlerischem Kummer sein Beileid zu bezeigen. Als Hagen der Leiche nahe kommt, fließen Sigfrieds Wunden so stark als je zuvor. Kriemhilde wacht an der Bahre, und als der geliebte Todte in die Erde gesenkt werden soll, läßt sie den Sarg noch einmal öffnen und drückt den letzten Kuß auf die bleichen Lippen des geschiedenen Helden. Ohnmächtig sinkt sie nieder und wird bewußtlos weggetragen. Trauernd kehrt Sigemund in sein Reich zurück, Kriemhilde aber läßt sich bewegen, in Worms zu bleiben. Von der Zeit an tritt eine gänzliche Umwandlung in ihrem Charakter ein. Die schüchterne Weiblichkeit, die sie bisher geziert, muß herbem Groll und dem Gedanken der Rache weichen. Dieses Gefühl und die Trauer um Sigfried füllen Jahre lang einzig und allein ihre Seele. Die äußerliche Versöhnung mit Gunther bringt keine Sinnesänderung hervor; ihre Gedanken sind nur auf Rache gerichtet. Da fügt ihr der übermüthige Hagen noch eine neue Kränkung zu. Von ihren Brüdern beredet läßt Kriemhilde den Nibelungenhort von rothem Gold und edlem Gestein, der ihr als Morgengabe gebührte, nach Worms kommen; sie schenkt davon mit freigebiger Hand, so daß Hagen Schaden befürchtet; er entreißt ihr daher unter Mitwissen des Königs mit Gewalt den Schatz und versenkt ihn in den Rhein, auf daß sie ihn nicht zum Verderben der Mörder ihres Gatten anwende. Seitdem führen die Burgunder selbst den Namen Nibelungen.

b) Aus der Dietrichsage. Dreizehn Jahre hat Kriemhilde um Sigfried getrauert. Da schickt König Etzel von Hunnenland, dessen Gemahlin Helge gestorben ist, den Markgraf **Rüdiger von Bechlaren** nach Worms, um Kriemhilde zu werben. Gunther bespricht sich mit den Seinen; Hagen räth ab, wird aber überstimmt. Kriemhilde weigert sich anfangs, auf den Antrag einzugehen: erst als ihr Rüdiger eidlich verspricht, er wolle sie für Alles entschädigen, was ihr je geschehen, gibt sie ihre Einwilligung. Die Aussicht, sich auf diese Weise an Hagen zu rächen, bestimmt sie, ihre Hand dem mächtigen König zu reichen und die Heimath mit einem freudelosen Leben in der Fremde zu vertauschen. Mit glänzendem Geleite wird sie zu den Hunnen geführt; die ihr noch übrigen Schätze mitzunehmen verwehrt Hagen. Von Bischof Pilgerin (Pilegrim) von Passau festlich empfangen und eine Strecke geleitet, kommt die edle Frau über Bechlaren, wo sie bei der Markgräfin Gotelind und ihrer Tochter eine freudige Aufnahme findet, nach Etzels Burg an der Treisam. In Wien wird das Beilager gefeiert, das siebenzehn Tage dauert. Dann ziehen die Neuvermählten nach Etzelnburg, wo Kriemhilde neben dem Gemahl als gewaltige Königin thront. Im dreizehnten Jahre ihrer Ehe, nachdem sie einen Sohn Ortlieb geboren, bittet sie in einer Nacht den König Etzel, daß er Boten an den Rhein sende und ihre Verwandten zu einem Feste einlade. Sie hat ihre Rachegedanken nicht aufgegeben, darum schärft sie den beiden Spielleuten Swemmelin und Werbelin, welche Etzels Einladung an den Rhein tragen, nachdrücklich ein, Hagen solle ja nicht zurückbleiben. Als die Boten in Worms ankommen, mahnt Hagen, der den Grund der Sendung alsbald erräth, von der Reise ab. Gernot und Giselher sehen darin ein Zeichen der Furcht und heißen ihn zurückbleiben. Er aber antwortet: ich werde euch folgen und keinem nachstehen an Muth. Nur räth er, mit großer Streitmacht die Fahrt anzutreten. Nachdem die Vorbereitungen getroffen, ziehen die Burgunder ab, ohne sich durch Ute's böse Träume zurückhalten zu lassen. Sie reiten durch Ostfranken und kommen am zwölften Morgen an die Donau. Von zwei badenden Meerfrauen erfährt Hagen, daß alle bis auf des Königs Caplan bei den Hunnen ihren Untergang finden werden. Mit List lockt er den Fährmann über den Fluß und als dieser, erzürnt über die Täuschung, ihn mit dem Ruder schlägt, tödtet er ihn und bemächtigt sich des Fahrzeuges, mit dem er dann die Burgunder nach einander übersetzt. Den Caplan stürzt er in die Wogen, um die Wahrsagung zu erproben. Als dieser sich an das verlassene Ufer rettet und zu Fuße an den Rhein zurückkehrt, erkennt Hagen, daß das Meerweib gewisse Todesmähre verkündet. Er zertrümmert das Schiff, das nun für sie nutzlos ist. Des sichern Unterganges gewiß, bietet er dem bevorstehenden Verhängniß kühn die Stirn. Seitdem ist er der eigentliche Held des Zuges, der Alles leitet und ausführt, eine großartige dämonische Natur, von einer Furchtbarkeit in den Mienen, die Rüdigers Tochter bleich macht, als sie ihn küssen soll, aber voll hingebender Treue gegen seinen Herrn und König und nicht ohne menschliche und ritterliche Züge. „In ihm liegt noch etwas vom Geiste des nordischen Högni, der lacht, als man ihm das Herz ausschneidet." Noch einmal erfreuen sich die burgundischen Helden eines frohen, glücklichen Lebens auf Rüdigers gastlicher Burg. Der edle Markgraf empfängt die Gäste vom Rheine aufs freundlichste. Drei Tage dauert die festliche Bewirthung; auf Hagens Anregung wird Giselher mit Rüdigers Tochter verlobt. Beim Abschied empfangen sie herrliche Gaben, Gunther ein Waffenkleid, Gernot ein Schwert, Hagen einen Schild, den einst der Held Nudung getragen, Volker der „Fiedler" zwölf Armringe, und werden dann von dem Markgrafen begleitet. Es ist der letzte Sonnenstrahl eines heiteren Daseins vor dem Todesringen im Hunnenland. Dietrich von Berne reitet mit seinen Mannen den Gästen entgegen und warnt sie vor Kriemhilden, die noch immer um Sigfrieds Tod weine. Bei ihrer Ankunft am Hof nimmt die Königin ihren Bruder Giselher bei der Hand und küßt ihn; Hagen bemerkt, daß man die Gäste ungleich empfange, und bindet seinen Helm fester; als ihn Kriemhilde fragt, ob er ihr den Nibelungenschatz mitgebracht, erwiedert er, er habe an seinem Schild und Schwert schwer genug zu tragen gehabt. Man soll ihnen die Waffen abnehmen, er will aber Niemand die Mühe machen, sein Streitgeräthe wegzutragen. Etzel erkennt den Ritter vom Rhein wieder, der einst als Geisel an seinem Hof geweilt. Immer gewaltiger tritt nun Hagens Heldengestalt in den Vordergrund. Ein treuer Gefährte und Hüter der Freunde zeigt er der Königin gegenüber stets den Trotz eines unversöhnlichen

Feindes, der dem unvermeidlichen Geschick kühn entgegen geht, zugleich aber die alte Schuld mit neuem Unrecht, mit neuen Kränkungen, mit neuem Frevel mehrt, als wolle er seinen und seiner Heergenossen Fall so gewaltig als möglich machen. Absichtlich reizt er die Königin; er setzt sich mit Volker auf einer steinernen Bank nieder und als sie mit Gewaffneten zu ihnen tritt, weigert er sich vor ihr aufzustehen, legt das Schwert, das er einst dem Sigfried abgenommen, vor sich hin, und da sie bei dem Anblick zu weinen anhebt, gesteht er offen, daß er ihren Gatten am Lindenbrunnen erschlagen habe. Am Abend begeben sich die müden Gäste zur Ruhe. Hagen und Volker halten Schildwache; der Fiedler spielt mit seinem Geigenspiel die Helden in Schlaf. Bewaffnete Hunnen wollen die Schlafenden überfallen, als sie aber die beiden Wächter erblicken, ziehen sie sich furchtsam zurück; Volker ruft ihnen nach, sie seien feige ehrlose Wichte. Am nächsten Morgen gehen die Burgunder und die „Heunen" zur Kirche, dann nach einem Turnier, worin Volker einen vornehmen Ritter aus Etzels Bann tödtet, zur Tafel. Während die Ritter im Saale sind, werden die Knechte, neuntausend an Zahl, sämmtlich von feindlichen Heerhaufen, die Etzels Bruder Blödel auf Kriemhildens Bitten und Versprechungen gegen sie führt, erschlagen. Dankwart erlegt Blödel und bahnt sich mit dem Schwert einen Weg bis zum Saal, wo die Fürsten an der Tafel sitzen. Als Hagen aus des Bruders Mund erfährt, daß die Losung zum Todeskampf gegeben, schlägt er dem jungen Ortlieb das Haupt ab; viele Hunnen werden erschlagen; Dietrich bewirkt, daß Etzel, Kriemhild und Rüdiger unter dem Schutze seiner sechshundert Mannen den Saal verlassen dürfen. Die übrigen werden getödtet und ihre Leichen hinausgeworfen. Nun rüsten sich die Burgunder zur Vertheidigung gegen die feindlichen Schaaren, welche Etzel und Kriemhilde zum Angriff auffordern. Der tapfere Dänenfürst Iring wird nach langem muthigen Kampfe von Hagen niedergestoßen und die Thüringer und Dänen, die den Fall ihres Führers rächen wollen, sämmtlich getödtet. Umsonst verlangen die Burgunder, daß man sie ins Freie lasse; Kriemhild fordert Hagens Auslieferung, und als diese verweigert wird, läßt sie am Abend den Saal anzünden. Auf Hagens Rath trinken die dürstenden Helden das Blut der Erschlagenen und stellen sich dicht an die Mauer, das Feuer mit ihren Schilden abwehrend. So geht die Nacht zu Ende. Am Morgen beginnt der Kampf von Neuem. Ein Hunne macht dem trauernden Rüdiger den Vorwurf, daß er dem Kampf theilnahmlos zusehe und die Gnaden und Ehren, womit ihn der König überhäuft, schlecht vergelte. Erzürnt über den Vorwurf, schlägt ihn Rüdiger zu Boden. Er wird deshalb von Etzel getadelt und Kriemhilde erinnert ihn an den Schwur, den er ihr einst geleistet; jetzt sei die Stunde gekommen, ihr Leid zu rächen und zu wenden. Fußfällig flehen beide um seine Waffenhülfe. Dadurch kommt der treffliche Mann in einen ergreifenden Conflict zwischen seiner Diensttreue und seiner Pflicht der Gastfreundschaft; er will dem König Alles zurückgeben, was er jemals von ihm empfangen; nur möge er ihn nicht mit sich selbst in Zwiespalt bringen. Und als er sie nicht von ihrem Verlangen abbringen kann, da empfiehlt er sein Weib und seine Kinder ihrer Huld und stürzt an der Spitze von fünfhundert Gewappneten in den Kampf. Giselher glaubt, er käme als ihr Bundesgenosse, wird aber von Volker anders belehrt. Schon soll der Streit beginnen, da erbittet sich Hagen Rüdigers Schild, weil der seine zerhauen sei. Rüdiger willfahrt ihm und Volker und Hagen versprechen dafür, sich vom Kampfe mit ihm fern zu halten. Furchtbar entbrennt nun der Streit, Gernot empfängt von Rüdiger die Todeswunde, hat aber noch Kraft genug, mit dem Schwert, das ihm der Markgraf in Bechlaren geschenkt, des Gegners Helm zu zerschlagen, so daß beide todt niederstürzen; Rüdigers Leute werden sämmtlich getödtet. Da es still geworden, wähnt Kriemhilde, der Markgraf unterhandle mit den Gästen, aber bald wird die Leiche gezeigt und Wehruf und Klage erschallt. Dietrich von Berne schickt seinen Waffengefährten Hildebrand ab, um den Grund der Wehklagen zu erfahren; auf Wolfharts Anregung begleiten ihn alle Amelungen, sie fordern Rüdigers Leiche und als die Bitte verweigert wird, dringen sie mit Gewalt in den Saal. Nach hartem Kampf fällt Volker von Hildebrands Hand, Wolfhart und Giselher tödten sich gegenseitig. Dietrichs Mannen werden sämmtlich erschlagen bis auf Hildebrand, welcher, als Hagen mit Sigfrieds Schwert Balmung auf ihn eindringt und ihm eine Wunde schlägt, den Schild auf den Rücken nimmt und schnell entflieht. Dietrich wehklagt über den Untergang seiner Amelungen und geht dann bewaffnet mit Hildebrand nach dem Saal. Er fordert Gunther und Hagen auf, sich zu ergeben. Als sie sich weigern, kämpft er zuerst mit Hagen, bezwingt ihn und übergibt ihn gefesselt der Königin, die ihn in ein Haftgemach führen läßt. Dann bezwingt er auch Gunther, der gleichfalls in Gewahrsam gebracht wird. Nun tritt Kriemhilde vor Hagen und verlangt den Schatz zurück; dieser sagt, er habe geschworen, denselben nicht zu verrathen, so lange noch einer der Könige am Leben sei. „Ich bring' es an ein Ende", ruft sie wild aus. Darauf läßt sie ihren Bruder tödten und trägt sein blutiges Haupt an den Haaren vor Hagen hin. Er beharrt aber bei seiner Weigerung: „Du hast's nach Deinem Willen zu Ende nun gebracht," sagt er, „und es ist so ergangen, wie ich mir hatte gedacht. Nun weiß den Schatz Niemand als Gott und ich allein und er soll Dir Schreckliche auf immer verborgen sein." Darauf zieht sie ihm Sigfrieds Schwert aus der Scheide und schlägt ihm das Haupt ab. Empört über die entsetzliche That, tödtet der alte Hildebrand auch Kriemhilde. So war mit Leid geendigt des Königs Lustbarkeit, wie stets die Freude zu allerletzt Leid schafft. „Hie hat die Mähr ein Ende: das ist der Nibelungen Noth."

Als Fortsetzung schließt sich an das Nibelungenlied die „Klage" an, worin die Bestattung der an Etzels Hof Gefallenen und die Botschaft, die in der Heimath deren Tod verkündet, dargestellt wird, eine Dichtung, arm an Gehalt und reich an Reflexion, die nach Form und Inhalt weit hinter dem Nibelungenlied zurücksteht. In der Klage wird auch erzählt, der Bischof Pilegrin von Passau (971—991) habe aus dem Munde von Spielleuten und fahrenden Sängern die Mähre, die den Untergang seiner Verwandten, der burgundischen Könige erzählt, zusammentragen und durch seinen Schreiber, Meister Konrad, in ein lateinisches Buch niederschreiben lassen. Seitdem habe man es öfters in deutscher Sprache gedichtet. Der Verfasser der Klage scheint nur die zweite Hälfte des Nibelungenliedes, insbesondere die Sagen von Dietrich gekannt zu haben. Die Klage.

Ueber die Entstehung des Nibelungenliedes herrscht eine ähnliche Meinungsverschiedenheit, wie früher bei den homerischen Gesängen (§. 70). Seitdem Lachmann, durch Fr. A. Wolfs Home- Die Nibelungenfrage.

rische Forschungen angeregt, den Nachweis versuchte, daß das deutsche Nationalepos aus einer Vereinigung von zwanzig Volksliedern verschiedener Verfasser hervorgegangen, welche durch Sammler und Ordner verbunden, mit überleitenden Strophen oder Abschnitten und mit manchen unechten Stellen vermehrt worden seien, und aus diesem Gesichtspunkt die den kürzesten Text bietende Hohenemser Handschrift (A), dermalen in München, für die älteste und ursprünglichste, die ausführlicheren dagegen (die St. Galler B und die Laßberg'scheC) für Ueberarbeitungen mit erweiternden Einschaltungen von neuen Strophen erklärte, schieden sich die Germanisten in zwei Heerlager. Während die Einen nach Lachmanns Vorbild, wenn auch mit einigen Abweichungen und Modificationen und mit immer mehr hervortretenden Bedenklichkeiten mehrerer Forscher gegen das kühne, mitunter gewaltsame kritische Verfahren des genialen Philologen, das ganze Epos als eine Zusammenstellung einzelner Volkslieder betrachten, deren Sammler und Ordner ohne dichterische Bedeutung gewesen und auf Inhalt und Charakter der Dichtung keinen Einfluß geübt hätten, lassen Andere, an ihrer Spitze A. Holtzmann, das Werk sogleich als ein Ganzes entstehen, doch auf Grund älterer mündlicher Sagen und Volkslieder, das dann im Laufe der Zeit wieder Ueberarbeitungen und Erweiterungen erfahren und namentlich in Sprache und Versbau sich nach den veränderten Gesetzen gerichtet habe, wobei aber dem Verfasser eigenes poetisches Schaffen zugestanden werden müsse. Nach dieser Auffassung hat die ausführlichere Handschrift (C) den größten Anspruch, als die ursprüngliche und echte zu gelten, wogegen die Münchener (A) nur als eine Verkürzung zu betrachten sei. Noch einen Schritt weiter geht Franz Pfeiffer, der hauptsächlich auf Grund der kunstreichen strophischen Gliederung, da zu jener Zeit kein Dichter die Strophenform eines andern entlehnt, sondern nur in eigenen „Tönen" gedichtet habe, dem österreichischen Dichter Kürenberger die letzte Abfassung (c. 1190) nach Volksüberlieferungen und Liedern und mit Benutzung einer älteren lateinischen Bearbeitung des deutschen Volksepos beilegen will, dabei aber meint, „die epische Anordnung und Ausführung, die Schilderung und Gruppirung des Einzelnen, der rasche, unaufhaltsame Fortschritt im Ganzen, die Motivirung und psychologische Begründung, die meisterhafte Zeichnung und Durchführung der Charaktere, kurz alles das, was das Nibelungenlied zu dem poetischen Kunstwerk erhebt, als welches wir es bewundern", müsse dem deutschen Dichter, der sich in der Person des Volkes selbst gezeichnet habe, als volles freies Eigenthum zugeschrieben werden. Die Resultate seiner Untersuchung faßt er in folgenden Worten zusammen: „Die Nibelungenstrophe ist nicht das Product des schaffenden Volksgeistes, ist kein Nationaleigenthum, sondern das Kunstwerk einer bestimmten Person. Der Erfinder der Strophe ist auch der Dichter des Liedes. Dieser ist der Kürenberger, dessen Heimath Oberösterreich, dessen Hauptquelle ein lateinisches Buch war. Der Kürenberger ist wie der älteste lyrische, so auch der erste höfische Dichter adeligen Standes, er ist der Schöpfer des volksmäßigen strophischen Epos und zugleich der größte epische Dichter unseres Volkes. Sein Werk ist die erste herrliche Frucht der Betheiligung des Ritterstandes an der Poesie. Von ihm hat die nationale Epik für alle Zukunft Form und Gehalt, Richtung und Ziel empfangen." Dieser Ansicht trat auch im Allgemeinen K. Bartsch bei, nur daß er im Laufe des zwölften Jahrhunderts eine wiederholte Umarbeitung annimmt, in welcher, den gesteigerten Ansprüchen der Zeit an größere poetische Gebundenheit und Formvollendung entsprechend, die alte freiere Assonanzform allmählich verschwunden und ein regelmäßiger Reim und die Strophenform an die Stelle getreten sei.

Kudrun. §. 435. **Kudrun.** Auch die „Nebensonne" der Nibelungen, die Kudrun, ist aus Volksüberlieferungen und Volksliedern, die unter den seefahrenden Küsten- und Inselbewohnern der Nordsee, von Dänemark und Friesland bis nach Island und der Normandie von Geschlecht zu Geschlecht fortlebten, und aus ältern Bearbeitungen der Nordlandssagen hervorgegangen, hat aber einen geschickteren „Zusammenfüger" gefunden. Nicht ganz mit Unrecht hat man die Kudrun die deutsche Odyssee, die Nibelungen die deutsche Ilias genannt. Nicht nur, daß der Schauplatz der Handlungen, dort das Meer mit seinen Gestaden und Eilanden, hier das Land, einen solchen Vergleich nahe führt; auch die größere Einheit des Erzählungsstoffes und die kunstmäßigere Verarbeitung der einzelnen Sagen und Lieder zu einem zusammenhängenden Ganzen hat die deutsche Dichtung mit der griechischen gemein. „Poetischer Ausdruck, sprachliche Gewandtheit, Reichthum der Gedanken, der Wendungen, der Reime, alles was formell ein Gedicht auszeichnen kann, sind vorzüglicher als in den Nibelungen. Die Erzählung ist lebendiger, die Charaktere sind theilweise noch fester gezeichnet, wenn auch nicht so großartig entworfen. Das Gedicht stellt sich so in eine eigenthümliche Mitte zwischen Kunst- und Volksepos." Wie in den Nibelungen die eheliche Treue

und Liebe Kriemhildens den Mittelpunkt und die tiefere Grundlage bildet, so in der „Kudrun" die Treue der Braut zum Bräutigam; aber während dort das Gefühl der Rache die weibliche Milde und Ruhe gänzlich aus der Seele der Heldin drängt, bewahrt Kudrun stets die Seelenruhe und die weibliche Hingebung in ihr Schicksal; sie leidet und duldet in Herzensreinheit, während Kriemhilde handelt. Das Epos zerfällt in drei Theile: Hagen, Hilde, Kudrun, und hat folgenden Inhalt:

I. Hagen, der Sohn Siegebants, Königs von Eyrland (Irland), wird bei einem Feste von einem Greifen geraubt und auf eine ferne Insel getragen, wo er durch einen Zufall entkommt und von drei Königstöchtern, die durch gleiches Schicksal dahingekommen, kümmerlich ernährt, aber im Umgang mit wilden Thieren stark und gewandt wird. Nach Jahren werden alle von einem vorbeisegelnden Schiffe nach Eyrland gerettet, wo Hagen die Regierung erhält, und sich mit einer der drei nie alternden Jungfrauen, Hilde aus Indien, vermählt. II. Ihre Tochter, gleichfalls Hilde genannt, wird von dem Vater so geliebt, daß er ihr keinen Freier gönnt. Er tödtet die Boten und will nur den als Eidam anerkennen, der ihn im Kampfe besteht. Auch Hetel, König von Hegelingen (Friesland), wünscht sie zum Weibe. Die Werbung übernehmen drei seiner Edelleute, die in kaufmännischer Verkleidung als Geächtete nach Eyrland gehen, wo Wate durch seine Stärke, Frute durch seine Freigebigkeit und Horand durch die Lieblichkeit seines Gesanges, dem selbst die Vögel lauschen, Gunst erlangen. Horand findet endlich Gelegenheit, bei Hilden die Werbung seines Gebieters anzubringen und sie zur Flucht auf ihrem Schiffe zu bewegen. Hagen setzt ihnen nach und erreicht sie, willigt aber doch in die Vermählung und läßt seiner Tochter eine der drei Jungfrauen, die Hildburg, als Gespielin zurück. III. Hetel gewann zwei Kinder, Ortwein und die schöne Kudrun. Um die Hand der letztern werben viele Freier, darunter Hartmut von der Normandie, allein keinem gewährt sie der Vater, obgleich Hartmut der Tochter nicht mißfällt. Als aber Herwig, ein benachbarter Fürst, mit bewaffneter Macht in Hegelingen einfällt, scheidet Kudrun den Streit und wird mit ihm verlobt. Aber die Vermählung wird noch verschoben, weil Mutter Hilde zuerst die Ausstattung besorgen muß. Bald darauf benutzt Hartmut einen Kriegszug Hetels, um während seiner Abwesenheit die Kudrun zu rauben und nach der Normandie zu entführen. Umsonst eilt der Vater mit seinen Kämpfern den Flüchtigen nach. Auf dem Wulpewerth wird er von Hartmuts Vater, Ludwig, erschlagen und die Blüthe seiner Ritterschaft erliegt im Streit, der bis in die Nacht dauert. Die Hegelinger begraben ihre Todten nach christlichem Gebrauch und ziehen heim. Ein neues Geschlecht muß heranwachsen, ehe der Rachezug gegen die Normannen unternommen werden kann. Unterdessen wird Kudrun nach der Normandie abgeführt. Schon auf dem Meere erklärt sie aber, daß sie dem Herwig ihre Treue bewahren würde, worauf sie Ludwig in die See wirft, Hartmut sie aber an den Haaren wieder herauszieht. Da sie sich indessen standhaft weigert, dem Normannen ihre Hand zu reichen, wird sie während der Abwesenheit ihres Entführers auf einer langen See- und Raubfahrt von Hartmuts Mutter Gerlinde, „der Teufelin", aufs Schrecklichste gequält und zu den niedrigsten Diensten einer Magd und Wäscherin gezwungen, wobei ihr Hildburg treulich Hülfe leistet. Barfuß müssen die Armen um die kalte Osterzeit, da die Erde vom nächtlichen Schnee bedeckt ist, die Wäsche an den Strand tragen. Endlich kommt die Rettung. Ortwein und Herwig kommen an den Ort, wo die Jungfrauen waschen. Es folgt die schöne Erkennungsscene, worauf Kudrun stolz die Gewänder ins Meer wirft und dann wieder in die Burg zurückkehrt, weil ihre Retter sie nur durch siegreichen Kampf gewinnen wollen. Um der Strafe zu entgehen, verspricht sie hier Gerlinden, in die Vermählung mit Hartmut zu willigen. Aber während der Nacht umringen die Hegelinger die Burg und erheben einen mächtigen Kampf, in dem Ludwig durch Herwigs Hand fällt. Schon hat Gerlinde den Tod der Kudrun befohlen und hohen Lohn dem Thäter verheißen, als Wate, dessen Bart indessen ellenbreit geworden, die Burg erstürmt und die Königin erschlägt. Den Schluß bildet die Heimfahrt und eine dreifache Vermählung. Ortrun, Hartmuts Schwester, die allein gegen Kudrun theilnehmend und freundlich sich gezeigt, wird mit Ortwein verbunden, Kudrun mit Herwig und Hildburg mit Hartmut.

§. 436. Lehrdichtung. Durch den Minnegesang und die höfische Ritterdichtung wurde der Ernst des Lebens und die tiefere Sittenlehre zurückgedrängt und abgeschwächt. Was nur zum Schmuck, zur Verschönerung des Daseins dienen sollte, wurde nicht selten als Ziel und Lebenszweck aufgestellt und durch verführerische Beispiele empfohlen. Dadurch kam die fürstliche und adelige Gesellschaft in Gefahr, über dem äußerlichen verfeinerten Ritterwesen die Bildung des Geistes und Herzens zu vernachlässigen, über den Regeln des Anstandes, der conventionellen Sitten, des höfischen Lebens die höheren Gebote der Tugend, der Sittlichkeit, des gottseligen Wandels zu vergessen. Wenn die gelehrte Bildung das Sondergut des Klerus ward, wenn die Ritterbildung nur die Oberfläche glättete, wenn die Poesie in weichen Gefühlen, Tändelei und süßen Liebesgenüssen schwelgte, so stand die Laienwelt in Gefahr, in ihren geistigen und sittlichen Gütern verkürzt zu werden, auf einen Boden zu gerathen, wo sie nothwendig Schaden nehmen mußte an ihrem Seelenheil, an ihrer moralischen Kraft. Es konnte daher nicht fehlen, daß nüchterne und besonnene Männer an den fremdartigen Phantasiegebilden Anstoß nahmen und der herrschenden Geschmacksrichtung entgegenwirkten. Der Weg, den Wolfram von Eschenbach einschlug, die herrschende Modedichtung als Gefäß für höhere Ideen zu benutzen, schien nicht zum Ziel zu führen; nicht indem man den fremdartigen, ungesunden und unkräftigen Gestaltungen unvermerkt einen religiösen und sittlichen Inhalt unterschob, sondern indem man ihnen direct entgegentrat und der Gesellschaft eine solidere geistige Nahrung reichte, glaubten Manche dem verderblichen Einfluß der Zeitbildung entgegenwirken zu können. In diesem Sinne dichtete schon Walther von der Vogelweide, dessen

Lehrdichtung.

verständiger Sinn jede Verschrobenheit und Entartung in Kirche und Staat wie im geselligen Leben schnell bemerkte und scharf rügte. Directer bekämpft die leichtfertige Richtung der Zeit und der herrschenden Poesie Thomasin Tirkler (Zerkläre) aus Friaul (1216) in seinem „wälschen Gast", einem Buche, das im Geist der alten griechischen Philosophen, mit denen der Verfasser bekannt war, und mit echt deutscher Gesinnung geschrieben ist, wenn gleich die Sprache hie und da den Fremdling verräth. Ohne hervorragendes Talent bedient sich der Friauler der dichterischen Sprache und Darstellung, um den Ritter- und Laienstand durch eine kräftige Sitten- und Tugendlehre zu heben, ihm den Werth gediegener Bildung und Erkenntniß für das Leben darzuthun und ihn mit festen Grundsätzen zum Kampf gegen das Laster auszurüsten. Der Form nach verschieden, aber der Gesinnung nach ähnlich ist das Spruchgedicht „Bescheidenheit", das den wirklichen oder angenommenen Namen eines Dichters Freidank an der Stirne trägt. Es wurde oben erwähnt, daß die Sammlung von Lehren und Denksprüchen, worin der Dichter sein reiches Denken und Wissen von den Dingen dieser und jener Welt, von Gott und Natur, von Staat und Kirche und von den Sitten der Menschen niedergelegt hat, sich dem Geiste nach so enge an Walther von der Vogelweide anschließt, daß namhafte Germanisten denselben für den Verfasser zu halten geneigt sind. Freidanks „Bescheidenheit" ist das trefflichste Sitten- und Lehrgedicht des Mittelalters, das in einer Reihe von Betrachtungen über Religion, Moral, Politik die reichste Lebensanschauung entfaltet und in kernigen Sentenzen, Gleichnissen, volksthümlichen Sprichwörtern, Fabeln u. dergl. einen unerschöpflichen Schatz von Lebensweisheit mittheilt. Wie Walther eifert der freidenkende Verfasser gegen die Hoffahrt des Adels, gegen die Entartung des Klerus, gegen den Verfall aller Zucht, Gesetzlichkeit und Ordnung im Reich; er lehrt, daß Gott dienen der Anfang aller Weisheit sei, und empfiehlt Reue und Besserung in Zeiten. Derselben Zeit scheint auch die unter dem Namen „Winsbeke" erhaltene Belehrung und Ermahnung eines Vaters an seinen Sohn anzugehören. Jedenfalls sind die darin enthaltenen Worte eines greisen Ritters, der mit dem Leben abgeschlossen hat und keinen andern Wunsch mehr hegt, als daß sein Name und seine Ehre auch im Sohne erhalten werde, der besten und ehrenhaftesten Zeit der Ritterschaft und Ritterdichtung entstammt. Die „Winsbekin" oder die Lehre einer Mutter an ihre adelige Tochter ist eine schwächere Nachbildung. Verwandt damit ist der „Cato", ursprünglich eine Sammlung lateinisch abgefaßter Lebensregeln, die in der ritterlichen Zeit wiederholt in deutsche Verse gebracht und mit den Ideen und Interessen der Zeit in Uebereinstimmung gesetzt wurden. Neben der inneren Sitte wird darin auch die äußere Anstandsregel berücksichtigt. Alle diese Lehrgedichte wandten sich vorzugsweise an den Ritter- und Adelstand, von dem sowohl das öffentliche Leben als der herrschende Ton der Gesellschaft bestimmt ward; als aber in den letzten Jahrzehnten der hohenstaufischen Herrschaft und während des Interregnums die deutschen Städte so bedeutend in die Höhe kamen, folgte auch die Dichtkunst der Zeitströmung. Wir haben gesehen, wie bereits mehrere Minnesänger, Nithard, Hadlaub u. A. sich in den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen mit Vorliebe bewegten; noch ergiebiger war dieser Boden für die didaktische Poesie, da die große Mehrheit der städtischen Leser in der Dichtung weniger auf Unterhaltung als auf Belehrung ausging. Die lehrhafte Poesie war somit das gemeinsame Gebiet, auf dem alle Stände sich begegneten. Und so sehen wir denn am Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Lehrdichtung immer mehr Raum gewinnen, während die höfische Ritterpoesie von ihrer Höhe herabsteigt, das „Singen, Sagen und Saitenspiel" zerging.

Thomasin Tirkler. — *Freidanks Bescheidenheit.* — *Winsbeke.* — *Cato.* — *Lehrdichtung in den Städten.*

§. 437. Gottfrieds und Wolframs Dichterschule. Es wurde schon früher erwähnt, wie sehr die französischen und deutschen Dichter über den Verfall des Ritterthums, über die Abnahme des Interesses der Fürsten und Edlen an Kunst und Poesie, über die Entartung der höfischen Sitten und der feineren Lebensformen, über die Vernachlässigung ritterlicher Zucht und Bildung, über das Schwinden der Gastfreiheit, der Freigebigkeit und „Milde" gegen den Sängerstand in fortwährende Klagen ausbrechen. Daß diese ungünstigen Verhältnisse bald eine verderbliche Rückwirkung auf den Gehalt und die Richtung der Poesie ausübten, war ganz natürlich. Dazu kam noch, daß sich die poetische Kraft erschöpft hatte, daß die epische Ritterdichtung sich auf den von Gottfried und Wolfram gebrochenen Bahnen fortbewegte und anstatt neue Wege und Richtungen zu suchen oder neue Vorbilder aufzustellen, sich begnügte, die schon bekannten und so oft behandelten Stoffe in ähnlicher Weise neu zu bearbeiten, zu erweitern, zu ergänzen und fortzusetzen. Und wenn auch die hohe Vollendung, welche die höfische Poesie unter den Händen dieser begabten Dichter erfahren hat, noch eine Nachblüthe hervorzubringen vermochte, so war doch die Triebkraft im

schwinden. Die meisten der jüngeren epischen Dichter nahmen Gottfrieds Manier an, dessen heiterer Weltsinn, sinnliche Lüsternheit und leichte Moral, verbunden mit der Schönheit der Form und der Klarheit der Behandlung, der Zeit mehr zusagte als der feierliche Ernst des Parzival. Je mehr in der Wirklichkeit der religiöse Rittersinn der Kreuzfahrer einem wilden Raub- und Fehdewesen wich, je mehr der Frauendienst von seiner ursprünglichen Unschuld und Reinheit sich entfernte und ins Gemeine und Frivole ausartete, desto mehr Gefallen fand man an den üppigen Schilderungen und dem leichtfertigen Tone, den Gottfried mit Talent und Tact angestimmt, den aber seine Nachahmer übertrieben. An Zierlichkeit und Glätte in der Form, an Reimfertigkeit und Sprachgewandtheit blieb Gottfrieds Schule ausgezeichnet; aber das Festhalten bei den alten Stoffen und Sagenkreisen, die man nur durch Erweiterung und Aufhäufung alles Bekannten, durch Ausmalen einzelner Situationen und durch Verweilen beim Schlüpfrigen und Sentimentalen neu und interessant zu machen hoffte, beweist sowohl die Armuth der Dichter im Erfinden und Schaffen, als den Mangel sittlichen Ernstes und männlicher Charakterfestigkeit. Alles war auf Unterhaltung und müßigen Zeitvertreib abgesehen. Als Muster dieser Gattung kann „der Abenteuer Krone" betrachtet werden, ein Gedicht von 30,000 Versen, das Heinrich vom Türlin (c. 1220) nach französischen Originalen übersetzte oder bearbeitete, eine Masse von Abenteuern in der bekannten Manier voll lüsterner Sinnlichkeit. Selbst in solchen Erzeugnissen, worin die deutsche Gemüthlichkeit und Herzenswärme noch hervorleuchtet, erkennt man die schlimmen Wirkungen von Gottfrieds Liebesschilderungen. So in dem bei allen Völkern verbreiteten, in allen Sprachen bearbeiteten Gedicht Flore und Blancheflur von dem schwäbischen oder schweizerischen Dichter Konrad Fleck, worin mit großer Lieblichkeit, Zartheit und Gemüthlichkeit die einfache Geschichte vom Jugendleben und der Jugendliebe zweier Kinder dargestellt ist, welche getrennt und nach einem gefahrvollen Abenteuer, bei dem ihre Treue sich herrlich bewährt, wieder verbunden werden. Die Unnatur und Verweichlichung, zu denen der ausgebildete Minnedienst führte, lassen sich trotz der Schönheit im Einzelnen in dieser epischen Blumenspielerei nicht verkennen. — Wie diese Erzählung von Blume und Weißblume, die bis in die neueste Zeit begabte Dichter zur Wiederholung und Wiederbearbeitung angeregt hat, wurde auch der nach einer französischen Quelle bearbeitete „Wilhelm von Orlens" des Rudolf von Ems, eines Schweizers († zwischen 1250 und 1254), mit überschwänglichem Lob belegt. Und doch trifft man bei diesem Dichter wie bei seinem Zeitgenossen, dem Stricker, auf Stellen, worin er mit sich zu Rathe geht, ob es nicht besser sei, das Dichten aufzugeben, ein Beweis, wie wenig poetischen Beruf er und seines Gleichen in sich fühlten. Rudolf besaß zwar einen offenen Sinn für die Dichtkunst, aber wenig schaffendes Talent. So wenig Beruf übrigens auch Rudolf zum Dichten in sich fühlte, so hat er doch zahlreiche Werke verfaßt, aber lauter Nachbildungen älterer Dichtungen. So die alte Erzählung „Barlaam und Josaphat", so eine unvollendete und noch ungedruckte „Alexandreis", worin er nach Curtius und andern Quellen mit großer Breite und vielen fremdartigen Einschaltungen die Kriegs- und Eroberungszüge des macedonischen Königs im Geist und in der Sprache der Ritterdichtung ohne allen poetischen Schwung darstellt; so eine „Weltchronik", nach dem Muster der Kaiserchronik, größtentheils gereimte biblische Geschichten, die in der Folge mehrfach überarbeitet und fortgeführt wurden und eine außerordentliche Verbreitung erlangten. Alle übertrifft jedoch an Werth die legendenartige Erzählung „der gute Gerhard", worin ein innerer Friede und eine sittliche Reinheit durchleuchten.

Der Abenteuer Krone.

Flore und Blancheflur.

Wilhelm von Orlens.

Der Held der anmuthigen Novelle vom guten Gerhard, die an Hartmanns „armen Heinrich" erinnert und den Kaiser Otto von seiner Selbstüberschätzung heilen sollte, ist ein Kölner Kaufmann, der eine große Ladung Waaren gegen gefangene Christensklaven hingibt und diese ohne Entgelt in Freiheit setzt, bis auf die Gemahlin des Königs Wilhelm von England, von dem keine Kunde zu erlangen ist. Die Fürstin zeigt sich endlich bereit, dem Sohn Gerhards ihre Hand zu reichen. Schon sind die Hochzeitsgäste beisammen, da erscheint plötzlich der todtgeglaubte Gemahl als armer Pilger, erhält von Gerhard seine Gattin wieder und kehrt unter dessen Beistand und Geleite in sein Land zurück. Gerhard verschmäht allen Lohn und bleibt Kaufmann wie zuvor.

Konrad von Würzburg † 1285.

Einer der fruchtbarsten Dichter unter den Epigonen der ritterlichen Poesie war Konrad von Würzburg, so genannt von seinem Hause in Basel, wo er sein Leben verbrachte. Er war, wie Gottfried, bürgerlichen Standes und galt bei seinen Zeitgenossen und lange nachher für einen Dichter ersten Ranges. Man bewunderte die Leichtigkeit und Gewandtheit, womit er sich in allen poetischen Formen bewegte, die Reinheit seiner Reime und den kunstvollen Bau seiner Verse, man rühmte die Vielseitigkeit und Gelehrsamkeit, die sich in seinen Werken kund gibt. Trotz dieser Vorzüge kann er höchstens an den Anfang der sinkenden Kunst gesetzt werden. Seine lyrischen

Gedichte verrathen die geschraubte Ueberkünstelung, die wir früher kennen gelernt; in seinen epischen Gedichten, worunter der „trojanische Krieg", ein Riesenwerk von 60,000 Verszeilen und dennoch unvollendet, den ersten Rang einnimmt, ist er Nachahmer Gottfrieds; aber die Tiefe der Menschenkenntniß und die Kunst der Seelenbeobachtung, welche den Straßburger Meister auszeichnet, geht dem Baseler Genossen ganz ab; die Armuth an neuen Gedanken und den Mangel an schöpferischer Kraft sucht er durch Ausschmückung, durch breite Beschreibungen und Malereien, durch Reflexion und Gelehrsamkeit zu verdecken. Wenn er über die Ungunst der Zeit klagt, daß sich die Welt von Rede und Gesang abwende und Unwürdige mit falscher „Milde" lohne, sich aber mit der inneren Befriedigung tröstet, welche die Kunst selbst ihren Bekennern und Verehrern gewähre, so zeugt dies von einem poetischen Sinn und von einem edlen Verständniß des Sängerberufs, aber weder die richtige Einsicht in das Wesen der Dichtung, noch die formale Gewandtheit und Kunstfertigkeit können den Mangel der Genialität und inneren Begabung ersetzen. Auch im „Schwanritter" und in der Erzählung „Engelhard und Engeltrut", einem Denkmal der Freundestreue, welche die Prüfung durch Frauenliebe und Kindesliebe siegreich besteht, ist der Einfluß der Gottfried'schen Schule nicht zu verkennen. Nur in einigen kleineren Erzählungen, wie „Otto mit dem Barte"; „Herzmähre", wo er einen schlichten Stoff in lebhafter und gewandter Sprache und leichten Versen darstellen konnte, hat er mit Recht große Anerkennung gefunden, so daß sein Name mitunter zur Empfehlung fremder Arbeiten, wie „die Biene" gebraucht ward. — Denselben Gang und Verlauf hatte auch die ernstere Gattung der Ritterpoesie, welche Wolfram von Eschenbach zum Vorbild nahm; und wenngleich seine Dichterschule der Zeit nach länger andauerte, so besaß sie dagegen nicht einmal die Kraft zu einer Nachblüthe, wie wir sie bei Gottfrieds Schule gefunden haben. Der Parzival erschien der ganzen Folgezeit in dem Lichte heiliger Weihe, so daß die epische Dichtung sich aufs Engste an Wolfram anlehnte und auch die Lyrik mehr und mehr seinem Beispiel folgte. So hoch stand Wolfram in der Verehrung, daß sein Name, wie der des Homer bei den Griechen, zum Gattungsbegriff wurde und daß man die gesammte Heldendichtung, welche sich mit der Gral- und Arthursage befaßte, ja sogar das deutsche Volksepos der

Titurel. späteren Zeit ihm zuschrieb. Wir haben oben das langweilige und geschmacklose Gedicht „Titurel" kennen gelernt, das ein gewisser Albrecht aus Wolfram'schen Bruchstücken, aus zerstreuten Fetzen der Artussage, aus Andeutungen und Reminiscenzen anderer Dichter zusammengestellt und mit priesterlicher Gesinnung und prunkender kirchlicher und weltlicher Gelehrsamkeit im Geiste der herrschenden Hierarchie und Scholastik durchflochten hat, und das unter dem Schilde des Dichters aus dem bairischen Nordgau durch das ganze Mittelalter als Muster aller Ritterbücher gepriesen und bewundert ward, bis ein natürlicherer und kräftigerer Geschmack es der verdienten Vergessen-

Lohengrin. heit übergab. Auf gleiche Weise wurde der „Lohengrin", ein Gedicht aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, worin die altlothringische Sage vom Schwanritter mit der Tafelrunde und dem Gral in Verbindung gesetzt und aus dem Wartburgkrieg und andern Dichtungen manches Fremdartige eingefügt ist, dem Wolfram zugeschrieben, um ihm größere Verbreitung zu verschaffen.

Heiligengeschichten u. Reimchroniken. Je mehr die Ritterdichtung durch die Theilnahmlosigkeit der höheren Stände siechte und hinstarb, desto mehr sah sich die Poesie genöthigt, einen Weg einzuschlagen, der zu den bürgerlichen Kreisen führte, einen Ton anzustimmen, der im Herzen des Volkes wiederklang. Schon Konrad von Würzburg gibt den Rath, „die Welt fahren zu lassen, um die Seele zu bewahren", und kehrte der frivolen Ritterdichtung den Rücken zu, Rudolf von Ems blickte in seinen späteren Jahren reumüthig auf seine weltlichen Dichtungen und die „lügenhaften Mähren" zurück und suchte die Schuld zu sühnen, indem er Stoffe aus der Heiligengeschichte bearbeitete, und der Dichter eines Ave Maria beklagt es, daß er jemals von Natur und Liebe gesungen. Dies sind nur einzelne Beispiele des ascetischen Zuges, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Welt durchdrang. Wie einst Heinrich von Veldeke, der Begründer der Minnepoesie, von der Legende zur

Konrad von Würzburg. Rudolf von Ems. höfischen Dichtung überging, so vertauschten jetzt Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems die Ritterpoesie mit der Legendendichtung und mit der damit verwandten historischen Erzählung der „Reimchronik", in welcher der Niederländer Maerlant, nachdem er sich von den „lügenhaften Dingen" abgewendet, vorangegangen war. Von Konrad besitzen wir drei Legenden, unter denen „Alexios", die Geschichte eines Heiligen, der mitten aus Jugend und Reichthum und von der Stufe des Ehebettes weg sich der Armuth und keuschen Selbstpeinigung ergibt, am bekanntesten ist. Derselben geistlichen Uebertreibung begegnet man in dem lyrischen Hauptwerk dieses Dichters

der „goldenen Schmiede“, einer Anhäufung von Lobpreisungen, Bildern und Gleichnissen zu Ehren der göttlichen Jungfrau Maria. Man hat diese Sammlung von psalmenartigen Liedern, die wie Edelsteine zu einem goldenen Geschmeide aneinander gereiht sind, mit einem Rosenkranz zum Absingen und Abbeten verglichen. Aus diesen Gedichten wie aus der neuen Bearbeitung der erwähnten Legende von „Barlaam und Josaphat“ durch Rudolf von Ems leuchtet nicht das Feuer einer natürlichen religiösen Andacht hervor, sondern die Gluth einer künstlich erzeugten Begeisterung. Ueberdruß an der weltlichen Dichtung, die keine Anerkennung mehr fand und keine Befriedigung mehr gab, führte die Laiendichter auf die geistlichen Stoffe zurück, die sie mit großer Ausführlichkeit behandelten. Von der Art sind „der heilige Georg“ von Reinbot, worin Waffenthaten und Märtyrerscenen mit idyllischen Schilderungen verbunden erscheinen, „die heilige Martina“ Hugo's von Langenstein und vor Allen das große „Passional“, ein colossales Werk, in welchem der unbekannte Dichter mit großer Belesenheit und „Umsuche“ in den kirchlichen Schriften eine Menge von Heiligengeschichten, Legenden, Wundererzählungen u. dergl. in fließender gewandter Sprache und mit verständigem Urtheil zusammenstellte, „um der Menschen Andacht zu reizen und ihre tugendliche Sitte zu stärken“. Es sind gleichsam Predigten in Versen. — Schon im Lohengrin ist eine Reimchronik der sächsischen Kaiser eingeflochten. Diese Reimchroniken, worin Fabeln und Dichtungen mit geschichtlichen Erzählungen verbunden sind, nehmen mit dem Verfall der Ritterdichtung immer mehr zu und zwar so, daß das Historische zuletzt über das Dichterische die Oberhand behält, und man sieht, daß nur der Mangel einer ausgebildeten deutschen Prosa die Verfasser bestimmte, ihren unpoetischen Stoff in Verse einzukleiden. Diese Dichtungsart wurde bald die Lieblingsbeschäftigung der Zeit. Nach dem Vorgange von Rudolf von Ems reimte auch Enenkel, ein Wiener Bürger, außer einem Fürstenbuch von Oesterreich eine Weltchronik, worin mit dem biblischen und geschichtlichen Stoffe auch noch manche poetische Sage verflochten ist. Zu Ende des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts begegnen wir dieser Literaturgattung in allen Gauen Deutschlands, von Flandern und Köln bis nach Steiermark und Livland. Zu den bekanntesten gehört die österreichische Chronik des Ottokar von Steiermark (von Horneck genannt), eines Mannes von niederer Geburt, der in Diensten Otto's von Lichtenstein stand. Reimchroniken.

§. 438. Die mittelalterliche Kunst. Einen ähnlichen Ausgang und Entwickelungslauf nahmen auch die übrigen schönen Künste. Auch diese empfingen in Frankreich ihre maßgebenden Formen und Richtungen und in den Kreuzzügen und der dadurch bedingten Zeitbildung neue Anregungen und Motive. Neben der Kirchenmusik, die sich auf Grund des römisch-gregorianischen Gesangs weiter entwickelte und mit Hülfe des von Guido von Arezzo (§. 331) eingeführten Notensystems sich vom Einzelgesang zur Mehrstimmigkeit, zur Harmonie erhob, bildete sich eine weltliche Musik mit mannichfaltigerer Instrumentbegleitung aus, die, an altnationale Weisen und Volksgesänge sich anlehnend, in der Provence durch die Troubadours und ihre Gehülfen, die Jongleurs, in Nordfrankreich und im normannischen England durch die „Musikmeister“, Menestriers und Minstrels genannt, mehr und mehr das gesellschaftliche Leben der höheren Stände durchdrang und beherrschte und in Deutschland durch die Minnesänger zu einer reichen Gesangkunst mit einer Fülle von „Tönen“ erweitert wurde. Wie in der Scholastik Paris frühe den Mittelpunkt der Gelehrsamkeit bildete, so auch in der Musik. Auf Grund der mühsamen Studien und Versuche Pariser Musiker verfaßte schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Franco von Köln seinen berühmten Tractat über die bei der mehrstimmigen Composition anzuwendende Mensur oder Notenwerthzeichen. a) Tonkunst.

„Die große Bewegung der Kreuzzüge brachte auch in das musikalische Gebiet einen neuen Schwung; alle Weisen erwachten in der glühenden Begeisterung zu neuem Leben und traten in zeitgemäßem Gewande hervor. Als sich die phantastischen Ideale der christlichen Welt so unverhofft schnell verwirklichten, nahm auch der ganze Gesang immer mehr diese neue Richtung an.

Die Anschauungen und Empfindungen des Zeitalters der Kreuzzüge haben einen sehr bestimmten historischen Charakter, der sich der ganzen Kunst aufdrückte, wenn er auch in der Musik für uns weniger sichtbar geblieben und daher jetzt weniger nachweisbar ist, als in der Dichtung, obwohl gerade die Musik diejenige Kunst war, auf welche der Eintritt ins Morgenland und in arabische Cultur am schnellsten und entschiedensten wirkte. Nicht ohne große Ueberraschung fand man einander innerlich viel näher stehend, als jemals geahnt war; beide, Mohammedaner und Christen, einte das Band griechischer Cultur, auf deren Boden sie standen, deren Resultate sie sich, jeder in seiner Weise, angeeignet hatten, und in dieser Verbindung bildete die Musik ein sehr bedeutendes Ferment. Beide Seiten des Ritterthums, Kriegs- oder Herrendienst und Frauendienst, wurden durch die Berührung mit den „Ungläubigen" gekräftigt und in Folge dieses Anstoßes zu dem vollen Glanze ausgebildet, welchen die folgenden Jahrhunderte zeigen. Zunächst wirkte die kriegerisch-musikalische Seite: das den Kreuzfahrern unbekannte Kriegsorchester von Trommeln (die noch der alte Sebastian Virdung in seiner Instrumentalbeschreibung 1511 für eine Erfindung des Teufels ausgibt, vielleicht in dunkler Erinnerung an ihren saracenischen Ursprung), Pauken, Trompeten, Oboen, Posaunen und sonstigem Janitscharen-Gellingel verlieh den Angriffen ihrer Feinde eine berauschende Gewalt; die abendländischen, mehr für den Einzelkampf passenden Hörner erwiesen sich dem gegenüber als sehr unwirksam und selbst die herrlichen Schlachtrufe und Gesänge büßten viel von ihrer Energie ein. Hier, in der musikalischen Leitung großer Kriegsmassen, waren die Saracenen ihren Gegnern offenbar weit überlegen und in ihrer Art so neu und so tüchtig, auch waren die Vortheile für den Kampf so groß, daß man sich unwillkürlich zur Nachahmung gedrängt sah, und nicht lange währte es, so zogen die Kreuzfahrer den „Ungläubigen" entgegen in orientalischem Prunk unter dem Klange „ungläubiger" Instrumente, die auch bald im ganzen Abendlande eine neue, bessere, dauernde Heimath fanden. Und wie die Kriegspracht, so war auch das Frauenleben der Saracenen in seinem Helldunkel, seiner Verschleierung den Kreuzrittern unendlich anziehend, und der musikalische Duft des Harems, ausströmend in süßen Gesangtönen zum Klange der Lauten und Guitarren, blieb ihnen um so tiefer in der Erinnerung, weil er in den meisten Fällen das einzige war, was ihnen von diesen Geschöpfen nahe trat, deren Dasein mit allen Reizen der Poesie umgeben schien. Die Lauten- und Guitarren-Instrumente sollten bald bei dem verfeinerten höfischen ritterlichen Gesange eine ebenso große Rolle spielen, wie Trompete, Tamburin und ihre Verwandte auf dem europäischen Kriegstheater; nach beiden Seiten hin machte sich die größere Vollendung der mohammedanischen Cultur der christlichen gegenüber aufs Entschiedenste geltend. Man begann nun mehrstimmig zu singen. Die Praxis gestaltete sich verschieden je nach den überkommenen Vorlagen. Wo man sich an Rundgesänge und derartige populäre Melodien schloß, entsprang direct aus dem Einzelgesang die Mehrstimmigkeit, indem eine zweite Stimme die Melodie etwas später anstimmte, während die erste fortsang, eine dritte wiederum später u. s. w.; und die Aufgabe des Musikers war nun, dies so zu ordnen, daß eine natürliche wohllautende Harmonie daraus entstand. Dies ist das, was man „Canon" nennt. Ein weiterer Schritt war, das Nachsingen oder die Nachahmung der Töne aus der gegebenen Lage in eine andere nahe gelegene und dem Haupttone innerlich verwandte zu versetzen, nämlich vier oder fünf Töne (eine Quarte oder Quinte) höher oder tiefer, z. B. eine in C-dur stehende Tonreihe nach G-dur oder F-dur. Hierdurch gewann der mehrstimmige Gesang erst sein Hauptgebiet, indem nun die ganze Fugenkunst frei sich geltend machen konnte."

b) Architektur und bildende Kunst.

Wie in der Tonkunst und Poesie Frankreich dem übrigen Europa Vorbilder und Impulse gab, so auch in der Architektur und bildenden Kunst; aber gleichwie Wolfram von Eschenbach dem fremden Stoff einen tieferen, bedeutsameren Gehalt verliehen, so kam auch die christliche Kunst erst in Deutschland zu ihrem vollen idealen Ausdruck. Wir haben gesehen, daß sich die Poesie von der Kirche emancipirte und den Laienstand zum Träger und Hüter wählte; ebenso ging auch die Architektur und Bildnerei mehr und mehr in weltliche Hände über. Doch konnte, da alle Kunstschöpfung zunächst nur im Dienste der Religion stand und in dem Bau der Gotteshäuser ihren Mittelpunkt hatte, eine so scharfe Scheidung des Geistlichen und Weltlichen nicht eintreten, wie in den Gebilden der

Phantasie. Wie mannichfach und eigenthümlich sich unter den verschiedenen Völkern des christlichen Abendlandes die Architektur mit ihren dienenden Gehülfen, der Bildnerei und Malerei, im Einzelnen entwickeln mochte, die Grundformen und Grundgesetze blieben im Großen und Ganzen dieselben: in der Baukunst, mit der symbolischen Kreuzesform als Grundriß, feierte die Kirche fast einen ähnlichen Triumph, wie in den Dogmen, Cultusformen und Rechtsordnungen, nur mit dem Unterschied, daß die Uebereinstimmung nicht von der römischen Curie ausging, sondern aus dem allgemeinen christlichen Geist und Bedürfniß, daß die Kunstideale nicht geboten und vorgeschrieben wurden, sondern sich frei aus der inwohnenden Gotteskraft entwickelten. Die mittelalterliche Baukunst suchte vor Allem der christlichen Idee — dem Streben nach Oben Ausdruck zu geben. Darum fügte man schon in den altchristlichen Basiliken, dem ältesten kirchlichen Baustil, den runden gewölbten Kuppelbau zu dem Langhaus. Noch mehr trat dieses Streben in dem Baustil hervor, den man den romanischen nennt. Erhielt sich auch die Basilika noch als die Grundform der architektonischen Anlage, so verlieh doch die Umgestaltung der horizontalen Decke zum halbkreisförmigen Kreuzgewölbe dem ganzen Gebäude einen neuen Charakter. Von der Herrschaft dieses Grundcharakters bezeichnet man auch häufig dieses System als „Rundbogenstil“. Vor Allem aber trug man dieser Idee Rechnung in der gothischen oder germanischen Bauart mit dem Spitzbogensystem. Indem die gothische Architektur ein neues Harmoniegesetz schuf, kraft dessen sie, Kraft und Last mehr ausgleichend und vertheilend, den schwerfälligen Kuppelbau aufgab, den ernsten und gedrückten Rundbogenstil mit dem leicht und schlank emporstrebenden Spitzbogen vertauschte, an die Stelle der breiten Felder der quadratischen Kreuzgewölbe ein mehr gegliedertes, frei machendes System setzte, welches die Möglichkeit bot, die Ueberwölbung verschiedener Spannungen zu gleicher Scheitelhöhe zu führen, und dann das Ganze mit einer reichen decorativen Symbolik versah und hoch in die Lüfte aufsteigende Thürme mit Glockenstühlen anbrachte, führte sie den Kirchenbau seiner höchsten Vollendung und Schönheit entgegen, wie sie besonders in dem Kölner Dom und Straßburger Münster hervortreten. — Durch den leichteren, schwungvolleren Charakter der gothischen Architektur war auch eine neue Richtung und größere Durchbildung der Bildnerei und Malerei geboten. Bisher standen die bildenden Künste in völliger Abhängigkeit von der Architektur und empfingen von ihrer Herrin ihre Gesetze: die strenge Unterordnung unter das Ganze, die Einfügung in einen bestimmten Rahmen, die Symmetrie und Rhythmik, die eine freiere Bewegung nicht zuließen. Dieser durch den Canon und die Tradition der Kirche gebotene typische Ausdruck, die feierliche Würde und Strenge, das an die Antike erinnernde Gepräge von erhabener Ruhe, welche alle Figuren des romanischen Stiles an sich tragen und die mit dem ganzen ernsten heiligen Charakter dieser Kunst harmoniren, standen mit dem bewegteren Geistes- und Gemüthsleben des dreizehnten Jahrhunderts nicht mehr in Uebereinstimmung. Die glühende Begeisterung, die innige Sehnsucht, die schwärmerische Hingebung, die das wirkliche Leben durchdrang, sollte sich auch in den gemeißelten und gemalten Gestalten aussprechen. Darum kam der Charakter der Jugendlichkeit und einer weichen, sentimentalen Seelenstimmung, wie die ganze von Minne und Frauendienst er-

füllte Zeitbildung sie in sich trug, auch in der Plastik zur Herrschaft, in den schlanken, zarten Gestalten mit schwärmerisch geneigtem Lockenhaupt, mit einem Gesichte voll huldvoller Freundlichkeit, das zu den strengen typischen Gebilden der früheren Kunstperiode einen scharfen Gegensatz bildet, mit einer in schöngeschwungenen Falten sich an die schlanken Glieder anschließenden Gewandung.

Doch wirkte die gothische Architektur mehr auf die Entwickelung der Sculptur als der Malerei. Während sie durch die reiche plastische Gliederung für die Bildnerei ein weites Feld öffnete, ließ sie durch Auflösung der Mauerflächen in Fenster der Wandmalerei nur einen geringen Raum; die **Glasmalerei** aber, der sie einen größeren Wirkungskreis zuwies, machte bei der technischen Beschränkung dieser Gattung einen freieen Aufschwung unmöglich. Der Maler sah sich fast ausschließlich auf Schöpfungen der Kleinkunst angewiesen. Ueberhaupt stand die Malerei im Mittelalter hinter den andern Künsten zurück; wie sehr man auch die **Miniaturen**, womit man die Handschriften zu schmücken pflegte, wegen der reichen Farbenpracht, der naiven Unmittelbarkeit, der sorgfältigen Arbeit des „Illuminirens" bewundern mag, die Gestalten waren ohne Leben und Bewegung, die Gesichter und Mienen ohne Ausdruck, das Ganze in überlieferten Typen ohne Naturbeobachtung. Nur in Italien, wo sich noch aus der römischen und byzantinischen Zeit eine größere Kunstübung erhalten hatte, findet man Wandgemälde aus der biblischen Geschichte, welche von tieferem Natursinn und von genauerer Beobachtung des wirklichen Lebens Zeugniß geben, und gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem bereits die Sculptur
Nic. Pisano 1204—c. 1280. durch **Nicola Pisano** und seinen Sohn **Giovanni** von den überlieferten Formen gelöst und zu einer freieren Auffassung geführt worden, schuf **Giov.**
Giov. Pisano 1240—1320. **Cimabue** Gestalten, die bereits den Uebergang von der Gebundenheit der Ueberlieferung zur Wahrheit und Schönheit des freien Schaffens erkennen lassen,
Cimabue 1240—1300. und in seinem jüngeren Zeitgenossen **Giotto**, dem Meister der drei verschwisterten Künste, streifte die Malerei alle conventionellen Fesseln ab und lenkte
Giotto 1276—1336. kühn und selbstbewußt in die Bahnen der Natur und des wirklichen Lebens ein.

Baustile u. Bauhütten. Der **romanische** oder, wie man ihn früher nannte, **byzantinische** Baustil mit seiner reichen **Portalanlage**, seinem **Kuppelgewölbe** über dem **Chor** und **Hochaltar**, seiner unterirdischen Gruftkirche oder **Krypta** ist ein Ausdruck der religiösen Kraft und Vertiefung der Zeit. Ruhiger Ernst und würdevolle Einfachheit, im Anfang mehr streng und herb, dann immer klarer entwickelt, zum Schluß mehrfach auf sehr anmuthige und edle Weise vervollkommnet, ist im Allgemeinen der Charakter des romanischen Baustils, der, auf traditionellem Herkommen beruhend und hauptsächlich von Klostergeistlichen ausgebildet und geleitet, im elften Jahrhundert blühte, im zwölften seinen Abschluß fand. Die bildende Kunst, so weit sie bei der Architektur dieser Epoche in Anwendung kam, erreichte eine großartige gedankenhafte Tiefe der Darstellung. — Das gepriesenste Meisterwerk dieses Stils, die große Kirche zu Cluny, hat in der französischen Revolution ihren Untergang gefunden; aber in den herrlichen Domkirchen am Rhein, in **Speier**, **Worms**, **Mainz**, **Trier**, welche trotz vielfacher Zerstörungen durch Brand und Krieg noch immer in alter Würde und Majestät emporragen, und in vielen älteren Kirchen Deutschlands, Italiens und des nördlichen Frankreich läßt sich noch deutlich erkennen, mit welchem Ernst und Eifer die geistlichen Baukünstler dem christlichen Geist auch in den architektonischen Verhältnissen Ausdruck zu geben gesucht haben, zugleich liefern sie aber auch den Beweis, daß diese baukundigen Bischöfe und Mönche im Wesentlichen noch bei den alten vorgefundenen Formen und Gesetzen beharrten, daß sie vergebens sich abmühten, aus dem gebundenen Wesen der Ueberlieferung sich zur Freiheit emporzuarbeiten. Erst als die Kreuzzüge das geistige Leben durch neue Anregungen, Eindrücke und Erfahrungen reicher gestalteten und der Laienwelt höhere Ziele und größere Wirkungskreise

schufen, wurde auch in der Baukunst das lösende Wort gefunden, das die alten Fesseln und Bande fallen machte, erst in der gothischen oder germanischen Architektur trat die Kunst in ihrer vollen Freiheit und Schönheit auf. Der Aufschwung der Städte wirkte auch auf das Kunstleben zurück. Wenn bisher nur Bischöfe oder Könige und mächtige Fürsten durch kirchliche Denkmäler ihren Namen zu verherrlichen, ihren frommen Sinn zu zeigen bemüht waren, so wurden jetzt auch Bürgerschaften von dem edlen Ehrgeiz erfüllt, ihre Stadt mit prachtvollen Gotteshäusern zu schmücken, in denen sich ihre Macht und Größe abspiegeln, die ein Zeugniß ihrer religiösen Gesinnung, ihres Selbstgefühls und ihrer Wohlfahrt sein sollten. Damit kam zugleich die Architektur mehr und mehr in die Hände der Laien: während früher nur die technische Ausführung weltlichen Baumeistern und Werkleuten übertragen war, wurde ihnen nunmehr auch die schöpferische Erfassung anheimgegeben. Und da der gothische Baustil mit seiner überschwänglichen Fülle von Decoration und Ornamentik ein ausgedehntes technisches Kunstgeschick und eine Menge künstlerischer und handwerksmäßiger Kenntnisse und Fertigkeiten erforderlich machte, die nur durch ausschließliche Beschäftigung mit der Kunst gewonnen werden konnten, so bildeten sich Genossenschaften von Künstlern, Maurern, Steinmetzen, die, zunftmäßig gegliedert gleich andern bürgerlichen Corporationen, eigene Gesetze und Statuten hatten. Solche **Baubruderschaften**, die in Meister, Sprecher (Parlirer) und Gesellen sich schieden, führten den Namen „**Bauhütten**" von dem Bretterhaus, das man in der Nähe eines im Werke begriffenen großen Baues errichtete und das, da ein solcher Bau oft über ein Jahrhundert dauerte, sowohl zum Versammlungsort wie zur Werkstätte diente. Ursprünglich an ein bestimmtes Bauunternehmen sich anschließend, so daß alle dabei betheiligten Werkleute nach Art einer Klostergemeinde ein gemeinsames Leben nach bestimmten Vorschriften führten und ihre Kenntnisse, Kunstregeln und Gebräuche als Gemeingut der Bruderschaft bewahrten, traten die Bauhütten bald unter sich in Verbindung, bildeten ihr corporatives Verfassungsleben immer mehr aus und erwarben sich mancherlei Rechte, Freiheiten und Privilegien, insbesondere eigene, von erwählten Meistern geübte Gerichtsbarkeit. Jede Landschaft hatte eine Haupthütte, der die andern untergeordnet waren. Im südlichen und westlichen Deutschland waren Straßburg, Wien, Köln und später Bern die Hauptorte. Die Obermeister an den großen Bauten dieser Städte wurden als oberste Richter für weite Gebiete anerkannt, am weitesten erstreckte sich die Jurisdiction der Straßburger Hütte, welche selbst nach Sachsen und Thüringen reichte. Meister und Lehrlinge mußten sich eidlich verpflichten, die Lehren, Vorschriften und Regeln, wie sie mit der Zeit entwickelt und aufgezeichnet wurden, und theils Sitten und Lebenswandel, theils Kunstübungen betrafen, zu befolgen und vor der Welt geheim zu halten; durch besondere Erkennungszeichen, bestehend in Wort, Gruß und Handschlag, gaben die Genossen der einzelnen Baubruderschaften sich einander zu erkennen. Daß der spätere Freimaurerorden mit seinen weltbürgerlichen und philanthropischen Ideen aus diesen mittelalterlichen Bauhütten und Baubruderschaften hervorgegangen, ist eben so oft behauptet als geleugnet worden.

In dem gothischen Baustil, worin die Idee des christlichen Cultus, die himmelanstrebende Sehnsucht wie die geheimnißvolle unergründliche Tiefe ihren kräftigsten Ausdruck fand, stellte die Architektur den Formencanon für Kirchenbauten dauernd fest. Indem man den Spitzbogen mit dem **Säulenbau** der altchristlichen Kunst und dem schon ausgebildeten **Gewölbesystem** verband, und dem Ganzen den reichsten **architektonischen** und **plastischen Schmuck** beifügte, führte man den Kirchenbau seiner vollkommensten Entwickelung entgegen und schuf eine neue Kunstlehre, durch welche eine größere Gliederung der Ueberwölbung, mehr Leichtigkeit in den Formen und unbeschadet der Einheit des Ganzen eine harmonische Mannichfaltigkeit und ein höherer Schwung erzielt wurde. Die Gothik löste den riesenhaften Bau in eine zahllose Masse seiner Glieder und Ornamente auf, und indem sie Altäre, Fenster und andere Theile mit Sculpturen und Malereien, mit Laubwerk und geometrischen Gebilden („Maßwerk") ausschmückte, gestaltete sie das Gotteshaus zu einem wahren Meisterwerk plastischer Kunst. Alle Werke der bildenden Kunst stehen mit der christlichen Idee in Beziehung, die dem gothischen Kirchenbau zu Grunde liegt: die Bildnisse von Christus und seinen Jüngern und Angehörigen, die Statuen der Heiligen, die mannichfaltigen Verzierungen, Reliefe und Symbole, die Blumen, die aus jeder Spitze des Aeußern emporblühen und mit einem Kreuze in Beziehung stehen — Alles deutet auf die christliche Religion und auf das Ringen der Welt und Menschenseele nach dem Göttlichen, so daß man über dem Einzelnen und Mannichfaltigen nie den Begriff der Einheit und Voll-

kommenheit aus dem Auge verliert, wie ja auch die reiche Mannichfaltigkeit und Abwechselung in der Natur stets auf eine höhere Einheit hinweist.

Die Hauptzierde der gothischen Kirchen besteht in den schlanken Thürmen, die, je höher sie aufsteigen, desto leichter, kühner und zierlicher werden, bis sie mit einer majestätischen Blume in Kreuzesform endigen, die, ihre Blätter gen Himmel emporbreitend, auf das Ziel hindeutet, dem die menschliche Sehnsucht zustrebt, ohne es je zu erreichen. Das Halbdunkel, das durch die bemalten Fenster bewirkt wird, füllt die Seele des Gläubigen mit den Schauern der Ehrfurcht vor der Nähe des Allmächtigen. Gegenüber dem reichgeschmückten Hauptportal, durch das man in das Mittelschiff eintritt, steht der erhöhte Chor mit dem Hauptaltar, worin die geistige Einheit concentrirt ist. Der gothische Baustil verbreitete sich von Frankreich aus über die Niederlande, über England und andere Länder. Aber die reinste und vollendetste Ausbildung fand er in Deutschland, an dem von Erzbischof Konrad von Hochstaden 1248 gegründeten, durch Meister Gerhard nach französischem Vorbilde aufgeführten Dom von Köln, in den bischöflichen Kirchen von Trier, Freiburg, Regensburg, in dem von Erwin von Steinbach entworfenen Straßburger Münster, in der Stephanskirche zu Wien und in vielen andern Gotteshäusern des frommen, städtereichen Deutschland.

B) Geschichtschreibung und exacte Wissenschaften.

Historiographie. Deutschland.

§. 439. Charakter und Entwickelungsgang der Geschichtschreibung. Wenn die Geistlichkeit von dem Gebiete der Poesie verdrängt war, so beherrschte sie dagegen noch immer die Wissenschaft und alle Zweige der Literatur, die in lateinischer Sprache zur Darstellung kamen. Dies gilt zunächst von der gelehrten Geschichtschreibung, die auch in der hohenstaufischen Zeit noch meistens den Klostergeistlichen überlassen blieb, und daher im Allgemeinen den Charakter bewahrte, den wir früher kennen gelernt haben. Die Chronikform, wonach die ältere Geschichte in kurzen Auszügen aus andern Werken nach der Zeitfolge wiederholt wird, um dann die Zeitgeschichte in mehr oder minder ausführlicher Erzählung anzureihen, war noch immer vorherrschend; und wie sehr auch durch die Verschiedenartigkeit der Interessen und Anliegen, welche auf dem Gebiete der Kirche zur Erscheinung kamen, die Thätigkeit des Klerus getheilt wurde, so fehlte es doch keineswegs an schriftgelehrten Mönchen, welche der Aufzeichnung der öffentlichen Begebenheiten oder der Vorgänge in ihrer Nähe ihre Muße widmeten. Dagegen blieb in Beziehung auf Werth und Bedeutung die mönchische Historiographie dieser Periode hinter den ältern Arbeiten zurück. Die Zerfahrenheit des Reiches und der immer mehr hervortretende Particularismus stumpfte den Sinn für das Allgemeine, für Welt- und Reichsgeschichte mehr und mehr ab und hemmte jede höhere geschichtliche Auffassung: selten erhebt sich einer der geistlichen Chronikschreiber über die Geschichte des Volksstammes, dem er angehört, über Begebenheiten seiner Landschaft oder seines Klosters. Dieser particularistische Geist tritt um so deutlicher hervor, je mehr das Reich durch innere Kämpfe sich spaltete. Wenn der „sächsische Annalist“ zur Zeit Lothars noch die Geschichte seines Landes an den seinem Stamme angehörenden Kaiser anknüpfen kann, so treten in Helmolds „Wendenchronik“ schon die Thaten Heinrichs des Löwen im nordöstlichen Deutschland in den Vordergrund und in zahlreichen Chroniken der salzburger, sächsischen und thüringischen Klöster stehen die allgemeinen Angelegenheiten des Reichs hinter den localen Interessen zurück. Bei andern, wie in der Reichersberger Chronik des Propstes Gerhoh, wie in den Wundergesprächen des Cäsarius von Heisterbach und in dem „Bienenstaat“ des Dominicaners Chantimpré, herrscht der geistliche Gesichtspunkt vor. Wie fleißig und sorgfältig auch einzelne wackere und verständige Männer zusammentrugen, was sie erforscht und erfahren hatten, die Klosterzelle war nicht der Ort, das handelnde Leben zu begreifen, den pragmatischen Zusammenhang der Begebenheiten, die Beziehungen des Einzelnen zum Ganzen zu ergründen, und der in Fanatismus und Aberglauben befangene Geist vieler Ordensleute war nicht geschaffen, die großartigen Kämpfe und Weltereignisse des dreizehnten Jahrhunderts unparteiisch und der Wahrheit gemäß zu beurtheilen. Wie ein gewaltiger Baum in einer von Buschwerk und einzelnen Feldblumen überdeckten Haide ragt in Deutschland Otto von Freising hervor, weil er den Häuptern, von denen das geschichtliche Leben ausging, näher stand, weil er als Augenzeuge oder Mithandelnder die Weltereignisse in ihrem wahren

Verlauf und inneren Werden erkannte, weil er mit freierem Blick und tieferer Weltbildung die Menschen und ihre Bestrebungen und Handlungen erfaßte und beurtheilte. Diesen Vorzug theilen daher auch die deutschen Chroniken, die, wie die Straßburger oder Marbacher und die in Schwaben verfaßte Reichsgeschichte Burchards sich an Otto anschließen oder die, wie die Pöhlder und Magdeburger Annalen, die älteren Arbeiten Ekkehards zum Vorbild nahmen. Bei der Zerrüttung des Reichs in den letzen Regierungsjahren der Hohenstaufen und während des Zwischenreichs überwuchert der landschaftliche und locale Gesichtspunkt immer mehr, und erst unter Rudolf von Habsburg tritt eine Nachblüthe ein. Auch in der englischen Geschichtschreibung begegnet man einer parteiischen Auffassung und tendenziösen Darstellung, aber aus verschiedenen Motiven, je nachdem die Verfasser sich auf den altbritischen, den angelsächsischen oder den normannischen Gesichtspunkt stellen oder in dem Kirchenstreit für das Königthum oder die Curie Partei nehmen. Von der fabelhaften Chronik des Gottfried von Monmouth ist schon die Rede gewesen (§. 426); diese wie die ähnliche Arbeit von Robert Wace, Domherrn von Bayeux, über den Normannenherzog Rollo und die ältere Geschichte der Normannen bis zur Schlacht von Hastings, auf Grund der früheren Werke von Dudo von St. Quentin und Wilhelm von Jumièges verfaßt, so wie die dem Mönch Nennius von Bangor zugeschriebene „Geschichte der Briten", sind ohne großen historischen Werth und haben ihre Bedeutung nur in den Fabeln, Erzählungen und historischen Liedern, die den ritterlichen Sagengeschichten zur Grundlage dienten. Von größerer geschichtlichen Bedeutung sind die angelsächsischen Zeitbücher, vor Allen die durch verschiedene Jahrhunderte fortgeführte „angelsächsische Chronik" in der Landessprache, die wichtigste Quelle für die ältere englische Geschichte und die Grundlage aller späteren Chroniken, die Chroniken des Mönchs Florenz von Worcester, auch Bavonius genannt, und des Mönchs Eadmer von Canterbury und vor Allen die „Kirchengeschichte" des Ordericus Vitalis, eines Mönchs in dem normannischen Kloster Evreuil. Der Märtyrertod des Thomas Becket (§. 490) hat auf die englische Geschichtschreibung einen ähnlichen Einfluß geübt, wie die Kämpfe zwischen Friedrich II. und dem Papste auf die deutsche. Er rief eine Reihe von Lebensbeschreibungen und Passionsgeschichten hervor, die sich in mehr oder minder heftiger Sprache gegen den König ergingen und sich auf Seite der Kirche stellten, wie Gervasius von Canterbury, der Verfasser einer Chronik in beschränktem Mönchsgeist u. a. Johannes von Salisbury, ein durch vielseitige wissenschaftliche Bildung hervorragender Prälat, sucht, obwohl ein Freund von Thomas Becket, dessen Leben er beschrieben und dem er eine seiner bedeutendsten Schriften, den „Polycraticus" gewidmet hat, einen höheren philosophischen Standpunkt über Staat und Kirche, über Papstthum und Königthum zu gewinnen und Licht und Schatten auf richtige und verständige Weise ohne Befangenheit und Vorurtheile zu vertheilen. Dagegen steht Matthäus Paris, dessen englische Geschichte zu den wichtigsten Werken der historischen Literatur des dreizehnten Jahrhunderts gehört, in scharfer Opposition gegen Papstthum und Kirche. Wenn die deutschen Chronisten die Reichs- und Kaisergeschichte mehr und mehr aus dem Auge verlieren, so tritt in Frankreich das Bestreben hervor, die Landesgeschichte mehr um einen bestimmten Kern zu concentriren und von der römisch-deutschen Reichsgeschichte, mit der die französische Historiographie früher im innigsten Zusammenhang stand, zu trennen. Einen solchen Kern bilden die Kreuzzüge, die das ganze geschichtliche Leben der Nation zwei Jahrhunderte lang beherrschten und in Bewegung hielten, und die Königsgeschichte, die, seitdem der Abt Suger von St. Denys so erfolgreich für die Kräftigung des monarchischen Princips gewirkt, in demselben Grade sich consolidirte, als das römische Reich sich zersplitterte und der Auflösung entgegen ging. Bedeutende Persönlichkeiten und Ereignisse regen gewöhnlich auch die Geschichtschreiber an; und so sehen wir, daß Philipp August in Rigord, Ludwig IX. und sein Nachfolger Philipp III. in Wilhelm von Nangis würdige Darsteller ihrer Thaten gefunden haben. Auch Vincenz von Beauvais, vielseitiger Schriftsteller von umfassenden Kenntnissen, hat historische Werke verfaßt, die jedoch mehr durch Reichhaltigkeit und Umfang, als durch Urtheil und Kritik glänzen. Von größerer Bedeutung als die Chroniken und Jahrbücher der Geistlichen ist die historische Literatur über die Kreuzzüge, weil die Verfasser berichten, was sie persönlich erlebt oder aus dem Munde heimkehrender Pilger vernommen hatten. In anschaulicher, lebendiger

England. Frankreich. Geschichtschreiber der Kreuzzüge.

Darstellung werden die Ereignisse im heiligen Lande, kühne Waffenthaten, Siege und Niederlagen, heiliger Eifer und kleinlicher Hader, Glück und Uebermuth, Noth und Zaghaftigkeit, gewaltige Rüstungen und am Ende meist geringe Erfolge, wie wir sie in den obigen Blättern kennen gelernt haben, vor unsern Augen entrollt, ein neuer Beweis von dem mächtigen Eindruck dieser großartigen Bewegung auf alle Gemüther. Unter den zahlreichen Schriften ragt die Geschichte des heil. Krieges von Wilhelm von Tyrus besonders hervor. Die umfassenden Kenntnisse, die anschauliche, lebendige Darstellung, die Liebe und Begeisterung für seine Aufgabe, die Richtigkeit und Wahrheit der auf umfassender Orts- und Personenkunde beruhenden Angaben und Schilderungen, so wie die angenehme, fließende Schreibweise, die von seiner klassischen Belesenheit Zeugniß gibt, haben dem Bischof, der den größten Theil seines Lebens im syrischen Lande verbrachte, von jeher den Ruhm des ersten Geschichtschreibers der Kreuzzüge verschafft. So vortheilhaft übrigens die historische Literatur der Kreuzzüge durch Reichthum des Inhalts und Wärme der Darstellung vor den meisten übrigen Chroniken sich auszeichnet, so sehr theilt sie ein anderes Gebrechen der gesammten Historiographie jener Zeit — die Wundergläubigkeit und Kritiklosigkeit. Haben die geistlichen Schriftsteller überhaupt mit unbegreiflicher Leichtgläubigkeit die absurdesten Fabeln und Legenden aufgenommen und treuherzig nacherzählt, so mußten vor Allem jene heiligen Kämpfe in fernen unbekannten Ländern die Phantasie mächtig aufregen und auch das Wunderbarste als glaubhaft erscheinen lassen. Heimkehrende Kreuzfahrer liebten es, die unerhörtesten Märchen zu erzählen, und sie fanden dafür überall gläubige Hörer. Dadurch wurde der Sinn für nüchterne und ernsthafte Forschung der wirklichen Geschichte verdrängt. Der Hang für romantische Sagengebilde, der, durch die Kreuzzüge genährt, die ganze gebildete Welt durchdrang, stumpfte überhaupt das Urtheil über Wahrheit und Dichtung ab. In einer Zeit, da man in den Artusromanen schwelgte, da man den geschichtlichen Alexander zu einem Romanhelden verflüchtigte, da man Karl den Großen zum heiligen Grab ziehen ließ, da man an die Abstammung der Franken von den Trojanern glaubte, wurden die wunderbarsten Geschichten mit gläubigem Gemüthe aufgenommen. Die Kreuzzüge, die im Anfange von der Kirche ausgingen, nahmen mehr und mehr einen weltlichen Charakter an.

Geschichtsbücher in der Landessprache.

Diesen Gang können wir auch in der Geschichtschreibung verfolgen. Die Ritterschaft, welche die Thaten verrichtete, wurde von dem Wunsche beseelt, sie auch in der Schrift darzustellen. Dies konnte aber füglich nicht in der lateinischen Sprache geschehen, deren außer der Geistlichkeit nur wenige Auserwählte mächtig waren. Auch wäre dann die Zahl der Leser in der Laienwelt, für die doch ihre Erzählungen besonders bestimmt sein sollten, gering gewesen. Es trat daher auch in der Geschichtschreibung das Bedürfniß hervor, die Landessprache zu Darstellungen in Prosa anzuwenden. In Deutschland, wo die Uebung, in gebundener und gereimter Rede zu schreiben oder zu dichten, sehr weit unter den weltlichen Ständen verbreitet war, die prosaische Schriftsprache dagegen, wenn man die Predigten des Mönchs Berthold von Regensburg und wenige andere Proben abrechnet, selten in Anwendung kam, trat dieses Bedürfniß noch nicht zu Tage. Doch versuchte man, wie wir früher gesehen, die Geschichte in dichterischer Form zu behandeln und schuf in den Reimchroniken und in metrischen Welt- oder Kaiserchroniken eine Literaturgattung, worin Geschichte und Dichtung verbunden erscheint. Anders war es bei den romanischen Völkern, wo die prosaische Volks- und Umgangssprache an der Hand der lateinischen Grammatik bereits eine größere Ausbildung erlangt hatte. Hier trat nun zuerst jene eigenthümliche Art von Historiographie hervor, die sich unter dem Namen von „Denkwürdigkeiten" (Memoiren) eine nicht unwichtige Stelle in der Literatur erworben hat. Die historischen Denkwürdigkeiten schildern die Erlebnisse irgend einer in die Zeitgeschichte verflochtenen Person und dienen demnach, da sie viele Einzelheiten, viele Aufklärungen, Geständnisse, Gespräche u. A. enthalten, die Triebfedern, Zwecke und Mittel der Handelnden angeben, und somit die Natur, den Charakter, Eigenthümlichkeiten geschichtlich merkwürdiger Menschen am Besondern nachweisen und anschaulich machen, der wahren Geschichte zur Aushülfe, Quelle und Ergänzung. Dabei gewähren sie durch ihre leichte, mit Anekdoten, Witzen und ausführlichen Schilderungen belebte Darstellung eine unterhaltendere Lectüre als die ernste belehrende Geschichte. Wir haben in den früheren Blättern der französischen Ritter Villehardouin und Joinville gedacht, welche in den Kreuzzügen nach Constantinopel und

Aegypten eine so hervorragende Rolle gespielt. Von diesen besitzen wir über ihre Erlebnisse und Schicksale und über alle Vorgänge bei den Schlachten und Belagerungen geschichtliche Denkwürdigkeiten, welche durch die Unmittelbarkeit und Frische der Erzählung ein großes Interesse gewähren und ein anschauliches Bild von den Personen und Begebenheiten entrollen. Im Geiste eines Joinville schrieb der edle Catalonier En Ramon Muntaner zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts seine „Chronik" von den Großthaten der Fürsten des aragonischen Hauses bis zur Krönung Alfonso's IV., welche zugleich die Geschichte seines eigenen wechselvollen Lebens enthält, da er meistens als Augenzeuge und Mithandelnder berichtet. Er selbst versichert, daß er zwei und dreißig Schlachten beigewohnt, oft in Gefangenschaft und Elend und in großen Fährlichkeiten gewesen. Ein wahrhaft epischer Geist durchweht die anspruchslose „Chronik", und die Naivetät und Unmittelbarkeit, die uns aus den Erzählungen entgegentritt, verleihen ihr einen Reiz und eine Frische, die keine Kunst zu ersetzen vermag. Auch in Italien wurden am Ende des dreizehnten Jahrhunderts geschichtliche Werke in der Volkssprache behandelt, unter denen die „Florentinische Geschichte" von Ricordano Malespini und die von Dino Compagni am berühmtesten sind.

§. 440. Geschichtschreiber in der Landessprache. **Villehardouin** dictirte seinem Caplan die Geschichte des vierten Kreuzzugs in die Feder, weil er selbst des Schreibens unkundig war, wußte aber der Darstellung eine solche Wahrheit des Ausdrucks und der Empfindung zu verleihen, „daß man beim Lesen des Buchs einem Drama zuzusehen glaubt, in welchem der Marschall eine der Hauptrollen hat. Er spricht, ohne Arges zu ahnen, eben so offen die Gesinnung der Ritterschaft in Bezug auf Raub- und Habsucht und auf rohe Mordlust aus, als er wahre Frömmigkeit und Andacht und einen Glauben, der um so stärker ist, je weniger Antheil der Verstand daran hat, auf rührende Weise kund gibt". Wichtiger in Bezug auf Darstellung, Stil und Sprache ist **Joinville's** († 1318) Geschichte und Chronik des heiligen Ludwig. Zwar ist sein Werk in späterer Zeit vielfach entstellt worden, allein der Ton und die treuherzige Manier der ganzen Erzählung spricht so deutlich den Geist der Zeit aus, in welcher Joinville schrieb, daß man an der Wahrheit und Treue des Bildes eben so wenig bei ihm zweifeln kann, als bei Homer und Herodot. „Bei aller Einfachheit und Religiosität zeigt er überall eine viel gesundere Einsicht in die Politik als der Heilige, dessen Leben er beschreibt, und der natürliche Gang der Erzählung führt ohne alles künstliche Anordnen und Abtheilen alle Erscheinungen der Zeit mit ihren Wirkungen und Ursachen an uns vorüber." — **Ramon Muntaner** war geboren im Jahre 1265. Von der ersten Hälfte seines Lebens wissen wir nur Weniges, da sein Buch die einzige Quelle ist, woraus wir Nachrichten schöpfen können. In seinem sechzigsten Jahre (1325) begann er sein Werk zu schreiben, das sich hauptsächlich über die Zeit nach 1300 verbreitet. Die Chronik gibt uns ein treffliches Zeugniß seines Geistes und Gemüthes, seiner Bildung und seines Charakters. Eine lebendige und klare Anschauung, eine reiche und schöpferische Phantasie, ein für seinen Gegenstand begeistertes Gemüth sind die Quelle einer wahrhaft plastischen Darstellung. Die Einfachheit und Naivetät seiner Erzählung sind Beweise einer an und durch die Natur selbst entwickelten Eigenthümlichkeit. Der romantische Geist, der das Werk durchweht, bezeichnet es als ein Naturerzeugniß, aus dem Leben des Volkes und der Zeit hervorgegangen. Seine ganze Weltanschauung durchdringt der Glaube an die waltende Macht der Gottheit, vor welcher menschlicher Stolz und Uebermuth zu nichte wird, der Glaube an eine richtende Vergeltung, die den Sünder zwar mit Langmuth duldet, dann aber um so sicherer trifft. — **Malespini's** „Florentinische Geschichte", die bis zu seinem Todesjahr 1281 reicht und von seinem Neffen Jachetto um fünf Jahre weiter geführt ward, ist angefüllt mit wunderlichen Sagen über die Gründung und ersten Schicksale von Florenz und verräth eben so wenig politischen Charakter als historischen Sinn. Indem jedoch in diesen Sagen die Verknüpfung des Alten und Neuen enthalten ist, gelangen wir dadurch auch in der Geschichtschreibung wie in der Kunst und Wissenschaft zu dem Ergebniß, daß die Literatur wie die Staaten sich in Italien auf den Trümmern des Alt-Römischen aufbauten. Die florentinische Urgeschichte bei Malespini reiht ihren Stoff an geschichtliche römische Ueberlieferung. In dieser Beziehung gleichen die ältesten Geschichtsbücher der Italiener den Werken der hellenischen Logographen (§. 90). Der Partei der Guelfen angehörend, war doch Malespini frei von der politischen Leidenschaftlichkeit jener Tage. Er und alle Geschichtschreiber der nächsten Zeit schöpften aus den zahlreichen Ricordanzen oder Familienchroniken, Denkwürdigkeiten und Aufzeich-

nungen der einzelnen Patriciergeschlechter von Florenz. — Bedeutender als Malespini ist sein Landsmann **Dino Compagni**, welcher eine Geschichte oder Chronik von Florenz vom Jahre 1280—1312 verfaßt hat. Die gedrängte, oft dunkle Kürze seiner Darstellung erinnert an Thukydides. Er schrieb die Geschichte seiner Vaterstadt aus dem Gedächtniß, so daß er mehr den innern Gang und den pragmatischen Zusammenhang als die äußere Genauigkeit in der Zeitordnung und die Vollständigkeit der Ereignisse im Auge hatte. Ueber das ganze, ernst und würdevoll, ja bisweilen streng gehaltene Werk ist ein vaterländischer Sinn und ein nationales Selbstgefühl ausgegossen, die ihm eine gewisse Wärme einhauchen. Tief verflochten in die politischen Parteikämpfe der Weißen, Bianchi (Ghibellinen), und der Schwarzen, Neri (Guelfen), stand Dino Compagni, gleich seinem Zeitgenossen Dante, auf Seiten der erstern und rügte mit großem Schmerz den tiefen Verfall der Sitte, Vaterlandsliebe und Bürgertugend, der aus diesem leidenschaftlichen Parteikämpfen hervorging. In vielen Dingen einen Gegensatz zu Dino bildet das Geschichtswerk des Florentiners **Giovanni Villani**, der an die Geschichte seiner Vaterstadt, die den Kern seines interessanten Buches bildet, auch die gleichzeitigen Begebenheiten im Orient, in Frankreich und England anreiht (§. 456). In neuester Zeit ist die Aechtheit der beiden Geschichtswerke von Malespini und Compagni von der Kritik bestritten worden. Es sollen Fälschungen spätern Ursprungs sein.

§. 441. Geschichtschreiber in Deutschland. Unter den deutschen Geschichtschreibern dieser Periode ragt mächtig hervor **Otto von Freising**, ausgezeichnet durch gelehrte Bildung, Einsicht und Kenntniß der Begebenheiten und freimüthiges Urtheil. Ein Mann von vornehmer Herkunft, der Sohn des Markgrafen Leopold des Frommen von Oesterreich, der Halbbruder Konrads III., war er wie kein anderer befähigt, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben. Nachdem er zu Paris den dialektisch-theologischen Studien obgelegen und in der Abtei Morimund nebst seinen Begleitern das Ordenskleid der Cistercienser angelegt, folgte er im Jahre 1137 einem Ruf als Bischof der Freisinger Kirche, ein Amt, das er bis an seinen Tod verwaltete, unablässig bemüht, den zerfallenen Zustand der Kirche zu bessern, die verwilderte Geistlichkeit zu reformiren, die verschleuderten Kirchengüter zurückzugewinnen. Im Jahre 1158 begleitete er seinen Neffen Friedrich I. nach Italien; auf der Heimreise besuchte er sein altes Kloster Morimund, wo ihn der Tod ereilte (21. Sept. 1158). Zwischen den Jahren 1143 und 1146 verfaßte er seine Chronik, „das Buch von den zwei Reichen", wie er es nannte. Vollständige Beherrschung des Stoffes und Darstellung nach philosophischen Gesichtspunkten zeichnen das Werk aus, das auf frühern chronologischen Arbeiten, namentlich Ekkehard, aufgebaut ist. „Seine ganze Richtung ist weniger historisch als vielmehr philosophisch, was sich aus seinem Bildungsgange hinlänglich erklärt. Er schließt sich unmittelbar an Augustin und Orosius an, deren Idee er wieder aufnahm. Seine Absicht ist das Elend dieser Welt, der Babel, und die Herrlichkeit des Reiches Gottes, des himmlischen Jerusalem, zu schildern. Er will sie darstellen in ihrer irdischen Vermischung, davon handeln die ersten sieben Bücher, das achte berichtet dann vom Weltuntergang, von der Scheidung beider Welten nach der Auferstehung, und von dem entgegengesetzten Ausgang beider." Diese philosophische Auffassung zieht sich durch Otto's ganzes Werk und drängt die geschichtliche Forschung in den Hintergrund, wenn wir gleich an manchen Stellen einer trefflichen historischen Kritik begegnen. Auffallend bei einem solchen Manne ist die Unkenntniß in staatsrechtlichen Fragen; aber freilich trug Niemand Sorge, das Reichsrecht vor Vergessenheit zu bewahren. Größeren Werth als diese vielgelesene und ausgeschriebene Chronik hat für uns ein anderes Werk Otto's. Als er seinem kaiserlichen Neffen im J. 1156 die Chronik übersandte, schrieb er dazu, er habe sie in der Bitterkeit seiner Seele verfaßt, verleitet durch die trübe Zeit vor Friedrich; nun, da der Friede hergestellt sei und eine bessere Zeit begonnen habe, wolle er auch diese beschreiben, wenn der Kaiser es wünsche. Und Friedrich sandte seinem Oheim einen kurzen Bericht über seine Erlebnisse, woraus dann das Buch von den Thaten des Kaisers Friedrich hervorging. Otto schickte diesen Bericht seinem Buch voraus und fügte dann aus eigener Kenntniß, erläuternd und ergänzend, Vieles hinzu. Das Werk erzählt mit Anschluß an die Chronik Otto's die ersten Jahre des Kaisers Friedrich, Begebenheiten, die der Verfasser selbst erlebt, woran er häufig thätigen Antheil genommen, gründlich und freimüthig, nur die Verhältnisse zur Curie mit absichtlicher Zurückhaltung behandelnd. Daß ihn der Glanz und die Herrlichkeit des hohenstaufischen Hauses erfüllte, ist natürlich; doch ist das Werk keine einseitige Verherrlichung. Auch in diesem Buche folgt er übrigens seiner Neigung, den Gang der geschichtlichen Darstellung mit philosophischen Betrachtungen zu unterbrechen. Er vollendete die ersten zwei Bücher bis zum J. 1156, und übertrug bei seinem Tod seinem Schüler und Notar Ragewin (fälschlich Radevicus genannt) die Fortsetzung, der

sie bis zum J. 1160 führte, nach hinterlassenen Aufzeichnungen Otto's und Mittheilungen aus der kaiserlichen Kanzlei, an Sprachgewandtheit und Darstellungsgabe seinem Meister gleich, an unbefangener Erforschung und Behandlung der gleichzeitigen Begebenheiten ihm überlegen. Ein unbekannter Fortsetzer führte das Werk in gedrängter Uebersicht bis 1171. Die Chronik Otto's hat Otto von St. Blasien († 1223) bis zum Jahre 1209 fortgesetzt, in gewandter Darstellung, edler Sprache und unparteiischer Haltung. Das Kaiserthum tritt überall in den Vordergrund. Obwohl durchaus staufisch gesinnt, spricht er auch von Otto IV. anerkennend. Otto von Freising mit seinen beiden Fortsetzern bildet den Höhepunkt der mittelalterlichen Geschichtschreibung. Von da an beginnt in Deutschland ein merklicher Rückschritt. Historische Kritik und künstlerische Darstellung, wie Höhe der Auffassung beginnen nachzulassen. Auch bildet, bei der Zerrissenheit Deutschlands, das Reich nicht mehr wie früher den Mittelpunkt der Darstellung; die locale und particulare Bedeutung der Geschichtswerke nimmt überhand.

§. 442. **Englische und französische Historiographie.** Unter den englischen Geschichtschreibern verdienen Benedict von Peterborough und Matthäus Paris eine besondere Erwähnung. Von dem Ersteren, der zu Heinrich II. und Richard I. in naher Beziehung stand und trotz seiner Biographie des heil. Thomas zur königlichen Partei gehörte, besitzen wir eine von 1170 bis 1192 reichende Chronik, wichtig durch viele Urkunden, genaue Nachrichten über die Geschichte seines Landes, wie über ferne Ereignisse im Morgenland und im Süden. Sein Werk hat Roger von Hoveden fast ganz ausgeschrieben, und ein großer Theil der Verdienste, die man Roger zuschreibt, hat sich in Wahrheit sein Vorgänger erworben. Das bis 1201 reichende Annalenwerk Hovedens hat, da die frühern Theile fast lediglich Compilationen aus bekannten Quellen sind, erst vom Jahre 1192 Werth und ist hier durch Reichhaltigkeit der Nachrichten und Aufnahme wichtiger Actenstücke, wenn gleich in Einzelheiten nicht immer zuverlässig, doch als eine Hauptquelle zu betrachten. Walther von Coventry hat das Werk bis 1225 fortgesetzt; er schildert die Ereignisse „mit offenen Augen wie kein anderer, und mit echt englischem Herz und Sinn". Den bedeutendsten Platz in der englischen Historiographie des dreizehnten Jahrhunderts nimmt Matthäus Paris ein, ein Benedictinermönch von St. Albans († um 1259), der durch seine nahe Beziehung zu König Heinrich III., zu Hakon von Norwegen und andern hochgestellten Personen treffliche Nachrichten über die Zeitereignisse hatte und mit wichtigen Actenstücken versehen ward. Die seinen Namen tragende englische Geschichte beschränkt sich nicht auf sein Heimathland, sondern gibt uns auch über die letzten Kämpfe der Staufen reichhaltige und eigenthümliche Nachrichten, mit schonungsloser Bitterkeit vor Allem den päpstlichen Stuhl angreifend. Zu den bedeutendsten Männern des zwölften Jahrhunderts gehört Johann von Salisbury (1110 bis 1180). Er war ein einflußreicher Staatsmann unter Heinrich II., in dessen Interessen er eine Reise nach Rom machte, und zugleich ein kenntnißreicher, aufgeklärter Geistlicher, der durch seine in reinem Stil geschriebenen Briefe sich als denkenden Mann von Welt- und Menschenkenntniß bewährt, in einer „Metalogicus" benannten Schrift über wahre und falsche Wissenschaft den unfruchtbaren, todten Formalismus der Scholastik und Dialektik rügt und in einem dritten Werk, „Polycraticus", das Betrachtungen über verschiedene Gegenstände und Bemerkungen über Leben und Wissenschaft enthält, sich sehr freimüthig über den Papst und Klerus ausspricht, obgleich er ein vertrauter Freund und Rathgeber des Thomas Becket war. Der Polykraticus, eine Art „kirchlich-politischer Ethik", verbreitet sich über alle Zustände und Gebrechen der Zeit und ist ein merkwürdiges Beispiel, „bis zu welcher Höhe um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die auf dem Studium des Alterthums begründete neue Geistesbildung gelangt war, als sie durch den neu entbrannten Kampf der Kirche gegen den Staat und bald auch gegen die weltliche Gelehrsamkeit um Jahrhunderte zurückgeworfen ward."

Zur englischen Historiographie.

Die ältere französische Historiographie ist von der deutschen kaum zu trennen. Mit Ludwig VI. tritt aber ein Wendepunkt in der Entwickelung des französischen Königthums ein, indem die trotzige Herrschaft der mächtigen Vasallen sich immer mehr unter das monarchische Princip beugen muß, ein Wendepunkt, der sich auch in der Geschichtschreibung bemerklich macht. Keiner hat den König in diesem Streben kräftiger unterstützt als der Abt von St. Denys Suger (§. 488), dessen staatsmännische und kirchliche Wirksamkeit von so außerordentlichem Einfluß unter zwei Königen war. Seine Briefe und die Biographie Ludwigs des Dicken, sowie sein eigenes Leben, das Wilhelm, ein gleichzeitiger Mönch von St. Denys, verfaßte, sind bei der Stellung des gewaltigen Abtes von höchstem Werth für die Kunde der staatlichen und kirchlichen Vorgänge in Frankreich. — Die

Zur französischen Geschichtschreibung.

Regierung Philipp Augusts hat einen trefflichen Bearbeiter an Rigord (Rigotus) von St. Denys, dem Geschichtschreiber des Königs, wie er sich selbst nennt, gefunden (bis 1208). Der Verfasser ist großentheils Augenzeuge gewesen und berichtet in einfacher und klarer Sprache über die Thaten seines Herrn, von zuverlässiger Glaubwürdigkeit, wenn er gleich hie und da bei ferner liegenden Ereignissen den fabelsüchtigen und leichtgläubigen Geist seines Zeitalters nicht verleugnen kann. Sein Werk wurde überarbeitet und in gleichem Geiste fortgesetzt (bis 1223) von Wilhelm dem Briten (aus der Bretagne), dem Caplan und steten Begleiter Philipp Augusts. Die Albigenserkriege, die seit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts das südliche Frankreich verwirrten, fanden frühzeitig ihre Dichter, wie ihre Geschichtschreiber; ein umfassendes Werk über die Albigenser (1099 bis 1271) schrieb Wilhelm de Puy-Laurent (de Podio Laurentii), und eine Geschichte des „heiligen Krieges" und der Triumphe des Grafen Simon von Montfort verfaßte Peter de Vaux-Sernay (Petrus Sarnensis) nach eigner Anschauung (bis zum J. 1217). Unter dem heiligen Ludwig kam, angeregt durch dessen Thaten im Orient, ein neuer Aufschwung in die Geschichtschreibung. Eine große Chronik von Schöpfung der Welt bis Ende des dreizehnten Jahrhunderts hat Wilhelm von Nangis, ein Mönch von St. Denys, geschrieben und zwei unbekannte Fortsetzer haben das Werk noch über die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts fortgeführt. Dem Wilhelm von Nangis wird auch die erste Anlage des großen Sammelwerkes zugeschrieben, das unter dem Namen Grandes chroniques de France oder Chroniques de St. Denys eine vollständige französische Geschichte bis ins fünfzehnte Jahrhundert gibt; das Werk besteht zum größten Theil aus bekannten Geschichtsquellen und ist, trotz mancher Fabeln und Mangels an Kritik, die Grundlage, auf der seit lange die französische Geschichte aufgebaut wurde. — Noch müssen wir zweier um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts entstandener großer Sammelwerke gedenken. Alberich, Mönch im Kloster Neu-Moustier bei Huy (den man aus unbekannter Ursache von Trois-Fontaines genannt hat), compilirte eine große Chronik von Erschaffung der Welt bis zum J. 1241, die mosaikartig zusammengesetzt ist aus Stellen verschiedener Autoren, jede mit dem Namen des Verfassers bezeichnet, aber ohne Kritik und Auswahl. Noch colossaler ist die Compilation des Vincenz von Beauvais, welcher einen „universalen Spiegel" (Speculum naturale, doctrinale, historiale und, später hinzugefügt, morale) verfaßte, der den ganzen Umfang des menschlichen Wissens enthalten sollte. Auch hier ist von historischer Kritik wenig zu merken; die verschiedenartigsten Quellen werden ohne Unterschied benutzt und Märchen, Wunder, Fabeln und Fehler aller Art treffen wir neben den besten Nachrichten. Alles, was im dreizehnten Jahrhundert von historischen Kenntnissen vorhanden war, ist hier zusammengetragen und vereinigt.

Zur Kreuzzugslitteratur.

§. 443. Geschichtschreiber der Kreuzzüge. Unter der großen Zahl von Geschichtswerken über die Kreuzzüge mögen folgende hervorgehoben werden: Robert der Mönch, Abt von St. Remi zu Rheims, verfaßte unter dem Titel: Geschichte von Jerusalem, eine Geschichte des ersten Kreuzzugs (bis 1099). Er hatte am Concil von Clermont Theil genommen und sich dann, von glühender Sehnsucht ergriffen, nach dem heiligen Lande begeben, wo er der Belagerung von Jerusalem und dem Sieg von Askalon beiwohnte. Das Werk ist der Bericht eines wahrheitsliebenden, wenn gleich hie und da etwas leichtgläubigen und fabelsüchtigen Verfassers, der nach eigener Anschauung, in lebendiger Darstellung und gebildeter Sprache die Ereignisse schildert. Raimund von Agiles schloß sich als Begleiter Ademars von Puy dem Kreuzzug an; er ward Caplan des Grafen von Toulouse und war vermöge der vertrauten Stellung zu diesem wohl im Stande, zuverlässige Nachrichten einzuziehen. Die Sprache ist rein und fließend, die Darstellung ungeordnet und nicht immer klar und bei den engen Beziehungen des Verfassers zu seinen hohen Gönnern nicht immer unparteiisch. Peter Tudebodus, Priester zu Sivray in Poitou, hat uns in rauher und ungebildeter Sprache einen Bericht über die Fahrt nach Jerusalem (1095—99) hinterlassen. Auch er zog mit ins heilige Land, war bei Nicäa, Doryläum und der Belagerung von Antiochia und Jerusalem und beschreibt uns in fünf Büchern diese Ereignisse bis zur Schlacht bei Askalon. Raoul von Caen (Radulfus Cadomensis) begab sich im Jahre 1107 ins Morgenland und schloß sich dem Heere Boemunds und Tancreds an; hier faßte er, angeregt durch die Erzählungen von den Großthaten der vorhergehenden Jahre, den Plan, eine Geschichte derselben zu schreiben. Sein Werk: „Die Thaten Tancreds, Königs von Sicilien, auf dem Zug nach Jerusalem" (1196—1208), wenn auch nicht von einem Augenzeugen, so doch nach den Berichten der Theilnehmer an Ort und Stelle und unter dem fortdauernden Eindruck der gewaltigen Ereignisse verfaßt, ist eine der wichtigsten Quellen für die ersten Jahre der Kreuzzüge. Es verräth in

seinem eleganten, mit Versen untermischten Stil, seiner gesunden, wahrheitsgetreuen, von Wundersucht und Leichtgläubigkeit mehr als andere entfernten Auffassung einen gebildeten und aufgeklärten Verfasser. — Fulcher von Chartres zog mit Robert von der Normandie und Etienne de Blois ins heilige Land, schloß sich dann an Balduin an, dessen Caplan er war, und was er in dessen Gefolge sah oder durch Erkundigungen in Erfahrung brachte, faßte er in seinen „Thaten der gen Jerusalem ziehenden Franken" (1095—1227) zusammen, in einfachem und klarem Stil, der hie und da durch Hexameter unterbrochen ist, und in wahrheitsgetreuer, anschaulicher Schilderung. — Eines der umfangreichsten und verbreitetsten Werke über den ersten Kreuzzug ist das des Albert von Aachen (oder von Aix) (1095—1221, in zwölf Büchern). „Mit glühender Begeisterung für den Gegenstand, ganz erfüllt von der Herrlichkeit jener Thaten der Christen im fernen Osten, deren Ruhm die Welt erfüllte, greift Albert begierig Alles auf, was ihm erzählt wird, und schreibt es nieder. Ob die einzelnen Berichte und Schilderungen sich widersprechen, das kümmert ihn nicht. Kritik liegt ihm völlig fern. Er ist nur aufs Eifrigste bemüht, Alles, was er erfahren hat, in möglichst glänzender Darstellung wieder zu erzählen, und darin zeigt er sich nicht ungeschickt: der volle Glanz des idealischen Ritterthums strahlt aus seinem Buche wieder, und es ist nicht zu verwundern, daß solche Schriften einen bezaubernden Einfluß auf die Hörer übten, daß immer neue Schaaren, von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben, nach dem heiligen Lande aufbrachen." Von der schriftstellerischen und kriegerischen Thätigkeit des Kölner Scholasticus Oliver, welcher der Eroberung von Damiette beiwohnte, ist früher die Rede gewesen (§. 404). Die Nachrichten Olivers, der 1225 als Bischof von Paderborn starb, bilden eine wichtige Quelle der berühmten „Kölner Königschronik" in ihren späteren Theilen (Chronik von S. Pantaleon). Jacob von Vitry, Bischof von Acre, dann von Tusculum, hat in drei Büchern eine Geschichte des Morgenlandes (622—1218) geschrieben, ein anziehendes Werk, voll Belehrung über die Sitten und Zustände im Orient, die Natur des Landes, wie den Charakter des Volkes; das dritte Buch ist der Geschichte von Damiette des Oliver entnommen.

Alle bisher genannten Geschichtschreiber der Kreuzzüge sind durch den Namen eines Mannes verdunkelt, auf dessen umfassendes Werk von jeher recht eigentlich die Geschichte der Kreuzzüge gegründet wurde: wir meinen den Wilhelm von Tyrus, der in 23 Büchern eine Geschichte des heiligen Krieges geschrieben hat. Von dem Leben Wilhelms wissen wir wenig; er war in Syrien, vielleicht in Jerusalem geboren, besuchte aber, um sich in den Wissenschaften zu bilden, die abendländischen Schulen; im Jahre 1162 war er, wie er uns mittheilt, noch Schüler im Abendland. Nach seiner Rückkunft verschaffte ihm die Gunst König Amalrichs, der ihn auch zur Abfassung seiner Werke aufforderte, das Archidiaconat der Kirche von Tyrus; auch wurde ihm die Erziehung des jungen Prinzen Balduin und, als dieser zur Regierung gelangte, das Amt des Kanzlers übertragen; im J. 1174 wurde er zum Erzbischof von Tyrus gewählt und nahm als solcher an der dritten Lateransynode in Rom Theil (1177). Von seiner Rückkehr nach Tyrus an haben wir keine zuverlässigen Nachrichten mehr über sein Leben; er soll nach dem Verlust von Jerusalem im J. 1188 als Legat die Angelegenheiten des Kreuzzugs betrieben haben. Seine Geschichte der morgenländischen Fürsten von Mohammed bis auf seine Zeiten, von der er mehrmals spricht, ist verloren gegangen; den Ruhm als Geschichtschreiber verdankt er der Geschichte des heiligen Kriegs.

Wenn die geschichtliche Darstellung in Deutschland sich immer noch der lateinischen Sprache oder der gebundenen Rede bediente, so wurde dagegen die deutsche Prosa hie und da zur Abfassung schriftlicher Predigten gewählt. Wir wissen, wie thätig die Bettelorden, sowohl die Franciscaner als die Dominicaner, in das Volksleben eingriffen. Sie waren die Säulen des Papstthums, die Verkünder der Kirchengebote, die Eiferer gegen Häretiker und Gebannte, die feurigen Prediger für die Kreuzzüge. Dabei lag ihnen aber auch die Belehrung und Besserung des Volkes am Herzen. Gleich den Propheten des A. Test. drangen sie auf Reinigung des Herzens, auf sittliche Läuterung und Erhebung, auf werkthätigen Glauben; und wie eifrig sie den Ketzern entgegentraten, so stimmten sie doch darin mit ihnen überein, daß sie der Hoffahrt und Sündhaftigkeit der Welt das arme, opferfreudige Leben des Heilands und der Apostel entgegenhielten. Den größten Ruf als Volksredner erlangten um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zwei Franciscanermönche aus dem südlichen Deutschland, Bruder David, der im J. 1271 zu Augsburg im Kloster starb, und sein Schüler und Gefährte Bruder Berthold von Regensburg. Von dem

Prediger.

Letzteren sagt Wackernagel: „Ein Lehrer nicht sowohl des Glaubens, als der sittlichen Bethätigung desselben, wahrhaft ein Redner, doch ohne Bewußtsein von den Künsten der Rhetorik und recht ein Redner des Volkes, predigte er seit dem Jahre 1250 wandernd durch ganz Deutschland hin, weshalb man ihn auch den „lantbrediger" nannte, in einer Sprache, die mit Beflissenheit sich der angebornen mundartlichen Schranken entäußerte, meist, da gar um ihn sich Tausende sammelten, im Freien, von einem Baum wohl oder einem Thurme, damit ihn alle die Tausende sehen und verstehen könnten, und so groß war die Liebe und die Verehrung, die ihm ward, daß man ihm selbst die Gabe der Weissagung und wunderthätige Kraft beilegte, daß seine Anwesenheit an dem und jenem Orte und dann sein Tod zu Regensburg im J. 1272 ein chronikwürdiges Ereigniß schien; daß Frauenlob noch lange nach seinem Tode ihn im Gedicht feierte; daß noch die spätere Zeit ihn mit dem heil. Antonius von Padua verglich; daß seine Predigten endlich in Schrift gefaßt und gesammelt und immer wieder abgeschrieben und selbst in die lateinische Sprache übertragen wurden." Er war ein Redner voll Schwung und Phantasie. „Sprach er vom jüngsten Gericht, so zitterten alle Hörer, wie das vom Wind bewegte Rohr." Bruder David faßte mehr das Gemüthsleben des Volkes ins Auge und kann als Vorläufer der Mystiker angesehen werden.

Entwickelungsgang der mittelalterlichen Studien.

§. 444. Die exacten Wissenschaften. Die tiefe Finsterniß, welche in wissenschaftlichen Dingen im neunten und zehnten Jahrhundert auf dem Abenlande ruhte, begann allmählich und langsam dem Lichte zu weichen, welches sich von den Arabern in Spanien über Europa verbreitete. Die bedeutendsten Männer dieser Zeit, wie der berühmte Gerbert (§. 351), richteten ihre Blicke dorthin und suchten und fanden ihr größtes Verdienst in der Erforschung der arabischen Wissenschaft und in der Uebermittelung derselben an die abendländische Welt. Auf Jahrhunderte hinaus noch läßt sich die Spur dieses Einflusses der arabischen Gelehrten auf die christliche Wissenschaft verfolgen, und selbst die Schätze des Alterthums kamen nur durch Vermittelung der Araber, zum Theil getrübt und entstellt, dem Abendlande zu. So haben die Männer, die im zwölften Jahrhundert die Wissenschaften pflegten, und fast ausnahmslos dem geistlichen und Mönchsstand angehörten, den Errungenschaften früherer Zeiten fast nichts Neues hinzugefügt. Es war zu viel noch zu lernen, was den Alten und den Arabern schon bekannt war, die Geister waren zu sehr befangen in religiösem und wissenschaftlichem Aberglauben, in schulmäßigen Vorurtheilen, als daß in der Wissenschaft ein rascher und durchgreifender Fortschritt möglich gewesen wäre, wenn es auch nicht an Männern von Geist und edlem Streben fehlte, denen die Geschichte der Wissenschaft ihre Anerkennung nie versagen wird. Die Kreuzzüge schufen auch hier eine neue Periode durch Erweiterung des Gesichtskreises und durch Bereicherung der Kenntnisse und Erfahrungen. Der rege Verkehr mit dem Morgenlande brachte die abendländischen Gelehrten in Verbindung mit den Griechen und Arabern, die nicht blos in grammatischen und philosophischen Studien, sondern auch in Mathematik und Naturwissenschaften und allen Künsten des Lebens weit voraus waren. Man lernte griechisch und wurde dadurch in den Stand gesetzt, die Schriften des Aristoteles, die man bisher nur durch arabische Vermittelung besessen, in der Ursprache zu lesen, zu übersetzen und zu verbreiten. Durch den Besuch der blühenden arabischen Lehranstalten wurde man mit den Erfahrungswissenschaften, denen die Araber ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise zuwendeten, vertraut. So wurden Griechen und Mohammedaner die Lehrmeister des Abendlandes und ihre Schriften eine ergiebige Quelle der Bildung und Erkenntniß. Die auf fernen Reisen gesammelte Weisheit des Morgenlandes, das emsige Studium fremder Schriften erhellte die klösterliche Finsterniß und schuf einen klaren Blick in die Verhältnisse des Lebens. Bei dem durch die Kreuzzüge herbeigeführten großartigen Völkerverkehr und bei dem allgemeinen Gebrauch der lateinischen Sprache zu wissenschaftlichen Zwecken war die Schulbildung in allen Ländern des europäischen Abendlandes Gemeingut aller Gelehrten und somit die Cultur überall eine gleichartige. Vor Allen ist hier zu nennen der englische Mönch Adelhard, der auf ausgedehnten Reisen durch Spanien und Aegypten sich mit der Wissenschaft der Araber vertraut machte, und nach seiner Rückkehr deren Schätze durch Uebersetzungen seinen Landsleuten mittheilte. So scheinen durch ihn zuerst die Elemente des Euklid dem Abendland bekannt geworden zu sein, die er selbst nur aus den arabischen Uebersetzungen kannte, und

die in der Folgezeit auf die Entwickelung der Mathematik von unberechenbarem Einfluß waren. In gleichem Sinne war noch eine Reihe anderer Männer thätig, wie Robert, Bischof von Lincoln und sein Bruder Adam Marsh am Ende des zwölften Jahrhunderts, welche unter ihren Zeitgenossen im Ruf großer Gelehrsamkeit in der Mathematik standen. Diese ernsten Bestrebungen der Zeit, in die Wissenschaft der Alten einzudringen, begannen im dreizehnten Jahrhundert ihre Früchte zu tragen, wo eine neue Aera für die Naturwissenschaften anbrach, hauptsächlich durch die erfolgreiche Thätigkeit zweier großen Männer, des Albertus Magnus und des Roger Baco. Noch war zwar nicht die Zeit gekommen für große, die Wissenschaft umgestaltende Entdeckungen, es mußte erst der Boden bereitet werden, auf den ein fruchtbares Samenkorn fallen konnte. Von einer strengen wissenschaftlichen Methode der Forschung, von einem objectiven, vorurtheilsfreien Standpunkt, von einem von jeder Nebenrücksicht freien reinen Streben nach der Erkenntniß des Wahren, oder wo das Wahre nicht mit Sicherheit zu ermitteln ist, des Wahrscheinlichen, war lediglich ein weiterer Fortschritt in den exacten Wissenschaften abhängig; aber es bedurfte eines kühnen und freien Geistes, eines tiefen Einblicks in das Wesen der Wissenschaften, wie ihn die frühere Schulgelehrsamkeit nicht zu geben vermochte, um in diesen Fundamenten einen wesentlichen Fortschritt zu machen, in einer Zeit, da nicht nur das allgemeine Vorurtheil den Geist in tausend Fesseln gefangen hielt, sondern auch Gefahren und Verfolgungen dem drohten, der sich gegen die öffentliche Meinung aufzulehnen wagte. Albertus Magnus, den wir schon früher bei den Scholastikern kennen gelernt haben (§. 399), war der gelehrteste und gefeiertste Mann seiner Zeit; seine Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten, die in der damaligen Zeit als Wunderwerke galten, zog ihm den Ruf eines Magiers zu, und eine Menge wunderbarer Sagen und Erzählungen knüpfen sich an seinen Namen. Seine Forschungen und Ansichten über die Naturwissenschaften hat er in einem Werk über die Physik niedergelegt, welches er, wie er selbst sagt, auf dringendes Bitten seiner Ordensbrüder verfaßte, um denselben das Studium des Aristoteles zu erleichtern. Diesem Zweck entsprechend hält er sich in seinem Werk möglichst genau an die Physik des Aristoteles, die er überall durch seine eigenen Forschungen ergänzt, erläutert und berichtigt. Diese seine Forschungen zeugen von einer großartigen Freiheit des Geistes und von einer für jene Zeit bewunderungswürdigen Objectivität der Beobachtung. Und wenn er auch bisweilen noch von den Vorurtheilen seiner Zeit befangen erscheint, wie er z. B. die Möglichkeit der Metallverwandlung und der Goldbereitung aufrecht erhält, so treten diese überall mehr in der Form wissenschaftlicher Irrthümer als in der des Aberglaubens auf.

Albertus Magnus † 1280.

Albertus unterscheidet ausdrücklich zwischen natürlichen und übernatürlichen Ereignissen, von denen nur die ersteren in das Bereich der Naturwissenschaften fallen; aus denselben Gründen will er den Anfang und das Ende aller Dinge, die Schöpfung und den Untergang der Welt als nicht physisch aus den Naturwissenschaften verbannt wissen, wiewohl er ausdrücklich gegen Aristoteles die Ewigkeit der Welt bestreitet. Diese strenge Abgrenzung des Gebiets der Naturwissenschaften ist ein sehr bedeutsamer Schritt zur Förderung der Wissenschaft, weil darin das Bestreben liegt, überall die natürlichen Ursachen der Erscheinungen zu erkennen, wenn auch dies Bestreben noch nicht immer mit Erfolg gekrönt ist. Vielfach finden wir Albertus noch befangen in dem Glauben an den Einfluß der Gestirne auf die Schicksale der Menschen, aber auch hier leuchtet überall der Gedanke an irgend einen natürlichen, wenn auch nicht näher erklärten Zusammenhang durch. In einem seiner Werke, speculum astronomicum genannt, kennzeichnet er seine Stellung gegenüber der Astrologie. Er betrachtet die Constellation der Gestirne nur als eine der vielen Ursachen, die auf die Entschlüsse und auf die Schicksale der Menschen von Einfluß sein können vermittelst eines dunkeln natürlichen Zusammenhangs, die aber keineswegs allein maßgebend sind, noch unabänderlich gewisse Folgen nach sich ziehen, denn die Freiheit des Willens gilt ihm immer als ein unantastbarer Grundsatz. Albertus zeichnet sich durch eine für die damalige Zeit unglaubliche Fülle des Wissens, eine ungemein reiche und sorgfältige Beobachtung der Natur und selbst eine umsichtige Sammlung und Kritik fremder Beobachtungen und Erfahrungen aus.

Der zweite große Mann dieses Zeitalters, der an Freiheit des Geistes, an Kühnheit, den herrschenden Vorurtheilen seiner Zeit entgegen zu treten, an genialer Schöpfungskraft

Roger Baco 1214—1294. den Albertus Magnus überragt, ist Roger Baco. Wie bei Albertus besteht auch Baco's Größe weniger in dem, was er Neues der Wissenschaft hinzugefügt, als in den neuen Bahnen, die er eröffnet, in der Schärfe und Kühnheit, mit der er die veralteten, unfruchtbaren Methoden bekämpft hat. Mit glühendem Wissensdrang hatte er die Schriften der Araber und Griechen studirt, er hatte seine Forschungen ausgedehnt auf alle Gebiete des damaligen Wissens, er hatte die Schwächen und Fehler des Alten erkannt und empfunden, und strebte mit aller Kraft seines Geistes nach neuen Wegen zur Förderung der Wissenschaft.

Baco richtete seine Angriffe zunächst gegen die scholastisch-aristotelische Philosophie, welche, noch mit den Spuren der unlauteren arabischen Quellen behaftet, die Wissenschaft jener Zeit despotisch beherrschte, gegen die spitzfindige Dialektik, der es mehr um schulmäßig correcte Schlüsse, um gelehrt klingende Wortstellungen, als um die Ermittelung der Wahrheit zu thun war. Er bekämpfte in einem eigenen Werk „de nullitate Magiae" den Aberglauben und die Irrlehren. Und wenn er auch selbst noch zum Theil den astrologischen und alchemistischen Lehren anhing, so ist es doch mehr zu bewundern, in wie gemäßigter, freisinniger Form er sich über diese Dinge ausspricht, als daß man ihm einen Vorwurf daraus machen dürfte, daß er ein Sohn seiner Zeit war, daß ihm nicht die Erfahrungen und Kenntnisse zu Gebote standen, die erst die spätere Zeit hervorgebracht hat. Roger Baco war in der That der aufgeklärteste Mann seines Jahrhunderts. Bei Keinem tritt in dem Maße das Bestreben nach einer natürlichen und realen Auffassung der Dinge dieser Welt hervor. So versucht er denn auch an die Stelle der alten scholastischen Lehren, die er zu zerstören trachtete, neue, fruchtbarere Methoden zu setzen, und diese findet er einerseits in dem Zurückgehen auf die Erfahrung, andererseits, und dies ist der große neue Gedanke, den Baco zuerst gefaßt hat, in der Anwendung der Mathematik auf die Naturwissenschaften. Mit der mathematischen Methode versuchte Baco theils mit mehr, theils mit weniger Glück in verschiedenen Theilen der Naturwissenschaften Resultate zu erzielen. Diese Untersuchungen sind uns in einer Reihe von Werken, „Perspectiva", „Specula mathematica" und hauptsächlich in dem „Opus majus", erhalten. Namentlich richtete er seine Forschungen auf die Optik, auf die Gesetze der Spiegelung und der Strahlenbrechung. Mit großem Scharfsinn hat er die Wirkung der geschliffenen Gläser erkannt, so daß ihm von Manchen die Entdeckung der Fernröhre und Brillengläser zugeschrieben wird. Es ist indessen unwahrscheinlich, daß er es versucht habe, seine theoretischen Resultate in die Wirklichkeit zu übertragen, und es scheint mehr das Spiel einer lebhaften Phantasie seines prophetisch der Zeit vorauseilenden Geistes, als eine wirklich gemachte Erfahrung zu sein, wenn er von Gläsern spricht, die das Größte klein, das Kleinste groß, das Entfernte nahe und das Nahe entfernt erscheinen lassen, mittelst deren wir die Sandkörner zählen und die Sonne und den Mond herabsteigen und über den Häuptern unserer Feinde erscheinen lassen könnten. Dagegen ist nicht zu bezweifeln, daß Baco durch seine zahlreichen chemischen Forschungen bereits zur Kenntniß der Zusammensetzung und der Wirkung des Schießpulvers und zu einer großen Zahl anderer Entdeckungen gelangt ist. Auch hat er bereits die Einrichtung des Julianischen Kalenders geprüft und die Mängel desselben scharf und richtig erkannt.

Die Optik war in jener Zeit eine vielfach und mit Vorliebe behandelte Wissenschaft. Außer Roger Baco sind noch zwei andere Männer zu nennen, welche gelehrte Werke darüber hinterlassen haben, der Pole Vitellio und Thomas Peccam oder Pecham, nachmals Erzbischof von Canterbury, dessen Werk, wiewohl mit zahlreichen Fehlern und Ungenauigkeiten behaftet, im Mittelalter ein großes Ansehen genoß. Durch diese wissenschaftlichen Forschungen angeregt, machte auch die praktische Optik einen bedeutenden Fortschritt, durch die Erfindung der Linsengläser und die Anwendung derselben zur Schärfung des Gesichts, welches wahrscheinlich einem Florentiner Salvino degl' Armati zugeschrieben werden muß. Es waren namentlich zwei Wissenschaften, welche in damaliger Zeit, allerdings im Dienste des Wahns und des Aberglaubens, in Blüthe und Ansehen standen und zum Theil des mächtigen Schutzes der Fürsten genossen, die Chemie und die Astronomie. Die Chemie, theils als Mittel der Heilkunde, theils zum Zweck des Goldmachens betrieben, war eine Beschäftigung fast aller Gelehrten und selbst mancher Fürsten jener Zeit. Niemand zweifelte an der Existenz des Steins der Weisen, der unedle Metalle in Gold verwandeln und zugleich als Universalmedicin und Lebenselixir alle Krankheiten heilen und das Leben erhalten sollte. Von Vielen wurde behauptet, daß sie ihn gefunden hätten, so von dem glaubens-

eifrigen Heidenbekehrer Raymundus Lullus, der durch seine zahlreichen Experimente nicht wenig zur Erweiterung der chemischen Kenntnisse beigetragen, aber zugleich durch seine Unklarheit und durch das Hereinziehen religiöser Phantastereien in die Wissenschaft die Begriffe verdunkelt und verwirrt hat. Nicht minder als die Chemie wurde die Astronomie gefördert durch die astrologischen Träumereien des Zeitalters. Unter besonderem Schutz und Förderung des Kaisers Friedrich II., der den Wissenschaften, und namentlich der Astronomie sehr zugethan war, wurde die erste Uebersetzung vom Almagest des Ptolemäus (§. 256), allerdings nicht aus dem Grundtext, sondern aus dem Arabischen, durch Gerhard von Cremona verfaßt, wodurch die Grundlagen der wissenschaftlichen Astronomie zuerst in Europa bekannt wurden. Von noch größerem und dauernderem Nutzen für die Wissenschaft waren die Bestrebungen des Königs Alfons „des Weisen" von Castilien (§. 445), der auch durch besoldete Gelehrte Urkunden und Annalen zu großen Geschichtswerken anfertigen ließ. Selbst ein eifriger Anhänger und gründlicher Kenner der Astronomie, berief dieser Fürst mit großem Kostenaufwand die bedeutendsten jüdischen, arabischen und christlichen Gelehrten seiner Zeit an seinen Hof, um durch sie die Fehler der alten Astronomie verbessern zu lassen. Nach vierjähriger Arbeit wurden von diesen die berühmten „Alfonsinischen Tafeln" herausgegeben, welche trotz der sehr complicirten und fast absurden Theorie der Bewegung der Himmelskörper, die denselben zu Grunde liegt, eine Fülle von höchst fruchtbaren Beobachtungen für die Wissenschaft enthalten. Man erzählt, daß Alfons selbst, durch die unnatürlichen und künstlichen Voraussetzungen seiner Gelehrten betroffen, geäußert habe, wenn Gott ihn bei der Weltschöpfung zu Rathe gezogen hätte, so würden die Dinge wesentlich besser und einfacher eingerichtet worden sein. Auch im übrigen Europa fanden die Ansichten der Alfonsinischen Gelehrten heftige Gegner, welche dieselben sogar zwangen, eine Revision und Verbesserung ihrer Tafeln vorzunehmen. So regte sich bereits in dieser Zeit das Bedürfniß und das Streben nach einer einfacheren und richtigeren Erklärung der scheinbar so complicirten Vorgänge am Sternenhimmel, ein Bedürfniß, dessen Befriedigung allerdings noch fast drei Jahrhunderte auf sich warten ließ.

1252.

V. Verfall der Lehnsmonarchie und Entartung der Kirche.

1. Das Zwischenreich (Interregnum) 1250—1273.

§. 445. Zustände im Reich. Nach dem Tode Friedrichs II. trat für Deutschland eine verhängnißvolle Zeit ein und des Sängers Wort: „mein Dach ist faul, es triefen meine Wände", ging in Erfüllung. Auswärtige Fürsten ohne Macht und Einfluß führten den Kaisertitel, indeß im Innern Anarchie und Gesetzlosigkeit walteten und nur der Starke sich Recht zu schaffen vermochte (Faustrecht). Als Wilhelm von Holland (§. 408), „unser Pflänzlein", wie ihn der Papst nannte, im Kampfe wider die tapfern, in demokratischen Gemeinwesen lebenden Friesen auf den gefrornen Untiefen gefallen war, lenkte der Erzbischof von Köln die Wahl auf den reichen **Richard von Cornwallis**, den Bruder König Heinrichs III. von England, während der Erzbischof von Trier und seine Anhänger **Alfons (X.) den Weisen von Castilien**, einen Verwandten des hohenstaufischen Herrscherhauses (§. 513), mit dem Kaisertitel zierten. Jener fuhr einigemale mit Schätzen beladen den Rhein herauf, um die Habgier der Fürsten, die ihn um seines Geldes willen gewählt, zu befriedigen: der Letztere besuchte nie das Reich, mit dem bisher die Kaiserwürde verknüpft war. Während dieser kaiserlosen Zeit strebten herrschsüchtige Fürsten und Bischöfe ihre Besitzungen und Rechte zu erweitern, theils durch Bekämpfung der

28. Jan. 1256.
1257.

aufblühenden Städte, theils durch widerrechtliche Aneignung von Reichslehen, Zöllen, Rechten und Regalien aller Art. Was diese im Großen trieben, übten die Ritter und Vasallen im Kleinen. Von ihren Burgen herab, die, wie noch jetzt deren Ruinen beweisen, an den Ufern schiffbarer Flüsse oder an der Seite belebter Heerstraßen angelegt waren, führten sie ein wildes Raubleben, schleppten Reisende in ihre Burgverließe, um ein schweres Lösegeld zu erpressen, plünderten die Güterwagen der Handelsstädte und trotzten hinter ihren festen Mauern den machtlosen Gesetzen und Gerichten. Wurde doch sogar die Königin in der Nähe der Reichsfeste Trifels von zwei Rittern überfallen und ihres Schmuckes und ihrer Kostbarkeiten beraubt. „Die Unart des deutschen Adels, nirgends gezügelt durch oberrichterliche Gewalt, erhob das unritterliche Faustrecht, Beraubung und Mißhandlung des Schwächeren und Wehrlosen zur gedankenlosen Lebensgewohnheit und verdunkelte oder erstickte jedes Rechtsgefühl, jede Regung der Nationalehre, unterdrückte jede Rücksicht auf gemeinsame Wohlfahrt". Die Idealität zog sich aus dem Staat in das einzelne Gemüth, aus dem Leben in die Dichtung zurück. „Damit begann die innere Selbstauflösung des Ritterthums, der Zwiespalt trat in ihm ein und die Ausartung einerseits in jene minneselige und minnesieche Gefühlsschwelgerei, andrerseits in die Rohheit des Raubritterthums". Von der Zeit an ging das große, ruhmvolle Reich einem trostlosen Zerfalle entgegen. Es war nur ein schwacher Nothbehelf gegen die Gewaltthaten des Faustrechts und den frechen Uebermuth des gewappneten Mannes, daß das Freigericht der heiligen Fehme, das seinen Hauptsitz auf der „rothen Erde" in Westfalen unter der Leitung des Erzbischofs von Köln hatte, den Frevler und Verbrecher durch die Furcht vor geheimer Gerechtigkeitspflege und blutiger Vergeltung zu schrecken suchte; und selbst die große städtische Einigung, die Hansa, die in denselben Jahren, da der rheinische Städtebund durch das Doppelkönigthum und den Parteigeist im Keime geknickt ward, in Norddeutschland sich befestigte und ausdehnte, konnte in dieser eisernen Zeit ihren Gliedern nur eine dürftige Nothwehr bieten. Und doch bildeten die deutschen Städte den einzigen Lichtblick in diesen dunkeln Zeiten; sie allein „vertraten den Gedanken an eine Fortentwickelung der nationalen Gesellschaft; sie hielten den Glauben an die Zusammengehörigkeit der ihren Mittelpunkt fliehenden Kräfte fest; sie stellten tapfer die Nothwendigkeit des Rechts der räuberischen Gewalt, dem schnöden Eigennutze gegenüber. Klug, mannhaft, einig und ehreifrig überdauerten sie nicht allein jene jammervolle Zeit; blühender an Schmuck, reicher an Gut und Waffen wie an weltgestaltenden Planen, geläutert und veredelt im Genusse gemeinheitlicher Verfassung, gehen sie durch König Rudolfs ärmlichen, aber wohnlichen Nothbau des Reichsstaats in das vierzehnte Jahrhundert ein, und bereiten sich für die längst verkündeten Stürme der Zunftkämpfe, der Demokratie, vor" (§. 419). Der Sieg bei Husbergen (1262), in welchem die Straßburger unter der Feldhauptmannschaft des Grafen Rudolf von Habsburg ihren Bischof, den streitlustigen Walter von Geroldseck mit seinen Reisigen, die Schlacht bei Kitzingen (1266), in welcher die Würzburger die Grafen von Henneberg und Kassel schlugen, die Besiegung und Gefangenschaft des Erzbischofs Engelbrecht von Köln durch die Bürger seiner Stadt (1271) bewährten den Geist und auch die Macht, die sich in den Städten immer mehr entwickelte. Viele Raubritterburgen und Zollstätten erlagen dem

vereinten Angriffe der bürgerlichen Wehrgenossenschaften. Am härtesten und leidensvollsten gestaltete sich in dieser Zeit des Faustrechts das Loos des **Bauernstandes**. In den Fehden der ritterlichen Gutsherren wurden oft die Dörfer und Höfe niedergebrannt und die Ernte verwüstet; die Jagden wie das Wild waren den Saaten verderblich; die persönlichen Leistungen, durch Frohndienste, Steuern, Zehnten und Abgaben jeglicher Art waren endlos; ohne Recht und Schutz der Gesetze war der unfreie Mann den härtesten und entehrendsten Strafen ausgesetzt. Dabei noch feudaler Uebermuth und die durch brutale Rechte geförderte Frivolität eines zuchtlosen Herrenstandes. Die Bauernaufstände, deren die Geschichte des Mittelalters eine ansehnliche Menge aufzuweisen hat, dienten nur zur Verschlimmerung ihrer Lage. Wahrlich! es bedurfte für diesen Stand gar sehr der kirchlichen Lehre von christlicher Demuth, um sich über die unchristliche Erniedrigung zu trösten. — Nicht minder drückend war die Lage der **Juden**. Befanden sie sich auch in Beziehung auf Vermögen, Lebensgenüsse und Arbeit in weit besserer Lage, so waren sie dagegen häufig jedes Rechtsschutzes beraubt, der Verachtung und Verfolgung preisgegeben.

§. 446. 1. **Städtebündnisse**. Um die Zeit, da Konrad IV. im fernen Neapel ins Grab sank, schlossen die rheinischen Städte Worms, Mainz, Oppenheim und Bingen, auf Betreiben des Mainzer Patriziers Waldpod eine Friedenseinigung und bestellten vier Richter aus jeder dieser Stadtgemeinden zur Entscheidung gegenseitiger Streitigkeiten. Dieses Uebereinkommen legte den Grund zu dem **rheinischen Städtebund**, der im Juli desselben Jahres zum Abschluß kam, indem alle an beiden Ufern des deutschen Stromes gelegenen Städte von Köln und Aachen bis Straßburg und Basel jener Friedenseinigung beitraten. Als Zweck der Verbindung wird die Erhaltung des Landfriedens bei der Unsicherheit der Straßen und der allgemeinen Unordnung und Rechtsverachtung obenan gestellt. Bald traten auch die Erzbischöfe und Bischöfe am Rhein und in der Nachbarschaft und viele Grafen und edle Herren der Friedenseinigung bei, so daß in Kurzem der Bund sechzig Mitglieder zählte. Auf dem Städtetag, der am 6. October in Worms abgehalten ward, traf man zunächst Bestimmungen zur Erhaltung des Landfriedens, zur Bestrafung der Friedensbrecher, zur Beschützung der Wehrlosen, zur Sicherung des Eigenthums, zur Begründung friedlicher Verhältnisse und guten Einvernehmens mit den benachbarten Fürsten und Herren. Regelmäßige Städtetage, viermal im Jahr, mit Bundesgerichten sollten den Frieden und die gemeinsamen Interessen wahren, alle „Pfahlbürger", d. h. die in den Bürgerverband aufgenommenen Landedelleute, die ihren Wohnsitz nicht in der Stadt hatten, sollten beseitigt werden, alle Bundesglieder zur Erhaltung gewaffneter Kriegsmannschaft verpflichtet sein, und die Städte abwärts der Mosel fünfzig Kriegsfahrzeuge nebst der zur Bemannung erforderlichen Zahl von Armbrustschützen bereit halten. Bei diesem ersten Abkommen war von der Reichsgewalt keine Rede; so wenig Vertrauen hatte man zu dem obersten Gericht. Aber im nächsten Jahr wurde in Worms ein Hof- und Landtag abgehalten, auf welchem die Abgeordneten des rheinischen Städtebundes in des Königs Gegenwart den aufgerichteten Landfrieden beschworen, und jedem sein hergebrachtes Recht zugesichert ward. Zugleich wurde das Strand- und Grundruhrrecht abgeschafft und alle unechten und falschen Münzen verschlagen. Der Reichsjustitiar oder königliche Oberhofrichter Graf Adolf von Waldeck sollte dem Bunde bei Bestrafung aller, die den beschworenen Frieden brechen würden, zur Hand sein. Im nächsten Juni wurden in Gegenwart des Oberhofrichters in Mainz und am 14. October unter König Wilhelms eigenem Vorsitz in Worms neue Städtetage mit gleich günstigen Ergebnissen abgehalten. Es waren Anfänge einer neuen Ordnung der Dinge, gegründet auf der Basis der Selbsthülfe, welcher der König selbst Vorschub leistete.

Der rheinische Städtebund. 1254. — *Juli 1254.* — *6. Octbr.* — *Februar 1255.*

Noch früher als im Westen und Süden des Reichs waren im Norden einzelne Stadtgemeinden zu Verbänden zusammengetreten, die, ihre Kreise immer weiter ausdehnend, zu-

Die Hansa.

letzt in dem großen norddeutschen Städtebund, die Hansa genannt, ihre gemeinsame Vereinigung fanden. Wie bei den rheinischen Städten bildeten auch dort Landfriedensverträge gegen Landesherren und Adel, Bündnisse zu gemeinschaftlicher Vertheidigung wider nahe Bedränger, Abkommen über Münze, Seerecht u. dgl. die Grundlagen von Einungen einzelner Städte; aber bald gingen sie über die engen Grenzen hinaus, indem sie die Wahrung aller gemeinsamen politischen und mercantilen Interessen als Ziel aufstellten. Das erste umfassendere Bündniß wurde im J. 1241 zwischen Lübeck und Hamburg zur Sicherung des wichtigen Binnenverkehrs auf dem Recknitzcanal geschlossen; und wenn man auch mit Unrecht in diesem Bündniß den Ursprung des großen Städtebundes erblicken wollte, der vierzig Jahre später nach dem Vorgange der deutschen Niederlassung in London den gemeinsamen Namen der deutschen Hansa erhielt, so bildete es doch den ersten festen Kern zum Anschluß anderer Handelsstädte der Nord- und Ostsee. Das Wort „Hansa", ursprünglich altflämische Bezeichnung einer Abgabe, erhielt erst im vierzehnten Jahrhundert die Bedeutung einer Verbindung, deren Mitglieder Beiträge „zu einem gemeinschaftlichen Zweck" entrichteten. Dieser Zweck war Schutz und Sicherheit nach Innen und Außen: „Erhaltung und Erweiterung der einzeln oder gemeinsam in der Fremde oder von den Landesherren erlangten Freiheiten; Wahrung gesicherter Fahrt zu Lande und zur See; schiedsrichterliche Vermittelung in allen Streitigkeiten zwischen einzelnen Bundesstädten, um jede Einmischung der Landesherren und selbst des Kaisers fern zu halten; endlich Aufrechthaltung der Ruhe im Inneren der Städte, Stützung des städtischen Regiments gegen Aufruhr und Neuerung." Ohne kräftigen Schutz gegen äußere Gewaltthätigkeit konnte in diesen barbarischen Zeiten kein Friedenswerk gedeihen. Denn überall stand der Kaufmann in Gefahr, beraubt und beschädigt zu werden. Wie viele Verbote auch von Kaiser und Papst, von einzelnen Fürsten, von Städten gegen die barbarische Sitte des Strandrechts und des Grundruhrrechts ausgingen; die gewaltsame Gewöhnung der Unterthanen dauerte fort. Was nicht auf unversehrtem Fahrzeug den Bestimmungsort erreichte, war unwiederbringlich dem Eigenthümer verloren. Das Schiff, welches an der Klippe zerschellt war, der Frachtkahn, welcher auf den Grund gerathen war, wie das ausgeworfene und angetriebene Gut, der Wagen, welcher mit der Achse die Straße berührt hatte, wie die hinabgefallene Waare — galten als verfallen den Herren und Bewohnern des Landes, jede Bergung, selbst um Lohn, war versagt, das Selbstgeborgene ward den Schiffbrüchigen entrissen. Nicht minder ernste Gefahren erwarteten den Kaufmann am fernen Gestade, auch wenn er mit unversehrtem Schiff und Gut gelandet war. Recht- und schutzlos war er der brutalen Willkür der Fürsten und Großen, endlosen Zollbelästigungen, dem Handelsneid der einheimischen Städte preisgegeben. Starb er in der Fremde, so ward nach altem Brauch sein Gut vom Fürsten des Landes eingezogen und nur aus besonderer Gunst den Erben ganz oder zum Theil verabfolgt. Ward im Lande oder gegen einen Angehörigen des Landes von einem Fremden, dessen Landsmann, Stadt oder Staat eine Unbill verübt, so wurden rücksichtslose Repressalien gegen alle Landsleute des Frevlers, gegen dessen Heimathsland, oder gar gegen alle Fremde ergriffen, die Güter mit Beschlag belegt, confiscirt, die Personen eingekerkert, erschlagen oder des Landes verwiesen. Keine deutsche Stadt besaß die Macht, solche Mißbräuche und Ungerechtigkeiten in der Fremde zu verhüten. Nur zu einem starken Bund vereinigt konnten sie dem Uebel wehren, indem sie sich durch Privilegien oder Sonderrechte sicherten und zum Schutze derselben dauernde Handelsniederlassungen oder Factoreien gründeten und mit tüchtigen, handfesten Leuten besetzten. Die Vortheile einer solchen Einrichtung waren so einleuchtend, daß sich in kurzer Zeit alle wichtigeren Städte im Gebiete der Nord- und Ostsee und an den einmündenden großen Strömen dem Bunde anschlossen. In raschem Steigen erhebt sich die bürgerliche Macht ohne jede Gunst der Natur an der hafenarmen Küste. Die massiven Gaben deutscher Gesittung, das Schwert, der schwere Pflug, der Steinbau und die „freie Luft" der Städte, die strenge Zucht der Kirche verbreiteten sich über die leichtlebigen Völker des Ostens. Die Handelsplätze Scandinaviens wurden deutsch, alle mercantilen Kräfte des Nordens vom deutschen Bürger herrisch ausgebeutet. Der deutsche Kaufmann allein durfte das ungastliche Rußland durchstreifen und begleitete, im schweren Eigenhandel dieser unsicheren Zeiten, selber seine Waarenzüge nach dem deutschen Hof von St. Peter in der Handesrepublik von Nowgorod, dem

Markt der köstlichen „Peltereien" des Nordens. Selbst die Gebiete der slavischen Kleinfürsten in Pommern und Schlesien wurden von deutscher Bildung überherrscht; und auch nach Polen bis Sandomir und Krakau verbreitete sich der Einfluß des deutschen Bürgerthums. Schon um 1285 finden wir Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswald, Hamburg, Bremen, Wisby, die livländischen und westfriesischen Städte zu einem Seebund vereinigt, der sich in Deutschland, wie in England und Scandinavien Achtung zu verschaffen wußte. Bald trat Lübeck thatsächlich an die Spitze des Bundes. Dort waren zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts fast sämmtliche niederdeutsche See- und Binnenstädte zu einer Tagfahrt versammelt und auch in der Folge hatte die Stadt eine vorherrschende Bedeutung im Bunde. In Lübeck wurden die „Hansatage" gehalten und das lübische Recht, welches sie von der westfälischen Stadt Soest hergenommen hatte, galt in allen hanseatischen Seestädten. Bald war die „Hansa" eine große Genossenschaft, welche sich in Deutschland wie im Ausland Privilegien erwarb, die der Gesammtheit zu Gute kamen. „Der Bund erlangte durch Geld, durch Verwendung von Kaiser und Landesherr, unter kluger Benutzung der Umstände das Recht der freien Niederlassung und des dauernden geschützten Verkehrs im ganzen Lande, völlige Abgabenfreiheit oder doch große Zollbegünstigungen, Befreiung vom Strandrecht und von Repressalien, Grundeigenthum mit Wohnung, Speichern, Landungsplätzen und Kirche; die Befugniß, sich selbst Aelterleute zu wählen, welche die gemeinschaftlichen Anstalten verwalteten, die Genossenschaft nach Außen vertraten und unter den Landsleuten nach heimischem Satz und Brauch, wie nach selbstgegebenen Statuten, Recht sprachen." Die Niederlassung als solche trieb keine Geschäfte, sie schützte und sicherte nur den Eigenhandel der deutschen Kaufleute in den großen Gebieten, für welche sie den Mittelpunkt bildete.

Zur Zeit ihrer Blüthe zählte die Hansa siebenundsiebenzig, theils reichsunmittelbare, theils von geistlichen oder weltlichen Fürsten abhängige Stadtgemeinden, von Middelburg und Amsterdam bis Reval und Narwa, von Wisby bis Breslau. Nicht blos Seestädte, sondern auch Binnenorte, namentlich die alten Gemeinden Westfalens und Niedersachsens, Soest und Münster, Magdeburg, Braunschweig, Salzwedel, waren Mitglieder der großen norddeutschen Kaufmannsgilde. — Neben Lübeck war die nach seinem Vorbilde eingerichtete Elbstadt **Hamburg** die angesehenste, deren Aufblühen und Freiheit erst seit der Gründung der Neustadt durch Graf Adolf von Schauenburg 1188 begann. Eine erbliche Vogtei war im Besitz der Gerichtsbarkeit, aber die Ansiedler erhielten große Rechte und Immunitäten, die Friedrich I. mehrte. Ferner gehörten außer den genannten noch der hanseatischen Genossenschaft an: Köln (anfangs Mitglied des rheinischen Bundes), Lüneburg, Bremen, die Wendenstädte Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin, Wismar, Riga, Reval, Dorpat, Danzig, die deutsche Gemeinde von Krakau u. a. m. Die Hanseaten waren die einzigen Schiffer in den Meeren des Nordens; sie holten ihre Waaren an Ort und Stelle. Die erste überseeische **Factorei** war der **Stahlhof** in London, wo die deutschen Kaufleute in geschlossenem Gemeinwesen mit strenger Zucht, klösterlicher Ordnung und in ehelosem Stande zusammenlebten, sich nicht mischend mit den Eingeborenen, aber geachtet und unentbehrlich. Sie brachten die Pelze Rußlands, die Häringe und Stockfische Scandinaviens, Korn, Holz und andere Erzeugnisse des Nordens und Südens nach England und errangen sich zahlreiche Privilegien von den Königen, die meistens ihre Schuldner waren. Damals hieß es auf dem Continent: „Wir kaufen von dem Engländer den Fuchsbalg für einen Groschen und verkaufen ihm den Fuchsschwanz wieder für einen Gulden." Erst unter Elisabeth war das englische Volk so weit vorgeschritten, daß es seinen Handel in die Hände nehmen und seine Lehrmeister entbehren konnte. — Nach Lübeck war **Wisby** auf der Felseninsel Gothland der wichtigste Mittelpunkt des nordischen Handels. Dort waren schon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts die Kaufleute Westfalens und Niedersachsens, später von Livland und Preußen in zahlreichen landsmannschaftlichen Vereinen unter selbstgewählten Vögten versammelt. Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts verlor die Insel ihre mercantile Bedeutung. Ihre Stellung im nordischen Handel ging dann auf **Danzig** über. „Verödet und vereinsamt weist die Stadt Wisby nur noch in den Marmorruinen ihrer Kirchen und Prachtbauten auf lang entschwundenen Glanz. Der Name Wisby's aber lebt fort in dem über alle seefahrende Nationen weit verbreiteten Seerecht, der vollständigsten Zusammenstellung nordeuropäischer Seegebräuche, welche um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts dort entstanden zu sein scheint." Die zweite Factorei war der St. **Petershof** in der alten Warägerstadt **Nowgorod**,

Ausbreitung der Hansa.

wo die deutschen Kaufleute in ähnlicher Weise organisirt lebten und die Pelze aus dem Innern Rußlands nach den civilisirten Ländern brachten. Die Herrschaft Nowgorods erstreckte sich vom Ural bis zum Eismeer; eine gute Wasserstraße die Newa hinab und zahlreiche Landwege durch Livland, Kurland, Litthauen führten zur Ostsee. „So zogen in großen Admiralschaften und Caravanen die deutschen Wasserfahrer und Landfahrer nach dem Petershof." Als Iwan III. nach Besiegung der Tataren das russische Reich gestärkt hatte, schloß er auch den St. Petershof und trieb die deutschen Ansiedler fort. — Der große Weltmarkt der damaligen Zeit, wo alle europäischen Nationen ihre geschützten und privilegirten Factoreien besaßen, die eigentliche hohe Schule für den Weltverkehr war Brügge in Flandern und auch da hatte die deutsche Hansa ihr mächtiges Haus; hierhin wurden alle Erzeugnisse des Nordens zum Verkauf gebracht, und dafür die Waaren und Luxusgegenstände, die aus Italien, Spanien und Indien kamen, und die flandrischen und brabantischen Producte nach dem nördlichen Deutschland und Scandinavien ausgeführt. — Ein wichtiges Mittelglied waren die drei scandinavischen Reiche, daher der Bund aufs Eifrigste beflissen war, hier den Handel ganz in deutsche Hände zu bringen und das Aufkommen einheimischer Kaufleute zu verhindern. In Schweden, besonders in Schonen, waren deutsche Kaufleute in allen Städten eingebürgert; zu Bergen in Norwegen war der wichtigste Stadttheil in den Händen der Deutschen, über dreitausend Kaufleute, Schiffer und Handwerker führten dort ein gewaltthätiges Regiment. Die Kaufleute in den Factoreien waren junge kräftige Männer, die eng verbunden zusammenlebten, immer bereit, mit dem Schwerte ihre Interessen zu wahren; keiner durfte sich in frembem Lande verheirathen oder Bürgerrecht annehmen. Hundert Jahre dauerte diese höchste Blüthe der Hansa, überall hatte sie Monopole und Freihäfen, und nur hanseatischen Schiffen erlaubte sie das Befahren der nordischen Meere. Wenn eine Bundesstadt sich den Anordnungen des Hansatages nicht fügen wollte, so war ein mächtiges Mittel des Zwanges, das sicher traf, der hanseatische Bann oder die „Verhansung", so gefürchtet wie nur irgend ein Bann oder eine Acht. Zahlreich und siegreich waren die Kriege, die der Bund in seiner mächtigen Zeit führte; der Danziger Seeheld Paul Benecke besiegte die Holländer in mehreren Seeschlachten, und die Könige von Schweden, Dänemark und Norwegen wurden oft zu schmählichen Friedensbedingungen gezwungen. Noch lange gedachten die Hanseaten mit Stolz des glänzenden Friedens, den die Seestädte mit der dänischen Regierung im Mai 1370 in Stralsund abgeschlossen. In Schweden und Dänemark konnte kein König den Thron besteigen ohne Zustimmung und Bestätigung des Hansatages in Lübeck. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert war die mächtigste Zeit der Hansa, im fünfzehnten und sechzehnten verfiel sie allmählich und der dreißigjährige Krieg war auch ihr Grab. Ihr Verfall wurde durch die allmähliche Erstarkung der übrigen nordischen Mächte, sowie durch Zwietracht untereinander herbeigeführt.

Die Juden. §. 447. 2. Die Juden. Durch das ganze Mittelalter galten die deutschen Juden als „kaiserliche Kammerknechte", welche gegen eine zu entrichtende Abgabe unter des Kaisers Schutz und Obhut gestellt waren. Und wenn auch dieser „Judenschutz" sammt dem damit verbundenen Einkommen hie und da an einzelne Stadtherren, Gemeinden oder Territorialfürsten überging, so geschah es stets in Folge einer Uebertragung. Der Judenschutz war somit ein kaiserliches Regal, welches wie andere Reichs- und Hoheitsrechte mittelst Belehnung oder Schenkung an andere Reichsstände hingegeben werden konnte. Auch das Recht „Juden zu halten" wurde als kaiserliches Privilegium verliehen. Doch war bei dem sinkenden Ansehen des Kaiserthums dieser Reichsschutz nicht vermögend, den Judenverfolgungen vorzubeugen, wie aus der öfteren Wiederholung solcher Scenen der Gewaltthat und Bedrückung hervorgeht. Selbst die Päpste sahen sich veranlaßt, durch Ausschreiben und Concilienbeschlüsse von Judenverfolgungen abzumahnen. Der tiefwurzelnde Judenhaß, der in der Stammesverschiedenheit, in dem religiösen Gegensatz, in der strengen nationalen Abgeschlossenheit des semitischen Volkes, mitunter auch in dem Neid und Zorn über die wucherische Ausbeutung der Christen seinen Grund hatte, wurde nicht wenig gesteigert durch die von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzende Volkssage, daß die Juden Christenkinder tödteten und ihr Blut beim Paschafest verwendeten, eine Beschuldigung, die schon im zwölften Jahrhundert erhoben wurde und zu vielen Verfolgungen den Anlaß bot. Wie sehr auch manche Härten und Schärfen mittelalterlicher Denkungsweise mit der Zeit sich milderten; gegen die Juden dauerten Intoleranz, Haß und Verachtung fort. Nicht nur, daß man ihnen den Erwerb von Grundbesitz verbot, daß sie in keine Zünfte aufgenommen wurden, daß man

sie vom Kriegs- und Staatsdienst ausschloß; auch wo ihnen das Niederlassungsrecht gegen hohe Abgaben gewährt wurde, lebten sie in besondere Stadtviertel oder Gassen abgesperrt, mußten sie, wie die Saracenen in Sicilien und Spanien, besondere Abzeichen tragen und wurden bei verschiedenen Gelegenheiten schwer geschatzt. Nicht selten wurden sie von den Schuldnern mit Gewalt zum Nachlaß gezwungen, oder ihre Schuld- und Zinsforderungen für ungültig erklärt. Durch solche Mißhandlungen und Zurücksetzungen wurde auch in den Juden ein scharfer Christenhaß erzeugt und genährt, der sich besonders in der rücksichtslosesten Gewinnsucht, in der hartherzigsten Ausbeutung aller Geldverlegenheiten kund gab. Da sie von Ackerbau und Gewerbthätigkeit ausgeschlossen waren oder sich selbst ausschlossen, so richtete sich die ganze Schärfe des Judengeistes auf Handel und Wucher. Das kirchliche Verbot der Zinsnahme unter Christen gab die Geldgeschäfte vorzugsweise in ihre Hände, und da rächten sie sich denn durch Wucher und Zinssteigerung für die Verachtung und den Hohn, für die Bedrückung und Austreibung, für die Gewaltthätigkeiten und Verfolgungen, denen sie so häufig ausgesetzt waren.

§. 448. 3. **Recht und Gericht.** Wie die Städtebündnisse die Keime und Ansätze eines volksthümlichen Selbstregiments, einer republikanischen Staats- und Rechtsordnung in sich trugen, so traten auch in andern Gebieten des öffentlichen Lebens einzelne Versuche hervor, der rohen Gewaltthätigkeit der Feudalherren und dem Frevelmuth eines rechtverachtenden Geschlechts einen Zügel anzulegen. Die Friedensgebote der Kirche, jene Bestimmungen des „Gottesfriedens“, die wir früher (§. 354) dargestellt, waren unter den ehernen Tritten der fehdelustigen Ritterschaft außer Uebung gekommen; weder die Gotteshäuser und Religionsstätten, noch die geheiligten Zeiten und Festtage vermochten den verheerenden Wirkungen des Schwertes und der Brandfackel Einhalt zu gebieten. Die Capitularien der karolingischen Zeit waren unter den veränderten Verhältnissen zum guten Theil unbrauchbar geworden und außer Uebung gekommen, und die „Constitutionen“ oder Reichsgesetze der deutschen Kaiser, insbesondere der Hohenstaufen, welche sich vorzugsweise auf Bestimmungen über Landfrieden und Landfriedensbruch, auf Lehnswesen und auf die Rechtsstellung der geistlichen und weltlichen Fürsten bezogen, waren für die allgemeinen Rechtsbedürfnisse unzulänglich. Dagegen erhielt sich auf der „rothen Erde“ Westfalens in der sogenannten Fehme ein Rest der altgermanischen Volksgerichte unter Königsbann, welcher in dieser Zeit des Faustrechts und der Anarchie eine größere Bedeutung und einen weiteren Wirkungkreis erlangte und sich in Kreisen Achtung verschaffte, wo weder die Rechtsaufstellungen des Sachsenspiegels und des Schwabenspiegels, welche, im dreizehnten Jahrhundert abgefaßt, bald große Verbreitung und das Ansehen von Kaiserrechten erhielten, beachtet wurden, noch das römisch-canonische Recht des Klerus, von welchem der Dominicaner Raimundus de Pennaforte im Auftrage Gregors IX. im J. 1234 eine umfassende Decretalensammlung veranstaltet hatte, die dann als allgemeines Kirchenrecht im ganzen christlichen Abendland angesehen wurde. **Recht und Gericht.**

Nachdem sich die Stürme der Völkerwanderung gelegt hatten, haben einzelne germanische Könige sich um die Ausbildung des Rechtslebens und Gerichtswesens dadurch große Verdienste erworben, daß sie auf Grund römischer Rechtsinstitute eigene Rechtsbücher anfertigen oder die herkömmlichen größtentheils ungeschriebenen Volksrechte, Gerichtsgebräuche und Stammgesetze aufzeichnen, sammeln und ordnen ließen. Unter diesen in lateinischer Sprache verfaßten „Gesetzen der Barbaren“ war das salische Rechtsbuch wegen der hervorragenden Stellung der Franken am wichtigsten. In seinen Grundzügen aus der Mitte des fünften Jahrhunderts stammend, wurde es im Laufe der Zeit unter den Merovingern und Karolingern erweitert und in den älteren Aufstellungen, wohl zum leichteren Verständniß bei Gerichten, von den Abschreibern mit einzelnen altdeutschen Worten „Malberger Glossen“ versehen und hat sich lange in praktischer Geltung erhalten. Neben dieser salischen Lex der alten Franken war das Gesetzbuch der Westgothen durch die Gediegenheit des Stoffes und die wissenschaftliche Anordnung von hervorragender Bedeutung. Auch bei den deutschen Volksstämmen, welche allmählich in das große Frankenreich eintraten, den Allemannen, Burgundern, Baiern, Langobarden, Sachsen, Friesen, wurden die alten Volksrechte gesammelt und aufgezeichnet, bald in ihrer ursprünglichen Gestalt, bald vermehrt mit Bestimmungen aus dem römischen oder fränkischen Rechte. Diese aus der **Leges barbarorum.**

Rechtspflege in der Karolingischen Zeit. Volksnatur und den Zeitverhältnissen herausgewachsenen Gesetzbücher bildeten die Rechtsbasis für das Gerichtswesen im Frankenreiche, dessen Entwickelung aus den **Volksgerichten** zu **Schöffengerichten** und zu dem **Königsgericht** unter den Pfalzgrafen wir früher kennen gelernt (§. 322). Neben den Volksrechten entstanden unter und nach Karl d. Gr. die Reichsgesetze, eine Sammlung von Edicten, Capitularien, Verordnungen und Ausschreiben, welche die Könige theils in Verbindung mit den Reichsversammlungen, theils allein für sich erließen. Diese Reichsgesetze wurden schon in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts durch den Abt **Ansegisus** zusammengestellt und zwei Jahrzehnte später durch den Mainzer Diakon **Benedict**, nach dem Vorgange des Isidorischen Decretalenbuches, mit vielen unechten Zusätzen vermehrt. Mit dem zunehmenden Verfall der Reichseinheit und der Herausbildung der Territorialhoheiten nahmen die Rechtsinstitute einen mehr örtlichen, particularistischen Charakter an, indem sowohl das ungeschriebene Rechtsherkommen, als die aufgezeichneten Volksrechte nach den Bedürfnissen der Zeit erweitert, mannichfaltiger gemacht und zum Gebrauche bei der Rechtspflege bestimmter Gegenden, Weisthümer. Städte und Volksklassen eingerichtet wurden. So erlangten die „**Weisthümer**", urkundliche, von Gemeinden, Genossenschaften oder Schöffencollegien ausgehende oder veranlaßte Anerkenntnisse und Erklärungen über bestimmte Rechtsfälle, zunächst nur für den Ort ihres Ursprungs Geltung; blos die Rechtssprüche des Reichshofes behaupteten ein größeres Ansehen. So wurden in einzelnen Landschaften, besonders solchen, welche wie Baiern, Oesterreich, Schwaben, Sachsen geschlossene Stammeinheiten bildeten, Rechtsbestimmungen vereinbart, die für alle Angehörigen der Landschaft oder des Stammes als gemeingültiges Landrecht dienen sollten. So entwickelten Willküren. sich bei der zunehmenden Bedeutung der Städte die **Stadt- oder Weichbildrechte**, theils auf Grund alt überlieferter Ordnungen oder kaiserlicher und landesherrlicher Privilegien oder Handfesten, theils auf Grund selbst geschaffener **statutarischer** Aufstellungen, „**Küren**" oder „**Willküren**" genannt, welche Gemeinden und politische Genossenschaften unter Vermittelung des Raths oder der Stadtschöffen sich selbst setzten. So entstanden Rechtsverzeichnungen für Lehns- und Dienstverhältnisse, für Hofgemeinden und Markgenossenschaften. Selbst das bedeutendste Die Spiegel. Rechtsbuch der Zeit, „**der Sachsenspiegel**", das Werk des **Eike von Repgove**, eines rechtskundigen Mannes, der innerhalb der Jahre 1209 bis 1233 als Schöffe zu Wettin an der Saale, zuletzt als Schöffe zu Salpke an der Elbe nahe bei Magdeburg erwähnt wird und einem ritterbürtigen Geschlechte angehörte, das sich nach einem zwischen Dessau und Köthen gelegenen Dorfe Reppichau nannte, hatte zunächst nur einen particularistischen Zweck, wenn es schon allmählich seiner Gediegenheit wegen in ganz Norddeutschland, von Holland bis Livland, Eingang fand und in Thüringen, Sachsen, Preußen, den Hansestädten u. a. O. als Reichs- oder Kaiserrecht galt. Der „Sachsenspiegel", so genannt, „weil in ihm die Sachsen ihr rechtlich geordnetes Leben wie im treuen Bilde eines Spiegels wieder erkennen sollten", war eine Aufzeichnung theils gemeiner deutscher, theils sächsischer Rechtsgewohnheiten und reichsgesetzlicher Bestimmungen und wurde zuerst lateinisch niedergeschrieben, dann auf Veranlassung des Grafen Hoier von Falkenstein, mit dem Eike in nahen Beziehungen gestanden zu haben scheint, ins Deutsche (obersächsische Mundart) übertragen, um bei den sächsischen Gerichten in Anwendung zu kommen. Erst die beiden oberdeutschen Rechtsbücher, der auf Grund des Sachsenspiegels zur Zeit des Interregnums angefertigte „**Deutschenspiegel**" und der wohl unter Rudolf von Habsburg von einem Süddeutschen mit Benutzung des erwähnten Werkes des Landsmannes zusammengestellte „**Schwabenspiegel**", machten den Versuch, aus dem unzulänglichen Material ein allgemeines deutsches Reichs- oder Kaiserrecht zu schaffen, nachdem unter der Regierung des ersten und zweiten Friedrich das in Italien ausgebildete „**Römische Recht**" auch in Deutschland Eingang gefunden und auf die Rechtsan-Stadtrechte. schauungen einzuwirken begonnen hatte. Auch bei dem Stadt- oder Weichbildrecht erlangten einige Gesetzbücher ein hervorragendes Ansehen, so daß sie auf andere Städte übertragen wurden. Es bildeten sich somit gewisse Gruppen oder Familien solcher Stadtrechte, wobei wieder wie bei den Spiegeln eine Trennung nach Nord und Süd hervortritt. In dem norddeutschen Stadtrechte geben sich drei Gruppen kund: die **hallisch-magdeburgische**, die, auf den Sachsenspiegel gegründet, in Sachsen, Böhmen, Schlesien und Polen verbreitet war; das **lübische Recht**, das sich in Lübeck unter den Einflüssen eines großartigen Verkehrs und einer frühzeitig bemerkbaren wissenschaftlichen juristischen Bildung mit vieler Selbständigkeit entwickelte und sich weithin über die Ostseeländer verbreitete; endlich das **friesische** Stadtrecht, das durch die Autonomie der städtischen Gemeinden sich ganz selbständig und eigenthümlich ausbildete. Unter den süddeutschen

Stadtrechten lassen sich vier Gruppen unterscheiden: eine rheinische, die sich an das Kölner Recht anlehnt; eine schwäbische, die den Schwabenspiegel zur Grundlage hat; eine bairisch-österreichische, die sich auf das fürstliche Landrecht stützt, und eine fränkische von mehr eigenthümlicher und selbständiger Entwickelung.

In Gallien und Italien ist das römische Recht nie aus dem Leben verschwunden. Die germanischen Eroberer huldigten dem Grundsatze des persönlichen Rechtes, so daß den einzelnen Landschaften und Gemeinden, Volksklassen und Genossenschaften die Wahl des Rechtes, nach welchem sie leben wollten, frei gegeben war. Doch haben wir früher gesehen, daß zur Zeit Friedrich Barbarossa's das römische Recht namentlich in der Zusammenstellung durch Justinian mehr in Aufnahme kam und auf der Rechtsschule zu Bologna, welche durch Irnerius und seine Nachfolger lebhaft aufblühte und bald in Padua und anderen Städten Italiens und Frankreichs nachgebildet ward, Gegenstand eifriger Studien wurde. Durch die mittelalterlichen Rechtslehrer, Glossatoren genannt, wurde dann das römische und justinianische Recht allmählich über die meisten Länder Europa's verbreitet, theils als wirkliches Subsidiarrecht, theils als geschriebene Vernunft, woraus man Recht schöpft, theils wenigstens als Gegenstand des Unterrichts, zur Vorbereitung auf das Studium der Landesrechte. Aber wie in der Theologie über den Kirchenvätern und den scholastischen Auslegern die Heil. Schrift selbst zurücktrat und das „Sentenzenbuch" des Petrus Lombardus (§. 399) Jahrhunderte lang als Lehr- und Glaubensnorm galt; so wurden auch die Rechtsquellen durch die Schriften der Glossatoren verdunkelt und verdrängt und die Compilation des Accursius von Bologna, vorzugsweise die „Glossa" genannt, erlangte ein gesetzgeberisches Ansehen. Die beiden Wissenschaften theilten alle äußeren und formalen Erscheinungen. „Der leere Formalismus, der haarspaltende Scharfsinn, die Kunst der unendlichen Distinctionen, Limitationen und Ampliationen, deren Besitz dem damaligen Gelehrten erst das Meisterrecht gab: alle diese Fertigkeiten bildeten auch in der Jurisprudenz die herrschende Virtuosität." Man stritt nicht um das Verständniß der Quellen, sondern über die verschiedenen Meinungen über die Quellen. Erst mit Bartolus und seinem Schüler Baldus trat zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts eine frischere Exegese der Quellen und damit eine neue Epoche, in der römischen Rechtswissenschaft ein. Auch nach Deutschland und in das nördliche Europa drang das römische Recht, wenngleich hier nicht wie in den ehemals zum Römerreich gehörenden Ländern alte Erinnerungen und zahlreiche Ueberreste von Gesetzen und Einrichtungen Empfänglichkeit dafür erzeugten. „Seit dem zwölften Jahrhundert zogen deutsche Gelehrte über die Alpen, um auf den italienischen Hochschulen die fremden Rechte zu lernen, und kehrten, mit der Würde akademischer Grade geschmückt und mit dem Nimbus transalpiner Gelehrsamkeit umgeben, in ihr Vaterland heim, um hier die wohlgewonnenen Schätze des Wissens zu verwerthen." Der Grundsatz, daß der Klerus unter römischem Recht stehe, wirkte in allen christlichen Ländern für dessen Verbreitung, und in Deutschland war demselben auch der Umstand förderlich, daß Italien noch zum deutschen Reich gehörte und dieses nur als eine Fortsetzung des römischen angesehen ward. Es knüpfte sich daran die von den Kaisern genährte Vorstellung, daß das justinianische Recht ein mit der Kaiserwürde in Verbindung stehendes Reichsrecht sei, welches für alle Reichsglieder Gültigkeit habe. „So erzeugte sich im Bewußtsein der Nation das erste Fundament für die Geltung des fremden Rechts: das Wissen von seinem Dasein, die Ahnung von seinem Werthe und der Glaube an seine Gültigkeit für das ganze Reich." Das Bedürfniß eines ausgebildeten Rechtes, als bei der zunehmenden Cultur die einheimischen Gesetze und Rechtsbestimmungen nicht mehr genügten, leistete der Verbreitung desselben allenthalben Vorschub. Ließen doch die hohenstaufischen Kaiser ihre wichtigsten „Constitutionen" zur größeren Verbreitung in das Corpus juris aufnehmen. Völlig festgestellt ward jedoch die Anwendung des römischen Rechtes im deutschen Reich erst dadurch, daß die Reichsgesetze seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dasselbe als geltendes gemeines Recht voraussetzten. Seitdem galt das Justinianische Gesetzbuch unbestritten als Subsidiarrecht im deutschen Reich und in den meisten Ländern, die ehemals Bestandtheile desselben waren, wie die Schweiz, die Niederlande u. a. — In Dänemark, Schweden, Rußland, Polen und Ungarn erlangte das römische Recht nur als Gegenstand des vorbereitenden Unterrichts Geltung.

Das römische Recht.

Die alten Volksgerichte, die zur Zeit Karls d. Gr. unter der Leitung der Grafen im ganzen Frankenreiche bestanden, kamen im Laufe der Jahre außer Uebung: an die Stelle der Rechtsfinder aus den Freien des gesammten Volkes, die an den herkömmlichen Gerichts- oder Malstätten Entscheidungen trafen, traten Schöffen und Richter, die vom König oder von fürstlichen Reichsbeamten

Die Fehmgerichte.

ernannt, bald einen besonderen Stand bildeten. Mit der Auflösung der alten Gauverfassung und der Ausbildung der Territorialhoheit wurden die alten königlichen Gerichtshöfe mehr und mehr durch die fürstlichen Hofgerichte verdrängt und die schöffenbaren Geschlechter, in denen die Richterwürde nicht selten erblich ward, nahmen bald den Charakter einer geschlossenen Genossenschaft an; doch dauerten im Ganzen die herkömmlichen Gerichtsformen mit Mündlichkeit, Oeffentlichkeit und persönlichem Erscheinen der Parteien, mit Eid und Eideshelfern, mit Urkundenbeweis und Zeugenverhör bei den Dingstühlen in alter Weise fort. Nur in Westfalen erhielt sich neben den herrschaftlichen Gerichten noch ein Stück der alten Volks- und Grafengerichte in den „Freistühlen", wo ein Ding- oder Freigraf mit den zum Freistuhl gehörenden Schöffen über die demselben unterworfenen Freien und deren Freihöfe unter Königsbann Recht sprach. In dem abgeschlossenen Westfalen, wo Anhänglichkeit an die überlieferten Rechtsordnungen und an die alte Freiheit zum Volkscharakter gehören, behaupteten sich also die alten Volksgerichte in unmittelbarer Unterordnung unter den Kaiser. Im dreizehnten Jahrhundert, als mit dem Verfall der höchsten Gewalten in Staat und Kirche überall in den unteren Schichten der Nation neues Leben sich regte, erhielten auch die westfälischen Volksgerichte neuen Aufschwung und neue Lebenskraft. Die Sage knüpfte diese Veränderung an den durch seine strenge Gerechtigkeitspflege bekannten Erzbischof Engelbert von Köln, der, seitdem das Herzogthum in Engern und Westfalen im J. 1180 an den Erzstuhl gekommen, zu den alten Freigerichten in nähere Beziehung getreten war. Von der Zeit an streiften die Gerichte der heil. Fehme den Charakter blos territorialer Gerichtshöfe ab und dehnten als allgemeine Landes- und Reichsgerichte, bei denen der Erzbischof von Köln und Herzog von Westfalen die Würde eines Oberstuhlherrn und kaiserlichen Stellvertreters inne hatte, ihre Gerichtsbarkeit über die Grenzen Westfalens aus; zugleich wendeten sie sich ausschließlich der Pflege des peinlichen Rechts zu und nahmen, begünstigt durch die allgemeine Rechtsunsicherheit in der „kaiserlosen schrecklichen Zeit", die Bestrafung einer bestimmten Classe von Verbrechen „gegen Gott, Ehre und Recht" als besonderes Vorrecht, als „Fehmwroge" für sich in Anspruch. Und um ihren richterlichen Urtheilen Nachdruck zu verleihen und die Vollstreckung zu ermöglichen, umgaben sie sich mit den Schreckmitteln eines geheimen Justizverfahrens. Neben den öffentlichen Sitzungen, wo jeder freie Mann Zutritt hatte, wurden andere eingerichtet, woran nur Freischöffen unter dem Vorsitz des Freigrafen Theil nehmen konnten. In diesen „Stillgerichten" wurde die Anklage untersucht, und bei erwiesener Schuld im Geheimen die Acht über den Frevler ausgesprochen. Eine vorhergehende „Ladung" vor die Fehme wurde erst in der Folge allgemein gebräuchlich. War die Acht erkannt, so lag jedem Schöffen die Pflicht ob, den Spruch des heimlichen Gerichts an dem Verurtheilten, wo er nur immer dessen mächtig werden konnte, zu vollstrecken. Heimlich, wie die Verurtheilung, erfolgte auch die Vollstreckung des Urtheils. Zu dem Zweck wurden, je mehr das Fehmschöffenthum auch außerhalb Westfalens sich über ganz Deutschland verbreitete, eine Vermehrung der Mitwirkenden und eine strengere Ordnung und Gliederung des Ganzen eintrat und somit eine gegenseitige Unterstützung und Handreichung zur Nothwendigkeit ward, geheime Erkennungszeichen eingeführt, die bei der Aufnahme als Freischöffe unter der Verpflichtung zur unverbrüchlichsten Verschwiegenheit mitgetheilt wurden. Dieses Verfahren war vom Reiche als durchaus gesetzlich anerkannt, und davon wurden die Schöffen die „Wissenden", im Gegensatz zu den „Unwissenden" oder „Nichtwissenden" genannt. Der Act der Aufnahme war sehr feierlich, und konnte nur an einem Stuhle in Westfalen in der heiligen Acht geschehen. Knieend, mit entblößtem Haupte legte der Aufzunehmende den Schöffeneid ab, „daß er die Fehme heimlich halten und hüten wolle vor Sonne und Mond, vor Wasser und Feuer, vor aller Creatur, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Mann und Weib, vor Weib und Kind, vor Sand und Wind, außer vor dem, der ein Freischöffe sei, daß er Alles, was vor die Fehme gehöre, vor diesen oder einen andern Freistuhl bringen, und dies nicht lassen wolle um Lieb noch Leid, weder um Silber noch um Gold, noch um irgend eines Dinges willen, das Gott geschaffen habe". Nachdem er diese vorgeschriebene Eidesformel gesprochen, theilte ihm der Freigraf die heimliche Losung mit, die räthselhaften vier Worte: „Strick, Stein, Gras, Grein," nebst beigefügter Erklärung. Auf Verrath des Geheimnisses stand Todesstrafe. Fähig zum Freischöffen war jeder erprobte treue verständige Mann vom freien Landmann bis zum Kaiser. Sobald der Aufgenommene mit den Privilegien und Gebräuchen des Gerichts bekannt gemacht war, galt er als „echter, rechter Schöffe der heiligen Acht"; er hatte Zutritt zu allen heimlichen Gerichten der rothen Erde und stand gleichsam unter dem Schutz der Fehme. „Er konnte jederzeit als Kläger auftreten, durch seinen Eid

war er verpflichtet, jedes „fehmwrogige" Verbrechen, welches zu seiner Kenntniß kam, vor Gericht offen zu decken; bei erhobener Klage war er berufen, mit seinen Genossen das Amt des Richters wahrzunehmen, auch bei der Vollstreckung der Strafe durfte er seinen Dienst nicht versagen." Das heimliche Fehmgericht, das nur auf westfälischer Erde „gehegt" werden durfte und an den alten allbekannten Malstätten unter einer Eiche oder einer Linde, an einem Hagedorn oder Hollunder, nie in unterirdischen Räumen seine Sitzungen hielt, war ein furchtbares Mittel, dem gewaltsamen Eingriff in die Rechtsordnungen zu wehren, ein Mittel, das seine Entschuldigung nur in der furchtbaren Zeit findet. Der Erfolg rechtfertigte die Einrichtung. „Der Name der heimlichen Gerichte Westfalens klang bald in allen Dialekten der deutschen Zunge wieder. Verfolgte und Bedrückte aus fernen Gegenden wandten sich an sie um Schutz und suchten bei ihnen das Recht, welches ihnen von den landesherrlichen Gerichten versagt worden. Schon vor Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts sehen wir ihr Ansehen auch nach Süddeutschland vordringen. Bald gingen Ladungen des heimlichen Gerichts durch alle deutschen Lande. Die Kaiser, welche in ihnen noch einen Rest der mehr und mehr hinschwindenden Kaisergewalt erblickten, nahmen sie in Schutz und erkannten sie wiederholt als kaiserliche Gerichte an. Mochten auch Fürsten ihnen hemmend entgegen treten, Städte sich wider sie verbünden, unaufhaltsam dehnten sie seitdem ihre Macht und Wirksamkeit nach allen Seiten aus."

2. Gründung der Habsburger Macht.

§. 449. **Rudolf von Habsburg und Ottokar von Böhmen.** Eine wichtige Folge des Sinkens der kaiserlichen Gewalt während des Zwischenreichs war die Ausbildung der **Fürstenmacht**, indem die geistlichen und weltlichen Fürsten nicht nur viel Reichsgut an sich brachten, sondern auch eine Menge landesherrlicher Rechte und Einkünfte, die früher bei „Kaiser und Reich" gestanden, sich aneigneten (vgl. §. 389). Als daher nach **Richards Tod** eine neue Königswahl stattfand, suchten die Großen, von denen damals die Wahl (Kur) vorzugsweise ausging und die daher in der Folge **Kurfürsten** genannt wurden, die Erhebung eines an Land und Leuten mächtigen Fürsten zu hintertreiben, um nicht das Errungene wieder einzubüßen. Da gelang es dem Erzbischof **Werner** von Mainz, die Wahl auf den ihm befreundeten Grafen **Rudolf von Habsburg** zu lenken, dessen mäßige, zerstreut liegende Stammgüter im **Elsaß** und in der **Schweiz** den Wahlfürsten keine Furcht einflößten, während doch seine erprobte Tapferkeit, Kraft und Klugheit Bürge war, daß er der herrschenden Gesetzlosigkeit steuern und die drohende Uebermacht des gewaltthätigen Königs **Ottokar** von Böhmen brechen würde, der mit diesem Lande außer **Mähren** noch **Oesterreich**, **Steyermark**, **Kärnthen** und **Krain** theils durch Verträge und Erbschaft, theils durch sein gutes Schwert vereinigt hatte und nach der Kaiserkrone strebte (§. 389), wie sehr er auch als Beherrscher eines slavischen Reiches deutschem Wesen und deutscher Art feindlich entgegenstand. Auch der Burggraf von Nürnberg, **Friedrich von Hohenzollern**, wirkte für Rudolf, indem er den Pfalzgrafen **Ludwig den Strengen** und andere Fürsten durch die Aussicht auf Ehen mit den zahlreichen Töchtern des künftigen Königs für denselben gewann. Was aber besonders Rudolfs Wahl förderte, war seine bekannte Frömmigkeit und die Zuneigung, die er stets der Kirche und dem Klerus erwiesen. Durch Sicherung der Alpenpässe hatte er den Verkehr der Geistlichen mit Rom erleichtert und gegen Priester und Mönche, besonders die „Minderbrüder" (§. 398), war er

Rudolf von Habsburg 1273–1291.

Ottokar 1253–1278.

stets freigebig gewesen. Jener Bruder Heinrich, „der Knoderer“ genannt, der dem Kaiser als Beichtvater und als „seine rechte Hand“ zu allen Zeiten mit Rath und That beistand und auf seine Verwendung in der Folge zum Bischof von Basel und zum Erzbischof von Mainz erhoben ward, war ein Minoritenmönch. Als Rudolf dem Papste auf einer Zusammenkunft in Lausanne die von den früheren Kaisern bestrittenen Gebiete und Rechte, den deutschen Fürsten den Fortbestand ihrer errungenen Vortheile zugesichert hatte, wurde die Wahl allgemein anerkannt und Alfons von Castilien zur Entsagung gebracht.

1275.

Kurfürsten. Waren schon früher einige Fürsten als vorzugsweise wahlberechtigt anerkannt worden, so begannen sie nun, sich zu einem festgeschlossenen Kurfürstencollegium zu einigen, welches zu den Reichsbeschlüssen des Königs seine Zustimmung durch die Willebriefe gab und dadurch dem Königthum eine Schranke setzte. Diesen auserwählten Fürsten stand bisher nach deutschen Rechtsbegriffen nur eine Vorwahl, allen übrigen Reichsfürsten aber eine zustimmende und ergänzende Wahl zu; dieses Zustimmungsrecht wurde nun bei Seite geschoben und das ausschließliche Wahlrecht auf sieben Kurfürsten beschränkt (die drei rheinischen Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier, ferner Pfalz, Sachsen, Brandenburg, Böhmen). Sie sollte das geistliche Uebergewicht, das bisher bei der Königswahl gewaltet, zurückdrängen und dem Laienfürstenthum größeren Einfluß verschaffen. Diese Reform der Reichsverfassung, wonach das Kurfürstencollegium die Wahl zu vollziehen hatte und auf den Gang der Regierung selbst Einfluß übte, entwickelte sich in den Verhandlungen, die der Königswahl des Jahres 1257 vorangingen.

So bestieg Rudolf von Habsburg, der damals in der Mitte der fünfziger Jahre stand, den deutschen Thron, und Ordnung und Friede schien endlich wieder im deutschen Lande einzukehren. Nur Ottokar, der mächtigste Fürst im östlichen Deutschland, der mit Glück und Tapferkeit gegen die heidnischen Preußen und die kriegerischen Ungarn gestritten und keinen Oberherrn anerkennen wollte, legte Verwahrung ein gegen die Wahl „eines Mannes ohne Ruhm, ohne Macht und niedergedrückt von Armuth“; er verweigerte die Huldigung und erschien nicht auf dem angekündigten Reichstag. Da sprach Rudolf zu Augsburg die Reichsacht über den ungehorsamen König aus und erklärte Oesterreich und alle Länder südwärts der Donau für heimgefallene Reichslehen; und als Ottokar im Widerstand beharrte, rückte der Habsburger, unterstützt von mehreren Fürsten, vor Allen dem getreuen Pfalzgrafen Ludwig und einigen kleineren Herren aus Süddeutschland, und im Vertrauen auf die Hülfe der abtrünnigen Vasallen des gewaltthätigen Mannes, mit Heeresmacht in Oesterreich ein und nöthigte den geächteten und gebannten König zur Abtretung
1276. aller Länder bis auf Böhmen und Mähren, für die er im Lager zu Wien knieend die Belehnung nachsuchte. Kaum hatte aber Rudolf das Reichsheer entlassen, als Ottokar, im schmerzlichen Gefühl gebeugten Stolzes und gereizt durch die Vorwürfe seiner herrschsüchtigen Gemahlin Kunigunde von Ungarn, mit überlegenen Streitkräften den Krieg erneuerte. Allein Rudolf erfocht, hauptsächlich unter dem Beistande seiner Schweizer und Elsässer, den glorreichen Sieg
26. August 1278. auf dem **Marchfelde**, wo Ottokar nach tapferem Kampfe, als er, die Todeswunde in der Brust, den Helm abnahm, um Luft zu schöpfen, von einem österreichischen Kriegsmann aus Rache erschlagen und damit Böhmens Uebermacht für immer gebrochen wurde. Ottokar war ein Herrscher von gewaltiger Persönlichkeit, der nicht nur den Trotz seines wilden Adels mit starker Hand bändigte, sondern auch für Verbesserung der Rechtspflege, für Hebung des Bürger- und Bauernstandes, für Beförderung des Handels, der Kunst, Wissenschaft und Gewerbsamkeit thätig wirkte und an Glanz und prachtvoller Hofhaltung alle

Fürsten seiner Zeit überstrahlte. Mit Bewilligung der deutschen Fürsten verlieh der Kaiser nunmehr Oesterreich, Steyermark und Krain seinen eigenen Söhnen und wurde dadurch der Gründer der habsburgisch-österreichischen Hausmacht; Kärnthen erhielt sein treuer Bundesgenosse Meinhard von Tirol, und Böhmen verblieb dem (nachmals mit einer Tochter Rudolfs vermählten) Sohn Ottokars, Wenceslaus. — Da Rudolf jede Einmischung in Italiens Angelegenheiten mied und die Herrschaft der Guelfen nicht störte, so konnte er seine Kräfte ungetheilt den deutschen Landen zuwenden. Eine Gefahr für Rudolfs Herrschaft war die Erhebung des „falschen Friedrich", eines Mannes von dunkler Herkunft, Dietrich Holzschuh, der sich für den von dem wundersüchtigen und leichtgläubigen Volke längst erwarteten Kaiser Friedrich ausgab, und, von Erzbischof Siegfried von Köln, dem Widersacher Rudolfs, absichtlich geschont, am Rhein, namentlich in Neuß, Wetzlar und anderen Städten großen Anhang fand, bis er als Zauberer und Ketzer den Flammentod erleiden mußte. — Durch eine Reihe von Feldzügen und Kämpfen, besonders in Schwaben gegen den trotzigen, raubsüchtigen Eberhard von Würtemberg, und in Burgundien, wo eine Menge unabhängiger Herrschaften sich gebildet, gelang es dem König, viele dem Reiche entfremdete Lehen, Güter, Rechte und Gefälle wieder zu erwerben. Aber in Burgund und Lothringen waren die Waffen Rudolfs nicht vermögend, den immer mehr vordringenden französischen Einfluß zurückzuweisen.

1282. 1285. 1285—1291.

§. 450. Ein besonderes Verdienst erwarb sich König Rudolf durch die Sicherung des Landfriedens und die Herstellung der gesetzlichen Ordnung, die in den sturmvollen Tagen des Zwischenreichs harte Stöße und Störungen erlitten hatte. Er zog im ganzen Reiche umher, hielt strenges Gericht über den fehdelustigen Raubadel und nahm sich der gedrückten und in ihren Gerechtsamen bedrohten Städte an. Ließ er doch allein in Thüringen neunundzwanzig Raubritter hinrichten und sechsundsechszig Burgen zerstören; und in Franken und am Rhein erlagen in einem einzigen Jahre über siebenzig Schlösser seiner strafenden Hand. Aber das Streben des greisen Königs, seinem Geschlechte die Nachfolge auf dem deutschen Throne zu sichern, fand den stärksten Widerstand, und als die beiden Söhne, denen er die Nachfolge zugedacht, Hartmann und Rudolf, in der Blüthe der Jahre starben (ersterer in den Wellen des Rheines, Dec. 1281; letzterer an einer Krankheit Mai 1290), erlitten die Hoffnungen des Vaters einen tödtlichen Stoß. Zu Germersheim, wo er zum letzten Male unter den alten Genossen weilte, befiel ihn eine Krankheit; doch begab er sich heiter und scheinbar gesund nach Speier. Hier machte der Tod seinem vielbewegten Leben ein Ende. „Sein Name wuchs nach seinem Tode, und sein Andenken ward populär, wie seine Regierung nie gewesen war. Er hatte selbst den Ort bestimmt, wo man ihn beisetzen sollte, neben König Philipp von Hohenstaufen. Die Sage des Volkes ließ ihn gleich einem mythischen Helden jenen oft besungenen Grabritt nach Speier thun, in die Gruft seiner kaiserlichen Ahnen". Seine Einfachheit, Tugend und Rechtschaffenheit gewannen ihm nicht weniger Anerkennung und Verehrung, als sein Verstand, seine richterliche Unparteilichkeit und seine Kriegsthaten. Nur die poetische Heldengröße der Hohenstaufen wohnte nicht in ihm. Ein nüchterner, praktisch kluger Mann ohne ideale Bestrebungen, besaß Rudolf keinen Sinn und keine Begeiste-

15. Juli 1291.

rung für die alte Herrlichkeit des deutschen Reichs. — Unter Rudolf von Habsburg geriethen der Herzog von Brabant, ein gepriesener Turnierheld und Minnesänger, und der Graf von Geldern über den Besitz des Herzogthums Limburg in Streit. Beide suchten sich durch Bündnisse zu stärken; auf Seiten des erstern stand die Kölner Bürgerschaft, auf Seiten des letztern der harte und habgierige Erzbischof Siegfried von Köln nebst den Grafen von Lützelburg, Cleve
1288. u. A. In der viel beschriebenen und besungenen Schlacht bei Woringen, wo über tausend Ritter fielen und eben so viele in Gefangenschaft geriethen, darunter der Erzbischof, blieb der Herzog von Brabant Sieger. Unter den Gefallenen war mit seinen drei Brüdern der tapfere Graf von Lützelburg, der Vater Kaiser Heinrichs VII. Die streitbare Kölner Bürgerschaft lag wegen dieses Kampfes gegen ihren unwürdigen Oberhirten über sieben Jahre unter dem Fluch der Kirche.

Hermann d. Heilige † 1074. **Die Markgrafen von Baden.** — Des Zähringers Hermann des Heiligen (§. 395) gleichnamiger Sohn Hermann II. erbte von seiner Mutter das Ebersteinsche Schloß Baden
Hermann II. † 1130. mit den Hütten und Höfen, die auf den Trümmern der römischen Stadt Aurelia erstanden waren, und von seinem Vater die Herrschaft Hochberg im Breisgau und das Dorf Backnang
Hermann III. † 1160. an der Murr. Seine beiden Nachfolger Hermann III. und Hermann IV. waren ritterliche Männer, die im Gefolge der ersten hohenstaufischen Kaiser Konrad und Friedrich Bar-
Hermann IV. † 1190. barossa im Morgenlande wie in Italien große Kriegsthaten vollbrachten und zum Lohn die veronesische Markgrafenwürde, die ihr Großvater besessen, zurückerhielten. Jener machte mit Konrad III. den unglücklichen zweiten Kreuzzug mit, dieser begleitete Friedrich Barbarossa
Hermann V. † 1243. auf dem dritten, kehrte aber eben so wenig wie sein Gebieter zurück. Er starb im fernen Antiochien, ehe er Jerusalem erreicht hatte. Sein Sohn, Hermann V. der Streitbare, bewahrte dem Hohenstaufen Friedrich II. die angestammte Treue, obschon er sich dadurch große Feindschaft und manche Fehde von Seiten der Gegner dieses glorreichen Heldengeschlechts zuzog. Unter seiner langen, thätigen Regierung gewann die Markgrafschaft an Umfang durch die Erwerbung der Städte Durlach, Ettlingen, Sinsheim und Eppingen. Seine Gemahlin gründete das
Hermann VI. † 1250. Nonnenkloster Lichtenthal bei Baden, wo beide Gatten begraben liegen. Von seinen beiden Söhnen erlangte der älteste, Hermann VI., durch seine Vermählung mit der Erbtochter von Oesterreich dieses Herzogthum und wurde der Vater jenes unglücklichen Friedrich von
Markgraf Rudolf † 1288. Baden (auch „Friedrich von Oesterreich" genannt), der mit Konradin von Schwaben auf dem Schaffote zu Neapel blutete (§. 412); der jüngere Rudolf erbte die Stammgüter an der Murg und pflanzte das Geschlecht fort. Während des großen Zwischenreichs riß Rudolf gleich vielen andern Fürsten mehrere Reichslehen und Rechte an sich. Als nun Rudolf von Habsburg nach seiner Erhebung diese wieder zurückverlangte, trat der Markgraf dem Bunde bei, den der Graf von Würtemberg mit den mächtigsten Herren von Schwaben und Helvetien geschlossen, um dem König zu widerstehen und das Erworbene zu behaupten. Aber des Habsburgers gutes Schwert und rasche Entschlossenheit brachte die Feinde bald zu Paaren. Er rückte in Schwaben ein, eroberte unter andern die Städte Baden, Durlach, Mühlburg und Grezingen und schreckte seine Gegner so, daß der Bund sich schnell auflöste und Markgraf Rudolf nebst den übrigen Gliedern sich beeilte, mit dem König Friedensverträge zu schließen und ihm Gehorsam zu geloben. Dieser, dem damals noch der schwere Kampf mit Ottokar bevorstand, kam den Reuigen wohlwollend entgegen. Er gab dem Markgrafen die eroberten Burgen und Städte zurück, und da dieser fortan zu Habsburg hielt, so begünstigte ihn der König bei jeder Gelegenheit, daher es jenem glückte, durch eine Reihe kleiner Fehden seine zerstreuten Besitzungen zu einem zusammenhängenden Ganzen zu vereinigen; dadurch wurde Rudolf der eigentliche Begründer der Markgrafschaft Baden, welche die fruchtbaren Fluren an der Murg und Pfinz mit den Städten Baden, Pforzheim, Dur-
Hermann VII. † 1291. lach, Ettlingen u. a. umfaßte. Sein Nachfolger Hermann VII. verband damit noch Schloß und Herrschaft Eberstein.

Die Grafen von Würtemberg. Nach dem Untergang der Hohenstaufen erhoben sich allmählich die Grafen von Würtemberg zu den angesehensten Landesherren in Schwaben.
Ulrich † 1265. Ulrich mit dem Daumen, ein Nachkomme Adalberts, der um das Jahr 1100 als erster

Graf von Würtemberg und Beutelsbach genannt wird, wußte durch kluge Benutzung der schwierigen Zeitverhältnisse sein Landesgebiet durch Erwerbung von Reichsgütern zu vergrößern und von König Richard die Reichslehen des kinderlos verstorbenen Grafen von Urach, der südlich von Nürtingen wohnte und dessen Familiengüter Ulrich bereits käuflich an sich gebracht, zu erwerben. — Ulrichs zweiter Sohn, Graf Eberhard, brachte durch seine Streitsucht und seinen (Eberhard 1265—1325.) Widerstand gegen Rudolf von Habsburg viel Unheil über sein Land. Rudolf belagerte ihn zwei Monate lang in seiner Hauptstadt Stuttgart, zerstörte sieben Burgen in deren Nähe und zwang ihn zur Unterwerfung. Von dem an hielt Eberhard treu am Hause Oesterreich, weshalb er auch von Rudolfs Sohn Albrecht nach dessen Sieg über Adolf von Nassau mit der Landvogtei über die schwäbischen Städte und andern einträglichen Vorrechten bedacht wurde. Dadurch sah sich Eberhard in Stand gesetzt, eine Anzahl wichtiger Besitzungen käuflich an sich zu bringen, und wurde somit der eigentliche Gründer von Würtemberg. So erwarb er die Herrschaft Asberg, die Hälfte der Grafschaft Calw (1308), und große Theile der Besitzungen der mit dem Herzogstitel gezierten Freiherren von Teck und der Grafen von Tübingen. Unter Heinrich VII. kam neues Unglück über Würtemberg. Eberhard, wegen seiner fortwährenden Befehdung der schwäbischen Reichsstädte mit der Acht belegt, wurde durch die Verbindung des Kaisers mit seinen zahlreichen Feinden so in die Enge getrieben, daß er sich zu seinem Schwager Rudolf von Baden flüchten und Land und Leute den Gegnern überlassen mußte. Der baldige Tod des Kaisers machte es jedoch dem Grafen möglich, das Verlorene wieder zu gewinnen. Sein Sohn (Ulrich 1325—1344.) Ulrich erweiterte das väterliche Erbe durch Ankauf vieler Burgen, Städte und Herrschaften. Ulrichs ritterlicher Sohn, der in Sage und Dichtung vielgepriesene Eberhard der Greiner (Eberhard d. Greiner 1344—1392.) (Zänker) oder Rauschebart, der bis zum J. 1366 mit seinem Bruder Ulrich gemeinschaftlich das würtembergische Land regierte, setzte das Verfahren seines Vaters fort und gewann durch seine Tapferkeit gegen die Ritter- und Städtebünde Kriegsruhm und Länderbesitz (§. 465). Sein (Eberhard der Milde 1392—1417.) Nachfolger war Eberhard der Milde, der durch die Vermählung seines Sohnes mit der Erbgräfin von Mömpelgard diese schöne, einst zum burgundischen Königreich gehörige Grafschaft an sein Haus brachte. Graf Eberhard im Bart, der Stifter der Universität Tübingen (Eberhard im Bart erster Herzog 1495.) (1477), erhielt von Kaiser Maximilian den Herzogstitel.

§. 451. **Adolf von Nassau und Albrecht von Oesterreich.** (Adolf von Nassau 1292—1298.) Theils Furcht vor der rasch emporstrebenden Macht der Habsburger, theils Abneigung gegen Rudolfs harten, habgierigen Sohn Albrecht bewog die Fürsten, auf den Vorschlag des gewandten Erzbischofs von Mainz, Gerhard von Eppenstein, den tapfern, ritterlichen Grafen **Adolf von Nassau** zu (Mai 1292.) wählen. Aber gleich dem Habsburger strebte auch Adolf, bisher ein „armer Rittersmann", nach Erweiterung seines kleinen Gebiets auf dem linken Ufer der Lahn, und bediente sich daher der Hülfsgelder, die er von dem mit ihm wider Frankreich verbündeten König von England zur Aushebung deutscher Truppen empfangen hatte, um von dem Landgrafen Albrecht dem Unartigen Thüringen und Meißen zu kaufen. Dieser schmähliche Handel verwickelte ihn in einen verheerenden Krieg mit dessen Söhnen Friedrich „mit der gebissenen Wange" und Diezmann, die der entartete Vater aus Groll gegen ihre Mutter (§. 412) und gegen sie selbst um ihr Erbe zu bringen suchte. Die bedrohten Fürsten widerstanden zwar, von ihren Ständen unterstützt, den ritterlichen Raubschaaren, die der König ins Land führte; aber Thüringens (1294.) Fluren wurden Jahrelang verwüstet, Städte, Ortschaften und Klöster zerstört, die Einwohner beraubt, geschändet, getödtet. Der laute Unwille über dieses unredliche Verfahren und die Unzufriedenheit des herrschsüchtigen Kurfürsten Gerhard von Mainz, dem der neue, mit Kraft und Selbständigkeit handelnde Kaiser weder den gehofften Einfluß zugestand, noch die erwarteten Vortheile gewährte, waren seinem Gegner Albrecht zur Bildung einer starken Partei

förderlich, an deren Spitze die Kurfürsten von Mainz, Böhmen, Sachsen und Brandenburg standen. Sie luden Adolf vor einen eigenmächtig einberufenen Reichstag in Mainz, und als er nicht erschien, sprachen sie, gestützt auf eine Reihe von Klagen und Beschwerden über widerrechtliches und ungesetzliches Regiment, unehrenhafte Handlungen und üble Berathung, seine Absetzung aus und wählten Albrecht von Oesterreich zum König. Dieser zog alsbald mit großer Uebermacht an leichter Reiterei und Bogenschützen an den Rhein, fand aber in Adolf, auf dessen Seite der Pfalzgraf Rudolf, der Herzog von Bayern, der Landgraf von Hessen und vor Allen die reichen und mächtigen Städte am Rhein standen, einen ebenbürtigen Gegner. Aufs Neue bedrohte ein verheerender Bürgerkrieg die fruchtbaren Gegenden des deutschen Stromes und der Vogesen, und der Ausgang schien sehr ungewiß, als Adolf von Nassau, begierig eine Entscheidung herbeizuführen, sich im Vertrauen auf seine Ritter und Geharnischten mit seinem überlegenen Gegner in einen voreiligen Kampf einließ, ohne das Fußvolk aus den Städten abzuwarten, und dadurch in der **Schlacht bei** 2. Juli 1298. **Göllheim am Donnersberg** seine Niederlage herbeiführte. Adolf, im tapfern Kampfe durch seines Gegners Lanze vom Pferde gestürzt, fand im Getümmel seinen Tod von unbekannter Hand. Seine Leiche ruht im Dom zu Speyer.

Die Grafen von Nassau. Unter den Dynastengeschlechtern zwischen Main, Lahn und Rhein nahmen die Grafen von Laurenburg, zwei Stunden unterhalb Dietz an der Lahn, im elften Jahrhundert eine hervorragende Stelle ein. Als sich mit der Zeit ihre Besitzungen nach dem Rhein zu ausdehnten, baute in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ein Graf Laurenburg die Burg Nassau, aber das Hochstift Mainz machte ihm und seinen nächsten Nachfolgern das Eigenthumsrecht streitig; erst im J. 1160 wurde unter Vermittelung von Trier der Streit geschlichtet, worauf die Laurenburger sich „Grafen von Nassau" nannten und bei dem Erzstift Trier in Lehn traten. Walram, der unter Friedrich I. dem Kreuzzug beiwohnte, vereinigte um 1195 die sämmtlichen Länder seines Hauses im Lahnthal bis nach Koblenz. Sein Sohn Heinrich II., welcher mit Kaiser Friedrich II. in das heilige Land zog, erweiterte die Besitzungen December 1255. und erbaute Dillenburg und Ginsberg. Er starb 1250. Fünf Jahre nach seinem Tode theilten seine Söhne Walram II. und Otto die Grafschaft Nassau. Otto wählte das Land auf dem rechten Lahnufer mit den Städten Siegen, Beilstein, Herborn und den Schlössern Dillenburg und Ginsberg; an Walram kam das Land auf dem linken Lahnufer mit Idstein, Wiesbaden und Weilburg. Die Schlösser Nassau und Laurenburg waren gemeinschaftlich. Walrams Sohn war König Adolf von Nassau, der die deutsche Krone trug. Sein Sohn Gerlach I. erbte die väterliche Grafschaft im Süden der Lahn. Bei seinem Tod 1361 theilten seine Söhne Adolf II. und Johann das kleine Erbe, so daß jener Idstein-Wiesbaden, dieser Weilburg erlangte und auf ihre Nachkommen vererbten. Bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts blieben die beiden Glieder der Walramschen Linie getrennt; erst als 1605 Idstein-Wiesbaden erlosch, wurden die Länder auf der Südseite der Lahn wieder vereinigt, so daß die Linie Weilburg, die mittlerweile durch Heirath die Grafschaft Saarbrück und andere Güter auf dem linken Rheinufer erworben, die gesammten Besitzungen des Nassau-Walramschen Fürstenhauses besaß. Wenn auch in der Folge noch neue Theilungen eintraten, so kamen doch alle Besitzungen immer wieder in Eine Hand, bis die Linie Nassau-Usingen und Weilburg den fürstlichen und endlich den herzoglichen Rang erlangte. — Die Ottonische Linie trennte sich ebenfalls in mehrere Seitenlinien, welche aber die Linie von Oranien-Dillenburg überlebte und beerbte. Diese Linie besaß die Statthalterwürde in den Niederlanden.

Albrecht v. Oesterreich 1298–1308. §. 452. **Albrecht von Oesterreich** war ein thatkräftiger, entschlossener Mann; in seinem finstern, durch den Verlust eines Auges entstellten Angesicht konnte man die starre Entschiedenheit seines Herzens erkennen, dabei war er

aber ein Fürst von weitschauendem Geist und staatsklugem Blick. Er hat, vielleicht zum letzten Male, das zerfallende Reich mit starker Hand zusammengehalten, er hat dem mächtigen und selbstsüchtigen Fürstenstand gegenüber die Bedeutung der aufstrebenden Städte erkannt, ihre „Einungen" begünstigt, ihre Rechte und ihren Handel gesichert, er hat Ordnung und Gesetz nach Kräften geschirmt. Die Pläne seines Vaters, Gründung einer Erbmonarchie und Befestigung der Habsburgischen Hausmacht, verfolgte er mit aller Entschiedenheit seines thatkräftigen Geistes, und der Vorwurf, daß er darüber die Wahrung der Würde des Reichs gegen den ländergierigen Philipp von Frankreich und den herrschsüchtigen Papst vernachlässigt habe, ist nicht ungerechtfertigt. Das Streben nach Erweiterung seiner Hausmacht verleitete ihn, den Kampf seines Vorgängers gegen die mit der Acht belegten Landgrafen Friedrich und Diezmann von Thüringen fortzusetzen, und Ansprüche auf Holland als erledigtes Reichslehen zu machen; doch mußte er das Land nach einem mißglückten Feldzug an Johann, Grafen von Hennegau, überlassen (1300). Die vier rheinischen Kurfürsten, voran den übermüthigen Erzbischof Gerhard von Mainz, der da behauptete, er habe noch manchen neuen König in seiner Reisetasche, nöthigte er nach einem für die gesegneten Gegenden am Rhein und Neckar verderblichen Kriege, die 1301. 1302.
drückenden Rheinzölle abzustellen und das Reichsgut, das sie an sich gerissen, herauszugeben. Und doch hatten sie einen mächtigen Bundesgenossen an dem leidenschaftlichen Papst Bonifacius VIII. Dieser forderte Albrecht, „der sich nennt deutscher König", vor den heiligen Stuhl, sich über den an König Adolf verübten „Hochverrath" zu rechtfertigen; er zog die Entscheidung über die erledigte Krone Ungarns an sich; er warf dem König vor, daß er sich mit einer, dem „Otterngezüchte" Friedrichs II. entstammten Fürstentochter (Konradins Schwester) vermählt habe. Als aber Bonifacius sich zum Schiedsrichter zwischen England und Frankreich aufwarf, bereitete er sich und dem römischen Stuhl großes Unheil (§. 458). Dies machte ihm die Aussöhnung mit dem deutschen König wünschenswerth und er bot die Hand zum Frieden. Aber um welchen Preis 1303.
mußte Albrecht denselben erkaufen! Er mußte versprechen, den Papst als Oberlehnsherrn anzuerkennen und ihm Gehorsam und Hülfe wider seine Feinde zu leisten. — Als der letzte Przemislide, Wenzel III., durch Mörderhand gefallen August 1306.
war, sprach Albrecht Böhmen als Reichslehn seinem Sohn Rudolf zu; als Juli 1307.
dieser bald darauf starb, erhoben die Großen den Herzog Heinrich von Kärnthen auf den Thron; vergeblich suchte der Habsburger die Krone bei seinem Hause zu bewahren. Mit den Zurüstungen zu einem großen Feldzug gegen Böhmen beschäftigt, weilte er in seinen schwäbischen Stammlanden. Da traf ihn der Mordstahl seines unbesonnenen verblendeten Neffen, der sich vom Oheim zurückgesetzt und in seinem Erbe beeinträchtigt glaubte. Johann, fortan Parricida genannt, fiel mit seinen Verschworenen am Ufer der Reuß über den arglosen 1. Mai 1308.
König her, und stieß ihn meuchlings nieder. Der Erzbischof von Mainz, Peter Aichspalter, und andere Fürsten wurden mit Recht beschuldigt, den leidenschaftlichen Jüngling zu der frevelhaften That aufgereizt zu haben. Johann büßte seine „Kainsthat" als Mönch („der Mönch von Pisa"); aber furchtbar war die Rache, die des Gemordeten hartherzige Gemahlin, sein Sohn Leopold und seine Tochter Agnes von Ungarn an Rudolf von der Wart, Palm und

Eschenbach, den Gehülfen bei der That, und allen ihren Freunden, Angehörigen und Dienern nahmen. Gegen tausend Menschenleben wurden den Manen des Todten geschlachtet. An der Stelle, wo der König gefallen, bauten die fürstlichen Frauen das Kloster **Königsfeld**, in welchem Agnes den Rest ihrer Tage unter frommen Büßungen verbrachte. — Albrechts Erbe in Oesterreich und Schwaben fiel an seine fünf Söhne.

Thüringen. In Thüringen erlitt Albrecht wider **Friedrich den Gebissenen** im J. 1307 die in den sächsischen Chroniken viel gepriesene Niederlage bei **Lucka** (unweit Altenburg). Diezmann starb in demselben Jahre eines plötzlichen Todes; aber Friedrich blieb im Besitz von Thüringen und Meißen und vererbte das Land auf seine Nachkommen, Friedrich den Ernsthaften (—1349) und Friedrich den Strengen (—1381), welche die Besitzungen durch neue Erwerbungen vergrößerten.

§. 453. **Gründung der Eidgenossenschaft.** Durch die Eroberung Bur-
1033. gundiens unter Konrad II. war Helvetien an das deutsche Reich gekommen. Im elften und zwölften Jahrhundert übten die mächtigen **Herzöge von Zähringen** (§. 395) die Reichsverwesung darüber und machten ihre Herrschaft denkwürdig durch Gründung vie-
1218. ler Städte, wie **Bern**, **Freiburg**, **Milden**, **Burgdorf**. Nach dem Erlöschen dieses Hauses zerfiel das Land in eine Menge kleiner Gebiete; Freistädte und freie Landgemeinden, Abteien und Bisthümer, und eine große Anzahl unabhängiger Herrschaften vom bäuerlichen Freihof bis zur mächtigen Grafschaft standen unmittelbar unter kaiserlicher Oberhoheit. Bald erhoben sich im Süden die **Grafen von Savoyen**, im Norden die **Habsburger** an Macht und Besitzthum über die andern. Die letztern, denen die Landgrafschaft **Aargau** zugehörte, übten im Namen des Reichs die Schirmvogtei und den Blutbann über die Landschaften am Vierwaldstättersee, **Schwyz**, **Uri**, **Unterwalden** (Urcantone), wo sie sehr begütert waren. Ihre Herrschaft als Landgrafen oder Vögte zur eigentlichen Landeshoheit auszubilden, war das erstrebte Ziel. Einen Stoß erlitt die Macht der Habsburger, als Friedrichs II. Sohn Heinrich Uri der Gewalt des Grafen
26. Mai 1231. Rudolf entzog und die Vogtei unmittelbar an das Reich zurücknahm; einen ähnlichen Frei-
December 1240. heitsbrief ertheilte Friedrich den Schwyzern, doch gelang es den Habsburgern, während des großen Zwischenreichs ihre Herrschaft wieder zu befestigen. Der eigentliche Ursprung der Eigenossenschaft ist in dem Bund der drei Waldstätte vom 1. August 1291 zu sehen. König Adolf, im Kampfe mit Albrecht, bestätigte ihnen die Freiheitsbriefe; die Schlacht bei Göllheim war auch für die Eidgenossen eine Niederlage; doch änderte Albrecht nichts an den
3. Juni 1309. bestehenden Verhältnissen, und Heinrich der Luxemburger bestätigte die Freiheitsbriefe Friedrichs II. und Adolfs. Damit hatten die Waldstätte ihr Ziel erreicht, wenn sie verstanden, es fest zu halten, und die Habsburger waren damals nicht in der Lage, das Verlorene mit Gewalt wiederzugewinnen. — An diesem schlichten Hergang der Gründung der Eidgenossenschaft hat sich die Ruhmredigkeit und Fabelsucht der spätern Zeit nicht genügen lassen; sie hat die unscheinbaren Ereignisse mit einem dichten Schleier von Sage und Poesie umhüllt und Personen und Thaten geschaffen und mit romantischen Zügen ausgeschmückt. In spätern Jahrhunderten erzählte man sich wunderbare Dinge über die Befreiung der Waldstätte, wie die „Waldleute" sich freiwillig der Herrschaft des Reichs unterstellt, wie König Rudolf von Habsburg ein milder Herr gewesen, sein Sohn Albrecht aber habe die freien Leute unter Habsburgs Joch knechten wollen und habe zwei Landvögte gesandt, Hermann Geßler von Küßnacht und Beringer von Landenberg, damit sie durch harten Druck das Volk zur Unterwerfung brächten. Endlich habe ihr Uebermuth, die Blendung des alten Melchthal um geringer Ursache willen, die Gewaltthat gegen den Schützen Wilhelm Tell aus Uri, der einen Apfel vom Haupt des eigenen Kindes schießen mußte, die Männer zu verzweifelter Entschlossenheit gebracht. Unter der Leitung von Walther Fürst, Arnold von Melchthal und Werner Stauffacher kamen sie im Jahre 1307 bei nächtlicher Weile auf dem einsamen Rütli am Gestade des Sees zusammen und beschworen aufs Neue den alten Bund. Geßler fiel in der hohlen Gasse bei Küßnacht durch Tells Geschoß, die Zwingburgen wurden zerstört, der andere Vogt verjagt. Als sich König Albrecht zur Rache rüstete, fiel er durch

seines Neffen Hand. So erzählen spätere Chronisten, namentlich Aegidius Tschudi (im sechzehnten Jahrhundert) die Entstehung der Eidgenossenschaft; aber die historische Kritik hat schon lange die gewichtigsten Bedenken dagegen geäußert und die Mähre vom Schützen Tell, die Schweizer Nationalstolz in die Geschichte einführen wollte, in das Reich der Volkssage verwiesen.

§. 454. Als die Gegenkönige Friedrich und Ludwig im Krieg lagen, war den Waldstätten ihre Stellung auf Seiten des Bayern angewiesen. Ergrimmt darüber benutzte Herzog Leopold eine Fehde zwischen Schwyz und dem Kloster Einsiedeln, dessen Schirmvogt (Leopold I. † 1326.) er war, um die Waldstätte mit Krieg zu überziehen. Allein in dem Engpaß am **Morgarten** erlitt sein Heer durch die Eidgenossen, die von der günstigen Lage Vortheil zu ziehen wußten, eine gänzliche Niederlage. (15. Nov. 1315.) Eine geringe Schaar streitbarer Hirten und Bauern vernichtete die unbeholfene, schwerbewaffnete Ritterschaft theils durch niedergewälzte Steinmassen, theils durch einen raschen, von der Höhe herab unternommenen Angriff mit Streitkolben und Hellebarden. Seit dieser Schlacht sank die Macht der Habsburger in den Schweizer Landen. Um für die Zukunft die tapfer erstrittene Freiheit zu wahren, erneuten die drei Waldstätte zu Brunnen den ewigen Bund. (9. Dec. 1315.) Am Morgarten hatten sich die Eidgenossen ihre Freiheit mannhaft erkämpft. Sie waren fortan in der That völlig unabhängig, denn die lockere Reichsgewalt hatte wenig Bedeutung. Die fortdauernde Gefahr von Oesterreich her bewahrte den jungen Bund vor Erschlaffung und Trennung und führte ihm in der Folge immer neue Glieder zu. Durch den Beitritt der österreichischen Stadt **Luzern** (1332.) kamen alle Ufer des Vierwaldstättersees in die Gewalt der **Eidgenossenschaft**, der sich bald auch das mächtige **Bern** anschloß, als die Waldstätte ihm Hülfe gegen die Angriffe der benachbarten Edelleute leisteten (Schlacht von **Laupen**). (1339. 1351.) Zwölf Jahre später führte der kraftvolle, aber harte Bürgermeister **Brun** von **Zürich**, als er von den alten Geschlechtern und von Oesterreich wegen seiner Neuerungen in der Verfassung mit Krieg bedroht war, diese wichtige Stadt dem Bunde der Eidgenossen zu; bald folgten auch **Glarus** und **Zug**, zwei habsburger Städte. Ueberall stand ein **Landammann** oder **Schultheiß** nebst einem **Rath** an der Spitze des Gemeinwesens. In der **Schlacht von Sempach** (§. 466) bestanden die Eidgenossen (wie einst die athenischen Demokraten bei **Marathon**) (9. Juli 1386.) die Feuerprobe wider den österreichischen und deutschen Ritteradel und bewiesen, daß sie der Freiheit würdig seien. „Was die Urcantone damals thaten, wie sie in Bürgergemeinden sich abschlossen, wie ihre ererbte Freiheit auf blutigen Schlachtfeldern gegen die Ritterschaft Habsburgs verfochten, diente anderthalb Jahrhunderte hindurch den süd- und westdeutschen Städten als Sporn der Nachahmung und geistiger Hebel."

3. Das luxemburgische und bayerische Kaiserhaus.

a) Kaiser Heinrich VII. und der Dichter Dante.

§. 455. Die Bemühungen des Königs von Frankreich, mit Hülfe des Papstes seinem Bruder **Karl von Valois** die deutsche Kaiserkrone zuzuwenden, scheiterten an der Energie, womit der **Erzbischof von Mainz**, **Peter Aichspalter**, die Wahl des edlen **Grafen von Luxemburg** (**Lützelburg**) betrieb und endlich durchsetzte. Auf dem **Königsstuhl** zu **Rense** empfing Heinrich VII. die deutsche Krone, die er mit Ehren trug. (Heinrich VII. 1308—1313.) Schon als Graf von geringem Erbe war er ausgezeichnet durch ritterliche Tapferkeit, durch Sinn für bürgerliche Ordnung und durch strenge parteilose Gerechtigkeit; und diese Tugenden hat er auch als Kaiser bewährt. „Das Ardennerland, noch in spätern Jahrhunderten der undurchdringliche Schlupfwinkel von Räubern und Diebsgesindel, war während seiner Herrschaft so sicher, daß die Saumthiere der Kaufleute, mit kostbaren Gütern beladen, ohne

Begleitung ungefährdet durch die Haiden und Einöden zogen, so sehr waren die strengen Gerichte des unerbittlichen Herrn gefürchtet". Und diesen kräftigen Rechtssinn bewies er auch in seiner neuen Würde. Durchdrungen von idealen Vorstellungen über die Kaisermacht, suchte er derselben überall ehrfurchtsvolle Anerkennung zu verschaffen, und war daher den Widerstrebenden und Unfolgsamen ein eben so strenger Gebieter, wie er den Gehorsamen und Unterwürfigen sich freigebig und milde erwies. Nachdem er ernste Maßregeln zur Erhaltung des Landfriedens getroffen und die Züchtigung des geächteten Eberhard von Würtemberg, des trotzigen Feindes der schwäbischen Städte, den ergrimmten Nachbarn desselben, insonderheit seinem Reichsvogt Konrad von Weinsberg übertragen hatte, benutzte er den Thronstreit in Böhmen, um durch eine Vermählung seines Sohnes Johann mit der Schwester des kinderlos verstorbenen Königs Wenceslaus dieses Reich mit Einwilligung und auf den Wunsch der böhmischen Stände an sein Haus zu bringen.
1310. Kaum hatte er diese Angelegenheit, die den Grund zu der großen Macht des luxemburgischen Hauses legte, mit Hülfe mehrerer befreundeten Fürsten zu einem glücklichen Ziele geführt, als er seinen Blick nach dem lange vergessenen, zwieträchtigen Italien wendete und, von romantischem Geiste beseelt, einen Römerzug unternahm, um den entschwundenen Glanz des Kaiserthums und die herabgewürdigte Ehre des Reichs wieder herzustellen und dem schönen, von wilder Zwietracht und Parteiwuth zerrissenen Apenninenlande Ordnung und Frieden zurückzugeben. Mit Frohlocken begrüßten die gedrückten und verfolgten Ghibellinen die Ankunft des hochherzigen Fürsten, welche Erinnerungen aus verklungenen Zeiten in ihnen weckte, und der größte Dichter, Dante von Florenz, der Sänger der göttlichen Komödie, feierte seine Erscheinung durch Lieder, die bald in Aller Mund waren, und suchte durch feurige Manifeste die Gemüther für eine gesetzliche Monarchie zu gewinnen. „Als du, Nachfolger Cäsars und Augustus' (so schrieb Dante an den Kaiser), den Rücken der Apenninen herabstiegst, stockten auf einmal die langen Seufzer und vertrockneten die Fluthen der Thränen, und es glänzte für Italien die neue Hoffnung des bessern Jahrhunderts auf, wie wenn die vielgeliebte Sonne sich erhebt". Vorsichtig vermied anfangs Heinrich, bei der leidenschaftlichen Parteiwuth, die allenthalben herrschte, entschieden auf Eine Seite zu treten; er übernahm die Rolle des Friedensstifters, um desto eher dem kaiserlichen Ansehen Anerkennung zu verschaffen und die gesunkene Achtung vor jeder Obrigkeit, geistlicher wie weltlicher, wieder herzustellen und zu stärken. Er empfing in Mailand, wo er der Ghibellinenpartei unter Matteo Visconti gegen die ungehorsamen Guelfen und ihren trotzigen Führer Torre das Uebergewicht verschaffte, die lombardische Krone, trieb von den Städten Oberitaliens mit Strenge die schuldigen Abgaben ein, züchtigte mit Härte die republikanische Bürgerschaft von Cremona und Brescia und begab sich, nachdem er sich der Lombardei durch Einsetzung kaiserlicher Vögte versichert, „um die Nichtwollenden zu zwingen, gerecht zu sein", über Genua nach dem ghibellinischen Pisa, wo er eine höchst ehrenvolle Aufnahme fand. Aber jetzt standen die Guelfen, besorgt über die Fortschritte des Kaisers und die wachsenden Hoffnungen der Gegenpartei und ermuthigt durch die Verwüstungen, welche eine verheerende

Seuche unter den kaiserlichen Truppen verursachte, mit Macht gegen den deutschen „Arrigo" auf und „entkleideten den Kaiserritter des ehrfurchtgebietenden Scheines". An ihre Spitze trat König Robert von Neapel und das reiche, stolze Florenz, das kurz zuvor die Partei der Weißen aus seinen Mauern getrieben und die ghibellinische Stadt Pistoja nach entsetzlichen Kriegsleiden zu Fall gebracht; auch viele lombardische Städte schlossen sich, unzufrieden über den richterlichen Ernst, mit dem Heinrich die „Idee der Obrigkeit" wieder festzustellen strebte, und ergrimmt über die Erpressungen, zu denen er sich genöthigt sah, den Guelfen an. Selbst der Papst (damals in Avignon, §. 458) erklärte sich gegen ihn, so daß seine Krönung in Rom von den päpstlichen Legaten nur durch einen fortgesetzten Kampf erzielt werden konnte. Dies gab die Losung zur Erneuerung des Kriegs zwischen Guelfen und Ghibellinen. Heinrich kämpfte unverzagt mit den Waffen Justinians und mit dem Schwerte Karls des Großen gegen die Ungehorsamen. Im Bunde mit dem König von Sicilien und unterstützt von den Pisanern und mehreren ghibellinischen Städten und Edlen, traf er energische Anstalten zur Unterwerfung der guelfischen Städte Toscana's und zur Demüthigung von Florenz, als er plötzlich zu Buonconvento unweit des Arno in der Blüthe der Jahre starb. Da er unmittelbar zuvor aus den Händen des Bernardo, eines Dominicaners „aus der getreuen Miliz des Papstes", das heilige Abendmahl empfangen hatte, so entstand der Verdacht, der Mönch habe ihm eine vergiftete Hostie gereicht und ihm in der Speise des himmlischen Lebens den Tod gegeben. Der Jubel der Guelfen über den Hingang des Feindes bestärkte den ungegründeten Glauben an eine Vergiftung. Die trauernden Pisaner beerdigten den durch ein dunkles Geschick in ein frühes Grab gesenkten Kaiser auf dem Friedhofe ihrer Stadt. „Seit Friedrich Barbarossa hat Deutschland keinen Kaiser gehabt, der größer, ernster, erhabener von seiner kaiserlichen Pflicht gedacht hätte. Er glaubte an die Hoheit seines Berufs; mit der Weihe tiefster Frömmigkeit hat er diesem Amte gelebt". Er nährte sich nicht „von Erde und Metall", sondern, wie Dante von ihm rühmt, „von Weisheit, Tugend, Liebe". „Kein böser Tadel, auch seiner Feinde, hat sein Gedächtniß befleckt", versichert ein anderer Zeitgenosse. Heinrichs Tod und der darauf folgende Wahlkampf um die erledigte Krone löste in Italien alle Bande zwischen den einzelnen Staaten und Städten, und Raub und Krieg wüthete an allen Ecken und Enden.

24. Aug. 1313.

„Der Blick auf die Staatsgeschichte von Italien wäre trostlos, wenn man nicht an der allgemeinen Entwickelung dieses Landes lernen könnte, wie unerschöpflich die menschliche Natur an Hülfsquellen ist, mit denen sie den Verlust des Einen Glücks mit dem Besitz eines andern ersetzt." Denn trotz der anarchischen Freiheit, ja zum Theil durch dieselbe blühten in Italien zu dieser Zeit Handel und Verkehr, Gewerbe und Wissenschaft, Künste und Poesie in wunderbarer Fülle auf. Die Universitäten, die außer den älteren zu Bologna und Padua nach und nach zu Florenz, Siena, Lucca, Ferrara, Rom u. a. O. gegründet wurden, die Akademien und Schulen, die in allen bedeutenden Städten Italiens entstanden, die vielen reichen Familien, die ihren Ruhm in der Begünstigung der Wissenschaften, der Kunst und Literatur suchten und in Freigebigkeit gegen Dichter, Künstler und Gelehrte mit einander wetteiferten, trugen namentlich zu dieser Bildung bei. „Die Geldgeschäfte und der Handel mit den Erzeugnissen des Orients waren im ausschließlichen Besitze der Italiener, die deutschen Städte lernten Beides, so wie den Tuchhandel, die Glas-, Spiegel- und Seidenfabrikation, die künstliche Verarbeitung des Goldes und Silbers und die Färberei in Mailand, Venedig,

Genua und Brescia. Die Florentiner waren die Bankiers der Könige und Fürsten, der Ritter und Prälaten, sie waren außerdem als Seidenfabrikanten in ganz Europa verbreitet und standen besonders mit den Flämingern, von denen sie als Tuchfabrikanten übertroffen wurden, in genauer Verbindung."

§. 456. Dante. Petrarca. Boccaccio. Die Ghibellinen erhielten um dieselbe Zeit drei Häupter, welche Klugheit mit Kraft verbanden und das gesunkene Ansehen ihrer Partei wieder ins Gleichgewicht stellten: Matteo Visconti, der mit List und Gewaltthat auf den Sturz des guelfischen Hauses della Torre in Mailand seine Herrschaft gründete, Castruccio Castracani, Herr von Lucca, bekannt durch seine von dem großen Historiker Machiavelli verfaßte Lebensbeschreibung, und Can della Scala von Verona. Bei dem Letztern fand der aus seiner Vaterstadt Florenz vertriebene Ghibelline Dante Alighieri Schutz und Aufnahme und arbeitete daselbst an seinem großen, aus drei Theilen, Hölle, Fegefeuer und Paradies, bestehenden epischen Gedichte, göttliche Komödie genannt, worin die ganze Weisheit des Mittelalters, der ganze Schatz damals gewonnener Wissenschaft, Astronomie, Naturkunde, Philosophie, Theologie, Geschichte, Politik und Alterthumswissenschaft niedergelegt ist, daher er mit Recht sagen konnte, daß Himmel und Erde die Hand an sein Gedicht gelegt habe. Allegorien, Anspielungen auf Ereignisse und Ansichten der Zeit, tiefsinnige Aussprüche und Untersuchungen über die herrschende Philosophie und Theologie erschweren das Verständniß des Werks, weshalb schon sehr frühe Erklärungen (Commentare) dazu verfaßt wurden. Dante war Schöpfer der poetischen Sprache der Italiener, die in seinen vollendeten Versen Wohlklang, Milde und hohe Kraft vereinigt. In inniger Verbindung mit seinem großen Gedichte steht die Vita nuova (neues Leben), eine Sammlung lyrischer Gedichte (Canzonen und Sonette), worin er die Geschichte seiner Liebe zu der in der göttlichen Komödie gefeierten Beatrice beschreibt. Seine ghibellinischen Ansichten machte Dante hauptsächlich in dem lateinischen Buch: über die Monarchie bekannt, worin er die Behauptung durchführt, daß der Kaiser nicht unter, sondern neben dem Papste stehe, und daß Beide von Gott als Lenker und Ordner der Welt, als Führer der Menschheit zur Freiheit bestellt seien. Auch in der göttlichen Komödie sind diese Ansichten allenthalben zu erkennen. Die Widerwärtigkeiten des Lebens machten ihn hart und unfreundlich. — Mit dem großen Florentiner beginnt für Italien eine neue Periode der Kunst und Literatur, die über zweihundert Jahre sich fortbildete und im sechzehnten Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte. Hatte sich schon Dante des Virgil als Führers durch die Räume der Hölle bedient, so trug Francesco Petrarca durch die feurige Bewunderung dieses Dichters und der ganzen römischen Literatur in hervorragender Weise zur Wiedererweckung des in den Mönchsschulen ganz untergegangenen guten Geschmacks bei. Seine zarten, durch Wohlklang der Sprache ausgezeichneten Sonette an Laura werden noch jetzt von den Italienern als unerreichbare Muster einer melodischen Dichtersprache bewundert, so gehaltlos sie auch dem Inhalt nach sind. Einen europäischen Ruhm aber verschaffte sich Petrarca durch seine lateinischen Schriften, poetische wie prosaische. Unter den letztern sind seine Briefe und seine Lebensbeschreibungen römischer Helden zur Erweckung des Patriotismus und eines moralischen Lebens besonders wichtig, aber durch seine rhetorischen Lobreden auf die Fürsten und Großen seiner Zeit, namentlich seinen Gönner Karl IV., hat er sich den Vorwurf der Schmeichelei zugezogen. Petrarca hatte großen Einfluß auf den Bildungsgang des Florentiners Boccaccio, des Schöpfers der neuen italienischen Prosa, die er in seinem „Decamerone", einer Sammlung von hundert, meist provençalischen und spanischen Dichtern entlehnten Erzählungen und Novellen, meisterhaft handhabte. In diesen zum Theil schlüpfrigen und unzüchtigen Novellen schildert er (seiner Jugendfreundin „Fiammetta" zu Gefallen) Menschen aus allen Ständen und von allen Charakteren und Altern und Verhältnisse jeglicher Art, bald heiter und ausgelassen, bald rührend und tragisch mit unnachahmlichem Reize und anmuthsvoller Sprache. Besonders wird die Geistlichkeit und Möncherei darin von der Geißel des Spottes und der Satire getroffen. Der Name „Zehntagbuch" rührt von der Eintheilung her: in zehn Tagen werden je zehn Novellen erzählt. Auch lateinische Erzählungen aus der alten Mythologie u. A. sind von Boccaccio vorhanden, dessen großes Verdienst es auch war, die erste Anregung zum

Dante 1265—1321.

Petrarca 1304—1374.

Boccaccio 1313—1375.

Studium der griechischen Sprache und Literatur gegeben zu haben. Zu gleicher Zeit ward die florentinische Geschichte von Johann Villani († 1348) und Dino Compagni in der Landessprache vortrefflich bearbeitet. Die hohe Einfalt und redselige Breite in Sprache und Darstellung erinnert an Herodot. Villani war Guelfe und Demokrat, daher er auch über Dante kein sehr günstiges Urtheil fällte. Seine bis zum J. 1345 reichende Geschichte kann als europäische Chronik bezeichnet werden, da er auch die Vorgänge in „andern Ländern" erwähnt (§. 439 f.), wenn gleich seine Vaterstadt Florenz das Centrum und den Ausgangspunkt bildet. Durch diese Ausdehnung und die annalistische Form, welche mannichfaltige Abspringungen und Wiederholungen nöthig machen, erhielt das Werk einen novellenartigen Charakter. Es war eines der merkwürdigsten und verbreitetsten Geschichtsbücher des Mittelalters. Villani war ein praktischer Geschäftsmann, der in Rom und Neapel gelebt und Flandern und Frankreich gesehen hatte, vertraut mit der ganzen Bildung jener Tage und in Gesinnung und religiöser Anschaunng, in Aberglauben und Wunderglauben ganz ein Kind seiner Zeit; gut und wacker suchte er allenthalben das Wohl seiner Vaterstadt zu befördern, war friedfertig und ein Feind aller Unruhe, aber „ein weiteres Staatsinteresse mißt er mit seinem Blick nicht aus". In den Büchern nahm er Vieles aus älteren Chroniken, namentlich dem Geschichtsbuch des Ricordano Malespini, auf. Matteo Villani († 1378), der das Werk bis zum J. 1363 fortführte, war seinem Bruder an Gesinnung, Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe gleich. Er beklagt den Verfall der alten Sitte und Bürgertugend, das Emporkommen des untern Volkes und die Abnahme der Staatskunst unter den Händen unerfahrener Neulinge. Mit gleicher Gesinnung und dramatischer Lebendigkeit handelt auch der Florentiner Dino Compagni in seiner die Begebenheiten von 1280 bis 1312 umfassenden Chronik „von den Dingen, die sich zutrugen zu seiner Zeit" (§. 440).

Dante. Was Dante besonders zur Höhe erhob, war die glückliche Welterziehung, die er wie die alten griechischen und römischen Schriftsteller in dem mannichfaltigsten Dienst eines republikanischen Vaterlandes genoß, eine Schule, welche den großartigen Charakter durch harte Prüfungen stählte und läuterte. Schon in seiner Jugend machte er im Dienste seiner Vaterstadt Florenz zwei rühmliche Gefechte mit. Dabei trieb er jedoch eifrig die Studien und seine Schriften geben Zeugniß von seiner außerordentlichen Vielseitigkeit und der geistigen Ausbildung, die schon seine Zeitgenossen in Erstaunen setzte. Was aber den wichtigsten Einfluß auf sein großes Gedicht hatte, was die eigentliche Grundlage desselben bildete, den historischen und epischen Stoff zu demselben lieferte, das war sein bewegtes politisches Leben und der thätige Antheil, den er an den Schicksalen und der Politik seines Vaterlandes nahm. Er wurde bald in die oberste Behörde des Staats gewählt und machte sich durch seinen Scharfsinn, seine reifen Ansichten, seinen durch tiefe Studien geläuterten, vorurtheilsfreien Geist und seine Talente so bemerklich, daß ohne seinen Rath und Einfluß kein wichtiger Beschluß gefaßt, keine Gesandtschaft, keine Gesetzverbesserung unternommen wurde. In dieser vielfachen politischen Thätigkeit gewann er seine Ansichten über die Verhältnisse der Fürsten und Völker, der Kirche und des Reichs, über die Rechte und Pflichten der verschiedenen Stände, welche ihn unendlich hoch über den engen Gesichtskreis seiner Vaterstadt und auf den festen Boden seiner gegründeten Ueberzeugung frei über alle Parteien, Meinungen und Leidenschaften seiner Zeit stellten. Diese Ansichten hat er in seinem berühmten Gedicht, die göttliche Komödie, in ein tiefpoetisches Gewand gehüllt. Systematischer hat er sie aber in einem Werke seines reiferen Alters, dem Tractat von der Monarchie, dargestellt, der daher in genauem Zusammenhang mit der göttlichen Komödie steht und zugleich mit seinen Briefen die Hauptbasis zum Verständniß des schwierigen Gedichts bildet. In dem Chaos von großen und kleinen Leidenschaften, Bürgerkriegen im Innern, Angriffen und Verheerungen von Außen, Gewaltsamkeit und Grausamkeit der Tyrannen, Uebergriffen der Kirche sah Dante kein anderes Mittel, seine Nation wieder frei, einig und stark unter trefflichen Gesetzen zu machen, als daß er sie unter den Schutz eines allgemeinen Kaisers stellte, der, erhaben über alle Könige, Herzöge und Fürsten, also frei von allen Begierden, Leidenschaften und Parteilichkeiten, Gerechtigkeit übte und den Frieden, die Grundlage der Volksentwickelung, sicherte, und unter den Schutz der Kirche, welche aller Arroganz sich entäußerte, aller Einmischung in weltliche Angelegenheiten beraubt, sich desto wirksamer um das geistige Wohl der Völker bemühte. Die Grundidee versetzte der Dichter nach

dem Geschmack seiner Zeit in die höchste Sphäre der Mystik und machte sie in seiner visionären Reise durch Hölle, Fegefeuer und Himmel mittelst einer Menge erhabener Bilder anschaulich. Zwei ganz gleichgestellte, nur Gott verantwortliche Führer und Ordner sollten der Welt voranleuchten, der Kaiser, der durch weise Einrichtungen, von den Lehren der Philosophen unterstützt, das weltliche Glück auf der Erde verbreitete, und der Papst, der nach den Lehren der Offenbarung die Welt zum rechten Glauben und zur Tugend führte und sie so der himmlischen Glückseligkeit würdig machte. Daher wählte sich Dante auch zwei Führer auf seiner mysteriösen Reise, den Virgil, als Sänger des römischen Kaiserthums, der das heilige römische Reich und den ersten Kaiser Augustus in seinem Epos verherrlicht hat, und die Beatrice, unter welchem Namen Dante das Andenken an seine Jugendgeliebte feiert und die hier das Symbol der göttlichen Liebe und Offenbarung ist. Virgil ist daher nur in allem Dem zu Hause, was sich auf die weltliche Regierung, auf das Kaiserthum bezieht, zeigt seinem Schüler Dante auf ihrem Gang durch die Hölle die traurigen Folgen der Ungesetzlichkeit, des Auflehnens gegen die göttliche Ordnung, der Tyrannei, Empörung, Raubsucht, kurz aller Sünden, welche die friedliche Entwickelung des Menschengeschlechts zu seinem Ziel stören. Im Purgatorium sind in verschiedenen Ordnungen die Büßungs- und Gnadenmittel dargestellt, welche Gott durch die Kirche denjenigen, die nur zeitweise von Leidenschaften bethört waren, zur Rückkehr in die Bahn des rechten Lebens gewährt hat. Nachdem Dante im irdischen Paradies auf der Spitze des Fegfeuerbergs seiner neuen Führerin übergeben worden, dort in einer Vision die symbolische Geschichte der Kirche und ihre Entartung bis zu seiner Zeit gesehen und von Beatrice die tröstliche Versicherung erhalten hat, daß bald der Welt ein Erretter und Ordner erscheinen werde, schwingt er sich mit seiner Freundin durch die bloße Kraft der begeisterten Sehnsucht auf gen Himmel, durchwandelt das himmlische Paradies von Planet zu Planet, durch die Fixsterne und die Himmelssphären, und sieht da die Verherrlichung aller der Seelen, die in ihrem irdischen Leben an dem großen Erziehungswerk der Menschheit zu ihrem zwiefachen Zweck der weltlichen und geistigen Glückseligkeit mitgewirkt haben: die weisen Gesetzgeber und großen Kaiser, wie die heiligen Kirchenväter und Theologen, die Märtyrer und die Kämpfer für den Glauben, wie alle großen Männer im Staatsleben. Zuletzt sieht er in dem obersten Himmel die ganze Schaar der Seligen um die Dreieinigkeit gereiht, und zeigt in begeisterten Schilderungen das Ideal von geistiger und weltlicher Ordnung, das er so gern auf Erden verwirklicht gesehen hätte, an das er sein Leben lang die beste Kraft seines Kopfes und Herzens gesetzt hat. — Die göttliche Komödie wurde bald nach ihrem Entstehen sehr verbreitet und fand überall gerechte Anerkennung und Bewunderung. Eine unzählige Reihe von Ausgaben, Commentaren und Uebersetzungen folgten sich bis auf den heutigen Tag und die größten Philosophen und Theologen bemühten sich um die Erklärung des an manchen Stellen sehr schwer verständlichen Gedichts. Mit Recht ist der Italiener stolz auf ein Kunstwerk, das seiner Sprache und seinem Genius im Auslande den größten Ruhm sichert.

b) Ludwig der Bayer.

§. 457. Heinrichs VII. Tod führte in Deutschland wieder einen Thronstreit herbei, indem von den sieben Kurfürsten, die jetzt stets die Wahl vornahmen (Mainz, Trier, Köln, Pfalz, Böhmen, Sachsen, Brandenburg), die Einen, der böhmisch-luxemburgischen Partei ergeben, den kriegskundigen **Ludwig von Bayern** in Frankfurt, die Andern, im Interesse der Habsburger wirkend, den sanften und biedern **Friedrich den Schönen** von Oesterreich in Sachsenhausen wählten. Dadurch wurde die zwischen beiden Häusern bestehende Feindschaft und Eifersucht, die schon im vorhergehenden Jahre durch Ludwigs Sieg bei Gammelsdorf erweckt worden, noch gesteigert. Die Folge des Zwiespalts war ein achtjähriger Krieg, den besonders Friedrichs Bruder **Leopold** mit Leidenschaft betrieb und der vorzugsweise dem südwestlichen Deutschland, wo sich der Adel für Oesterreich, die Städte für Ludwig erklärten, verderblich ward. Trotz der überlegenen Macht der österreichischen Partei behauptete

Ludwig der Bayer 1314–1347.

sich der kriegserfahrene Ludwig mit Glück gegen sie, zumal nachdem Leopolds Streitkräfte durch die unglückliche Schlacht am **Morgarten** (§. 454) geschwächt worden. Entscheidendes Uebergewicht erhielt Ludwig jedoch erst durch **die Schlacht bei Mühldorf** (oder **Amfing**), wo Friedrich, der, ohne die Hülfe 28. Sept. 1322.
seines Bruders abzuwarten, mit seinen österreichischen und ungarischen Truppen in den Kampf gegangen war, besiegt und gefangen ward. Die spätere Volkssage hat diesen Sieg der Kriegskunst des Nürnberger Feldhauptmanns Siegfried Schwepfermann (**Seyfried Schweppermann**), der bei Gammelsdorf sich sehr hervorgethan, zugeschrieben, wohl aus Verwechslung mit dem kaiserlichen Feldhauptmann Konrad von Schlüsselburg, und hat mancherlei Märchen an seinen Namen geknüpft. Auf seinem Grabstein im pfälzischen Kastel war lange der Ausspruch des Kaisers Ludwig zu lesen, den die Volkssage überlieferte: „Jedem ein Ei, dem braven Schweppermann zwei!" Trotz dieser Niederlage beugte Leopold seinen Sinn nicht zum Frieden. Unterstützt von dem König von Frankreich, von verschiedenen Reichsfürsten und vor Allem von dem in französischem Interesse handelnden Papste (§. 460), der da behauptete, „daß dem römischen Stuhle Prüfung, Zulassung und Genehmigung, auch Verwerfung sowohl der Wahl wie der Gewählten zustehe", suchte er eine neue Königswahl zu bewerkstelligen und setzte mittlerweile den Kampf mit Erfolg fort. Da schloß Ludwig mit seinem gefangenen Gegner, der in der Einsamkeit auf Schloß Trausnitz sein Gemüth dem Himmlischen zugewendet, einen Sühnvertrag, worin März 1325.
der letztere auf die deutsche Krone verzichtete, die in Besitz genommenen Reichsgüter herauszugeben versprach und mit Habsburgs ganzer Macht dem König wieder männiglich beizustehen gelobte. Aber der Vertrag fand weder beim Papst, noch bei Leopold Billigung und treu seinem Wort kehrte Friedrich der Schöne, trotzdem ihn der Papst seines Eides entband, in die Haft zurück. Es ist ein schönes Bild deutscher Treue, wie der ritterliche Ludwig seinem gefangenen Gegner die Hand zum Bunde reichte, wie die einstigen Jugendfreunde, die das Geschick in den Kampf gegen einander geführt, in traulichem Zusammenleben, Gemach und Tafel mit einander theilend, in Erinnerung der alten Freundschaft ihren Hader vergaßen. In einem neuen Vertrag kamen die beiden Fürsten Septem 1325.
überein, fortan als Brüder die Regierung gemeinsam zu führen; allein auch dieser Vertrag fand Widerspruch, und zwar diesmal hauptsächlich von den Kurfürsten. Der bald darauf erfolgte Tod des Herzogs Leopold stärkte die Sache Februar 1326.
des Bayern; dagegen beharrte der Papst, der mit Verwunderung und Aerger auf die Vorgänge in Deutschland blickte, bei seinem starren Sinn und strafte Ludwig mit Bann und Interdict.

Die Wittelsbacher in Bayern und in der Pfalz. Der dritte Wittelsbacher **Otto der Erlauchte** (1231—1253) von **Bayern** brachte auch die **Pfalz** an sein Haus. Bei seinem Tode erbte sein ältester Sohn **Ludwig**, (mit dem Beinamen der **Strenge**, weil er auf einen bloßen Verdacht hin in einem Anfall von Eifersucht seine unschuldige Gemahlin nebst ihrer Kammerfrau zum Tode hatte führen lassen (§. 449), die **Pfalz** nebst **Oberbayern** mit den Städten **Amberg**, **Regensburg** und **München**; sein zweiter Sohn **Heinrich Niederbayern** mit **Straubing**, **Landshut** u. a. O. Jener hinterließ zwei Söhne, **Rudolf**, der die Kurpfalz erbte, und **Ludwig**, dem Oberbayern zufiel; bald erlangte der letztere auch die Vormundschaft über seine minderjährigen Vettern von Niederbayern und verband somit die Verwaltung beider Herzogthümer. Sein Mitbewerber um die Vormundschaft, wie nachher um die Kaiser-

würde, Friedrich der Schöne von Oesterreich, wurde von Ludwig bei Gammelsdorf (1313) geschlagen. Bei dem baldigen Erlöschen der niederbayerischen Linie vereinigte Ludwig seinen Antheil von Oberbayern mit Niederbayern zu einem Herzogthum Bayern, dagegen gab er den Söhnen seines Bruders Rudolf den Theil heraus, der von dem an den Namen Oberpfalz führte. Das geschah 1329 durch den Hausvertrag von Pavia, der als bleibendes Grundgesetz für die pfälzische und bayerische Linie des Wittelsbacher Hauses mit gegenseitiger Erbfolge beider Theile angesehen ward. Pfalzgraf Ruprecht II. führte im J. 1395 durch die sogenannte Rupertinische Constitution das Erstgeburtsrecht ein und verbot alle Veräußerungen des pfälzischen Landes. — Die Söhne Ludwigs des Bayern erlangten Brandenburg, Tirol und Holland. Doch kamen die beiden ersteren bald wieder in fremde Hände.

§. 458. **Sinken der päpstlichen Macht.** Der herrschsüchtige Bonifacius VIII., in dem das Papstthum seinen höchsten Glanz erreichte, führte zugleich dessen Verfall herbei. Im Hochgefühle seiner Macht warf er sich in dem Kriege **Philipps (IV.) des Schönen** von Frankreich wider Eduard I. von England und dessen Verbündete in gebieterischer Weise zum Schiedsrichter auf und verbot, als Philipp seine Einmischung verwarf und dem Klerus Abgaben auflegte, die Besteuerung der französischen Geistlichkeit. Da untersagte Philipp jede Ausfuhr von Silber und Gold aus seinem Reich und hinderte so den Bezug der päpstlichen Einkünfte. Der dadurch herbeigeführte Streit, in dem Bonifacius erklärte, daß der französische König auch in weltlichen Dingen dem Papste unterworfen sei und sein Reich von ihm zu Lehn trage, und zur Abstellung der in Frankreich herrschenden Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeiten eine Anzahl Prälaten und Edle nach Rom beschied, Philipp dagegen durch seine mit Abgeordneten der Städte erweiterten Reichsstände (états généraux)
1302. die Unabhängigkeit der Königsmacht feierlich aussprechen und gegen das Oberhaupt der Kirche die stärksten Beschuldigungen schleudern ließ, endigte mit dem Bannfluche und dem Interdict, worauf der französische Kanzler Nogaret unter dem Vorwand einer zu erwirkenden Vermittelung sich nach Italien begab, Bewaffnete in Sold nahm und in Verbindung mit der ghibellinischen, von Bonifacius verfolgten Familie Colonna den Papst in seinem Geburtsort Anagni überfiel und in seinem Palaste gefangen hielt. Zwar wurde Bonifacius
7. Sept. 1303. durch das herbeiströmende Landvolk befreit und eilte rachedürstend nach Rom, aber der Eindruck, den die Schmach auf den stolzen, leidenschaftlichen Mann machte, war so gewaltig, daß er in ein hitziges Fieber verfiel und in einem Zustand von
October 1303. Raserei starb. Als auch sein Nachfolger Benedict XI., ein Freund des Geschiedenen, wenige Monate nach seiner Wahl ins Grab sank, wußte es die französische Partei durch List und Gewandtheit dahin zu bringen, daß nicht nur der Bannfluch und alle gegen Philipp erlassenen Decrete aufgehoben wurden,
1305. sondern sogar der neue Papst Clemens V. (bisher Bischof von Bordeaux) seinen Aufenthalt im südlichen Frankreich, seiner Heimath, wählte. Nachdem er mit den Cardinälen einige Jahre in Lyon und andern Städten zugebracht, verlegte er den päpstlichen Stuhl nach der Rhonestadt **Avignon**, die er von der Königin Johanna von Neapel durch Kauf erworben, und stellte dadurch das Papstthum unter den Einfluß des französischen Hofes. Die Avignon'schen Päpste „waren französische Hofbischöfe, die nur gegen das Ausland die Anmaßungen der Hierarchie geltend machten". Gegen siebenzig Jahre dauerte diese

verhängnißvolle, als **zweite babylonische Gefangenschaft** beklagte Entfernung der römischen Curie von dem Apostelsitz. In dem ehrgeizigen Streben, mit der geistlichen Gewalt auch die weltliche Herrschaft über Fürsten und Völker zu vereinigen, hatten die Päpste das Kaiserthum gebrochen, aber durch den verhängnißvollen Sieg über das edle Haus der Hohenstaufen sich selbst geschwächt und in Ohnmacht gestürzt. Darum ereilte sie jetzt die Strafe. „Wie eine schillernde Seifenblase fiel die Weltherrschaft des römischen Stuhls ohnmächtig zu Boden".

§. 459. Aufhebung des Tempelordens. Clemens V. mußte der Habgier und Herrschsucht des französischen Königs als Werkzeug dienen wider den reichen, in stolzer Unabhängigkeit und schwelgerischer Pracht lebenden **Orden der Tempelherren.** Dunkle Gerüchte über gotteslästerliche Gebräuche und geheime Verbrechen, über Laster, Unglauben und Wollust gaben Philipp dem Schönen den Vorwand, alle Glieder des Ordens plötzlich verhaften zu lassen und ihre Güter mit Beschlag zu belegen. Durch ein sechsjähriges, ungerechtes und hartes Justizverfahren unter der Leitung Wilhelms von Nogaret und durch furchtbare Folterqualen wurden alsdann die gefangenen Templer zu Geständnissen gebracht, die ihre Schuld zu beweisen und die Auflösung des Ordens zu rechtfertigen schienen; und obschon vierundfünfzig derselben ihre durch die Folter erpreßten Aussagen als unwahr widerriefen, die Anklagen unter den feierlichsten Betheuerungen zurückwiesen und deshalb als Rückfällige eines langsamen Todes in den Flammen starben, so hob doch Clemens den Orden auf. Umsonst 1312.
protestirte der Großmeister Jacob von Molay, den der Papst vorher von Cypern nach Frankreich gelockt, gegen ein solches Verfahren und erbot sich zur Widerlegung aller Beschuldigungen; auch er starb auf dem Scheiterhaufen, nachdem er den Papst und den König vor einen höhern Richterstuhl geladen. Das Volk verehrte ihn als Märtyrer und sah in dem bald darauf erfolgten Tod der beiden Oberhäupter ein Gottesgericht. „Von der Grabkammer der 1314.
Templer hat man die Sage, daß alle Jahre in der Nacht der Aufhebung eine gewappnete Gestalt, das rothe Kreuz auf dem weißen Mantel, daselbst erscheine mit der Frage: wer das heilige Grab befreien wolle; Niemand, Niemand, ist die Antwort, die ihr aus dem Gewölbe entgegenschallt, denn der Tempel ist zerstört". Von den französischen Gütern und Schätzen der Tempelherren zog der habsüchtige König Vieles ein, das in andern Ländern Gelegene fiel theils an die Johanniter, theils an die Landesfürsten. So wurde das Vermögen, dessen Ertrag zur Wiedereroberung von Jerusalem dienen sollte, zum Nutzen des Königreichs verwandt.

§. 460. Ludwig der Bayer im Kampf mit dem Papste. Wie sich Clemens von Philipp IV. wider die Templer gebrauchen ließ, so Johann XXII., früher ein französischer Mönch, von dessen Nachfolgern gegen Ludwig den Bayer und das deutsche Reich, aus dessen Schwächung die Franzosen Vortheil zogen. Als Ludwig die ghibellinische Partei der Visconti in Mailand wider ein guelfisches Söldnerheer unterstützte, womit der Papst in Verbindung mit König Robert von Neapel die Lombardei zu unterwerfen gedachte, schloß sich Johann XXII. an die österreichische Partei an, sprach den **Bann** über Ludwig aus und belegte 1324.
alle Länder, die ihm treu blieben, mit dem **Interdicte**. Zugleich erneuerte er den alten Rechtsgrundsatz, daß die Kaiserkrone ein Lehn der Kirche sei und

folglich während eines Zwischenreichs die kaiserliche Gewalt an den Papst zurückfalle. Da setzte der Kaiser seinen bisherigen Gegner Friedrich zum Reichsverweser ein und begab sich nach Italien, wo er, unterstützt von den dem Papste
1327. feindlich gesinnten Minoriten (§. 398) und der ghibellinischen Partei, anfangs glänzende Fortschritte machte, durch ein feierliches Gerichtsverfahren den abwesenden Papst wegen ketzerischer Lehrmeinungen absetzte, einen Minoriten-
1328. mönch an seine Stelle erhob und sich in Mailand und Rom krönen ließ. Als er aber, um seine habgierigen Söldnerschaaren zu befriedigen, die Italiener durch
1330. drückende Geldforderungen sich entfremdete und Friedrichs Tod ihn nach Deutschland rief, gewann die päpstliche Partei wieder die Oberhand. Der Gegenpapst verzichtete auf seine Würde und nahm in Avignon das Gnadenbrod an, und die Häupter der Ghibellinen suchten sich mit Johann auszusöhnen. Umsonst warf sich jetzt der unruhige, abenteuerliebende Sohn Heinrichs VII., König Johann
1331. von Böhmen, zum Friedensstifter auf; der Jubel, mit dem er anfangs in Italien begrüßt wurde, verlor sich bald, als man seine selbstsüchtigen Absichten erkannte; Fürsten und Städte vereinigten sich zu seiner Vertreibung. Nicht erfolgreicher waren seine Bemühungen bei dem Papste; Johann XXII. weigerte sich, den Bannfluch zu lösen, ehe Ludwig der Kaiserkrone entsagt habe. So
1334. dauerte der Kampf fort. Als aber der neue Papst Benedict XII. von dem französischen König gezwungen wurde, gegen seinen Willen Bann und Interdict zu wiederholen und die von dem Kaiser demüthig dargebotene Hand der Versöhnung zurückzuweisen, da erließen die versammelten Kurfürsten, nachdem sie sich von Ludwigs Rechtgläubigkeit und Friedensversuchen überzeugt, auf dem
1338. **Kurverein zu Rense** die Erklärung: daß fortan jede von den Kurfürsten vollzogene Wahl eines deutschen Königs auch ohne päpstliche Bestätigung Gültigkeit habe, und stärkten auf dem denkwürdigen Reichstag zu Frankfurt die kaiserliche Gewalt durch kräftige Gesetze wider die Unbotmäßigkeit der Großen, wider das wilde Fehdewesen und wider Bruch des Landfriedens. Die Geistlichen, die dem Interdicte Folge leisteten, wurden als Ruhestörer behandelt und abgesetzt. Zugleich stärkte sich der Kaiser durch ein Bündniß mit England gegen Frankreich und den päpstlichen Stuhl.

Die heftigen Streitschriften, womit Papst und Kaiser einander bekämpften, minderten Beider Ansehen. Besonders aber schwand der Glanz der päpstlichen Tiara durch die Habgier und Genußsucht,, die sich die französischen Kirchenhäupter zu Schulden kommen ließen und zu deren Befriedigung Johann XXII. den schmählichsten Pfründenhandel trieb, neue Sporteln erfand und unerhörte Erpressungen übte, so daß er bei seinem Tode siebzehn Millionen Goldgulden seinen Verwandten und sieben Millionen an Silbergeschirr und Edelsteinen in der Schatzkammer hinterließ. „Ganz darauf gestellt zu herrschen, ward Alles, was das hierarchische System berührte, wie jenem Midas, der im Gold verhungerte und verdurstete, zu eitel Macht und weltlicher Herrlichkeit. Jede tief christliche Regung, jede heiligste Begeisterung ward von diesem System entweder zermalmt oder ging in seiner Fürsorge in Entartung und Fäulniß über, ward geistiger Tod."

§. 461. Ludwigs Ausgang. Die Eintracht zwischen den deutschen Fürsten und dem Kaiser zur Schwächung der päpstlichen Gewalt schwand bald, als Ludwig, von Ländergier und Habsucht getrieben, geistliches und weltliches Recht unter seinen Vortheil beugte, aus eigener Machtvollkommenheit die Ehe der

Gräfin Margaretha Maultasch mit einem böhmischen Fürsten trennte, 1342.
um durch deren Vermählung mit seinem Sohne Ludwig ihr Erbland Tirol an sein Haus zu bringen, und zugleich durch eigenmächtige Einziehung mehrerer für erledigte Reichslehen erklärter Staaten (Brandenburg, Holland, Seeland u. a.) und durch mannichfache Rechtsverletzungen seinen gewaltthätigen Sinn beurkundete. Darum gelang es dem neuen Papst Clemens VI., der auf der feindseligen Bahn gegen den Kaiser fortschritt, einen Theil der Kurfürsten zu gewinnen und (zu Rense) die Wahl eines Gegenkaisers aus dem luxem- 1346.
burgischen Hause durchzusetzen. Aber die Mehrzahl des deutschen Volks, besonders die Reichsstädte, hielt zu Ludwig, daher der neue, durch päpstlichen und französischen Einfluß gewählte Kaiser **Karl IV.**, Sohn des erblindeten, in der Schlacht von Crecy (§. 495) gefallenen Königs Johann von Böhmen, erst allgemeine Anerkennung fand, als nach vielen Kämpfen der rüstige Ludwig auf einer Bärenjagd bei München gestorben und auch sein von der bayerischen 11. Octbr. 1347.
Partei erwählter Nachfolger, der tapfere, ritterliche Graf **Günther von Schwarzburg**, bald nach seiner Krönung (wie man glaubte, durch Gift) zu Frankfurt 1349.
in ein frühes Grab gesunken war. Während dieser Kämpfe herrschte in Deutschland Gesetzlosigkeit und ein wildes Raub- und Fehdewesen in Stadt und Land, so daß Jedermann zur Selbsthülfe schreiten mußte. Zugleich wurde das Reich von Erdbeben, Heuschreckenzügen, Hungersnoth und einer furchtbaren Seuche, der schwarze Tod genannt, schwer heimgesucht. Aber neben der dadurch 1348–50.
erzeugten Rohheit, Verwilderung und Kriegswuth findet man im Einzelnen Charakter, Kraft und Energie, und in Gemeinden und Körperschaften ein starkes Gefühl für Recht und Freiheit und die Bereitwilligkeit, für deren Behauptung Gut und Blut zu opfern. Endlich erlosch die Seuche, die Empörungen in Nürnberg und andern Städten legten sich und „die Welt hub wieder an, fröhlich zu sein, und die Menschen machten ihnen neue Kleider und sangen neue Weisen".

§. 462. Ausführungen. 1. Tirol. Margaretha Maultasch, die ihren bayerischen Gemahl überlebte, vermachte bei ihrem Tode (1369) Tirol dem österreichischen Hause. Rudolf IV., der Sohn des wackern Herzogs Albrecht II., wurde von den tiroler Ständen als Landesfürst anerkannt. Kurz vorher war auch das früher mit Tirol verbundene Kärnthen an die Habsburger gekommen. — 2. Brandenburg. In Brandenburg erzeugte das Erlöschen des Ascanischen Hauses im Jahr 1320 (§. 389) einen Zustand von Verwirrung, indem eine Menge Bewerber sich das Land anzueignen suchten. Ludwig der Bayer verlieh es als heimgefallenes Reichslehn seinem Sohne gleichen Namens, von dem es der Reihe nach an seine zwei jüngern Brüder (Ludwig den Römer und Otto) kam. „Aber weder war das schon Verlorne wieder einzubringen, noch gewannen die Marken dabei, daß sie ein Anhängsel der kaiserlichen Hausmacht geworden. In maßloser Weise wurden landesherrliche Güter, Rechte, Einnahmen verschleudert, um Anhang oder Geld zu gewinnen; heftiger als in andern Reichslanden wirkte in den Marken der leidenschaftliche Kampf des Papstes gegen den Kaiser." Im Jahre 1348 erhob sich plötzlich ein Prätendent und gab sich für den früheren Markgrafen Waldemar aus, der die vergangenen Jahre auf langen Pilgerreisen zugebracht habe. Er fand nicht blos im Lande viele Anhänger, sondern wurde sogar von Kaiser Karl IV., aus Haß gegen das bayerische Fürstenhaus, unterstützt. Erst als das letztere Karl IV. anerkannte, wurde der „falsche Waldemar" seinem Schicksal überlassen und vom Kaiser als Betrüger bezeichnet, von dem anhaltischen Hofe zu Dessau aber bis an seinen Tod (1356) ehrenvoll erhalten. Es ist in alter und neuer Zeit viel über die Aechtheit dieses Mannes, den seine

Marginalia: Tirol. — Brandenburg.

Feinde für einen Müllerburschen ausgaben, gestritten worden, und noch ist die Geschichte nicht im Stand, ein sicheres Urtheil zu fällen. Für die Bayern kämpfend, drang damals der Dänenkönig bis an die Mauern Berlins. Fünfzig unglückselige Jahre blieb Brandenburg bei dem bayerischen Hause, dann kam es im J. 1373 in Folge verschiedener Verträge an das luxemburgisch-böhmische Haus, bis es Kaiser Sigmund an Friedrich von Zollern abtrat. Die guten Zeiten, die das Land unter Kaiser Karl IV. erlebte, welcher aus allen Kräften bemüht war, Ordnung, Frieden und einen gesicherten Rechtszustand zu schaffen, die Städte zu heben und dem Raubadel zu wehren, gingen unter seinen Söhnen bald wieder zu Ende. Landestheilungen und häufiger Regentenwechsel brachten großes Unheil über die Marken. Es folgte Verpfändung auf Verpfändung, förmliche Anarchie riß ein; „von Tag zu Tag," sagt eine alte Urkunde, „wachsen und mehren sich die Fehden und Raubzüge, die Dörfer liegen niedergebrannt, die Felder verwüstet, nackt und hülflos verlassen die Menschen ihre Wohnungen; auf heimlichen Wegen müssen die Geistlichen ihrem Beruf nachgehen." Als ein „halbverlornes" Land ward es endlich den Hohenzollern überwiesen.

Holland. 3. Holland. Unter den schwachen Nachfolgern Karls des Großen erhob sich in dem Lande an der Zuydersee und Nordsee ein Grafengeschlecht, das die Verwirrung des Frankenreiches zu seiner eigenen Vergrößerung und Machtstellung benutzte und durch Kriege (Dietrich III. † 1003.) mit dem Bauernvolk der Friesen (§. 389, 5) seine Besitzungen ausdehnte. Dietrich III. war der erste aus diesem kriegerischen Grafengeschlechte, welcher die Ansprüche des Bischofs von Utrecht auf die Flußmündungen jenes Küstenlandes vernichtete, indem er auf der Merve, da wo später Dordrecht erstand, einen Zoll erhob und damit den Grund zur Selbständigkeit Hollands legte. Seine Nachfolger schritten auf seiner Bahn fort, indem sie diese Selbständigkeit mannhaft gegen das Utrechter Bisthum und dessen Beschützer und Gönner, (1076.) die fränkischen Kaiser, vertheidigten. Selbst die Gefahr, die der Freiheit des Landes durch Gottfried den Höckerigen, den mächtigen Verbündeten Kaiser Heinrichs IV., drohte, ging durch dessen Ermordung vorüber (§. 361). Petronella von Sachsen, die Schwester des Kaisers Lothar und Wittwe des Grafen Floris II., suchte durch eine enge Verbindung mit Flandern die holländischen Provinzen zu stärken und vom Reiche zu lösen; ihr Versuch mißlang und ihr Sohn (Floris III. † 1190.) Floris III. hatte alle Mühe, die Selbständigkeit der Grafschaft gegen die Flamänder zu schützen, die, mächtiger als die Holländer, die zollfreie Schifffahrt auf den Gewässern der Maas, Schelde und Waal zu erringen suchten und mit Neid auf die Seemacht des Nachbarvolks blickten. (Dietrich VII. † 1203.) Floris III. starb auf dem dritten Kreuzzug in Antiochien. Nach dem Tode seines Sohnes Dietrich VII. drohte der Selbständigkeit des Landes eine neue Gefahr, indem seine Wittwe Adelheid von Kleve die Herrschaft ihrem Schwiegersohne, dem Grafen von Loß, einem Lehns- (Wilh. I. † 1223.) manne des Bischofs von Utrecht, zu verschaffen suchte; aber Dietrichs Bruder Wilhelm erlangte durch die Gunst des Volks die Herrschaft, die er durch sein gutes Schwert in den Kriegen der Engländer und Franzosen zu behaupten wußte. Weder die Schlacht von Bouvines (§. 394), wo er in französische Gefangenschaft gerieth, noch der Bannfluch des Papstes waren vermögend, ihn aus seinem Erbe zu drängen. Sein Enkel war jener Graf (Wilh. II. † 1256.) Wilhelm II., den die päpstliche Partei als Gegenkaiser Friedrichs II. aufstellte (§. 408). Er führte gegen Margaretha von Flandern, der er den Lehnseid für den westlich der Schelde gelegenen Theil von Seeland verweigerte, einen glücklichen Krieg, wurde aber noch vor seiner Krönung in einem Waffengange gegen die West-Friesen (in dem heutigen Nordholland) von den friesischen Bauern auf einem gefrornen Sumpfe erschlagen. Die lange Regierung (Floris V. † 1296.) seines Sohnes Floris V. war für Holland vortheilhaft. Nicht nur, daß dieser Fürst ganz Seeland von der Lehnspflicht gegen Flandern löste, die Utrechter Bürgerschaft gegen den übermüthigen Herrenstand unterstützte und die West-Friesen, die alten Feinde seines Hauses, in zwei Schlachten überwand, er hob auch, nach dem Beispiele seines Verwandten Eduard I. von England, das Städtewesen durch Verleihung einer freien Gemeindeordnung und suchte den Adel zu schwächen und in Abhängigkeit zu bringen. Dieses letztere Bestreben führte seinen Tod herbei. Als er im Bunde mit dem Grafen von Flandern sich in dem englisch-französischen Krieg an Frankreich anschloß, bildeten die Edelleute, von England angestiftet, eine (Johann I. † 1299.) Verschwörung, der Floris zum Opfer fiel. Mit seinem Sohn Johann I., der zwei Jahre später in einem Volksaufstande erlag, erlosch der Mannstamm der alten Grafen von Hol-

land, und Johann von Avesnes, Graf von Hennegau, der Schwestersohn Wilhelms II., kam zur Freude des Volks in den Besitz von Holland und Seeland, womit er noch sein Stammland Hennegau verband. Von Guido von Flandern bekriegt, verlor aber Johann II. fast sein ganzes Land an die Flamänder. Nur das belagerte Zierikzee auf Seeland und Dordrecht und Haarlem in Holland waren noch in seiner Gewalt. Da landete Witte von Haamstede, natürlicher Sohn Floris' V., mit einem Fischerkahn an den Dünen von Haarlem. Das Volk strömte ihm entgegen und innerhalb einer Woche wurden die Flamänder unter dem Kriegsruf „Holland! Holland!" vertrieben. Bald wurde auch nach einem heftigen Seegefechte Zierikzee von den Feinden befreit und Johanns II. tapferer Sohn Wilhelm III. konnte nach des Vaters Tod die Herrschaft über das befreite Holland antreten. Er herrschte mit Kraft und Verstand. Treu den Lehren und dem Beispiele des Vaters, stützte er sich auf das Volk, indem er Abgeordnete der Städte zur Berathung und Mitwirkung bei seiner Regierung beizog und mit ihrer Zustimmung die Steuern ordnete. Gräfliche Richter wurden in den Gemeinden eingesetzt, und bei besondern Gelegenheiten genehmigten die Städte die „Bitten" der Grafen um Abgaben. Zugleich brachte er es durch kluge Einmischung in die inneren Streitigkeiten des Stiftes Utrecht dahin, daß dieses ihn als Herrn und Vorsteher anerkannte und die Bischofswahl von ihm abhängig wurde; und die Bauern von Westfriesland suchten unter seinem kräftigen Regimente Schutz gegen die herrschende Willkür und Gesetzlosigkeit. Seine Tochter Philippa vermählte er mit König Eduard III. von England und mehrte dadurch das Ansehen seines Hauses und Landes; in Deutschland leistete er der Partei seines Enkels, des Kaisers Ludwig von Bayern, Vorschub. Mit Recht wurde Wilhelm III. um dieser Thaten und Verdienste willen von seinem Volke als „Fürst der Fürsten" geehrt und in ruhmvollem Andenken gehalten. Sein Sohn gleichen Namens glich dem Vater an Thatkraft und Unternehmungsgeist, aber nicht an Einsicht und Glück. Nachdem er zuerst an den englisch-französischen Thronkämpfen Theil genommen, ohne sich bei den Einen oder den Andern Dank zu erwerben, zog er gegen die heidnischen Lithauer und kämpfte gegen Utrecht und Friesland, die sich wieder der holländischen Obmacht zu entziehen trachteten. In dem Kriege gegen die Friesen fand er seinen Tod. Mit ihm erlosch das Hennegau'sche Grafengeschlecht. Aber in so gutem Andenken stand das Haus in Holland, daß die Stände gerne ihre Einwilligung gaben, als Kaiser Ludwig der Bayer seine Gemahlin, Wilhelms IV. älteste Schwester Margaretha, mit den erledigten Grafschaften belehnte. Dies war der Anfang schlimmer Zeiten in Holland. Margaretha, nach dem Tode ihres Gemahls nach Holland zurückgekehrt, entzweite sich mit ihrem Sohne Wilhelm V., welcher der Mutter die als Witthum angesprochene Grafschaft Hennegau vorenthielt. In dem Bürgerkriege, der sich darüber entzündete, schied sich das Volk in zwei Parteien, in die Kabeljau's, die sich an Wilhelm anschlossen und eine kräftige Regierung gegenüber den lockeren Einrichtungen des Mittelalters, den Gemeinden, Gilden und Corporationen, anstrebten, und in die Hoeks (Angelhaken), welche auf Margaretha's Seite standen und die losen Zustände mit der freieren Bewegung der Einzelnen und der Genossenschaften erhalten oder wiederherstellen wollten. Nach einem wechselvollen Kriege, worin die Kräfte Beider aufgerieben wurden, kam eine Aussöhnung und ein Friedensvertrag zu Stande, kraft dessen Margaretha im Besitze von Hennegau verblieb, die übrigen Lande aber an Wilhelm fielen. Margaretha starb 1355 und zwei Jahre später gerieth Wilhelm in Geistesstörung, so daß er bis zu seinem Tode eingeschlossen werden mußte. Nun brach der Bürgerkrieg von Neuem aus, indem die Kabeljaus Wilhelms V. Gemahlin, Margaretha von Lancaster, zur Regentin, die Hoeks dagegen Wilhelms Bruder, den Herzog Albrecht von Bayern, zum Ruwart (Statthalter) haben wollten. Letztere drangen durch; Albrecht wurde Statthalter und nach Wilhelms Tod (1389) Graf von Holland. Obwohl auf die Hoek'sche Partei sich stützend, hielt er doch einige Zeit die Ruhe und Ordnung aufrecht, indem er durch Reformen in der städtischen Verwaltung auch die Gegenpartei zufrieden stellte; als er aber durch den Einfluß seiner Geliebten, Adelheid von Polgeest, die Kabeljaus zu bevorzugen anfing, schmiedeten die Hoeks eine Verschwörung, in Folge deren Adelheid ermordet ward. Die Schuldigen flüchteten sich aus dem Lande, ihre Schlösser wurden verwüstet; Albrechts eigener Sohn entwich nach Frankreich. Einige Zeit nachher gestattete der Graf den Flüchtigen die Rückkehr und suchte nun nach Kräften die Parteien auszugleichen, um den

Johann II. † 1304.

Wilh. III. † 1337.

Wilh. IV. † 1345.

Wilh. V. —1357. † 1389.

Herzog Albrecht † 1404.

großen Krieg gegen die Friesen, welche die Verwirrung im Nachbarlande zu ihrem eigenen Vortheil auszubeuten suchten, mit Erfolg führen zu können. Der Krieg war noch in vollem Zuge, als Albrecht starb. Sein Sohn **Wilhelm VI.** festigte die Macht seines Hauses durch siegreiche Kämpfe mit den einheimischen Edlen und durch folgenreiche Verbindungen. Mit dem Falle des letzten der holländischen Barone, Johann von Arkel, verschwand jede ernstliche Rivalität der Edlen gegen den Landesfürsten. Wilhelms einzige Tochter **Jacobäa** war mit dem Dauphin von Frankreich vermählt; als dieser aber in jungen Jahren durch Gift aus der Welt geschafft wurde (1415), schloß sie eine zweite Verbindung mit Herzog Johann von Brabant. Die Hoeks erkannten sie bei dem Tode ihres Vaters als Herrscherin von Holland an; aber ihr ehrgeiziger Oheim, **Johann von Bayern**, machte ihr den Besitz streitig. Mit Hülfe der Kabeljau'schen Partei und gestützt auf die Autorität des Kaisers Sigismund, setzte er es durch, daß er zum Regenten, und, im Falle Jacobäa ohne Kinder sterben würde, zum Nachfolger in den drei Grafschaften ernannt wurde. Aber Jacobäa, die ihren Gatten, den Herzog von Brabant, verließ und sich mit dem Herzog Humphrey von Glocester verheirathete, bekämpfte ihren Oheim aus allen Kräften und wurde dabei von der Gegenpartei und von der Stadt Leyden unterstützt. Johann schlug zwar den Widerstand nieder; aber als er durch Gift aus der Welt geschafft wurde, fingen die kriegerischen Bewegungen von Neuem an. Herzog Philipp von Burgund, der nächste Verwandte des bayerisch-holländischen Fürstenhauses und von Johann zum Erben der drei Grafschaften eingesetzt, erhob die Waffen gegen die leidenschaftliche, sittenlose Jacobäa, die sich auch von Glocester scheiden ließ und eine geheime Ehe mit einem holländischen Edelmanne, Franz von Borselen, einging. Von ihren eigenen Unterthanen in Mons belagert, gerieth sie in die Gewalt ihres Feindes, der sie in Gent festsetzte. Sie entkam jedoch der Haft und führte mit Hülfe der Hoek'schen Partei den Kampf noch einige Zeit fort. Aber ohne Achtung bei dem Volke konnte sie der Uebermacht der Burgunder und der Kabeljaus auf die Dauer nicht widerstehen. Sie willigte daher im J. 1428 in eine Uebereinkunft, kraft deren Philipp von Burgund als Regent von Holland und Seeland anerkannt ward. Nach Jacobäa's Tod († 1436) wurde auch Hennegau beigefügt, so daß von der Zeit an die Geschichte Hollands in der des Herzogthums Burgund aufging. Die Parteiung wurde durch den verständigen Herzog ausgeglichen, die Abzeichen verschwanden und die Holländer nahmen Theil an dem Glanze und der Macht des **neuburgundischen Reiches**.

Wilh. VI. † 1417.

Jacobäa † 1436.

Johann v. Bayern † 1424.

4. Der „**schwarze Tod**". Unerhört war die Verheerung, welche die Pest anrichtete, die gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts fast alle Länder Europa's durchzog und unter verschiedenen Namen als „schwarzer Tod" in Deutschland und in den Nordstaaten, als „blauer Tod" (daher Morbleu!) in Frankreich, als „fauler Tod" in England noch lange im Gedächtniß der Menschen sich erhielt. Manche Orte starben ganz aus; volkreiche Städte wurden auf die Hälfte oder zwei Drittel ihrer Bevölkerung gebracht. „An den Kranken fuhren böse Geschwüre auf, sie starben schon nach drei Tagen. Diesseit und jenseit des Meeres in allen christlichen und heidnischen Ländern wüthete die Seuche. Kaum der dritte Theil der Menschen blieb am Leben; in Deutschland war das Sterben nicht am stärksten, doch wurden zu Straßburg über 16,000 Menschen begraben. Im Ganzen starben mehr Arme als Reiche, namentlich in den Städten, welche noch sehr eng und unreinlich gebaut waren." Das Volk warf die Schuld auf die Wucherjuden. Es ist erwiesen, daß genuesische Kaufleute das Uebel aus der Levante mitgebracht, und in sofern mögen denn auch die Juden zur Verbreitung mitgewirkt haben. Aber das Volk sprach, sie hätten die Brunnen vergiftet. An einigen Orten wurden sie auf der Folter zum Geständnisse gebracht. Schon früher geschahen aus ähnlichen Veranlassungen Judenverfolgungen. Diesmal erhob sich wie auf Verabredung das Volk fast zu gleicher Zeit in den meisten Städten, trieb die Juden zusammen und verbrannte sie in ihren Häusern. Wer wollte wehren, wo kein oberster Richter anerkannt war und die Stände gegen einander selbst alle Arten von Bedrückungen verübten?

Der schwarze Tod. 1348–50.

§. 463. **Geistliche Brüderschaften und Mystiker.** Der Aufenthalt der Päpste zu Avignon und das darauf folgende Schisma (§. 468) brachte die Kirche um ihr Ansehen. Dies erhellt nicht nur aus dem siegreichen Kampfe, den weltliche Regenten, wie

Philipp der Schöne, Ludwig der Bayer, Eduard III. und Richard II. von England, mit dem kirchlichen Oberhaupte führten, sondern auch aus dem Widerstande, der sich von vielen Seiten her in der Kirche selbst bemerkbar machte. Wycliffe und die Lollarden drangen kühn auf eine durchgreifende Verbesserung der Kirche (§§. 469. 494). Der italienische Schwärmer Dulcino, das Haupt des freien Vereins der „Apostelbrüder", der den Klerus zur apostolischen Armuth und die Reichen zur Theilung und Gütergemeinschaft bereden wollte, fand in der Lombardei solchen Anhang, daß sich in den Gebirgsgegenden von Novara und Vercelli etliche tausend streitbare Männer um ihn und seine schöne geistreiche Schwester sammelten und acht Jahre lang den Kriegsheeren der Bischöfe und Edelleute widerstanden, bis sie endlich durch einen Kreuzzug erdrückt wurden (1307). Die Minoriten (§. 398), in deren Brüderschaft viele Laien als Tertiarier traten, ließen sich durch keine Bannflüche von ihrem leidenschaftlichen Streite wider den Papst abschrecken; „durch Talente und Gelehrsamkeit ausgezeichnet, durch ihren Heiligenschein ehrwürdig, durch ihre Armuth kräftig und kühn wie die Apostel" bildeten sie eine große Macht gegen das dem „Schlamm der Welt" verfallene Papstthum, das meistens unreinen Händen anvertraut war. Die Geißlerbrüder (Flagellanten) und Mystiker stellten der sittlichen Schlaffheit des Klerus ascetische Strenge entgegen und beharrten bei ihrem Thun auch dann noch, als die herrschende Kirche dasselbe bereits für häretisch erklärt hatte. Schon im dreizehnten Jahrhundert nämlich, als unter den Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen die Laster und Verbrechen sich häuften, wurden die Städte Italiens durch Züge von Büßenden erschreckt, die unter Bußgesängen einherzogen und sich den entblößten Nacken bis aufs Blut geißelten, um eine Sühnung mit Gott zu erzielen. Die Erscheinung wiederholte sich im vierzehnten Jahrhundert in Deutschland und andern Ländern, als der „schwarze Tod" nach furchtbaren Verheerungen in Asien (1340—1348) seinen Weg durch Europa machte und als göttliches Strafgericht für die herrschende Lasterhaftigkeit angesehen ward. Es bildeten sich Geißler-Vereine, welche Buße predigend und sich kasteiend von Ort zu Ort zogen und selbst durch Bann und Inquisition sich in ihrem Thun nicht stören ließen. Der Glaube an die Wirksamkeit der kirchlichen Versöhnungsmittel und an die Nothwendigkeit priesterlicher Absolution war verschwunden; die Laien suchten ohne Vermittelung des Klerus Gnade und Vergebung bei Gott und Viele griffen zur Geißel, in deren Bluttaufe sie das sicherste Heilmittel erblickten. Auch die in den Niederlanden entstandenen Brüder- und Schwesterschaften der Begharden und Beghuinen für Werke der Barmherzigkeit waren eine Folge der allgemeinen Unzufriedenheit über den Zustand der herrschenden Kirche, weshalb auch sie die Verfolgungen der Inquisition zu erdulden hatten. — Aehnliche Beweggründe führten die frommen, unter dem Namen Mystiker bekannten Männer zu einem der Kirche und Scholastik (§. 399) widerstrebenden Wirken. Unwillig über die Sündhaftigkeit der Welt und die Entartung des Priesterstandes, flüchteten sie sich in ihr Inneres und strebten sich im Gefühle unmittelbar mit der Gottheit zu vereinigen. Sie setzten den Lastern der Welt die Ertödtung der Sinnlichkeit und Kasteiung des Fleisches, der Genußsucht und Verweltlichung des Priesterstandes die Nachahmung des armen Lebens Christi entgegen und bekämpften die trockene Scholastik und ihre Spitzfindigkeiten und Grübeleien durch ihre Gefühlswärme, ihre Beschaulichkeit (Contemplation) und Vertiefung in die göttliche Liebe und Weisheit und durch Erforschung der innersten Regungen und Empfindungen der Seele. Abgewendet von der entarteten hierarchischen Kirche, suchten sie in gänzlicher Verleugnung des Menschen und der Welt die Seligkeit in dem vollkommenen Untergehen in Gott. Der Mysticismus hat mächtig auf Literatur und Leben eingewirkt; und wenn gleich die Lehre von der Demuth und Selbsterniedrigung die Thatkraft lähmte, das Gemüths- und Gefühlsleben hin und wieder Schwärmerei erzeugte, so war doch der Einfluß auf die in Rohheit und Stumpfsinn versunkene Menschheit von wohlthätigen Wirkungen. Der Mysticismus erschütterte die Werkheiligkeit durch Tiefe und Innigkeit des Glaubens, setzte an die Stelle des ganz äußerlichen Cultus, des Marien- und Heiligendienstes, eine Religion des Herzens und die unmittelbare Verehrung des dreieinigen Gottes und wies auf die durch Legenden und Heiligengeschichten fast ganz verdrängte Bibel als Quelle des Glaubens hin. Dadurch veranlaßten die Mystiker im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert deutsche Bibelübersetzungen, deren Zahl sich bereits auf fünf-

zehn belief, als die Luther'sche erschien und durch ihre Vortrefflichkeit die übrigen in Vergessenheit brachte. So ähnlich indessen das Ziel ihrer Bestrebungen war, so verschieden waren die Wege dazu. Die Einen, wie der Dominicaner-Meister Heinr. Eckart († 1329), ein energievoller Mann im Denken und in der Sprache, vertieften sich in philosophische Speculationen über das Verhältniß der creatürlichen Welt zur Gottheit und kamen dabei auf pantheistische Grundsätze, die von der Kirche als häretisch verdammt wurden; Andere pflegten eine mystisch-allegorische Art von Poesie (wie das Buch der sieben Grade, das Buch der Maide u. a.), worin sie das Streben der Seele nach einer Vermählung mit Gott sinnbildlich darstellten; die Bedeutendsten aber, wie der geist- und gemüthvolle Kanzelredner Joh. Tauler (Dominicanermönch in Straßburg, † 1361), Eckarts Schüler, „in dem der Geist Gottes wohnete wie ein süßes Saitenspiel", der durch „geistige Armuth und Demuth ein Herzenserschütterer wurde und mit neuen Zungen zur geistlichen Armuth als der rechten Gottgleichheit reizte", und der von göttlicher Liebeswärme durchglühte Heinrich der Seuße (Suso, † 1365), der abwechselnd in Konstanz, Köln, Ulm u. a. Städten lebte und von Jugend auf „ein minnereiches Herz" besaß, wirkten durch Predigten und Erbauungsschriften und bildeten die deutsche Prosasprache aus, die vor ihnen blos in einigen Gesetzbüchern (§. 448) angewendet worden und bald nach ihnen auch in einigen Chroniken gebraucht ward. (Elsässische und Straßburger Chronik von Twinger von Königshofen, † 1420.) Taulers „Nachfolge des armen Lebens Christi" und Suso's „Büchlein von der ewigen Weisheit" in Gesprächsform standen bei ihren Jüngern und Anhängern, die eine eigene Brüderschaft (die Jünger der ewigen Weisheit) bildeten, in hohem Ansehen. Wenn gleich die Kirche Bann und Verfolgung über die Mystiker und ihre Lehre verhängte, so dauerten sie doch fort und nahmen von Zeit zu Zeit einen neuen Aufschwung. So besonders im fünfzehnten Jahrhundert in den Niederlanden durch die von Gerhard Groot gegründete Brüderschaft des gemeinsamen Lebens, die sich durch sittlich-frommen Wandel, wie durch gründliche Bildung auszeichnete und durch die blühende Unterrichtsanstalt in Deventer den Keim eines höhern Lebens in die Jugend zu legen bemüht war. Unter den Mitgliedern und Jüngern dieser Brüderschaft, deren Hauptziel der Friede des eigenen Herzens war, verdienen eine besondere Auszeichnung Thomas von Kempen († 1471) und Johann Wessel aus Gröningen († 1489). Jener, der „durch seine Schriften voll freundlicher, oft spielender Bilder, wie durch seine Rathschläge aus der römischen Kirche in die Kirche des Herzens, in den stillen Umgang mit Gott und Jesu einführte", gilt für den Verfasser des weitverbreiteten, in alle Sprachen übersetzten lateinischen Andachtsbuchs von der Nachfolge Christi, worin gelehrt wird, daß die wahre innere Nachfolge Jesu im Ertödten der Selbstsucht und in unbedingt sich hingebender Gottesliebe bestehe; der letztere, ein ebenso frommer als geistvoller und mit glänzender humanistischer Wissenschaft ausgerüsteter Mann, kann in Vielem als Vorgänger Luthers gelten. Er unterschied strenge das innere Christenthum von dem äußeren Kirchenthum und stellte auf mystischer Grundlage den christlichen Glauben „als etwas rein Innerliches" dar, „das zwischen dem Herzen und Gott allein abgemacht werde".

Die große Geißelfahrt wird in der Chronik Jakob Twingers von Königshofen (1346—1420, der als Domherr von Straßburg aus verschiedenen älteren Werken interessante Parthien auszog oder abschrieb und in anmuthiger Erzählung an einander reihte) folgendergestalt beschrieben: „Wann sie nun wollten büßen (also nannten sie das Geißeln), das war am Tage zweimal, frühe und spät, so zogen sie zu Felde aus; da läutete man die Glocken und es gingen je zween und zween und sungen ihren Leich:

Nun hebet auf Eure Hände,
Daß Gott dies große Sterben wende.

Und wann sie kamen an die Geißelstatt, so zogen sie sich aus nackend und barfuß bis an die Hüfte und zogen Kittel oder weiße Linnen an und die gingen ihnen von dem Nabel bis auf die Füße und legten sich nieder in einen weiten Kreis; und wie jeglicher gesündet hätte, darnach legte er sich. War er ein meineidiger Bösewicht, so legte er sich auf eine Seite und streckte seine drei Finger auf; war er ein Ehebrecher, so legte er sich auf den Bauch; so legten sie sich mancherweis nach mancherlei Sünde; dabei erkannte man wohl, was für Sünde jeglicher gethan hatte.

Nachdem sie sich so gelegt hatten, so fing ihr Meister an wo er wollte und schrie über einen und rührte ihn mit seiner Geißel und sprach:

Steh auf durch der reinen Marter Ehre
Und hüte dich vor der Sünden mehre.

So schreit er über sie alle, und über welchen er schreit, der steht auf und schreit dem Meister nach über die vor ihm liegen, bis sie alle aufgestanden und sangen dann und geißelten sich mit Riemen, die hatten vorne Knoten. Und wann sie sich also gegeißelt und gesungen, so las einer unter ihnen einen Brief und sie sprachen, der Engel hätte ihn vom Himmel herab gebracht, und in dem Brief stand wie daß Gott erzürnt wäre über der Welt Sünde und wollte sie haben untergehen lassen; da wurde er gebeten von seiner Mutter und von seinen Engeln, daß er sich sollte erbarmen über die Welt; und viele andere Dinge standen in demselben Briefe geschrieben; und wenn der Brief gelesen war, so zogen sie wieder in die Stadt singend je zween und gingen ihren Fahnen und Kerzen nach. — Auch wann sie sich geißelten, so war gar groß Zulaufen und das Volk wähnte und glaubte, daß der Brief von dem Himmel herabgekommen wäre, und alles, was sie sagten, das sei wahr. Und wenn die Pfaffen sprachen, wodurch man erkennen sollte, daß die Geißelfahrt gerecht wäre und wer den Brief besiegelt hätte, da antworteten sie und sprachen, wer die Evangelien besiegelt hätte. So brachten sie die Leute dazu, daß man den Geißlern mehr glaubte, als den Priestern und wo sie in die Städte kamen, da kam gar viel Volkes in ihre Brüderschaft, die auch Geißler wurden."

c) Karl IV. und Wenzel (1347–1400).

§. 464. Karl IV. war ein kluger, nur auf seinen Vortheil und auf die Vergrößerung seiner Hausmacht bedachter Fürst, dem Geld und Gut über Ruhm und Ehre ging. „Er vereinigte das tückische Wesen der Slaven, die er beherrschte, mit der diplomatischen Gewandtheit der Franzosen, die ihn erzogen, und mit den treulosen, egoistischen und politischen Künsten der Italiener, die ihn ausgebildet hatten. Von Natur kalt und zurückhaltend, konnte er nicht leicht für etwas begeistert werden". Durch ihn wurde in Italien auch noch das Schattenbild kaiserlicher Macht vernichtet, indem er sich von Fürsten und Städten die Reichsrechte abkaufen ließ und die Kaiserkrone als ein Geschenk des Papstes unter der Bedingung annahm, daß er nur Einen Tag in Rom verweilte. Unbewegt durch die Vorwürfe des Dichters Petrarca (§. 456), der ihm das Beispiel seines Großvaters Heinrich VII. vor die Seele führte, unerschüttert durch die Verachtung der Lombarden und der Visconti in Mailand, eilte er über die Alpen, nachdem er unter dem Vorwande einer Jagd Rom heimlich verlassen hatte. Von nun an nahm der Kampf der Guelfen und Ghibellinen ab; dafür stritten jetzt Fürsten und Freistädte um Erweiterung ihrer Gebiete, und statt der frühern Bürgerheere wurden nunmehr, wie im alten Hellas, Miethtruppen gebraucht, deren kühne, kriegskundige Anführer (Condottieri) nicht selten das Schicksal der Staaten in ihrer Hand hatten und ihre Stellung zu eigener Erhebung benutzten. Und wie Karl Italien seinem Schicksal überließ, so gab er auch das Recht des Reichs auf Burgund preis; der Erbe Frankreichs empfing das Delfinat zu Lehn. „Es war, als wenn sich der Adler von dem romanischen Süden und Westen für immer abkehren wolle". — Auch in Deutschland waren Karls Bemühungen hauptsächlich auf Befriedigung seiner Habgier, seines Eigennutzes und seiner Ländersucht gerichtet. Er erhöhte den Rang einzelner Fürsten; er verkaufte den Reichsstädten Freiheiten und Rechte; er verschleuderte das Reichsgut zu seinem und seiner Freunde Vortheil; er verschaffte

Karl IV 1347–1378.

1355.

sich neue Einkünfte durch die Erfindung eines Briefadels; er brachte
1373 u. 1355. Brandenburg, Schlesien, die Lausitz und die Oberpfalz an sein Haus, das somit über alle slavisch-germanischen Länder von der Donau bis an die Küste der Ostsee herrschte. — Mit ganz anderer Sorgfalt, als für Erhaltung der Hoheit des Reichs, war Karl IV. darauf bedacht, sein Stammland Böhmen zu Macht und Blüthe zu bringen, und mit Recht hielt ihn Böhmen, als weisen und einsichtigen Regenten, in dankbarer Verehrung. Deutsche Ansiedler wurden ins Land gerufen, Dörfer und Städte gegründet (Karlsbad), Ackerbau und Gewerbfleiß befördert, Straßen und Brücken angelegt, Haiden und Wälder urbar gemacht und aus den Bergen die kostbaren Schätze gegraben. Künstler und Handwerker, Baumeister und Werkleute, zogen aus Italien, Deutschland und Frankreich nach Böhmen und brachten den Slaven Sinn für Cultur und bürgerliche Einrichtungen bei. In seiner Hauptstadt Prag erhoben sich Kirchen, Paläste und schöne Wohnhäuser, und die mit Bewilligung des Papstes und unter Mitwirkung des dem Kaiser befreundeten Dichters Petrar-
1348. ca daselbst angelegte **erste deutsche Universität** zählte bald fünf- bis siebentausend Studirende. Auch der Verbesserung der Rechtspflege widmete er große Sorgfalt, wenn schon der trotzige, unbändige Sinn des böhmischen Adels seinen Bestrebungen entgegen trat. Er saß oft bis Sonnenuntergang zu Gericht vor den Thoren der Schlösser oder auf dem Markte in den Städten; er ließ durch den berühmten Rechtsgelehrten Bartolus das erste geschriebene Gesetzbuch in Böhmen anfertigen; er theilte das Königreich zur bessern Handhabung der Sicherheit in Landfriedenskreise und belegte Raub und Mord mit Todesstrafe und Güterverlust ohne Ansehen der Person. „Das ist mein Werk!" pflegte er mit Stolz zu sagen, wenn er den Fürsten von den Fenstern des Prager Schlosses die darunter liegende Neustadt zeigte. „Das ist das Gute bei dem Wechsel der Kaiserhäuser für Deutschland gewesen, daß der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens und alles dessen, was zur Emporbringung der Lande gehört, nicht an Einem Orte geblieben, sondern von einer Provinz zur andern gewandert ist". —
1356. Karl IV. verdanken wir das unter dem Namen **„goldene Bulle"** bekannte Reichsgrundgesetz, das die Wahlrechte der Könige den sieben Kurfürsten verlieh (§. 457), die Linien der Fürstenhäuser bestimmte, auf denen die Kurwürde ruhen solle, die königliche Wahl und Krönungsordnung festsetzte und die Rangverhältnisse der Reichsfürsten regulirte. Auch enthielt es mehrere, freilich wenig beachtete, Verordnungen über Landfriedensbruch, über Mißbrauch des Münzrechts, über eigenmächtige Errichtung neuer Zollstätten u. dergl. m. Die kurfürstliche Würde, welche den ersten Rang nach dem Kaiser verlieh, trugen die drei Erzbischöfe am Rhein, Mainz, Trier, Köln, sodann der König von Böhmen, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg. Da dieses Gesetz die Kurfürsten („die sieben Leuchter der Offenbarung") sehr bevorzugte, indem es denselben fast volle Landeshoheit mit „gefreitem Gerichtsstand" zutheilte, ihnen für ihre Länder das kaiserliche Regal der Bergwerke, die Münze, die hergebrachten Zölle, den Judenschutz verlieh und sie allen andern Fürsten an Rang voranstellte, so suchten Adel und Reichsstädte sich durch Verbindungen zu stärken, um das Gleichgewicht zu erhalten. Darüber ging das kaiserliche Ansehen vollends unter, und ein Zu-

stand von Verwirrung, Gesetzlosigkeit und eigenmächtiger Selbsthülfe trat von Neuem ein. „Ein jeglich Reich, so in ihm selber uneins ist, wird zu Grunde gehen", heißt es im Eingang zur goldenen Bulle. „Denn seine Fürsten sind worden der Räuber Gesellen, darum hat Gott unter sie gemischt den Geist des Schwindels; er hat die Leuchten ihres Geistes von ihrer Seele gethan, daß sie blind sind und Führer der Blinden. Und mit blinden Gedanken begehen sie viel Missethat". Damit wird der Zustand des Reichs in jenen Tagen am besten geschildert.

§. 465. **Der große Städtekrieg** (1388). Die Verwirrung, Zwietracht und Gesetzlosigkeit erreichte den höchsten Grad unter Karls IV. Sohn und Nachfolger **Wenzel** (Wenceslaus), einem Fürsten, der von guten Anfängen ausgehend, mit gerechtem Sinne den Schwachen vor der Gewaltthat der Starken zu schützen suchte, aber bald der Macht der eigenen Leidenschaften und den schwierigen Verhältnissen der Zeit erlag. Denn während er durch seine Heftigkeit, seine Richterstrenge und barbarische Strafarten und durch sein wildes Jagdleben sich unter dem böhmischen Adel und Klerus eine Menge Feinde und Widersacher bereitete, die seine ganze Sorge und Thätigkeit im eigenen Erblande in Anspruch nahmen, entbrannten in Süd- und Mitteldeutschland die Bürgerfehden heftiger als je. Erbittert über die Bestimmung des neuen Reichsgrundgesetzes, das alle „Verbindungen und Verstrickungen" untersagte und die Ausdehnung des städtischen Pfahlbürgerthums über die umwohnenden Grundherren hemmte, und empört über die zunehmende Verschlechterung des geprägten Geldes und die vielfachen Handelsstörungen, schlossen die Städte in Schwaben, in Franken und am Rhein den **schwäbischen Städtebund** zur Erhaltung des (mehrfach erfolglos gebotenen) Landfriedens und zur Abwehr des entarteten und heruntergekommenen Adels, der meistens von Raub und Wegelagern (vom Stegreif) lebte. Die durch diesen Bund, der im Laufe der Zeit auf 72 Städte anwuchs, wie durch das Streben der größern Territorialherren nach Gebiets-Erweiterung in ihrem Eigenthum und in ihren Rechten bedrohten Ritter und Edeln in Schwaben, Bayern, Franken, Hessen u. a. O. ahmten das Beispiel ihrer Feinde nach und stärkten sich durch **Ritterbündnisse** (so die Schlegler, der Löwen- und Hörnerbund, der Sternenbund, die Gesellschaft von St. Wilhelm, St. Georg u. a.). Beide Bundesgenossenschaften lagen in unaufhörlichen Kämpfen mit einander. Die Fürsten und Grafen hielten sich bald zu der einen, bald zu der andern Partei, damit keine zu mächtig würde. Die Versuche des Königs, eine Versöhnung und Ausgleichung zu bewirken, blieben erfolglos. Endlich führte die Ermordung des Erzbischofs von Salzburg (der sich an den durch den Beitritt der rheinischen Städte verstärkten schwäbischen Bund angeschlossen hatte) durch die bayerischen Herzöge, so wie der Ueberfall städtischer Kaufleute von Nürnberg und Augsburg auf kaiserlicher Straße einen allgemeinen großen **Städtekrieg** herbei, der das südliche Deutschland vom Bodensee bis zum Main mit schwerer Noth heimsuchte. „Nicht genug, daß man die Häuser niederbrannte, die Heerden wegtrieb, die Saaten zertrat; man säete Senf in die Felder, der wuchernd den Acker unrettbar verdirbt, man holzte die Obstbäume ab und riß die Weingärten aus, man schund die Bäume, wenn man nicht Zeit hatte, sie zu fällen. Mochten die „armen Leute" sehen, wie sie sich retteten." In Bayern

Wenzel 1378–1400. † 1419.

1388.

waren die Bürger siegreich; in Franken hielt die Tapferkeit der Nürnberger das Kriegsglück schwankend; aber in Schwaben, wo der tapfere Städtefeind **Eberhard der Greiner** (Rauschebart) von Würtemberg (§. 450) an der Spitze des Adels stand, erlitten sie bei **Döffingen**, und am Rhein, wo der Pfalzgraf wider sie stritt, bei Worms großen Schaden. Eberhards Sohn Ulrich, der die vorher bei Reutlingen erlittene Niederlage an den Städtern rächen wollte, fiel gleich zu Anfang der Schlacht. Da rief der alte Graf: „Mein Sohn ist wie ein anderer Mann!" und ermuthigte die wankenden Schaaren zu Kampf und Sieg. Auch die **Frankfurter**, größtentheils aus Miethtruppen bestehende Mannschaft war der an Jagd, Turnier und Krieg gewöhnten Ritterschaft von Hessen und der Wetterau nicht gewachsen. Die Blüthe der städtischen Bürgerwehr erlag im Feld den stahlfesten Schaaren der Gegner und die Auslösung der Gefangenen erschöpfte ihr Gemeindevermögen. Erst auf dem
1389. **Reichstag von Eger** ward dem blutigen Werke auf einige Zeit Einhalt gethan; die Bundeseinungen sollten aufhören, aber den Städten neben den Fürsten und Herren ein Antheil an der Handhabung des Landfriedens zustehen, und dazu in verschiedenen Gegenden feste Friedensgerichte aufgestellt werden. In diesen Bestrebungen lagen die Anfänge föderativer Gestaltungen, wobei den Städten eine ihrer Macht entsprechende Stellung angewiesen ward. Denn die deutschen Städte waren damals die „Sitze des Nationalwohlstandes, der Civilisation und Aufklärung und der aus den Räuberhöhlen ritterlicher Burgen verscheuchten Poesie".

§. 466. **Erweiterung der Eidgenossenschaft.** Die Unfälle der deutschen Stadtbürger wurden ausgeglichen durch die siegreichen Kämpfe, welche um dieselbe Zeit der **Schweizerbund** gegen den süddeutschen Herrenstand führte. Herzog **Leopold III.** von **Oesterreich** überzog mit einem mächtigen Heer gewappneter Edlen, die ihn als die Blume der Ritterschaft ehrten, die freiheitliebenden **Eidgenossen**, deren Bund den Habsburger Besitzungen
9. Juli 1386. und dem ganzen Adel gefahrdrohend war. Aber in der Schlacht bei **Sempach**, wo nach der Volksüberlieferung der hochherzige **Arnold von Winkelried** aus Unterwalden seinen Landsleuten in die geharnischten Reihen der Ritter „eine Gasse bahnte", indem er eine Menge Lanzen erfaßte und sich in die Brust grub, erlag der stolze Herzog mit 656 Edlen unter den Kolbenschlägen helvetischer Landleute. Als Leopold das Banner von Oesterreich sinken sah, wollte er den Tod so vieler edlen Ritter nicht überleben; er stürzte sich in das Getümmel und ward unerkannt von einem gemeinen Schweizerhirten erschlagen. Seinen Leib deckte Martin Malterer von Freiburg im Breisgau mit seinem eigenen. „An diesem Tag erloschen viele alte Häuser, und der Glanz der fürstlichen Hoflager ging auf viele Jahre unter".

1388. Der Sieg bei **Näfels**, den zwei Jahre nach der Schlacht von Sempach die Glarner über ein zehnmal stärkeres österreichisches Heer, das der Sohn des erschlagenen Leopold gegen sie geführt, davontrugen, begründete vollends die Freiheit der Eidgenossenschaft, der sich bald nachher auch **Appenzellen** anschloß und mit Hülfe der Waldstätte die Oesterreicher, die Bundesgenossen des harten Abts von St. Gallen, welcher gegen das unter-
1404. worfene Land mannichfachen ungerechten Druck geübt, zweimal (am **Speicher** und am
1405. **Stoß**) siegreich bekämpfte. An der Spitze der Appenzeller stritt Graf von **Werdenberg** in einfachem Hirtenkleid und barfuß, „um auf den Wasen fester zu treten". — Die

folgenden Kriege der Schweizer hatten weniger die Freiheit, als Erwerbung oder Behauptung von Herrschaften zum Gegenstand. Die auf dem Kostnitzer Concil (§. 470) über Friedrich von Oesterreich ausgesprochene Acht brachte die Habsburger um den Aargau und die übrigen Stammgüter in den Thälern der Waldstätte, so daß ihnen nur noch Thurgau, Winterthur, Rapperswyl u. a. O. verblieben. Da schien der Bürgerkrieg, der zwischen Zürich und Schwyz über das Erbe des letzten Grafen von 1436.
Toggenburg ausbrach, ihnen eine günstige Gelegenheit zur Wiedererlangung des Verlornen zu bieten. Zürich schloß sich an den alten Erbfeind, das Haus Habsburg, an; empört über diesen Treubruch griffen die Eidgenossen zum Schwert, schlugen die Züricher an der Sihlbrücke, wo der kräftige Bürgermeister Rudolf Stüssi den Heldentod starb, und bedrängten die österreichischen Besitzungen. Da rief Kaiser Friedrich jene verwilderten und zuchtlosen Armagnac'schen Soldschaaren (§. 476) aus Frankreich zu Hülfe. Aber der Heldenmuth der Schweizer in der mörderischen Schlacht von St. Jacob an der Birs 1444.
(im Angesichte Basels) schreckte die Franzosen dergestalt, daß sie vom Kampfe abließen und mit den Helvetiern ein Bündniß schlossen. Dies bewog Zürich, sich mit den Waldstätten zu 1446.
versöhnen und der Eidgenossenschaft wieder beizutreten. Von dieser Zeit an war Frankreichs Uebergewicht in der Schweiz vorherrschend und wurde es noch mehr während der burgundischen Kriege (§. 519), in welchen die Eidgenossen ihren Bund bedeutend erweiterten. Ihre rüstigen Söhne traten nunmehr in französische und italienische Kriegsdienste und vergossen um schnöden Sold ihr tapferes Blut in fremder Erde. Mit dem deutschen Reich hingen sie fortan nur noch durch ein loses Band zusammen, bis auch dieses unter Kaiser Maximilian zerrissen ward (§. 477).

§. 467. **Wenzels Absetzung. Ruprecht von der Pfalz.** Wenzel, dem es anfangs weder an Kraft und Verstand, noch an Herrschergaben fehlte, der in kirchlichen und religiösen Dingen einen aufgeklärten Geist besaß und der mit strenger Gerechtigkeit den Bürgerstand gegen die Gewaltthätigkeiten des selbstsüchtigen Adels kräftig schützte, zog sich allmählich durch rohe Leidenschaftlichkeit, Tyrannei und Habsucht Haß und Verachtung zu. Schwankend zwischen Jähzorn und Schwäche, die unvermittelt neben einander wohnten, gewöhnte er sich zuletzt, „der inneren Leere mit Trunkenheit zu begegnen". Seine Gerechtigkeit ging oft in Grausamkeit über; seine Hab- und Geldgier verleitete ihn zur 1389.
Härte und zur Bedrückung der Juden, von denen bei einem Aufstand in Prag dreitausend ermordet und ihres Guts beraubt wurden; ein leidenschaftlicher Freund der Jagd, war er immer von großen Hunden umgeben, von welchen seine erste Gemahlin eines Nachts zerrissen worden sein soll; in einem Streit mit dem Erzbischof von Prag über verpfändete Krongüter ließ er den General-Vicar 1386.
Pomuk, einen unbescholtenen Geistlichen, von der Prager Brücke in die Mol- 1393.
dau stürzen, eine Begebenheit, die in der Folge zur Ausbildung der Legende vom heiligen Nepomuk, dem Beschützer der Brücken, benutzt wurde. Empört über solches Gebahren und erzürnt, daß der König, in seiner launenhaften Gesinnung zur Zeit ein Beschützer deutschen Wesens, immer mehr Deutsche ins Land zog und sie auf alle Weise bevorzugte, erregten endlich die böhmischen Edelleute, die auf Antrieb von Wenzels ehrgeizigem Vetter Jost den „Herrenbund" geschlossen, einen Aufstand und hielten Wenzel eine Zeit lang in Haft. Dadurch schwand auch sein Ansehen im Reiche mehr und mehr und die Zeiten des Faustrechts drohten wiederzukehren. Das unwürdige Leben des Kaisers, das alle Fürstenehre herabsetzte, sein offenkundiges Unvermögen, der in Staat und Kirche herrschenden Verwirrung zu steuern, und die Nachricht, daß er ohne Rücksicht auf die Würde und Ehre des Reichs dem reichen, treulosen und staatsklugen Galeazzo Visconti, Enkel des Matteo

1395. (§. 455), den Herzogstitel verkauft und somit dessen angemaßte Herrschaft über Mailand und die meisten lombardischen Städte anerkannt habe, brachte eine Anzahl Fürsten, vor allen das ehrgeizige Geschlecht der Wittelsbacher, auf den Gedanken, dem Luxemburger Haus die Kaiserwürde zu entziehen und den seit Rudolf von Habsburg verrückten Schwerpunkt des Reiches wieder in die viel-
20. August zerrissenen fränkisch-allemannischen Gebiete zu verlegen. Demgemäß wurde in
1400. Folge einer weitverzweigten Intrigue auf einer Versammlung in Lahnstein Wenzels Absetzung ausgesprochen, „weil er der Kirche nicht zum Frieden geholfen, die Rechte des Reichs geschmälert, den Landfrieden nicht gehandhabt und viele grausame und gewaltthätige Handlungen begangen habe". Statt seiner ward auf Betreiben des ränkevollen und selbstsüchtigen Erzbischofs Johannes von Mainz, welcher in Verbindung mit den Wittelsbachern vorzugsweise Wenzels Absetzung betrieben hatte, von den vier rheinischen Kurfürsten und dem Burggrafen Fried-
Ruprecht v. d. Pfalz rich von Nürnberg der tapfere **Ruprecht von der Pfalz** zum König gewählt,
1400–1410. der aber trotz mancher guten Eigenschaften den schwierigen Verhältnissen nicht gewachsen war. Zum Glück wurde Wenzel durch die von seinen deutschen Gegnern genährten Streitigkeiten mit dem böhmischen Adel und mit seinen eigenen Verwandten gehindert, die Kaiserwürde mit den Waffen zu behaupten; aber Ruhe und Ordnung kehrte darum doch nicht zurück. So groß war die Verwilderung und Gesetzlosigkeit des Reichs, daß der fromme und rechtschaffene Herzog Friedrich von Braunschweig, der das Verfahren gegen Wenzel nicht billigte, auf dem Heimweg von dem Frankfurter Fürstentag bei Fritzlar von „Amtleuten, Mannen und Untersassen" des Erzbischofs von Mainz überfallen und getödtet wurde, ohne daß die Mörder in Strafe genommen worden wären. Der König mußte geschehen lassen, daß eine Anzahl Fürsten und Städte Süddeutschlands auf Anstiften desselben Mainzer Kurfürsten, der Ruprechts Erhebung am eifrigsten betrieben, sich aber bald aus Ränkesucht und Eigennutz von ihm gewendet hatte,
1404. hinter seinem Rücken zu Marbach einen Bund schlossen „zu Schutz und Trutz mit gewaffneter Hand gegen Jedermann, wer er wäre, der es wagen würde, einen von ihnen oder ihren Leuten an ihren Freiheiten, Briefen, Rechten, Landen, Leuten oder Gute zu beschädigen". Damit war den Reichsständen das Recht zugestanden, auch ohne weitere kaiserliche Erlaubniß Bündnisse zu schließen und den Landfrieden nach ihrer Art zu handhaben, ohne daß von ihren gerichtlichen Entscheidungen Berufung bei Kaiser und Reich eingelegt werden durfte. Einen noch kläglicheren Ausgang hatte schon vorher Ruprechts Auftreten in der Lombardei genommen. Als er Oberitalien wieder an das Reich bringen wollte und
Oct. 1401. gegen Mailand zog, erlitt er bei Brescia von den italienischen Rottenführern (§. 464), die eine neue kunstreichere Tactik begründet hatten, eine Niederlage und mußte den Visconti in seiner angemaßten Herrschaft belassen. Die deutsche Tapferkeit, die blind darauf los schlug, war eben so unvermögend der italienischen Kriegskunst gegenüber, wie der geldbedürftige König gegen den reichen und
1402. staatsklugen Herzog. Im April kehrte das Reichsheer wieder heim „in Armuth, mit Schand und Spott". Nicht glücklicher waren des Kaisers Bemühungen um
Sigismund Herstellung des Kirchenfriedens, den erst sein Nachfolger Sigismund,
1410–37. Wenzels Bruder, mit unglaublicher Mühe begründete. Als endlich Ruprecht im Mai 1410 ins Grab sank, war die Reichsgewalt gebrochen und verbraucht,

denn Jedermann „hatte an dem Adler gerupft", der öffentliche Wohlstand krankte, denn die unaufhörlichen Fehden hatten blühende Ortschaften in Brandstätten und fruchtbare Fluren in Wüstungen verwandelt; Recht und Gerechtigkeit lag darnieder und die Welt entbehrte der Tröstungen der Religion, man schrie laut nach Brod und die entartete und gespaltene Kirche reichte einen Stein.

Die Legende vom heiligen Nepomuk. Der geschichtliche General-Vicar Johannes von dem Dorfe Pomuk, der in den Streitigkeiten des Erzbischofs Johann von Genzenstein mit dem Kaiser Wenzel wegen Schloß Rudnicz und anderer Krongüter, die sich die Kirche angeeignet, Hauptwerkzeug und Rathgeber des Erzbischofs war und deshalb durch den jähzornigen Wenzel den Tod in den Fluthen der Moldau erleiden mußte, bildet die schwache Unterlage der mit vielen fremdartigen Sagen erweiterten und durch die Volkstradition entstellten Legende vom heiligen Nepomuk. Zuerst wurde der heilige Johannes als Märtyrer des Beichtgeheimnisses dargestellt, und sein Tod zehn Jahre früher gesetzt, weil die fromme Königin Johanna schon 1386 starb (wie es hieß, von den wilden Hunden ihres Gemahls zerrissen), die nachfolgende Gemahlin Sophia aber, gleich jener eine bayerische Fürstentochter, eine treue Anhängerin und ein Beichtkind von Johannes Huß war. In dieser Gestalt lautet die Legende bei Hajek, einem böhmischen Geschichtschreiber aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, folgendermaßen: „Am Morgen nach St. Sigmundsfest (3. Mai) rief Wenzel nun den Priester Johann von Nepomuk vor sich, einen gottesfürchtigen Mann, der Magister an der Prager Universität, Domherr und Beichtvater der Königin war, und drang mit allem Fleiß in ihn, zu sagen, welche Sünden die Königin gebeichtet. Der Priester gab darauf zur Antwort: „Mein Herr König, ich weiß das nicht mehr, und wenn ich es wüßte, würde es mir doch nicht zukommen, Euch es mitzutheilen, so wenig als es Euch geziemt, mich darum zu fragen." Der König, von Zorn entbrannt, ließ ihn in einen unterirdischen Kerker werfen und ihn vom Henker, den er seinen Gevatter nannte, auf die Folter legen; als er ihm auch damit nichts auspressen konnte, befahl er, ihn Nachts auf die Prager Brücke zu führen und gebunden ins Wasser zu stürzen. Auf das hin wurden noch in derselben Nacht und in der folgenden viele brennende Lichter über dem Körper des Ertränkten gesehen. Die Prager Prälaten aber zogen den Leichnam bei dem Kloster zum heiligen Kreuz aus dem Wasser und begruben ihn in der St. Veitskirche und deckten einen Stein darauf. Seitdem sind viele und mannichfaltige Wunderzeichen dort geschehen und darum nannten ihn Viele einen Märtyrer Gottes und einen Heiligen. Wenn aber Jemand seine Heiligkeit anfocht und muthwillig auf das in den Stein gehauene Kreuz trat, der hat an dem Tage Spott und Schande erfahren, und darum haben die geistlichen Herren das Grab mit einem eisernen Gitter umschließen lassen." Diese Erzählung hat, wie ein neuerer Geschichtsforscher (O. Abel) darthut, ihren Ursprung in der ersten Zeit nach den Hussitenkriegen genommen, als die Geistlichkeit beflissen war, das böhmische Volk mit der katholischen Kirche wieder zu versöhnen, die Ohrenbeichte, gegen welche Johannes Huß gepredigt hatte, in ihrer Heiligkeit herzustellen und zugleich die czechisch-hussitische Nationalität durch die katholisch-deutsche zu überwinden. Darum wurde vor Allem der „Pfaffenfeind" Wenzel, der die czechische Partei des Huß und Hieronymus begünstigte und die Deutschen haßte, in das schlimmste Licht gestellt und zu dem um vier Jahrhunderte älteren „heiligen" Wenzel in grellen Gegensatz gebracht: mehr aber noch ging man darauf hinaus, die im Volke lebende Verehrung für den „heiligen Johannes" aus Hussinez auf den „heiligen Johannes von Nepomuk" zu übertragen und den czechisch-häretischen Märtyrer durch einen katholischen zu verdrängen. Deshalb wurde der Todestag auf den 16. Mai verlegt, weil dies der zu Ehren des „Mistr Jan" (Magister Johannes) gefeierte Festtag war, die Hussitenbilder wurden durch Beifügung der fünf Sterne auf dem Haupte, durch Vertauschung der Bibel mit einem Crucifix und andere Veränderungen in Nepomuksbilder verwandelt und so der „Ketzer" Johannes durch den „Heiligen" Johannes verdrängt, wie in früheren Zeiten aus dem Nationalgötzen Swantewit der christliche St. Veit entstanden war. Und nicht die Königin Sophia, bei welcher Huß Beichtvater gewesen, sondern die fromme Königin Johanna, die das Opfer von Wenzels wilden Sitten geworden, mußte die Freundin des Heiligen sein. Der chronologische Widerspruch hat dann der Ansicht von zwei Johannes von Nepomuk die Entstehung gegeben. Noch eifriger war die Geistlichkeit beflissen, nach Bewältigung der böhmisch-reformirten Opposition wider das österreichisch-

katholische Kaiserhaus durch die Schlacht am weißen Berge (8. Nov. 1620) die volksthümliche Gestalt des heiligen Johannes von Nepomuk zu einem vollständigen Sieg ihrer kirchlichen und nationalen Sache zu benutzen. Die Jesuiten sammelten alle Beweisstücke, die sich in Schrift und Rede für den heiligen Johannes von Nepomuk auffinden ließen, und bestürmten dann den Papst, die feierliche Heiligsprechung zu vollziehen; 78 schriftliche Bittgesuche von geistlichen und weltlichen Fürsten unterstützten die Bitte der Jesuitenväter. Diese Bemühungen hatten zur Folge, daß am 19. März 1729 Johannes von Nepomuk in die Reihe der heiligen Märtyrer aufgenommen ward. „Wir haben die 1200 Jahre (schließt Abel), welche die böhmische Geschichte zählt, ganz ungezwungen nach den mythischen oder wirklichen Gestalten, welchen das Volk seine Verehrung zollte, in vier große Abschnitte einzutheilen vermocht, die auffallend genug mit den Perioden der politischen Geschichte zusammentreffen. Auf die nationalheidnische Urzeit, wo Swantewit herrscht, folgt die Einführung des Christenthums und die Verbindung mit Deutschland, es ist die Zeit des heiligen Veit, dem sehr frühe schon der heilige Wenzel beigesellt wird. Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts erhebt sich eine Bewegung zugleich gegen das Deutschthum und die katholische Kirche, es beginnt die Periode der nationalen Unabhängigkeit, an deren Spitze Johannes Huß steht. Nach zwei Jahrhunderten, den bewegtesten der böhmischen Geschichte, werden Huß und seine Verehrer geächtet; mit der habsburgischen Herrschaft siegt Johannes von Nepomuk, er ist seit dem Untergang der politischen und religiösen Freiheit in Böhmen der Schutzpatron des Landes."

d) Kaiser Sigismund und die kirchlichen Zustände seiner Zeit.

§. 468. **Die Kirchenspaltung (Schisma).** Schon lange hatte das durch Parteikämpfe zerrissene **Rom** die Rückkehr des Papstes gefordert. Endlich beschloß der wohlmeinende **Urban** V., der allgemeinen Stimme nachzugeben
1367. und in die verwaiste Weltstadt zu ziehen, allein die Unruhen Italiens führten
1377. ihn bald wieder nach Avignon zurück. Zehn Jahre später gab auch Urbans Nachfolger **Gregor** XI. dem Wunsche Italiens nach und wurde von den Römern im Triumphe eingeholt, fand jedoch den Kirchenstaat in so trostloser Lage, daß ihn nur der Tod von der Rückkehr nach der Rhone abhielt. Die französisch gesinnten Cardinäle, die sich unter dem schönen, milden Himmel Südfrankreichs freier und wohler fühlten, suchten die Verlegung des Hofs auf alle Weise zu hintertreiben; und als Urban VI., bisher Bischof von Bari, seinen Wohnsitz in Rom nahm und strengen Sinnes an das zerrüttete Kirchenwesen
1378. reformirende Hand legte, entwichen zwölf Cardinäle der französischen Partei nach Anagni, erklärten die Wahl für ungültig und wählten, des Beistandes des Königs von Frankreich versichert und durch einige Italiener verstärkt, den Cardinal Robert von Genf zum Papst. Dieser nahm den Namen **Clemens** VII. an und begab sich mit seiner Partei nach Avignon. So erhielt die Kirche zwei Päpste, einen in **Avignon**, den andern in **Rom**, von denen jeder die Rechtmäßigkeit der Wahl für sich in Anspruch nahm und über den andern und dessen Anhang den Bannfluch schleuderte. Das ganze christliche Abendland war gespalten, die Gewissen wurden verwirrt, die Kirche zerrissen und die Erpressungen durch die doppelte Hofhaltung vermehrt. „Alles im Himmel und auf Erden ward feil"; und da jedes der beiden kirchlichen Oberhäupter sich mit Cardinälen umgab, so machte das Ableben beider der Spaltung kein Ende. Benedict XIII. und Gregor XII. setzten, jener in Avignon, dieser in Rom, den Hader und die Bannflüche fort. Umsonst versuchte die ohne päpstliche Be-
1409. rufung zusammengetretene **Kirchenversammlung von Pisa** das Uebel zu heilen, indem sie nach dem Grundsatze, daß die Kirche kraft der Einsetzung

Christi selbständig sei, die beiden Päpste absetzte, und einen andern wählte (Alexander V. und nach dessen Tod Johann XXIII.) — die zwei ersten beharrten auf ihren Ansprüchen, so daß die Kirche nunmehr dreispaltig war und auch Spanien seinen Papst erhielt. Zugleich haderten drei Könige Wenzel, Sigmund und Jost von Mähren um die Krone des römischen Reichs; zu solchem Zerrbild war die alte heilige Idee von Einem Reich und Einer Kirche entartet. Ein allgemeines Aergerniß ging durch die christliche Welt und erzeugte den lauten Ruf nach einer Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern.

§. 469. Wycliffe und Huß. Während die gelehrten Theologen der Pariser Universität (Sorbonne), besonders Gerson und d'Ailly, die Verbesserung innerhalb der bestehenden Kirche durch Bekämpfung der Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit und durch eine allgemeine Kirchenversammlung, die über dem Papst stehe, zu bewirken suchten, steuerten die Schüler und Anhänger des Oxforder Professors Joh. Wycliffe (Wikleff) † 1384.
auf eine durchgreifendere Aenderung der Kirche in Glauben und Verfassung los. Wycliffe hatte nämlich nicht nur gegen die Autorität des Papstes, die Verdienstlichkeit des Mönchswesens und die Mißbräuche mancher kirchlichen Einrichtungen (Ablaß, Bilderdienst, Heiligenverehrung u. dergl. m.) geeifert, sondern war auch durch Uebersetzung der Bibel ins Englische, durch Abfassung eines Katechismus und durch Verwerfung mehrerer Glaubenssatzungen, als Ohrenbeichte, Cölibat, Transsubstantiation u. dgl., als Reformator aufgetreten (§. 494). Sein bedeutendster Anhänger war Johannes Huß (von Hussinez), Professor in Prag, ein durch Gelehrsamkeit und sittlichen Wandel wie durch christliche Sanftmuth ausgezeichneter Mann, der gleich seinem älteren Landsmann, dem Denker und Schriftsteller Matthias von Janow, schon seit † 1394.
Jahren mit großer Beredsamkeit auf Besserung der Sitten bei Klerus und Laien gedrungen hatte und jetzt durch die Bekanntschaft mit Wycliffe's Lehren in seinem Streben und Thun bestärkt wurde. Die Schriften und Predigten, worin Huß nach dem Vorgange Wycliffes die Mißbräuche des Papstthums, die Reichthümer und irdische Macht des Klerus, die Entartung des Klosterwesens, den Ablaß und andere Uebelstände der Kirche mit Schärfe rügte, wurden durch die vereinte Thätigkeit des Erzbischofs und der deutschen Universitätslehrer in Prag ver- 1409.
dammt und die Verbreitung mehrerer als häretisch bezeichneter Sätze aus denselben unter Todesstrafe verboten. Erzürnt über dieses Urtheil, welches durch das Uebergewicht der Deutschen und der zu ihnen gezählten Landsmannschaften auf der Universität herbeigeführt wurde, suchten die eingebornen Böhmen (Czechen), die hauptsächlich Hussens Anhänger waren und sowohl aus nationaler Abneigung wie aus wissenschaftlicher Parteistellung den Deutschen entgegenstanden, die Rechte der letztern zu schmälern, was um so mehr gelang, als König Wenzel seit seiner Absetzung den Deutschen tiefen Groll trug. Erbittert über diese Verkürzung der bisherigen Rechte, wanderten fünftausend Studirende und Professoren aus und veranlaßten durch diesen Schritt die Gründung anderer deutschen Universitäten, zunächst in Leipzig, wo dreihundert derselben eine gute Aufnahme fanden. Da- 1409.
durch verlor der Erzbischof seinen bedeutendsten Rückhalt, so daß seine geistlichen Strafurtheile nicht vollzogen werden konnten. Ja selbst der Bannfluch,

den der Papst zuletzt über den volksthümlichen Reformprediger schleuderte, verminderte weder sein Ansehen noch die Zahl seiner Verehrer, unter denen sich besonders ein böhmischer Edelmann von großer Beredsamkeit, Hieronymus
1412. (von Faulfisch) durch Eifer auszeichnete. Dieser verbrannte unter großem Tumult die päpstliche Ablaßbulle am Pranger zu Prag.

§. 470. Das Kostnitzer Concil (1414—1418). Als endlich, von
1414. Kaiser Sigismund bestürmt, Papst Johann XXIII. die **Kostnitzer Kirchenversammlung** einberief, zogen Schaaren geistlicher und weltlicher Herren aller Nationen mit dem Papst und dem Kaiser an der Spitze in Konstanz ein. Nie hat die Welt eine ähnliche Versammlung gesehen: der Glanz des ganzen Abendlandes war darin vereinigt. Neben den christlichen Fürsten aller Länder und ihren reichen Gesandtschaften befanden sich daselbst die ersten Würdenträger der Kirche, die berühmtesten Doctoren und Gelehrten der abendländischen Christenheit, die Botschafter von mehr denn vierhundert Reichs- und Landstädten; 150,000 Menschen sollen zugegen gewesen sein. Einheit und Verbesserung der Kirche war das hohe Ziel der Versammlung, die sich daher gleich anfangs als allgemeines, die ganze Christenheit umfassendes Concil hinstellte, das seine Gewalt unmittelbar von Christo habe, und dem Jedermann ohne Unterschied, auch der Papst gehorchen müsse. Darum wurden vorerst alle drei Päpste zur Abdankung bewogen, und als Johann XXIII., den die Furcht vor der gedrohten Untersuchung seines lasterhaften Wandels zur Entsagung gebracht, diesen Schritt bereuend bei Gelegenheit eines Turniers mit Hülfe Friedrichs von Oesterreich verkleidet entfloh und im Vertrauen auf die herrschende Meinungsverschiedenheit alle Zugeständnisse zurücknahm, gab die Versammlung die feierliche Erklärung ab, daß sie selbständig sei und über dem Papst
1415. stehe, sprach Johanns Absetzung aus und fuhr in ihren Berathungen (wobei nach den vier Haupt-Nationen, nicht nach Köpfen gestimmt wurde) mit Entschlossenheit fort. Ueber Friedrich von Oesterreich „mit der leeren Tasche", der durch die Begünstigung der päpstlichen Flucht die auf dem Concilium zugleich bezweckte Hebung und Stärkung der kaiserlichen Gewalt zu vereiteln hoffte, wurde Reichsacht und Bann ausgesprochen, worauf die Reichsstädte, die Schweizer und viele Fürsten in seine Staaten einfielen. Die Eidgenossen bemächtigten sich des Aargau's und brachen die Habsburg und die übrigen Schlösser, darunter die feste Burg Stein, wo die Urkunden des Hauses verwahrt lagen. Schon war der schönste Theil seiner Staaten fremdes Besitzthum, als er sich vor Sigismund demüthigte und dadurch seine deutschen Länder zurückerhielt; die in der Schweiz gelegenen Städte, Burgen, Landschaften und manche wichtige Gerechtsame blieben dagegen seinem Hause verloren. Johann XXIII. kam nach mancherlei harten Geschicken endlich in die Gewalt des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz und hatte in der Gefangenschaft zu Heidelberg Zeit, die Wandelbarkeit des Glücks zu beklagen, bis er vor seinem Nachfolger Gnade fand.
1417. Von den beiden Päpsten entsagte der eine unter ehrenvollen Bedingungen, der andere wurde nach langen vergeblichen Unterhandlungen aufgegeben und endlich als Ketzer wider die einige christliche Kirche entsetzt. Bald jedoch gewann die Ansicht der zahlreichen Ultramontanen (Italiener und Franzosen), daß die Wahl

eines neuen Papstes den beabsichtigten Verbesserungen vorangehen müßte, die Oberhand über die Forderungen der Deutschen und Engländer, die, unterstützt von dem Kaiser, zuerst einen neuen Zustand der Kirche begründen wollten. Als auch die Engländer sich gewinnen ließen und selbst unter den deutschen Prälaten der Abfall einriß, schritt man zur Wahl eines neuen Papstes. Mit düstern Ahnungen gaben die nach, welche es ernst meinten mit der kirchlichen Besserung; hatte man es doch oft genug erfahren, was eine päpstliche Reformation bedeute. Cardinal Otto von Colonna bestieg unter dem Namen Martin V. den päpstlichen Stuhl. Dieser war ein kluger, gemäßigter Mann, der durch Abstellung einiger drückenden Mißbräuche bei Besetzung der Kirchenämter und durch Separatverträge (Concordate) mit den einzelnen Fürsten die Nation zu trennen und den Ruf nach einer Reformation zu unterdrücken wußte. So wurden die Wünsche und Hoffnungen der Völker getäuscht, das Papstthum bei seiner Macht, die Kirche in ihrer Entartung und das Kaiserthum in seiner Ohnmacht gelassen.

Bann und Acht gegen Friedrich. Die Kirchenversammlung erklärte über Friedrich von Oesterreich: „Sintemal er gleich Pharao sein Herz verstockt und wider die Thränen der nothleidenden Kirche, wider die Warnungen seiner besten Freunde und wider die Mahnungen des Königs gleich einer Schlange gegen die Beschwörer seine Ohren verstopft, so liege er hiemit unter dem Judasfluch und unter dem hohen Bann; die Kirche empfehle dem Könige der Deutschen, ihrem lieben Sohn und Beschirmer, sie wider ihn zu schützen, und ihm seine weltliche Strafe aufzulegen." Auf dieses wurde Friedrich von Sigismund in die Reichsacht erklärt und verboten, „ihn zu hausen, zu hofen, ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge zu geben, bei ihm zu sein oder Frieden mit ihm zu halten."

§. 471. Das Bestreben, die Einheit der Kirche herzustellen, führte die Versammlung gleich anfangs zur Prüfung der von den herrschenden Glaubenssatzungen abweichenden Lehren des Johannes Huß. Die Verbrennung von Wycliffe's Schriften durch den Erzbischof von Prag und die Bekanntmachung der Bannbulle gegen Huß hatten in Böhmen eine große Aufregung erzeugt. Schaaren von Menschen begleiteten den Prediger und lauschten seinen unter freiem Himmel gehaltenen Reden, wobei ärgerliche Auftritte nicht ausblieben. Dies bewog die Versammlung, den Reformator zur Verantwortung zu ziehen. Versehen mit einem kaiserlichen Geleitsbrief, worin ihm sichere Heimkehr zugesagt war, begab sich Huß nach Konstanz, wurde aber alsbald verhaftet und der Verbreitung von Irrlehren beschuldigt. Umsonst vertheidigte er sich mit Würde gegen die Anklagen — seine Richter waren seine Gegner; die Geistlichen, weil er als strenger Sittenprediger gegen die Entartung und Verweltlichung des Prälatenstandes aufgetreten; die deutschen Doctoren, weil er an der Schmälerung ihrer Rechte bei der Prager Universität Schuld war und die czechische Bevölkerung gegen die deutsche aufregte; die Theologen und Gelehrten, weil sie als Nominalisten seinen Realismus anfeindeten (§. 399); umsonst beriefen sich seine Freunde auf den kaiserlichen Geleitsbrief — die Versammlung stellte den Grundsatz auf, daß man Ketzern keine Treue zu halten habe, und forderte unbedingte Abschwörung. Als Huß diese verweigerte, wurde er der Priesterwürde entsetzt und als hartnäckiger Häretiker zum Flammentode verdammt, den er mit der Kraft und Standhaftigkeit eines Märtyrers erlitt. 6. Juli 1415.
Ein Jahr später ertrug auch Hieronymus von Prag, trotz seines durch 30. Mai 1416.

Seelenleiden und Kerkerqualen geschwächten und gebeugten Körpers, mit dem Muthe eines Stoikers die Schmerzen des Scheiterhaufens. „Kein Weltweiser (schrieb Aeneas Sylvius) hat so viel Muth auf dem Sterbebette bewiesen, als sie auf dem Scheiterhaufen". Die Ultramontanen hofften durch Hussens Tod die Reformationspartei und die Gegner des Papstthums zu schrecken, und diese willigten in seine Hinrichtung, um den Verdacht der Mitschuld an einer Ketzerei von sich abzuwenden.

Der Flammentod von Huß. „Nach seiner Entkleidung wurde Huß, als von der Kirche ausgestoßen, der weltlichen Gewalt übergeben. Als man ihm eine hohe papierne Mütze mit drei gemalten Teufeln und der Aufschrift: das ist ein Erzketzer! aufsetzte und seine Seele der Hölle übergab, sprach er: und ich befehle sie meinem Herrn Jesu Christo! — Der Kaiser, der dies Alles mit ansah, befahl dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, Huß dem Scharfrichter zu übergeben und ihn sofort zur Hinrichtung zu begleiten. Der Kurfürst that dies, nachdem er erst seinen fürstlichen Schmuck abgelegt hatte. Unterwegs sah Huß lächelnd die Verbrennung seiner Bücher. Vor dem Holzstoß fragte ihn Ulrich von Reichenthal, ob er nicht mehr zu beichten verlange, erhielt aber eine ablehnende Antwort. Als er schon an den Pfahl angebunden war, ermahnte ihn der Kurfürst noch einmal, seine Ketzereien abzuschwören. Aber Huß erklärte sich bereit, seine Lehre mit dem Tode zu besiegeln. Er wollte noch eine deutsche Rede an das Volk halten. Da gebot der Kurfürst anzuzünden. Also empfahl Huß seine Seele Gott und erlitt den qualvollen Tod. Seine Asche wurde in den Rhein gestreut, damit die Böhmen sie nicht sammeln könnten. Das Volk aber, das dabei war, blieb auf der Meinung, Papst Johann hätte wegen seiner schändlichen Thaten wohl baß verdient denn Huß verbrannt zu werden."

§. 472. Die Hussiten. Die Kunde von der Konstanzer Gräuelthat trieb die von Haß und Fanatismus glühenden **Hussiten** zu einem furchtbaren Religionskrieg. Der Kelch, der nach Hussens Ansicht auch den Laien gebührte, und den sein eifriger Anhänger Jakob von Mies noch bei Lebzeiten des Meisters den Glaubensgenossen gereicht, wurde das ihren Heeren vorangetragene Bundeszeichen (daher Utraquisten und Calixtiner); an den Priestern und Mönchen, die ihn verweigerten, wurde schwere Blutrache geübt. Umsonst schleuderte der Papst den Bannstrahl über Hussens Anhänger — das zornentflammte Volk verachtete die Drohung, die unter Wenzels schwacher Regierung ohne Folgen blieb. Und als dieser, aus Wuth über die Erstürmung
1419. des Prager Rathhauses und die Ermordung der Rathsherren vom Schlage gerührt, starb, und der verhaßte Sigismund König von Böhmen werden sollte, da griff das gesammte Volk zu den Waffen, um die Besitznahme des Landes durch den wortbrüchigen Kaiser, der sich die Ausrottung der Ketzerei zur strengsten Pflicht gemacht, zu hindern. Zu dem religiösen Fanatismus gesellte sich noch Nationalhaß gegen die Deutschen und demokratischer Grimm; man dachte an einen Bund sämmtlicher Slavenländer und bot unter der Hand dem Polenkönig die Krone von Böhmen an; man wählte den Neffen des Großfürsten von Litthauen, Sigmund Coributh, zum Regenten, der aber nicht im Stande war, die aufgeregte und zerrissene Nation mit kräftiger Hand zu einigen.
1420. Umsonst erließ der Papst eine heftige Kreuzbulle wider die Hussiten und forderte zum Vernichtungskrieg auf; der Religionseifer war erkaltet; umsonst führte Sigismund mächtige Heere gegen die ungeordneten Schaaren; vor der wilden Wuth des zornigen Volkes, dem der kühne, kriegskundige und zur Beherrschung der Massen wunderbar begabte Feldherr **Johann Ziska** gebot, bebten seine

Söldnertruppen und Ritterheere zurück. Das herrliche Schloß Wisserhad, der Stolz Karls IV., wurde erstürmt und geschleift; drei Reichsheere erlagen der ungestümen Kraft der Hussiten (Schlacht bei Deutsch-Brod), die nicht nur in 1422.
die böhmischen Kirchen und Klöster die Brandfackel warfen, sondern auch verheerend in die Nachbarländer eindrangen. „Sie thaten also groß Jammer und Leides an dem deutschen christlichen Volk", sagt ein Zeitgenosse, „daß nicht Wunder wäre, wenn das Volk an Gott verzaget hätte und wenn man Niemanden böhmischer oder mährischer Zunge mehr hold werden sollte". Ziska's, des blinden Heerführers, Name war der Schrecken der Nationen. Durch das Lesen der alttestamentlichen Kriegsgeschichte, welche dem Volke mehr zusagte als der Zustand der ersten Christengemeinden, versetzte sich dasselbe ganz in die vormalige Lage der Israeliten. Die Berge, auf welchen sie sich versammelten, erhielten biblische Namen (Horeb, Tabor, Oelberg, grünender Berg, Berg des Lammes). Die Mönche und Altkatholischen überhaupt hießen Philister, Heiden, Mohammedaner. Alles hielten sie gegen diese erlaubt, was einst die Israeliten gegen die Kanaaniter gethan. Aus Mangel regelmäßiger Waffen ergriff eine große Zahl des Volkes hölzerne Keulen, Feuerhaken, Dreschflegel. Ziska übte sie täglich im Krieg und machte einige durch erbeutete Pferde beritten. Er nannte sich selbst: „Johann Ziska vom Kelch, Hauptmann in der Hoffnung Gottes der Taboriten". Auch die dunkeln Aussprüche der Offenbarung wurden auf die Gegenwart gedeutet und zur Steigerung des kriegerischen Fanatismus benutzt. Die volksthümliche Kraft und religiöse Begeisterung der Hussiten siegte über alle Kriegskunst. „Dort fragte man weder nach Ritterart und Wappenbild, noch nach Turnierkünsten und Courtoisie, die Schaaren der „Brüder", Handwerker und Bauern, Gesellen, Knechte, Taglöhner, jeder bereit für den Kelch zu siegen und zu sterben, ihren Führern zu strengstem Gehorsam, zu jedem Dienst, zu jedem Gewaltmarsch, jeder Entbehrung, jedem Aeußersten bereit — sie waren eine ganz andere Streitkraft als die herkömmliche feudale, die weder zu gehorchen, noch zu entbehren verstand und Ehre, Gunst, Beute suchte, während jene für ihren Glauben, für ihr Vaterland, für die Freiheit, für Ideen kämpften". —
Nach Ziska's Tode trennten sich die **Gemäßigten** (Calixtiner, welche außer 1424.
der freien Predigt des göttlichen Worts in der Landessprache und dem Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt noch „Rückkehr des Klerus zur apostolischen Armuth und strenge Kirchenzucht als Gemeinderecht auch über die Kleriker" verlangten) von den **Radicalen** (**Taboriten** und **Waisen**), die alle kirchlichen Satzungen, welche nicht buchstäblich aus der heiligen Schrift bewiesen werden konnten, verwarfen, auf Vernichtung des Lehramtes ausgingen und allmählich im gesteigerten Fanatismus die nahe Wiederkunft Christi erwarteten. Auch die sociale Frage trat bei ihnen mehr und mehr in den Vorgrund: „wie in der Stadt Tabor kein Mein und Dein, sondern Alles gemeinschaftlich ist, so soll immer Allen Alles gemeinschaftlich sein; Sondereigenthum haben ist Todsünde". Diese wild aufgeregten Massen, „das Volk in Waffen", beharrten
bei dem „heiligen Krieg"; sie nöthigten Coributh, der nach der siegreichen **Schlacht** 1426.
bei Aussig mit dem Papst in Unterhandlung getreten war, der Regentschaft 1427.
zu entsagen und nach Litthauen zurückzukehren; sie setzten (unter **Procopius** dem **Großen** und **Procopius** dem **Kleinen**) ihre mordbrennerischen Züge

1426–1430. und Plünderungen fort, verheerten Sachsen und Franken und erpreßten von Brandenburg und Bayern Tribut. Kein Reichsheer bestand vor ihrem zermalmenden Waffenstoß; keine Mauer schützte vor ihrem Angriff. Wie ein verheerender Bergstrom ergossen sie sich ungehemmt über die zitternden Länder; brennende Städte und Dörfer bezeichneten ihren Weg; angstvoll flüchteten sich Ritter und Bürger in die Wälder, nur auf die eigene Rettung bedacht, Weiber und Kinder dem Mitleid der Feinde preisgebend. Noth und Elend waren so groß, „daß man fand an der Mutter Brust todt das Kind und sie lebete kaum vor großem Hunger". Die Calixtiner dagegen, erschreckt über die fromme Raserei der böhmischen Kirchenstürmer und über den religiösen Wahnsinn der mährischen Adamiten, die jeden äußern Gottesdienst für Abgötterei erklärten, die Sacramente verwarfen und mit Besiegung aller Naturtriebe im Stande der Unschuld ohne Kleider leben wollten, boten die Hand zum Frieden, als ihnen
1433. das Baseler Concilium durch die sogenannten „Prager Compactaten" den Kelch beim Abendmahl und die Predigt in der Landessprache zugestand. Erst
1434. als die Taboriten bei Prag eine schwere Niederlage erlitten und die beiden Procope gefallen waren, gelang es dem Kaiser durch die Klugheit seines verständigen und verdienten Kanzlers, des Grafen Kaspar Schlick, sie unter den-
1436. selben Bedingungen zum Frieden zu bringen, worauf Sigismund als König anerkannt wurde. Aber Böhmens Herrlichkeit lag in Schutt und Trümmern.

§. 473. **Böhmen nach den Hussitenkriegen.** Nach Sigismunds
1437. Tod wurde das Land von neuen Wahlstürmen und Bürgerkriegen schwer heimgesucht, bis endlich auf Betreiben des gemäßigten und vaterländisch gesinnten Johannes Rokyczana, Erzbischofs von Prag, trotz des Widerstandes des eifernden Predigermönchs und Wunderthäters Johannes Capistrano, der
Podiebrad 1458–1471. tapfere und verständige Georg Podiebrad von der Utraquistenpartei und besonders von der Ritterschaft „um Friedens und gemeinen Nutzens des Volkes willen" auf den Thron erhoben und von Kaiser und Papst bestätigt ward. Er steuerte der Anarchie und warf das Bandenunwesen nieder. Als er aber die von Rom verworfenen Compactaten des Baseler Concils aufrecht erhielt und den päpstlichen Legaten, der in offener Reichsversammlung unehrerbietig zu ihm sprach, verhaften ließ, traf ihn der Bannfluch des apostolischen Stuhls, worauf der Bürgerkrieg von Neuem entbrannte, der erst völlig beendigt wurde, als
1485. König Wladislaus auf dem Landtage zu Kuttenberg einen Religionsfrieden stiftete, durch welchen jede der streitenden Parteien, die katholische wie die calixtinische, in ihrem Besitzstande gesichert werden sollte. „Aber den Hussiten war in so langen politischen Stürmen von ihrer religiösen Eigenthümlichkeit fast nichts geblieben als die Aeußerlichkeit des Kelches". Neben den großen verneinenden Kräften, die den Abfall von der alten Kirche bewirkten, fehlte der bejahende, Alles durchdringende, tiefe Grundgedanke, der eine neue hätte schaffen können. „Die feindlichen Heere zu schlagen und zu vernichten gelang den Böhmen, aber den Sieg ihres Glaubens bezeichneten nur die zerstörten Klöster und Bilder, keine gewonnene Seele". Mißmuthig über die den Katholiken gemachten Zugeständnisse und über das Verschwinden des evangelischen Geistes, trennte sich eine kleine Partei, meistens Ueberreste der Taboriten, von den Calixtinern und bildete

unter dem Namen böhmische und mährische Brüdergemeinden eine getrennte Secte, „arm, bibelfest und friedfertig".

1. **Die böhmischen Brüdergemeinden.** „An die Ostgrenze verwiesen, verbreiteten sich unter schweren Verfolgungen einzelne kleine Gemeinden in Böhmen, Mähren und Polen, ließen ihre ersten Bischöfe von Waldenserbischöfen weihen und nahmen Ueberreste der Waldenser nebst andern stillen Frommen in sich auf. In einer Stufenfolge von Anfängern, Fortschreitenden und Vollkommenen verwarfen sie die Heiligen und Prälaten der katholischen Kirche, lehrten statt der Transsubstantiation eine mystische Vereinigung des Körpers Christi mit Brod und Wein, wollten nicht die alleinseligmachende Kirche, sondern nur Glieder derselben sein und bewahrten durch eine Kirchenzucht im Geiste der ersten Jahrhunderte ein sittlich strenges, inniges, frommes und beschränktes Leben."

2. **Böhmen unter Georg Podiebrad und Wladislaus.** Nach Kaiser Sigismunds Tod wählte die altkatholische Partei in Böhmen seinen Schwiegersohn Albrecht II. und als dieser 1437.
bald nachher ins Grab sank, seinen nachgebornen Sohn Wladislaus, wogegen die Hussiten, 1440.
nach einigen vergeblichen Versuchen einen Gegenkönig aufzustellen, endlich eine Reichsregentschaft aus mehreren Parteihäuptern (Ulrich von Rosenberg, Meinhard von Neuhaus und Heinrich von Ptaczek) errichteten. An die Stelle des letzteren, der das meiste Ansehen hatte, aber bald starb, trat **Georg Podiebrad**. Dieser, ein eifriger Hussite, bemächtigte sich der Haupt- 1444.
stadt Prag, ließ Meinhard von Neuhaus, der ihn zu verdrängen gesucht, ins Gefängniß legen, wo 1448.
er bald starb, und erlangte, als er den Sohn desselben (der im Verein mit dem Markgrafen von Meißen einen Rachezug wider Böhmen unternommen) in der Feldschlacht überwunden hatte, die 1450.
Würde eines Reichsverwesers oder „Gubernators". Mittlerweile war Wladislaus erwachsen und seiner Thronbesteigung wurden keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt. Er wurde im Jahre 1453 in Prag gekrönt, starb aber schon nach vier Jahren, als er gerade im Begriff stand, 1457.
seine Vermählung mit einer Tochter König Karls VII. von Frankreich zu feiern. Nun traten wieder mehrere Fürsten als Bewerber um die böhmische Krone auf; unter ihnen Kaiser Friedrich III. und Kasimir von Polen; aber durch die thätige Einwirkung des Erzbischofs **Rokyczana** von Prag, des standhaften Verfechters der gemäßigten hussitischen Kirchenlehre und Laiencommunion, wurde der bisherige „Gubernator" Georg Podiebrad einstimmig zum König gewählt. Kaiser und 1458.
Papst bestätigten die Wahl, in der Meinung, er werde Böhmen der römisch-katholischen Kirche zuführen. Aber Podiebrad blieb stets ein eben so eifriger Gegner des Papismus, der in Capistrano, dem „apostolischen Commissarius und Groß-Inquisitor ketzerischer Verderbtheit über den ganzen Erdkreis" und den Observantenmönchen die eifrigsten Verkündiger hatte, wie der taboritischen und anticalixtinischen Ausschreitungen. Gleich seinem Freunde, dem ehrwürdigen, von dem böhmischen Volke allgemein geachteten und geliebten Rokyczana, der unerschütterlich über die Lehre vom Kelch für alles hussitische Volk gleichsam die Wache hielt, gehörte auch Podiebrad zu den gemäßigten, aber standhaften Verfechtern der kirchlichen Ordnung und Einheit innerhalb der hussitischen Anschauung und im Sinne der Compactaten. Aber als der Papst auf die vollständige kirchliche Einigung in Böhmen drang und die Compactaten, für die der Erzbischof auf dem Baseler Concil so eifrig gewirkt hatte, aufhob, verfocht Podiebrad die Rechte der Utraquisten. Die Folge war, daß er mit dem päpstlichen Bannfluche belegt und Böhmen von Neuem von feindlichen 1466.
Kreuzheeren bekriegt ward. Der Kaiser, von Georg bedrängt, rief den Ungarnkönig Matthias Corvinus zu Hülfe und versprach ihm die Belehnung mit der böhmischen Krone. Matthias nahm auch wirklich den Titel eines Königs von Böhmen an, konnte jedoch nie zum Besitze des Reichs kommen. Georg behauptete sich mit Hülfe der Utraquisten gegen seine äußeren und inneren 1469.
Widersacher. Selbst der mächtige Burggraf Zbenek von Sternberg, obwohl ein Anhänger der katholischen Kirche, trat auf seine Seite. Und schon dachte er darauf, die böhmische Krone durch die Wahl des Landtages einem seiner Söhne zutheilen zu lassen, als der Tod seinem thatenreichen 22. März
Leben ein Ziel setzte und seine Pläne vereitelte. Aber wenn es ihm auch nicht gelang, Krone und 1471.
Reich auf seine Nachkommen zu vererben, so hat er doch sein Volk und seine Glaubensgenossen vor den Gräueln einer katholischen Reaction bewahrt. Nach Georgs Hinscheiden wählten die Böhmen den fünfzehnjährigen Prinzen Wladislaus von Polen zum König; aber Matthias Wladislaus
gab seine Ansprüche nicht auf und suchte sich mit dem Schwert zu behaupten; beide Thronbewerber 1471—
suchten und erlangten abwechselnd vom Kaiser die Bestätigung ihrer Rechte. Ein achtjähriger 1516.

Krieg, hie und da von einer Waffenruhe und vorübergehenden Uebereinkunft unterbrochen, ver-
1479. mehrte die Leiden und Verwirrung des unglücklichen Böhmenvolks. Endlich wurde der Thronstreit durch einen Friedensschluß dahin entschieden, daß Wladislaus im Besitz von Böhmen blieb, Mähren, Schlesien und die Lausitz dagegen an den König von Ungarn kamen, jedoch mit der Bedingung, daß nach Matthias' Tode die abgetretenen Landschaften um eine bestimmte Summe von den Böhmen wieder eingelöst werden dürften. Wladislaus' Streben, der katholischen Kirchenlehre die Herrschaft in Böhmen zu verschaffen, führte neue Verwirrungen und Aufstände herbei,
1485. bis der erwähnte Religionsfriede von Kuttenberg dem Kirchenstreit ein Ende machte. Nach Matthias' Tod brachte Wladislaus nicht nur die verlorenen Länder wieder an Böhmen, sondern wurde sogar zum König von Ungarn gewählt. Er nahm nun seinen gewöhnlichen Aufenthalt in Ofen, zum großen Nachtheil des böhmischen Landes, wo unter einer schwachen Regentschaft bald wieder die alten Parteikämpfe zurückkehrten. Nicht nur, daß die Reste der hussitischen Eiferer blutig verfolgt wurden und die Prager Judenschaft nur durch hohe Geldsummen sich einen gesicherten Aufenthalt erwerben konnte; der zahlreiche Adel vermehrte seine Macht und Vorrechte dergestalt, daß die Königsgewalt zum Schatten herabsank, der Bauer in die drückendste Leibeigenschaft gerieth und der Bürgerstand in seinen politischen Rechten mehr und mehr beschränkt ward. Die Folge war, daß zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die kaum geheilten Wunden des Religionskrieges durch bürgerliche Kämpfe politischer und socialer Natur von Neuem aufgerissen wurden. Nach Wladislaus' Tod bestieg sein junger Sohn Ludwig den Thron von Ungarn und Böhmen, ein schwacher Fürst, der nach einer zehnjährigen unruhvollen Regierung auf dem Schlacht-
1526. felde von Mohacs (§. 536) seinen Tod fand. Er starb kinderlos und die nächsten Anrechte auf den Thron gingen an seine Schwester, die mit Ferdinand von Oesterreich vermählte Königin Anna, über. Dieser kluge und gemäßigte Fürst erlangte nunmehr durch die Wahl der Stände die Krone von Böhmen, nachdem er sich zu einer die königliche Gewalt vielfach beschränkenden Wahlcapitulation verstanden. Von der Zeit an blieb Böhmen bei Oesterreich und sein Wahlrecht sank bald zum leeren Schatten herab. Im Jahre 1526 wurde Ferdinand I. als König von Böhmen, Schlesien und der Lausitz gekrönt.

§. 474. **Das Baseler Concil** (1431—1449). Obschon Sigismund, ein schöner, geistvoller Fürst von unermüdlicher Thatkraft und höherem Streben,
1431. nach seinem Römerzug fünf Kronen auf seinem Haupte vereinigte und im prunkenden Kaiserschmuck sich selbstgefällig „Herr der Welt“ zu sein däuchte, konnte er doch der deutschen Kaiserwürde den vorigen Glanz nicht wiedergeben. Er mußte zusehen, wie ehemalige Provinzen des deutschen Reichs an das neuburgundische Herzogthum verloren gingen (§§. 518, 519), wie das kaiserliche Italien von den Venetianern und andern aufstrebenden Staaten mehr und mehr geschmälert wurde und wie die entlegeneren Lehnterritorien sich allmählich dem Abhängigkeitsverhältniß entzogen. Seine Prachtliebe und Freigebigkeit, seine kostspieligen Unternehmungen und Reisen zur Herstellung des Kirchenfriedens, seine Kriege und seine weitgreifende Politik verursachten ihm viele Ausgaben und brachten ihn nicht selten in Geldverlegenheit. Doch ist die Erzählung, daß die bedeutungsvolle Abtretung der **Mark Brandenburg** nebst
1415. der Kurwürde an den Burggrafen von Nürnberg, **Friedrich von Hohenzollern**, zu Erbe und Eigenthum (§. 462) in Folge einer Verpfändung gegen ein vorausgegangenes Darlehn geschehen sei, eine Erfindung späterer Jahre. Durch diese Abtretung wollte vielmehr der König theils die Treue und Ergebenheit belohnen, die Friedrich durch manche wichtige Dienstleistung kund gegeben, theils dem halbverlornen und herabgekommenen fernen Lande einen kräftigen und zuverlässigen Herrscher setzen. „Die Verschreibung war nicht die Sicherstellung eines mißtrauenden Gläubigers, sondern ein Ausdruck wahrhaft königlichen Vertrauens zu einem Fürsten, von dem der König wußte, wie er

die Pflicht und den Beruf des Fürstenamts verstand". Einige Zeit nachher übertrug ihm Sigismund auch die Reichsverwesung in den deutschen Landen. — Selbst die großen Concilien, die den Glanzpunkt von Sigismunds Regierung bilden, endigten mit einer Minderung der kaiserlichen Macht. Nach langem Zaudern war nämlich in Folge eidlicher Verpflichtung durch Martins V. Nachfolger, Eugen IV., zur Beilegung der hussitischen Streitigkeiten und zur Vollendung der in Kostnitz unterbrochenen Reformen, eine Kirchenversammlung 1431. nach Basel einberufen worden. Hier nahmen aber die Verhandlungen bald einen der päpstlichen Macht gefahrdrohenden Gang. Die Eintheilung in „Deputationen", welche periodisch erneuert wurden, löste die geschlossene Kraft der päpstlich gesinnten Nationen auf und gab den entscheidenden Einfluß in die Hände des zahlreich vertretenen niedern Klerus, der den Neuerungen günstig war und an d'Allemand, dem Cardinal von Arles, ein entschlossenes Haupt hatte. Die Versammlung drang auf Vereinfachung der römischen Hofhaltung, hob die drückende Besteuerung der Landeskirchen diesseit der Alpen auf, untersagte die eigenmächtige Besetzung der Bisthümer und Pfründen und beschränkte die Appellationen und die Verlegung geistlicher Processe nach Rom. Darüber gerieth Eugen so in Sorge, daß er die Reise des byzantinischen Kaisers nach Italien, behufs einer Vereinigung der morgenländischen und abendländischen Kirche, zum Vorwand nahm, um das Concil nach Ferrara und endlich nach Florenz zu verlegen. Aber viele Geistliche blieben zurück, wählten an des von ihnen abgesetzten Eugen Stelle ein anderes Oberhaupt (Felix V., den als heiliger Einsiedler am Genfersee gemächlich lebenden Herzog Amadeus von Savoyen) und wiederholten den in Konstanz aufgestellten Grundsatz, daß die Kirchenversammlung über dem Papste stehe und nur jener, nicht diesem Unfehlbarkeit zukomme. Die Kurfürsten schlossen angesichts dieser neuen Kirchenspaltung einen Neutralitätsbund. Es war der sicherste Weg, die Ent- 1438. scheidung des Streits in ihre Hand zu bringen, und für die deutsche Kirche einen möglichst großen Nutzen daraus zu ziehen; allein bald gelang es dem feingeschlungenen Intriguenspiel des Papstes und Kaisers, den Kurverein zu trennen. Mit rücksichtsloser Entschiedenheit schritt Eugen auf seiner Bahn fort. Er sprach den Bannfluch über die ungehorsamen Glieder der Synode aus, verwarf ihre Beschlüsse und entsetzte die beiden Erzbischöfe von Trier und Köln, die Vorfechter der Opposition, ihrer Würden; und um desto sicherer den heftigen Widerstand der Deutschen zu überwinden, gewann er den feinen Italiener **Aeneas Sylvius Piccolomini** (nachmals Papst Pius II.), den klugen, gewandten, auch als Schriftsteller ausgezeichneten Geheimschreiber und Geschichtschreiber Kaiser Friedrichs III., und bewirkte durch schlaue Unterhandlungen, durch Bestechungen und zweideutige Zusagen, sowie durch Zurücknahme des gegen die Erzbischöfe ausgesprochenen Absetzungsdecrets, daß die deutschen Fürsten, welche die Baseler Beschlüsse angenommen hatten, in eine Abänderung derselben willigten. Aber durch italienische List und die engherzige Schwäche des Kaisers, der um Geld, kleinliche Vortheile und nichtige Versprechungen das Wohl der deutschen Kirche preisgab, wurde die Abänderung so vollständig, daß durch den unter dem Namen Aschaffenburger oder Wiener Con- 1448. cordat zwischen dem Kaiser und dem Papste abgeschlossenen Vertrag der Fort-

bestand fast aller Mißbräuche und Erpressungen gestattet und die durch die Baseler Beschlüsse der deutschen Kirche zugesicherten Rechte und Vortheile ihr entwunden wurden. Kaum ist je ein Spiel so ränkevoll, hinterlistig und trügerisch von der einen, so kleinmüthig und schwach von der andern Seite gespielt worden. Umsonst verfocht der von den beiden Erzbischöfen als Sachwalter aufgestellte Nürnberger Syndicus Gregor von Heimburg, gleich Aeneas Sylvius ein Förderer der neuen Bildung gegen die mittelalterliche Schulweisheit, zugleich begeistert für die Rechte und Wohlfahrt des deutschen Volkes und ein männlicher Vorkämpfer der Wahrheit, mit allen Waffen des Geistes und der Beredsamkeit die Sache der kirchlichen Freiheit und des nationalen Rechts, ein vaterländisch gesinnter Mann von deutscher Art und Kraft und ergraut im Kampfe wider Rom und „wälsche List und Trug"; — von dem Kaiser und den meisten Fürsten verlassen, erkannte das Concilium nach einigem Bedenken
1449. Eugens Nachfolger Nicolaus V. als rechtmäßigen Papst an und löste sich dann auf. Somit schied das Papstthum zum zweiten Male siegreich aus dem Kampfe, aber weniger durch innere Kraft und Wahrheit, als durch unkirchliche Mittel. „Es begann sich der Gedanke der unsichtbaren Kirche, deren Haupt Christus sei, von seiner entarteten Erscheinung zu lösen". Das große Jubeljahr, womit Rom im nächsten Jahre seinen Triumph feierte, und das „eine
1450. wahre Völkerwanderung von Gläubigen" nach der ewigen Stadt führte, war nur eine matte Glorie ohne Dauer.

§. 475. **Die Hohenzollern in Brandenburg.** Schon unter Friedrich Barbarossa wurde Graf Friedrich von Zollern, aus einem alten, den Hohenstaufen treu ergebenen Geschlechte in Schwaben, mit der Würde eines „Burggrafen von Nürnberg" beschenkt. Zu diesem Amte gehörte die Verwaltung der Reichsgüter in jenem Theil des Herzogthums Franken, die höchste Gerichtsbarkeit an des Kaisers Statt und der oberste Militärbefehl in dem gesammten Gebiet. Der Burggraf stand zu dem Markgrafen in demselben Verhältniß, wie der Markgraf zum König. In dieser Stellung erwarben die Zollern durch Erbschaft und Kauf große eigene Güter, wie sie kein anderer geistlicher oder weltlicher Fürst in Franken besaß; und da sie gleiches Interesse mit der Reichsgewalt hatten, so standen sie in allen Kämpfen auf Seiten des Kaisers. In der Umgebung Friedrichs II. und seiner Söhne wird häufig Konrad von Zollern, Burggraf von Nürnberg,
Friedrich III. genannt. Für die Dienste, die sein Nachfolger Friedrich III. bei der Wahl Rudolfs
† 1297. von Habsburg leistete, ertheilte ihm dieser Kaiser die „erbliche Belehnung auch in weiblicher Linie mit Allem, was er bereits inne hatte", und bediente sich vorzugsweise seines Raths und seines Arms bei Herstellung des Landfriedens. In der Schlacht auf dem Marchfelde (1278) trug er die Sturmfahne. Bei seinem Tod am 14. August 1297 folgte ihm
Friedrich IV. sein unmündiger Sohn gleichen Namens in der Würde und in seiner Anhänglichkeit an das
† 1332. Kaiserhaus. Er begleitete Heinrich VII. nach Italien und entschied in der Schlacht bei Mühldorf den Sieg zu Gunsten der bayerisch-böhmischen Partei. Theils zum Lohn für diese Verdienste, theils als Pfandschaft für Darlehn erhielt er von Ludwig mehrere Reichslehen, wie Hof, Stauf, und vor Allem das einträgliche Bergregal am obern Main. Sein
Johann II. Sohn und Nachfolger Johann II. befolgte dieselbe Politik. Er und sein Bruder Al-
1332—1358. brecht hielten zu Kaiser Ludwig bis an seinen Tod, dann machten sie ihren Frieden und
Friedrich V. Vertrag mit Karl IV. Noch näher schloß sich Johanns Sohn Friedrich V. an Kaiser Karl
1358—1398. an; er unterstützte denselben häufig in seiner Geldnoth mit Darlehn, gegen welche er dann Reichsgüter und Rechte in Empfang nahm; auch von andern adeligen Häusern gewann er durch Kauf oder Pfandschaft große Besitzungen, so daß sich die Güter des burggräflichen Hauses mit jedem Jahre mehrten. Sparsamkeit, sorgfältige Verwaltung, verbunden mit der Ergiebigkeit des Bodens und sonstigen Einkünften, machten ihm solche vortheilhafte Ge-

schäfte und Käufe möglich. Bei seinem Tode theilte er sein Land unter seine zwei Söhne Johann und Friedrich; jener erhielt das Land auf dem Gebirge und im Vogtland, dieser das Land unterhalb des Gebirges (Anspach). Kurz zuvor hatten Beide an Sigismunds Zug wider die Osmanen Theil genommen und in der unglücklichen Schlacht von Nikopoli mitgefochten (Sept. 1396). Gegen die bisherige Hauspolitik trennte sich Burggraf Friedrich VI. in dem Streit der deutschen Fürsten wider Wenzel von dem Kaiser und trat auf die Seite Ruprechts von der Pfalz, dessen Schwager er war und dessen Königswahl er eifrigst betrieb. Aber kurz vor dem Tode Ruprechts begab sich der Burggraf, mit dessen Einwilligung, nach Ungarn zu Sigismund, dem er nun im Felde und im Rathe große Dienste leistete. Darum überließ ihm auch Sigismund die Verhandlungen mit den deutschen Fürsten, als nach Ruprechts Tod eine neue Königswahl nöthig wurde, und übertrug demselben die Kurstimme für Brandenburg mittelst Vollmacht. Durch seine Thätigkeit wurde, trotz der Anstrengungen des feindlich gesinnten Kurfürsten von Mainz, in Frankfurt Sigismund zum König der Deutschen gewählt. Die von Mainz geleitete Gegenwahl, wodurch Markgraf Jost von Mähren zum Oberhaupt des Reichs berufen ward, fiel durch den baldigen Tod des Erwählten (Januar 1411) in Nichts zusammen. König Wenzel verglich sich mit Sigismund und überließ ihm die Reichskleinodien und das nähere Anrecht an die Kaiserwürde, und der Kurfürst von Mainz und sein Anhang gaben Sigismund bei einer zweiten Wahl gleichfalls ihre Stimmen. Durch Jostens Tod war die Mark Brandenburg, die unter den Luxemburgern durch die wilden Fehden der Ritterschaft in einen heillosen Zustand gerathen war, an Sigismund gefallen und seine erste Sorge war, durch Uebertragung derselben an einen zuverlässigen und kräftigen Mann das gesunkene Ansehen der Obrigkeit daselbst herzustellen. Daher ernannte der Kaiser mit der mühevoll erlangten Zustimmung seines Bruders Wenzel den Burggrafen Friedrich „zum erblichen Verweser und obersten Hauptmann" in den Marken und belohnte somit dessen Verdienste bei der Königswahl. Zugleich gab er ihm durch die Verschreibung von hunderttausend Goldgulden auf die Marken und weiteren fünfzigtausend als Mitgift der Tochter des Sachsenherzogs bei ihrer Vermählung mit Friedrichs Sohn eine festere Garantie, indem daran die Bedingung geknüpft war, daß im Falle einer Rückforderung durch Sigismund oder seine Nachfolger jene hohe Summe an den Burggrafen zurückbezahlt werden müßte. Somit waren die Marken dem Burggrafen verpfändet, aber nicht für ein Darlehn, das er anderweitig dem König gemacht, sondern für den Aufwand von Geld und Mühe, dem er zur Rettung des halbverlornen Landes sich unterzog. Denn um das Ansehen und die Gewalt der Obrigkeit wieder fester zu begründen, mußte er viele verpfändete Krongüter und Rechte einlösen. Die Erzählung, daß der Kaiser die Mark Brandenburg dem Burggrafen gegen ein Darlehn verpfändet und dann ihm überlassen habe, ist erst im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts entstanden. Aber Friedrich hatte viele Hindernisse zu überwinden, ehe er von dem Lande Besitz nehmen konnte. Obwohl die Stände dem König gehuldigt hatten, so fand der Burggraf bei seiner Ankunft dennoch allenthalben Gegner. Die Edelleute, an ein unbändiges Raub- und Fehdeleben gewöhnt, hielten sich für stark genug, die glücklich errungene Selbständigkeit zu vertheidigen und „der Anmaßung, dem Lande Ordnung, Frieden und Obrigkeit wieder geben zu wollen, in ihren ersten Versuchen entgegen zu treten". Sie kamen überein, „den Tand von Nürnberg" fern zu halten. Selbst die Städte zögerten mit der Huldigung, aus Furcht, den Groll der Herren auf sich zu laden. Es bildete sich eine Adelsverschwörung unter der Leitung des Caspar Gans v. Putlitz, sich den Anordnungen ihres Lehnsherrn mit bewaffneter Hand zu widersetzen. Aber durch Klugheit und Ernst wurde Friedrich Meister über seine Widersacher; unterstützt durch kaiserliche Befehle und gestärkt durch ein Bündniß mit dem Erzbischof von Magdeburg, gewann er die Gemäßigten und unterwarf dann die Trotzigen, die Quitzow, Rochow, Gans v. Putlitz u. A. mit den Waffen. Gegen die Widerspenstigen wurde gerichtlich verfahren und Recht, Ordnung und Friede wieder hergestellt. Durch die „märkische Landfriedensordnung" wurde dem Faustrecht und Raubleben die Axt an die Wurzel gelegt. Zur Vergeltung für die Gunst des Kaisers stand Friedrich demselben treu zur Seite und unterstützte ihn gegen alle Feinde. Seinem raschen Einschreiten verdankte der Kaiser den vollständigen Sieg über den geächteten Friedrich von Oesterreich, der sich vermessen hatte, sich gegen Pflicht und Recht aufzulehnen; und

Friedrich VI. als Kurfürst I. 1398–1440.

21. Sept. 1410.

Juli 1411.

8. Juli 1411.

1412.

1414.

1415. es war nur ein weiteres Zeichen der Anerkennung, daß Sigismund durch eine Urkunde vom 30. April 1415 die Mark Brandenburg mit der Kur= und Erzkämmererwürde erblich dem Burggrafen Friedrich übertrug, unter Vorbehalt der Wiedereinlösung, „mit gutem Rath der Mehrzahl der Kurfürsten, auch vieler anderer Fürsten, Grafen, Edler und
1417. Getreuen". In Konstanz erfolgte dann die feierliche Belehnung; und bald nach dem Schluß des Concils wurde der Markgraf „zum Statthalter und Verweser des römischen Reichs
2. October 1418. in deutschen Landen" vom Kaiser eingesetzt. Kräftig hat er sein ganzes Leben für die Einheit des Reichs und die Stärkung des Kaiserthums gekämpft, besonders während der traurigen Zeiten der Hussitenkriege. „Daß er in dem Versuch, das Reich deutscher Nation als einen Staat zu begreifen, zu ordnen, monarchisch zusammenzuhalten, und daß er zum Zweck dieser großen nationalen Reform in des Reiches innersten Rath und das hohe Fürstenamt der Markgrafschaft berufen worden, hat auf ihn und sein Haus Gebiete, Rechte, Ansprüche gebracht, die fort und fort auf die Gründe zurückweisen, welche die Uebertragung ver-
1440. anlaßten und in denen dies Haus gleichsam seinen Rechtstitel hat." Nach Friedrichs I.
Friedrich II. 1440—1470. Tod theilten sich seine beiden Söhne in das Erbe. Friedrich II., der „Eiserne" genannt, erhielt Brandenburg mit der Kurwürde, der jüngere Albrecht (Achilles) die fränkisch-bran-
(Albrecht Achilles) 1470—1486. denburgischen Besitzungen unterhalb des Gebirges, bis er bei dem freiwilligen Rücktritt des ältern kinderlosen Bruders (gest. 1471) auch die Marken nebst der Kurwürde damit verband. Albrecht war einer der größten Fürsten seiner Zeit, groß im Felde als Kriegsheld, klug und entschlossen im Rathe als Staatsmann und für des Kaisers Wohl und des Reiches Ehre vor Allem bedacht. Um diese Zeit hatte auch das Herzogthum Pommern, dessen beide Bestandtheile Hinterpommern oder Pommern-Stettin und Vorderpommern oder
(Bogislaf X. von Pommern † 1523.) Pommern-Wolgast mit der Insel Rügen im vierzehnten Jahrhundert durch Wratislaf IV. († 1326) vereinigt worden waren, einen trefflichen Fürsten in Herzog Bogislaf X. „der Große" genannt, der die Wohlfahrt seines Volkes durch Beförderung des Handels, durch Beseitigung des Strandrechts, durch friedliche Verträge mit den Stadtgemeinden zu begründen bemüht war.

4. Deutschland unter Friedrich III. und Maximilian I.

§. 476. Als mit Sigismund, einem geistvollen und hochgebildeten, aber der Weltlust und den leichtfertigen Sitten der Zeit hingegebenen Herrn, der luxemburgische Mannesstamm erlosch, erhielt sein Schwiegersohn und Erbe
Albrecht II. von Oesterreich 1438—1439. **Albrecht** II. von Oesterreich die deutsche Kaiserkrone, die fortan dem habsburgisch-österreichischen Hause verblieb. Albrecht war ein wohlgesinnter, gerechter und thatkräftiger Mann; da aber seine ausgedehnten, durch innere Unruhen und äußere Feinde (die Türken) verwirrten Staaten und die bürgerlichen Kämpfe in Böhmen und Ungarn seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen, so konnte er während der kurzen Zeit seiner Regierung für Deutschland nichts Ersprießliches unternehmen. Seine Versuche, zur leichtern Handhabung des Landfriedens das Reich in vier oder sechs Kreise zu theilen, wie schon Wenzel beabsichtigt, scheiterten trotz der Bemühungen des verdienstvollen Kanzlers Schlick an dem Widerstand der Fürsten und Städte. Albrecht starb im zweiundvierzigsten Lebensjahre auf einem unglücklichen Feldzuge gegen die Türken. Sein
Friedrich III. 1440—1493. Neffe **Friedrich III.** (von Steyermark und Kärnthen) wurde sein Nachfolger im Reich, ein mit häuslichen Tugenden und frommer Gesinnung, aber geringen Herrschergaben ausgerüsteter Fürst, der, statt mit kräftiger Hand den äußeren Feinden zu wehren und die innern Aufstände zu dämpfen, den ruhigen Weg der Bündnisse und Verträge wählte und den vielen Trübsalen seiner langen

Regierung nur thatlose, stumpfe Gleichgültigkeit entgegensetzte; der über kleinlichen persönlichen oder dynastischen Interessen und Vortheilen die Wohlfahrt und Ehre des Reichs in den Wind schlug. Er führte die Vormundschaft über Albrechts nachgebornen Sohn **Wladislaus**, konnte aber nicht verhindern, daß die **Ungarn** und **Böhmen** während dessen Minderjährigkeit eingebornen Edelleuten die Reichsverwesung übertrugen, jene dem tapfern **Johann von Hunyad** und seinem Sohne **Matthias dem Corviner** (§. 528), diese dem kraftvollen Hussitenfreunde **Georg Podiebrad** (§. 473), und daß nach Wladislaus' frühzeitigem Tode (1457) diese Statthalter von den Ständen zu Königen gewählt wurden, ja daß Georg Podiebrad mit dem Plane umging, den Habsburger des Thrones entsetzen und sich selbst als Kaiser ausrufen zu lassen. Friedrich sah 1461.
unthätig zu, wie die Türken sich Constantinopels bemächtigten (§. 535), wie **Karl der Kühne** sein Reich erweiterte (§. 519), wie **Mailand** und die **Lombardei** in die Gewalt des Rottenführers **Franz Sforza** (§. 505) fielen, wie selbst seine Erblande von den Türken durchstreift und verheert wurden und das empörte Oesterreich mit Wien an seinen Bruder kam. Der Versuch, die ehemaligen Besitzungen der Habsburger in der Schweiz wieder an sein Haus zu bringen, hatte einen verheerenden Krieg zur Folge, in welchem der Kaiser große Schwärme herrenloser französischer Söldner, nach ihrem Anführer **Armagnaken**, bei dem gemeinen Volke „arme Gecken" genannt, in Sold nahm und gegen die vordern Lande ins Feld schickte. Fünftausend hatte der Kaiser begehrt und vierzigtausend zogen unter dem Dauphin selbst über den Rhein, heimlich vom Papst in Rom unterstützt, damit die „heiligen Väter in Basel" (§. 474) zersprengt würden. Im Oberelsaß, auf dem Schwarzwalde, um den Bodensee bis Zürich und bis in das Sarganser Land hinauf wurden Burgen gebrochen, Dörfer abgebrannt, Heerden weggetrieben, Jammer und Elend über- 1444—1446.
all verbreitet, ohne eine ausgezeichnete That, welche Entscheidung gebracht hätte. Der Kaiser mußte endlich sein Vorhaben aufgeben und die Schweiz wurde immer mehr dem Reiche entfremdet (§. 466). — In Deutschland gerieth das kaiserliche Ansehen in gänzliche Mißachtung, indem die Landesfürsten sich unabhängig machten, die Reichsgefälle an sich rissen, ihre Territorialgerichtsbarkeit erweiterten und das Fehdewesen übten. In **Bayern** hatte sich schon unter Sigismund die Landesherrlichkeit über die Reichsgesetze weggehoben, so daß Herzog Ernst von München „aus väterlicher Liebe" die schöne **Agnes** 1435.
Bernauerin von Augsburg, seines Sohnes Albrecht angetrautes Ehegemahl, öffentlich in der Donau ertränken ließ, ohne deshalb in Strafe zu verfallen. In den mehrfach getheilten bayrischen Landen herrschte ein unseliger Zwiespalt, welcher dem wittelsbachischen Hause schwere Wunden schlug. Insbesondere standen sich Herzog **Heinrich der Reiche von Landshut** und sein Vetter **Ludwig der Bärtige von Ingolstadt**, beide gleich trotzig, gleich hart, gleich leidenschaftlich und streitsüchtig, in jahrelangem Kampf und Haß gegenüber. Endlich gerieth der alte Herzog Ludwig, der nimmer Ruhe fand, auch mit dem eigenen, an Leib und Seele mißgestalteten Sohn, Ludwig mit dem Höcker, in Krieg, weil der Alte seinen schönen Bastardsohn bevorzugte. Ludwig der Bärtige fiel in Gefangenschaft, wurde von Kerker zu Kerker geschleppt, endlich zu seinem Todfeind Heinrich von Landshut. Dort im Kerker zu Burghausen

1447. fand man den Greis eines Morgens todt und Keiner weiß, wie er gestorben. Schon vorher waren seine beiden Söhne, der eheliche wie der natürliche, eines plötzlichen Todes verblichen. Das Strafgericht des Himmels vernichtete das frevelhafte Geschlecht. Auch Heinrich von Landshut, der die Schätze und Länder des feindlichen Vetters fast insgesammt erbte, überlebte den Sieg nicht lange. Erst als ein neues Geschlecht zur Herrschaft kam, blühte das wittelsbachische Haus, welches der Väter Haß verödet und verwüstet, wiederum auf. — Auch die Städte regten sich wieder und die schlummernde Feindschaft mit der Nobilität brach aufs Neue in hellen Flammen aus, als **Albrecht**, der deutsche „**Achilles**", der streitbare Markgraf der Brandenburgischen Lande in Franken (Bayreuth §. 475) seine begehrlichen Blicke auf die Reichsstadt Nürnberg warf. Ein Mann von unverwüstlicher Kraft des Geistes und Leibes, kühn und entschieden in seinen Zielen, stolz und selbstbewußt im Auftreten, sein Lebenlang in Krieg und Streit, ein rechter Vorkämpfer des damaligen Fürstenthums in seiner um sich greifenden Herrschsucht, seiner trotzigen Kraft und seiner wüsten Fehdelust, hatte der Markgraf einen untilgbaren Haß gegen die Städte, welche ihm in seinen vielzerrissenen fränkischen Landen auf Schritt und Tritt hemmend in den Weg traten. Ihm war der Städte Macht und Reichthum ein Schimpf des Adels und Fürstenthums. An den Markgrafen schlossen sich viele Fürsten und Bischöfe und fast der ganze Adel in Franken und Schwaben und noch
1446. weiterhin an. Dem entgegen traten einunddreißig Städte zu einem engen Bündniß zusammen, zu Schutz und Trutz gerüstet. Im Sommer 1449 entbrannte der längst vorbereitete Krieg und es ging furchtbar her in den fränkischen Landen mit Brand und Mord; binnen Jahresfrist zählte man mehr als zweihundert eingeäscherte Dörfer. Achtmal siegte der Markgraf in offener Feldschlacht, bis
März 1450. er bei **Pillenreut**, im „Streit am Weiher" blutig aufs Haupt geschlagen wurde. Müde des verheerenden Kriegs, schlossen die Gegner endlich einen Vergleich zu Bamberg. — Gleichzeitig focht in Westfalen die Bürgerschaft von Soest jene vielbesungene **Soester Fehde** gegen den Erzbischof Dietrich von Köln
1444–1449. und seine entsetzlichen böhmischen Söldner. Nach mehrjährigem Kampfe mußte
1447. der Erzbischof doch von der festen Stadt und ihrer tapferen Bürgerschaft ablassen. — In Sachsen und Thüringen wüthete fünf Jahre lang zwischen Kur-
1446–1451. fürst Friedrich dem Sanftmüthigen und Herzog Wilhelm ein unseliger **Bruder-**
1455. **krieg**, der den bekannten **Prinzenraub** durch den verwegenen **Kunz von Kaufungen**, dem der Kurfürst den Ersatz seiner Kriegsverluste verweigerte, zur Folge hatte. Kunz, in einem Walde von Köhlern gefangen genommen und nebst dem Prinzen nach dem Schloß Altenburg zurückgeführt, büßte seine That auf dem Blutgerüste. — In den fünfziger und sechziger Jahren ging wieder eine mächtige Bewegung durch die deutschen Lande, welche durch die Eifersucht der beiden Häuser **Brandenburg** und **Wittelsbach** entzündet wurde. Die allgemeine Mißstimmung über die unseligen Zustände im Reich und in der Kirche, über den Druck der Türkenzehnten und das ganze alte Wesen der römischen Curie, das sich seit den Concilien noch maßloser erhoben, spielte in den eifersüchtigen Hader der Fürsten hinein, als Vorwand mehr denn als Ursache zum Krieg. Die Reformbewegung verlief, die wohlbegründeten Klagen verstummten, und die Aufregung und Erbitterung entlud sich in kleinlichem wüsten Streit.

Der Markgraf Albrecht haderte schon lange mit dem Herzog Ludwig dem Reichen von Landshut, weil jener sein kaiserliches Landgericht auf fremde, insbesondere bayrische Unterthanen ausdehnte. Der Wittelsbacher fand einen starken Bundesgenossen an dem Pfalzgrafen Friedrich dem Siegreichen, der mit dem Kaiser verfeindet war, weil ihn dieser nicht als Kurfürsten an der Stelle seines minderjährigen Neffen anerkennen wollte. Der Pfälzer war an durchfahrender Thatkraft, an streitlustigem Sinn und eisenfestem Willen dem Markgrafen völlig gewachsen. So traten Brandenburg und Wittelsbach, hier das Banner der Reform, dort das des Reichs, zum Kampfe gegenüber. Das kaiserliche Wort hatte dabei keine Macht mehr, dagegen buhlten deutsche Fürsten um die Gunst des Böhmenkönigs Georg, der sich darin gefiel, den Hader bald zu schüren, bald zu dämpfen und die Parteien vor seinen Richterstuhl zu ziehen.
In Bayern zog der Markgraf gegen den Herzog Ludwig als Vollstrecker der 1460.
Reichsacht, weil dieser die Reichsstadt Donauwörth erobert hatte, wurde aber von dem Wittelsbacher hart bedrängt und zu einem Vergleich gezwungen. Zur selben Zeit schlug der Pfalzgraf seine Gegner, den Erzbischof Diether von Mainz, Pfalzgraf Ludwig von Veldenz, die Grafen von Leiningen u. a. im heißen
Streit bei Pfeddersheim. Der Sieg der Wittelsbacher verschärfte den Juli 1460.
Hader nur um so mehr. Der Erzbischof Diether schloß sich jetzt eng an den Pfalzgrafen an und trat seitdem als Wortführer der Opposition gegen die Curie
auf, welche kurz zuvor unter Papst Pius II. (Aeneas Sylvius) auf dem Con- 1459.
greß von Mantua durch Verdammung jeder Appellation an ein Concil und erneute Zehntenforderung wiederum einen Beweis ihrer gesteigerten Ansprüche gegeben. Deswegen und wegen Vorenthaltung der übermäßig erhöhten Annaten
wurde Diether entsetzt und gebannt und kraft päpstlicher Provision Adolf von 1461.
Nassau erhoben. Durch den Mainzer Bisthumsstreit wurde der aufgehäufte Zündstoff aufs Neue entflammt. Abermals zog der Markgraf Albrecht mit dem
Reichsbanner gegen Herzog Ludwig, wurde aber bei Giengen von dem kampf- Juli 1462.
bereiten Gegner aufs Haupt geschlagen und endlich unter Vermittelung Georgs
Podiebrad zu Prag versöhnt. Auch am Rhein war inzwischen die Pfälzer- 1463.
fehde wieder ausgebrochen; pfälzisches und mainzisches Kriegsvolk kämpfte wider den Gegenbischof Adolf und seine Partei. Der siegreiche Friedrich gewann auch
jetzt die Oberhand. Bei Seckenheim (Friedrichsfeld) schlug der Pfälzer die Juni 1462.
Feinde und führte ihre Häupter, Ulrich von Würtemberg, den Markgrafen von Baden und den Bischof von Metz, gefangen mit sich, die beiden erstern auf sein Schloß zu Heidelberg. Die nassauische Partei errang jedoch gleich darauf einen andern Erfolg; sie überfiel die Stadt Mainz heimlicher Weise und ver-
nichtete ihre Reichsfreiheit. So ward das „goldene" Mainz landsässig. Erst Oct. 1462.
als Diether sich zum freiwilligen Rücktritt bewegen ließ und Friedrichs Bruder 1463.
Ruprecht auf den erledigten erzbischöflichen Stuhl von Köln erhoben wurde, legte
der Rheinpfalzgraf die Waffen nieder, behauptete aber bis an seinen Tod die † 1476.
Kurwürde trotz der kaiserlichen Acht. — Während im Reich die Fürsten in blutigem Hader lagen, während der Böhmenkönig das entscheidende Wort führte, so daß ernstlich über seine Erhebung auf den deutschen Thron unterhandelt wurde, während er seine Kriegsschaaren nach Schlesien sandte und die trotzigen Bürger von Breslau bedrängte, war der Kaiser in seinem eigenen Lande in der ärgsten

Noth, in ewigem Krieg mit seinem unruhigen Bruder Albrecht, ohne Willen und ohne Fähigkeit, die Pflicht und das Recht der kaiserlichen Würde zu wahren. — So war ganz Deutschland durch innere Fehden zerrissen, indeß die Türken die Ostgrenzen mit verheerenden Einfällen heimsuchten und weder die Bemühungen des Papstes, noch die Anträge des Kaisers auf den (von den Kurfürsten, von den geistlichen und weltlichen Herren und von Abgeordneten der freien Städte besuchten) Reichstagen vermögend waren, ein christliches Heer gegen den gemeinschaftlichen Feind in Bewegung zu setzen. Wie sollte man der Ferne gedenken, da in der Nähe über tausend Herrschaften das Fehderecht übten und außerdem jeder geringe Edelmann das Waffen- und Vergeltungsrecht handhabte, ohne Rücksicht auf die machtlosen Gesetze des Landfriedens? „Mochten die Völker ringsum in nationalem Gefühl sich erheben, erstarken, neue staatliche Gestaltungen suchen und finden, in deutschen Landen war und blieb man bei der Zersplitterung in zahllose Selbstherrlichkeiten, bei der „Freiheit", und das heilige Reich bedeutete nur die Summe dieser Unverantwortlichkeiten, das Gegentheil von Einheit, Macht, Staatlichkeit, von Ordnung und Unterordnung. Ein Zustand um so verderblicherer Art, als die Gewohnheit ihn ertragen, für „deutsches Recht" ansehen lehrte, was nur Anarchie war".

Pfalzgraf Friedrich 1449—76. Wie Georg Podiebrad im Osten, so nahm der Pfalzgraf **Friedrich der Siegreiche** im Westen Deutschlands eine gebietende Stellung ein. Köln und Mainz, wo nach Diether Adolf von Nassau den erzbischöflichen Stuhl bestieg und dafür große Geldsummen nach Rom bezahlte, suchten bei ihren Fehden mit ihren Ständen seinen Schutz. Im Sommer 1466 stiftete er zu Koblenz einen großen Bund zwischen Pfalz, Mainz, Köln, Trier und niederländischen Fürsten. Seine Truppen kämpften in den Heeren Karls des Kühnen gegen Ludwig XI. von Frankreich. Eine Zeitlang war die Rede von einer Vermählung seines Neffen mit der Tochter seines mächtigen Verbündeten. Die feste Burg „Trutz-Kaiser" bei Heidelberg bezeichnete durch ihren Namen die Stellung ihres Erbauers. Um seinen Neffen das Erbe zu wahren, schloß Friedrich keine standesmäßige Ehe, sondern vermählte sich mit der durch Geist und Anmuth berühmten Hoffängerin Klara Detten von Augsburg, der Stammmutter des fürstlichen Hauses **Löwenstein-Wertheim**.

Maximilian I. 1493—1519. §. 477. Der traurige Zustand in Deutschland wurde zuletzt den Ständen, besonders den Reichsstädten selbst unerträglich und der Wunsch nach einer neuen Reichsverfassung immer lauter. Da aber die Fürsten von ihren erworbenen oder angemaßten Rechten nichts opfern wollten, so stieß jeder Vorschlag, der eine Erhöhung der Kaisermacht und eine Schmälerung der Fürstengewalt nach sich zu ziehen drohte, auf harten Widerstand. Zuletzt vereinigten sich jedoch (hauptsächlich durch die Bemühungen des vaterländisch gesinnten **Berthold von Mainz**) der Kaiser **Maximilian I.**, Friedrichs III. Sohn, und die drei Reichscollegien, das kurfürstliche unter dem Vorsitz von Kurmainz, das fürstliche unter der Leitung von Oesterreich und das reichsstädtische, über eine Verfassungsform, die dem bisherigen Fehdewesen steuerte, aber das kaiserliche Ansehen noch vollends untergrub. Auf dem Reichstag zu Worms
1495. wurde nämlich der **ewige Landfrieden** gestiftet und jede bewaffnete Selbsthülfe sowie alles Faustrecht bei Acht und Bann verboten. Zur Schlichtung aller Streitigkeiten der Reichsglieder unter einander errichtete man sodann das Reichskammergericht, einen obersten Gerichtshof, der weder vom Kaiser, noch von den Landesherren abhing, an dessen Besetzung alle Reichsstände Theil nahmen,

und der die Einheit des Reichs und die Rechte aller seiner Glieder schützen und wahren, aller Gewaltthat und Selbsthülfe ein Ende machen sollte, und theilte etwas später zur leichtern Handhabung der gerichtlichen Execution das Reich in **zehn Kreise**. Zugleich wurde für die Bedürfnisse des Reiches und Heeres eine ständige Steuer, „der gemeine Pfennig", verwilligt. Diese Reformbeschlüsse waren der Anfang der so heiß ersehnten und so lange umsonst geforderten „ehrbaren Ordnung im Reich", wenn gleich dabei das kaiserliche Regiment zu Schaden kam. Denn durch diese Aenderung wurde dem Kaiser das wichtigste Recht — die oberste Leitung des Gerichtswesens — entrissen, ein Verlust, für den der von ihm eingesetzte Reichshofrath in Wien, als oberste Gerichtsbehörde in österreichischen Landessachen, eine geringe Entschädigung war, und noch überdies, da er auch bisweilen Rechtshändel der Reichsstände aburtheilte, eine verderbliche Doppeljustiz begründete. Diese allmählich von allen Reichsständen angenommene Einrichtnng befestigte die Macht der Landesfürsten. Denn da sowohl der Kaiser, als die nunmehr größtentheils durch Gesandte beschickten Reichstage ohne Ansehen waren, das Reichskammergericht wegen seiner Umständlichkeit und seines schleppenden Geschäftsganges schwer zu einem Resultat kam, so konnten die Landesherren, besonders die Kurfürsten, als unbeschränkte Gebieter in ihren Staaten nach Gutdünken schalten und walten. Nur die Eidgenossen, die damals mit Frankreich im Bunde waren, versagten dem Reichskammergericht die Anerkennung und verweigerten die ihnen als Reichsgliedern abverlangte Dienstmannschaft. Da wollte sie Maximilian mit Waffengewalt zwingen, aber in der blutigen Schlacht bei Dornach überwunden, mußte er in dem Baseler Frieden von seinen Forderungen ab- 1499.
stehen und dadurch thatsächlich die Unabhängigkeit der Schweiz von Deutschland anerkennen, wenn auch der Reichsverband dem Namen nach noch fortbestand. Auch in Italien drängte der französische Einfluß die kaiserliche Macht mehr und mehr in den Hintergrund, wenn gleich Maximilian durch seine zweite Vermählung mit Bianca Sforza, der Nichte des Herzogs 1494
Lodovico von Mailand, sein Anrecht auf die Lombardei aufs Neue zu befestigen vermeinte.

Die Kreiseintheilung des deutschen Reichs. Das Reichskammergericht hatte seinen Sitz zuerst in Frankfurt, dann in Speier und zuletzt in Wetzlar. Die Namen und Hauptbestandtheile der zehn Kreise waren folgende: 1) Oesterreichischer Kreis (umfaßte die den Habsburgern zugehörigen Staaten Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Tirol, Breisgau u. a. L. und war an Umfang so groß, daß die meisten Einrichtungen des Kreiswesens keine Anwendung darauf finden konnten). 2) Bayerischer Kreis (Herzogthümer Bayern und Oberpfalz; Bisthümer Salzburg, Regensburg, Passau, Freisingen u. a.). 3) Schwäbischer Kreis (das von Friedrich III. zu einem Herzogthum erhobene Würtemberg; die Markgrafschaft Baden: die Fürstenthümer Hohenzollern, Lichtenstein, Fürstenberg; die Bisthümer Konstanz und Augsburg; die Reichsstädte Ulm, Heilbronn, Reutlingen, Memmingen u. a. m., im Ganzen 90 geistliche und weltliche Stände auf 729 QM. ohne die zahlreiche Reichsritterschaft). 4) Der fränkische Kreis (die Bisthümer Bamberg, Würzburg, Eichstädt; die Markgrafschaft Ansbach und Bayreuth, die Grafschaften Henneberg, Erbach, Wertheim u. a., die Reichsstädte Nürnberg, Schweinfurt u. a., Mergentheim und andere Besitzungen des deutschen Ordens, 29 Gebiete auf 484 QM.). 5) Der kurrheinische Kreis (die Kur-Pfalz, die Erzbisthümer Trier, Köln, Mainz; Fürstenthum Nassau, Grafschaft Isenburg). 6) Der oberrheinische Kreis (Bisthümer Worms, Speier, Straßburg, Basel u. a.; Herzogthum Pfalz-Zweibrücken u. a. zur Rheinpfalz gehörige

55*

Besitzungen auf dem linken Rheinufer (z. B. Simmern), die Landgrafschaften Hessen (Darmstadt und Kassel mit Fulda); Leiningen, Salm u. a. m.; die Reichsstädte Worms, Speyer, Frankfurt, Wetzlar u. a.; auch die Reichsstädte Metz, Toul, Verdun, Besançon und andere später von Frankreich dem Reiche entrissene Besitzungen gehörten zu diesem Kreise). 7) Niederrheinisch-westfälischer Kreis (die Bisthümer Münster, Osnabrück, Paderborn; Abtei Corvey u. a.; Herzogthum Jülich, Cleve, Berg; die Grafschaft Oldenburg mit Ostfriesland und der Herrschaft Jever, Lippe und Waldeck u. a., die Reichsstädte Aachen, Dortmund und Köln nebst einer großen Anzahl gräflicher und fürstlicher Herrschaften, so daß sich die 1200 QM. auf 52 Territorien vertheilten). 8) Obersächsischer Kreis (die Kurfürstenthümer Sachsen und Brandenburg; Thüringen, Schwarzburg, Reuß, Anhalt, Mansfeld und das Herzogthum Pommern). — 9) Niedersächsischer Kreis (die Herzogthümer Braunschweig, Mecklenburg, Lauenburg, Holstein; die Erzstifte Magdeburg, Bremen, die Bisthümer Halberstadt, Hildesheim u. a.; die Reichsstädte Lübeck, Goslar, Magdeburg, Mühlhausen, Nordhausen, Hamburg und Bremen. In den ober- und niedersächsischen Kreisen erlangten mit der Zeit Brandenburg-Preußen und Kursachsen ein solches Uebergewicht, daß die übrigen Glieder keine selbständige Stellung zu behaupten vermochten). 10) Der burgundische Kreis (die österreichisch-spanischen Niederlande, Luxemburg und die burgundische Freigrafschaft [Franche-Comté]). — Die Ausführung der Rechtssprüche des Reichskammergerichts wurde den mächtigsten unter den Reichsfürsten selbst übertragen, von denen daher je zwei als Kreisobersten jedem der zehn Kreise vorgesetzt waren. (Böhmen, Schlesien, Mähren, Lausitz u. a. waren als Provinzen der österreichischen Monarchie in die Kreise nicht inbegriffen und dem Reichskammergericht nicht unterworfen.) Diese Einrichtung bestand rechtlich bis zur Auflösung des Reichs im neunzehnten Jahrhundert. Jeder Kreis hatte eine der des Reichs ähnliche Verfassung. Die Kreisstände versammelten sich auf Kreis- oder Landtagen, wie die Reichsstände auf Reichstagen, trugen zu den gemeinschaftlichen Lasten des Kreises bei, bewilligten die Contingente zur „Kreisarmee" unter den Kreisobersten u. dgl. Die Kreisverfassung war in den spätern Zeiten des Verfalls der Reichsmacht von großem Vortheil; die Kreistage verliehen der Reichsjustiz den nöthigen Nachdruck, verschafften den Beschlüssen des Reichstags über Münzwesen, Verkehr, Polizeiangelegenheiten u. dergl. Geltung und bildeten einen Damm gegen die wachsende Auflösung des Reichs.

5. Culturleben und Bildungsstand bis zu Ende des Mittelalters.

A. Die deutsche Dichtkunst im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert.

Ausgang der epischen Ritterdichtung.

§. 478. **Ausgang der Ritterdichtung.** Mit dem Sinken der Reichsmacht und dem Aufhören der Kreuzzüge verschwand allmählich die bisher bestandene Verbindung der christlichen Nationen zu einer großen Völkerfamilie und zu gemeinschaftlichen Zwecken; die einzelnen Völker traten mehr und mehr aus dem Kreise des Reichsverbandes und der Solidarität der christlichen Gesammtinteressen heraus und wendeten ihren Sinn und ihre Thatkraft der Ausbildung des eigenen Staats- und Culturlebens, der Entwickelung der eigenen Nationalität zu. An die Stelle der allgemeinen Kämpfe gegen die mohammedanische Welt und das slavische Heidenthum traten im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert innere Kriege der christlichen Völkerfamilien unter sich, an die Stelle der ritterlichen Fehden der Feudalherren gegen einander trat das Ringen der Städte mit Adel und Ritterschaft um ihre Freiheit, ihre Selbständigkeit, ihr Rechtsleben; und in den städtischen Gemeinwesen selbst sehen wir eine scharfe Scheidung nach Stand und Beruf in bürgerliche Genossenschaften. Unter solchen Umständen mußte auch die Literatur den gemeinsamen Charakter abstreifen, den sie in früheren Jahrhunderten an sich trug. Vor Allem ging die Ritterdichtung, die gespreizte Minnepoesie und die höfische Romantik einem schnellen Verfall entgegen. Die Habsucht und Ländergier der deutschen Kaiser, das Raubwesen und Wegelagern der Ritter, die Parteikämpfe zwischen den Patriziergeschlechtern und Handwerkzünften lenkten den Sinn von der Poesie und der Gefühlswelt ab und stellten die praktischen Interessen in den Vordergrund. „Die noch ungeschwächt fortwirkende Thatkraft, nicht mehr veredelt im Dienste ungemeiner Zwecke, verzehrte sich jetzt im Bürgerkrieg und sank in wüsten inneren Fehden mehr und mehr zu gemeiner Rauf- und Raublust herab."

Genußsucht und rohe Sinnlichkeit erstickten die sanften Regungen der Minne und raubten dem Adel die Lust und Fähigkeit zur Poesie. Umsonst suchten im fünfzehnten Jahrhundert einzelne Fürsten (wie Mathilde von Oesterreich, Albrecht von Bayern, Friedrich der Siegreiche von der Pfalz) die schwindende Ritterpoesie zu halten und vor gänzlichem Untergang zu bewahren; die Richtung der Zeit und die Macht des Bürgerstandes waren stärker als ihre Bemühungen. Michael Beheim, ein Weber von Weinsberg, ist ein sprechendes Beispiel, wie tief die Dichter mit dem Verfall der Kunst selbst sanken. Als charakterloser Wohldiener und Schmeichler der Großen zog er von einem Fürstenhof an den andern, ohne irgend einen dauernden Lebensunterhalt zu erlangen, ward selbst vom österreichischen Hofe, wo er sich am längsten aufhielt und die Türkenkriege und die Belagerung von Wien poetisch behandelte, verwiesen und fand zuletzt Aufnahme bei Friedrich dem Siegreichen in Heidelberg, dessen Kriegsthaten er zu besingen unternahm. Hunger, Noth, Elend und Verachtung ist das gemeinsame Loos aller fahrenden Sänger dieser Zeit. Ist es daher zu verwundern, daß die epische Ritterpoesie gänzlich erlag und sich jedes Talent der mannichfaltigen bürgerlichen Dichtung zuwandte? Während Hugo von Monfort († 1423) noch einmal die verklungenen Saiten des Minnegesangs anschlägt, geht Muscatblut (c. 1437) schon ganz in die bürgerliche Weise der Meistersänger über. Der Kampf des Alten und Neuen, des Ritterthums und des Bürgerthums, der sich in allen Erscheinungen kund gab, trat auch in der deutschen Poesie hervor, wie man aus dem „Liederbuch" erkennt, welches die Augsburger Nonne Clara Hätzlerin († 1470) aus den bekanntesten Dichtern ihrer Zeit gesammelt hat.— Als der Rittergeist vor seinem Erlöschen in Kaiser Maximilian und andern gleichzeitigen Fürsten noch einmal aufleuchtete, fand auch das ritterliche Heldengedicht noch eine letzte Bearbeitung. Maximilian, der mit einer ganz bürgerlichen Natur und einem prosaischen Sinn Gefallen an großartigen Unternehmungen und ritterlichen Thaten verband, wünschte seine Geschichte und Schicksale in den Glanz eines alten Heldenbuchs gerückt zu sehen und entwarf daher den Plan zu den zwei allegorischen Ritterromanen, dem Theuerdank und Weißkunig, wovon der erstere in Versen, der andere in ungebundener Rede abgefaßt ist.

Der Theuerdank, den nach des Kaisers Angabe der Nürnberger Propst Melchior Pfinzing ausarbeitete, hat hauptsächlich die Brautwerbung Maximilians um Maria von Burgundien (§. 520) und die Thaten und Schicksale, durch die er zu ihrem Besitz kam, zum Gegenstand. Nach dem Geschmack der Zeit sind die Personen allegorisirt, z. B. Maximilian als Theuerdank („weil er von Jugend auf seine gedankhen nach tewerlichen d. i. abenteuerlichen Sachen gericht"); Maria als Ehrenreich; Karl von Burgund als „König Romreich"; „Fürwittig" die Jugend u. s. w. Die Grundlage ist geschichtlich, doch ist viel Didaktisches eingeflochten. Es ist ein mattes, langweiliges Gedicht und mehr ausgezeichnet durch seine typographische Ausstattung als durch seinen Inhalt. Es wurde im J. 1517 als Prachtwerk gedruckt. — Von noch geringerem Werth ist der in Prosa geschriebene Roman Weißkunig, den der kaiserliche Geheimschreiber Max Treizsauerwein nach Maximilians Entwurf und Angabe ausführte und worin des Kaisers Thaten und Geschichte bis zum venetianischen Krieg in verhüllter Form und mit allegorischen Namen erzählt sind (z. B. „Weißkunig" Maximilian und sein Vater Kaiser Friedrich; der „blaue König" der König von Frankreich; „die braune Gesellschaft" die Niederländer u. s. w.).

§. 479. Lehrdichtung. Je mehr die Minnepoesie dem wirklichen Leben entfremdet war, desto mehr trat die lehrhafte Dichtung, die, wie wir bei dem „wälschen Gast", bei „Freidanks Bescheidenheit", bei dem „Winsbeken" und „Cato" gesehen haben, schon im dreizehnten Jahrhundert neben der höfischen Poesie der Liebe und des Ritterthums einherging, in den Vordergrund. Im Stricker, einem mittelmäßigen Dichter aus Oesterreich, findet man schon das bürgerliche Element mit dem ritterlichen gepaart; denn während er in der „Frauenehre" und in der „Klage" über den Verfall des Ritterthums, die Entartung des Minnedienstes und die Abnahme der Kunst und des Geschmacks klagt, enthält ein anderes Gedicht von ihm, „die Welt", eine bunte Sammlung von Beispielen und Gleichnissen, die sich hauptsächlich um Ehe und Haus und die niedern Verhältnisse des Lebens bewegen, allerlei Schwänke, Fabeln, Erzählungen und Allegorien mit einer moralischen Nutzanwendung, im Geiste des Bürgerthums. Und als im vierzehnten Jahrhundert dem entarteten

Lehrpoesie.

Ritterthum das Städtewesen mit seinem frischen frohen Leben, seiner bürgerlichen Freiheit und seinem häuslichen Wohlstand siegreich gegenübertrat, erlag auch die ritterliche Dichtung der bürgerlichen Lehrpoesie. An die Stelle der Trauer über den Verfall des Ritterwesens und Minnedienstes tritt allmählich die heitere Lust des Volks, und der entarteten Ritterpoesie lagert sich das Lehrgedicht, die Fabel und der Schwank gegenüber und verdrängt jene mit der Zeit. Enthält des Strickers Welt noch Beziehungen zur Minne und zum Ritterthum, so ist dagegen im Renner des Hugo von Trimberg (c. 1300) und im Edelstein des Ulrich Boner (eines Berner Predigermönchs, c. 1335) Belehrung und Besserung des Volks einziger Zweck. Hugo von Trimberg, Schulrector zu Bamberg, eifert, gleich den Mystikern seiner Zeit (§. 463), gegen die Verderbniß der Welt, aber nicht mehr, wie der Stricker und Freidank, in wehmüthiger Klage über das gesunkene Ritterthum, sondern in ernster Rüge wie ein strenger Sittenprediger, der alle Stände und Verhältnisse ins Auge faßt.

Der Grund alles Verderbens liegt dem „Renner" in Hoffahrt, Habgier und Unmäßigkeit, die er daher mit Ernst bei allen Ständen rügt. Besonders ist die bei allen Klassen herrschende Erwerbsucht, woraus Unzufriedenheit, Neid und andere Uebel entstehen, der Hauptgegenstand seiner Angriffe. Praktische Belehrung der Laien durch Beispiele, Gleichnisse, Fabeln, Geschichten, Bilder und directe Vermahnung ist der Zweck dieses moralischen Sammelwerks, das er Renner nennt, „weil es rennen soll durch die Lande", und das er selbst einem Pferde vergleicht, das mit seinem Reiter durchgegangen und nun nach eigener Wahl dahinrennt. Sein Sinn ist aufs Religiöse gerichtet. Wie die Mystiker weist er auf die Bibel als die Quelle und den Mittelpunkt aller Weisheit hin, eifert nicht nur gegen die Ritterromane als Lügenwerk, sondern findet auch in den Büchern der alten Heiden mancherlei Gift. Neben dem Renner war das gelesenste Buch der Edelstein des Ulrich Boner (Bonerius), eine Sammlung von Fabeln, Sprüchen und Erzählungen, die in einfacher, klarer Sprache einen Schatz von gesunden Lebensregeln, von Welt- und Menschenkenntniß enthalten. Der „Edelstein" war das erste deutsche Buch, das im Druck erschien (1461). Der ehrliche Fabeldichter, der seinen Stoff größtentheils dem Alterthum entlehnt, ist, wie Hugo, ein Feind der eiteln Gelehrsamkeit und züchtigt, wie jener, den Uebermuth und die Gewaltthat der Großen, die Erwerbsucht und den nur aufs Irdische gerichteten Sinn des Volks; doch sind die Lehren seiner Fabeln mehr allgemein gehalten.

Die didaktische Poesie, besonders unter der Form der Beispiele, dauert durch das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert fort. Man benutzte allerlei im Volke vorhandene Stoffe, um moralische Lehren und Nutzanwendungen daran zu knüpfen (so Konrad von Ammenhusen c. 1337 das Schachspiel in seinem Schachzabelbuch). Besonders liebte man es, die Erzählungen, Anekdoten und Novellen der alten Welt und des Orients für die Sittenlehre zu benutzen, und bearbeitete daher die in dem ältesten Märchen- und Legendenbuch Gesta Romanorum enthaltenen Geschichten mehrfach in Prosa und Versen. Diese Dichtungsart wurde anfangs von Geistlichen gepflegt, bis sie allmählich in die Hände der Meistersänger überging, unter denen vor Allen Hans Sachs, ein Nürnberger Schuster, sie mit Glück und Erfolg ausbildete. Dadurch führte dieser die alte Welt dem Volke näher, zu einer Zeit, da durch die Bemühungen der Gelehrten die humanistischen Studien einen Aufschwung nahmen und die Cultur des Alterthums auf einem andern Wege zugänglich ward.

Das historische Lied.

§. 480. **Historischer Volksgesang.** Die Versuche des österreichischen Wappendichters Peter Suchenwirt am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, der als Herold bei Turnieren und als Wappenkenner mit dem Adel verkehrte, durch sein mittelmäßiges Talent die gesunkene Ritterpoesie wieder zu Ehren zu bringen, waren eben so fruchtlos wie die Bemühungen des erwähnten Fürstendieners Mich. Beheim, der trotz seiner Verehrung für den Adel von diesem vor die Thüre gestoßen wurde. Darum gibt Suchenwirts Zeitgenosse und Landsmann Heinrich der Teichner endlich alle Hoffnung auf Wiederbelebung des entarteten Hof- und Ritterlebens auf und spottet sogar des Minnegesangs und des Frauendienstes, der äußeren Eleganz bei geschwundener Kraft, innerer Rohheit und niedriger Erwerbsucht, und der Turniere, die den untergegangenen Heldenmuth ersetzen sollten. Und als nun gar die Kriege der Schweizer und Dithmarschen wider Fürsten und Adel, die Hussitenschlachten (§. 472) und die Kämpfe der deutschen Städte gegen den Ritterstand

(§. 465) die siegreiche Kraft der Bürger und Bauern bewährten, da stimmten endlich alle Dichter und Sänger in den muntern Ton des Volks ein und suchten ihre Gedichte in Form und Inhalt den Bedürfnissen und Wünschen desselben anzupassen. Alles wurde nunmehr kürzer, denn „das Volk hatte ja die Hände nicht müßig; es konnte der Literatur nicht in so schöner Muße obliegen wie der Adel; was es lesen sollte, mußte Reiz haben, kurz zusammengefaßt, lehrvoll für den Verstand, erbauend für Herz und Gemüth, faßlich für den praktischen Sinn, lebensvoll für die Einbildungskraft sein, und was es singen sollte, konnte kein Epos mehr von tausend Strophen sein, sondern ein kurzes Lied aus der Gegenwart voll lebendiger Erinnerung". Darum bildete sich jetzt wieder, wie in den ältesten Zeiten, das historische Volkslied aus; zunächst an den Grenzen, in der Schweiz und bei den Dithmarschen in Holstein, wo großartige Kämpfe um Freiheit und heilige Volksrechte gefochten wurden und wo wahre Begeisterung zur Schlacht wie zum Liede beseelte. So verherrlichte eine Reihe von Liedern (von Suter aus Zürich u. A.) die Kämpfe bei Näfels und Sempach (§. 466) in schlichter volksthümlicher Sprache und voll Gefühl für Freiheit und Vaterland. Diese Kriegs- und Siegeslieder fanden am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts noch einen kunstreichen und gewandten Dichter in Veit Weber aus Freiburg im Breisgau; aber wie die Burgunderkriege (§. 519), die er besingt, nicht mehr aus so reinen Beweggründen geführt wurden, wie die Freiheitskämpfe gegen Oesterreich, so stehen auch seine Lieder an innerer Begeisterung hinter den frühern zurück. In Deutschland waren die geschichtlichen Ereignisse weniger großartig und daher auch das historische Lied weniger nachhaltig. Doch ersieht man aus dem Wappendichter Hans Rosenblüt, genannt der Schnepperer, daß auch hier bei den Kämpfen der Reichsstädter gegen die Ritter die Dichter mehr Sympathie für jene als für diese fühlen; denn die Verherrlichung Nürnbergs, seiner Vaterstadt, sticht gegen den scharfen Tadel, den er über Adel und Priesterstand ergießt, mächtig ab, und auch die derbe Manier seiner Poesien, besonders seiner Schwänke und Fastnachtsscherze, seine „Weingrüße" und „Weinsegen" bezeichnen ihn als Volksdichter.

§. 481. Romane und Volksbücher. Als die begabteren Dichter sich der neuen Richtung zuwendeten und die Ritterpoesie verließen, suchte man an einigen süddeutschen Höfen, wo der Geschmack für das Ritterthum am längsten aushielt, durch prosaische Bearbeitungen britischer, französischer und selbst antiker Romane und Erzählungen den Sinn für mittelalterliche Romantik zu erhalten. So wurden die meisten Stoffe der ritterlichen Epopöen, wie die karolingischen Vasallensagen, die britischen Romane von Lanzelot und Tristan, die provençalische Erzählung Flore und Blancheflur u. a. m., die Sagen von Alexander, vom Trojanerkrieg, die Geschichten der Kaiserchronik u. dgl., in Prosa übersetzt und mit allerlei Zuthaten erweitert, wodurch sie zu großer Breite anwuchsen. Diese Prosaromane wurden dann später in Volksbücher verkürzt, in welcher Gestalt sie noch heut zu Tage viel gelesen werden. Die bekannteſten darunter sind, außer den vier Haimonskindern, die Erzählungen von Fortunnatus mit seinem Glücksäckel und Wünschhütlein, und von den sieben weisen Meistern; ferner Kaiser Octavianus, die heil. Genofeva, die schöne Magelone, Melusine u. a. — Aus den deutschen Sagenkreisen gingen nur die Sagen vom hörnenen Siegfried und Herzog Ernst in Volksbücher über. — Die prosaischen Ritterromane erhielten sich jedoch kaum bis ins sechzehnte Jahrhundert. Die auf Ebenbürtigkeit und Standeshoheit haltende ritterliche Minne mußte im Leben und in der Dichtung einer über Stand und Verhältnisse sich wegsetzenden Liebe des Herzens weichen. Die Mischung und der größere Verkehr der Stände unter einander führten Liebesverhältnisse zwischen Unebenbürtigen herbei, die bald auch in den Roman übergingen und die Ritterabenteuer und die verschrobene Minne verdrängten. Die Erzählungen der italienischen Dichter, eines Boccaccio (§. 456), Poggio u. A., in denen die natürlichen Regungen des Herzens und die Empfindsamkeit der Liebe wahr und anziehend geschildert waren, wirkten auf die deutsche Poesie ein. Als Vermittler diente der gebildete Aeneas Sylvius (§. 474), der in einer den italienischen Novellisten nachgebildeten lateinischen Erzählung Euryalus und Lucretia die Liebesabenteuer des deutschen Kanzlers Schlick mit einer edlen Bürgerin von Siena anziehend und lebendig darstellte und zugleich durch Witz, Spott und Satire die höheren Stände

Prosaromane und Volksbücher.

in Deutschland aus ihrem Stumpfsinn und ihrer Trägheit aufrüttelte und zur Theilnahme an der Literatur und dem geistigen Leben aufmunterte. Die gelungene Schilderung des Herzens- und Gemüthslebens der Liebenden in dieser und andern ähnlichen Erzählungen (Guiscard und Sigismunde u. a.) interessirte weit mehr als die geschraubten Ritterromane ohne Begeisterung und Wahrheit und bewirkte, daß die italienische Art bald vorherrschend wurde, und daß Niclas v. Wyle, Stadtschreiber in Eßlingen, die Erzählungen des Aeneas Sylvius, des Poggio u. A. ins Deutsche übersetzte. Neben ihm wirkten Albrecht von Eyb (aus Würzburg, † 1475) und Heinrich Steinhöwel von Ulm für Verpflanzung dieses Geschmacks und für die Ausbildung der deutschen Prosa. Die italienische Literatur führte dann zu den Werken des classischen Alterthums, die somit zu einer und derselben Zeit von verschiedenen Seiten der Nation zugeführt wurden.

Der Meistergesang.

§. 482. **Meistersänger.** Als die Dichtkunst von den höheren Ständen vernachlässigt und von den Fürstenhöfen verstoßen wurde, flüchtete sie sich in die Städte zu den Bürgern und zu den „Meistern des Handwerks", unter deren Händen sie bald einen andern Charakter annahm. Als Kunst ist die lyrische Poesie, die man als „Meistergesang" bezeichnet, von untergeordnetem Werthe. Die bürgerlichen Sänger, die gleich den Handwerkerzünften in Genossenschaften und Schulen getheilt waren, besaßen nicht die geistige Befähigung, eine neue Poesie zu begründen. Sie mußten aus den vorhandenen Stoffen wählen, und da ihnen die ritterliche Dichtung fern lag, das Gassenlied des Pöbels aber den ehrsamen Bürgern zu gemein und frivol war, so blieben ihnen nur die religiösen Stoffe und die Spruchgedichte. Diese bilden daher vorzugsweise den Inhalt ihrer Lieder, bei denen, da sie zum Absingen bestimmt waren, die Erfindung eines neuen Tons als die Hauptsache galt. Jede Meistersängerschule hatte eigene Vorsteher (Märker), die nach gewissen Gesetzen und Regeln (Tabulaturen) die Gesänge prüften, ihren Werth bestimmten und die Preise zuerkannten. Da es hierbei besonders aufs Formelle, auf Reim, Versart und Melodie ankam, so konnte es nicht fehlen, daß diese Dichtung zuletzt in bloße Reimerei, Reimhäufung und Versspielerei ausartete. Zum Inhalt wählte man anfangs aus den zahllosen Legenden, Marien- und Heiligengeschichten, Wundersagen, Sprüchen u. dgl. das Beliebige aus; als aber die Bibel mehr unter dem Volke verbreitet ward, bildete die evangelische Lehre den Mittelpunkt ihrer Gedichte. — Wie gering man auch immer von der Meistersängerkunst, die besonders in den Reichsstädten Nürnberg, Frankfurt, Straßburg, Ulm, Mainz u. a. O. blühte, und von ihren lächerlichen Regeln und Benennungen (z. B. der blaue und der rothe Ton, die Schneckenweis, die Gelbveielenweis, die verschlossene Helmweis, die fröhliche Studentenweis u. s. w.) denken mag, so muß man doch das Streben dieser ehrsamen Bürger, denen derartige Beschäftigungen gewöhnlich fern liegen, in hohem Grade achten. Es verräth eine kräftige Natur und einen tüchtigen Sinn, daß Handwerker, die sonst so sehr vom Zunftneide und von kleinlichem Haß beherrscht werden, sich in die Genossenschaft der Sänger aufnehmen ließen und diese dadurch zu einem gemeinsamen Bande der Bürgerschaft machten. Ist es nicht höchst ehrenwerth, daß Gewerbsleute ihre Feierstunden und Feiertage, die gewöhnlich in der Schenke zum Verderben der Häuslichkeit vergeudet werden, einem höhern Streben zuwendeten, und nach des Tages Last und Hitze neue Lieder dichteten, neuen Tönen nachsannen, oder die alten einübten und alles in große Bücher einschrieben? Wahrlich, diese Sängergesellschaften, deren Zweck jeden Eigennutz, jede Niedrigkeit der Gesinnung ausschloß, die nur durch Freundschaft und gemeinsames Bestreben zusammengehalten wurden, sind ein schöner Beweis von der Tüchtigkeit, dem Gemeingeiste und der kräftigen Anlage des Bürgerstandes der Reichsstädte. Mit edler Hingebung widmeten die Meister der Sängerschulen ihre, wenn gleich geringen Kräfte der Ausbildung einer Kunst, die bei aller Steifheit doch für Veredelung der Sprache und für Erhaltung der Sitte und Bildung unter dem Gewerbstande von den segensreichsten Folgen war; mit rührender Aufopferung bildeten sie ohne allen Entgelt Lehrlinge und Schüler mühsam zu gleicher Kunstfertigkeit und Kunstliebe heran und retteten die Poesie aus der Erniedrigung und Verachtung, in die sie bei den Höfen und dem Adel gesunken war. Sie bewiesen, daß der Sängerstand der Unterstützung Mächtiger entbehren und selbständig bestehen könne. Der Kranz, der dem Meistersänger als Preis zuerkannt ward, war der Stolz der ganzen Familie und Verwandtschaft. — Die berühmtesten Meister-

sänger sind Hans Rosenblüt (Wappendichter, später Predigermönch), Hans Folz (Wundarzt) und Hans Sachs (Schuhmacher) in Nürnberg. Rosenblüt c. 1450. Folz geb. 1479.

§. 483. Volkslied. Wie zur Zeit der Völkerwanderung, als von Deutschland aus der große Kampf gegen das römische Reich unternommen ward, die Dichtung unter dem ganzen Volke verbreitet war und hauptsächlich aus Liedern bestand, die sich von Mund zu Mund fortpflanzten, so auch im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, als der große geistige Kampf gegen die römische Kirchenmacht von Deutschland aus geführt ward. Der Wohlstand in den Städten, wo Handel und Gewerbe blühten, erfüllte den Bürger mit Lust und heiterm Sinn, der Hauptquelle des Gesangs, zu dem die deutsche Natur sich so leicht aufgelegt fühlt. Daher bildete sich neben dem auf Kunstregeln beruhenden Meistergesang das freiere Volkslied aus, das sich bald unter den verschiedenen Ständen und Berufsarten verschieden gestaltete und in bunter Mannichfaltigkeit auf unsere Zeit gekommen ist. Wie der Meistergesang entwickelte sich auch der Volksgesang aus dem Minnelied. Man sang zuerst von der lieben Sommerzeit, vom Mai, vom Vogel und Wald, von Blumen und Anger; bald aber verließ man das allgemeine Thema und griff kecker in das Leben und die Wirklichkeit. Das Volkslied wurde eine Männerpoesie, wie der Minnegesang eine Frauenpoesie war. Doch blieb die Liebe und die Empfindung des Herzens der Hauptinhalt; nur gab man das Nebelhafte, Geschraubte und Feierliche des Minnegesangs auf und wendete sich der Natur und einer wahren Innigkeit und Empfindsamkeit zu. Die deutsche Wanderlust gab dem Liede Nahrung. Der Reiter, der über die Haide weg der Fremde zujagt, der Jäger, der unter Hörnerschall Feld und Wald durchstreift, der Landsknecht, der seinen gefahrvollen Beruf in heiterem Leichtsinn vergißt und die Beschwerden des Kriegslebens bei lustiger Gesellschaft in Wein ertränkt, der Handwerksbursche, der ein unstetes Wanderleben führt, der Student, der bald weilt, bald wegzieht, der Bettler, der als Bänkelsänger von Thür zu Thür geht — Alle haben ihre Lieder, von eben so mannichfaltigem Inhalte, wie die Schicksale der Singenden selbst. Daher sind die Wander- und Scheidelieder, in denen sich die Wehmuth und Tiefe der Empfindung so lebendig ausspricht, und wobei Text und Melodie meistens in wunderbarer Harmonie stehen, so zahlreich und ergreifend; und trotz der rohen Form und der hie und da herrschenden Derbheit liegt in diesen natürlichen Dichtungen mehr Poesie, als in dem kunstvollen Minnelied. Darum haben die Volkslieder mit ihrem „kecken Wurf" auch die begabtesten Männer neuerer Zeit, Herder und Goethe, so angezogen, daß jener die erste Sammlung davon veranstaltete, dieser sie bei manchen seiner Lieder zum Vorbild nahm. Bei der Zerrissenheit Deutschlands, bei dem Mangel großer Nationalkämpfe und Nationalhelden konnten die Volkslieder nicht wie bei den Engländern und Spaniern historische Stoffe zur Grundlage haben, — die innerliche Geschichte Deutschlands im Reformationszeitalter machte, daß auch der lyrische Volksgesang hauptsächlich auf das Innere gerichtet war und die wehmüthigen oder freudvollen Stimmungen des Menschen und die poesiereichen Stamm- und Volkssagen mit ihrem ergreifenden Trübsinn und ihrem düstern Liebesgram zum Inhalte nahm. Je verschiedener diese sich aber äußern, desto mannichfaltiger gestalteten sich auch die Volkslieder, die daher eben so abwechselnd sind, wie das Minnelied eintönig war, und in denen eben so die ungebundene, frische Natur herrscht, wie in dem Minnegesang eine geschraubte Convenienz. Trink- und Tanzlieder, Soldaten- und Jägerlieder, Wanderlieder der Handwerker, Kinderlieder und Kindersprüche, Gelegenheitsgedichte, — Alles trägt den eigenthümlichen Charakter seiner Bestimmung, eine überraschende Natürlichkeit und Wahrheit an sich, so daß man z. B. bei vielen Jagdliedern den Ton des Waldhorns zu hören glaubt. Wie bei aller Volkspoesie findet man darin häufig Refrains, Wiederholungen von Versen und Strophen, Alliterationen u. dgl., und überall ist die Musik mit dem Inhalte des Liedes in fühlbarer Uebereinstimmung. Das Volkslied.

§. 484. Komische Volksliteratur. Die tiefbewegte Zeit vor und während der Reformation, in der die untern Stände mit den obern im Kampfe lagen, die Handwerkerzünfte dem adeligen Ritterthum entgegen traten, die Bettelmönche gegen den vornehmen Prälatenstand ankämpften, die neubearbeiteten Werke des classischen Alterthums die scholastische Gelehrsamkeit verdrängten, brachte die komische Volksliteratur, die zur Ritterpoesie Komische Volksliteratur.

in geradem Gegensatz steht, zur Ausbildung. An die Stelle der feinen, auf Convenienz beruhenden Sitte der vornehmen Welt trat die grobe Ungeschlachtheit des Volksverkehrs, und der verschrobenen Weisheit und Schulgelehrsamkeit dünkelhafter Theologen und Philosophen gegenüber „bildete man die natürliche Schlauheit, den gesunden Menschenverstand und den Mutterwitz aus und versteckte ihn verschmitzt hinter Einfalt und Naivetät, hinter dem Schein von Dummheit oder Thorheit". Sogar an den Höfen machte sich diese Richtung geltend in den Hofnarren, die durch ihre Schalkheiten die ernste Ritterdichtung vollends untergruben. Eine große Anzahl komischer Volksbücher, in denen Landstreicher, muthwillige Studenten, Possenreißer und Bauern die Hauptrollen spielen, suchen die Naturtriebe und die ursprüngliche Rohheit des Menschen gegen Verfeinerung und Anstand zur Geltung zu bringen und setzen die Lebensweisheit der Sprichwörter, Volkswitze, Schnurren und Fabeln der hochtrabenden Gelehrsamkeit und tiefsinnigen Weisheit entgegen. Das Volk, das sich seiner Kräfte bewußt geworden und seinen gesunden Verstand und seine derbe Natur achten gelernt, strebte nach Vereinfachung der verwickelten und unnatürlichen Verhältnisse des Mittelalters, um den Naturzustand, oft in einer allzugroßen Nacktheit und Rohheit, zurückzuführen und eine neue Cultur darauf zu gründen. — Die ältesten Bücher der Art sind der Pfaffe Amis von dem erwähnten österreichischen Dichter Stricker und das auf einer uralten (wahrscheinlich morgenländischen) Volkserzählung beruhende und in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts umgearbeitete Gedicht Salomon und Morolf (Marcolf). Berühmter und verbreiteter jedoch war das Volksbuch vom „Till Eulenspiegel", mit dem der griechische Fabeldichter Aesop, dessen Leben selbst zur Fabel sich gestaltete, im Volksmunde viel Aehnlichkeit hatte, und das „Lalenbuch" oder die „Schildbürger". Ueberall sieht man den Gegensatz gegen die höfische Bildung. Thorheit, Unsitte und Rohheit werden gepriesen und Bauern, Narren und Landstreicher sind die Lieblinge des Volks. Selbst der Teufel macht den Schalksnarren und bildet ebenso den Gegensatz gegen die Heiligengeschichten, wie der Volkswitz gegen das vornehme Ritterwesen.

In dem Amis wird ein englischer Priester dargestellt, der anfangs ein weiser, freigebiger Mann ist, aber um seiner Tugenden willen Neid und Druck von seinen Obern zu leiden hat. Er muß vor dem Bischof ein Examen bestehen, worin er die ihm vorgelegten Fragen, die unauflösbaren Räthseln gleichen, z. B. wie viele Tage seit Adam verflossen, in Eulenspiegelischer Weise oder wie der Schäfer in Bürgers „Abt von St. Gallen" mit Geschicklichkeit und List löst. Als er aber am Ende einsieht, daß Tugend nur zu Schaden führt, ergibt er sich der Gaunerei und einem Strolchenleben und betrügt bald als Reliquienkrämer, bald als Kaufmann, bald als Maler durch schalkhafte Streiche Hoch und Niedrig, bis ihn zuletzt die Reue ergreift und er in ein Kloster geht. — In dem Marcolf (mit welchem Namen man die Hofnarren fortan belegte) wird der bäuerische Mutterwitz als Wahrheit und Weisheit, die sich in Thorheit kleiden muß, der höfischen Bildung, die Salomo repräsentirt, entgegengestellt. Morolf, der häßliche, plebejische Gegensatz zu dem königlichen Weisen Salomo, verspottet dessen Weisheit in schalkhafter und gemeiner Art und macht sie zu Schanden. Dieses Schelmenbuch bildet den zweiten Theil einer ernsten epischen Erzählung von Salomo, der im Krieg mit Pharao, dem Entführer seiner Gattin vermittelst eines Zauberrings, in Gefangenschaft geräth und von Morolf gerettet wird. — Ein anderes vielgelesenes Narrenbuch ist der Pfaffe von Kalenberg, worin die Schwänke eines Mannes geschildert sind, der sich zuerst als Student am Hofe des Herzogs von Oesterreich durch einen Scherz eine Pfarre, dem Thürsteher aber eine Tracht Prügel verschafft, im Verlaufe seines vielgestalteten Lebens Alle, die in seine Nähe kommen, foppt und prellt, und zuletzt als Hofnarr Otto's des Fröhlichen († 1339) endet, desselben Enkels Rudolfs von Habsburg, der auch den Nithard als lustigen Rath um sich hatte. Pater Leu, der „andere Kalenberger", eine jüngere Nachahmung, ist ebenfalls auf eine wirkliche Persönlichkeit gegründet. —

Am bekanntesten aber ist der **Till Eulenspiegel**, ein Volksbuch, das unzähligemal bearbeitet und gedruckt und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden ist. Eulenspiegel ist der letzte der fahrenden Leute. Er treibt sich als Gaukler, Arzt, Hofnarr, Kriegs- und Dienstmann, Maler u. s. w. umher und arbeitet auf jedem Handwerke. Er verrichtet alle Aufträge, aber nicht dem Sinne, sondern dem Wortlaute nach, und macht es dadurch

Niemand recht; er parodirt die Sprichwörter, indem er sie nach Art unserer krähwinkler Karikaturen wörtlich nimmt; er ist dreist im Handeln und Disputiren und die Wahrheit sagen ist sein Gewerbe, nur daß es in einer groben Manier und nicht selten mit sichtbarer Schadenfreude geschieht. Sein Witz ist der „Witz der Landfahrer und wandernden Handwerksgesellen, der, nicht gemacht und nicht erfunden, sondern mit dem Handwerk selbst erzeugt, wirklich erlebt und erfahren ist."

Eine Menge ähnlicher Schwänke, Anekdoten und Schelmenstreiche schrieb man dem Fabeldichter Aesop (§. 85) zu, dessen erdichtete Lebensgeschichte im fünfzehnten Jahrhundert aus dem Lateinischen übersetzt wurde. An seinem im Narrengewande auftretenden Mutterwitze und natürlichen Verstande wird alle Philosophie und Gelehrsamkeit zu Schanden. Auch das Volksbuch von dem Erzschwarzkünstler Doctor Johann Faust gehört wegen seiner komischen Zauberspäße hierher, wenn gleich die Sage auch eine ernstere, tiefere Bedeutung hat, wie sie Goethe auffaßte. — In dem Finkenritter wird (wie in unserm Münchhausen) Lüge und Unsinn aufgetragen; im „Grobianus", einer zuerst lateinisch von Dedekind, dann deutsch von Kaspar Scheidt aus Worms bearbeiteten volksthümlichen Dichtung, werden die groben Manieren geschildert, in der Absicht, daß der Leser „das Widerspiel davon thue"; und im Lalenbuch, oder, wie der ursprüngliche Titel lautet, in den „Schildbürgern", einer Sammlung uralter, im Volke lebender und schon frühe lateinisch bearbeiteter Schwänke, waren die Narrheiten einer ganzen Gemeinde dargestellt. (Die Lalenbürger sind anfangs so weise, daß sie an alle Höfe berufen werden. Während ihrer Abwesenheit aber sinkt ihr eigenes Gemeinwesen unter den Händen der Frauen, daher ergeben sie sich der Thorheit und begehen eine Menge toller Streiche.) —

§. 485. Satirische Volksdichtung. Bisher hatte die didaktische Poesie vorzugsweise die Entartung der höhern Stände, den Verfall des Frauendienstes, die Erwerbsucht des Adels, die Hoffahrt der Geistlichkeit gerügt; jetzt aber, als die niedern Stände in die Höhe gekommen waren, als das Volk die ursprüngliche natürliche Rohheit wieder zur Geltung gebracht hatte, als die derbe Volksliteratur sich breit machte, mußte dieser rohen Naturkraft ein Damm entgegengestellt werden. Dies that der Rechtsgelehrte Sebastian Brandt (Titio) von Straßburg in seinem „Narrenschiff oder Schiff aus Narragonien", das trotz seiner unpoetischen Form ein epochemachendes Werk ward und nicht nur eine Menge Herausgeber, Erklärer und Nachahmer fand, sondern auch in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde. „Brandts Buch ist eine Sammlung von Holzschnitten, worin die früheren poetischen Beischriften zu längeren Capiteln ausgedehnt sind, und innerhalb dieses Rahmens ein vollständiges Gemälde der damaligen Gesellschaft entrollt wird."

Brandts Narrenschiff.

Seb. Brondt 1458—1521.

Brandt geißelt mit Ernst und Strenge die Laster und Gebrechen aller Stände — und zwar in Ton und Manier der Volksdichtung, gegen die er doch zu Felde zieht. Er bekämpft zuerst die neue Literatur „des heiligen Grobianus", die da lehre, daß man die höfische Sitte umstoßen und den Trieben einer ungezähmten Natur freien Lauf lassen solle, was zu Narrheit und Sünde führe. Doch will er nicht die frühern Sitten zurückholen, er ist kein Lober des Alten und Tadler des Neuen, sondern er stellt ein höheres Princip der Moral auf, die praktische Tugend der alten Welt, und von diesem Standpunkt aus bekämpft er alle widerstrebenden Richtungen. Er behandelt die Laster nicht als Sünden, die Gott strafe, sondern als Thorheiten, die der menschlichen Vernunft widerstreben und die man daher schon im Gefühl der Menschenwürde ablegen müsse. Er preist Kirchlichkeit, religiöse Gesinnung und Strenggläubigkeit; rügt aber die Entartung des Klerus, die verderbliche Werkheiligkeit und die träge Zuversicht auf Gottes Barmherzigkeit ohne eigene Anstrengung. Er eifert gegen nutzlose Vielwisserei, gegen Schreib- und Druckwuth und gegen die einreißende Büchermasse — ihm hat nur die Weisheit Werth, die der Seele Ordnerin ist und den Menschen zum Menschen macht. Darum ist die Selbsterkenntniß der Mittelpunkt seiner Lehre; darum weist er beständig auf die Griechen hin, deren praktische Weisheit vor Selbstsucht und Eigennutz geschützt, edle Freundschaft, gute Kinderzucht und Vaterlandsliebe erzeugt habe, indeß jetzt unter dem herrschenden Egoismus die öffentliche Wohlfahrt zu Grunde gehe. An den untern Klassen rügt er den Uebermuth und die Hoffahrt, die Jeden antreibe, sich über seinen Stand zu erheben, die Kleiderpracht und die Genußsucht, die wieder Habgier, Neid und Unmoralität erzeugen, den Verfall der Sitten unter den Bauern, von denen jetzt der Städter Betrug und

Wucher lerne. Er preist die Armuth als die Mutter der Tugend, stellt das Glück der Zufriedenheit und Bedürfnißlosigkeit dem weltlichen Jagen und Treiben und der trostlosen Vielgeschäftigkeit der Erwerbsucht gegenüber und weist auf die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Gleichheit aller Menschen im Grabe hin.

Geiler von Kaisersberg 1445–1510.

Wie mächtig der Eindruck dieses Buches auf die Zeitgenossen war, geht schon daraus hervor, daß einer der stärksten Geister seiner Zeit, **Geiler von Kaisersberg**, in Schaffhausen geboren, im Elsaß erzogen und in Straßburg, dem Hauptsitz dieser ironischen Lebensauffassung als vielgefeierter Prediger wirkend, den Inhalt der einzelnen Capitel des Narrenschiffes zu Predigttexten benutzte. Geiler von Kaisersberg war in Glauben und Lehre conservativ, aber der entarteten Geistlichkeit abhold, ein Sittenverbesserer mit einer Neigung zur Satire und zum volksthümlichen Humor, geehrt und einflußreich bei Hoch und Nieder, aber auch angefeindet von Allen, die seine freimüthige Kritik empfindlich traf.

Thomas Murner 1475–1536.

Der Franziscanermönch **Th. Murner** war ein Landsmann und Nachahmer von Seb. Brandt, stand aber an Charakter und sittlicher Würde demselben weit nach. Murner war eben so unbeständig, unruhig und leidenschaftlich, wie Brandt ruhig und besonnen, und während dieser die Ausbrüche einer ungebändigten Natur in Literatur und Leben zu hemmen suchte, gefiel sich Murner in der Gemeinheit und bereicherte die „grobianische" Literatur mit rohen, plebejischen Ausdrücken, mit Flüchen und Schimpfwörtern. Wie er sich im Leben unstet bald im Elsaß, bald in der Schweiz, bald in England, bald in Deutschland (Heidelberg) umhertrieb, nirgends geliebt und vielfach verfolgt, eitel, zanksüchtig, „ein Thersites in der Kutte", so war er auch in seinen Ansichten eine unstete Wetterfahne. Anfangs galt er, wie Reuchlin, Hutten u. A., für einen Anhänger der neuen Richtung und in diesem Geiste sind auch seine ersten Werke, die **Narrenbeschwörung** und die **Schelmenzunft** (1512), gedichtet, worin die Geistlichen und Mönche nicht geschont werden. Später änderte er seine Gesinnung und ward ein Feind Luthers und der Reformatoren, die er nun mit Schmähungen überschüttete und in Spottgedichten angriff („von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat"), wofür er aber von seinen ehemaligen Meinungsgenossen mit gleicher Münze bezahlt wurde. In seinem **Gauchmat** wiederholen sich die frühern derben Witze mit wenig Abwechselung.

In der Narrenbeschwörung verhöhnt er aufs Derbste die unpraktische Gelehrsamkeit, die Habsucht, Unwissenheit und Entartung des Klerus, die Verkehrtheit der Regenten und Fürsten, die Rabulisterei der Advocaten; in der Schelmenzunft (worin Sprichwörter das Thema zu den Satiren abgeben) züchtigt er die Laster und Gebrechen des geselligen Verkehrs, die Unsitte der Schelmerei, die Thorheit der politischen Kannegießerei.

Die Anfänge der dramatischen Kunst.

§. 486. **Mysterien und Drama.** Mit Thomas Murner sind wir schon in den Zeitraum eingerückt, der den Inhalt des nächsten Buches bilden wird. Ehe wir jedoch von dem deutscher Mittelalter scheiden, müssen wir noch einen Blick auf die Entstehung und den Entwickelungsgang der **dramatischen** Poesie werfen, die im folgenden Jahrhundert durch die Einwirkung der alten Literatur und die Beispiele des Auslandes einen bedeutenden Schritt vorwärts geführt ward. Die Anfänge unseres Schauspiels sind in der kirchlichen Liturgie zu suchen. Die um Ostern von verschiedenen Personen mit Gesang vorgetragene Leidensgeschichte Jesu führte leicht auf den Gedanken, Action und Dialog damit zu verbinden. Bald wurden solche Darstellungen (**Mysterien**) auch an den übrigen Festtagen aufgeführt und sowohl durch Einschaltungen anderer biblischen Geschichten, als durch Beifügung redender und erzählender Personen und Lustigmacher (**Joculatoren**) erweitert und belebt. Die letztern führten in der heitern Fastnachtzeit komische Zwischenscenen auf und bildeten so einen Gegensatz gegen den Ernst der Osterfeier. Mit der Zeit wurden diese Mysterien aus der Kirche, wo gewöhnlich auch die Spiele und Aufzüge der Gaukler, Seiltänzer und Minstrels stattfanden, auf den Markt und ins öffentliche Leben eingeführt und zum Ergötzen des schaulustigen Volks allerlei Possen und Mummereien hinzugefügt. Trotz des wiederholten Verbotes von Rom aus betheiligten sich an solchen Spielen und Lustaufzügen die Geistlichen. Im Mittelalter stand das ganze Volksleben mit der Religion und Kirche in vielfacher Wechselbeziehung und erlitt durch die Kirchengesetze mancherlei

Zwang und Hemmung; dafür rächte sich das Volk von Zeit zu Zeit durch Spott und Muthwillen, ohne damit der Heiligkeit der Religion zu nahe zu treten. Von der Art waren die besonders in Frankreich ausgebildeten Narrenfeste, die aus einer Verspottung heidnischer Gebräuche allmählich in eine christliche Narrentheidung übergegangen zu sein scheinen, indem man irgend eine Begebenheit aus dem Leben Jesu in Festaufzügen darstellte, die dann mit einem lustigen Schmaus schlossen. So ritt jedes Jahr am Palmsonntag der Bischof von Halberstadt, Christus vorstellend, in Quedlinburg ein, vorauf acht Männer als Palmbrüder, Zweige hauend und ausstreuend, und im Gefolge Geistliche, Mönche und Volk in großer Menge. — Dies erleichterte im fünfzehnten Jahrhundert, als man besonders auf Befriedigung der Lachlust des Volks ausging, die Lostrennung des komischen und spaßhaften Theils der Mysterien, als Fastnachtsspiel, von dem ernsten. Zur Zeit des Carnevals, wo sich von jeher das Volk dem Scherz und der Laune überließ, sammelten sich einige muthwillige Leute in der Wohnung irgend eines freigebigen Bekannten und setzten durch allerlei Mummereien, derbe Scherze, handgreifliche Späße und lustige Einfälle denselben in so gute Laune, daß er sie mit einer gastlichen Bewirthung belohnte. Als Bühne dienten einige über Bänke gelegte Bretter: Was anfangs nur Erguß augenblicklicher Laune (Improvisation) war, wurde später nach einem gewissen Plan angelegt und in Dialoge gebracht, wobei Jahrmarktsscenen, Processe, Ehezwiste u. dgl., in denen sich derbe Witze und Anspielungen anbringen ließen, den Hauptinhalt bildeten. Solche Fastnachtsspiele waren besonders in Nürnberg üblich, wo im fünfzehnten Jahrhundert die Meistersänger Hans Folz und Rosenblüt eine Reihe solcher Farcen dichteten. Im Reformationsjahrhundert nahmen dieselben einen polemischen Charakter gegen den Papst und die römische Kirche an, in welcher Richtung besonders der Berner Maler Nic. Manuel († 1530) sich auszeichnete. Seine „sterbende Beichte" ist ein muthwilliges Spiel voll Witz und Spott in der Volksmanier. — Im Lauf des sechzehnten Jahrhunderts bildete sich dann durch den Einfluß des antiken Drama's auch in Deutschland das regelmäßige Schauspiel aus. Dies geschah durch das Zusammenwirken verschiedener Umstände: 1) Indem die Zöglinge humanistischer Lehranstalten zur Einübung der lateinischen Sprache Stücke von Plautus und Terentius aufführten und zum bessern Verständniß deutsche Einleitungen und Einschaltungen beifügten, bis sie zuletzt die gelehrte Sprache ganz aufgaben und so die Verlegung des Schauspiels aus der Schule unter das Volk herbeiführten; 2) dadurch, daß die antiken Dramen übersetzt und Jedermann zugänglich gemacht wurden; und endlich 3) durch die Versuche einiger Humanisten, wie Celtes und Reuchlin, einheimische volksmäßige, oder auch religiöse Stoffe in der gebildeten Sprache und Form des Terenz zu bearbeiten und zur Vorstellung zu bringen, wie denn bereits im J. 1498 zu Heidelberg im Hause des berühmten Dalberg eine solche regelrechte, von Reuchlin bearbeitete lateinische Komödie aufgeführt ward. Unter diesen lateinischen Stücken zeichneten sich besonders die Arbeiten des Würtembergers Nicod. Frischlin aus Waiblingen (der im J. 1590 bei einem Fluchtversuch aus der Bergfestung Hohen-Urach durch einen Sturz über die Felsen den Tod fand) durch Reiz der Erfindung und Witz aus.

B. Die Literatur in Frankreich und England.

§. 486 b. Anders war es in Frankreich und bei den normannischen Burgherren und am Königshof in England. Hier hatte die Ritter- und Minnedichtung an der aristokratischen Volksnatur, an der festeren Begründung der Feudalität, an dem eingebornen Charakter der Sage, an dem längeren Fortbestand der überlieferten Verhältnisse und Ideenkreise einen festeren Halt als in den mehr demokratisch angelegten Nachbarstaaten. Und lieferte denn der hundertjährige Erbfolgekrieg beider Nationen nicht fortwährend Scenen, welche an die karolingischen und Arturischen Rittersagen erinnerten? Hier blieb also nicht nur die ritterliche Minnedichtung unbehelligt auf ihrem Throne, sondern sie lenkte sogar den Griffel der Historiker und erlangte im fünfzehnten Jahrhundert noch einmal einen Aufschwung, als der Fall des byzantinischen Reiches und die Türkenkriege an der Donau die alten Kreuzzugsgedanken wieder weckten. Die stolzesten Erinnerungen der beiden Nationen waren mit

a) Romantische Poesie in Frankreich.

den morgenländischen Kämpfen verknüpft; in Paris, in London, in Brüssel herrschten Dynastien, die aus Frankreichs Boden hervorgegangen; der heil. Ludwig und Richard Löwenherz schienen den Enkeln aus dem Grabe zuzurufen, sie sollten nicht dulden, daß das älteste Christenreich von Mohammeds Nachfolgern entweiht werde. Solche Zeitereignisse finden stets in der Literatur ihren Nachhall. Man wurde nicht müde, fort und fort die alten Rittergeschichten zu lesen, umzuarbeiten, in die Landessprachen zu übersetzen; dabei war man aber auch beflissen, den alten Bau durch Schmuckwerk im Geiste der Zeit stets wohnlich zu erhalten; besonders wurde der Allegorie und Symbolik, welche so sehr mit dem gesammten äußerlichen Charakter des Ritterwesens jener Tage stimmte, ein weiter Raum zugewiesen. Die Allegorie war ein bequemes Gehäuse, in das man alle ideellen Bildungen, alle Erzeugnisse des Verstandes und der Phantasie, selbst die Schöpfungen der Speculation einfassen konnte. Die verhüllte Form der Einkleidung gestattete sogar dem Muthwillen, der Lüsternheit, der Obscönität Eingang, ohne daß dadurch Sitte, Anstand und der Schein äußerer Moralität verletzt wurde; wie ja auch an den Höfen der Fürsten und Burgherren unter den Formen verfeinerter Galanterie und ritterlicher Courtoisie das Laster, die Frivolität, die Wollust und Sinnlichkeit sich einschlichen. Daraus erklärt sich die große Bedeutung und Verbreitung des Romans von der Rose, einer allegorisch-didaktischen Dichtung, welche im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die Lieblingslectüre der guten Gesellschaft in Frankreich und in den Niederlanden bildete. Wenn in der ersten Gestalt, die der Roman durch Wilhelm Lorris erhalten hatte, die „Kunst zu lieben" sich noch in naiveren Vorstellungen, in züchtigeren Phantasiegebilden bewegt, so tritt in der Fortführung des allegorischen Traumlebens durch Jean de Meung, genannt Clopinel oder der Lahme, einen Zeitgenossen Dante's, der Preis des Ringens, der Minnesold, den der glückliche Eroberer der Rose gewinnt, unter der durchsichtigen Verhüllung in leicht verständlicher Sinnlichkeit auf. Die vornehme Welt, die sich an der romantischen Dichtung mit ihren poetischen Ausführungen, ihren reizenden Schilderungen und Digressionen, ihrem Reichthum an den mannichfaltigsten Situationen für alle Gesichtskreise und Lebensverhältnisse ergötzte, sah über den verführerischen Charakter weg oder legte den Worten einen ihr zusagenden Sinn bei. Die Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit der allegorischen Einkleidung gab der Auslegung einen weiten Spielraum. Konnte man doch die lüsternen und schlüpfrigen Stellen, wie im Hohen Liede Salomo's, durch allegorische und metaphorische Auslegung dem natürlichen Sinn entrücken! Auch der bedeutendste Schriftsteller des vierzehnten Jahrhunderts, Jean Froissart, dessen Zeitbücher (chroniques) so treu das Leben und Treiben der vornehmen Ritterwelt abspiegeln, huldigte dem Geschmack der Zeit zur Allegorie. Sein „Paradies der Liebe" und andere Gedichte sind ganz im Geiste und in der Form des Romans von der Rose gehalten. Aber in seinen lyrischen Gedichten schlug er einen frischeren Ton an, indem er, anknüpfend an die südliche Poesie der Troubadours, kräftiger in das reale Leben eingriff, die Dichtung aus den phantastischen Gebilden wieder auf den Boden der Wirklichkeit zu verpflanzen und mit heiterer Lebenslust, mit Scherz und Fröhlichkeit zu würzen suchte. Ein Mann von offenem Sinn und vielseitigen Gaben, wenn auch ohne tieferes poetisches Talent, hat er der Lyrik neue Formen geschaffen. So erhielt sich denn die romantische Poesie, besonders unter dem Schutze des französischen und burgundischen Hofes bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts; aber sie war so hohl und leer geworden, wie das ganze Ritterwesen: die Romantik sowohl in der Schrift, als in der Wirklichkeit glich einem Körper, aus dem bereits die Seele gewichen ist, der nun rasch der gänzlichen Auflösung entgegengeht. Der ganze mittelalterliche Apparat und Formalismus: der geharnischte Lanzenritter auf bepanzertem Roß, die prunkende Schaustellung der Turniere und Waffenfeste, die steife Galanterie in erkünstelten Formen, die minnigliche Verzückung und Begeisterung, das ganze erlernte Gefühls- und Liebeschmachten, die conventionellen Redensarten einer entschwundenen Courtoisie, alle jene Erzeugnisse und phantastischen Gebilde eines auf unnatürlichen Richtungen in Wildnisse und Irrwege gerathenen Menschengeistes standen in den Tagen, da bereits die Buchdruckerkunst erfunden war und das Schießpulver gegen Burgen und Reißige seine vernichtende Gewalt zu richten begonnen, eben so sehr im Widerspruch zu dem wirklichen Leben und zu dem realistischen und aufgeklärten Zeitgeist, wie das verjüngte Nachbild, das zu Ende des acht-

zehnten Jahrhunderts seinen Gespensterschritt durch die Reihen der verblüfften Menschenwelt richtete. Bald war das ganze Ritterwesen mit seinen Gebräuchen, Sitten und Instituten nur noch eine Rüstkammer aus alten Tagen, nur noch eine Welt des Scheines im Leben wie in der Kunst. Und als ob diese hohle Welt des Scheines nicht Blößen genug zum Angriff darböte, erleichterte die Ritterpoesie den Gegnern noch den Kampf durch Schöpfungen, denen alles Maß der Vernunft, jeder Boden der Geschichte und Tradition abging. Durch die Amadisromane, welche von Spanien aus ihren Weg nach Frankreich und andern Ländern nahmen, wurde der gesunde Menschenverstand, wurde der Mutterwitz, wurde jedes Recht der Natur gegen die Ausartung der Kunst und Poesie in die Schranken gerufen und die Satyre und Parodie gegen die entartete Romantik in den Kampf geführt.

§. 486 c. In Frankreich ging frühzeitig neben der lateinischen Geschichtschreibung eine leichtere Gattung erzählender Darstellung in der Landessprache einher, in welcher der Verfasser selbst eine unmittelbare persönliche Beziehung und Stellung zu den Begebenheiten und den Mithandelnden einnahm. Man gab diesen erzählenden Darstellungen von mehr subjectiver Haltung und Färbung den Namen Memoiren oder Denkwürdigkeiten, zum Unterschied von den gelehrten Zeitbüchern oder Chroniken, bei welchen die Person des Schreibenden ganz zurücktrat. Wir wissen, daß schon im dreizehnten Jahrhundert Villehardouin und Joinville (§. 439) solche Mittheilungen aus ihren Erlebnissen im Morgenland gegeben haben, welche durch den Reiz der Unmittelbarkeit und Frische einen eigenthümlichen Zauber auf den Leser oder Hörer ausüben. Diese Literaturgattung hat sich in Frankreich fort und fort erhalten und immer breitere Bahnen gebrochen; und wo nicht die Handelnden selbst den Griffel führten, haben sich befreundete Hände gefunden, die ihnen diesen Dienst leisteten. Sowohl von dem Abenteurer und ritterlichen Renommisten Boucicault, als von dem Haudegen Duguesclin besitzt die französische Geschichtsliteratur solche Aufzeichnungen ihrer Thaten und Schicksale. Verwandt mit diesen Memoiren und gleich ihnen auf dem Fundamente einer ritterlich-religiösen Gesinnung ruhend, ist eine andere Gattung geschichtlicher Erzählung in der Volkssprache, welche im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert einen breiten Raum einnimmt. Wir meinen damit jene „Chroniken", die nach dem Vorbilde von Froissart lange die beliebteste Art der Prosaschriftstellerei gewesen ist und besonders in Nordfrankreich und Flandern gepflegt wurde. Sie unterscheiden sich von den „Memoiren" dadurch, daß die „Chronisten", die sich selbst gern als Historiker bezeichnen und zum Theil im Auftrage fürstlicher Personen schrieben, weniger ihre eigenen Erlebnisse darstellten, als die Weltbegebenheiten ihrer Zeit, wie sie dieselben durch Erzählungen Anderer in Erfahrung gebracht, daß sie sich nicht auf die Thaten des eigenen Volkes und Landes beschränken, sondern auch die gleichzeitigen Vorgänge bei andern Nationen berichten. Sie sind eben so weit entfernt von den eigentlichen Annalisten oder Chronikschreibern, welche, von der Schöpfung beginnend, eine Art Weltgeschichte verfaßten, die desto ausführlicher wurde, je näher sie der eigenen Lebenszeit des Autors rückte, wie von den echten Historikern, welche in der pragmatischen Zusammenfassung der geschichtlichen Ereignisse und in der Charakterzeichnung der handelnden Persönlichkeiten ihre wichtigste Aufgabe sehen. Den Chronisten ist es nur um die lebendige Darstellung des realen Lebens, der Welt der Erscheinung in ihren dramatischen Effecten, der höheren Gesellschaft in ihren persönlichen Verflechtungen und Beziehungen, der Thaten und Unternehmungen in ihren Ausführungen und Wirkungen zu thun. Sind die Chronikschreiber hinsichtlich der Darstellung dieses schillernden Hof- und Ritterwesens verwandt mit den Romandichtern, von denen die meisten ausgegangen, so unterscheiden sie sich von denselben doch wieder dadurch, daß das Seelenleben, daß der Liebe Lust und Leid, daß die Vorgänge in des Menschen Innern geringe Beachtung finden und nicht zum Ausdruck kommen. Wir werden in den Ausführungen an Froissart und seinen Nachahmern diese eigenthümliche Literaturgattung, welche die Mitte hält zwischen der romantischen Ritterdichtung und der pragmatischen Geschichtserzählung, näher kennen lernen. Unter der geübten Hand des ritterlichen, lebensfrohen Canonicus von Chimay erlangte diese lebendige Malerei in ihrem kräftigen Realismus einen hohen Reiz, eine gewaltige Anziehungskraft; aber unter seinen minder befähigten Nachahmern, einem Monstrelet, Chastelain u. A., wurde die breite Darstellung

b) Chroniken und Memoiren.

ritterlicher Hof= und Kriegsscenen ermüdend und langweilig; der ihnen vorschwebende Zweck, die kommenden Geschlechter durch die Großthaten der Gegenwart zur Nacheiferung anzufeuern, gewährte den Nachgebornen, die unter andern Eindrücken und Erscheinungen herangewachsen waren, kein Interesse mehr. Es war daher ein Zeitbedürfniß, daß die geschichtliche Memoirenliteratur, von welcher die Chronisten ihre ersten Impulse empfangen hatten, wieder andere Wege einschlug, wieder in die veränderten Zeitrichtungen, auf die neuen Interessen und Ideen einlenkte. Dies geschah durch Philipp Comines (Commynes), dessen „Denkwürdigkeiten" den Uebergang zur echten Geschichte in pragmatischer Entwickelung bilden, in denen die Welt der Erscheinung auf einem tieferen Unterbau aufgeführt ist und die eine Anschauung von einer göttlichen Vorsehung und einer ewigen Weltordnung durchblicken lassen, nach welcher Ursachen und Wirkungen in vernünftiger Wechselbeziehung stehen und Schuld und Strafe ihre Ausgleichung finden.

Froissart. **Froissart.** Die in vier Bücher mit vielen Capiteln vertheilten Zeitbücher (chroniques) Jean Froissarts, worin alle wichtigen Begebenheiten in Frankreich, England, Schottland, Spanien und Bretagne vom J. 1326 bis zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts dargestellt sind, tragen in Stil und Colorit ganz das Gepräge seines bewegten Lebens und bilden ein merkwürdiges Denkmal des Charakters und der Sitten seiner Zeit. Er war 1337 in Valenciennes geboren und starb zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts als Canonicus von Chimay, aber sein ganzes Leben war eine Wanderschaft; trotz seines geistlichen Standes blieb er stets ein fahrender Sänger gleich den alten Troubadours und Minstrels. Durch seine geselligen Talente, durch seine Ritterromane und Ritterlieder, durch seine Erzählungsgabe, durch Witz und Laune in heiterer Gesellschaft erwarb sich Jean Froissart die Gunst der Fürsten und Großen, der Herren und Frauen, so daß ihn die Königin Philippa von England zu ihrem Privatsecretär (Clark) ernannte und er sich in seinem vielbewegten Leben stets des Umgangs der vornehmen Welt zu erfreuen hatte. Da er alle Länder und Orte, die er in seinen Geschichtbüchern erwähnt, aus eigener, durch große Reisen erworbenen Anschauung kannte, mit den meisten Personen selbst bekannt war und eine große Gewandtheit im Erzählen besitzt, so können seine Zeitbücher als das bedeutendste Werk mittelalteriger Geschichtschreibung gelten. Froissarts Chroniken sind der Nachklang der älteren Ritterromane; bei seinen Erzählungen und Schilderungen wird man überall an die ideale Welt der Sage und Dichtung erinnert, welche im vierzehnten Jahrhundert das geistige Leben der Gesellschaft erfüllte und beherrschte, welche nach seiner Zeit allmählich verschwand und ihrem Verfall entgegen ging. Nicht als ob der Chronikschreiber in seinen Geschichten Wahrheit und Dichtung vermischt vortrüge; die historischen Begebenheiten, die er mittheilt, sind treu und zuverlässig, und er hat keine Mühe gescheut, sich über den wahren Sachverhalt zu unterrichten und das Echte vom Falschen zu scheiden; allein er verweilt nur bei der äußeren Erscheinung; er schildert das Leben der Wirklichkeit mit künstlerischer Virtuosität und romantischer Färbung, aber nur in den großen geschichtlichen Actionen, nur in den Situationen der aristokratischen Gesellschaftskreise, mit dem sichtbaren Wohlgefallen eines geschickten Malers an der Farbenpracht seiner Scenerie und an der Zeichnung und Gruppirung seiner Heldengestalten. Schlachten und Waffenthaten, Belagerungen und Gefechte zu Land und zu Wasser, ritterliche Zweikämpfe, Turniere und galante Abenteuer, Hochzeiten, Hoffeste und Bankette werden mit dramatischer Lebendigkeit und mit dem ganzen Apparat einer sorgfältigen Genremalerei vorgeführt, wir bewegen uns in einer Welt voll Ruhm und Ehre, voll Lust und Herrlichkeit, voll tapferer Männer und liebreizender Frauen; aber das innere Leben der Seele, die Regung des menschlichen Herzens werden nicht in der Tiefe erfaßt; die Geschichte erscheint bei Froissart als eine ununterbrochene Reihe von Handlungen und Begebenheiten, der innere Pragmatismus, die Triebe und Leidenschaften schlummern im Dunkeln. Er erzählt mit derselben Anmuth und Unbefangenheit gute und schlimme Thaten, Handlungen aufopfernder Hingebung und übermüthigen Frevelsinnes; er ist der echte Sohn seiner Zeit, die über der glänzenden Außenseite die inneren Schäden nicht bemerkte. Die sittenrichterliche Strenge des wahren Historikers, das zornmüthige Aufflammen über Unrecht, Frevelsinn und Bedrückung, das Erforschen der politischen Motive, der geheimen Vorgänge und Triebe in der Seele der handelnden Persönlichkeiten treten in Froissarts Zeitbüchern nicht zu Tage.

Comines. **Comines.** Mit Froissarts Nachfolger La Marche geht diese Geschichtsauffassung, die an den Aeußerlichkeiten des Lebens, an den Kriegsthaten und Abenteuern der Ritter, an dem lustigen

Gesellschaftsleben der Höfe mit bewundernbem Interesse verweilt, zu Ende. In seinem Zeitgenossen Comines treten andere Fragen in den Vordergrund, nehmen die Chroniken und geschichtlichen Denkwürdigkeiten einen anderen Zug. Schon der Umstand, daß Comines, der Sprößling einer reichen, ursprünglich bürgerlichen Familie Flanderns, die im Dienste der burgundischen Herzoge zu Adel und Ehrenämtern emporgestiegen, von Karl dem Kühnen zu Ludwig XI. überging, kann als Beweis gelten, daß er mehr Sympathie fühlte mit dem staatsklugen Valois, als mit dem ritterlichen Burgunder. Wie hoch der französische König den Besitz des burgundischen Herrn anschlug, geht daraus hervor, daß der sonst so sparsame Monarch ihm nicht nur sofort ein Jahrgehalt von 6000 Livres zuwies, sondern auch, als der Abtrünnige von Karl dem Kühnen geächtet und seiner niederländischen Güter verlustig erklärt ward, ihm zur Entschädigung eine Geldsumme von 41,700 Livres als freiwilliges Geschenk gab und ihm im Laufe der Jahre das Fürstenthum Talmont und mehrere Herrschaften verlieh, ihn zum Seneschall von Poitou erhob und ihn fort und fort mit neuen Gaben bedachte, mit confiscirten Rittergütern belehnte. Ja diese Gunst steigerte sich mit den Jahren dergestalt, daß Ludwig XI. in seiner Zurückgezogenheit zu Plessis-les-Tours ihm sein größtes Vertrauen zuwandte, ihn zu den wichtigsten Unterhandlungen und Staatsgeschäften verwendete, die geheimsten Briefschaften zuerst durch ihn erbrechen ließ, daß er an Einem Tische mit ihm aß, in Einem Bette mit ihm schlief; in seinen letzten Jahren, als der Beichtvater die leise gesprochenen Worte des Königs nicht mehr verstand, denselben zum Dolmetscher seiner Beichtbekenntnisse machte. Nach dem Tode Ludwigs XI. wurde Comines in das Parteitreiben zwischen Anna von Beaujeu und dem Herzog von Orleans hineingerissen. Es wurden Briefe aufgefangen, in welchen Comines den Aufständischen Nachricht von den Vorgängen am Hof gab. Dafür mußte er acht Monate in einem der eisernen Käfige schmachten, die der von ihm so sehr gerühmte Ludwig XI. zur Peinigung der Menschen erfunden hatte, und dann noch drei Jahre im Gefängniß zubringen. Auch scheint er sein Fürstenthum Talmont eingebüßt und nie wieder erlangt zu haben. Wenigstens nennt er sich später nach den Gütern seiner Frau Herr von Argenton. Der italienische Feldzug Karls VIII. war nicht nach seinem Sinn; dennoch nahm er den wichtigen Gesandtschaftsposten in Venedig an, den ihm der König übertrug und wirkte dort aus allen Kräften im Interesse Frankreichs gegenüber der anti-französischen Ligue. Bei der Thronbesteigung Ludwigs XII., mit dem er schon gegen die Reichsverweserin Anna verbunden gewesen war, besserte sich seine Lage, so daß er seine letzten Lebensjahre bis zu seinem am 18. October 1509 erfolgten Tode in hohen Ehren und Ansehen zubrachte. Während dieser Zeit hat er seine „Denkwürdigkeiten", die er bald nach Ludwigs XI. Tode begonnen, zu Ende geführt. Diese Denkwürdigkeiten sind die wichtigste Geschichtsquelle über die letzten Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts; und das Urtheil über Karl den Kühnen wie über Ludwig XI. ist hauptsächlich aus seiner Darstellung in die Weltgeschichte übergegangen. Daß dabei der erstere gegen den letzteren zu kurz gekommen, läßt sich aus der Stellung des Verfassers zu beiden Fürsten wohl annehmen. Der Burgunder hatte alle Ursache, dem Abtrünnigen zu grollen und dieser konnte sich nicht veranlaßt sehen, den ihm feindlich gesinnten Mann mit besonderer Zuneigung zu behandeln. Dazu kam noch, daß Comines mehr Sympathie mit der Natur und dem Wesen Ludwigs XI. empfand, als mit dem Charakter des burgundischen Herzogs. Ein so überlegender und berechnender Staatsmann, der überall mit Verstand und Umsicht handelte, vor der That alle möglichen Folgen erwog, konnte keinen Gefallen finden an dem leidenschaftlichen, ungestümen Vorgehen Karls; für ihn hatte das Ritterthum seinen Reiz verloren, er suchte seinen Ruhm nicht auf dem Schlachtfelde, sondern im Cabinet. Und hat nicht vielleicht sein weitschauender Blick den unvermeidlichen Fall des burgundischen Reiches unter dem unbesonnenen Herrscher vorhergesehen? In Ludwig XI. dagegen erkannte er den Mann der Neuzeit, der seine Herrschaft lieber auf geistige Ueberlegenheit als auf Waffengewalt stützen wollte. Zu ihm fühlte er sich daher in hohem Grade hingezogen, ihm diente er mit Neigung und Eifer. Man würde übrigens irre gehen, wollte man Comines für einen unzuverlässigen, parteiischen Schriftsteller halten. Er sagt nirgends die Unwahrheit und verschweigt nichts Wesentliches: aber seine Darstellung, ohnedies kühl und ruhig, läßt doch deutlich erkennen, auf welcher Seite er steht. Die Grausamkeit, die Hinterlist, die Verstellung Ludwigs geben ihm wenig Anstoß, während die thörichten und leidenschaftlichen Unternehmungen Karls scharf beurtheilt werden: und selbst der tragische Fall seines ehemaligen Herrn auf dem Schneefelde vor Nancy wird ohne alle Gemüthserregung erzählt. Nach Comines war er ja nur die nothwendige Folge der unbesonnenen, verkehrten Politik des ritterlichen Kriegsfürsten! Die Denkwürdigkeiten Comines',

sollten nur Bausteine sein, die er seinem Freund und Gesinnungsgenossen, dem Erzbischof von Vienne, zu einem beabsichtigten lateinischen Geschichtswerk liefern wollte; aber unter der geschickten Hand und gewandten Feder des Staatsmannes sind sie ein merkwürdiges Denkmal jener ruchlosen, verderbten Zeit geworden, wo aus der gährenden Tiefe des Lasters und der Verbrechen, der Untreue und Gewissenlosigkeit eine neue Periode der Weltgeschichte emporstieg. Dem damaligen Geschlechte war der Maßstab für Recht und Tugend abhanden gekommen. Wer sich auf seinen Vortheil gut verstand, galt für weise, und wer seine Sache durchsetzte, für einen überlegenen Geist. Die Mittel und Wege kamen dabei wenig in Anschlag. So konnte Comines zu dem Ausspruch kommen: „er glaube keinen Fürsten gekannt zu haben, der, Alles betrachtet, weniger Fehler gehabt, als Ludwig XI.". Denn er war Meister in dieser klugen Staatskunst und hat viel Großes geschaffen, aber ohne alle eigene persönliche Größe. Auch besaß er die von Comines so hoch angeschlagene Regentengabe, geschickte und fähige Leute in seinen Dienst zu ziehen und als taugliche Werkzeuge an den rechten Ort zu stellen. Diese von Gott verlassene Uebergangszeit aus dem Mittelalter in die Neuzeit spiegelt sich in Comines' Memoiren treu und wahrhaftig ab und die einzelnen Züge sind mit Meisterhand und mit tiefer Kenntniß der Menschen und Verhältnisse gezeichnet; die Ereignisse werden in dramatischer Entwickelung, von ihrem Ursprunge bis zu ihrem Ausgange an dem Leser vorüber geführt und aus den Motiven der Handlungen die Erscheinungen hergeleitet. Aber im moralischen Urtheil ist er ein Kind seiner Zeit. Tugend und Weisheit sind ihm gleichbedeutend mit Verstand und Klugheit; sein Sittengericht wird oft von Glück, Macht und Erfolg bestimmt.

c) Entwickelung der englischen Sprache u. Literatur.

§. 486 d. Der hundertjährige Krieg zwischen Frankreich und England schärfte in beiden Ländern das Nationalgefühl und führte in dem Inselreiche den Verschmelzungsprozeß der verschiedenen Volkselemente zur Vollendung. Denn erst der politische Gegensatz und die feindseligen Beziehungen und Rivalitäten bewirkten, daß sich die Engländer allmählich frei machten von dem mächtigen Einfluß, den die französische Sprache und Dichtung seit der normannischen Eroberung jenseits des Kanales geübt hatte. Und wenn gleich dieses nationale Bewußtsein sich noch nicht zu solcher Höhe aufzuschwingen vermochte, daß auch die englische Literatur sich selbständig und unabhängig hätte ausbilden, sich hinsichtlich des Inhaltes und der poetischen Stoffe von der Herrschaft des Auslandes hätte emancipiren können, so geschah doch ein großer Schritt, daß im vierzehnten Jahrhundert die **englische Sprache** sich zum gemeinsamen Nationalidiom entwickelte, in welchem fortan alle Erzeugnisse der Phantasie und des Verstandes ihren naturgemäßen Ausdruck fanden. Alles was der englische Geist in früheren Jahrhunderten hervorgebracht, war in Sprachen niedergelegt, die nur eine landschaftliche Geltung hatten oder einzelnen Gesellschaftsklassen zur Mittheilung dienten; und selbst die altenglischen Aufzeichnungen legislatorischer oder historischer Zeitereignisse waren keineswegs die gemeinverständliche nationale Sprachform des britischen Volkes. Diese altenglischen Schriftstücke bildeten nur eines der Elemente, die gesondert neben einander hergingen, ohne sich noch in einem gemeinschaftlichen Hauptstrom zu vereinigen. Bei Hof, in den Gerichten und öffentlichen Verhandlungen, ja selbst in den Schulen herrschte noch durchgängig die normännisch-französische Sprache; die Geistlichkeit bediente sich des Lateinischen als Schrift- und Kirchensprache; das Volk sang seine Lieder oder erzählte die überlieferten Sagen und Geschichten in Mundarten, die je nach der Abstammung und den früheren Schicksalen der Bewohner sich landschaftlich schieden und ihren celtischen oder angelsächsischen Ursprung treu bewahrten. Erst seitdem um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts **Geoffroy Chaucer**, wie ein Menschenalter früher Dante in Italien, aus den Volksdialekten eine allgemeine Nationalsprache schuf, trat die englische Literatur ihren eigenen unabhängigen Lebensgang an, daher man ihn auch mit Recht als „Vater der englischen Dichtkunst" bezeichnet hat. Denn selbst seine beiden Zeitgenossen **Robert Longland**, den man die unter dem Namen „Gesicht Peters des Pflügers" bekannten allegorischen Satiren zuschreibt, und **John Gower**, ein vermögender, wissenschaftlich gebildeter Gutsbesitzer von ritterlicher Herkunft aus Kent, welcher im reiferen Alter auf Anregung König Richards II. einen didaktisch-allegorischen Roman in ungewandter Sprache und voll gelehrten Wissens verfaßte, schritten noch mit unsicheren Tritten einher. Die „Vision", eine durch die Kraft und Laune des Tons wie durch die tüchtige Gesinnung anziehende Dichtung

in volksthümlicher Sprache mit natürlichem Humor, ist in langen reimlosen Versen geschrieben, die einen daktylischen Rhythmus haben und durch Alliteration den angelsächsischen Typus darzustellen streben; und von Gowers Werk ist nur der dritte Theil, „die Beichte des Verliebten", ein umfangreiches, moralisch-allegorisches Gedicht, in englischer Sprache geschrieben, während die beiden andern Theile, „die Stimme des Rufenden" in lateinischen Elegien nach Ovid, und „Spiegel des Nachdenkenden" in französischen Reimen verfaßt sind. Auch die merkwürdige, mit Legenden und Wundergeschichten ausgeschmückte Reisebeschreibung des Ritters John Mandeville nach dem Orient in altenglischer Prosa gibt Zeugniß von der unvollkommenen Sprachbildung des vierzehnten Jahrhunderts. Das Reisebuch, das Mandeville († 1372) auch in französischer und italienischer Sprache verfaßte, verbreitete sich bald über ganz Europa, wurde auch mehrmals ins Deutsche übersetzt und gehörte zu den beliebtesten Volksbüchern der Zeit.

Kein Mann war so geeignet, der englischen Nation die literarischen Erzeugnisse des Auslandes zuzuführen und zu eigen zu machen als Chaucer. Vertraut mit der lateinischen, französischen und italienischen Sprache, in der vornehmen Welt sich bewegend und in den Geschmack und die gesellschaftliche Bildung des Festlandes eingeweiht, war er ein trefflicher Uebermittler und Verpflanzer der literarischen Güter des Auslandes auf englischen Boden, und sein Geist war gewandt und beweglich genug, das Fremde und Geliehene in sich aufzunehmen, zu verarbeiten und in eine nationale Form zu gießen. In dieser Gabe der Aneignung und Verarbeitung fremder Stoffe, in der Verbesserung des Metrums durch Einführung und Nachbildung der italienischen Versmaße, insbesondere der fünffüßigen Jamben, in der leichten scherzhaften und witzigen Erzählungsweise und in der Empfänglichkeit für die Natur in allen ihren Erscheinungen, in Flur und Wald, wie in der Menschenwelt besteht das Hauptverdienst Chaucers. Er war kein schöpferischer Geist, denn bei den meisten seiner Dichtungen folgte er fremden Vorbildern: sein „Roman von der Rose" ist eine Bearbeitung des erwähnten französischen Werkes, seine „Canterbury'schen Erzählungen" sind in Anlage und zum Theil auch im Inhalte Nachbildungen von Boccaccio's Decamerone (§. 456); auch „Troilus und Cressida" ist diesem italienischen Dichter entlehnt; andere Geschichtchen und Poesien hat er den französischen Fabliaux, den Provençalen, den Märchen des Alterthums und des Orients entnommen, sogar viele Worte und Ausdrücke aus seinen französischen Quellen in die englische Sprache eingeführt; aber die kunstvolle Darstellung, die Verflechtung und Gruppirung des Ganzen, der heitere Witz und Humor und die trefflichen Charakterzeichnungen sind sein volles Eigenthum; diese Eigenschaften erheben ihn zum originellen Nationaldichter. Ueberall erkennt man den gebildeten, welterfahrenen Mann, der sich in allen Gesellschaftskreisen umgesehen, das wirkliche Leben aus eigener Anschauung kennen gelernt, alle Eindrücke, die er im Verkehr mit den Menschen der verschiedenen Stände in sich aufgenommen, mit Klarheit und sicherem Tacte zu gestalten und zu reproduciren versteht. Dabei war er der eigentliche Schöpfer der poetischen Kunstsprache der Engländer, indem er den alten schwerfälligen Stabreim verdrängte, eine auf das Princip der Hebungen und Senkungen in gesetzmäßigem Wechsel gegründete Prosodie schuf und einen correcten Reim und gefälligen Tonfall einführte. Diese Eigenschaften traten nirgends deutlicher zu Tage als in seinem berühmtesten Werke, den Canterbury-Geschichten. Den Gedanken, eine Anzahl Personen, „allerlei Volk", die auf einer Wallfahrt nach Canterbury begriffen sind, in der Herberge zum Heroldsrock in Southwark sich versammeln und auf den Vorschlag des Wirthes die Weiterreise durch Erzählungen verkürzen zu lassen, entnahm er ohne Zweifel dem Decamerone; aber die Charakteristik der Pilger in dem heiteren humoristischen Prolog und die darin eingeflochtene Schilderung der socialen Zustände seiner Zeit voll der treffendsten satirischen Züge und Anspielungen sind ihm ganz eigenthümlich und geben Zeugniß von seinem großen Talent in der Beurtheilung und Darstellung realer Verhältnisse. In der Beschreibung der Gesellschaft entrollt er ein farbenreiches Bild von dem öffentlichen Leben und Treiben jener Tage unter allen Ständen. Die Erzählungen des verschiedenartigsten Inhalts mit den redseligen Einschaltungen und Digressionen, den ausgesponnenen Betrachtungen, Reflexionen und Nutzlehren bilden einen reichen Schatz von Literaturkunde, Welterfahrung und Menschenkenntniß, von Witz und Humor.

Chaucer 1328—1400.

VI. Geschichte der übrigen europäischen Staaten im Mittelalter.

1. Frankreich und England.

a) Frankreich unter den ersten Capetingern.

§. 487. Die Lehnsmonarchie. Als Hugo Capet (§. 329) den machtlosen Thron der Karolinger bestieg, war das königliche Ansehen tief gesunken. Der König fand nur soweit Gehorsam, als sein Arm und sein Schwert reichte. Die Herzöge, Grafen und Barone der verschiedenen Provinzen (die Kron-Vasallen) betrachteten den König, der eigentlich blos Herr von Francien war, als ihres Gleichen und gestanden demselben nur insofern den ersten Rang unter ihnen zu (primus inter pares), als sie ihn als Oberlehnsherrn anerkennen und ihm huldigen mußten. Diese oberlehnsherrlichen Rechte aber durften die Kronvasallen nicht schwächen, wenn sie nicht ihren eigenen Lehnsleuten und Untergebenen das schlimme Beispiel des Treubruchs geben und sie zu einem ähnlichen Verfahren gegen sich selbst ermuntern wollten. Denn eben so lose als die Bande zwischen dem König und den Kronvasallen, waren auch die zwischen den Kronvasallen und ihren Dienstmannen. Darum wurde die Oberlehnsherrlichkeit des Königs stets geachtet, und er bei Streitigkeiten der Kronvasallen unter sich und mit ihren Lehnsleuten häufig zum Schiedsrichter erwählt, der erste Schritt zur Erhöhung der Königsmacht. So wurde die rohe Willkür und Selbstsucht, die sich anfangs in dem wildesten Faustrechte und Fehdewesen der mächtigen Edlen kund gab, allmählich durch die Macht der Sitte und die Geltung des feudalen Rechts gemildert und gezügelt. Die königliche „Oriflamme", die flammenartig ausgeschnittene Fahne mit goldenem Stabe, galt als Reichspanier. — Eben so hielt es auch die Geistlichkeit für rathsam, den König als obersten Heerführer und Richter, wie ihn die heilige Schrift darstellt, anzuerkennen und seinen Bedürfnissen durch freiwillige Gaben hie und da abzuhelfen, da sie des königlichen Schutzes gegen den gewaltthätigen Adel nicht entbehren konnte, so sehr sie auch bemüht war, durch zahlreiche Waffenknechte und mehr noch durch die Macht der Religion und des Aberglaubens ihre Klöster, Kirchen und Schätze gegen räuberische Ueberfälle zu schirmen. Es wurde oben erwähnt (§. 354), daß hier der „Gottesfrieden" seinen Ursprung genommen, und in der That übte die Scheu vor der Heiligkeit der Reliquien und die Angst vor den Kirchenstrafen und der Höllenpein eine größere Macht auf die rohen Gemüther des wilden französischen Raubadels, als Gesetz und Waffen. Uebrigens bewahrte die französische Geistlichkeit auch dem Papste gegenüber eine größere Selbständigkeit als die der andern Länder und wachte eifersüchtig über die alten Freiheiten der gallicanischen Kirche. Die Streitschriften des gelehrten Bischofs Berengar von Tours gegen die Kirchenlehre von der Transsubstantiation und die theologischen Studien des in der Normandie thätigen Lombarden Lanfrank waren Zeichen eines frischen Geisteslebens und eines unabhängigen Forschungssinnes unter der gallicanischen Geistlichkeit des elften Jahrhunderts. — Eine wichtige Stütze erwuchs der Königsmacht im zwölften Jahrhundert in den städtischen Gemeinwesen. Durch die Kreuzzüge, die Handel und Gewerbfleiß förderten, gewann der Bürgerstand in demselben Grade an Wohlhäbigkeit, wie der französische Adel, der am meisten dabei betheiligt war, verarmte; der Wohlstand gab Muth und Freiheitsgefühl; „der reichgewordene Bürger aber versäumte die Gelegenheit nicht, dem geldbedürftigen Baron Rechte und Privilegien abzukaufen". Die von dem Adel ausgestellten Freibriefe wurden später von dem Könige bestätigt, so daß dieser als die Quelle der städtischen Rechte angesehen ward und sein Gerichtshof in höchster Instanz über die Streitigkeiten der Städte mit dem Grundadel entschied. Je mehr aber die städtischen Gemeinwesen sich hoben, das Gilden- oder Zunftwesen sich ausbildete und eine wehrhafte Bürgermacht bereit war, die Freiheiten und Rechte, die Communalverfassung und die freie Einsetzung ihrer Beamten (Municipalität) und Richter gegen jeden Angriff

zu vertheidigen, desto mehr bedurften sie des Schutzes der Könige gegen den eifersüchtigen Adel und desto mehr waren sie bereit, durch Gegendienste sich des königlichen Schutzes zu versichern. Als daher im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die Einberufung der allgemeinen Reichsstände behufs der Steuern und Gesetze in Uebung kam, trugen die Könige Sorge, recht viele städtische Abgeordnete dem Adel und der Geistlichkeit beizufügen, um ihre Partei zu mehren, da die Städte immer mit dem Hofe stimmten. Diesen Gang nahm die Entwickelung der bürgerlichen Verfassung in Frankreich unter den Capetingern der älteren Linie (987—1328).

Ursprung der Städtefreiheit in Frankreich. In den französischen Städten war wie in den langobardischen und deutschen die altrömische Municipaleinrichtung unter den Stürmen der Völkerwanderung untergegangen. Aber durch die Vermischung germanischer und romanischer Elemente entstand mit der Zeit eine neue städtische Ordnung, die unter den Karolingern durch Einführung der Schöffengerichte für Rechtspflege und Verwaltung eine feste und gleichartige Form erhielt. Dieser Schöffenrath mit seinem Aeltesten oder Vorstand (major) an der Spitze verfocht die städtische Freiheit und Selbständigkeit gegen die Bischöfe, Aebte und Grafen, die als Lehnsherren der Städte dieselben unter ihre Herrschaft zu bringen suchten. Gegen dieses auf aristokratischem Geburtsrecht beruhende Schöffenthum gab sich seit dem zwölften Jahrhundert, wie später in Deutschland (§. 422), eine demokratische Opposition kund, die, von den Königen begünstigt, nicht nur die erbgeschlechtliche Schöffeneinrichtung allmählich untergrub und verdrängte, sondern auch gegen die lehnsherrlichen Rechte der Grafen und Bischöfe ankämpfte. Diese Opposition, die das allgemeine Erwachen des Bürgerthums ankündigte, erstarkte mehr und mehr und führte endlich zur Begründung freier Communalverfassungen in allen Städten Frankreichs. Dies geschah jedoch nicht ohne langjährige blutige Kämpfe der Bürgerschaften gegen ihre Feudalherren, die darin ein aufrührerisches Unternehmen sahen und ihre Rechte mit Gewalt der Waffen zu behaupten suchten. Aber die städtische Freiheit ging siegreich aus dem Kampfe hervor. Schon im zwölften Jahrhundert waren die meisten Städte Frankreichs freie „Communen" mit einem selbstgewählten Rathe und eigener Gesetzgebung. „War es nun den Bürgern gelungen, auf die eine oder andere Weise eine Communalverfassung herzustellen, so suchten sie dann auch die königliche Bestätigung für dieselbe nach, theils um ihr dadurch ein höheres gesetzliches Ansehen zu geben, theils um nöthigenfalls auch des königlichen Beistandes versichert zu sein. Und damit erhielt nicht weniger auch das Königthum eine sehr wesentliche Verstärkung, indem die den Kronvasallen untergebenen, aber von den Königen bestätigten Communen zugleich in ein näheres Schutzverhältniß zu diesen traten, wobei sie sich denselben in der Regel zur Kriegshülfe verpflichteten. Doch erkannten bald auch die Lehns- und Landesherren selbst, daß sie sich größere Vortheile versprechen dürften von der Befreiung und Wehrhaftigkeit ihrer Städte, als von deren Unterdrückung, und so ließen sie sich ebenfalls nicht nur zu ausgedehnten Privilegien herbei, sondern bewilligten bisweilen auch vollständige Communalverfassungen." — Die Städteverfassungen von Frankreich bestanden demnach seit dem zwölften Jahrhundert aus drei Elementen, aus dem Schöffengericht, der Commune und der herrschaftlichen Hoheit. Auf ähnliche Weise, wie in den flandrischen und nordfranzösischen Städten die Communalräthe sich bildeten, entstanden in den südfranzösischen die städtischen Consuln durch italienische Einwirkungen.

§. 488. Das Streben der capetingischen Könige ging zunächst auf Befestigung und Hebung ihres Thrones, und hierbei wurden sie nicht minder vom Glück als von ihrer Klugheit unterstützt. Ein Glück war es, daß bei der langen Lebensdauer der meisten Könige die Krone selten erledigt ward, daß fast immer ein volljähriger Sohn dem Vater nachfolgte und darum nie ein Thronstreit oder Erbfolgekrieg entstand. Wohlberechnete Klugheit aber war es, daß die ersten capetingischen Könige noch bei ihren Lebzeiten ihren ältesten Sohn krönen ließen und zum Mitregenten annahmen, so daß bei dem Hintritt des Vaters die Regierung fast keine Veränderung erlitt. Unter Ludwig VI. und VII. übte gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts der Abt Suger von St. Denis, ein Mann von tiefer Einsicht und politischer Bildung, einen wohlthätigen Ein-

fluß auf den Gang der Staatsverwaltung. Er leitete den Staatshaushalt mit Weisheit und Sparsamkeit und beförderte die Hebung der Königsmacht. Denn „er hatte sich in dem Studium des alten kaiserlichen Rechts mit der Idee des eigenthümlichen Berufs der höchsten Gewalt durchdrungen und ein lebendiges Bewußtsein von Recht und Gerechtigkeit, ihrer Verbindung mit der Macht und von der Pflicht des Königthums, das Recht zu handhaben, in sich ausgebildet". Nach seinem Rath begünstigten die Könige die Gründung städtischer Gemeinwesen und bewirkten, daß die königlichen Gerichte sich der Bürger und Freisassen und der bedrängten Kirche gegen die Edelleute annahmen. Ludwig VII. hatte
1152. die Gewissenhaftigkeit, bei der Scheidung von seiner treulosen Gemahlin Eleonore das Erbe derselben, Aquitanien (Guienne, Poitou und Gascogne), zurückzugeben. Wenige Wochen nachher heirathete sie Heinrich von Anjou, aus dem französischen Fürstenhause, das von der Ginsterpflanze im Wappen den Namen Plantagenet führte, und brachte dem neuen Gemahl, der bald nachher König von England wurde, das reiche Erbe als Heirathsgut zu, wodurch die großen Besitzungen der englischen Könige im Westen und Südwesten von Frankreich bedeutend vermehrt wurden, Besitzungen, die an Umfang sowohl die des französischen Königs in der Mitte, als die zum deutschen Reich gehörenden burgundischen Länder im Osten (§. 353) weit übertrafen. „Man hat berechnet, daß mehr als die Hälfte des spätern Frankreich in ihren Händen war, während dem König selbst kaum der vierte Theil desselben, wir sagen nicht gehorchte, sondern nur anhing. Vor dieser Macht, die für den größten Theil von Frankreich einen neuen Mittelpunkt schuf, erbleichte der Glanz des Königthums."

Die Reihenfolge der capetingischen Könige älterer Linie ist folgende: Hugo Capet (987 bis 996); Robert (997—1031); Heinrich I. (1031—1060); Philipp I. (1060—1108); Ludwig VI. (1108—1137); Ludwig VII. (1137—1180); **Philipp** II. **August** (1180—1223); Ludwig VIII. (1223—1226); **Ludwig** IX. der **Heilige** (1226—1270); Philipp III. (1270—1285); **Philipp** IV. der **Schöne** (1285—1314); Ludwig X. (1314—1316); Philipp V. der Lange (1316—1322); Karl IV. (1322—1328).

b) England unter den Plantagenets.

§. 489. Die Epigonen der Eroberung. König Heinrich I. (§. 338) hinterließ eine Tochter Mathilde, die in erster Ehe Gemahlin Kaiser Heinrichs V. gewesen war und dann von ihrem Vater mit Gottfried Plantagenet, dem Sohne des Grafen Fulko von Anjou, vermählt wurde; diesem gebar sie einen Sohn, den nachherigen König Heinrich II. Als Heinrich I. mit seiner Tochter, welcher er die Nachfolge für sich und ihren Sohn zugesichert hatte, in Zwist gerieth und bald darauf (1135) starb, bemächtigte sich sein Neffe Stephan, der von dem König mit großer Auszeichnung behandelt worden war, mit Hülfe der hohen Geistlichkeit, insbesondere seines Bruders, des Bischofs Heinrich von Winchester, der Regierung und wurde nach seiner Krönung durch den Erzbischof von Canterbury allgemein als König anerkannt. Er begann seine Regierung mit der Ertheilung eines Freibriefes, worin er die alten Rechte des Klerus, Adels und Volkes bestätigte und mehrere drückende Neuerungen seines Vorgängers, insbesondere die Einhegung der Wälder und die strengen Gesetze gegen Wildfrevel

abschaffte. Aber Mathilde behauptete ihre Ansprüche und viele englische und normannische Grafen und Herren traten auf ihre Seite. An der Spitze ihres Anhanges stand ihr unternehmender und tapferer Stiefbruder, Robert von Glocester, welcher seine feste Stadt Bristol zum Sammelplatz der ganzen Partei machte. Bald wüthete in allen Theilen des Reichs ein verheerender Bürgerkrieg. Edelleute und Bischöfe, heißt es in einer Chronik, bauten Burgen und legten verwegene, gottlose Kriegsmannen hinein, welche das Landvolk bedrückten und ausplünderten und die Städte mit Raub und Brand heimsuchten. Laut klagte das Volk, daß Christus und seine Heiligen schliefen. Als Stephan fremde Soldtruppen in Dienst nahm, besonders Fläminger (Brabanzonen genannt) und Bretagner, um dem Fehdewesen und der zunehmenden Anarchie zu steuern, erhoben sich die Barone gegen ihn und zugleich fiel David I. von Schottland, ein naher Verwandter Mathildens, in Northumberland ein; doch wurde Stephan der Empörer Meister und schlug die Schotten in der berühmten „Standarten- 1137.
schlacht", so genannt, weil die Engländer, gleich den Lombarden, sich um einen Fahnenwagen mit geweihten Gegenständen an dem Mastbaum geschaart hatten. Als der König jedoch mit dem Klerus, der an Trotz und kriegerischer Gewaltthat den Baronen nicht nachstand, sich entzweite, gewann Mathilde wieder an Ansehen; sie landete an der englischen Küste und begann einen verheerenden Krieg mit ihrem Mitbewerber. Stephan wurde in dem Treffen bei Lincoln 1139.
besiegt und gefangen genommen und Mathilde von Stephans eigenem wankelmüthigen Bruder in der Kathedrale von Winchester gekrönt und als Königin 1141.
ausgerufen. Doch machte sich die neue Herrscherin durch Härte und Uebermuth viele Feinde, besonders bei der Londoner Bürgerschaft, so daß Stephan, nachdem er durch Auswechselung mit dem gleichfalls in Gefangenschaft gerathenen Robert von Glocester seine Freiheit wieder erlangt hatte, den Kampf mit Erfolg erneuern konnte. Endlich kam ein Friedensvertrag zu Stande, worin Stephan für seine noch übrige Lebenszeit den Thron behielt, der Sohn der Mathilde 1153.
aber als künftiger Erbe des Reichs anerkannt ward.

§. 490. **Heinrich II. und Thomas Becket.** Mit Heinrich II. gelangte das ruhmreiche Geschlecht der **Plantagenets** zur Herrschaft und ihre Heinr. II. 1154—
Erbländer an der Loire (Anjou, Maine, Touraine) und Garonne 1189.
vergrößerten wesentlich die normannischen Besitzungen der britischen Könige im westlichen Frankreich, führten aber auch feindliche Berührungen und ewige Kriege zwischen den beiden Kronen herbei, da die französischen Könige, als gesetzmäßige Lehnsherren der Herzöge von der Normandie und der Grafen von Anjou und Guienne, Rechte über die englischen Könige in Anspruch nahmen, die diese nicht anerkennen wollten und denen sie sich zu entziehen strebten. Heinrich II., der Zeitgenosse Friedrich Barbarossa's, war ein regsamer, kräftiger und aufgeklärter Regent von großen Herrschergaben, dabei aber von heftiger und gewaltthätiger Natur, der sich namentlich um Verbesserung des Gerichtswesens hohe Verdienste erwarb. Zu dem Behufe ließ er nicht nur die altenglischen Rechtsgewohnheiten durch den Oberrichter Ralph Glanville aufzeichnen, er wollte auch durch die **Constitutionen** (Artikel) von **Clarendon** die geistliche Gerichtsbarkeit, die durch Nachsicht gegen die Kleriker und durch 1164.

zu milde Bestrafung der Frevler die Zahl der Verbrechen mehrte, dahin beschränken, daß Geistliche in weltlichen Sachen den königlichen Gerichten, ohne Appellation an die römische Curie, unterworfen und die Excommunicationen von der Einwilligung des Königs abhängig sein sollten. Darüber gerieth Heinrich mit dem Erzbischof von Canterbury, **Thomas Becket** (der früher sein Kanzler gewesen, damals aber ein zurückgezogenes Büßerleben führte und deswegen in hoher Verehrung bei dem Volke stand), in einen heftigen Streit. Thomas verwarf die Constitutionen von Clarendon und entsetzte alle Geistlichen, die sich denselben fügten; und als er mit einer gerichtlichen Untersuchung bedroht wurde, verließ er England und sprach den Bannfluch über den Bischof Foliot von London und mehrere royalistisch-gesinnte Prälaten aus. Durch Vermittelung des Papstes kam jedoch nach einiger Zeit ein Vergleich zu Stande. Kaum war aber Thomas nach Canterbury zurückgekehrt, so verfuhr er mit der alten Strenge gegen die Geistlichen, welche die Artikel von Clarendon angenommen. Da entfuhr dem König, der gerade wider Frankreich im Felde stand, ein Ausruf des Unwillens gegen Thomas. Erzürnt schwur er „bei den Augen Gottes" und beschwerte sich über seine Ritter und Getreuen, die sein Brod gegessen und denen er zeitlebens so viel Gutes gethan, daß sie nicht einmal im Stande seien, ihn von einem ränkevollen Priester zu erlösen. Dies verzweifelte Wort vernahmen vier seiner Kämmerer. Sie stahlen sich heimlich vom Hofe des Königs weg, begaben sich auf verschiedenen Wegen nach Canterbury und
1170. ermordeten den Erzbischof auf den Stufen des Hochaltars seiner eigenen Kathedrale. Diese kirchenschänderische That erregte allgemeines Entsetzen und verschaffte dem Papstthum einen vollständigen Sieg in England. Die Thäter wurden bestraft und zur Buße ins heilige Land gesandt, wo sie ihren Tod fanden; die Constitutionen von Clarendon wurden abgeschafft und Thomas Becket zum Heiligen erhoben. Tausende von Wallfahrern pilgerten zu seinem Altar, und der König selbst gab einige Jahre später ein merkwürdiges Beispiel seiner Reue, indem er sich auf dem Grabe des Märtyrers von den Mönchen den entblößten Rücken geißeln ließ und dann die Nacht auf dem harten Pflaster in der unterirdischen Kirche zubrachte.

Tod des heiligen Thomas. „Als der Erzbischof an Kopf und Schultern verwundet worden, empfahl er seinen Geist in Gottes Hände und fiel auf sein Gesicht aufs Pflaster hin. Da holte Wilhelm der Brite weit aus und hieb mit einem furchtbaren Streiche ihm die Tonsur herunter, so daß der Schädel offen gelegt wurde. Das Schwert zersprang auf dem Boden. Ein Subdiakon, Hugo Mauclerc geheißen, der Genoß der Frevler, setzte dem Ermordeten den Fuß in den Nacken, so daß Blut und Gehirn davon spritzten. Die Mörder mit ihren Begleitern eilten alsdann aus der Kirche wieder in den Palast und raubten dort die Schätze an Gold, Silber und Gewändern: vor allen Dingen aber suchten sie nach den Urkunden und Privilegien, die sie dem Könige auszuliefern gedachten. Plünderung und Schrecken herrschten überall. Ein gewaltiger Sturm wüthete in der Nacht; erst späterhin wurde es mondhell; auch ein Nordlicht war sichtbar. Am Morgen eilten die Mönche, den Erzbischof zu bestatten. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie beim Entkleiden unter den verschiedenen erzbischöflichen Gewändern Mönchskleidung, ein härenes Hemd und Unterkleid auf dem Leibe und die frischen Spuren beständiger Büßungen entdeckten. In Canterbury trauerte man fast ein ganzes Jahr hindurch; bis zum Tage des Apostels Thomas (11. December) feierte man die Messe still und ohne Glocken und Gesang. Schon aber begannen Erzählungen umzugehen von wunderbaren Heilungen, die am Grabe des Märtyrers geschehen, und fanden auch im Auslande Glauben." (Pauli.)

Nicht blos gegen die Geistlichkeit hatte Heinrich II. schwere Kämpfe zu bestehen, auch seine eigenen vier Söhne, Heinrich, Richard, Gottfried, Johann, deren wilden Leidenschaften der Vater bald allzu nachsichtig die Zügel schießen ließ, und die er dann wieder in strenger Unterwürfigkeit hielt, verursachten ihm viel Herzeleid und vermehrten die Verwirrung im Reich. Mit diesen seinen Söhnen, welche von ihrer güterreichen, wegen Heinrichs Liebe zu der schönen Rosamunde Clifford eifersüchtigen Mutter Eleonore (§. 488) zum Aufstand aufgereizt wurden, hatte er jahrelange Fehden zu bestehen, in die sich auch Frankreich und Schottland als Verbündete der Empörer mischten. Doch warf Heinrich, unterstützt von seinem natürlichen Sohn Wilhelm Langdegen, den Trotz seiner Vasallen und Söhne nieder und zwang Frankreich und Schottland zu harten Friedensbedingungen. Der König Wilhelm von Schottland gerieth in Gefangenschaft und mußte den Vasalleneid schwören.

„Heinrich war ein Mann von mittlerem Wuchse, sein Haar war blond und begann erst bei zunehmendem Alter ins Graue überzugehen. Sein Haupt war schön gerundet, und Nase und Auge standen in gutem Ebenmaße. Die Augen waren bei ruhigem Gemüthe sanft und freundlich; von Zorn und Leidenschaft geweckt, leuchteten und blitzten sie wie Feuer. Sein Geist war von derselben seltenen Beweglichkeit, wie sein Körper; stets hielt er ihn angespannt: den Sorgen für die Verwaltung seiner weiten Länder gehörte der größte Theil seiner Zeit, und die Stunden der Erholung brachte er im Kreise seiner belesenen Geistlichen zu, denen er kluge Fragen stellte. Auch der Literatur stand er nicht fern; er verstand mehrere Sprachen und redete neben seiner Muttersprache, der französischen, auch Latein. Er war in hohem Grade beredt und wußte sich gefällig auszudrücken; wem er nur einmal ins Gesicht gesehen, was er nur einmal gehört, vergaß er nicht leicht wieder."

c) Philipp August von Frankreich und Johann ohne Land von England.

§. 491. Von Heinrichs vier Söhnen überlebten ihn zwei, **Richard Löwenherz** (§. 390) und **Johann ohne Land**. In dem Charakter des erstern war ritterlicher Heldenmuth und ungestüme Tapferkeit mit Leichtsinn und Unbesonnenheit gepaart, daher durch ihn die englische Nation der unter seinem Vater erworbenen Vortheile wieder verlustig ging. Richard war das echte Kind jener romantisch-wilden Zeit mit allen ihren Schwächen und Fehlern und einigen ihrer Tugenden. Johann aber, ein unbesonnener despotischer Fürst, verlor an den klugen und unternehmenden Philipp August die Normandie und alle französischen Erbländer; an den Papst die Unabhängigkeit seiner Krone und an das englische Volk die unbeschränkte Herrschermacht seiner Vorfahren. 1) Als Johann seinen Neffen Arthur, der nähere Rechte auf das Erbe der Plantagenets hatte, im Gefängniß zu Rouen tödten ließ, oder, nach einer dichterischen Erzählung, ihm selbst in dunkler Mitternacht auf einem Boote in der Seine das Schwert durch den Leib und die Schläfe stieß und den Körper in den Fluß warf, lud Philipp August, als Lehnsherr der Normandie von den Ständen dieses Landes um Gerechtigkeit angegangen, den englischen König vor das aus den zwölf ersten Baronen Frankreichs (sechs geistlichen und sechs weltlichen) gebildete Pairsgericht, und als er nicht erschien, erklärte ihn jener seiner französischen Lehen für verlustig und unterwarf sich mit Hülfe eines Söldnerheers (Brabançons)

Richard Löwenherz 1189–1199. Johann ohne Land 1199–1216.

die **Normandie** nebst **Bretagne**, die Grafschaft **Anjou**, **Maine** und **Touraine**, das Land **Poitou** u. a. m. Johann, ohne ritterlichen Muth und in schwelgerischer Sorglosigkeit dahinlebend, war, wie auch seine nächsten Nachfolger, zu schwach, als daß sie an eine Wiedereroberung hätten denken können, während Philipp August, an den Geschäften des handelnden Lebens frühzeitig gereift und durch die ritterliche Dichtkunst jener Tage für Kampf und Eroberung begeistert, Klugheit und Besonnenheit mit Kraft und Energie verband. Die normannischen Großen, von dem leichtsinnigen Johann verlassen, unterwarfen sich nach tapferer, aber fruchtloser Gegenwehr und erkannten den französischen König als Oberlehnsherrn an. 2) Der englische König hatte bereits durch seine Härte, Willkür und Grausamkeit alle Stände gegen sich erbittert, als er mit dem Papste wegen der Besetzung des erzbischöflichen Stuhls von Canterbury in einen Streit gerieth, welcher Bann und schweres Interdict über ihn und das Land herabzog. Die Unterthanen, ihres Huldigungseides entbunden, waren zum Aufstand bereit, der französische König, von dem Papste mit Johanns Ländern beschenkt, traf bereits Anstalten zu einem Eroberungszug —
1213. da demüthigte sich Johann, indem er durch einen feierlichen Act die Krone von England und Irland dem Papst als Erbtheil St. Peters übergab und sie gegen einen jährlichen Tribut von tausend Mark aus den Händen des Legaten als **päpstliches Lehn** wieder annahm. Nun wurde Johann von dem Banne losgesprochen und dem König von Frankreich der Kriegszug wider ihn untersagt. Aber Philipp August, ergrimmt über diese Wendung, kehrte jetzt seine Waffen gegen Johanns Bundesgenossen, den Grafen von Flandern, und bemächtigte sich
1214. nach der siegreichen **Schlacht von Bouvines** (§. 394) eines Theils seiner Länder. Mit diesen Ereignissen war die erste lebendige Regung eines Gemeingefühls der französischen Nation verbunden. 3) Das englische Volk, empört über die Entehrung seiner Königskrone und durch die neue Abgabe noch mehr gedrückt, griff nunmehr zu den Waffen und zwang den König, der sich durch seine Ruchlosigkeit allgemeinen Haß, durch seine Feigheit und rohe Sinnlichkeit
1215. Verachtung zugezogen, mittelst Ertheilung des **großen Freibriefs** (Magna charta), auf einer Wiese bei Windsor, die alten Rechte und Gesetze von Neuem zu bestätigen und zu erweitern und dadurch die **Grundlage zur freien Verfassung Englands zu legen**. Diese merkwürdige Urkunde sicherte der Kirche und Geistlichkeit die alten Rechte und Freiheiten, ordnete die Lehnsverhältnisse des Adels, stellte Handel und Städteleben unter den Schutz der Gesetze, verbesserte die Rechtspflege und legte den Grund zu einer ständischen Reichsversammlung. „Von dem an blühte in Frankreich die Monarchie, in England die Freiheit auf."

Die **Magna Charta**, die das ganze Mittelalter hindurch als eine Zusammenfassung der vornehmsten Gesetze des englischen Staates gegolten hat und auf welche zum Theil noch die heutigen Freiheiten Englands gegründet sind, gewährt dem **Klerus** die Wahlfreiheit seiner Bischöfe und höhern Kirchenbeamten und viele andere Privilegien; dem **Adel** Sicherstellung seines Eigenthums und seiner Gerechtsame bei Erbfällen, Minderjährigkeiten, Schulden u. dgl. und insbesondere Befreiung von lästigen Lehnsverhältnissen und drückenden Abgaben; dem **Bürgerstand** freien Handel, festes, gesichertes Maß und Gewicht, Schutz gegen willkürliche Besteuerung durch Zölle und Abstellung der dem Handel

hinderlichen Wasserwehren. Der König hatte oft hohe und unrechtmäßige Abgaben von den Kaufleuten gefordert und dagegen einzelnen Bevorzugten Sicherheitsbriefe ertheilt. „Von jetzt ab sollen Kaufleute frei und sicher zu Land und zu Wasser nach England kommen, dort reisen, leben, handeln und frei zurückkehren dürfen.“ Außerordentliche Steuern konnten nur mit Zustimmung des aus Prälaten, Edelleuten, Freibauern und Vorstehern der größern Städte bestehenden Parlaments aufgelegt werden. Zur Sicherung der persönlichen Freiheit wurde ein fester Gerichtshof mit Geschworenen errichtet und zur Ausgleichung der gewöhnlichen Rechtsfälle sollten viermal im Jahr reisende Richter die Grafschaften besuchen und unter Beisitz von vier Rittern festgesetzte Assisen halten. Ueber Grafen und Barone entscheiden ihre Standesgenossen. „Recht und Gericht sollen fernerhin nicht verkäuflich sein, noch verweigert werden. Ohne Zeugen soll kein Spruch gefällt, ein freier Mann nur auf den Spruch seiner Standesgenossen und nach den Gesetzen des Landes zu Gefängniß, Verlust seines Besitzes und Acht verurtheilt werden dürfen.“ Eine allgemeine Amnestie und die Einsetzung von fünfundzwanzig Reichsbaronen, die über die große Freiheitsurkunde wachen und einer jeden Verletzung derselben begegnen sollten, bildeten den Schluß der großen Charte, die von dem König und den Baronen ihrem ganzen Inhalte nach beschworen und unterschrieben wurde, „auf der Wiese Runemede zwischen Windsor und Staines, den 15. Juni 1215, im siebzehnten Jahre der Regierung König Johanns“. „Es ist nicht zu verkennen, daß auch eine geistige Gährung unter diesem König im Entstehen war, daß namentlich das sächsische Wesen aufzuflackern begann.“ Das große Heldengedicht, der „Brut“ genannt, welches Layamon, ein Priester zu Erele am Severn, aus dem Beda (§. 289) nach der Uebersetzung König Alfreds und dem Roman de Brut des Meisters Wace verfaßte, fällt in diese Zeit. Form und Anlage sind dem französischen Muster nachgebildet, aber die Sprache ist ein rein sächsischer Dialekt. Auch Spottlieder auf die politischen Zustände der Zeit werden erwähnt, doch haben sich nur Beispiele in gelehrter Sprache erhalten. Z. B.: England hat den Lauf der Welt gänzlich umgekehret. Seltsam findet's Jedermann, wenn er davon höret. Denn den Körper soll das Haupt fernerhin nicht zieren. Seinen König will das Volk selber nun regieren.

d) Erstarkung der englischen Freiheit und der französischen Königsmacht.

§. 492. Johanns Versuch, mit Hülfe des Papstes und unterstützt von zahlreichen Miethvölkern den abgedrungenen Freibrief wieder zu vernichten, scheiterte an der ernsten Haltung der Nation, die den Beistand Philipp Augusts von Frankreich anrief und erlangte, und an dem baldigen Tod des Königs. Die lange Regierung seines Sohnes, **Heinrich III.**, war der Erstarkung der Freiheit förderlich, so traurig auch im Ganzen der Zustand des Landes unter ihm war. Seine verschwenderische Freigebigkeit gegen Günstlinge, der unglückliche Versuch, das den Hohenstaufen entrissene Königreich Neapel (§. 412) für seinen zweiten Sohn Edmund zu erwerben, die unermeßlichen Ausgaben seines Bruders Richard von Cornwallis zur Erlangung der machtlosen deutschen Kaiserkrone (§. 445), die Erpressungen der päpstlichen Legaten, die von Wechslern und Wucherern begleitet das Land durchzogen und aussaugten, und die Schaaren italienischer Geistlichen, die mit englischen Pfründen beschenkt wurden, schlugen dem Wohlstand des Landes tiefe Wunden und trieben zuletzt das gedrückte und mißhandelte Volk zur Empörung. Der ehrgeizige, aber tapfere und für Freiheit und öffentliche Wohlfahrt thätige Simon von Montfort und Leicester hielt nach dem Sieg bei Lewes den wankelmüthigen und wortbrüchigen König mit seinen Söhnen und seiner ganzen Familie einige Zeit gefangen. Während dieser Aufstände herrschte im ganzen Reich Raub, Mord und wilde Anarchie.

England: Heinrich III. 1216—1272.

1264.

und Recht und Gerechtigkeit fanden nirgends Geltung. Nicht nur Edelleute standen an der Spitze von Räuberbanden, selbst Ordensgeistliche streiften im Lande umher und vergriffen sich an fremdem Eigenthum. Erst als Simon in dem
1265. Treffen bei Evesham gegen den aus der Haft entflohenen Prinzen Eduard Sieg und Leben verloren, kam der König wieder zu seiner Macht, und belehrt durch die bittere Erfahrung der Vergangenheit, regierte er nun mit mehr Milde und Gerechtigkeit. Er bestätigte die Magna charta und gewährte neue Rechte und Freiheiten. Heinrich III. war ein frommer, gottesfürchtiger Mann, der auf Sittenreinheit hielt, die Blutsverwandtschaft in großer Achtung hatte und die Geistlichkeit ehrte, aber keines selbständigen Handelns fähig, stets unter fremder Leitung stand. Er beförderte die Baukunst und Bildhauerei, wie das von ihm herrührende Prachtgebäude Westminster-Abtei beweist, und seine Vorliebe für Glanz und Zierlichkeit in den häuslichen Einrichtungen und in der Tracht war der Gewerbthätigkeit, besonders der Kunst der Goldarbeiter und der Schmuckwaarenverfertiger sehr günstig.

Während in England die Volksrechte zur Ausbildung kamen, gelang es in Frankreich mehreren klugen, von glücklichen Umständen begünstigten Königen, durch Vereinigung einzelner Grafschaften und selbständiger Territorien mit dem Krongut ihr Gebiet zu erweitern und ihre Herrschergewalt zu heben und zu be-
Frankreich: Philipp August 1180—1223. festigen. Dies geschah besonders unter **Philipp August** (§§. 390. 491), der die letzten Jahre seiner thatenreichen Regierung der Stärkung und Befestigung der Städte, der Hebung des Gewerbe- und Handelsstandes, der Beförderung der Wissenschaften und der Errichtung von königlichen Gerichtshöfen widmete, unter **Ludwig dem Heiligen** (§. 414), bei dem Frömmigkeit und Gerechtigkeit mit Klugheit und Ritterlichkeit gepaart waren, und unter **Philipp dem Schönen**, der durch seinen siegreichen Kampf wider das Papstthum (§. 458), wobei zuerst städtische Abgeordnete zu den Reichstagen gezogen wurden, dem französischen Königsthron ein Ansehen verschaffte, wie es bisher nur die römisch-deutschen Kaiser besessen, und seinen Nachfolgern die heilige Pflicht auflegte, in weltlichen Dingen keine Gewalt auf Erden über sich anzuerkennen. Ohne religiöse Begeisterung ließ er sorglos die letzten Besitzungen der Christen in Syrien, die hauptsächlich durch französische Thatkraft gewonnen worden, in die Hände der Ungläubigen fallen und zerstörte den Templerorden, von dem eine Wiedereroberung hätte ausgehen können. Nur auf die Größe der Nation und die Stärkung der Königsmacht bedacht, riß König Philipp, „der andere Pilatus", wie ihn Dante nennt, mit rücksichtsloser Ungerechtigkeit von den Besitzungen des deutschen Reichs Stadt und Gebiet von Lyon los und fügte sie dem sprachverwandten Königreich bei. In seinen zahlreichen Erlassen findet sich richterliche, gesetzgebende und vollziehende Gewalt vereinigt. — Nach dem Tode seiner drei Söhne, die nach einander regierten, aber keine männlichen Erben hinterließen, ging der französische Thron in Folge des salischen, durch das Herkommen sanctionirten Gesetzes, das weibliche Erbfolge untersagte, auf das **Haus Valois** über (1328).

Frankreich: Ludwig VIII. 1223—1226. Ludwig VIII. brachte durch seine Theilnahme an den Albigenserkriegen (§. 401) den größten Theil der südlichen Provinzen unter seine unmittelbare Herrschaft. Zwei Drittheile des Landes gelangten sogleich an die Krone, das letzte Drittel behielt

Graf Raymund noch auf seine Lebenszeit, übertrug es aber bei seinem Tod seiner mit
des Königs drittem Sohn vermählten Erbtochter. — **Ludwig IX.** gab zwar durch einen Ludwig IX.
Friedensschluß die Länder an der Garonne dem englischen König zurück, erlangte aber (der Hei-
dafür von diesem die Anerkennung der französischen Lehnsherrlichkeit über Guienne und lige) 1226—
die umliegenden Orte, und die förmliche Abtretung der Normandie und der Gebiete an 1270.
der Loire. Daß der englische König in eigner Person nach Paris kam, um die Belehnung entgegenzunehmen, war ein großer Sieg für die französische Königsmacht. Zur bessern Leitung der Gerechtigkeitspflege theilte Ludwig IX. das Reich in **Gerichtsbezirke** mit **königlichen Gerichtshöfen (Parlamenten)**, vor deren Forum Fälle von größerer Wichtigkeit und alle **Appellationen von den Gerichten der Gutsherren (Patrimonialgerichten)** gezogen wurden. Er war der kräftigste Begründer eines geordneten Rechtszustandes. Gerechtigkeit zu handhaben galt ihm für die vornehmste, von der Religion gebotene Pflicht eines Fürsten. Das Verdienst und die Ueberlegenheit der Richter und die Gerechtigkeit Ludwigs, der die Berücksichtigung der fremden Rechte so gut wie der eigenen einschärfte, verschafften dem königlichen Gerichtshofe überall Eingang. Das Verbot des **gerichtlichen Zweikampfes**, die allmähliche Einführung des **Justinianischen Rechts** und die Begründung des **Briefadels**,
wovon unter seinem Sohn **Philipp III.** das erste Beispiel vorkommt, beförderten das Philipp III.
Ansehen des Königs und minderten die Macht der Großen. Ludwig IX., der über seinen 1270—
Büßungen und Andachtsübungen nie den zeitlichen Vortheil der Königskrone aus dem 1285.
Auge verlor, wußte, wie seine staatskluge Mutter **Blanca** von Castilien, die wiederholt die Reichsverwaltung führte, durch Krieg und Verträge die Macht der Großen zu schwächen und das Krongut zu mehren. Die Herzöge und Grafen von Bourgogne, Bretagne, Anjou, Poitou, Toulouse, Artois gehörten der Familie des Königs an, der somit als das natürliche Oberhaupt aller dieser Geschlechter erschien. Dadurch faßte der Grundsatz der Legitimität immer festere Wurzel. Zugleich sicherte er durch die „**prag-
matische Sanction**" der französischen Nationalkirche die alten Rechtsgrundlagen 1259.
gegenüber den Päpsten. Das Collegium, das sein Caplan Robert von **Sorbon** grün- 1260.
dete, erlangte bald solche Berühmtheit, daß der Name „**Sorbonne**" auf die ganze theologische Facultät der Universität Paris überging. — Ludwigs Enkel, der gewandte,
kluge und unternehmende **Philipp IV.** (der **Schöne**) schritt auf der von seinem Groß- Philipp IV.
vater und Philipp August betretenen Bahn mit Erfolg weiter. Er entwand dem Herren- (der Schö-
stand allmählich das **Münzrecht**, das er zur Prägung werthlosen Geldes miß- ne) 1285
brauchte, dehnte die Befugniß der königlichen Besteuerung über die Unterthanen der —1314.
Grundherren und des Klerus aus und brachte mehrere Grafschaften unter die unmittelbare Herrschaft des Königs. Besonders aber hob Philipp IV. das Ansehen und die Macht der Krone durch den Beistand, den er den Städten in ihrem Kampfe gegen die geistlichen und weltlichen Lehnsherren gewährte (§. 487). Im Interesse der eigenen Machtvergrößerung begünstigte er den Grundsatz von der natürlichen Freiheit aller Menschen, von der Emancipation der Leibeigenen. „Durch sein ganzes Dasein weht schon der schneidende Luftzug der neuern Geschichte." Minder erfolgreich waren Philipps Unternehmungen in Flandern. Als er den Grafen Guido gefangen nahm und unterstützt von den reichen Bürgern Brügge's, den „Liliarden", das schöne Land, wo die Kleiderpracht der Frauen den Neid der französischen Königin erregte, seinem Reiche beizufügen gedachte, erhoben sich die Gewerbszünfte der Tuchmacher, Fleischer und Weber, erschlugen in der „**flämischen Vesper**" über dreitausend Franzosen und brachten dann, unter der Führung des Zunftmeisters **Pieter de Koning**, des „lautesten Redners", der französischen Ritterschaft, die mit großer Heeresmacht einen Rachezug unternommen, eine solche Nie-
derlage bei, daß das flandrische Volk noch lange mit stolzem Selbstgefühl der „**Sporen-** 11. Juli
schlacht" gedachte, in welcher zwanzigtausend berittene Kriegsleute das Leben ließen und 1302.
siebentausend erbeutete Sporen in der Kirche von Mastricht geweiht wurden. Der eingeborne Fürstenstamm behauptete sich in der Herrschaft Flanderns.

e) England unter den drei Eduarden (1272—1377).

Eduard I. 1272—1307. §. 493. Auf Heinrich III. folgte sein ritterlicher Sohn **Eduard I.**, der
Kreuzfahrer (§. 416), dessen Regierung durch eine Reihe blutiger Kriege, durch
Verbesserung des gemeinen Rechts und der Rechtspflege und durch Erweiterung
des Freibriefs denkwürdig ist. Er fügte Wales, dessen Fürst Llewellyn in
losem Lehnsverband zur englischen Krone stand, seinem Reiche bei, führte Englands
Verfassung und Gerichtswesen daselbst ein und legte zuerst dem im Schloß
von Carnarvon gebornen Thronerben den Titel eines Prinzen von Wales
1283. bei. — Als bald darauf in Schottland ein Thronstreit zwischen Robert
Bruce und John Baliol ausbrach, wobei Eduard zum Schiedsrichter gewählt
ward, benutzte er die Gelegenheit, um die vielbestrittene Lehnsherrlichkeit
der englischen Könige über Schottland fest zu begründen, und entschied sich für
Baliol, der die Huldigung zu leisten bereit war. Dies empörte die auf ihre
Unabhängigkeit stolzen Schotten. Sie griffen zum Schwert und fochten unter der
Leitung heldenmüthiger Ritter (besonders des in der Sage und im Lied vielgepriesenen
Wilhelm Wallace) die poesiereichen Freiheitskämpfe wider die
Engländer. Heiße Schlachten tränkten die Ebenen des südlichen Schottlands mit
dem Blute der Helden; Wallace (ein geringer Ritter ohne Dienstmannschaft und
darum von dem hohen Adel mißachtet und beneidet) starb als Gefangener durch
das Beil des Henkers; der Krönungsstein der schottischen Könige zu Scone, dem
alten Herrschersitz der Picten, wurde nach London gebracht, wo er noch jetzt die
Westminster-Abtei ziert; ganz Schottland, bis in die Berge der Hochlande,
wo kriegerische Häuptlinge über ihr ganzes Geschlecht und die streitbaren Vasallen
und Hörigen eine unumschränkte patriarchalische Gewalt übten (Clan-Verfassung),
wurde von Eduards siegreichen Heeren durchschritten, und dennoch behaupteten
die Schotten ihre Selbständigkeit. Robert Bruce, der Enkel des
erwähnten Thronbewerbers, erlangte nach mancherlei Wechselfällen und nach vielen
Kämpfen und Kriegslisten die schottische Krone und befestigte sie durch eine sieg-
1314. Eduard II. 1307—27. reiche Schlacht (bei Bannockburn) wider Eduard II., auf welchen des Vaters
Heldensinn nicht übergegangen war, und dessen unruhvolle Regierung ihm nicht
gestattete, an ferne Eroberungen zu denken. Zwar vertauschte Roberts Sohn,
David Bruce, nochmals den schottischen Thron mit englischer Gefangenschaft
unter dem streitbaren Eduard III.; aber dennoch blieb die Krone erblich in seinem
1370. Hause und ging endlich auf die verwandte Familie Stuart über. Diese Jahre
waren Schottlands Helden-Zeitalter; die Kriegsthaten und der Ruhm des Hauses
Douglas strahlten vor Allem hervor. Aber die Kämpfe mit England begründeten
einen langdauernden Bund zwischen Schottland und Frankreich. —
Gegen den schwachen, von übermüthigen Günstlingen (Gaveston, Spenser) beherrschten
Eduard II. ergriffen die Großen wiederholt die Waffen, tödteten seine
Günstlinge und sahen ruhig zu, wie zuletzt die Königin Isabella, Tochter
Philipps IV. von Frankreich, und ihr Buhle Mortimer den unglücklichen
Monarchen vom Thron stürzten und eines martervollen Todes im Kerker sterben
Eduard III. 1327—1377. ließen. Als aber sein kräftiger Sohn Eduard III. zu Jahren kam, strafte er
die frevelhafte That durch die Hinrichtung Mortimers und die Verweisung der
Königin auf ein einsames Schloß, traf dann Maßregeln zur Beschränkung der

päpstlichen Eingriffe in die englische Kirche, wobei er von dem Oxforder Professor Wycliffe (§. 469) kräftig unterstützt ward, und begann endlich mit Frankreich die blutigen Erbfolgekriege. Durch diese Kriege mit dem gewerbthätigen Flandern in häufige Berührung gesetzt, lernte Eduard die Vortheile der Industrie kennen und begünstigte daher die Niederlassung und Ansiedelung flandrischer und brabanter Gewerbsleute in England. Dies gab der englischen Wollmanufactur den ersten großen Aufschwung. Das Vorurtheil gegen Fremde verlor seine Gewalt; die Mißverhältnisse früherer Zeiten verschwanden allmählich und freiwillige Uebersiedelungen mehrten sich. So wurde Eduard III., der ritterlich-galante Begründer des englischen Hosenbandordens (Garter) und der „runden Tafel" zu Windsor, zugleich der erste Förderer der bürgerlichen Industrie, der Quelle der spätern Größe Englands.

§. 494. Eduard I. verkaufte vielen Städten das Recht, zu den Reichsversammlungen (Parlamenten) Abgeordnete zu schicken; diese Sitte nahm unter seinen beiden Nachfolgern zu, daher um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Zahl der Vertreter der vier Stände so groß wurde, daß sie sich theilten, und der hohe Adel mit den Prälaten fortan das Oberhaus (Peers-Haus), der niedere Landadel und die städtischen Abgeordneten das Unterhaus des Parlaments bildeten. — Als Eduards I. Kriegführung eine drückende Besteuerung in England zu begründen drohte, erzwangen die Stände einen Zusatzartikel zu dem Freibrief, der sie 1297
gegen Willkürmaßregeln sicher stellte, indem er jede Steuererhebung von der Zustimmung der vier Stände abhängig machte. Noch mehr erstarkte die ständische Freiheit auf Kosten der Königsmacht unter dem schwachen Eduard II., so daß die unter Eduard III. und seinem Enkel Richard II. erlassenen Gesetze gegen die Erpressungen der päpstlichen Legaten und die Vergebung englischer Pfründen an fremde Geistliche hauptsächlich von dem Parlamente, bei dem sich bereits der Einfluß des Bürgerstandes bemerkbar machte, ausgingen. In diesem Streben fand das Parlament und die Regierung eine mächtige Stütze in Johann Wycliffe, Professor der Theologie zu Oxford, der in Schrift und Rede gegen die Uebermacht des Papstthums, den Reichthum der Hierarchie, die Verweltlichung des Klerus und die Zunahme des Mönchswesens eiferte, während er zugleich durch seine Bibelübersetzung und seinen Katechismus eine Umgestaltung des religiösen Lebens im Volke zu begründen suchte; daher schützten sie ihn wider seine mächtigen Feinde und bewirkten, als seine Angriffe gegen die Lehrsatzungen des Kirchenglaubens seine Entfernung von Oxford nöthig machten, daß er bis an seinen Tod ruhig auf seiner Pfarre leben konnte. Seine zahlreichen, mit dem gehässigen, aus † 1384.
den Niederlanden stammenden Ketzernamen Lollarden belegten Anhänger wirkten in dem Geiste ihres Meisters fort und erzeugten im Volke eine unruhige Bewegung. Und da zugleich die hohen, durch Eduards französische Kriege herbeigeführten Steuern die untern Klassen schwer bedrückten und die große Menge des fehdesüchtigen Adels auf dem Richard II.
Lande viele Gewaltthaten übte, so erhob sich unter Richard II. ein gefährlicher, durch die 1377—99
aufreizenden Predigten des Mönchs John Ball genährter Volksaufstand unter 1382.
Wat Tyler, der nur durch des Königs rasche Entschlossenheit, indem er den Anführer bei einer Unterredung eigenhändig durchstach, gedämpft wurde.

f) Der französisch-englische Erbfolgekrieg.

§. 495. Als Philipps des Schönen jüngster Sohn kinderlos verstarb, er- Philipp VI.
langte sein Neffe **Philipp VI. von Valois** nach dem Wunsche der Großen den v. Valois 1328—
französischen Thron. Aber Eduard III. von England that Einsprache und 1350.
verlangte als Sohn einer Tochter Philipps des Schönen die französische Krone für sich. Ohne auf das salische Gesetz (§. 492) und den

Widerspruch der stolzen Barone, die sich einem fremden König nicht beugen wollten, Rücksicht zu nehmen, legte er sich Titel und Wappen eines Königs von Frankreich bei und überzog Philipp mit Krieg. Unterstützt von den flandri-
1340. schen Handelsstädten siegte der ritterliche Eduard zuerst in einer hitzigen See-
1346. schlacht bei Sluys und gewann dann den glorreichen Sieg bei Crecy, wo die Blüthe der französischen Ritterschaft, nebst dem blinden Böhmenkönig Johann (§. 460), die Wahlstatt deckte. Es gab wenige vornehme Häuser, die nicht einen Todten zu beklagen oder einen Gefangenen loszukaufen hatten. Die Eroberung
1347. der wichtigen Stadt Calais war die Frucht des Tages. Bald nachher starb
Johann der Gute 1350—1364. Philipp, ein Fürst ohne Tugend und Volksliebe, und sein Sohn Johann (der Gute) erbte den streitigen Thron. Begierig, das Andenken von Crecy zu tilgen, griff er das geschwächte, von dem heldenmüthigen Sohn des englischen Königs, Eduard, dem schwarzen Prinzen, geführte Heer bei Poitiers an, erlitt aber
1356. eine vollständige Niederlage und mußte als Gefangener nach Englands Hauptstadt wandern. Während seiner Abwesenheit wurde dem Dauphin (diesen Titel führten die französischen Kronprinzen, seitdem Philipp VI. die Grafschaft Dauphiné erworben) die Regentschaft übertragen. Da geschah es, daß die dem übermüthigen Herrenstand zürnende Pariser Bürgerschaft, erbittert über den Steuerdruck (Salz- und Tranksteuer) und geleitet von dem gewandten Demagogen Robert Lecoq und dem verwegenen Etienne Marcel, Vorsteher der Innungen, eine Empörung machte, in Folge deren die vornehmsten Rathgeber und Marschälle des Königs in dem Palaste vor den Augen des Regenten ermordet wurden, der Dauphin selbst mißhandelt und zur Flucht genöthigt ward und die Stadt in die Gewalt der Aufständischen gerieth, die sie durch die Zunftmeister verwalten und durch Söldner vertheidigen ließen. Bald verbreitete sich der Aufruhr über das Land und erregte einen Bauernkrieg, dessen Benennung Jacqueries von der Verachtung zeugt, womit der Herrenstand auf den geringen Mann, den „Jacques Bonhomme", herabsah. Die durch die Kriegsnoth, durch den Uebermuth und die Raubsucht der Miethtruppen gedrückten Bauern erhoben sich in Masse, zerstörten die Burgen der Gutsherren und begingen wilde Frevelthaten, bis das scharfe Schwert der Ritter, welche die gemeinsame Gefahr vereinigte, die schlecht bewehrten, mit Freiheitsmützen geschmückten Schaaren der In-
1358. surgenten zu Paaren trieb. Marcel fiel im Kampfe in den Straßen von Paris; an seinen Anhängern wurde blutige Rache geübt. Nach der Herstellung der inne-
1360. ren Ruhe kam auch zwischen England und Frankreich der Friede von Bretigny zu Stande, worin Calais mit der nächsten Umgebung, dann Guienne, Poitou und andere Provinzen des südwestlichen Frankreichs den Engländern ohne Lehnspflicht überlassen und für König Johann ein hohes Lösegeld zugesichert wurde. Dagegen entsagte Eduard III. seinen Ansprüchen auf den französischen Thron. Da die Eintreibung der Loskaufsumme sich verzögerte, so kehrte
1364. Johann freiwillig in die Gefangenschaft zurück und starb in London. — Die Uebertragung des erledigten Herzogthums Burgund an seinen jüngsten „schlacht-
1363. muthigsten" Sohn Philipp den Kühnen führte die Gründung des neuburgundischen Reichs herbei (§. 518).

Frankr. Karl V. d. Weise 1364—80. §. 496. Johanns Sohn Karl V. (der Weise), ein Fürst von nachdenkendem, sinnreichem Geiste, heilte die Wunden des Landes. Eine sparsame

Hofhaltung machte es ihm möglich, die Reichsstände seltener einzuberufen und dadurch den aufstrebenden Freiheitssinn der Städte zu bemeistern. Er verstand es ganz, die entgegengesetzten Parteien, den Adel, sowie die Bürgerschaft, an sich zu fesseln und die widerstrebenden Richtungen auszugleichen oder doch niederzuhalten. Ein Thronkrieg in Castilien (§. 513) gab ihm Gelegenheit, die Söldnertruppen, die das Land aussogen, zu entfernen, und als ihm die Unzufriedenheit der Bewohner Guienne's über die drückende Herrschaft der Engländer die Aussicht eröffnete, die verlornen Länder wieder zu erlangen, fand er in dem wackern Bertrand dü Guesclin einen vortrefflichen Feldherrn. Diesem gelang es, als der schwarze Prinz, der als englischer Statthalter das eroberte Land mit harter Botmäßigkeit drückte, einer zehrenden Krankheit erlag und Eduard III. ihm bald in die Gruft nachfolgte, den französischen Ge- 1377.
meingeist und Rittersinn von Neuem zu beleben und das ganze südliche Frankreich ohne große Kämpfe wieder zu unterwerfen, so daß Calais die einzige Besitzung Richards II. (Sohn des schwarzen Prinzen) blieb. Dieser aber konnte an keine Wiedereroberung des Verlornen denken. Innere Aufstände, hervorge- 1382.
rufen durch den Druck der Besteuerung und der Feudallasten und geleitet von dem kühnen Volksführer Wat Tyler (Ziegler) (§. 494), trübten seine Regierung, und als er endlich seinen Vetter **Heinrich von Lancaster** aus dem Reiche verbannte, bildete sich dieser eine Partei, ließ den König durch ein von ihm ge- 1399.
wonnenes Parlament des Throns entsetzen und schmückte sich dann selbst mit der Königskrone. Richard starb den Hungertod in einer entlegenen Burg in der Grafschaft York, indeß **Heinrich** IV., mit dem das Haus **Lancaster** auf den englischen Thron gelangte, durch Klugheit und Tapferkeit die frevelhaft erworbene Krone sich und seinen Nachkommen (Heinrich V. und VI.) sicherte. Ein Aufstand des englischen Adels unter dem Grafen von Northumberland und seinem ritterlichen Sohne Percy, genannt Heißsporn, endigte mit einer Niederlage der Insurgenten bei Shrewsbury. 1403.

England. Das Haus Lancaster: Heinr. IV. 1399–1413. Heinr. V. 1413–22. Heinr. VI. 1422–61.

Um den Klerus zu gewinnen und in ihm eine Stütze gegen den Adel zu erhalten, wurden von den Lancaster'schen Königen die Lollarden geopfert. Unter Heinrich V. gingen blutige Ketzergesetze von dem Parlament aus, die zur Folge hatten, daß die Lollarden ihrer kühnsten Häupter (z. B. Oldcastle's) beraubt und von den höhern Ständen verlassen wurden, worauf sie bald in Verachtung sanken und nur noch bei den untern Klassen des Bürger- und Handwerkerstandes Anhänger zählten. Mit dem Fluche der Kirche beladen, schieden die wenigen Getreuen aus und führten als gemiedene Secte ein freudenloses Dasein, bald geduldet und übersehen, bald aufgesucht, verfolgt und mit entehrenden Strafen belegt. Diejenigen, welche sich der gebotenen Abschwörung zu fügen bereit waren, mußten, in ein Bußgewand gehüllt, ein Reisigbündel nebst einer Fackel an die Kirchthüren tragen und durch diese öffentliche Schmach ihre Schuld und ihre Reue bekennen; oder es wurde ihnen auf die Wange ein Brandmal gedrückt und auf den Aermel ein Kennzeichen geheftet, um ihnen den Umgang mit andern Menschen abzuschneiden. Nur wenn sich Einer oder der Andere beigehen ließ, standhaft bei seinen antikirchlichen Ansichten zu beharren, oder wenn äußere Umstände oder die eigene Keckheit die Blicke des Klerus auf diese eiternde Beule der Kirche lenkten, da suchte man durch neue Hinrichtungen die Vermessenen zu schrecken und in die frühere Verborgenheit zurückzuscheuchen. Manchen hartnäckigen oder eifrigen Häretiker schloß auch der Lollardsthurm im erzbischöflichen Palaste Lambeth im Westende von London vom menschlichen Umgange und vom erquickenden Sonnenlichte auf zeitlebens ab und ließ ihm nur den

armen Trost, seinen Glauben und seinen Kummer auf die dunkeln Wände seines Kerkers einzugraben.

Frankr. Karl VI. 1380—1422. §. 497. Während dieser Vorgänge befand sich Frankreich unter Karl VI., der bald nach seiner Volljährigkeit in Geisteszerrüttung fiel, in einem Zustand von Verwirrung und wilder Gesetzlosigkeit. Zwei mächtige Hofparteien, den Oheim (Herzog von Burgund) und den Bruder (Herzog von Orleans) des Königs an der Spitze, stritten sich um die Regentschaft, indeß der Bürgerstand sich gegen die Erhebung unbewilligter Steuern auflehnte und Erweiterung seiner Rechte begehrte. In den achtziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts, also um dieselbe Zeit, als in Deutschland die Städte im Kampf mit dem Adel lagen (§. 465), die helvetischen Landleute gegen den Herrenstand stritten und in England der gefährliche Volksaufstand unter Wat Tyler u. A. (§. 494) reißende Fortschritte machte, wiederholte in Frankreich der Bürger- und Bauernstand die früheren Auftritte und erregte einen Aufruhr, „in welchem alle Leidenschaften entbrannten und sogar das Eigenthum gefährdet ward". „Hammer und Beil" war in raschem Siegen. Von Flandern (wo die demokratischen Zünfte von
1382. Gent unter dem reichen Brauherrn Artevelde wider ihren Grafen ins Feld zogen und ihn der Regierung entsetzten) bis zu den Pyrenäen und den Handelsstädten des Mittelmeeres entstand eine furchtbare Bewegung gegen Adel und Hof. Die Arbeiterbevölkerungen der Städte und das Landvolk griffen zu den Waffen und übten wilde Gräuel an Leben und Eigenthum der Bevorrechteten. Die „Mordnacht von Brügge" blieb bei dem flandrischen Herrenstande lange in Erinnerung. Aber Mangel an Einheit unter den Empörern verschaffte den Edelleuten den Sieg. Die französische Ritterschaft verband sich mit dem flandrischen Adel,
Nov. 1382. überwand in der Schlacht von Roesbeke die bürgerlichen Kriegsschaaren der „Weißkappen" und trug dann hoffnungstrahlend die Reichsfahne gegen die widerspenstige französische Hauptstadt. „Die Barrieren wurden niedergerissen, die Thore aus den Angeln gehoben, die Waffen mußten abgeliefert werden, die eisernen Ketten, mit denen man des Nachts die Straßen sperrte, wurden weggeführt, die Bastille dagegen vollendet." Die Unterdrückung des Aufstandes hatte die Mehrung der Lasten, die Besteuerung ohne ständische Einwilligung, die Verarmung des Bürger- und Bauernstandes, den Verlust der wichtigsten Communalrechte und die Erhöhung der Königsmacht zur Folge. Die weiten Ebenen zwischen Loire und Somme waren verödet, die Städte durch Mordscenen und Parteiwuth, durch Hunger und Pest entvölkert; viele Bauern lebten als Räuber in Wäldern, selbst der Segen der Kirche entging dem bedrängten Volke. — Ueber zwei Jahrzehnte nach diesem Sieg des Herrenstandes gerieth Paris abermals in eine furchtbare Gährung, als der Haß der Orleans'schen Partei wider die Burgundische auf eine solche Höhe stieg, daß blutige Auftritte an der Tagesordnung
1407. waren und Johann von Burgund den Herzog von Orleans endlich in der Tempelstraße meuchlings ermorden ließ. Aber die Orleans'sche (Adels-) Partei erlangte ein neues Haupt an dem kühnen Grafen von Armagnac, mit dem der Dauphin und der fast erwachsene Sohn des ermordeten Herzogs im Bunde standen. Ihr Ziel war Rache an Burgund und Vernichtung des aufstrebenden Geistes der Städte, in denen die Gegner ihre Hauptstütze hatten. Ab-

wechselnde Siege und Niederlagen brachten bald die eine, bald die andere Partei in die Höhe. Der Herzog von Burgund, der auch Graf von Flandern geworden, gab der französischen Hauptstadt die municipalen Rechte zurück und gestattete die Bewaffnung der Bürgerwehr. Die aus Flandern herübergenommene weiße Kappe, die im Jahre 1357 das Zeichen der Empörung gewesen und seit dem Jahre 1382 verfolgt worden war, kam unter burgundischem Schutze von Neuem zum Vorschein. Schon fehlte es nicht an einem beredten Vertheidiger des „Tyrannenmordes"; die Sätze des Johann Parvus „übertrugen das Gift des politischen Haders auch in die stillen Kreise der Wissenschaften, und der Burgunder hatte die lautesten Stimmen für sich."

g) Erneuerung des Kriegs unter Heinrich V. Die Jungfrau von Orleans.

§. 498. Diese Umstände benutzte der ritterliche Heinrich V. von England, dessen jugendlichen Muthwillen und Leichtsinn, wie seinen Seelenadel und seine Heldengröße der britische Dichter Shakespeare so meisterhaft gezeichnet hat, zur Erneuerung des Kriegs gegen Frankreich. Er forderte die Herausgabe der eroberten Provinzen, und als ihm diese verweigert wurde, rückte er über Calais in Frankreich ein und wiederholte bei Azincourt in Artois, nordwärts 1415.
von der Somme, die Tage von Crecy und Poitiers. Das viermal stärkere Heer der Franzosen wurde besiegt, die Blüthe der französischen Ritterschaft fiel in der Schlacht oder gerieth in die Gewalt der Feinde; dem Sieger stand der Weg nach Paris offen, wo die Parteiwuth jetzt den höchsten Grad erreichte. Die Burgunder, mit denen die Königin Isabella im Bunde war, erregten einen Volksaufstand, wobei Armagnac und die Häupter seines Anhangs erschlagen wurden und der Pöbel wilde Frevel beging. „Das Volk weidete seine Augen an den zusammengebundenen Leichen der Gewalthaber, denen es bisher hatte gehorchen müssen." Dafür wurde Johann von Burgund bei einer Zusammenkunft mit dem Dauphin durch die Freunde des ermordeten Grafen von einer Brücke zu Montereau herab in die Yonne gestürzt, wo er seinen Tod fand. 1419.
Dies bewog seinen Sohn Philipp den Guten und die Königin Isabella, sich 1420.
an Heinrich V. von England anzuschließen, ihn und seine Nachkommen als Erben des französischen Reichs anzuerkennen und dem Dauphin das Recht der Thronfolge durch Parlamentsbeschluß entziehen zu lassen. Durch den Vertrag von Troyes, den sogar der geistesverwirrte Karl VI. unterzeichnen mußte und Stände, Universität und Parlament anerkannten, erhielt der englische König mit der Hand der französischen Königstochter die Regentschaft und die Anwartschaft auf die Thronfolge in Frankreich. Nun kam Heinrich V. mit burgundischer Hülfe bald in den Besitz alles Landes nordwärts von der Loire, indeß der Dauphin unthätig in Tours weilte. Das Volk begrüßte den fremden Herrscher, von dem es seine Freiheit erwartete, mit Jubel und unterwarf sich ohne Murren allen Geldforderungen; der politischen Selbständigkeit wurde nicht gedacht. Allein mitten in seiner Heldenlaufbahn wurde Heinrich V. durch einen frühen Tod da- 1422.
hingerafft in demselben Jahre, in dem auch der geisteskranke Karl VI. ins Grab sank und der Dauphin als Karl VII. den Königstitel annahm. Nun erklärten Karl VII. 1422–61.
aber die Engländer und ihr Anhang den neuen, kaum einjährigen König Heinrich VI. zum rechtmäßigen Herrscher von Frankreich und behaupteten unter der

Führung seines tapfern Oheims **Bedford** das Uebergewicht im Felde mit solchem Erfolg, daß sie schon Orleans belagert hielten und Karl VII. bereits an eine Verlegung seines Hofes in die Dauphiné, ja sogar an Flucht nach Schottland oder Castilien dachte. Da hob die **Jungfrau von Orleans**, ein Landmädchen von Dom-Remy, in dem waldbekränzten Hügelland am obern Lauf der Maas auf der Grenze von Lothringen und der Champagne, welche glaubte, durch himmlische Stimmen zur Rettung Frankreichs berufen zu sein, den gesunkenen Muth des Königs und seiner Streiter. In stählerner Rüstung, einen Helm auf dem Haupte, das mit Lilien besäete Panier mit dem Bilde der heiligen Jungfrau schwingend, zog sie dem Heere voran und weckte durch ihre gottbegeisterten Reden „die Religion des Königthums" in den Massen. Unter ihrer Leitung wurde Orleans befreit, wurde der am Hofe herrschenden Parteiung, Zwietracht und Eifersucht ein Ende gemacht, wurde Karl aus seiner Trägheit und Vergnügungssucht herausgerissen und mitten durch feindliche Städte nach **Rheims** zur Krönung geführt, wurden den Engländern ihre meisten Eroberungen entrissen. Der Glaube an ihre höhere Sendung flößte den Franzosen Muth und Selbstvertrauen, den Feinden Furcht und Zagen ein. Diese Wirkung blieb auch, nachdem Johanna, in einem unglücklichen Treffen bei Compiegne von den Burgundern gefangen und den Engländern um einen hohen Preis ausgeliefert, von dem französischen Inquisitionsgericht wegen Gotteslästerung und Zauberei verdammt und von der englischen Obrigkeit in **Rouen** den Flammen übergeben worden. Ihre Begeisterung, Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung hatten ähnliche Gefühle in den Truppen erweckt und Kriegsmuth und Kraft erzeugt; daher verblieb ihnen von nun an der Sieg, besonders unter der Führung des tapfern **Dünois**, Bastards von Orleans, und die englischen Heere verloren eine Provinz um die andere. Die heilige Verehrung, worin der gesalbte König in Frankreich von jeher gestanden, war wieder erwacht. Vier Jahre nach Johanna's Tod machte **Philipp der Gute** Friede mit dem König, wodurch den Feinden der wichtigste Bundesgenosse entzogen wurde; im nächsten Jahre öffnete Paris seine Thore und empfing Karl, der nicht Strafe, sondern Verzeihung brachte, mit Jubel. Bald war **Calais** die letzte und einzige Besitzung der Engländer auf französischem Boden. Der Tod ihrer besten Feldherren und die wachsende, bald in offenen Kampf übergehende Parteiung in England selbst erlaubte ihnen nicht, an eine Wiedereroberung des Verlornen zu denken. So endigte gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts dieser mehr als hundertjährige Krieg ohne eigentlichen Friedensschluß. Aber verödete Länder, entvölkerte Städte und ein unvertilgbarer Nationalhaß waren die Früchte seiner blutigen Aussaat. Aus einem Theil der brodlosen Söldner wurde mit Bewilligung der Stände die **erste stehende Armee** gebildet und zu deren Erhaltung eine neue beständige Steuer geschaffen; ein anderer Theil erlag den Streichen der Schweizer (§. 466). Die Errichtung dieser neuen, einzig und allein von dem königlichen Willen abhängigen Militärmacht mit einem bestimmten Solde um dieselbe Zeit, als die Schießwaffen, die in den englisch-französischen Kriegen zum ersten Male in Anwendung gekommen waren, das mittelalterliche Kriegswesen allmählich zu Fall brachten, war von entscheidendem Einfluß für die Erhöhung der Königsgewalt. Im Gefühle dieses Siegs traf Karl VII. Maßregeln, um während des Baseler Concils (§. 474) aufs

Margin dates: 1429 (beside "land oder Castilien dachte"), 1430 (beside "dern gefangen"), 1431 (beside "und von der englischen Obrigkeit"), 1435 (beside "jeher gestanden"), 1436 (beside "tigste Bundesgenosse").

Neue die Rechte der **gallicanischen Kirche** sicher zu stellen, indem er durch Erneuerung und Erweiterung des von Ludwig dem Heiligen herrührenden Reichsgesetzes, „**pragmatische Sanction**" genannt (§. 492), die selbständige Stellung des französischen Klerus gegenüber der römischen Curie und die Freiheiten der Nationalkirche auf einer Versammlung von Prälaten, Rechtsgelehrten 1438. und weltlichen Großen zu Bourges festsetzte, um die oberste **Rechtspflege** wieder ganz in die Hände des von ihm gereinigten und neu begründeten Parlaments (obersten Gerichtshofes) von Paris zu bringen. So verlieh Karl VII. durch Glück und milden Gebrauch seines Sieges der Krone Frankreichs neues Ansehen und sichere Stützen.

Johanna von Orleans und Karl VII. Johanna war von schlanker, kräftiger Gestalt, sagt ein neuerer Schriftsteller; ihr Gesicht erhielt erst in den Augenblicken innerer Bewegung einen schönen Ausdruck, ihre Züge verklärten sich dann und ihre Aufregung entlockte ihr eben so leicht Thränen als freudiges Lächeln. Sie gefiel sich in schimmernder Rüstung und auf feurigem Rosse. Ueber den Panzer warf sie eine kurze Blouse und den langen offenen Faltenrock, wie ihn die Männer damals trugen. Sie hatte eine sanfte, einnehmende Stimme. Sie sprach wenig, ihre Rede war schlicht und bestimmt und selbst in erhöhter Stimmung schmucklos. In jeder Lage flößte sie Allen, die ihr nahten, eine Ehrfurcht ein, die sie vor Zudringlichkeit schützte. Sie brachte oft manche Tage zu Pferde und ganze Nächte in der Rüstung zu. Bei dem Heer führte sie Zucht und Ordnung ein und hielt auf ehrliche Kriegführung; den König ermahnte sie, nach den Grundsätzen des heiligen Ludwig zu regieren, die Städte schützte sie in ihren Gerechtsamen, das Volk vor Willkür und Bedrückung. Alle, die mit Johanna in Orleans lagen, haben ihre politische Einsicht bewundert, die aus der ihr angebornen freien Anschauung, aus ihrem bei aller Begeisterung nüchternen Verstand entsprang. Und was der Verstand ihr eingab, wußte sie mit dem Muthe gläubigen Vertrauens zu vertreten. Außer dem Glauben ihrer göttlichen Sendung trug sich die Menge noch mit vielen Sagen von ihrer Wunderkraft und erwies ihr abgöttische Verehrung. — Nach ihrer Gefangennehmung machte sie einen Fluchtversuch. Er mißlang und sie wurde darauf von den Engländern an das geistliche Gericht in Rouen abgeliefert. Nach langem inquisitorischen Verfahren ließ sie sich zum Widerruf ihres Irrglaubens bewegen. In einer feierlichen Sitzung auf öffentlichem Platze in Rouen entsagte sie in einer kurzen Abschwörungsformel ihrem bisherigen Glauben und Thun, bekannte gegen die heilige Schrift und die Satzungen der Kirche gefehlt, Visionen erheuchelt, wider göttliches Gebot die Waffen ergriffen, männliche Kleidung getragen zu haben. Zum Zeichen der Bekehrung versprach sie die Männerkleidung abzulegen. Darauf wurde sie zu ewiger Haft bei Wasser und Brod verurtheilt. Aber dieser Spruch war dem englischen Volke und dem Regenten nicht genügend; man suchte sie zu bestricken und zu Fall zu bringen. Rohe Wächter nöthigten sie, im Gefängniß Männerkleider anzulegen. Darüber betroffen, wurde sie des Rückfalls zur Ketzerei schuldig gefunden und zum Flammentod verurtheilt, den 30. Mai 1431. Sie starb mit demselben Heldenmuth, den sie auf dem Schlachtfeld bewährt hatte, und in dem festen Glauben an ihre göttliche Sendung; noch aus den Flammen heraus ertönte ihr Bekenntniß zu ihrem Glauben. König Karl VII. erhob die Jungfrau von Orleans unter dem Namen **Jeanne d'Arc** nebst ihrer ganzen Familie in den Adelsstand und verlieh ihrem Heimathsort Steuerfreiheit auf ewige Zeiten. Im J. 1450 wurde ein Rehabilitationsproceß eingeleitet und Johanna von der Schmach der Ketzerei freigesprochen. Auf dem Platze ihrer Hinrichtung wurde ein Denkmal aufgestellt. — **Karl VII.** war ein schwacher, unselbständiger Fürst, der den Feinden der Jungfrau nicht selten sein Ohr lieh. Aufgewachsen inmitten der Auflösung aller Verhältnisse, kannte er nicht die Heiligkeit der Familienbande, nicht die Grundsätze, noch den sichern Gang geregelten Staatswesens, nicht die ewigen Gesetze sittlicher Ordnung. Höflinge und Schmeichler hatten ihm einerseits das Beispiel der Intriguen und Leidenschaften gegeben, andererseits ihn in die Frivolität des Hoflebens eingeführt. Er war ein Spielball der Ereignisse, die er nicht zu beherrschen vermochte, ohne Energie und Selbstvertrauen, das Schattenbild eines Herrschers, unfähig, die Macht und das Ansehen des Königthums wieder aufzurichten, ohne Sinn für die Hoheit seines nationalen Berufs. — **Calais**

ging ein Jahrhundert später unter der Königin Maria an die Franzosen verloren. Nur die normännischen Inseln Guernsey und Jersey blieben bis auf den heutigen Tag in den Händen der Engländer.

§. 499. Auf den gutmüthigen, schwachen, von Frauen (Agnes Sorel) und Lud-wig XI. 1461–1483. Günstlingen geleiteten Karl VII. folgte **Ludwig** XI., ein staatskluger, redegewandter Fürst voll Trug und Tücke, der durch Arglist, Gewaltthätigkeit und unerhörte Tyrannei das Reich ganz umgestaltete. Nur auf Vergrößerung seines Landes und Erhöhung seiner Macht und Herrschaft bedacht, setzte er sich über Moral und Religion weg und verletzte Wahrheit und Recht ohne Scheu, die Stimme seines Gewissens durch abergläubischen Heiligen- und Reliquiendienst und durch äußerliche kirchliche Uebungen erstickend. Nach einem mehrjährigen Krieg mit den Großen des Reichs, die mit dem Herzog von Burgund den „Bund der öffentlichen Wohlfahrt" gegen Ludwig geschlossen und ihm die unentschiedene 1465. Schlacht bei Montlhéry lieferten, brach er mehr durch Unterhandlung, Verrath und Ränke, als durch das Schwert die Macht der Kronvasallen und der unbotmäßigen Herzöge und Fürsten von königlichem Geblüt und vereinigte allmählich alle großen Lehen im Süden und Westen, ausgenommen Navarra und Bretagne, mit der Krone. Größer wurde seine Bedrängniß, als der kriegerische Karl der Kühne (§. 519) die Regierung in Burgund antrat. Erzürnt, daß Ludwig die Stadt Lüttich zum Abfall gereizt, nahm er denselben bei 1468. einer Zusammenkunft in Péronne wider gegebenes Wort gefangen und zwang ihn zu einem nachtheiligen Vertrag und zu der schmachvollen Demüthigung, mit ihm zur Bestrafung der Lütticher auszuziehen. Ludwig verbiß seinen Aerger, sann aber auf Rache. Er bewirkte, daß das Pariser Parlament den Vertrag nicht bestätigte, reizte die flandrischen Städte zum Aufruhr wider ihren gewaltthätigen und harten Herzog und bereitete demselben einen starken Feind in der Schweizer 1474. Eidgenossenschaft. Er schloß nämlich mit derselben eine Uebereinkunft, vermöge deren er gegen eine ansehnliche Geldzahlung alle Zeit auf den Zuzug von Hülfstruppen rechnen konnte, und beförderte das „Reislaufen" helvetischer Söldner in französische Kriegsdienste. Mit dieser neuerworbenen Hülfe brachte er Karl den Kühnen zu Fall und bemächtigte sich des Herzogthums Burgundien (§. 519). Eben so erfolgreich mehrte Ludwig die königliche Macht und Hoheit im Innern: er umging die Rechte der Stände und legte willkürliche Steuern auf oder erhöhte die bereits bestehenden; dabei beförderte er die Provinzialverfassungen, die seiner Selbstbestimmung in politischen Dingen keinen Eintrag thun konnten und geeignet waren, Zufriedenheit und Vertrauen in den unterworfenen Landschaften zu wecken; er vernichtete die richterliche Gewalt des Adels durch Errichtung neuer Parlamente (königlicher Justizhöfe) und begünstigte die Städte und die bürgerlichen Institutionen auf Kosten der Großen, denen er untilgbaren Haß trug. Ein Mann von ausgezeichneter Befähigung als Staatsmann und Diplomat, entbehrte er dagegen alles höheren sittlichen Schwunges. „Er hat ein Königreich groß gemacht, aber ohne alle eigene persönliche Größe." — Gewissensbisse über seine Grausamkeit und treulose Staatskunst und Menschenfurcht peinigten ihn auf dem einsamen Schlosse (Plessis-les-Tours), wo er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte. Er zitterte vor dem Gedanken an den Tod und suchte in Reliquien und Zaubermitteln Verlängerung des Lebens. Durch die Vermählung

der Erbin von Bretagne mit Ludwigs erstem und zweitem Nachfolger, dem von Romantik, Ritterthum und abenteuerlicher Thatenlust erfüllten Karl VIII. Karl VIII. 1483—98. und dem liebenswürdigen und tapfern Ludwig XII., wurde auch dieses Herzogthum Ludwig XII. 1498—1515. mit den französischen Kronlanden vereinigt. Aber die von diesen beiden Königen begonnenen Feldzüge zur Eroberung des obern und untern Italiens (§§. 505. 511) brachten Frankreich keinen Gewinn. Denn Italien war nicht minder ein Grab der Franzosen, wie es früher ein Grab der Deutschen gewesen. Wir werden bald erfahren, in wie raschem Wechsel das Herzogthum Mailand und das Königreich Neapel von Karl und Ludwig erobert wurden und wieder verloren gingen und wie viel edles Blut in der lombardischen Ebene und am Garigliano vergossen ward. Drei Könige richteten ihre sehnsüchtigen Blicke nach dem schönen Apenninenlande, aber es war den französischen Herrschern nicht zum dauernden Besitz beschieden. Dagegen erstarkte die bürgerliche Freiheit, die staatliche Ordnung und der Rechtssinn der Franzosen unter dem volksfreundlichen, leutseligen und Gerechtigkeit liebenden König Ludwig XII. Als die Königin Anna, die einst Bretagne der Krone zugebracht, aber ihrem letzten Gemahl durch ihre Launen und particularistischen Vorurtheile und Sympathien das Leben verbittert hatte, aus dem Leben ging, vermählte sich Ludwig 1514. mit der sechzehnjährigen Tochter Heinrichs VII. von England. Am 11. Oktober wurde in Abbeville das Beilager gehalten und das fröhliche Ereigniß mit 11. Okt. 1514. einer Reihe von Festlichkeiten gefeiert. Der König, dessen Gesundheit schon seit längerer Zeit wankend und unsicher gewesen, that sich Gewalt an, um seiner jungen, lebhaften Gemahlin zu genügen und den Aufenthalt am französischen Hof angenehm zu machen. Aber die große Veränderung in seiner ganzen Lebensweise, in allen seinen Gewohnheiten sollte ihm schlimm zu stehen kommen. Seine Kräfte schwanden rasch dahin: ehe er den neuen Zug nach Italien, mit dem er sich fortwährend beschäftigte und zu dem er schon alle Zurüstungen getroffen, 1. Jan. 1515. antreten konnte, wurde er vom Tode weggerafft. Seine schöne, jugendliche Wittwe kehrte in ihre Heimath zurück und reichte in der Folge dem Herzog von Suffolk ihre Hand zum neuen Ehebund. In Frankreich bestieg der Gemahl seiner Tochter Claudia, Franz von Angoulême, den Thron.

Verwandtschaftliche Verhältnisse.

Karl V. † 1380.

Karl VI. † 1423	Ludwig Herzog von Orleans † 1407	
Karl VII. † 1461	Gem. Valentine Visconti	
Ludwig XI. † 1483	Karl von Orleans † 1465	Johann, Gr. von Angoulême † 1467.
Karl VIII. † 1498	Ludwig XII. † 1515	Karl von Angoulême † 1496
		Franz I. † 1547.

b) England, Schottland und Irland.

§. 500. **Die Kriege der weißen und rothen Rose in England.** Der Frevel, durch den das Haus Lancaster auf den englischen Thron gelangt war (§. 496), trug im dritten und vierten Gliede seine blutigen Früchte. **Richard, Herzog von York**, Urenkel König Eduards III., glaubte nähere

Ansprüche an die englische Krone zu haben, als Heinrich VI. Er bildete eine mächtige Partei, entfaltete die Fahne der Empörung und begann den gräuelvollen Bürgerkrieg, der von den Zeichen der Parteihäupter den Namen
1460. der rothen (Lancaster) und weißen (York) Rose führt. Zwar erlag Richard in einer heißen Feldschlacht den Truppen der mannhaften Königin, die sein mit
Haus York: einer papiernen Krone geschmücktes Haupt auf den Zinnen von York aufpflanzen
Eduard IV. und seinen tapfern Sohn Rutland tödten ließ; — aber Richards Erstgeborner,
1461—83. der ritterliche Eduard, rächte des Vaters Schmach. Unterstützt von dem mächtigen Grafen Warwic, besiegte er die Königin in zwei Schlachten, setzte den schwachen Heinrich VI. gefangen und bemächtigte sich des Throns. Als jedoch der galante König Eduard IV. die Verwandten seiner geliebten Gemahlin Elisabeth allzusehr bevorzugte und dadurch die Zahl seiner Feinde verstärkte, gelang es nach einiger Zeit der Gegenpartei, mit Hülfe des abtrün-
1470. nigen Grafen Warwic, „des Königmachers", ihn wieder zu stürzen und zur Flucht nach Holland zu zwingen; allein schon im nächsten Jahre kehrte er aus den Niederlanden zurück, rief die Anhänger der weißen Rose unter seine Fahne
1471. und siegte in der blutigen Schlacht bei Tewksbury, wo Heinrichs VI. Sohn getödtet wurde und die Blüthe des Adels fiel oder in Gefangenschaft gerieth. Im Triumphe zog jetzt Eduard IV. abermals in seine Hauptstadt ein, indeß der unglückliche Heinrich VI. von Lancaster, der viermal den Thron mit dem Kerker vertauscht hatte, im Tower seines kummervollen Lebens gewaltsam beraubt wurde und seine leidenschaftliche Gemahlin gegen Lösegeld nach Frankreich wanderte. Aber die blutbefleckte Krone brachte auch dem Hause York keinen Segen. Mißtrauisch kehrte das harte Geschlecht nunmehr seine Waffen gegen sich selbst. Zuerst schaffte Eduard seinen Bruder Clarence durch
1483. Mord aus dem Wege, und als er selbst mit Hinterlassung zweier unmündigen
Richard III. Prinzen, Eduard und Richard, starb, ließ sein jüngster Bruder Richard (III.),
1483—1485. noch ehe der Erstgeborne als König Eduard V. die Krönung empfangen, beide im Tower erwürgen und bemächtigte sich des Throns, auf dem er sich umsonst durch neue Frevel zu befestigen wähnte. Heinrich Tudor, Graf von Richmond, ein naher Verwandter des Lancaster'schen Königshauses, der sich durch die Flucht nach Frankreich dem allgemeinen Untergange seines Geschlechts entzogen hatte, landete mit französischer Hülfe an der Küste von Wales, seinem Geburtslande, und gewann, von den Anhängern der rothen Rose unterstützt, in der Schlacht von
1485. Bosworth Sieg und Reich. Richard III. fiel tapfer fechtend im Getümmel der
Haus Tudor: Schlacht. Darauf führte Heinrich VII., mit dem das aus Wales stammende
Heinrich VII. Haus Tudor auf den Thron kam, durch seine Vermählung mit Eduards IV.
1485—1509. Tochter eine Versöhnung der beiden Rosen herbei. Noch einmal versuchten im Laufe seiner Regierung zwei Betrüger (Simnel und Perkin Warbek), die sich für Abkömmlinge der York'schen Familie ausgaben und zahlreiche Anhänger fanden, die blutigen Kriege zu erneuern; aber das Glück begünstigte Heinrichs Waffen; die beiden Verräther fielen in seine Gewalt und büßten für ihr vermessenes Unternehmen. — Die Weltgeschichte gedenkt kaum eines andern Kriegs, in dem sich so viele Gräuel häuften als in dem Kampf zwischen der rothen und weißen Rose. Achtzig Glieder der königlichen Familie und die Zierden des Adels hatte das Schwert gefressen. Darum konnte der staatskluge, hartherzige

und geldgierige **Heinrich** VII. der Krone eine höhere Macht verleihen, als sie unter den **Plantagenets** besessen. Eifersüchtig suchte er die vollberechtigten Ansprüche (Legitimität) des **Lancaster'**schen Hauses an den englischen Thron zu allgemeiner Geltung und Anerkennung zu bringen. Nachdem ihm dieses gelungen, war er mit Umsicht und Klugheit bedacht, die Wunden des Krieges zu heilen und durch Beförderung des Handels und Gewerbfleißes, der Entdeckungsreisen und Uebersiedelungen nach der neuen Welt den Mittelstand zu heben, die Betriebsamkeit anzuregen und den Nationalwohlstand zu erhöhen.

§. 501. **Schottland unter den Stuarts.** Während dieser kriegerischen Vorgänge war in dem rauhen, von düstern Nebeln überzogenen Schottland der machtlose Feudalthron im Besitze des Hauses **Stuart**. Aber der Seit 1370. **Adel**, mächtig durch Land und Leute und an Kampf, Jagd und Waffenübungen gewöhnt, erwarb sich eine fast unabhängige Stellung und wurde darin von dem reichen **Klerus**, dessen angesehenste Glieder den edlen Häusern angehörten, nachgeahmt. Bei der geringen Zahl und Bedeutung der Städte konnte sich nicht wie in andern Ländern ein freier **Bürgerstand** ausbilden und das gesetzgebende Ansehen der Könige in den **Parlamenten** stärken, daher auch Recht und Gesetz ganz in den Händen des Grundadels lag und das größtentheils dem Hirten- und Bauernstande angehörende Volk nur die Gerichtsstätten der Gutsherren kannte. So war die Königsmacht in Schottland auf das Führeramt im Kriege beschränkt; das richterliche Ansehen des Königs hatte nur Geltung für die eigenen Unterthanen; die oberlehnsherrlichen Rechte wurden von den trotzigen Edeln wenig beachtet, die Abhängigkeitsverhältnisse mehr und mehr gelockert und die Krongüter widerrechtlich vermindert. Die Clanverfassung, wodurch der Grundherr ein patriarchalisches Ansehen über alle seinem Bereich angehörenden Familienglieder erlangte und alle Insassen, Pächter, Hörige in das Verhältniß der Clientschaft zum Clanhaupte traten, trug Vieles zur Erhöhung der Macht der Edelleute bei, die, durch Wechselheirathen und Blutsverwandtschaft schon einander nahe stehend, sich noch häufig durch Waffenbündnisse stärkten, um der Königsmacht ungestraft Trotz bieten zu können. Wohl hatte das Stuart'sche Herrscherhaus manchen kräftigen und strebsamen Fürsten aufzuweisen; aber ein unglückliches Geschick stürzte die meisten in ein frühes Grab und führte Minderjährigkeiten und Regentschaften herbei, während welcher die Krongüter und Herrenrechte verschleudert, die Gerichtsbarkeit vermindert und das Ansehen der Krone geschwächt wurden. Die Geschichte der Stuart'schen Könige während mehrerer Jahrhunderte hat fast nichts zu berichten, als von den Versuchen und Maßregeln, die sie ergriffen, um die verlornen Rechte und Krongüter wieder zu erlangen, ihre Autorität gegen den raubsüchtigen und fehdelustigen Adel zu behaupten und den Zustand der ritterlichen Anarchie durch die Bande der Ordnung zu beseitigen. Die Weltgeschichte bietet kein anderes Herrscherhaus dar, das durch die Hand eines finstern Geschicks so schwer gebeugt worden wäre, als die Nachkommen Banco's. Das Loos des Ahnherrn, das der große britische Dichter so erschütternd darstellte, vererbte seinem Stamme, den das Schicksal zum Gegenstand einer großartigen Tragödie ausersehen zu haben schien. Die Krone sah der ergrimmte Macbeth auf dem Haupte der Nach-

kommen seines ermordeten Genossen, aber nicht die blutigen Wunden, denen die meisten in der Blüthe der Jahre erlagen, nicht den Schmerz der gebrochenen Herzen, der die übrigen ins Grab stürzte.

Robert III. 1390–1406. **Robert** III., der zweite König der Stuart'schen Familie, hatte zwei Söhne, von denen der älteste durch die Tücke seines Oheims des gräßlichsten Hungertodes starb, der jüngere, Jacob, achtzehn Jahre in englischer Gefangenschaft vertrauern mußte, was dem Vater das Herz brach.
Jacob I. 1406–1437. Als **Jacob** endlich nach einer stürmischen Zwischenregierung den schottischen Thron bestieg und die herrschende Barbarei nach Englands Vorbild zu mindern suchte, theils durch Hebung der Industrie, theils durch die Gründung der Universität St. Andrews, theils durch Gesetze, die bei dem Adel
Jacob II. 1437–1460. und dem Klerus ein gesittetes Leben bezweckten, bildete sich eine Verschwörung gegen ihn, der er auf die schrecklichste Weise in einem Kloster zu Perth erlag (1437). Sein kühner Sohn, **Jacob** II., hatte bald nach dem Antritt seiner Regierung mit dem mächtigen Hause Douglas einen Krieg zu bestehen, von dessen Ausgang der Besitz oder Verlust der Krone abzuhängen schien; und kaum hatte er diesen Kampf siegreich beendigt und seine Thätigkeit der Schwächung des Adels, der Sittigung des Landes und der Hebung der königlichen Gerichtshöfe zugewendet, als ein unglücklicher Kriegszug nach England seinem Leben im dreißigsten Jahre auf eine gewaltsame Weise ein Ende
Jacob III. 1460–1488. machte, und die Regierung in die Hände seines siebenjährigen Sohnes brachte (1460). **Jacob** III. war ein Fürst von großen Anlagen, der, als er zur Volljährigkeit gelangte, dieselbe Politik dem Adel gegenüber befolgte wie seine Vorfahren, nur daß er sich anderer Mittel bediente. Da er an ritterlichen Thaten und an dem wilden Treiben der Jagd und des Kriegs kein Gefallen fand, so mied er allen Verkehr mit dem Adel, übertrug die Staatsgeschäfte größtentheils der Geistlichkeit und wandte seine Gunst Leuten von geringem Stande zu, die seine Liebe für Astrologie, Musik und Architektur theilten, zugleich aber auch seinen Schwächen schmeichelten. Sein Streben scheint gewesen zu sein, durch Kunst und Industrie den rohen Sitten der Edelleute entgegen zu wirken, die feudalistische Macht derselben zu brechen und, nach dem Vorbilde Ludwigs XI. und anderer europäischer Fürsten seiner Zeit, eine absolute Monarchie zu gründen. Aber seine Mittel waren so gering, die eingeschlagene Bahn unter den obwaltenden Verhältnissen so verkehrt und der Widerstand so stark, daß er durch seine Maßregeln den Adel nur erbitterte, ohne ihn zu schwächen. Als er daher einst mit einem Heere nach der Grenze zog, um die Engländer von einem Einfalle abzuhalten, drangen im Lager von Lauder einige über ihre Zurücksetzung erbitterte Edelleute mit gewaffneter Hand in sein Zelt, ergriffen die Günstlinge, bis auf Ramsay, der in den Armen des Königs Schutz suchte, und knüpften sie an der Brücke zu Lauder auf. Jacob wollte nach einiger Zeit ihren Tod rächen und rückte mit seinen Getreuen den meuterischen Edelleuten entgegen; aber am Flüßchen Bannockburn, das schon so oft von schottischem Blute geröthet worden, erlag sein Heer den abgehärteten Truppen seiner Gegner. Der König mußte fliehen. Beim Uebersetzen über den Fluß stürzte sein Pferd; unerkannt wurde er in eine Mühle gebracht und dort von einem feindlichen
Jacob IV. 1488–1513. Kriegsmann ermordet. Sein Sohn **Jacob** IV. war von entgegengesetztem Charakter, offen und ritterlich, daher er mehr Sympathie bei dem Adel fand. Ein Krieg mit Heinrich VII. von England endigte mit einem Bündnisse, in Folge dessen Jacob 1503 des Königs Tochter Margaretha als Gemahlin heimführte. Nun trat eine mehrjährige Ruhe und eine fröhliche Zeit in Schottland ein. An dem Hofe des ritterlichen und freigebigen Königs wechselten Festlichkeiten und Spiele: die Hofhaltung wurde prachtvoller, schöne Gebäude erhoben sich in der Hauptstadt; eine neue Flotte befuhr die Gewässer des Forth und die Edelleute schlossen sich in Liebe an einen Fürsten an, der sich ihnen mit Vertrauen näherte und gleiche Gesinnung mit ihnen hegte. Als aber in England Heinrich VIII., Jacobs Schwager, den Thron bestieg, und der ritterliche Geist, der im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts vor seinem Erlöschen in mehreren Regenten noch einmal kräftig aufloderte, eine Reihe von Kriegen herbeiführte, erneuerte Jacob IV., der sich mit seinen Edelleuten nach einer Gelegenheit sehnte, den Ruhm der schottischen Waffen zu erhöhen und die so oft erprobte Tapferkeit abermals zu bewähren, den alten, seit den Erbfolgekriegen bestehenden Bund mit Frankreich und fiel in Nor-
1513. thumberland ein. Hier aber wurde er am 9. September 1513 am Hügel von Flodden, dem südlichen Abhange des Cheviotgebirges, vom Grafen von Surrey geschlagen, und zehntausend Schotten, darunter Häupter der edelsten Familien, deckten das Schlachtfeld. Der König selbst war verschwunden, und seinen Leichnam fand man erst am andern Tage unter einem Haufen erschlagener Edelleute,

die den Fall ihres geliebten Fürsten nicht überleben wollten. Unter seinem minderjährigen Sohne Jacob V. wurde das Land von politischer und religiöser Parteiwuth zerrissen, wobei alle Leidenschaften ungebändigt walteten und ein Zustand arger Verwilderung und Gesetzlosigkeit eintrat. Jacob V 1513—1542.

§. 502. **Irland.** Heinrich II. war der erste König, welcher die von dem Papst der Krone England verliehene Insel Irland zu erobern unternahm. Aber diese Eroberung hatte so geringen Fortgang, daß während des ganzen Mittelalters blos die Hauptstadt Dublin mit der Umgegend (der sogenannte **Pale**) die Oberhoheit Englands anerkannte. Blutige Kriege, die von dieser Zeit an das Land zerrissen, zerstörten in „grün Eiland" die poetische Cultur der gaelischen Vorzeit wie die christliche Begeisterung des siebenten und achten Jahrhunderts. Einheimische Häuptlinge, Könige genannt, lagen in unaufhörlichen Kämpfen mit einander und mit den englischen („sächsischen") Eroberern und hemmten die Entwickelung des Bürgerstandes zur Industrie und Betriebsamkeit. Ritterliche Großthaten und Abenteuer, ein romantisches Kriegs- und Jagdleben der Edelleute füllen die Annalen der irischen Geschichte des Mittelalters; das Volk blieb unfrei und ohne Bildung der Bedrückung des Adels und der Leitung der Geistlichkeit hingegeben. Bürgerliche Ordnung und Herrschaft des Gesetzes waren unbekannte Dinge. Selbst die von den folgenden Königen bewerkstelligte Ansiedelung englischer Edlen in Irland führte zu keiner Vereinigung. Denn diese mit der Zeit zu Irländern gewordenen „Engländer von Geblüt" nahmen zuletzt Sprache, Sitten, Lebensweise, ja Tracht und Namen von den Besiegten an und widersetzten sich so hartnäckig der Germanisirung und Civilisirung der Insel, daß bald das Mutterland, „die Engländer von Geburt", ihre Waffen auch gegen diese richteten. Der Haß der Engländer gegen ihre entarteten Landsleute machte die Kriege immer blutiger, steigerte die Verwilderung des Inselvolks und vergrößerte die Spaltung und den Nationalhaß zwischen Eroberern und Eroberten.

2. Italien.

a) Ober-Italien.

§. 503. **Venedig.** In Oberitalien erhoben sich im Mittelalter, besonders im Zeitalter der Kreuzzüge, durch Handel und Schifffahrt, die zwei Republiken **Venedig** und **Genua** zu einer Blüthe, die an die schönsten Zeiten Alt-Griechenlands erinnert. Die Venetianer, die den Evangelisten Marcus zum Schutzheiligen erkoren und ihm Volk und Stadt zu eigen gaben, richteten ihre Blicke auf das **adriatische** und **ägäische** Meer und machten anfangs nur Eroberungen auf Inseln (Candia, Cypern u. a.) und Küstenländern, um passende Stapelplätze, Seehafen und Waarenlager zu erhalten, so in **Dalmatien** und **Griechenland**, im **Archipelagus**, in **Constantinopel** (§. 402) u. a. O. Der Handel der **Levante** brachte Reichthum und Macht in die prächtige Lagunenstadt, die aus der Vereinigung mehrerer, durch Brücken und kunstvolle Gestade mit einander verbundenen Inseln entstanden war (§. 281). Herrliche **Kirchen** (der Marcusdom), glänzende **Paläste** (Dogenpalast), prachtvolle **Plätze** (Marcusplatz) und kühne **Wasserbauten** (Rialtobrücke) machten Venedig zu

einem Wunder der Welt. Aber Pracht, Reichthümer und Genüsse konnten den Mangel der Freiheit nicht ersetzen. Die ursprünglich demokratische Verfassung ging im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert in eine erb-aristokratische über, aus der sich zuletzt eine drückende Oligarchie entwickelte. An der Spitze des Staates befand sich ein gewählter Doge mit beschränkter Gewalt; ihm zur Seite standen sechs Räthe aus verschiedenen adeligen Familien, die mit jenem vereint die Signorie hießen und die laufenden Regierungsgeschäfte versahen; den höchsten Gerichtshof bildete das Collegium der Vierzig (Quarantie); die ganze Macht aber ruhte in dem
1297. großen Rath, zu dem, seit dem Staatsstreich „Schließung des Raths" genannt, nur eine bestimmte Zahl vornehmer Familien (Nobili), deren Namen in dem goldenen Buche verzeichnet waren, Zutritt hatte. Und um jeder Staatsveränderung vorzubeugen, wurde ein Ausschuß von zehn Männern mit dictatorischer Gewalt ausgerüstet, denen eine Staatspolizei mit Spionen und Angebern und eine Staatsinquisition mit unterirdischen Kerkern, Foltern und Bleikammern zur Seite standen. Alle Tritte und Schritte wurden überwacht, alle Worte belauscht, jede Bewegung des Volkes beobachtet. Der
1355. Versuch des Dogen Marino Falieri, durch eine Verschwörung mit einigen verwegenen Leuten des untern Volks die stolze Aristokratie zu stürzen, endigte mit seinem eigenen Fall und einem gewaltsamen Tod durch das Schwert
1261. des Scharfrichters. — Nach der Wiederherstellung des byzantinischen Throns durch den von Genua unterstützten Michael Paläologos (§. 403) verlor Venedig, das die Errichtung des fränkischen Reichs in Constantinopel eifrig betrieben hatte, einen Theil des levantischen Handels an das nebenbuhlerische Genua. Die schweren Kämpfe, welche hierauf diese Freistaaten um den Alleinbesitz des Verkehrs im griechischen und schwarzen Meer mit einander bestanden, waren beiden verderblich. Ueber ein Jahrhundert maßen die zwei mächtigen
1379–1381. Seerepubliken ihre Kräfte mit einander, bis endlich im Chioggiakrieg Venedig als Siegerin hervorging. — Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts suchte sich die Republik des heiligen Marcus auf dem italienischen Festlande zu vergrößern, die kleinen Dynasten von Verona, Padua, Ravenna u. a. O., die Scala, Carrara, Polenta wurden nach heftigstem Widerstand zur Unterwerfung gebracht und starben theils in der Verbannung, theils durch das Richtschwert. Auch mit den Visconti in Mailand führte die Seerepublik viele hartnäckige Kämpfe und oft wurden die Ufer des Po und die lieblichen Gestade am Gardasee mit Blut getränkt, ehe eine Grenzlinie zwischen
1428. den beiden ehrgeizigen und herrschsüchtigen Staaten gefunden ward. Brescia, Bergamo und Crema kamen an die Republik des heiligen Marcus, die durch ihre Reichthümer in Stand gesetzt war, geschickte und unternehmende Condottieri mit zahlreichen Söldnerhaufen in ihre Dienste zu nehmen. Niederlagen oder geringe Erfolge betrachteten die eifersüchtigen Republikaner mitunter als Beweise böser Absichten gegen die Freiheit des Landes und begegneten der drohenden oder vermeintlichen Gefahr durch Mord, Entsetzung und Folterung. So
1432. fällten sie durch einen Staatsstreich den unternehmenden Feldhauptmann Francesco von Carmagnola, und der kraftvolle Doge Foscari, eine der kühnsten und gewaltigsten Naturen, wurde nach einer mehr als dreißigjährigen

ruhmvollen Amtsführung durch eine feindliche Gegenpartei seiner Würde entsetzt und sein einziger Sohn mit Folterqualen so zugerichtet, daß er den Tod davontrug, worüber dem alten Vater das Herz brach. 1457. Im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts kam der Freistaat an den Rand des Untergangs durch den Bund (Ligue) von Cambray, in welchem sich Kaiser Maximilian, 1508. Ludwig XII. von Frankreich, Ferdinand der Katholische von Aragonien und Papst Julius II. zu einer Theilung des venetianischen Gebiets vereinigten. Schon bedrohten die Franzosen, damals im Besitz von Mailand, nach dem Sieg von Agnadello die reiche Stadt mit einer Eroberung, als es 1509. dem klugen Rath glückte, den Bund zu trennen und durch einige Opfer die Freundschaft des Papstes und Ferdinands zu gewinnen. Beide verbanden sich mit den Venetianern durch die Heilige Liga zur Vertreibung der Franzosen 1511. aus der apenninischen Halbinsel, ein Bündniß, dem auch bald der Kaiser Maximilian und der König von England beitraten. Auf diese Weise gelang die Rettung Venedigs; die Franzosen wurden nach langen Kämpfen zum Abzug aus Italien gebracht und die Schweizer setzten ihren Schützling Maximilian Sforza als Herzog von Mailand ein; die Republik erlangte wieder ihre alten Grenzen auf dem festen Lande und die Städte Brescia und Verona kehrten nach längerer Entfremdung von Neuem 1513 unter das Regiment der Herren von San Marco 1513. zurück. Aber unheilbar waren die Schläge, die Venedig durch die Gründung des osmanischen Reichs in seinen östlichen Besitzungen und durch die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien in seinem Handel erfuhr. Seitdem war die symbolische Vermählung des Dogen mit der Adria auf dem Staatsschiff Bucentoro eine bedeutungslose Feier. — Die unersättliche Begierde nach Geld und Reichthum verhärtete die Herzen der Venetianer; dadurch wurden die Familienbande gelockert und das religiöse und kirchliche Leben geschwächt. „Und so sehen wir denn am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Venedig einen Staat ohne alle Frömmigkeit, voll des härtesten Verstandes, voll der energischsten Achtung des Gesetzes wie der energischsten Ungerechtigkeit gegen die Unterthanen und voll der größten sinnlichen Losgebundenheit, die nur, weil Fähigkeit und Sinn vorhanden war, weil die unversiegbare Quelle geistreicher Lust, wie sie allen Italienern von der Natur geschenkt scheint, auch dem Venetianer sprudelte, in der kunstreichen Gestaltung des geselligen Umganges und in den herrlichen Werken zeichnender Künste noch eine Veredlung fand."

§. 504. Genua. Venedigs stolze Nebenbuhlerin war **Genua**. Nachdem dieser Freistaat im dreizehnten Jahrhundert die Macht Pisa's gebrochen und den westlichen Handel und den Besitz von Corsica und Sardinien errungen (welche letztere Insel jedoch an Aragonien kam), richtete er seine Blicke nach der Levante, und suchte Venedig aus dem Alleinbesitz des morgenländischen Handels zu treiben. Darüber entstanden heftige Kriege und manche blutige Seetreffen; aber Venedigs Klugheit, gepaart mit Tapferkeit und Standhaftigkeit, bewirkte, daß die Republik S. Marco aus jedem Kampfe mit Ehre und Gewinn hervorging, obschon einst in dem erwähnten Krieg von Chioggia die genuesische Flotte siegreich die Lagunen befuhr. 1380. Genua's glänzende Marmorpaläste, sein mit einem Walde von Masten bedeckter Seehafen, seine Handelsschiffe und Kriegsflotten zeugten von dem Reichthum der Stadt und von dem Unternehmungs-

geist der Bewohner; aber Hader und wilde Parteikämpfe zwischen Demokraten und Aristokraten, zwischen Guelfen (Fieschi und Grimaldi) und Ghibellinen (Spinōla und Doria) schwächten die innere Kraft und zerstörten die Tugenden und edleren Regungen*). Habgier und Geldstolz waren die herrschenden Leidenschaften des Volks. In der Regierungsform der Stadt traten häufige Wechsel ein. Zuerst stand ein, meistens aus der Ferne berufener Podesta an der Spitze, welcher im Verein mit dem Rath der „Achter" die innere Verwaltung und die Polizei leitete, die oberste Gerichtsbarkeit besaß und dem Militärwesen vorstand; dann wurde nach dem Vorbilde Venedigs ein lebens-
1339. länglicher Doge gewählt (Simon Boccanera) und ihm ein Rath von zwölf Männern, sechs vom Adel und sechs vom Volke, zur Seite gesetzt; allein unter den wilden Parteikämpfen ging endlich jede rechtmäßige Obrigkeit zu Grunde und ein Zustand eigenmächtiger Selbsthülfe und blutiger Rache trat an die Stelle von Gesetz und Ordnung. „Fast ist es unbegreiflich, wie unter solchen Stürmen ein Institut der Art entstehen und unerschüttert bleiben konnte, als die St.
1407. Georgenbank war, wie also in einem höchst zerrütteten Staat ein zweiter zahlreicher Staat völlig ruhig sich erhielt, der den Leidenschaften fast noch reizendere Gegenstände als der erstere darbot." Die Bank von St. Georg war eine von den Staatsbehörden unabhängige Actiengesellschaft mit eigenen Statuten, eingesetzt und überwacht von der Gesammtheit der Staatsgläubiger oder Inhaber der Staatsschuldscheine (Luoghi). Alle Oberbehörden der Republik mußten schwören, die Bank von St. Georg bei ihren Rechten und Freiheiten zu schützen und zu erhalten; und oft schienen die Bürger höchst gleichgültig zuzusehen, ob die Fregosi oder Adorni, die Fieschi oder Spinola der Staatsgewalt sich bemeisterten, wenn nur die siegende Partei die Constitutionen der Georgenbank beschwor und unverletzt erhielt. Unfähig, sich selbst zu regieren, suchte sich Genua endlich fremde Regenten, indem es sich bald unter mailändische, bald unter französische Herrschaft stellte. Die kunstreiche Verfassung, die im sechs-
1528. zehnten Jahrhundert der Seeheld Andreas Doria für seine Vaterstadt entwarf, nachdem er das französische Regiment daselbst gestürzt und die republikanischen Formen hergestellt, verschaffte zwar dem Staate wieder die äußere Unabhängigkeit, aber keineswegs den innern Frieden. Zwei Jahrzehnte nachher
1547. versuchte der schöne, reiche und gebildete **Fiesco** dem Hause Doria (dessen Haupt der eitle und herrschsüchtige Neffe des Andreas zu werden drohte) die Dogenwürde zu entreißen; aber das Unternehmen wurde vereitelt durch den unerwarteten Tod des kühnen Verschwörers. — Auch Genua's Macht und Handelsgröße wurde durch die Gründung des osmanischen Reichs und durch den Seeweg nach Ostindien tief erschüttert.

*) O Genuesen, Volk, das abgewendet
Von aller Sitte ist und voller Tücke,
Warum seid aus der Welt ihr nicht verstoßen!
(Dante, Hölle 33, 151.)

§. 505. **Mailand.** Mailands republikanische Verfassung ging unter,
1395. seitdem das Haus Visconti die Herrschaft über die Lombardei erhalten (§. 467). Der Reichthum der Familie machte die Unterhaltung eines starken

Söldnerheeres unter fähigen Rottenführern (Condottieri) und durch
diese die Eroberung der benachbarten Städte und die Erweiterung des Herzog-
thums möglich. Ein glänzendes Hof- und Staatsleben, gehoben durch Bil-
dung und Kunstliebe, durch Handel und Gewerbsamkeit, verlieh der Herrschaft
der Visconti einen hohen äußern Glanz. Aber unter den Parteikämpfen ver-
wilderte der Sinn; Folter und Hinrichtungen galten als nothwendige Mittel
der Macht, wodurch wieder Verschwörung und Mord erzeugt wurden; Gräuel-
thaten empörender Art verhärteten die Herzen der Fürsten. Schon Lucchino, Lucchino
ein hochgebildeter, staatskluger Fürst und gleich seinem Bruder, dem Erzbischof † 1349.
Giovanni Visconti ein Freund und Gönner Petrarca's (§. 456), ward be- Giovanni
schuldigt, einen vornehmen Mailänder, Pusterla, dessen Gattin seine Liebesanträge † 1354.
verschmäht, aus Rache tückisch ermordet zu haben. Bernabò erweiterte und Bernabò
befestigte die Macht des Hauses durch List, Gewalt und Bedrückung, bis er † 1385.
durch seinen Neffen Giovangaleazzo hinterlistig getödtet ward. Giovan- Giovan-
galeazzo selbst verlieh der Herrschaft der Visconti neuen Glanz, sowohl durch galeazzo † 1402.
glückliche Eroberungskriege, als durch die Erwerbung der Herzogswürde (§. 467).
Sein Sohn, Gian Maria, einer der grausamsten Zwingherren aus dem Gian Maria
Fürstengeschlechte der Visconti, der seine Widersacher von reißenden, mit † 1412.
Menschenfleisch auferzogenen Hunden zerfleischen ließ, wurde an heiliger Stätte
ermordet; sein Bruder und Nachfolger, Filippo Maria, tödtete seine Gattin, Filippo Maria
um sich den Weg zu einer neuen Ehe zu bahnen, nachdem er sie umsonst durch † 1447.
entsetzliche Folterqualen zu Geständnissen ihrer Schuld zu bringen gesucht, und
herrschte dann gewaltthätig, selbstsüchtig und treulos, aber mächtig und gefürchtet
nach Außen. Als mit seinem Tode der Mannstamm der Visconti erlosch, trat
eine Zeit stürmischer Parteikämpfe ein. Da übertrugen die Mailänder, gedrängt
von den Venetianern und anderen Feinden, in der Mitte des fünfzehnten Jahr-
hunderts dem klugen und tapfern Rottenführer **Franz Sforza**, dem Eidam des 1450.
verstorbenen Herzogs, die Herrschaft über das Land. Ihm folgten in der
herzoglichen Würde sein Sohn Galeazzo Maria, ein zügelloser Mann von
wollüstiger und grausamer Natur. Diesem „genügte es nicht, die edlen Frauen
zu verführen, er fand auch noch Vergnügen daran, ihre Schuld bekannt zu
machen; und er war nicht damit zufrieden, seine Unterthanen hinrichten zu lassen,
wenn er sie nicht auf eine grausame Art zu Tode marterte". Verhaßt ob
seiner Sitten und Frevelthaten, fiel er am Weihnachtsfeste als Opfer einer Ver-
schwörung in der Stephanskirche zu Mailand. Aber die gehoffte Freiheit kehrte 1476.
nicht zurück. Ludwig Moro, der Bruder des ermordeten Herzogs, entriß
der Wittwe die vormundschaftliche Regierung über ihren achtjährigen Sohn 1478.
Johann Galeazzo und herrschte dann während dessen Minderjährigkeit
eigenmächtig und gewaltthätig. Diese Herrschaft dauerte fort, als der Neffe be-
reits die Jahre der Mündigkeit erreicht und sich mit Isabella von Neapel ver-
mählt hatte, und als die junge, stolze Herzogin sich an ihren königlichen Vater
wandte, daß er ihr zu ihrem Rechte verhelfe, sah sich Ludwig der Mohr nach
fremdem Beistande um. Im Bunde mit Karl VIII. von Frankreich, dessen
Eroberungszug auf Neapel er unterstützte, befestigte und erweiterte er seine
Herrschaft, besonders als Johann Galeazzo, wahrscheinlich durch das Gift des
Oheims plötzlich starb. Die unter solchen Verhältnissen herbeigeführte Unordnung 1494

und Schwäche des Staats erfüllte die Franzosen und Spanier, die nach dem schönen und reichen Lande Gelüste trugen, mit der Hoffnung, sich des Herzogthums zu bemächtigen. Die Streitigkeiten in Sforza's Familie erleichterten dem König von Frankreich Ludwig XII., der als Enkel einer Tochter des ersten Visconti Ansprüche geltend machte, die Eroberung des Landes. Er
1500. führte den Herzog Ludwig Moro, den die helvetischen Reisläufer verrathen und verlassen hatten, gefangen weg und ließ ihn zehn Jahre lang in einem unterirdischen Kerker schmachten. Als aber die Franzosen in dem durch die
1511. heilige Liga herbeigeführten verheerenden Krieg zuletzt trotz der Feldherrnkunst des königlichen Neffen Gaston de Foix (der den großen Sieg bei
1512. Ravenna mit seinem Leben bezahlte) und der Tapferkeit eines Bayard, Lautrec u. A. den vereinten Kräften der Italiener und der mit ihnen verbündeten Schweizer erlagen, wurde ihnen Mailand wieder entrissen und der Sohn des gefangenen Ludwig Moro, Maximilian Sforza, der mittlerweile an dem verwandten Kaiserhof in Wien eine sichere Zuflucht gefunden, durch den Cardinal-Bischof Schinner von Sitten und andere Bevollmächtigte der Bundesfürsten feierlich als Herzog eingesetzt, ein Schattenfürst unter der Militärdictatur helvetischer Besatzungsmannschaft. Vergebens strengten die Franzosen unter La Tremouille und andern Feldherren alle Kräfte an, um die verlorne Herrschaft wieder zu gewinnen, den Schweizern und ihrem schwachen Schützling die lombardische Hauptstadt von Neuem zu entreißen; sie konnten nur das Elend und die Kriegsnoth in der Halbinsel verlängern; als sie in der
1513. **Schlacht bei Novara** durch die Schwerter und Hellebarden der Alpensöhne eine Niederlage erlitten, kamen sie in eine bedrängte Lage. Die Vermittelungsversuche des Papstes Leo X. zerschlugen sich an dem Eigennutz der Eidgenossen, denen die Mailänder Schutzherrschaft und die zerrissene Lage Italiens von Vortheil war. So dauerte der unglückliche Zustand zwischen Krieg und Frieden fort, bis Ludwig XII. aus der Welt schied. Erst als der Nachfolger Franz I. den Thron bestieg und mit einem stattlichen Ritterheer die Alpen überschritt,
13. 14. Spt. 1515. wurden die Schweizer in der zweitägigen Schlacht **bei Marignano** überwunden und nach dem tapfersten Kampfe und großen Verlusten zum Rückzug genöthigt. Durch diese „Riesenschlacht von Marignano", wie sie der alte Marschall Triulzo nannte, kam das Herzogthum Mailand wieder an die Franzosen und auch Genua erkannte aufs Neue die Schutzherrschaft des französischen Königs an. Massimiliano Sforza verlor so sehr allen Muth, daß er schnell eine Capitulation abschloß, obwohl ihm die Eidgenossen neue Hülfsmannschaft versprachen. Er entsagte seiner Herr-
4. October 1515. schaft über Mailand, der er ohnehin unter der drückenden Obmacht der Schweizer nie froh geworden war, und nahm seinen Aufenthalt in Frankreich, wo er noch fünfzehn Jahre lang bis zu seinem Tode von einem ansehnlichen Jahrgehalt lebte, den ihm Franz I. aussetzte. Die Schweizer wurden mit beträchtlichen Geldzahlungen zufrieden gestellt und räumten dann Cremona und die übrigen festen Orte, die sie noch im Besitz hatten. Aber Cardinal Schinner und die Waldstätte beharrten noch in ihrer feindseligen Gesinnung gegen Frankreich. Erst im nächsten Jahre, als König Franz den Schweizern einige Besitzungen am Abhange der Alpen, Jahrgelder und Handelsvortheile zusicherte, wurde ein
29. Novbr. 1516. ewiger Friede geschlossen und der alte Freundschaftsbund erneuert. Auch Papst

Leo X. reichte die Hand zur Versöhnung: er mußte Parma und Piacenza an Mailand, Reggio und Modena an Ferrara zurückgeben, blieb aber im Besitz von Bologna und erhielt freundliche Zusicherungen für seine Familie, die Medici. Auf einer persönlichen Zusammenkunft in Bologna wurden auch noch kirchliche Vereinbarungen zwischen dem Papst und dem König verabredet. Nur Kaiser Maximilian wollte sich noch nicht zufrieden geben: er machte Versuche, den an seinem Hofe weilenden zweiten Sohn Lodovico's des Mohren, Francesco Sforza, nach Mailand zurückzuführen und den Parteikrieg von Neuem zu entflammen. Aber seine Unternehmungen scheiterten an der Wachsamkeit der französischen Befehlshaber, und an der Weigerung der helvetischen Söldner, gegen ihre Landsleute zu fechten.

§. 506. **Savoyen und Piemont.** Die nordwestlichen Staaten des obern Italiens kamen größtentheils an die **Grafen von Savoyen**, die ihr ursprünglich kleines Gebiet durch Klugheit, Glück und Waffengewalt allmählich so zu erweitern wußten, daß es sich nordwärts über die südliche Schweiz bis zum **Jura** (Genf, Waadt, Wallis u. a.) erstreckte und südwärts **Piemont** mit **Turin**, die Grafschaft **Nizza** und andere Territorien umfaßte. Auch die Markgrafen von **Montferrat** in Casale, ein vornehmes, ritterliches, durch Kriegsthaten im Morgenlande ausgezeichnetes Fürstengeschlecht, mußten die mächtigen Nachbarn als Oberlehnsherren anerkennen. **Amadeus**, von seiner Lieb- † 1383.
lingsfarbe „der grüne Graf" genannt, erhöhte den Glanz des Hauses durch kriegerische Großthaten in Italien und Frankreich; sein Enkel gleichen Namens, der erste **Herzog** von Savoyen, der nach langer und rühmlicher Regierung das 1416.
Reich seinen Söhnen übergab und zu Ripaille am Genfer See „als ein heiliger 1434.
Einsiedler" mit seinen Mauritiusrittern gemächlich lebte, wurde von dem Baseler Concil (§. 474) zum Papst gewählt, fand aber nur geringe Anerkennung. Im 1439.
savoyischen Hause war früh das **Recht der Erstgeburt** und der Grundsatz der **Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit der Erblande** geltend, was nicht wenig zur Befestigung und Vergrößerung des Staats beitrug. Als aber im Norden die kriegsgeübten **Eidgenossen**, im Westen das zu einem starken Königreich vereinigte **Frankreich** Savoyens Grenznachbarn wurden, da schmälerte sich allmählich dessen Umfang. Im **burgundischen** Krieg (§. 519) ging das **Waadtland** verloren; in den Reformationskämpfen machte sich **Genf** frei, und in den Kriegen, die Franz I. mit Karl V. um den Besitz von Mailand führte, büßte **Herzog Karl III.** von **Savoyen**, des Letztern Bundesgenosse und Schwager, den besten Theil seiner Erbstaaten ein, die erst sein Sohn (**Emanuel Philibert**) mit einigen Verlusten im Frieden von 1559.
Chateau Cambresis zurück erhielt. Aber durch kluge Berechnung und Benutzung günstiger Umstände ersetzten seine Nachkommen das Verlorne reichlich durch anderweitige Erwerbungen (**Sardinien** und **Genua**) und erlangten die Königskrone.

b) Mittel-Italien.

§. 507. **Der florentinische Freistaat.** In Toscana blühte zuerst die Handelsrepublik Pisa. Als diese, durch den Neid und die Rivalität der Genuesen geschwächt, den inneren Zerrüttungen und den Gewaltthätigkeiten ihrer

Stadtherren erlag, hob sich Florenz über die übrigen Städte empor und
1407. brachte zuletzt Pisa selbst durch Geld, List und Gewalt unter seine Herrschaft. In Florenz führte anfangs der Adel das Regiment; als dieser aber durch die Parteikämpfe der Guelfen und Ghibellinen und dann, nach dem Untergang der letztern, der „Schwarzen" und „Weißen", sich aufrieb, erlangte das in zwölf Zunftgenossenschaften getheilte Volk die Oberhand. Mit der Zeit vereinigten sich aber die reicheren und vornehmen Bürger der höheren Zünfte, die Kaufleute, Wechsler, Tuchmacher, Wollhändler u. a. wieder mit dem Adel zu einer neuen bürgerlichen Aristokratie (Nobilität), welche das Stadtregiment an sich zu reißen und die unteren Zünfte zurückzudrängen suchte. Daraus gingen neue Kämpfe hervor, in Folge deren, als der Versuch des Herzogs Walter von
1343. Brienne, Statthalters des Königs von Neapel, sich zum Tyrannen aufzuwerfen, durch die Anstrengung der Bürgerschaft gescheitert war, eine vollständige Demokratie in Florenz errichtet ward. Aber selbst diese genügte der unruhigen Begehrlichkeit des Volkes nicht auf die Dauer. Gereizt durch den Uebermuth der geldstolzen Popolaren und reichen Guelfenfamilien, die sich aufs Neue des Regiments zu bemächtigen und durch eine Art Ostracismus (Ammoniren) alle Gegner fern zu halten wußten, erregten die unteren Zünfte und alle rechtlosen und zurückgesetzten Arbeiter und Tagelöhner, von den Vornehmen mit dem
1378. Spottnamen „Ciompi" belegt, eine neue Revolution, die auf einige Zeit die Herrschaft in die Gewalt der Massen und ihrer Führer legte. Allein trotz aller dieser politischen Wechselfälle, welche die Verwaltungsgeschäfte und Rechtspflege bald der Geldaristokratie, bald der Zunftdemokratie in die Hände spielten, entwickelte sich Freiheitsgefühl, Vaterlandsliebe und Bildung, so daß Florenz auf dem Gipfel seiner Kraft und Culturblüthe stand, als die übrigen Staaten Italiens schon ihrem Verfall entgegen gingen. Mit Stolz sprechen die alten Chroniken von der reichen und blühenden Stadt voll mächtiger Gebäude und edler Kunstwerke, voll streitbarer Männer und schöner, zierlicher Frauen. Endlich glückte es der durch Reichthum und Talent ausgezeichneten Familie der **Mediceer** (Medici), die Geringen durch Milde und Wohlwollen, die Vornehmeu durch freund-
Giovanni v. Medici † 1429. liches Entgegenkommen für sich zu gewinnen, so daß, nachdem Giovanni von Medici, Inhaber eines reichen Bankhauses, sich durch eine zweckmäßige und
Cosmo v. Medici 1428–64. gerechte Steuervertheilung Popularität erworben, sein Sohn **Cosmo**, ein Mann von hohem Geist und vaterländischer Gesinnung, ohne Rang und Titel den florentinischen Staat fast unumschränkt beherrschte und nach Außen durch glückliche Kriege, nach Innen durch Beförderung der Künste und Wissenschaften und durch Errichtung herrlicher Bauwerke mächtig und blühend machte. Ihm gebührt mit Recht der Beiname Vater des Vaterlandes. Cosmo's Sohn Pietro gefährdete das Ansehen des Hauses durch strenge Eintreibung der kleinen Darlehen, vermittelst welcher sein Vater das häusliche Bestehen vieler Bürger von sich abhängig gemacht und seinen Anhang vermehrt hatte. Aber
Lorenzo der Prächtige 1472–92. Pietro's Sohn, **Lorenzo der Prächtige** (Magnifico), schritt auf Cosmo's Bahn fort. Nachdem er der weitverzweigten Verschwörung der Pazzi, welche ihn an heiliger Stätte mörderisch anfielen und seinen Bruder Juliano mit ihren Dolchen niederstießen, glücklich entronnen, erlangte er durch seine Talente bei der Bürgerschaft solches Ansehen, daß die Regierung ganz in die Hände der

Anhänger seines Hauses kam, die nach seinem Willen die öffentlichen Angelegenheiten verwalteten. Lorenzo hob unter seinem Principat durch den Adel seiner Seele, durch seine Freigebigkeit und seine königliche Gesinnung den Glanz und die Macht der Familie auf solche Höhe, daß seinen Nachkommen unter allen Stürmen die Herrschaft über Florenz verblieb, die ruhmreichsten Kirchenfürsten (sein Sohn Johann als Leo X. und sein Neffe Juliano als Clemens VII.) seinem Hause angehörten und zwei französische Könige (Heinrich II. und IV.) Mediceerinnen zu Gemahlinnen erkoren.*) Unter ihm war Florenz der Sitz jeglicher Kunst und Wissenschaft, wie einst Athen zur Zeit des Perikles.

Die von Cosmo gegründete Bibliothek und Platonische Akademie erhielten durch Lorenzo ihre Vollendung. Byzantinische Gelehrte (Bessarion, Laskaris u. A.) unterrichteten in der griechischen Sprache und erschlossen dem Abendlande die Schätze althellenischer Weisheit, so daß aus allen Nationen lernbegierige Jünger nach Florenz strömten. Die Meister in der Literatur, Kunst und Wissenschaft zierten Cosmo's und Lorenzo's Hof. Platons Schriften fanden in ihm und seiner Umgebung feurige Verehrer und einen unübertrefflichen lateinischen Uebersetzer in Marsilius Ficinus. Angelo Poliziano, „in welchem die schönen Geister des Alterthums auflebten", erzog Lorenzo's Kinder. Auch der tiefgelehrte, vielseitige Pico von Mirandola und der witzige, phantasiereiche Dichter des „Morgante Maggiore", Luigi Pulci, gehörten in den vertrauten geselligen Kreis, mit dem Lorenzo so gerne verkehrte, mit dem er Symposien und attische Nächte feierte, wie einst die geistige Aristokratie in Athen. Selbst Dichter und Kunstkenner, wußte Lorenzo jedes Talent zu schätzen. Herrliche Paläste und Kirchen bildeten und erhielten den guten Geschmack in der Architektur; die Bildhauer- und Bildgießerkunst (Ghiberti), die Malerei (Masaccio, Giovanni da Fiesole genannt Angelico) und die Musik fingen an, ihre schönste Blüthe zu entfalten. Doch hatte dieses glänzende Bild der Mediceischen Kunstherrlichkeit auch seine Schattenseiten. Lorenzo selbst scheint mit der Hingebung an die antike Cultur auch die lebendige Sinnlichkeit der Alten vereinigt zu haben; mag seine Zuneigung für schöne Knaben, die Machiavelli mit einem tadelnden Seitenblick erwähnt, nur in einem ästhetischen Wohlgefallen an schönen Gestalten und Formen bestanden haben; daß er aber im Umgang mit den Frauen nicht blos der Platonischen Liebe gehuldigt, nicht blos der Venus Urania gedient habe, geht aus seinen Gedichten hervor, und wird von dem florentinischen Geschichtschreiber bestätigt, welcher versichert, daß er sich in ungewöhnlichem Maße geschlechtlichen Ausschweifungen hingegeben. Seine Natur war zum Genießen angelegt; wie sollte er Enthaltsamkeit geübt haben in einem Zeitalter, das sich den Lüsten und der Sinnlichkeit so rücksichtslos in die Arme warf, unter einem Geschlechte, das den Dienst der Liebesgötter so hoch stellte? Was aber Lorenzo und seine geistreichen Freunde sich gestatteten, galt den Andern als lockendes Beispiel zur Nachahmung. So gewann die Genußsucht, die Richtung zur Sinnlichkeit, der Hang, den Freudenbecher des Lebens bis in die Tiefe zu leeren, immer mehr Boden, ein immer weiteres Feld. Der gebildete Theil der Bürgerschaft fand in den geistigen Beschäftigungen, in den Werken der Alten, in dem reichen Kunstleben der Gegenwart einen Halt und ein Gegengewicht gegen das Versinken in Materialismus und in religiösen Indifferentismus; die große Menge dagegen, von jenen erhebenden Studien und ihren Wirkungen ausgeschlossen, entbehrte dieses sittlichen Haltes, den die tiefere Bildung immer gewährt, und nahm daher Schaden an ihrer Seele. Je mehr die Zeitrichtung sich von den großen politischen Fragen abwandte, je mehr die mittleren und unteren Volksklassen dem öffentlichen Leben entfremdet wurden und die Leitung der Staatsgeschäfte in die Hände weniger Auserwählten überging, desto mehr machte sich eine Oede fühlbar, die einem moralischen Abgrund entgegengähnte. Die erschlaffte Kirche mit ihren äußerlichen Gebräuchen vermochte nicht die Bedürfnisse des Herzens zu befriedigen, den Schrei des Gewissens zum Schweigen zu bringen; die Lehren der heidnischen Weisheit waren nur den Eingeweihten verständlich, die sich in vornehmer Selbstgenügsamkeit von dem Volke zurückzogen, in ästhetischem Genießen der Schöpfungen des Genius das innere Verlangen nach einem höheren Lebensinhalt stillten und mit Unwillen und Mißtrauen auf alle Regungen und Bestrebungen blickten, die das behagliche Dasein zu

stören oder zu durchbrechen drohten. Zweifel und Aberglauben, Indifferenz und religiöse Ueberspannung, Freigeisterei und Fetischismus wohnten unvermittelt neben einander in demselben Busen. Das florentinische Staats- und Gesellschaftsleben war unter der Waltung des Mediceers Lorenzo ein weites Feld geworden, auf dem einzelne Blumenbeete mit herrlichen Zierpflanzen inmitten eines unangebauten Ackerlandes üppig emporwuchsen und die Blicke der Fernstehenden mit einem künstlichen Schmuck blendeten. „Keine feste Ueberzeugung, weder im bürgerlichen Leben noch in der Religion, weder in der Moral noch in der Philosophie; nicht einmal der Zweifel wurde zu einer starken Empfindung. Eine herzlose Gleichgültigkeit gegen alle Grundsätze beherrschte diese Menschen, und in ihrem Gesicht voll Klugheit, voll Scharfsinn und feinen Verstandes zeigte sich ein kaltes Lächeln der Ueberlegenheit und des Mitleids, so oft sie irgend einer Aeußerung von Enthusiasmus für edle und hochherzige Ideen begegneten."

*) Stammtafel der Mediceer.

- Giovanni de' Medici † 1429
  - Cosimo † 1464
    - Giovanni † 1463.
    - Pietro † 1469
      - Bianca
      - Lorenzo d. Erlauchte † 1492
        - Maddalena
        - Giuliano (Herzog v. Nemours) † 1516
          - Ippolito Cardinal de' Medici † 1535
        - Pietro II. † 1503
          - Lorenzo II. Herzog von Urbino † 1510
            - Catarina de' Medici (Königin v. Frankreich).
        - Giovanni (Papst Leo X.)
      - Giuliano † 1478
        - Giulio (Clemens VII.) † 1534
          - ? Alessandro Herzog von Florenz † 1537
  - Lorenzo † 1440
    - Pier Francesco
      - Lorenzo
        - Pier Francesco
          - Lorenzino (Alessandro's Mörder) † 1548
      - Giovanni (Gem. Catarina Sforza)
        - Giovanni (Hauptmann der schwarzen Bande)
          - Cosimo Großherzog v. Toscana † 1574

§. 508. Nach Lorenzo's Tode brachten die begeisterten Reden des Dominicaners **Girolamo Savonarola**, der zur Herstellung republikanischer Freiheit, zur Reinigung der Kirche und zur Besserung des Lebenswandels aufforderte, eine solche Aufregung hervor, daß die Florentiner die Mediceer vertrieben, eine gemäßigte Demokratie herstellten und in der Lebensweise sich der größten Enthaltsamkeit beflissen. Sie feierten den Carneval mit der „Verbrennung der Eitelkeiten", wobei aus allerlei Gegenständen der Weltlust und Frivolität, aus unzüchtigen Büchern, Bildern, Gedichten eine berghohe Pyramide aufgeführt und angezündet ward. Wenn gleich geschmacklos in seinen Bildern und ohne gründliche Gelehrsamkeit und tiefere Kenntniß der Wissenschaft der Theologie, wußte Savonarola doch dem Volke den Abgrund ergreifend zu schildern, der sich zwischen dessen Leben und einem wahrhaft christlichen geöffnet hatte; da schien es Allen, als sei seine Predigt, seine Lehre die Brücke, die wieder

hinüberführe, die allein erretten könne von unabwendbarem Verderben. Und so erlebte denn die Welt die wunderbare Erscheinung, daß in der Stadt der Bildung und des Sinnengenusses ein Bettelmönch, der sich bisher nur mit geistlichen Dingen befaßt, nur ein Herzenserschütterer zur Frömmigkeit und Gottesfurcht gewesen, die Seele des Staats, der Mund des florentinischen Volkes ward. Aber als Papst Alexander VI. den kühnen „Propheten von Florenz", der sich vermaß, die Könige und Gewaltigen der Erde zur Anordnung eines allgemeinen Concils aufzurufen, damit die Kirche gereinigt werde an Haupt und Gliedern, mit dem Bannfluch belegte und der Klerus, gegen dessen Reichthum und üppiges Leben der Predigermönch besonders seine Geißel schwang, sich wider ihn erhob, gelang es seinen Feinden, ihn zu stürzen. Durch ein öffentliches Gottesgericht sollte er die Wahrhaftigkeit seiner Prophetengabe darthun. Die Feuerprobe, wozu schon alle Zurüstungen getroffen waren, wurde verzögert und gestört. Dies benutzten seine Feinde, die „Arrabiati", um die in ihrer Schaulust getäuschte Menge wider ihn aufzureizen, seine Weissagungen als Betrügerei darzustellen. Darauf wurde das Kloster San Marco gestürmt und Savonarola mit zweien seiner ergebensten Anhänger ins Gefängniß geschleppt. Ein Rechtsverfahren mit Foltern und gefälschten Aussagungen, wie einst bei der Jungfrau von Orleans, hatte zur Folge, daß der Frate als Kirchenstörer und Volksverführer zum Tode verurtheilt und nebst seinen beiden Leidensgefährten an Kreuzbalken aufgeknüpft und dann den Flammen übergeben ward. Die Asche der drei 1498.
Märtyrer wurde im Arno versenkt. Mit Lebensgefahr suchten aber die Gläubigen einige Reste von der Brandstätte zu erlangen, um sie als theure Reliquien von wunderthätiger Kraft aufzubewahren. Denn gar Viele hielten den Mönch Girolamo für einen gottgesandten Propheten und verehrten ihn als Heiligen, wie ihn noch jetzt das Bildniß darstellt, welches sein Freund, der Maler Fra Bartolomeo, in der Klosterzelle gleich nach dem Schreckensact ausgeführt. Selbst die Bannbulle hatte ihn keiner Abweichung von der Kirchenlehre beschuldigt. Es konnte ihm kein anderer Vorwurf gemacht werden, als daß er ausgesagt, die Kirche sei verderbt, sie würde gezüchtigt und dann erneuert werden; daß er zu dem Zweck ein Concilium habe herbeiführen wollen, auf dem er große Dinge vorgehabt. Keine andere Schuld ward an ihm erfunden. Bald kehrten die 1493.
Mediceer zurück; und als der demokratische Geist nach einigen Jahren nochmals erwachte und eine abermalige Verbannung erfolgte, rückte Karl V. im Einverständniß mit dem mediceischen Papste Clemens VII. vor **Florenz**, zwang es nach harter Belagerung zur Ergebung und setzte, nach Vernichtung der republikanischen Formen, den grausamen **Alexander von Medici** als 1530.
Herzog über die gedemüthigte Republik **Toscana**. Zwar fiel Alexander nach siebenjähriger Tyrannei als Opfer der Volksrache, aber die **Familie der Mediceer** blieb doch im Besitze der Herrschaft.

§. 509. **Der Kirchenstaat.** Während des Aufenthaltes der Päpste in **Avignon** (§. 458) herrschte in Rom wilde Gesetzlosigkeit, herbeigeführt durch die blutigen Familienfehden der (ghibellinischen) **Colonna** und der (guelfischen) **Orsini**. Dies brachte den phantasievollen, von **Petrarca** (§. 456) für das alte Römerthum begeisterten **Cola Rienzi** (Nicolaus Laurentius) auf den Gedanken, durch Wiederherstellung der republikanischen Verfassung dem

Staat die Ruhe und die alte Größe zurückzugeben. Seine feurige Beredsamkeit riß die Römer hin. Sie errichteten eine Republik Rom, erhoben den
1347. kühnen Volksredner zum Tribun und trieben die adeligen Ruhestörer aus ihren Mauern. Rienzi's Richterstuhl wurde auf dem alten Forum aufgerichtet, und Recht, Sicherheit und Ordnung kehrten in die Tiberstadt zurück. Die Peiniger des Volks erlitten die verdiente Strafe. Aber die glänzende Rolle des Tribuns war bald ausgespielt. Hoffahrt und Eitelkeit bethörten ihn; der zur Bekämpfung der verbannten Edelleute nothwendige Steuerdruck raubte ihm die Volksgunst, Mangel an politischem Verstand und militärischem Geist verleitete ihn zu Mißgriffen. Dadurch gelang es seinen mächtigen Gegnern unter dem römischen Adel, die er einst in seine Gewalt gebracht und mit den Schrecken des Todes erfüllt, dann aber wieder in Freiheit gesetzt hatte, ihn zu stürzen und zur Flucht zu zwingen. Zwei Jahre irrte er unter den Eremiten und Räubern der Abruzzen umher, dann begab er sich zu König
1350. Karl IV. nach Prag, um ihn zu einem Römerzug zu bewegen. Dieser hielt den Schwärmer einige Zeit in Haft und Kerker und entließ ihn endlich seinem
1352. Wunsche gemäß nach Avignon an den päpstlichen Hof. Von hier durfte er mit Einwilligung des Papstes im Gefolge des Legaten Albornoz in das anarchische, von mächtigen Räubern verwirrte römische Gebiet zurückkehren, aber nur, um bald nachher bei einem Volkstumult seinen Untergang zu finden.
1354. Als seine Beredsamkeit und sein Volkswitz auf die lärmenden Schaaren, die seinen Palast umstellt hatten, nicht mehr den alten Zauber übten, suchte er unter einer Verkleidung zu entkommen, wurde aber erkannt und getödtet. Mit der alten Verfassung kam nun auch die alte Verwirrung wieder. — Die von den Päpsten um 1300 und 1350 angeordneten Jubeljahre, wo Jedem, der in Roms Kirchen beten würde, Ablaß zugesichert ward, führten eine zahllose Menge Volks aller Nationen nach der ewigen Stadt, die von der frommen Andacht der Fremdlinge Vortheil zog. — Nach Beilegung der kirchlichen Spaltung (§§. 468. 470) waren einige ausgezeichnete Päpste bemüht, die Wunden des Staats und der Kirche zu heilen und zugleich dem römischen Hof
Eugen IV. 1431—47. höheren Glanz zu verleihen. Eugen IV. kehrte nach langem Zögern in die Hauptstadt zurück, um daselbst sein Grab zu finden. Sein Freund und Nach-
Nicol. V. 1447—55. folger war Nicolaus V., der Sohn armer Eltern, der die Begeisterung der edelsten Männer seiner Zeit für die Wissenschaften, für die Künste, für das Studium des Alterthums theilte und das Sammeln und Ankaufen werthvoller Manuscripte mit Eifer und Umsicht betrieb. Ihm verdankt die vaticanische Bibliothek mit ihren kostbaren Handschriften ihre Entstehung und Bereicherung. Aber während er Bücher aufkaufen und mit Silber und Gold verzieren ließ, wurden in der alten Kaiserstadt Constantinopel von der Hand der Türken die pergamentenen Bände als werthlose Beute ins Feuer geworfen und das Kreuz von der heiligen Sophienkirche herabgerissen. Der Schmerz über den Fall der alten Kaiserstadt und über eine gefährliche Verschwörung, die Stefano Porcarno, von altem Geschlechte und in den humanistischen Kreisen wohl angesehen, zur Herstellung republikanischer Staatsordnung anzettelte, nagte an dem Herzen des edeln Kirchenfürsten und verkürzte seine Tage. Bald nachdem Porcarno mit neun seiner Genossen an den Zinnen

der Engelsburg aufgeknüpft worden, fingen seine Kräfte an zu sinken und er starb. Nach dem kurzen Pontificat des dritten Calixtus empfing jener Aeneas Calixt. III. Sylvius, den wir schon früher (§. 474) als hochgebildeten Schriftsteller und 1455–58. Staatsmann kennen gelernt, die Tiara. Er nannte sich Pius II. und richtete seine Pius II. 1458–64. ganze Thätigkeit auf den Krieg gegen die Osmanen. Aber der Traum seines Lebens zerrann in einem Meer von Täuschungen. Wie sehr er sich auf dem Congreß von Mantua abmühte, das Abendland gegen die Feinde der Christen- 1459. heit unter die Waffen zu rufen, der Erfolg entsprach keineswegs seinen Plänen und Erwartungen. In dem Augenblick, da er in Ancona das Auslaufen eines Geschwaders nach den griechischen Gewässern besichtigte, erlag er dem gichtischen Leiden, das er sich einst in Schottland zugezogen, als er in Erfüllung eines Gelübdes einen Pilgergang längs der eisstarrenden Küste machte. Paul II., ein Paul II. 1464–71. reicher, gebildeter Venetianer von schöner Gestalt und stolzer Haltung, suchte das Loos der flüchtigen Griechen durch freigebige Unterstützungen zu erleichtern. Als er im besten Mannesalter rasch dahingerafft wurde, bestieg Francesco della Rovere unter dem Namen Sixtus IV. den päpstlichen Stuhl, dem er einen Sixtus IV. 1471–84. weltlich-fürstlichen Charakter verlieh. Er häufte Ehrenämter und Reichthümer auf seine Verwandten und schuf dadurch seinen Nachfolgern ein verführerisches Vorbild. Seitdem wurde der Nepotismus das Grundübel des pontificalen Innocenz Hofes. Schon Innocenz VIII., welcher den Triumph hatte, den Osmanen- VIII. 1484–92. fürsten Dschem, den flüchtigen Bruder des Sultans Bajasid (§. 536), in der Stadt des heil. Petrus als Gefangenen aufzunehmen, folgte dem Beispiele des Vorgängers. Aber noch mehr und anstößiger stieg das Uebel unter Alexander VI. Alexan. VI. 1492– aus dem spanischen Hause Borgia, der aus einer früheren Ehe mehrere 1503. Kinder hatte, die er mit Fürstenthümern auszustatten suchte. Der Name Borgia hat in der Geschichte menschlicher Verirrungen und Laster eine Berühmtheit erlangt, wie das Tantalidengeschlecht des griechischen Alterthums, wie die Merovinger in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters. Die Phantasie hat die überlieferten Gräuel und Verbrechen der Familie aus der Volkstradition herausgehoben und in Dichtungen und Erzählungen aufs Grellste gefärbt und dargestellt der Nachwelt übergeben. Besonders sind zwei Glieder der Familie als Inbegriff aller Ruchlosigkeit und alles Frevelsinnes, aller Leidenschaften und Sittenlosigkeit im Gedächtniß der Menschen geblieben, Cesare Borgia, der schöne ausschweifende Sohn des Papstes, den der Vater gleich nach seiner Thronbesteigung zum Cardinal erhob und welchem König Ludwig XII. von Frankreich als Preis eines Bündnisses gegen Mailand und Neapel das Stadtgebiet von Valence in der Dauphiné mit dem Titel eines Herzogs von Valentinois verlieh, und dessen Schwester Lucrezia, die nach zwei unheilvollen Eheverbindungen mit Giovanni Sforza, Herrn von Pesaro, und mit Alfons von Aragona, dem natürlichen Sohn des Königs von Neapel, sich zum drittenmal vermählte mit Alfons von Este, Herzog von Ferrara, und durch ihre Schönheit und Anmuth, wie durch ihren Verstand, ihre Bildung, ihre geistigen Eigenschaften den Ruhm und Glanz des Ferraresischen Fürstenhauses hob und bereicherte. Alexander VI. und seine Familie gaben durch ihren gottvergessenen Wandel und durch tückische Grausamkeit der ganzen Christenheit Aergerniß; aber die klassische Bildung verschleierte die sittliche Verderbniß Roms, „und die Laster der Kirche wurden mit

Rafaelischen Teppichen zugedeckt". Als Cäsar im Begriff war, alle Lehnsgüter des Kirchenstaats zu einem Fürstenthum in seiner Hand zu vereinigen, starb sein Vater, während er selbst krank darniederlag. Dadurch zerrannen seine Pläne. Er entfloh nach Spanien und fand einen Soldatentod im Gebiete von
Julius II. 1503—1513. Pampelona. Alexanders Nachfolger **Julius II.** besaß zwar einen großartigen Sinn, aber seine kriegerische Neigung, die ihn antrieb, „seine Krone zu einem Helme und seinen Hirtenstab zu einem Schwerte zu machen", stand mit seiner Würde zu sehr im Zwiespalt. Dem Bund von Cambray (§. 503), an dem er anfangs Theil genommen, setzte er später, nachdem er sich mit den Vene-
1511. tianern versöhnt hatte, die heilige Liga entgegen und bekämpfte Ludwig XII. von Frankreich mit geistlichen und weltlichen Waffen. Mit Hülfe helvetischer Söldnertruppen, die ihm der unternehmende Bischof Skinner von Sitten geworben, hoffte er Italien von den „Barbaren" zu befreien und zog selbst ins Feld.
Leo X. 1513—1521. Durch Erwerbung von Bologna, Ancona, Ferrara und andern Städten und Landschaften gab er dem Kirchenstaat einen größeren Umfang. **Leo X.**, des Mediceers Lorenzo hochgebildeter Sohn, vereinigte im Vatican allen Glanz der Kunst und Bildung als ein Erbtheil seines Hauses. Aber über den classischen Schriften des griechischen und römischen Heidenthums verlor er die Kirchenlehre und die Achtung vor dem Evangelium aus dem Auge, und doch besteuerte er den frommen Glauben der Völker, um seine Kunstliebe befriedigen und Künstler mit freigebiger Hand belohnen zu können.

§. 510. In Modena, Reggio und andern umliegenden Orten regierten seit Jahrhunderten als Vasallen bald des Kaisers, bald des Papstes die Markgrafen von Este von der jüngeren Linie dieses Hauses (von der älteren leitet das Welfische oder Braunschweig-Lüneburgische Fürstenhaus seinen Ursprung ab). Im fünfzehnten Jahrhundert wurde die Markgrafschaft in ein
1452. Herzogthum verwandelt und Ferrara damit verbunden, wo bald nachher ein Fürstenhof blühte, der an Glanz, Bildung und Beförderung der Künste und Wissenschaften mit dem florentinischen wetteiferte. Als mit Alfons II. (dessen
1598. Hof der Dichter Tasso zierte) der Mannstamm der Este ausstarb, fiel Fer-
1430. rara dem Papste zu. — In Mantua erlangte die Familie Gonzāga nach langem Streit mit den feindlichen Bonacossi und nach der Ermordung Posserino's de' Bonacossi und Vertreibung seiner Anhänger durch Lodovico Gonzaga die Markgrafenwürde unter der Lehnshoheit des Reichs, die dann
1530. unter seinen Nachkommen in den Herzogstitel überging, und in Mirandola hatte der gelehrte Fürst Pico seinen Sitz. — Künste und Wissenschaften, Handel und Industrie blühten in allen diesen Städten und der Glanz und Reichthum der Fürstenhöfe und Adelsgeschlechter hatte nirgends seines Gleichen.

c) Unter-Italien.

Karl von Anjou —1285. Karl II. —1309. Robert —1343. §. 511. In Neapel, das seit dem Sturze der Hohenstaufen (§. 412) päpstliches Lehn war, regierten bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Karl von Anjou, sein wackerer Sohn Karl II. und sein Enkel Robert. An ihnen fand die guelfische Sache eben so eifrige Vertheidiger,

wie die ghibellinische an ihren Gegnern, den Königen von Sicilien aus dem aragonischen Fürstenhause. Durch zahlreiche Söldnerschaaren (Catalonier), die sie in Diensten hatten, übten sie großen Einfluß auf die Geschicke Italiens. — Nachdem die Wunden des Kriegs geheilt waren, blühten Handel und Gewerbfleiß kräftig auf und schufen Reichthum, Bildung und heitern Lebensgenuß. Unter Roberts Enkelin, der schönen und geistreichen, aber üppigen und ausschweifenden Johanna I., gerieth das Königreich Neapel in neue Verwirrung und in einen Zustand wilder Gesetzlosigkeit und arger Gräuel. Johanna I. 1343—1382. Als ihr Gemahl und Verwandter Andreas von Ungarn auf Veranstaltung ihrer Vettern Ludwig von Tarent und Karl von Durazzo, des Gatten ihrer Schwester Maria, im Schlosse von Aversa neben ihrem Schlafgemache, und wohl nicht ohne ihr Mitwissen, auf grausame Weise erdrosselt worden, 1345. rückte der Bruder des Ermordeten, Ludwig der Große von Ungarn (§. 527), mit Heeresmacht in das Land und führte einen mehrjährigen schrecklichen Rachekrieg, in Folge dessen Neapel von rohen Söldnerschaaren erobert und mißhandelt, die Königin mit ihrem zweiten Gemahl, dem erwähnten Ludwig von Tarent, zur Flucht nach der Provence gezwungen und Karl von Durazzo für seine Theilnahme an der dunkeln That auf der Blutstätte enthauptet ward. Unter Vermittelung des Papstes (dem Johanna die provençalische Stadt Avignon mit der Umgegend käuflich überließ, was dann Kaiser Karl IV. bestätigte) kam nach einiger Zeit ein Vergleich zu Stande, dem 1351. aber bald neue Streitigkeiten und innere Kriege folgten, bis zuletzt Johanna, die sich nach Ludwigs Tod noch zweimal vermählte (mit Jacob von Majorca 1362. und Otto von Braunschweig), von dem jüngeren Karl von Durazzo, dem Karl III. der Kleine —1386. Neffen und Eidam des Hingerichteten, den die kinderlose Königin zum Thronerben ernannt, im Krieg überwunden und in der Gefangenschaft getödtet ward, worauf der Sieger das Reich erlangte, und dann auf kurze Zeit die Kronen 1382. von Ungarn und Neapel vereinigte. Sein Sohn Ladislaus behauptete, Ladislaus —1414. nachdem der Vater in Ungarn durch Meuchelmord umgekommen, gegen seinen, von Johanna I. früher adoptirten, Mitbewerber Ludwig von Anjou das väterliche Erbe, erweiterte es durch Eroberungen im Kirchenstaat und Toscana und dachte schon an eine Vereinigung aller italienischen und ungarischen Staaten zu Einem Reiche, als ihn ein plötzlicher Tod ins Grab stürzte. Seine Schwester Johanna II. war seine Erbin. Johanna II. 1414—1435. Da diese zuerst Alfons (V.) von Aragonien und Sicilien adoptirte und dann, als sie mit diesem zerfiel, Ludwig III. von Anjou, 1424. so kämpften von nun an eine französische und eine aragonische Partei mit großer Erbitterung um den Besitz von Neapel und füllten die ganze Regierungszeit der Königin mit Bürgerkriegen, Gewaltthaten und Hofränken. Nach vieljährigen blutigen Kämpfen behauptete endlich 1458. Alfons die Oberhand; allein die Härte der aragonischen Könige machte ihre Herrschaft verhaßt und erleichterte dem französischen König Karl VIII. die Eroberung des Landes, als er mit Heeresmacht den Ansprüchen des Hauses Anjou Nachdruck gab und im Bunde mit Lodovico Moro von Mailand über Florenz 1494. und Rom in Neapel einzog, Aber seine raschen Fortschritte in dem zwieträchtigen Italien erschreckten den Papst und die übrigen Fürsten. Ludwig Moro, der anfangs den französischen Feldzug unterstützt hatte, reichte jetzt den Venetianern die Hand

gegen die Fremdlinge. Ein mächtiger Bund kam zu Stande, der die Vertreibung der Franzosen zur Folge hatte. Ohne die große Tapferkeit, womit
6. Juli 1495. der ritterliche König und seine Soldaten sich in der Schlacht von Fornuova einen Weg durch die Feinde bahnten, wäre das französische Heer verloren gewesen. Nach dem Abzug Karls VIII. in sein Reich wurde der französische Statthalter in Neapel, Herzog von Montpensier, ein ritterlicher, aber wenig befähigter Kriegsmann, von dem aus Sicilien zurückkehrenden aragonischen König Ferdinand und dem großen spanischen Feldherrn Gonsalvo de Cordova in eine schlimme Lage gebracht und endlich in Atella eingeschlossen. Von jeder Hülfe abgeschnitten und von seinem entfernten, ganz in Genüsse und Hoffeste, in Liebeslust und Freudeleben versunkenen König im Stiche gelassen,
21. Juli 1496. sah sich der Herzog zu der schmachvollen Capitulation von Atella gezwungen, welche das eroberte Königreich preis gab und die tapfere Kriegsmannschaft, Schweizer wie Franzosen, dem Untergang weihte. Kraft des Vertrages sollte den feindlichen Truppen die Rückkehr in die Heimath gestattet sein; da aber die Einschiffung nicht sofort bewerkstelligt werden konnte, auch viele Anführer die ehrlose Uebereinkunft verwarfen, so verzögerte sich der Abzug, bis in Folge des ungesunden Klima's und unmäßigen Genusses von Früchten und Wein die in Bajä und Puzzuoli zusammengedrängten Krieger von ansteckenden Krankheiten erfaßt wurden und massenweise dahinstarben. Montpensier selbst war eines der ersten Opfer. Die ganze Küste war mit Leichen und Sterbenden bedeckt. Von den fünftausend, welche aus Atella ausgezogen, sahen nicht über fünfhundert die Heimath wieder. Die kleine Zahl von Schweizern, die durch die Halbinsel nach ihren Bergen zurückkehrten, war ein Bild des Jammers und Elends. — Nunmehr nahm Ferdinand wieder Besitz von Neapel. Aber er sollte sich seines Sieges nicht lange erfreuen. Kurz nach seiner Vermählung mit einer Verwandten, die er lange geliebt hatte, wurde er von einer Krankheit
7. Septbr. 1496. rasch dahin gerafft im 29. Jahre seines Alters. Sein Oheim Federigo folgte ihm auf dem Thron. Die letzten Franzosen erkauften sich durch einen Friedensschluß freien Abzug in die Heimath, so daß dem König Karl VIII. von dem eroberten Lande kein Fuß breit Erde zurückgeblieben war, als er im Schlosse von Am-
7. April 1498. boise vom Schlage getroffen auf einem ärmlichen Strohlager verschied. Er hinterließ keine Kinder, so daß die Krone Frankreichs an seinen nächsten Verwandten den Herzog von Orleans, als Ludwig XII. überging.

§. 511b. Kaum hatte Ludwig XII. Mailand im Besitz genommen und den „Mohren" in französische Gefangenschaft geführt (§. 505), so traf er Anstalten, auch Neapel wieder zu unterwerfen. Er schloß mit Ferdinand und Isabella in Gra-
11. Nov. 1500. nada einen neuen Vertrag, in welchem er sich mit dem spanischen Herrscherpaar dahin einigte, daß sie mit gemeinschaftlichen Streitkräften das Königreich Neapel erobern und derart unter sich theilen wollten, daß die Herzogthümer Calabrien und Apulien an Ferdinand, das übrige Land mit der Hauptstadt und der Festung Gaeta an Ludwig fallen sollten. Bald schloß sich auch Papst Alexander dem Bunde an. Und nun trat in Italien eine Politik ins Leben, welche alle Betheiligten in gleicher Weise schändete und die treulosen und unsittlichen Grundsätze in ihrer ganzen Blöße darlegte. Vergebens erbot sich Friedrich, wie einst Ferdinand, die Lehnshoheit Frankreichs über Neapel anzuerkennen, Tribut zu

entrichten und französische Besatzung in seine Festungen aufzunehmen; der kriegslustige König verwarf das vortheilhafte Anerbieten; und als nun Friedrich mit den Osmanen, die gerade damals mit der Eroberung von Morea beschäftigt waren, Unterhandlungen anknüpfte, bot er den Gegnern einen willkommenen Anlaß, ihre räuberische Politik mit einem christlichen Schleier zu bedecken. Jetzt konnte man den längst beschlossenen Angriff wider Unter-Italien unter dem Scheine eines Kreuzzuges wider die Türken verbergen.

Die zweite Eroberung Neapels ging eben so rasch und widerstandslos vor sich wie die erste. Das französische Heer rückte unter dem Oberbefehl des Marschalls d'Aubigni über die Grenze und verbreitete durch die gräuelvolle 1501. Juli 1501
Behandlung der erstürmten Stadt Capua, durch die wilden Scenen von Mord, Plünderung und Frauenschändung solchen Schrecken, daß sich König und Volk vor der Uebermacht beugten. Friedrich ergab sich dem französischen Flottenführer und segelte als Schutzflehender nach Frankreich. Ludwig XII. behandelte den unglücklichen Fürsten, dessen Macht und Herrlichkeit gleich einem flüchtigen Traume vorübergerauscht war, mit mehr Milde und Schonung, als den Mohren. Er verlieh ihm die Grafschaft Maine mit einer Leibrente unter der Bedingung, daß er Frankreich nicht verlasse. Dort verbrachte Federigo die drei Lebensjahre, die ihm das Schicksal noch gönnte, in ehrenvoller Muße. Mit ihm ging die Herrschaft des unechten Zweiges der aragonischen Königsfamilie in Neapel zu Ende. Bei allen Fehlern und Untugenden hatte sich diese Linie wenigstens den Ruhm erworben, die Cultur und Handelsblüthe des Landes eifrig gefördert zu haben. Friedrich gehörte zu den edelsten und gebildetsten Gliedern des Hauses, daher auch die Trauer und Theilnahme des Volkes ihm in das Exil folgte. Der Dichter Sannazaro hat dem Schicksal seines unglücklichen Herrn, den er in die Verbannung begleitete, tiefgefühlte Verse gewidmet. Mit Friedrichs Wegführung brach für Neapel eine Nacht nationalen Unglücks herein, die alle Errungenschaften früherer Geschlechter allmählich in ihren dunkeln Schooß versenkte. — Im Anfang des Krieges hatte Federigo seinen vierzehnjährigen Sohn Ferdinand, Herzog von Calabrien, nach der festen Seestadt Tarent geschickt. Dorthin segelte der spanische Feldherr Gonsalvo, nachdem er den Süden der Halbinsel unterworfen, mit einer gutbemannten Flotte, schloß die Seestadt zu Wasser und zu Land ein und brachte sie zu einer Capitulation. Gonsalvo schwur auf die Hostie, daß er den jungen Königssohn frei abziehen lassen wolle, damit er sich zu seinem Vater begeben möge. Kaum aber war Taranto in der Gewalt der Spanier, so ließ sich der Heerführer 1. März 1502.
seines Eides entbinden und schickte, dem Befehle seines Königs gehorchend, den Prinzen nach Aragonien, wo er seine Tage beschloß, überwacht von dem Argwohne des Monarchen. So handelte der „große Feldherr", der gefeiertste Mann seiner Zeit, gegen ein Fürstenhaus, von dem er mit Ehren und Wohlthaten überschüttet worden war. Menschliche Treue war damals eine unbekannte Tugend.

Nach dem Theilungsvertrag sollten die Abruzzen und Terra di Lavoro den Franzosen, Apulien und Calabrien den Spaniern gehören; aber diese vier Landschaften waren nur geographische und historische Namen, die längst durch andere Eintheilungen zerschnitten und unsicher geworden waren. Grenzstreitig-

keiten waren daher unvermeidlich, und so erlebte denn die Welt das Schauspiel, daß die beiden Völker, die soeben mit vereinten Kräften das Königreich Neapel erobert hatten, ihre Waffen gegen einander kehrten. Louis d'Armagnac, Herzog von **Nemours**, den der König mit Umgehung des umsichtigen d'Aubigni, zum Gouverneur in Neapel eingesetzt, sprach die Landschaften Basilicata und Capitanata, wichtig wegen des einträglichen Heerdenzolles, für Frankreich an, während Gonsalvo de Cordova sie zu dem spanischen Antheil ziehen wollte.

Da die französischen Streitkräfte den spanischen überlegen waren, so wählte
1502.1503. Cordova die Seestadt Barletta zu seinem Hauptquartier, wo er sich auf die Flotte stützen und leicht Verstärkungen an sich ziehen konnte. d'Aubigni rieth nun dem Vicekönig, sich gegen Bari zu wenden, um durch Eroberung dieser Stadt einen ähnlichen Stützpunkt zu gewinnen. Allein Nemours, ein junger Edelmann von großer Tapferkeit, aber geringen militärischen Fähigkeiten, verschmähte den Rath. Er wendete sich vielmehr gegen Barletta selbst und begann einen Belagerungskrieg, der mehr durch seinen chevaleresken Charakter als durch große Begebenheiten merkwürdig werden sollte. Die drei romanischen Völker, die sich damals in der schönen Halbinsel bekämpften, wetteiferten mit einander an Tapferkeit und ritterlicher Gewandtheit. Der Krieg glich einem großen Turnier. Das französische Heer, bei dem sich damals der junge **Bayard** die ersten Lorbeeren erfocht, mußte sich endlich zurückziehen, da Ludwig XII., durch seinen schlauen Nebenbuhler Ferdinand in dem Ausgleichungs-
5. April 1503. vertrag von Lyon getäuscht, keine Verstärkungen nachschickte. Gonsalvo de
28. April. Cordova folgte ihm und bald kam es zu der **Schlacht von Cerignola**, die trotz der ritterlichen Tapferkeit der Franzosen durch das überlegene Kriegstalent des „großen Feldherrn" und die günstige Stellung seiner Truppen sich für die Spanier entschied. Ueber 3000 französische Krieger deckten das Schlachtfeld; alles Geschütz und die meisten Feldzeichen fielen in die Hände des Siegers. Der ritterliche Herzog von Nemours, der letzte Sprößling des Hauses Armagnac, das seinen Ursprung von einem Bruder des Königs Dagobert herleitete, wurde schrecklich entstellt unter einem Haufen von Erschlagenen hervorgezogen und in Barletta seinem Range gemäß beerdigt. Gonsalvo's Siegesfreude wurde noch erhöht durch die Kunde, daß kurz vor der Schlacht von Cerignola auch d'Aubigni von dem spanischen Feldherrn de Andrada unweit
21. April. Seminara in die Flucht geschlagen worden sei und sich den Anzug seiner tapfern Waffengefährten mit eigner Gefangenschaft erkauft habe. Der Stern Frankreichs
14. Mai. war im Sinken; schon am 14. Mai hielt Cordova seinen glänzenden Einzug in die Hauptstadt, von der leichtsinnigen und wandelbaren Einwohnerschaft mit festlichem Jubel, mit Fahnenschmuck, Kränzen und Ehrenpforten empfangen. Mit Ausnahme von Gaëta und Venosa, erkannte das ganze Königreich die Herrschaft Aragoniens an. Gonsalvo's Tapferkeit und Ferdinands Schlauheit wurden allgemein gepriesen. Daß Ludwig XII. durch den Vertrag von Lyon überlistet worden, somit die Eroberung auf einem Mißbrauch des Vertrauens beruhte, gab den Zeitgenossen Comines' und Machiavelli's keinen Anstoß. „Reussiren" war die Maxime des Tages; der Betrogene galt als der Einfältige.

Die Nachricht von den Vorgängen in Neapel erzeugte in Frankreich die größte Wuth und Kampflust. König und Volk ergingen sich in heftigen Aus-

brüchen des Zornes über den treulosen Nachbar, der heuchlerisch die Friedensfahne aufgepflanzt, um desto sicherer die wehrlose Brust des Vertrauenden zu durchbohren. Der Durst nach Rache, von dem die ganze Nation erfüllt war, machte es dem König möglich, Kriegsrüstungen im ausgedehntesten Maßstab vorzunehmen und bald sah man ein neues schmuckes Heer die Alpen übersteigen, Juli 1503.
um die verlornen Besitzungen wieder zu gewinnen. In den regnerischen Herbsttagen des Jahres 1503 waren die Blicke von Europa nach den sumpfigen Gegenden am unteren Garigliano und am Busen von Gaeta gerichtet, wo Gonsalvo de Cordova mit spanischen, italienischen und deutschen Truppen den Einzug des französischen Heeres in das Neapolitanische und die Entsetzung der belagerten Festung Gaëta zu verhindern suchte. Die ausführlichen Beschreibungen der italienischen Historiker jener Zeit lassen die große Spannung und Aufregung erkennen, womit man die gewaltigen Kämpfe der beiden Nationen, die unglaublichen Anstrengungen und Beschwerden der tapfern Krieger, die ritterlichen Großthaten einzelner Waffenhelden begleitete. Mann gegen Mann stritt man in vielen heißen Einzeltreffen, ohne daß eine Entscheidungsschlacht geliefert worden wäre; und manches kühne Soldatenherz that an den Ufern des Garigliano, unfern den weltberühmten Sümpfen von Minturnä, seinen letzten Schlag. Sieben Wochen standen die Heere einander gegenüber, die Leiden und Entbehrungen des Lagerlebens in feuchter, ungesunder Gegend mit dürftigen Nahrungsmitteln und elender Kleidung hie und da durch Angriffe, Herausforderungen und kühne Waffenthaten unterbrechend. In jenen Tagen des hinsterbenden Mittelalters lieferte oft das wirkliche Leben der Dichtkunst reichlichen Stoff zu ihren romantischen Gebilden; die Ritterthaten eines Bayard, eines La Palisse, eines Paredes an der Brücke des Garigliano waren Seitenstücke zu den Artus- und Amadisromanen, und das Auge eines nüchternen Beobachters mochte manche Don Quixote-Gestalt im spanischen wie im französischen Heere erblicken. Endlich machte Gonsalvo, unterstützt von frischen Hülfstruppen aus dem römischen Gebiet, einen energischen Angriff auf das französische Heer und brachte dasselbe in 28.29. Dec. 1503.
eine so schlimme Lage, daß die Feinde mit einem Verluste von mehr als 3000 Streitern das Schlachtfeld am Garigliano mit Geschütz und Gepäck aufgeben und in zersprengten Haufen, meistens ohne Feldzeichen, sich hinter die Mauern und Wälle der Festung Gaëta zurückziehen mußten. Auf diesem Rückzuge fand Pietro de Medici, der sich dem französischen Heer angeschlossen, seinen Tod in den Wellen des Flusses. Und so sehr benahm dieser Unfall den Franzosen alle Zuversicht und allen Muth, daß sie die festen Stellungen auf dem Berge Orlando, von wo aus man die Stadt beschießen konnte, beim ersten Anlauf der Feinde räumten und Unterhandlungen behufs einer Capitulation anknüpften. Gonsalvo, dessen Truppen durch die Strapazen aufgerieben und erschöpft waren, schloß mit Freuden einen Vertrag ab, der ihm den Besitz der wichtigen Festung 1. Januar 1504.
mit allem Geschütz und Kriegsvorrath verschaffte, dem Feinde einen ungefährdeten Abzug zusicherte. Krank und im elendesten Zustande traten die Trümmer des französischen Heeres, das einst so stolz und siegesfreudig über die Alpen geschritten, theils zu Schiffe, theils auf dem Landwege die Rückkehr nach der Heimath an, indeß Gonsalvo im Triumphe in Gaëta einzog und einige Zeit darauf in der Hauptstadt Neapel die Huldigung des Volkes für König Ferdinand

in Empfang nahm. Alles jubelte dem Sieger entgegen und Dichter und
1504. Schriftsteller priesen den „großen Feldherrn“. Nur Sannazaro's Muse schwieg trauernd. Die Neapolitaner hatten schwere Zeiten durchgemacht; aber die neue Herrschaft, der sie so freudig entgegenjauchzten, brachte ihnen wenig Glück. Nicht nur daß die verwilderten Kriegsschaaren, die bei den Einwohnern Quartier nahmen, sich alle Gewaltthätigkeiten und Erpressungen erlaubten; daß die Anführer und Offiziere mit ausgedehnten Lehnsgütern in dem eroberten Königreiche ausgestattet wurden: die Vereinigung Neapels mit der spanischen Monarchie war das Grab der nationalen Freiheit, war der Anfang der politischen Ohnmacht, die sich bald über die ganze Halbinsel lagerte und das öffentliche Leben erstickte.

In Frankreich erregten die Trauerbotschaften aus Neapel Schmerz und Bestürzung. Viele angesehene Familien waren schwer betroffen. Denn nicht genug, daß die Schlachten von Cerignola und am Garigliano Tausende ins Grab gestürzt: die Heimziehenden starben massenhaft dahin an ansteckenden Krankheiten, deren Keim sie in den Sumpflüften von Gaëta eingesogen. Wie Gespenster durchwanderten sie das mittlere und obere Italien, und alle Krankenhäuser in Rom und andern Städten waren mit Siechen angefüllt. Der König fiel in eine bedenkliche Krankheit; er schloß sich in seinen Palast ein und ließ Niemanden vor sich; der ganze Hof legte Trauer an. Ludwig XII. fürchtete, die Eindrücke von den Vorgängen in Neapel möchten eine neue italienische Liga hervorrufen, welche sein Herzogthum Mailand gefährden könnte. Er gab daher
31. März 1504. in dem Friedensvertrag von Lyon mit Ferdinand und Isabella die Besitzungen in der Ferne preis, um die näher liegenden vor Schaden zu bewahren. So kam Neapel unter die Herrschaft des legitimen Stammes des aragonischen Hauses. Mit Sicilien dauernd vereinigt bildete das Königreich eine der schönsten Besitzungen des spanisch-österreichischen Hauses und wurde von Vicekönigen (jedoch unter päpstlicher Lehnsherrlichkeit) regiert. Zwei Jahrhunderte blieb das „Königreich beider Sicilien“ dem spanischen Scepter unterworfen. Zunehmender Steuerdruck, Uebermacht der Geistlichkeit und des Klosterwesens und Vernichtung aller ständischen Rechte führten allmählich Verarmung und einen unfreien Zustand herbei.

3. Spanien und Portugal.

§. 512. **Aragonien.** Jahrhunderte lang bestanden die Königreiche **Aragonien** und **Castilien** (§. 312) in getrennter Selbständigkeit neben einander. Jenes suchte sich durch Eroberungen an der Ostküste, dieses durch Ausbreitung nach dem Süden zu vergrößern. So vereinigte der kräftige
Jacob I. 1213–76. **Jacob I. der Eroberer** die maurischen Staaten **Valencia** und **Murcia** mit seinem bereits durch **Catalonien** verstärkten Königreich **Aragonien**. Die Eigenthümlichkeiten dieser drei Völkerschaften, der Stolz und rauhe Kriegsmuth der **Aragonier**, die Kühnheit und bewegliche Rührigkeit der **Catalonier**, die als Seeleute und Söldner nicht selten in fremde Kriegsdienste traten, und der orientalische Ungestüm der Bewohner Valencia's wirkten zusammen, um

mit der Zeit einen festen Nationalcharakter und ein entschiedenes Volks- und Staatsleben zu begründen. Kriegerischer Sinn und Waffenruhm, Stolz auf Geburt und Reinheit des Bluts, Anhänglichkeit an das herkömmliche Recht und die ererbte Freiheit sind die hervorragendsten Charakterzüge. Wie die Römer und Spartaner bildeten auch die Aragonier weniger das innere Geistesleben aus als die Waffenübung und die Rechtspflege und hielten mehr auf Einfachheit, Abhärtung und kriegerische Tugend als auf Kunst, Wissenschaft und äußere Zierde. „Vergebens fragt man nach höheren Gütern des Geistes oder nach Veredlung des alltäglichen physischen Bedürfnisses; Genuß der Gegenwart, Schöpfungen des Geschmacks und der Phantasie sind fast ganz fremd; aber auf die Vergangenheit und seine Ahnen stolz, bewahrte der Aragonier Bürgeradel und Bürgertugend, hing mit großer Liebe an dem ererbten Rechte und Ruhme der Väter; beide überlieferte er mit abergläubischer Gewissenhaftigkeit seinen Enkeln, nicht in Lied und Gesang, sondern vermittelst Erforschung, Auslegung und Vertheidigung seiner uralten Gewohnheitsrechte und seiner Volksgeschichte. Von einer eigenthümlichen Poesie ist daher hier nicht die Rede, aber Jurisprudenz und Historie hat Aragonien gepflegt wie Rom; zu allen Zeiten hat es Staatsmänner und Rechtsgelehrte von großer Bedeutung gehabt." — Jacobs I. Sohn Peter III. (§. 412) verband mit den drei genannten Staaten noch Sicilien; Peter III. 1276–85. und wenn gleich diese Insel zu einem selbständigen Königreiche umgeschaffen ward, so legte diese Erwerbung doch den Grund zu dem Einflusse des aragonischen Königshauses in Unteritalien. Die Inseln Mallorca und Menorca und zeitweise auch Sardinien waren ebenfalls dem spanischen Scepter unterworfen. Unter Peter III. und seinem Sohne Alfons III. Alfons III. 1285–91. wurden die bereits sehr hohen Rechte noch erweitert.

Die aragonischen Könige, von denen einige als Muster der Ritterlichkeit und Gesetzlichkeit gelten dürfen, konnten ohne Zuziehung des Reichstags (Cortes), auf dem die Vertreter des hohen und niedern Adels (Infanzones und Hidalgos), der Geistlichkeit und der durch Handel und Gewerbfleiß reichen und blühenden Städte zugegen waren, nichts Bedeutendes ausführen. Bei den Ständen war nicht nur das Recht der Gesetzgebung und Steuerbewilligung, sondern sie erlangten auch auf dem Reichstag zu Saragossa die Unionsprivilegien, wonach der König gehalten sein 1287. sollte, bei der Wahl seiner Räthe die Meinung und Zustimmung der Stände einzuholen, und worin dem Reichstag das Recht zugestanden wurde, im Falle der König ohne den richterlichen Spruch des Oberrichters (Justicia) und der Stände gegen ein Mitglied desselben Strafe verhänge, sich einen anderen Herrn und König wählen zu dürfen.

Diese die Königsmacht allzusehr beschränkenden Privilegien, welche Jacob II. 1291– unter den beiden nächsten Königen Jacob II. und Alfons IV. in Geltung 1327. Alfons IV. blieben, wurden von dem harten und heftigen Peter IV. nach einer unter- 1327–36. Peter IV. drückten Empörung der unirten Edelleute und nach grausamer Hinrichtung 1336–87. ihrer Häupter vernichtet, aber die herkömmlichen Rechte aufs Neue bestätigt. Und damit keine Eingriffe in die Verfassung geschehen könnten, erhielt der Oberrichter (Justicia) eine erweiterte Amtsbefugniß, indem ihm das Recht verliehen wurde, alle Streitigkeiten der Stände mit dem König oder unter sich in letzter Instanz auszugleichen und das Gesetz gegen jede Verletzung zu schützen. So bewegte sich ein Volk, welches in seiner Abgeschlossenheit, in seiner Bürgertugend und vielen andern Charakterzügen an die Staaten des

Alterthums erinnert, in einem den modernen Einrichtungen entsprechenden
Johann I. 1387–95. Staats- und Gerichtswesen, das hier in seiner ursprünglichen Einfachheit und Ent-
Martin V. schiedenheit hervortritt. — Mit Martin V., dem Nachfolger Johanns I., erlosch
1395–1410. im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die barcelonische Linie des alten Königs-
stammes. Da wurde von den Ständen der drei Hauptbestandtheile Aragonien,
Ferdin. I. 1410–16. Catalonien und Valencia Ferdinand, Infant von Castilien, als nächst-
berechtigter Thronerbe weiblicher Linie zum König von Aragonien und
Alfons V. 1416–58. Sicilien erklärt. Durch ihn und seinen ritterlichen Sohn Alfons V.,
den für Hebung und Verbreitung der aufblühenden italienischen Cultur und
Literatur thätigen Eroberer von Neapel (§. 511), erlangten die ständischen
Rechte abermals eine Erweiterung. Es wurde unter Anderm den Cortes zu-
gestanden, daß die Ernennung des Justicia nur mit ihrer Zustimmung ge-
schehen und seine Amtsführung ihrer Prüfung unterliegen solle. Als Alfons in
Folge der bei der Belagerung von Genua erhaltenen Wunden aus dem Leben
Johann II. 1458–79. ging, erbte sein Bruder Johann II. die spanischen Besitzungen des Hauses,
die er schon viele Jahre als Statthalter verwaltet hatte, während die Krone
von Neapel an Alfonsens natürlichen Sohn Ferdinand I. kam. Johanns Re-
gierung war von vielen inneren Unruhen verwirrt, welche ihre Hauptquelle in
dem herrschsüchtigen Charakter seiner zweiten castilischen Gemahlin hatten. Um
ihrem eigenen Sohne Ferdinand die Thronfolge zu verschaffen, füllte sie das
Herz des Königs mit Mißtrauen gegen seinen Sohn erster Ehe, Karl von
Viana, wodurch eine Reihe von Kämpfen in der Dynastie, und nach des
1460. Infanten plötzlichem verdächtigen Tod drohende Aufstände in Catalonien ent-
standen, die nur mühsam unterdrückt werden konnten. Johanns II. Sohn und
Ferdinand d. Kathol. Nachfolger, der staatskluge unternehmende **Ferdinand der Katholische**, legte
1479–1516. durch seine Vermählung mit Isabella von Castilien den Grund zur Ver-
einigung der beiden spanischen Königreiche, die er durch Erwerbung von Na-
varra und andern Landschaften vergrößerte.

Ferdinand d. Heilige 1217–52. §. 513. Castilien. Ferdinand III. der Heilige (§. 312) dehnte
durch glückliche Kriege gegen die Mauren (wobei die in der spanischen Dichtung
und Sagengeschichte hochgefeierte und romantisch ausgeschmückte Schlacht bei
1233. Xeres de la Guadiana geliefert ward) das Königreich Castilien und
Leon über Cordŏva, Sevilla und Cadix aus, und ging schon mit dem
Gedanken um, seine Waffen nach Afrika hinüberzutragen, um allen künftigen
Alfons X. Einfällen der Araber vorzubeugen, als ihn der Tod dahinraffte. Sein Sohn
1252–84. Alfons X., der Weise (der Sohn einer Tochter des Hohenstaufischen Kaisers
Philipp von Schwaben, §. 393), befaßte sich mit Astronomie (Alfonsinische Tafeln)
und Astrologie, mit Musik und Dichtkunst, erweiterte die Universität
Salamanca, beförderte die Ausbildung der Landessprache, gab seinem
Reiche ein eigenes Gesetzbuch und ließ Geschichtsbücher anfertigen; aber
die praktische Lebensweisheit ging ihm ab. Um seinem Hang zu Pracht, Luxus
und glänzender Hofhaltung zu fröhnen und das Schattenbild der römischen
Kaiserkrone (§. 445) zu erlangen, vergeudete er seine Schätze, drückte sein Volk
mit Steuern, stürzte sein Land durch Verschlechterung der Münze in große
Verwirrung und sah zu, wie sich neue Schwärme afrikanischer Saracenen (die
1284. nomadischen Meriniten) im Süden von Spanien ausdehnten. Nach seinem

Tode entstanden Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege, die vierzig Jahre lang
Castilien schwer heimsuchten, die Königsgewalt schwächten und die Macht des
Adels hoben. — Die von einem königlichen Prinzen um Hülfe angerufenen Araber
würden unter diesen Umständen neuen Boden gewonnen haben, hätte nicht der
heldenmüthige Perez de Guzman bei Vertheidigung der Stadt Tarifa 1293.
die rauhe Vaterlandsliebe eines Brutus bewiesen.

In Castilien hatten die Städte weder so große Bedeutung, noch so hohe Rechte erlangt,
wie in Aragon. Aber die Geistlichkeit und der übermüthige, fehdelustige Adel, dem
auch die drei Ritterorden von Calatrava (gestiftet 1164), von St. Jago di Com-
postella (gestiftet 1175) und von Alcantara (gestiftet 1219) angehörten, besaßen große
Privilegien. Der Herrenstand trat als abgeschlossene, einheitliche Körperschaft dem König
als gleichberechtigt und ebenbürtig gegenüber und maß seine Treue und Dienstleistungen nach
den Kriegsbeneficien und „Ehren" ab, die ihm dafür vom König verliehen wurden. Unter Sancho IV.
der Regierung der beiden nächsten Könige Sancho IV. und Ferdinand VI. wurde das Reich 1284—95. Ferdin. IV.
durch Thronkämpfe und Bürgerkriege schwer heimgesucht. 1295—1312.

Erst Alfons XI. stellte auf einige Zeit die Ruhe im Innern wieder her Alfons XI. 1312—50.
und brach, in Verbindung mit Portugal, durch den glorreichen, vielbesungenen
Sieg am Flusse Salado auf immer die Macht der Mauren, indem er durch 1340.
die Eroberung des als Schlüssel zu Spanien von den afrikanischen Saracenen
hartnäckig vertheidigten Algeziras (in Andalusien) den Zuzügen aus Marokko 1344.
ein Ende machte. Zur Bestreitung der Kriegskosten wurde von den Ständen
die für Handel und Verkehr höchst nachtheilige Steuer Alcavala eingeführt,
die von allem beweglichen und unbeweglichen Gut, so oft es verkauft oder
vertauscht ward, erhoben wurde. Seitdem hat diese Auflage in Spanien fort-
bestanden. Nach Alfonsens Tode wurde Castilien abermals über hundert
Jahre durch innere Kriege zerrüttet, zu denen bald Erbfolgestreitigkeiten, bald
Familienfehden der Edelleute, bald die Kämpfe der Könige wider die Aristo-
kratie Veranlassung gaben. Sein Sohn Peter der Grausame, ein „mit Peter der Grausame
unmenschlicher Seele geborener und zu Gräueln erzogener" Fürst, wüthete gegen 1350—69.
seine Brüder und Verwandten, gegen seine Frauen und Kebsweiber, gegen
Adel und Volk, bis endlich sein ritterlicher Halbbruder Heinrich (von Tras- Heinrich II. 1369—79.
tamara) die Waffen gegen ihn ergriff, mit Hülfe französischer Söldnerschaaren
unter dem tapfern Bertrand dü Guesclin (§. 496) nach einem wechsel-
vollen, verheerenden und schlachtenreichen Krieg den harten König, zu dessen
Gunsten ein englisches Heer unter dem „schwarzen Prinzen" einen Kriegszug
über die Pyrenäen unternommen, überwand und tödtete, und dann dessen Stelle
einnahm. Unter Heinrichs Nachfolgern Johann I., Heinrich III., Johann II. Johann I. 1379—90.
und Heinrich IV. gerieth Castilien durch minderjährige Fürsten und selbstsüchtige Heinr. III. 1390—
Vormünder in Verwirrung, während welcher der Adel und der hohe Klerus 1406. Johann II.
alle Gewalt an sich rissen und die königlichen Güter und Einkünfte schmälerten, 1406—54. Heinr. IV.
so daß, als endlich Isabella den Thron erbte, die Königswürde ohne Ansehen 1454—74. Isabella
und Macht war, Recht und Gerechtigkeit darniederlag und eine ritterliche 1474—
Anarchie mit Familienfehden und Raubwesen das ganze Land erfüllte. 1504.

§. 514. Portugal. Graf Heinrich von Burgund, der tapfere Be- † 1112.
gründer des portugiesischen Reichs, beherrschte das durch ihn den Arabern ent-
rissene Land um Oporto (Porto Cale, daher Portugal) anfangs als castilische
Statthalterschaft (§. 312). Sein Sohn und Nachfolger Alfons I. legte

1139. sich nach dem glänzenden Sieg von Ourique über die Araber und nach Eroberung Algarbiens den Königstitel bei und erklärte das Land, dem er auf
1143. der Ständeversammlung zu Lamego eine treffliche Verfassung und Gesetzgebung verlieh, für unabhängig von Castilien. Bald darauf eroberte er mit
1147. Hülfe niederdeutscher und flämischer Kreuzfahrer (§. 381) Lissabon, und machte es zur Hauptstadt des Landes und zu seinem Herrschersitz. Aber erst nach lan-
Alfons I. † 1185. gen Kämpfen mit Castilien erlangte Alfons von Papst Alexander III. die Anerkennung seiner Königswürde und der Selbständigkeit seines Reichs, nachdem
1184. er sich zur Entrichtung eines jährlichen Tributs an den päpstlichen Stuhl ver-
Sancho I. 1185–1211. standen. Der Sieg seines tapfern Sohnes Sancho I. über die fanatische Secte der Almohaden (§. 312) bei Santarem verlieh dem Königreich Festigkeit und Dauer. Sancho erwarb sich durch die Sorgfalt, die er dem Ackerbau und der Gründung von Dörfern und Ortschaften zuwendete, den Beinamen des Bauernfreundes. — Bis ins fünfzehnte Jahrhundert, da das Reich sich durch die Eroberung von Ceuta und Tanger in Nordafrika ausdehnte und die kühnen Entdeckungsreisen zur See ihm eine größere Bedeutung verliehen, bilden die innern, bald zwischen dem König und der mächtigen Adelsaristokratie, bald zwischen feindlichen Thronbewerbern gelieferten Kämpfe, die Kriege mit den Mauren und Castilianern, sowie die Streitigkeiten der Könige mit dem Papste und dem übermächtigen Klerus, der seinen unbegrenzten Einfluß auf die Gemüther des leichtgläubigen, phantasievollen Volks zu großen Erwerbungen von Gütern und Reichthümern benutzte, den Hauptinhalt der portugiesischen Landesgeschichte. Nur wenige dieser Könige haben sich durch ihre Thaten einen
Alfons III. 1248–79. Namen in der Weltgeschichte erworben. Auf Alfons III. folgte Dionysius,
Dionysius 1279–1325. der standhafte Verfechter der Landesrechte gegen die Eingriffe des Papstes. Unter diesem nahm Portugal in Handel, Schifffahrt und Bildung einen rühm-
Alfons IV. 1325–57. lichen Aufschwung, der auch noch unter seinem Nachfolger Alfons IV. fortdauerte. Aber das Ende dieses Königs wurde durch einen Bürgerkrieg getrübt, als er die unebenbürtige, doch rechtmäßig angetraute Gemahlin seines Sohnes
Pedro I. 1357–67. Pedro, Inez de Castro, in einem Kloster zu Coimbra durch einige Hofleute tödten ließ, damit sie nicht mit ihren Kindern in die königlichen Rechte einträte. Kurz vor seinem Tode versöhnte sich Alfons mit seinem Sohne; kaum aber hatte dieser den Thron erlangt, so nahm er an den ihm von dem König von Castilien ausgelieferten Mördern die furchtbarste Rache, so daß er in der Geschichte den Namen des „Strengen" trägt, und ließ dann der Leiche der Geliebten königliche Ehre erweisen. Von der Zeit an war sein Leben getheilt zwischen rauschenden Freuden und Festen und Thaten roher Gewalt und Grau-
Ferdinand 1367–83. samkeit. Unter Pedro's Sohn und Nachfolger Ferdinand wurde das portugiesische Reich durch die Ränke und Frevelthaten eines lasterhaften Weibes, Leonore Tellez, die der König ihrem ersten Gemahl entrissen und geheirathet hatte, in Krieg und Verwirrung gestürzt, indem sie dem König Johann von Castilien, dem Gatten ihrer Tochter Beatrix, die Herrschaft über Portugal
Johann der Unechte 1385–1433. verschaffen wollte. Aber Ferdinands Halbbruder Johann der Unechte vereitelte das Vorhaben durch den glorreichen Sieg bei Aljubarota, vier Meilen von Lissabon, über die Castilianer, in Folge dessen er zuerst die Regentschaft, dann die Königskrone über Portugal erlangte und seinen Nachkommen

Eduard, Alfons V. und Johann II. hinterließ. Unter diesen Königen begannen die Portugiesen, besonders auf Anregung des Königsohns Heinrich des Seefahrers, die Entdeckungen und Eroberungen in Afrika und zur See, die dann unter Manuel dem Großen zu so glänzenden Resultaten führten. Eduard I. 1433—38. Alfons V. 1438—81. Johann II. 1481—95.

Die fortwährenden Kämpfe zwischen Christen und Mohammedanern in der pyrenäischen Halbinsel hatten auf die Ausbildung der Volkssitten und des Volkscharakters und mithin auf die geschichtlichen Lebensäußerungen der Einwohner den größten Einfluß. Sie erzeugten und erhielten einen ritterlichen Sinn im Adel; sie machten das Volk streitbar und wehrhaft und weckten in ihm das Gefühl der Kraft und Freiheit; sie lieferten Stoff zu Kriegs- und Heldenliedern und begeisterten zu jenen romantischen Volksgesängen, die im Mittelalter so vielfach bewundert und nachgeahmt wurden und den spanischen Religionskämpfen denselben poetischen Anstrich gaben wie den Kreuzzügen; sie legten aber auch in die Nation den Keim des Fanatismus und des engherzigen Religionshasses, auf dem dann die schlaue Geistlichkeit ihr finsteres, von Unduldsamkeit, Verfolgungssucht und Aberglauben umgebenes Reich aufrichtete.

§. 515. Spanien unter Ferdinand und Isabella. Zwar war die Vereinigung von Aragonien und Castilien durch die Vermählung der regierenden Häupter nur eine nominale, indem dort Ferdinand, hier Isabella selbständig regierten und jede Einmischung fern hielten; aber beider Bestrebungen waren auf ein und dasselbe Ziel gerichtet, alle Theile Spaniens zu Einem Reich zu vereinigen, in welchem Gesetz und monarchische Ordnung herrschen und die mächtigen Granden und turbulenten Feudalherren sich gehorsam und dienstbereit um den Thron schaaren sollten. In diesem Vorhaben fanden sie kluge und ergebene Helfer und Rathgeber in dem Großkanzler Pedro Gonsalez de Mendoza, Cardinal und Erzbischof von Toledo, und noch mehr in dessen Nachfolger Ximenez de Cisneros, einem Prälaten und Staatsmann von großer Klugheit und Energie und erfüllt von Glaubensstrenge und katholischem Kircheneifer. Das Königspaar suchte vor Allem die Macht des Adels und der Geistlichkeit zu mindern und sie der Krone zuzutheilen. Zu dem Zweck verschaffte sich der schlaue Ferdinand der Katholische von dem Papste die Großmeisterwürde der castilischen Ritterorden und das Recht, die spanischen Bisthümer zu besetzen. Dann entzog er dem Adel die Rechtspflege und übertrug sie seinen mit Rechtsgelehrten besetzten Gerichtshöfen, die durch unparteiische und schleunige Justiz Schrecken und Vertrauen einflößten. Zur Erhaltung des Landfriedens und Abstellung des Raub- und Fehdewesens bediente er sich der von den Städten gegen die Gewaltthätigkeiten des Adels errichteten Miliz, „Hermandad“ (Verbrüderung) genannt, die er neu organisirte und verstärkte, und errichtete eine stehende Kriegsmacht. Das wichtigste Mittel aber zur Hebung der Königsgewalt war die Erneuerung des Inquisitions-Gerichts, das zunächst gegen die äußerlich zum Christenthum 1480.
bekehrten Juden und Mauren (Moriscos) gerichtet war, bald aber unter der Leitung des unbarmherzigen Thomas von Torquemada, früher Beichtvater der Königin und Haupturheber dieses Glaubenstribunals, eine furchtbare Geißel für ganz Spanien wurde. Da dem König das Recht zustand, den Groß-Inquisitor und alle Richter zu ernennen, so wurde hier die Inquisition ein politisches Institut oder ein königlicher, mit geistlichen Waffen

ausgerüsteter Justizhof, der seine Schreckmittel nicht nur wider Ketzer und
1492. „neue Christen" richtete und die grausamste Verfolgung und Vertreibung aller Juden, aller Bekenner des mosaischen Gesetzes in der ganzen pyrenäischen Halbinsel hervorrief, sondern Adel und Klerus in Furcht hielt und der freien Gewissensthätigkeit schwere Fesseln anlegte. Der leiseste Verdacht, das falsche Zeugniß seines Feindes konnte in die grauenvollen Inquisitionskerker und zu gerichtlichen Verhören führen, wo man durch die furchtbarsten Folterqualen Geständnisse der Schuld zu erpressen und durch ein Gewebe von Verdrehungen, Arglist und Fallstricken den Standhaften zu umgarnen suchte. Zahllose Schlachtopfer wurden unter Pomp und Gepränge (Auto da Fé) dem Feuertode übergeben, oder schmachteten zeitlebens in den moderigen Kerkern, indeß sich Staatskasse und Kirche mit ihren Gütern bereicherten, Priester und Höflinge sich in die Schätze und Habe der Verfolgten theilten. In Aragonien erregte die Härte und Grausamkeit, womit der Ketzerrichter Arbues de Epila im Geiste seines Meisters Torquemada die Schrecken der Inquisition in Anwendung brachte, solche Erbitterung, daß er durch einige Verschworne in der Stiftskirche ermordet ward. Dafür ehrte ihn die Kirche als Märtyrer und Heiligen. Nie waren Thron und Altar in einem so gefährlichen Bunde gegen die Freiheit der Völker als in Spanien seit der Errichtung der Inquisition in ihrer neuen Gestalt. Sie waren neben der gewaltsamen Vertreibung der Juden und dem Maurenkrieg die furchtbarste Verfolgungsmaßregel zur Begründung der Glaubenseinheit in der pyrenäischen Halbinsel. Aber trotz des geistigen Drucks im Innern blickt der Spanier mit Stolz auf die durch glänzende Großthaten ausgezeichnete Regierungszeit Ferdinands und Isabella's.

§. 516. **Unterdrückung und Vertreibung der Mauren.** Nachdem Ferdinand und Isabella die Königsmacht befestigt, dachten sie auf Eroberungen. Das maurische Königreich Granāda, das längst zinspflichtig geworden (§. 312), aber unter den Wirren des castilischen Reichs sich dem Tribut entzogen hatte, wurde nach einem zehnjährigen blutigen Kriege erobert. Nachdem zuerst die reiche Seestadt Malaga zu Falle gebracht, wurde die feste auf zwei Hügeln aufgebaute Hauptstadt Granada mit dem gefeierten Schlosse
1492. Alhambra durch eine lange Belagerung gedrängt und zur Uebergabe gezwungen. Innere Zwietracht und Familienstreit beförderte den Untergang. Aus dem christlichen Lager ging die Stadt des heiligen Glaubens (Santa Fé) hervor. Der entthronte Fürst Abu Abdallas (Boabdil), seiner Besitzungen hinterlistig beraubt, schiffte mit einem kleinen Gefolge von Getreuen nach Afrika, wo er tapfer fechtend in einem Kriege gegen Marokko fiel. — Seit dem Falle von Granada verstummte die Leier des heiteren Gesanges und der Lebenslust, die einst an den Chalifenhöfen so hell geklungen. In elegischen Kriegsliedern beklagten die Mauren den Untergang ihres Reiches und das traurige Loos ihrer Kämpfer. Die Herrschaft der Moslemen in Andalusien, die Herrlichkeit der alten Chalifensitze, lebte nur noch in der geschichtlichen Erinnerung fort und die Gesänge von ehedem, die fröhliche Geselligkeit früherer Tage, gehoben durch Saitenspiel und Tanz, strahlte nur noch im Reflex der spanischen Romanzen und Volkslieder. — Die Verträge waren ohne Dauer; der Fanatismus war stärker als die Treue geschworner Eide. Die anfangs gegebene Zusage vollkommener Religionsfreiheit,

wie sie einst die arabischen Eroberer den Christen gewährt, wurde bald widerrufen und den Mohammedanern die Wahl der Auswanderung oder der Bekehrung zum Christenthum gelassen. Der Erzbischof Ximenez, der mit frommem Vandalismus alle arabischen Bücher verbrennen ließ, trieb die Mauren durch Kerkerleiden und Geißelschläge zur Taufe. Da verließen viele den heimathlichen Boden, um entweder in Afrika als Corsaren oder in der Sierra Nevada als Räuberschaaren einen ewigen Krieg gegen ihre Dränger zu führen; andere traten mit innerem Widerstreben der Lehre des Evangeliums bei, wurden aber durch die Härte der Inquisition und den Druck der Regierung zu wiederholten Empörungen gebracht, deren unglücklicher Ausgang ihre Lage stets verschlimmerte. Wie vielen Stoff haben die Kriege und Ritterthaten in dem wilden Gebirgslande der Alpuxarras und in der Ronda für Geschichte und Dichtung geliefert! Der Kampf gegen die Mauren war zugleich ein Racen- und Religionskampf. Jeder Sieg war eine Stufe zur Seligkeit; jedes irdische Vergehen fand seine Sühne im Blute der ungläubigen Feinde. Was den Drang der Race befriedigte, war eine christliche Pflicht; die Heimath vom fremden Joch befreien hieß das Reich Gottes aufbauen; Reinheit des Bluts adelte ganze Völkerschaften, wie später ein einziger nichtchristlicher Tropfen in der Familie der Inquisition als voller Beweis der Ketzerei galt; die Priester selbst, die Prälaten zogen mit in den Kampf. Von der Zeit an lagerte sich ein Religionsdruck über die pyrenäische Halbinsel, wurden die Moriscos mit einer Grausamkeit und Herzenshärtigkeit bedrängt, verfolgt, gemartert, wie die Leidensgeschichte der Menschheit kaum etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Unter dem despotischen Philipp II. wurde der Befehl gegeben, daß die Abkömmlinge der Mauren fortan ihrer Sprache, ihrer Tracht, ihrer Nationalität und ihren eigenthümlichen Gebräuchen entsagen sollten. Als Bitten und Vorstellungen nichts fruchteten, griffen, sie zu den Waffen, um den 1568.
letzten Rest ihrer Religion und Nationalität zu retten. An ihre Spitze trat ein zum Christenthum übergetretener Abkömmling der Omejjaden, Don Fernando, als neuerkorner König von Granada Aben Omejjah genannt, muthig, verschlagen und unternehmend. Aber nach einem zweijährigen blutigen Krieg, worin Wuth und Rache schauderhafte Gräuel und Frevelthaten in ununterbrochener Folge erzeugten, erlagen sie der überlegenen Macht und Kriegskunst Don Juans, des Halbbruders von Philipp, worauf die noch übrigen Moriscos theils hingerichtet, theils nach andern Gegenden Castiliens versetzt wurden. Allein die Geistlichkeit betrachtete dieselben stets mit Mißtrauen, und da ihr die Unterhaltung der Missions- und Schul-Anstalten zu beschwerlich wurde, so erwirkte sie bei Philipp III. den Befehl, daß alle noch vorhandenen Abkömmlinge der 1609.
Mauren den spanischen Boden verlassen sollten, ein Befehl, der trotz der Vorstellungen der Gutsherren, die in ihnen die fleißigsten Pächter verloren, mit der grausamsten Härte vollzogen ward. Da verließen gegen 800,000 Mauren, Männer und Frauen, Greise und Kinder, das Land ihrer Geburt, ihre blühenden Aecker und ihre selbstgebauten Hütten, um auf Afrika's Küste wieder ein Beduinenleben zu führen, oder als Freibeuter an den Schiffen ihrer Peiniger Rache zu nehmen. Diejenigen, die zurückblieben, huldigten äußerlich den christlichen Gebräuchen und verschlossen den Glauben ihres Herzens in schweigsamer Brust. Bald lagen die blühenden Fluren des südlichen Spaniens verödet;

der Ackerbau verfiel, der Gewerbfleiß stockte; wohlhabende Dörfer sanken in Trümmer, betriebsame Städte wurden entvölkert. Armuth, Schmutz und Trägheit lagerten sich über die einst reichen und glücklichen, von zahllosen Städten, Landhäusern und Gartenanlagen übersäeten Gegenden, von deren entschwundener Pracht noch jetzt gewaltige Ruinen Zeugniß geben.

§. 517. **Ferdinands des Katholischen letzte Regierungszeit.** Ein hartes Geschick stürzte die meisten Kinder Ferdinands und Isabellens in ein frühes
26. Nov. 1504. Grab, so daß, als sie selbst gramgebeugt „zu einem edleren Dasein überging", ihre Tochter **Johanna** und deren Gemahl **Philipp von Burgund** (§. 520) in Castilien als rechtmäßige Herrscher anerkannt wurden. Aber König Philipp sollte die „goldenen Sorgen der Herrschaft" nicht lange tragen. Bei einem glänzenden Hoffeste in Burgos zog er sich durch eine Erkältung ein Fieber zu, das, von ungeschickten Aerzten verkehrt behandelt, ihn in einem Alter von acht-
1506. undzwanzig Jahren ins Grab stürzte, ein Mann mehr ausgezeichnet durch Anmuth und Schönheit des Körpers als durch hervorragende Geistesgaben. Seine Gattin Johanna, schon lange wegen ihres heftigen excentrischen Wesens ein Gegenstand der Besorgniß, verfiel von der Zeit an in einen Zustand innerer Zerrüttung, daß man sie als unfähig zur Regierung betrachtete. Daher wurde auf Betreiben des Cardinals **Ximenez** die vormundschaftliche Regierung ihrem Vater Ferdinand übertragen, der gerade von Neapel zurück kam, wo er persönlich die Huldigung des Königreichs entgegengenommen (§. 511). Nach seiner Landung in Valencia, hielt er an der Spitze eines stattlichen Gefolges seinen Einzug in Castilien, wo seine Anhänger ihm einen feierlichen Empfang bereiteten. In Tortoles führte ihm der Cardinal Ximenez die königliche Tochter zu, deren starre Züge und abgehärmte Gestalt einen wehmüthigen Eindruck auf ihn machten. Der Anblick des Vaters wirkte wohlthätig auf ihr Gemüth, sie fügte sich seinen Anordnungen ohne Widerstand. Ferdinand ließ ihr im Schlosse zu Tordesillas eine bequeme Wohnung herrichten, von wo aus sie das Grab ihres Gemahls erblicken konnte, ehe dessen Ueberreste in der Stiftskirche von Granada beigesetzt wurden. Dort verbrachte sie den Rest ihres Lebens, noch siebenundvierzig lange Jahre, ohne je die Mauern zu verlassen und ohne irgend einen Antheil an der Regierung zu nehmen, obwohl ihr Name in Verbindung mit dem ihres Sohnes allen öffentlichen Urkunden beigefügt wurde. Von der Zeit an war Ferdinands Ansehen fester begründet als zuvor. Man hielt es
6. October 1510. nicht einmal für nothwendig, seine Regentschaft durch ein neues Gesetz förmlich zu bestätigen. Erst drei Jahre später wurde von einer in Madrid abgehaltenen Cortesversammlung die Regierungsordnung in der verfassungsmäßigen Form festgestellt, worauf Ferdinand die vorgeschriebenen Eide als „Verweser des Reiches im Namen seiner Tochter und als Vormund ihres Sohnes" leistete. So wurde die Vereinigung der beiden Königreiche zu einem spanischen Weltreich, das Werk und Strebeziel Isabella's, vier Jahre nach ihrem Tode durchgeführt und für alle Zukunft sicher gestellt. Diese Vereinigung wurde wesentlich gefestigt durch die Milde und Mäßigung Ferdinands, der nicht den Impulsen der Leidenschaft und persönlichen Rache, sondern den Vorschriften einer berechneten Staatsklugheit folgte. Und da seine zweite, etwas übereilt abgeschlossene Ehe mit **Germaine de Foix**, Ludwigs XII. Schwestertochter, kinderlos blieb, so konnte

die Erbfolge seines erstgebornen Enkels Karl von Burgund als gesichert gelten. Allerdings stand der zweite Enkel, der seinen eigenen Namen Ferdinand führte und in Spanien erzogen ward, seinem Herzen näher; aber Ximenez wirkte für den abwesenden Karl, und der König selbst war zu staatsklug und umsichtig, als daß er die glänzende Zukunft des Hauses hätte gefährden mögen. Nachdem Ferdinand der Katholische noch die durch die „Heilige Liga" (§. 509) erzeugten Wirrnisse in Frankreich benutzt hatte, um dem mit Ludwig XII. verwandten und befreundeten König Jean d'Albret den südpyrenäischen Theil seines König- 1512.
reichs Navarra zu entreißen und mit Castilien zu verbinden, starb er auf einer 23. Januar 1516.
Reise nach Andalusien, viel bewundert von den Zeitgenossen wegen seiner Staatsklugheit und schlauen Politik. Machiavelli meinte, „daß der weise Fürst alle Staatsmänner seiner Zeit in der Regierungskunst übertroffen habe".

Ferdinand und Isabella. Als Mensch stand König Ferdinand weit hinter seiner Gemahlin zurück. Isabella war eine hochsinnige Frau, empfänglich für alles Große und Edle, mit einem warmen Herzen ausgerüstet, das Liebe gab und Liebe empfing; in Ferdinands harter und enger Seele stand die Eigenliebe, die berechnende Staatsklugheit, der persönliche Vortheil stets in erster Linie; er bediente sich der Menschen nur als Werkzeuge zu seinen Zwecken, hegte zu Niemand tiefes oder dauerndes Vertrauen und erntete von Niemand Liebe oder aufrichtige Freundschaft. Kein Günstling konnte sich rühmen, jemals seine innersten Gedanken gekannt oder seine Handlungen bestimmt und geleitet zu haben. Auch in ihren politischen Ansichten und in ihrem sittlichen und häuslichen Leben gingen ihre Wege auseinander. Im Gefühle ihres aufrichtigen Strebens für die Wohlfahrt ihres Volkes verschmähte Isabella die krummen Pfade treuloser Staatskunst und heuchlerischer Verstellung, und selbst bei solchen Handlungen, wo man nur mit Bedauern und innerem Schmerze ihrem Namen begegnet, wie bei den religiösen Verfolgungen, muß man einen aufrichtigen, wenn auch irre geleiteten Sinn und Glaubenseifer anerkennen; der aragonische König dagegen sah in der Verstellung, in der Hinterlist, in der Täuschung und Uebervortheilung Anderer die höchste Staatsweisheit; er rühmte sich, den König von Frankreich nicht dreimal, sondern zehnmal betrogen zu haben; er billigte es, daß Gonsalvo de Cordova gegen das Fürstenhaus von Neapel und gegen Cäsar Borgia Wortbruch beging, es machte ihn nicht bedenklich, je nach dem persönlichen Interesse, Verträge zu schließen und zu lösen. Selbst in seinem Verhalten zur Inquisition und zu den Judenchristen und Moriscos, worin er mit Isabella übereinstimmte, galt ihm der persönliche Vortheil und das Staatsinteresse höher als der Religionseifer und die Rechtgläubigkeit. Am tiefsten aber sinkt die Wagschale Ferdinands, wenn man sein sittliches Leben der häuslichen Tugend Isabella's gegenüber stellt. Nicht genug, daß er vier Kinder außer der Ehe zeugte, von denen er den ältesten Sohn mit sechs Jahren zum Erzbischof von Saragossa erhob, einer Würde, der dieser sein ganzes Leben lang wenig Ehre machte; es gab auch großen Anstoß, als er mit unanständiger Eile eine junge Französin zur Nachfolgerin der züchtigen, ehrbaren Isabella erhob, jene leichtfertige Germaine de Foix, welche ihm oft Anlaß zur Eifersucht gab und der hohen Stellung so wenig würdig war. — In Einer Richtung stimmten dagegen ihre Naturen und Wege überein — in der Aufrechthaltung von Gesetz und staatlicher Ordnung und in einfacher sparsamer Hofhaltung und Lebensgewohnheit. Durch jene wehrten sie dem trotzigen Frevelmuth der Großen; in dieser stellten sie der herrschenden Prunksucht und Verschwendung ein Vorbild gegenüber. Diese Sparsamkeit des Königs, die sich auch auf seine Tafel und seine ganze Lebensweise ausdehnte, ging mitunter in Kargheit über und trug nicht wenig bei, ihn bei dem Adel unbeliebt zu machen; doch konnte man ihn nicht des Eigennutzes und der Habsucht beschuldigen; er hat nie Erpressung geübt, um einen Schatz zu sammeln. Berechnung und Ueberlegung, unermüdliche Thätigkeit und Arbeitslust, Mäßigkeit und Selbstbeherrschung waren die hervorragenden Eigenschaften seiner Natur. Er war ein guter Wirthschafter mit seinen materiellen und geistigen Kräften. Seine ganze

Zeit widmte er den Staatsgeschäften; seine einzige Zerstreuung war die Jagd, der er besonders in seinen spätern Jahren mit großem Eifer oblag.

§. 517 b. **Kaiser Karl I. (V.) in Spanien und Cardinal Ximenez.** Nach Ferdinands Tod übernahm **Ximenez** für den noch in den Niederlanden weilenden sechszehnjährigen Karl die Regentschaft von Castilien und wirkte so sehr in seinem Interesse, daß dieser, ungeachtet Johanna noch lebte und, wie sich später zeigte, keineswegs an unheilbarer Geistesstörung litt, als König von
1517. **Castilien** und **Aragonien** anerkannt wurde. Ximenez hatte für Truppen, Finanzen und Kriegsbedarf so vortrefflich gesorgt, daß keine Opposition gegen die festgesetzte Ordnung Boden fassen konnte. Aber der unerfahrene junge König, Flamänder nach Sitten, Neigungen und Sprache, befolgte bei seiner Ankunft in Spanien nur die Rathschläge niederländischer Günstlinge, entließ den um die Krone hochverdienten Cardinal Ximenez mit Undank, was dem achtzigjährigen Greise das Herz brach, und besetzte die einflußreichsten Stellen in Kirche und Staat mit Niederländern. Sein ehemaliger Lehrer Hadrian von Utrecht wurde zum Statthalter ernannt und Karl's allmächtiger Günstling, Wilhelm Croy, Herr von Chièvres, und seine Gemahlin beleidigten die Eingebornen durch Habsucht und Uebermuth. Dies erzeugte eine solche Unzufriedenheit im ganzen Lande, daß, als Karl zu seiner Kaiserkrönung in Deutschland abwesend war,
1519. in **Castilien** und **Valencia** der Adel sich mit den Städten zu einer Empörung verband und mit den Waffen in der Hand Entfernung der fremden Amtleute, Beschränkung der Königsmacht und Erweiterung der ständischen Rechte zu erzwingen suchte. An der Spitze der Insurgenten stand **Don Juan Padilla** aus **Toledo**, ein lebhafter, erregbarer und von edler Freiheitsliebe erfüllter Edelmann von sechsunddreißig Jahren, auf den seine schöne Gemahlin Maria Pacheco geborne Gräfin von Tandilla, eine Frau von kühnem Muthe, von schwärmerischem Freiheitssinn und von höherer geistiger Begabung als der Gatte, den größten Einfluß übte. Die Errichtung einer neuen Regierung im Namen der gefangenen **Johanna**, die sie aus ihrer vierzehnjährigen Eingeschlossenheit in Tordesillas befreiten, war ihr nächstes Ziel. Als aber die Städte eine demokratische Communalverwaltung einführten, unter sich eine **Junta** schlossen und Aufhebung der Steuerfreiheit des Adels forderten, entstand zwischen den Bürgern und Edelleuten eine Spaltung, die der königlichen Sache den Sieg ver-
1521. schaffte. Nach der Erstürmung von Tordesillas, das die Communeros zum Sitz ihrer Thätigkeit gewählt, durch die königlich Gesinnten, nach der Niederlage des Insurgentenheeres bei **Villalar** und nach der Hinrichtung Padilla's und anderer Häupter wurde der Aufstand allmählich unterdrückt. Doch konnte **Toledo**, wo Padilla's hochherzige Gattin die Vertheidigung leitete, erst nach sechsmonatlicher Belagerung erobert werden. Die Gräfin rettete sich als Bäuerin verkleidet nach Portugal, wo sie ihre Tage in Dürftigkeit beschloß. Die Infantin Johanna, ohne klare Einsicht der wahren Verhältnisse, hatte Scheu getragen, die Communeros gegen den Adel zu unterstützen. Ihrer Kerkerhaft zurückgegeben und strenger überwacht, ist sie in der Folge bis an ihren Tod (1555) in völlige Geisteszerrüttung gefallen. Von der Zeit an hörte das politische Leben in Spanien auf. Der Adel und die Geistlichkeit schlossen sich enge an den Thron an, die Städte verloren ihre Freiheiten und Rechte, die Reichs-

tage (Cortes) wurden immer seltener und die Opposition der bürgerlichen Abgeordneten verhallte bedeutungslos.

Cardinal Ximenez de Cisneros war eine geborne Herrschernatur, heißt es in Webers Allgemeiner Weltgeschichte Band IX., die in einer starken absoluten Königsmacht und in der Autorität einer festen activen Regierung die Wohlfahrt des Staats erblickte. Mit dieser Anschauung stand er gänzlich in der politischen Atmosphäre seiner Zeit, nur daß er die kühnen und gewaltsamen Wege den gewundenen und krummen Pfaden hinterlistiger Staatskunst vorzog. In seinem Streben, die Krone zu erhöhen und den turbulenten Adel unter die Autorität der gesetzlichen Obrigkeit zu beugen, schreckte er nicht vor Handlungen der Willkür und des Despotismus zurück; ständische Versammlungen und parlamentarisches Leben waren nicht nach seinem Sinn, und wo die Anarchie und die Unbotmäßigkeit ihr Haupt erhob, strafte er mit unerbittlicher Strenge. Auch darin zeigte er seinen Herrschergeist, daß er, obwohl ein Mann der Kirche, für kriegerische Unternehmungen eine Vorliebe besaß. Der Geruch des Schießpulvers, sagte er einst, sei ihm angenehmer als der Weihrauch Arabiens. Im Kampf gegen Oran sah man ihn im Pontificalkleide auf einem Maulthier dem stürmenden Heere voranreiten. Vier Jahrhunderte früher wäre er als Kreuzfahrer nach dem heiligen Lande gezogen; jetzt wurde er einer der energischsten Begründer des monarchischen Absolutismus, der königlichen Gewaltherrschaft, die sich von der Zeit an in Spanien und in den meisten übrigen Ländern festsetzte und das öffentliche Leben in neue Formen schlug. Man hat Ximenez häufig mit Richelieu verglichen und sein jüngster Biograph, Hefele, hat die Lebensbeschreibung des Cardinals mit einer Parallele des spanischen und französischen Staatsmannes geschlossen. Aber die übereinstimmenden Züge werden durch eben so viele Gegensätze aufgehoben: Beide waren große staatsmännische Charaktere, die auf der Höhe ihrer Zeit standen und ihrem Vaterlande eine gebieterische Machtstellung in der europäischen Staatenfamilie zu verschaffen suchten; aber Richelieu's Geist war freier und sein politischer Blick weiter; er hat in den Hugenotten nicht die abweichenden religiösen Ansichten bekämpft, sondern „als Staatsmann ihren Ungehorsam bestraft", während Ximenez als Großinquisitor nach dem Zeugniß von Llorente 2500 Menschen zum Scheiterhaufen verurtheilen ließ und beinahe 50,000 zu andern Strafen verdammte. Dagegen ragte der spanische Cardinal weit über den französischen empor in den Tugenden der Selbstbeherrschung, der Entsagung, der Strenge gegen das eigene Fleisch, der Ankämpfung gegen die Leidenschaften und Schwachheiten der Seele, der inneren Demuth und der Verachtung aller weltlichen Genüsse und Herrlichkeiten in der eigenen Person. In allen seinen Handlungen wurde er von Grundsätzen und höheren Gesichtspunkten geleitet, nie von persönlichen Motiven. Man hat keinen Grund an der Wahrheit seiner letzten Worte zu zweifeln, „daß er niemals Jemand absichtlich Unrecht gethan, sondern Jedem habe sein Recht widerfahren lassen, ohne sich, so viel ihm bewußt, weder von Furcht, noch von Zuneigung beherrschen zu lassen". Er hat niemals seine Stellung zur Erhöhung oder Bereicherung von Freunden oder Verwandten benutzt und nie seine geringe Herkunft zu verbergen gesucht. Der Stolz seines Lebens war die Gründung der Universität Alcala de Henares und das große vergleichende Bibelwerk, Complutensische Polyglotte genannt. Ximenez 1436—1517.

§. 517c. Die spanische Literatur im Mittelalter. Die Regierungszeit Ferdinands und Isabella's hat nicht nur die bis dahin getrennten Reiche vereinigt und die spanische Monarchie und Nation geschaffen; sie ist auch der Boden und Mutterschooß der classischen Literatur der pyrenäischen Halbinsel geworden. Unter der hochsinnigen Königin nahm das von der Anarchie gerettete Castilien einen mächtigen Aufschwung: durch die Eroberung von Granada und Malaga dehnte es seine Grenzen bis an die Küste des Mittelmeers, und castilianische Hidalgos wurden die ersten Ansiedler der Neuen Welt. Dieser Aufschwung gab sich auch auf dem geistigen Gebiete kund, die castilianische Sprache erhob sich siegreich über die anderen spanischen Mundarten und wurde die Schriftsprache für alle literarischen Erzeugnisse in der Dichtkunst wie in der Prosa. Die östliche Küstensprache, in welcher einst die Troubadours zu Valencia und Barcelona in provençalischer und limousinischer Mundart ihre Minnelieder gesungen und der Dichterverein „der heiteren Kunst" seine Wett- und Preisgesänge vorgetragen (§. 424), wurde verscheucht und Castiliens Aufschwung unter Isabella.

starb ab. Der letzte bedeutende Dichter im catalonischen Idiom war Ausias March, einer angesehenen valencianischen Familie entstammt, ein treuer Freund des unglücklichen Prinzen von Viana (§. 512), der sich durch seine „Lieder" in Stanzen einen nachhaltigen Ruf als Lyriker und Sänger der Liebe im Geiste Petrarca's erwarb. Wir haben gesehen, wie die castilianische und andalusische Ritterschaft in dem Kampf gegen das maurische Königreich Granada das letzte Feuer der „heiligen Kriege" früherer Jahrhunderte auflodern ließ, zum letzten Male im Geiste der Vorfahren wider die Ungläubigen stritt (§. 516). Mit dem Ende dieses Krieges wurde ein tiefer Schnitt in die historische Vergangenheit der Halbinsel geführt; neue Anschauungen rangen nach Geltung, neue Interessen wurden geweckt; auf der Lagerstätte, aus welcher sich die „Stadt des heiligen Glaubens" (Santa Fé) erhob, unterzeichnete Isabella den berühmten Vertrag mit dem Genuesen Cristobal Colon, dem Entdecker Amerika's; und schon hatte von Italien aus die neue Bildung, die das „menschliche Wissen" im Gegensatz zu der alten Gottesgelahrtheit auf ihre Fahne schrieb, den Lauf durch das Abendland begonnen und auch bereits die Pyrenäen überstiegen, eine „Wiedergeburt" (Renaissance) des guten Geschmacks und der echten Kunst verheißend. Schon unter Isabella's Vater, dem Freunde der Wissenschaft und Poesie, hatten Villena und Santillana die italienische Kunstdichtung empfohlen und nachgebildet, die nun bald über den nationalen Volksgesang, die altberühmte Romanze, den Sieg davontragen sollte. Damals hat Alfonso von Baena, ein getaufter Jude, der bei König Johann II. das Amt eines Schreibers versah, das erste „Cancionero" zusammengestellt, indem er die Lieder von mehr als fünfzig Redondillienſängern sammelte, „zum Zeitvertreib und zur Unterhaltung des Königs, wenn er sich von Staatssorgen schwer bedrückt fühlen sollte". Man mußte den alten Liederschatz der Nation zu bergen suchen, ehe er der mündlichen Tradition entzogen, der Vergessenheit anheimfiel. Bald entstanden noch andere „Cancioneros" und „Romanceros" oder Sammlungen der in der freien Ueberlieferung des Volkes umherflatternden epischen Lieder. Die elegischen Gesänge aus dem Kriege vor Granada waren der letzte Nachklang der reichen romantischen Volksdichtung, die aus geschichtlichen Erinnerungen und Eindrücken wie wilde Blumen auf der spanischen Erde emporgeblüht waren und Jahrhunderte lang Gemüth und Phantasie der Castilianer erfüllt, das Dasein bereichert und ausgeschmückt und in allen Volksgenossen das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Bewußtsein der nationalen, geschichtlichen und religiösen Gemeinschaft geweckt hatten. Nun entwickelte sich an der Hand der italienischen Kunstdichtung und des classischen Alterthums eine neue Poesie, welche die alte Natur und Einfachheit durch gelehrten Prunk und fremde Nachbildungen verdrängte und auf kunstmäßige Formen und Versmaße großen Werth legte. Es war die Zeit der Verwesung und Auferstehung auf allen Gebieten des Lebens, ein Verjüngungsproceß, dem manches Schöne und Gute der alten Zeit zum Opfer fiel, aus dem aber für die späteren Geschlechter eine neue reichere Ernte entsprießen sollte.

1. Romanzendichtung. Seitdem Herder der deutschen Nation den Cid gegeben, ist die Poesie des mittelalterigen Spaniens ein Lieblingsgegenstand der literar-historischen Forschung und der Uebersetzungskunst in Deutschland geworden. Besonders fühlten sich die Anhänger der neuromantischen Schule zu jenen Liedern hingezogen, worin Ritterthum und Religion den Hauptinhalt bildeten, der Volksgesang (Romanze) einen christlich-romantischen Charakter trug. Es war natürlich, daß in einem Lande, wo der streitbare Mann stets zur Schlacht bereit sein mußte, selbst bei nächtlicher Ruhe seine Waffen an der Seite hatte, kriegerische Gesänge entstehen, zum Schwert die Leier sich gesellen mußte, und es war nicht minder natürlich, daß diese Gesänge, entsprechend dem Charakter des Krieges selbst, eine christlich-religiöse Färbung trugen. Wir wissen ja, wie sehr das ganze geschichtliche Leben des mittelalterigen Spaniens von den „heiligen" Kämpfen erfüllt war, daß die Kreuzzugsideen, von denen das übrige Europa zwei Jahrhunderte lang durchdrungen war, in der pyrenäischen Halbinsel bis ins 16. Jahrhundert fortlebten. Auf diesem Boden wuchsen die Romanzen, die episch-lyrischen Volksgesänge empor, welche, an die Begebenheiten der Zeit, an die Thaten und Schicksale einzelner hervorragender Streiter sich anlehnend, der Phantasie und dem Gedächtnisse des Volkes sich einprägten und trotz des verschiedenartigen Inhalts, der veränderten Begebenheiten und Personen nach Form, Gedankengang und Färbung einander ähnlich und von denselben Gefühlen und Ideen durchzogen sind. Aus der Mitte des

Volkes hervorgegangen und die Stimme der Natur, die Eindrücke des Gemüthes unmittelbar aushauchend, sind die Romanzen eine reiche Quelle zur Erkenntniß des äußern und innern Lebens. Manche derselben, wie die Romanze vom Grafen **Alarcos**, der seine geliebte Gattin mit eigenen Händen tödtet, um die Ehre seines Königs zu retten und dessen Befehlen zu gehorchen, sind in alle Sprachen übergegangen. Da mit der arabischen Invasion das gesammte frühere Geschichtsleben der Spanier ausgelöscht ward, keine Mythengestalten, keine Traditionen aus den Urzeiten der Väter sich fortpflanzten, so wurzelte die ganze epische Dichtung in dem Zeitraum, der sich von den Tagen Pelayo's bis auf den Fall von Granada in der pyrenäischen Insel abspielte und das farbenreiche Leben der heiligen Kriege hauptsächlich zum Inhalt hatte.

Zu der ältesten Gattung gehören die **Romanzen vom Cid** (§. 312), wohl hundert an Zahl, die entweder von Mund zu Mund fortlebten oder in fliegenden Blättern sich verbreiteten, bis sie im 16. Jahrhundert in mehreren Romanzensammlungen zusammengefaßt wurden, denen dann in der Folge sich noch neue Zusammenstellungen anschlossen. In diesen Cidromanzen ist Wahrheit mit Dichtung gemischt. Die Thaten und Lebensschicksale des Helden tragen ein zu bestimmtes Gepräge, als daß man an der Existenz einer solchen Persönlichkeit zweifeln könnte. Auch haben neuere Forschungen mit Sicherheit dargethan, daß der Held Rodrigo, Ruy Dias, genannt Campeador, „der Vorkämpfer", und Cid „der Herr" aus einem edlen castilischen Geschlechte geboren, zuerst unter Ferdinand I. von Leon (1064), dann unter dessen Söhnen Sancho II. und Alfons VI. sich durch Kriegsthaten hervorgethan hat. Auch die Erzählung, daß er nach Sancho's Ermordung vor Zamora dem aus dem Maurenlande heimgekehrten Alfonso einen feierlichen Eid abgenommen, an dem Tod des Bruders keinen Theil gehabt zu haben, und deshalb einige Zeit darauf, nachdem er sich mit Ximena, einer Verwandten des königlichen Hauses, vermählt, von dem grollenden und durch Verleumder aufgereizten Gebieter in die Verbannung geschickt worden (1081), ist geschichtlich begründet. Er führte nun auf eigene Hand mit freiwilligen Kampfgefährten einen ritterlichen Guerillakrieg gegen die Moslemen, gegen den Grafen von Barcelona u. a., wurde zurückgerufen, dann wieder verbannt und erlangte den höchsten Kriegsruhm durch die Eroberung Valencia's, wobei er aber seinen Namen durch Treubruch und Grausamkeit gegen die überwundenen Saracenen befleckte. Der gefangene Emir mußte den Feuertod erleiden (1094). Fünf Jahre lang behauptete sich der Cid in Valencia gegen die Uebermacht der Marabethen und eroberte noch Almenara und Murviedro (1098). Aber im Juli 1099 starb er aus Verdruß über die Niederlage, die seine Truppen unter seinem Verwandten und Kampfgenossen Alvar Fañez bei Cuenza von den Moslemen erlitten. Seine Gemahlin Ximena behauptete Valencia noch zwei Jahre; erst als der König Alfons erklärte, ohne den Arm Rodrigo's könne die Stadt nicht gegen die Uebermacht vertheidigt werden, zog sie mit dem Leichnam des Cid ab. Im Jahre 1104 starb auch sie und wurde neben ihrem Gemahl im Kloster San Pedro de Cardeña begraben. Rodrigo hinterließ zwei Töchter, wovon die eine, Christina, mit dem Infanten Ramiro von Navarra, die andere, Maria, mit Ramon Berengar III., Grafen von Barcelona vermählt ward. Durch die letztere wurde der Cid Ahnherr der spanischen Königsgeschlechter. Diese historischen Elemente wurden bald nach dem Tode Rodrigo's durch Sage und Dichtung erweitert und ausgeschmückt, so daß der Cid Campeador schon im 12. Jahrhundert als volksthümlicher Held und Träger des castilischen Nationalcharakters wie als Ahnherr der Könige in Volksliedern gefeiert ward, die dann im Laufe der Zeit durch neue Züge und Ansätze vermehrt, in den erwähnten Romanzenbüchern zusammengestellt und geordnet und in die meisten europäischen Sprachen übertragen wurden.

Die Romanzen vom Cid.

Neben diesen Volksromanzen in Redondillos besitzt die spanische Literatur noch andere Werke, in denen „der zu guter Stunde geborne" Nationalheld verherrlicht wird. Das berühmteste ist das „**Poema del Cid**", ein Gedicht von mehr als 3000 Langzeilen, dessen Alter in die Mitte oder wenigstens an das Ende des 12. Jahrhunderts hinaufgerückt wird, ein schönes Denkmal castilischer Poesie, einfach und kunstlos in Form und Versmaß, noch ungelenk in Sprache und Metrik, aber reich an malerischen Zügen aus dem Ritter- und Kriegsleben Spaniens. Auch in diesem Gedicht wird der Cid als Held und Streiter im heiligen Krieg gefeiert; doch liegt der größte Nachdruck auf seiner Eigenschaft als Ahnherr des Königsgeschlechts; daher hauptsächlich seine Treue und Loyalität gegen seinen Herrn auch in ungerechter Verbannung, mit deren Leiden und Elend das Gedicht beginnt, gerühmt und besonders die Geschichte seiner Töchter ausführlich dargestellt wird.

Das Poema del Cid.

Andere Werke über den Cid. Damit ist indessen die Cidliteratur noch nicht geschlossen. Es gibt nicht nur eine **Crónica del Cid**, wohl eine Ueberarbeitung des diesen Helden behandelnden Theils der von Alfons X. veranstalteten „Allgemeinen Chronik von Spanien", und lateinische Zeitbücher, in denen derselbe je nach dem Standpunkt des Verfassers, bald mehr als Ahnherr des Königshauses, bald mehr als Gottesstreiter und Wunderthäter mit legendenartigem Anstrich gefeiert wird; man besitzt auch noch eine Reimchronik (**Cronica rimada del Cid**), mit manchen neuen abweichenden Erzählungen in der Lebensgeschichte des Helden und seiner Familie, wahrscheinlich im 15. Jahrhundert nach alten Sagen zusammengestellt.

Die Cid-dichtungen im Allgemeinen. Aus diesem Allen ergiebt sich das Resultat, daß vom 12. bis 15. Jahrhundert im spanischen Volke der Cid Campeador als Ideal eines Nationalhelden lebte, welcher die Hauptzüge des castilischen Edelmanns, hohe Geburt, Tapferkeit und Frömmigkeit, Ehre und Treue, in sich vereinigte. An eine geschichtliche Persönlichkeit, an den tapfern Maurenbezwinger Rodrigo, Ruy Dias, anknüpfend, hat die dichterische Volksphantasie im Laufe des Mittelalters das historische Lebensbild mit vielen Zuthaten im Geiste der Zeit und der herrschenden Anschauungen erweitert, bald durch Vermehrung der Volksromanzen, welche, unmittelbar nach dem Tode des Helden beginnend, durch lebendige Tradition sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten, bis sie durch Schrift und Druck in feste Gestalt gebracht und der wuchernden Thätigkeit der Phantasie entzogen wurden; bald durch dichterische Verarbeitung des vorhandenen Geschichts- und Sagenschatzes nach dem Vorbild der französischen „Chansons de Geste" oder der bei allen Völkern des Mittelalters beliebten „Reimchroniken" in der noch wenig ausgebildeten Landessprache, mitunter auch in Latein. Bei dieser literarischen Bearbeitung des geschichtlich-epischen Stoffes, wobei die formale Seite, die ungelenke Versification und Metrik, der unvollkommene, mitunter in Assonanz übergehende Reim, gegen den gediegenen poetischen Inhalt weit zurücksteht, trat bald mehr die persönliche Seite des edlen Ritters im Schlachtfelde wie im Kreise seiner Kampfgenossen und seiner Familie, bald mehr seine Treue und Loyalität gegen den, wenn auch ungerecht handelnden König in Vordergrund; bald mußte sein Name zur Verherrlichung des castilischen Herrschergeschlechts oder der Kirche dienen, in welchem Falle die ritterliche Gestalt mit genealogischen Vorzügen oder mit legendenartigen Elementen ausgeschmückt ward. Die letzteren wurden unter geistlichen Händen mit der Zeit so sehr zur Hauptsache, daß König Philipp II. am päpstlichen Hofe die Heiligsprechung des christlichen Nationalhelden nachsuchte.

Andere historische Romanzen. Die Sagen vom Cid bildeten den wichtigsten, doch nicht den einzigen Stoff der Volksromanzen: bei dem Zudrang ritterlicher Abenteurer und Kreuzfahrer nach der pyrenäischen Halbinsel konnte es nicht fehlen, daß auch fremde Sagenstoffe auf der spanischen Erde Wurzel schlugen. Besonders werden die Streiter, die aus der Provence, aus allen Theilen Frankreichs, aus den Niederlanden und aus England zu den Heidenkämpfen herbeiströmten, auch ihre Lieder mitgebracht haben. Und so finden wir denn neben den Cidromanzen auch viele Volksdichtungen aus der Karlssage, wie Graf Irlos, wie Don Gayferos und Melisendra, wie den Mauren Calaynos u. a., und selbst die späteren Ritterromanzen, die auf spanischer Erde emporwuchsen und spanische Helden besangen, wie die Romanzen von Bernardo del Carpio, verrathen den fremden Einfluß sowohl der abendländischen Sagenwelt, als insbesondere der arabischen Erzählungen und Dichtungen. Wir wissen ja, wie tief der Verkehr und die Wechselverhältnisse mit der Maurenwelt in das ganze Leben der spanischen Ritterschaft eingriffen.

Mannigfaltigkeit der Volkslieder. Die Volkslyrik beschränkte sich indessen nicht auf die historischen Romanzen, sie verbreitete sich auch über das ganze innere und äußere Leben, über die Welt des Gemüths, über Natur und Haus, über Volkssitte und Volkslust. Manche dieser Lieder wurden mit Tanz begleitet. Der Born, aus dem der Naturgesang hervorquillt, floß reichlich in der pyrenäischen Halbinsel bei Christen und Arabern, das leichte Versmaß und die durch lange Uebung erlangte Fertigkeit in gebundener Rede kam der angebornen Sängerlust förderned zu Hülfe. Die Cancioneros, in welchen später die Lieder gemischten Inhalts gesammelt wurden, zeugen von der Mannigfaltigkeit dieser Naturgedichte und Empfindungsgemälde. „Viele, ja vielleicht die meisten, sind Liebesergüsse; viele sind Schäferlieder, viele scherzhaft, satirisch, ja sogar Bettlerromanzen. Viele von ihnen heißen Briefchen (**Letrillas**), haben aber nichts Briefliches an sich, als den Namen; viele sind in ihrer Haltung, wenn auch nicht in ihrer Gestaltung lyrisch, viele beschreiben die Sitten und Belustigungen des Volks. Ein Kennzeichen aber tragen sie alle an sich, sie sind treue Darstellungen des spanischen Lebens"

2. Religiöse Dichtungen. In Spanien war das Ritterthum aufs Innigste mit der Religion verbunden. Trugen doch die Kämpfe mit den Mohammedanern von Anfang an den Charakter der Kreuzzüge; war doch der ununterbrochene Krieg gegen die Moslemen zugleich ein Race- und Religionskrieg. Was war daher natürlicher, als daß sich neben der geschichtlichen und ritterlichen Epik gleichzeitig eine kirchliche Dichtung entwickelte! In der religiösen Poesie konnten die spanischen Dichter aus dem reichen Schatze der Legenden und Heiligengeschichten schöpfen, den die Kirche in allen Ländern hervorbrachte, der als Gemeingut der gesammten Christenheit gelten mochte. Man wählte dabei außer den allgemeinen Gegenständen, die das Fundament des Glaubens bildeten, hauptsächlich solche Stoffe, die zu diesem oder jenem Volke oder Lande, zu dieser oder jener Kirche oder Klosteranstalt in besonderer Beziehung standen, in der nationalen Gläubigkeit den weitesten Raum einnahmen. Wie die Kirchenlehre selbst, trotz einzelner nationaler Eigenthümlichkeiten, im Großen und Ganzen ein einheitliches Gepräge trug, so hatte auch die religiöse Dichtung aller Völker einen gemeinsamen oder ähnlichen Charakter, wobei aber gewisse Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten je nach der Natur oder der historischen Stellung eines Volkes nicht ausgeschlossen waren, und in den Legenden nahmen immer solche Heilige den breitesten Rahmen ein, welche zu dem Lande oder zu der Oertlichkeit in näherer unmittelbarer Beziehung standen. „In Spanien entwickelte sich durch den scharfen Contrast des Christlichen mit dem Mohammedanischen das Wunderbare und Mystische der Legendendichtung mit einem Glanze, der im späteren Drama die höchste Vollendung feierte.“

So verherrlichte der älteste geistliche Dichter in castilianischer Volkssprache, der Benedictiner Gonzalo, gewöhnlich von seinem Geburtsort de Berceo genannt, in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die beiden Heiligen San Domingo und San Millan (Aemilianus), die von jeher in Spanien der größten Verehrung theilhaftig waren. Das vierzigjährige Einsiedlerleben des Letztern in den Schluchten und Einöden seiner heimischen Berge, sein Gehorsam gegen den Bischof Didimus von Tarragona, der ihn gegen seinen Willen in den Dienst der streitenden Kirche zwingt, seine Wunderthaten und sein Widerstand gegen alle Versuchungen des Teufels und endlich die Hülfeleistung des verklärten Heiligen, die er den Castilianern im Kampfe gegen den Maurenkönig Abderrahman auf ihr flehentliches Anrufen bringt, bilden ein kirchliches Seitenstück zu den weltlichen Gedichten vom Cid. Auch das Martirio de San Lorenzo aus Cordova und das Leben der heiligen Oria (Aurea) sind auf spanischen Legenden aufgebaut. Dahingegen wird in drei anderen Gedichten, die gleichfalls dem Gonzalo de Berceo zugeschrieben werden, ein tiefsinnigerer Stoff behandelt. In dem Gedicht vom Meßopfer sucht der Dichter die mystische Bedeutung der Opfer des A. T. und der katholischen Kirche nebst der Symbolik der dabei beobachteten Ceremonien zu enthüllen; in dem Schmerz der Jungfrau am Leidenstage ihres Sohnes wird die Passionsgeschichte nach der Bibel „mit tiefer Innigkeit und rührender Einfalt“ erzählt; in den Zeichen des jüngsten Gerichtes werden die wunderbaren Begebenheiten und Naturerscheinungen geschildert, welche dem jüngsten Tage vorangehen, so wie die Abhaltung des Gerichtes selbst und die Strafen der Bösen und die Freuden der Frommen. In einem größeren Gedichte von 911 vierzeiligen Strophen beschreibt Berceo fünfundzwanzig Wunder Unserer lieben Frau. „In der metrischen Form ist Berceo dadurch merkwürdig, daß er zuerst vollkommene Strophen von vier durch denselben Reim gebundenen Alexandrinern hat.“ Wenn auch in der Sprache ein merklicher Fortschritt seit den Tagen der Abfassung des Gedichts vom Cid wahrnehmbar ist, so fehlt doch die Kraft und die Lebendigkeit jener merkwürdigen Sage den Versen des sorgfältigen Geistlichen ganz und gar. Nach dem Vorbilde Berceos dichtete ein anderer Geistlicher, der Beneficiat von Ubeda, ein Leben des heil. Ildefonso in Alexandrinern und der heil. Magdalena. Berceo.

3. Prosaliteratur und Epos. Die Einflüsse des Auslandes auf das spanische Cultur- und Literaturleben machten sich besonders geltend seit der Regierung jenes Königs Alfons X. von Castilien, dem die Zeitgenossen den Beinamen des Weisen oder Gelehrten beilegten und dem der Papst den römischen Kaisertitel verlieh. Wir haben die großen Verdienste dieses Fürsten um die Ausbildung der castilischen Sprache, um die Geschichtschreibung und Gesetzeskunde des Landes, um Astronomie und andere Wissenschaften früher kennen gelernt (§§. 513, 444). Eine Menge Schriften, die unter seinem Namen gehen, wie der „Schatz“

(Tesoro), eine Abhandlung in Versen über die Verwandlung unedler Metalle in Gold und das in Versbau, Sprache und Anordnung vortreffliche „Buch der Klagen" über die Untreue der Vasallen, geben Zeugniß, wie tief sich seine geistige Thätigkeit dem Bewußtsein des spanischen Volkes eingeprägt haben muß. Unter ihm trat die pyrenäische Halbinsel mit Frankreich und Italien in größeren Verkehr und es erklärt sich daher auf natürliche Weise, daß von der Zeit an die Poesiestoffe und Dichtungsarten, die in anderen Ländern zur Ausbildung gekommen, auch in Spanien Eingang fanden. Alfons selbst hat nach provençalischen Vorbildern Gesänge (cantigas) von sechs= bis zwölffüßigen Versen gedichtet, von denen noch vierhundert vorhanden sind. Sie sind dem Lobe und den Wundern der Mutter Gottes gewidmet, zu deren Ehren er im J. 1279 einen religiösen Ritterorden gestiftet, und in der altgalizischen Mundart verfaßt, aus der in der Folge das portugiesische Idiom großentheils hervorging. Wahrscheinlich war ihm dieser Dialekt von seiner Jugendzeit her geläufiger als die castilische Sprache, für deren Ausbildung er sonst so eifrig bemüht war. Ließ er doch die Bibel in die castilische Volkssprache übertragen, und sowohl in dem von ihm veranstalteten großen Gesetzbuch der „Sieben Abtheilungen", jener Fundgrube spanischer Alterthümer und spanischer Rechtswissenschaft, als bei den Gerichtsverhandlungen kam die altcastilische Sprache zur Anwendung. Dadurch wurde bewirkt, daß in Spanien ähnlich wie in Deutschland durch die „Spiegel" (§. 448) auch die Prosasprache in würdiger Weise als Schriftsprache ausgebildet ward. Nur so war es möglich, daß schon zu seiner Zeit oder kurz nachher „die große überseeische Eroberung" in ungebundener Rede bearbeitet werden konnte, eine Geschichte der Kreuzzüge nach einer altfranzösischen Uebersetzung des Wilhelm von Tyrus mit vielen Zusätzen aus der gleichzeitigen Romandichtung, z. B. der Sagengeschichte vom Schwanenritter, dem angeblichen Ahnherrn Gottfrieds von Bouillon. Auch zu den zahlreichen Chroniken, die von der Zeit an bald in Prosa, bald in gereimten Versen zu Tage traten, hat Alfonso X. durch die Veranstaltung der Crónica general Anstoß und Vorbild gegeben.

Segura's Alexandreis. Zeugt schon die **Gran conquista de Ultramar**, die im J. 1503 zu Salamanca im Druck erschien, von der allgemeinen Theilnahme, mit der man auch in Spanien den Vorgängen im syrischen Lande folgte, so tritt dieses Interesse für das Morgenland auch noch in einem andern großen Gedichte der Zeit zu Tage — in dem Alexanderlied des Weltpriesters Juan Lorenzo Segura. Es wurde früher erwähnt, wie sehr die Aufmerksamkeit des christlichen Abendlandes durch die Kreuzzüge auf den macedonischen Heldenkönig gelenkt ward, der zuerst mit europäischen Waffen das Morgenland bezwungen, Syrien und Palästina bis nach Aegypten siegreich durchzogen und Jerusalem und die heiligen Stätten betreten hat. In allen Ländern, besonders in Frankreich, wurde die Alexandersage zum Gegenstand der Dichtkunst gewählt. Hier konnten die Geistlichen dem Geschmack und Interesse der abendländischen Menschheit genügen, ohne zu der für ihren Stand unpassenden Liebesverherrlichung zu greifen (§. 428). Wie der deutsche Dichter Lambrecht (§. 429) hat auch der spanische aus französischen Quellen geschöpft, aus dem lateinischen Epos Walters von Chatillon und einem französischen Alexanderlied; aber wie weit steht das spanische Gedicht, das man lange dem König Alfons selbst zugeschrieben hat, hinter dem deutschen zurück. Während der Pfaffe Lambrecht eine Menge Fabeln und Entstellungen, die sich, durch eine überwuchernde Phantasie an das Leben des Helden von seiner Geburt bis zu seinem Ende angeheftet, fortließ und den König im Geiste des Alterthums vorführte, erzählt der Priester von Astorga in einem Gedichte von 10,000 langen Versen allen Unsinn, alle fabelhaften Abenteuer, welche seit Dares und Dictys in die Sagengeschichte des Macedoniers eingewebt worden sind, und behandelt Personen und Sachen ganz im Charakter seiner Zeit ohne alle Kenntniß des Alterthums, ohne alle Rücksicht auf die Widersprüche von Chronologie und Ortskunde, ohne alles Verständniß der Verhältnisse und Wechselbeziehung von Geschichte und Mythe, von Wahrheit und Fabel, ohne einen Begriff des Unterschieds von Dichtung und Phantastik, von Tradition und Märchen.

Ritterbücher. Segura's Alexandreis gibt den sichersten Beweis, daß im 13. und 14. Jahrhundert die bis dahin mehr abgeschlossene und auf sich selbst gewiesene spanische Halbinsel in dieselbe geistige Atmosphäre eingetreten war, die damals das ganze christliche Abendland überzogen hatte, daß ein idealisirtes Ritterthum mit religiöser Weihe, wie es in den geistlichen Ritterorden seinen vollkommensten Ausdruck fand, und mit einem Frauencult, der durch den Reflex der mohammedani-

schen Anschauungen sich noch schärfer und sinnlicher ausbildete als anderwärts, die Phantasiewelt und das träumerische Seelenleben der oberen Schichten der Gesellschaft durchdrungen hatte. Rechnen wir dazu noch das südliche Naturell, die fremdartigen Elemente, die durch die steten Berührungen mit der orientalischen Menschheit fortwährend zugeführt wurden, die Entdeckungsfahrten, die im fünfzehnten Jahrhundert die Einbildungskraft mit so vielen wunderbaren Eindrücken füllten, so werden wir es nicht wunderbar finden, wenn auf dem vagen und phantastischen Boden der Alexanderdichtung eine Fülle romantischer Ritterbücher emporwuchs, die endlich, begünstigt durch äußere Verhältnisse und Bedingungen, zu den wunderlichen Gebilden der Amadisromane sich entwickelte, die wir früher kennen gelernt haben (§. 486 b). Die Ausbildung der Prosasprache in Castilien durch die zahlreichen Chroniken und andere Werke erleichterte den Uebergang von der epischen Dichtung in Versen zu der breiten Erzählung und Schilderei der Ritterromane in ungebundener Redeform.

4. Lehrdichtung. Im 14. Jahrhundert trat in allen Ländern neben die Ritterbücher die lehrhafte Dichtung, meistens in der Gestalt von kurzen Erzählungen und Beispielen. Es war die natürliche Reaction des Verstandes und der Lebenserfahrung gegen die überwuchernde Welt der Phantasie und der Fiction. Und auch diese Wandlung des Geisteslebens hat Spanien getheilt, nur daß hier die Lehrdichtung nicht wie anderwärts in Versen, sondern in der schon lange zur Schriftsprache ausgebildeten castilianischen Prosa einherschreitet, und daß zugleich reicher als in den übrigen Ländern die morgenländische Märchenwelt hereinspielt. Das berühmteste, am weitesten verbreitete Buch solcher erzählenden Didaktik ist „der Graf Lucanor“ des Don Juan Manuel, desselben Infanten, dessen unruhiges Treiben und aufrührerische parteisüchtige Natur unter den Königen Ferdinand IV. und Alfons XI. den Staat in große Verwirrung gestürzt. In diesem wechselvollen Leben mag der Infant oft in solche schwierige Lagen gekommen sein, wie sie der „Graf Lucanor“, unter welchem Namen wir uns den Autor selbst zu denken haben werden, mit eben so viel Anmuth und Geschick als geistreicher Natürlichkeit vorträgt. Es ist ein Fürstenspiegel voll nutzreicher Lehren in Erzählungen.

Graf Lucanor findet sich oft in schwierige Verhältnisse bald moralischer, bald politischer Art versetzt. In solchen Verlegenheiten fragt er seinen Freund Patronio um Rath. Dieser antwortet ihm durch den Vortrag einer kleinen Geschichte, zuweilen einer Fabel, deren Nutzanwendung jedes Mal zum Schlusse treffend in ein Verschen gebracht wird. Solcher Novellen sind neunundvierzig. „Die Geschichten, welche die Einkleidung des Falles bilden, sind gelungene Erfindungen, anmuthig erzählt, nicht selten an das Poetische streifend, eine schmucke Gallerie frischer Lebensbilder des spanischen Mittelalters.“ Manche der Geschichten und Beispiele waren Gemeingut des gesammten westlichen Europa, wie die Erzählung von der bezähmten Widerbellerin und die äsopischen Fabeln; die meisten aber sind der spanischen Geschichte oder Volkssage entnommen und verrathen zum Theil einen orientalischen Ursprung. Allenthalben erkennt man in den Erzählungen wie in den daraus gefolgerten Nutzlehren einen erfahrenen Mann voll Welt- und Menschenkenntniß, der in seinen Anschauungen nicht selten über seiner Zeit steht. Das Buch, das ein Mittelglied zwischen abendländischer und morgenländischer Novellistik bildet, ist von späteren Schriftstellern häufig benutzt und ausgeschrieben worden.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der didaktischen und satirischen Poesie des 14. Jahrhunderts gehört Juan Ruiz, Erzpriester in dem Flecken Hita, fünf Meilen von Guadalaxara. Zwischen 1337 und 1350 auf Befehl des Erzbischofs von Toledo in gefängliche Haft gebracht, vielleicht weniger auf Grund falschen Zeugnisses, wie er angibt, als eines unkirchlichen Charakters oder Wandels, hat er diese unfreiwillige Muße zur Abfassung von Gedichten benutzt, bei denen verschiedene Liebesabenteuer, die der Dichter erlebt haben will, den äußern Rahmen und das lockere Band bilden für eine Reihe von Erzählungen, Fabeln, Schwänken, Lebensregeln, häufig mit satirischer und humoristischer Färbung, mit einem muthwilligen ironischen Hintergrund. Man hat ihn mit Chaucer verglichen. Wenigstens hat der Erzpriester von Hita das Verdienst, wie der englische Dichter, neue metrische Formen eingeführt und ältere verbessert zu haben. In den lyrischen Theilen bedient er sich meistens der sechs- und achtsilbigen größeren und kleineren Redondillenverse, die in

Der Erzpriester von Hita. † 1351.

kurze Strophen abgetheilt und durch den vollständigen Reim gebunden sind, wogegen er sich bei den erzählenden und belehrenden Stellen der Alexandrinerstrophe bedient.

Die Liebesverhältnisse, die der Dichter bald durch die Klosterbotin (Trotaconventos) Urraca, bald durch andere Zwischenträger mit verschiedenen Schönen anknüpft und unterhält, sind wohl nur erfunden, um als Rahmen für seine Schwänke, Fabeln, Erzählungen und Lieder zu dienen, die er theils aus lateinischen, mehr noch aus französischen Quellen schöpfte, denen er aber mit größem Geschicke und Tact ein eigenthümliches nationales oder locales Gepräge zu geben verstand. Solche fingirte Liebesbande ohne Realität waren ja in den Zeiten Petrarca's und der Minnesänger nichts Ungewöhnliches. Ein Theil der poetischen Erzählungen, die meistens mit großer dramatischer Lebendigkeit vorgeführt werden, bewegt sich in Allegorien; viele sind aus dem Fabel- und Märchenschatz des Alterthums und des Mittelalters entlehnt. Die aus einer lateinischen Komödie des Mittelalters stammende Erzählung, wie der Dichter als Don Meton de la Huerta auf Rath der Doña Venus und unter Vermittelung der alten Trotaconventos um die Hand der Wittwe Endrina wirbt und sie endlich erhält, trägt noch Spuren ihres dramatischen Ursprungs. Satirische Ausfälle und Anspielungen, wie im Reinecke Fuchs, und unzüchtige Situationen, wie bei Chaucer und Boccaccio, sind nicht selten und werden durch die vorausgeschickten Prologe über den moralischen Zweck nur mit einem leichten Flor verhüllt.

Andere Lehrgedichte. Wie sehr die didaktische Poesie im Geschmack des Zeitalters war, geht noch aus anderen gleichzeitigen Schriften hervor, die, wenn auch verschieden in Haltung und Form, doch alle einen lehrhaften Zweck verfolgen. Dahin gehören die „Rathschläge und Lehren des Santob. Juden Rabbi de Santob von Carrion" an Pedro IV., den grausamen König, den wir §. 513 kennen gelernt haben, den aber die spanischen Dichter, besonders die Dramatiker, um seiner strengen Gerechtigkeit willen in einem günstigeren Lichte zeigen. Das Gedicht trägt im Versmaß des alten leichten Rundreims (Redondilla) in 476 Strophen weise Lehren und Rathschläge vor, die der neue König beherzigen möge und nicht gering achten, weil sie von einem Juden ausgehen. Mit Unrecht hat man auch das „Lehrgedicht über den christlichen Glauben" demselben Verfasser zugeschrieben, weil es sich in der nämlichen Handschrift be-
Doctrina Christiana. findet. Die „Doctrina Christiana" erklärt, nach einem Prolog in Prosa mit einem reumüthigen Sündenbekenntniß des Verfassers, in 157 vierzeiligen Strophen (drei achtfüßige gereimte und eine vierfüßige reimlose Zeile) den Glauben, die zehn Gebote, die sieben Hauptugenden, die vierzehn Werke der Barmherzigkeit, die sieben Todsünden, die fünf Sinne und die heil. Sacramente. Zum Schluß schildert das Gedicht die Gefahren der Welt und ertheilt Rathschläge zu einem christlichen Leben. Verwandt damit ist ein anderes größeres Lehrgedicht von neunundsiebenzig achtzeiligen Stanzen aus zwölfsilbigen gereimten Versen: „Der Der Todtentanz. Todtentanz" (la Danza general de la muerte), eine lebendige und ergreifende Schilderung des unvermeidlichen, rasch eintretenden Menschengeschickes. Das Mittelalter liebte es, in Poesie und Malerei die Wechselfälle und Contraste des Erdenlebens unter dem Bilde eines Tanzes darzustellen, worin der Tod als Gerippe alle Stände und Lebensalter dahinrafft, eine Vorstellung, die besonders um die Mitte des 15. Jahrhunderts, als der „schwarze Tod" seinen Lauf durch die Welt machte, die Phantasie der Völker fesselte (§. 462).

Das Gedicht auf Joseph. Auch das Gedicht auf Joseph, das in spanischer Sprache aber mit arabischen Buchstaben geschrieben ist und sich weniger an das Alte Testament als an den Koran hält, kann der didaktisch-epischen Literatur dieser Zeit beigezählt werden. Entweder von einem zum Christenthum übergetretenen Mauren oder von einem unter den Arabern des Südens lebenden Spanier gedichtet, ist das Werk ein merkwürdiges Beispiel von dem großen Wechselverkehr beider Nationen im Mittelalter.

5. Lopez de Ayala. Am Ausgange des 14. Jahrhunderts begegnen wir einem Manne, der in der Staatsverwaltung und im Krieg, in der Dichtkunst wie auf dem Felde der Wissenschaft, namentlich der Historiographie eine hervorragende Stellung errungen hat — Pero Lopez de Ayala. Einem der ältesten und vornehmsten Häuser des castilischen Adels entstammt, hat er unter vier Königen in Würden und Ehren gestanden und eine schwere, wechselvolle Lebensschule durchgemacht. Obwohl ein tapferer Kriegsmann hatte er doch das Unglück, zweimal in Gefangenschaft zu gerathen, einmal in der Schlacht bei Nareja im J. 1367 in englische, das zweite Mal bei Aljubarrotta in portugiesische (§. 514).

In England verbrachte er die trübe Zeit in einem Kerker, dessen Dunkelheit und Qualen er in einem seiner Gedichte beschreibt. Ayala starb 1407 zu Calahorra.

Ayala's didaktisches Werk, „Hofreime" (Rimado de Palacio) genannt, von dem er einen großen Theil in der englischen Gefangenschaft verfaßt haben soll, ist ein Spiegel der Zeit. Mit Anweisungen und Rathschlägen über die Einrichtung eines wohlgeordneten Hofstaates und mit Lehren über die Regierungskunst und die Pflichten für die Könige und die Großen des Reichs verbindet es satirische Schilderungen des damaligen Zustandes in Staat und Kirche, der Laster und Thorheiten der verschiedenen Stände, insbesondere der in Castilien herrschenden Mißbräuche und Gebrechen voll Freimüthigkeit und gesunden Urtheils. Allenthalben erkennt man den einsichtsvollen Mann, der als hoher Staatsbeamter und Gesandter Gelegenheit hatte, wichtige Erfahrungen über Welt und Menschen zu sammeln. „Das Werk beginnt mit einem reuigen Berichte des Verfassers, geht darauf über zur Erörterung der zehn Gebote, der sieben Todsünden, der vierzehn Werke der Barmherzigkeit und zu verschiedenen anderen religiösen Gegenständen. Alsdann handelt es von der Verwaltung des Staats, von königlichen Räthen, von Kaufleuten, von Gelehrten, Steuereinnehmern u. a. und schließt, wie es anfing, mit Gebetsübungen." Neben den Lehren und Rathschlägen gehen lyrische Ergüsse von dichterischem Schwung einher, meistens religiösen und moralischen Inhalts, und Bitt- und Lobgesänge auf die Jungfrau Maria. Sowohl in den lehrhaften als in den lyrischen Parthien seines Buches hat Ayala den Erzpriester von Hita vor Augen gehabt, nur daß er sich mehr objectiv verhält und nicht mit leichter Ironie, sondern mit ernster Rüge und scharfer Satire die Laster und Mißstände, die Thorheiten und Fehler darlegt und geißelt. Mit dem Erzpriester stimmt er auch in der metrischen Form dahin überein, daß er den eigentlich satirisch-didaktischen Theil seines Werkes in der bekannten Alexandrinerstrophe, die lyrischen Parthien dagegen vorzugsweise in acht- und sechssilbigen Versen abfaßte. Rimado de Palacio.

Und nicht blos als Staatsmann und Dichter hat Ayala seinen Namen bei Mit- und Nachwelt berühmt gemacht; ihm gebührt auch die Ehre, die Geschichtschreibung aus dem Bereiche der Chroniken auf eine höhere Stufe gehoben, von den zum Theil dürren und trockenen, zum Theil aus Volkssagen und Romanzen ausgeschmückten Zeitbüchern zum Anfang einer pragmatischen Historiographie sich aufgeschwungen zu haben. Die ereignißvolle, an Gräuelthaten und Schicksalswechseln so reiche Zeit, als Pedro der Grausame mit seinem Halbbruder Heinrich von Trastamara im Kriege lag und Franzosen und Engländer unter den gefeiertsten Rittern Bertrand Duguesclin und dem schwarzen Prinzen das castilische Land durchzogen, gab dem patriotischen Ayala von selbst den Griffel in die Hand. Er stand auf Seiten Heinrichs, daher auch das lastervolle Tyrannenleben Pedro's, das wir aus §. 513 kennen, mit schonungsloser, ergreifender Schärfe gezeichnet wird. Die Erzählung seiner Ermordung durch den Bruder im Zelte Duguesclins schließt er mit der kurzen Bemerkung: „Er hatte viele Menschen in seinem Reiche umgebracht, daher widerfuhr ihm dies ganze Unglück". Unter Heinrich II. erlangte Ayala zum Lohne seiner Treue die Würde eines Großkanzlers und erwarb sich in dieser wichtigen Stellung solches Ansehen und solchen Einfluß, daß er auch unter dessen beiden Nachfolgern Juan I. und Heinrich III. das hohe Staatsamt fortführte. Ayala's Zeitgeschichte.

Ayala's Werk beginnt mit dem Jahre 1350, wo die Chronik Alfons' XI. endigt, und führt den Faden der Geschichte fort bis zum Jahre 1396. Es enthält also die Zeitgeschichte, die er selbst durchlebt, bei der er selbst mitgewirkt hat. Ein Bewunderer und Nachahmer des Livius, dessen Werk er ins Castilische übersetzt hat, schaltet er gleich diesem römischen Historiographen in den Lauf seiner Erzählung Reden und Briefe ein, aus denen man die Ansichten, die Gedanken, den Charakter der Handelnden besser erkennen kann, als aus den bloßen Thatsachen. „Verglichen mit der älteren Chronik Alfons des Weisen", urtheilt Ticknor, „entbehrt Ayala's Geschichtsbuch den Reiz jener dichterischen Leichtgläubigkeit, die sich an zweifelhaften Ueberlieferungen des Ruhmes mehr ergötzt, als an den zuverlässigen Thatsachen, welche oft weder dem Rufe des Volkes, noch dem der Menschlichkeit ehrenvoll sind. Im Vergleich mit der Chronik Froissarts, seines Zeitgenossen, vermissen wir die ehrliche, aber etwas kindische Begeisterung, die mit ungemischtem Ergötzen und mit Bewunderung auf alle glänzenden Traumbilder des Ritterthums schaut, und finden statt dieser die durchdringende Umsicht eines erfahrenen Staatsmannes, der

durch das Thun der Menschen hindurchblickt und wie Comines es durchaus nicht der Mühe werth hält, die großen Verbrechen zu verhehlen, mit denen er bekannt geworden ist, wenn sie nur verständig und mit Erfolg ins Licht gestellt werden können." Die ruhige objektive Darstellung und der einfache Stil bilden einen merkwürdigen Contrast zu den blutigen, schrecklichen Begebenheiten, die in der Erzählung vorgeführt werden, ein Contrast, der den Eindruck und die Wirkung des Inhalts erhöht.

Königschronik von Perez de Guzman. Ayala's Geschichtswerk galt den Chronisten der Folgezeit als Muster und Vorbild. Dies erkennt man vor Allem an den von verschiedenen Händen bearbeiteten, zuletzt von **Fernan Perez de Guzman** zum Abschluß geführten Jahrbüchern über die Regierungszeit der Könige Heinrich III. und Johann II. Auch hier wird die Geschichtserzählung öfters durch eingeschaltete Briefe und Reden unterbrochen; doch geht durch das Ganze eine wohlgeordnete urkundliche Erzählung der Vorgänge, welche, wenn auch gefärbt von einigen Vorurtheilen und Leidenschaften der unruhigen Zeiten, doch stets Anspruch machen darf auf genaue annalistische Relation und auf das Streben, den ernsten und würdigen Stil zu erreichen, der sich für die höheren Zwecke der Geschichte eignet. Die Königschronik Guzmans enthält eine Menge Originalbriefe und Urkunden und wirft bei Gelegenheit der Beschreibung der Feste, Turniere und Feierlichkeiten, an denen der Hof Johanns II. so reich war, viele interessante Streiflichter auf die Sittengeschichte der Zeit.

6. **Der dichterische Hofkreis Johanns II.** Dieser zweite König Johann, der Vater Isabella's, im Uebrigen ein schwacher Fürst, hat der castilianischen Literatur großen Aufschwung gegeben. Ein Freund der Wissenschaften und der Dichtkunst, suchte Johann durch Studien und den Dienst der Musen die Widerwärtigkeiten zu verdecken und zu vergessen, die ihm aus der Unbotmäßigkeit des Adels und den anarchischen Zuständen seines Reiches erwuchsen; und er hatte die Freude, seine Bestrebungen durch einige gleichgesinnte Edelleute
Villena † 1434 von Talent und Einfluß getheilt und gefördert zu sehen. Heinrich, Marquis von **Villena**, der von den königlichen Geschlechtern von Castilien und Aragon abstammte und dessen Güter auf der Grenze von Valencia lagen, war durch seine Stellung wie durch seine Bildung besonders geeignet, geistige Interessen zu wecken. Wenn auch die Wiederbelebung des „Vereins der fröhlichen Wissenschaft", der einst in Barcelona und Valencia geblüht, nicht von Dauer noch von großer Wirkung war (obwohl die von ihm über die „gaya sciencia" verfaßte Abhandlung als erster Versuch einer Poetik gelten kann), so hat Villena doch sowohl durch seine eigenen wissenschaftlichen Arbeiten als durch seine Uebersetzung des Virgil und Dante seinen Standesgenossen ein anregendes Beispiel gegeben. Wie tief aber die Bildung damals noch in Castilien stand, lehrt die Erzählung, daß Lope de Barrientos, nachmals Bischof von Cuença, der im Auftrag des Königs die Büchersammlung des verstorbenen Marquis untersuchte, über hundert Bände zu den Flammen verurtheilte, weil sie stark nach Zauberei und schwarzer Kunst schmeckten. Der ironische Ton, in welchem der Leibarzt des Königs diesen
Mena 1412–56. Vorfall dem Dichter Juan de **Mena** meldet, und die satirischen Verse, mit denen dieser in seinem Gedicht „Laberinto" des Auto da Fe gedenkt, geben aber zugleich den Beweis, daß der wissenschaftliche Kreis bereits über Aberglauben und Vorurtheil erhaben war und freiere Ansichten in sich aufgenommen hatte.

a's … nto. Uebrigens ist das Gedicht „Das Labyrinth" oder die „dreihundert Stanzen" (la Trecientas) des sonst sehr verdienstvollen Juan de Mena, der „Blume der Wissenschaft und des Ritterthums", den der König in seinen literarischen Kreis aufgenommen und zum Historiographen der Landeschronik ernannt hatte, eine frostige Nachahmung Dante's, ein allegorisch-historisch-didaktisches Gedicht in alten dactylischen Versen (versos de arte mayor), worin am Rade einer Zeitmaschine die menschlichen Lebensschicksale versinnbildlicht werden, mit Anwendung großer historischer und mythologischer Gelehrsamkeit und mit patriotischer Wärme, so oft im Umschwung der Planeten Namen bedeutender Männer aus der spanischen Geschichte zum Vorschein kommen. Wie Dante sich der Leitung Beatrice's überläßt, so führt uns der spanische Dichter, in Begleitung einer persönlich dargestellten Vorsehung, die bedeutendsten Erscheinungen aus der Menschenwelt vor, die der Geschichte oder der Fabel angehören, und da sie sich um das Rad des Schicksals drehen, geben sie zwar Gelegenheit zu manchem lebensvollen Bilde, aber auch zu vielen langweiligen, steifen Erörterungen. In diesen Umrissen finden wir hier und da Pinselstriche, welche

wegen ihrer Einfachheit und Kraft wirklich Dantisch genannt werden können. Trotz der Unförmlichkeit der Composition, der künstlichen Allegorien und mancher phantastischen Uebertreibung besitzt das Labyrinth als allegorisches Gemälde des ganzen menschlichen Lebens viele Schönheiten und erhabene Gedanken und Schilderungen. In seinen letzten Jahren arbeitete Juan de Mena noch an einem moralisch-allegorischen Gedicht, das er „Tractat von Lastern und Tugenden" nannte. Diese Epopöe sollte den „mehr als bürgerlichen Krieg" darstellen, den der Wille gereizt von den Leidenschaften wider die Vernunft führt. Aber vor Beendigung des Werkes starb er.

Juan de Mena verfaßte auch ein vielbewundertes Gedicht zur poetischen Krönung des Marquis von Santillana, seines hohen Gönners, des eigentlichen Mäcen und Oberhauptes in dem gelehrten Kreise am Hofe Johanns. Inigo Lopez de Mendoza, Marquis von Santillana, gleich ausgezeichnet als Mensch und Dichter, als Staatsmann und Krieger, war der Stolz und die Freude des castilianischen Adels. Santillana's Ruhm ging so weit, daß Fremde aus entfernten Theilen Europa's nach Spanien gereist sein sollen, um ihn zu sehen. Sein Haus war eine Schule ritterlicher und edler Sitte, ein Sammelplatz gebildeter, durch Geist und Kenntnisse ausgezeichneter Männer. „Eine sokratische Philosophie des Lebens war das Element seiner intellectuellen Cultur"; und war er auch kein Dichtertalent erster Größe, so hatte er doch hohe Verdienste um die Literatur. Er suchte der Poesie seines Zeitalters eine moralische Tendenz zu geben, ihr Gebiet durch allegorische Dichtungen zu erweitern und die poetische Darstellung durch Gelehrsamkeit auszuschmücken. Santillana 1398—1458.

Santillana's „Trauergesang auf den Tod des Marquis von Villena" erinnert in der Anlage an den Anfang von Dante's Hölle. Der Verfasser verirrt sich in einen dichten Wald, wo er klagende Nymphen die Verdienste des Verstorbenen preisen hört. Das „Lehrgedicht für Privatmänner" (El doctrinal de Privados) enthält eine Reihe moralischer Betrachtungen, veranlaßt durch das unglückliche Ende des Alvaro de Luna, Ministers und Günstlings von Johann II. Sein kritisch-historisches Sendschreiben über die älteste Geschichte der spanischen Poesie ist von den Literarhistorikern fleißig benutzt worden. „Santillana's Geschmack war auf die Dichtkunst gerichtet, worin er einige fleißige Proben hinterlassen hat. Diese waren vorzüglich moralischer und belehrender Art; doch obgleich sie voll edler Gefühle und in einem gefeilten, weit regelrechteren Stil als die aus der vorhergehenden Zeit geschrieben sind, so stößt man darin doch auf zu viel Götterlehre und blumenreiche Ziererei, als daß sie dem Geschmack unserer Zeit zusagen könnten. Er hatte indeß eine Dichterseele, und wenn er sich in seinen vaterländischen „Redondillas" gehen läßt, drückt er seine Gefühle mit unnachahmlicher Süßigkeit und Anmuth aus." Seine Werke.

7. Geistiger Aufschwung unter Isabella. Das geistige Leben und die literarischen Beschäftigungen, die unter dem Schutze des kunstliebenden Königs Johann II. und seines Hofes bei den höheren Ständen Eingang gefunden, sanken unter der Regierung des unwürdigen, sinnlichen und verachteten Heinrich IV. in das Dunkel der Vergessenheit zurück. Die Erziehung des Adels wurde vernachlässigt; von dem Aufschwung der Wissenschaften und des Kunstlebens, der damals sich in allen Ländern kund gab, war in Castilien keine Spur zu finden. Aber diese dunkeln Schatten sollten bald verschwinden, als Isabella das Scepter in fester und sicherer Hand hielt. Hatte auch ihre eigene Erziehung unter den Stürmen ihrer Jugend gelitten, so daß sie erst als Königin Latein lernte, so hatte sie doch einen wißbegierigen Geist und eine für die Gaben der Musen empfängliche Seele, und ihr Einfluß war mächtig genug, auch ihren auf diesem Gebiete wenig erfahrenen Gemahl Ferdinand zur Mitwirkung an der Erweckung wissenschaftlicher und literarischer Studien in dem vereinigten Reiche fortzureißen. In einer nach menschlicher Cultur so sehnsüchtig verlangenden Zeit, wie die Uebergangsperiode der beiden Weltalter, bedurfte es nur eines guten Beispiels und ernsten Willens von Oben, um rasch einen Wetteifer in der Arena des Geistes zu erzeugen; Isabella's Bemühung, mit Hülfe italienischer Gelehrten einen besseren Unterricht unter dem jungen Adel zu begründen, trug bald die schönsten Früchte: Peter Martyr, ein vielseitiger Gelehrter und Schriftsteller, wurde durch den spanischen Gesandten in Rom, den hochgebildeten Grafen von Tendilla, bewogen, nach Castilien überzusiedeln, wo er in Verbindung mit seinem gelehrten Landsmann Marineo Siculo auf die Hebung des Schul-

wesens und den Gang der classischen Bildung erfolgreich einwirkte. Auch aus andern Ländern ließen sich gelehrte Männer in Spanien nieder und fanden Aufmunterung und Unterstützung; so der Portugiese Arias Barbosa, der um die Verbreitung des Griechischen große Verdienste hatte und geschätzte Werke über Metrik und andere Zweige der Alterthumskunde geschrieben hat; so mehrere Deutsche, welche in verschiedenen Städten Buchdruckereien errichteten und inländische und ausländische Bücher verkauften. Noch häufiger aber war der Besuch italienischer Lehranstalten durch wißbegierige Spanier, welche zu den Füßen der weltberühmten Häupter des Humanismus die neue Menschenbildung schöpften, die auf dem Boden des classischen Alterthums emporgewachsen, damals ihren Triumphzug durch das gesammte Abendland hielt. Unter diesen hat sich vor Allen Antonio de Lebrija (Nebrissensis) als Lehrer und Schriftsteller eines großen Rufes erfreut. Durch diese Bestrebungen und durch die Begünstigung von Oben wurden die Studien in der pyrenäischen Halbinsel auf eine solche Höhe geführt, daß die spanischen Universitäten, insbesondere Salamanca und etwas später Alcala, mit den berühmtesten Hochschulen in Italien, Deutschland und Frankreich einen Vergleich aushalten konnten; daß viele spanische Gelehrte, wie die Brüder Vergara, wie Nuñez de Guzman und besonders Joh. Lud. Vives, den Erasmus zu den ersten Gelehrten seines Zeitalters rechnete, einen europäischen Ruf erwarben, daß der Geschichtschreiber Giovio (Jovius) in seiner Lobrede auf Lebrija rühmen konnte, kein Spanier werde für adelig gehalten, der gegen die Wissenschaften gleichgültig sei; daß Marineo in einem seiner Briefe die Stadt Salamanca „die Mutter aller freien Künste und aller Tugenden" nennen konnte, „eben so berühmt wegen ihrer edlen Ritter wie wegen ihrer gelehrten Männer". Die Zahl der Studirenden wird auf 7000 angegeben, alle beseelt vom größten Eifer zur Wissenschaft. Als einst Peter Martyr seine Vorlesungen über Juvenals Satiren eröffnete, war der Hörsaal bis auf die Eingänge so besetzt, daß der Professor auf den Schultern der Zuhörer hineingetragen werden mußte. Und nicht blos der Alterthumskunde galt dieser Eifer; auch die Jurisprudenz, die Medicin, die Mathematik, Geschichte, Erdkunde und alle übrigen Gebiete menschlicher Wissenschaft wurden angebaut und bereichert. Die Bibliotheken in Toledo und Escorial verdanken ihren Ursprung dem wissenschaftlichen Sinne Isabella's; in Simancas wurde ein Reichsarchiv, in Burgos ein Amt der öffentlichen Urkunden errichtet. Vergleicht man dieses allgemeine Interesse für Wissenschaft, für Kunst und geistigen Fortschritt mit den gleichzeitigen Judenverfolgungen und Inquisitionsgräueln, so kann man sich nicht genug über die Gegensätze wundern, die in jener gährenden Zeit zur Erscheinung kamen. Mit naiver Unbefangenheit öffnete man dem Geist der Forschung, der prüfenden Kritik, der wissenschaftlichen Aufklärung weit die Pforten, während man durch Ketzergerichte und Autos da Fe jede Abweichung von der schmalen Linie des Autoritätsglaubens als todeswürdiges Verbrechen bestrafte und den finstersten Fanatismus walten ließ.

8. Geschichtschreibung. Auch die spanische Geschichtschreibung nahm an dem allgemeinen Aufschwung der Nation Theil. Von der Zeit an, daß Alfons X. auf Grund der historischen Romanzen und Volksüberlieferungen eine „Allgemeine Chronik von Spanien" hatte anfertigen lassen, hat die historiographische Thätigkeit in der Landessprache keine Unterbrechung erlitten. Seit Alfons XI. gab es ein eigenes Hofamt, dem die Abfassung königlicher Annalen überwiesen war, eine Einrichtung, die nicht nur der officiellen Geschichtsaufzeichnung und der Ausbildung der Sprache zu gute kam, sondern auch die Opposition und das Partei- oder Privatinteresse herausforderte und zu einer freimüthigeren Auffassung der Zeitgeschichte führte. Freilich konnte die letztere Richtung nur in Zeiten bürgerlicher Parteikämpfe hervortreten, wie bei Lopez de Ayala, welcher, wie wir gesehen haben, die Jahre der Anarchie und inneren Zerrüttung unter den feindlichen Brüdern durchlebte und nach Livianischem Vorbild beschrieb; in den Tagen kräftiger und glanzvoller Regierungen war die Hofgeschichte auch zugleich die Landesgeschichte, das Urtheil des amtlichen Geschichtschreibers zugleich die Ansicht der Nation. Daher spiegeln unter Isabella und Ferdinand die lateinischen und spanischen Geschichtsbücher des gelehrten Alonso de Palencia und die auf altclassischen Studien aufgebaute Chronik des Geheimschreibers und Hofhistoriographen Fernando del Pulgar eben so treu die öffentliche Meinung und Volksanschauung ab, wie die des „Pfarrers von Los Palacios", Andreas Bernaldez. Das berühmteste Geschichtswerk aus der Feder eines spanischen Staats-Historiographen sind „die Jahrbücher

der Krone von Aragon" von Geronimo Zurita, eine pragmatische Geschichte Aragoniens von den ältesten Zeiten bis auf Ferdinand den Katholischen, unparteiisch und gemäßigt im Urtheil, auf gründlichen archivalischen Studien und kritischen Forschungen in den alten Chroniken aufgebaut und in Form und Stil würdig und dem Gegenstande angemessen. Ein Freund der alten freien Verfassung Aragoniens, deren Entstehung und Ausbildung klar nachzuweisen sein Hauptbestreben war, mußte Zurita nicht selten seine wahre Gesinnung verhüllen oder errathen lassen, um dem despotischen Monarchen, unter dem er schrieb, keinen Anstoß zu geben. Die Fortsetzung des Werks wurde den beiden Brüdern Argensola, berühmt als lyrische Dichter im Geiste und in den Formen des Horaz, übertragen. Zurita's Zeitgenosse, Don Diego Hurtado de Mendoza, ein als Dichter und Gelehrter, als Staatsmann, Diplomat und gewandter Cavalier vielgenannter Edelmann aus Granada, hat sich durch seine „Geschichte des Krieges von Granada" den Beinamen des spanischen Sallust erworben. Wenn auch die Eleganz des Stils und die rhetorische Darstellung mitunter allzusehr die Nachahmung des Sallust und Tacitus verräth, so hat das Werk, in welchem Ortskunde, Familientraditionen und arabisches Quellenstudium den soliden Unterbau bildeten und die Empfänglichkeit des Autors für die großen menschlichen Anliegen und die hohen Zwecke den Griffel zur würdigen Darstellung lenkte, so viele Vorzüge hinsichtlich des historischen Urtheils, gesunden Pragmatismus und der Zuverlässigkeit der Thatsachen, daß es mit den besten Geschichtsbüchern des classischen Alterthums in eine Linie gestellt zu werden verdient. Im Herzen entrüstet über das treulose und gewaltthätige Verfahren des Hofes und Klerus gegen die Moriscos, weiß Mendoza mit gewandter Feder diese Gesinnung doch mit der unter der Tyrannei Philipps II. gebotenen Zurückhaltung, Mäßigung und loyalen Färbung zu vereinigen. Sein Zeitgenosse Juan Ginez Sepulveda, der heftige Gegner des Schutzredners der Indianer Las Casas, ein mit dem classischen Alterthum, wie mit der Literatur der Italiener vertrauter Gelehrter, hat als Reichshistoriograph Karls V. die spanische Geschichte in mehreren gründlichen lateinischen Werken nach Livianischem Muster bearbeitet; aber wie wichtig auch seine „Geschichte Karls V." durch den reichen Inhalt und die ausführliche Behandlung der Politik und Kriegsthaten dieses Kaisers als Quelle für die Geschichtsforschung erscheinen muß, der panegyristische Charakter der Darstellung läßt nur einen behutsamen Gebrauch zu.

[Margin: Zurita 1512—80. — Sepulveda 1490—1574.]

Alfonso de Palencia genoß eine sorgfältige Erziehung. Während eines längeren Aufenthalts in Italien erwarb er sich im Umgange mit Cardinal Bessarion und dem gelehrten Griechen Trapezuntios tiefere Kenntniß der alten Sprachen, so daß er die freie Zeit, die ihm seine spätere Staatslaufbahn übrig ließ, neben seinen historischen Studien und Arbeiten großentheils auf Uebersetzungen griechischer und römischer Schriftsteller verwandte. Mit seiner Uebersetzung des Josephus wurde er erst 1492 fertig. Von der Königin Isabella, der er in ihrer bedrängten Jugendzeit mit Treue angehangen, zum Landesgeschichtschreiber ernannt, hat er „die Geschichte Heinrichs IV." in castilianischer, und die „Decades", eine Weiterführung derselben über die erste Regierungszeit Isabella's bis zum Jahre 1489, in lateinischer Sprache verfaßt. „Sein Geschichtsstil ist weit entfernt von gelehrter Schulsteifheit", bemerkt Prescott, „und zeigt die geschäftskundige Weise eines Weltmannes. Seine Geschichte, in castilianischer Sprache geschrieben, ist wahrscheinlich zum Gebrauche des Volks bestimmt gewesen, sie hat keinen künstlich angelegten Plan und enthält so weitläufige, genaue Einzelheiten, daß sie keinen Zweifel über den großen Antheil aufkommen läßt, den er an den Begebenheiten nimmt, die er beschreibt und worin er selbst thätig aufgetreten ist. Seine Meinungen sind mit Kühnheit ausgesprochen, zuweilen mit der Bitterkeit von Parteigefühlen." Doch ist seine Wahrhaftigkeit von allen spanischen Schriftstellern rühmend anerkannt worden. Seine Werke sind nur handschriftlich vorhanden. Glücklicher in dieser Hinsicht war sein Zeitgenosse und Mitstrebender Enriquez de Castillo, Caplan und Geschichtschreiber Heinrichs IV., dessen Werk in einer schönen Ausgabe erschienen ist. Trotz seiner Ergebenheit für den König ist er doch nicht blind gegen dessen Fehler und gegen die am Hofe und in der Regierung herrschenden Mißbräuche, und sein Unwille gibt sich oft in beredten Worten kund.

[Margin: Alfonso de Palencia, geb. 1423, † nach 1492. — Castillo.]

Fernando del Pulgar (wahrscheinlich von seinem Geburtsort Pulgar bei Toledo so genannt) war Geheimschreiber bei Heinrich IV., welches Amt er auch nach Isabella's Thronbesteigung fortgeführt zu haben scheint. Mit diesem Amte war die Würde eines Zeitgeschichtschreibers

[Margin: Fernando del Pulgar.]

verbunden, und als solcher pflegte Pulgar stets im Gefolge der Königin zu sein; er war somit Augenzeuge all' der kriegerischen Vorfälle, die er beschreibt, und hatte zugleich Einsicht in die wichtigsten Aktenstücke. Wahrscheinlich hat er die Einnahme von Granada nicht überlebt, da seine „Geschichte der katholischen Könige“ nicht darüber hinausgeht. „In dem Theile, der einen Rückblick auf die Ereignisse von 1482 enthält, trifft Pulgars Zeitgeschichte der Vorwurf großer Ungenauigkeit; in den späteren Zeiträumen dagegen kann man sie als vollkommen zuverlässig betrachten, und trägt sie alle Spuren der Unparteilichkeit. Jeder die Kriegführung betreffende Umstand ist mit gleicher Vollständigkeit und Genauigkeit entwickelt. Seine Erzählungsweise ist, wenngleich weitläufig, doch verständlich und zeichnet sich vortheilhaft vor der anderer gleichzeitigen Schriftsteller aus.“ Ein Bewunderer der großen Zeit, die er zu beschreiben hat, blickt er mit Stolz auf die erhabene Regentin, die diese Größe der Nation herbeigeführt hat. Als Ergänzung seines Geschichtswerkes können seine „Briefe“ und die Schrift Claros varones oder Lebensabrisse berühmter Männer seiner Zeit betrachtet werden. — Nach Pulgars Werk hat der erwähnte Antonio de Lebrija (Nebrissensis) aus der Landschaft Andalusien, ein mit classischer Gelehrsamkeit ausgestatteter Kleriker, der nach langjährigen Studien in Italien zu Sevilla, Salamanca und Alcála de Henarez vielbesuchte Vorlesungen über classische Sprachen und Literatur hielt und eine vorzügliche castilianische Grammatik nach dem Muster der Alten schrieb, seine Zeitgeschichte in lateinischer Sprache bearbeitet, ohne seines Gewährsmanns zu gedenken, von dem er doch in vielen Stücken nur eine Uebersetzung gibt. Da das lateinische Werk Lebrija's vor dem spanischen gedruckt ward, so galt er lange für den Originalschriftsteller, bis in der Folge das wahre Verhältniß zu Tage trat und den Ruf und das Ansehen Antonio's de Lebrija nicht wenig beeinträchtigte.

Antonio de Lebrija, geb. 1444.

9. Das spanische Schauspiel in seiner ersten Entwickelungsperiode. Das fünfzehnte Jahrhundert gab auch der Gattung von Poesie, die in Spanien die größten Triumphe feiern sollte, ihre Entstehung: der dramatischen Dichtung. Wir haben früher (§. 486) nachgewiesen, wie auf dem Boden der Kirche das geistliche Schauspiel erwachsen ist. Auch die Lieder der Troubadours, die von Jongleurs mit Musik, Geberdenspiel, rhythmischen Bewegungen vorgetragen wurden, hatten dramatische Elemente in sich. Die lebhafte Natur des schaulustigen südländischen Volkes führte diese Keime einer raschen Entwickelung entgegen. Aus einer merkwürdigen Verordnung in den „sieben Abtheilungen“ des Königs Alfons X. erfahren wir, daß in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Vorstellungen von geistlichen und weltlichen Schauspielen innerhalb und außerhalb der Kirchen stattfanden, die von Klerikern und Laien mit Pantomimen und Worten aufgeführt wurden. Es wird dabei ausdrücklich unterschieden zwischen Vorstellungen zur Belustigung des Volks, die umherziehende Leute um des Erwerbes willen unternehmen, und den an den Kirchenfesten zur Erhöhung der Andacht aufgeführten Schauspielen; von jenen sollten sich die Geistlichen fern halten, diese in würdiger Weise in den geweihten Räumen fördern und pflegen. Auch sollten Possenspieler keine Priester= oder Ordensgewänder anlegen. Diese Elemente zweier Richtungen, die viele Keime der Entwickelung in sich trugen, erhielten im 14. Jahrhundert größere Verbreitung: die volksthümliche heitere Seite der mimischen Darstellung durch die wachsende Bedeutung der Jongleurs= und Sängerkunst, die ihre limousinische Volksdichtung und Mundart von Catalonien und Aragonien aus weiter nach Westen und Süden trug, und das kirchliche Schauspiel, die Mysterien mit Pantomimen, Gesängen und Zwischenhandlungen (Entremeses) durch die Einführung des Fronleichnamfestes, das in Spanien bald mit großem kirchlichen Pomp, mit Prozessionen und glänzenden Aufzügen gefeiert ward und die Schaulust des Volks zugleich anregte und zu befriedigen suchte.

Juan del Encina 1469—1534.

Die Entstehung der eigentlichen dramatischen Kunst war dem Zeitalter Isabella's vorbehalten. Es wird als wichtiges Ereigniß erwähnt, daß in demselben Jahre 1492, welches den Fall von Granada und die Entdeckung der Neuen Welt gesehen, auch die Gesellschaften anfingen, „öffentliche Comödien von Juan del Encina darzustellen, einem Dichter von großer Anmuth, Scherzhaftigkeit und Unterhaltungsgabe“. Uebrigens gingen seine dramatisirten Schäferstücke, welche in Spanien und später in Rom vor den hohen Gönnern zur Aufführung kamen, nicht weit über die Grenze der geistlichen Schauspiele hinaus. Seine Hirtengedichte und Dialoge dienten zur Verherrlichung der Kirchenfeste, daher sie auch mit den im Cultus gebräuchlichen Villancicos schließen, und nur in den Carnevalsspielen schlägt er einen freieren

scherzhaften Ton an. Einen größeren Einfluß auf den Entwickelungsgang der dramatischen Poesie legt man dem Stücke „Celestina, Tragicomödie von Calisto und Melibea" bei, einem Gedicht, halb Drama, halb Roman, dessen Anfang dem Rodrigo Cota zugeschrieben wird, während die Fortsetzung von einem Baccalaureus Fernando de Roxas herrührt. Der dramatische Roman besteht aus einundzwanzig Akten und es geht sowohl aus dieser Länge, als aus der Derbheit mancher Scenen hervor, daß das Stück niemals zur Aufführung bestimmt war. Aber ihre Absicht, „ein Gemälde von den Verirrungen der Leidenschaften zur Warnung für Jedermann" zu entwerfen, wußten die Verfasser in einer so trefflichen dialogischen Form auszuführen, und an so kraftvoll gezeichneten Charakteren deutlich zu machen, daß sie die Vorbilder vieler Dramatiker des 16. Jahrhunderts wurden. Die Celestina.

Die „Celestina" hat trotz der zweifelhaften und schwankenden Kunstform eine große Verbreitung im In- und Auslande gefunden und wurde in alle Sprachen übersetzt, so daß sie neben dem fast gleichzeitigen „Orfeo" Politians von vielen Literarhistorikern an die Schwelle der neueren Bühnendichtung gestellt wird. Nur das französische Lustspiel „Pathelin" macht der „Celestina" die Priorität streitig. Als die spanische „Tragicomödie" in der Heimath wegen ihrer unsittlichen Richtung verboten ward, wurde sie in Italien häufig abgedruckt. „Ein solch allgemeiner, sich über Jahrhunderte und Völker erstreckender Beifall zeigt, wie sehr das Stück auf den Grundlagen der menschlichen Natur gebaut ist." Ist auch der poetische Werth nicht hoch anzuschlagen, bemerkt v. Schack, so verräth doch das Ganze ein seltenes Darstellungstalent. „Die Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten des Lebens sind in der „Celestina" mit großer Wahrheit und Laune zur Schau gestellt, die Charaktere zwar nur nach der gemeinen Natur copirt, aber mit sicherer Hand gezeichnet und scharf von einander geschieden; die Sprache der Liebenden wird mitunter von Feuer und Leidenschaft belebt, und die Leichtigkeit des Dialogs, dem es auch an poetischem Schmuck nicht gänzlich fehlt, ist zum Theil unübertrefflich. Ganz vorzüglich aber gebührt der treuen und lebensvollen Schilderung der nationalen Sitten Anerkennung, und diese, im Verein mit den angedeuteten Vorzügen, gewährt solche Befriedigung, daß man stellenweise das Dürre, ja Widerwärtige der zu Grunde liegenden Geschichte ganz vergißt. In allen den erwähnten Eigenschaften sind die zahlreichen Nachahmungen, welche die „Celestina" hervorrief, weit hinter ihrem Vorbilde zurück geblieben; und man kann zweifeln, ob der große Lope de Vega, der sie bei seiner Dorothea zum Muster nahm, sie in allen Stücken erreicht hat."

Einen wesentlichen Einfluß auf die Entwickelung des spanischen Drama's hatte der Portugiese **Gil Vincente**, ein fruchtbarer Dichter, der nicht nur in seinem vaterländischen Idiom schrieb, sondern auch in castilianischer Sprache, und dessen Werke von den späteren spanischen Dichtern vielfach nachgeahmt wurden. Bei der Aufführung hat er als Schauspieler selbst mitgewirkt. Sein erstes Stück zur Feier des Geburtsfestes des Infanten brachte er noch unter Manuel zur Aufführung; die glänzendste Periode seiner Thätigkeit aber fällt in die Regierungszeit Johanns III., der so großes Gefallen an den Schauspielen des Vincente fand, daß er selbst bei ihrer Darstellung Rollen übernahm. Gil Vincente † 1557.

Die Stücke Gil Vincente's, meist in vierfüßigen Trochäen mit verschiedener Reimordnung geschrieben, werden je nach dem Gegenstand in vier Abtheilungen gebracht. Die erste umfaßt die sogenannten Autos, Dramen religiösen Inhalts, die an Weihnachten und andern Festtagen zur Aufführung kamen und aus den mittelalterigen Mysterien und Moralitäten hervorgingen. „Die Dogmen des katholischen Glaubens für Jedermann faßlich darzustellen, zugleich aber auch, unbeschadet der Andacht, möglichst für die Unterhaltung seines Publikums zu sorgen, war der Zweck, über den Gil Vincente nicht hinausging. Zur Erreichung desselben ließ er das Komische mit dem Ernsten und Erbaulichen wechseln, zog die irdische wie die überirdische Welt in den Kreis seiner Dichtung und suchte die Verbindung zwischen beiden durch eine ziemlich derbe und handfeste Allegorie sinnlich darzustellen." Wie verworren und seltsam meistens die Composition war, wie roh und nachlässig in Sprache und Anlage seine gewöhnlich der Schäferwelt entnommenen Schauspiele uns erscheinen, so verstand er es doch, das Ganze „mit poetischer Harmonie zu umkleiden, den abstrakten Gedanken Worte zu leihen und ein Scheinleben einzuhauchen". Zu den berühmtesten Stücken dieser Gattung gehört das Auto da Feyra (Jahrmarktstück), das „Summarium der Geschichte Gottes", Auto da alma u. a. m. Die drei andern Klassen enthalten die welt- Autos.

Komödien. lichen Stücke in Komödien, Tragicomödien und Farcen abgetheilt. Die **Komödien** sind an Gehalt und Charakter sehr verschieden. „Einige sind dialogisirte Novellen, die das ganze Leben eines Menschen begreifen und die Ereignisse nur lose, ohne Verschlingung eines Knotens an einander knüpfen. An einzelnen unterhaltenden Scenen ist dabei kein Mangel, wohl aber an jener Gluth der Phantasie, jener Gabe der zugleich sinnreichen und kühnen Erfindung, welche romantische Abenteuer in unerschöpflicher Fülle hervorbringt und die Theilnahme selbst in einem Gewirr wechselnder Ereignisse nicht ermatten läßt." Dahin gehören „Rubena", „Der Wald des Trugs", Tragikomödien. „Die Comedia des Wittwers". Die **Tragicomödien** oder Festspiele waren bestimmt, „bei feierlichen Gelegenheiten am Hofe aufgeführt zu werden und durch reichlichen Aufwand von Allegorie, Mythologie und Zauberei auf eine äußerlich glänzende Darstellung berechnet". Eines der schmeichelhaftesten für die Königsfamilie war „Der Sturm oder die Aufforderung zum Krieg"; das bunteste unter allen ist „Der Triumph des Winters"; der „Amadis von Gallien" behandelt die Liebesgeschichte dieses irrenden Ritters und seiner Herrin Oriana. Den größten Ruhm erwarb Farcen. Gil Vincente durch seine **Farcen**, ein Name, womit man übrigens damals alle Schauspiele bezeichnete; doch sind die meisten dieser Gattung auch Farcen in unserem Sinne. „Es sind keck hingeworfene Schwänke voll burlesker Kraft und dramatischer Lebendigkeit. Ungemeine Kraft der Komik, sprudelnde Fülle des Witzes und ein wahrhaft dichterisches Vermögen, das selbst die derbsten Ausbrüche des Volkshumors mit genialer Grazie umkleidet und überall verborgene Quellen der Poesie hervorsprudeln läßt, machen einige dieser Stücke zu Mustern ihrer Gattung." („Ein Anderes von Ebendemselben", „Inez Pereira", geschickt in Anlage und Ausführung, „Der Kleriker von Beira", „Die Zigeunerfarce" u. a.)

Naharro. Einen bedeutenden Schritt in der Entwickelung der dramatischen Kunstpoesie der Spanier machte Bartolomé de Torres **Naharro**, ein Geistlicher und Gelehrter aus angesehener Familie unweit Badajoz. Der Vater des spanischen Nationaltheaters, wie man ihn nannte, hatte ein bewegtes Jugendleben: er gerieth in Algier'sche Gefangenschaft, hielt sich dann längere Zeit in Rom auf unter dem Pontificat Leo's X., bis er vielleicht in Folge satirischer Bemerkungen vor seinen zahlreichen Feinden sich nach Neapel flüchtete. Die letzten Lebensjahre scheint er in Spanien verbracht zu haben. In Rom gab er im Jahre 1517 eine Sammlung dramatischer Dichtungen unter dem Titel „Propaladia" heraus, die rasch viele Auflagen erlebten und in Neapel, wo die vornehme Gesellschaft Spanisch verstand, häufig zur Aufführung kamen, während sie in Spanien selbst bald verboten, bald erlaubt wurden, je nach der Laune des heiligen Amtes, und vielleicht nie auf den Brettern erschienen. Die Propaladia brachte nicht nur eine Reihe theoretischer Bemerkungen über Dramaturgie, durch welche die Gattungsunterschiede zwischen Tragödie und Comödie festgestellt und das Wesen jeder Gattung mit richtigem ästhetischen Urtheil entwickelt und begrenzt ward; sie enthielt auch acht Lustspiele, die durch ihre äußere Einrichtung, durch Sprache und Versmaß, wie durch andere Vorzüge eine neue Epoche in der Bühnendichtung begründeten. Sie gaben das früheste Beispiel von der Eintheilung in Jornadas (Tagreisen oder Stationen), wie man fortan in Spanien die Acte bezeichnete, und von dem Introito oder Prolog, worin der Verfasser durch einige feine Wendungen und Witze die Gunst der Zuhörer zum voraus zu gewinnen suchte und zugleich eine Uebersicht von dem Inhalte und Zweck des Stückes gab.

Theaterwesen. Während der ganzen ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts machte die Schauspielkunst in Spanien geringe Fortschritte. Bei den großen Kirchenfesten hielt man sich an die herkömmlichen biblischen Stoffe, meistens dialogisirte Erzählungen ohne dramatische Anlage oder Verknüpfungen; Befriedigung der Schaulust des Volkes schien der Hauptzweck. Daß dabei mitunter unschickliche, dem Gegenstand wenig entsprechende Scenen vorkamen, geht aus verschiedenen Verwarnungen und Verboten hervor. Bei hohen Festtagen kamen meistens prunkvolle allegorische Darstellungen zur Aufführung; da aber unter dem beweglichen, fortwährend umherziehenden Karl V. der Hof keine feste Stätte hatte, auch meistens Fremde die Umgebung des Kaisers bildeten, so war zu solchen Schauspielen wenig Gelegenheit. Wohl gab es in den größeren spanischen Städten, namentlich in Sevilla und Valencia, schon frühe stehende Theater; aber die Einrichtungen scheinen noch sehr primitiv gewesen zu sein.

Das antike Drama in Spanien. Zu diesem Verfall der vaterländischen Bühnendichtung trug nicht wenig die Uebertragung der antiken Dramen durch die Humanisten bei. Wie in Italien und anderen Ländern wurde

auch in Spanien der Versuch gemacht, die Tragödien von Sophokles und Euripides, die Comödien von Plautus und Terentius einzubürgern. Man verfuhr aber dabei mit solcher Freiheit und Willkür, indem man Vieles wegließ, Anderes einschaltete, daß die Originale kaum mehr zu erkennen waren. Auch scheinen solche Bearbeitungen kaum je zur Aufführung bestimmt gewesen zu sein. Am bekanntesten waren die Stücke des Fernan Perez de Oliva, eines jungen Gelehrten der Hochschule Salamanca, welcher die Electra des Sophokles und die Hecuba des Euripides in ungebundener Rede übersetzte, zwar mit großer Gewandtheit der Sprache, aber mit Veränderungen der eigenmächtigsten Art. Diese Versuche mit dem classischen Drama hatten weder Dauer noch großen Erfolg, und blieben dem Volke stets fremd. Die pyrenäische Halbinsel war bestimmt, das romantische Drama, das in den nationalen Sitten, Gewohnheiten und Geschmacksrichtungen wurzelte, zur Ausbildung zu führen; und dies geschah am Ende des Jahrhunderts durch hervorragende Dichtergeister. Den Anfang machte Lope de Rueda, ein Handwerker aus Sevilla, der von unwiderstehlicher Neigung zur Schauspielkunst getrieben unter eine Comödiantentruppe ging, an deren Spitze er dann mit einem nothdürftigen Apparat im Lande umherzog und seine selbstverfertigten Lustspiele in ungebundener Rede zur Aufführung brachte. Dabei entwickelte er eine solche scenische Kunst und mimische Virtuosität, daß man ihn als den Begründer der neueren spanischen Bühnendichtung und Schauspielkunst ansehen darf. Und so sicher traf er den Geschmack seiner Landsleute, daß ein Gelehrter aus Sevilla, Juan de la Cueva, vielleicht ohne dessen Lustspiele zu kennen, eine dramaturgische Theorie aufstellte, welche, entsprechend den Stücken Rueda's, die Mischung des Tragischen mit dem Komischen als die nothwendigen Grundsätze der spanischen Bühne darzuthun suchte.

Lope de Rueda, † vor 1567.

Mit den volksthümlichen Lustspielen Ruedas und seiner Nachahmer Alonso de la Vega und Juan de Timoneda waren die verschiedenen Gattungen dramatischer Vorstellungen erschöpft, aus deren Verbindungen die reiche Dramaturgie der nächsten Generation hervorging und zu hoher Vollendung gelangte: die historischen Darstellungen der heiligen Geschichten, die an die kirchlichen Feste gebundenen Mysterien und Moralitäten, aus denen sich die Comedias divinas und die Autos entwickelten; die antiken Stücke des classischen Alterthums, die, mehr und mehr den Originalen sich anschließend, zum ernsten Kunstdrama mit regelmäßiger Metrik führten; und das Hirten- und Volksschauspiel mit gemischten Stoffen und freierer Behandlung in Sprache und Action. Diese letzte Gattung wurde meistens von wandernden Truppen aufgeführt, die sich keines guten Leumundes erfreuten, daher auch öfters obrigkeitliche Erlasse gegen sie ergingen; Frauenrollen mußten von Knaben oder Jünglingen gespielt werden. Erst als in Madrid durch die Brüderschaften zweier Hospitäler Plätze zur Aufführung von Schauspielen zum Besten ihrer Anstalten hergerichtet wurden, brach eine neue Zeit an. Nun bildeten sich Schulen von Schauspielern und Bühnendichtern, die ihre Kunst fortpflanzten und Repertorien von älteren und neuen, von fremden und einheimischen Stücken anlegten. Das große Interesse des spanischen Volkes für dramatische Darstellungen reizte den Wetteifer und die Productionslust, und seitdem der erwähnte La Cueva theoretisch und praktisch die Scheidewand zwischen Tragödie und Comödie niedergerissen hatte und Personen aller Stände in demselben Stücke auftraten, war dem romantischen Drama ein weites Feld erschlossen. Nun galt es zunächst Maß zu halten und eine gewisse Begrenzung durch poetische Gesetze und Tradition zu schaffen, damit die Dramatik nicht verwildere und ins Ungeheuerliche ausarte, wozu das Beispiel Cueva's selbst leicht Anlaß geben konnte. Denn so reich auch seine Dramen an fesselnden Scenen und Situationen sind, besonders die historischen Stücke aus der alten wie aus der spanischen Geschichte, so ließ er sich doch allzu häufig durch seine Erfindungslust und seine rasche Compositionsgabe auf Irrwege führen.

Das romantische Schauspiel.

Juan de la Cueva 1550—c. 1607.

Daß man diesen Irrweg einsah und zu vermeiden suchte, beweist das schöne Drama des Andres Rey de Artieda, eines Schülers von La Cueva, „die Liebenden", worin das Streben nach mehr Regelmäßigkeit und größerer Reinheit der tragischen Form sichtbar ist. Weniger klar tritt dieses Streben hervor in den Tragödien des Dichters Cristoval de Virues aus Valencia, der trotz seines bewegten Kriegslebens noch Muße zum Dichten gefunden. Wohl hatte auch er die Absicht, „das Beste des antiken Stils mit dem Besten des modernen zu verschmelzen"; aber da er aus dem Alterthum die übertriebenen Tragödien Seneca's mit ihren Gräueln und Verbrechen wählte und auch den Charakter der „modernen

Artieda.

Virues 1550—1610.

Kunst" in der Häufung von verwickelten Scenen, Intriguen und „Theaterspectakel" erblickte, so führte diese Mischung zu einem Wirrwarr, zu einer Ueberladung von Personal und Vorfällen, worunter die spanische Bühne zu verwildern und auszuarten drohte.

Die Elemente des Volksschauspiels. So war das Feld der dramatischen Poesie bereits reich bestellt, ja hie und da durch üppigen Pflanzenwuchs überwuchert, als die Heroen der spanischen Dichtkunst ihr Talent dieser Gattung zuwendeten und sie zu einer Blüthe emportrieben, die nur von wenigen andern Völkern erreicht ward. Ihnen kam es zu Statten, daß sich die Bühnendichtung bereits nach allen Richtungen versucht hatte, von dem Copiren der gemeinen Wirklichkeit, wie es in den Prosastücken des Lope de Rueda zu Tage trat, bis zu Nachbildungen des feierlichen antiken Drama's selbst mit dem Chor der Alten, daß im Cultus, in den traditionellen Volks- und Religionsfesten ein reicher Stoff von Drama und Schauspiel ausgebreitet lag, daß die geistliche Censur, die hie und da mit rigoroser Ascetik auf die lasciven Ausschreitungen der Theatervorstellungen blickte, aus Rücksicht für die religiösen Comödien und dramatisirten Heiligengeschichten in der Volkssitte und im Volksleben eine mildere Praxis einhielt, daß endlich Tanz, Saitenspiel und Gesang, die starken Hebel und Stützen der Schaustücke, in der Natur des spanischen Volkes eine breite Unterlage hatten. Vor Allem waren die charakteristischen Nationaltänze, begleitet vom Schall der Castagnetten und von ausdrucksvoller, bald feuriger und lebhafter, bald schwermüthiger Musik, von jeher in der pyrenäischen Halbinsel heimisch, in den Tagen der Väter die herausfordernde Sarabande, heut zu Tage der Fandango und Bolero, wobei das Lascive und Wollüstige durch graciöse Bewegungen und Geberdenspiele gezügelt erscheint. Auch die Lust an Volksfesten und Volksspielen, die dem Südländer so tief innewohnt, die Hof- und Kirchenfeste mit Pomp und allegorischen Aufzügen, das anmuthige, von den Mauren ererbte Ringstechen oder Rohrspiel, selbst die düstern Autos da Fé der Inquisition und die Stierkämpfe, so wenig diese auch mit einer geistigen Erhebung und Seelenreinigung, wie sie die tragische Kunst bezweckt, gemein haben mochten, dienten der dramatischen Poesie und hielten das Interesse für Schauspielwesen lebendig.

4. Das neuburgundische Reich nebst Lothringen und Elsaß.

Philipp der Kühne 1363—1404. §. 518. **Philipp der Kühne** vereinigte mit dem von seinem Vater Johann von Frankreich (§. 495) als erbliches Lehn überkommenen **Herzogthum Burgund** (Bourgogne, mit Dijon, Autun und anderen Städten) durch Heirath die früher dem **deutschen Reiche** zugehörige **burgundische Freigrafschaft** (Franche Comté) und die reichen **flandrischen** Provinzen nebst Artois, Mecheln, Antwerpen u. a., das schöne Erbe seiner Gemahlin Margaretha von Flandern. Sein Sohn **Johann der Unerschrockene** und sein Enkel **Philipp der Gute** dehnten ihre Besitzungen noch über die übrigen **niederländischen** Staaten aus, die bisher verschiedenen Herzögen, Grafen und geistlichen und weltlichen Herren unter der Oberlehnsherrlichkeit der deutschen Kaiser gehorcht hatten, indem sie durch Erbschaft, Kauf oder Waffengewalt Holland, Friesland, Seeland, Hennegau, Brabant, Namur, Luxemburg, Limburg u. a. L. in ihre Gewalt brachten und dadurch ein Reich gründeten, das an Bildung, Kunstsinn, Gewerbfleiß und Wohlstand mit Italien wetteifern konnte.

Johann der Unerschrockene 1404—19. Philipp der Gute 1419—67.

Die durch Industrie (Brabanter Spitzen) und Handel wohlhäbigen und durch die große Zahl von Fabrikarbeitern stark bevölkerten Städte **Gent**, **Brüssel**, **Antwerpen**, **Brügge**, **Löwen** u. a. besaßen hohe Privilegien, freie Verfassungen und eine streitbare, in den Waffen geübte Bürgermacht, mit der sie jede Störung ihres Handels und Fabrikwesens, wie jeden Eingriff in ihre Rechte abzuwehren bereit waren. Zur Zeit der französisch-englischen Kriege (§. 497) entriß der reiche Brauer Jacob von **Artevelde** mit Dienst-

leuten und Miethlingen dem Grafen von Flandern die Herrschaft über seine Vaterstadt Gent und leitete neun Jahre lang unter englischem Schutz das daselbst begründete republikanische Gemeinwesen, bis er durch einen gegnerischen Wollfabrikanten gestürzt und ermordet wurde. — Steuern konnten nur mit Bewilligung der Stände aufgelegt werden, das Ge- 1345.
richtswesen wurde in jeder Provinz oder Stadt nach einheimischem Rechte und eigenen Gesetzen geübt. Die Aufrechthaltung dieser Rechte und Gesetze mußte jeder Herzog beim Antritt seiner Regierung beschwören (joyeuse entrée).

Der einsichtsvolle Philipp der Gute war einer der reichsten und mächtigsten Fürsten seiner Zeit. Er umgab sich mit einem durch Pracht und gesellige Bildung weithin strahlenden Hofe, bildete den niederländischen Adel durch Waffenübungen und Höflichkeitsregeln zu einem glänzenden, an Gewandtheit und feinem Benehmen hervorragenden Ritterstand und zog die edlen Geschlechter durch Verleihung des Ordens vom goldenen Vließ, nach dem 1430.
Vorbilde der Argonauten gestiftet, und durch andere Auszeichnungen an sich. Nirgends gab es glänzendere Feste und Turniere als in Flandern und Brabant. Zugleich war er wohlwollend und freundlich gegen den Bürger, dessen Liebe er sich durch volksthümliche Manieren zu gewinnen und zu erhalten wußte. Unter ihm wurde von seinem Oheim Anton die Universität Löwen gegründet.

§. 519. Philipps Sohn **Karl der Kühne** brachte noch Geldern und Karl
Zütphen durch Kauf an sich und trieb den Glanz des ritterlichen Hofes in der Kühne 1467—77.
Burgundien auf die Spitze. Er war ein Mann voll Kraft, Tapferkeit und Kriegsmuth und besaß Anlagen zu hoher und edler Denkungsart und zu wahrer Heldengröße, aber Herrschgierde, Ruhmsucht und wilde Leidenschaftlichkeit verdrängten die bessern Regungen und machten ihn zu einem unbesonnenen, übermüthigen und harten Fürsten. — Karls Bestreben war auf die Erweiterung seines schönen, von Holland bis zu den Alpen reichenden Herzogthums zu einem austrasischen (gallisch-belgischen) Königreiche mit dem Rhein als Ostgrenze gerichtet. Nachdem er das aufständische Lüttich zur Unterwerfung gebracht, 1468.
die Stadt verbrannt, die Einwohner gemordet hatte (§. 499), trat er mit Kaiser Friedrich III. in Unterhandlung, um aus dessen Händen die burgundische Königskrone zu erhalten, ihm als Gegengabe die Vermählung seiner einzigen Tochter und Erbin Maria mit dessen Sohn Maximilian in Aussicht stellend. Auf einer feierlichen Zusammenkunft in Trier sollte die Ver- 1473.
einbarung zum Abschluß kommen, als Friedrich, gereizt durch den Uebermuth und die Hoffahrt des Herzogs, der durch seine Pracht das kaiserliche Hoflager weit überstrahlte und die übertriebensten Forderungen machte, am Tage vor der verabredeten Krönungsfeier plötzlich auf einem Moselschiff die Stadt verließ. Nun trat Karl mit dem den Habsburgern feindlich gesinnten Pfälzer Kurhause in Verbindung. Er folgte der Einladung des von Bürgerschaft und Kapitel vertriebenen, verschwenderischen und herrschsüchtigen Erzbischofs Ruprecht von Köln, ihm zur Wiedereroberung seines Bisthums behülflich zu sein, in der Hoffnung, Schirmvogt des Erzstifts zu werden und dadurch die Städte am Rhein in seine Gewalt zu bringen. Aber der tapfere Widerstand der Bürger von Neuß, die mehrere Monate lang heldenmüthig allen Angriffen und Stürmen des mächtigen 1474—75.
Herzogs Trotz boten, bis endlich ein Reichsheer unter dem kaiserlichen Oberfeldherrn Albrecht von Brandenburg Erlösung brachte, vereitelte diesen Plan

und nöthigte ihn zum Abzug. Doch erlangte er von dem schwachen Kaiser
1475. einen günstigen Frieden. — Kurz vorher hatte Herzog Sigismund von Oesterreich, um die Kosten eines unglücklichen Kriegs wider die Eidgenossen, die ihm Thurgau entrissen, zu bestreiten, die habsburgischen Besitzungen (Vorlande) im Elsaß, Sundgau und Breisgau, nebst den Städten am Oberrhein, Breisach, Rheinfelden, Waldshut u. a., an Karl den Kühnen verpfändet, der einen ungerechten Landvogt, den Ritter Peter von Hagenbach, darüber setzte. Ein eifriger Anhänger des burgundischen Hofes, suchte Hagenbach die Pfandschaften dem Herzog zu eigen zu machen und insbesondere Mühlhausen und andere Reichsstädte zur Huldigung und Anerkennung der Hoheit Burgunds zu bringen. Da vermittelte der staatskluge Ludwig XI. von Frankreich (§. 499), welcher die wachsende Größe des Nachbarn mit Neid und Besorgniß betrachtete und, seitdem ihn Karl in Verbindung mit mehreren unzufriedenen französischen Großen im Felde überwunden und zu einem nachtheiligen Frieden gezwungen, mehr auf Falschheit, Arglist und Treulosigkeit, als auf das wechselvolle Glück der Waffen vertraute, zwischen Habsburg und den Eidgenossen die „ewige Rich-
1474. tung" (Frieden) und verschaffte dem Herzog von Oesterreich das Geld zur Einlösung der verpfändeten Länder. Da nun aber Karl mit der Zurückgabe zauderte, vertrieben die gedrückten Elsässer die burgundische Besatzung, ließen den durch einen treulosen Hauptmann verrathenen und durch ein besonderes Gericht ver-
1474. urtheilten Vogt, auf den die Volkssage alle Laster und Gewaltthätigkeiten eines Tyrannen gehäuft hat, in Breisach hinrichten und schlossen, als der ergrimmte Karl gegen sie auszog, mit dem Herzog von Lothringen und den Eidgenossen unter Frankreichs Vermittelung ein Bündniß. Nun bemächtigte sich Karl Lothringens, nach dessen Besitz ihn schon lange gelüstet und dessen Hauptstadt Nancy er zu seinem Herrschersitz zu machen gedachte, und zog dann mit einem stattlichen, mit vortrefflichem Geschütz versehenen und aufs Reichste geschmückten Heer von Reisigen über den Jura gegen die Schweizer. Das Schicksal der tapfern Besatzung von Granson, die der Sieger theils aufknüpfen, theils im Neuenburger See ertränken ließ, spornte die Eidgenossen zur Rache. In der **Schlacht von Granson** brachte ihr um die Hälfte schwächeres Heer den
1476. Burgundern eine so vollständige Niederlage bei, daß die Ueberlebenden in wilder Flucht sich zerstreuten und die treffliche Artillerie, so wie das prächtige, mit kostbaren Stoffen, Gewändern, Gold, Silber und Edelsteinen gefüllte Lager in die Hände der mit dem Werthe unbekannten Feinde gerieth. Wüthend über die Schmach, rüstete Karl mit solchem Eifer, daß er wenige Monate nachher ein neues mächtiges Heer gegen die Eidgenossen führen konnte. Allein die
1476. **Schlacht von Murten** hatte einen ähnlichen Ausgang; abermals bereicherten sich die Sieger mit unermeßlicher Beute, und Bern entriß dem mit Burgund verbündeten Savoyischen Regentenhause das Waadtland. Das Unglück verwirrte Karls Geist; in blinder Wuth und nur auf Rache sinnend, verwarf er jede Vermittelung und zog, als der Herzog von Lothringen mit Hülfe der Eidgenossen sich wieder seines Reichs bemächtigt hatte, zum drittenmal gegen den
1477. kampfgeübten Feind. Aber im Januar erlitt sein Heer auf den eisigen Feldern von Nancy die dritte schreckliche Niederlage theils durch das tapfere Schwert der Schweizer, Elsässer und Lothringer, theils durch den Verrath seines italieni-

schen Rottenführers. Er selbst wurde auf der Flucht in einem zugefrornen Sumpfe erschlagen. Erst nach langem Suchen entdeckte man den Leichnam des stolzen Herzogs, entstellt von Frost und Wunden.

§. 520. Nunmehr riß Ludwig XI. das eigentliche **Herzogthum Burgund** (Bourgogne) als erledigtes Lehn der französischen Krone an sich und trachtete auch nach dem Besitz der übrigen Länder. Da vermählte sich Karls Tochter **Maria** mit dem ritterlichen, ihr schon von ihrem Vater als Bräutigam zugedachten **Maximilian** von Oesterreich, durch dessen kampfgeübtes Schwert die Franzosen in der blutigen **Schlacht bei Guinegate** 1479.
überwunden und zur Verzichtleistung auf die übrigen Provinzen gezwungen wurden. Bald darauf starb die hochherzige **Maria** durch einen Sturz ihres 1482.
Pferdes auf der Falkenjagd. (Kühne Jagd war auch Maximilians Leidenschaft!) Jetzt erneuerte der französische König sein Ränkespiel, um die niederländischen Städte gegen Maximilian, der zum Vormund seines unmündigen Sohnes **Philipp** bestellt war, aufzustiften. Seit den blutigen Niederlagen der burgundischen Ritterschaft war die Macht der Städte und Bürgerschaften gewachsen und nun gedachten sie, die Gunst der Umstände zur Erwerbung ihrer nationalen Selbständigkeit zu benutzen. Gent fiel von dem Habsburger ab und fand 1483.
Unterstützung bei der Hoek'schen Partei in Holland (§. 462); die Zünfte von Brügge hielten ihn eine Zeit lang gefangen, Brabant schwankte; aber dennoch brachte Maximilian durch seine Entschlossenheit und Tapferkeit die sämmtlichen Niederlande, deren Wohlfahrt und Handelsthätigkeit unter dem Parteitreiben großen Schaden nahm, zur Anerkennung seiner vormundschaftlichen Rechte. Auch in **Holland**, wo die Anarchie und Parteiung am tiefsten wurzelte, fügte man sich endlich dem Regimente der Habsburger. In dem Kriege, den zu Anfang des nächsten Jahrhunderts die durch die **heilige Liga** (§. 503) verbündeten 1511–14.
Herrscher wider Frankreich führten, erlitten die Franzosen durch Maximilian und König Heinrich VIII. von England in der **zweiten Schlacht bei Guinegate** eine schmachvolle Niederlage. Statt die Schwerter zum Kampf zu gebrauchen, bedienten sich die Ritter der Sporen zur Flucht, daher der Witz der Spötter das Treffen als die „**Sporenschlacht**" bezeichnete. Wer nicht fliehen wollte, gerieth, wie Bayard, in Kriegsgefangenschaft. — Philipps Sohn Karl (V.), den ihm die spanische **Johanna** gab (§. 517) und der im Anfang des Jahrhunderts zu **Gent** geboren ward, erbte mit der Zeit, da der 1500.
Vater frühe starb, alle Länder seiner Eltern und Großeltern. Doch hing sein Herz an den burgundischen Erbstaaten und besonders an den reichen, gebildeten und regsamen **Niederlanden**, die er durch Beifügung von **Friesland**, **Gröningen**, **Ober-Yssel** und **Utrecht** und durch Eroberung des empörten **Geldern** zu einem Ganzen vereinigte. Allein diese Vereinigung war nur eine äußerliche; sie standen unter Einem Oberhaupte, hatten aber alle ihre besonderen Rechte und Verfassungen, waren an Sitten, Cultur, Lebensweise und Anlagen verschieden und durch Nachbarhaß und Provinzialeifersucht getrennt. Nur die Liebe zur Freiheit und die Anhänglichkeit an die herkömmlichen Einrichtungen und Institute war bei allen gleich. Darum schonte Karl ihre Nationalrechte, so sehr er auch Gleichförmigkeit in der Verfassung und im Gerichts-

Philipp (der Schöne) † 1506.

wesen und Erhöhung der Fürstenmacht anstrebte, eine Gleichförmigkeit, die er auch bei Vereinigung sämmtlicher Niederlande zu einem Kreise des deutschen Reichs bezweckt zu haben scheint. Die rücksichtslosen Neuerungen seines Sohnes Philipp II. führten den Abfall herbei.

§. 520 b. Lothringen. Seit dem Theilungsvertrag von Mersen (§. 325) bildeten die Höhenzüge des Argonnerwaldes und der Vogesen die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland. Lothringen und Elsaß gehörten zum deutschen Reich. Aber so oft im Osten des Rheines Spaltung und Verwirrung herrschte, suchten die fränkischen Herrscher ihre Besitzungen nach dem deutschen Strome auszudehnen. Wir wissen (§. 349), daß schon Otto II. dem Adler auf der Kaiserpfalz zu Aachen die rechte Richtung geben und den König Lothar von Frankreich durch einen Feldzug nach dem Montmartre vor Paris von ungerechten Eroberungsgelüsten abschrecken mußte. Otto's II. Oheim Bruno von Köln, den sein kaiserlicher Bruder zum Erzherzog von Lothringen eingesetzt (§. 346), hatte das Land in zwei Herzogthümer getheilt, in Oberlothringen zwischen Rhein und Mosel bis zur Maas, und in Niederlothringen zwischen Rhein, Maas und Schelde. In beiden übten die deutschen Kaiser die Hoheitsrechte wie in den andern Bestandtheilen des Reichs, und selbst der mächtige Gottfried der Bärtige mußte sich dem deutschen Kaiser Heinrich III. unterwerfen (§. 355). Auch die Herzöge von Brabant, welche allmählich die wichtigsten Territorien von Niederlothringen in ihre Hand brachten, standen zu dem Reich in Lehnsverband und Vasallität, ein Verhältniß, in welches dem Rechte nach auch ihre Erben, die burgundischen Herzöge, eintraten, wenn gleich das gesunkene deutsche Kaiserthum nicht mehr die Macht besaß, diesem Rechte eine praktische Anwendung zu geben. Die großen geistlichen Territorien Trier, Metz, Tull (Toul) und Verden (Verdun) waren von dem herzoglichen Feudalverbande gelöst und gingen nur von dem Kaiser zu Lehn. — Ober-
Gerhard H. v. Oberlothringen † 1070. lothringen kam durch denselben Kaiser Heinrich III. im J. 1048 an den Grafen Gerhard vom Elsaß, der als der Stammvater der ganzen lothringischen Dynastie angesehen wird. Es war ein kriegerisches, zu Handlungen der Willkür und Leidenschaft geneigtes Geschlecht, von welchem die geschichtlichen Annalen viele Fehden und Gewaltthaten zu berichten hatten, bald mit den geistlichen Herren von Trier, Toul und Metz, bald mit den Grafen von Bar, von Bitsch, von Vaudemont und anderen Feudalherren. In alle Kriege und Unternehmungen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts waren die beweglichen Dynasten von Nanzig (Nancy) verflochten, bald unter der Fahne der Kaiser, bald in den Reihen ihrer Gegner; an den Kreuzzügen nach dem syrischen Lande und nach der Ostseeküste nahmen sie regen Antheil, denn mit dem rauhen kriegerischen Sinn verbanden viele von ihnen kirchliche Frömmigkeit
Theob. II. 1304—12. und religiöse Hingebung. Herzog Theobald II., ein Abkömmling Gerhards in der siebenten Geschlechtsfolge, setzte im J. 1306 auf einem Landtage fest, daß in Ermangelung männlicher
Friedr. IV. 1312—28. Nachkommenschaft auch die weibliche Linie erbberechtigt sein sollte. Sein Sohn Friedrich IV. theilte in dem Streite Ludwigs des Bayern gegen Friedrich von Oesterreich des letzteren Niederlage und Gefangenschaft (§. 457). Auch an den französisch-englischen Kriegen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts nahmen die lothringer Herzöge thätigen Antheil:
Rudolf 1328—46. Theobalds Enkel Rudolf fiel auf dem Schlachtfeld von Crecy (1346); und dessen Sohn
Johann I. 1346—90. Johann, ein fehdelustiger Herr, verbrachte sein ganzes Leben unter den Waffen gegen England; in den Schlachten bei Poitiers (1356) und bei Aurai in Bretagne (1364) kämpfte er in den vordersten Reihen und wurde zweimal in Kriegsgefangenschaft geschleppt.
Karl I. der Kühne 1391—1431. Sein Sohn Karl erbte den kriegerischen Geist des Vaters und die Abenteuerlust seines Geschlechts, so daß er sich den Beinamen „der Kühne" erwarb. Nicht nur, daß er die wider ihn vereinigten Fürsten von Luxemburg, Bar, Jülich, Berg, Nassau bei Nanzig besiegte; bis nach Tunis und gegen die Litthauer an der Ostsee führte ihn seine thatendürstende Seele. In der schweren Zeit, als Heinrich V. von Lancaster den Krieg wider Frankreich erneuerte und das bedrängte Königreich durch die Jungfrau von Orleans gerettet ward (§. 498), war Herzog Karl Connetable von Frankreich. Denn während dieser Kriege war das herzogliche Haus von Lothringen mehr und mehr in die Interessen des westlichen Nachbarstaats hineingezogen worden, wenn gleich das Lehnsverhältniß zu Kaiser und

Reich noch fortbestand und Land und Volk an der deutschen Art und Sprache unverrückt festhielt. Selbst die Jungfrau von Orleans, die auf der Grenze von Lothringen und Champagne ihre Jugend verbrachte, wurde durch ihre himmlischen Stimmen aufgefordert, „nach Frankreich“ zu ziehen; und wie viel auch seit mehr als drei Jahrhunderten gearbeitet worden ist, um Lothringen französisch zu machen, die Bewohner der Moselgegenden haben ihre deutsche Abstammung und Sprache nie verleugnen oder vergessen können, und bei den meisten Ortsnamen im Mosel- und Saargebiet lassen sich unter der fremden Wandlung noch der deutsche Ursprung, noch die deutschen Laute erkennen. Ein neues Band wurde zwischen Frankreich und Lothringen geknüpft, als Herzog Karl bei seinem Ableben am 25. Januar 1431 seine an **Renatus** (René) von **Anjou**, Titularkönig von Neapel, vermählte Tochter Isabella zu seiner Nachfolgerin bestimmte. Aber die Ansprüche des gefeierten Sängerkönigs René, eines Verwandten des französischen Königshauses, auf das Herzogthum Lothringen, das er mit seinen übrigen Besitzungen Bar, Pontamousson und Guise zu vereinigen gedachte, wurden ihm streitig gemacht durch Anton von **Vaudemont**, Karls Neffen, welcher die weibliche Erbfolge nicht anerkennen wollte. René selbst kam nie in den ruhigen Besitz von Lothringen, obwohl Kaiser Sigismund Isabella's Rechte anerkannte und den Gemahl mit ihrem Erblande belehnte. Nach einem wechselvollen Krieg, in welchem er von seinem Gegner geschlagen und gefangen ward (1431), wurde eine Uebereinkunft vereinbart, kraft deren Antons Sohn **Friedrich von Vaudemont** mit Jolanta, der Tochter René's und Isabella's, ein Ehebündniß schloß (1444) und dadurch die Ansprüche auf Lothringen an sein Haus brachte. Zwar führte noch nach René's freiwilligem Rücktritt sein Sohn **Johann** von Calabrien und sein Enkel Nicolaus den Titel eines Herzogs von Lothringen fort; da aber der letztere ohne Nachkommen aus der Welt ging, so trat noch während des alten Königs René Lebzeiten sein Enkel **Renatus** II., Friedrichs und Jolanta's Sohn, in das Erbe ein, und als endlich der hochbetagte Herr im J. 1480 sein wechselvolles Leben schloß und mit ihm das Haus Anjou erlosch, kamen auch alle übrigen Besitzungen des Geschlechts an Renatus. Es war dies derselbe Herzog, dem der Burgunder Karl der Kühne das Land entrissen hatte, um es mit seinem austrasischen Herzogthum oder Königreich zu verbinden. Aber die Schlacht auf dem Schneefelde vor Nancy vereitelte seine Pläne. Mit Hülfe der Schweizer und Elsässer bestieg nunmehr René II. den herzoglichen Thron von Lothringen, ohne in dem Besitze weiter gestört zu werden. Mit ihm gelangte das Haus Vaudemont zur Herrschaft, und es begann für die Geschichte des Herzogthums eine neue Periode. Renatus II. regierte nach dem Falle seines Gegners und der Wiedereroberung von Nancy noch über vierzig Jahre und war ein reicher und mächtiger Fürst. Denn mit seinem mütterlichen Erblande Lothringen, Bar, Pontamousson und Guise verband er die vom Vater überkommenen Herrschaften Vaudemont, Joinville, Aumale, Mayenne und Elboeuf und führte auch noch die Ansprüche des Hauses Anjou auf Neapel und Sicilien fort. Bei seinem Tode im J. 1508 gingen die Besitzungen des Hauses wieder auseinander: sein ältester Sohn **Anton** „der Gute“ folgte dem Vater in Lothringen, Pontamousson, Vaudemont, Joinville, indeß sein jüngerer Sohn Claudius eine ausgebreitete, in der französischen Geschichte viel genannte Nebenlinie stiftete, zu welcher die Herzoge von **Guise**, von Aumale, von Elboeuf und Harcourt gehörten, und die erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts (1751) mit dem Prinzen Lambesc erlosch. Herzog Anton theilte die der Reformation feindselige Gesinnung seiner Verwandten, der Guisen, und suchte die Ausbreitung der neuen Lehre in das Moselgebiet nach Kräften zu verhindern; auch bei Unterdrückung der aufständischen Bauern war er in hervorragender Weise thätig. Unter seiner Führung wurden die Insurgenten bei Zabern geschlagen und nach Ablieferung ihrer Waffen wider Treu und Glauben beim Abzug von den Soldknechten niedergehauen (§. 577). Nach der kurzen Regierung seines Sohnes **Franz** kam sein Enkel Karl II. (III.) an die Herrschaft, während dessen Minderjährigkeit Frankreich den ersten Raub an dem zerrissenen deutschen Reich beging, indem König Heinrich II. die deutschen Religionskriege benutzte, um die Bisthümer Metz, Toul und Verdun an sich zu reißen. Wir werden dieser Begebenheit an einer andern Stelle gedenken. Von der Zeit an war das ganze Trachten des französischen Königthums nach der Erwerbung der nördlichen und östlichen Landestheile

René von Anjou 1431–80.

Isabella † 1453.

Friedrich von Vaudemont † 1472.

Johann † 1470.

Nicolaus † 1473.

René II. von Vaudemont † 1508.

Anton der Gute 1508–44.

Franz 1544–45.

Karl II. 1545–1608.

gerichtet; die Grenze sollte von dem Argonnerwalde und den Vogesen nach dem Rhein verlegt werden. Dies war fortan das Hauptziel der französischen Politik.

§. 520c. **Elsaß.** Diese Politik sollte noch früher als in Lothringen in dem Lande zum Ziel kommen, das nie zu einem eigenen Herzogthum sich zu entwickeln im Stande war, sondern während des ganzen Mittelalters, in eine Menge von geistlichen und weltlichen Territorien zerspalten, jeder einheitlichen Staatsorganisation entbehrte — im Elsaß (Alsatia). Denn das mächtige Geschlecht der Etichonen, auf welches so viele fromme Stiftungen zurückweisen und von dem die Habsburger abstammen sollen, vermochte während der Frankenzeit nur verschiedene Grafenämter in seiner Hand zu vereinigen, ohne zu einer dynastischen Vorherrschaft sich empor arbeiten zu können. Seit dem erwähnten Vertrag von Mersen gehörte das Land, sowohl der Nordgau (Nieder-Elsaß) als der Sundgau (Ober-Elsaß) zu dem Theile des Frankenreichs, den Ludwig der Deutsche und seine Nachfolger beherrschten. Die allemannische Bevölkerung des fruchtbaren, weinreichen Landes, welche die keltisch-romanischen Volksreste gänzlich in sich aufgenommen oder verdrängt hatte, blieb daher in der innigsten Verbindung mit ihren rechtsrheinischen Stammesgenossen und bewahrte die Sprache, die Natur und Volkseigenthümlichkeiten der übrigen Allemannen in den Thalungen des Schwarzwaldes, in Schwaben und in dem nordöstlichen Alpenlande, wenn auch die Gewalt und Hoheitsrechte der Herzöge von Allemannien über die zahlreichen kleinen Territorialherrschaften zwischen Rhein und Vogesen nur von geringer Macht und Geltung gewesen sein mögen. Die particularistischen Sonderinteressen fanden daher im Elsaß den günstigsten Boden zur freien, ungebundenen Entwickelung. Nicht nur daß die Bisthümer Straßburg und Basel ihre Besitzungen fort und fort mehrten und eine große Anzahl von Abteien, Klöstern und geistlichen Stiftungen aller Art unter dem Schutze der Kirche eine von der weltlichen Herrschaft fast unabhängige Stellung sich erwarben; auch die Grafen und Herren bewahrten ihre Reichsunmittelbarkeit, und die Städte, die sich allmählich in dem reichen, für Handel und Verkehr so günstig gelegenen Rheinlande, zum Theil auf alten Römerorten erhoben, erlangten frühzeitig die Rechte und Stellung freier Reichsstädte und wußten sich von der Landeshoheit der benachbarten Dynasten und Feudalherren unabhängig zu halten. So Straßburg, wo das bischöfliche Regiment und Gericht bald an einen freigewählten Stadtrath überging; so Hagenau, Schlettstadt, Colmar, Kaisersberg, Münster im Gregorienthal, Türkheim, Weißenburg u. a. m. Die deutsch-römischen Kaiser förderten gerne die Macht der Bischöfe und der Städte, die ihnen im Kampfe gegen den trotzigen Reichsadel treu zur Seite standen. Schon Kaiser Heinrich II. hatte an Bischof Werner von Straßburg und seinem Bruder Ratbod tapfere und ergebene Bundesgenossen. Dafür hielt denn auch der Elsaß stets fest an Kaiser und Reich in aller Noth und Anfechtung. Zur Zeit der Hohenstaufen, welche als Herzöge von Schwaben auch den Elsaß zu ihren Stammländern zählten, und die reichsstädtischen Freiheiten besonders begünstigten und mehrten, entstanden durch Vereinigung mehrerer Besitzungen und Territorialherrschaften, Vogteien und Grafenrechte in Einem Hause die beiden Landgrafschaften Ober- und Nieder-Elsaß. Dort kamen die Nachkommen der Etichonen, welche sich seit dem zwölften Jahrhundert nach der von Bischof Werner im Aargau erbauten Stammburg Grafen von Habsburg nannten, zu so ausgedehnten Besitzungen, besonders als
Albrecht der Reiche 1180—99. die Erbtochter die Grafschaft Pfirt ihnen zubrachte, daß Albrecht der Reiche, ein Zeitgenosse Friedrich Barbarossa's, sich den Titel Landgraf von Elsaß beilegen konnte. Auch seine nächsten Nachkommen verfolgten die Hauspolitik einer planmäßig fortschreitenden Herrschaft im Oberelsaß, wobei sie durch die große Fehde des Bischofs Walter von Geroldseck und des Adels wider Straßburg und andere Stadtgemeinden begünstigt wurden, bis nach der Erhebung Rudolfs auf den deutschen Königsthron die Erbbesitzungen der Habsburger im Elsaß und in der Schweiz hinter den größeren Entwürfen und Zielen der Familie zurücktraten, wie viel auch die Elsässer zum Siege auf dem Marchfelde mitgewirkt hatten. Zehn Jahre vor Rudolfs Königswahl hatten die Straßburger den Sieg bei Husbergen davongetragen (§. 445), in welchem des Bischofs Bruder und Oheim nebst siebenzig Rittern aus den besten Geschlechtern auf der Wahlstatt geblieben. Als geschlossenes Gebiet vererbte nun Oberelsaß in dem Hause Oesterreich fort, an der Ritter- und Minnedichtung des befreundeten Wiener Hofes lebhaft sich betheiligend, und fiel bei den vielfachen Theilungen

dieses Geschlechts im vierzehnten Jahrhundert bald dem einen, bald dem andern Familien=
gliede zu, doch meistens mit andern Besitzungen verbunden, so daß die Landgrafen selten
einen längeren oder ständigen Sitz im Elsaß hatten, daher auch keine fürstliche Hauptstadt
sich entwickeln konnte. Aber alle Particularherrschaften hielten fest zu Kaiser und Reich;
und wenn dieses nicht die Kraft besaß, Ordnung und öffentliches Recht zu schirmen, so
trat die Selbsthülfe der verbündeten Städte ein. Bei der Achtserklärung Friedrichs II. Friedr. II. † 1439.
„mit der leeren Tasche" (§. 470) wurde auch Oberelsaß mit Krieg überzogen; doch wurde
nach der Aussöhnung das oberrheinische Land an Oesterreich zurückgegeben. Seit der Er=
werbung des Breisgaues mit Freiburg (1421) gewann Oberelsaß als Theil von Vorder=
österreich größeren Werth für die Gesammtmacht des Hauses; eine österreichische Landes=
regierung, die in **Ensisheim** ihren Sitz hatte, verwaltete beide Theile zugleich. Aber als
Friedrichs Sohn **Sigmund** von Tirol, anfangs unter der Vormundschaft seines Oheims
Albrecht VI., des Gründers der Universität Freiburg (1457), in den linksrheinischen Albrecht VI. † 1463.
Landen zur Herrschaft kam, wurde Elsaß von großen Unfällen heimgesucht. Jene wilden Sigmund
Soldknechte, die **Armagnaken** genannt, fielen sengend und brennend in das oberrheinische 1444.
Land ein und füllten Alles mit Raub, Brand und wilden Kriegsgräueln (§§. 466. 476). Der
selbstsüchtige Herrenstand, voran der gesinnungslose Hans von **Finstringen**, leistete aus
Haß gegen das städtische Bürgerthum den Kriegsbanden und ihren ritterlichen Führern
Vorschub und zeigte ihnen die Wege. Der Dauphin selbst, nachmals Ludwig XI., war ihr
Feldherr; und damals hörte man zum ersten Mal die Ansicht aussprechen, daß man die
Grenzen Frankreichs bis an den Rhein ausdehnen und dem Reiche die auf der linken Seite
des deutschen Stromes gelegenen Territorien entreißen müsse, eine Ansicht, welche den
nachgebornen Geschlechtern zum Dogma der politischen Orthodoxie geworden ist. Denn
schon bei Cäsar sei ja der Rhein als Grenzfluß Galliens bezeichnet. Ein zweites großes
Uebel war die (§. 519) erwähnte **Verpfändung** der österreichischen Besitzungen im
Elsaß, Sundgau, Breisgau u. a. O. um 80,000 Gulden an Herzog Karl von
Burgund mit ihren traurigen Folgen. Die Habsburger hatten für das entlegene Stamm=
land keine Liebe; es galt ihnen nur als Mittel zur Abhülfe ihrer Geldnoth. Auch als
durch die Vermittelung Frankreichs die Städte Straßburg und Basel dem Habsburger die
Summe vorschossen, um das verpfändete Land wieder einzulösen und der tragische Aus= 1474.
gang des Burgunders die rheinischen Städte vor seiner Rache sicher stellte, war die öster=
reichische Herrschaft für den Sundgau und Oberelsaß kein Glück. Bei dem Tode des
kinderlosen Sigmund fiel die Landgrafschaft Elsaß wieder an die Hauptlinie der Habsbur=
ger, bei der sie während des sechszehnten Jahrhunderts verblieb. Oftmals weilte Kaiser
Maximilian in den Mauern von Straßburg und gar manchmal unterstützten die oberrheini=
schen Reichsstädte den geldbedürftigen Herrn mit Beisteuern und Vorschüssen. Wurde aber
schon früher das linksrheinische Vorland stiefmütterlich behandelt, so stieg die Abneigung des
kaiserlichen Hauses noch mehr, als durch den Einfluß Straßburgs und Basels die evangelische
Lehre in Oberelsaß Wurzel schlug. Im dreißigjährigen Kriege von Kaiser Ferdinand II.
seinem jüngeren Bruder, Erzherzog Leopold, abgetreten (1625), schien das treue Volk einer
besseren Zukunft entgegenzugehen; aber bei dessen Tod (1632) fiel es wehrlos in die Hände
der Schweden, die es dann in die Gewalt der Franzosen lieferten. — Noch trauriger war
das Loos des **Nordgaues** oder **Niederelsaß**. War schon in dem österreichischen
Theil das Wegelagern und Faustrecht des Herrenstandes so sehr an der Tagesordnung, daß
nur durch die bewaffneten Städtebündnisse das Eigenthum geschützt, Handel und Verkehr
aufrecht erhalten werden konnten, so war in Niederelsaß, wo nicht einmal ein mächtigeres
Dynastengeschlecht wie das Habsburgische wenigstens in einigen Theilen Gesetz und Ordnung
zu handhaben vermochte, vollends jede obrigkeitliche Autorität unbekannt. Als das alte
landgräfliche Haus mit Gottfried II. erlosch, belehnte Kaiser Heinrich VI. den Grafen Gottfr. II.
Sigbert von Werth, einen Anverwandten des Verstorbenen, mit der Grafschaft Nieder= † 1180. Sigbert
elsaß. Sein Enkel Heinrich Sigbert wurde, als er in dem Streit der Stadt Straßburg von Werth
mit ihrem Bischof Walter von Geroldseck für den letzteren Partei nahm, in der Schlacht † 1228. Heinrich
bei **Husbergen** (§. 445) besiegt und gefangen, und erlangte erst durch seinen Uebertritt Sigbert † 1278.
auf die Seite der Bürger seine Freiheit wieder. Als mit Ulrich, welcher Ludwig den Ulrich von Werth
Bayer nach Italien begleitete und dort starb, die männliche Linie der Grafen von Werth † 1344.

erlosch, kam die Landgrafschaft Niederelsaß durch eine Erbtochter an die Grafen von Oettingen, welche dieselbe aber, weil sie ihnen zu fern lag, an den Bischof von Straßburg ver-
1358. kauften. Von der Zeit an war das geschichtliche Leben in Niederelsaß an die Stadt und das Bisthum Straßburg geknüpft; das weltliche Regiment zerbröckelte sich in eine Menge kleiner Feudalherrschaften, die durch Fehden und Willkürhandlungen einen anarchischen Zustand herbeiführten, worin Gesetz und Obrigkeit ohne Macht und Ansehen waren, und eine staatsrechtliche Vielgestaltigkeit sich entwickelte, die zum Erobern einlud und das Gebiet jedem Angreifenden wehrlos in die Hände lieferte. Ein Land, das durch die Fruchtbarkeit des Bodens, durch den Fleiß, die Bildung und die Regsamkeit seiner Bewohner schon sehr frühe eine hervorragende Stelle unter den deutschen Gauen behauptete, und wie das gesammte Allemannenvolk ein reges geistiges Leben zur Entfaltung brachte, krankte der niedere wie der obere Theil des Elsaß an dem schlimmen Gebrechen der Staatlosigkeit, an dem Mangel politischer Zucht und Ordnung, an dem wuchernden Unkraut vielgestaltiger Herrschaft ohne die nöthige Begrenzung der Eigenwilligkeit. Nur die Stadt **Straßburg**, die schon im zwölften Jahrhundert die reichsstädtischen Ehren und Rechte erhielt, nach Außen an den Kämpfen der Städter gegen den Herrenstand, nach Innen an dem Ringen der Zünfte wider die patrizischen Altbürger um den Mitbesitz an den Rathsstellen und am städtischen Regimente regen Antheil nahm, und in das reiche und vielgestaltige Leben des deutschen Städtewesens eintrat, bildete einen Stern erster Größe in der vaterländischen Geschichte. Sie war die Hüterin des heiligen Schatzes germanischer Art und Kunst, die emsige Haushälterin, welche die vielfachen Gaben und Lebensgestaltungen der deutschen Natur wahrte und mehrte und Anderen mittheilte, der fruchtbare Schooß, der das Cultur- und Geistesleben der Reformationszeit in sich aufnahm und vervielfältigt wieder in die sonnige Welt ausstrahlte.

5. Scandinavien und Schleswig-Holstein.

§. 521. **Einführung des Christenthums und deren Folgen.** Nachdem die verwegenen Seefahrten und Wanderungen der **Normannen** und **Dänen** (§§. 326, 335 ff.) in die Ferne aufgehört hatten, gelang es einzelnen unternehmenden Fürsten, sich über die andern Stammhäupter oder Gaufürsten (**Fylkenkönige**) zu erheben und durch Vereinigung der verschiedenen Völkerschaften (Fylken) ein **Königthum** zu gründen. In **Norwegen** geschah dies durch **Harald Schönhaar** (**Harfagar**, — 930), in **Dänemark** durch **Gorm den Alten** († 936) und in **Schweden** durch die **Ynglinger**. Aber nur mit großem Widerstreben beugten sich die streitbaren Normannenhäupter unter die Herrschaft eines **Oberkönigs**, der bisher als Gleicher neben ihnen gestanden, und viele Unzufriedene erneuerten die Wanderzüge zur See und suchten in der Fremde eine neue Heimath. Sie wollten lieber in entlegenen Ländern die von den Vätern ererbten Ordnungen bewahren, als einem Mächtigeren gehorchen. So **Rollo** (Rolf, Ganga-Rolf, nach der Taufe **Robert**), der sich
912. mit seinen kühnen Schaaren in der französischen **Normandie** niederließ (§. 329), indeß andere das ferne Island bevölkerten (§. 340). Darum besteht auch die mittelalterliche Geschichte Scandinaviens aus einer Reihe innerer Kämpfe der Großen gegen die Größten; denn bei der herrschenden Idee von Standesgleichheit unter den Häuptlingen glaubte jeder das Recht zu haben, die Krone so gut auf sein eigenes wie auf eines Andern Haupt zu setzen. Bei jeder Thronerledigung entstanden daher Parteikämpfe um die Krone, die gewöhnlich der Preis des Siegers ward, aber wenig Macht und Ansehen verlieh. Die heidnischen

Begriffe von einem König als Feldherr, Oberpriester und Richter dauerten auch in der christlichen Zeit noch fort. Oft wartete man die Erledigung nicht ab, sondern erhob das Schwert gegen den Herrscher selbst, um ihn aus dem Besitz des Throns zu treiben. Uneinigkeit in den Königsfamilien, Theilungen und der Mangel eines Erbfolgegesetzes erleichterten den widerspenstigen Großen ihre Unternehmungen. Die fortwährenden Kämpfe der Könige gegen die Stammhäupter der seefahrenden Normannen hinderten auch die rasche und durchgreifende Einführung des Christenthums in Scandinavien. Denn obschon bereits im neunten Jahrhundert durch Ansgar (§. 335) „den Apostel des Nordens" und durch britische Missionare (§. 330) das Evangelium in den drei Staaten verkündet worden und in Norwegen Hakon der Gute, in Dänemark Kanuts Großvater, **Harald** Blauzahn, und in Schweden **Olaf** Schooßkönig in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts sich dem Christenthum zuwandten, so rang doch der Odinscultus noch über ein Jahrhundert mit der Verehrung des gekreuzigten Weltheilands um die Herrschaft, und manche Bekenner des Evangeliums starben den Märtyrertod. Lange regierten christliche Könige über Völkerschaften und Stammhäupter, von denen die Einen Gott durch Jesum verehrten, die Andern vor den Altären ihrer Nationalgötter nach der Weise der Altvordern ihre Opfer schlachteten. Am frühsten erlangte das Christenthum den Sieg in Dänemark durch **Kanut** den Großen (§. 337); etwas später in Norwegen und Island, nachdem Olaf der Heilige (Harald Harfagar's Urenkel) mit Beharrlichkeit, List und Strenge die Christianisirung des Volks betrieben; in Schweden geschah dies aber erst in der Mitte des zwölften Jahrhunderts unter **Erich IX. dem Heiligen**, obschon hundert Jahre früher das Götzenbild von Upsala umgestürzt und eine christliche Kathedrale daselbst gegründet worden. Im nächsten Jahrhundert kam das Evangelium auch zu den Finnen, als mit der Eroberung zugleich die Bekehrung des Landes von den Schweden unternommen ward. Das finnische Volk (besonders die Karelen), bei denen es nur Herren und Sklaven gab, war noch halbwild, ohne Staatsverband und gesetzliche Ordnung; nur die Stammältesten hatten über die rohen und blutdürstigen Heiden einige Macht. Der erste Begriff von Freiheit und Menschenwürde kam ihnen durch das Christenthum, das überhaupt in den scandinavischen Reichen von den wohlthätigsten Wirkungen war. Die Benedictinermönche, die sich in dem von Bergen durchzogenen und von Strömen, Seen und Meeren zerrissenen Lande ansiedelten, legten nicht nur den Keim zur geistigen Ausbildung, sondern sie veredelten auch die Lebensweise und machten die Nation mit den Vortheilen der Civilisation bekannt. Sie führten die Schreibkunst ein und verdrängten die rohe, mangelhafte Runenschrift durch das lateinische Alphabet; sie beförderten den Ackerbau und pflanzten neue Getreidearten, sie bauten Mühlen, legten Bergwerke an und lenkten die Blicke des rauhen, nur auf Krieg und Seefahrt bedachten und von Viehzucht und Fischfang lebenden Volks auf die Künste des Friedens, auf Gewerbwesen und Landbau. Das Christenthum minderte die ungeheure Kluft, die bisher zwischen Freien und Unfreien bestanden, indem es das Gefühl der Menschenwürde und der Gleichheit vor Gott in Aller Brust pflanzte, und erleichterte das entsetzliche Loos der Sklaven durch die Aufnahme derselben in

die christliche Gemeinschaft. — Nur der heidnischen Poesie und den Sagen der Vorzeit waren die Mönche aus Religionseifer verderblich, und das innere Leben des fernen Isländers verlor durch das Christenthum, das ihm die heidnische Dichtung der Altvordern raubte, seinen frühern Reichthum.

Die Veränderung, die das Christenthum auf Island schuf, schildert Dahlmann in folgenden Worten: „Wenn der Winter die schläfrige Natur überfiel und in sein großes Leichentuch schnürte, welches nur von siedenden Wassersprudeln und flammenden Vulkanen durchbrochen ward; wenn die Gerichtshöfe schwiegen, der Bauer draußen wenig mehr zu wirthschaften fand, ging ihm bei der Heimkehr aus Sturm und Kälte in sein Feuerhaus neben den Seinen und dem überwinternden fremden Gastfreunde eine neue Welt der Erinnerung auf. Gewiß, dem Isländer ward von allen Söhnen des Nordens am meisten geraubt, als ihm seine Götter verleidet wurden. Er verlor Alles, worin er Meister war, seine alte Naturanschauung und mit ihr den bildlichen Grund aller seiner Wissenschaft, seine Lehre von der Schöpfung der Welt und ihrem Untergange, welcher wohl nur in diesem Lande des Frostes und der Gluthen sich so durchbilden konnte, wie er in Voluspa dasteht, verlor allen zusammengesparten Reichthum der Phantasie, welcher der Sohn seiner Armuth war und sein Trost für den Mangel an Kriegsfreude und Kriegsruhm, — um in der Lehre des Südens ein Schüler zu werden und zu bleiben. Denn er konnte weder ihre heilige Musik machen, noch ihre Bilder; seine hölzernen Gotteshäuser, oft so klein, daß die Hängematte des Reisenden, der darin übernachtet, mit dem einen Ende am Altargitter, mit dem andern am Kanzelpfeiler befestigt wird, erhoben sich nie zu Domen, und eine lebendige Theilnahme an der lateinisch redenden Wissenschaft war hier unmöglich. Blos die mit den Christen eingewanderte Kunst der Schrift durfte er als baaren Gewinn betrachten und wandte diese früh und eifrig auf seine Muttersprache an.“

§. 522. **Die mittelalterlichen Zustände Scandinaviens.** Bald trat in Scandinavien dieselbe Scheidung des Volks nach Ständen ein, wie im übrigen Europa, wenn gleich nur in einem der drei Reiche, in **Dänemark** durch Kanut den Großen, das **Feudalsystem** in einigen Ansätzen aus England eingeführt wurde. Eine Hofritterschaft, **Hauskerle** genannt, mit eigenen Rechten und eigener Gerichtsbarkeit, enthielt die Keime eines **Adels**, an den sich bald andere Elemente, insbesondere die zahlreichen Angehörigen des königlichen Hauses, so wie die Reichen und Mächtigeren aus den freien Gutsbesitzern anschlossen. Die **Edelleute** erwirkten sich **Steuerfreiheit** gegen die Verpflichtung, auf eigene Kosten als geharnischte **Reiter** im Heer zu dienen; andere, minder Mächtige entbehrten dieses Vorrechts, bewahrten aber ihre persönliche Freiheit durch die Vergünstigung, das Schwert führen zu dürfen, während einem großen Theil der Freibauern mit der Zeit die Waffen entzogen wurden. Dies hatte eine stete Verminderung ihrer Freiheiten zur Folge, so daß sie endlich dem rechtlosen Stande der **Hörigen** in andern Ländern nahe kamen, bis sie in allen drei Reichen durch die Einführung der **Reichstage**, bei denen, neben dem Adel und Klerus der alten **Herrentage**, auch die Vertreter der Städte und Bauernschaften Sitz und Stimme hatten, wieder Antheil am politischen Leben erhielten. Nur in Norwegen bewahrte der Bauernstand seine Freiheit; hier war der Lehnsadel blos ein Amts- oder Dienstadel ohne Erblichkeit. — Dem hohen Adel zunächst stand der **Klerus**, dessen Oberhäupter, die Erzbischöfe von **Upsala** für Schweden, von **Lund** für Dänemark (denn die südlichen Provinzen Schwedens, **Schonen**, **Halland** und **Blekingen**, gehörten das ganze Mittelalter hindurch den Dänen) und von **Drontheim** für Norwegen, den Königen an Macht beinahe gleich kamen und nicht selten den Anspruch erhoben, daß erst durch die kirchliche Krönung und Salbung die Königswürde ihre Weihe und Vollendung erhalte. Durch Vermächtnisse und Stiftungen, durch **Zehnten** und **Steuerfreiheit** (Immunität) gelangte die Kirche zu großen Reichthümern; durch eigene Gerichtsbarkeit (canonisches Recht) und durch eine unabhängige Stellung dem Throne gegenüber zu hoher Macht und Bedeutung. Die beiden Stände, Adel und Klerus, mußten bei der Schwäche des Thrones um so mächtiger werden, als ihnen hier nicht wie in Deutschland ein selbständiges Bürgerthum mit freiem Communalwesen und städtischer Miliz kräftig gegenüberstand. Denn die wenigen Städte, die das Land enthält, kamen erst später zu

einiger Blüthe und Bedeutung. Die Erzeugnisse der Kunst und des Gewerbfleißes lieferten die **Hansestädte**, die in den drei scandinavischen Reichen Niederlassungen besaßen, den ganzen Handel der Ostseeländer beherrschten und darum vielleicht auch die Gründung städtischer Gemeinwesen in den Nachbarstaaten aus Neid hinderten. — Dagegen gelangte die **Gesetzgebung** in den drei Reichen zu früher Ausbildung. Der **Landfriede** wurde schon dauernd begründet, als in Deutschland noch Wegelagern und Fehdewesen an der Tagesordnung waren; die **Gottesurtheile** wurden untersagt und **Erbgesetze** (z. B. daß der Tochter ein Drittheil von dem elterlichen Vermögen zufallen solle) legten frühzeitig den Grund zu einem geordneten Rechtszustand. Als **Gesetzgeber** zeichneten sich aus: in **Dänemark Waldemar** I. (dem der weise Absalon, Erzbischof von Lund und Bischof von Roeskild, zur Seite stand); in **Schweden Jarl Birger** und sein Sohn **Magnus Ladulås** (in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts) und in **Norwegen Magnus** VI., der **Gesetzverbesserer**.

§. 523. Die scandinavischen Reiche vor der Union von Calmar.

a) **Dänemark.** In Dänemark, das eine unglückliche Mischung von
Erb- und Wahlreich war, herrschten im zwölften und dreizehnten Jahrhundert
die Nachkommen von Kanuts Schwestersohn **Svend Estrithson.** Aber ihre
Herrschaft war durch blutige Gewaltthaten und heftige Leidenschaften entstellt.
Von den fünf Söhnen Svend Estrithsons, die durch ein merkwürdiges Geschick
nach einander den dänischen Königsthron bestiegen, fiel **Knud** „der Heilige" 1086.
durch den Zorn des eigenen Volkes, als er im Eifer für die Kirche Bedrückung
übte; **Erich** starb auf einer Kreuzfahrt im fernen Cypern, und als **Niels** 1103.
(Nicolaus) Svends fünfter Sohn den Herrscherstab führte, häufte sein Sohn
Magnus durch die Ermordung seines Vetters, des Knud „Laward", auf das 1131.
königliche Geschlecht eine Blutschuld, welche ihm selbst den Tod in der Feld-
schlacht durch Knuds Sohn Erich und dem Vater Niels ein gewaltsames Ende 1134.
durch die Bürger von Schleswig brachte. Aber auch **Erich** II. fiel durch 1137.
Meuchelmord und sein Sohn **Svend** wurde nach einer blutigen Frevelthat im
Schlosse zu Roeskild auf der Flucht von einem jütischen Bauer erschlagen. — 1157.
Mit seinem Nachfolger **Waldemar** I., dem Sohne des ermordeten Knud Waldemar I.
„Laward", beginnt die Zeit der Macht und Größe Dänemarks, welche unter 1157—82.
seinen Söhnen **Knud** (VI.) und Waldemar II., dem „Sieger", auf ihren Kanut I. 1182—
Höhepunkt geführt ward. Angespornt von dem Unternehmungsgeiste und ge- 1202.
leitet von dem Rathe des klugen und kraftvollen **Absalon** (Axel), Erzbischofs
von Lund, „des Wiedererweckers und Bannerträgers eines kühnen vaterländi-
schen Selbstgefühls", unterwarfen Waldemar und Kanut Holstein, Rügen, Pom-
mern, Mecklenburg und andere Küstenländer und Inseln der Ostsee ihrem
Scepter und warfen die Lehnshoheit des deutschen Reiches über Dänemark ab.
Die Verwirrung und Zerrissenheit Deutschlands während der Bürgerkriege der
Welfen und Hohenstaufen (§§. 388. 392.) war ihren Unternehmungen förder-
lich. „Denn fast zu allen Zeiten hat sich die Größe Deutschlands und Däne-
marks schlecht zusammen vertragen; die Macht und das Glück des Einen ist
meist Hand in Hand gegangen mit der Schwäche und Zerrissenheit des Andern".
Im Bunde mit König Otto IV. setzte Kanut über die Eider, unterwarf nach
dem Sieg bei **Stilnow** über Graf Adolf III. von Schauenburg das nord- 1201.
elbingische Land und nöthigte die Städte Hamburg, Ratzeburg, Gadebusch und
selbst das meerbeherrschende Lübeck zur Unterwerfung und zur Anerkennung der

dänischen Herrschaft. Der Graf zog sich in sein Stammschloß auf dem Nesselberg an der Weser zurück, wo er den Rest seiner Tage in Dunkelheit verbrachte.
Waldemar II. 1202–41. Die Eroberungen des Vaters und Bruders setzte **Waldemar** II., der Sieger, mit solchem Erfolge fort, daß er endlich alle slavischen Länder am südlichen und östlichen Ufer des baltischen Meeres von Holstein bis nach Esthland (also Lauenburg, Mecklenburg, Pommern, einen Theil von Preußen, den Küstenstreif von Kurland, Livland und Esthland) mit seinen übrigen Staaten vereinigte und sich König der Dänen und Slaven und Herr von Nordelbingien (Schleswig-Holstein) nennen konnte. Der Kriegszug wider die heidnischen Liven und Esthen wurde von der Christenheit als Kreuzzug ange-
1219. sehen, daher auch der von den Dänen bei Reval erfochtene Sieg für einen Sieg der Kirche galt, den die letztere durch die Legende von der heiligen, dem Himmel entfallenen Dänenfahne, Danebrog, die fortan das Reichsbanner blieb, verherrlichte. Waldemars Wort galt vom finnischen Meerbusen bis nach Stade. Auf seine Veranlassung hatte der dänische Lehnsfürst Jaromar von
1209. Rügen die Stadt Stralsund gegründet, ein Bollwerk zu Schutz und Trutz gegen Deutschland, und bereits gedachte der König durch ein neues Gesetzbuch die eroberten Länder fester an Dänemark zu knüpfen. Allein seine Härte erzeugte Haß und Erbitterung, so daß, als er auf einer Jagd in die Gewalt
Mai 1223. des tiefgekränkten Grafen Heinrich von Schwerin gerieth, und dieser ihn nebst seinem Sohn, dem jungen König, über zwei Jahre auf dem festen Schloß Danneberg im Lüneburgischen in Haft hielt, alle lehnspflichtigen Fürsten von ihm abfielen. Zwar versuchte Waldemar nach seiner Befreiung, die er nur gegen Entsagung seiner Lehnsherrlichkeit über Holstein und die slavischen Länder und nach Entrichtung eines großen Lösegeldes erhielt, die Wiedereroberung der abgetretenen Länder; aber schnell vereinigten sich die bedrohten Fürsten und Städte
22. Juli 1227. wider den wortbrüchigen König und behaupteten durch den Sieg von Bornhövede bei Kiel ihre Unabhängigkeit. Holstein, Mecklenburg, Pommern u. a. Länder kehrten zu ihrem früheren Zustand unter kaiserlicher Oberhoheit zurück. Hamburg und Lübeck erhoben sich zu einem sichern Anfang von Reichsfreiheit, und die Bauernrepublik der Dithmarschen (§. 389) erlangte wieder ihre freie Selbständigkeit. Adolf IV. von Schauenburg legte den Grund zur Herrschaft seines Hauses, die unter Gerhard „dem Großen" und seinen Nachkommen sich bald über Holstein und das Herzogthum Schleswig erstreckte. So stürzte der stolze Bau der Waldemare zusammen; von allen Eroberungen behielt Dänemark nur noch Rügen und Esthland, bis jenes an Pommern fiel (1325), dieses dem Deutschorden abgetreten wurde (1346). Die Städte Norddeutschlands benutzten ihre neuerworbene Reichsunmittelbarkeit zur Erlangung städtischer Rechte und Gesetzbücher. Auch Braunschweig, das dem mit Waldemar verbundenen und in der Schlacht von Bornhövede gefangenen Welfen Otto dem Kinde (puer) eine rührende Anhänglichkeit bewies, wurde, als Kaiser Friedrich II. die Stadt nebst Lüneburg und den umliegenden Orten zu
1235. einem Herzogthum erhob und den Welfenfürsten mit demselben belehnte,
1241. für seine Treue durch große Vorrechte belohnt. Mit Waldemars Tod beginnt in Dänemark eine traurige Zeit innerer Zerrüttung. Die Bestimmung, daß der älteste Sohn König sein, die jüngern Brüder aber Provinzen zur selbständigen

Verwaltung erhalten sollten, führte eine Reihe blutiger Kriege und Bruderzwiste herbei, in welchen die meisten Könige (wie *Erich* V. „Pflugpfennig", 1250.
sein Bruder und Mörder *Abel* und *Erich* VI. „Glipping") eines gewaltsamen 1252.
Todes starben oder verjagt im Elend verkamen, die wichtigsten Inseln und 1286.
Provinzen an benachbarte Fürsten verloren gingen und die *Adelsaristokratie* alle Gewalt an sich riß. Zu der *Steuerfreiheit* erlangten die großen *Gutsbesitzer* jetzt auch noch *eigene Gerichtsbarkeit*, indem sie an die Stelle der alten *Districtgerichte*, vor denen Alle ohne Unterschied zu erscheinen hatten, ihre eigenen *Patrimonialgerichte* setzten und deren Bereich allmählich über die kleineren Gutsbesitzer der Nachbarschaft ausdehnten. Zugleich sicherten sich die privilegirten Stände bei jedem Thronwechsel ihre Macht, indem sie seit Christoph II. durch eine Wahlcapitulation, welche der Herrscher beschwören mußte, die Rechte der Krone in enge Grenzen wiesen. Christoph II. 1320—26. Erst *Waldemar* IV. (Atterdag), ein thatkräftiger unternehmender Fürst, stellte die Ordnung im Innern wieder her, gab der Krone die verlorne Macht zurück und Waldemar IV. (Atterdag) 1340—75.
vereinigte die losgerissenen Provinzen von Neuem mit Dänemark. Als er aber übermüthig und seine Kräfte überschätzend den Hansabund durch ungerechte Forderungen zum Krieg zwang, erlitt er Niederlage auf Niederlage und mußte in dem *Stralsunder Frieden* den siegreichen Städten ihre merkantilen Gerechtsame in erweitertem Umfang zurückerstatten und gewährleisten (§. 346). 24. Mai 1370. Seine Tochter **Margaretha**, vermählt an *Hakon* VIII. von Norwegen, vereinigte durch die **Union von Calmar** die drei scandinavischen Reiche unter ihrem Scepter. Margaretha 1397—1412.
— Der „schwarze Tod" (§. 462), der in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die europäischen Länder heimsuchte, hielt in Norwegen eine solche Todesernte, daß das Land ganz entvölkert ward; in Dänemark raffte er den dritten Theil der Bevölkerung hin.

b. *Norwegen.* In Norwegen, wo im elften Jahrhundert *Harald der Harte* den Königssitz von dem nördlichen Nidaros (Drontheim) nach der neuen Stadt *Opslo* (Christiania) verlegte, herrschte das alte, von Harald Harfagar abstammende Königsgeschlecht noch fast drei Jahrhunderte fort, bald Mehrere gemeinschaftlich oder in getrennten Gebietstheilen, bald Einer allein. Doch war die legitime Geburt und die Echtheit der Abstammung bei Manchen zweifelhaft, selbst wenn das Gottesurtheil der *Eisenprobe* gesucht ward. Während dieser Zeit wurden auch in Norwegen durch Thronkämpfe Verwirrungen und Erschütterungen herbeigeführt; doch waren es immer Glieder derselben Familie, welche sich die Königswürde streitig machten; auch war die Krone machtloser als in Schweden und Dänemark, theils weil die Freiheiten des Volks größer waren als irgendwo sonst, theils weil die Geistlichkeit ausgedehnte Vorrechte besaß. Als sich König Magnus durch den Erzbischof Eystein (Augustinus) von Nidaros zu der „Goldfeder" bewegen ließ, 1174.
einem Kirchengesetz, welches unter anderen Privilegien der hohen Geistlichkeit die Befugniß einräumte, bei der Königswahl unter den männlichen Angehörigen des Herrscherhauses den Ausschlag zu geben, gleichsam als geistliche „Kurfürsten" aufzutreten, entstanden zwei Parteien, eine nationale, *Birkenbeine*, und eine klerikale, *Bagler*, d. h. Krummstäbler, genannt, welche über ein Jahrhundert die größten Umwälzungen in Norwegen hervorriefen. Sverrir 1180—1202. Erst *Hakon* V. („der Alte", aus dem Geschlechte des Königs *Sverrir*) führte im dreizehnten Hakon V. 1217—63.

Jahrhundert eine Ausgleichung herbei. Unter ihm erstreckte sich die Herrschaft
Norwegens über Island und Grönland, über die Hebriden und Orkaden.
Auch die Niederlassung der Hanseaten an der Brücke von Bergen fand unter
Magnus VI. 1263–80. diesem König statt. Hakons Sohn und Nachfolger Magnus VI. verdiente sich
den Namen „Gesetzverbesserer". Eine Thronfolgeordnung, nach welcher die
Krone im Mannstamme des Herrschergeschlechts nach der Erstgeburt forterben
sollte, machte den Reichstheilungen ein Ende und vernichtete die Wahlansprüche
der Hierarchie. Doch blieben die übrigen Vorrechte unverkürzt. Daß Magnus'
Erich Priesterfeind 1280–99. Sohn und Nachfolger Erich die Königsmacht auch über den geistlichen Stand
ausdehnte, den Erzbischof und die Bischöfe zur Huldigung und Kriegshülfe
Hakon VII. 1298–1319. zwang und die hierarchischen Vorrechte schmälerte, trug ihm den Namen „Priesterfeind" ein. Mit seinem Bruder und Nachfolger Hakon VII. erlosch die
männliche Linie des norwegischen Königsstammes. Durch neue Bestimmungen
in der Erbfolgeordnung legte er den Grund zu der Vereinigung Norwegens und
Hakon VIII. † 1380. Schwedens, die nach einigen Kämpfen und Störungen unter Hakons VIII.
Gemahlin Margaretha zu Stande kam.

c) Schweden. Auch in Schweden wurden im zwölften und dreizehnten
Jahrhundert die Thronkämpfe mit solcher Erbitterung geführt, daß nur wenige
Regenten eines natürlichen Todes starben, die hadernden Fürstenhäuser der
Gothen oder Gothländer, im Süden, und der Schweden (Sueonen),
weiter nordwärts, sich gegenseitig aufrieben und alle Macht in die Hände
des ritterlichen und gewaltthätigen Adels überging. Selbst das mächtige Ge-
Folkunger in Schweden. Waldemar I. 1250–75. schlecht der Folkunger, das mit Waldemar I., Sohn des Jarl (Herzog)
Birger, der Stockholm angelegt, den Landfrieden begründet und die Gesetzgebung verbessert hatte, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts den
Thron bestieg, erlag nach einigen Menschenaltern den harten Schicksalsschlägen,
die alle schwedischen Regentenhäuser trafen. Von sieben Königen dieses ruhmvollen Hauses wurden fünf entthront und starben im Kerker oder in der Verbannung. Mangel an Eintracht und Theilungen des Reichs schwächten die
Folkunger; gewöhnlich stand bei den Empörungen des Adels ein Glied der
königlichen Familie an der Spitze. Der angesehenste, glücklichste und gerechteste
Magnus Ladulås 1275–90. unter ihnen war der früher erwähnte Magnus, der durch die Verbesserung
des Rechtszustandes sich allgemeine Achtung erwarb, so daß man ihn Ladulås,
d. i. Scheunenschloß, nannte, „indem er Schloß vor des Bauern Scheune war".
Er ward begraben in der Ruhestätte, die er in dem Franciskanerkloster zu
Stockholm sich selbst mit dem Wunsche geweiht hatte, „daß sein Andenken
nicht mit den Glockentönen über seinem Grabe ersterben möge". Nach der
Magnus II. 1319–63. Absetzung der letzten Folkunger, Magnus II. (der auch über Norwegen
herrschte) und seines Sohnes Hakon, kam die schwedische Krone an Herzog
Albrecht von Mecklenburg 1363–89 Albrecht von Mecklenburg (Schwestersohn von Magnus). Aber die
Großen, die sie ihm verliehen, entkleideten dieselbe aller Macht und übertrugen
Margaretha –1412. sie dann nach einigen Jahren der Königin von Dänemark und Norwegen Margaretha. Dies führte einen achtjährigen Bürgerkrieg herbei, während dessen
das Reich durch Parteiung zerrissen, das Volk durch Hanseaten und Deutschritter, die dem abgesetzten Albrecht Beistand leisteten, bedrückt und die Küstenländer durch Seeräuber geplündert wurden. Endlich trug Margaretha den

Sieg davon, nahm Albrecht gefangen und vereinigte die drei scandinavischen Staaten durch die **Calmarer Union** zu Einem Königreich, jedoch mit der 1397. Bedingung, daß jedes der Länder seine eigenthümliche Verfassung und Rechte bewahren sollte. „Was aber eine solche von den Mächtigen nach zufälligen Bewegungsgründen beschlossene Vereinigung war und werden konnte, davon ist gar keine Ahnung zu vernehmen, weder bei den Stiftern, noch bei irgend einem Andern; daher auch die äußere Vereinigung eine innere Spaltung gebar und die Union nur ein großer Name ist, der ohne einen Sinn vorübergegangen.“ Zu Anfang des nächsten Jahrhunderts blieb Herzog **Gerhard von Schles-** 1404. **wig** mit gespaltenem Schädel auf dem Waffenfelde. Da suchte die staatskluge Margaretha und nach ihrem Tod ihr Pflegesohn **Erich** von Pommern das Herzogthum mit List und Gewalt wieder an das dänische Reich zu bringen; aber der Versuch mißlang. Ein mehrjähriger Krieg, in den sich die Hansa 1410–35. mischte, schlug zu des Königs Nachtheil aus. Adolf VIII., Sohn des erschlagenen Gerhard, behielt schließlich das Herzogthum Schleswig als erbliches Fahnlehn seines Hauses. Nach seinem Tod wurde sein Verwandter **Christian von Oldenburg**, dem die dänische Krone zu Theil geworden, von 1448. 1460. den vereinigten Ständen als Herzog von Schleswig und Graf zu Holstein anerkannt, nachdem er die Rechte des Landes beschworen. Diese Wahl des Dänenkönigs war die Quelle unsäglicher Leiden für die Schleswig-Holstein'schen Lande.

§. 524. **Scandinavien seit der Union von Calmar.** Die Calmarer Union war für alle drei Reiche unheilvoll und sowohl wegen des Nachbarhasses und der Nationaleifersucht, als wegen der Kraftlosigkeit der meisten Regenten ohne Halt und Dauer. In **Dänemark** wurden die Könige von dem Grundadel durch Wahlcapitulationen so beschränkt, daß sie mehr die Vorsteher des Reichsraths als die Regenten eines freien Volks zu sein schienen; **Norwegen** verlor seine Selbständigkeit und wurde fortan als dänische Provinz behandelt, und daß **Schweden** nicht ein gleiches Schicksal hatte, verdankte es nur seinem beharrlichen und kräftigen Widerstand und der Ohnmacht der gegnerischen Könige. Die Hanseaten, die eine feste Vereinigung der drei Reiche auf alle Weise zu hindern suchten, nährten Eifersucht und Mißtrauen gegen die in **Kopenhagen** residirenden Könige, deren Vögte und Beamte in Schweden wie in einem eroberten Lande schalteten; da aber der Neid der Großen, die keinem einheimischen Edelmanne die Krone gönnten, die Herrschaft der Dänen begünstigte, so trat der eigenthümliche Zustand ein, daß die Union nie in Kraft und nie ganz aufgelöst war. Die fremden Vögte wurden zwar in Schweden verjagt, und dem Vertrag die Bedingung beigefügt, daß nur Einheimische die Würde eines **Reichsverwesers** bekleiden dürften, aber wenn ein solcher nach der Königskrone griff, wie **Karl Knutson** um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, so traten seine Standesgenossen vereint wider ihn auf. Dieses eigene Verhältniß erkannte der tapfere, kluge und volksthümliche Sten Reichsverweser Sten Sture, der das Schattenbild einer dänischen Herrschaft Sture 1471– unter **Christian** I. (mit dem das Haus Oldenburg in Dänemark zur Re- 1504. Christian I. gierung kam) und seinem Sohne **Johann** bestehen ließ, aber als unabhängiger 1448–81. Johann II. Reichsverweser kräftig und weise in Schweden regierte. Er hielt den Adel in 1481–1513.

Gehorsam und Unterwürfigkeit; er verhinderte Aufstände, indem er schlau die Eifersucht zwischen den geistlichen und weltlichen Großen nährte und beiden einen mächtigen Feind in den Deputirten der Städte und Freibauern schuf; er hob die Cultur des Landes, indem er die Universität Upsāla gründete, Gelehrte ins Land rief und die Errichtung von Buchdruckereien beförderte. Allein als sein zweiter Nachfolger Sten Sture der jüngere mit dem leidenschaftlichen Erzbischof von Upsala, Gustav Trolle, zerfiel, gelang es dem unternehmenden, aber gewaltthätigen Christian II. mit Hülfe des letzteren, die Herrschaft Dänemarks über Schweden wieder neu zu begründen.
1520. Sten Sture wurde im Felde besiegt und tödlich verwundet, worauf Christian vierundneunzig der einflußreichsten und mächtigsten Edlen in Stockholm enthaupten ließ (Stockholmer Blutbad). Aber diese Härte löste nach wenigen Jahren auf immer das Band zwischen Dänemark und Schweden.

Erich von Pommern 1412–39. Ausführungen. Schon unter Margaretha's Nachfolger Erich von Pommern erhoben sich die Schweden unter dem hochsinnigen Dalekarlier Engelbrecht, Engelbrechts Sohn, wider die dänischen Vögte und die drückende Besteuerung und wählten einen einheimischen Reichsverweser. Als Erich bald nachher auch in Dänemark abgesetzt und genöthigt ward, sich nach Gothland zu flüchten, wo er noch zehn Jahre lang ein Freibeuterleben führte, erkannten die Schweden den von den Dänen (ohne ihre Zuziehung) gewählten neuen Christoph v. Bayern 1440–48. König Herzog Christoph von Bayern, Erichs Schwestersohn, ebenfalls als gemeinschaftlichen Monarchen an; aber der baldige Tod des kraftlosen Regenten trennte die Vereinigung wieder. Nunmehr erlangte der Reichsmarschall Karl Knutson (Karl VIII.) die Krone von Schweden und vereinigte auf kurze Zeit Norwegen damit, indeß die Dänen den Herzog von Oldenburg, Christian I., auf ihren Thron beriefen. Aber Karl Knutson machte sich durch Härte und Habsucht verhaßt. Mit einer stehenden Armee hielt er den Adel nieder und verbannte die ihm feindlich gesinnten Glieder desselben; durch Einziehung geistlicher Güter zur Bereicherung der Krone reizte er den Klerus und besonders dessen mächtiges Oberhaupt, den Erzbischof von Upsala, und durch Steuerdruck zog er sich den Haß des Volkes zu. Nach einer kurzen Regierung sah sich daher der Schwedenkönig durch eine drohende, von dem Adel und der Geistlichkeit gemeinschaftlich geleitete Empörung zur Flucht nach Danzig genöthigt, worauf Christian I. in Upsala gekrönt und die Union der drei Reiche erneuert wurde. Aber auch Christian zerfiel mit der Geistlichkeit, die er umsonst durch Verhaftung des Erzbischofs zu schrecken suchte. Eine neue Empörung, durch Knutsons Rückkehr zum Bürgerkrieg gesteigert, erschütterte Thron und Reich, verwilderte die Gemüther und brachte die Königswürde um alles Ansehen. Erst als Karl und der Erzbischof gestorben waren, gelang es dem Reichsverweser Sten Sture, der von dem Reformator und Geschichtschreiber Laurentius Petri als „ein geschickter, behutsamer und freimüthiger Herr und dazu in seinen Anschlägen glückhaft" bezeichnet wird, die Ordnung wieder herzustellen und den Gesetzen Achtung zu verschaffen. Zwar ward die Union noch mehrmals erneuert und die dänischen Könige wurden wiederholt als rechtmäßige Herrscher anerkannt — allein ihren Befehlen wurde keine Folge geleistet und ihre Kriegsunternehmungen gegen Schweden, um sich Gehorsam zu erzwingen, Svante Sture 1504–12 nahmen gewöhnlich einen schlimmen Ausgang, während Sten Sture und seine beiden Nachfolger (Svante und Sten Sture der jüngere) durch Klugheit, Tapferkeit und volksthümliche Gesinnung ihre Macht befestigten. Christians I. Sohn Johann und sein Bruder Friedrich, mit dem er die schleswig-holsteinischen Lande theilte, geriethen in einen heftigen Krieg mit den Dithmarschen, als der König diese Bauernrepublik, die nur die Oberhoheit des Erzstifts Bremen anerkannte, seinen deutschen Besitzungen einverleiben wollte. Johann nahm die „große Garde", eine verwegene Bande räuberischer Miethlinge deutscher und fremder Abkunft in Sold, und zog mit Herzog Friedrich und einer großen Anzahl Ritter und Edelleute aus Dänemark und den Herzogthümern gegen die dithmarsischen Lande, um sie zur Huldigung und Lehnspflicht zu zwingen. Aber die Fürsten und ihre Reisigen erlitten auf

der Wahlstadt von Hemmingstedt, durch die Bauernschaft unter dem Volkshelden Wolf Febr. 1500.
Isebrand und der jungfräulichen Bannerträgerin Telse aus Oldenwörden eine ähnliche Niederlage, wie einige Jahrzehnte vorher Herzog Karl der Kühne von Burgund durch die Helvetier bei Granson und Murten. Das Danebrog ward erobert, die Hälfte des feindlichen Heeres, darunter die Blüthe des Adels, blieb auf dem Kampfplatz. Nach diesem glorreichen Sieg bei Hemmingstedt blieben die Dithmarschen ein halbes Jahrhundert von äußern Kriegen verschont. Mittlerweile wurde die Reformation bei ihnen eingeführt, was aber zu innern Spaltungen und zur Schwächung des Gemeinwesens Veranlassung gab. Endlich erlagen sie den gemeinsamen Angriffen des Königs von Dänemark und der Herzöge von Schleswig-Holstein und Oldenburg und der Uebermacht der von Johann Ranzau geführten Landsknechte, im Juni 1559, und mußten die Oberherrlichkeit der Herzöge von Schleswig-Holstein anerkennen. Knieend huldigten sie dem neuen Herrn.

6. Ungarn.

a) Ungarn unter dem Arpadischen Königshaus (bis 1301) (vgl. §§. 328. 347.).

§. 525. Bald nachdem Otto's des Großen Sieg auf dem Lechfelde den Streifzügen der Ungarn, die nicht nur Deutschland nach allen Richtungen verheerten, sondern auch Italien und die Provinzen des byzantinischen Reichs mit Raub und Verwüstung heimsuchten, ein Ende gemacht (§. 347), bekehrte sich Geisa zum Christenthum und ließ durch deutsche Missionare die Lehre des Evangeliums auch seinem Volke mittheilen. Aber sein Herz blieb hart und grausam; mit eigener Hand erschlug er, wer seinen Zorn reizte, und während er mit wilder Leidenschaft gegen die Götzendiener wüthete, opferte er selbst noch falschen Göttern. Aehnlich handelte seine Gattin Sarolta, „die schöne Herrin", ein Mannweib nach Denkart und Sitte. Was die Eltern unvollkommen begonnen, führte der Sohn **Stephan der Heilige**, der vom Papst Silvester II. die heilige Krone empfing, womit er selbst als erster christlicher König und alle seine Nachfolger gekrönt wurden, mit Hülfe der eifrigen Glaubensboten Radla und Astrik zur Vollendung. Durch Gründung von zehn Bisthümern und Herbeiziehung thätiger Benedictinermönche sicherte er dem Christenthum, dem die Magyaren theils aus innerer Rohheit, theils aus Haß gegen die Deutschen abhold waren, den Sieg. Zugleich suchte er die neue Königsmacht zu heben, indem er das ganze Land in (72) Comitate (Gespanschaften) theilte, den von ihm ernannten Vorstehern das Kriegswesen, die Verwaltung und Rechtspflege zutheilte und die bisherigen Oberhäupter oder Horden-Häuptlinge ihrer hohen Macht allmählich beraubte. Nicht weniger war Stephan für die Ausbildung des verschiedenen Stämmen angehörenden Volkes bedacht, sowohl durch Förderung des Ackerbaues, als durch Einführung zweckmäßiger Gesetze, so daß er als Begründer der Hierarchie, als Ordner des Staats und als Gesetzgeber des Volks einer rühmlichen Auszeichnung würdig ist.

Geisa I. 972–997.

Stephan I. der Heilige 997–1038.

§. 526. Stephans Vorliebe für Deutsche und Italiener erzeugte bei den auf ihre Nationalität eifersüchtigen Magyaren großen Widerwillen gegen seine Kirchen- und Staats-Reformen, so daß, als der Nachfolger in gleichem Sinne fortfuhr, sich eine nationale Gegenpartei wider ihn erhob und einen verheerenden

Thronkrieg begann, durch den die ungarische Krone ein Lehn des deutschen
Ladislaus I. 1077–95. Kaisers Heinrich III. ward (§. 355). Erst unter Ladislaus kehrte die Ruhe zurück, worauf die Nation nicht nur die alte Unabhängigkeit wieder erkämpfte, sondern auch Kroatien und Dalmatien eroberte. Aber der Mangel eines Erbfolgegesetzes und die Abneigung des Volks gegen das Christenthum und die abendländische Cultur, die ihm statt der alten, wilden Freiheit Leibeigenschaft, Frohndienste und beschwerlichen Landbau brachten, stürzten das
Geisa II. 1141–61. Reich in neue Verwirrung und verwildernde Thronkämpfe. Unter Geisa II. ließen sich Schaaren flandrischer und niederdeutscher Ansiedler, welche die mächtig hereinbrechenden Meeresfluthen nicht länger abzuwehren vermochten, vereinigt mit andern arbeitsamen und kriegslustigen Gesellen aus verschiedenen Gauen der deutschen Erde, in dem von den wilden Petschenegen entvölkerten Lande „jenseits des Waldes" im jetzigen Siebenbürgen nieder, wo sie unter dem Namen Sachsen bis auf den heutigen Tag ihre vaterländischen Sitten, Sprache und Einrichtungen beibehielten. Sie haben das Land durch Fleiß und Ausdauer aus einer Wüste in einen blühenden Landstrich mit reichen Städten und wohlhabenden Dörfern umgeschaffen und sich ihre großen Freiheiten — eigene Gerichtsbarkeit, freie Wahl der Beamten und Geistlichen u. dgl. gegen alle Anfechtungen kräftig gewahrt. Um 1160 gründete ein edler Bürger aus Nürnberg Hermannstadt; die andern größern Städte, wie Klausenburg und
1222. Kronstadt, entstanden nicht viel später. Im dreizehnten Jahrhundert erzwangen
Andreas II. 1205–35. die Großen (Magnaten) von König Andreas II., dem Kreuzfahrer (§. 404), einen Freibrief (das goldene Privilegium), der dem Adel und Klerus wichtige Rechte (darunter Steuerfreiheit und persönlichen Schutz gegen richterliche Willkür) zusicherte und, wie in England, die Magna charta (§. 491), die Grundlage zu Ungarns freier Verfassung bildete. Eine Verletzung des „goldenen Privilegiums" durch den König berechtigte den Adel zu gewaffneter Widersetzlichkeit. Die bald nachher erfolgten grausenhaften Verheerungen der
1241. Mongolen (§. 413) nach der Schlacht auf dem Mohyfelde entvölkerten
Bela IV. 1235–70. das Land so sehr, daß nach ihrem Abzug König Bela IV. gerathen fand, deutsche und italienische Colonisten herbeizurufen, was die Gründung von
Stephan V. 1270–72. Städten (Ofen 1245), die bessere Bebauung des Bodens, die Anlegung von
Ladislaus 1272–90. Weinbergen, die Benutzung der Bergwerke u. dgl. zur Folge hatte. Auf ihn
Andreas III. 1290–1301. folgten noch drei Könige aus dem Herrscherhause Arpads, Stephan V., Ladislaus der Kumane und Andreas III. der Venetianer.

b) Ungarn als Wahlreich.

1301. §. 527. Als mit Andreas III. die Arpadische Dynastie ausstarb,
Karl Robert 1308–42. wankte der Thron einige Jahre, bis Karl Robert von dem zu Neapel regierenden Hause Anjou (§. 511) ihn befestigte und gesichert seinem Sohne
Ludwig der Große 1342–82. Ludwig dem Großen hinterließ. Unter diesem als Kriegsheld und Regent gleich ausgezeichneten König gelangte Ungarn auf den Gipfel äußerer Macht und innerer Cultur. Ludwig erwarb die Krone von Polen, dehnte Ungarns Grenzen an der Niederdonau über die Walachei, Bulgarien u. a. O. aus und zwang die Venetianer zu einem jährlichen Tribut. Sein Reich berührte

die Küsten des schwarzen, adriatischen und baltischen Meeres und begriff Völker
von sehr verschiedenen Sitten, Sprachen und Culturstufen in sich; aber so groß
war sein Herrschergeist, daß er an der Mündung der Weichsel wie an der
Save gleich geliebt und gefürchtet war. Durch seine italienischen Kriegszüge
(§. 511) wurden die Ungarn mit den Vortheilen der Civilisation vertraut und
folgten nun gerne seinen Anordnungen. Die Hügel um Tokay wurden mit
Reben bepflanzt, die Gesetzgebung erhielt treffliche Verbesserungen, die Bürger
und Bauern wurden gegen Druck und Willkür sicher gestellt; Bildungsanstalten
(Universität in Fünfkirchen) traten ins Leben. — Nach Ludwigs Tod wurde
Ungarn abermals die Beute wüthender Parteien und Thronkämpfe, bis sich
zuletzt, nachdem Karl von Durazzo aus Neapel (§. 511) auf Anstiften der
Königin Wittwe Elisabeth in der Königsburg vor ihren Augen ermordet wor-
den, Ludwigs Schwiegersohn, der deutsche Kaiser Sigismund, mehr durch
Nachgeben als Kraft, sowohl gegen die Großen, die ihn einst einige Monate 1404.
gefangen hielten, als gegen die Osmanen und andere Feinde, in der Herrschaft
behauptete und bei seinem Tode die ungarische Krone seiner zuerst mit Al- 1437.
brecht von Oesterreich, dann mit Wladislav von Polen vermählten
Tochter Elisabeth hinterließ.

Unter Sigismund erhielt die Nationalrepräsentation ihre Ausbildung. Vier Stände, Prälaten, hoher und niederer Adel und Städteabgeordnete, sollten über Noth und Nutzen des Reichs berathen und beschließen; die beiden ersten führen den Namen Magnaten, während unter der Benennung Stände meistens nur die beiden letztern verstanden werden. Seit dem Reichstag von 1405 verstand Sigismund durch kühne Reformen „das Bürgerthum zu heben, die Zahl und den Wohlstand der Städte zu steigern; indem den Gutsunterthanen das Recht gegeben ward, in die Städte zu ziehen und an ihren Rechten und Freiheiten Theil zu nehmen, kam auch in die bürgerliche Bevölkerung ein neuer Impuls, der auf ihr Verhältniß zu den Gutsherren günstig einwirken konnte. Auch dem zahlreichen kleinen Adel wurden manche Begünstigungen zugewandt; vor Allem auf ihn war das Banderium des Königs berechnet, der Anfang eines stehenden Heeres, durch das die Krone von dem guten Willen der Magnaten und ihrem Dienstgefolge unabhängig wurde." Von dem an bildeten die „Stände" ein verfassungsmäßiges Gegengewicht gegen die Tafeln der Reichsfürsten oder der „Staaten".

§. 528. Nachdem Wladislav in der Schlacht von Varna (§. 534)
wider die osmanischen Türken gefallen, führte der heldenmüthige Hunyad 1444.
(Woiwode von Siebenbürgen) die Reichsverwesung von Ungarn für Albrechts
minderjährigen Sohn Ladislaus (Posthumus) und bekämpfte zuerst die streit-
baren Osmanen mit Glück und Ruhm. Nach Hunyads Tode verhängte der 1456.
undankbare, mit Mißtrauen erfüllte König schwere Verfolgungen über dessen
Geschlecht, das er ganz ausgerottet haben würde, wäre er nicht selbst im näch-
sten Jahr ins Grab gesunken. Nun führte die ungarische Nation Hunyads 1457.
kräftigen Sohn Matthias Corvinus aus dem Kerker auf den Thron, wo er Matthias Corvinus
sich während einer zweiunddreißigjährigen ruhmvollen Regierung als würdigen 1458—90.
Nachfolger Stephans des Heiligen und Ludwigs des Großen bewies. Mat-
thias glänzte in den Künsten des Krieges wie des Friedens und alle seine
Handlungen tragen eine großartige Prägung. Er hielt die Macht der Osmanen
in Schranken und entriß ihnen Bosnien, er zwang Friedrich III. zur Flucht
aus Wien und zu beträchtlichen Abtretungen in den österreichischen Staaten; er

brachte Mähren, Schlesien und die Lausitz auf einige Zeit an Ungarn und verbesserte das Kriegswesen. Seine „schwarze Legion" war der Schrecken seiner Feinde. — In Ofen (Buda) und Preßburg wurden durch ihn neue Universitäten gegründet, mit großen Kosten eine herrliche Bibliothek angelegt und die Cultur des Volks durch Herbeiziehung fremder, besonders italienischer Gelehrten und Künstler, Buchdrucker und Baumeister, Gärtner, Oekonomen und Gewerbsleute nach allen Seiten gehoben. Dabei sicherte er den Landfrieden und handhabte Recht und Gerechtigkeit mit solcher Kraft, daß sein Name noch lange im Munde des Volkes fortlebte. („Matthias ist todt, die Gerechtigkeit ward mit ihm begraben.") — Unter seinen Nachfolgern Wladislav von Böhmen und dessen Sohn Ludwig II. gingen alle diese Vortheile wieder verloren. Die Türken eroberten Bosnien und erstürmten Belgrad; schimpfliche Friedensschlüsse und Verträge lösten die westlichen Erwerbungen wieder von Ungarn los; die Fehden zwischen dem Adel und den Prälaten brachen ungehindert aus; ein Feldzug gegen die Türken verwandelte sich in einen Aufstand der Bauern, in Morden und Sengen gegen Städte und Schlösser der Edelleute, bis die Bauernheere endlich gesprengt und der Aufruhr in einem Blutbade ersäuft war. Dabei wurde die Königsmacht durch eine Capitulation so beschränkt, daß fortan nicht nur das Steuerwesen, sondern selbst Krieg und Frieden von dem Nationalconvent abhängig waren und zuletzt die Magnaten alle Gewalt an sich rissen. Und um die Verwirrung vollständig zu machen, stürmten die

Wladislav 1490 —1516. Ludwig II. 1516—26.

1526. Osmanen wieder mit Heeresmacht herbei, erschlugen den König bei Mohacs (§. 336) und führten den Staat der Auflösung entgegen. „Nach dem Abzug der Türken lag das Schlachtfeld bei Mohacs, wie sie es verlassen. Die Natur selbst, die aus Schauder vor jeder Verwesung ihre eigenen Todtengräber hält, mußte das Geschäft der Leichenbestattung übernehmen. Schaaren von Raubvögeln hatten sich gesammelt und wilde Hunde streiften um das Schlachtfeld, so daß der Wanderer nicht sicher war, von ihnen angefallen zu werden. So rasch bricht die Oede und Wildniß durch, wo die Cultur nur auf kurze Augenblicke ihre Werke verläßt! Gleichzeitig sehen wir einige Magnaten, selbst in der Flucht vor den Türken, flüchtenden Geistlichen Kirchenkleinodien abjagen, nicht das Unglück im Unglücksgefährten, keine Justiz, nicht einmal den göttlichen Zorn achtend, der schon hinter ihnen herfuhr." Nach Ludwigs Fall entstand ein unglücklicher Thronstreit zwischen dem reichen Edelmann Johann Zapolya und Ferdinand von Oesterreich, der als Gemahl der Königin Anna, Ludwigs Schwester, nach Landesrecht und Ehevertrag gegründete Ansprüche auf die ungarische Krone hatte. Mit diesem Thronstreit, der durch innere Parteiung sich zu einem langen verheerenden Krieg gestaltete, begann „Ungarns Fall". „Drei Jahre nach der Schlacht bei Mohacs küßte Ungarns erwählter König, der Woiwode Zapolya, auf jenem Schlachtfeld dem Sultan Suleiman die Hand, um später von ihm die ungarische Krone zu erhalten und von einem türkischen General-Lieutenant als König von Ungarn eingesetzt zu werden." Alle Culturblüthen, die seit Jahrhunderten durch fremde Einwanderungen und durch die geistige Arbeit der magyarischen Nation an der Donau und Theiß zur Entfaltung gebracht worden, erlagen unter dem todbringenden Einfluß der östlichen Barbaren. Das reiche städtische Leben, das einst deutsche Ansiedler in Ungarn

gepflanzt und mit liebender Sorgfalt gepflegt, wurde in seinem Lebensnerv getroffen und starb langsam dahin. Die Aristokratie hatte die Herrschaft erlangt, aber ihre Siegestrophäen standen auf einem Wüstenfelde. Durch die Einmischung der Türken, die für ihren Schützling ins Feld rückten, wurde endlich das Land in zwei ohnmächtige Hälften gespalten, in Siebenbürgen und Ost-Ungarn bis zur Theiß, das unter türkischer Botmäßigkeit stand, und in West-Ungarn, das Ferdinand gegen Entrichtung eines jährlichen Tributs mit seinen andern Reichen vereinigte, aber während seiner ganzen Regierungszeit mit den Waffen in der Hand hüten mußte.

7. Polen.

a) Polen unter den Piasten bis 1386.

§. 529. Die große unübersehbare Ebene an der Weichsel und die Länder an der Oder und Warthe waren von slavischen Volksstämmen bewohnt, die bald von Einem Oberhaupt regiert wurden, bald durch Erbtheilungen in mehrere Fürstenthümer getrennt waren. Seit der Bekehrung des Herzogs Miesko (Mieczislav) zum Christenthum durch deutsche Missionare (§. 340) 966. Mieczislav
galt Polen für ein Reichslehn, hing aber sehr lose mit dem deutschen Kaiser- † 992.
thum zusammen und machte sich unter Friedrich II. ganz davon frei. Es gestaltete sich ein polnisches Reich, das in seinen staatlichen und kirchlichen Einrichtungen mit den römisch-germanischen Staaten der Zeit deutliche Züge der Verwandtschaft trug, aber doch keine Provinz Deutschlands war, sondern durchaus eigenartig blieb und der Entwickelung der Nationalität freien Raum ließ. Vielfache Theilungen schwächten und zerrissen das polnische Reich, so daß sich im zwölften Jahrhundert die schlesischen Fürstenthümer an der Oder ganz ablösten und germanisirt wurden. Dasselbe wäre vielleicht auch bei andern eingetreten, wenn nicht die Angriffe der Deutschen, Russen und Preußen immer wieder Vereinigungen unter Einem tapfern Heerführer nöthig gemacht hätten. Das von Boleslaw III. „Schiefmund" eingeführte „Senioratengesetz", Boleslaw III.
kraft dessen stets der älteste der Familie mit dem Besitz von Krakau nicht nur 1102–39.
ein Ehrenprinzipat über die andern Familienglieder erhalten, sondern auch als „Großherzog" eine höhere Gewalt über sie ausüben, dadurch die Einheit des Reichs sichern und in seiner Person darstellen sollte, vermochte nur vorübergehend sich Geltung zu verschaffen. Die Eigensucht der Adelsgemeinde, welche die „Szlachta" oder Gemeinfreien mehr und mehr in Abhängigkeit brachte und den dienst- und zinspflichtigen Bauernstand der „Kmeten" zu harter Leibeigenschaft herabdrückte, suchte auch die Gerechtsame und Befugnisse der Fürsten zu mindern, wobei sie von den hadernden Gliedern des Herrschergeschlechts selbst unterstützt wurden. Auch die Immunitäten der Kirche und die Privilegien und Sonderrechte der deutschen Colonisten in den polnischen Städten und Landschaften trugen zur Schwächung der Fürstengewalt bei. Um den wilden Preußen widerstehen zu können, rief der polnische Herzog von Masovien den deutschen Ritterorden in das Kulmer Land (§§. 379. 420), ein für die Cultur und Schicksale der Ostseeküsten höchst folgenreicher Schritt, den er

jedoch bald zu bereuen Ursache hatte. Bedeutung gewann Polen erst im vierzehnten Jahrhundert, als der Enkel Konrads von Masovien, Wladislav, Lokt*iek*, der vierte Herzog dieses Namens, die Fürstenthümer an der Warthe (Posen u. a.) als Großpolen mit den Ländern an der Weichsel (Kleinpolen) dauernd vereinigte, sich in Krakau als König Wladislav I. krönen ließ und die Königswürde auf seine Nachkommen vererbte. Sein Sohn Kasimir der Große, der durch die Eroberung von Galizien und Rothrußland die im Norden an den deutschen Orden eingebüßten Länderstrecken ersetzte und Ordner und Mehrer des Reichs wurde, erwarb sich als Gesetzgeber hohe Verdienste um Polen. Er ließ die polnischen und deutschen Satzungen und Gewohnheitsrechte aufschreiben, stellte in Krakau einen höchsten Gerichtshof mit zwei königlichen Gerichtsbeamten und sieben rechtskundigen Schöffen auf und gebot, daß im ganzen Reiche gleiches Rechtsverfahren beobachtet werde. Indem er auch für die zahlreichen deutschen Ansiedler einheimische Rechtsinstitute für die Appellation in inneren Angelegenheiten schuf, hörte der umständliche und kostspielige Rechtsgang nach Magdeburg auf, der bisher in Uebung gewesen. Aber so sehr auch Kasimir die Macht des Adels zu brechen suchte und das Städtewesen begünstigte — bei einer so kriegerischen und aller Cultur ermangelnden Nation konnte kein freier Bürgerstand erblühen. Die auf den Säbel gegründete Herrschaft blieb fortwährend beim Adel, Geld, Kleinhandel und Gewerbwesen in den Händen der Juden; der Bauer führte als leibeigener Knecht ein trübseliges Leben und gewann auf den ergiebigen Kornfeldern an der Weichsel nur einen ärmlichen Unterhalt. Auch durch die Gründung der Universität Krakau bewährte Kasimir seinen hohen Sinn; und wenn es ihm auch nicht vergönnt war, das Werk zur Vollendung zu führen, und die zarte Pflanze unter dem eisigen Hauche der nächsten Jahrzehnte wieder verdorrte, so waren doch die Grundlagen so sicher und umsichtig gelegt, so waren doch die Verhältnisse und Bedürfnisse so richtig ins Auge gefaßt, daß der spätere Anbau sich an das Vorhandene anlehnen konnte. Durch solche Arbeiten verdiente sich Kasimir den Namen des Großen, den ihm das dankbare Volk beilegte. Als er in Folge eines unglücklichen Falles auf einer Hirschjagd zu seinen Vätern versammelt ward, trauerte das ganze Land. Er war der letzte Polenkönig aus dem Stamme der Piasten, mit welchem die Schicksale der Nation viele Jahrhunderte hindurch aufs Innigste verknüpft waren. Sein Grab in der Kathedrale von Krakau wurde bis in die neueste Zeit von dem Volke in heiliger Verehrung gehalten. Allenthalben erblickte man in zahllosen Werken die Spuren seiner segensreichen Thätigkeit und seiner friedlichen Regierung. Milde, Gerechtigkeit und Toleranz waren seine hervorragendsten Eigenschaften. Wie sehr er auch den Adel begünstigte und dem Streben der vornehmen Geschlechter, nach Art der abendländischen Feudalherren durch Ahnenreihen, Wappen und Edelbürtigkeit sich über die geringeren Standesgenossen zu erheben, entgegenkam, so ehrte er doch auch den Bürgerstand, und der gedrückten Bevölkerung der Kmeten und Landbauern nahm er sich mit solchem Wohlwollen an, daß ihn der Adel spottend den „Bauernkönig" schalt. „Noch oft nachher sollen die Bauern in ihrem Leid zu dem Grabe Kasimirs gewallfahrtet sein und bittere Thränen daselbst vergossen haben, denn mit Kasimir war die Zeit ihres Wohl-

Randbemerkungen: Wladislav Loktiet 1305–33. — 1320. — Kasimir der Große 1333–70. — 5. Novbr. 1370.

befindens dahingeschwunden." Denselben Geist der Humanität und Gerechtigkeit bewährte der große König auch gegen die verschiedenen Glaubensgenossen. Ein so treuer Sohn der römisch-katholischen Kirche er auch war, so hat er doch auch griechische und armenische Christen unter seinen Schutz genommen und gegen Intoleranz und Verfolgung durch gesetzliche Bestimmungen sicher zu stellen gesucht; und die zahlreichen Juden, die seit dem zwölften Jahrhundert das Königreich überschwemmten, hatten sich mehr als irgendwo sonst des königlichen Schutzes zu erfreuen. Auch ehrte er Bildung und Wissenschaft. Der Geschichtschreiber und Vicekanzler Janko von Czarnkowo, der die Geschichte seiner Zeit mit Treue, Wahrhaftigkeit und Freimuth verfaßt hat, stand an seinem Sterbelager. Nach Kasimirs Tod gaben die Polen die Krone seinem Schwestersohne **Ludwig dem Großen** von Ungarn, der die Zuneigung des Adels Ludwig der Große
durch einen Freibrief erkaufte, wodurch demselben unter andern Privilegien 1370—82.
gänzliche Steuerfreiheit zugesichert ward (vergl. §. 527). Nun kamen schlimme Tage über das Volk. Ludwigs Mutter, Elisabeth, die zur Regentin eingesetzt ward, wendete ihr Vertrauen den Magyaren zu, die sich in Masse an den polnischen Thron herandrängten, bis sich der nationale Unwille in einem Aufstande Luft machte, in Folge dessen über hundert ungarische Hofleute und Beamten erschlagen wurden und die Königin erzürnt das Land verließ und in 1377.
ihre ungarische Heimath zurückkehrte. Aber auch nach ihrer Entfernung wurden die Zeiten nicht besser. Bei der Vielgeschäftigkeit Ludwigs war Polen ein herrenloses Land, wo der Uebermuth der Magnaten immer schroffer hervortrat, Faustrecht und Wegelagern in erschreckender Weise zunahmen. Während der König seinen Blick auf die großen politischen Ereignisse in Europa gerichtet hielt, führte in seinem Namen der ränkevolle Zawisza, der mit der Kanzlerwürde auch den Krakauer Bischofsstuhl an sich gebracht hatte, als „Reichsvicar" oder „Vicekönig" die Reichsgeschäfte mit schlaffer Hand, ein wollüstiger, prachtliebender Edelmann, dem der Fluch des Volkes ins Grab folgte. — Auch Ludwig hinterließ nur Töchter, daher wurde Polen wieder von Ungarn getrennt und der zweiten Tochter Hedwig und ihrem Gemahl, dem Herzog **Jagello** von 1386.
Litthauen, übertragen. Nach dem Tode Hedwigs vermählte sich Jagello mit ihrer 1399
Nichte Anna.

b) Polen unter den Jagellonen (1386—1572).

§. 530. Von nun an war Polen ein Wahlreich. Jagello (oder Wladislav II., wie er sich nannte, als er mit der Taufe die Krone empfing) fügte dem polnischen Reiche Litthauen bei, nachdem er daselbst das Christenthum begründet und die Götzenbilder umgestürzt. Die „polnischen Laken", jene geschätzten wollenen Röcke, die Jagello von den Märkten Polens mitgebracht und bei der Taufe den Willigen als Lohn reichen ließ, führten Tausende von halbwilden Letten dem neuen Glauben zu. Für die alte Naturreligion mit ihrer wildromantischen Freiheit und ihrem düstern Opferdienste war auch in den Wäldern Litthauens kein Raum mehr. Polen und Letten verschmolzen nunmehr zu einer großen slavischen Nation. Jedoch behauptete Litthauen auch nach der Union mit Polen seine nationalen

Eigenthümlichkeiten und eine unabhängige Stellung, namentlich so lange der kriegskundige energische Großfürst Witold († 1430), ein naher Verwandter Jagello's, die Statthalterwürde in seinem Heimathlande inne hatte. — Der Uebertritt Jagello's und seines Volkes zum römisch-katholischen Glauben bezeichnet den Kampf und Sieg des Slavismus gegen das Germanenthum, gegen die deutsche Colonisation, gegen die abendländische Cultur, Sprache und Sitte. Diesen Kampf begann Jagello zunächst in Preußen. Durch die Schlacht von
15. Juli 1410. Tannenberg (§. 420) schwächte er den deutschen Orden dermaßen, daß derselbe seine Herrschaft und Selbständigkeit nicht mehr lange zu behaupten vermochte. Um die Städte des Ordens an der Wurzel zu treffen, wies er dem polnischen Handel eine neue Straße von Stettin über Posen nach Krakau. Schon Jagello vermehrte die Privilegien des Adels, um die Wahl seines Soh-
Wladislav III. 1434—44. nes Wladislav III. (unter dem nochmals Ungarn mit Polen vereinigt ward) durchzusetzen; und als dieser nach kurzer selbständiger Regierung bei Varna
Kasimir II. 1447—92. wider die Türken gefallen war (§. 534) und die Nation seinen Oheim Kasimir auf den Thron hob, da erlangte die Adelsaristokratie solche Uebermacht, daß sie fortan als die einzig wahre Nationalrepräsentation, von welcher der König abhing, anzusehen war. — Der lange Krieg, durch welchen Kasimir
1466. den deutschen Orden in dem Frieden von Thorn zur Abtretung von Kulm, Elbing, Marienburg und andern Territorien und zur Anerkennung der polnischen Oberlehnsherrlichkeit über das übrige Gebiet zwang, machte eine öftere Einberufung des Adels zu den polnischen Reichstagen, welche Steuer- und Truppenaushebungen zu bewilligen hatten, nothwendig. Um sich nun die dadurch herbeigeführte Beschwerlichkeit zu erleichtern und doch nichts von ihren Rechten einzubüßen, trafen die Edelleute die Einrichtung, daß aus allen Woiwodschaften eine bestimmte Zahl bevollmächtigter Landboten die Reichstage besuchte, denen dann der König noch einige Repräsentanten der Geistlichkeit und des höhern Beamtenstandes (die Senatoren) beifügte. Ohne die Zustimmung dieser Reichsvertretung, wobei von einer Zuziehung des Bürgerstandes keine Rede war, konnte der König weder im Steuerwesen und in der Gesetzgebung eine Anordnung treffen, noch auch irgend etwas von Bedeutung, sei es in der Verwaltung oder im Krieg oder auf diplomatischem Wege, ausführen. Die Edelleute galten für die einzig wahren Staatsbürger und der Grundsatz, daß sie einander völlig gleich seien, erhöhte ihre Macht in demselben Grade, als häufige Thronwechsel und Erbfolgekriege die Königsgewalt
Johann Albrecht 1492—1501. schwächten. Bei dem raschen Thronwechsel, der nach Kasimirs II. Tod unter seinen drei Söhnen Johann Albrecht, Alexander und Sigmund eintrat, kam
Alexander 1501—6. das Wahlrecht der Nation zu immer freierer Ausübung und die Adelsrepublik erhielt eine immer schärfere Prägung. Der königlichen Gewalt fehlte
Sigismund 1506—48. die Festigkeit, die allein langdauernde Regierungen geben. Zwar sicherte im Reformationszeitalter König Sigismund die Oberlehnsherrlichkeit von Polen über das von dem lutherisch gewordenen Hochmeister des Deutsch-Ordens neugegründete Herzogthum Preußen, belehnte den gleichfalls zum Protestantismus übergetretenen Heermeister des Schwertordens Gotthard Kettler mit Kurland und brachte Livland an das polnische Reich, aber die mächtig vorstrebende Macht der Russen im Osten und Norden und der Eroberungstrieb

der Osmanen im Süden versetzten dem Reiche furchtbare Stöße, zumal da bei der Selbstsucht des Adels die Kosten der ganzen Vertheidigung durch einen militärischen Grenzcordon dem König allein aufgebürdet wurden.

8. Das russische Reich.

§. 531. Als der Urenkel des Waräger-Häuptlings **Rurik** (§. 340), **Wladimir der Große**, der in **Kiew** seinen Sitz hatte, die **griechisch-christliche Kirche** in seinem Reiche einführte und die Opferaltäre der un- c. 1000.
gestalten Götzen umstürzte, erstreckte sich dasselbe vom Dniepr bis zum Ladoga-See und an die Ufer der Düna. Aber unter seinen Nachfolgern aus dem Herrschergeschlecht der „**Ruriker**" verlor es durch Erbtheilungen seine Kraft und Stärke; kriegerische Fürsten und Großfürsten zersplitterten zwei Jahrhunderte lang durch innere Kriege die Kräfte der Nation so sehr, daß die streitbaren **Litthauer**, **Polen**, **Schwertbrüder** u. A. im Westen große Länderstrecken an sich rissen und endlich die **Mongolen** (nach den Kerntruppen des Heeres auch **Tataren** genannt) nach der blutigen **Schlacht an der** 1224.
Kalka bis zum Dniepr vordrangen, die gefangenen Russen treulos ermordeten, die drei Großfürsten Mstislav, Andreas und Alexander unter Brettern erstickten und auf ihren Leichen ein gräßliches Siegesmahl feierten. Fünfzehn Jahre
später setzten die Tataren ihre Eroberungszüge fort. Sie stürmten **Kiew**, den 1240.
glänzenden Herrschersitz, mordeten die Einwohner nach der tapfersten Gegenwehr und legten die Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen und Denkmälern alter Kunst, mit ihrem Welthandel und ihrem Reichthum in Asche. Dann eroberten sie alles Land vom Dniepr bis an die Weichsel und machten zuletzt, nachdem sie Süd- und Westrußland in eine Wüste verwandelt, so daß „die wenigen Menschen, die in den Wäldern und einsamen Orten ein kärgliches Leben fristeten, der Todten Ruhe beneideten", **das ganze Reich zinspflichtig**. **Der Groß-Chan der goldenen Horde** von Kaptschak, dessen Residenz und Standlager im Osten der Wolga war, erhob **zwei Jahrhunderte** lang einen drückenden Tribut von den russischen Fürsten und ihren Unterthanen und schaltete als Oberrichter und Gebieter über Land und Leute. Was war gegen
ein solches Nationalunglück der glorreiche Sieg, den **Alexander Newski** 5. April 1242.
an der Newa über die **Schwertritter** davon trug? Vergebens bemühte sich der tapfere Großfürst **Demetrius Iwanowitsch**, das schwere Joch abzu-
schütteln; die Mongolen verbrannten seine Hauptstadt **Moskau** und zwangen 1380.
ihn zur alten Unterwürfigkeit. Erst als innere Zwietracht und Timurs Waffenglück (§. 533) die Macht der goldenen Horde gebrochen, gelang es dem Groß-
fürsten **Iwan Wasiljewitsch** dem **Großen** von **Moskau** (wohin sein Großvater **Iwan** nach der Einnahme **Kiews** durch die **Litthauer** seine Residenz verlegt hatte), sein Reich von der Zinspflicht zu befreien und durch glückliche Kriege Iwan Wasiljewitsch der Große 1462—1505.
nach allen Seiten hin auszudehnen. Durch die Anlegung fester Städte an der Ostgrenze (Cherkask am Don u. a.) sollten in Zukunft feindliche Einfälle abgehalten und neue Eroberungen angebahnt werden. Die reiche, dem Hansebunde angehörende Handelsstadt **Nowgorod** (§. 446), der es gelungen war,

sich der russischen Herrschaft zu entziehen, ein republikanisches Gemeinwesen zu begründen und ihre Freiheit durch eine starke Bürgermacht Jahrhunderte lang
1478. zu behaupten, wurde unterworfen, ihrer Rechte beraubt und eine Anzahl ihrer ersten Bürger nach andern Städten verpflanzt; das tatarische Fürstenthum Kasan mußte an den Großfürsten von Moskau Zins bezahlen; selbst Litthauen fühlte, daß ein neuer Geist über Rußland gekommen. Iwans Vermählung mit einer Nichte des letzten christlichen Kaisers in Constantinopel öffnete der byzantinischen Bildung einen Weg in das Moskowitenreich und lenkte die Blicke der Czaaren auf das oströmische Reich, dessen zweiköpfigen Adler Iwan in das russische Wappen aufnahm und dadurch seinen Nachfolgern die Pflicht auflegte, den byzantinischen Staat als das rechtmäßige Erbe der moskowitischen Herrscher anzusehen und danach zu handeln. Denn „es zog den Slaven des Nordens so sehnsüchtig und unwiderstehlich nach den Gestaden der Levante, wie einst die Germanen nach Italien". Seit der Eroberung Constantinopels durch die Türken (§. 535) wurde der russische Metropolite (später Patriarch) von den einheimischen Bischöfen gewählt und somit auch die kirchliche Unabhängigkeit errungen. Iwan war nicht blos ein gewaltiger Eroberer, er war auch Gesetzgeber und Staatsordner. Um künftigen Erbfolgekriegen vorzubeugen, traf er Verfügungen über Thronfolge und Einheit und Untheilbarkeit des Reichs; und um unter seinem barbarischen Volke den Keim der Cultur zu pflanzen, ließ er Handwerker und Bauleute aus Deutschland und Italien kommen. Der zum Schutze seiner Hauptstadt Moskau angelegte Kreml (Citadelle) zeugt von seinem großartigen Sinn. Iwans Enkel
Iwan Wasiljewitsch II. 1533–84. Iwan Wasiljewitsch II. der Schreckliche, der sich zuerst den Titel eines Czaar oder „Selbstherrschers aller Reußen" beilegte, schritt auf den blutigen Pfaden des Ahnherrn fort und suchte durch dieselben Mittel Rußland zu cultiviren und zu vergrößern. Er zog deutsche Handwerker, Künstler und Gelehrte in das Land, legte Buchdruckereien an und schloß mit der Königin Elisabeth, nachdem von England aus der Seeweg nach Archangel entdeckt worden, einen Handelsvertrag. Er eroberte Kasan und Astrachan, dehnte sein Reich bis zum Kaukasus aus und traf Anstalten zur Erforschung und gänzlichen Unterwerfung Sibiriens. Im Innern schritt Iwan über die Erde wie ein zermalmender Orkan, um jeden Widerstand im Keime zu ersticken. Auf einem Feldzug gegen die ehemalige Handelsrepublik Nowgorod, welche ihre frühere Freiheit und Größe nicht vergessen hatte, sollen innerhalb sechs Wochen an 60,000 Menschen getödtet worden sein; seinen erstgebornen Sohn gleichen Namens brachte der Tyrann eigenhändig ums Leben. „Vor seinem Geiste und Willen zitterte das ganze Haus und Volk; schüchterne Frauen sollen vor seinem zornigen und flammenden Blicke in Ohnmacht gesunken sein, selten oder nie soll ein Bittsteller sich seinem Throne zu nahen gewagt und keiner der Großen an der fürstlichen Tafel sich erkühnt haben, ein Wort dem andern zuzuflüstern oder seinen Platz zu verlassen, wenn zufällig der Herrscher, überladen von Speise und Trank, in Schlaf verfiel und ganze Stunden lang schlummerte." Durch Errichtung der Schützenschaar der Strelzi (Strelitzen) legte er den Grund zu einer stehenden Kriegsmacht. Aber noch über ein Jahrhundert lag auf Rußland die Nacht der Barbarei; nur der Trieb

roher nomadenhafter Eroberung gab sich kund; es war noch keine Ahnung vorhanden weder von dem festen Rechtsstaate der Römer, noch von der reichen Individualität der Germanen; aller Handel war in den Händen der Hanseaten, besonders der Lübecker; es fehlte jede Spur der Grundstoffe, aus welchen die abendländischen Staaten erwachsen sind. Mit Iwans Sohn Feodor erlosch der Rurik'sche Mannstamm, nachdem der Umfang des russischen Reichs 1598.
seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von achtzehntausend Quadratmeilen auf hunderttausend gestiegen war. — An den Wasserfällen des Dniepr, am Don und am Fuße des Kaukasus lebten die wohlberittenen, streitfertigen Stämme der **Kosacken**, die aus einer Vermischung tatarischer und russischer Räuberhorden entstanden zu sein scheinen, unter selbstgewählten Häuptlingen in wilder Unabhängigkeit und steten Kämpfen mit Polen und Mongolen, bis es Iwan und seinen Nachfolgern glückte, sie zur Unterwerfung zu bringen. Sie leisteten die trefflichsten Dienste bei der Besiegung der wilden heidnischen Nomadenvölker, der Burjaten (am Altai), Tungusen, Tschuktschen u. a., welche in der unendlichen Ebene nordwärts des hohen Gebirgswalles ihr einförmiges Leben mit Jagd, Fischfang und der Wartung ärmlicher Heerden verbrachten, ohne alle politische, gesellschaftliche und sittliche Ausbildung, gegen das rauhe Klima in Hütten von Baumzweigen oder in Erdhöhlen nothdürftig Schutz suchend. Seit ihrer Unterwerfung liefern sie den Russen, deren Joch sie mit Widerstreben tragen, kostbare Thierfelle als Abgaben oder zum Austausch gegen Branntwein, dem sie mit Leidenschaft ergeben sind.

Sibirien. Als der Kosack Jermak mit einigen Hundert seiner Leute Sibirien eroberte, 1582.
stand es unter der Herrschaft der Tataren oder Mongolen, die zur Zeit Tamerlans das Land überfluthet hatten. Der kühne, unternehmende, aber geistig beschränkte Jermak erhielt als Belohnung für die Eroberung des ungeheuren Landes, welches er Iwan dem Schrecklichen überließ, Verzeihung für seine angebliche Schuld, daß er nämlich die Rechte seiner Kosacken zu vertheidigen gewagt hatte. Lange sollte sich jedoch Jermak dieser Gnade nicht erfreuen; von dem Tatarenhäuptling zu einem Feste geladen, wurde er verrätherisch überfallen und nach muthigem, aber vergeblichem Widerstand in die Fluthen des Irtysz versenkt. Nach Jermaks Tode wanderten 1582.
die Kosacken vom Don schaarenweise in Sibirien ein, aber schon unter russischer Oberhoheit und Leitung, und im Verlauf von zwei Jahrhunderten war alles Land bis an das Eismeer und den Ocean unterworfen. Dieses ungeheure, an der chinesischen Grenze beginnende Steppenland wird im Süden von den Kirgisen der großen und kleinen Horde bewohnt, der südwestliche Theil von den Usbeken und Karakalpaken, auch „kirgisische Kosacken" genannt. Die Kirgisen führen ein Hirten- und Räuberleben. In ihren Pferde- und Schaf-Heerden besteht ihr einziger Reichthum. Ihre Sprache ist der tatarischen verwandt. Da Sibirien mehr als ein Drittel von ganz Asien (über 300,000 Q.-Meilen) umfaßt, hat es natürlich in seiner großen Ausdehnung von Norden nach Süden und von Osten nach Westen verschiedenes Klima und verschiedene Vegetation. Die nördlichen Ufergelände, wo der Schnee Ende Juni zu schmelzen beginnt und die Erde während des Sommers aufthaut, sind Moräste und Bruchland, mit Moosen und Strauchwerk bedeckt. Steigt man weiter gegen Süden, so beginnt eine stufenweise zunehmende Vegetation, und die Bäume, meist Coniferen, erreichen eine riesige Höhe und gewaltigen Umfang. Der ganze südliche Theil des nördlichen Sibiriens bis in die Breite von Tobolsk und darüber hinaus ist in seiner ganzen Länge mit unermeßlichen Wäldern bedeckt. Centralsibirien, von Tobolsk südlich bis an die Kirgisensteppe, ist an Wäldern weniger reich, nur gegen Osten sind sie von beträchtlicher Ausdehnung. Sie bestehen aus Fichten, Tannen, Birken, Buchen, hie und da aus Ahorn und nordischen Cedern riesigen Wuchses. Der Boden Centralsibiriens ist von wunderbarer Fruchtbarkeit, bei der elendesten Bearbeitung bringt er reiche Ernten an Getreide aller Art, an Gartenfrüchten, an Flachs und Hanf und selbst Melonen. In den Wäldern wachsen eßbare Beeren in ungeheurer

Menge, dagegen fehlt es an Obstbäumen. Alle unsere Hausthiere sind hinlänglich vorhanden, auch an Wildpret verschiedenster Gattung und an Fischen ist das Land reich. Welche Schätze es in seinen Bergen enthält, ist zum Theil noch unbekannt, aber was es jetzt schon fördert, macht es zu einem der metallreichsten Länder. Der südlichste Theil Sibiriens, die ganze Kirgisensteppe, wo die Sommer sehr heiß und die Winter sehr stürmisch sind, ist eine große Wüste ohne Städte, Dörfer und Wege; Flüsse fehlen gänzlich und man findet nur Salzwasserseen.

9. Das Reich der Osmanischen Türken.

§. 532. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts verließen die Osmanen, streitbare Nomadenhorden, ihre bisherigen Wohnsitze in den Ostgegenden des kaspischen Meeres, um dem Schwerte der Mongolen zu entrinnen, und erkämpften sich in Kleinasien die Trümmer des Seldschukkenreichs (§. 371). Mit den kriegerischen, durch mohammedanische Derwische zum Kampfe wider die Christen begeisterten und von der Aussicht auf Beute angetriebenen Schaaren drang
1299. Osman durch die olympischen Pässe nach Bithynien, erhob Prussa (Brussa, Bursa) zu seinem Herrschersitz und behauptete seine Eroberung gegen die schlaffen Griechen und die von ihnen zu Hülfe gerufenen abendländischen Söldner (Catalonier). Seine Nachfolger verbesserten das Kriegswesen, indem sie aus den schönsten und kräftigsten Jünglingen, die sie bei den besiegten christlichen Völkern aushoben und zum Islam bekehrten, durch kriegerische Erziehung ein streitbares Fußvolk, die **Janitscharen**, bildeten. Bald gehorchten Nikomedien, Nikäa und das classische Gebiet von Ilion dem Sultan (Padischah) von Bursa, indeß der byzantinische Hof durch Parteikämpfe, Hofränke und Gräuelthaten die letzte Kraft des gealterten Staates schwächte und die Eroberung des-
Murad I. 1361–89. selben beschleunigte. Nachdem Murad I., der eigentliche Begründer der unüberwindlichen Janitscharenmacht, ganz Kleinasien unter seine Herrschaft gebracht, setzte er nach Europa über und unterwarf in einigen Feldzügen alles Land vom Hellespont bis zum Hämus. Adrianopel wurde eingenommen, mit glänzenden Moscheen geschmückt und zu Murads Herrschersitz erkoren; vor dem siegreichen Schwerte der türkischen, für den Islam begeisterten Schaaren erlagen die christlichen Herrschaften des alten Thrakiens und die entvölkerten Städte, die einst Griechen und Römer daselbst gegründet. Nur die streitbaren Serbier und Bulgaren widerstanden eine Zeit lang mit Glück. Als aber die blutige Schlacht
1389. von Kossova, wo Murad selbst von einem serbischen Jünglinge erschlagen wurde, ihre Kraft gebrochen hatte, beugten auch sie sich vor dem Ungestüm der Janit-
Bajazeth 1389–1403. scharen. Murads Sohn, der thatkräftige, gewaltthätige Bajazeth (Bajesid), setzte den Siegeslauf seiner Vorgänger mit solchem Erfolg fort, daß man ihn den „Wetterstrahl" nannte. Er eroberte Makedonien und Thessalien, drang durch die Thermopylen nach dem verödeten Hellas und Peloponnes, erstürmte Argos und ließ seine raschen Reiter die Südspitze des alten Lakoniens durchstreifen. Da waffnete endlich das Abendland wider den furchtbaren Feind. Kaiser Sigismund, Beherrscher von Böhmen und Ungarn, Johann von Burgund, die Blüthe der französischen Ritterschaft, viele deutsche und böhmische Edle zogen, über hunderttausend Mann stark, an die untere Donau. Aber trotz ihrer Tapfer-
1396. keit und ihres Heldenmuthes entschied die mörderische **Schlacht von Nikopolis** gegen

die Christen. Mühevoll rettete sich Sigismund mit wenigen Begleitern zur See in sein Land; die französischen Grafen und Ritter geriethen in die Gewalt der Türken und erlangten die Freiheit nur durch ein großes Lösegeld; zehntausend Gefangene niedern Rangs schlachtete Bajazeth den Manen seiner Gefallenen. Bosnien war der Preis des Siegs, und die zinspflichtige Hauptstadt des byzantinischen Reichs, zu deren Belagerung der Sultan jetzt schritt, hätte trotz ihrer Festigkeit schwerlich seinem Angriffe widerstanden, wäre nicht unerwartet ein Feind erschienen, der auf größern und blutigern Pfaden als Bajazeth selbst einherschritt.

§. 533. Timur der Mongole. Dieser Feind war der kriegerische und kluge Mongolenbeherrscher **Timur der Lahme** (Tamerlan, Timurlank), ein Nachkomme Dschengis-Chans (§. 413), dessen verfallenes Reich er wieder aufzurichten beschloß. An der Spitze streitbarer Hirtenschaaren verließ er Samarkand, seinen reizend gelegenen Herrschersitz, um alle Völker von China's Mauer bis zum Mittelmeer und von den Grenzen Aegyptens bis nach Moskau zu unterwerfen; Persien (Iran) wurde mit Blut getränkt; in Indien wurden alle Kriegsgefangenen unter den Mauern von Delhi niedergehauen, damit „der große Mogol“ aus Timurs Geschlecht mit Sicherheit die Herrschaft über Hindostan führen möge; Rauch, Trümmer und Leichenhügel bezeichneten seinen Siegeslauf; Schädelstätten mit Tausenden von grinsenden Todtenköpfen waren seine Trophäen. Nachdem Timur Bagdad zum zweiten Mal zerstört (§. 413), das herrliche Damaskus niedergebrannt und Syrien den Mameluken entrissen hatte, füllte er Kleinasien und die Länder an der Wolga mit Verwüstung und Entsetzen. Er vernichtete in einer entscheidenden Schlacht die Heeresmacht des Groß-Chans von Kaptschak, der ihm mit tatarischen und slavischen Völkern 1396.
entgegen gezogen war, eroberte Moskau und verwüstete ganz Klein- und Großrußland. Unermeßlich war seine Beute an Gold und Silber, an Fellen von Zobel und Hermelin und an andern kostbaren Waaren. Da ließ Bajazeth ab von der Belagerung Constantinopels und zog dem Welteroberer entgegen. Bei **Angora** (Ancyra) im alten Galatien wurde eine furchtbare Schlacht geliefert, 1402.
die trotz der Kriegskunst und Tapferkeit der Türken sich zu Gunsten des streitbaren Hirtenvolks entschied. Bajazeth gerieth in Gefangenschaft und starb im nächsten Jahr vor Kummer. Auch Timur sank bald darauf in die Gruft; sein 1405.
Weltreich zerfiel eben so schnell, als es entstanden war, indeß die gebrochene Macht der Osmanen bald wieder zum alten Glanz aufstieg, weil weder die schlaffen Byzantiner, noch das zwieträchtige, in viele gleichzeitige Kriege verflochtene Abendland den günstigen Augenblick zu deren Vernichtung benutzten.

§. 534. Schon dem Enkel Bajazeths, **Murad II.**, gelang es, die abtrün- Murad II 1421–51.
nigen Emire Kleinasiens wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen und dann die Eroberungen an der Donau und am Hämus von Neuem zu beginnen. Immer noch hielt sich das byzantinische Kaiserthum inmitten des türkischen Reichs, obwohl nur auf die Hauptstadt und einige umliegende Bezirke beschränkt und dem Padischah zinspflichtig. Da beschloß **Johann VII. Paläologos** (wie schon seine beiden Vorgänger Johann VI. und Manuel umsonst versucht), durch eine Vereinigung der morgenländischen Kirche mit der römischen sich die Hülfe des

Abendlandes zu verschaffen. Zu dem Zweck begab er sich mit dem Patriarchen
1438. und vielen Bischöfen nach Italien, wo man lange und heftige Disputationen über die Frage, ob der Geist vom Vater und Sohn oder nur vom Vater ausgehe, und über andere unergründliche oder unwesentliche Dinge anstellte, indeß das Schwert der Osmanen die Existenz des byzantinischen Throns immer mehr bedrohte. Und als endlich in zweideutigen und unbestimmten Ausdrücken ein
1439. Vereinigungsvertrag zum Abschluß kam, sprach sich die Mißbilligung der Hauptstadt gegen den zurückkehrenden Kaiser und seine Bischöfe so laut aus, daß die meisten der letztern ihre gegebene Zustimmung wieder zurücknahmen und die Trennung größer wurde als zuvor. „Theologische Streitigkeiten waren die Hauptbeschäftigung der Constantinopolitaner; dreihundert Klöster lagen in und um der Stadt, indeß die Kriegsmacht keine fünftausend Mann betrug.“ Doch hatte der Vertrag zur Folge, daß der Papst durch seinen Legaten Julian die christlichen Fürsten zu einem Kreuzzug wider die Türken zu vereinigen und mittlerweile die Ungarn, Polen u. A. zu einem Angriff auf das osmanische Reich zu bereden suchte. Umsonst machte man geltend, daß kurz zuvor ein zehnjähriger Frieden abgeschlossen worden, der casuistische Grundsatz, daß man gegen Ungläubige zu keiner Treue verpflichtet sei, schlug alle Einwendungen nieder. Wladislav, König von Ungarn und Polen, und der heldenmüthige Hunyad (§. 528), dessen Kriegskunst und Tapferkeit schon mehrmals die Türken zum Weichen gebracht, setzten über die Donau und drangen bis an die Küste des schwarzen Meeres vor. Da verließ Murad die Stätte bei Magnesia, wo er bisher in wollüstiger Ruhe den Freuden und Sinnengenüssen gelebt, und eilte den Christen entgegen, Gott um
1444. Rache für deren Meineid anrufend. In der blutigen Schlacht bei Varna war der Sieg anfangs auf Hunyads Seite, aber ein übereilter Angriff Wladislavs auf die festen Reihen der Janitscharen führte zuletzt eine gänzliche Niederlage des christlichen Heeres herbei. Der junge König war unter den Erschlagenen; sein Kopf wurde auf einem Spieß umhergetragen; den Legaten Julian ereilte der Tod auf der Flucht; die Früchte aller Siege waren dahin. Murad eilte zu seinen Freuden- und Genüssen zurück, die er nach vier Jahren nochmals verließ, um auf
1448. dem blutgetränkten Felde von Kossova (§. 532) neue Siege zu erkämpfen.

Mohammed II. §. 535. **Eroberung von Constantinopel.** Als nach Murads II.
1451—81. Tod sein thatkräftiger, herrschsüchtiger und blutdürstiger Sohn Mohammed II. Padischah der Osmanen ward, nahte die letzte Stunde des oströmischen Reichs. Entschlossen, Constantinopel zu seinem Herrschersitz zu machen, kündigte er dem zinspflichtigen Kaiser den Krieg an und schritt zur Belagerung der Stadt, die, ungeachtet der innern Parteiung, durch die Tapferkeit der Genuesen und den
29. Mai 1453. Heldenmuth des letzten Kaisers Constantin fünfzig Tage lang allen Stürmen und Belagerungswerkzeugen trotzte. Endlich wurden die Mauern erstiegen. Da mischte sich der hochherzige Constantin, in dem noch Sinn für alte Römergröße, für Freiheit, Religion und Nationalität lebte, in den dichtesten Haufen der Streitenden und fiel tapfer kämpfend auf den Wällen seiner Hauptstadt. Das schöne Constantinopel, der alte Sitz byzantinischer Herrlichkeit, ward die Residenz des Sultane. Die Sophienkirche werde in eine Moschee verwandelt, den christlichen Bewohnern das Joch der Sklaverei aufgelegt und auf den Trümmern

christlicher Cultur pflanzte der türkische Islam triumphirend seinen **Halbmond** auf. Erschrocken flohen viele gelehrte und gebildete Griechen nach dem Abendlande und beförderten, als Ehrengäste in Florenz und Rom huldreich aufgenommen, durch Mittheilung der griechischen Sprache und Literatur die neue Zeit, die von verschiedenen Seiten zugleich hereinbrach. — Dem Fall von Constantinopel folgte bald die Eroberung des **trapezuntischen Reichs** (§. 403), dessen letzter Beherrscher enthauptet wurde, die Unterwerfung der meisten Inseln im ägäischen Meer, sowie die Einnahme von Griechenland und **Morea** (Peloponnes), das die Venetianer vergebens mit aller Tapferkeit vertheidigten. Umsonst bemühten sich die Päpste Nicolaus V. und Pius II. (Aeneas Sylvius), durch den Legaten Cardinal **Piccolomini**, Bischof von Siena, den eingeschlummerten Religionseifer zu einem Kreuzzug wider den heftigsten Feind der Christenheit zu wecken und den Türkenzehnten als fromme Pflicht zu gebieten; nur einige ungeordnete, mit Spießen und Eisenhaken bewaffnete Schaaren zogen unter dem beredten Franciscanermönch **Capistrano**, der einst (1451) mit seinem „Barfüßergeleit" Buße predigend durch die deutschen Lande gewandert war, um die Sünde des Baseler Concils zu sühnen und die Hussiten von ihren „abscheulichen Ketzereien" zu bekehren (§. 473), dem heldenmüthigen Hunyad in das hartbedrängte **Belgrad** zu Hülfe. Der Sieg vor dieser Stadt, als die Türken nach vielen ver- 1456.
eitelten Stürmen endlich einen verlustvollen Rückzug antraten, verfolgt von den Ungarn und vom Kreuzesheer, war die letzte glorreiche That der Christen. Wenige Monate nachher sanken die beiden Vorfechter, Hunyad und Capistran, ins Grab. Wie sehr auch herumziehende Mönche die Gräuelthaten und den Uebermuth der Heiden und die Noth und Leiden der Glaubensbrüder in feurigen Worten schilderten und großsprecherische Ritter bei Turnieren und Lanzenstechen mit den Waffen klirrten und nach Türkenköpfen stachen, zu einem gemeinsamen Waffenzug nach Osten war das erschlaffte Abendland nicht mehr zu begeistern. **Serbien** und die **Walachei** wurden dem Osmanischen Reiche einverleibt, die **Moldau** ward zinspflichtig; nach Steyermark, Kärnthen und Krain machten türkische Schaaren verheerende Streifzüge; nur in den Berggegenden von **Albanien** und besonders im alten **Epirus**, dem südlichen Theile davon, behauptete der streitbare Held **Alexander Castriota** (Skanderbeg) bis zu seinem Tod † 1467.
eine unabhängige Herrschaft, und **Ungarns** Selbständigkeit rettete der tapfere Arm der Hunyadi. Auch in Asien dehnte der gewaltige Eroberer die Osmanische Herrschaft weit nach Osten aus, nachdem **Usunhasan**, der Turkmanensultan, welcher den größten Theil von Persien und Armenien zu einem großen Reiche vereinigt hatte, in der **Schlacht bei Terdschan** überwunden war und 1473.
nach seinem bald darauf erfolgten Tode der Glanz der Dynastie „vom weißen Hammel" erlosch. Auf den Trümmern der Turkmanenherrschaft gründete dann Schah **Ismail**, Herr von Tebris in Aserbeidjan, ein schwärmerischer Anhänger Ali's und der schiitischen Glaubensform (§. 305) das neupersische Reich der **Ssaffi** oder **Sofi**. Schon hatte Mohammed auch in dem zerrissenen Italien festen Fuß gefaßt und seinen Blick nach Rom gerichtet, mit dessen Sturz er den Glauben an den gekreuzigten Heiland vom Erdboden zu vertilgen hoffte, als der Tod seinen Entwürfen ein Ende machte. Er verband den Ruhm eines 1481.
Kriegers und Eroberers mit dem eines Gesetzgebers. Denn er legte den Grund

zu der türkischen Staatsverwaltung, Rechtspflege und Hofordnung, die Soliman später ausbildete.

Der Großherr (Sultan, Padischah) ist unbeschränkter Gebieter über Leben und Tod aller seiner Unterthanen und Besitzer alles Grundeigenthums. Sein Wille gilt als Gesetz und ist nur durch die Gebote des Korans und durch gewisse herkömmliche Sitten gebunden. Bei den Türken gibt es keinen Adel und außer den Priestern (Imams) und geistlichen Orden (Derwischen) keine Ständeunterschiede. Der Großherr bewohnt das Serail, eine Vereinigung von mehreren Palästen, Gärten, Wohnhäusern u. dgl. Die Wohnung der von den Männern streng geschiedenen Frauen heißt Harem; jeder vornehme Türke hat einen solchen, da ihm gestattet ist, vier Frauen zu nehmen und so viele Sklavinnen zu halten, als er ernähren kann; am reichsten ist der großherrliche Harem, dem der Kislar Aga, das Haupt der schwarzen Verschnittenen, vorgesetzt ist. — Dem Sultan zunächst steht der Groß-Vezier, dessen Palast die Pforte heißt. Auf ihm liegt die ganze Last der Reichsgeschäfte; er führt den Vorsitz im Divan oder dem hohen Rath, der bei wichtigen Angelegenheiten einberufen wird und woran der Großadmiral (Kapudan Pascha), die zwei Oberrichter (Kadiaskers), der Minister des Auswärtigen (Reis Effendi, dem die Dolmetscher, Dragomans untergeordnet sind), der Großschatzmeister (Defterdar) u. A. Antheil haben. — Von großem Einfluß auf die Verwaltung und Rechtspflege ist das Collegium der in Rangklassen getheilten Ulemas oder Gesetzeskundigen, die in allen wichtigen Angelegenheiten um ihr Gutachten (Fetwa) befragt werden; das Oberhaupt dieser Gelehrten, aus denen gewöhnlich die Richter für die größern wie für die kleineren Städte (Mollahs und Kadis) genommen werden, ist der Mufti. Die Provinzen werden durch Statthalter oder Beamte mit unbeschränkter militärischer und richterlicher Gewalt regiert. Nach dem Umfang ihres Gebiets führten diese verschiedene Namen. Beglerbegs (Fürsten der Fürsten) haben ganze Provinzen (Rum und Anatoli) unter sich; kleinere Theile werden von Paschas, noch kleinere von Beys (Begs), die kleinsten von Agas verwaltet; keiner ist indeß von dem andern abhängig. — Die Moslemin entrichteten an die Schatzkammer den Zehnten von dem Ertrag ihrer Güter; die nicht muselmännischen Unterthanen (Rajahs) bezahlten Kopfgeld (Haratsch), Grund- und Vermögenssteuer, und wurden durch willkürliche und harte Frohndienste und durch den Knabenzins zur Ergänzung der Janitscharen gedrückt. — In der Dichtkunst und in den Wissenschaften ist der Osmanische Stamm der mohammedanischen Völkerfamilie hinter den andern zurückgeblieben. Wenn wir von Hammers „Blüthenlese aus zweitausend zweihundert Dichtern" in seiner „Geschichte der Osmanischen Dichtkunst" mit der persischen und arabischen Poesie vergleichen (§. 313), so erkennen wir sofort, daß die osmanischen Dichter durchaus dieselben Wege wandeln, welche die großen Vorgänger des Islam im Oriente angebahnt haben; daß sie in lyrischen Kaßiden und Ghaselen mit dem Preise der Liebe und des Weins mystische Phantasien und religiöse Sprüche und Lehren verbunden haben, nur daß die letztere Seite, dem mehr hervortretenden fanatischen Volkscharakter entsprechend, häufiger und fleißiger gepflegt ward; daß sie in doppelt gereimten Mesnevi die alten Sagenstoffe, die ihnen als Erbtheil zugefallen, mit mehr oder weniger Abwechselung immer wieder behandelten und nur in den größeren epischen Gedichten, gleichfalls nach persischen Vorgängern, statt der überlieferten Iskandersage häufig die Thaten der großen Sultane zum Gegenstand ihrer Muse wählten. Die persische Literatur wurde im 15. und 16. Jahrhundert so sehr das Vorbild der osmanischen, daß man sich in Constantinopel nicht selten des Persischen als Schriftsprache bediente.

§. 536. Die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war die glänzendste Periode der osmanischen Waffen. Zwar wurde unter Mohammeds Nachfolger Bajesid II. dem Fluge der Eroberung auf einige Zeit Einhalt gethan, weil des Sultans Bruder Dschem, den die Johanniter von Rhodos in fränkischer Gefangenschaft hielten, den abendländischen Fürsten als politisches Schreckmittel gegen die Pforte diente (§. 509); als aber der unglückliche Prinz durch die Tücke des Papstes Alexander VI. in Italien einem zehrenden Gifte erlag und der friedliebende Bajesid zu seinen Vätern versammelt ward, kam eine neue Zeit der Macht und Herrlichkeit über das Osmanenreich. Mohammeds Enkel, Selim I., machte

Bajesid II. 1481–1512. 1495. Selim I. 1512–20.

den Tigris zur Ostgrenze gegen Persien, besiegte die Mameluken in zwei mörderischen Schlachten und fügte Mesopotamien, Syrien und Aegypten seinem Reiche bei. Auch brachte er die türkische Seemacht noch mehr in die Höhe. Sein Sohn **Suleiman** (Soliman) der Prächtige schritt auf Suleiman d. Prächtige 1520—66. Selims Eroberungsbahn fort. Die Insel Rhodos, welche die Johanniter gegen Mohammeds II. Angriff muthig und glücklich vertheidigt, wurde mit großer Anstrengung belagert. Aber heldenmüthig schlugen auch jetzt die Ordensritter mit sechstausend Mann unter der Anführung ihres hochherzigen Großmeisters (Villiers de l'Isle Adam) alle Angriffe der übermüthigen Feinde zurück. An 150,000 Türken waren bereits bei der Belagerung umgekommen, als die Ritter endlich gedrängt durch 1522. Mangel an Nahrungsmitteln gegen freien Abzug die Insel räumten. Die tapfern Männer setzten darauf nach Italien über, wo der Großmeister mehrere Jahre in Civita vecchia und Rom verweilte, bis er und der Rest seiner Ritter nach vielen Mühen und Unterhandlungen eine bleibende Stätte auf der Insel Malta fanden (§. 379). Leichter waren Suleimans Eroberungen an der Donau, wo er Belgrad und Peterwardein erstürmte und nach der schrecklichen Schlacht von **Mohacs** 1526. (bei welcher der junge König Ludwig II. von Ungarn und Böhmen auf der Flucht in den Sümpfen das Leben verlor) die Hälfte von Ungarn mit Ofen in seine Gewalt brachte. Ferdinand von Oesterreich wurde als Ludwigs Nachfolger anerkannt, aber Suleiman entschied sich für seinen Mitbewerber, Zapolya von Siebenbürgen (§. 528), und rückte mit Heeresmacht bis vor die Mauern von Wien. Der Heldenmuth der Besatzung dieser Kaiserstadt ret- 1529. tete jedoch das christliche Abendland vor türkischer Knechtschaft. Nach großen Verlusten und wilden Verheerungen zog Suleiman in sein Reich zurück und überließ das nördliche Ungarn den blutigen Parteikämpfen, durch die endlich Ferdinand gegen Tribut die Krone erlangte. — Auch in Asien dehnte Suleiman die Reichsgrenzen aus; Bagdad, Basra, Mosul und Jemen wurden unterworfen und in Nordafrika erhielt die Pforte die Schutzherrlichkeit über die von zwei unternehmenden Brüdern aus Lesbos (Horuk und Schereddin oder Hairaddin Barbarossa, Söhnen eines Töpfers) den bisherigen arabischen Herrschern entrissenen Seeräuberstaaten Algier, Tunis und Tripolis. — Im Bunde mit Franz I. von Frankreich bedrohte Suleiman wiederholt Unteritalien; aber sowohl dieses Land, als das von ihm hart bedrängte Malta widerstanden seiner Macht. In hohem Alter zog er zu neuen Eroberungen nach Ungarn aus, starb aber vor Sigeth, bei dessen Vertheidigung der hochherzige 1566. Zriny den Heldentod fand.

§. 537. Mit Suleiman ging die Kraft der Osmanen zu Grabe. Seine schwachen, im Harem erzogenen Nachfolger vergaßen über den erschlaffenden Sinnengenüssen des Serails die kriegerischen Tugenden ihrer Vorfahren, während doch ihre Herrschaft auf den Säbel gegründet war. Durch die Ränke des Harem wurden die Herrscher und obersten Beamten gestürzt; die Janitscharen verweichlichten, seitdem ihnen gestattet war zu heirathen und ihre Kinder in die Schaar einreihen zu lassen; an die Stelle des kriegerischen, auf der Staatserziehung beruhenden Geistes traten Trotz und Uebermuth und der unheilbringende Geist des Aufruhrs. Die Richter und Statthalter ließen sich bestechen, Druck und Erpressungen entvölkerten die Provinzen, orientalische Weichlichkeit

und erschlaffende Sinnengenüsse brachen die Kraft des Volkes. Bald lagerte sich Verwilderung und Oede über die von ihnen besetzten Länder des byzantinischen Reichs; denn wo die Türken ihren Fuß hinsetzten, zertraten sie alle Keime des Lebens. Um ihre Städte, in deren Ruinen ihre Paschas wohnten, schufen sie eine Wüste. Die Bevölkerung des Landes, das sie besetzten, wurde im Kriege oft völlig ausgerottet, und ihre Zahl hob sich nicht im Frieden. Der Ackerbau und alle auf Productenerzeugung hinzielenden Gewerbe lagen unter ihrer Herrschaft darnieder. Für den Verkehr und seine Beförderung geschah wenig oder nichts. Die Straßen, welche sie etwa in den eroberten Ländern vorfanden, ließen sie verfallen, ihre Flüsse versumpfen und verwildern und daher war überall, soweit ihre Herrschaft reichte, fast nur der alte unbequeme und unbehülfliche Transport durch Caravanen mit Hülfe von Saumthieren möglich. Das schwarze Meer verfiel in dunkle Nacht und wurde wieder „ungastlich" wie vor den Zeiten der Griechen. Kein blühender Hafen schmückte mehr die Ufer, an denen nur dann und wann Nomaden mit ihren Heerden vorüberzogen. Geistesträgheit hinderte die eigene Ausbildung, und ihre den Christenhaß nährende Religion hielt sie von der Aneignung der abendländischen Cultur ab. Unter diesen Umständen wäre es den christlichen Staaten leicht gewesen, den Türken einen Theil der Eroberungen wieder zu entreißen, hätte nicht gegenseitiger Neid und Eifersucht jede gemeinschaftliche Unternehmung vereitelt. So blieb selbst der glorreiche Sieg, den Karls V. natürlicher Sohn Don Juan
1571. von Oesterreich und die Venetianer in der Seeschlacht **von Lepanto** über die Türken davon trugen, ohne andere Resultate, als daß die türkische Flotte vernichtet ward. Nicht einmal die Seeräuberstaaten Nordafrika's konnten von der spanischen Macht dauernd unterworfen werden.

§. 538. **Ausgang des Mittelalters.** Maximilians I. Regierung kann als Uebergangsperiode des Mittelalters in die neue Zeit gelten. Denn während er selbst seinem ganzen Wesen nach der scheidenden Ritterzeit angehört und als der „letzte Ritter" auf dem deutschen Kaiserthron dasteht, ist seine Regierungszeit auch zugleich der Wendepunkt der europäischen Politik und des diplomatischen Verkehrs der Fürsten und Höfe mit einander. Liest man von den kühnen und gefahrvollen Jagden des stattlichen Maximilian (Sage von der Martinswand), von seinen tapfern Thaten im Feld und Turnier, von seiner Liebe für die gesunkene Ritter- und Minnedichtung (§. 478), von seinen Kriegszügen in den Niederlanden, in Ungarn, in Italien, von seiner romantischen Vermählung mit Maria von Burgundien (§. 520), so erkennt man allenthalben den Charakter des Mittelalters, die Ideen der Ritterzeit; betrachtet man aber die politischen Bündnisse in Italien, die diplomatischen Ränke, die Trennungen und Vereinbarungen der Höfe, den Bund von Cambray (§. 503), wo rohe Herrschsucht und Ländergier durch feine Staatskunst bezwungen ward, so fühlt man sich in eine Zeit versetzt, in welcher dynastische Interessen und politische Vortheile die Seele des Staatslebens bilden, wo Bündnisse und Gegenbündnisse eine europäische Politik begründen, wo die Schicksale des einen Staats auf alle andern zurückwirken. Diese Anfänge einer diplomatischen Staatskunst tragen noch das Gepräge der Einfachheit und Naivetät an sich. Je nach dem augenblicklichen Vortheil verbindet man sich heute mit dem Einen, morgen mit dem Andern; der

Freund von gestern wird heute Gegner, kann aber in Kurzem wieder in das frühere Verhältniß zurückkehren. Man trägt Eigennutz und Selbstsucht offen zur Schau und sucht sie nicht durch eine trügerische Maske zu verhüllen. Maximilians Zeitgenossen, Heinrich VII. von England, Ludwig XI. von Frankreich und Ferdinand der Katholische von Spanien, können als „Reihenführer in politischen Trugkünsten" gelten. — Im Mittelalter suchte sich alles Gleichartige zu verbinden, um dem Verschiedenartigen, das feindlich gegenüberlag, die Spitze bieten zu können; daher die Zünfte, Körperschaften und Bündnisse. Auf dieselbe Weise waren auch die Staaten und Nationen gesondert, ohne andere als feindliche Berührungen, ohne Wechselwirkung auf einander. Dieser Zustand der Trennung und Abgeschlossenheit findet sein Ende während der Regierungszeit Maximilians; in Italien, der Pflanzstätte der neuen Cultur, berühren sich beim Uebergang in das sechszehnte Jahrhundert die bedeutendsten Staaten Europa's, Deutschland, Frankreich, Spanien, England, die Schweiz, Ungarn. Kriege, Bündnisse, Friedensschlüsse vermehren die Berührungen und befördern den innern Zusammenhang; die Wechselbeziehung und Wechselwirkung der einzelnen Staaten wird immer bemerkbarer; die mittelalterliche Sonderung weicht allmählich einem verwickelten Staatensystem; die Schicksale und Begebenheiten des einen Staats wirken auf die andern ein; Entdeckungen, Erfindungen und mächtige Ideen werden schnell europäisches Gemeingut; der unter Maximilian eingerichtete Postenlauf zwischen Wien und Brüssel erleichtert die Verbindung zwischen Ost und West; eine Erschütterung, die in irgend einem europäischen Lande stattfindet, zittert im ganzen Erdtheil nach. Die große Verbreitung der lateinischen Sprache fördert und mehrt den Völkerverkehr. — Und wie die Staaten und Nationen in nähere Beziehung und Wechselverbindung treten, so auch die Stände. In demselben Maße, als der Ritterstand sank und sich durch rohes Raubwesen des Ruhms der Vorfahren unwürdig machte; als der Minnedienst zur Wollust und Unzucht entartete, so daß es zum vornehmen Wesen gehörte, „auf dem Narrenschiff der Buhlschaft nachzufahren" und die Bastarde fürstlicher und edler Häuser in den französisch-burgundischen Kriegen als eine gefürchtete Kriegsmacht ins Feld zogen, hebt sich der Bürgerstand und ersetzt durch Bildung, Wohlstand und Kraft die Vorrechte der Geburt und der ritterlichen Erziehung, die jener voraus hatte. Eine kräftige Bürgerwehr, die als Fußvolk ins Feld zieht und in den großen Kämpfen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts die Angriffe der stahlfesten Reihen des Adels mit Ruhm besteht, drängt die Ritterschaft aus dem Alleinbesitz der Waffen und der Kriegsübung; die Einführung der Schießgewehre und die zunehmende Sitte, mit geworbenen Söldnertruppen die Schlachten zu schlagen, raubt dem berittenen Adel vollends das Uebergewicht und stellt ihn in Eine Reihe mit dem aufstrebenden Bürgerstand. Die Edelleute siedeln sich in den Städten an, und indem sie allmählich mit den reichern und angesehenern Geschlechtern bürgerlicher Abkunft verschmelzen, streben beide gemeinschaftlich nach einem höheren Thatenziel, befleißigen sich beide eines ehrbaren Lebens und edlerer Sitte. — Die zwei großen Leuchter des christlichen Mittelalters, Kaiserthum und Papstthum, hatten ihren Glanz verloren, jenes durch die wachsende Macht der Landesfürsten, welche das Ansehen der von ihnen geschaffenen Reichsgewalt immer mehr beschränkten und statt der Herrschaft des

Gesetzes eine „Freiheit" bis zur Anarchie aufrichteten; dieses durch den Mißbrauch, den die kirchlichen Oberhäupter während ihres Aufenthalts in Avignon von ihrer Stellung machten, und durch die Entartung des Klerus, der das Salz der Erde sein sollte, sich aber allen Lüsten und Lastern ergab und statt der Kindschaft Gottes einen knechtischen Geist erzog. Die großen Kirchenversammlungen des fünfzehnten Jahrhunderts brachten die Gesunkenheit des geistlichen Standes und den Verfall des Papstthums recht zu Tage, so daß der künstlich errungene Sieg nur ein Schein war, wie das letzte Aufflackern einer erlöschenden Fackel. Vor dem erstarkten Volksgeist und der erwachten Vernunft konnten die Gebilde mittelalterlicher Gläubigkeit und beschränkter Einsicht nicht länger bestehen. So drängte Alles der neuen Zeit zu. Der stolze Bau der Feudalmonarchie und der kirchlichen Selbstherrlichkeit war morsch geworden; wie hätte er die Schläge, die zu gleicher Zeit von verschiedenen Seiten gegen ihn geführt wurden, bestehen sollen? Ein todbringender Stillstand war in das Staats- und Kirchenleben eingekehrt; sollte nicht die Stagnation eine allgemeine Fäulniß erzeugen, so mußte ein neuer großartiger Kampf Leben und Bewegung in die Masse bringen. „Mit den alten Mitteln, welche die Krankheit so tief hatten wurzeln lassen, war keine Heilung möglich. Zu helfen war nur durch tiefe Umwandlungen; in den Herzen der Menschen mußte es anders werden; der Einzelne mußte aus dem niedrigen Kreis seiner Selbstsucht und Gier emporgerissen; es mußte in ihm selbst das Gefühl der Verantwortlichkeit und der Pflicht, das Bedürfniß innerer Erhebung und Versöhnung entzündet werden; es mußte zwischen der falschen Alternative des Diesseits und Jenseits eine Welt sittlicher Kräfte und Zwecke entstehen, ein Dasein, in dem es wahr wurde, daß der Mensch nach Gottes Ebenbilde geschaffen sei."

Register.

Die beigefügten Ziffern verweisen auf die Paragraphen (Erster Band §§. 1—538. Zweiter Band §§. 539—1309).

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.